Geschichte
der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1865.

Uebersicht des Inhalts.

Vierter Zeitraum.

Vom ersten Viertel des 16. bis zum ersten Viertel des 17. Jahrhunderts.

Einleitende Bemerkungen . . . S. 1
Erster Abschnitt: Poesie . . . 3
I. Lyrische Poesie 4
Huldreich Zwingli 8
Ein chrystenl. gesang u. s. w. . . 9
Martin Luther . . . . —
1. Veni sancte spiritus, gebessert 11
2. Der XII. Psalm . . . . . —
3. Der CXXX. Psalm . . . . —
4. Der XLVI. Psalm 12
5. Der Lobgesang: „Nu bitten wir den heiligen Geist" . —
6. Ein Dancklied 2c. . . . . . —
7. Ein Kinderlied auf die Weihnachten, vom kindlein Jhesu —
8. Ein lied von den zween Merterern Christi 2c. 13
9. Fraw Musica 14
10. Vom Hofleben . . . . . . —
Ulrich von Hutten . . . . . —
Ain new lied . . . . —
Lazarus Spengler 15
Durch Adams Fall . . . . . —
Paul Speratus . . . . . . —
Ein lied vom gesetz vnd glauben 16
Michael Weisse . . . . . . —
Zum Begrebnis . . . . . . —
Erasmus Alberus 17
Ein Lied von der Zukunfft des Herrn Christi am Jüngsten Tag —
Hans Sachs 18
1. Warumb betrübst du dich mein hertz . . . . —
2. Der rumreich frosch 19
Paul Eber . . . . —
Betliedlein zu Christo vmb eyn seligen abscheyd 20
Niclas Hermann . . . . . . —
1. Das dritt Weinachtlied . . 21
2. Am XVI. Sontag . . . . —
3. Ein Geistlich Lied für die Kinder 22
4. Ein Gebet vnd Dancksagung vor vnd nach dem Essen. . —
5. Der Morgen-Segen . . . . —
6. Der Abend-Segen . . . . —
7. Die vierdte Bitt vmbs tegliche Brodt . . . . —
Johannes Matthesius 23
1. Ein Hochzeitlied . . . . . —
2. Morgenlied . . . . —
Paul Melissus Schede . . . . —
1. Lied 24
2. Ein anderes . . . . —
3. Ein andres, Im Thon, Ich ging einmal spatziren . . . 25
4. Sonnet . . . . —
Heinrich Knaust . . . . . . —
Hertzlich thut mich erfrewen, christlich vnd moraliter verendert . —
Johannes Fischart 26
1. Der 29 Psalm 27
2. Tanz Liedlin . . . . . . —
3. Der Mann 28
4. Das Weib . . . . —
5. Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen . . . . . —
6. An Ehr vnd Billicheit liebende Leser. Etlich Sonet (1—7) 29
Nicolaus Selnecker 30
1. Gebetlein aus dem 84. Psalm. Vmb erhaltung bei Gottes Wort . . . . —
2. Ein Abendsegen aus dem 63. Psalm 31
Bartholomäus Ringwaldt . . 31
1. Lied der Kriegsleut wider den Erbfeind . . . . —
2. Ein fein Sommerlied . . . 32
3. Der Wittwer 33
Peter Danaisius . . . . . . —
Hochzeitfeier 2c. 34
Philipp Nicolai . . . . . . —
1. Ein geistl. Brautlied . . . 35
2. Ein geistl. Lied v. d. klugen Jungfrauen . . . . —
Theobald Höck . . . . . . —
1. Das Glück 36
2. Undank . . . . —
Johannes Doman . . . . . . —
Lied v. d. alten Teutschen Hanse —
Johann Valentin Andreä . . 41
1. An den Grübler 42
2. Die verborgene Lieb . . . —
3. Geistes Frewd . . . . . . —
Ernst Schwabe von der Heyde 43
Sonnet . . . . —
Georg Rodolf Weckhrlin . . . —
1. Was ich weiß und was ich nicht weiß 45
2. Trinklied . . . . —
3. Die Lügin 46
4. Kennzeichen eines glückseeligen Lebens . . . . —
5. Soldatenlied . . . . —
6. An Herrn Opitzen 47
7. Die Liebe ist Leben und Tod —
8. Vber den Tod des Königs von Schweden . . . . —
9. An das Teutschland . . . . —
Volkslieder . . . . —
1. Die Nachtigall 48
2. Drei Fräulein . . . . . . —
3. Rosengarten . . . . —
4. Mailied 49
5. Insbruck, ich muß dich lassen —
6. Ich stund an einem Morgen —
7. Jägerlied . . . . —
8. Reiterlied . . . . —
9. Lied der Landsknechte . . . 50
10. Der Landsknechte Spruch . . —
11. Trinklied . . . . —
12. Nesselkranz . . . . —
13. Es hatt ein Bawr sein Fraw verlohrn . . . . —
14. Ein schönes lied von d. schlacht vor Pauia, durch Hansen v. Würtzburg 51
II. Didaktische Poesie . . . 52
Ulrich von Hutten 53
Schluß der „Clag und Vermanung wider den Gewalt des Bapsts" 55
Hans Sachs 57
1. Die vnmessig Fraw Schalckheit 58
2. Der klagend Ehrnhold vber Fürsten vnd Adel 60
Caspar Scheidt 62
Aus dem „Grobianus": Das erst Capitel von aufffstehen, anziehen, langem Hare vnd geelen Zenen 63
Bartholomäus Ringwaldt . . —
1. Aus der „lauter Warheit" (Des Reichs Uneinigkeit) . 64
2. Aus der „Warnung des trewen Eckart":.Der Jungfrau Klage —
Valentin Andreä 65
Aus dem „Guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" . 66
Georg Rodolf Weckhrlin . . . 67
1. Niobe . . . . —
2. Ueber einen Spiegel . . . —
3. Von der Jungfrau Liebwelt . —
4. Grabschrift einer Zänckischen —
5. All Glück gut 67
6. Was nicht lang heimlich . . —
7. Der Hofman . . . . —
8. Drey gefährliche Dinge . . —
9. Das Glück . . . . —
10. An meinen Sohn . . . . . —
11. Alters Eigenschafften . . . —
12. Von Junker Stolzern . . . —
13. Niemand, Jederman, Wenig, Viel . . . . —
III. Epische Poesie . . . . . —
Hans Sachs 68
1. Die vngleichen Kinder Eve . 73
2. Das Schlauraffenland . . . 74
3. Der Schneider mit dem Panier —
4. Der Müller mit dem Studenten 76
5. Sanct Peter mit der Geiß . —
Erasmus Alberus 77
1. Von einer Stattmauß vnd Feldmauß 78
2. Von einem Löwen, Bern, Wolff vnd Fuchß 79
Burkard Waldis 80
1. Vom Frosch und Ochsen . . 82
2. Vom Bauren und dem Gott Hercule 83
3. Vom Fuchß und dem Hanen —
Georg Thym 85
Achilles Jason Widmann . . —
Wie Herr Peter zwo Bauren Mägd durch ein Kachelofen Beichte hört . . . . —
Johannes Fischart 86
1. Aus „S. Dominici Leben" . 93
2. Aus dem „Jesuiterhütlein" . 94
3. Aus dem „Eulenspiegel Reimensweiß" Das XLI. Capitel 95
4. Aus der „Flöh Hatz" . . . 96
5. Aus dem „Glückhafft Schiff" 97
Georg Rollenhagen 98
Aus dem Froschmeuseler:
1. (1. Th.) II. Cap. Von Bröseldieb, des Meusekoniges Sohn kundschafft mit dem Froschkönig 101
2. III. Cap. Bröseldieb rhümet sein Geschlecht vnd Weißheit 103
Hans Christoph Fuchs . . . . —
Wolfhart Spangenberg . . . 104
Der Martins Gans Begräbniß . 105
Eucharius Eyering . . . . . —
Vom faulen Heintzen 106
Lazarus Sandrub . . . . . . —
1. Von einem, der Beichtet, wie er Tuch gestolen habe . . 107
2. Von einem, der Fewer in der Predigt schmeckete . . . . —
3. Ein Dieb will ehe hangen, als von einer heßlichen Dirnin erlediget werden . . . —
4. Von einem Weib, deren der Mann am Charfreytag gestorben . . . . —
5. Von einem München vnd Edelman. Joh. Naß Minorite . —
6. Von einem Abentheurer vnd einem Wirth . . . . —
IV. Dramatische Poesie . . . —
Niclaus Manuel 116
Anfang des Fastnachtspiels: „Der Todtenfresser" 118
Hans Sachs 119
1. Ein trawrige Tragedi: Von der Lisabetha 122
2. Ein Fasnachtspiel: Die kuplet schwieger mit dem alten kauffman 126
Paul Rebhuhn 129
1. Aus der „Susanna" 131

2. Aus der „Hochzeit zu Canā" 132
Die englischen Comödianten . 133
Aus dem „Titus Andronicus" . 135
Jacob Ayrer 136
1. Aus der „Comedj, der Knaben Spigl genandt" . . . 138
2. Aus der „Tragedie Vom Reichen Man vnd Armen Lazaro" 139
3. Aus dem Fastnachtspil Von dem Engelendischen Jann Posset ꝛc." 140
Heinrich Julius Herzog von Braunschweig 142
1. Aus der „Susanna" . . . 145
2. Aus der „Comœdia von Vincentio Ladislao Satrapa . . 147

Zweiter Abschnitt: Prosa . . 148
I. Prosadichtungen 149
Johannes Pauli 151
1. Von dreyen töchtern, welche von ersten solt vermählt werden . . . . —
2. Von einem mann, der für sein frawen an dem hals eysen stůnd 152
3. Wie ein hirt ein Apt ward . —
4. Von einem münch, wie er ein capaunen zerlegt . . . . —
5. Von einem priester, der durch das kath gieng, zů einem exempel . . . . —
6. Man füret einen straßenrauber vß 153
7. Von einem edelman, der ein hund in einem zorn zutodt schlůg . . . . —
8. Was ein alt weib von dem Bapst begert . . . . . . —
Ulrich von Hutten . . . . . —
Gesprächbüchlin her Vlrichs von Hutten, das erst Feber genant 154
Georg Wickram 156
1. Ein gůter Schlemmer, dichtet ein Liedlin, damit ward sein Würt bezalet von den Fuckern —
2. Ein einfältig Weyb beychtet, wie sie inn der Fasten fleisch het gegessen 157
Johannes Fischart . . . . . —
1. Aus der „Geschichtsklitterung" 160
1. Anfang d. 8. Capitels. „Das truncken Gespräch ꝛc." . —
2. Anfang d. 10. Cap. „Mit was Gelegenheit dem Gurgellantua der Nam war geben" 162
2. Aus „Aller Practick Großmutter 163
1. Von Früchten, Obs, Wein, auch anderm Genäsch vnd Essenspeiß, Vieh vnnd Thieren . . . . —
2. Von Metall, Geld vnd Reichthumb 164
3. Gewitter vnd Witterung . —
Das Volksbuch v. Doctor Faust —
Die Schildbürger 165
Wie die Schiltbürger das graß auff einer alten Mawern durch ihr Vihe wollen lassen abschaffen 166

II. Historische Prosa . . . . —
Valerius Anselm gen. **Rüd** . . 168
1. Vom Bruder Clausen von Unterwalden . . . . —
2. Waldmans Wesen vnd Vffgang 169
Johannes Aventinus . . . . —
1. Aus der Charakteristik Karls des Großen 170
2. Wie die Hungarn bei Thierhaubten geschlagen worden sind 171
Sebastian Frank 172
Aus dem Weltbuch:
1. Der ander stand Germanie, der adel 173
2. Der dritt stand Germanie, die Bürgerschafft . . . 174
3. Der viert stand Germanie, baurn 175
Thomas Kantzow . . . . . . —
Die Stadt Arkone und der Götze Swantewit . . . . —
Sebastian Münster 176
Aus dem 4. Buch der „Cosmographie": Lappenlandt . . . —
Götz von Berlichingen 177
Aegidius Tschudi 178
1. Aus der „Alpisch Rhetia": Mit was bůchstaben vor zyten die Galli vnd Germani geschriben, ouch wann tütsch in bruch kommen zeschryben — Von den tütschen Cantzlern 179
2. Aus dem „Chronicon Helveticum": Von dem Veldstrit vnd Schlacht zů Näfels, da die von Glarus der Herrschafft von Oesterreich angesigetend vnd oblagend . . 180
Matthis Quad von Kinckelbach 182
Natur vnd eigenschafft des Teutschen Landes . . . . . . —
Zacharias Theobald 183
Johann Hussens Tod . . . . —
Christoph Lehman 184
1. Einem Frantzosen wird das Bad auß Unverstand der Sprach ziemlich heiß gemacht —
2. Ein abendtheurliche Gastung, so zu Cölln König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1248 im Winter in einem Garten gehalten worden . . . 185
3. Ein löblich Exempel König Rudolphs, welcher Gestalt er in einer duncke1n Sache das Recht erforscht . . . . —
4. Von König Rudolphs schlechter Tracht in Kleidung, vnd wie es ihnen darbey ergangen —
Johann Adolf Köster, gen. **Neocorus** 186
1. Schlacht unde Averwinninge der Ditmerschen jegen de grote Guardia unde de anderen Landesknechte . . . . . —
2. Der Dithmerschen Schlacht unde Averwinninge jegen de Ruter 187
III. Didaktische Prosa . . , 188
Huldreich Zwingli 190
Aus den „Vslegen vnd grund der schlußreden oder artickel" . . 191
Martin Luther 193
1. Aus der Bibelübersetzung:
1. Der 104. Psalm 196
2. Das Fünffzehende Capitel (des Lucas) 197
2. Vorrede auf den Psalter . . —
Albrecht Dürer 198
Aus den „Vier Büchern menschlicher Proportion" 200
Johann Agricola . . . . . . —
1. Selbs ist der man 201
2. Art lest von art nicht . . . —
3. Gedancken sind zolfrei . . . 202
Sebastian Franck . . . . . . —
I. Aus den „Paradoxa oder Wunderreden 203
1. Gott ist und wircket alles in allen, die sünd außgenommen" . . . . —
2. Gott kennt niemandt, dann Gott . . . . —
II. Aus den „Sprichwörtern" . —
1. (Fleiß und Arbeitsamkeit) . —
2. (Anfang) . . . . —
3. Es kompt selten das best hernach . . . . —
4. Weisheit 204
5. (Betrug) . . . . : —
Johannes Fischart . . . . . —
1. Aus dem „Bienenkorb": „Schwarm Geistlicher Klosterbienen" 205
2. Aus dem „Philosophischen Ehezuchtbüchlein" 206
Johann Arnd 207
Aus den „Vier büchern vom waren Christenthum" . . . . —
Jakob Böhme 208
Aus der „Betrachtung Göttlicher Offenbarung in 177 Theosophischen Fragen". Die zweite Frage 209
IV. Rhetorische Prosa . . . 210
Huldreich Zwingli . . . . . —
Aus: „Ein göttlich vermanung an die eersamen, wysen, eerenfesten, ältisten eidgnossen zů Schwyz, daß sie sich vor frömbden herren hůtind vnd entladind 211
Martin Luther 212
1. Erste Predigt gegen die Bilderstürmer 213
2. Aus dem Sendschreiben „An den christl. Adel deutscher Nation" 216
3. Brief Luthers an seinen Sohn Johannes 217
Johannes Matthesius 218

Fünfter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Einleitende Bemerkungen . . 219
Erster Abschnitt: Poesie . . 227
I. Lyrische Poesie 231
Martin Opitz v. Boberfeld . . 241
1. Auff Leyd kompt freud . . . 244
2. (Segen der Einfalt) . . . —
3. (Nachtklage) . . . . . . —
4. (Eile der Liebe) 245
5. (Lebenslust . . . . —
6. An die Deutschen . . . . —
7. (Auftrag) . . . . —
8. Freiheit und Dienstbarkeit . —
9. Auff die Weise des 104. Psalms —
Friedrich von Spee 246
1. Poetisch Gedicht von dem H. Francisco Xaverio der Gesellschaft JEsu 247
2. Ermahnung zum lob Gottes in seinen Wercken 248
3. Trawr-Gesang von der Noht Christi am Oelberg in dem Garten . . . . —
Johannes Heermann 249
1. Trost aus den Wunden Jesu 250
2. Ein täglich Gebet . . . . —
Julius Wilhelm Zinkgref . . . —
Liedt . . . . —
Sibylla Schwarz 251
1. Ein Lied gegen Ihren Seel. Abschied . . . . —
2. (Das Herz der Geliebten) . . —
3. (Mein Alles ist dahin) . . . 252
Ernst Christoph Homburg . . —
1. Ode dactylica et bacchica . —
2. Ode trochaica — Winter-Lied —
3. Aus seiner „Tragico-Comedien" (Dulcimunda) . . . 253
Paul Flemming . . . . —
1. Elegie an sein Vaterland . . 257
2. Loob eines Soldaten zu Rosse —
3. Ueber Herrn Martin Opitzen auff Boberfeld sein Ableben 258
4. Geistliches Lied . . . . . —
5. Nach des VI. Psalmens Weise —
6. Tugend ist mein Leben . . —
7. Auf Herrn Timothei Poli neugebornen Töchterleins CHRISTINEN ihr Ableben . . 259
8. Auf Herrn H. Scherlls mit Jgfr. Annen Sophien Grünewalds Hochzeit . . . . —
9. Auf H. Joh. Schröters und Marien Magdal. Weinmanns Hochzeit . . . . —
10. An eine Jungfrau an dero Nahmens-Tag 260
11. An einen guten Freund . . —
12. Aus dem Italiänischen . . . —
13. Das getreue Hertze . . . . —
14. Was säumst du dich? . . . 261
15. Wie er wolle geküsset sein . —
16. An Bastlenen . . . . . . —

Ueberſicht des Inhalts.

17. Er beklagt die Enderung und Furchtſamkeit itziger Deutſchen 261
18. An das Frauenzimmer wider die Mißgönner der deutſchen Poeſie . . . . —
19. Auf eine Hochzeit 262
20. An Sich . . . . —
21. Herrn Dietrich v. dem Werder —
22. Auf Ihre Geſundheit . . . —
23. Auf Ihr Bildnüß . . . . . —
24. An ſeinen Ring . . . . . —
25. Grabſchrift . . . . —

Robert Roberthin . . . . . —
1. (Frühzeitiger Tod) 263
2. (Bitte um einen Kuß) . . —

Heinrich Albert . . . . . . —
1. Morgen-Lied . . . . —
2. Als Ihr Geſtr. Herr Ernſt Rappe ꝛc. dieſe Welt geſegnet 264

Simon Dach . . . . —
1. (Ich liebe Kunſt und freien Muth) 265
2. (Lob der Freundſchaft) . . 266
3. (Eitelkeit des Lebens) . . . —
4. Jung gefreyht hat nie gereut —
5. (Anke von Tharaw) . . . . —
6. Bey Hintritt Herrn Rob. Robertthus Chriſtliche Todes-Erinnerung 267

Joh. Peter Titz . . . . —
1. Chriſtliche Stille Muſic . . —
2. (Lohn der Muſen) 268

Andreas Tſcherning . . . . . —
1. Auff die Muſic 269
2. Denck an GOtt . . . . . . —

Martin Rinckart . . . . —
Tiſch-Gebetlein . . . . —

Andreas Gryphius 270
1. Qui seminant in lacrumis . 272
2. Vanitas! Vanitatum vanitas! —
3. Auff ſeine und ſeiner Ehegelibten Vermählung . . 273
4. Es iſt alles Eitel . . . . . —
5. Thränen des Vaterlandes (1636) . . . . —
6. An Pœtum (1627) . . . . . —
7. Morgen-Sonnet . . . . . . —
8. Dominus de me cogitat . . 274
9. An Cleandrum . . . . . . —
10. Vber ſein Sonntag- und Feyrtags-Sonnette . . . —

Johann Riſt . . . . —
Ein Abendgeſang 275

Zacharias Lundt . . . . —
1. Wie Liebe bindet 276
2. Der Trawm . . . . —
3. Vogelfrey . . . . —

Andreas Heinrich Bucholtz . . —

Georg Neumark 277
1. Troſtlied 278
2. Bußlied . . . . —
3. Troſtlied 279
4. Kettenreime . . . . —

Georg Philipp Harsdörffer . . —
1. Lehrgedicht 280
2. Weinlied 281
3. Andachts-lied . . . . —
4. Gleichniſſe . . . . —
5. Die Immen . . . . —
6. Das Vogel-Geſang 282
7. (Abbildung ein. Reichsapfels) —

Sigmund von Birken 283
1. Der Schäfer und das Echo . —
2. Frülings-Willkomm . . . . —

Philipp Zeſen . . . . —
1. Morgenlied 285
2. An ſeine Gedanken bei herzunahendem Frühlinge . . —
3. Tanzlied, einem edeln Pferde geſungen . . . . —
4. Ermunterung zur Fröhlichkeit 286
5. Auf einen ſchönen Luſtplatz —
6. Trinklied eines Deutſchen in Holland . . . . —
7. Des Schlafloſen Klage . . —
8. Heiter und trübe . . . . . —
9. Abdankung der Liebe . . . —
10. Verachtung der Welt-Freude und verlangen nach dem ewigen ſeligen Leben . . . 287

Georg Greflinger 287
1. Sein Erſtes an Floren . . —
2. Seladons Armuth 288
3. Auf d.e zurück-Reiſe . . . —
4. Der Ehe-Haſſer . . . . . . —

Kaſpar Ziegler 289
1. Wer iſt klug, wenn er liebt! —
2. Silvia iſt ein offenbahrer Dieb —
3. Auff der Elbe zwiſchen Hamburg und Stade . . . . . —
4. An eine Barbara . . . . . —
5. Ein alter Greiß an eine Junge —

David Schirmer . . . . —
Marnia und ein Buch . . . 290

Johannes Scheffler . . . . . —
1. Pſyche verſpricht ſich, Ihn biß in Tod zu lieben 292
2. Sie ſucht ihren Bräutigam . —
3. Sie vergleicht das JEſulein einem Blümelein . . . . —
4. Sie bittet, daß jhr ſein Leiden möge zu ſtatten kommen —
5. Sie ergibet ſich der ewigen Liebe . . . . —
6. Sie gibt Bericht, wo JEſus anzutreffen ſey 293
7. Sie vermahnet zur Nachfolgung Chriſti . . . . . —

Joh. Georg Schoch . . . . . . —

Paul Gerhardt 294
1. Morgen-Segen 295
2. Befiehl dem Herren deine Wege 296
3. Sommer-Geſang 297
4. Abend-Lied . . . . —
5. Danck-Lied vor die Verkündigung des Friedens . . . —
6. Lobgeſang . . . . —

Johann Frank 298
1. Auf das Feſt der Reinigung Mariä 299
2. Lob- und Danck-Lied . . —
3. Lob- und Danck-Lied . . . —

Jakob Schwieger 300
1. Wer küßt die greiſen Haare? —
2. Vergißt mich Sie nur nicht 301
3. Wer tröſtet mich nun? . . —
4. Felder-Freyheit . . . . . . —
5. Nachtglück 302

Katharina Regina von Greifſenberg . . . . —
1. Auf GOttes tieffe Wunder-Verzuckung . . . . —
2. Das vermehrte Verlangen . 303
3. GOtt lobende Frühlings-Luſt —
4. Neu Jahr-Lied . . . . . . —
5. Widertritt . . . . —

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau . . . . . . —
1. Scherz-Gedancken 306
2. Abriß eines falſchen Freundes . . . . —
3. Vergänglichkeit der Schönheit —
4. Bitte um Erhörung . . . —
5. An Doris . . . . —

Daniel Kaspar von Lohenſtein 307
1. Das von der Sonne geſungene Lob der Roſe . . . —
2. Ueber die Blumen der Hermione 308
3. Das Hertze . . . . —
4. Auff einen namenstag . . —

Joachim Neander . . . . . . —
1. Der Demuth Liebende . . —
2. Der Lobende 309
3. Der zum Singen ſich Auffmunternde . . . . —
4. Der ſeine Tage Zehlende . —

Chriſtian Knorr von Roſenroth —
1. (Morgenlied) 310
2. Hecatombe . . . . —

Quirin Kuhlmann 311
1. Der 3. Geſang 312
2. Der 11. Kühlpſalter . . . 313
3. Der 13. Kühlpſalm . . . . —
4. Der 16. . . . . —
5. Der 19. . . . . —

Heinrich Mühlpfort 314

Hans von Aſſig und Siegersdorff . . . . —
Der ſterbende Stephanus . . —

Hans Aßmann Freiherr v. Abſchatz 315
1. Morgen-Andacht . . . . . —
2. Deutſcher Ehren-Preiß . . 316
3. Eiſen-Hüttel . . . . —
4. Oſter-Gedancken . . . . . —
5. (Ringelgedicht) . . . . . . —
6. Aufmunterung zur Freude) . —
7. (An ihre Augen) 317
8. (Ihre Augen) . . . . —
9. Liebestod . . . . —
10. Hoffnung . . . . —
11. (Glück, nicht zu lieben) . . —

Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz . . . . . . —
1. Abend-Lied 318
2. Zufriedenheit im niedrigen Stande . . . . —

Chriſtian Gryphius . . . . . —
Seuffzer unter währender Wieneriſcher Belagerung . . . 319

Chriſtian Weiſe . . . . —
1. Auf eine verwelkte Roſe . . 320
2. Die Zauberin 321
3. Liebes-Proceß . . . . . . —
4. An das hochwerthe Deutſchland wegen dieſer Lieder . —

Johann von Beſſer 322
1. Geſpräch der ſterbenden Climene und ihres ſie beklagenden Liſis 323
2. Das Hertz . . . . —
3. An ſeine Laute . . . . . . —
4. Er verſucht vergeblich der Liebe zu entfliehen . . . —
5. Macht der Liebe . . . . . —

Benjamin Neukirch . . . . . —

Benjamin Schmolck . . . . . —
1. Seelige Zufriedenheit . . . 324
2. Der himmliſche Gottlieb . . 325
3. Abend-Opffer . . . . —
4. Das vergnügte Hertze bey der ſparſamen Ernte . . . . —
5. Himmliſche Mayenluſt . . —

Barthold Heinrich Brockes . . 326
1. Das Firmament 327
2. Die auf ein ſtarckes Ungewitter erfolgte Stille . . . —
3. Kirſchblüthe bei der Nacht . 328
4. Die Ameiſe 329

Johann Chriſtian Günther . —
1. Abend-Lied 331
2. Die ſeufftzende Gedult . . —
3. Ode 332
4. An Leonoren . . . . —
5. Als ihm ſeine Liebſte ein andrer entführte . . . . . —
6. Studenten-Lied . . . . . . —
7. Als er ſich ſeiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte 333
8. Nach der Beichte an ſeinen Vater . . . . —

Gerhard Terſteegen 334
Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes —

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf . . . . —
1. Begräbnißlied 335
2. Henochs Leben . . . . . . —
2. Das Reich Gottes . . . . . —

Das Volkslied 336
1. Es warn einmal zwei Bauernſöhn 337
2. Das Schloß in Oeſterreich . —
3. Der Soldaten Vatter vnſer 338
4. Ein veſte Burg . . . . . . —
5. (Abendlied) . . . . —
6. Ueberlingen (1644) 339
7. (Prinz Eugen vor Belgrad) —

II. Didaktiſche Poeſie . . . . —

Martin Opitz von Boberfeld . 342
1. Aus „Zlatna“ (das Stadt- und Landleben) 343
2. An Herrn Zinegrefen . . . 344

Friedrich von Logau . . . . . —
1. Grabſchrift 346
2. Hoffnung . . . . —
3. Prüfe, denn liebe! . . . . —
4. Geduld . . . . —
5. Der Sonnen vnd deß Menſchen Untergang . . . . —

6. Vermessenheit 346
7. Trauen . . . . —
8. Menschliche Thorheit . . . —
9. Die Warheit . . . . . . —
10. Versuchen . . . . —
11. Die beste Artznei . . . . —
12. Geld 347
13. Heutige Welt=Kunst . . . —
14. Tod vnd Schlaf . . . . . —
15. Der May . . . . —
16. Der May . . . . —
17. Zeit-Folge . . . . —
18. Die Welt ein Buch . . . —
19. Die Wahrheit . . . . . —
20. Verwandelung . . . . . —
21. Die schamhafftige Zeit . . —
22. Deutschland . . . . . . —
23. Heutige Sitten . . . . . —
24. Die Natur duldet nichts Leeres —
25. Auff Zweiffligundam . . . —
26. Der deutsche Friede . . . —
27. Das gewandelte Deutschland —
28. Franckreich . . . . . . —
29. Fremde Tracht . . . . . —
30. Fremde Kleidung . . . . —
31. Die Deutschen . . . . . —
32. Selbst-Erkänntnüß . . . —
33. Deutsche Sprache . . . . —
34. Die deutsche Sprache . . . —
35. Gereisete . . . . —
36. Frantzösische Kleidung . . —
37. Frieden-Hindernüß . . . —
38. Der deutsche Krieg . . . . —
39. Ungelegenheit deß Krieges . 348
40. Teutschland, versetzt Scheulandt . . . . —
41. Der alten Deutschen Schrifft —
42. Die blühende deutsche Sprache —
43. Die deutsche Sprache . . . —
44. Isogen . . . . —
45. Vom Opitio . . . . . . —
46. Schalcks-Narren . . . . . —
47. Hofe-Künste . . . . . . —
48. Wilstu seyn bei Hofe da? Ey so lerne sprechen: JA! . . —
49. Hofe-Regel . . . . . . —
50. Obrigkeit vnd Unterthanen . —
51. Ein König vnd Tyrann . . —
52. Eines Fürsten Amt . . —
53. Eines Fürsten Bewust von den {Seinen / Schweinen} . . . . —
54. Herschen, versetzt Schehren . —
55. Adel . . . . —
56. Enderung des Anschlages . —
57. Ein Weltverständiger . . . —
58. Beginnen . . . . —
59. Der Tod . . . . —
60. Glauben . . . . —
61. Der Köhler-Glaube . . . —
62. Der Morgen . . . . . . —
63. Der Mittag . . . . . . —
64. Der Abend . . . . . . —
65. Die Nacht . . . . —
66. Poetinnen . . . . —
67. An Rhodiam . . . . . . —
68. Ein geschmünckter Freund . 349
69. Von meinen Reimen . . . —

Hans Wilmsen Lauremberg . —
Dat veerde Schertz-Gedichte, Van Allemodischer Poësie un Rymen 351

Johann Scheffler 355
Aus dem „Cherubinischen Wandersmann“ 356
1. Das größte Heiligthum . . —
2. Der Jahres-Beschluß . . . —
3. Den Himmel kann man stehlen —
4. Der Seele ist es nie Nacht . —
5. Der Reiche ist wahrhaft arm —
6. Die neue und alte Liebe . . —
7. Der selige Weise . . . . —
8. Die Welt muß belacht und beweint werden 357
9. Gott ist das, was Er will . —
10. Gott weiß Ihm keinen Anfang —
11. Man weiß nicht, was man ist —
12. Die Augen der Seele . . . —
13. Der Mensch . . . . . . —
14. Das Bös' entsteht aus Dir . —
15. Dein Kerker bist Du selbst . —
16. Die Morgenröthe u. die Seele —
17. Ohne Warum . . . . . —
18. Die Liebe sucht nicht Lohn . 357
19. Der nächste Weg zu Gott . —
20. Das Höchste ist stille seyn . —
21. Die gelassene Schönheit . . —
22. Wie wird man Gott gleich? —
23. Auch unter Dornen blühen . —
24. Der Geist bleibt allzeit frey —
25. Wer Gott dient, ist hoch adelich . . . . —
26. Die Einsamkeit . . . . . —
27. Was fein ist, das besteht . —
28. Gott kommt nur in keusche Herzen . . . . —
29. Man muß ganz göttlich sein —
30. Christus ist gewesen, eh er war
31. Gott ist nicht das erstemal am Kreuz gestorben . . . . —
32. In dir muß Gott geboren werden . . . . —
33. Die Perlen=Geburt . . . —
34. Die ewige Gnadenwahl . . —
35. Der Himmel wird zur Erden —
36. Eins kann nichts ohn das Andere . . . . —
37. Die Welt vergehet nicht . . —
38. Der ewige Tod . . . . . —
39. Gott lebt nicht ohne mich . —
40. Ich habe von Gott und Gott von mir . . . . —
41. Ich bin wie Gott und Gott wie ich . . . . —
42. Ein Christ so reich, als Gott 358
43. Die Rose . . . . —
44. Die Weite der Seelen . . —
45. Immer dasselbige . . . . —
46. Gottes Eigenschaft . . . . —
47. Der Mensch, der andre Gott —
48. Vom Seligen . . . . . —

Joachim Rachel . . . . . . —
Der Poet 359

Johann Grob 362
I. Aus der „Dichterischen Versuchgabe“ 363
1. Verblendete Gerechtigkeit . —
2. Halber Adel . . . . . . —
3. Gesundheiten . . . . . —
4. Franckreich und Afrika . . —
5. Rechtshändel machen übung —
6. An den Gebhart . . . . —
7. Schneider . . . . . . —
8. Reisen brauchen leute von eisen . . . . —
9. Auf den schmelzkünstler Dietrich . . . . . . —
10. Ueber eines Beken neues Haus —
11. Von dem Geroldeu . . . —
12. Auf den Dieterich . . . . —
13. Von der Clare . . . . . —
14. Auf den Alberich . . . . —
15. Fleiß bringt zu ehren . . 364
16. Faulkeit . . . . —
17. Lebensbemerkung . . . . —
18. Verschwiegenheit . . . . —
19. Jung gewohnt, alt gethan . —
20. Die Schweiz . . . . . . —
21. Von einem Werber . . . —
22. Auf den Melindo . . . . —
23. Selbs antwort . . . . . —
24. An den Leser . . . . . —
25. Etliche verachte stände . . —
II. Aus dem „Poetischen Spazierwäldlein“ . . . . —
1. Zänkisches Christentuhm . . —
2. Zorntahten, Reutahten . . —
3. Elende Vorsehung . . . . —
4. Graue Haare erinnern der Baare . . . . —
5. Vier weltverdeerbliche Mängel . . . . —
6. Deutsche Briefe mit Französischen überschriften . . . —
7. Der einbildische Ortlieb . . —
8. Des Melindo fürtrefflichste Liebste . . . . —
9. Geringheit des armen Adels —
10. An den Cassian . . . . . —

Friedrich Rudolf Ludwig v. Canitz 365
Die dritte Satyre. Von der Poesie —

Christian Wernicke 367
1. Auf Hänsgen 368
2. Cornelius Tacitus 369
3. Auf die unnütze Klagen über die itzige Zeiten 369
4. Uneigennützige Liebe . . . —
5 Verflossene und gegenwärtige Zeit . . . . —
6. Auf die Menge Frantzösischer Bücher . . . . —
7. Auf den witzigen Burrhus . —
8. Auf die Frantzösischen Donnerworte: Car tel est notre plaisir . . . . —
9. Auf die Buhlerey der Deutschen in Frankreich . . . —
10. Beschaffenheit d. Ueberschriffte —
11. Helden-Gedichte und Ueberschriffte . . . . —
12. Ursprung und Fortgang der Teutschen Poesie . . . . —
13. Auf die Schlesische Poeten . —
14. Auf gewisse Trauerspiele . . —
15. Fabeln und Historien oder Gedichte und Geschichte . —
16. An unsre Deutsche Poeten . —
17. Auf Artemons Deutsche Gedichte . . . . —
18. Ueber gewisse Gedichte . . 370
19. Blumenreiche Gedichte . . —
20. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten . . . . —
21. Auf das Wörter-Spiel . . —
22. Auf ein gewisses Sonnet . —

Benjamin Neukirch . . . . . —
Die sechste Satyre. Wider unwissende Richter . . . . . —

Volksmäßige Sprüche 371
1. Aus Lehmanns „Blumengarten“ (1—15) 372
2. Aus J. H. Schills „Teutschem Stamm-Buch“ (1—8) —
3. Aus Grimms „Poetischem Lust-Wäldlein“ (1—10) . . —

III. Epische Poesie . . . . . —

Dietrich von dem Werder . . 375
Aus dem 1. Ges. des „Rasenden Rolands“ . . . . —

Johann Peter Titz 376

Wolf Helmhard Freih. von Hohenberg . . . . —

Christian Heinrich Postel . . 377

IV. Dramatische Poesie . . . —

Andreas Gryphius 387
1. Aus „Cardenio und Celinde“ (IV. Abhandlung) 391
2. Aus „Horribilicribrifax“ (I. Aufzug) 392
3. Aus der „Gelibten Dornrose“ (I. Aufzug) 394

Filidor 396

Daniel Caspar von Lohenstein 397
1. Aus der „Sophonisbe“ (5. Abhandlung) 398
2. Aus der „Cleopatra“ (3. Abhandlung) 399
3. Aus der „Epicharis“ . . . 400

Christian Weise . . . . . . —
Aus der „Absurda Comica“ . 403

Zweiter Abschnitt: Prosa . . 405

I. Prosadichtungen 406

Philipp von Zesen 411

Andreas Heinrich Bucholtz . . 412

Georg Philipp Harsdörffer . . —
Aus „Nathan und Jotham“
1. Der Glaub kommt aus dem Gehör 413
2. Die Veränderung . . . . —

Johann Michael Moscherosch . —
Aus dem „A la mode Kehrauß“ 416

Johann Balthasar Schupp . . 418
Aus dem „Teutschen Lehrmeister“ 420

Hans Jakob Christoph v. Grimmelshausen 422
Aus dem „Simplicissimus“
1. Das 1. Cap. (des 1. Buchs) vermeldet Simplicii Bäurisch Herkommen und gleichförmige Aufferziehung 425
2. Das 6. Cap. (d. 1. Buchs) ist kurz und so andächtig, daß dem Simplicio darüber ohnmächtig wird 426

Uebersicht des Inhalts.

3. Das 8. Cap. (d. 1. Buchs) Wie Simplicius durch hohe Reden seine Vortrefflichkeit zu erkennen gibt 426
4. Das 3. Cap. (d. 3. Buchs) Der grosse Gott Jupiter wird gefangen und eröffnet der Götter Rathschläg 427
5. Das 4. Cap. (d. 3. Buchs) Von dem Teutschen Helden, der die gantze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Frid stifften wird 428
Anton Ulrich, Herzog v. Braunschweig 429
Christian Scriver 430
Aus „Gotthold's zufälligen Andachten“:
1. Die Kirchthürme 431
2. Das spielende Kind . . —
3. Die Schnecke . . . . —
4. Der fruchtbare Baum . . . —
Samuel von Butschky . . . . —
Die besten Freunde 432
Daniel Caspar von Lohenstein —
Aus „Arminius und Thusnelda“ (II, 3) 433
Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen 434
Abraham a S. Clara 435
Aus „Judas dem Ertz-Schelm“:
1. (Die Kinderzucht I, 8. Kap.) 436
2. (Die Jungfrau I, 9. Kap.) . 437
3. (Der Bauer, die Schlange und der Fuchs I, 16. Kap.) . . —
Christian Weise 438
Aus den „Drey ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt“ (Cap. XXVI) 439

II. Historische Prosa 440
Julius Wilhelm Zinkgref . . . 441
Aus „Der Teutschen Scharpfsinnigen Sprüchen“:
1. Keyser Heinrich der erste, genandt der Vogler 442
2. Keyser Otto der erst, genant der Groß . . . . —
3. Keyser Friederich der erst, genant der Rothbarth . . . —
4. Keyser Maximilian der Erste —
5. Konrad Engelhard von Zürich —
6. Doctor Johann Geiler von Keysersberg . . . . —
7. Philippus Melanchthon von Bretten . . . . —
Adam Olearius . . . . —
Aus der „Moscowitischen u. Persianischen Reisebeschreibung: „Von Kleidung der Perser“ (5. Buch 14. Cap.) 443
Gottfried Arnold 445
Aus der „Kirchen- und Ketzer-Historie: Caspar Schwenckfeld“ —
Johann Jakob Mascou . . . 446
Aus der „Geschichte der Deutschen: Attilæ Geschlecht, Hof und Character“ . . . . . . —

III. Didaktische Prosa . . . 447
Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz 449
Von der Weisheit 450
Christian Thomasius 452
Aus dem „Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen nachahmen solle?“ 453
Christian Freiherr von Wolff . 454
Aus den „Vernünfftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen 455

IV. Rhetorische Prosa . . . —
Philipp Jacob Spener . . . 457
Aus der Predigt über Joh. 3, 17 458

Sechster Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bis ungefähr 1770.

Einleitende Bemerkungen . . 459
Erster Abschnitt: Poesie . . 469
I. Lyrische Poesie 476
Albrecht von Haller 482
1. Sehnsucht nach dem Vaterlande 484
2. Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane . —
3. Unvollkommnes Gedicht über die Ewigkeit 485
Friedrich von Hagedorn . . . 486
1. Der Lauf der Welt 487
2. An die Freude 488
3. Der Wein . . . . —
4. An den verlohrnen Schlaf . —
5. Die Landlust . . . . —
6. Die Alte 489
7. Der erste May . . . . . —
8. Lob unsrer Zeiten . . . . . —
Christian Fürchtegott Gellert . 490
1. Die Güte Gottes 491
2. Morgengesang . . . . . . —
3. Preis des Schöpfers . . . 492
4. In Krankheit . . . . —
Philipp Friedrich Hiller . . . —
(Gott ist die Liebe) 493
Johann Adolf Schlegel . . . —
1. (Vertrauen auf Gott) . . . 494
2. Der Geschmack anderer . . —
Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz 495
1. Neujahr-Gedancken . . . . —
2. An das Glück 496
Nikolaus Dietrich Giseke . . . —
1. Aus dem „Geschenk für meine Daphne“. Erste und zweite Ode 497
2. Ode . . . . —
Konrad Arnold Schmid . . . 498
1. Die verlangende Sulamith . —
2. Der Siegesfürst 499
Johann Andreas Cramer . . —
Luther 500
Christian Felix Weisse . . . 502
1. An die Muse 503
2. Die Gesellschaft . . . . . —
3. Liebe und Wein . . . . . —
4. Die Linde. An Chloen . . —
5. Preis der Lieder. Amor und der Dichter . . . . —
6. Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde 504
7. Der junge Baum . . . . . —
8. Der Aufschub . . . . —
Friedrich Gottlieb Klopstock . 505
1. An meine Freunde. Erstes bis achtes Lied 509
2. Die künftige Geliebte . . . 511
3. Petrarca und Laura 512
4. Dem Erlöser . . . . —
5. An Cidli 513
6. An Gleim . . . . —
7. Der Rheinwein . . . . . . —
8. Dem Unendlichen 514
9. Der Nachahmer . . . . . . —
10. Die frühen Gräber . . . . —
11. Schlachtgesang . . . . . . —
12. Die Sommernacht . . . . —
13. Unsere Fürsten . . . . . . —
14. Teutone . . . . —
15. Weissagung 515
16. Winterfreuden . . . . . . —
17. Unsterblichkeit . . . . . . —
18. Morgenlied 516
Ewald Christian von Kleist . —
1. Ode an die Preußische Armee 517
2. Einladung aufs Land . . . —
3. Lied eines Lappländers . 518
4. Liebeslied an die Weinflasche —
5. Dithyrambe . . . . —
6. Lob der Gottheit . . . . . —
Johann Wilhelm Ludwig Gleim 519
1. Bey Eröffnung des Feldzugs 1756 521
2. Schlachtgesang bey Eröffnung des Feldzugs 1757 . . . —
3. Vorzüge der Klugheit . . . —
4. Ermahnung zur Weisheit . —
5. Der Pabst und der Sultan . —
6. An ihre Blumen 522
7. Lockpfeife . . . . —
Johann Peter Uz . . . . . . —
1. Das bedrängte Deutschland . 523
2 Die Wollust 524
3. Die wahre Größe. An Herrn Gleim . . . . —
4. Die Dichtkunst 525
5. Auf den Frieden . . . . . —
6. Lob des Höchsten . . . . . —
Johann Nikolaus Götz . . . 526
1. Thamire an die Rose . . . 527
2. Der dichtende Knabe . . . —
3. Lob des Burgunderweins . . —
4. Der Vergnügsame . . . . . —
5. An die Nachtigall . . . . —
6. Laura 528
7. Die Mädcheninsel . . . . —
Karl Wilh. Ramler 529
1. An die Stadt Berlin . . . 530
2. An den Frieden 531
3. Auf ein Geschütz . . . . . —
4. An Galinetten . . . . . . —
5. Schlachtgesang . . . . . . —
Anna Luise Karschin . . . . —
1. An Gott, als sie bey hellem Mondschein erwachte . . . 532
2. An den Schöpfer, an ihrem Geburtstage 533
Heinrich Wilhelm von Gerstenberg . . . . —
Ariadne auf Naxos 534
Karl Friedrich Kretschmann . 535
Die Jägerin 536
Johann Gottlieb Willamow . 537
Friedrich der Sieger 538
Johann Michael Kosmas Denis 539
1. Sineds fünfter Traum . . 540
2. An den obersten der Barden Teuts 541
Karl Mastalier . . . . . . —
Auf den K. K. Feldzeugmeister Laudon nach geschlossenem Frieden 542
Johann Georg Jacobi 543
1. Trauer der Liebe 544
2. An die Liebes-Götter . . . —
3. Das Schattenspiel . . . . —
4. Der Sommer-Tag . . . . . —
5. Abends 545
6. Vertrauen . . . . —
7. Die Linde auf dem Kirchhofe —
8. Wiegenlied für ein Mädchen —

II. Didaktische Poesie . . . 546
Abraham Gotthelf Kästner . . 550
1. Die poetische Krönung . . . 551
2. Ueber eine Stelle in Hübners poetischem Handbuch . . . —
3. Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben . . . . —
4. Nach dem Englischen . . . —
5. In Zieglers Asiatische Banise —
6. Tragische Todesarten . . . —
7. Die Unwiderleglichen . . . —
8. Von einem Philosophen . . —
9. Pädagogie . . . . —
10. Charakter . . . . —
11. Von Herrn M(oses) M(endelssohn) . . . . —
12. Geadelt . . . . —
13. Auf jagende Studenten . . —
14. An einen Virtuosen . . . . —
15. Was Hippokrene auf deutsch heißt . . . . —
Johann Arnold Ebert . . . . —
Aus der Epistel: „An den Herrn C. A. Schmid“ 552
Johann Wilhelm Ludwig Gleim 553
1. Der Zweifler 554
2. Die Landschaft . . . . . . —
3. Die Tugend . . . . —
4. Gott ist Schutz und Schild . 555
Johann Peter Uz . . . . . . —
1. Theodizee 556
2. An Herrn Canonicus Gleim 557
Johann Benjamin Michaelis . 558

III. Epische Poesie 559
Friedrich von Hagedorn . . . 565
1. Der Löwe und die Mücke . . 566
2. Die Natter und der Aal . . —
3. Die Bärenhaut . . . . . . —
4. Der Hänfling des Pabstes Johannes des drey und zwanzigsten . . . . —
Christian Fürchtegott Gellert . 567
1. Der Kranke 568
2. Der Kukuk . . . . —
3. Die Betschwester . . . . . —

4. Der Blinde und der Lahme . 569
5. Der Proceß . . . . —
6. Der sterbende Vater . . . 570
7. Die beiden Wächter . . . . —
Johann Christoph Rost . . . —
Justus Friedr. Wilh. Zachariä 571
Aus dem „Renommisten" (1. Ges.) 573
Magnus Gottfried Lichtwer . 575
1. Die Laster und die Strafe . 576
2. Der Vater u. die drey Söhne —
3. Die seltsamen Menschen . . —
4. Der kleine Töffel 577
5. Der Kobold . . . . —
Friedrich Gottlieb Klopstock . —
Aus dem „Messias":
1. Abadonna 581
2. Judas Ischarioth 583
3. Kaiphas und Philo . . . 584
Ewald Christian von Kleist . 586
1. Aus dem „Frühling" . . 587
2. Irin 588
3. Der gelähmte Kranich . . . —
Friedrich Wilh. Ludw. Gleim 589
1. Der arme Mann. Sein Kind. An einen reichen Mann . . —
2. Die Gärtnerin. Die Biene . —
3. Die Elster. Der Uhu . . . —
4. Das Pferd. Der Esel . . . —
Johann Gottlieb Willamow . —
1. Die Gans. Der Fuchs . . 590
2. Die Eule. Der Rabe . . . —
3. Zween Affen . . . . —
4. Der Esel. Die Schlange. Die Nachteule. Die Feldmaus. Die Sonne . . . . —
Christoph Martin Wieland . . —
Aus dem „Oberon" (5. Gesang) 600
Gottlieb Konrad Pfeffel . . . 605
1. Die Stufenleiter 606
2. Der Fakir . . . . —
3. Die Kirchenvereinigung . . —
4. Das Gebet . . . . —

IV. Dramatische Poesie . . . —

Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus 621
Johann Elias Schlegel . . . 623
1. Aus dem „Canut" (5. Aufz. 2. u. 3. Auftr.) 625
2. Aus dem „Triumph der guten Frauen" (5. Aufz. 8.—10. Auftr.) 626
Christian Felix Weisse . . . 628
Aus Richard III. (4. Aufz. 5. u. 6. Auftr.) 630
Gotthold Ephraim Lessing . . —
1. Aus „Minna v Barnhelm":
I. 1. Aufz. 8. Auftr. 639
II. 2. — 9. — 640
III. 4. — 2. — . . . . . —
2. Aus „Emilia Galotti":
I. 1. Aufz. 6. Auftr. 642
II. 5. Aufz. 7. u. 8. Auftr. . . 643
3. Aus „Nathan" (3. Aufz. 4.—7. Auftr.) 645
Heinrich Wilhelm von Gerstenberg 647
Aus dem 3. Aufzug des „Ugolino" 648
Cornelius Herrm. v. Ayrenhoff 649
Aus der „Gelehrten Frau" (4. Aufz. 4. Auftritt) . . . . . —

Zweiter Abschnitt: Prosa . . 651

I. Prosadichtungen 652

Christian Ludwig Liscow . . 655
Aus d. „Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten" 657
Gottlieb Wilhelm Rabener . . 658
Aus den „Satirischen Briefen":
1. Ein Oberster empfiehlt seinen Feldprediger zu einem Dorfpfarrer 659
2. Bittschreiben des Feldpredigers an den Obersten wegen dieser Sache 660
Salomon Geßner . . . . . . —
1. Die Gegend im Gras . . . 662
2. Amyntas 663
3. Mycon 664
Johann Timotheus Hermes . . —
Aus „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen". 3. Theil 2. Brief 665
Christoph Friedrich Nicolai . . 666
Aus „Sebaldus Nothanker" 4. Buch 1. Abschnitt 668
Christoph Martin Wieland . . 669
1. Aus den „Abderiten":
I. 1. Buch 1. Kap. Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Karakter ihrer Einwohner 674
II. 3. Buch 5. Kap. Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Köre und die Dekorazion 675
2. Aus dem „Agathon" (1. Buch):
1. Kap. Erster Auftritt unsers Helden 677
2. Kap. Etwas ganz Unerwartetes . . . . —
3. Kap. Unterbrechung des Bacchusfestes 678
3. Aus dem „Aristipp": Des 1. Buchs 13. Brief: „An Kleonides" . . . . —

II. Historische Prosa . . . 681

Isaac Iselin 683
Aus: „Ueber die Geschichte der Menschheit" 20. Hauptst. Geschichte der Brittischen Freyheit 684
Johann Joachim Winckelmann 685
Aus der „Geschichte der Kunst des Alterthums" 4. Buch 1. Kap. Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern 687
Justus Möser 692
Aus der „Osnabrückischen Geschichte" (1. Thl. 4. Abschn.) Von den Anstalten Carls des Großen in hiesigen Gegenden . 694

III. Didaktische Prosa . . . 697

Johann Christoph Gottsched . 702
Aus dem „Versuch einer Critischen Dichtkunst" (1. Th. 8. Hptst.) Von verblümten Redensarten 705
Johann Jakob Bodmer . . . 706
Aus den „Betrachtungen über die Poetischen Gemählde der Dichter" (1. Abschn.) Von den Gemälden des Schönen in der materialischen Welt 708
Johann Jakob Breitinger . . 710
Aus der „Critischen Dichtkunst" (3. Abschnitt) Von der Nachahmung der Natur 711
Johann Joachim Spalding . . 712
Aus der „Bestimmung des Menschen" 713
Johann Georg Sulzer 715
Harlekin 716
Johann Georg Ritter v. Zimmermann 717
Aus „Ueber die Einsamkeit". Drittes Capitel. Trieb zur Einsamkeit 718
Friedrich Carl Freih. v. Moser 719
1. Aus „Der Herr und Diener" (Die Erbprinzen) 721
2. Aus den „Polit. Wahrheiten". Einige Charakterzüge des Despoten . . . . —
3. Aus d. „Mannigfaltigkeiten". Schmähliche Vergleichung der Deutschen gegen Ungern . . 722
Gotthold Ephraim Lessing . . 723
1. Aus dem „Laokoon" . . . 727
2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie" 80. u. 81. Stück . 729
Moses Mendelssohn 731
Aus den „Morgenstunden". XV. Lessing 733
Thomas Abbt 734
Aus der „Abhandlung vom Verdienste" II. Hauptst. III. Art. Vom Verdienste des Schriftstellers, Künstlers und Predigers 736
Johann Kaspar Hirzel 737
Aus der „Wirthschaft eines philosophischen Bauers". . . . 739
Justus Möser . . . . —
Aus den „Patriot. Phantasien":
1. Trostgründe bey dem zunehmenden Mangel des Geldes 740
2. Johann konnte nicht leben. Eine alltägl. Geschichte . . 741
3. Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freyheit gefährlich . . . 742
4. Die Erziehung mag wohl sklavisch seyn 743
5. Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen 744
Christian Garve . . . . . . —
Aus „Einige Betrachtungen über Sprachverbesserungen" . . . 745
Johann August Eberhard . . 747
Aus der „Neuen Apologie des Sokrates" 748

IV. Rhetorische Prosa . . . 749

Johann Lorenz von Mosheim . 752
Einleitung der Predigt: „Die Ruhe der Seelen, die aus einer reinen Liebe entstehet" . . . 753
Gotthold Ephraim Lessing . . 754
1. Aus den „Briefen antiquarischen Inhalts" (56. u. 57. Brief) 756
2. Eine Parabel 758
3. Anti-Goeze. Zweyter Brief 759
4. Ernst und Falk. Zweytes Gespräch 760
Georg Joachim Zollikofer . . 763
Aus der Predigt: „Der Werth der Tugend" . . . . —

Uebersicht der Illustrationen.

1) Die Kapelle auf der Wartburg . . . . . S. 1
2) Luthers Geburtshaus 9
3) Paul Eber 19
4) Dessen Facsimile . . . . —
5) Paul Melissus Schede 23
6) Nicolaus Selnecker 30
7) Johann Valentin Andreä 41
8) Ulrich von Hutten 53
9) Dessen Facsimile . . . . —
10) Hans Sachs 69
11) Dessen Facsimile . . . . —
12) Johann Fischart 86
13) Georg Rollenhagen 98
14) Niclaus Manuel 116
15) Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig . 142
16) Doctor Faust (nach einem Gemälde von Rembrandt) 164
17) Johann Aventinus 170
18) Götz von Berlichingen 177
19) Dessen Facsimile . . . . —
20) Aegidius Tschudi 178
21) Huldrich Zwingli 190
22) Dessen Facsimile . . . . —
23) Martin Luther 194
24) Dessen Facsimile . . . . —
25) Haus, in welchem Luther gestorben ist . . . —
26) Albrecht Dürer 199
27) Dessen Statue in Nürnberg . . . . —
28) Johann Agricola 201
29) Johann Arnd 207
30) Jakob Böhme 208
31) Zwinglis Geburtshaus 210
32) Luthers Bildsäule in Wittenberg 212
33) Sinnbild der Fruchtbringenden Gesellschaft . . 219
34) Martin Opitz von Boberfeld 241
35) Johannes Heermann 249
36) Sibylla Schwarz 251
37) Paul Flemming 253
38) Simon Dach 264
39) Andreas Tscherningş Facsimile 268
40) Georg Neumark 277
41) Dessen Facsimile . . . . —
42) Georg Philipp Harsdörffer 280
43) Dessen Facsimile . . . . —
44) Sigmund von Birken 282
45) Paul Gerhard 294
46) Dessen Facsimile . . . . —
47) Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau . 303
48) Quirin Kuhlmann 311
49) Christian Gryphius 318
50) Johann von Besser 322
51) Benjamin Schmolck 324
52) Dessen Facsimile . . . . —
53) Barthold Heinrich Brockes 326
54) Johann Christian Günther 329
55) Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf . . . 335
56) Dessen Facsimile . . . . —
57) Martin Opitzens Facsimile 342
58) Friedrich von Logaus Facsimile 344
59) Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz 365
60) Andreas Gryphius 387
61) Dessen Facsimile . . . . —
62) Daniel Caspar von Lohenstein 397
63) Philipp von Zesen 411
64) Johann Michael Moscherosch 413
65) Johann Balthasar Schupp 418
66) Simplicius und der Einsiedel, aus Grimmelhausens „Simplicissimus". 427
67) Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig . . 429
68) Dessen Facsimile . . . . —
69) Heinrich Anselms von Ziegler und Kliphausen Facsimile 434
70) Abraham a S. Clara 435
71) Adam Olearius 443
72) Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz . 449
73) Dessen Facsimile . . . . —
74) Christian Thomasius 452
75) Christian Freiherr von Wolff 454
76) Philipp Jacob Spener 457
77) Dessen Facsimile . . . . —
78) Die Schulpforte 459
79) Albrecht von Haller 482
80) Dessen Facsimile . . . . —
81) Friedrich von Hagedorn 486
82) Gellerts Denkmal in Leipzig 491
83) Johann Adolf Schlegel 493
84) Facsimile von Konrad Arnold Schmid . . . 498
85) Facsimile von Johann Andreas Cramer . . . 499
86) Facsimile von Christian Felix Weisse 502
87) Friedrich Gottlieb Klopstock 505
88) Dessen Facsimile . . . . —
89) Ewald Christian von Kleist 516
90) Johann Wilhelm Ludwig Gleim 519
91) Johann Peter Uz 522
92) Johann Nikolaus Götz 526
93) Karl Wilhelm Ramler 529
94) Dessen Facsimile . . . . —
95) Anna Luise Karschin 532
96) Deren Facsimile . . . . —
97) Heinrich Wilhelm von Gerstenberg 533
98) Dessen Facsimile . . . . —
99) Karl Friedrich Kretschmann 535

Uebersicht der Illustrationen.

100) Facsimile von Karl Friedrich Kretschmann . 535
101) Johann Michael Kosmas Denis 539
102) Dessen Facsimile . . . . —
103) Johann Georg Jacobi 543
104) Dessen Facsimile . . . . —
105) Abraham Gotthelf Kästner 550
106) Dessen Facsimile . . . . —
107) Johann Arnold Eberts Facsimile 551
108) Facsimile von Johann Wilhelm Ludwig Gleim 553
109) Facsimile von Johann Peter Uz 555
110) Facsimile von Friedrich von Hagedorn . . . 565
111) Christian Fürchtegott Gellert 567
112) Dessen Facsimile . . . . —
113) Facsimile von Johann Christoph Rost . . . 570
114) Facsimile von Justus Friedrich Wilhelm Zachariä 571
115) Magnus Gottfried Lichtwer 575
116) Dessen Facsimile . . . . —
117) Klopstocks Denkmal 578
118) Facsimile von Ewald Christian von Kleist . 586
119) Christoph Martin Wieland 590
120) Dessen Facsimile . . . . —
121) Gottlieb Konrad Pfeffel 605
122) Dessen Facsimile . . . . —
123) Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus 621
124) Deren Facsimile . . . . —
125) Facsimile von Johann Elias Schlegel . . . 623
126) Christian Felix Weisse 629
127) Gotthold Ephraim Lessing 631
128) Dessen Facsimile . . . . —
129) Christian Ludwig Liscow 656
130) Dessen Facsimile . . . . —
131) Gottlieb Wilhelm Rabener 658
132) Dessen Facsimile . . . . —
133) Salomon Geßner 660
134) Dessen Facsimile . . . . —
135) Johann Timotheus Hermes 664
136) Dessen Facsimile . . . . —
137) Christoph Friedrich Nicolai 666
138) Dessen Facsimile . . . . —
139) Johann Joachim Winckelmann 685
140) Dessen Facsimile . . . . —
141) Justus Möser 692
142) Dessen Facsimile . . . . —
143) Johann Christoph Gottsched 703
144) Dessen Facsimile . . . . —
145) Johann Jakob Bodmer 706
146) Dessen Facsimile . . . . —
147) Johann Jacob Breitinger 710
148) Dessen Facsimile . . . . —
149) Johann Joachim Spalding 712
150) Dessen Facsimile . . . . —
151) Johann Georg Sulzer 715
152) Dessen Facsimile . . . . —
153) Facsimile von Johann Georg Ritter v. Zimmermann 717
154) Friedrich Carl Freiherr von Moser . . . 719
155) Dessen Facsimile . . . . —
156) Lessings Denkmal in Braunschweig 723
157) Moses Mendelssohn 731
158) Dessen Facsimile . . . . —
159) Thomas Abbt 734
160) Denkmal desselben 735
161) Facsimile von Johann Kaspar Hirzel . . . 737
162) Christian Garve 744
163) Dessen Facsimile . . . . —
164) Johann August Eberhard 747
165) Dessen Facsimile . . . . —
166) Johann Lorenz von Mosheim 752
167) Dessen Facsimile . . . . —
168) Facsimile von Georg Joachim Zollikofer . . 758

Vierter Zeitraum.

Vom ersten Viertel des sechszehnten bis zum ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts.



X. A. v. G. LAUFER

Was sich im vorigen Zeitraum vorbereitet hatte, und von der größeren Mehrheit des Volks und der Gebildeten unter demselben angestrebt worden war, ging in dem vorliegenden in Erfüllung, doch nur in beschränktem Maße und nicht in solcher Weise und solchem Umfang, daß für Deutschland eine neue bessere Zukunft hätte daraus erwachsen können, vielmehr ward die beschränkte Ausführung der Bestrebungen der hauptsächliche Grund des immer größeren Verfalls der deutschen Macht und der deutschen Einheit. Diese Bestrebungen waren, wie wir schon in den einleitenden Bemerkungen zum vorigen Zeitraum angedeutet haben, doppelter Natur; sie waren nämlich auf die kirchlichen, wie auf die politischen Verhältnisse gerichtet. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte die letztere Richtung ohne Zweifel am meisten Boden gewonnen, wenn auch der Kampf um kirchliche Reformen hierdurch nicht zurückgedrängt worden war, da er vielmehr, wie auch schon bemerkt worden ist, in den demokratischen Regungen der Zeit eine bedeutende Hülfe fand. Im sechszehnten Jahrhundert erhielten diese Verhältnisse dagegen eine ganz andere Gestalt: die kirchliche Richtung gewann durch die Großartigkeit ihrer Führer unbestritten die Oberhand; aber statt sich der demokratischen Bewegung anzuschließen und mit ihr verbündet den Kampf fortzusetzen, dessen Ausschlag bei vereinten Kräften nicht zweifelhaft hätte sein können, wandte sie sich von den früheren Bundesgenossen ab und verband sich mit deren entschiedensten Feinden. Allerdings erwarb sich die Reformation hierdurch eine wichtige Stütze an den Fürsten, aber andrerseits entfremdete sie sich einen nicht geringen Theil ihrer Mitkämpfer, und es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß sie nur deswegen viel vom schon gewonnenen Boden wieder verlor und überhaupt nicht vollständig siegreich aus dem Kampfe hervortrat, weil sie durch die Zurückweisung des demokratischen Elements ihre beste Hülfe von sich gestoßen hatte. Die Fürsten schlossen sich aber vorzüglich aus äußeren Gründen an die Reformation an. Ohne behaupten zu wollen — denn dies wäre eben so falsch, als ungerecht — daß diejenigen Fürsten, welche die Reformation beförderten, nicht von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung überzeugt gewesen wären, darf man dagegen doch, will man anders allen Verhältnissen Rechnung tragen, mit aller Sicherheit annehmen, daß sie nicht auch für die Reformation eingestanden wären, wenn sie sich nicht durch äußere Rücksichten hätten leiten lassen. Die Eine war, daß die Reform ihnen Gelegenheit gab, ihre nie vergessenen Bestrebungen nach größerer Selbstständigkeit und nach Unabhängigkeit von Kaiser und Reich zu fördern, wie denn auch die Religionskriege nur mit der gesetzlichen Anerkennung der Landeshoheit der einzelnen Fürsten endigten. Die andere war, daß diese, wie schon angedeutet, in der Reformation eine ganz unerwartete Hülfe gegen die demokratischen Regungen erhielt, eine Hülfe, welche diesen um so verderblicher werden mußte, als die Freunde der politischen Freiheit durch die Reformatoren zu verabscheuungswürdigen Aufrührern und von Gott verworfenen Verbrechern gestempelt wurden. So ist es erklärlich, daß eine große Zahl von deutschen Fürsten Partei für die Reformation nahm, und daß sich sogar geistliche Fürsten für sie erklärten, welche durch sie ihre bloß persönliche Gewalt in eine erbliche zu verwandeln trachteten oder wirklich verwandelten. Diejenigen aber, welche der Reformation feindlich entgegentraten, mochten zwar auch aus innerer Ueberzeugung der alten Kirche zugethan sein, doch wurden sie nicht weniger auch durch politische Gründe geleitet, indem sie eben auf diesem Wege zu größerer Macht zu gelangen hofften. Daß die Kaiser die neue Lehre bekämpften, war eine nothwendige Folge von der Stellung, welche die Fürsten eingenommen hatten; sahen diese in der Reformation ein Mittel, sich vom Reich unabhängig zu machen, mußten jene der alten Kirche sich anschließen, um in ihr einen entsprechenden Bundesgenossen zu finden.

Wenn die Reformation in den Städten leicht und schnell Aufnahme fand, so mögen zum Theil wohl auch politische Rücksichten verschiedener Art, namentlich bei den Obrigkeiten, dazu beigetragen haben; im Allgemeinen war sie aber, wie in den einleitenden Bemerkungen zum vorigen Zeitraum angedeutet wurde, schon so mächtig vorbereitet, daß sie wohl auch ohne jene Gründe Eingang gefunden hätte. Auch das Landvolk schloß sich beinahe überall mit reger Begeisterung der neuen Lehre an, denn es erwartete von ihr nicht bloß eine Verbesserung der kirchlichen Zustände, sondern auch eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse, deren Druck von Tag

zu Tag unerträglicher wurde. Durch die härtesten Frohndienste, welche den Bauern von ihren weltlichen oder geistlichen Herren mit der größten Willkür aufgelegt wurden, durch die Plünderungen, denen sie in den häufigen Fehden des Adels und der Fürsten ausgesetzt waren, durch den Druck der mit jedem Tag wachsenden Auflagen, welche mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wurden, zur Verzweiflung gebracht, hatten sie schon am Anfange des 16. Jahrh. Versuche gemacht, sich von dem auf sie lastenden Drucke zu befreien; doch war sowohl der „Bundschuh"*) im J. 1502, als der „Bund des armen Konrad" im J. 1514 durch Waffengewalt unterdrückt worden. Als aber einige Jahre später die Reformation die kirchliche Freiheit verkündigte, und manche Anhänger der neuen Lehre mit derselben auch zugleich politische Freiheit verlangten, erhoben sich im J. 1525 die Bauern von Neuem mit ihren nunmehr verständiger und entschiedener ausgesprochenen Forderungen, den berühmten zwölf Artikeln, und erstarkten in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Macht, vor welcher Adel und Fürsten zitterten. Nun trat ihnen auch Luther entgegen, und sein Wort ward ein mordendes, vertilgendes Schwert in der Hand des Adels und der Fürsten; die armen Bauern erlagen, alle ihre gerechten Forderungen und guten Hoffnungen wurden vernichtet; die alte „Ordnung" wurde unter namenlosen Gräueln wieder hergestellt.

Von nun an verlor die Reformation ihre demokratische Bedeutung, aber sie verlor zugleich auch den nationalen und volksthümlichen Charakter, der ihr, wenn er bewahrt worden wäre, eine unendliche Bedeutsamkeit hätte geben müssen. Sie dient von nun an in politischer Beziehung nur den selbstsüchtigen Zwecken der Fürsten, wie denn bald der Grundsatz sich geltend machte, daß die Unterthanen der Religion des Herrn zu folgen hätten, woraus die traurige Erscheinung sich ergab, daß ganze Völkerschaften in kurzen Zwischenräumen ihre Religion mehrmals ändern mußten, weil ihre Herren sich bald dieser, bald jener zuwandten. Durch die Unterdrückung der politischen Richtung verlor die Reformation aber auch in geistiger Hinsicht, denn sie beschränkte sich nunmehr auf theologische Zänkereien, welche die Gesammtheit des Volkes um so mehr unberührt ließen, als sie sich um die subtilsten Auslegungen von einzelnen Schriftstellen drehten, welchen nur die Gelehrten folgen konnten. Dieser Geist des Zanks und der pedantischen Rechthaberei nahm von Tag zu Tag mehr überhand, und führte sogar zu mannigfaltigen Spaltungen unter den Protestanten selbst, die sich schon bald als Lutheraner und Calvinisten mit der bittersten Wuth bekämpften und durch ihre Streitigkeiten der römischen Hierarchie nur neue Kraft gaben. So großartig daher der erste Aufschwung auch gewesen war, so traurig gestaltete sich die Sache der Reformation, als diese auf das Leben und seine Forderungen Verzicht geleistet, sich den Fürsten hingegeben und den Kampf auf das Gebiet der rein theologischen Gelehrsamkeit geführt hatte; denn von nun an handelte es sich nicht mehr um die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, nicht mehr um ihre unvergänglichen Interessen, sondern um die geringfügigsten und kleinlichsten Verhältnisse, an denen sich nun die großartige Kraft zersplitterte, welche durch Luthers gewaltiges Auftreten hervorgerufen worden war.

Unter solchen Umständen konnte die Literatur und insbesondere die Poesie freilich nicht gedeihen; es fehlten dazu alle Voraussetzungen und alle Grundlagen; und während im Auslande der nationale Geist stets im Steigen begriffen ist, die Literatur zur höchsten Blüthe gelangt (Camoens in Portugal, Lopez de Vega und Cervantes in Spanien, Ariosto und Tasso in Italien, Shakspeare in England), sinkt in Deutschland mit dem vaterländischen Sinn auch die Literatur immer tiefer und erhält sich nicht einmal auf der Stufe, auf welche sie im vorigen Zeitraum herabgesunken war. Dazu kam die fortdauernde Theilnahmlosigkeit der Fürsten, des Adels und der Gelehrten an der vaterländischen Literatur, was nicht wenig dazu beitrug, die hier und dort erwachenden Bestrebungen entweder ganz zu ersticken oder doch so niederzudrücken, daß sie sich nicht mit Lust und Freudigkeit entwickeln konnten. Namentlich wirkte die Gleichgiltigkeit der Gelehrten und ihre Entfremdung von Volk und Sprache, die noch größer wurde, als sie es schon in den vergangenen Jahrhunderten gewesen war, höchst verderblich, da die Literatur auf diese Weise beinahe ganz ausschließlich in den Händen der Ungebildeten verblieb, denen wiederum das einzige Mittel zu höherer Entfaltung ihrer Kräfte abging, ein großer nationaler Aufschwung, wie wir ihn in Spanien und Portugal, in England und, wenn auch in beschränktem Maße, sogar in Italien finden. Dies gilt namentlich von der Poesie, welche im Ganzen nur dürftig und nur in Einer Gattung, dem Kirchenliede, mit Vorliebe gepflegt ward. Wenn uns demungeachtet einige bedeutende Erscheinungen begegnen, so darf man wohl behaupten, daß wir dieselben nur dem hervorragenden Talente der Dichter zu verdanken haben; aber es ist zugleich nicht zu verkennen, daß sie sich, von den kleinlichen und beschränkenden Verhältnissen erdrückt, nicht zu der höheren Bedeutung erheben konnten, die sie unter glücklicheren Umständen ohne Zweifel errungen hätten.

Größeres wurde dagegen in der Prosa geleistet, doch auch nur in der ersten Hälfte des Zeitraums, was wiederum beweist, wie der kräftige Geist, der sich in den Anfängen der Reformation allüberall gezeigt hatte, späterhin ganz gewichen war. Die Reformatoren hatten sich mit richtigem Verständniß der Umstände zunächst an das Volk gewendet; sie hatten daher, obgleich sie dem geistlichen Stande angehörten, in ihren Schriften die deutsche Sprache gebraucht, und es waren in den ersten zwanzig Jahren der Reformation mehr deutsche Schriften erschienen, als vorher seit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mußte die Sprache der Prosa schon durch diesen vielfältigen Gebrauch leichter und beweglicher werden, mußte sie namentlich durch das Bestreben, die neuen Ansichten eindringlich und allgemein verständlich darzustellen, zu einer großen Klarheit sich entwickeln; so erhob sie sich vorzüglich dadurch zu einer bis dahin nicht geahnten Höhe, daß sie von Luther mit dem gewaltigen Geiste gehandhabt wurde, der

*) Bundschuhe waren damals eine Art großer Schuhe, die bis an die Knöchel reichten und mit Riemen befestigt wurden. Da nur Bauern solche trugen, wurden sie von denselben zum Symbol und Wahrzeichen angenommen, den sie deshalb auch auf ihrer Fahne abbilden ließen. Daher der Ausdruck „einen Bundschuah aufwerfen" (Murner's „Narrenbeschwörung") so viel bedeutet, als sich empören, einen Aufstand stiften.

ihn in seinem ganzen Wirken charakterisirt. Bei seiner vollendeten Meisterschaft in der Behandlung der Sprache wurde er das zwar unerreichbare, aber doch von allen Freunden der Reformation erstrebte Vorbild, welches leider, wie schon angedeutet, nur zu bald wieder vergessen wurde. Doch wenn auch die Tüchtigkeit der Sprachdarstellung wieder verloren ging, so blieb doch die Form derselben, und sie wurde, so sehr und so lang die katholischen Schriftsteller auch widerstrebten, doch mit der Zeit die allgemeine Schriftsprache, eines der köstlichsten Güter, welche wir der Reformation und ihrem großen Führer zu verdanken haben, denn sie ist ja das einzige Band, welches die gesammten deutschen Stämme verbindet und sogar einen Theil derjenigen Völkerschaften, welche politisch sich ganz von der Gesammtheit getrennt haben, in geistigem Zusammenhang mit derselben erhält.

Wir haben gesehen, daß im vorigen Zeitraum die frühere Schriftsprache sich allmählich ganz verloren hatte und die Mundarten immer häufiger und entschiedener zu schriftlichen Darstellungen gebraucht worden waren. In dieser Auflösung fand Luther die Sprache, die durch ihn wieder zur Einheit geführt wurde. Indem er die obersächsische, genauer die meißnische Mundart zum Grunde legte, und zwar in der Ausbildung, die sie in der sächsischen Kanzlei erhalten hatte, welche auch bei andern deutschen Kanzleien zu einigem Ansehen gelangt war (wozu ohne Zweifel der Umstand wesentlich beitrug, daß der Kurfürst Friedrich der Weise (1486—1525) in Abwesenheit Maximilians das Reichsvicariat längere Zeit geführt hatte), indem er zugleich die großen Prosaiker des vorigen Zeitraums, Tauler, den Verfasser der „deutschen Theologie" und Andere mit Glück und Geschick benutzte, vor Allem aber seiner Darstellung seinen eigenen kühnen, schöpferischen Geist einhauchte, gelang es ihm, eine Sprache zu bilden, die durch ihre künstlerische Vollendung, ihren Wohlklang, ihre Kraft und Beweglichkeit die Bewunderung der Zeitgenossen erregte, und deren Nacheiferung hervorrief. Doch würde Luthers Sprache bei allen diesen außerordentlichen Vorzügen sich doch vielleicht nicht zur Schriftsprache des gesammten deutschen Volkes erhoben haben, wenn er ihr nicht durch seine Bibelübersetzung die allgemeinste Verbreitung gesichert hätte. Die deutsche Bibel wurde überall, wo die Reformation Eingang fand, mit dem ungetheiltesten Beifall, ja mit Begeisterung aufgenommen, und sie ward bald das beliebteste, man kann wohl sagen, das einzige Volksbuch, auf welches sich alle Schriften, alle Predigten, alle Unterweisungen des Volkes bezogen, weshalb es begreiflich ist, daß Jeder, der auf irgend eine Weise zum Volke sprechen wollte, sich nothgedrungen der Sprache bedienen mußte, die ihm lieb und theuer geworden war. Und so ist es kein Zweifel, daß die Sprache Luthers durch die Macht des Volkes zur allgemeinen Sprache erhoben wurde. Doch würde sich diese allgemeine Begeisterung für die Bibelübersetzung Luthers und deren Sprache kaum erklären lassen, und es würde letztere auch wohl nicht die ungeheuere Bedeutung erreicht haben, die ihr zu Theil wurde, wenn nicht noch ein anderer Umstand dazu beigetragen hätte, der in ihr selbst lag. Es ist aber der, daß Luthers Sprache durchaus volksthümlich war und auf der Sprache des Volkes beruhte. Hatte er sie auch durch tiefes Studium und angestrengten Fleiß künstlerisch gebildet, hatte er sie auch durch Benutzung früherer Schriftstellen wesentlich bereichert, so war er doch dem volksthümlichen Geiste hierbei nie untreu geworden; es blieb dieser stets die Grundlage, auf welcher er sein großartiges Gebäude aufführte. In jedem Worte, in jeder Wendung und jeder Satzform erkannte das Volk seine Sprache wieder, die ihm bekannt und vertraulich tönte, wenn sie auch in der Mundart abwich. Daher fand Luthers Bibelübersetzung sogar Eingang in der reformirten Schweiz, da ihr Zwingli und seine Anhänger keine ähnliche entgegenzustellen vermochten; und es ist wohl hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß die neuhochdeutsche Sprache auch in diesem Lande Schriftsprache wurde, obgleich es schon so viele bedeutende Schriftsteller besaß, die in der heimatlichen Mundart geschrieben hatten, und selbst der Reformator Zwingli, so wie der große Geschichtschreiber Tschudi sich derselben bedienten. So wurden die einzelnen Mundarten nach und nach (wenn zum Theil auch erst am Ende des Zeitraums und sogar noch später) überwunden, und selbst das Niederdeutsche, das durch den Reineke Fuchs und andere dichterische Erzeugnisse zu einer großen Ausbildung gelangt war, mußte dem Neuhochdeutschen weichen.

Die Reformation mußte nothwendig auf die Wissenschaften großen und heilsamen Einfluß ausüben; war ja ihre Grundlage zunächst die wissenschaftliche Erörterung religiöser und kirchlicher Fragen. Der Geist der freien Forschung verbreitete sich unaufhaltsam und ward durch die classischen Studien lebhaft unterstützt, wie er durch sie zum Theil vorbereitet und angeregt worden war. Aber auch hierin tritt, wie in den theologischen Fragen, bald Ermattung und Pedantismus ein; und da die Gelehrten ohnehin sich auch jetzt noch immer der lateinischen Sprache bedienten, so konnten selbst die größeren Geister unter ihnen, wie Eobanus Hessus, Nicodemus Frischlin, Petrus Lotichius, Lorita Glareanus u. A. keinen belebenden Einfluß auf die Gesammtheit gewinnen. Zwar wurden neue Universitäten gestiftet, Klöster wurden zu Gelehrtenschulen umgebildet, aber auch in diesen an sich wohlthätigen Anstalten wucherte der Geist gelehrter Abgeschlossenheit, so daß die Männer, die aus ihnen hervorgingen, für das praktische Leben und das Volk, das sie nicht verstanden, keine Bedeutung gewinnen konnten. Größeren und wohlthätigeren Erfolg hatte die Gründung von Stadt- und Landschulen, welche Luther und seine Freunde und Anhänger unter richtigem Verständniß der Volksbedürfnisse mit lobenswerthem Eifer zu fördern suchten.*)

Erster Abschnitt: Poesie.

Wie schon bemerkt, war die Zeit an sich schon der Entwickelung der Poesie nicht günstig, da sie vorzugsweise mit Behandlung religiöser und kirchlicher,

*) Wie traurig es vor der Reformation mit den Schulen stand und wie wohlthätig diese auf die Verbesserung des Unterrichts wirkte, davon gibt Niclas Hermann in der Vorrede zu den „Historien von der Sündfluth" (Leipzig 1563) eine höchst lebendige Schilderung, die wir gern mittheilen würden, wenn es der Raum erlaubte. Man kann sie in Ph. Wackernagels „deutschem Kirchenlied" (S. 821) nachlesen.

theilweise auch politischer Fragen beschäftigt war, und diese auf einem Standpunkt standen, daß sie nicht mehr, wie früher, in allgemeiner Weise aufgefaßt und daher noch in das Gewand der Dichtung eingekleidet werden konnten, sondern in aller Besonderheit und mit der größtmöglichsten Klarheit zum Bewußtsein gebracht werden mußten. Bei den höheren Ständen und den Gelehrten war der Sinn für die Poesie immer mehr abgestorben; in den Städten erhielten sich zwar die Meistersängerschulen immer noch in äußerer Blüthe, aber sie versinken immer mehr in das pedantische Formelwesen, das schon in früheren Zeiten den freien dichterischen Sinn nur zu sehr niedergedrückt.

Es würde daher der Zeitraum beinahe eine vollständige Oede darbieten, wenn nicht die poetische Kraft des Volks noch hie und da Blüthen getrieben hätte. In der That fand auch nur die aus dem Volke stammende oder in dem Volke wurzelnde Poesie umfassendere Behandlung; im Epischen die Erzählung, namentlich die komische, der Schwank, im Lyrischen hauptsächlich das Volkslied, so wie das Kirchenlied, das sich recht eigentlich aus diesem entwickelte. Wirkliches Fortschreiten ist nur im Drama sichtbar, obgleich auch dieses weit hinter der großartigen Entwickelung zurückbleibt, zu der es beinahe gleichzeitig in England und Spanien gelangte. Selbst in der didaktischen Poesie, für welche die Zeit am meisten geeignet schien, zeigen sich nur einige wenige Versuche, und auch diese können den Leistungen des vorhergehenden Jahrhunderts in keiner Weise gleichgestellt werden.

Da Luther selbst, obgleich von tiefem poetischen Sinn und mit schöpferischer Phantasie begabt, nur Weniges gedichtet hatte, und er daher bezüglich der poetischen Sprache nicht als Vorbild dienen konnte, wie in der Prosa, so blieb die Sprache der Poesie im Ganzen auf dem früheren Standpunkt, es blieb die Macht der Mundart daher beinahe noch ungebrochen. Und wenn auch einzelne Dichter, wie namentlich Hans Sachs, die Sprache mit einer gewissen Meisterschaft zu behandeln verstanden, so waren sie doch nicht auf derjenigen Stufe der Bildung, noch hatten sie so reinen und entwickelten Geschmack, daß sie ihrer Sprache den Stempel der Vollendung hätten aufdrücken können. Eben so blieb auch die Verskunst verwildert, roh und ungeschlacht, wie sie es im vorigen Zeitraum gewesen; ja sie sank theilweise noch tiefer, da man sogar das Gefühl für den Unterschied der betonten und tonlosen Sylben verlor und sich mit bloßer Zählung derselben begnügte. Doch zeigt sich dies vornämlich bei den Meistersängern, während die volksmäßigen Gedichte, mögen sie unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sein, oder von Dichtern herrühren, die im Geist und Sinn des Volkes dichteten, niemals zu dieser Entartung herabsanken. Von dem Reime gilt dasselbe, was in den einleitenden Bemerkungen zum vorigen Zeitraume gesagt wurde (I, 587), ja in noch höherem Maße, da er immer mehr von seinem Wohllaut, seiner Reinheit und Nothwendigkeit verlor. Im Ganzen finden sich im 16. Jahrh. die früher gebräuchlichsten Strophenformen, doch werden neben diesen, namentlich gegen das Ende des Zeitraums, auch viele fremde gebraucht; ja viele Liederbücher, von denen eine große Zahl gedruckt wurde, enthalten fast nur Uebersetzungen oder Nachahmungen solcher fremden Formen und Lieder (Canzonetten, Galliarden, Vilanellen, Madrigalen u. s. w.), welche auch bei dem Volke großen Anklang fanden. So werden auch schon Versuche in Nachbildungen von Sonetten, Terzinen und Alexandrinern gemacht, ohne daß diese Nachahmungen jedoch bleibenden Einfluß gewinnen konnten; denn wenn auch der Alexandriner im folgenden Zeitraum zur Alleinherrschaft gelangte, so hatten keineswegs die hier erwähnten Vorgänge dies herbeigeführt, sondern andere, später zu entwickelnde Gründe. Noch weniger konnten die Versuche, die antiken Versmaße nachzubilden, Bedeutung gewinnen, da sie äußerst roh und unbeholfen ausfielen, wie z. B. die von J. Kohlros (Lehrer in Basel um 1530), und Rebhuhn, da sie zugleich den rhythmischen Gang der antiken Metren mit dem modernen Reime zu vereinigen suchten. Bedeutender sind einige Versuche des großen Konrad Geßner (1560—1565), da sie, obgleich auch noch unbeholfen in Sprache und Rhythmus, doch den Gang des antiken Verses nicht durch Reimklänge verunstalteten.*)

I. Lyrische Poesie.

So groß auch die Zahl der Dichtungen ist, die von den Meistersängern herrührten, kann von ihnen doch kaum im Vorübergehen die Rede sein, da sie in keiner Beziehung irgend etwas Beachtenswerthes darbieten und selbst die Meistergesänge des größten Dichters dieser Zeit geradezu ungenießbar sind. So bedeutend auch das poetische Talent Hans Sachsens war, so vermochte er doch nicht, die geistlose, in willkürlichen Satzungen erstarrte Form des Meistergesangs zu besiegen; während seine übrigen Dichtungen von Leben, Wahrheit und poetischer Kraft durchdrungen sind, erheben sich seine Meistergesänge, deren er übrigens über 4000 dichtete, nicht über die schläfrigen Erzeugnisse seiner Zunftgenossen. Es wird daher genügen, wenn wir nur noch einige Worte über die von den späteren Meistersängern behandelten Stoffe sagen. Diese wurden eben so einseitig und unpoetisch, als ihre Form an Rohheit und Ungeschicklichkeit zunahm. An die Stelle der im vorigen Zeitraum vorzüglich beliebten mystischen Allegorien, oder derjenigen biblischen Stoffe, die mystischer Behandlung fähig waren, wurden nun am häufigsten die neuen kirchlichen Ansichten zum Gegenstande der Dichtung genommen und mit der ganzen Nüchternheit des gemeinen Verstandes und mit der größten Unbeholfenheit des Ausdrucks vorgetragen, und sie könnten nur dann wenigstens historische Wichtigkeit erhalten, wenn wir keine Predigten, keine Flugschriften und überhaupt keine Bücher aus der Reformationszeit hätten, weil wir dann aus ihnen die Gedanken und Ansichten würden kennen lernen können, welche die damalige Welt bewegten. Außerdem wurde, obgleich weniger häufig, auch die Fabel von den Meistersängern behandelt, und sie reimten sogar auch Geschichten aus dem Alterthum; aber durch die

*) Wir theilen zur Probe einige Hexameter desselben mit.
„Es macht alleinig der glaub die glaubige sälig,
Vnd darzu fruchtbar zur lieb; vnnd gůtige hertzen
Allwäg inn menschen schafft er. Kein můsse by imm ist,
Vnd kein nachlassen nienen. Er würcket in allen
Rechtgschaffnen gmůten alls gůts vnd ůbige früntschafft.
Doch schrybt er nüt simm selber zů: sunder er eignet
Dem Herren Gott vnd siner gnad alle die eere,
Durch Jesum Christum, Gott vnd mensch, vnseren Herren."

steife Form des Meistergesangs gewannen auch diese Stoffe eine mehr als abenteuerliche Gestalt. Außer Hans Sachs sind unter der großen Zahl von Meistersängern höchstens noch Adam Puschmann, Georg Hager und Ambrosius Metzger zu nennen. Der erste, ein Schuster aus Görlitz (1532—1600), erlernte die „Singekunst und deutsche Poeterei" zu Nürnberg „bei dem sinnreichen Herrn Hans Sachs", dessen Leben und dichterisches Wirken er in drei Liedern besang, die sich freilich in meistersängerlicher Breite und Unbeholfenheit bewegen, aber immerhin ein rührendes Zeichen von der kindlichen Liebe und Dankbarkeit sind, die er zu seinem ehrwürdigen Meister trug. Von Georg Hager, Schuhmacher in Nürnberg, dessen Vater bei Hans Sachs zugleich das Schuhmacherhandwerk und die Dichtkunst erlernt hatte, und der selbst von dem alten Meister in letzterer unterrichtet worden war, hat sich eine handschriftliche Sammlung von Meisterliedern erhalten, aus der einige recht artige Lieder bekannt sind. Eines derselben, „Lobspruch auf den gsang", erhebt sich weit über die geistlosen Reimereien der übrigen Meistersänger.*) Ambrosius Metzger, einer der wenigen Gelehrten unter den Meistersängern (er war Lehrer an der Schule zu St. Egidien in seiner Vaterstadt Nürnberg), hat außer einer gedruckten Psalmenübersetzung viele Meistergesänge gedichtet, darunter die Uebersetzung von Ovids Metamorphosen.

Neben den Meistersängern beginnen auch die Gelehrten sich der Dichtkunst zuzuwenden, vornämlich in der Bearbeitung des Kirchenlieds, welches überhaupt im ganzen Zeitraum entschieden vorherrscht; doch wurde auch das weltliche Lied nach seinen verschiedenen Seiten von den Gelehrten behandelt, und zwar immer entschiedener, je mehr der Zeitraum seinem Ende entgegenging. Die kunstmäßige Behandlung der Poesie hatte sich schon seit den letzten Zeiten des vorigen Zeitraums ganz in die Hände der Meistersänger verloren, das Bewußtsein derselben war bei den gebildeten Ständen vollkommen verschwunden, welche die frühere Blüthe der poetischen Kunst ganz vergessen hatten oder sie nur im trüben Abglanz der Meistersänger kannten und deshalb auch verachteten. Da der Zusammenhang mit der älteren Zeit vernichtet war, so mußte die Kunstdichtung eine neue Kinderzeit, eine neue Entwicklung beginnen. Hiezu boten sich zwei Grundlagen dar, auf welche sie fortbauen konnte, der vaterländische Volksgesang und die Nachahmung der Ausländer. Aus dem ersten allein hätte die Kunst sich zu selbstständiger, nationaler Größe entfalten können; als aber in den ersten Zeiten der Periode das Volksleben noch bedeutend und selbst großartig erschien, waren die geist- und talentvollsten Männer so ganz von der reformatorischen Richtung ergriffen, daß die Beschäftigung mit der Kunst gänzlich zurückgedrängt und nur das Kirchenlied, als die jener Richtung entsprechende Dichtungsart behandelt wurde. Dieses wurde nun auf den Volksgesang gebaut, weshalb es sich auch zu hoher Bedeutsamkeit entwickelte, wie weiter unten des Näheren ausgeführt wird. Als aber auch das weltliche Lied von den Gelehrten behandelt zu werden anfing, war das Volk schon tief herabgedrückt, die gebildeteren Stände waren vollständig von ihm getrennt, und kannten es weder in seinem tief gemüthlichen inneren Leben, noch in seiner poetischen Kraft; es ist daher nicht zu verwundern, daß sie weder den alten volksthümlichen Gedichten, von denen sie zum allergrößten Theil keine Kenntniß hatten, noch den lebendigen Volksgesang, der ihnen, wenn auch wohl nicht unbekannt war, doch unverstanden blieb, zum leitenden Führer in ihren Versuchen machten. Nur im Anfange des Zeitraums erscheint dessen Einwirkung bei Hans Sachs, der aber nur in seinen Meistergesängen nach kunstmäßiger Darstellung strebte, in seinen anderen und poetisch weitaus bedeutenderen Dichtungen der volksmäßigen Darstellungsweise ganz getreu blieb. Er selbst blieb jedoch ohne Einfluß auf die Entwickelung der Poesie, weil auch er bald in Vergessenheit, ja in Verachtung gerieth. Später versuchten es vorzüglich Melissus Schede und vielleicht auch Denaisius, jedenfalls aber Doman den Volksgesang künstlerisch zu entfalten, doch blieben ihre löblichen Bemühungen zu vereinzelt, als daß sie von segensreichem Einflusse hätten werden können, noch weniger konnte Höck Bedeutung gewinnen, da er der kunstmäßigen Form zu wenig Beachtung schenkte, nach welcher das Streben der Zeit doch vorzugsweise gerichtet war. Dasselbe gilt zum Theil von Bartholomäus Ringwaldt, der zudem mehr im didaktischen Gedichte Bedeutung erhielt. Eine besondere Stellung nehmen Joh. Fischart und Joh. Valentin Andreä ein, welche zwar die Volkspoesie wohl kannten und sie, was namentlich von Fischart gilt, in ihrer Trefflichkeit wohl zu würdigen wußten, die zudem eine Kraft des nationalen Bewußtseins hatten, wie sie selten in jener Zeit zu finden war, welche ferner mit der Literatur des Alterthums und der neueren Völker genau vertraut waren, und bei ihren seltenen Talenten wohl fähig gewesen wären, die trefflichen Elemente der Volkspoesie zu künstlerischer Gestaltung zu entwickeln. Aber Andreä erkannte nicht, daß dieses möglich sei, und Fischart, der sich der Möglichkeit wohl bewußt war, wollte seine Eigenthümlichkeit nicht daran setzen. Doch hat er in den Schranken dieser Eigenthümlichkeit die Sprache, den Vers und den Reim mit einer bewundernswerthen Tüchtigkeit behandelt, aus der sich Bedeutendes hätte entwickeln lassen, wenn die späteren Dichter ihn verstanden oder auch nur gekannt hätten.

Wie sich aber der Volksgesang immer mehr aus

*) Dieser Lobspruch steht auf dem ersten Blatt der erwähnten, von 1600—1604 geschriebenen Sammlung; er lautet also:

1. Ich bin gezogen fern und weit,
Gesang hat mich gar oft erfreut
Vnd mir gewend gar manches leid.
Ob mich schon mancher darumb neit,
Vnd mir der Teufel widerstreit,
Doch ich gesanges kunst nicht meit,
Bis ich von dieser Welt abscheit;
Sunder ich will zu aller zeit
Hie mit der werden Christenheit
Gott lob singen in ewigkeit.

2. Singet gar frölich Gott zu lob.
Gesang schwebt allen künsten ob:
Wie wol die werte saitenspiel
Den Menschen geben freuden vil,
Aber der schön menschlich gesang,
Vbertrifft weit den blosen klang.
Denn in dem saytenspiel geziert
Allein der thon vernummen wirt;
Aber die menschlich stimm so klar
Macht tön vnd Text fein offenbar,
Vnd gibt den menschen gute ler:
Billig behalt gesang die Er.

dem Bewußtsein der Gelehrten verlor, wurden diese dagegen immer genauer mit der Literatur des Auslandes bekannt, was insbesondere auch darin seinen Grund hatte, daß es bei ihnen Sitte wurde, die fremden Länder, besonders Frankreich, dann auch Italien, England und die Niederlande zu bereisen. Da sie in den Dichtungen der Italiener und selbst der Franzosen eine künstlerisch ausgebildete Form kennen lernten, so ist es erklärlich, daß sie, welche durch die Bekanntschaft mit den Werken des classischen Alterthums für die Schönheit der poetischen Gestaltung empfänglich gemacht worden waren, von Bewunderung für die Dichtungen jener Völker ergriffen wurden, und in ihrer Nachahmung das einzige Mittel erblickten, auch die deutsche Poesie von der Rohheit zu befreien, in welche sie gesunken war. Dies war zum Theil schon bei Melissus Schede der Fall, der jedoch das volksthümliche Element nicht ganz verläugnete, noch mehr aber bei Schwabe von der Heyde und vorzüglich bei Weckhrlin, der zwar auch die freiere Bewegung des volksmäßigen Liedes bewahren wollte, das in dieser Freiheit herrschende Gesetz aber nicht erkannte. Und so sehen wir am Ende der Periode schon den Charakter der folgenden Zeit bestimmt, die sich von den volksthümlichen Elementen der Poesie ganz entschieden wegwandte und sich ebenso entschieden der Nachahmung der Ausländer hingab.

Wir haben schon erwähnt, daß sich das Kirchenlied im vorliegenden Zeitraum einer vielseitigen Behandlung erfreute und zu einer großartigen Bedeutung gelangte. Obgleich dasselbe schon im vorigen Zeitraume zum Theil nicht ohne Glück bearbeitet worden war, so hatte es doch keineswegs allgemeinen Eingang in die Kirche gefunden; die lateinischen Gesänge waren von derselben allein anerkannt, und wenn auch an einzelnen Orten deutsche Lieder im Gottesdienst zugelassen wurden, so war dies immer nur von einzelnen aufgeklärteren Geistlichen ausgegangen oder als besondere Vergünstigung anzusehen (S. I, 595). Erst durch Luther, der überhaupt die Rechte der Muttersprache für den kirchlichen Gebrauch mit Nachdruck vertheidigte, ward der deutsche Gesang in die Kirche eingeführt, ja zu einem wesentlichen Bestandtheil des Gottesdienstes erhoben. Er war dafür so innig begeistert, daß er nicht allein selbst eine Anzahl von Kirchenliedern dichtete, sondern auch alle diejenigen, die er dazu für tüchtig hielt, dringend aufmunterte, ihr Talent der Kirche und dem Volke zu widmen; dem Volke, denn Luther wollte diese Lieder nicht bloß dem kirchlichen Gebrauche gewidmet wissen, er wollte mit denselben auch die „Buhllieder und fleischlichen Gesänge" verdrängen (dies sind seine eigenen Worte), welche das Volk bis dahin zu seiner Unterhaltung gesungen habe. Aber auch ohne diese Ermunterung der großen Männer hätte es ihm an Nachahmungen nicht gefehlt; es eiferte Alles, auch hierin seinem Vorgange zu folgen, so daß die Masse der Kirchenlieder am Ende dieses Zeitraums schon bedeutend groß war*), aber freilich blieben seine Nachfolger zum größten Theil weit hinter dem, was er geleistet, theils weil sie weder die Gedankentiefe, noch die Sprachgewalt ihres Vorbildes besaßen; theils weil viele von ihnen die ächt volksthümliche Auffassung nicht zu bewahren wußten, welche in Luthers Liedern so unverkennbar hervortrat; theils endlich weil sie, besonders in der letzten Hälfte der Periode die theologischen Zänkereien, um welche sich das ganze Treiben der Zeit bewegte, zum Stoffe ihrer Lieder nahmen. Es waren freilich auch schon in den ersten Zeiten der Reformation polemische, gegen die Katholiken gerichtete Kirchengesänge gedichtet worden; aber es waren diese von dem kräftigen Geist und der Begeisterung gehalten, welche damals noch die Anhänger der Reform erfüllte, und es bewegten sich diese Lieder nicht in den pedantischen und rechthaberischen Auslegungen einzelner Bibelstellen, sondern sie suchten vielmehr durch Spott und bittere Verhöhnung der bekämpften Verhältnisse zu wirken, was ihnen immerhin Leben und Wahrheit gab, wenn sie sich hiedurch auch von dem rein kirchlichen Zwecke entfernten. Eben so wenig können diejenigen Lieder genügen, und deren gibt es eine nicht geringe Anzahl, welche, statt das Gemüth zu Gott zu erheben, den Verstand mit Darstellung dogmatischer Begriffe beschäftigen, oder eine trockene, seelenlose Moral in gezwungenen Reimen vortragen. Viele endlich sind nur mehr oder minder gelungene Uebersetzungen oder weitschweifige Paraphrasen biblischer Abschnitte, namentlich der Psalmen, und entbehren wenigstens der Originalität, abgesehen davon, daß sie die christliche Gemeinde mehr mit alttestamentarischen Anschauungen bekannt machen, als mit denen Christi und seiner Jünger, während Luther, der allerdings auch Psalmen bearbeitete, doch in dieser Bearbeitung sowohl, als noch mehr in seinen frei gedichteten Liedern den Geist des Evangeliums vorwalten ließ. Bedeutender sind im Ganzen die Uebertragungen der alten lateinischen Kirchengesänge, auf welche ebenfalls Luther hingewiesen hatte, so wie die neuen Umarbeitungen oder Verbesserungen älterer geistlicher Volkslieder. Wie im vorigen Zeitraume, so wurden endlich auch in diesem weltliche Volkslieder in geistliche umgewandelt, häufiger noch wurden Kirchenlieder zu beliebten Melodien weltlicher Volksgesänge gedichtet, so von J. H. Knaust, und in plattdeutscher Sprache von Vespasius (Nye Christlike Gesenge vnde Lede, vp allerley ardt Melodien der besten olden Düdeschen Lede ꝛc. Lübeck, 1571).

Nicht bloß die besten, sondern auch bei weitem die meisten Kirchenlieder sind aus der lutherischen Kirche hervorgegangen; die bedeutendsten Dichter sind außer Luther: Spengler, Speratus, Erasmus Alberus, Hans Sachs, Paul Eber, Nic. Hermann, Joh. Matthesius, Melissus Schede, Fischart, Nic. Selnecker, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nicolai, Joh. Valentin Andreä und Weckhrlin. Außerdem verdienen noch folgende erwähnt zu werden: Hans Witzstat aus Wertheim in Franken, der 1528 in Zwickau unter den Wiedertäufern gelebt haben soll („der geystlich Buchsbaum); Nikolaus Decius (um 1530 „Allein Gott in der Höh' sei

*) G. Witzel sagt im 2. Bande seiner deutschen Werke: „Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwey bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt"; und auf dem Titel des Lutherschen Gesangbuchs von 1543 heißt es: „Viel falscher Meister itzt Lieder tichten: Sihe dich für, vnd lern die recht richten. Wo Gott hin bawet sein Kirch vnd sein wort, Da will der Teufel sein mit trug vnd mord."

Ehr'", eine treffliche Erneuerung der alten Hymne Gloria in excelsis), Joh. Poliander, eigentlich Gramann oder Graumann (1487—1541), der eine größere Zahl von Kirchenliedern geschrieben zu haben scheint, welche ihm den Beinamen des preußischen Orpheus erworben haben sollen, von denen aben nur noch Eines bekannt ist („Nun lob mein seel den Herren"); Johann Hesse († 1547), welcher unter Andern das bekannte Volkslied: „Innsbruck, ich muß dich lassen" geistlich umdichtete („O Welt, ich muß dich lassen"); die Königin Maria von Ungarn, Schwester Karls V; Justus Jonas, einer der thätigsten Beförderer der Reformation und naher Freund Luthers, welcher mehre Psalmen bearbeitete; Adam Reißner, der Freund und Begleiter Georgs von Frundsberg, welcher einzelne Psalmen nicht ohne Geschick übersetzte; Wolfgang Musculus (eigentlich Meußlin), Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen („Wie's Gott gefällt, so gefällt mir's auch"); Albrecht, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach („Was mein Gott will"); Burkhard Waldis, der den ganzen Psalter nicht ohne Sprachgewandtheit in meistens schöner Form und mit glücklicher Auffassung übersetzte; Joh. Walther, dessen einziges Lied („ein gar schöner geistlicher vnd christlicher newer Bergkreyen") lebhaft bedauern läßt, daß er entweder nicht mehr gedichtet, oder daß seine übrigen Lieder verloren gegangen sind; Ambrosius Lobwasser (1515—1585), dessen Uebersetzung des ganzen Psalters nach französischen Vorbildern zu hohem Ansehen gelangte; Martin Schalling aus Straßburg, (1532—1608); Ludwig Helmbold, dessen Lieder zwar ohne besonderen Werth sind, der jedoch schon deshalb anzuführen ist, weil er ohne Vergleich der fruchtbarste Liederdichter seiner Zeit war; Martin Kinner von Scherfenstein (1534—1597), Cornelius Becker, dessen werthlose Psalmenübersetzungen eine Zeit lang sehr beliebt waren; Valerius Herberger („Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt"); Philipp Freiherr zu Winnenberg „christliche Reuterlieder".

Von den Reformirten (Zwinglianern und Calvinisten) wurde das eigentliche Kirchenlied nur sehr sparsam bearbeitet, da bei ihnen der Kirchengesang beinahe ganz vor der Predigt zurücktrat, und sie fast ausschließlich Psalmen sangen. Die wenigen selbstständigen Kirchenlieder, welche von reformirten Dichtern verfaßt wurden, sind von Zwingli, Leo Jud, Joh. Zwick, Ambrosius Blaurer und Thomas Blaurer; unter den Bearbeitern von Psalmen sind besonders zu nennen Heinrich Vogtherr, Ludwig Oeler, Wolfgang Capito (eigentlich Köpfel) und Joachim Aberlin. Auch von Katholiken, die seit der Reformation nur um desto strenger am lateinischen Gesang hielten, wurden wenige deutsche Kirchenlieder gedichtet; doch konnte die katholische Kirche hierin nicht ganz zurückbleiben, weil der Ruf nach dem Gebrauch der Muttersprache bei dem Gottesdienste auch von denjenigen fortwährend erhoben wurde, welche der alten Lehre treu geblieben waren. Auch mußte es die Katholiken drängen, den Gesängen der Protestanten, welche durch ihre Vortrefflichkeit auch bei dem katholischen Volke Eingang und Bewunderung fanden, andere im Geiste der katholischen Kirche gedichtete Lieder entgegenzusetzen. Deshalb wurden vorzugsweise die alten lateinischen Kirchengesänge ins Deutsche übergetragen, so von Vehe, Caspar Querhamer, Georg Witzel und Flurheim. Diese und andere, darunter tüchtige ältere Lieder sind in den katholischen Gesangbüchern Michael Vehes (Leipzig 1537) und Johann Leisentritts (Budissin, 1567) gesammelt. Zwischen den lutherischen und den altkatholischen Gesängen stehen die Lieder der böhmischen Brüder, von denen sich eine große Zahl erhalten hat, welche weniger dogmatische Färbung haben, als die lutherischen, sich mehr in der sinnlichen Auffassungsweise der göttlichen Personen bewegen, und die Beziehungen der Menschen zu Gott in lebendiger Anschaulichkeit hervortreten lassen, wodurch sie freilich in schwärmerische und oft süßliche Darstellung verfallen, was sie wesentlich vom altkatholischen Gesang unterscheidet. Als bedeutendste Dichter sind besonders Michael Weisse, nach ihm Joh. Horn († 1547 als Oberbischoff der böhmischen Brüder) zu erwähnen, die beide größere Sammlungen von Kirchengesängen der böhmischen Brüder veranstalteten. Auch die Lieder der Wiedertäufer verdienen Beachtung; in den wenigen, die bis jetzt näher bekannt worden sind, zeigt sich ihre Lehre viel reiner und edler, als in den Berichten der Geschichtschreiber. Es scheint, daß sie Geschichten von älteren und gleichzeitigen Märtyrern mit Vorliebe zum Stoffe ihrer Gesänge nahmen, wozu sie freilich in den häufigen und grausamen Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, hinlänglich Veranlassung fanden.

Die meisten geistlichen Lieder sind hochdeutsch, doch wurden auch viele theils ursprünglich niederdeutsch gedichtet, theils aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche übersetzt. Der bedeutendste niederdeutsche Dichter ist Johann Freder, außerdem sind noch zu erwähnen Hermann Bonn, Superintendent zu Lübeck, welcher durch sein niederdeutsches Gesangbuch (1537) der Gründer des niederdeutschen Gesanges wurde, Nicolas Boie, Albert Salsborch und Hermann Vespasius.

An poetischem Gehalte ist das Volkslied noch weitaus bedeutender als das Kirchenlied, und es übertrifft dieses auch wohl an Umfang und Reichthum. Freilich war keine Zeit geeigneter, den Volksgesang zu heben und zu befördern, als die erste Hälfte des 16. Jahrh.; denn die nämlichen Gründe, welche ihn schon im 15. Jahrh. zu schöner Blüthe gebracht hatten (S. I, 591), wirkten auch jetzt noch fort, und diesen gesellten sich neue hinzu, welche nicht weniger dazu beitrugen, diese Blüthe zu immer größerer Fülle zu bringen. Die unmittelbare Theilnahme des Volks an den reformatorischen Bewegungen, das Gewicht, welches zuerst von den Reformatoren auf seine Theilnahme gelegt wurde, vielleicht noch mehr die politische Rührigkeit, die es nur entwickelte, und die Hoffnung, die ihm lang vorenthaltenen Rechte und Freiheiten endlich zu erlangen, hob es zu einer Kraft des Selbstgefühls und einer Freudigkeit des Lebens, welche dessen poetischen Sinn mächtig anregen mußten. Freilich sind nicht alle Volkslieder, die uns durch die in großer Zahl auftauchenden Sammlungen und eine noch größere Menge von fliegenden Blättern erhalten wurden, Erzeugnisse jener Zeit, vielmehr stammen, wie schon früher bemerkt wurde, viele derselben unzweifelhaft aus früheren Jahr-

hunderten; aber es waren auch diese wenigstens mittelbar zum Eigenthum der damaligen Zeit geworden, nicht nur dadurch, daß sie fortwährend im Munde des Volkes blieben, sondern auch und besonders dadurch, daß sie von demselben für seine Verhältnisse und seine Sprache mit mehr oder weniger Selbstständigkeit umgedichtet wurden.

Im Ganzen finden sich in den Volksliedern der Zeit die nämlichen Stoffe behandelt, wie im vorigen Jahrhundert; denn die Stoffe, welche das Volk begeistern, sind ja auch diejenigen, welche ewig neu bleiben, weil sie die innigsten und mächtigsten Verhältnisse des menschlichen Herzens berühren. Liebesfreude und Liebesschmerz, bald in allgemeinen Zügen, bald in besondern Erlebnissen dargestellt, jugendliche Lebenslust, die sich bald in ruhiger und doch lebensvoller, bald in übermüthiger, bis zur Ausgelassenheit gesteigerter Heiterkeit kund gibt, dies sind, wie früher, so auch jetzt die vorherrschenden Stoffe des Volksgesangs. Daß viele Lieder in der Reformationszeit gesungen wurden, welche das sittliche Gefühl beleidigten, haben wir schon aus Luthers Aeußerung erfahren; aber auch alle nachfolgenden Sammler von Kirchenliedern erheben dieselbe Klage und zwar ertönt sie um so lauter, je näher sie dem Ende des Zeitraumes stehen. Freilich mögen gewiß viele an sich unverfängliche Lieder der Liebe und Lust den späteren Theologen, deren Lebensansicht immer düsterer und beschränkter wurde, als verdammenswerth erschienen sein; allein ihre Klagen waren keineswegs grundlos, da sich wirklich manche Lieder aus jener Zeit erhalten haben, welche die Geschlechtsverhältnisse in der nacktesten Weise darstellen. Bei einigen Liebesliedern läßt sich der noch immer fortwährende Einfluß des Minnegesangs nicht verkennen, doch nimmt er je länger je mehr ab und ist selbst im Anfange des Zeitraums schon schwach und nur in einzelnen Zügen zu bemerken. Als solche Fortwirkung dieses Einflusses sind namentlich die noch freilich nur in sehr geringer Anzahl vorkommenden Tagelieder anzusehen. Die schönsten und besten Liebeslieder sind ohne Zweifel gerade diejenigen (und es sind bei weiten die meisten), welche an den Minnegesang nicht erinnern; sie sind voll lebensvoller Frische, die auch durch die öfters unbeholfene Sprache nicht verwischt wird. Von Tanzliedern, deren es eine große Zahl gegeben haben muß, haben sich nur wenige erhalten; sie scheinen weniger häufig gedruckt worden zu sein, und zwar wohl aus dem Grunde, weil jede Gegend ihre eigenen hatte, die sie nicht so leicht mit andern vertauschte, oder auch, weil es damals, wie jetzt noch in Tyrol, gebräuchlich war, dieselben aus dem Stegereife zu dichten. Auch die Natur- und namentlich die Frühlingslieder, welche übrigens oft in natürlicher Weise in Liebesgesänge übergehen, wie diese dagegen in jene, sind voll Leben und Anschaulichkeit. Eigenthümlich ist es übrigens den Liedern aus der Reformationszeit, daß sie gerne eine religiöse Wendung nehmen und das Gefühl der Heiterkeit und des Liebesglücks durch den Hinblick auf Gott zu veredeln suchen.

Zu den trefflichsten Erzeugnissen der Volkspoesie dieses Zeitraums gehören ohne Zweifel die Trinklieder, deren Zahl sehr bedeutend ist; sie überraschen insbesondere durch die Mannigfaltigkeit, mit der sie den an sich so einfachen Stoff behandeln, und erfreuen durch den trefflichen Humor, der aus ihnen, wie aus einer unversiegbaren Quelle sprudelt. Auch Jägerlieder, Bergreien, Studenten- und Soldatenlieder, so wie Handwerkslieder mancherlei Art, die bald das Handwerk und die Zunft preisen, bald das Leben des wandernden Gesellen schildern, bald auch als Spottlieder erscheinen, finden sich ziemlich häufig, ohne sich jedoch zu größerer Bedeutung zu erheben. — Die kirchlichen und religiösen Fragen wurden sehr häufig in Liedern behandelt, welche um so mehr Eingang und Verbreitung beim Volke fanden, je entschiedener ihre Sprache war; es finden sich darunter die bittersten Ausfälle gegen die katholische Kirche und namentlich gegen die Geistlichkeit und das Pabstthum insbesondere (so die Lieder „von den Falschen Predigern", „vom Antichrist zu Rom"); aber diese kecke Sprache ist auch ihr größtes, wenn nicht ihr einziges Verdienst. Manche dieser Lieder heben auch wohl die politischen Verhältnisse hervor, doch treten diese hinter der religiösen sehr zurück, und es ist die Zahl der rein politischen Lieder nicht groß, schon deswegen, weil die Dichter ihre Ansichten mehr in das Gewand der belehrenden Darstellung kleideten. Uebrigens mögen viele theils noch nicht wieder aufgefunden worden sein, theils haben die Fürsten nach Unterdrückung des großen Bauernaufstandes gewiß viele dieser Lieder vernichten lassen; doch mögen wohl manche derselben in den Archiven der Fürsten und Städte noch jetzt unbekannt verwahrt liegen; dagegen hat sich ein größeres, aber poetisch ganz werthloses Lied erhalten, das gegen die Bauern gerichtet ist. Diejenigen Lieder, welche gegen den Kaiser und dessen Bemühungen, die kaiserliche Gewalt zu vergrößern, gerichtet und daher im Interesse der Fürsten geschrieben waren, hatten zwar auch Anfechtungen zu erfahren, und es erschienen vielfache Verbote gegen das Drucken derselben; doch konnte es natürlich weniger gelingen, sie ganz zu vernichten, weil diese Verfolgungen von den Fürsten, wie leicht zu begreifen, nicht mit der gehörigen Kraft unterstützt wurden.

An rein historischen Volksliedern ist das 16. Jahrhundert ebenfalls keineswegs arm, vielmehr ist keine auch noch so unbedeutende Thatsache unbesungen geblieben; dagegen ist kaum eins derselben von poetischem Werth, jedenfalls können selbst die besten mit Ausnahme etwa des „Lieds von der Schlacht vor Pavia" denen des vorigen Zeitraums nicht an die Seite gestellt werden.

Auch in diesem Zeitraume gab es wandernde Volkssänger, wie z. B. Grienenwald einer gewesen sein mag, von welchem G. Wickram (S. u.) ausführlicher berichtet. Doch mußte die immer größere Ausbreitung der Buchdruckerkunst nothwendig dieselben immer mehr zurückdrängen, und es sind uns kaum noch spärliche Nachrichten von ihnen überliefert.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die lyrische Poesie gehen wir zur Betrachtung der einzelnen Dichter und Dichtungen über.

Huldreich Zwingli.

Der große schweizerische Reformator Huldreich Zwingli stand an poetischem Talente dem in so mancher Beziehung größeren Luther weit nach; und ob er gleich, wie dieser, musikalisch gebildet war,

(wie er denn auch einige Lieder selbst componirte), so widmete er dem Kirchengesang doch nicht die Aufmerksamkeit, die ihm von Luther zu Theil ward. Zwar dichtete er einige Lieder, die später in das Gesangbuch der Reformirten aufgenommen wurden; allein es waren diese eigentlich nur Gelegenheitsgedichte, so ein „Geistlich lied um hilf vnd bystand in kriegsgefar" für den ersten Cappelerkrieg (1529), und ein anderes „Als er mit pestilentz anggriffen ward". Außerdem haben wir von ihm nur noch eine Umdichtung des 79. Psalms, deren Zeit und Veranlassung unbekannt ist. Diese Lieder, denen Fülle der Gedanken und Tiefe des Gefühls nicht abzusprechen ist, und die sich in einem schönen und würdigen Ausdruck bewegen, unterscheiden sich durch die äußerst kunstreiche und mit großer Sorgfalt bearbeitete Form von den einfachen, auf dem Volksgesang beruhenden Weisen Luthers eben nicht zu ihrem Vortheil: auf eine solche, wir möchten sagen, gelehrte Form, welche lebhaft an die späteren Minnesinger erinnert, ließ sich freilich volksthümlicher Kirchengesang nicht begründen, und es ist leicht begreiflich, daß derselbe sich bei solchem Vorgange des Meisters in der reformirten Kirche nicht lebendig entwickeln konnte. Merkwürdig ist es jedenfalls, und es gehört dies zu den unerklärlichen in der menschlichen Natur so häufig vorkommenden Erscheinungen, daß Zwingli, der von dem ächtesten republikanischen Sinn erfüllt war, der, aus dem Volke hervorgegangen, für dieses vorzüglich zu wirken strebte, gerade hierin das Richtige nicht fand, so nahe es auch lag, und statt, wie Luther, der sich im Leben später vom Volke entschieden abwandte, auf der Grundlage des Volksgesangs ein ächt nationales Kirchenlied zu schaffen, sich in die verwickelten, dem Volke unverständlichen Weisen des Minnelieds und Meistergesanges verlieren konnte.

Ein christenlich gsang gestellt durch Huldrych Zwingli, als er mit pestilentz anggriffen ward.

1. Im anfang der krankheit.

Hilf, herr gott, hilf
in diser not!
ich mein, der tod
syg an der thür.
Stand, Christe, für:
dann du je überwunden hast!
Zu dir ich gilf',
ist es din will,
züch vs den pfyl,
der mich verwundt!
Nit laß ein stund
mich haben weder rüw noch rast!
Willt du dann glych,
Tod, haben mich
inmitts der tagen min,
so soll es willig syn.
Thü, wie du willt;
mich nüt befilt.
Din haf bin ich;
mach ganz ald brich:
dann nimst du hin
den geiste min
von diser erd,
thüst dus, daß er nit böser werd,
ald andern nit
befleck jr leben fromm vnd sitt.

2. In mitten der krankheit.

Tröst, herr gott, tröst!
Die krankheit wachst,
wee vnd angst faßt
min seel vnd lyb.
Darum dich schyb
gen mir, einiger trost, mit gnad!
Die gwüß erlöst
ein jeden, der
sin herzlich bger
vnd hoffnung setzt
in dich, verschätzt
darzü diß zyt all nutz vnd schad.
Nun ist es vm:
min zung ist stumm,
mag sprechen nit ein wort;
min sinn sind all verdorrt.
Darum ist zyt,
Daß du min stryt
fürist fürhin;
so ich nit bin
so stark, daß ich
mög tapferlich
thün widerstand
des tüfels facht vnd frefner hand.
Doch wirt min gmüt
stät blyben dir, wie er joch wüt.

3. In der besserung.

Gsund, herr gott, gsund!
ich mein, ich keer
schon widrum her;
Ja, wenn dich dunkt,
der sünden funk
werd nit meer bherrschen mich vf erd,
So muß min mund
din lob vnd leer
vsſprechen meer,
dann vormals ie,
wie es joch geh,
einfeltiglich on alle gfärd.
Wiewol ich müß
des todes büß
erlyden zwar einmal,
villycht mit größrem qual,
denn jezund wär
geschehen, heer!
So ich sunst bin
nach gfaren hin,
so will ich doch
den trutz vnd poch
in diser welt
tragen frölich vmb widergelt
mit hilfe din,
on den nüt mag vollkommin syn.

Martin Luther.



Luthers Geburtshaus.

Ueber das Leben und die literarische Wirksamkeit des großen Urhebers der Reformation werden

wir geeigneter im Abschnitt von der Prosa berichten; hier beschränken wir uns auf die Darstellung seiner lyrischen Dichtungen und namentlich seiner hohen Verdienste um das Kirchenlied. Daß er dasselbe recht eigentlich erst gründete und es zu einem wesentlichen Bestandtheile des Gottesdienstes erhob, haben wir schon oben bemerkt, so wie daß er dem Kirchenliede den Stempel aufdrückte, welchen es bis auf die neueste Zeit bewahrte und auch bewahren mußte, wenn es sich nicht nach dieser oder jener Seite von seinem wirklichen Ziel und Zweck entfernen, seinen heilsamen Einfluß mehr oder weniger verlieren wollte. Freilich haben wir schon oben von verschiedenen Abirrungen gesprochen, zu welchen sich die Dichter von Kirchenliedern schon im vorliegenden Zeitraum verleiten ließen, und wir werden ähnliche oder auch andere Abweichungen im Laufe unserer Darstellung noch mehr antreffen, aber es wird sich zeigen, daß diese stets zum entschiedensten Nachtheile des Kirchenlieds selbst ausfielen. Es ist eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten Luthers als Schriftsteller, daß er mit einem seltenen, aus der Großartigkeit seines Geistes hervorgehenden Takt immer und sicher die allein richtige Form der Darstellung erkannte, woraus großen Theils der unermeßliche Eindruck zu erklären ist, den seine Schriften ohne Ausnahme auf seine Zeitgenossen hervorbrachten. Und so hatte er auch mit vollendeter Sicherheit erkannt, was das Kirchenlied sein und leisten müsse, wenn es seinem höchsten Zwecke, die zur Andacht versammelte christliche Gemeinde zu erbauen, entsprechen sollte. Das Kirchenlied war, wie wir früher (I, 594) gesehen haben, recht eigentlich aus dem Volke hervorgegangen, und hatte daher einen dem Bedürfnisse des Volkes entsprechenden Charakter angenommen. Diesen volksmäßigen Charakter nun faßte Luther mit einer fein eigenes Wesen bezeichnenden Tüchtigkeit auf, so daß seine Kirchenlieder unerreichbare Muster volksthümlicher Dichtungen wurden. Denn sie bewegen sich nicht nur in der schlichten und bei aller Einfachheit doch kräftigen Ausdrucksweise des Volks, es spricht sich in ihnen auch die erfreulichste Glaubensinnigkeit und Glaubenswärme aus, die freilich in Luthers eigenem Wesen lag, die aber zugleich auch tief im Volke wurzelt. Was das Volk seit beinahe Jahrhunderten angestrebt hatte, in der Kirche Gesänge zu hören und selbst mit zu singen, die, in seiner eigenen Sprache und der ihm eigenthümlichen Ausdrucksweise gedichtet, die tiefe Glaubenszuversicht aussprächen, die ihm selbst nicht in der Zeit der größten Noth, ja nicht einmal durch die große Versunkenheit seiner Geistlichen geraubt werden konnte; das ward ihm nun durch die vortrefflichen Kirchenlieder Luthers gewährt, die sich denn auch mit bewundernswürdiger Schnelligkeit über alle deutschen Länder verbreiteten und überall mit Begeisterung aufgenommen wurden, so daß sie vielleicht nicht weniger zur allgemeinen Aufnahme der Reformation beitrugen, als selbst seine Bibelübersetzung, wie denn ein späterer Jesuit (Conzenius) von seinem Standpunkte aus mit vollem Rechte sagen konnte, es hätten die Lieder Luthers mehr Seelen getödtet, als seine Bücher und seine Reden. Vortrefflich werden diese Kirchenlieder von Cyr. Spangenberg charakterisirt. „So muß mans ja wahr seyn lassen, daß Lutherus unter allen Meister-Sängern, sider der Apostel Zeit her, der beste und kunstreichste gewesen und auch wohl bleiben wird, in dessen Liedern und Gesängen mann kein vergeblich noch unnöthiges Wörtlein findet; es fleußet und füllet Ihm alles aufs lieblichste und notlichste voller Geistes und Lehre, daß schier ein jedes Wort eine eigene Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung giebt. Da ist nichts gezwungenes, nichts eingeflicktes, nichts verbrochenes; die Reimen sind leicht und gut, die Wort artlich und ausserlesen, die Meynung klar und verstendtlich, die Melodyen und Thon lieblich und hertzlich, und in Summa alles herrlich und tröstlich, daß es Safft und Krafft hat, hertzet und tröstet. Und ist in Summa seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden." Hat auch Spangenberg gerade das, was wir als den wesentlichsten Charakterzug in Luthers Kirchenliedern, deren volksthümliches Element, nicht erkannt, so wird aus seiner Darstellung doch ersichtlich, daß er dessen Bedeutung unwillkürlich fühlte, besonders dadurch, daß er die musikalische Kraft derselben hervorhebt, die schon vor Luther nur noch im Volksliede zu finden, aus der gelehrten Dichtung dagegen vollständig verschwunden war. Es ist bekannt, daß Luther sich angelegentlich bestrebte, den Kirchengesang auch musikalisch zu verbessern und volksmäßig einzurichten. Selbst musikalisch gebildet, componirte er mehrere Lieder, doch vertraute er die hohe Aufgabe vorzüglich seinen beiden Freunden, den tüchtigen Kapellmeistern Conrad Rupf und Joh. Walther, die, von ihm geleitet und in seinem Geiste wirkend, manche herrliche Melodien schufen, welche vom Volke mit nicht weniger Begeisterung aufgenommen wurden, als die Lieder selbst, so daß man katholischer seits oft genug die Klagen wiederholen hörte, das Volk singe sich in Luthers Lehre hinein.

Von den 37 Kirchenliedern, welche Luther verfaßte (sechs oder sieben andere können ihm nicht mit Sicherheit zugeschrieben werden), sind nur fünf ganz selbstständig gedichtet, die übrigen sind zum größern Theil entweder Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen lateinischer Kirchengesänge oder alter deutscher geistlicher Volkslieder; einige sind Bearbeitungen von Psalmen oder einzelner Bibelstellen. Aber auch diese sind bewundernswürdig, theils durch die Treue, mit welcher er den Geist und Sinn seiner Vorbilder auffaßte und wiedergab, theils durch die Selbstständigkeit, mit welcher er das Einzelne behandelte und verbesserte. Wir theilen von den verschiedenen Gattungen Beispiele mit und zwar zunächst die Umdichtung des alten lateinischen Kirchengesangs „Veni, sancte spiritus" (1), den schon Hermann, Mönch von Salzburg, bearbeitet hatte (I, 597), welche Nachbildung Luther nicht gekannt zu haben scheint: wenigstens legte er der seinigen eine andere zum Grunde, welche am Anfange des 16. Jahrh. häufig gesungen wurde. Es bestand diese aus einer einzigen Strophe, welche Luther beinahe wörtlich beibehielt, denn er hielt diesen Gesang für so vortrefflich, daß er in seinen Tischreden sagt, „der heilige Geist habe ihn selber von sich gemacht, beide, Wort und Melodey". Die zwei von ihm hinzugedichteten Strophen athmen den nämlichen tief gläubigen Sinn, welcher im ursprünglichen Gesang liegt. Zu den vortrefflichsten Liedern Luthers, wenn sich überhaupt ein Unterschied finden läßt, gehören jedenfalls die Umarbeitungen der Psalmen, deren großartiger und von der reinsten Poesie durchdrungener Geist dem seinigen so ganz entsprach. Die Umdichtung des „12. Psalms" (2)

ist die herzlichste Klage gegen die falschen Lehrer und Heuchler, an die sich die lebendigste Zuversicht schließt, daß Gott die wahre Lehre gegen alle Anfechtungen schützen würde; und wiederum kann sich das innigste Vertrauen auf Gott und seine unendliche Güte nicht reiner und nicht kräftiger ausdrücken, als in der Bearbeitung des 130. Psalms „Aus tieffer not schrei ich zu dir" (3). In keinem Liede spricht sich aber die Ueberzeugung von der Gnade und der Allmacht Gottes zugleich einfacher und mächtiger aus, als in der Nachbildung des 46. Psalms (4), deren großartige Wirkung nicht besser erklärt werden kann, als durch den alten Volksreim:

„Eine feste Burg ist unser Gott:
half vor Alters, hilft noch aus Noth."

Der Lobgesang „Nun bitten wir den heiligen Geist" (5) ist uns schon aus früherer Zeit als vielgesungenes geistliches Volkslied bekannt (I, 594); Luther hat dasselbe unverändert als erste Strophe beibehalten und drei neue hinzugedichtet, welche den Gedanken des Volkslieds in ächt volksmäßiger Weise nach seinen Hauptbeziehungen entwickeln. Auch die selbstständig gedichteten Lieder haben diesen volksmäßigen Ton, am wenigsten vielleicht das Lied: „Nu freud euch, lieben Christen gmein" (6), welches aber schon dadurch merkwürdig ist, daß es Luthers erster Versuch im Kirchenliede ist, in welchem er seine ganze Glaubenslehre niederlegte. Ganz im Tone des Volksgesangs ist dagegen das herrliche „Kinderlied (7), dessen liebenswürdige Naivetät und reine Kindlichkeit wahrhaft unnachahmlich ist; nicht weniger das „Lied von den zween Merterern Christi" (8), welchem nur die größere Anschaulichkeit abgeht, um für ein vollgültiges Muster epischen Volksgesangs zu gelten.

Obgleich dieses, wie die zwei folgenden, schon nicht mehr in die Reihe der eigentlichen Kirchenlieder gehört, so haben wir dieselben doch mitgetheilt, um ein Bild von der dichterischen Vielseitigkeit Luthers zu geben, der ohne Zweifel auch in andern Gattungen Großes geleistet hätte, wenn er sich der Poesie ausschließlich hätte widmen wollen. Es ergibt sich dieses zwar weniger aus dem Liede „Vom Hofleben" (10), welches aber für Luthers Charakteristik höchst wichtig ist, weil es uns zeigt, wie klar er in der That auch die darin geschilderten Verhältnisse durchschaute; dagegen tritt es in lebendiger Wahrheit in der schönen Dichtung „Fraw Musica" (9) hervor, welches die veredelnde und das Menschenherz zu Gott emporhebende Macht des Gesangs in wahrhaft dichterischen Zügen darstellt.

1. Veni sancte Spiritus, gebessert.

1. KOm heiliger Geist, HErre Gott,
erfüll mit deiner gnaden gut
Deiner gleubigen hertz, mut vnd sin,
dein brünstige lieb entzünd in jn.
O HERR, durch deines liechtes glantz
zu dem glauben versamlet hast
Das volck aus aller Welt zungen:
das sey dir, HERR, zu lob gesungen,
Haleluia, haleluia.

2. Du heiliges liecht, edler hort,
las vns leuchten des lebens wort,
Vnd ler vns Got recht erkennen,
von hertzen Vater jn nennen.
O HERR, behüt für frembder lehr,
das wir nicht meister suchen mehr,
Denn Jhesum mit rechtem glauben,
vnd jm aus gantzer macht vertrawen.
Haleluia, haleluia.

3. Du heilige brunst, süsser trost,
nu hilff vns frölich vnd getrost
In deim dienst bestendig bleiben,
die trübsal vns nicht abtreiben.
O HERR, durch dein krafft vns bereit
vnd sterck des fleisches blödigkeit,
Das wir hie ritterlich ringen,
durch tod vnd leben zu dir dringen.
Haleluia, haleluia.

2. Der XII. Psalm. Saluum me fac Domine.

1. ACh Gott von himel, sich darein
vnd las dich des erbarmen,
Wie wenig sind der heilgen dein,
verlassen sind wir armen.
Dein wort man lesst nicht haben war,
der glaub ist auch verloschen gar
bey allen menschen kinden.

2. Sie leren eitel falsche list,
was eigen Witz erfindet.
Ir hertz nicht eines sinnes ist
in Gottes wort gegründet.
Der wehlet dis, der ander das,
sie trennen vns on alle mas
vnd gleissen schön von aussen.

3. Gott wolt ausrotten alle lahr,
die falschen schein vns leren;
Darzu jr zung stoltz offenbar
spricht: trotz, wer wils vns wehren?
Wir haben recht vnd macht allein,
was wir setzen, das gilt gemein,
wer ist, der vns sol meistern?

4. Darumb spricht Gott: Ich mus auff sein,
Die armen sind verstöret;
Ir seufftzen dringt zu mir herein,
ich hab jr klag erhöret.
Mein heilsam wort sol auff den plan
getrost vnd frisch sie greiffen an
vnd sein die krafft der armen.

5. Das silber, durchs fewr sieben mal
bewert, wird lauter funden:
Am Gottes wort man warten sol
des gleichen alle stunden:
Es wil durchs creutz bewerет sein
da wird sein krafft erkand, vnd schein
vnnd leucht starck in die lande.

6. Das wolstu, Gott, bewaren rein
für diesem argen gschlechte,
Vnd las vns dir befolhen sein,
das sichs in vns nicht flechte,
Der Gottlos hauff sich vmbher find,
wo diese lose leute sind
in deinem volck erhaben.

3. Der CXXX. Psalm: de profundis clamaui ad te Domine.

1. AUs tieffer not schrey ich zu dir,
HERR Gott, erhör mein ruffen,
Dein gnedig ohren ker zu mir
vnd meiner bit sie öffen,
Denn so du wilt das sehen an,
was sund vnd vnrecht ist gethan,
wer kan, HERR, für dir bleiben?

2. Bey dir gilt nichts denn gnad vnd gunst,
die sunde zuuergeben.
Es ist doch vnser thun vmb sunst
auch in dem besten leben.
Für dir niemand sich rhümen kan,
des mus dich fürchten jederman
vnd deiner gnaden leben.

3. Darumb auff Gott wil hoffen ich,
auff mein verdienst nicht bawen.
Auff jn mein hertz sol lassen sich
vnd seiner güte trawen,
Die mir zusagt sein werdes wort,
das ist mein trost vnd trewer hort,
des wil ich allzeit harren.

4. Vnd ob es werd bis in die nacht
vnd wider an den morgen,
Doch sol mein hertz an Gottes macht
verzweiueln nicht, noch sorgen.

So thu Israel rechter art,
der aus dem geist erzeuget ward
vnd seines Gotts erharre.

5. Ob bey vns ist der sunden viel,
bey Gott ist viel mehr gnaden.
Sein hand zu helffen hat kein ziel,
wie gros auch sey der schaden.
Er ist allein der gute hirt,
Der Israel erlösen wird
aus seinen sunden allen.

4. Der XLVI. Psalm. Deus noster refugium et virtus ꝛc.

1. EIn feste burg ist vnser Gott,
ein gute wehr vnd waffen:
Er hilfft vns frey aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alt böse feind
mit ernst ers itzt meint,
gros macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist,
auff erd ist nichts seins gleichen.

2. Mit vnser macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heißt Jhesus Christ,
der HERR Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das felt mus er behalten.

3. Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
wie sawr er sich stelt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlin kan jn fellen.

4. Das wort sie söllen lassen stan
vnd kein danck dazu haben,
Er ist bey vns wol auff dem plan
mit seinem geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib:
las fahren dahin,
sie habens kein gewin.
Das Reich mus vns doch bleiben.

5. Der lobgesang: „Nu bitten wir den heiligen Geist."

1. NV bitten wir den heiligen Geist
vmb den rechten glauben allermeist,
Das er vns behüte
an vnserm ende,
wenn wir heim farn
aus diesem elende. Kyrioleis.

2. Du werdes liecht, gib vns deinen schein,
ler vns Jhesum Christ kennen allein,
Das wir an jm bleiben,
dem trewen Heiland,
der vns bracht hat
zum rechten Vaterland. Kyrioleis.

3. Du süße lieb, schenck vns deine gunst,
las vns empfinden der liebe brunst,
Das wir vns von hertzen
einander lieben
vnd im friede
auff einem sine bleiben. Kyrioleis.

4. Du höchster tröster in aller not,
hilff, das wir nicht fürchten schand, noch tod,
Das in vns die sinne
nicht verzagen,
wenn der feind wird
das leben verklagen. Kyrioleis.

6. Ein dancklied, für die höchsten wolthaten, so vns Gott in Christo erzeigt hat.

1. NV freud euch, lieben Christen gmein
vnd laßt vns frölich springen,
Das wir getrost vnd all in ein
mit lust vnd liebe singen:
Was Gott an vns gewendet hat,
vnd seine süße wunderthat.
gar thewr hat ers erworben.

2. Dem Teuffel ich gefangen lag
im tod war ich verloren,
mein sund mich quelet nacht vnd tag,
darin ich war geboren,
Ich fiel auch imer tieffer drein,
es war kein guts am leben mein,
die sund hat mich besessen.

3. Mein gute werck, die golten nicht,
es war mit jn verdorben;
Der frey will hasset Gotts gericht,
er war zum gut erstorben;
Die angst mich zu verzweiveln treib,
das nichts denn sterben bey mir bleib,
zur hellen must ich sincken.

4. Da jamerts Gott in ewigkeit
mein elend vbermassen,
Er dacht an sein barmhertzigkeit,
er wolt mir helffen lassen,
Er wand zu mir das Vater hertz,
es war bey jm fürwar kein schertz,
er lies sein bestes kosten.

5. Er sprach zu seinem lieben Son:
die zeit ist hie zurbarmen,
Far hin, meins hertzens werde kron
vnd sey das heil dem armen,
Vnd hilff jm aus der sunden not,
erwürg für jn den bittern tod
vnd las jn mit dir leben.

6. Der Son dem Vater ghorsam ward,
er kam zu mir auff erden,
Von einer Jungfrau rein vnd zart,
er solt mein bruder werden.
Gar heimlich furt er sein gewalt,
er gieng in meiner armen gstalt,
den Teuffel wolt er fangen.

7. Er sprach zu mir: halt dich an mich,
es sol dir jetzt gelingen.
Ich geb mich selber gantz für dich,
da wil ich für dich ringen,
Denn ich bin dein vnd du bist mein,
vnd wo ich bleib da soltu sein,
vns sol der feind nicht scheiden.

8. Vergiessen wird er mir mein blut,
dazu mein leben rauben,
Das leid ich alles dir zu gut,
das halt mit festem glauben.
Den tod verschlingt das leben mein
mein vnschuld tregt die sunde dein,
da bistu selig worden.

9. Gen himel zu dem Vater mein
far ich von diesem leben,
Da wil ich sein der meister dein,
den geist wil ich dir geben,
Der dich in trübnis trösten sol
vnd leren mich erkennen wol
vnd in der warheit leiten.

10. Was ich gethan hab vnd gelert,
das soltu thun vnd leren,
Damit das reich Gotts werd gemehrt,
zu lob vnd seinen ehren.
Vnd hüt dich für der menschen gsatz,
dauon verdirbt der edle schatz,
das las ich dir zu letze. Amen.

7. Ein Kinderlied, auf die Weihnachten vom kindlein Jhesu.

1. VOm Himel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute newe mehr,
Der guten mehr bring ich so viel,
dauon ich singen vnd sagen wil.

2. Euch ist ein kindlein heut geborn,
von einer Jungfraw, auserkorn,
Ein kindelein so zart vnd fein,
das sol ewr freud vnd wonne sein.

3. Es ist der HERR Christ vnser Gott,
der wil euch fürn aus aller not,
Er wil ewr Heiland selber sein,
von allen sunden machen rein.

4. Er bringt euch alle seligkeit,
die Gott der Vater hat bereit,
Das jr mit vns im himelreich
solt leben nu vnd ewigleich.

5. So mercket nu das zeichen recht,
die krippen, windelein so schlecht,
Da findet jr das kind gelegt,
das alle welt erhelt vnd tregt.

6. Des lasst vns alle frölich sein
vnd mit den hirten gehen hinein,
Zu sehen, was Gott vns hat beschert,
mit seinem lieben Son verehrt.

7. Merck auff, mein hertz, vnd sich dort hin:
was ligt doch in dem krippelin,
Was ist das schöne kindelin?
es ist das liebe Jhesulin.

8. Bis willekomen, du edler gast,
den Sunder nicht verschmehet hast,
Vnd kömpst ins elend her zu mir;
wie sol ich immer dancken dir?

9. Ach HERR, du schöpffer aller ding,
wie bistu worden so gering,
Das du da ligst auff dürrem gras,
dauon ein rind vnd esel aß.

10. Vnd wer die welt vielmal so weit,
von edel stein vnd gold bereit,
So wer sie doch dir viel zu klein,
zu sein ein enges wigelein.

11. Der sammet vnd die seiden dein,
das ist grob hew vnd windelein,
Darauff du, König so groß vnd reich
her prangst, als wers dein Himelreich.

12. Das hat also gefallen dir,
die warheit anzuzeigen mir:
Wie aller welt macht, ehr vnd gut
für dir nichts gilt, nichts hilfft, noch thut.

13. Ach, mein hertzliebes Jhesulin,
mach dir ein rein sanfft bettelin,
Zu rugen in meins hertzen schrein,
das ich nimer vergesse dein.

14. Dauon ich allzeit frölich sey,
zu springen, singen imer frey
Das rechte Suſſanine schon,
mit hertzen lust den süssen thon.

15. Lob, ehr sey Gott im höchsten thron,
der vns schenckt seinen einigen Son,
Des frewen sich der engel schar,
vnd singen vns solchs newes jar.

8. Ein lied von den zween Merterern Christi, zu Brüssel, von den Sophisten von Löuen verbrandt. Geschehen im jar M. D. xx ij.

1. EIn newes lied wir heben an,
das walt Gott, vnser HERRE,
Zu singen, was Gott hat gethan,
zu seinem lob vnd ehre.
Zu Brüssel in dem Niederland
wol durch zween junge knaben
hat er sein wunder macht bekand,
die er mit seinen gaben
so reichlich hat gezieret.

2. Der erst recht wol Johannes heist,
so reich an Gottes hulden;
Sein bruder Heinrich nach dem geist,
ein rechter Christ on schulden.
Von dieser welt gescheiden sind,
sie han die kron erworben,
recht wie die fromen Gotes kind
für sein wort sind gestorben:
sein mertrer sind sie worden.

3. Der alte feind sie fangen lies,
erschreckt sie lang mit drewen:
Das wort Gottes man sie leucken hies,
mit list auch wolt sie teuben.
Von Löuen der Sophisten viel,
mit jrer kunst verloren,
versamlet er zu diesem spiel:
der geist sie macht zu thoren,
sie kunden nichts gewinnen.

4. Sie sungen süß, sie sungen sawr,
versuchten manche listen:
Die knaben stunden wie ein mawr,
verachten die Sophisten.
Den alten feind das sehr verdros,
das er war vberwunden
von solchen jungen, er so gros:
er ward vol zorn von stunden,
gedacht, sie zu verbrennen.

5. Sie raubten jn das kloster kleid,
die weih sie jn auch namen:
Die knaben waren des bereid,
sie sprachen frölich: Amen!
Sie danckten jrem Vater Gott
das sie los solten werden
des Teuffels laruen spiel vnd spot,
darin durch falsche berden
die welt er gar betreuget.

6. Da schickt Gott durch sein gnad also,
das sie recht Priester worden,
Sich selbs jm musten opffern da
vnd gehn im Christenorden,
Der welt gantz abgestorben sein,
die heucheley ablegen,
zum himel komen frey vnd rein,
die Müncherey ausfegen
vnd menschen tand sie lassen.

7. Man schreib jn für ein brieflein klein,
das hies man sin selbs lesen.
Die stück sie zeichten alle drein,
was jr glaub war gewesen.
Der höchste jrthumb dieser war:
man mus allein Gott glauben,
der mensch leugt vnd treugt imerdar,
dem sol man nichts vertrawen.
Des musten sie verbrennen.

8. Zwey große fewr sie zündten an,
die knaben sie her brachten:
Es nam gros wunder jederman,
das sie solch pein verachten.
Mit freuden sie sich gaben drein,
mit Gottes lob vnd singen.
Der mut ward den Sophisten klein
für diesen newen dingen,
das sich Gott lies so mercken.

9. Der schimpff sie nu gerewet hat,
sie woltens gern schön machen.
Sie thürn nicht rhümen sich der that,
sie bergen fast die sachen.
Die schand im hertzen beisset sie,
vnd klagens jrn genossen,
doch kan der geist nicht schweigen hie:
das Habels blut vergossen,
es mus den Kain melden.

10. Die aschen wil nicht lassen ab,
sie steubt in allen landen,
Hie hilfft kein bach, loch, grub, noch grab,
sie macht den feind zu schanden.
Die er im leben durch den mord
zu schweigen hat gedrungen,
die mus er tod an allem ort
mit aller stim vnd zungen
gar frölich lassen singen.

11. Noch lassen sie jr lügen nicht,
den großen mord zu schmücken:
Sie geben für ein falsch getieht,
jr gwissen thut sie drücken.
Die heiligen Gotts auch nach dem tod
von jn gelestert werden,
sie sagen, in der letzten not
die knaben noch auff erden
sich solln haben vmbkeret.

12. Die las man liegen imer hin,
sie habens keinen fromen.
Wir sollen dancken Gott darin,
sein wort ist wieder komen.
Der Somer ist hart für der thür,
der winter ist vergangen,

die zarte blůmlin gehn erfür:
der das hat angefangen,
der wird es wol volenden. AMEN.

9. Fraw Musica.

FVr allen freuden auff Erden
kan niemand kein feiner werden,
denn die ich geb mit meim singen
vnd mit manchem süssem klingen.
Hie kan nicht sein ein böser Mut,
wo da singen Gesellen gut;
hie bleibt kein zorn, zanck, hass, noch neid.
weichen mus alles hertzeleid;
geitz, sorg, vnd was sonst hart anleit,
fert hin mit aller trawrigkeit.
Auch ist ein jeder des wol frey,
das solche Freud kein sünde sey,
sondern auch Gott viel bas gefelt,
denn alle Freud der gantzen Welt:
dem Teuffel sie sein werck zerstört,
vnd verhindert viel böser Mörd.
Das zeugt Dauid, des Königes, that,
der dem Saul offt gewehret hat
mit gutem süssem Harffenspiel,
das er in grossen Mord nicht fiel.
Zum Göttlichen wort vnd warheit
macht sie das Hertz still vnd bereit:
solchs hat Eliseus bekand,
da er den Geist durchs harffen fand.
Die beste zeit im jar ist mein,
da singen alle Vögelein,
Himel vnd Erden ist der vol,
viel gut Gesang da lautet wol.
Voran die liebe Nachtigal
macht alles frölich vberal
mit jrem lieblichen Gesang:
des mus sie haben imer danck.
Viel mehr der liebe HErre Gott,
der sie also geschaffen hat,
zu seyn die rechte Sengerin,
der Musicen ein Meisterin.
Dem singt vnd springt sie tag vnd nacht,
seins lobes sie nichts müde macht:
den ehrt vnd lobt auch mein Gesang,
vnd sagt jm ein ewigen danck.

10. Vom Hofleben.

1. Wer sich nimt an
vnds Rädlein kan
hübsch auf der Bahn
lan vmbher gan,
vnd schmeicheln schan,
findt jederman
ein Fehl vnd Wan,
der geht zu Hof jtzt oben an.

2. Denn wer gedächt
zu leben schlecht,
ganz from vnd grecht,
die Wahrheit brächt,
der wird durchächt
vnd gar geschwächt,
ghöhnt vnd geschmächt,
vnd bleibt allzeit der andern Knecht.

3. Beim Schmeichelstab
gwinnt mancher Knab
groß Gut vnd Hab,
Geld, Gunst vnd G..l,
Preis, Ehr vnd Lob;
stößt andre rab,
daß er hoch trab;
so geht die Welt jtzt auf vnd ab.

4. Wer solchs nicht kann
zu Hofe than,
thu sich davon;
ihm wird zu Lohn
eur Spott vnd Hohn:
denn Heuchelmann
vnd Spötterzahn
ist jtzt zu Hof am besten dran.

Ulrich von Hutten.

Hat Ulrich von Hutten auch nur ein einziges Lied gedichtet, so muß dieses doch um so entschiedener hier seine Stelle finden, als es nicht bloß aus der Tiefe der Seele des großen Mannes, über dessen Leben und Dichtungen erst später berichtet werden kann, hervorgegangen ist, sondern auch, wie kein anderes Gedicht, die herrschende Stimmung in der Reformationszeit vortrefflich darstellt, eine Stimmung, welcher das höchste Ziel nicht unerreichbar gewesen wäre, wenn sie stets von der Thatkraft und der tiefen Einsicht begleitet gewesen wäre, welche wir bei Hutten in seltenem Grade vereinigt finden.

Ain new lied.

1. Ich habs gewagt mit sinnen
vnd trag des noch kain rew:
Mag ich nit dran gewinnen
noch můß man spüren trew!
Dar mit ich main,
nit aim allain,
wen man es wolt erkennen:
dem land zů gůt
wie wol man thůt
ain pfaffen feyndt mich nennen.

2. Da laß ich yeden liegen
vnd reden was er wil!
Het warhait ich geschwigen,
mir weren hulder vil.
Nun hab ichs gsagt,
bin drumb veriagt:
das klag ich allen frummen,
wie wol noch ich
nit weyter fleich,
Vileycht werd wyder kummen.

3. Vmb gnad wil ich nit bitten,
die weyl ich bin on schult;
Ich het das recht gelitten,
so hindert vngedult,
Das man mich nit
nach altem sit
zů ghör hat kummen lassen:
Vileycht wils got,
vnnd zwingt sie not,
zů handeln dieser massen.

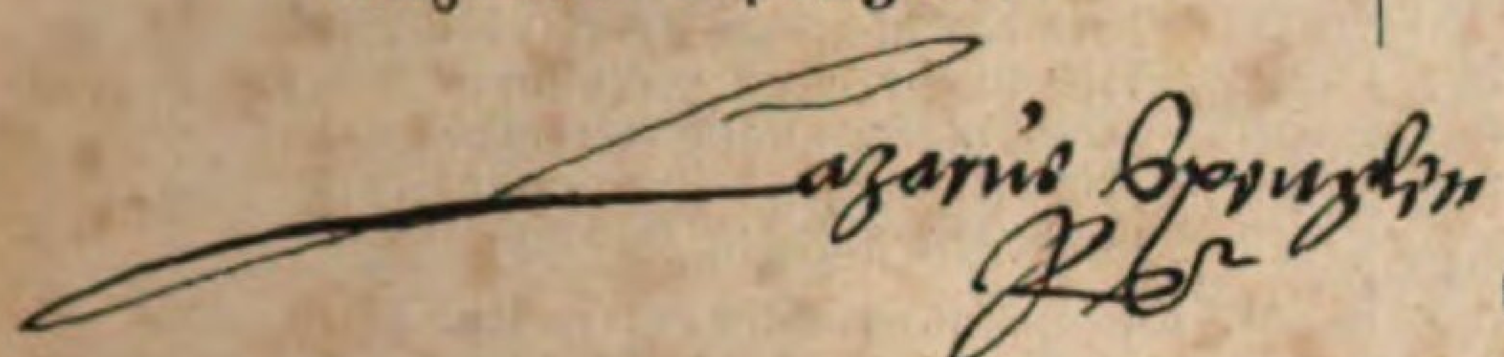
4. Nun ist offt diser gleychen
geschehen auch hie vor,
Das ainer von den reychen
ain gůtes spiel verlor.
Offt grosser flam
von füncklin kam:
wer wais, ob ichs werd rechen!
stat schon im lauff,
so setz ich drauff,
můß gan oder brechen!

5. Dar neben mich zů trösten
mit gůtem gwissen hab,
Das kainer von den bösten
mir eer mag brechen ab,
Noch sagen, das
vff ainig maß
ich anders sey gegangen,
dan Eren nach,
hab dyse sach
in gůtem angefangen.

6. Wil nun yr selbs nit raten
dyß frumme nation,
Irs schaden sich ergatten,
als ich vermanet han,
So ist mir laydt!
Hie mit ich schaydt,
wil mengen baß die karten;
byn vnuerzagt:
Ich habs gewagt,
vnd wil des ends erwarten!

7. Ob dan mir nach thůt denken
der Curtisanen list:
Ain hertz last sich nit krencken,
das rechter maynung ist!
Ich wais noch uil,
wöln auch yns spil,
vnd soltens drüber sterben:
auff, landßknecht gůt
vnd reutters můt!
last Hutten nit verderben.

Lazarus Spengler.



Lazarus Spengler ward am 13. März 1479 zu Nürnberg geboren, wo sein Vater Rathschreiber war und sich verdienten Ansehens erfreute. Im Jahr 1494 ging er, 16 Jahr alt, nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, erhielt nach seiner Zurückkunft sogleich eine angemessene Anstellung und folgte 1507 seinem Vater als Rathschreiber, in welcher Eigenschaft er sich vielfache Verdienste um seine Vaterstadt erwarb. Spengler war einer der ersten und eifrigsten Beförderer der Reformation, welche durch seinen Einfluß in Nürnberg schnelle Verbreitung gewann. Wegen seiner Entschiedenheit in den kirchlichen Fragen und seiner allgemein geschätzten Gewandtheit als Geschäfts- und Staatsmann wurde er von dem Rathe seiner Vaterstadt als Gesandter auf den berühmten Reichstag zu Worms (1521) abgeordnet, wo er Luther persönlich kennen lernte. Durch diesen scheint er auf die Nothwendigkeit, das Schulwesen zu verbessern, aufmerksam gemacht worden zu sein; denn er widmete demselben nach seiner Zurückkunft die erfolgreichste Thätigkeit. Im J. 1530 nahm er zu Augsburg einflußreichen Antheil an den Verhandlungen über das evangelische Glaubensbekenntniß. Von Luther hochgeachtet, der ihm seine vollständige Bibelübersetzung als Geschenk übersandte und das von ihm verfaßte „Glaubensbekenntniß" mit einer Vorrede herausgab, von den Behörden seiner Vaterstadt wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und strengen Redlichkeit geliebt und geehrt, starb er nach langen Leiden am 7. Sept. 1534. — Zwar hat Lazarus Spengler nur ein einziges Kirchenlied gedichtet (von einem andern ist es zweifelhaft, ob er der Verfasser ist); aber es gehört dieses unbedingt zu den trefflichsten Erscheinungen der Zeit, und zeichnet sich nicht nur durch tiefe Frömmigkeit aus, sondern schließt sich auch durch den ächt poetischen Sinn, der es belebt, den Liedern Luthers würdig an.

Durch Adams Fall.

1. DUrch Adams Fall ist ganz verderbt
menschlich natur vnd wesen,
Dasselb gifft ist auff vns geerbt,
das wir nicht mochten gnesen,
On Gottes trost, der vns erlost
hat von dem grossen schaden,
darein die schlang Heuam bezwang,
Gotts zorn auff sich zu laden.

2. Weil dann die schlang Heuam hat bracht,
das sie ist abgefallen
Von Gottes wort, welchs sie veracht,
dardürch sie in vns allen
Bracht hat den tod, so war ye not,
das vns auch Gott sollt geben,
sein lieben Sohn, der gnaden thron,
in dem wir möchten leben.

3. Wie vns nu hat eyn frembde schuld
in Adam all verhönet,
Also hat vns ein frembde huld
in Christi all versönet;
Vnd wie wir all durch Adams fall
sind ewigs tods gestorben,
also hat Gott durch Christus tod
vernewt, das war verdorben.

4. So er vns den sein Son hat gschenckt,
do wir sein feind noch waren,
Der für vns ist ans Creutz gehenckt,
getöd, gen himel gfaren,
Dardurch wir sein vom tod vnd pein
erlost, so wir vertrawen
in disen hort, des vatters wort;
wem wollt für sterben grawen?

5. Er ist der weg, das liecht, die pfort,
die warheyt vnd das leben,
Des vatters rad vnd ewigs wort,
den er vns hat gegeben
Zu eynem schutz, das wir mit trutz
an ihn fest sollen glauben,
darum vns bald keyn macht noch gwalt
aus syner hand wird rauben.

6. Der mensch ist gottlos vnd verrůcht,
sein heyl ist auch noch ferren,
Der trost bei eynem menschen sůcht,
vnd nitt bei Gott dem herren;
Denn wer ihm will ein ander zill
on disen tröster stecken,
den mag gar bald des teuffels gwald
mit seiner list erschrecken.

7. Wer hofft in Gott vnd dem vertrawt,
der würdet nitt zu schanden,
Denn wer auf disen felsen bawt,
ob ihm gleich geht zu handen
Viel vnfals hie, hab ich doch nie
den menschen sehen fallen,
der sich verlost auff Gottes trost:
er hilfft sein glaubgen allen.

8. Ich bitt, O Herr, aus hertzen grund,
du wolst nitt von mir nemen
Dein heilges wort auß meinem mund,
so wirdt mich nitt beschemen
Mein sund vnd schuld, denn in dein huld
setz ich all mein vertrawen;
wer sich nur fest darauff verlest,
der wurd den tod nitt schawen.

9. Mein füssen ist dein heilges wort
ein brinnende luceren,
Ein liecht, das mir den weg weist fort;
so diser morgen steren
Inn vns auff geth, so bald versteht
der mensch die hohen gaben,
die Gottes geyst den gwiß verheyst,
die hoffnung darein haben.

Paul Speratus.

Aus dem altschwäbischen Geschlecht der von Spretten wurde Paul Speratus (er hatte seinem Namen nach damals üblicher Weise eine lateinische Form gegeben) am 13. Dec. 1484 zu Augsburg geboren. Nachdem er lange in Paris und auf italienischen Universitäten studirt und die Weihe als Priester erhalten hatte, widmete er sich dem Lehramte, und erwarb sich durch seine trefflichen Vorträge über verschiedene Zweige der Theologie, die er an mehreren Orten, zuletzt in Wien, hielt, ein nicht unbedeutendes Ansehen. Seine Freisinnigkeit in kirchlichen Dingen zog ihm aber vielfache und harte Verfolgungen zu. So wurde er 1522 vom Bischof von Olmütz in ein hartes Gefängniß gelegt, und es hatte ihn derselbe sogar schon zum Feuertode verdammt; doch ließ er sich endlich bewegen, die grausame Strafe in ewige Landesverweisung zu verwandeln. Im J. 1523 reiste Speratus nach Wittenberg, wo er Luther persönlich kennen lernte, auf dessen Empfehlung ihn Herzog Albrecht von Preußen zu seinem Hofprediger und später zum Bischof von Pomezan ernannte. Nachdem es ihm in Gemeinschaft mit Poliander gelungen war, den Grund zur Reformation in Preußen zu legen, starb er am 17. Sept. 1554. — Unter seinen Liedern ist das unten mitgetheilte am berühmtesten geworden; eine, freilich unverbürgte, Sage erzählt, daß Luther

einst in Thränen ausgebrochen sei, als ein alter Bettler dieses Lied vor seiner Thüre gesungen habe. Jedenfalls wurde dasselbe vom Volke mit großer Begeisterung aufgenommen, und es ist gewiß, daß es zur Einführung der Reformation in den Kreisen Magdeburg und Halle mächtig gewirkt hat, wozu übrigens die aus dem Volksgesang entlehnte Melodie nicht wenig beigetragen haben mag; doch würde sich das Lied ohne Zweifel auch ohne diesen Umstand Eingang verschafft haben, da beinahe jeder einzelne Gedanke auf biblischem Grunde beruht und Speratus besonders solche Sätze darin vorgetragen hat, welche den Mittelpunkt der reformatorischen Bestrebungen bildeten.

Ein lied vom gesetz vnd glauben.

1. Es ist das hayl vns kummen her
von gnad vnd lauter güten;
Die werck helffen nymmer mer,
sie mügen nit behüten;
Der glaub sihet Jesum Christum an,
der hat gnug für vns alle gethan,
er ist der mitler worden.

2. Was Gott im gsetz gbotten hat
do man es nicht kondt halten,
Erhüb sich zorn vnd grosse not
für Gott so manigfalte;
Vom fleysch wolt nicht herauß der geyst,
vom gesetz erfordert aller meyst,
es war mit vns verloren.

3. Es war ein falscher won darbey:
Gott hett sein gesetz drumb geben,
Als ob wir möchten selber frey
nach seinem willen leben;
So ist es nür ein spiegel zart,
der vns zaigt an die sündig art,
jn vnserm fleisch verborgen.

4. Nicht müglich war, die selbig art
auß aygnen krefften lassen;
Wiewol es offt versuchet wart,
noch mert sich sündt on massen,
Wann gleyßners werck er hoch verdampt,
vnd ye dem fleysch der sünde schandt
allzeyt war an geboren.

5. Noch müß das gesetz erfüllet sein,
sunst weren wir all verdorben;
Darumb schickt Gott sein sun herein,
der selber mensch ist worden:
Das gantze gesetz hat er erfült,
damit seins vaters zorn gestilt,
der vber vns gieng alle.

6. Vnd wenn es nun erfüllet ist,
durch den, der es kondt halten,
So lerne yetz ein frummer Christ,
des glaubens rechte gestalte:
Nicht mer dann, lieber herre mein,
dein todt wirdt mir das leben sein,
du hast für mich bezalet.

7. Daran ich kainen zweyffel trag,
dein wort kan nicht betriegen,
Nun sagstu, das kain mensch verzag,
das wirstu nymmer liegen:
Wer glaubt in mich vnd wirt getaufft,
dem selben ist der hymel erkaufft,
das er nicht wirt verloren.

8. Er ist gerecht für Gott allein,
der diesen glauben fasset;
Der glaub gibt auß von im den schein,
so er die werck nicht lasset.
Mit got der glaub ist wol daran,
dem nechsten wirt die lieb güts thün,
bistu auß Got geboren.

9. Es wirdt die sündt durchs gsetz erkant,
vnd schlecht das gwissen nider;
Das Ewangeli kumbt zü handt
vnd sterckt den sünder wider,
Vnd spricht: nür kreuch zum creutz herzü,
im gsetz ist weder rast noch rü
mit allen seinen wercken.

10. Die werck, die kummen gwißlich her
auß einem rechten glauben,
Wenn das nicht rechter glauben wer,
wöltst jn der werck berauben;
Doch macht allain der glaub gerecht:
die werck, die seind des nechsten knecht,
dabey wirn glauben mercken.

11. Die Hoffnung wart der rechten zeyt,
was Gottes wort zü sagen;
Wann das geschehen sol zü freüd,
setzt Gott kain gwissen tage:
Er waiß wol, wenß am besten ist,
vnd braucht an vns kain argen list,
das sol wir jm vertrawen.

12. Ob sichs an ließ, als wölt er nit,
laß dich es nit erschrecken,
Dann wo er ist am besten mit,
da wil ers nit entdecken;
Sein wort, das laß dir gwisser seyn,
ob dein fleysch sprech lauter neyn,
so laß doch dir nicht grawen.

13. Sey lob vnnd eer mit hohem preyß
vmb diser güthait willen
Got vater, sun, heyligem geyst;
der wöl mit gnad erfüllen,
Was er in vns angfangen hat,
zü eren seiner maiestat,
des heylig werdt sein namen.

14. Sein reich zü kumen, sein wil auff erdt
stee wie im hymels throne,
Das teglich prot noch heüt vnns werdt,
wol vnser schuld verschone,
Als wir auch vnsern schuldern than,
mach vns nit in versuchung stan,
löß vns vom übel, Amen.

Michael Weisse.

Michael Weisse, von dessen Lebensverhältnissen nur kümmerliche Nachrichten bekannt sind, war zu Neisse in Schlesien geboren; im J. 1531 war er Pfarrer der deutschen Brüdergemeinden in den Herrschaften Landskron und Fulnek, als welcher er ein deutsches Gesangbuch der böhmischen Brüder herausgab, welches 155 Lieder enthielt. Diese bestanden meistens aus Uebersetzungen älterer böhmischer Hussitenlieder, doch waren auch einige von ihm selbstständig, aber ganz im Geiste der Einfalt und Innigkeit jener älteren Gesänge gedichtet. Sowohl seine eigenen Lieder, als die zahlreichen Umdichtungen zeichnen sich durch musikalische Behandlung und Geläufigkeit der Darstellung aus. Das bekannteste derselben, das wir unten mittheilen, wurde schon zu seiner Zeit Luthern zugeschrieben, mit welchem Weisse übrigens in freundschaftlicher Verbindung stand: doch erklärte dieser öffentlich, daß es nicht von ihm herrühre, „nicht das ich verwerffe (fügte er hinzu), denn es gefellet mir sehr wol, vnd hat ein guter Poet gemacht". Auch verdient das Lied in der That dieses Lob vollkommen: der ernste, dem Inhalte so ganz angemessene Ton, der an das Düstere gränzt, und doch keinen Augenblick in dieses umschlägt, vielmehr von der Glaubenszuversicht zurückgedrängt wird, ist von der größten Wirkung, welche durch die herzliche Einfalt und Innigkeit des Ausdrucks und die vollkommenste Angemessenheit des Lauts, wie sie sich am häufigsten im Volksliede findet, noch gehoben und gesteigert wird.

Zum Begrebnis.

1. NV last vns den leyb begraben,
bey dem wir keinen zweyffel haben.
Er werd am letzten tag auffstehn
vnd vnuerrücklich herfür gehn.

2. Erd ist er vnd von der erden,
wird auch wider zu erd werden,
Vnd von erden wider aufferstehn,
wenn Gottes Pusaun wird angehn.

3. Sein seel lebt ewig inn Gott,
der sie alhie aus seiner gnad
Von aller sünd vnd missethat
durch seinen bund gefeget hat.

4. Sein arbeyt, trübsal vnd elend
ist kommen zu eim guten end,
Er hat getragen Christi joch,
ist gestorben vnd lebet noch.

5. Die seel, die lebt on alle klag,
der leyb schlefft bis an letzten tag,
An welchem jn Gott verkleren
vnd der frewden wird geweren.

6. Hie ist er inn angst gewesen,
dort aber wird er genesen,
In ewiger freud vnd wonne
leuchten, wie die schöne Sonne.

7. Nun lassen wir jn hie schlaffen,
vnd gehn all sampt vnser straffen,
Schicken vns auch mit allem fleys,
denn der Tod kompt vns gleycher weyß.

Erasmus Alberus.

Nach Einigen soll Erasmus Alberus (eigentlich Alber) in Sprendlingen bei Frankfurt a. M., nach Andern in der Wetterau geboren sein; sicher ist es, daß er in Stoden unweit Friedberg seine ersten Lebensjahre zubrachte, dann aber die Schule in Nida, später in Mainz besuchte. Um das Jahr 1520 studirte er Theologie zu Wittenberg, wo er sich an Luther anschloß, und großen Eifer für die Reformation bewies, welche er auch 1527 im Ländchen Drei-Eichen (Grafschaft Katzenelnbogen) einführte, wo er eine Zeit lang als Prediger lebte. Bald darauf ernannte ihn Joachim von Brandenburg zu seinem Hofprediger, aber diese, wie einige andere Stellen, die er nach und nach bekleidete, wurden ihm wieder entzogen, weil er entweder gegen die willkürlichen Eingriffe der weltlichen Behörden in die kirchlichen Angelegenheiten eiferte, oder sich nicht bequemen wollte, seine Ansichten über einzelne Dogmen aufzuopfern. So wurde er siebenmal seines Amtes entsetzt, und hatte sonst mancherlei Verfolgungen zu erdulden; doch fand er bei seinem bedeutenden Talent und seiner gewinnenden Persönlichkeit immer wieder neue Anstellungen. Zuletzt wurde er, nachdem er eine Zeitlang in Hamburg in der Zurückgezogenheit gelebt hatte, Anfangs 1553 Generalsuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgischen, wo er aber schon den 5. Mai desselben Jahres starb.

Alberus ist vorzüglich durch seine Fabeln und seine satyrischen Schriften, von denen erst später die Rede sein kann, berühmt geworden; doch ist er auch als Dichter von Kirchenliedern nicht unbedeutend, und Herder lobt mit Recht von ihm, daß er mit wenigen Andern im Ton der Kirchenpoesie auf Luthers Bahn fortgewandelt sei. Seine Lieder haben nämlich ganz die volksthümliche Haltung, die wir bei Luther haben kennen lernen; nur treten sie in einer rauhern Form auf; die Zartheit der Empfindung, die in den Liedern Luthers bei aller Kraft und Entschiedenheit des Gedankens unverkennbar durchbricht, findet sich bei Alberus nicht; aber auch die rauhe Härte der Darstellung kann nicht mißfallen, weil sie der Ausdruck der ungebeugten Ueberzeugung ist, und oft, wie in dem mitgetheilten Liede oder in dem „Preislied göttlichen Worts" (Frewt euch, frewt euch in diser zeyt"), den felsenfesten Glauben in einer naiven Weise darstellt, welche immer wohlthätig auf das Gemüth wirkt.

Ein Lied von der Zukunfft des Herrn Christi am Jüngsten Tag.

1. Ihr lieben Christen, frewt euch nun,
bald wird erscheinen GOttes Sun,
Der vnser Bruder worden ist:
das ist der lieb HERr Jhesu Christ.

2. Der Jüngste Tag ist nun nicht ferr,
kum JHEsu CHRiste, lieber HERR!
Kein Tag vorgeht, Wir warten dein
vnd wolten gern bald bey dir sein.

3. Verrhaten ist der Widder Christ,
sein Heucheley vnd argelist
Sind offenbar vnd gar am tag,
des fürt er teglich grosse klag.

4. Du trewer Heiland, Jhesu Christ,
dieweil die zeit erfüllet ist,
Die vns verkündet Daniel,
so kum, lieber Immanuel!

5. Sanct Simeon wart auch auff dich
vnd deiner zukunfft frewet sich,
Er ward auch seiner Bitt gewert,
da er sah, Was sein hertz begert.

6. Er sprach, nun wil ich sterben gern,
weil ich gesehn hab meinen Herrn,
Doch soll es nicht gestorben sein,
sonder in frieden fahr ich fein.

7. So warten wir nun auch der stund,
vnd bitten dich von hertzengrund,
Du wöllest nicht ausbleiben lang,
vnd straff ein mal die alte schlang.

8. Der alle welt ermordet hat,
vnd kan nicht liegens werden sat,
Den nim sampt seiner lester schul,
vnd wirff sie in den feurign pful.

9. Die lieben kinder warten all,
wann doch ein mal die welt zurfall,
Vnd wann des Teuffels Reich verghe
vnd er in ewigen schanden steh.

10. Er ist's, der deinen Namen schendt
vnd der die armen leut verblent;
Der böse Geist sucht seinen rhum
vnd hindert, das dein Reich nicht kum.

11. Was du befilhst, das lestert er,
vnd tobt dawider grewlich ser,
Was vns beschert dein milte hand,
das nehm vns gern der hellenbrandt.

12. Der Satan lest nicht ab zu wehrn,
das sich so wenig leut bekern,
Er wendt die leute von deinem wort
vnd richtet an hass, neidt vnd mordt.

13. Der Teuffel brecht vns gern zu fall,
vnd wolt vns gern verschlingen all,
Er tracht nach leib, seel, gut vnd ehr;
Herr Christ, dem rotten Trachen wehr!

14. Die welt kan nun nicht lenger stehn,
ist schwach vnd alt, sie mus vergehn,
Sie kracht an allen orten sehr
vnd kan die last nicht tragen mehr.

15. Die Creatur nicht lenger kan
der eitelkeyt sein unterthan,
Vnd wolt gern wider werden frey
vons Türcken mord vnd heucheley.

16. Der Babst hat sie so hart beschwert,
vnd all gut ordenung verkert,
Drumb wer sie gern sampt vns erlost;
wir hoffen all auf deinen trost.

17. Die alten Vetter warten all,*
wenn du erscheinst mit großem schall
mit aller lieben Engel schar,
drauff warten sie manch hundert jar.

18. Eyl, lieber Herr, eil zum Gericht,
las sehn dein hehrlich angesicht,
Das wesen der dreyfeltigkeit!
das helff vns Gott in ewigkeit!

Hans Sachs.

Steht auch Hans Sachs als Dichter von Kirchenliedern weit tiefer, als in seinen übrigen Dichtungen, namentlich seinen epischen und dramatischen, so ist er doch auch in dieser Beziehung beachtenswerth, nicht bloß wegen der ziemlich großen Anzahl seiner geistlichen Lieder (er hat deren zwei und zwanzig gedichtet, darunter Umarbeitungen von dreizehn Psalmen), sondern auch weil diese Lieder den Stempel seines reinen, kindlichen Gemüths an sich tragen, welches die religiösen Wahrheiten mit naiver Unbefangenheit und treuherzigem Glauben auffaßt und in diesem liebenswürdigen Tone wiedergibt. Der volksthümliche Charakter des Dichters, der nur in seinen gekünstelten Meistergesängen nicht zur Erscheinung gelangen konnte, belebt auch seine Kirchenlieder, von denen eine Anzahl in geistlichen Umdichtungen von bekannten Volksgesängen besteht (z. B. „Anna, du anfencklich bist", „Ach, Jupiter, hettst duß gewalt", christlich verändert: „Christe, du anfencklichen bist", „O Got vater! du hast gewalt"). Auch sind Hans Sachsens geistliche Lieder historisch wichtig, weil sie zugleich im Sinn und Geist der Reformation gedichtet sind, an welche er sich sogleich mit aller Lebendigkeit und Begeisterung anschloß, so daß er für ihre Verbreitung in dem engeren Kreise des Handwerkerstands, zu welchem er gehörte, nicht wenig beitrug. Mit Ausnahme eines einzigen stammen diese Lieder aus den ersten Jahren der Reformation; sie erschienen schon in zwei selbstständigen Sammlungen im J. 1526 und wurden sämmtlich im darauf folgenden Jahr in das Nürnberger Gesangbuch aufgenommen. Alle werden aber an Innigkeit von dem letzten Lied: „Warumb betrůbst du dich, mein hertz" (1) weit übertroffen, welches entweder während der großen Theuerung und Hungersnoth im J. 1552, oder im J. 1561 entstand, da Nürnberg eine schwere Belagerung zu erstehen hatte. Es ist daher, wie alle bessern Kirchenlieder, ein Gelegenheitsgedicht im wahren Sinn des Worts; und wie es aus der lebendigsten Zuversicht auf Gottes Hülfe in der Noth hervorgegangen ist, tritt dieses Vertrauen und diese Glaubenskraft mit jedem Satze, mit jeder Strophe lebendiger hervor und schließt vortrefflich, aller Noth und alles Elends vergessend, mit einfachem, herzlichen Dank für Gottes Güte. Schön und bezeichnend nannte man es früher „der alten Leute Trostpredigt" und es war überhaupt so beliebt, daß es nicht bloß dreimal ins Lateinische und einmal ins Griechische, sondern auch ins Plattdeutsche, Holländische und schon 1580 (vortrefflich) ins Französische übersetzt wurde.

Auch weltliche Lieder hat Hans Sachs gedichtet, in geringer Anzahl, wenn man sie mit der großen Menge seiner übrigen Dichtungen vergleicht, doch wären ihrer immerhin genug (es waren ungefähr fünfzig), um ihn auch von dieser Seite beurtheilen zu können, wenn sie uns erhalten worden wären; sie sind aber weder in die gedruckten Ausgaben seiner Gedichte aufgenommen, noch später aus Handschriften bekannt geworden. Doch wissen wir wenigstens aus seinen eigenen Andeutungen, daß er auch in dieser Richtung mannigfaltig genug war. *)

Bei weitem die größte Anzahl seiner Dichtungen besteht in Meistergesängen, deren er nach eigener Angabe 4275 in 275 Meistertönen (13 derselben waren von seiner eigenen Erfindung) verfaßt hat. Freilich sind auch die Umdichtungen des ganzen Psalters, des Buches Jesu Sirach, der Sprüche Salomonis und vieler anderer größerer oder kleinerer Abschnitte biblischer Bücher, die nicht strophisch, sondern in den gewöhnlichen Reimpaaren gedichtet sind, weshalb er sie auch in die Sammlung seiner Werke aufgenommen hat, wogegen eigentliche Meistergesänge sich darin nicht vorfinden. Es möchte dies allerdings Verwunderung erregen, da die Anzahl seiner eigentlichen Meistergesänge noch groß genug ist und er der „holdseligen Kunst" bis zum Ende seiner poetischen Thätigkeit mit aufopfernder Liebe ergeben war, und er die Zusammenkünfte der „Gesellschaften" stets eifrig besuchte. Allein Hans Sachs hatte ein zu tiefes Gefühl für die wahre Poesie, als daß er die künstlichen Reimereien, die man Meistergesänge nannte, einem größeren Publikum hätte vorlegen wollen: sie waren für die Schule bestimmt, und entsprachen hier ihrem Zwecke vollkommen, weshalb sie auch, wie er in der Vorrede zum dritten Buche sagt, „nicht in Truck zugeben sind, sonder die Singschul mit zu zieren vnd zuerhalten". Ihn mag aber an diese nicht allein die Pietät und die Erinnerung, daß er durch sie zur Poesie geführt worden war, sondern ganz hauptsächlich wohl die Ueberzeugung gefesselt haben, daß das Institut der Meistersänger von dem trefflichsten Einfluß auf das Leben und die Sittlichkeit des Handwerkerstandes sei und dasselbe daher auch aufrecht erhalten werden müsse. Daher widmete er ihm so viele Zeit, daher bemühete er sich, die besten Kräfte aus der Jugend seiner Standesgenossen mit der holdseligen Kunst bekannt zu machen, eine Bemühung, welche von dem schönsten Erfolge gekrönt wurde, da nach Wagenseils Bericht im J. 1558 zu Nürnberg mehr als 250 Meistersänger waren. Obgleich, wie Docen ganz richtig sagt, Hans Sachs in seinen zahlreichen Meistergesängen alle poetische Armuth, alle Mängel und Unformen der Schule zeigt, so theilen wir doch einen solchen mit, um auch von dieser Seite seiner dichterischen Thätigkeit ein anschauliches Bild zu geben. Wir wählen jedoch unter den wenigen durch den Druck bekannt gewordenen Meistergesängen einen von denjenigen aus (2), welche Hans Sachs selbst für poetisch gelungener halten mochte, weshalb er ihn später umarbeitete, aus der strophischen Form in die einfachen Reimpaare brachte und in dieser neuen Gestalt in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm.

1. Warumb betrůbst du dich mein hertz.

In dem Thon: Frölich bin ich aus hertzens grund.

1. Warumb betrůbst du dich mein hertz,
bekůmmerst dich vnd tregest schmertz

---

*) „Nach dem fand ich auch in der meng
Psalmen vnd ander Kirchengesäng,
Auch verendert geistliche Lieder,
Auch Gassenhawer hin vnd wider,
Auch Lieder von Krieges geschrey,
Auch etlich Bullider darbey."
(Summa all meiner Gedicht vom M. D. XIIII. Jar an, biß ins 1567. Jar. Werke, Kempten, 5, 3, S. 156. 6.)

nur vmb dz zeitlich gut?
Vertraw du deinem Herrn vnd Gott,
der alle ding erschaffen hat.

2. Er kan vnnd wil dich verlassen nicht,
er weyß gar wol, was dir gebricht,
Himmel vnd Erdt ist sein,
Mein Vater vnd mein Herre Gott,
der mir beisteht in aller not!

3. Weil du mein Gott vnd Vatter bist,
dein Kind wirst du verlassen nicht,
du Vätterliches hertz!
Ich bin ein armer erden Kloß,
auff Erden weiß ich keinen trost.

4. Der Reich verlest sich auff sein zeytlichs gut,
ich aber wil dir vertrawen, mein Gott:
ob ich gleich werdt veracht,
So weiß ich vnd glaub vestiglich:
wer dir vertrawt, dem mangelt nicht!

5. Helia, wer erneret dich,
ob es so lange regnet nicht
inn so schwer thewrer zeyt?
Eine Widwe aus Sodomer landt,
zu welcher du von Gott warst gesandt.

6. Da er lag vnter dem Wacholder baum,
der Engel Gottes vom Himmel kam,
bracht jm Speiß vnde tranck;
Er gieng gar einen weiten gang,
bis zu dem Berg Horeb genandt.

7. Des Daniels Gott nicht vergaß,
da er vnter den Löwen saß:
sein Engel sand er hin,
Vnd ließ jm speise bringen gut
durch seinen Diener Habacuck.

8. Joseph in Egypten verkauffet ward,
vom König Pharao gefangen hart
vmb sein Gottsförchtigkeit:
Gott macht jn zu eim grossen HErrn,
daß er kundt Vatter vnd Brůder ernehrn.

9. Es verliß auch nicht der trewe Gott
die drey Menner im Fewer ofen rot:
sein Engel sandt er jhn,
Bewart sie für deß Fewres glut
vnd halff jhnen auß aller noht.

10. Ach Gott, du bist noch heut so Reich,
als du gewesen Ewigkleich!
mein trawen steht zu dir:
Mach mich an meiner Seelen reich,
so hab ich gnug hie vnd ewigkleich!

11. Der zeitlichen ehr will ich gern entpern,
du wollest mich nur des ewigen gewern,
das du erworben hast
Durch deinen herben bittern todt:
das bit ich dich, mein HERR vnd Gott!

12. Alles, was ist auff diser Welt,
es sey silber, Gold oder gelt,
Reichtumb vnnd zeitlich gut,
Das wert nur eine kleine zeit
vnd hilfft doch nichts zur seligkeyt!

13. Ich danck dir, Christ, O Gottes Son,
das du mich solchs hast erkennen lon
durch dein Gotliches Wort;
Verley mir auch bestendigkeit
zu meiner seelen seligkeyt!

14. Lob, ehr vnd preiß sey dir gesagt
für alle dein erzeigte wohlthat,
vnd bit dich demůtig:
Laß mich nicht von deim angesicht
verstoßen werden ewigklich. AMEN.

2. Der rumreich frosch.

1. Ein frosch aus paches flůte
Trat in grossem hochmůte
Herausser auf ain wissen grůn
Mit plumen durch floriret schůn
Zu ander thiere schar.
Vor den thet er sich růmen
Mit worten hoch zu plůmen,
Kunt alle kranckheit půsen frey
Durch hohe kunst der arzeney
Für alle Ertzte gar.
Die einfeltigen thierlein glauben das,
Der Esel, ygel, schaff vnd has
Verwunderten sich übermas
Der grosen kunst on vnterlas,
Die in dem frosch verporgen was,
Lobten in offenpar.

2. Der fuechs war listig gare,
Sprach zw der dierlein schare:
„O ir döricht ainfelting thier,
Was glaubet ir dem gerede schier,
Vnd habt zw im zůflůcht?
Kunt er die arzeneye,
Der er sich růmet freye,
So hůlff er im vor selber wol,
Die weil sein gantzer Leib ist vol
Galsucht vnd wassersůcht.
Was nützt, das er mit seinen worten dob,
Sam lieg er andren ertzten allen ob,
Die weil man spürt an seiner prob
In an verstand dölpisch vnd grob?
Derhalb stinckt seines mundes lob,
Verfawlt on alle frůcht.

3. Auianus peschreibet
Die fabel, so vns pleibet,
Zw trewer verwarnung vnd ler:
Was sich ein man perůmet ser
Gros maisterschaft vnd kunst,
Mit worten thůt petauben,
Das im gentzlich gelauben
Die vnerfaren vnd die dumb,
Im auf sein blose wort vnd rumb
Peweisen er vnd gunst.
So pald aber ain weiser vnuerblent
Schawt die werck seines wunders vnd der hent
So hat er pald darin erkennt,
Das er hat gar kein fundament
Der kunst; dan wirt sein rumb zertrent
Ein rauch vnd plaber dunst.

Anno salutis 1551 am 2. augusti.

Paul Eber.



Paul Eber, geb. am 5. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken, wurde von seinem Vater, einem Schneidermeister, 1523 nach Ansbach geschickt, um das dortige Gymnasium zu besuchen; doch wurde er im folgenden Jahre schon so krank, daß ihn sein älterer

Bruder heimholte. Unterwegs setzte ihn dieser auf das Pferd eines vorbeireisenden Metzgers; kaum saß aber Paul auf demselben, als es scheu wurde, den kranken Knaben herunterwarf und ihn eine halbe Stunde lang durch die Felder schleifte, in Folge dessen er krumm und höckericht wurde. Im J. 1525 brachte ihn sein Vater nach Nürnberg an die St. Lorenzerschule, wo der berühmte Joachim Camerarius sein Lehrer wurde, dessen Unterricht er mit treuem Fleiße besuchte, worauf er (1532) nach Wittenberg zog, um sich unter Luthers und Melanchthons Leitung der Theologie zu widmen, deren Vertrauen er sich bald in hohem Grade erwarb. Besonders stand er zu Melanchthon in dem innigsten Freundschaftsverhältniß, so daß dieser bald Nichts mehr unternahm, ohne zuerst Ebers Rath einzuholen. Schon seit 1537 als Docent in die philosophische Fakultät aufgenommen, und als Lehrer tüchtig wirkend, wurde er 1544 Professor der Grammatik, 1557 Professor der hebräischen Sprache und Schloßprediger, 1558 Stadtpfarrer und Generalsuperintendent des Kurfürstenthums Sachsen und 1559 Doktor der Theologie. In die theologischen Streitigkeiten der Zeit verwickelt, hatte er viele Verdächtigungen und Angriffe zu erleiden, die er sich durch seine Mäßigung zuzog; ja er hatte sogar den Schmerz zu erleben, daß er nebst den übrigen wittenbergischen Theologen auf dem Religionsgespräch zu Altenburg (1563) für unwürdig erklärt wurde, das h. Abendmahl zu genießen und Taufzeuge zu sein. Diese ungeheure Kränkung, die nur aus dem leidenschaftlichen Parteihasse seiner kirchlichen Gegner erklärt werden kann, brach ihm das Herz; und da ihm bald darauf seine Frau und zwei Kinder durch den Tod entrissen wurden, erlag er dem auf ihn hereinbrechenden Unglück. Er starb noch in demselben Jahre am 10. Dezember 1569 im 58. Jahre seines Alters.

Seine Kirchenlieder, deren er sieben verfaßt hat, sind ganz im Sinne und Geiste Luthers, oder richtiger des Volkes gedichtet; voll Gedanken, ohne sich in trockene Reflexionen zu verlieren, wie die der späteren Dichter, voll tiefen Gefühls und inniger Frömmigkeit, ohne mit schwärmerischen Empfindungen zu prahlen, worin Andere das Wesen des frommen Liedes setzten. Ihr Inhalt ist, wie bei den meisten Kirchengesängen der Reformationszeit, der Ausdruck des christlichen Glaubensbekenntnisses, wie es sich aus der Bibel heraus gestaltet hatte; ihre Form einfach, zum Gesang geeignet, volksthümlich in Sprache, Wendungen und metrischer Form, daher von jener jugendlichen Frische erfüllt, welche nie veraltet, von jener unwiderstehlichen Wirkung, welche dem Volksgesange so ganz eigenthümlich ist.

Betliedlein zu Christo
vmb eyn seligen abscheyd.

In der Melodey: Vatter vnser im Himmelreich ꝛc.

1. HERR Jesu Christ, war Mensch vnd Gott,
der du littst marter, angst vnd spott,
Für mich am Creutz auch endtlich starbst,
vnd mir deines Vatters huld erwarbst,
Ich bitt durchs bitter leiden dein,
du wölst mir Sünder gnedig sein.

2. Wann ich auch komm in sterbens noth
vnnd ringen werde mit dem Tod,
Wann mir vergeht all mein Gesicht,
vnd meine Ohren hören nicht,
Wann meine Zunge nichts mehr spricht
vnd mir vor angst mein Hertz zerbricht,

3. Wann mein verstand sich nichts mehr besinnt,
vnd mir all Menschlich hilff zerrinnt:
So komm, HERR Christe, mir behend
zu hilff an meinem letzten end
Vnd führ mich auß dem jammerthal,
verkürtz mir auch des todes qual!

4. Die bösen Geyster von mir treib,
mit deinem Geyst stäts bei mir bleib,
Biß sich die Seel vom Leib abwend,
so nimm sie, HERR, in deine Händ!
Der Leib hab in der Erd sein ruh,
biß sich der Jüngst tag naht herzu.

5. Eyn frölich Vrständ mir verleih,
am jüngsten Gricht mein Fürsprech sey,
Vnd meiner Sünd nicht mehr gedenck,
auß gnaden mir das Leben schenck,
Wie du hast zugesaget mir
in deinem wort, das traw ich dir:

6. Fürwar, Fürwar, auch sage ich:
wer mein wort hällt vnd glaubt an mich,
Der wird nicht kommen ins Gericht,
vnd den Tod ewig schmecken nicht,
vnd ob er schon hie zeitlich stirbt,
mit nichten er drumb gar verdirbt!

7. Sonder ich will mit starcker Hand
jhn reissen aus des Todes band
Vnd jhn mit nemmen in mein Reich,
da soll er denn mit mir zugleich
In Freuden leben ewiglich
darzu hilff vns gnediglich!

8. Ach HERR, vergib all vnser schuld!
hilff, das wir warten mit gedult,
Biß vnser stündlein kompt herbei!
auch vnser Glaub stäts wacker sei,
Deim Wort zu trawen festiglich,
Biß wir entschlaffen seliglich!

Niclas Hermann.

Es ist von den Lebensumständen des trefflichen Liederdichters Niclas Hermann wenig bekannt; so wissen wir weder wenn er geboren wurde, noch woher er stammte; denn wenn er sich auch in der Vorrede zu den „Historien von der Sündfluth“ (Leipz. 1563) einen Bürger der Bergstadt Joachimsthal (in Böhmen) nennt, so ist dies doch kein Grund (mit Gervinus) anzunehmen, daß er daselbst geboren war, vielmehr scheint die ganze Art und Weise, wie er von diesem ihm theuren Ort spricht, darauf hinzuweisen, daß Joachimsthal nicht seine Vaterstadt war. Wahrscheinlich hatte er sich eine Zeitlang in Wittenberg aufgehalten und vielleicht dort studirt — denn daß er gelehrte Bildung hatte, ist sicher —; wenigstens läßt es sich aus seiner genaueren Bekanntschaft mit Paul Eber schließen, die sonst nicht so leicht erklärt werden könnte. Es ist ebenfalls nicht bekannt, wann er nach Joachimsthal kam, doch ist aus Allem zu entnehmen, daß er den größten Theil seines langen Lebens dort zubrachte und zwar als Cantor, in welcher Stellung er beinahe bis zu seinem Tode, den 5. Mai 1561, segensreich wirkte und sich die Liebe seiner Schüler, die Achtung der Gemeinde und ihrer Vorsteher, sowie die Freundschaft des berühmten Matthesius erwarb, der zu dieser Zeit Prediger in Joachimsthal war.

Die Lieder des „alten Cantors“, wie er sich selbst unterschrieb und gemeiniglich genannt wurde, sind ganz eigenthümlicher Art. Schon der Umstand, daß er sie für „seine lieben Kinder in Joachimsthal“ dichtete, mußte ihnen eine besondre Färbung geben, noch mehr aber, daß er schon in hohem Alter stand, als er sie verfaßte, denn der Greis spricht zu Kindern in ganz anderer Weise, als der Jüngling oder der gereifte Mann, weil er einerseits von dem kind-

lichen Alter viel weiter absteht, als jene, anderseits aber eine viel tiefere und gemüthlichere Liebe zu den Kindern hat. Dieser eigenthümliche Ton nun zieht sich durch alle Lieder Hermanns durch und wirkt um so mächtiger, als er durchaus natürlich und keineswegs gesucht und affektirt ist, wie etwa bei den späteren herrnhutischen Gesängen. Zudem stehen sie ganz auf der Wirklichkeit und beruhen durchgehends auf den Bedürfnissen der Jugend, welche durch sie zu der innigen und glaubenskräftigen Frömmigkeit, zu der herzlichen Menschen- und Gottesliebe geleitet werden sollte, die den ehrwürdigen Cantor selbst erfüllte. Der kindliche Ton, der seine Lieder durchzieht, ist aber zugleich auch ganz volksmäßig, wie denn das Volksmäßige immer auch kindlich naiv ist, selbst dann, wenn es Verhältnisse darstellt, die ganz außer dem Bereiche des kindlichen Alters liegen. Waren die Lieder Luthers und seiner nächsten Nachfolger vorzugsweise Darstellungen des christlichen Glaubensbekenntnisses im Allgemeinen ohne alle Rücksicht auf die besonderen Lebensverhältnisse, so treten diese bei Hermann gerade lebendig hervor, und er wurde dadurch der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenlieds, in welchem die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse vom Standpunkte des christlichen Glaubens dargestellt wurden, einer Gattung, die alle Elemente des poetischen Lebens in sich trägt, weil sie auf der dichterischen Auffassung der Wirklichkeit beruht. Auch wurde dieselbe späterhin vielfältig bearbeitet, wie ein Blick in alle neueren Gesangbücher leicht beweist, allein wenige Dichter haben die Höhe der Auffassung bewahrt, die uns in Hermanns Liedern so erfreulich entgegentritt; die meisten haben sich in prosaische und langweilige Schilderungen der besondern Lebensverhältnisse verloren, in welchen das Gemüth keine Befriedigung, noch viel weniger aber Erhebung finden kann. Was wir von dem Charakter der geistlichen Dichtungen Hermanns gesagt haben, gilt jedoch nur von den eigentlichen Liedern, nicht aber von den „gereimten Evangelien und den Historien aus dem alten Testamente". Auf diese mag sich denn auch das oft wiederholte Wort beziehen, daß Hermann die Predigten seines Pfarrers Matthesius in Reime gebracht, oder, wie dieser selbst sagt, „fein rund und artig mit guten deutschen Worten nach Art des alten Meistergesangs gestellt" habe. Von den Liedern kann dies unmöglich gelten, deren eigenthümliche Behandlung ganz den Stempel der Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit trägt.

Es sind beinahe alle Lieder Hermanns gleich vortrefflich; wir heben folgende heraus. Unter den von ihm gedichteten „Drey geistlichen **Weihnachtsliedern** vom Newgebornen Kindlein Jesu, für die Kinder im Joachimsthal" zeichnet sich besonders das dritte (1) durch den rein kindlichen Ton aus, den vielleicht noch kein anderer Dichter in dieser Wahrheit erreicht hat, und den selbst Hermann in dieser Vortrefflichkeit nicht immer wieder findet. Seine hohe Gabe in volksmäßiger Darstellung tritt besonders in den Liedern hervor, in welchen er biblische Geschichten oder Legenden wieder erzählt; man möchte sie beinahe für ursprüngliche Volksgesänge halten, so das Osterlied „Am Sabbath frue Marien drey", oder das Lied „**vom Sohn der Wittwe**" (2), und das „von S. Dorothea", in welchem ihr Märtyrertod und die durch denselben herbeigeführte Belehrung des Kanzlers Theophilus erzählt wird. Ausgezeichnet durch Einfachheit und Innigkeit sind das „**Tischgebet**" (4), „**die vierdte Bitt**" (7), der „**Morgen-Segen**" (5) und der „**Abend-Segen**" (6); sie erinnern, wie schon von Anderen bemerkt worden ist, an die Ambrosianischen Lieder, nur sind sie weit gemüthlicher und herzlicher. Nicht weniger innig sind mehrere Lieder, welche Betrachtungen über den Tod enthalten oder das treuherzige Lied „für Christliche Wanderleut"; merkwürdig ist endlich noch sowohl bezüglich des Inhalts als mit Hinsicht auf die Darstellung das „**Geistlich Lied für die Kinder**" (3), das wir deshalb auch mittheilen.

1. Das dritt Weinachtlied,

in welchem das Kindlein Jhesus die Kinder vermanet, das sie vleissig beten vnd studieren sollen, so wolle es jn bescheren.

Im thon, In Natali Domini 2c.

1. HOrt, jr liebsten Kinderlein!
spricht das hertze Jhesulein:
Seid züchtig vnd lernet fein,
bet vleissig im namen mein,
So wil ich stets bei euch sein
mit mein lieben Englein,
euch allzeit behüten fein!

2. Werd jr zmorgens gern auffstehn,
vnd vleissig zur Schulen gehn,
Vnd studiren mit gantzem vleis,
das jr mir singt lob vnd preis,
Werd jr mein Wort gern hören,
so wil ich euch alls bescheren,
was ewr hertz nur wird begeren.

3. Es solln euch mein Engelein
allzeit gleiten aus vnd ein,
Das jr nicht stöst an einen stein,
auch nicht falt vnd brecht ein bein;
Ewr liebsten Mütterlein,
Vater, Bruder vnd Schwesterlein
solln sie auch behüten fein.

4. Ewren Eltern wil ich geben
gut Kuckes vnd langes leben,
Das sie euch können erneeren
vnd auffziehn zu Gottes ehren,
Vnd euch kauffen Kleider vnd schu,
Bücher vnd was jr dörfft darzu,
das ihr lernt mit guter ruh.

5. Drumb, o liebsten Kinderlein,
seid gehorsam vnd lernet fein!
Ewr Emanuel wil ich sein,
Hab euch von der hellen pein
Erlöst durch mein Blut vnd Todt!
Drumb halt vleissig mein Gebot,
vnd ruffe zu mir in der not.

6. So solt jr bis newe Jar
sicher sein für aller gefahr,
Kein Krieg, Tewrung, Pestilentz,
sol komen vber ewer Grentz!
Seid nur from vnd lernet fein,
o jr liebsten Kinder mein,
so wil ich stets bei euch sein!

2. Am XVI Sontag, Luce 17.

1. EJn Witfraw hat ein einigen Son,
der war jr trost, jr freud vnd wonn,
Der starb in seiner besten blüt,
sein Mutter wird hertzlich betrübt.

2. Mit jammer, weh vnd hertzen leidt
gab sie zum Grab jm das geleidt:
Wie man zum thor aus trug die bahr,
kam Christus mit sein Jüngern dar.

3. Da er das Weib so weinen sach,
jammerts jn sehr vnd zu jr sprach:
„Hör auff zu weinen vnd schweig still,
Dein Son ich dir auffwecken wil."

4. Die Treger hies er stille stan,
gieng hin zur Bahr vnd rürt sie an:
Von stund an wurd der Todt gewar,
das sein HErr da vorhanden war.

5. Es erhub sich ein gros gedreng,
Das thor wolt werden gar zu eng:
Der Todt wolt raus, das Leben nein,
ein jeder wolt der sterckste sein.

6. Da aber Christ sprach nur ein wort,
Da wich der Tod vnd must bald fort!
Den Jüngling hiß der Herr vffstehn,
bald must der todt jn lassen gehn.

7. Es was ein starcker vor der handt,
derselb zerriß des Todes bandt:
Der Jüngling sich bald vff der bahr
auffricht vnd wider lebend war.

8. Zu reden auch fieng an der Knab,
Christ der Mutter jn wider gab.
Da wurd jr weinen vnd hertzleid
verkert in eitel wonn vnd freud.

9. Des entsetzt sich die gantze Schar,
die nachgefolget hat der Bahr,
Vnd preisten Gott in ewigkeit
vnd rhümten sein barmhertzigkeit.

10. Am Jüngsten tag werd wir da gleich
vom Todt erweckt zum ewign reich;
Das ist der Christen freud vnd trost,
das sie vom Todt Christ hat erlost.

Gebet.

11. Herr Christ, las dir befohlen sein
all Widwen vnd auch Waiselein:
Wenn sie offt leiden gwalt vnd not,
so schütz du sie, o gütiger Gott.

3. Ein Geistlich Lied für die Kinder,

Darin sie bitten für die wolfart gemeiner Stadt vnd auffnemung des Berckwercks.

Im Thon, Erhalt vns HErr 2c.

1. HErr segne vnser Kirch vnd Schul,
das Regiment vnd den Radstuel,
Das Bergwerck, Knapschafft sampt der Gmein,
denn bey dir such wir hülff allein.

2. Weil du ein Kirch in der Wüstney
dir samlest vnd mit mancherley
Gaben sie schmückest vnd hast geziert
vnd hie dein Geist im wort regiert,

3. So ker zu vns dein angesicht,
verlas dein armes heufflein nicht,
Las vns nicht stecken in der not,
gib vns auch vnser teglichs Brod.

4. Mit gnad sih vnser Bergwerck an,
weil wir sonst hie kein narung han,
Denn du kanst bald glantz, kyss vnd quertz
durch dein gût wandeln in gut ertz.

5. Wenn du auffthust Dein milte hant,
aller mangel ist bald gewand,
Gold, Silber, ertz vnd all metall
sind doch dein gaben allzumal.

6. Du kanst bald thun ein Klüfftlein auff
vnd Ertz geben ein gantzen hauff,
Dein hand zu geben hat kein maß,
Du wirckst noch stets on vnterlaß.

7. Drumb wend zu vns dein Vater hertz
vnd bscher vns nach deim willn gut Ertz,
Auch hilff, das wir solchs brauchen wol,
wie ein christlicher Berckman sol.

8. Das fürnemlich dadurch dein ehr
gefördert werd vnd reine lehr
Erhalten in der Kirch vnd Schul,
Fried, Gricht vnd Recht bey dem Radtstuel.

Gebet.

9. Auch das versorgt werd das Spitall
vnd hausarmen in diesem Thal!
So woln wir, HErr, mit gantzem vleis
dir singen stets lob, ehr vnd preis!

4. Ein Gebet vnd Dancksagung vor vnd nach dem Essen.

1. ALle die Augen warten HErr, auf dich,
vnd auff deine güte verlassen sich,
Zu rechter Zeit gibst jn jr speis,
vnd nehrest sie mit allem vleis.

2. Die Blümlein schmückstu auff den felden,
die Beumelein kleidest in welden
Es ist kein Thier, das Hunger stirbt
alls du erhelst, das nicht verdirbt.

3. Wenn in der lufft die Vögelein singen,
die Hewschrecken im grass herumbspringen,
Jr speis sie finden allezeit
durch deine gût vnd miltigkeit.

4. Wenn zu dir schreien die jungen Reblein,
jr narung schaffstu jn ins nest hinein,
Deins gleichen man kein Vater find,
der also sorgt für seine Kind.

5. Wie sollstu denn vnser vergessen,
das wir an Kleidern vnd essen
Solten abbruch vnd mangel han,
die im Glauben dich ruffen an?

6. O HErr, du wollest gebenedeien
die speis, das sie vns gedeien!
Segen vns, HErr, vnd deine Gab,
das Leib vnd Seel sich wol gehab!

7. Vnd speis auch vnser Seel mit Himelbrot,
das vns erhalt für dem ewigen tod,
Vff das wir nach der bösen zeit
mit dir leben in ewigkeit! Amen.

5. Der Morgen-Segen.

Im Thon, Wo Gott nicht gibt zum Haus.

1. DJe helle Sonn leucht jtzt herfür,
frölich vom schlaff auffstehen wir,
Gott lob, der vns heint diese nacht
behût hat für des Teuffels macht!

2. HErr Christ, den tag vns auch behût
für sünd vnd schand durch deine gût!
Las deine liebe Engelein
vnser hûter vnd Wechter sein!

3. Das vnser hertz in ghorsam leb,
deim wort vnd willn nicht widerstreb,
Das wir dich stets für augen han
in allem, das wir heben an.

4. Las vnser werck geraten wol,
was ein jeder ausrichten sol,
Das vnser arbeit müh vnd vleis
gereich zu deim lob, ehr vnd preis! Amen.

6. Der Abend-Segen.

In Tono eodem.

1. HJnunter ist der Sonnenschein,
die finstre nacht bricht starck herein:
Leucht vns, HErr Christ, du wares liecht,
las vns im finstern tappen nit!

2. Dir sey danck, das du vns den tag
für schaden, fahr vnd mancher plag
Durch deine Engel hast behût
aus gnad vnd veterlicher gût.

3. Womit wir han erzürnet dich,
dasselb verzeih vns gnediglich,
Vnd rechnes vnser Seel nicht zu,
las vns schlaffen mit fried vnd rhu.

4. Durch deine Engel die wach bestell,
das vns der böse feind nicht fell!
Für schrecken, gespenst vnd fewers not
behût vns heint, o lieber Gott! Amen.

7. Die vierdte Bitt, vmbs tegliche Brodt.

1. BEscher vns, HERR, das teglich Brot,
fur thewrung vnd fur hungers not
Behût vns durch dein lieben Son,
Gott Vater in dem höchsten Thron.

2. O HErr, thu auf dein milde handt,
mach vns dein gnad vnd gût bekant,
Ernehr vns, deine Kinderlein,
der du speisst alle Vögelein.

3. Erhörst du doch der Raben stim,
drumb vnser bitt, HERR, auch vernim!
Denn aller ding du Schöpffer bist,
vnd allem Vieh sein Futter gibst.

4. Gedenk nicht vnser missethat
vnd Sünd, die dich erzürnet hat,
Las scheinen dein Barmhertzigkeit,
das wir dich lobn in ewigkeit.

5. O HErr gib vns ein fruchtbars Jar,
den lieben Kornbawm vns bewar!
Für thewrung, hunger, seuch vnd streit
behût vns, HErr, zu dieser zeit!

6. Vnser lieber Vater du bist,
weil Christus vnser Bruder ist,
Drumb trawen wir allein auf dich
vnd wolln dich preisen ewiglich. Amen.

Johannes Matthesius.

An Niclas Hermann schließt sich als Dichter von geistlichen Liedern dessen Freund und Pfarrherr Johannes Matthesius, über dessen Leben und anderweitigen Schriften weiter unten näher zu berichten ist. Seine Lieder haben denselben kindlich naiven, volksthümlichen Ton, wie die seines Cantors, dessen Einfluß hiebei nicht zu verkennen ist, wie sich sogar aus einzelnen Stellen, z. B. im „geistlichen Bergklied“ ergibt. Wie Hermann, hat auch Matthesius zum größern Theil Lieder für bestimmte Verhältnisse und Veranlassungen gedichtet, so außer dem eben erwähnten ein „Gebet für Joachimsthal“, ein „Hochzeitlied“ (1), das die Ehe mit tiefem Gefühle preist, zwei „Wiegenlieder“, von denen das Eine freilich allzusehr in das Spielende fällt und endlich ein „Morgenlied“ (2), das der große Gustav Adolf täglich gesungen haben soll und das wirklich durch die innige Gottergebung, die sich darin ausspricht, von mächtiger Wirkung ist, zu welcher die einfache, aber melodische Darstellung nicht wenig beiträgt.

1. Ein Hochzeitlied.

1. WEm Gott ein Ehelich Weib beschert,
mit tugend, glaub vnd zucht verehrt,
Der hat den schönsten schatz auff Erd·
ein Weib ist aller tugend werth.

2. Sie ist jrs Mannes hilff vnd freud,
die jn erquickt in lieb vnd leyd,
Sie ist sein seul vnd Ehrenkrantz,
ohn Weib ist gar kein freude gantz.

3. Ihr Mann hat trost vnd ehr von jr,
sie ist seins hertzen wunsch vnd zier,
Seinr augen lust, freudin vnd hort,
an jr verknüpfft mit Gottes wort.

4. Aus Adams fleisch, rieb, blut vnd leib
bawt Gott Euam, das schönste Weib,
Gotts Son führt sie dem Menschen zu,
die schenckt jm Gott zur freud vnd ruh.

5. Hang du an jr vnd halt sie schon,
sie ist deins hertzen werthe kron;
Ein fleisch vnd sinn jr zwey solt sein,
mit trewen eins das ander mein.

6. Gott hat ein Aug auff Ehelich leut,
vnd segnet ehelich lieb vnd Breut,
Ein züchtigs bett vnd keuscher mut
ist vor Gott gar ein edles gut.

7. Da kan man Christi lieb erkennen,
vnd Gott in warheit Vatter nennen
Im dienen in lieb, zucht vnd ehrn,
vnd sich redlich im glauben nehrn.

8. Jesu, vnser Breutigam gut,
der du durch dein theures blut
Ein Braut erkaufftst aus menschlichm gschlecht,
vnd machst sie heilig, fromb vnd grecht:

9. Erhalt, HErr Christ, dein fleisch vnd bein,
laß sie dein lieb Heffziba sein;
Bewar all Fraw vnd Jungfraw ehr,
fromb Mann, Weib, Kind vnd Fried bescher!

2. Morgenlied.

1. AVß meines hertzten grunde
sag ich dir Lob vnnd Danck
In dieser Morgenstunde,
darzu mein Lebenlang,
O Gott in deinem thron,
dir zu Preiß, Lob vnd Ehren,
durch Christum vnsern Herren,
deim eingebornen Sohn,

2. Vnnd daß du mich auß Gnaden
in dieser vergangnen Nacht
Vor gfahr vnd allem Schaden
behütet vnd bewacht:
Ich bitt demütiglich,
wöllst mir mein Sünd vergeben,
womit in diesem Leben
ich hab erzürnet dich.

3. Du wöllst auch gnediglichen
mich bhüten diesen Tag
Vor deß Teuffels List vnnd wüten,
vor Sünden vnd vor Schmach,
Vor Fewr vnnd Wassers noth,
vor Armut vnnd vor Schanden,
vor Ketten vnnd vor Banden,
vor bösem schnellen Tod.

4. Mein Seel, mein Leib, mein Leben,
mein Weib, Gut, Ehr vnd Kind
In deine Händ thu geben,
Darzu mein Haußgesind,
Ist dein Geschenck vnd Gab,
mein Eltern vnd Verwandten,
mein Brüder vnd Bekandten
vnd alles, was ich hab.

5. Dein Engel laß auch bleiben
vnnd weichen nicht von mir,
Den Sathan zu vertreiben,
auff daß der böse feind hier
In diesem Jammerthal
sein Tück an mir nicht übe,
Leib vnnd Seel nicht betrübe
vnnd bring mich nicht zu fall.

6. Gott will ich lassen rathen,
denn Er all Ding vermag;
Er gsegne meine Thaten,
mein vornemen vnnd Sach!
Denn ich jhm heimgestellt
mein Leib, mein Seel, mein Leben,
vnnd was Er mir sonst geben:
Er machs, wies jhm gefellt!

7. Darauff so sprech ich Amen,
vnnd zweiffel nicht daran,
GOtt wird es alls zusammen
jhm wolgefallen lan,
Vnnd streck nun auß mein hand,
greiff an das Werck mit frewden,
dazu mich GOtt hat bscheiden
in meim Beruff vnd Stand.

Paul Melissus Schede.



Paul Schede, bekannter unter dem Namen Melissus, wie er sich gemeiniglich nach seiner

Mutter Ottilie Melissa nannte, wurde den 20. Dez. 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren. Nachdem er die Schule in Zwickau und die Universitäten Erfurt und Jena besucht hatte, ging er nach Wien, wo er sich durch seine lateinischen Gedichte bald so großen Ruf erwarb, daß er 1561 vom Kaiser Ferdinand als Dichter gekrönt und 1564 in den Adelstand erhoben wurde. Nach dem Tode des Kaisers verließ er Wien und begab sich nach Prag, Wittenberg, Leipzig und Würzburg, wohin er von dem Bischof berufen worden war, und von dort wieder nach Wien, wo man ihm die Oberaufsicht über ein Kadetteninstitut anvertraute. Bald darauf machte er jedoch einen Feldzug in Ungarn, bereiste sodann Frankreich und Italien, wo ihm mancherlei Ehrenbezeigungen zu Theil wurden; so erhielt er in Padua den Titel eines Hofpfalzgrafen und in Rom ward er sogar mit dem eines römischen Bürgers beehrt. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Heidelberg nieder, wo er in dem Churfürsten Friedrich III. einen großen Gönner fand, auf dessen Antrieb er auch die 50 ersten Psalmen übersetzte (1572). Seine große Reiselust führte ihn aber wenige Jahre darauf wieder nach Italien und Frankreich, 1582 nach England. Auch dort lebte er in günstigen Verhältnissen, und die Königin Elisabeth, an deren Hof er sich längere Zeit aufhielt, suchte ihn sogar zu bewegen, in England zu verbleiben, allein die Liebe zur Heimat, die er in einem uns erhaltenen Gedichte so lebendig schildert (1), ließ ihm keine Ruhe; er kehrte nach Heidelberg zurück, wo er den 3. Febr. 1602 starb.

Der große Ruf, dessen sich Melissus während seines Lebens erfreute, gründete sich zwar auf seine lateinischen Gedichte, die sich allerdings durch Gewandtheit des Ausdrucks und glücklichen Versbau auszeichnen; doch haben wir uns begreiflicher Weise mit diesen hier nicht zu befassen. Melissus hat aber auch in deutscher Sprache gedichtet und sich dadurch eine nicht unbedeutende Stelle in der Geschichte unser Literatur erworben. Verdient er schon deshalb alle Anerkennung, daß er einer der wenigen Gelehrten war, welche die Muttersprache wieder zu Ehren zogen, was bei ihm um so höher angeschlagen werden muß, als er seinen Ruhm nur seinen lateinischen Dichtungen zu verdanken hatte; so können wir ihm unsere volle Bewunderung nicht versagen, wenn wir uns bewußt werden, daß er in seinen deutschen Poesien den einzig wahren Weg einschlug, auf welchem eine erfreuliche Wiedergeburt der vaterländischen Dichtkunst erreicht werden konnte, den nämlich, daß er von der Volkspoesie ausging und dieselbe künstlerisch zu entwickeln suchte. Der Ton, der seinen Gedichten zum Grunde liegt, die Sprache im Ganzen, viele einzelne Wendungen sind durchaus dem lebendigen Volksgesang entnommen; dagegen ist die Form gebildeter, reiner, künstlerischer. Man sieht bald, daß die Gewohnheit, schöne lateinische Verse zu bilden, nicht ohne Einfluß auf seine deutschen Dichtungen geblieben, freut sich aber zugleich wahrzunehmen, daß er mit sicherem Gefühl für die Schönheit der Muttersprache sich nicht in Nachahmung der antiken Formen verlor. Dagegen versuchte er, und ihm gebührt der Ruhm, darin der erste gewesen zu sein, die schönen Formen des Auslandes, das Sonett, mit ihm den Alexandriner (4) und die Terzinen, nachgebildet zu haben, ein Ruhm, der dadurch kaum geschwächt werden kann, daß diese Nachbildungen sich noch steif und unbeholfen bewegen, da die Sprache, wie er sie vorfand, noch nicht die leichte Biegsamkeit und Beweglichkeit hatte, die für diese Formen unerläßlich ist, und die sie erst viel später gewann. Daß an dieser Unbeholfenheit aber in der That die Sprache Schuld war, ersehen wir aus seinen übrigen Gedichten, die sich in Ausdruck, Form, Melodie und Reim viel leichter bewegen und beinahe Nichts zu wünschen übrig lassen, wie sie durch wahrhaft poetisches Gefühl und viele schöne dichterische Gedanken erfreuen. Leider sind uns nur wenige Gedichte (fünf) von Melissus erhalten (das von uns nicht mitgetheilte ist ein unbedeutendes Gelegenheitsgedicht, ein Brautlied); es ist dies um so mehr zu bedauern, als eine größere Sammlung gewiß nicht ohne glücklichen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie geblieben wäre. Außer dieser besitzen wir zwar noch seine schon erwähnte Uebersetzung von 50 Psalmen (von denen einer, der 37. in Terzinen gedichtet ist); allein diese haben weit geringeren poetischen Werth, als seine Lieder; sie sind jedoch deshalb historisch merkwürdig, weil er in denselben vorzüglich der formellen Seite die größte Aufmerksamkeit widmete, und sogar besondere Zeichen erfand, um die prosodischen Verhältnisse der Vokale auch äußerlich kenntlich zu machen.*)

1. Lied.

1. HJn vnd wider, auff und ab,
Vil Land und Leut durchreiset hab,
Zu bekommen Lehr' und Verstand,
Auch frembder zungen sprach.
Gedultet hab manch ungemach;
Umbsonst ist vil unkosten angewand:
Gethan mirs wohl hat's Vatterland.
Zu was nutz mir solchs gelinget,
Wenns widerum das Glück mir nit reinbringet?

2. Teutschland (sags mit vergunst)
Begabet ist mit mancher Kunst,
Derer sichs gar nit schemen thar:
Hoch schetzen wir frembd ding,
Und achten unsers für gering,
So doch das unsrig andrer kunst und lár
Weit übertrifft, wie offenbár.
Was bringts dan für nutz und frommen,
Schätz suchen anderswo, doch lehr heimkommen?

3. Jhren sachen gibt ein schein,
Und blendet eim die Augen fein
Die geferbet außlendisch pracht,
Was witzig ist und klug,
Merckt bald den anstrich und betrug:
Der aber solchs hoch helt aus vnbedacht,
Wird in betörung flugs gebracht,
Was thuts helffen oder nutzen
Da nichts darhinder ist, etwas aufmutzen?

4. Gold nit alles ist, was gleist;
Schön ist nit alles, was geweist:
Sich, Glasur vergat Edlem stein,
Götzbild dem Menschen gleicht,
Mauskot im Pfeffer sich verschleicht,
Kostlich gekleidet ist nit allzeit rein;
Vorhörner seind kein Elfenbein.
Wilst vil Land nun sein durchzogen?
O wandrer, sich, daß du nit werst betrogen.

---

*) Wir theilen (nach Wackernagel, da das Original nicht zu erhalten war) ein Paar Strophen seiner Paraphrase des 37. Psalms mit, theils um diese oben berührte Eigenthümlichkeit, theils auch um seine Behandlung der Terzinen anschaulich zu machen.

Nit meng dich ein, gesellig aus nacheifer,
Mit böswichtern uof diser schnöden wélt:
Noch uber's gluk böser schelk neidisch eifer;
Dan uof die letzt zuom stuortz nider-gefélt
Wird màn s' im schnips als wisengras ábmoën,
Und wærn hinfaln wi grunes kraut am féld.
Hoff auf den Hern, fléis dich guots zuo begêen:
Bewôn das land zuor bleibuonge gewies,
Aller nottuorft dich ner treulich versêen.

2. Ein anders.

1. MOrgens eh's tages schein anbricht
Mit Purpurfarbem hellem licht,
So glentzt herfür deins mundes röt,
Wie vor der Sonn die Morgenröt,
Mit Rosinfarben Wangen
Hübsch, lustig klar auffgangen.

2. Ein schön Karfunklet hübsch gestirn
Dein Euglein seind an deiner Stirn:
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Wies Himmels runde schön geziert.
Von deiner Euglein glitzen
Fewerflammen rausher spritzen.

3. Recht wie die Straln vnd schnelle Pfeil,
Dieselben schießen her in eil,
Han mir versehrt mein junges Hertz;
Doch lindert sich der brünstig schmertz,
Wan ich dein Antlitz schawe,
Huldseligste Jungfrawe.

4. Grunest vnd blüest aller ding,
Gleich wie ein Lorbaum im Früling,
Wie eine Tanne, wechst gerad
Dein werther leib in gleicher wad:
Dein' Arme beid' seint eben
Wie zwo newer Weinreben.

5. Ach daß, was anrürn deine Hend,
In rote Röslein sein gewend,
Vnd weiße Lilglein wachsen fein,
Wo deine füß' hin gangen sein,
Von deins Munds athem süsse
Braun Vielblüt entsprisse.

6. Ruhm, Preiß, ehr vnd lob ich dir gib
Für andern alln, herzlibstes lieb,
Dein Tugent leucht an allem end,
Wie der vollmond am firmament,
Bist aller Jungfrawn zirde,
Meins Hertzes inre Girde.

7. Edler ich schätz dein gunst vnd hold,
Dan Silber vnd das beste Gold:
Dein Freundligkeit vnd schön geberd
Ist mehr, dann alle Perlen werth:
Es gilt dein zucht vil reine
Mehr, dan all' Edle Steine.

8. Trewhertzig sein ohne arge list,
Der Rechten lieb warzeichen ist:
Wan gleicher maß nit liebest mich,
Laß zu, daß ich nur liebe dich.
Mein Hertz geb dir zueigen,
Dein Hertz zu mir thu neigen.

9. All' Augenblick Dein indenck bin
In meim gmüt vnd in meim sin,
Deß tag's bist mir ein helle Son,
Deß nachts ein klarscheinender Mon:
Thust (liebstes M.) mir geben
Von deinem glantz mein leben.

3. Ein anders.

Im Thon, Ich ging einmal spatziren.

1. ROt Röslein wolt ich brechen
Zum hübschen Krentzelein:
Mich Dörner theten stechen
Hart in die finger mein.
Noch wolt ich nit lan ab:
Ich gunt mich weiter stecken
In Stauden und in Hecken;
Darin mirs wunden gab.

2. O dorner krum und zacket,
Wie habt ihr mich zerschrunt!
Wer unter euch kompt nacket,
Der ist gar bald verwunt.
Sonst zwar könt ihr nichts mehr;
Ihr keiner Haut thut schonen,
Noch nitlicher Personen,
Wens gleich ein Göttin wer.

3. Sie hats wol selbs erfahren,
Die schöne Venus zart,
Als sie stund in gefahren
Und so zerritzet ward.
Daher die Röslein weis
Von Bluttrieffenden nerben
Begunten sich zu ferben;
Den man verjeht den Preis.

4. Ich thu ein Rose loben,
Ein Rose tugent voll;
Wolt mich mit ihr verloben,
Wans ihr gefiehle wol.
Irs gleichen find man nicht
In Schwaben und in Francken:
Mich Schwachen und sehr Krancken
Sie Tag und nacht anficht.

5. Nach ihr steht mein verlangen,
Mein sehnlich hertzegird;
Am Creutz lest sie mich hangen,
Meins lebens nimmer wird:
Zwar bald ich tod muß sein,
Je weiter sie mich neidet,
Je lenger mein Hertz leidet:
Ist das nit schwere pein?

6. Ach liebster Schatz auff Erden,
Warum mich quelest so?
Zutheil laß dich mir werden,
Und mach mich endlich fro.
Dein wil ich eigen sein:
In lieb und trew mich binde,
Mit deiner Hand mir winde
Ein Rosenkrentzelein.

4. Sonnet.

Jörgen von Averli und Adelheiten von Grauwart.

WAs im Weltkreise rund allenthalb lebt und schwebet,
Wårhafft erhalten wirdt durch gleich eintrechtigkeit,
Dann Gott vorkommen hat alle Zwyspaltigkeit,
Daß inn all seim Geschöpf keins widers andre strebet.
Zwar jglicher Natur ihr eigenschafft anklebet,
Irrdisch und Himmlisch ding helt seine Richtigkeit:
Diß alles wirckt die Lieb durch ihr Einhelligkeit,
Und macht, daß in seim Standt nichts widersinns sich hebet.
Lieb ist ein Bildergeist, auß Fewr und Lufft vereint,
Ders Hertz mit Girdt entzündt, den mut mit Lufte kühlet,
Da eins Gemühts und Willn ein par Chvolck sich meint.
Solch jnre Brunst und Hitz mit frischer labung fület
Dem Edlen Averli Adelheid die Hertzliebe:
Die Seel Menschlicher Seel ist Flammbrünstige Liebe.

Heinrich Knaust.

Unter den Dichtern, welche das weltliche Lied geistlich umdichteten, nimmt Heinrich Knaust durch die große Anzahl seiner Dichtungen sowohl, als durch ihre im Ganzen glückliche Haltung eine der ersten Stellen ein. Von seinen Lebensverhältnissen ist wenig bekannt. Er war zu Hamburg geboren, studirte die Rechte, erwarb sich den Grad eines Doktors derselben und scheint Advokat gewesen zu sein, zuletzt in Erfurt, wo er noch 1575 lebte. Auch war er kaiserlicher Hofpfalzgraf und gekrönter Poet. Seine geistlichen Lieder, die er unter dem Titel: „Gassenhawer, Reuter vnd Bergliedlin Christlich moraliter vnnd sittlich verendert" (Ff. 1571) herausgab; dichtete er ausdrücklich zu dem Zwecke, sie den „schamparen" Liedern entgegenzusetzen, die zu seiner Zeit häufig gesungen wurden; er habe sie, fügt er in seiner Vorrede hinzu, nach den Melodien der alten Gassenhauer „wegen ihrer artigen Composition" abgefaßt. Freilich stehen diese schönen, lebensfrohen Weisen mit dem Texte seiner Umdichtung in einem merkwürdigen Widerspruch, und es haben seine Lieder eben deshalb, wie leicht zu begreifen, keinen Eingang in die Kirche gefunden; aber immerhin verdienen sie wegen der glücklichen Bewahrung des volksmäßigen Tons und dessen Anwendung auf religiöse Verhältnisse auch jetzt noch alle Beachtung.

Hertzlich thut mich erfrewen,
christlich vnd moraliter verendert.

1. HErtzlich thut mich erfrewen
die liebe sommerzeit,
all mein geblüt vernewen,
der Mey vil wollust geit,

Der lerch thut sich erschwingen
mit seinem hellen schall,
lieblich die vögel singen,
vorauß die nachtigall.

2\. Der guckuck mit seim schreien
macht frölich jedermann,
des abends frölich reien
die Meidlin wolgethan;
Spatziren zu den brunnen
pflegt man zu diser zeit,
all welt sucht freud vnd wunne
mit reisen fern vnd weit.

3\. Es grunet in den wälden,
die bäume blüen frei,
Die rößlin auff dem felde
von farben mancherlei.
Ein blůmlin steht im Garten,
heist: Christ, vergiß nicht mein!
das edel kraut Gotts warten,
gibt trost der seele dein.

4\. Ein kraut wechst in der awen,
das heist: sei wolgemut!
Auff Christum fest thu bawen,
dazu sein werdes blut,
Die weissen vnnd roten rosen,
am creutz halt fest in acht!
Gotts son thet mich erlösen,
vnd hat mich selig gemacht.

5\. Das kraut je langer je lieber
in meinem hertzen blůet,
Bringt mich zu Gott hin über,
Herr Christ mich stets behůt.
Ich hab es wol vernommen,
was dises kraut vermag:
wol dem, der mit Gotts namen
vnd gsetz vmbgeht all tag!

6\. Des morgens in der Awe
so thu ich frů auff stahn,
Für mein sünd leid vnd rewe
von hertzen grund zu han,
Zu bitten meinen Herren,
daß mirs möcht wol ergehn,
daß er sein gnad möcht mehren,
vnd mir trewlich beistehn.

7\. Darumb lobt Gott im Sommer,
deßgleich im Winter thut!
Christ wend vns allen kummer
vnd bringt viel freud vnd mut.
Der zeit wil ich geniessen,
dieweil ichs leben han;
Gotts gnad wirdt sich ergiessen,
vbr vns wirdt sie auffgahn.

Johannes Fischart.

So entschieden sich Fischarts Talent zum Didaktischen und näher zum Satyrischen neigte, so war es doch wiederum so vielseitig, daß es sich auch in andern Dichtungsformen frei und sicher bewegen konnte. Und wenn Reichthum der Gedanken, Tiefe des Gefühls, nebst der Kunst, diese innere Welt in lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, so daß die Form auch dem Inhalte entspricht, die ersten und nothwendigsten Eigenschaften eines lyrischen Dichters sind, so darf Fischart unzweifelhaft zu den Lyrikern gezählt werden: es sind seine hiehergehörigen Dichtungen so bedeutend, daß er eine hervorragende Stellung unter den Dichtern seiner Zeit einnehmen würde, wenn wir auch Nichts weiter von ihm hätten, als die wenigen lyrischen Poesien, die er seinen andern Werken meistens nur gelegentlich beigefügt hat, und die wohl verdienten, einmal zusammengestellt zu werden, um den ganzen Reichthum seines lyrischen Talents zur Anschauung zu bringen. Leider verbietet uns der Raum und der Zweck unsers Buchs dieses zu thun; wir müssen uns begnügen, das Bedeutendste hervorzuheben.

Am größten ist er in seinen Psalmen, welche beinahe sämmtlich alle übrigen Dichtungen der Art übertreffen, ja rücksichtlich der Entwickelung vielleicht den Lutherschen Psalmen vorzuziehen sind, weil sie die Gedanken und Anschauungen des Originals ganz im Geiste desselben zu einem großen bewundernswürdigen Gemälde ausführen, in welchem wir alle Farbenglut und Begeisterung des orientalischen Dichters wieder erkennen. Unübertrefflich ist in dieser Beziehung namentlich der 29. Psalm (1), dem Nichts gleichgestellt werden kann, als Luthers prosaische Uebersetzung. Auch im weltlichen Liede ist Fischart groß, und es ist sehr zu bedauern, daß wir von ihm kein anderes besitzen, als das „Tanz-Liedlin" (2), das er im „Philosophischen Ehzuchtbüchlein" mittheilt. Der weiche, anmuthige Ton, der im ganzen Liede herrscht, die glücklichen Bilder, welche die Gedanken so sinnlich veranschaulichen, die wohllautende und reiche Sprache, die Tiefe des Gefühls, welches den Dichter erfüllt, alles vereinigt sich, das Lied zu einem Meisterstück zu machen. Von der größten Wirkung ist insbesondre der Schluß, der nicht glücklicher sein könnte: denn das Bewußtsein des eignen Glücks kann sich gewiß nicht kräftiger und zugleich nicht edler aussprechen, als in dem Wunsche, die ganze Menschheit desselben theilhaftig zu sehen. Wie tief aber Fischart von den dargestellten Empfindungen durchdrungen war, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er in dem ganzen Gedicht das ihm sonst ganz zur Natur gewordene Spielen mit der Sprache vergißt und keine von den mannigfaltigen, ihm eigenthümlichen Wendungen anwendet, durch welche er sonst so meisterhaft zu wirken weiß, wie z. B. in den kleinern Sprüchen über das Verhalten des Mannes gegen sein Weib (3) und des Weibes gegen ihren Mann (4). Wir erwähnen noch die bekannte Umschreibung der horazische Ode: Beatus ille, in welcher sich freilich das lyrische Element des Originals in didaktische Ausführlichkeit und breite Schilderungen verliert. Weit bedeutender ist das Gedicht auf seine Bücher (im Gargantua), in welchem er ein vortreffliches Lob der Buchdruckerkunst eingefügt hat und wie es mit einer heiteren Anrede an die Bücher beginnt, die er aus Gesundheitsrücksichten nicht zu häufig in die Hände nehme, so mit einem humoristischen Gericht gegen ein Würmchen schließt, das seine Freude zu zerstören drohe. Bekannter ist die „Ernstliche Ermanung an die lieben Deutschen", (5) die er bei Anlaß eines Bildes dichtete, welches das weltbeherrschende Deutschland darstellte. Unter den vielen Gedichten älterer und neuerer Zeit, welche die Schwäche und Entartung des deutschen Volks geißeln, ist dieses eines der schönsten, durch Kraft der Gedanken, wie durch Trefflichkeit des Ausdrucks gleich ausgezeichnet und durch die innigste Vaterlandsliebe, welche sich bei aller Härte der Vorwürfe darin unverkennbar ausspricht, wohlthätig berührend. Unter den übrigen Gedichten Fischarts, welche hieher gerechnet werden können, erwähnen wir noch diejenigen, welche er auf Veranlassung des zwischen Zürich, Bern und Straßburg gestifteten Bündnisses im J. 1588 verfaßte. Sie gehören zu seinen besten poetischen Erzeugnissen, sind als Gelegenheitsgedichte überhaupt vortrefflich, von tüchtiger Anlage und eben so tüchtiger Entwickelung, wie sie durch geistreiche Erfindung von Motiven und glücklicher Anwendung derselben beweisen, daß Fischart

große Einsicht in die Forderungen und Gesetze der Kunst besaß und daß seine Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum nicht bloß eine äußere war. Auch sind diese Gedichte, wie die ihnen vorangehende prosaische Einleitung deshalb wichtig, weil Fischart in ihnen seine politischen Ansichten entschiedener, als irgend sonst, ausspricht, und wir in ihm den freiheitsliebenden Republikaner kennen und lieben lernen. Von geringem poetischen Werthe, aber wichtig für die Charakteristik des trefflichen Mannes ist seine „Anmanung zu christlicher Kinderzucht", in welcher er sich als redlichen, frommen Hausvater und Kinderfreund, als einen von seinem Glauben tief durchdrungenen Mann beurkundet. Andere unbedeutendere Gedichte, wie die „Beschreibung des Uhrwerks zu Straßburg", „die Auslegung der Thiermesse" und anderes übergehen wir, so wichtig auch jedes derselben für die nähere Kenntniß des Dichters sein mag. Dagegen müssen wir noch erwähnen, daß er sich auch in Nachbildung von antiken Versen sowohl, als von modernen Strophen versuchte, wie er denn überhaupt beinahe in jeder Beziehung die größte Vielseitigkeit an den Tag legte. Die antiken Versmaße behandelte er mit solcher Freiheit, daß der Rhythmus kaum mehr zu erkennen ist, schon deshalb, weil er von dem Reime, den Fischart noch damit vereinigt, zurückgedrängt wird. Uebrigens that er dies mit Absicht und Bewußtsein, denn, sagt er, „eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung; vnnd soll auch pleiben bei derselben anegewöhnung".

Einer der Wenigen, welche Fischarts „Sonette" gesehen haben (Hoffmann von Fallersleben) behauptet, es seien dieselben gänzlich mißlungen, und daß ihm überhaupt alles durch Musik gebildete Gefühl mangelte. Wie übertrieben letztere Behauptung ist, leuchtet aus den mitgetheilten Gedichten, in denen sich der Sinn für den Rhythmus nicht verkennen läßt. Dagegen könnte man vermuthen, daß Fischart die Form des Sonetts ungenügend und willkürlich behandelt habe, da er seine Sprachgewalt und Gewandtheit in ganz anderer Weise zu zeigen gewohnt, als in der Selbstbeschränkung, in welcher das Wesen dieser modernen Form liegt. Allein es ist auch dies nicht der Fall, vielmehr hat er sich beinahe ganz streng den Gesetzen des Sonetts unterworfen, und ist nur darin abgewichen, daß er statt fünffüßiger, immer nur die bei ihm und in der ganzen Zeit gewöhnlichen vierfüßigen Verse gebraucht, (worin er übrigens in dem sogenannten „Anakreontischen Sonett" der Italiener ein Vorbild hatte) und die sechste und siebente Zeile nicht mit der zweiten und dritten gereimt hat. Dagegen hat er das Sonett in der Hauptsache vortrefflich behandelt, denn obgleich alle sieben Sonette, die wir von ihm haben, zusammenhängen und einen sogenannten Sonettenkranz bilden, so ist jedes einzelne doch ein für sich bestehendes Ganze mit einem vollständig abgeschlossenen Gedanken, der in dem engen Rahmen zur vollsten Anschauung gelangt. Im letzten Sonett, dem noch nach dem letzten Terzett fünf Zeilen angehängt sind, möchte es scheinen, als ob Fischart entweder aus Gleichgültigkeit die Form verletzt, oder sie nach seiner Weise willkürlich behandelt habe, allein es ist auch dem nicht so; vielmehr ahmte er auch darin eine italienische Form, das „geschwänzte Sonett" (sonetto codato) nach, das gerade im 16. Jahrh. durch Berni in Aufnahme gebracht worden war. Zum Verständniß der unten mitgetheilten Sonette (6) haben wir nur noch beizufügen, daß sie gegen die Königin Katharina von Medici gerichtet sind, welche damals (1560—1585) Frankreich in die Gräuel des Bürgerkriegs stürzte und namentlich gegen die Protestanten die abscheulichsten Verbrechen beging, daher der Dichter am Schluß, nachdem er eine vortreffliche Charakteristik der Königin gegeben, die Franzosen auffordert, sich des grausamen und herrschsüchtigen Mannweibs zu entledigen. Das alte und sehr gewöhnliche, aber der Eigenthümlichkeit Fischarts zusagende Wortspiel mit Gallus (Hahn) und dem alten Völkernamen Gallier bedarf keiner weitern Erklärung.*)

1. Der 29. Psalm.

1. Ihr Gewaltigen, bringt dem HErrn her,
Bringt her dem HErrn Stärck vnd Ehr,
Bringt jhm seins Namens Ehre; :|:
Bettet den Mächtigen HErren an,
Dann er alleyn Gwalt zeygen kan,
Sein Namen gibt eyn Schalle:
Hört, wie erschallt so vngestümm
Auff den Wassern des Herrn Stimm!
Wie schallt es inn dem Thale,
Daß sie erschrecken alle.

2. Der Gott der Ehren Tonnert her,
Der Herr auff grosen Wassern schwer,
Tritt her auff Finstern Wolcken, :|:
Das Meer verwickelt sich in Wellen,
Weyß vor Angst nicht, wie sichs soll stellen,
Fliecht hin vnd her mit Bolgen:
Das macht, sein Stimm kracht her mit Pracht,
Des Herren Stimm bezeugt sein Macht,
Wie er sein Feind kan schrecken,
Vnd sein Völcklin auffwecken.

3. Deß HErren Stimm vnd herrlich Thon
Bricht die Cedern in Lybanon,
Die hoch Bäum sie zerschmettert, :|:
Macht hüpffen den Berg Lybanon,
Vnd hüpfft auff den Berg Syrion,
Wenn er so starck her wettert,
Daß sie springen, wie Kälber jung,
Vnnd wie ein jungs Einhorn im sprung,
Die Berg sich vor jhm biegen,
Daß sie im Thal da ligen.

4. Deß HErren Red wie Fewrflamm häut,
Sein Stimm von sich Fewrflammen speyt,
Macht, daß dWüsten erzittert: :|:
Die Einöd Kades drob erschrickt,
Daß baldt Araber Land erstickt,
Wenn es so stralt vnd wittert:
Deß HErren Stimm das Wild versehrt,
Das vor der Zeit den Hünden gebürt,
Reißt die Felsen auß Fügen,
Die Wäld entblöst da ligen.

5. Deßhalb muß drumm alls zumal,
Was solches höret vberal
Vnten vnd ob der Erden, :|:
Jhm bringen seines Namens Ehr,
Vnd welche vor erschracken sehr,
Müssen andächtig werden:
In preisen inn seim Tempel fast,
Der auß dem Himmel, seim Pallast,
Also kan sich erzeigen,
Daß alles muß sich neygen.

5. Der HErr, so die Sündflut anricht,
Sitzt ewig zu Gnad vnd Gericht,
Ewig der König bleibet; :|:
Derselbig HErr von grosser Krafft
Seim Volck auch Krafft vnd Trost verschafft,
Daß es sein Feind vertreibet.
Derselbig HErr von grosser Güt
Wird sein Volck segnen auch mit Fried,
Daß es vnghindert jhme
Stets folg nach seiner Stimme.

---

*) Die unten mitgetheilten Sonette Fischarts, die hier zum erstenmal wieder gedruckt erscheinen, haben wir der Gefälligkeit und eifrigen Theilnahme des Herrn Verlegers dieses Werks zu verdanken, welcher aus einem während des Druckes aufgefundenen Exemplar der äußerst seltenen Schrift eine getreue Abschrift machen ließ.

2. Tanz Liedlin.

In dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet.

1. Keyn gröser freud,
Als wo zwey gleiche Herzen
Eynander lieben beyd :|:
Keyn gröser leyd,
Dann mit vndanck vnd schmertzen
Lieb haben on bescheyd.
Dan gleich vnd gleich
Gesellt sich gleich :|:
Vngleich gepräuch
Trennen eyn Reich.
Derhalben wol :|:
Eyn jeder soll
Seins gleichen jm erlesen,
Das auch die Lieb gleich steh· :|:
Dann bei vngleichem wesen
Sint vngleich Sinn vnd Eh.

2. Es schicken sich
Nicht gleich allerhand Blumen
Zusammen ordenlich; :|:
Sonder man sicht,
Das fein zusammen kummen,
Die Gruch vnd farb verpflicht,
Dan so die eyn
Solt riechen reyn, :|:
Die ander sein
Stinckend on schein;
So schändt je eyns :|:
Dem andern seins.
Also ist mit der Bulschaft:
Da mus eyn gleicheyt sein :|:
Vnd ein anmut zur Huldschaft,
Sonst kommts nicht vbereyn.

3. Dan wer ist der,
So eyn vngleich par Rinder
Kan zwingen vngefär, :|:
Das es daher
Ziecht gleich, keyns meh noch minder,
Dem will ich folgen sehr.
Aber ich halt,
Das man nicht bald :|:
Find solcher gstalt
Eyn, ders verwalt.
Also ist auch :|:
Inn lieb der prauch:
Da spannt man nicht zusammen
Zwey vngleich Herzen nur; :|:
Sonder die zsammen kamen
Aus Anmut der Natur.

4. Alsdann wird leicht
Alls, was sie je fürnemmen,
Weil sich jr Gmüt vergleicht; :|
All vnwill fleucht
Thut keyns sichs andern schämen,
Die Lieb all fäl verstreicht,
Vnd keyns rupft auff
Dem andern den kauff, :|:
Das es zu hauff
Gezwungen lauff:
Sonder sie seind :|:
Fridsam verfreundt.
Gedencken, das sie beyde
Gott so zusammen fügt, :|:
Auß der Natur bescheyde,
Welche dan nicht betrigt.

5. Derhalben aus,
Was sich nicht recht vereynet:
Es macht sonst eng das Haus :|:
Aber voraus
Ist eynygkeit das Kleynot,
Welchs macht, das man wol haußt.
Dan wie solln secht
Zwey tanzen recht, :|:
So das eyn schlecht
Nicht folgen möcht?
Also wie soll :|:
Die Lieb stehn wol,
So das eyn sicht gen Norden,
Das ander sicht gen West, :|:
Wie Adler auf den Orten
Eyns schirt, das ander lescht?

6. Aber wie süs,
Wo gleich Mensurlich tretten
Zur Melodei die Füs! :|:
Dan je gewiß
Der Tanz, der ist ein Schätten,
Wie lieb vnd Eh sein müs,
Das, wie der gang
Geht nach dem Klang, :|:
Also on zwang
Jr Herz auch gang
Nach beyder will, :|:
Gestimmt inn still.
Wo dan sich eyns so stimmet
Nachs andern Sinn vnd stimm, :|:
Alsdan der sprüch sich gzimmet,
Das, was sich reimt, sich rüm.

7. Drumm hab ich mir
Meins gleichen eyn erwehlet;
Sie ist die Blum vnd zir :|:
Vnd nur nach jr
Mus sein mein Herz gestellet
Von nun an für vnd für.
Sie ist der Klang,
Nach dem ich gang, :|:
Sie ist das Gesang,
Nach dem ich hang;
Sie ist die Lieb, :|:
Inn der ich leb;
Sie ist mein Rhu vnd Friden,
Inn der ich rhu auf Erd. :|:
O Gott, geb du eym jden,
Das jm sein Eva werd.

3. Der Mann.

Derhalben soll ein Mann fein wonen
Mit Vernunft beim Weib vnd jr schonen,
Soll nicht ausrichten alls mit räuhe,
Sonder gelindlich vnd mit treue:
Denn Räuhe machet doch nur scheue,
Vnd Scheue pringt als dan vntreue:
Also pringt Räuhe als dan Reue,
Wann sie sicht, wie sich nichts gedäue.
Aber sanfmüt vnd gelindigkeit
Pringt willig treu, schafft willig Leut.
Ein Mann soll nicht ein Sturmwind sein,
Der im Haus einsmals alls werf ein,
Sonder prauchen der Sonnen wiz,
Die allgemach wircket durch jr hiz,
Soll nicht einsmals alls wölln trennen,
Sonder allgemach das bös hinnemmen:
Vnd wa die Kält nichts will erhalten,
Da soll die Wärm ihr statt verwalten:
Dan wo man alles nur will stürmen,
Da tringt man die Leut, sich zu schirmen.

4. Das Weib.

Wann er schreiet   Sie nur schweiget;
Schweigt er dan,   Redt sie jn an.
Ist er grimmsinnig,   Ist sie Külsinnig;
Ist er Vilgrimmig,   Ist sie stillstimmig,
Ist er Stillgrimmig,   Ist sie Troststimmig,
Ist er Vngstümmig,   Ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus grimm,   So weicht sie jm,
Ist er wütig,   So ist sie gütig,
Mault er aus grimm,   Redt sie ein jm.
Er ist die Sonn,   Sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht,   Er hat Tagsmacht;
Was nun von der Sonnen   Am tag ist verpronnen,
Das kült die nacht   Durch des Mons macht:
Also wird gstillt   Auch was ist wild.
Sonst gern geschicht,   Gleich wie man spricht,
Zween harte stain   Maln nimmer klein.
Ein gscheid Frau laßt den Mann wol wüten;
Aber dafür soll sie sich hüten,
Daß sie jn nicht lang maulen lase,
Sonder durch linde weis vnd mase
Vnd durch holdselig freundlich gspräch
Bei zeiten jm den Mund aufprech.

5. Ernstliche Ermanung

an die lieben Teutschen, auß anlaß dieses beigesetzten Bildes des Teutschlands angebracht.

WAs hilffts, O Teutschland, daß dir gfellt
Dis Bild so herrlich Sighafft gstellt?

Daß es bedeit der Teutschen Macht,
Die vnter sich der Welt Macht bracht,
Vnd daß du weyst, daß dein Voralten
Den Namen mit Rhum han erhalten?
Wann du dasselbig last veralten,
Was dein Voralten dir erhalten?
Wann nicht dasselbig wilt verwaren,
Was dein Vorfahren dir verspären?
Wann nicht den Namen willt vermehren,
Der auff dich erbt von großen Ehren?
Was ists, daß man sich rühmet hoch
Der Eltern, vnd folgt jhn nicht noch?
Bist Alter Tugent grosser Preiser,
Aber der Tugend keyn Erweiser?
Thust gut Alt Sitten hoch erheben,
Vnd schickst doch nit darnach dein leben?
Was rühmst du dich vil Adelichs,
Vnd thust doch nichts denn Tadelichs?
Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er sich rühmet der Eltern hoch,
Wie sie frei wohnten in Bergs klüfften,
Vnd frei Regierten in den Lüfften,
Vnd er sitzt gfesselt auff der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, jm fangen?
Also was ist dir für ein Ehr,
Wann rühmst die Alten Teutschen sehr,
Wie sie für jhre Freiheyt stritten,
Vnd keynen bösen Nachbarn litten,
Vnd du achtst nit der Freyheit dein,
Kanst kaum inn deim Land sicher sein,
Lest dir dein Nachbarn sein Pferd binden
An deinen Zaun fornen vnd hinden?
Sollt auch solch Feyger art gebüren,
Daß sie soll Kron vnd Scepter führen?
Ja jr gebürt für den Konigsstab
Ey Höltzin Roß, welchs sie nur hab,
Vnd führe für den Adler Kün
Eyn bundte Atzel nun forthin,
Vnd für den Weltapffel eyn Ball,
Den man schlägt, wann er hupfft im Fall:
Weil heut doch schier keyn ernst ist mehr,
Handzuhaben Freyheit vnd Ehr,
Sonder man schertzt nur mit der Freyheit,
Sucht fremde Sitten, Bräuch vnd Neuheyt,
Vnd für Alt Teutsch Standhafftigkeit
Reißt ein Weibisch Leichtfertigkeyt.
Drumm ist nichts, daß man Adler führt,
Wann man den Adlers Mut nicht spürt:
Nichts ists, daß man den Scepter trägt,
Vnd jn wider kein Vntrew regt;
Nichts ists, daß man fürmalt die Welt
Vnd kaum eyn Stück der Welt erhällt:
Sonder man muß erweisen fein
Diß, des man will gerühmet sein,
Vnd nicht der Alten Wacker Thaten
Schänden mit vnthun vngerathen:
Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig vnd Standhafft,
Das gwinnt vnd erhällt Leut vnd Landschafft:
Also wird man gleich vnsern Alten:
Also möcht man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auff die Nachkommen,
Daß sie demselben auch nachomen:
Vnd also kan man sein eyn Schrecken
Den Nachbarn, das sie vns nicht wecken,
Sondern dem Hund lan seinen Tratz
Zuverwaren sein Gut vnd Schatz.
Gleich wie man deren noch find etlich,
Die solchem Raht nachsetzen Redlich,
Vnd recht bedencken jre Würden,
Wie jhr Vorfahren Scepter führten:
Gott stärck dem Edeln Teutschen Gblüt
Solch angeerbt Teutsch Adlersgmüt.
Secht, diß hab als eyn Teutscher ich
Auß Teutschem Gblüt Treuhertziglich
Euch Teutschen, die herkommt von Helden,
Bei diesen Helden müssen melden,
Sobald ich diß Teutsch Bild schaut an:
Gott geb, daß jhr es recht verstahn,
Vnd beydes, Treu seit euern Freunden
Vnd auch eyn Scheu alln eurn Feinden.

6. An Ehr vnd billichheit liebende Leser.

Etlich Sonnet.

Huldrich Wisart.

JN dem Hauß, spricht man, stehts nicht wol
Vnd muß gewiß was böß gemanen,
Wann die Henn kräht vber den Hanen,
Da sie doch darfür gachssen soll,
Zu leuchtern jren Eyerstoll:
Also wie viel mehr muß es hön
In einem Regiment dann stehn,
Welchs grösser ist vnd sorgen voll.
Wann die Henn wil die Hanen führen:
Da muß sie die gewiß verführen:
Dann es ist wider die Natur,
Daß das schwächer das stärcker führt,
Das vnzierlichst das zierlichst ziert,
Welch vngleichheit dient zur auffrur.

II.

Dann jedes rechtes Regiment
Soll gleichsam gstimmt sein, wie die Seyten,
Die sich all in einander leyten;
Wann aber auff dem Instrument
Die gröbst Seyt sich von andern trennt,
Vnd wolt nicht mit jhn stimmen ein,
Sonder derselben exlex sein,
Da ist die Music schon geschändt.
Also wann auch in Königreichen
Das weisser soll dem albern weichen,
Vnd das nicht herschen soll, wil gebieten:
Da nemmen solche Regiment
Oder ein enderung oder end,
Dann vneins Hirten nicht wol hüten.

III.

Wie jhr dann solchs in Franckreich secht,
Da nur ein Florentinisch Henn,
Ein akt seyt vnd faule senn,
Die Gallos vnd das Hanengschlecht
Wil zu Capaunen machen schlecht,
Vnd auß den Galliern Galliner,
Auß freien Francken Frauendiener,
Auß Musicseyten sennengflecht:
Darumb weil sich die rein Quintseyten
Nicht nach dem alten Trummscheit leyten,
Vnd der Han sich seins Kamß ermannt,
Vnd nicht die Henn zum Meyster leyd,
So sicht man heut ein solchen streit,
Die Henn zu treiben in jrn standt.

IIII.

Dann welches schreit auß seinem standt,
Dasselb zerreist das Menschlich Band,
Schafft vnwill vnd groß mißuerstandt.
Vnd verunrühigt Statt vnd Landt,
Weil hochmuth findet widerstandt:
Darumb Gott alles recht erschuff
Ein jdes Geschlecht in seim beruff,
Den Man dapffer mit Rath vnd Hand,
Das Weib blöd, still zu der Haußhaltung;
Vnd jhe stiller ist jhr verwaltung
Je besser ist dieselb bestellt:
Dann ins Hauß ghört kein Rechten, fechten,
Es wirdt sonst böses Garn sich flechten,
Sonder auffs Rahthauß vnd ins Feldt.

V.

Vnd wie es eim Mann vbel steht,
Wann er sich Weiber gschäfft annimpt:
So vbel es sich auch gezimpt
Wann ein Weib Mannsgeschäfft hie thet,
Der Mann ein Gret, das Weib als nöt,
Wann Sardanapalus will spinnen,
Semiramis die Landt gewinnen,
Welchs Tyranney ist all zu schnöd,
So die Leut machet widersinnig.
Drumb list man vom Egypten König,
Der das er sein Volck Weibisch schafft,
Liß Männer thun der Weibergschäfft,
Weiber anmassen Männerkräfft,
Damit keins bhielt sein eygenschafft.

VI.

Solchs that er, weil er sich befahrt,
Sein Volck möcht jhn vmb Tyranney
Bekriegen, sich zumachen frey.
Vbt aber nicht auch solche arth
Die Königin, wie man erfahrt,
Die, das man nicht jrm mutwill stewr,
Außrotten wil die Manschafft thewr?
O da wehrt all, so trägt ein Bart!
Gleichwol sag ich nicht, das nicht auch
Ein Weib mög herrschen nach Landsbrauch,
Fürnemlich wann sie in jrm stat

Pflegt der Männer Rath vnd that:
Dann solches man noch lieber hat
Als Herrn, die Weiber han zu Rath.

VII.

Sonder die frechlich vnderstahn
Sich wider gsatz vnd ohn all wal
Zustecken in geschäfft vberal,
Den, sag ich, soll man widerstahn,
Weil jhn der gewalt nicht zu wil stahn.
Darumb nur jr Frantzosen dran,
Erweist, das Hanen muth jr han:
So wirdt euch alles glück zugahn
Erweist, das jhr von Teutschen kommen,
Von Francken frey, den alten frommen.
Dann so kein frembden Han jhr duldet,
Der euch hersch, wann er euch nicht huldet,
Wie solt jhr nicht die Henn verdammen,
So frembd, die Hanen hetzt zusammen,
Daß sie einander selbs erlamen,
Vnd gar außrotten jhren Stammen?
Derhalben dran ins Herrn Namen!
Secht, ob man ein wild Henn mag zamen,
Vnd jhren grimmigen Eyersamen.

Nicolaus Selnecker.



Nicolaus Selnecker, geb. den 6. Dec. 1530 zu Hersbruck bei Nürnberg, erregte als Knabe durch sein vortreffliches Orgelspiel so großes Aufsehen, daß ihn Kaiser Ferdinand heimlich wollte entführen lassen, was jedoch sein Vater durch kluge Maßregeln verhinderte. Vom J. 1549 an studirte er in Wittenberg, wo er bei Melanchthon wohnte, der ihn sehr lieb gewann und seine Studien liebevoll förderte. Im J. 1558 ward er Hofprediger in Dresden, 1565 Professor der Theologie in Jena, und nachdem er dort wegen Verdachts, Irrlehren zu verbreiten, seiner Stelle entsetzt worden war, im Jahr 1568 nach Leipzig als Professor der Theologie, Generalsuperintendent und Pastor zu St. Thomä berufen. Diese Stelle vertauschte er zwar später mit der eines Hofpredigers beim Herzog Julius von Braunschweig, doch kehrte er 1574 wieder nach Leipzig zurück, das er aber 1589 wieder verlassen mußte. In Hildesheim fand er eine neue Anstellung, allein als seine Hauptfeinde in Sachsen endlich gestürzt waren, ward er wieder in seine früheren Aemter in Leipzig eingesetzt, wo er bald nach seiner Rückkehr am 20. Mai 1592 starb. Bald im Kampf gegen die geheimen Calvinisten, bald selbst als solcher verschrieen, hatte Selnecker viele Verfolgungen zu erdulden, die er jedoch mit christlichem Glaubensmuth ertrug. Die häufige Veränderung seines Wohnsitzes blieb übrigens nicht ohne glückliche Wirkung, denn überall, wo er hinkam, entwickelte er große Thätigkeit für den Kirchengesang und insbesondere für die Bildung eigener Sängerchöre, namentlich verdankt ihm Leipzig in dieser Beziehung außerordentlich viel. Er gab nicht nur ein vortreffliches Gesangbuch heraus (Leipzig 1587), in welchem er die besten Kirchenlieder der Reformationszeit zusammenstellte, sondern er dichtete selbst eine große Anzahl Lieder, von denen mehrere im ächtesten Kirchenstyl geschrieben sind und von der innigen Glaubenszuversicht des Verfassers zeugen. Andere dagegen, die er mit Rücksicht auf seine mannigfaltigen kirchlichen Fehden dichtete, sind eben deshalb zu dogmatisch gehalten und sogar wegen der besonderen Beziehungen auf die damaligen Verhältnisse nicht mehr für spätere Leser verständlich. Es haben sich daher auch nur die besseren in den Gesangbüchern erhalten.

1. Gebetlein aus dem 84. Psalm.

Vmb erhaltung bei Gottes Wort.

Im Thon, Mensch wiltu leben seliglich.

1. GLeich wie sein Haus der Vogel bawt,
die Schwalb auch auff ihr Nestlein schaut,
Also tracht ich nu gantz vnd gar
HErr Jesu Christ, nach deim Altar,
Kyrioleis.

2. HIlff mir, O Herr, durchs Jammerthal,
gib deinen Dienern vberall,
Das sie dein Brünnlein leiten recht,
vnd wir bhalten den Glauben schlecht.
Kyrioleis.

3. VIel besser ist, in deiner gmein
der allgringst vnd wenigst sein,
Denn sonst der herrlichst in der Welt,
voll Reichthumb, glück, ehr, Gut vnd Gelt,
Kyrioleis.

4. DV bist der HErr, Liecht, Sonn vnd schild,
gibst gnad vnd ehr, bist gut vnd mild;
Hilff, HErr, den glauben in vns mehr,
vnd vnser Hertz zu dir bekehr,
Kyrioleis.

5. ERhalt dein Kirch in allem Land,
dein Nam vberall sey bekant;
HErr Christ, sey du das Fundament,
gib trewe Lehrer biß ans end,
Kyrioleis.

6. BLeib bey vns gnedig, rett dein ehr,
erhalt dein Wort vnd heilsam Lehr:
Du hast doch allen gwalt vnd macht,
ob gleich die Welt dein nicht viel acht,
Kyrioleis.

7. WAs ist die Welt? was ist jhr kunst?
was ist jhr phantasey vnd dunst?
Wer dein Wort hat, derselb besteht,
gunst, kunst, stoltz, mut, trotz, gwalt vergeht,
Kyrioleis.

8. HIlff, O HErr Christ, verbirg dich nicht,
nach vnsern sünden vns nicht richt;
Denck, wie kurtz vnser leben sey:
darumb steh du vns allzeit bey,
Kyrioleis.

9. ERhalt dein Kirch vnd eil zum gricht,
laß vns nu lenger warten nicht,

Rett vns von aller qual vnd pein,
vnnd laß vns bey dir selig sein,
Kyrioleis.

10. HIlff vns recht gehn durchs rote Meer,
vnnd vnser Hertzen zu dir kehr,
Das wir entfliehn der Sünden schand,
vnd kommen ins gelobte Land,
Kyrioleis.

2. Ein Abendsegen aus dem 63. Psalm.

1. Wir dancken dir, HErr Jesu Christ,
das du vnser Erlöser bist,
Vnd bhütest vns für aller gfahr
durch deiner lieben Engel schar,
Alleluja.

2. WIr gehn nu hin zu vnser ruh,
ach rechens vnser Seel nicht zu,
Was wir leider gesündigt han:
vergibs vns alls, O GOttes Sohn,
Alleluja.

3. LAß dein Engel stets vmb vns sein,
die allzeit vns bewachen fein,
Das der Teuffel hab keine Macht
an vns weder zu tag noch nacht,
Alleluja.

4. FVr Fewr, fur Seel vnd Leibesnoth
behüt vns lieber HErre Gott,
In deim Namen laß schlaffen ein
vns, deine liebe Kinderlein,
Alleluja.

5. Es gscheh, was mag, wir sind ja dein,
erlöst durch dein Fünff Wunden rein,
Dir leben wir, dir sterben wir,
dein Kinder sind wir für vnd für,
Alleluja.

6. AMen, Amen! zu guter nacht
der Engel Gottes vns bewacht:
Gott lob vnd danck in ewigkeit,
wir gehn zur ruh ohn alles leid,
Alleluja.

Bartholomäus Ringwaldt.

Einer der fruchtbarsten Dichter des Zeitraums ist **Bartholomäus Ringwaldt**, dem wir auch unter den Didaktikern wieder begegnen werden. Seine lyrischen Gedichte sind sämmtlich religiösen Inhalts, wenn auch nur ein Theil reine Kirchenlieder sind; viele stehen in einer besondern Sammlung (Evangelia neben etzlichen Bußpsalmen. Ff. a/O. 1581), andere sind seinen didaktischen Gedichten beigefügt. Die rein kirchlichen Gesänge sind meistens Umdichtungen von biblischen Stellen, die er mit der größten Treue wiederzugeben sucht, ohne daß er doch vermöchte, wie die früheren Dichter, oder wie Fischart, die Pracht und Kraft der morgenländischen Darstellung nachzubilden. Dagegen ist die Sprache fließend, nicht ohne Wohllaut und meistens von großer Reinheit. Mehrere derselben haben sich noch bis heute in den Gesangbüchern erhalten, z. B. „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut", „Ach, lieben Christen trauret nicht". Bedeutender sind seine andern nicht rein kirchlichen Gesänge, weil er sich in denselben mit größerer Selbstständigkeit bewegt und sie auch eine gewisse objective Wahrheit haben, da er sie meistens mit Rücksicht auf besondere Lebensverhältnisse gedichtet hat; nur hat auch er den so vielen, auch neuern deutschen Dichtern gemeinsamen Fehler, seine Lieder zu einer allzugroßen Breite auszuspinnen, durch welche die Wirkung gar sehr geschwächt wird. Dies gilt namentlich auch von dem sonst ganz trefflichen „**Lied der Kriegsleut wider den Erbfeind**" (1), in welchem der Einfluß des Volksgesangs nicht zu verkennen ist, von dem er, wie in seinen meisten lyrischen Gedichten, so auch in diesem, Form und mannigfaltige Wendungen, auch oft einzelne Gedanken entnommen hat. Weniger störend ist die Breite der Entwickelung in dem „**Sommerlied**" (2), weil es aus einzelnen Schilderungen besteht, welche in ihrer Gesammtheit ein vollständiges Gemälde des Lebens in der schönen Sommerzeit bilden. Auch erhält es dadurch Bewegung und Mannigfaltigkeit, daß es die verschiedenen Zustände und Verhältnisse, die es schildert, in verschiedenen Farben erscheinen läßt, indem der Dichter bei den einzelnen Schilderungen die Empfindungen durchblicken läßt, die abwechselnd in ihm rege werden. Und wenn der Uebergang von einer Farbe zur andern auch öfters schnell und selbst hart ist, so wird gerade dadurch die Wirkung um so größer. Die eigenthümliche Mischung von Ernst und heiterem Humor, der bisweilen sogar zur muthwilligen Schalkhaftigkeit wird, findet sich öfters in seinen Dichtuugen und gibt ihnen einen großen Reiz, so z. B. in der „Beschreibung eines Widwers", in welcher die etwas gewagten Stellen durch die treuherzige Haltung des Ganzen außerordentlich gemildert werden. Uebrigens war Ringwaldt selbst Wittwer gewesen, und hatte das traurige Loos eines solchen selbst erfahren, das er in einem Hochzeitgedicht in rührender Weise schildert (3). Unter seinen übrigen lyrischen Gedichten erwähnen wir noch als eines der besten das „Von Unbestand menschliches Wesens", welches ein gelungenes Bild der Unsicherheit menschlicher Schicksale gibt, die „den Wasserwogen gleich" den Menschen bald in die Höhe führen, bald in Abgründe senken. Es schließt einfach, aber gefühlvoll und beruhigend: „Sieh, also bringt mit kleiner Ruh Der arme Mensch sein Leben zu, Bis ihn zuletzt der Tod bezwingt Vnd seinen Streit zum Ende bringt."

1. Ein Lied der Kriegsleut wider den Erbfeind.

Im Thon, vom Störtzebecher.

1. NV mach dich eilend auff,
du deutsche Nation,
Denn sih, es kömpt ein hauff
vons Turckischen Keysers Kron
mit Spiessen vnd Hellparten,
mit Roß vnd Wagen viel,
vnd Bogen ohne Ziel:
in Vngern wolln sie warten.

2. Gemelte lose Leut,
die rühmen sich gar frey,
wie das sie grosse Beut
von dingen mancherley
vns wollen abestreiffen,
darneben alle Fest,
vnd Wien die aller best
zubrechen vnd zuschleiffen.

3. Sie drewen auch gar frech,
das sie ohn widerstand
mit pulver vnd mit Pech
das gantze Deutsche Land
stracks wolten nider brennen,
vnd aller Menschen Schar
im Blut ersauffen gar,
die Jesum Christ bekennen.

4. Darumb so nemet bald,
die Rüstung von der Wand,
vnd macht euch, jung vnd alt,
hinein ins Vngerland
mit Harnisch, Spieß vnd Degen,
mit hurtigem Geschoß,
zu Fuß vnd auch zu Roß,
vnd zieht dem Feind entgegen

5. Vnd wenn jhr komen seid
dahin mit ewer Wehr,
so fürchtet nie ein meit
das wunderliche Heer,
in sich gar hoch vermessen.
Seht sie nur tapffer an
in Gott, dem starcken Mann,
sie werden euch nit fressen.

6. Doch nemet euch in acht
an diesem scharffen Tantz;
seid nüchtern, bett vnd wacht,
vnd stercket ewre schantz
bey tag vnd auch bey nachte,
vnd schickt auch alle stund,
als solt jhr mit dem Hund
rümb springen in der schlachte.

7. Vnd da jhr vnterweil
mit jm scharmützeln müst,
So seid mit ewrem Pfeil
des Glaubens wol gerüst,
vnd rückt hinan mit frewden,
vnd brent sie mit dem Kraut
geschwinde auff die Haut,
sie werdens vbel leiden.

8. Vnd da in solchem Ritt
ein Mann zwey oder drey
im Felde blieben mit,
was wer es vor geschrey,
Was köndt ein solches machen,
Dieweil dieselben fein
in Gott verschieden sein
vnd zu dem Himmel lachen?

9. Ach wie kan doch ein Man
in dieser argen Welt
sein leben besser lan,
als wenn er in dem Feld
auff Christum wird erschossen,
dieweil er auch sein Blut
der Christenheit zu gut
gar willig hat vergossen?

10. Derhalben seid getrost,
ihr Reuter vnd jr Knecht,
frey in die Feinde stost,
gar Ritterlichen fecht,
vnd seid also gesonnen,
Jhr sieget oder falt,
den Glauben doch behalt,
vnd habt in Gott gewonnen.

11. Darumb, wenn nun der Feind
in seiner grossen macht
Euch anzugreiffen meint
mit einer Feldes schlacht,
Vnd kömpt daher gedrungen
in heßlicher gestalt,
wie ein verdorter Wald,
geschrien vnd geklungen:

12. So seid nur wolgemut,
gedenckt an Jesum Christ,
der mit der Engel hut
forn an der spitzen ist,
Den angriff zu zu setzen,
da er mit einem stich
die Feinde wunderlich
wird schrecken vnd verletzen.

13. Vnd wenn jhr so mit Gott
vnd Gideonis Schwerd
die lesterliche Rott
behertzt angreiffen werd,
So werd jhr Roß vnd Wagen,
darzu der Man im Helm,
gleich wie ein schlimmer Schelm,
erschrecken vnd verzagen.

14. Derwegen rückt hinan,
macht ewer äuglein auff,
vnd schlagt in Gottes Nam
mit allen frewden drauff.
Der Heyland wird euch stercken,
vnd seine herrligkeit
bey euch in diesem streit
gewaltig lan vermercken.

15. Vnd da jhr nun befind,
das Gottes starcke hand
hab ewer Feinde blind
was in die Flucht gewandt
Der Christenheit zu gute,
so schmeist ja ferner zu,
Last jhnen keine ruh,
Wascht euch in jhrem Blute.

16. Das helff euch ja die krafft,
des HERRN Jesu Christ,
der in der Ritterschafft
der beste Kempfer ist,
Vnd kan mit schlechtem sprechen
all seiner Feinde macht,
wie groß sie wird geacht,
im Augenblick zubrechen. Amen.

2. Ein fein Sommerlied,

Im Thon, Hertzlich thut mich erfreyen.

1. GOttlob, es ist vorhanden
die fröhlich Sommerzeit:
Der Schnee in vnsern landen
nit mehr so heuffig leit;
Das Eiß ist gar zugangen,
der Rohreif felt nit mehr,
es haben angefangen
die Bäum zu knospen sehr.

2. Die Aw vnd auch der Anger
rechtschaffen grünen fein,
Das Erdreich geht hoch schwanger
durch krafft der Sonnen schein:
Schawe doch, wie rauffer kriechen
die schönen blümlein zart
vnd so gar lieblich riechen,
jedes nach seiner Art.

3. Die welt sich jtzt verjünget
vnd wird auffs new gemacht,
Welchs denn zu wege bringet
des ersten Wortes krafft,
Da Gott also gesprochen,
Es werd dis oder das,
dz bleibt noch vngebrochen,
vnd treibet laub vnd gras.

4. Die sate auff dem felde
jtzund gar nichtes acht,
Des winters schwere kälte,
sie steht daher vnd lacht,
Vnd wechst verborgner weise
all stunden fort vnd fort
jrem schöpffer zu preise
vnd seinem starcken wort.

5. Als wir denn auch so werden
mit Gaben hochgeziert
Erwachen auß der Erden,
wenn Christus komen wird
Vnd vns von allem Bösen,
des Teuffels Haß vnd Neid
geweltiglich erlösen
durch sein Gerechtigkeit.

6. Die Lerch sich hoch erhebet
vnd flieget vber sich,
Mit jhren flügeln webet
vnd singet seuberlich:
Der schal erklinget ferne
vnd lautet mechtig wol,
die Menschen hörens gerne
vnd sind der frewden vol.

7. Der storch ist widerkomen,
darzu die Schwälmelein
Ja man hat auch vernomen
die Turtelteubelein,
So wol die gänß vnd sprechte,
widhopff vnd Kranich fein,
vnd allerley geschlechte
der lieben Vögelein:

8. Die denn Gott semptlich ehren
mit jhrem Lobgesang
Vnd sich frey lassen hören
in Welden breit vnd lang.
Ach last vns auch Gott preisen,
wir seind ja mehr, denn sih,
Dieweil er vns thut speisen
viel besser, denn das Vieh.

9. Im Strauche sitzt der Hase
vnd zu dem Hafer springt;
Das Rindvieh geht im Grase,
der fromme Kukug singt,
Die Bienlein thut man spüren
An manchen Thal vnd Berg,
wenn sie zusammen führen
jhr süsses Wunderwerck.

10. Die Hirschen vnd die Hinden,
darzu die leichten Reh,
Sich wissen wol zu finden
im Pusch zum grünen Kleh:
Die Schäflein auff der Awen
sich weiden hin vnd her,
dem lieben Gott vertrawen
vnd hüpffen in die quer.

11. Itzt frewt sich alles sehre,
wz Creature heist,
Verkündigt Gottes ehre,
vnd jm gehorsam leist:
Die fisch im wasser streichen,
die hüner wild vnd zahm,
vermehren sich dergleichen,
vnd halten sich zusam.

12. Die ehrbarn Jungfern alle
auch in die Blumen gehn,
Erheben Gott mit schalle,
züchtig bey nander stehn,
Reden von Ehren sachen,
nach frommer hertzen weis,
vnd schöne Krenzlein machen
von eitel Ehr vnd preis.

13. Sie winden auch darüber
das Kraut Vergiß nicht mein;
Je lenger und je lieber
pflegt auch darbey zu sein,
Welchs sie bedechtig tragen
als wol erzogne Kind,
vnd nichts nach Leuten fragen,
die falsches Hertzens sind.

14. Solch Krenzlein hat mir geben
ein edles Jungfräulein;
Ich will bey meinem Leben
gantzlich jhr eigen sein,
Vnd mich vor jhr nit scheiden,
es scheidt vns denn der Tod:
das helff vns allen beiden
der fromm getrewe Gott.

15. Der Medicus im Meyen
viel gute wasser brent,
Verhofft einmal zu freyen
gar manchen Patient
Durch diese Mittel wunder
von seiner Kranckheit scharff,
die keinmal sind gesunder,
als wenn man sie nit darff.

16. Ihr etlich aber laßen
mit einem solchen Grund,
Daß man zu guter Maßen
sollt bleiben lang gesund:
Ich aber darauff schließe
vnd sag bey meiner Ehr,
wenn man von Sünden ließe,
das hülffe gar viel mehr.

17. Derhalben laß von Sünden
jtzt vnd zu jederzeit,
Vnd lobet alle Stunden
den HErrn von Ewigkeit,
Der vns nach allem Kummer
vnd mancher kalten nacht
den frewdenreichen Sommer
hat fröhlich wieder bracht.

18. Welchs denn ist ein Figure,
daß Christus vnser Hirt
Die hoch verderbt Nature
noch eins formieren wird,
Vnd einen Sommer machen,
der ewig soll bestehn,
in dem wir werden lachen
vnd nimmer vntergehn.

19. O HErr, vns thut noch frieren
auff Erden mannigfalt,
Wil sich denn schier verlieren
der rauche Winter kalt:
Kom doch vnd thu vertreiben
des teuffels werck vnd list,
vnd führ vns zu der frewden,
da ewig Sommer ist. Amen.

3. Der Wittwer.

Ja, wenn er kompt vom Grab zu Hauß,
da geht erst an der rechte Grauß,
das jhn bedüncket hin vnd her,
wie all sein Wohnung ledig wär.

Wo er sich wendt, da ist jhm bang,
bleibt nit auf einer Stätten lang,
sitzt hie vnd da mit Traurigkeit,
greint oder auff der seiten leit.

Wird er der Kinder was gewar,
so blutet jhm das hertze gar,
vnd spricht mit Thränen zu dem Klein:
Wo ist nu vnser Mütterlein?

Geht er zum Tisch, trinkt oder ißt,
sein frommes Weib gar bald vermißt,
vnd denckt mit vielem seufzen groß,
ach! wo ist nu dein Augentrost,

Der dir am Tisch mit aller Lust
fein lieblich zu zu sprechen wußt,
darzu in mancher Traurigkeit
dein hertz mit trost vnd rath erfrewt?

Legt er sich denn in seine Kammer,
so stift er nichts, als eitel Jammer,
betracht sein Elend für vnd für,
vnd schläfft nit viel, das gläub du mir.

Steht er dann auff vnd geht vmher,
so komt jhm alles in die quer,
bemerckt groß Vntrew am gesind
vnd allenthalben Schaden findt.

Von welchem Harm vnd vngemach
er in die leng wird rechte schwach,
vnd stürb auch wol ob solchen sachn,
wenn er es nit solt anders machn.

Peter Denaisius.

Peter Denaisius, geb. am 1. Mai 1561 zu Straßburg, studirte daselbst und später in Basel die Rechte, wo er sich 1583 den Grad eines Doktors der Rechte erwarb; er trat dann als Rath in die Dienste des Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, der ihn in Staatsangelegenheiten nach Polen und später nach England schickte, wo er sich der Gunst der Königin Elisabeth zu erfreuen hatte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1590 zum Assessor am Kammergericht in Speier ernannt. Er starb am 20. Sept. 1610 zu Heidelberg, nachdem er zuvor noch einen großen Theil seiner Schriften ins Feuer geworfen hatte, worunter vielleicht auch seine deutschen Dichtungen waren. — Wenn sich auch nur ein einziges Gedicht von ihm erhalten hat, so gebührt ihm doch eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur, weil er einer der ersten war, welcher die Sprache mit größerem Bewußtsein behandelte, und der Poesie eine regelmäßigere Form zu geben trachtete, so daß sich sogar die Sage festgesetzt hat, es habe sich Opitz zum Theil nach ihm gebildet*). Ohne Zweifel hat er noch mehrere Gedichte geschrieben, da sein Biograph Melchior Adami, welcher zu seiner Zeit in Heidel-

*) Es ist uns nicht gelungen, die Quelle dieser Sage zu entdecken, doch wird dieselbe durch den Umstand beglaubigt, daß Opitz in Heidelberg bei dem geh. Rath Linzelsheim wohnte, dem Jugendfreunde des Denaisius, welchem auch das mitgetheilte Lied gewidmet ist.

berg lebte, in einer Weise von ihm spricht, daß er eine größere Zahl Dichtungen desselben gekannt haben muß. „Denaisius hat durch sein Beispiel bewiesen," sagt Adami, „daß die deutsche Sprache keineswegs irgend einer Schönheit widerstrebe, wenn sie nur ausgebildet werde. Wir nehmen keinen Anstand, ihn allein, wenn auch kein Anderer vorhanden wäre, allen Italienern und Franzosen entgegenzusetzen, so große Leichtigkeit, so großes Glück, so große Reinheit und Anmuth der Sprache hat er in seinen deutschen Gedichten an den Tag gelegt." Dieses Lob ist auch durch das einzige Lied, das wir von ihm haben, vollkommen gerechtfertigt, welches sich in der That durch eine zu jener Zeit bewundernswürdige Leichtigkeit der Sprache, durch Regelmäßigkeit der Form und Wohllaut vor den meisten gleichzeitigen Erzeugnissen auszeichnet, ja in anmuthiger Beweglichkeit und Wohlklang sowohl Fischarts als Schedes Gedichte übertrifft. Auch ist es nicht arm an schönen Wendungen, glücklichen Bildern und ächt poetischen Gedanken; den kräftigen Schluß haben wir jedoch ausgelassen, weil er unsern Ohren zu derb klingen möchte.

Hochzeitlied
Herrn Doctori Jörg Michael Lingelsheimern, vnd
Agnes Löfenijn.

1. Glückseelig muß man preisen,
Die gleiche Lieb vnd trew
Einander thun erweisen
Stetigs vnd ohne rew:
In Noth vnd schweren zeiten
Tröst eins deß andern leidt,
In lieb vnd frölichkeiten
Mehrt eins deß andern frewdt.

2. Ist keinem angelegen,
Was wohl vnd wee jhm thut,
Deß andern glück dargegen
Nimpt vnd gibt jhm den muth.
Das süß jhn ist gemeine,
Das bitter jedes wolt
Haben für sich alleine,
Wans drüber sterben solt.

3. Alcestis vns kan geben
Dessen ein Richtigkeit,
Die für Admeti Leben
Ward in den tod bereit,
Die tödlich Wundt jhrs Hertzen
Arria gar nicht acht,
Deß stichs sie fühlt den schmertzen,
Der Paetum vmb hat bracht.

4. Wie sich zusammen reimen
Neglin vnd Roßmarein,
Weinreben vnd Nüstbeumen,
Köstliche Wurtz im Wein,
So schicken sich zusammen
Ein Mann vnd ehlich Weib:
Die werden in Gotts nahmen
Ein Sinn, ein Seel, ein Leib.

5. Wie Rosen an den Hecken,
Frisch Weiden am Gestadt,
Wie Trauben an den stöcken,
Wie Zimmet vnd Muscat,
Also, thüt sich vergleichen
Der werde Lingelsheim,
Vnd die nit hat jhrs gleichen,
Agnes die Jungfraw rein.

6. Agnes, die schön vnd zarte,
Auß löblichem geschlecht
Erboren, vnd von arte
Zun tugenden gerecht,
Fromm, Züchtig, Keusch vnd gütig,
Verstendig, Klug, bedacht,
Still, Freündlich vnd anmütig,
Ohn allen stoltz vnd pracht.

7. Vnnoth hie viel zu loben
Diß außerlesen par,
Ihr Ruhm vnd Preiß erhoben
Bleibt ohn das immerdar.
Hochzeiter vnd vertraute
Ist keins am andern gferth,
Der Breutgam ist der Braute,
Die Braut deß Breutgams werth.

8. Gott wolt jhn beiden geben
In fried vnd einigkeit
Mit gsuntheit langes leben,
Daß künfftig auch zur zeit,
Wann sie werden veralten,
Ihr lieb verjünge doch,
Wan sie werden verkalten,
Ihr lieb, als vor, brenn noch.

9. Doch last euch nit gefahren,
Ob wohl biß in das Grab
Die lieb sich kan verwahren,
So nimpt dochs vbrig ab,
Das vbrig, das jhr beide
Schetzt für das principal,
Für Wasser vnd für weide,
Für Lufft, für alls zumahl.

10. Die Rößlin muß man brechen
Dieweil der Früling wehrt;
Wer rennen will vnd stechen,
Muß noch wohl sein zu Pferdt.
Thut auch der Zeit gebrauchen,
Ehs alter kompt herbey,
Eh dann jhr dörfft der Lauchen,
Der Raut vnd Saturey.

11. Secht an, vnd mercket eben
Die Vöglin ohne ruh,
Wie sie jhr kurtzes leben
Mit lieben bringen zu.
Die holdseelige Tauben
Mit jhren Schnebelein
Stets an einander klauben,
Streichlendt die Flügelein.

Philipp Nicolai.

Je weiter der Zeitraum seinem Ende entgegengeht, desto mehr entfernt sich das geistliche Lied von seiner ursprünglichen Einfachheit und Kraft; es verliert die rein biblische Richtung, die es mit einer ganz subjectiven Auffassung der religiösen Verhältnisse vertauscht. Haben wir schon bei früheren Dichtern Anklänge von dieser neuen Richtung wahrgenommen, z. B. bei Niclas Hermann, so waren diese doch im Ganzen nur schwach und konnten bei ihrer zarten Behandlung dem Wesen und Charakter des geistlichen Liedes keinen Eintrag thun. Bei Philipp Nicolai tritt diese subjective Auffassung schon mit größerer Entschiedenheit hervor, und seine Lieder bahnen diejenigen der späteren Zeit an, in welcher sich das religiöse Gefühl als überschwengliche, himmlische Minne gestaltete.

Nicolai wurde am 10. Aug. 1556 zu Mangeringhausen im Waldeckschen geboren. Bald nach vollendeten Studien wurde er Prediger in seinem Geburtsorte, später in Hirdike, von wo er jedoch im J. 1583 von den Papisten vertrieben wurde. Nachdem er hierauf zuerst nach Cöln, dann als Hofprediger des Grafen von Waldeck nach Wildungen gekommen war, wurde er 1596 Pastor zu Unna in Westphalen, wo er die fürchterliche Pest, die im J. 1597 auf das Gräßlichste wüthete, glücklich überlebte. Von dort ward er endlich 1598 nach Hamburg als Pastor an der St. Catharinenkirche berufen, wo er, 52 J. alt, am 26. Oct. 1608 starb.

Von seinen vier Liedern sind zwei vorzüglich berühmt geworden, die während der Pest in Unna entstanden. Das erste: „Wie schön leuchtet der

Morgenstern" (1) *), welches er nach einem weltlichen Liebesgesang („Wie schön leuchten die Aeugelein") dichtete und seinem frühern Schüler, dem Grafen Wilhelm Ernst von Waldeck, widmete **), drückt nach Art des hohen Liedes unter weltlichen Liebesbildern die Sehnsucht der Seele nach Christus, ihrem Bräutigam aus, und dies Gleichniß ist so offen und consequent durchgeführt, daß man es bald gar nicht mehr als ein solches ansah, sondern nach seiner äußern Erscheinung für die Darstellung der ehelichen Liebe hielt, weshalb es auch schon frühe ziemlich allgemein als Hochzeitslied bei Trauungen gesungen wurde, so wenig war man damals noch an diesen Ton gewöhnt, der später so große Verbreitung gewann. Läßt man aber die dem Liede zum Grunde liegende Anschauungsweise gelten, so erscheint es allerdings in seiner Art durchaus gelungen, und es kann „der Jubel der mit Gottesliebe erfüllten Seele über die Herrlichkeit Christi, ihres ewigen Bräutigams und des Gründers ihrer seligen Hoffnung" nicht mit glühenderen Farben ausgedrückt werden. Das andere Lied: „Wachet auff! rufft vns die Stimme (2), dem ein ähnliches Gleichniß zum Grunde liegt, schildert in begeisterter Weise die Seligkeit des künftigen Lebens und mußte gewiß in jener traurigen Zeit der schrecklichen Pest, in welcher die Menschen jeden Augenblick des Todes gewärtig sein mußten, von großer Wirkung sein und ihnen den freudigsten Muth gewähren. Der Dichter hat hiebei die Form der alten Tagelieder mit großem Glück auf religiöse Verhältnisse angewendet.

1. Ein geistlich Brautlied

der gläubigen Seele von Christo Jesu; ihrem himmlischen Bräutigam gestellt über den 45 Psalm des Propheten David.

1. Wie schön leuchtet der Morgenstern
Voll Gnad vnd Warheit von dem HERRN,
Die süsse Wurtzel Jesse :|:
Du Sohn Dauids aus Jakobs stamm,
Mein König vnd mein Breutigam,
Hast mir mein Hertz besessen:
Lieblich, Freundtlich,
Schön vnd herrlich, Groß vnd ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch vnd sehr prächtig erhaben.

2. Ey mein Perle, du werthe Kron,
Wahr Gottes vnd Marien Sohn,
Ein hochgeborner König: :|:
Mein Hertz heist dich ein Lilium;
Dein süsses Evangelium
Ist lauter Milch vnd Hönig.
Ey mein Blümlein,
Hosianna! Himmlisch Manna,
Das wir essen,
Deiner kan ich nicht vergessen.

3. Geuß sehr tieff in mein Hertz hienein,
Du heller Jaspis vnd Rubein,
Die Flamme deiner Liebe, :|:
Vnd erfrew mich, daß ich doch bleib
An deinem auserwehltem Leib
Ein lebendige Ribbe.
Nach dir ist mir,
Gratiosa cœli Rosa,
Kranck vnd glümmet
Mein Hertz durch Liebe verwundet.

4. Von Gott kompt mir ein frewdenschein,
Wenn du mit deinen Engelein
Mich freundlich thust anblicken. :|:
O Herr Jesu, mein trawtes Gut,
Dein Wort, dein Geist, dein Leib vnd Blut
Mich innerlich erquicken.
Nim mich Freundtlich
In dein Arme, Daß ich warme
Werd von Gnaden:
Auff dein Wort komm ich geladen.

5. HErr Gott Vater, mein starcker Heldt,
Du hast mich ewig für die Welt
In deinem Sohn geliebet: :|:
Dein Sohn hat mich jhm selbst vertrawt;
Er ist mein Schatz, Ich bin sein Braut,
Sehr hoch in ihm erfrewet.
Eya, Eya!
Himmlisch Leben wird er geben
Mir dort oben:
Ewig sol mein Hertz jhn loben.

6. Zwingt die Seyten in Cythara
Vnd last die süsse Musica
Gantz frewdenreich erschallen, :|:
Das ich möge mit JEsulein,
Dem wunderschönen Breutgam mein,
In steter Liebe wallen.
Singet, Springet,
Jubilieret, Triumphiret,
Danckt dem HERREN:
Groß ist der König der Ehren.

7. Wie bin ich doch so hertzlich froh,
Das mein Schatz ist das A vnd O,
Der Anfang vnd das Ende! :|:
Er wird mich doch zu seinem Preiß
Auffnehmen in das Paradeiß:
Des klopff ich in die Hände.
Amen, Amen!
Komm du schöne Frewden Krone,
Bleib nicht lange:
Deiner wart ich mit verlangen.

2. Ein geistlich Lied

von der Stimme zu Mitternacht vnd den klugen Jungfrawen, die jhrem himmlischen Breutigam begegnen. Matth. 25.

1. WAchet auff! rufft vns die Stimme,
Der Wechter sehr hoch an der Zinnen,
Wach auff, du Stadt Jerusalem!
Mitternacht heist diese Stunde,
Sie ruffen vns mit hellem Munde,
Wo seid jhr, klugen Jungfrawen?
Wol auff, der Breutgam kömpt!
Steht auff, die Lampen nempt,
Halleluja!
Macht euch bereit Zu der Hochzeit,
Ihr müsset jhm entgegen gehn.

2. Zion hört die Wechter singen,
Das hertz thut jr von Frewden springen,
Sie wachet vnd steht eylend auff:
Ihr Freund kompt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden starck, von Wahrheit mechtig,
Ihr Licht wird hell, jr Stern geht auff.
Nu komm, du werde Kron,
HErr Jesu, GOttes Sohn,
Hosianna!
Wir folgen all Zum Frewdensaal,
Vnd halten mit das Abendmahl.

3. Gloria sey dir gesungen
Mit Menschen vnd Englischen zungen,
Mit Harpffen vnd mit Cimbeln schon.
Von zwölff Perlen sind die Pforten
An deiner Stadt; wir sind Consorten
Der Engeln hoch vmb deinen Thron.
Kein Aug hat je gespürt,
Kein Ohr hat mehr gehört
Solche Frewde:
Des sind wir froh, Jo, Jo!
Ewig in dulci jubilo.

Theobald Höck.

Noch wenig bekannt (denn es ist erst seit einigen Jahren auf ihn aufmerksam gemacht worden, und

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Nicolai der letzte war, welcher weltliche Lieder geistlich umdichtete.

**) Die Anfangsbuchstaben der Strophen entsprechen den Anfangsbuchstaben im Namen des Grafen: Wilhelm Ernst Graf Vnd Herr Zu Waldeck.

zudem scheint die Sammlung seiner Gedichte sehr selten zu sein) ist der Pfälzer **Theobald Höck**, der im J. 1573 geboren und 1601 als Secretär eines vornehmen Mannes zu Wittingau in Böhmen lebte, in welchem Jahre er unter dem Namen Othlebad Oeckh (Anagramm seines Namens) eine Sammlung von Gedichten herausgab. Es sind Liebeslieder und Gelegenheitsgedichte, die ohne Anstand den besseren Erscheinungen der Zeit beizuzählen sind. Namentlich sind die Liebeslieder in dem ächtesten Volkstone gedichtet und zeugen von einem wahren poetischen Talent. Obgleich er gewiß mit den Dichtungen Schedes und Peters Denaisius bekannt war, da er ja aus dem Lande stammte, wo beide gelebt hatten, scheinen dieselben mit ihrem Streben nach größerer Regelmäßigkeit keinen Einfluß auf ihn geübt zu haben, denn seine Lieder sind ganz in der metrischen Willkür der Volksgedichte gehalten. Wir theilen zwei von seinen Liedern mit, die wohl zu den frischesten gehören.

1. Das Glück.

1. Man sagt, wems Glück wol pfeiffet,
Der mag wol lustig tanzen,
Wems Glück zum Würfel greifet,
Der gwinnt oft manche Schanzen,
Mit freuden mag vmbher schwanzen.

2. Wems Glück das Hörnel bläst,
Der fangt, wenn andre jagen;
Glück, wemstu dFelder säest,
Der mag das Traid haim tragen,
Darf Niemands auch drumb fragen.

3. Wems Glück ist Keller, Koch,
Der trinkt, wenn ihn thut dürsten,
Isst, wenn ihn hungert noch:
Das Glück oft gleich thut bierstten
Den Bettler, wie den Fürsten.

4. Wenns Glück das Fähnlein schwingt,
Da giebts gut Beut und Kriegen,
Wenns Glück dem Buler singt,
Da ist gut Kinder wiegen,
Galanistern und lieben.

6. Doch ist selbst jeder Schmid
Seins eignen Glücks allzeiten;
Wer wol ihm bett, damit
Wol auch wird liegn mit Freuden,
Ob man ihn gleich thut neiden.

7. Dein Glück fleugt nit von dir;
Was dir auff Erd beschaffen,
Schau nur, weils ist vor der Thür,
Dass du nit thust verschlaffen:
Brauch Mittel, Zeit und Waffen!

2. Undank.

1. Nacht und Tag hab ich gedient
Eim Fräulein rein und zarte;
Damit ich nur ihr Lieb versühnt,
Kein Fleiß noch Müh ich sparte.

2. All ander Lieb, Freud, Lust und Geld
Hab ich veracht aufgeben,
Ja alle Schätz der ganzen Welt,
Allein von ihrentwegen.

3. Kein andern Dank kriegt ich davon,
Leer Stroh hab ich gedroschen:
Schabab, ein Körbel ist mein Lohn,
Die Lieb ist ausgeloschen.

4. Ich hab gehofft so herziglich,
Mein Lieb wiederumb zu geniessen;
Nun läßt sie michs — ja hinder sich
Gantz höflich jetzund geniessen.

5. Es ist halt, wenn ichs sagen soll,
Bey euch, ihr schönen Jungfrauen,
Viel Gschrey und wunder wenig Woll:
Sant Velten soll euch trauen!

6. Wer euren glatten Worten traut,
Der möcht sein Müh wol sparen,
Er säet im Wind, ins Meer auch baut,
Wie ich es wohl erfahren.

Johannes Doman.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen im Ausgange des gegenwärtigen Zeitraums ist das „Lied von der alten deutschen Hansa", welche uns Morhof (und dies ist nicht das geringste seiner Verdienste um die Geschichte der deutschen Literatur) in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie" aufbewahrt hat. Von dem Verfasser des Gedichts ist wenig mehr bekannt, als daß er **Johannes Doman** hieß, aus Osnabrück gebürtig, Syndicus des hanseatischen Bundes und später Gesandter desselben im Haag war, wo er im J. 1618 starb, als er eben den Auftrag erhalten hatte, eine Geschichte der Hansa zu schreiben. Sein Gedicht, welches eigentlich ganz didaktischer Natur ist, aber von ihm ausdrücklich als Lied bezeichnet wird, ist in vielerlei Beziehungen äußerst merkwürdig. Ob es gleich, wie gesagt, didaktischer Art ist, hat es der Dichter doch in der alten Heldenstrophe abgefaßt, welcher er einen durchgängigen Binnenreim gegeben hat. Er behandelt sie im Ganzen leicht und sicher, und wenn auch meistens der jambische Rhythmus festgehalten ist, so ist sie doch auch hie und da nach der Weise der alten Dichter freier gehalten; aber auch wo dies nicht der Fall ist, bewegt sie sich den steifen Alexandrinern der unmittelbar nachfolgenden Zeit gegenüber äußerst leicht und lebendig. Der Reim ist beinahe durchgehends rein und sicher; selten stört oder beherrscht er den Sinn, und es kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß sich der Dichter nach den alten deutschen Volksgesängen gebildet. Dafür bürgt auch die ganz volksthümliche Sprache des Gedichts mit ihren trefflichen, von lebendiger Kraft sprudelnden Ausdrücken, Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten, welche dem Ganzen eine außerordentliche Frische verleihen, wodurch es von den spätern didaktischen Poesien gar sehr absticht, die meistens so alt und so altklug aussehen. Zudem ist das Gedicht voll der schönsten und wahrsten Gedanken, wie es auch von der trefflichen Gesinnung des Verfassers zeugt, der von der innigsten Freiheits- und Wahrheitsliebe beseelt war. Es ist das politische Testament eines ächten Republikaners, der seinen Mitbürgern, nachdem sie einmal die frühere Macht verloren haben, die trefflichsten Anweisungen gibt, um auch in ihrer untergeordneten Stellung der Freiheit würdig und theilhaftig zu bleiben. Zwar ist das Gedicht im Ganzen breit und weitschweifig; allein es ist beinahe jede einzelne Strophe an sich betrachtet in Inhalt und Darstellung so vortrefflich, daß man die Ermüdung, die beim Lesen zu überfallen droht, doch leicht und gern besiegt.

Lied von der alten Teutschen Hanse.

Im Thon des Rolands, oder wie es einem jeden besser gefällt, zu singen.

1. WOlan last uns eins singen,
ein Lied und neu Gedicht,
Obs so wolt baß gelingen,
dann so mans sagt und spricht.
Was schads, einmahl gesungen?
wann sagen nicht viel gilt:
Es ist wohl eh gelungen,
was man im schertz gespielt.

2. Die Welt ist zwar geneiget
nach ihrem stoltzen Kropff,
Das sie, wer Warheit geiget,
die Geigen schlegt an Kopff;
Noch dennoch soll man wissen,
was Warheit und gut ist:
Drumb seyd hieher geflieſſen,
vnd merckt, was euch gebrist.

3. Euch Hanse Stādt ich meyne,
wo jr gelegen seyd,
Dann euch ist es alleine
zun Ehren zubereit.
Drumb thut es nicht verachten,
halt an der Warheit fest:
Darnach thu ich auch trachten,
such nichts, dann euer best.

4. Vorzeiten wahrt ihr Hänse
benahmet mit der That,
Jetzt, sagt man, seyt ihr Gänse
von schlechter That und Rath:
Ein Ganß fleugt über Meere
nach jrem Kopff und Sinn,
Endert sich doch nicht sehre,
ist Gagag her und hin.

5. So sagt man von euch Hänsen
(wolt Gott, es wer nicht war!),
Daß ihr euch solt den Gänsen
verglichen haben gar;
Und wann jr kompt zusammen,
und scheint, es sey was werth,
So habs doch nur den Namen,
bleibt sonsten heur, wie ferth.

6. Nu seyd ihr dennoch Hänse,
wann ihr nur selber wolt,
Dörfft nit des Nahmens Gänse,
habt noch wol, was ihr solt,
Weißheit, Verstand vnd Sinne,
Reichthum, Vermögenheit,
Und daß euch nichts entrinne,
die schön Gelegenheit.

7. Gott hat euch außgetheilet
zu Wasser und zu Landt
(So ihrs zu mercken eylet,
habt ihrs schon in der Hand),
Ein Glück euch selbst zu schmieden,
das ohne Flügel sey,
Dabey ihr könnt im Frieden
vorm Garauß bleiben frey.

8. So last nu diß ob allen
euch erst befohlen seyn,
Daß es thu Gott gefallen,
daß niemand sey allein;
Ja, daß er euch gezeiget
durch die Gelegenheit,
Wie daß er sey geneiget
zu eurer Einigkeit.

9. Wollt Gott, ich könnt erbitten
euch allen diß groß Gut,
Daß ihr die Zweyung mitten
mit gleichem Sinn und Muth,
Und hieltet euch beysammen,
und stündet all vor ein:
Hilff Gott, was Nutz und Nahmen
solt bald erworben sein.

10. Nu, Hettich ist ein Vogel,
Habich zwar besser ist;
Doch stehts als auff der Kugel,
drumb traut zu aller Frist,
Ob Gott einst wolt bescheren
die liebe Einigkeit,
Und euch dadurch gewehren
der alten Herrlichkeit.

11. In GOttes Hand verschlossen
steht alle Ding allein:
Darumb seyd unverdrossen,
rufft an den Nahmen sein,
Auff daß ihr einst genesen
von der Zweyhelligkeit,
Und kriegt ein friedsam Wesen
in Lieb und Einigkeit.

12. Doch thut allein nit nützen,
daß man viel ruff und schrey:
Wann die Karr steckt im Pfützen,
die Hand muß sein dabey.
Arbeit, die hat den Seegen,
macht, was hart helt, doch loß:
Drumb solt jr Arbeit pflegen,
legn nit die Händ in Schoß.

13. Was wolt ihr aber machen
in diser argen Zeit,
Da sich bey bunten Sachen
so Welt verschraufften Leut
An allen örtern finden,
die vorne lecken süß,
Und kratzen doch von hinden
nach dem alt Katzen kuß?

14. Ihr Mund redt auß der Lungen,
daß Hertz ligt weit davon,
Wans nur hat wol geklungen,
so ist das Mundwerck schon,
Und wann mans hören müssen
ein Stund zwo oder drey,
So kan man doch nicht wissen,
obs Fuchs oder Hase sey.

15. Nun ists, mit solchn Gesellen
einig zu bleiben, schwer;
Doch wil ich euch erzehlen
der alten gute Lehr,
Wie man sich solle schicken
recht und gescheidentlich,
Damit solch falsche Tücken
gehn mögen hinder sich.

16. Vor allem muß man haben
doch wenig fromme Leut,
Die auffrecht einher traben
und meinens hertzlich gut,
Und gehn mit ihrem Wandel
andern zur folg voran,
Daß sie sich auch zum handel
gleich schicken auff die bahn.

17. Was man in andern preiset,
das soll man selber thun,
Und was man ihn verweiset,
gleich ihn verbleiben lahn:
Falsch muß doch endlich schwinden,
wie man zusagen pflegt;
Wer recht thut, sels auch finden:
Untreu sein Herren schlägt.

18. Wanns dann von etlichen Städten
nur so gemeinet ist,
Die doch gantz gerne hetten
vielmehr bey sich ohn List,
Die sollen ferner wissen,
was hiezu dienlich sey,
Und seyn darauf beflissen,
wie sies auch bringen bey.

19. Niemand soll man verachten,
wie klein er immer sey;
Allein man soll betrachten,
ob Treu auch sey dabey.
Ist er auffrecht und treue,
er thut auch seinen Strauß:
das hat wol eh der Leue
erfahren an der Mauß.

20. Es ist nichts so geringe,
es hat sein nutz und brauch;
Solchs zeigen alle Dinge:
klein Glöcklein klingen auch;
Vom Donner und Platzregen
wächst nicht alleine Graß,
Denn auch durch Gottes Segen
klein Reglin machen naß.

21. Doch weils nit tauren würde,
und lange stehen an,
So man wolt gleiche Bürde
auffladen jederman,
Muß man Gleichheit halten,
sehn das Vermögen an,
Sonst muß sich doch abspalten,
wer nicht mehr tragen kann.

22. So libt nun treu und reine,
wie ihr von andern wahrt;
Niemand sey euch zu kleine,
beschwert niemand zu hart:
So wird auch Lieb und Treue
hergegen finden sich
Und ohne Leid und Reue
bleiben beständiglich.

23. Wann aber nit wil gelten
treu, lieb und treglich Last,
Wie man dann findet selten
ein Holtz gerad ohne Ast,
Und selten Companeyen,
darin nicht Meister seyn,
So lernt euch ferner freyen
von solchen Hemmerlein.

24. Vorzeiten war ein Probe,
so man ein reden hört;
Jetzt ist es nur ein Klobe,
damit man Leut bethört:
Wer trauet dem Gesange,
das alls soll Amen seyn,
Der ist gar bald gefangen,
weils Hertz spricht lauter Nein.

25. Drumb muß man tieffer streichen
die abgevierdte Leut,
Damit man möge reichen
durch die vil Zwibeln Häut
Zur lincken Sitzengrunde;
so kan man prüfen gantz
Ob zwischen Hertz und Munde
auch sey ein Concordantz.

26. Die That thu ich euch nennen:
That ist der rechte Test,
Darob ihr könnt erkennen,
welch Leut sein dicht und fest,
Drumb lasset euch nicht äffen,
die Wort sein heur wol feil,
Wanns aber komt zum treffen,
so findt sichs erst weit fehlt.

27. Welch Leute viel parlieren,
wissen vom Schlüssel nicht,
Und immer dilatiren,
biß besser Zeit anbricht,
Erbieten sich doch milde,
sie wollens Morgen thun,
Führen nichts guts im Schilde:
wers thun wil, thu es nun.

28. Wann ihr nun diese kennet,
halt sie zum Werck und that;
Wer sich dann davon trennet,
muß leiden andern Rath;
Daß man die Thür ihm weise
und schließ ihn gentzlich auß,
Dann all zu sanfft und leise
endlich aufhören muß.

29. Man sagt, es sey im Leben,
wie mit dem Würffelspiel,
Wann nicht thut fallen eben,
was man woll haben wil,
So muß man was gefallen,
gedultig nehmen an,
Troi cinque vor quater allen,
oder ses duis anschlan.

30. So thut ihr nu dergleichen,
spielt, was gefallen ist;
Man muß der zeit doch weichen
biß auff ein ander frist.
Wie man kan, muß mans treiben,
halten alls vor Gewinn:
Drumb, was nicht treu wil bleiben
last immer fahren hin.

31. Eins man kein Zahl nit nennet;
was fragt ihr dann darnach?
Wann einer von euch rennet,
habt dannoch gute Sach:
Seyd auff ihr nicht gebauet,
auff einig Zahl und Schar:
Darumb mir auch nicht grauet,
ob ihr schon lieff ein par.

32. Und wann ihr dann seyd worden
des übels etwas loß,
So mercket auff den Orden,
er sey klein oder groß,
Und haltet ihn in Ehren:
ihr wißt es warlich nicht,
Was ihr könnt sein für Herren,
stünd ihr euch nicht im Licht.

33. Vor allem thut euch fleissen,
das ihr Gott habt zum Freund:
Das könt ihr dann geniessen,
daß ihr mehr haben kündt.
An Gott ist es gelegen,
solt ihr recht werden froh,
Dann ohne seinen Segen
all Hände dreschen Stroh.

34. Darnach wie gring und wenig,
daß euer immer sind,
Bleibt mit einander einig,
wie jener lehrt sein Kind,
Da er viel Besenreisser
verfasset in ein Bund,
Daß doch kein starck noch weiser
mit macht zerbrechen kund.

35. Da er sie aber theilet
und eintzel leget dar,
Da ward nicht mehr gefeihlet,
man brach sie alle gar:
Also vermehrt und stercket
all Ding die Einigkeit,
Wie man nichts guts vermercket
auß der Zweyhelligkeit.

36. Wann ihr die Augen wendet
ein wenig hin und her,
So müst ihr sein verblendet,
solt ihr nicht mercken sehr,
Wie daß die nechsten Jahren,
da mans vermuthet nicht,
Durch so gar wenig Scharen
groß Dinge sind verricht.

37. So seyd nun auch einträchtlich,
halt an einander fest,
So seyd ihr leicht so mächtig
auch bey dem treuen Rest,
Daß ihr wohl köndt abtreiben,
die ohne Fug und Recht
An euch sich wollen reiben,
dörfft nicht sein andrer Knecht.

38. Von Fremden thu ich sagen,
deß müßt ihr sein bericht,
Die euch ohn fug nachjagen:
denn wem ihr seyd verpflicht
Zu Zollen, Schoß und Ehren,
und was des dings mehr ist,
Dem thut es auch gewehren
treulich ohn Gfahr und List.

39. Es kan wol stehn beysammen,
hat unter sich kein Streit,
Daß man in Gottes Nahmen
treu bleib der Oberkeit,
Geb andern auch die Ehre,
behalt sein Freyheit doch,
Sich nehre, schütz und wehre,
zieh nicht am frembden Joch.

40. Davon nicht noth zu sagen
mit mehren, weil man weiß;
Allein muß ich beklagen
den gar geringen fleiß,
Den Leute thun ankehren,
damit sie wüsten recht,
Was sie vermögens weren:
das ist doch gar zu schlecht.

41. Jetzt wil ichs aber stellen
an den gemeinen Ort,
Dahin man solche fellen
zusetzen pfleget fort,
Und wil das numehr treiben,
das Lieb und Einigkeit
Nicht können wol bebleiben,
wor Geitz im wege leidt.

42. Wor unter Menschenkindern
Hans Eigen Man regirt,
Daselbst bleibt weit dahinden,
was gmeinen Nutz fovirt;
Das leugnet niemand sehre,
darff auch gar keiner Lehr:
Wie man ihm aber wehre,
das ist zumahlen schwer.

43. Wol ist es zwar nicht ohne,
daß Nutz und Nießlichkeit
Anmuthig ist und schone
gewesen allezeit,
Ist auch der Menschen Hertzen
gleichsamb naturet ein,
Daß sie mit Müh und Schmertzen
darauff beflissen seyn.

44. Drumb laß ich auch passiren
der Narung rechten Brauch,
Sonst muß man wahrlich feyren
bei gsunden Zähnen auch;
Wers aber recht bedencket,
dem gibt hiebey ein stutz,
Wanns gmeine beste krencket
der heilloß Eigennutz.

45. Derwegen last euch lehren,
daß gar kein Nutz nicht sey,
Was man mit GOtt und Ehren
nicht hat gebracht herbey,
Und daß bey Arm und Reichen
Privat gesuch und Geld
Dem gmeinen Nutz muß weichen,
wanns soll sein recht bestellt.

46. Es ist auch nicht beständig,
auch nicht so groß und fein,
Was man also unbändig
an sich erzweckt allein;
Wenn man dem gantzen Leibe
sein Speiß und Narung leßt,
So sicht man, daß auch bleibe
ein jedes Gliedmaß fest.

47. Wann aber eins der Glieder
dem andern gönnet nicht,
So sicht man, das herwieder
dem Neidhard selbst entbricht,
Leufft doch wiedr durch die Finger
der Finger faule sach;
Davon fing ich was ringer:
ihr denckt ihm doch wol nach.

48. Und zwar wans möchte werden
auf solche weis bedacht,
So würd man hie auff Erden
nicht sein so hoch veracht,
Und würd doch nicht alleine
ins gmeine besser stahn,
Sondern beyd, groß und kleine,
jeder sein Fülle han.

49. Was aber allzeit eben,
nützlich und Erbar sey,
Darnach man solle streben,
muß man hie wissen bey,
Und ist doch aus der massen
eim Menschen viel zu schwer
Daß ers solt können fassen
in gwisse kurtze Lehr.

50. Darumb bey allen Sachen
man erst rathschlagen muß,
Damit man möge machen
darauff gewissen Schluß;
All Ding hat sein Umstände,
die man erwegen soll,
So kan man dann behende
zum Ziel gelangen wol.

51. So kompt nun auch zusammen
und rathet in gemein,
Was in gesamten Nahmen
will zu verrichten seyn:
Die alten deutschen Helde,
dens gbrach an gmeinem Rath
Erschlagen sind im Felde,
wie mans auffschrieben hat.

52. Wer sorg und furcht kan tragen
und dencken recht herumb,
Der kans auch glücklich wagen:
Sorg felt nicht leichtlich um.
Was aber ist gewaget
auffs glück und wolgerath,
Schaden zum Spott eintraget,
nachreu folgt solcher that.

53. Doch kann niemand rath geben,
wer selber nicht viel weiß,
Drumb muß man darnach streben
mit sonderlichem fleiß,
Daß man mag Leute haben,
die fromm sein und gelehrt,
Und redlich einher traben
und darob seyn bewehrt.

54. Wer sein Sach hat studiret,
hat auch das Hertz dabey,
Daß er niemand hofiret,
bekent die Warheit frey,
Und weiß, was nah und ferne
nützen und gehen kan,
Und thut es dann auch gerne,
das ist der rechte Man.

55. Doch weil man diese Rüben
gar dünn gesäet sind,
Sols uns nicht gar betrüben,
weil man noch Menschenkind
Auch findet unter Leyen,
die nicht sind so gelahrt,
Doch auch so krum nicht dreyen,
wie nunmehr ist die art.

56. Die furcht und lieb des HErren,
ein Hertz, das offen steh,
Und sich wil lassen lehren,
wünscht, das es recht zugeh,
Thut auch kein Fleiß nit spahren,
denckt ihm selbst treulich nach:
Solch stück, hab ich erfahren,
verrichten alle Sach.

57. Man muß ihm aber nehmen
zum Rathschlag rechte weil,
Und sich mit nichte schemen,
so man nicht in der eyl
Kan alle Sachen schlichten:
Morgen kompt auch ein tag,
Da man kan weiter richten,
was Heut nicht langen mag.

58. So thut auch mit sich bringen
ein jeder Tag sein Recht,
Und pflegt dem langsam glingen,
daß er Feyrabend hat,
Wann nach dem Fall die Straffe
die Eil noch hinckend tritt:
Drumb soll man halten masse,
lauffen und fallen nicht.

59. Doch ist auch nicht zu rathen,
daß man sitzt stets zu Hauß,
Gleich man auß Eyern gbraten
wolt Hünlein brüten auß,
Wie die Procrastinirer
nunmehr im Brauche han,
Welch nur sind Worte schmierer,
greiffen das Werck nit an.

60. Wer auff eim Schenckel hincket,
der kompt nicht hin so drat,
Und wem zu früh stets düncket,
der kompt gewiß zu spat.
Hab acht, heists, auff die schantze,
eh man vor dich zugreifft,
Und wiltu mit zum Tantze,
so zieh auff, weil man pfeifft.

61. Zu rechter Zeit und massen
wil alles seyn verricht;
Darumb man auch sol lassen
an Fleiß ermangeln nicht,
Das tapffer werd erwogen,
was man vorhanden hat,
Sonst find man sich betrogen,
wann ist verricht die That.

62. Wie man sich nun sol hüten,
daß nichts zu wenig sey,
So kan man übergüten
gleichfals ein ding hiebey;
Drumb muß man rechnung machen,
verrücken nicht das ziel,
Das man nicht thu den Sachen
zu lützel noch zu viel.

63. Wer die Flöh husten höret
und das Graß wachsen sicht,
Und leicht den Feind zerstöret,
lest von der Geißwoll nicht,
Und führt in seiner Kreiden
kurtz Würst und lang Sermon,
Der steht nicht wol zu leiden,
daß ist gewiß nicht ohn.

64. Also durch disputiren
geschwind und gar subtil
Thut man gar offt verlieren
die Warheit in der eil,
Und ist ohn das nicht artig,
wie ihr vorhin wol wißt,
Denn allzu scharff macht schartig,
schlecht bald geschliffen ist.

65. Drumb seyd nicht allzuweise,
solch Leut hasset das Glück,
Und führt nicht groß beweise
über eim schlechten Stück,
Thut nicht im Katzbalg liegen,
schleifft nicht viel glate wort,
Und was nicht schad geschwiegen,
spart an ein andern Ort.

66. Doch muß man gar nicht schweigen
wans ist zu reden zeit:
Wer heimlich frist die Feigen,
und legts doch von sich weit,
Dem muß man sonst abtreiben,
damit es komm herfür,
Und da nicht möge bleiben
die Schuld fürs Nachbars Thür.

67. So thut man aber sparen
die Warheit allerbest,
wo nicht zun Jubeljahren,
doch gwiß ans hohe Fest,
Und schlägt derweil den Ballen,
wann man recht stimmen sol,
Damit man mög gefallen
seim lieben Nachbar wol.

68. Daher so thuts auch gehen,
wie Krebse krichen fort,
Und bleibt leider bestehen
am alten bösen Ort,
Dann was man nicht darff sagen,
das thut man nimmermehr,
Derhalb man auch erjagen
kan nimmer Ruhm und Ehr.

69. Drum last euch ungekrauet
und streicht den Kautzen nicht,
Dann solches gar nicht bauet,
sondern vielmehr zerbricht
All Regiment auff Erden,
den hohen, theuren Schatz,
Und solls einst besser werden,
muß han die Warheit platz.

70. Warheit, du bist es einig,
die lang auff Erden wehrt,
Weil man dich brauchet wenig,
drumb wirstu nicht verzehrt;
Doch hab ich dich erkohren
vor Silber und roth Goldt,
Dir hab ich einst geschworen,
dir bleib ich ewig holdt.

71. Wil mich von deinet wegen
jemand saur sehen an,
Machs, wie es ihm gelegen,
wächst mir kein Bart davon:
Es hilfft doch nicht saur sehen,
die Milch saurt davon nicht,
Muß endlich doch recht gehen,
wanns soll sein außgericht.

72. So thut nu dergleichen,
wann ihr zu Rathe geht,
Und thut der Warheit weichen,
wanns euch auch widersteht;
Ein Schiff thut also lauffen,
ein Gurren nennt ein Gaul,
Das thut so übern hauffen,
und nehmt kein Blat vors Maul.

73. Wol ist die Warheit ressig,
hat gar ein scharffes Saltz,
Doch übertrifft ihr Essig
der Dreyer tummes Schmaltz:
Viel besser Freunde Wunden,
wie hart sie kommen an,
Dann aller falscher Hunden
süß Wort und Paselman.

74. Wann man dann hat gehalten
zeitig und weißlich Raht,
Wie nach der Lehr der Alten
man thun soll vor der That,
So ist auch hoch von nöthen,
daß man könn schweigen wol,
Und dörff nicht erschamröthen,
wann mans verlegen soll.

75. Viel können weiblich schwatzen,
und kützeln sich damit,
Thun sich darob ergetzen:
gleich ist des Storchen Sitt,
der bald die Flügel schwinget,
wenn ihm der Schnabel geht,
Meynt, daß er lieblich singet,
weil er so hohe steht.

76. Aber die Kunst zu schweigen
wird nimmer profitirt,
So gibt sich ihr zu eigen
niemand, der sie studirt;
Noch ist wol schweigen können
ein treflich edel Kunst,
Dargegen nichts zu nennen,
das brecht so grosse Gunst.

77. Darum dann auch zwey Ohren,
und nur ein zung und mund
Der Mensch hat, daß er hören
soll mehr zu aller stund,
Als reden, und auch schweigen:
ist ein natürlich Bild,
Darob soll niemand setzen,
sonst ist er gar zu wild.

78. Aber vor allen dingen
wil Raht verschwiegen seyn,
Sonst mag er nicht gelingen,
wer er auch noch so fein;
Wenn man lest andre wissen,
was unser Anschläg sein,
So sind uns bald gerissen
der Bossen zwey vor ein.

79. Das darff man nicht bewehren,
ist hell und klar am Tag,
Doch thut man hievon hören
noch hin und wider Klag,
Das bald der Nachbar frage,
was für gewesen ist,
Und daß mans ihm auch sage,
ob ers zu bessern wißt.

80. Der kans dann bald verfügen,
das lauff durch Stadt und Land,
Lest sich noch nicht dran gnügen,
schickt über See und Sand,
Und wann man dann zu schaffen
wil einmahl heben an,
So weiß davon zu klaffen
niemand, dann jederman.

81. Derhalb, wie mit eim Schilde
ein Wirt zeigt an sein Hauß,
So solt man Schweigersbilde
zum Rathauß hengen auß,
Darmit des Fingers schlosse
sein Maul verriegelt fest,
Und seines Bauches grösse
noch nicht zertrennen lest,

82. Damit uns anzuzeigen,
wie nütz und noth es sey,
Und daß von vielen schweigen
der Bauch nicht reiß entzwey:
Darumb stets solt gedencken
der Schwetzer an das Bild,
Sonst seh man besser hencken
den Schwetzer selbst zum schild.

83. Damit ich aber wende,
weil ich noch heiser bin,
Und komme schier zum Ende,
so schließ ich nu dahin,
Daß mans auch müsse wagen,
wann mans erwogen hat,
Und ohne schreck und zagen
greiffen zum Werck und That.

84. Das Glück hat oben Flügel
und fleugt geschwind daher,
Und weils steht auff der Kugel,
wancken sein Füsse sehr,
Darumb es in der mitten
wil angegriffen sein,
Gemeistert und geritten
und nicht geförchtet sein.

85. Wer hat ein Schwert in handen,
dem thut kein Degen leid,
Damit pflegts man zu anden,
helts ander in der Scheid;
So muß man eim begegnen,
allzeit in breitschafft stehn,
Meynt jener, er könnt regnen,
kan der auff der Steltzen gehn.

86. So hab ichs vor bewogen
und frey gesagt herauß,
Zwar auß keim finger gsogen,
und sags auch noch zu Hauß,
Daß ihr seyd leicht so mächtig,
zu treiben euer Sach,
Wann ihr nun bleibt einträchtig:
dem denckt doch weiter nach.

87. Jetzt wolt ich gar beschliessen,
so sorg ich noch hiebey,
Daß jemand möcht verdriessen,
was ich gesungen frey,
Möchts möglich besser wollen,
und längst hin han gewißt,
Darumb ich nur hett sollen
schweigen zu dieser frist:

88. Dem thu ich kürtzlich sagen,
daß ichs ihm gläube zwar,
Daß ers im Kopff umbtragen
hab mannich zeit und Jahr,
Hab auch davon parliret
mit beyden Backen voll:
Hett er nur mit studiret,
daß mans auch thuen soll.

89. Es hilfft doch gar nit Wissen,
wans nur beim Wissen bleibt,
Nützt auch nicht viel gebissen
mit Worten, wie mans treibt;
Die Tugend steht im Wercke,
die That muß seyn damit,
Da wird erkand ihr stercke:
Wort schlan die Leute nit.

90. Drum laßt nu diß zuletzte
die macht des Werbens sein,
Das mans ins Werck eins setze,
wenn man weiß also fein.
Am Werck ist alls gelegen,
Werck bringt viel Nutz und Ehr.
Damit euch GOtt gesegen!
Dißmahl sing ich nicht mehr.

Johann Valentin Andreä.

Herder, der so Vieles anregte und aus der Vergessenheit zog, hat auch das Verdienst, zuerst wieder auf den trefflichen Johann Valentin Andreä aufmerksam gemacht zu haben, dessen wichtigste und in künstlerischer Beziehung bedeutendste Werke zwar in lateinischer Sprache abgefaßt sind, der aber auch wegen seiner deutschen Schriften Beachtung verdient, in die er, wie Herder sagt, seine Haus- und Herzensgeschäfte niederlegte, die weniger für die Gelehrten, als für Weib, Kinder, Volk, Freunde bestimmt waren. — Andreä wurde am 17. August 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Diesen verlor er schon im 15. Jahre, worauf er mit seiner Mutter nach Tübingen zog, welche in so große Armuth sank, daß sie ihm, als er nach 6 Jahren auf Reisen ging, nur eine Münze von zwölf Kreuzer Werth mitgeben konnte. Nach zwei Jahren kehrte er jedoch mit einer hübschen Summe Geldes, die er sich als Hofmeister erspart hatte, nach Tübingen zurück, wo er sich mit angestrengtem Fleiß dem Studium der Theologie widmete. Hierauf machte er größere Reisen, besuchte die Schweiz, namentlich Genf, dann auch Frankreich und einen großen Theil von Deutschland, insbesondere Oestreich. Im Jahr 1614 erhielt er seine erste Stelle, er wurde Diakonus in Vaihingen, 1620 Stadtpfarrer in Calw, 1639 Hofprediger in Stuttgart, 1641 Doktor der Theologie, 1642 Kirchenrath des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1646 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (er hieß in dieser „der Mürbe"), 1650 Abt und Generalsuperintendent zu Babenhausen und 1654 Abt zu Adelsberg. Doch starb er noch in demselben Jahre (am 27. Juni) in Stuttgart, wohin er sich als erwählter Landschaftsausschuß begeben hatte.

Andreä war nicht bloß ein ausgezeichneter Theologe, sondern auch ein vielseitig gebildeter und gelehrter Mann; er verstand die neueren Sprachen (Französisch, Italienisch und Spanisch) und besaß einen geläuterten Geschmack, wie aus seinen lateinischen, nicht aber auch aus seinen deutschen Schrif-



ten ersichtlich ist; denn die Muttersprache galt im Allgemeinen bei den damaligen Gelehrten so wenig, daß er sich nicht die Mühe geben mochte, ihr diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die er seinen lateinischen Werken widmete. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als Andreä bei seiner Bildung und seinen hervorragenden Talenten gewiß der Mann gewesen wäre, die vaterländische Literatur mächtig zu fördern. Er warf, wie er selbst in dem Spruch „An den Grübler" (1) sagt, Alles hin, wie es ihm der Augenblick eingab, ohne Kunst, Mühe und Fleiß darauf zu verwenden, in der Sprache, deren er sich im täglichen Gespräche bediente. Freilich war Alles tüchtig und geistreich, was er auf diese Weise hinwarf, es war voll Leben und poetischer Anlage, tief empfunden, wie in seinen Liedern, voll Witz und Laune, wie in seinen didaktischen Gedichten, aber ohne alle künstlerische Gestaltung, weil er sie verschmähte. Man beurtheilt ihn aber gewiß falsch, wenn man in seinen Dichtungen volksthümliche Elemente finden will; wenn er in denselben auch die Sprache des gewöhnlichen Umgangs gebrauchte, so finden sich doch keineswegs die Wendungen, welche der Volkspoesie eigenthümlich sind, und es ist auch seine Anschauungsweise von der Unmittelbarkeit des Volksgesangs völlig verschieden.

Seine didaktischen Poesien werden erst im folgenden Abschnitt zu betrachten sein; hier erwähnen wir nur seine Lieder, die er theils in besondern Sammlungen („Geistliche Kurzweil", „Christliche Gemäl") herausgab, theils seinen größern Gedichten einverleibte. Sie sind, wie die Titel jener Sammlungen schon besagen, religiösen Inhalts, aber ganz eigenthümlicher Art, indem sich in ihnen die Klarheit des Gedankens mit der zu seiner Zeit gewaltig wuchernden mystischen oder auch nur pietistischen Anschauungsweise zu wohlthuender Einheit verbindet. Sie sind von tiefer Frömmigkeit durchdrungen, und sie ergehen sich wohl auch in den überschwenglichen Wendungen der Pietisten; aber seine Andacht ist eben so sehr ein Ergebniß der Vernunft, als des geheimnißvollen in das menschliche Herz gelegten Triebes, sich in die Anschauung des Göttlichen zu versenken, daß diese Sehnsucht nicht zum dunklen Gefühl oder zur kindischen Spielerei ausarten und der überlegende Verstand nicht alle Innigkeit, alle Tiefe der Empfindung, nicht alles poetische Element verschwemmen kann. Dies ist namentlich der Charakter der zwei mitgetheilten Lieder „Die verborgene Lieb" (2) und „Geistes Frewd" (3), ja selbst des priamelartigen Spruchs „Christliche Gleichheit" (4), der in formeller Beziehung zu seinen besten Dichtungen gehört.

1. An den Grübler.

Ohn kunst, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopf mich richt.
Biß du witzst, schwitzst, Spitzst, Schnitzst im Sinn,
Hab ich angsetzt vnd fahr dahin;
Biß du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopff,
Ist mir schon außgelehrt der Topff;
Biß du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt die Zwirn:
Gfelts dir nu nit, wie ich im thu,
Machs besser, nimb ein Jahr darzu.

2. Die verborgene Lieb.

1. EDele Lieb, wo bist so gar bey vns versteckt;
Daß sich dein hoch Ankunfft so gar selten entdecket?
Auß Gnad bist du geboren,
Gott selber hat dich zeugt;
Dem Menschen außerkoren
All Creatur sich beugt.

2. Liebliche Lieb, wo bist so gar bey vns verborgen,
Daß wir dein Safft vnd Krafft nicht schmecken hewt noch morgen?
Die Welt thust du erfüllen
Mit süssem Honigseim;
Das gröst Leid thätst du stillen
Durch deinen milden schein.

3. Innige Lieb, wo bist so gar bey vns verschlossen,
Daß wir zu deiner Trew vns schicken so verdrossen?
Als kanst du verbinden,
Was durch die Erd zerstreut,
In dir mag Alles finden,
Was Menschen Hertz erfrewt.

4. Stätige Lieb, wo bist so gar bey vns verloren,
Daß dein standhafftigkeit nit komt für vnser ohren?
Den Bund thust du festhalten,
Der mit vns auffgericht;
Die Lieb mag nit eralten,
Ihr Treu kan rosten nicht.

5. Auffrichtig Lieb, wo bist so gar bey vns verdecket,
Daß vns dein Licht vnd recht in vnserm Mund nit schmecket?
Das Wahr thut du vns lehren,
Das Gut du vns befiehlst,
Bhältst vns bey vnsern Ehren,
Vnd nach dem Himmel zielst.

6. Billige Lieb, wo bist so gar bey uns vergraben,
Daß wir nicht achten werth dein thewr vnd schöne Gaben?
Du lerst dem nächsten dienen,
Wie Gott verordnet hat;
Du läßt vns gar nichts rühmen,
Weil als von Gottes Gnad.

7. Eifrige Lieb, wo bist so gar bey vns verworfen,
Daß dein Hitz vnbekant in Städten vnd in Dorfen?
Mit Ernst lehrst du vns treiben
Das Evangelisch gsatz,
Daß vnter vns mög bleiben
Des Reiches Christi schatz.

8. Tröstliche Lieb, wo bist so gar bey vns vertrieben,
Daß dein Muth vns nit sterckt, wie viel auch auffgeschrieben?
Du nimbst dem kreuze sein Gwichte,
Du nimbst dem kelch sein Gall,
Daß sich ein Christ auffrichte,
Trink mit den Brüdern all.

9. Heilige Lieb, wo bist du so gar bey vns verschlagen,
Daß wir dein Himmels art stets unter vns verklagen?
Daß wir viel geistlichs schwetzen,
Vnd fleischlichs treiben fort,
Damit in gfahr vns setzen,
Daß vns entgeh das Wort.

10. Andechtig Lieb, wo bist so gar bey vns verjaget,
Daß an deim Gottes dienst mancher Maulchrist verzaget?
Nit leid, nit meid, nit giebet,
Nit fast, nit laßt, nit rast,
Nit bet, nit geht, nit tödtet,
Sich doch auff Gnad verlaßt.

3. Geistes Frewd,

F. Maria Andrein, geborne Moserin, Wittiben 2c., Seiner Getrewen, hertzlieben Mutter.

1. MIt frewden wil ich singen,
Auff dise Morgen stund,
Recht soll mein Geist sich Schwingen
In Gottes huld abgrund:
Ach Herr, thu auff mein Mund!

2. Mit frewden will ich Leben,
Als mir mein Herr verleicht,
Richtig seim Wort nach streben;
Innerlich sorge weicht:
Ach Herr, mein Hertz erleucht!

3. Mit freuden will ich Lehren,
All die mir Gott beschert,
Ratlich irn Nutzen mehren,
In jhn werd Gott geehrt:
Ach Herr, Regier mein Herd

4. Mit freuden will ich dancken
Auff jede Gottes gab,
Rund gschwaigen mein Gedancken;
In Gott ich alles hab:
Ach Herr, mein Geist erlab!

5. Mit freuwden will ich geben
Armen, vnd wer will han,
Reichlich mein Händ erheben,
In Gott mein bächlin lan:
Ach Herr, mein Gab nimb an!

6. Mit freuden will ich Lassen
Als, was mir Gott verbeut,
Reinlich sein Gaben fassen,
In jhm bleiben gefreit:
Ach Herr, sey du mein frewd!

7. Mit frewden will ich Wercken
An Gottes Baw vnd Werck,
Rümlich mein Arme stercken
In disem gehen Berck:
Ach Herr, biß du mein Sterck!

8. Mit frewden will ich Lieben
Auch der Welt Freund vnd Feind,
Rühig Gedult stets vben,
In Gott bleiben verzeint:
Ach Herr, bleib mir vereint!

9. Mit frewden will ich harren
Allein auff Gottes Hand,
Ringlich ziehen im Karren;
Ich werd doch nit zuschand:
Ach Herr, bis du mein Pfand!

10. Mit Frewden will ich Leiden,
An mein Creutz tragen fort,
Redlich hie meiden, schweigen.
In disem finstern Ort:
Ach Herr, bleib du mein Hort!

11. Mit freuden will ich Glauben
An Gottes waren Bund,
Rewlich mein Fleisch betauben
Im wahren alle Stund:
Ach Herr, sey du mein Grundt!

12. Mit frewden will ich Sterben,
Auff das ich hab Gewin,
Rüstig verlassen dErden;
In Himmel stet mein Sinn:
Ach Herr, mein Seel nimm hin!

4. Christliche Gleichheit.

WEm Loben ist wie Schelten,
Kans vmb Gott nit vergelten;
Wem Schelten ist wie Loben,
Der Preiß sein Gott hoch oben:
Wem darben ist wie reichen,
Kans vmb Gott nit vergleichen;
Wem reichthumb ist wie Armut,
Der dancke Gott für solches Gut;
Wem Ehre ist wie Schand,
Der lobe Gott vmb solchen stand;
Wem Schand ist wie Ehr,
Der preise Gott je mehr vnd mehr;
Wem Weißheit ist wie Einfalt,
Der lobe Gott drumb manigfalt;
Wem Einfalt ist wie weißheit,
Der danck deß Gott zu allerzeit;
Wem das Leben ist wie der Todt,
Der preiß darfür sein trewen Gott;
Wem der Todte ist wie Leben,
Soll deß danck sein Gott geben!

Ernst Schwabe von der Heyde.

Wie von Denaisius, so wird auch von Ernst Schwabe mit dem Zunamen von der Heyde behauptet, daß er von Opitz in der Behandlung des Verses zum Vorbild genommen worden sei. Da ein Zeitgenosse desselben, Wenzel Scherffer, dies behauptet, und einige Andeutungen, die er selbst macht, es bestätigen, so mag es allerdings wohl Grund haben, ohne daß dadurch Opitzens Verdienst geschmälert würde. Wer übrigens dieser Schwabe gewesen, ist noch nicht ermittelt (wir wissen bloß, daß er sich in Danzig aufgehalten habe), eben so wenig ist die Sammlung seiner Gedichte, die Opitz benutzt haben soll, bekannt, nur so viel steht fest, daß sie im J. 1616 zu Frankfurt a/O. erschienen ist, aber schon im J. 1624 so selten war, daß Zinkgref sie nicht aufzutreiben vermochte. Opitz nennt ihn einen fein gebildeten und durch bewundernswürdige Sittenanmuth rühmlichst empfohlenen Mann. Die wenigen kleinen Gedichte, die uns Zinkgref erhalten hat, sind aber immerhin geschichtlich merkwürdig, weil sich in ihnen eine mit Bewußtsein durchgeführte künstlerische Behandlung der Verse kundgibt, und er sich, vielleicht ohne Melissus Schede zu kennen (den er jedoch an Geschick übertrifft), im Sonett und im Alexandriner versuchte. Aus den Mittheilungen Opitzens und Zinkgrefs scheint es hervorzugehen, daß das „Poetische Büchlein" Schwabe's auch Bemerkungen über die Bildung deutscher Verse enthielt; war dies wirklich der Fall, so ist dessen Verlust um so mehr zu beklagen, wie sich daraus unzweifelhaft ergeben würde, in wie weit er als Vorgänger Opitzens zu betrachten wäre.

Sonnet.

Ihr, die ihr höret an, wie mancher Sturmwind wehet
Durch seufftzen ohne zahl in meinen Reimelein,
Vnd einen weiten Bach darin voll Threnelein,
Vnd ein verletztes Hertz voll tausent Wunden sehet:
Erlernet wohl hierauß, waß man in lieb' außstehet,
Darin die junge Zeit mich ließ ergeben sein,
Alß ich für wahre lust hielt' einen falschen schein,
Darüber mich jetzund hertzliche rew vmbfähet;
Vnd fliehet solche brunst vnd jhre süsse Gifft,
Der eiteln schönheit glantz, die vns das Hertz schnell trifft,
Vnd angst vnd schmertzen wol witzloß herummer leitet.
Ohn tugend ist schönheit nur ein triegliches Kleid;
Wer solcher dienstbar ist, dem lohnet rew' vnd leidt:
Auß tugent wahre lust allein wird zubereitet.

Georg Rodolf Weckhrlin.

Obgleich zum großen Theile der Zeit nach in den folgenden Zeitraum gehörend, ziehen wir doch vor, den in der Ueberschrift genannten Dichter noch zur vorliegenden Periode zu ziehen, theils weil sein erstes, schon sehr bedeutsames Auftreten noch in die letzten Jahre desselben fiel, theils weil er der neuen Richtung, welche der deutschen Poesie durch Opitz gegeben wurde, auch in seinen spätern Jahren abhold ja feindlich gesinnt blieb, der Charakter seiner Dichtungen mit dem der ganzen nachfolgenden Periode im Widerspruch steht. Georg Rodolf Weckhrlin wurde den 15. September 1584 zu Stuttgart geboren, bezog schon im 17. Jahre die Universität Tübingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, wobei er sich aber zugleich mit den alten und mehreren neuen Sprachen beschäftigte. Von 1601 an war er lange Zeit beinahe immer auf Reisen, zuerst in Deutschland, dann auch in Frankreich und England. Die Anschauung eines großartigeren Lebens, die gründliche Kenntniß, die er sich von der Sprache und Literatur jener Länder erwarb, erweiterte seinen Blick und bildete seinen Geschmack, so daß er allerdings bei seiner Rückkehr in die Heimat (1610) als eine seltene Erscheinung gelten mochte. Auch ward er sogleich, obgleich erst 25 Jahre alt, als herzoglicher Sekretär angestellt, wobei er zugleich das Amt eines Hofdichters versah, als welcher er die Hoffeste besang. Zwar verheirathete er sich

im J. 1616; doch mochte ihm das enge Leben im Vaterlande nicht behagen, und er ging um 1620 als Sekretär der deutschen Kanzlei wieder nach London, wo er sich durch seine Talente und seine Geschäftsgewandtheit das Zutrauen der Könige Jacobs I. und Karls I. in so hohem Grade erwarb, daß diese ihm wichtige Sendungen nach Schottland, Irland, den Niederlanden, Italien und Spanien anvertrauten. Doch bewahrte er auch in dieser glänzenden Stellung die innigste Liebe zu seinem Vaterlande, dessen traurige Schicksale sein Herz mit dem lebendigsten Schmerz erfüllten. Auch blieb er der deutschen Sprache und Kunst getreu; die wenige Muße, die ihm zu Theil ward, widmete er der Poesie, so daß er im J. 1641 eine neue Sammlung von Gedichten herausgeben konnte (die erste war 1618 und 1619 erschienen), welcher im J. 1648 eine vollständige Ausgabe seiner Poesien folgte. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt, doch ist es wahrscheinlich, daß er im J. 1651 oder bald darauf in London gestorben ist.

Zwar war Weckhrlin nicht ohne großartige Anlage zum Epiker, wie sein größeres Gedicht auf Gustav Adolf glänzend beurkundet, auch versuchte er sich im Epigramme, und seine lyrischen Gedichte enthalten (freilich nicht gerade zu ihrem Vortheil) gelungene didaktische Stellen; aber sein Talent war überwiegend lyrischer Natur. Er war von großer Fruchtbarkeit, denn obgleich eine nicht unbedeutende Zahl seiner frühern Gedichte, die er bei seinem Bruder in Deutschland zurückgelassen hatte, während des dreißigjährigen Kriegs verloren ging, und seine vielfachen Beschäftigungen ihm wenig Muße zur Beschäftigung mit der Poesie übrig ließen, ist doch die Anzahl seiner Dichtungen immerhin noch ziemlich bedeutend. So ungleich ihr Werth auch ist, wie es auch kaum anders sein kann, da er die frühesten als Jüngling, die späteren als gereifter Mann gedichtet hat, so lassen selbst die schwächsten seinen poetischen Geist erkennen. Zu diesen gehören aber die meisten seiner Gelegenheitsgedichte, deren er eine große Menge verfaßt hat, ohne daß er immer die rechte Stimmung hatte finden können. So sehr sie aber auch oft von den Verhältnissen, die sie hervorriefen, herabgedrückt werden, bricht meistens hie und da ein Gedankenblitz oder eine poetische Anschauung durch, die nur einem wahren Talente entschlüpfen kann. In den übrigen, sowohl in seinen Liebesgedichten und Trinkliedern, als in seinen höher gehaltenen Gesängen ist Gedankenfülle, wie ächt poetisches Gefühl und dichterische Erfindungskraft unverkennbar. Viele derselben sind freilich Nachbildungen aus dem Italienischen, Französischen und Englischen, und es ließen sich die ursprünglichen Gedichte zum Theil leicht nachweisen; aber er ist in diesen Nachbildungen doch immer selbstständig, und oft hat er nur den Hauptgedanken entlehnt, denselben aber eigenthümlich ausgeführt. Solcher Art sind auch die dem Anakreon oder dem Horaz nachgebildeten Lieder, in welchen er die antike Weltanschauung nicht ohne Glück in die seiner Zeit überträgt. Seine Liebeslieder sind von großer Frische und voll Leben, manche, wie die „Rose", deren Umfang die Mittheilung verhindert, von äußerst glücklicher Erfindung und glücklicher Ausführung; viele, namentlich unter seinen Jugendgedichten, erfreuen durch anmuthige und geistreiche Wendungen, an welchen er überhaupt äußerst reich ist, und die er wohl der genauen Kenntniß der französischen Dichter zu verdanken hat, wie er wohl auch ihnen den Gebrauch des Refrains entlehnt haben mag, den er mit großem Geschick zu handhaben weiß, so in der „Bestätigung der Liebe" und in dem heiteren Gedicht: „W a s i c h w e i ß v n d w a s i c h n i c h t w e i ß" (1). Die liebenswürdigste Lebensheiterkeit spricht sich in seinen Trinkliedern aus, die freilich manchmal in übermüthige Lust ausarten und sich in Ausdrücken und Wendungen gefallen, welche jetzt unsere Ohren beleidigen, aber damals selbst bei den höchsten Ständen eben so wenig als bei den Gelehrten Anstoß oder Aergerniß erregten*). Aber auch im ernsteren Liede ist Weckhrlin bedeutend, und wir gewinnen den Mann lieb, der so edle, männlich feste Gesinnungen an den Tag legt, wie z. B. in dem Gedicht „D i e L ü g i n" (3), und in den „K e n n z e i c h e n e i n e s g l ü c k s e e l i g e n L e b e n s" (4). „Wahrheit selbst vor Königsthronen" ist der Inhalt des ersten, welches zugleich ein treffliches Bild der damaligen Zustände entwirft; das zweite besingt das Glück der innern und äußern Unabhängigkeit mit solcher Ueberzeugungskraft, daß wir nicht zweifeln dürfen, es habe der Dichter seine eigenen Lebensansichten darin ausgesprochen. Vor Allem tragen seine vaterländischen Gedichte, in welchen er die protestantischen Helden des dreißigjährigen Kriegs besingt, oder den bejammernswerthen Zustand des zerrütteten Deutschlands beklagt, oder seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausspricht, den Stempel ernster Würde und poetischer Begeisterung, die in der gedrängten, scharfen und bestimmten Sprache den lebendigsten Ausdruck gewinnt, so in seinem „S o l d a t e n l i e d" (5) und in „G u s t a v A d o l f s E b e n b i l d", welches sich oft zur Höhe und Würde des epischen Gedichts erhebt und viele einzelne meisterhafte Stellen hat, die jedoch leider durch andere, zu didaktisch gehaltene Strophen an Wirkung verlieren **).

Auch in den P s a l m e n, die Weckhrlin gedichtet hat, läßt sich Großartigkeit der Auffassung nicht verkennen; es sind dieselben aber auch deshalb merkwürdig, daß sie in neuen, oft mit großem Glück behandelten Strophenformen gedichtet sind, die er wohl französischen Dichtern nachbildete. Ueber-

*) „Dann das Hirn", sagt Moscherosch, welcher das unten mitgetheilte Trinklied (2) in sein „Soldaten-Leben" aufgenommen hat, „ist den Gelehrten ohne das immer voll lustiger Sachen: Wenn nun der lustige Wein dazu kompt, so werden sie doppelhaffet lustig."

**) Der große Umfang des Gedichts erlaubt uns dessen Aufnahme nicht; doch können wir uns nicht enthalten, eine Stelle (die Schlacht bei Lützen) mitzutheilen, aus der die Eigenthümlichkeit von Weckhrlins Darstellung, sein kernhafter Ausdruck, seine belebte und reiche Sprache, so wie sein Talent in der poetischen Schilderung und Gestaltung erkannt werden kann.

„Gleichwie, wan ein Sturmwind oder Windsbraut entstehet,
Und höcken, bäum und thürn urplötzlich stracks umbwehet,
Ein trawriges Gewülck, gantz fünster, schwarz und dick,
Recht einem Trawr-Rock gleich, mit dunst, dampf, rauch erfillet,
Den Tag, das Firmament und die Sonn selbs verhüllet,
Verblindet das gesicht in einem augenblick;

Ein allgemeiner grauß, geräusch, getöß, getümmel,
Als ob der Höllen sitz wär nu mehr in dem Himmel,
Vermischet den Abgrund, das Erdreich und den Luft;
Auffspalten sich behend, mit plitzen, schrecken, wunder
Die Wolcken, und den grund erbóbet bald der Dunder,
Voll flammen, fewer, brunst erscheinet manche kluft;

haupt ist Weckhrlin nicht bloß durch den Gehalt seiner Dichtungen bedeutend, sondern auch durch die besondere Aufmerksamkeit, die er der Form zuwandte, und welche immerhin dankbar anerkannt werden muß, wenn er auch in der Wahl der Mittel irrte, durch welche er eine Verbesserung der deutschen Kunst anzubahnen suchte. Er wollte nämlich, auf der Volkspoesie fußend, dieselbe formell veredeln, aber statt, wie Melissus, diese allein zur Grundlage zu machen, nahm er die freilich schon entwickeltere Kunst der Franzosen zum Muster, und ließ sich verleiten, von der durch den lebendigen Ton bestimmten rhythmischen Bewegung des Volksgesangs abzugehen und die Verszeilen, wie die Franzosen, nach Sylben abzuzählen. Er vermied allerdings hierdurch die Eintönigkeit der nachfolgenden Dichter, welche sich in streng abgemessenen Jamben bewegten; er konnte, wie er selbst von sich rühmt, einen ausgedehnteren Gebrauch der schönen vielsylbigen Zusammensetzungen machen, welche die deutsche Sprache in so großer Fülle hat; er brachte manche Mannigfaltigkeit in den Rhythmus, da ihn sein besseres Gefühl für die Harmonie meistens glücklich über die vielfachen Klippen leitete, die sich ihm bei seinem System entgegenstellten, und deshalb sprach er sich (in seinen Vorreden) so entschieden gegen Opitz und dessen Behandlung des Verses aus (ob er gleich dessen Verdienste auch gern anerkannte, wie das mitgetheilte Sonett (6) darthut); allein weil er zwischen volksmäßiger Behandlung und französischer Sylbenzählung schwankte, mußte er gegen die entschiedene Regelmäßigkeit Opitzens zurückstehen, und je mehr dieser und seine Nachfolger an Bedeutung gewannen, desto mehr trat er in den Hintergrund, so daß er bald nach seinem Tode ganz vergessen und erst durch Herder wieder bekannt wurde.

Seine Bemühungen um die Form erstreckten sich namentlich auch auf die Einführung neuer, dem Auslande entlehnter Strophengebilde, und hierin war er glücklicher, als in der Behandlung des Verses. Einige sind schon berührt worden; andere hatte er schon in seinen frühesten Versuchen, in den Schilderungen der Hoffeste, behandelt, in welchen er, freilich nur ganz äußerlich, den Bau der Pindarischen Gesänge nachzubilden suchte, da er jene Gedichte in Strophen, Antistrophen und Epoden zerlegte. Am glücklichsten war er in der Nachbildung einiger italienischen Formen, insbesondere des Sonetts, das er zwar nicht zuerst einführte, wie wir bereits wissen (s. o. S. 24), das aber doch vorzugsweise durch ihn Eingang fand, und später nach seinem Vorgange vielfältig bearbeitet wurde. Seine Sonette gehören formell zu seinen besten Gedichten; er beherrscht die schwierige Form mit vollkommener Sicherheit und Freiheit und stets weiß er die größte Gedankenfülle in den engen Rahmen zu bringen, mag er die Liebe besingen (7), oder einen Helden seiner Zeit verherrlichen (8), oder in gewaltiger Sprache sein Vaterland zu kühner Thatkraft ermuntern (9). Wir machen insbesondere auf das schöne Sonett „Die Liebe ist Leben vnd Tod" (7), aufmerksam, in welchem er die große Schwierigkeit, bei gleichen Schlußwörtern der Verse eine fortschreitende Mannigfaltigkeit des Gedankens zu entfalten, mit seltener Meisterschaft überwunden hat.

Die Sprache Weckhrlins ist im Ganzen trefflich, reich, kräftig, gedrängt und gewandt; dagegen ist sie oft hart, eine Folge seines Versbaues, und durch schwäbische Provinzialismen, ja selbst in den späteren Gedichten mit englischen Ausdrucksweisen entstellt, welche häufig unangenehm berühren, und ohne Zweifel viel dazu beigetragen haben, daß er sobald ganz in Vergessenheit gerieth.

Bald mancher dunderschlag, mit strahlen gantz beladen,
Durchstürmet das gewülck und land mit brunst und schaden,
Bald fewrig ist die Luft, bald fünster umb und umb;
Die wolcken brechen sich, dan fallet ein schlag-regen,
Verhartet gantz in eyß, der bald mit taussent schlägen
Zerschmettert frucht und volck, daß alles lahm und krumb:

Also, und grewlicher mit krachen, schall n, knallen
Seind bald die beede Heer ein ander angefallen;
Da war die luft alßbald voll fewer, rauch und dampf;
Der grund errüttet sich von Bölern und Cartaunen,
Darob die thier und leut erstummen und erstaunen,
Als ob der Himmel selbs und Erdreich einen kampf."

1. Was ich weiß, und was ich nicht weiß.

1. Wie lang ich mich hab zu beklagen,
Vnd wie lang ich hilfloß zu zagen,
Waiß ich nicht;
Das aber ich in meinem hertzen
Die von Euch rührend grosse schmertzen
Leid, lieb vnd lob, ist kein Gedicht.

2. Was jhr, mich allzeit zu bekräncken,
Nur mit stillschweigen thut gedencken,
Waiß ich nicht;
Das aber, wie ich Euch erkoren,
Ich also auch allein geboren,
Zu lieben Euch, ist kein Gedicht.

3. Warumb jhr, meine lieb zu nöhren,
Nicht wöllet meinem Trauren wöhren,
Waiß ich nicht;
Das aber gar kein schmertz zufinden,
Der meine lieb bald mög entgründen
Vnd ändern, ist gar kein Gedicht.

4. Ob Euch andere sehr zu lieben
Sich mit wahrhafftem leid betrüben,
Waiß ich nicht;
Das ich aber hab keinen gleichen,
Vnd alle Buler mir weit weichen
An trew vnd lieb, ist kein Gedicht.

5. Wie, einiger trost meiner selen,
Ihr mich so trostloß möget quählen,
Waiß ich nicht;
Das sich aber stehts, Euch zu ehren,
Mein leid vnd lieb zugleich vermehren,
Gelob ich Euch, ist kein Gedicht.

6. Vnd wan ihr wollet, mein laid zuenden,
Euch, mein hertzlieb, zu mir einst wenden,
Waiß ich nicht;
Das ich aber durch lieb muß sterben,
Wan ich dieselb nicht kan erwerben,
Gelob ich Euch, ist kein Gedicht.

2. Trinklied.

1. WEr ist doch immer so geschossen,
Das ob dem lieben Rebensafft
(Der vnsers Hertzens Trost vnd Krafft)
Er vnwürsch sein solt vnd verdrossen?

2. Dann was kan doch ehn trincken wehren?
Vnd ist nicht vnter dem Gedranck
Der Wein das best, mit Lob vnd Danck
Vor allem, was naß, hoch zu ehren?

3. Besehet doch (Freund) wan es regnet,
Wie durch den starcken Regen-guß.
Bißweilen auch durch einen Fluß
Das Erdreich sich vollsauffend segnet!

4. Die Kräuter vnd Gewächs der Erden,
Ja alle Bäume, klein vnd groß,
Verschmachten trostloß vnd fruchtloß,
Wan sie nicht offt bezechet werden.

5. Den Durst die Thier vnd Vögel stillen
Nach Lust mit Wollust, vnd die Fisch,
Die suchen stets, was naß vnd frisch,
Damit (begierig) sie sich füllen.

6. Das Meer will auch den Rausch nicht fliehen,
Sondern es pfleget ohn ablaß
Breit-, tieffe Flüß vnd Bäch ohn Maß
Gar auffend in den Wangst zuziehen.

7. Ist es dan durch den Trunck getroffen,
So fahet es ein Wesen an,
Als ob es auch wolt jederman
Ersäuffen, weil es selbs besoffen.

8. Vnd warumb fallen offt zu hauffen
Die tobend-brausend-laute Wind?
Weil sie, zu bausen sehr geschwind,
Das Meer gern wolten gar auß sauffen.

9. In dem Meer vnd in allen Bronnen
Die Sonn selbst löschet jhren Durst,
Vnd der Mond wer längst ein Bratwurst,
Wan er nicht voll würd von der Sonnen.

10. Drumb soll vns fürhin niemand wehren
(Wan nichts will vnbesoffen sein),
Auch mit einander bey dem Wein
Frolockend tag vnd nacht zuzehren.

11. Dan wer vnwürsch ist vnd verdrossen
Ob diesem guten Reben-Safft,
Der vnsers Hertzens Trost vnd Krafft,
Der ist, zwar nüchtern, doch geschossen.

3. Die Lügin.

1. Geh durch die Welt, o meine Seel,
Der Welt vndanckbarkeit zusehen;
Sag jedem ohn Scheu seinen Fehl,
Die warheit selbs sol dir beystehen:
Kan ja die welt nichts, dan betrügen,
So heiß sie öffentlich rund lügen.

2. Dem Hof, daß sein pracht vnd ehr,
Wie faul holz, vnbeständig scheinen;
Der Kirchen sag, was jhre lehr
Gut heisset, ihre Werck verneinen;
Vnd sagen sie: Du bist betrogen,
So sag ohn Scham: Es ist erlogen!

3. Den Fürsten sag, ihr stand vnd hab
Könt nicht ohn andrer hilf lang wehren;
Vnd daß man pfleg, mehr jhre Gab,
Dan sie zu loben vnd zu ehren;
Vnd sprechen sie: Du bist betrogen,
So sag ohn furcht: Es ist erlogen!

4. Den Herren sag, die sich beseits
In jhren hohen Ämtern spreiffen,
Das sie sich des Ehrgeiz vnd Neids
Mehr, dann der Billigkeit befleissen;
Vnd sagen sie: Du bist betrogen,
Antwort du rund: Es ist erlogen!

5. Sag denen, welche vor der welt
Mit zeug vnd kleidern stattlich prangen,
Sie wöllten gern dardurch mehr gelt
Vnd grössern Dienst vnd Ruhm erlangen;
Antworten sie, man sey betrogen,
So antwort du: Es ist erlogen!

6. Sag, Bulerei sey böse lust,
Sag, Ehr mög bald verkehret werden,
Sag, Schönheit kürtzlich werd ein wust,
Sag, Alter neig sich zu der Erden;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du frech: Es ist erlogen!

7. Dem Rechte sag, es sey voll Zanck,
Sag, Klugheit pfleg, sich zu bethören,
Der Artzney sag, sie sey selbs kranck,
Sag, keinen grund die Schulen lehren;
Und sagen sie, man sey betrogen,
So antwort du, es sey erlogen!

8. Der Gunst sag, sie sey voll Betrug,
Dem Glück sag, es sey gantz verblindet,
Der Reichthum sag, sie hab nie gnug,
Sag, das die Kunst nicht wol gegründet;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du rund: Es ist erlogen!

9. Der Tapfferkeit halt diese sprach,
Das sie trag selten ein mitleiden,
Sag der Natur, das sie werd schwach
Vnd könt den abgang nicht vermeiden;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du bald: Es ist erlogen!

10. Der Freundschafft zeig an, wie sie mag
Für jhre Freund so wenig sorgen,
Vnd der Gerechtigkeit selbs sag,
Sie lieg gefangen vnd verborgen;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du gleich, es sey erlogen!

11. Den Städten sag, wie Trew, Glaub, Ehr
Vnd Redlichkeit aus jhnen fliehen,
Den Dörffern sag, wie sie so sehr
An Grobheit vnd an Irrthum blühen;
Vnd sagen sie, du seist betrogen,
So sag du rund: Es ist erlogen!

12. Letzlich die Tugend selbs bericht,
Wo du sie anderst soltest finden,
Das man mehr jhrer achtet nicht,
Vnd sie allein bleib gar dahinden;
Antwortet sie, man sey betrogen,
So sag du frey: Es ist erlogen!

13. Wolan, wan du nur mit warheit
Die welt ganz zornig soltest machen,
So kanst du noch auch mit frechheit
Ohn furcht die gantze welt außlachen:
Dan wer will, Seel, mag dich verklagen,
Vnd vmb den Kopff die Geigen schlagen.

4. Kennzeichen eines glückseeligen Lebens.

An Alexander vom Ruest.

1. Ach wie glückseelig ist das Leben,
Dem keines andern will gebeut;
Der ohn mißgunst, neyd oder streit
Sieht andrer glück furüber schweben.

2. Der sein begird selbs recht regieret,
Vnd dessen fromb vnd Teutscher muht
Ist sein bewehrter schutz vnd hut,
Darunter sein hertz triumfieret.

3. Der kein geschrey noch lob begehret,
Dem die warheit die gröste kunst,
Den Fürsten oder Pöfels gunst,
Den Hoffnung vnd forcht nicht bethöret.

4. Der die fuchsschwäntzer fort läßt gehen,
Sie speysend nicht von seinem gut,
Vnd dessen fähl, fall vnd armut
Kan seine häffer nicht erhöhen.

5. Der selbs nicht weiß, wie übel schmürtzet
Der bösen loben, des frommen fluch;
Dem ein freind oder gutes buch
Die lange zeit schadloß verkürtzet.

6. Vnd dessen muht für nichts sich scheyhet,
Als allzeit förtig für den Tod;
Der ernstlich früh vnd spet zu Gott,
Mehr vmb gnad, denn vmb gütter, schreyhet.

7. Der Mensch besorgt sich keines falles,
Dieweil er frey, reich, gut vnd groß:
Sein selbs Herr, ob er wol Land-loß,
Vnd habend nichts, hat er doch alles.

5. Wie die Soldaten man vor zeitten Laut mit dem mund, So sie ietzund Ermahnet der Poet zu streitten.

1. FRisch auff, ihr dapffere Soldaten,
Ihr die jhr noch mit Teutschem blut,
Ihr, die jhr, noch mit frischem muht
Belebet, suchet grosse thaten!
Ihr Landsleut, jhr Landsknecht, frisch auff,
Das Land, die freyheit sich verlieret,
Wan jhr nicht muthig schlaget drauf,
Vnd vberwindend triumfieret.

2. Der ist ein Teutscher wol geboren,
Der, von betrug vnd falschheit frey,
Hat weder redlichkeit, noch trew,
Noch glauben, noch freyheit verlohren;
Der ist ein Teutscher ehren wehrt,
Der wacker, hertzhafft, vnverzaget
Für die freyheit mit seinem schwert
In die gröste gefahr sich waget.

3. Dan wan ihn schon die feind verwunden,
Vnd nemen jhm das leben hin,
Ist ruhm vnd ehr doch sein gewin,
Vnd er ist gar nicht vberwunden:
Ein solcher Tod ist jhm nicht schwer,
Weil sein gewissen ihn versüsset,
Vnd Er erwirbet lob vnd Ehr,
In dem er sein blut so vergiesset.

4. Sein nahm vnd ruhm allzeit erklinget.
In allem land, in jedem mund;
Sein leben durch den tod wird kund,
Weil sein lob die Nachkömling singen;
Die edle freyheit ist die frucht,
Die er dem Vatterland verlasset,
Da der hertzloß durch seine flucht
Wirt gantz verachtet vnd gehasset.

5. Also zu leben vnd zu sterben,
Gilt dem redlichen Teutschen gleich:
Der Tod vnd Sig seind schön vnd reich,
Durch beed kann er sein hayl erwerben.
Hingegen fliehen allen danck
Die flüchtige vnd der verrähter,
Vnd jhnen folget ein gestanck,
Weil sie verfluchte vbelthäter.

6. Wolan derhalb, jhr wehrte Teutschen
Mit Teutscher faust, mit kühnem muht,
Dämpfet nu der Tyrannen wuht,
Zu brechet jhr joch, band vnd beutschen.
Vnüberwindlich rühmet sie
Ihr titul, torheit vnd stoltzieren;
Aber jhr Heer mit schlechter müh
Mag (vberwindlich) bald verlieren.

7. Ha! fallet in sie! Ihre fahnen
Zittern auß forcht: Sie trennen sich,
Ihr böse sach hält nicht den stich,
Drumb zu der flucht sie sich schon mahnen.
Groß ist jhr heer; Klein ist jhr glaub,
Gut ist jhr Zeug, böß jhr gewissen:
Frisch auff, sie zittern wie das laub,
Vnd weren schon gern außgerissen.

8. Ha! schlaget auff Sie, Liebe brüder,
Ist die müh groß, so ist nicht schlecht
Der sig vnd beut: vnd wol vnd recht
Zuthun, seind sie, den jhr, viel müder.
So straff, O Teutsches hertz vnd hand,
Nu die Tyrannen vnd die bösen:
Die Freyheit vnd das Vatterland
Must du auff dise weiß erlösen.

6. An Herren Martin Opitzen, Fürtrefflichen Teutschen Poeten.

IN dem mein Ohr, hand, mund schier müd die schwere plagen
Die diser grosse Krieg mit hunger, schwert, pest, brand
Vnd unerhörter wuht auff vnser Vatterland
Auß giesset, ohn ablaß zu hören, schreiben, klagen:
Da wird mit wunder mir vnd mit wohn fürgetragen,
Mein Opitz, deiner lieb vnd freindschafft werthes pfand,
Pfand, welches mir alßbald die feder auß der hand,
Vnd auß dem mund vnd geist die klag vnd layd geschlagen.
Dan ja dein Orgelstraich vnd deiner Harpfen klang
So lieblich das gehör vnd hertz zugleich berühren,
Daß, wer (sinnreich) mit mir erforschet ihren zwang,
Der kan nichts, dan dein werck vnd wehrt zu hertzen führen,
Vnd sein mund muß dich bald mit einem lobgesang,
Vnd seine hand dein haupt mit Lorbörzweigen zieren.

7. Die Liebe ist Leben vnd Tod.

Das Leben, so ich führ, ist wie der ware Tod,
Ja über den Tod selbs ist mein trost-loßes Leben:
Es endet ja der Tod des menschen pain vnd Leben,
Mein leben aber kan nicht enden diser Tod.
Bald kan ein anblick mich verletzen auff den Tod,
Ein andrer anblick bald kan mich widrumb beleben,
Daß ich von blicken muß dan sterben vnd dan Leben,
Vnd bin in einer stund bald lebendig, bald Todt.
Ach Lieb! verleih mir doch nunmehr ein andres Leben,
Wan ich ja leben soll, oder den andern Tod,
Dan weder disen Tod lieb ich, noch dises Leben.
Verzeih mir, Lieb, ich bin dein lebendig vnd Todt;
Vnd ist der Tod mit dir ein köstlich-süsses Leben,
Vnd Leben von dir fern ist ein gantz bittrer Tod.

8. Vber den Tod des Königs von Schweden.

DEin eigner muht, o Held, weil Gotsforcht, Ehr vnd Recht
Dein hertz vnd schwerd allein gestörcket vnd gewötzet,
Weil auch der erdenkraiß für dich zu eng vnd schlecht,
Hat in den himmel dich (zu früh für vns) versötzet.
Dan gleichwie deine faust der gläubigen geschlecht,
Als es in höchster noht, erröttet vnd ergötzet,
Also hat durch dein haupt die kugel (layder!) recht
Der Teutschen Freyheit hertz vnd Tugend haupt verlötzet.
Sigreich vnd seelig zwar hat dich, weil in der schlacht
Du frey für Gottes wort dein thewres blut vergossen,
In die endlose frewd vnd ehr dein end gebracht:
Jedoch in layd vnd noht seind deine bunds-genossen,
Weil deine herrschung du, mit sig, triumff vnd pracht
Dort in dem himmelreich anfangend, hie beschloßen.

9. An das Teutschland.

ZErbrich das schwere Joch, darunder du gebunden,
O Teutschland, wach doch auff, faß wider einen muht,
Gebrauch dein altes hertz vnd widersteh der wuht,
Die dich vnd die freyheit durch dich selbs vberwunden.
Straf nu die Tyranney, die dich schier gar geschunden,
Vnd lösch doch endlich auß die dich verzöhrend glut,
Nicht mit dein eignem schwaiß, sondern dem bösen blut,
Fliessend auß deiner feind vnd falschen brüdern wunden.
Verlassend dich auff Got, folg denen Fürsten nach,
Die sein gerechte hand will (so du wilt) bewahren,
Zu der Getrewen trost, zu der trewlosen raach:
So laß nu alle forcht, vnd nicht die zeit hinfahren,
Vnd Got wirt aller welt, daß nichts, dan schand vnd schmach,
Des feinds meynayd vnd stoltz gezeuget, offenbahren.

Volkslieder.

Die Menge der Volkslieder, welche uns in zahlreichen, zum Theil aber sehr seltenen Sammlungen und in noch selteneren Flugblättern aufbewahrt wurden, ist so groß, daß selbst das zweibändige Werk Uhlands „Deutsche Volkslieder“ bei weitem nicht alle enthält. Jeder einzelne dem Volke entstammte Gesang, ja jede mundartliche Bearbeitung eines und desselben Lieds ist an sich bedeutend und wichtig, wenn man seine besondern Beziehungen zum ganzen Volke oder zu einzelnen Stämmen, zu den verschiedenen Lebensverhältnissen und Ständen, zu bestimmten Zeiten und Begebenheiten und so weiter kennt, was freilich nur von verhältnißmäßig sehr wenigen der Fall ist, von einem größern Theil erst aus Uhlands noch nicht bekannt gewordenen Forschungen erwartet werden darf; doch kann die nähere Betrachtung des einzelnen Lieds nicht die Aufgabe der allgemeinen Literaturgeschichte sein, sie muß dies der besondern Geschichte des Volkslieds überlassen, und sich auf allgemeine Betrachtungen beschränken. Wir haben diese in den einleitenden Bemerkungen in gedrängter Kürze zusammengefaßt, hier theilen wir einige charakteristische Lieder mit, aus denen sich das Wesen des Volkslieds im Allgemeinen und der einzelnen Gattungen insbesondere zur Anschauung bringen läßt. Wir haben darunter solche gewählt, welche zur Zeit, die wir besprechen, große Verbreitung gewonnen hatten, was sich daraus entnehmen läßt, daß sie geistlich umgedichtet wurden, denn sicherlich haben die Dichter, welche Volksgesänge für den kirchlichen Gebrauch oder die religiöse Erbauung nachbildeten, nur solche zu Vorbildern genommen, welche bei dem Volke vorzugsweise beliebt waren. Solcher Art sind das schöne „Mailied“ (4), welches Heinrich Knaust mit Bewahrung der drei ersten Strophen und mit genauer Anschließung an die folgenden „christlich verenderte“ (S. o. S. 25) und schon vor ihm Johann Walther mit größerer Freiheit bearbeitet hatte; das rührende Abschiedslied „Insbruck! ich muß dich lassen“ (5), welches ebenfalls von Knaust und von Johann Hesse umgedichtet wurde; der balladenähnliche Gesang: „Ich stünd an einem morgen“ (6); von welchem nicht weniger als vier geistliche Nachbildungen bekannt sind, und endlich das Scherz- und Spottgedicht: „Es hatt ein Bawr sein Fraw verlohrn“ (13), welches selbst die Umbildung eines älteren, viel gesungenen, in seiner früheren

Form, wie es scheint, nicht mehr vorhandenen Liedes ist („Es hât ein man sîn wîp verlorn“), da es schon im 15. Jahrh. zum geistlichen Liede umgebildet worden war („Es hât ein mönsch gots huld verlorn“). Zu einer Zeit gedichtet, in welcher das zuchtlose Leben der Geistlichkeit so vielen Anlaß zu lyrischen und epischen Darstellungen gab, hat sich das Lied ohne Zweifel in protestantischen Ländern bis zum Ende des 16. Jahrh. erhalten, ohne jedoch viel von seiner ursprünglichen Gestalt zu verlieren, da auch keine Spur von dem leidenschaftlichen Hasse darin wahrzunehmen ist, der die Reformirten gegen die katholische Geistlichkeit erfüllte. Sind die erwähnten Lieder dadurch wichtig, daß sie viel und weit verbreitet waren, so sind sie zugleich ein Zeichen des im Volke lebenden poetischen Gefühls, denn es kann nur ein Volk, das reinen Sinn für wahre Poesie hat, solche Lieder singen, in welchen sich die Tiefe der Empfindung so klar und mächtig ausspricht. Auch die andern mitgetheilten Gedichte sind Erzeugnisse des unverfälschten poetischen Sinnes, der sich namentlich in der sinnlich anschaulichen Gestaltung kund gibt, welche den Liedern eine beinahe künstlerische Abgeschlossenheit gibt, mögen sie nur, was ein Charakter in den Liedern der Bergvölker ist, in rasch hingeworfener Andeutung bestehen, durch welche die tieffste Glut der Empfindung durchbricht, wie in den „drei Fräulein“ (2) und im „Nesselkranz“ (12) oder sich episch erweitern, wie in der „Nachtigall“ (1) oder sich dramatisch bewegen, wie im „Rosengarten“ (3).

Alle bis jetzt erwähnten Gesänge sind Liebeslieder, welche meistens von ernster und zum Theil tief wehmüthiger Haltung sind; wir haben aber auch einige andre mitgetheilt, um den Umfang des Volksgesangs, wenn auch nicht vollständig, denn hierzu reicht der uns vergönnte Raum nicht, doch in seinen bedeutendsten Verhältnissen zu beschreiben. Das aufgenommene „Trinklied“ (11) hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten; andere werden wir später bei Fischart kennen lernen. Das „Jägerlied“ (7) und das „Reiterlied“ (8) verbinden die allgemeinen Beziehungen von Liebe und Liebesglück mit den besonderen Lebensverhältnissen, welche im 16. Jahrhundert häufig besungen wurden, weil sie eine bedeutsame Stelle im Volksleben einnahmen und der Liebe des Volks zur Natur, zur freien Bewegung und zum Kriegsleben vorzugsweise entsprachen, es von den beschränkten und niederdrückenden Verhältnissen des täglichen Lebens befreiten. Trat in den früheren Volksliedern der Reitersmann allein als der Repräsentant des bewegten und freien Kriegslebens hervor, so stellt sich ihm nunmehr der Landsknecht zur Seite, der eine immer größere Bedeutung gewinnt, die sich auch in zahlreichen Gesängen ausspricht, aus denen wir das „Lied der Landsknechte“ (9) und „der Landsknechte Spruch“ (10) ausgewählt haben, weil sie das leichtsinnige, ausgelassene Leben derselben in den lebendigsten Zügen darstellen. Wie sehr die Landsknechte der Mittelpunkt der damaligen Kriegsführung waren, und sich auch in ihrer Bedeutung fühlten, zeigt uns endlich das „Lied von der schlacht vor Pavia“ (14), welches zwar die großartigen Kriegslieder der vorhergehenden Jahrhunderte nicht erreicht, aber in einzelnen Zügen doch an sie erinnert, und jedenfalls das beste historische Volks- und Kriegslied des Zeitraums ist.

1. Die Nachtigall.

1. Es stet ein lind in jenem tal,
ist oben breit und unten schmal.

2. Ist oben breit und unten schmal,
darauf da sitzt fraw Nachtigal.

3. „Du bist ein kleines waldvögelein,
du fleugst den grünen wald auß und ein.

4. Fraw Nachtigal, du kleines waldvögelein,
ich wolt, du soltst mein botte sein.

5. Ich wolt, du soltst mein botte sein,
und faren zů der herzallerliebsten mein.“

6. Fraw Nachtigal schwang ir gefider auß,
sie schwang sich für eins goldschmids haus.

7. Da sie kam für des goldschmids haus,
da bot man ir zu trinken herauß.

8. „Ich trink kein bier und auch kein wein,
dann bei guten gesellen frisch und frölich sein.

9. Ach goldschmid, lieber goldschmid mein,
mach mir von gold ein ringelein!

10. Mach mir von gold ein ringelein:
es gehört der herzallerliebsten mein.“

11. Und da das ringlein war bereit,
groß arbeit war daran geleit.

12. Fraw Nachtigal schwang ir gefider auf,
sie schwang sich für eins burgers haus.

13. Da sie kam für des burgers haus,
da lůgt das braun maidlein zům fenster auß.

14. „Gott grüß euch, jungfraw hüpsch und fein,
Da schenk ich euch ein ringelein.“

15. Was schenkt sie dem knaben wider?
ein busch mit kranichsfedern.

16. Die federn waren wol bereit,
es sol sie tragen ein stolzer leib.

2. Drei Fräulein.

1. Dort oben auf dem Berge,
da stet ein hohes haus
drein gend alle morgen
drei hüpsche frewlein ein.

2. Die erst, die ist mein schwester,
die ander ist mir gefreundt,
die dritt, die hat kein namen,
die muß mein eigen sein.

3. Rosengarten.

1. „Junkfrewlein, sol ich mit euch gan
in ewern rosengarten?
und da die roten röslein stan,
die feinen und die zarten,
und auch ein baum, der blůet,
von esten ist er weit,
und auch ein kůler brunne,
der auch darunder leit.“

2. „In meinen garten kumstu nit
Zů disem morgen frů,
Den gartenschlüßel findstu nit,
er ist verborgen hie,
er leit so wol verschloßen,
er leit in gůter hůt,
der knab darf weiser lere,
der mir den garten auf tůt.“

3. Ich kam zů ir in garten,
wie manch gůt gsell mer tůt,
do stůnd das selbig junkfrewlein
so gar in gůter hůt;
es sang von heller stimmen,
daß in dem garten erschal,
die vögel in den lüften
gabens den widerhal.

4. Ich kam zů ir getretten,
wie manch gůt gsell mer tůt,
ich wolt sie han gebetten,
ich bot ir meinen grůß;
ich ward zů einem stummen,
vor scham do stůnd ich rot,
bei allen meinen tagen
laid ich nie größer not.

5. „Gůt gsell! darumb mich betten han,
das kan und mag nit sein,
du woltest mir zertretten han
die liebsten blůmlein mein:

ſo ker dich wider umbhin,
und gang du wider heim!
du brächteſt doch mich zů ſchanden,
fürwar iſt mir nit klein."

6. Ich kert mich wider umbher,
ich gieng bald wider heim,
da ſtůnd das ſelbig junkfrewlein
in ſeinem garten allein:
ſie pflanzt ir gelbes hare,
von gold hat es ein farb,
mit irem roten munde
ſie mir den ſegen gab.

4. Mailied.

1. HErzlich tut mich erfrewen
die frölich ſummerzeit,
All mein geblüt vernewen,
der mei vil wolluſt geit;
Die lerch tut ſich erſchwingen
mit irem hellen ſchal,
lieblich die vöglin ſingen,
vorauß die nachtigal.

2. Der kuckuck mit ſeim ſchreien
macht frölich iederman,
Des abends frölich reien
die meidlin wol getan;
Spazieren zu den brunnen
pflegt man in diſer zeit,
all welt ſucht freud und wunne
mit reiſen fern und weit.

3. Es grünet in den welden,
die beume blůen frei,
Die röslein auf den felden
von farben mancherlei;
Ein blůmlein ſtet im garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenſchein.

4. Ein kraut wechſt in der awen
mit namen Wolgemut,
Liebt ſer den ſchönen frawen,
darzu holunderblut;
Die weiß und roten roſen
helt man in großer acht,
kan gelt darumb geloſen,
ſchön kreuz man darauß macht.

5. Das kraut Je lenger ie lieber,
an manchem ende blůt,
Bringt oft ein heimlich fieber,
wer ſich nicht dafür hůt;
Ich hab es wol vernommen,
was diſes kraut vermag,
doch kan man dem vorkommen:
wer Maßlieb braucht all tag.

6. Des morgens in dem tawe
die meidlin graſen gan,
Gar lieblich ſie anſchawen
die ſchönen blůmlin ſtan,
Darauß ſie krenzlin machen
und ſchenkens irem ſchatz,
den ſie freundlich anlachen
und geben im ein ſchmatz.

7. Darumb lob ich den ſummer,
darzu den meien gut,
Der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;
Der zeit wil ich genießen,
Dieweil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen,
der fall die ſtiegen ab!

5. Insbruck! ich muß dich laßen.

1. Insbruck! ich muß dich laßen,
ich far dahin mein ſtraßen,
in fremde land dahin;
mein freud iſt mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im ellend bin.

2. Groß laid muß ich iez tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebſten bulen mein;
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen ſein!

3. Mein troſt ob allen weiben!
dein tu ich ewig bleiben,
ſtät, trew, der eren frumm;
nun muß dich gott bewaren,
in aller tugend ſparen,
biß daß ich wider kumm!

6. Ich ſtůnd an einem morgen.

1. Ich ſtůnd an einem morgen
heimlich an einem ort,
Da het ich mich verborgen,
ich hort klegliche wort
Von einem frewlein hübſch und fein,
Das ſtůnd bei ſeinem bůlen,
es můſt geſcheiden ſein.

2. „Herzlieb! ich hab vernummen,
du wöllſt von hinnen ſchier,
Wenn wilt du wider kummen?
das ſolt du ſagen mir."
„Merk, feines lieb, was ich dir ſag!
mein zůkunft tůſt du fragen,
weiß weder ſtund, noch tag."

3. Das frewlein weinet ſere,
ſein herz was unmůts vol:
„Nu gib mir weiſ vnd lere,
wie ich mich halten ſol!
Ich ſetz für dich, was ich vermag,
und wilt du hie beleiben,
verzer dich jar und tag!"

4. Der knab, der ſprach auß můte:
„Dein willen ich wol ſpür,
Verzerten wir dein gůte,
ein jar wär bald hinfür;
Dennoch můſt es geſcheiden ſein:
ich wil dich freuntlich bitten,
ſetz deinen willen drein!"

5. Das frewlein, das ſchrei: „Morte!
mort über alles leid!
Mich krenken deine worte,
herzlieb, nit von mir ſcheid!
Für dich ſo ſetz ich gůt und er,
und ſolt ich mit dir ziehen,
kein weg wär mir zů fer."

6. Der knab, der ſprach mit züchten:
„Mein ſchatz ob allem gůt,
ich wil dich freuntlich bitten,
ſchlag ſolchs auß deinem můt!
Gedenk wol an die freunde dein,
die dir keins argen trawen
und teglich bei dir ſein!"

7. Do kert er ir den rucken,
er ſprach nit mer zů ir;
Das frewlein tet ſich ſchmucken
in einen winkel ſchier,
Und weinet, daß es ſchier vergieng.
Das hat ein ſchreiber geſungen,
wies einem frewlein gieng.

7. Jägerlied.

1. Es jagt ein jeger wolgemůt,
er jagt auß friſchem freiem můt
wol unter eine grüne linden,
er jagt derſelben tierlein vil
mit ſeinen ſchnellen winden.

2. Er jagt uber berg und tiefe tal
under den ſtauden überal,
ſein hörnlein tat er blaſen;
ſein lieb under einer ſtauden ſaß,
tet auf den jeger loſen.

3. Er ſchweift ſein mantel in das gras,
er bat ſie, daß ſie zů im ſaß,
mit weißen armen umbfangen:
„So gehab dich wol, mein tröſterin!
nach dir ſtet mein verlangen.

4. Hat uns der reif, hat uns der ſchne,
hat uns erfrört den grünen kle,
die blůmlein auf der heiden:
wo zwei herzlieb bei einander ſind,
die zwei ſol niemant ſcheiden."

8. Reiterlied.

1. Ich reit einsmals zů Braunſchweig auß,
da ſah ein feins meidlin zům fenſter auß

mit iren braun äuglin klare:
„Ein solchs brauns meidlin müß ich han,
es kost recht, was es wölle!“

2. Sie sah mich über die achsel an,
sie sprach: „Du bist kein edelman,
du bist nit meines gleichen:
ein edelman, den müß ich han,
ein hüpschen und ein reichen.“

3. „Brauns meidlin, laß mir unverschmächt,
ich bin meins güts ein armer knecht,
ich bin wol deines gleichen:
ein reicher kaufman kan werden arm,
ein armer reuter reiche.“

4. „Güt gsell! du solt mich recht verstan,
und wie du mich wilt, so solt du mich han,
in einem rosengarten,
da will ich sein die liebste dein
und deiner will ich warten.“

5. Und wann die kleinen waldvögelein singen,
und die blümlein auß der erden springen,
so fröwen sich alle die leut,
so müß ich armes reuterlein
wol über die heide reiten.

6. Und der uns dieses liedlin sang,
ein freier hofman ist er genant,
er hats so wol gesungen;
er trinkt vil lieber den külen wein,
dann waßer auß dem brunnen.

9. Lied der Landsknechte.

1. Der in krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was sol er mit im füren?
ein schönes frewelein,
ein langen spieß, ein kurtzen tegen:
ein herren wöl mir süchen,
der uns gelt und bscheid sol geben.

2. Und geit er uns dann kein gelt nit,
leit uns nit vil daran,
so laufen wir durch die welde,
kein hunger stoßt uns nit an:
der hüner, der gans hab wir so vil,
das waßer auß dem prunnen
trinkt der landsknecht, wenn er wil.

3. Und wird mir dann geschoßen
ein flügel von meinem leib,
so darf ichs niemand klagen,
es schadt mir nit ein meit
und nit ein creuz an meinem leib,
das gelt wöl wir vertemmen,
das der Schweizer umb hendschüch geit.

4. Und wirt mir dann geschoßen
ein schenkel von meinem leib,
so tü ichs nacher kriechen,
es schadt mir nit ein meit:
ein hülzene stelzen ist mir gerecht,
ja, e das jar herumbe kumt,
gib ichs ein spitelknecht.

5. Ei wird ichs dann erschoßen,
erschoßen auf preiter heid,
so tregt man mich auf langen spießen,
ein grab ist mir bereit;
so schlecht man mir den pumerlein pum
der ist mir neunmal lieber,
denn aller pfaffen geprum.

6. Der uns das liedlein news gesang,
von newem gesungen hat,
das hat getan ein landsknecht:
got geb im ein fein güt jar!
Er singt uns das, er singt uns mer;
er müß mir noch wol werden,
der mirs gloch bezalen müß.

10. Der Landsknechte Spruch.

Unser liebe frawe
vom kalten brunnen
bescher uns armen landsknechten
ein warme sunnen,
daß wir nit erfrieren!
Wol in des wirtes haus
trag wir ein vollen seckel,
und ein lären wider auß.

11. Trinklied.

1. Frisch auf, gut gsell, laß rummer gan!
tummel dich, guts weinlein!
Das gläslein sol nicht stille stan,
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

2. Er setzt das gläslein an den mund,
tummel dich, guts weinlein!
er trunks herauß biß auf den grund,
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

3. Er hat sein sachen recht getan,
tummel dich, guts weinlein!
das gläslein sol herummer gan,
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

12. Nesselkranz.

1. „O baurnknecht, laß die röslein stan!
sie sein nit dein!
du tregst noch wol von neßelkraut
ein krenzelein.“

2. Das neßelkraut ist bitter und saur,
und brennet mich:
verlorn hab ich mein schönes lieb,
das reuwet mich.

3. Es reut mich ser und tut mir
in meinem herzen we:
gesegn dich gott, mein holder bul,
ich sehe dich nimmer me!

13. Es hatt ein Bawr sein Fraw verlohrn.

1. Es hat ein Bawr sein Fraw verlohrn,
er kundt sie nimmer finden,
er klopffet an dem Pfarrhoff an:
„Habt ihr mein Frewlein darinnen?
habt ihr mein Frewlein eingethan,
so last mir sie wider herausser gahn:
last auß, last auß,
Ich darff ihr selber im hauß.“

2. Darffst du deins Frewleins selbs im hauß,
das kan ich dir wol glauben,
das sie dir dein Ehr tregt hinauß,
vnd sagt zu andern Frawen
vnnd spricht: Mein man, der ist ein Gauch;
Die ander sagt, vnd meiner auch!
Gelt Pfaff, gelt Pfaff,
wir haben gut Nachbarschafft.

3. Es war wol vmb die Mitternacht,
dz Frewlein kam gegangen:
„Ach Frewlein, liebstes Frewlein mein,
wo bistu so lang gestanden?“
„Ich bin wol in dem Pfarrhoff gwesen,
hat mir der Pfarrherr einen gulden geben:
ist gut, ist gut,
wir haben ein guten Muth.“

4. „Hat dir der Pfaff ein gulden geben,
wamit hast jhn bekommen?“
„Er sagt, ich solt jhm den auffheben;
du solt auch zu jm kommen,
er thut dir auch einen geben:
nimb du jhn hin,
schadt nicht, schadt nicht,
wer jm den wider gibt.“

5. Das Bewrlein war ein zornig man,
er thet sein Frewlein schlagen.
„Ach Manne, liebster Manne mein,
jetzt will ich dir wol sagen:
vnnd wilstu mir den Pfarrhoff wehrn,
wer wil vns vnser Kinder ernehrn?
Hör auff, hör auff,
ich lauff dir auß dem Hauß!“

6. „Frewlein, liebes Frewlein!
laufst du mir auß dem Hauß,
so komm mir nimmer drein:
du mußt mir bleiben drauß.
Geh du in Pfarrhoff hinauß,
vnnd leb mit dem Pfaffen im sauß:
lauff hin, lauff hin,
komm mir nit wider herein!“

7. „Ach Manne, liebster Manne mein!
noch eins muß ich dir sagen:
hat vns der Pfarrherr zu gast geladen,
wir dörffens jhm nit abschlagen.
Er setzt vns oben an den Tisch,
er gibt vns Wildpret vnd gut Visch;

schenck ein, schenck ein!
Der Pfaff hat guten Wein."

8. „Frewlein, liebes Frewlein!
hat dich der Pfaff zu gast geladen,
so geh da zu dem Pfaffen hinein,
vnnd iß mit jhm Gut fladen,
vnnd laß mich bleiben in meim Hauß:
schlecht er dich dann zur Thür hinauß,
habs auch, habs auch,
schilt du mich mehr ein Gauch!"

9. „Ach Herre, liebster Herre mein,
thut mir ein Gulda leihen!"
„Ach Bewrlein, liebstes Bewrlein mein,
den kan ich dir wol leihen.
Ich leih dir ein Gulden ein gantzes Jahr;
gibst mir jhn nit wider,
ist mir kein schad.
Nimm hin, Nimm hin,
gar klein ist dein gewinn!"

10. „Herre, liebster Herre mein!
noch eins muß ich euch sagen:
wann ich euch den Gulden nit wider gib,
dörfft jhr mich nit verklagen.
Verklagt mich nicht vor meinem Herrn,
schreibts meiner Frawen an die Kerbn,
gar fein, gar fein:
ich schick euch mein Frewlein wider herein!"

11. Wer ist, der vns das Liedlein sang,
von newem hat gesungen?
Das hat gethan ein junger Pfaff,
jch habs gar wol vernummen:
er ist dem Pauren bey der Frawen gelegen
in seinem Hauß wol vnder der stegen.
Jst gut, ist gut,
des Liedleins ist genug.

14. Ein schönes lied
von der schlacht vor Pauia geschehen,
(durch Hansen von Würtzburg)
in einem newen thonn.

1. Was wöll wir aber heben ann,
ein newes lied zů singen
wöll von dem König auß Franckenreych,
Maylandt, das wolt er zwingen:
das gschach, da mann zelt Tausent fünff hundert iar,
im fünffundzwayngtzsten ist's geschehen,
er zoch da her mitt heres krafft,
hatt mancher Lantzknecht gesehen.

2. Er zug für ein statt, die hayst Maylandt,
die selbig thet er zwingen,
darnach für ein stat, die hayst Pauia,
er mayntt, er wolts gewinnen:
darin lag mancher Lantzknecht frisch,
das het der König verschworen,
er sprach, sie solten die stat auf geben,
sy wär sunst schon verloren.

3. Wir hatten kürtzlich einen rhat,
einer fragt den anderen:
„Nun zeucht der König nimmer ab?
darnach stett sein verlangen"
Nent sich ayner mit namen Graff Eytelfritz:
„Die statt wöll wir nicht auffgeben!
wir pawen zway polwerck, die sein fest,
es kostt recht leyb vnd leben."

4. Sy sein mit mancher hand gemacht,
Zway Bollwerck woll erpawen;
wir ligen die winter lange nacht,
zů Pauia auff der mauren,
da wöllen wir warten des külen weyn:
thůt der König die mauren zerprechen,
es kumbt ein Fürst auß Osterreych,
den schaden würdt er rechen.

5. Wir lagen die winter lange nacht,
vor kelt kundt wir nicht pleyben,
wir kunden nicht erwarten des külen weyn,
gar eylendt thet wir schreiben,
vnd schriben dem Fürsten auß Osterreych,
er sol nicht auß beleyben,
sol pringenn manchen lantzknecht frisch,
den König zů vertreyben.

6. Der Fürst het kurtzlich einen radt
mit seynen Fürsten vnd Herrn,
wie pald er nach herr Jörgen schrib,
er war jm nicht zů ferre;
Marx Sytich von Emß des selbenn geleych,
er rüfftt sy an in treüen,
sy sollen jm trewlich beystan,
den König zů vertreyben.

7. Sy wurdenn kürtzlich vnderricht,
zů Inßpruckt auff dem tage
würdt manigs fenlinn auf gericht,
jm Teütsche land hort mans sagen:
darunder zug mancher Lantzknecht frisch,
thett in seynem harnasch herklingen;
wir zugen all genn Maylandt hin ein:
Gott wöll das vnns gelingen.

8. Als paldt der König das vernam,
thet sich nit lanng besinnen:
wie paldt er die statt zům sturm beschoß
er maynt, er wolts gewinnenn.
Daruor verlor er vil manchenn man,
das thet dem König zoren;
er sprach, sy sollenn die statt auff geben,
sie wer doch sunst verloren.

9. Der sturm hat er fünff gethon,
vnnd hat sy all verloren;
da zug herr Jörg, Marx Sitig von Emß daher,
die zwen herren auß erkoren,
legten sich für Pauia in das feld,
Pauia thett sich des freyen;
der König lag mit heeres krafft dauor:
man kert sich nit an sein trewen;

10. Die Lantzknecht machten jhr ornung fest,
ein ratt, der wurdt beschlossen,
eyn verlornenn hauffen man machen soll,
ein Hauptmann auß geschossen;
hawptman Edel ist er genannt,
man rüfft jn an mit trewen:
„Nym den verlornen hauffen zů hand,
laß dich dein leben nit rewen!"

11. An sant Matheys tag, da der tag herbrach,
da fieng wir an zů ziehen;
ich wayß, wie den Sweytzern die sach gefiel,
sy beguntthen gar pald fliehen:
da zugen wir in Tyrgartenn hin ein,
darnach stůndt vnser verlangen;
sy hiessen vns all gut willkummenn sein
auß Karthaunen vnnd mit Schlangen.

12. Valteyn Kop war auch darpey
mit manchenn gůtten Schützen,
darzů mancher frummer Lantzknecht,
nach ehren thet ers nutzenn:
das handgschütz het er gar bey jm
mit sampt zwaien knechten:
„Schiest drein, schiest drein, jr frummen Lantzknecht,
gar ritterlich wöll wir fechten!"

13. Herr Jörg schrey Valtein Koppen an,
sol jm das gschütz her pringen;
Velte Kop thet wie ein erlich mann,
vnd sich nit lang besynnen:
er füertz daher mit gantzer macht,
ganntz woll thett er sich rüsten;
wir schussenn all zů halbenn man,
wardt den Frantzosen verdriessen.

14. Herr Jörg, ein Edler Ritter fest,
stondt da mit seyner helleparten;
er sprach: „Es kummenn vns frembde gest,
der selbenn wöll wir warten!"
Gegen jm zog der Langemantel da her;
„Herr Jörg, versich dich ebenn!
Du můst hie meyn gefangner sein,
ob du wildt fristen dein leben!"

15. Herr Jörg sprach: „Můß ich dein gefangner sein,
oder kost es mich mein leben,
so hab ich getruncken des külen weyn,
mein leyb will jch dir nicht auf geben;
jch hab so manichenn Lantzknecht frisch,
sten da in jren halben hosen.
Stecht drein, stecht drein, jr frummen lantzknecht,
dz send die rechten Frantzosen!"

16. Marx Sitig von Emß gryffs zům erstenn an
mit seinen frummen Lantzknechten;

wan ehr stůnd selber fornen dran,
gar ritterlich thet ehr fechten:
die schlacht, die wert ein kleine weyl,
da wardt sy schon verloren,
wurdt manch Frantzoß zů tod geschlagen,
manch küresser ausserkoren.

17. Ein graff genandt auß Teutschem landt
mit namen der von Salmen,
er griff den kónig selber an,
die lantzknecht waren zerspalten;
der Vicereg des selbenn gleych;
manch sper wurdt in der mit zerspalten,
da stach wir all mit freyden drein:
der lieb Gott sol sein walten!

18. Die schlacht werdt anderthalbe stundt,
da war sie schonn vergangenn,
wurdt mancher Schweytzer zů tod geschlagen,
maniger wurt gefangen:
die lantzknecht bliben da hinden stan,
als vill wil mich beduncken:
die summ mann nit erzelen kan,
die im wasser sein ertruncken.

19. Schweytzer, du scheyst mir ein dreck aufft naß,
vnd fünfftzehen in knebelparte;
ich mayn, wir haben dich bar bezalt
zu Paui jm tiergarten.
Du sprichst, ich berům mich eygner schand:
das ist warlich erlogen;
du hast dem Frantzoß verloren leut vnd landt,
pist schendlich von jm gflochen.

20. Du hast geschriben in Teutsche landt,
wie du die schlacht habest gewunnen,
du habest vns von vnserenn gschůtz geiagt,
weren schendlich daruon entrunnen:
das wól Got heut noch nimmer han,
kein lantzknecht ist geflohen;
das dein hast du dahinden glan,
da wir zůsamen zogen.

21. Also habt jr vernummen woll,
wie es den Schweytzern ist ergangen;
sie hetten geschworen einen ayd,
sie namenn vnser kein gefangenn,
sie růfften Maria gots můtter an,
das wir jhr theten warten:
ich mayn, wir haben sie bar bezalt
zů Pauia jm tiergarten.

22. Der vns das liedlein newes sang,
von newem hat gesungen,
dz hat gethan ein lantzknecht gůt;
den reyen hat er gesprungen:
wan er ist auf der kirchwey gewest,
der pfeffer ward versaltzen,
mann richt jn mit langenn spiessen ann,
mit helleparten gschmaltzen.
Alleyn Got die Eer.

II. Didaktische Poesie.

Obgleich die ganze Zeit eine vorzugsweise didaktische Richtung verfolgte, so wurde die didaktische Poesie als solche doch nur wenig bearbeitet. Theils zog man es vor, das, was man zu sagen hatte, durch kleinere in Prosa geschriebene Flugschriften unter das Volk zu bringen, da man wohl fühlte, daß die durch Luther gebildete Prosa von größerer Wirkung sein mußte, als die noch rohe, unbeholfene Sprache der Poesie, welche mit der Prosa keineswegs gleichen Schritt hielt und von Luthers Einfluß beinahe ganz unberührt geblieben war; theils auch wählte man eine lebendigere Form, als die des rein didaktischen Gedichts. So beruht ein großer Theil der Dramen, besonders derer, welche in die Zeiten der Reformation fallen, beinahe ganz auf didaktischer Grundlage; von der Fabel versteht es sich beinahe von selbst, und auch die poetische Erzählung hat einen fast ausschließlich didaktischen Charakter. Da jedoch alle diese Dichtungen trotz der unverkennbaren Absicht ihrer Verfasser, in ihnen bestimmte Ansichten und Lehren vorzutragen, formell ganz entschieden zu dieser oder jener andern Dichtungsart gehören, so dürfen sie hier nur vorübergehend erwähnt, und können erst in den nachfolgenden Abschnitten näher besprochen werden*). So haben beinahe alle Dichtungen Fischarts einen didaktischen Zweck, und in so fern ließe sich die größte Anzahl derselben hieher ziehen; allein ob es ihm gleich vor Allem daran lag, seine Gedanken zu entwickeln, seine Ansichten zu verbreiten, für die Wahrheit in religiösen, wie auch in politischen Dingen in die Schranken zu treten, und das Unrecht, die Falschheit und die Heuchelei zu bekämpfen; ob ihm gleich daher die Poesie allerdings mehr Mittel als Zweck war, so hatte sich sein Geschmack und sein Gefühl für die Form an den großen Mustern der Alten und Neuern, die er alle gründlich kannte, so tüchtig ausgebildet, daß er im Ganzen nur selten und mit Ausnahme eines seiner frühesten und schwächsten, „Nachtraben", nur in kleineren Gedichten eine didaktische Haltung bewahrt hat. Ja selbst in diesen weiß er zugleich das Gemüth des Lesers in so hohem Maße in Anspruch zu nehmen, er weiß selbst solche Verhältnisse, welche zunächst für den Verstand besprochen werden sollen, zugleich mit solchem Glück in das Gebiet der Empfindungen und Gefühle zu bringen, daß wir dieselben füglich im Abschnitte der lyrischen Poesie besprechen konnten.

Zieht man nun alle diese in den obigen Zeilen besprochenen, ziemlich zahlreichen Dichtungen ab, so bleiben nur wenige hier zu besprechen übrig, und unter diesen wenigen ist nur ein kleiner Theil von Bedeutung. Eigentliche Lehrgedichte von größerem Umfang, wie die der zwei vorhergehenden Perioden finden sich nicht; die Zeit war zu dergleichen allzu bewegt, es wurden die wichtigsten Verhältnisse so sehr als Tagesfragen aufgefaßt, daß eine ruhigere Beleuchtung, wie sie doch selbst im größeren satyrischen Gedicht erforderlich ist, nicht möglich war. Erst gegen das Ende des Zeitraums zeigt sich eine verhältnißmäßig größere Ruhe in den Geistern, und sogleich beginnen die größeren didaktischen Gedichte wieder aufzutauchen, welche jedoch meist allegorisches Gewand annehmen, wie die hierhergehörigen Dichtungen Ringwaldts und Andreä's; nur Ringwaldts „lautere Wahrheit" nähert sich in Geist und Darstellung dem eigentlichen Lehrgedicht. Im Allgemeinen aber erhebt sich das didaktische Gedicht nicht über den Umfang des Lehrspruchs, der bald eine belehrende, bald eine satyrische Tendenz hatte. Außer Hans Sachs, der auch in dieser Beziehung, wenn auch nicht an Tiefe und Größe der Gedanken, doch jedenfalls an poetischer Auffassung die meisten übrigen Dichter überragt, verdienen nur der früheste, Hutten, und der letzte, Andreä, nähere Beachtung. Eine sehr beliebte, und durch die immer größere Entwickelung des Drama's hervorgerufene Form des Lehrgedichtes, das sogenannte Kampfgespräch, fand mehrere Bearbeiter, doch ist unter diesen auch nur Hans Sachs besonders zu erwähnen. Die Satyre wurde allerdings vielfach behandelt; da sie jedoch namentlich in den ersten Zei-

*) So unzweifelhaft die Fabel ein ganz didaktisches Ziel hat und namentlich zu jener Zeit hatte, so gehört sie doch formell zur epischen Poesie, da in ihr Begebenheiten berichtet werden, wie in der poetischen Erzählung; wir bedauern daher, nicht schon auch den Stricker (I, 19.) und Ulrich Boner (I, 223.) zur epischen Poesie gezogen zu haben.

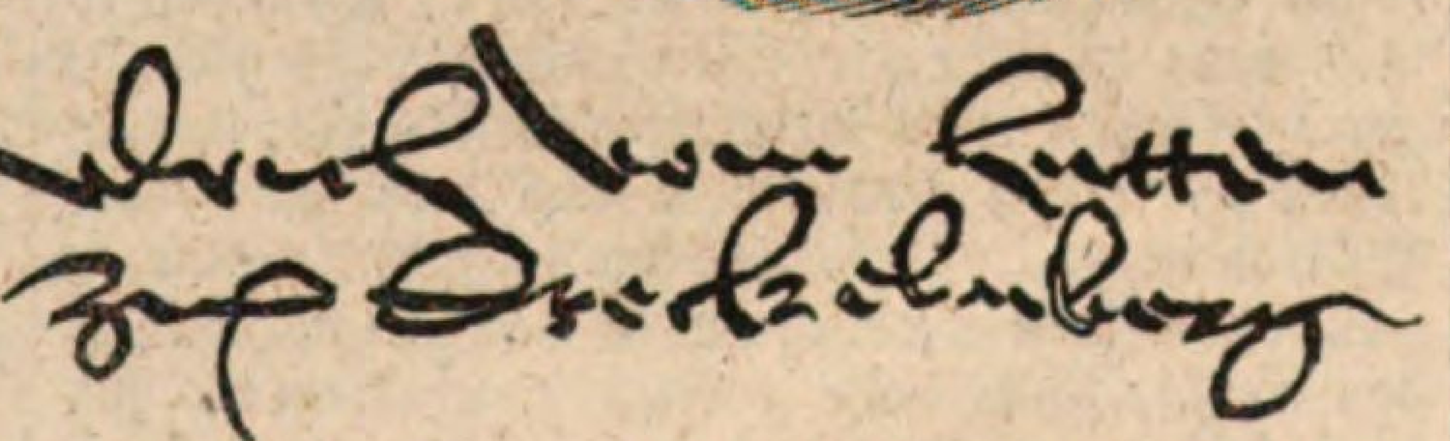
ten der Reformation beinahe ganz persönlich, wenigstens gegen bestimmte Stände und kirchliche Verhältnisse gerichtet war, so wählten die Dichter dafür lieber solche Formen der Darstellung, welche ihnen erlaubten, diese persönlichen Beziehungen schroffer hervortreten zu lassen, und es erscheinen dieselben entweder, was am häufigsten der Fall ist, als Dramen, oder auch als epische Gedichte, was insbesondere, wie schon berührt, von mehreren Gedichten Fischart's gilt. Als eigentliche Satyre ist nur der Grobianus von Dedekind (1589 als Pastor zu Lüneburg gestorben), zu nennen. Es ist dieses Gedicht zwar in lateinischer Sprache geschrieben, allein es fand solchen Anklang, daß es bald nach seinem Erscheinen (1549) ins Deutsche übersetzt wurde, zuerst (1551) von Caspar Scheidt, dessen Uebertragung füglich eine selbstständige Arbeit genannt werden kann, dann mit Benutzung derselben von Wendelin Hellbach von Mülberg in Thüringen (1567), zuletzt noch im 17. Jahrh. von Wenzel Scherffer. Fügen wir nun noch hinzu, daß am Ende des Zeitraums durch Weckherlin auch die ersten Versuche gemacht wurden, das Epigramm im Sinne der Griechen und Römer in die deutsche Literatur zu verpflanzen, so haben wir in diesem Ueberblicke der besondern Gattungen des didaktischen Gedichts, welche im vorliegenden Zeitraume behandelt wurden, zugleich auch diejenigen Dichter genannt, welche eine besondere Beachtung verdienen, und deren Leistungen daher im Folgenden näher besprochen werden sollen. Unter den übrigen, deren Zahl keineswegs klein ist, heben wir vorübergehend noch folgende heraus. Johann Freiherr zu Schwartzenberg (1463—1528) dichtete ein gut gemeintes, aber in Rücksicht auf poetische Auffassung und Darstellung ungenügendes „Memorial der Tugend", das aus einzelnen, auf Gleichnissen beruhenden Sprüchen besteht. Aehnlich, aber jedenfalls viel besser ist des Johannes Matthesius „Oeconomia oder Bericht, wie sich ein Haußuater halten soll" (1561), ein kleines Gedicht voll guter Lehren, welche zum Theil recht glücklich, in gedrängter Darstellung und volksthümlicher Sprache mit geschickter Benutzung bekannter Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten ausgedrückt sind*). Durch Fischart's Theilnahme sind auch Matthias Holzwart's „Emblemata, d. i. Eingeblümte Zierwerk oder Gemälpoesy" (1581) bekannt geworden, eine Reihe von kleinen Gedichten zur Erklärung von Holzschnitten, die weder ihrem Inhalt, noch ihrer Form nach über das ganz Mittelmäßige hinausgehen. Keinen größeren Werth hat Nikolaus Schmidt's satyrisches Gedicht: „Von den zehn Teuffeln oder Lastern, damit die bösen vnartigen Weiber besessen sind" (1568). Wir können uns daher auf die bloße Erwähnung dieser Dichter und ihrer Werke beschränken und zur nähern Betrachtung der bedeutenderen Erscheinungen übergehen.

*) So sagt er unter Anderm:

„Verzer nicht mehr, dann du erwirbst,
Sonst du in grund gar bald verdirbst.
Hab acht, wie groß sey deine deck,
Darnach dich kehr, leg, wend vnd streck
Wer oft begeht Sanct Mertens tag,
Kein Ganß noch Henn auffbringen mag;
Letzlich hauß, hoff, acker vnd Wieß
Muß in trögel vnd an Bratspieß."

Ulrich von Hutten.





Aus einem der ältesten Geschlechter Frankens stammend, wurde Ulrich von Hutten am 22. April 1488 auf der Burg Steckelberg geboren. Seine Aeltern, die ihn für das Kloster bestimmten, schickten ihn als eilfjährigen Knaben in das Stift Fulda, wo er die alten Sprachen lernte, bald aber zur Ueberzeugung gelangte, daß er keinen Beruf zum Mönchsstande habe. Da weder seine noch seiner Freunde Bitten den Vater bewegen konnten, ihn aus dem Kloster zu nehmen, entfloh er 1504, ging, von seinem Vater verlassen, zuerst nach Erfurt, dann nach Cöln, wo er mit Wimpheling, Seb. Brant u. a. trefflichen Männern bekannt wurde und 1506 nach Frankfurt a. d. O., wo er die Magisterwürde erhielt. Er trieb sich hierauf mehrere Jahre im Norden herum, kam nach großen Gefahren zu Wasser und zu Lande nach Greifswalde, wo er Anfangs von dem Bürgermeister Lötz gastfreundlich aufgenommen, dann aber schlecht behandelt wurde, so daß er sich gezwungen sah, zu entfliehen; aber von dem Diener des Bürgermeisters eingeholt, wurde er von diesem überfallen, seiner Kleider beraubt und mit solcher Wuth zerschlagen, daß die Narben der erhaltenen Wunden noch nach zwei Jahren sichtbar waren. Im schrecklichsten Zustande kam er 1509 nach Rostock, wo er die alten Schriftsteller mit Beifall erklärte, und ging darauf Ende 1510 nach Wittenberg, von da in zerrissenen Kleidern und von Almosen oder Geschenken lebend durch Böhmen

und Mähren nach Wien, wo er sich durch sein dichterisches Talent und die Anmuth seines Umgangs viele Freunde erwarb. Doch blieb er auch dort nicht lange; er ging nach Italien, kam 1512 nach Pavia, wo er zuerst von den Franzosen, dann von den Schweizern arge Mißhandlungen zu erdulden hatte und nur mit Mühe entkam. Aller seiner Habseligkeiten beraubt, zwang ihn die Noth als gemeiner Soldat ins kaiserliche Heer zu treten, mit welchem er 1514 wieder nach Deutschland gelangte, wo er bald Gelegenheit fand, die Macht seines Talents zu zeigen. Im J. 1515 wurde nämlich sein Vetter, Hans v. Hutten, vom Herzog Ulrich von Würtemberg ermordet, weil er seine Frau vor dessen Verfolgungen in Schutz genommen hatte. Da ließ Hutten Reden gegen den Mörder erscheinen, welche diesen auf das Vollständigste vernichteten, für ihn aber die glückliche Folge hatten, daß sich sein Vater mit ihm versöhnte. Bald darauf trat er für Reuchlin in die Schranken; die „Briefe der Dunkelmänner", welche zunächst gegen Reuchlins Verfolger, die Mönche in Köln, gerichtet waren, aber zugleich den ganzen Mönchsstand in seiner Sittenlosigkeit, seiner Unwissenheit und seinem Verfolgungsgeiste mit den lebendigsten Farben schilderten, hatten die ungeheuerste Wirkung, so daß die Mönche sich von diesem furchtbaren Schlage nicht wieder erholen konnten. Diese Briefe waren freilich nur zum Theil von Hutten; dagegen ist das beinahe gleichzeitige Gedicht „Der Triumph Reuchlins" sein ausschließliches Eigenthum; er setzte darin mit der ganzen Kraft seines seltenen Talents den Kampf gegen das verderbliche Mönchthum fort, und forderte darin sogar offen zur Vernichtung desselben auf, weil es Religion, Sitten und Wissenschaften zu Grunde gerichtet habe. In dieser Schrift brauchte er zum ersten Male den Spruch: „Alea jacta est" (der Würfel ist geworfen), welchen er selbst später in seinen deutschen Schriften durch den gleichbedeutenden Satz: „Ich habs gewagt!" übersetzte. Im J. 1516 ging er nach Rom, wo ihm der Anblick des üppigen Hofs Leo's X. Stoff zu mehreren trefflichen Gedichten voll Wahrheit und Schärfe gab. Nach Deutschland zurückgekehrt, ward er in Augsburg dem Kaiser Maximilian vorgestellt, der ihn (am 15. Juli 1517) zum Dichter krönte. Im J. 1518 trat er bei dem Erzbischof von Mainz in Dienste, verließ dieselben jedoch schon im folgenden Jahre, um sich nun ganz der Verwirklichung seiner Ideen zu widmen. Er wollte Deutschland vom Römischen Joche befreien, und bei seiner großartigen Weltanschauung sah er ein, daß es sich hiebei nicht bloß um die Mönche, die er fortwährend mit der schärfsten Satyre geißelte, und selbst nicht bloß um das Pabstthum, dem er durch die Herausgabe einer Schrift aus dem 15. Jahrh. an das Leben griff, sondern auch um die Vernichtung des Römischen Rechtes handelte, das schon so viel Unheil über Deutschland gebracht hatte. Luthers erste Schritte würdigte er keiner Beachtung; er hielt das Ganze nur für eine gewöhnliche Mönchszänkerei, so daß er sogar einem Freunde darüber schrieb, es sei gut, wenn sich die Mönche einander zerfleischten, es würde der Sieg über sie dann nur um so leichter werden. Erst als Luther ganz entschieden mit Rom gebrochen hatte, schloß sich Hutten an ihn an und ermahnte ihn zur Ausdauer. Vorher aber ging er noch nach Brüssel, um den jungen Kaiser Karl V. für seine Ansichten zu gewinnen, was ihm freilich nicht gelang; vielmehr mußte er sich in aller Eile entfernen, um sein Leben oder wenigstens seine Freiheit zu retten, denn seine unerbittlichen Feinde, die Mönche, suchten sich seiner durch List oder Gewalt zu bemächtigen. Er begab sich in den Schutz seines Freundes Franz von Sickingen, auf dessen Burg er mehrere Schriften herausgab; auch fing er jetzt an, **deutsch** zu schreiben (alle seine bisherigen Schriften waren in lateinischer Sprache abgefaßt, die er mit Meisterschaft behandelte), denn wohl sah er ein, daß er sich an das **Volk** wenden müsse, wenn er seinen Zweck erreichen wolle, da nur bei diesem wahre Aufopferungsfähigkeit zu finden sei. Doch auch den Adel, den er übrigens herzlich verachtete und dessen tiefe Herabwürdigung er in mehreren Stellen seiner Schriften, besonders seiner Briefe, mit den glühendsten Farben schilderte, suchte er für seine Sache dadurch zu gewinnen, daß er ihm die heranwachsende Macht der Fürsten und den drohenden Untergang der Freiheit zeigte, und es gelang ihm auch, einen Krieg des Adels gegen die Fürsten zu entflammen, der jedoch bald ein unglückliches Ende nahm, da die Seele der kriegerischen Unternehmung, Franz von Sickungen, am 7. Mai 1523 an einer tödtlichen Wunde starb. Hutten hatte sich schon früher in die Schweiz geflüchtet, weil die Krankheit, die ihm schon einen großen Theil seines Lebens verbittert hatte und an der er bald darauf sterben sollte, ihm nicht erlaubte, am Kampfe persönlich Theil zu nehmen. Von der Geistlichkeit unerbittlich verfolgt, von seinem Freunde Erasmus aus Feigheit verläugnet und verrathen, irrte er von Stadt zu Stadt und fand erst auf der Insel Ufnau im Zürchersee eine Zuflucht, die auch bald seine Ruhestätte wurde: er starb daselbst am 29. Aug. 1525 im 36. Jahre seines Alters.

Ist Hutten in literarischer Beziehung auch ganz vorzüglich durch seine lateinischen Schriften bedeutend geworden, stehen seine deutschen beinahe in jeder Beziehung hinter jenen zurück, und zeigen sie namentlich eine gewisse Unbeholfenheit der Darstellung, während seine lateinischen Werke sich gerade durch ihre unvergleichliche Lebendigkeit auszeichnen; so gebührt ihm doch auch in der Geschichte der deutschen Literatur eine nähere Besprechung, da sein Einfluß auf die Zeit höchst bedeutend war, und seine deutschen Schriften das Gepräge des ursprünglichen freien und entschiedenen Geistes der Reformation an sich tragen, der sich nur zu bald in beschränkt theologische Zänkereien verlor, sich vielleicht aber niemals in diese traurigen Abwege verirrt hätte, wenn der kräftige und klar blickende Mann länger am Leben geblieben wäre, wie man auch wohl mit Sicherheit annehmen darf, daß der Bauernkrieg eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn er, wenn sein Freund Sickingen die geistige und kriegerische Leitung desselben hätten übernehmen können. Denn daß dies geschehen wäre, kann wohl nicht bezweifelt werden, wenn man den Charakter und die Ansichten dieser beiden großen Männer nicht verkennt. Hutten betrachtete die Reformation nicht vom beschränkten theologischen Standpunkte aus, ihm war sie der Kampf um Bildung und Befreiung von jedem verdumpfenden Joch, mochte es in den kirchlichen oder in den Rechtsverhältnissen seinen Grund haben, mochte es durch den Einfluß der römischen Hierarchie oder durch das

verkrüppelte Staatsleben herbeigeführt worden sein. Er verachtete den Adel, weil derselbe in Rohheit versunken war, und doch schloß er sich ihm an, weil er durch ihn die heranwachsende Macht der Fürsten zu vernichten hoffte, in welcher er mit sicherem Blick den Untergang des Reichs erkannte. Leider bedachte er nicht, daß bloß rohe Kraft ohne moralische Tüchtigkeit, ohne andere, als selbstsüchtige Zwecke, nicht fähig ist, einen Kampf, wie er ihn wollte, siegreich durchzuführen. Das Unglück für ihn und Deutschland war, daß er die unverwüstliche moralische und physische Kraft des Volks nicht lebendig genug erkannte, wenn er auch eine Ahnung davon hatte; daher unterlag er, ehe das Volk in Bewegung kam, und als dieses sich erhob, waren die einzigen Führer, Hutten und Sickingen, nicht mehr, die es zum Siege hätten leiten können.

Von Huttens prosaischen Schriften wird später die Rede sein; hier haben wir nur seine didaktischen Gedichte zu erwähnen. Die „Klag über den Luterischen Brandt zů Mentz" stellt die vom Erzbischof zu Mainz befohlene Verbrennung der Lutherischen Schriften als eine Verhöhnung der Befehle Gottes, als einen Abfall vom reinen Evangelium dar. Bedeutender ist die „Clag vnd vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapstes zu Rom vnd der vngeistlichen geistlichen", schon deshalb, weil er darin offen zum Kampf gegen die Gewalt des römischen Hofs auffordert und den Kaiser, den Adel und die Städte ermahnt, die Waffen zu ergreifen, wenn freundliche Mahnung nicht helfe. Das Gedicht ist, als solches betrachtet, zu gedehnt: Hutten war von seinem Gegenstande so mächtig ergriffen, daß er Manches zwei und dreimal wiederholte, weil er glaubte, es nicht oft genug sagen zu können. Es fehlt daher dem Ganzen an einer rechten Anordnung; aber die einzelnen Stellen sind lebendig und von überzeugender Wahrheit, besonders diejenigen, in welchen er von seinem Aufenthalt in Rom erzählt, wo er das üppige, unchristliche Leben des Pabstes und der Geistlichen gesehen, wo er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es diesen nicht um das Christenthum, sondern nur um Geld zu thun sei, das sie zu ihrem lasterhaften Leben nöthig hätten. Nur aus Furcht, ihre Einnahmsquellen zu verlieren, bekämpften sie jede bessere Regung, und weil die Wahrheit nicht auf ihrer Seite sei, suchten sie dieselbe durch die grausamsten Mittel zu unterdrücken. So hätten sie einst Huß und Hieronymus verbrannt, und ihn, den Dichter, verfolgten sie mit Gift und Dolch; allein wenn ihm auch unvermeidlicher Tod drohe, so wolle er doch nicht aufhören, die Wahrheit zu verkünden und die Tyrannen zu bekämpfen. Aber, ruft er dann aus, wo ist der Deutschen Muth hingekommen? wo ist ihr alt Gemüth und Sinn, wo ihre Mannheit? Die alten Römer waren wohl tüchtig und werth, über die Welt zu herrschen, doch wurden sie von den Deutschen aus dem Lande vertrieben, weil diese keine fremden Herren haben wollten. Jetzt, fährt er fort, haben wir zwar keine tapfern Leute zu fürchten: in Italien lebt ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Tugend, und ohne Muth, das Nichts vom Kriege weiß, bei dem ich nie eine männliche That noch weisen Rath gefunden habe; dort leben Männer, die nie eine Wunde gewannen, sie müßten denn von ihren Huren zum Liebeszeichen gebissen worden sein, und von solchen Leuten lassen wir uns beherrschen! Wenn der Pabst alle Gebote Gottes verletzt, die er verkündigen sollte, wenn er nur nach Geld fischt, statt nach Seelen, wie können wir solche Schmach noch länger tragen? Ich sage, wir sollen das Joch abwerfen, es ist die Zeit hiezu endlich gekommen. Und nun fordert er die Deutschen auf, sich zu ermannen und die Tyrannei abzuschütteln, indem er die hauptsächlichen Klagepunkte gegen Rom kurz wiederholt (s. den unten mitgetheilten Abschnitt).

Als Hutten mit Sickingen die Erhebung des Adels gegen die Fürsten vorbereitete, ließ er „Bei dem Wein aus dem freien Frankenland" ein anderes Gedicht erscheinen, welches unter dem Titel „Beklagunge der freistette deutscher nation" die Städte aufforderte, mit dem Adel gemeinschaftliche Sache gegen die Fürsten zu machen, welche die gemeine Freiheit unterdrückten, und die Städte wie den Adel zu vernichten suchten. Wir theilen auch dessen Inhalt in gedrängter Uebersicht mit, weil sich Huttens politische Ansichten darin klar und entschieden ausgesprochen finden. Einheit, sagt er, ist das einzige Rettungsmittel; in den vergangenen Zeiten hat sich selbst der Geringste an den Kaiser um Abhülfe wenden können, aber jetzt ist das ganze deutsche Land verrathen, die Fürsten haben die Macht an sich gerissen, und mißbrauchen sie zur Unterdrückung der Freiheit. Ich weiß, sagt er, daß man mich noch aus dem Lande verjagt, weil ich Solches nicht verschweigen kann, „doch ist es war vnd ist nit recht, Man wöll denn machen krumb zů schlecht Vnd wandeln schwartz in weiß gestalt". Man kann, fährt er fort, nicht mehr zu seinem Recht gelangen, denn die Fürsten haben sich mit bestechlichen Juristen umgeben, denen die Leitung der Geschäfte übertragen ist. Wer kein Geld hat, erhält Unrecht, und doch wird, um sie zu unterhalten, Land und Volk ausgesogen. Der Raub nimmt täglich zu, denn auch die Fürsten haben nie genug, und reißen bald eine Stadt, bald eine Burg an sich, es ist bei ihnen weder Glauben noch Treue mehr zu finden. Und versammeln sie sich einmal zur Besprechung ernster Dinge, so vergessen sie dieselben, und statt zu berathen, wird gepraßt und der Armen Gut verzehrt. Ihr Geleit ist eine Schinderei, sie drücken das Volk mit Zöllen und Mauten, und wer ihren Schutz anspricht, muß ihn theuer bezahlen. Und so viel sie schon verschlungen haben, so sind sie doch nicht satt, und denken immer auf neuen Raub. Freilich ist jetzt der Kaiser abwesend, und nun benutzen sie die Gelegenheit zu ihrem Vortheil, da ihnen Niemand widersprechen darf. Ueberhaupt können sie die Wahrheit nicht leiden; darum verbieten sie auch Luthers Lehre, als ob sie sträflich sei; sie wissen gar wohl, daß ihre Macht vergehen müßte, wenn Gottes Wort siegte. Kein Türke und kein Heide würde dem Volke solche unbillige Dinge auferlegen, als die Fürsten thun, drum thut es Noth, das Joch abzuschütteln und sich zur gemeinsamen Abwehr zu vereinigen. Nur wenn sich die Städte mit dem Adel verbinden, schließt er, kann man den Fürsten widerstehen, dem deutschen Volke helfen und Schaden, Spott und Hohn der Fremden vermeiden, welche schon anfangen, von den Deutschen mit Verachtung zu sprechen.

Schluß der „Clag vnd Vermanung wider den Gewalt des Bapsts".

Dir Gott allein gehört die Ehr,
dein ist der gwalt, du bist der Herr!

Ob einer schon ein kronen tregt
vnd jhm vil gotheit auch zůlegt,
Das mag doch nit abbrechen dir.
So mögen auch nit irren wir,
Die stohn bey deiner warheit stet,
ob vns der bapst schon gscholten hett
Du weißt, das er nit hat die macht
nach der er jtzt vnd teglich tracht;
Er ist der kirchen glid, als ich,
vnd soll ein brůder nennen sich,
Dann du gemeiner Vater bist,
drum er auch Vater vnser list
Gleich andern Christen in gemein:
wie kan ers dann seyn als allein
Da Petrus helt die schlůssel hin,
da sagst du jhm nach deinem sin,
Wie er sein brůder halten solt,
der seiner ler nit folgen wolt:
Den solt er bey der kirchen gar
verklagen, ihm beweisen war.
Das ist gewest dein höchster gwalt;
wer hat dem bapst dann zůgestalt,
Das er der kirchen vberlieg,
vnd wider jhn dörff niemands krieg,
als sey sein ler alls, was er lieg?
Wie ander bischof gwalt er hat,
deim volck zů geben gůten rat:
Das ist dein meynung allzeit gwest,
wer hören sich nun weiter lest,
Dem söllen wir nit ghorsam seyn,
als weiset vns die Predigt dein:
Wer nit geh durch der warheit thůr,
hab nit die rechten hirten kůr
Vnd sey ein dieb, als du jhn heist.
So nun der bapst nach anderm kreist
Vnd sůcht geld, wo ers finden mag,
denkt nit, was er fůr bůrden trag,
Zů fischen nach der selen heil,
nit tragen deine gnaden feil:
Wie können wir dann leiden, das
er sich erheb in solcher maß?
Ich sag, wir söllens gar nit thůn,
vnd acht, die zeit sey eben nun,
Got habs gespart auff dise zeit,
das werd dis nation gefreyt
Vnd gworfen ab das harte joch,
darunter man beschwerlich zog.
Ich hoff, kůng Carlen geh vns mit,
laß selbs sich vnterdrucken nit,
Darumb ich jm bereit zů gůt
kein arbeit sparen, noch mein blůt,
Vnd ruf alle fromme Teutschen an.
Wolauff, herzů! wer will mit gahn,
Die Ketzerei zů nemen hin,
die treibt der babst vf seinen Gwin:
Dem welln wir nehmen hochfart ab,
vf das er gůt gewissen hab
So bhalten wir bey vns das gelt,
das sonst hinein gen Rom hinfelt,
Vnd wird der christlich glaub gemert,
die newen lůgen abgezert.
Wo einer dann ein pfaff will seyn,
můß haben nit allein den schein,
Mit wercken er auch folgen sol,
dann wirds erst stehn im glauben wol.
Hierumb all fůrsten ich vorman
den edlen Carolum voran,
das sie sich sollichs nemen an,
Den adel vnd die frommen stett:
dann, wem dis nit zů hertzen get,
Der hat nit lieb sein vatterlandt,
jm ist auch Gott nit recht bekant.
Herzů, jr frommen Teutschen all,
mit gottes hilf der warheit schall,
Ir landtsknecht vnd jr reuter gůt,
vnd all, die haben freyen můt!
Den aberglauben tilgen wir,
die warheit wider bringen hier;
Vnd dweil das nit mag seyn in gůt,
so můß es kosten aber blůt;
Da nem jm keiner bschwernis ab,
wie wol jchs selbs gescheuchet hab
Hoff zů erfinden ander maß,
Nun aber nit wil helffen das,
So můß man tůn, was fůgen wil.
Wol auff! es ist die zeit vnd zil!

Wir haben schimpffs gehabt genůg,
vnd sehen nun jr list vnd betrug,
Glaub, niemant förder mer jr sach.
An diser sach kein man verzag!
Ob die schon von der Priesterschafft,
die ist mit heiliger Weih behafft,
Vns sagen werden lange mär,
die sol jm keiner machen schwer:
Denn Got dein Geist lest hauffen nit,
Da hat die sel ein solchen sitt.
Wo aber priester leben wol,
da weis man, wie mans halten sol:
Dann weit ist Gottes weih von den,
die liegen in der sůnden pön,
Vnd treiben schant vnd vngebůr,
auff frewd vnd wollust dencken nur,
Als man die pfaffen leben sicht,
der keiner schier nach eren sicht;
Die treiben gar nit priesters ambt.
Doch mein ich sie nit allesamt:
Den frommen welln wir bieten er,
sie lieben allzeit fast vnd sehr.
Die bösen aber, wie ich sag,
von den ich hie vnd immer klag,
Die sol man straffen, des ist not:
wers thůt, jm wills belonen Got.
Da sol kein frommer zweifeln an:
dann ob nit kem mer nutz daruan,
so ists doch recht vnd wol gethan,
Der bös exempel andern giebt,
das man den von den leuten schiebt
Vnd tilget ab, auf das nit mer
verfůret werd ein gantzes heer.
Hierumb ich wider repetir,
wer disen handel treibt mit mir
In gleichem Vorsatz vnd gemůet,
mit reinem gwissen, aller gůt,
Das kom ein besserung darab,
der wird Gott zů eim helffer hab.
Drumb her, jr Teutschen, nemt ein hertz:
Ir habt gelitten großen schmertz,
Das můssiggenger sonder zal
in frewden lebten ůber all,
Die weder leuten nutz, noch Got:
des leiden ander armuts not.
So vil der bettel orden sind,
die stets aufftreiben gůt geschwind,
Vnd mert der hauff sich teglich noch,
ist wider Christus predig doch.
Nur einen orden Got wolt han:
da schreibt sant Paulus erstlich van,
Ich mags euch weisen, das jrs lest.
Seit bettel orden seind gewest,
So hat es nie gestanden wol
im glauben, als man sehen sol.
Secht an, was treibens in der beicht;
denn wer dasselbig achtet leicht,
Der hat der sachen nit verstand,
ich wil geschweigen grosser schand,
Die da geschieht: so schwatzens ab
beid weib vnd mannen gůt vnd hab,
Wo dann ein frommer sterben můß,
ins kloster geben ist sein bůß.
Also komt gůt von vns auff die,
die brauchen, was sie mögen hie;
Das ander auß gen Rom man tregt:
ist niemant hie, den solchs bewegt?
Ist niemant, der darzů wöll thůn?
Wol auff, jr frommen Teůtschen nun!
Vil harnisch han wir vnd vil pferd,
vil hellebarden vnd auch schwert,
Vnd so hilfft freuntlich manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter jemands nach:
mit vns ist Gottes hilff vnd rach,
Wir straffen, die seind wider Gott:
wol auff, herzů! es hat nit not!
Wir haben aller sachen fůg,
gůt vrsach vnd der halben gnůg.
Sie haben Gottes wort verkert,
das christlich volck mit lůgen bschwert:
Die lůgen welln wir tilgen ab,
vff das ein liecht die warheit hab,
Die war verfinstert vnd verdempfft.
Gott geb jm heil, der bey mir kempfft:
Das hoff ich, mancher ritter thů,

manch graff, manch edelman dar zů,
Manch bürger, der in seiner statt
der sachen auch beschwernis hat,
Vff das ichs nit anheb vmbsunst.
Wol auff, wir haben Gottes gunst:
Wer wolt in solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt: das ist mein Reim!
Amen!

Hans Sachs.

So wenig Hans Sachs als didaktischer Dichter gewöhnlich beachtet wird, so sehr verdient er doch als solcher nähere Betrachtung, da seine hierhergehörigen Dichtungen nicht nur weitaus zu den besten der Zeit gehören, sondern auch an sich sowohl durch die Trefflichkeit der darin ausgesprochenen Gesinnungen, als durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts auszuzeichnen sind. Es gibt beinahe kein Verhältniß des öffentlichen, wie des häuslichen Lebens, keine Seite des menschlichen Herzens mit seinen Hoffnungen und Wünschen, mit seinen Lastern und Tugenden, die er nicht mit der ihm eigenthümlichen Innigkeit und Treuherzigkeit besprochen hätte, die selbst dann noch wohlthätig hervortritt, wenn er von den gewöhnlichsten Dingen handelt, wenn er z. B. in dem Spruchgedicht „der gantz haußrat" alle Geräthschaften aufzählt, die zu einer wohleingerichteten Haushaltung gehören oder in dem „der Hundert Thierlein mit jhrer Art vnd Natur" deren Eigenschaften darstellt. Sehr häufig legt er seinen didaktischen Gedichten Stellen aus dem alten oder neuen Testamente, aber auch oft aus den Griechen und Römern zum Grunde, die er theils aus Uebersetzungen, theils aus einzelnen Auszügen kannte, und man muß über die große Belesenheit des schlichten Mannes erstaunen, dem Nichts von dem entgangen zu sein scheint, was seit Erfindung der Buchdruckerkunst aus der klassischen, wie aus der modernen Literatur bekannt gemacht worden war. Auch die Form und die äußere Einkleidung seiner didaktischen Poesien ist sehr mannigfaltig, denn es hat ein verhältnißmäßig nur kleiner Theil derselben den Gang und die Haltung der einfachen Spruchgedichte. Zu diesen gehören namentlich die Darstellungen der Tugenden und Laster, wie der verschiedenen Zustände und Verhältnisse des Lebens, die er nach ihren charakteristischen Eigenschaften und ihren Einwirkungen auf den Menschen schildert, wobei er eine tiefe Welt- und Menschenkenntniß und treffliche Beobachtungsgabe an den Tag legt, und zugleich die edelsten, von wahrer Frömmigkeit beseelten Gesinnungen entfaltet, die bei all ihrer sittlichen Strenge doch niemals den Charakter der freundlichsten Humanität verläugnen. Viele seiner belehrenden Dichtungen haben eine allegorische Einkleidung, welche gewöhnlich nach Art der älteren didaktischen Gedichte (I, 685) mit der Schilderung eines Spaziergangs beginnt, der ihn bald in einen kühlen Hain, bald in eine blühende Aue führt, wo ihm entweder irgend eine seltsame Erscheinung, ein Zwerg, ein göttliches Weib begegnet, oder wo er, vom Schlafe überfallen, einen wundersamen Traum hat. Sehen diese Eingänge auch alle einander gleich, so wiederholen sie sich doch niemals in der Darstellung des Einzelnen, und man muß schon hierin bewundern, welch ein Reichthum in Anschauungen und Ausdruck dem alten Meister zu Gebote stand. Aber auch diese gleichsam stehende Form belebt er durch Mannigfaltigkeit der Entwickelung. Bald führt er uns die verschiedenen Tugenden vor, die er mit Geschick personificirt, und denen er Klagen über die lasterhafte Welt in den Mund legt, so die Keuschheit, die Zucht, die Freundschaft, die Nächstenliebe; oder es sind Göttinnen, die Musen, ein Waldbruder, ein Ehrenhold, durch welche er die Klage über die Verdorbenheit der Menschen aussprechen läßt. Am häufigsten gibt er aber seinen didaktischen Gedichten die Form eines Gesprächs zwischen entgegengesetzten menschlichen Neigungen, Leidenschaften oder Zuständen, weshalb er sie auch Kampfgespräche nennt. Es gehören dieselben zu den gelungensten seiner didaktischen Poesien; sie sind meistens in wahrhaft edlem Ton gehalten, haben eine seltene Gedankenfülle, und die einleitenden Schilderungen sind voll malerischer Anschaulichkeit. Unter denselben zeichnen sich namentlich die Gespräche zwischen „Kühnheit und Geduld", „Zorn und Sanftmuth", „Armuth und Reichthum", „Tod und Leben" und ganz besonders das zwischen „Alter und Jugend" aus, das wir nur wegen seines zu großen Umfangs nicht aufnehmen. Oft tritt der Dichter selbst als Zwischenredner auf, wie in dem unten aus der Leipziger Handschrift mitgetheilten, bis jetzt noch ungedruckten Gedicht: „Die vnmessig Fraw Schalckheit". Eine weitere Lieblingsform des Dichters ist die Vergleichung, und er ist darin in der That oft sehr glücklich: die hiehergehörigen Gedichte sind bei aller Anspruchslosigkeit reich an poetischen Anschauungen und an treffenden Gedanken; auch verlieren sie sich selten in Weitschweifigkeit, welche seinen meisten didaktischen Poesien eigenthümlich ist; zudem sind die Bilder beinahe ohne Ausnahme gut gewählt und geistreich durchgeführt. Zu den besten gehören die Vergleichungen des menschlichen Herzens mit einer Mühle, des Lebens mit einem Bretspiele oder auch mit dem Wein, des Geizhalses mit der Otter, eines Tyrannen mit einem Panther, der blinden Weltkinder mit einer Eule, des Bulers mit dem Pfauen, in welchen allen der Dichter eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von poetischen Anschauungen, großen Reichthum an treffenden Gedanken und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens beurkundet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Stoffe erwähnen und besprechen wollten, welche Hans Sachs in seinen didaktischen Poesien behandelt hat; denn er hat in ihnen Alles niedergelegt, was er in seinem langen Leben erfahren und bei seiner lebhaften Empfänglichkeit in sich aufgenommen hatte; wir begnügen uns daher, nur einige Seiten vorzugsweise hervorzuheben, und übergehen z. B., so trefflich sie auch sind, die zahlreichen Gedichte, in welchen er das häusliche und eheliche Leben, die Männer und die Frauen nach ihren hervorragenden Eigenschaften u. s. w. schildert. Bei seiner innigen Frömmigkeit war ihm die Religion eine wahre Herzenssache und viele seiner Dichtungen sind ihr gewidmet. Wir haben schon gesagt, daß er den lebhaftesten Antheil an der Reformation nahm; schon im J. 1522 veröffentlichte er ein Gedicht, welches großen Anklang fand, und nicht wenig zur Verbreitung der neuen Lehre beitrug. Es ist dies „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret vberall". Von dem falschen Mondschein geblendet, dies ist der kurze Inhalt des langen Gedichts, hat sich eine Heerde (die christliche Gemeinde) von dem Hirten und der guten Weide in eine Wüste verirrt, wo sie unter reißende Thiere geräth. Viele

Schaafe werden von ihnen, besonders von dem Löwen (Pabst Leo) zerrissen, und die Heerde verzweifelt schon an jeder Rettung, als plötzlich eine wonnigliche Nachtigall (Luther) ihre liebliche Stimme erhebt und die, welche ihr nachfolgen, auf eine schöne, blumige Aue geleitet, wo die Sonne hell scheint und die Quellen fließen. Da sucht der Löwe vergeblich die Nachtigall zu erwürgen; die Waldesel, Schweine, Katzen und Frösche erheben vergeblich lautes Geheul, ihren süßen Gesang zu übertäuben: „aber jhr heulen ist alles fel, Die nachtigall singt jhn ze hell Vnd thut sie all ernieder legen"; keines von den Schaafen, welche die schöne Weide betreten, läßt sich verleiten, in die mit Unkraut bedeckte, von Otterngezücht und reißenden Thieren bewohnte Wüste zurückzukehren. Nach dieser Einleitung folgt eine lange Auseinandersetzung derjenigen Glaubenssätze und äußeren Verhältnisse in der katholischen Kirche, welche besonders von Luther und seinen Anhängern bekämpft wurden, und das Ganze schließt mit der Aufforderung, des Pabstes Wüste zu verlassen und sich wieder dem guten Hirten Jesus Christus zuzuwenden. Dem reinen und unverfälschten Sinn des Dichters waren aber auch die nachfolgenden unter den Protestanten ausgebrochenen Streitigkeiten ein Gräuel; es schmerzte ihn, daß die kaum erkämpfte Wahrheit wieder verdunkelt werden sollte, und er sprach seinen gerechten Zorn darüber in mehreren bemerkenswerthen Gedichten aus, so im „Evangelium", wo er den Fürsten und Gewalthabern geradezu vorwirft, daß sie die neue Lehre nur aus Eigennutz angenommen hätten, und in der „gemartert Theologie", in welcher er die verschiedenen Parteien unter den Protestanten anklagt, daß sie nicht nach der Wahrheit strebten, sondern nur mit tadelnswerther Selbstsucht und Rechthaberei daran dächten, ihre Ansichten geltend zu machen, weshalb sie die Bibel nicht nach ihrem einfachen, klaren Sinn erklärten, sondern deren Worte verdrehten, um ihre eigenen Meinungen darin zu finden.

Mit eben derselben Entschiedenheit spricht sich Hans Sachs in einer Reihe von Gedichten über das Verderben der Zeit aus; und er wendet sich hiebei nicht bloß an die Bürger und Bauern, er wagt es auch, die Fürsten und den Adel ihrer Tyrannei und Raubsucht anzuklagen; so in allgemeinen Zügen in der schon erwähnten „Fraw Schalckheit" (1), noch eindringlicher im „Eigennutz" und im „Klagend Ehrenhold über Fürsten und Adel" (2). Der Dichter findet in einem Wald den Ehrenhold traurig sitzen; es ist ihm „ein starck eysern magenschloß" durch den Mund geschlagen, denn man wolle, sagt er dem Dichter, die Wahrheit nicht mehr hören, zu deren Verkünder ihn Karl der Große eingesetzt habe. So lang er sein Amt habe verwalten dürfen, da hätten Könige, Fürsten und Adel aus Furcht vor Entehrung tugendhaft und züchtig gelebt, jetzt aber sei bei allen das größte Verderben eingerissen, das er nun in seiner ganzen Gräßlichkeit schildert.

Hatte aber des Dichters Stimme bei dem Volke Gehör gefunden, als er sie für die neue Lehre erhob, so blieb sie dagegen von Fürsten und Adel, so wie von den kirchlichen Parteien unbeachtet; die Nachwelt aber freut sich des trefflichen Mannes, dessen schönes Talent durch den Adel und die Hochherzigkeit der Gesinnung verherrlicht wird. Zu den besten Gedichten, in welchen er das Verderben der Zeit im Allgemeinen schildert, gehört das „Von dem Teuffel, dem die Höll will zu eng werden". Der Dichter erzählt, er sei einst dem Teufel begegnet, welcher ihn gefragt habe, wo er die besten Werkleute finden könne; die Hölle sei zu eng geworden, so groß sei jetzt das Gedräng der Seelen. Da erschrickt der Dichter darüber und sucht den Teufel von seinem Vorsatz abzubringen, indem er behauptet, jener sei falsch berichtet, denn seit Christus auf die Welt gekommen, seien die Menschen fromm und tugendhaft geworden, Pabst und Bischöfe, fährt er fort, sind demüthig, kümmern sich weder um Reichthum, noch um weltliche Dinge, studiren Tag und Nacht, leben keusch und sind ohne Falsch und Heuchelei. Die Könige und Fürsten sind milde Herrscher, sie beschützen die Unterdrückten, handhaben die Gerechtigkeit, halten Friede und Ordnung, daß Niemand des Geleites mehr bedarf, und dulden keine Schmeichler. In derselben Weise lobt er nun den Adel, die Städte und die einzelnen Stände; überhaupt, sagt er, sind alle Menschen fromm, redlich, keusch, verträglich, und du brauchst deine Hölle nicht größer zu machen, da du für die Türken und Heiden genug Platz darin hast. Der Teufel aber sah den Dichter mit wildem Blicke an und wollte ihn schon ergreifen, um ihn für seine Lügen zu bestrafen; doch ließ er auf seine Bitten von ihm ab. Wenn du mir, sagte er, zehn fromme Männer herbeischaffen kannst, die dies Alles beschwören, was du behauptet hast, so sollst du frei sein, wo nicht, will ich dich mit ihnen in die Hölle führen. Nun suche ich seit zehn Jahren, schließt der Dichter, aber Niemand will für mich zeugen, und so habe ich auf den jüngsten Tag appellirt, wo wir, nicht wegen unserer Frömmigkeit, sondern durch Christi Gnade die Hölle überwinden werden.

1. Die vnmessig Fraw Schalckheit.

[E]ins tags vergangen in dem Sumer,
Als in dem teutschlant Angst vnd Kumer
Fast auf acht jar het than resiern,
Ging in vnmût aus spaciern,
Die weil es sich zw fried vnd rw
Doch gar nirgent welt schicken zw,
Was man dar zwischen handeln thet
Doch über all kain würckung het,
Solch vngelück zw vntersten;
Sam welt es als zw trümern gen,
Stelt es sich im lant vberal.
In den gedancken ich zwmal
Ging im wald zw der puechen klingen,
Vnd höret zw der Fögel Singen,
Vnd also langsam Fûs vm Fûs
Kam von dem weg in ain wiltnus
Fer hin hinter an weg vnd sas
In ain Dal, das verwachsen was
Mit paimen, heck, dicken gestrows
Darin das wild het sein gehaws.
Als ich hin ging in dem gedrecht,
In ein Gesteudig ich aufspecht
Ein weibs pild sitzen auf aim Stain
Sam mat vnd müd, einig allain
Vnd mit schwais vberal perunen:
Ir antlitz leuchtet, wie die Sunen,
Holtselig, sams Fraw Venus wer.
Als ich drat aber neher der,
Sas sie in ainem gulden stück,
Vnd het zwen Fluegel in dem rück
Aller Ding wie ein Fledermaus;
Vnden het sie ein schwanz hinaus
Eben gleich einem lintwurm:
Den verpargs mit hefflichem fürm.
Ich erschrack in dem herzen mein,
Dacht doch, das weib ist die merfein,
Fraw Melusina, die greffin zart,
Welche also verflüechet wart,

Das sie ir lebenlang allein
Mús also in der wiltnus sein.

Der Dichter:

Ich fast ain hertz vnd drat hin zw
Vnd sprach: Ich peschwer dich, das dw
Mir hie anzeigest, wer dw seist
Ein warer mensch oder ain geist,
Auch was dein thun vnd lassen sey.

Fraw schalckheit:

Fraw Schalckheit antwort wider frey:
Ich wil mich hie dir gar nit nennen,
Du solt mich pillig selb wol kennen,
Die weil mich kung, fürsten vnd Hern
Mich als ein göttin thun verern;
Der gleich in Stetten Deutscher lant
Pin allen Stenden wol pekant,
Bey den ich teglich hab mein wandel,
Mein gescheft vnd Emsigen handel,
Das nichs so clain wirt aufgericht,
Das man mich darzw prawchet nicht.

Der Dichter:

Ich sprach: Hastw so vil zw than
On Vnterschaid pey iederman,
Wie kanstw den vberall sein?

Fraw schalckheit:

Sie sprach: Siehst nit die Flúgel mein?
Darmit schwing ich mich hin vnd wieder
Zw allen Stenden auf vnd nieder
Itz da, den dort, das in meim ambt
Werd nichs verwarlost vnd versambt,
Sunder als ornlich aufgericht.

Der Dichter:

Ich sagt: O welst verhalten nicht
Mir, was sey dein Erlicher wandel,
Weil dw must sein in allem handel.
Dw wirst vileicht sein die fraw glúck,
Die hilfflich ist in allem stúck
Baide ober vnd vnterthonen,
Bey wem sie ist mit gnaden wonen.
Bist fraw glúck, so gieb dich ze kennen.

Fraw schalckheit:

Sie sprach: Ich wil mich dir nit nennen.
Darumb los ab von deiner frag.

Der Dichter:

Ich sprach: So pit ich aber, sag,
Dw pist vileicht Minerva weit,
Ein getin der edlen weisheit,
Die hilft erhalten alle stent,
Voraus die hohen regiment.
Bistw die, so zaig dich mir an,
Dir gepúrlich Er zw than,
Der dw wol wirdig pist auf erd.

Fraw schalckheit:

Schalckheit sprach: Laß mich vnpeschwerd
Weiter nach meim namen zw fragen.

Der Dichter:

Ich sprach: So pit ich, thw mir sagen,
Was ist dein ambt pey menschling gschlecht.
Aus dem wirt leichtlich ausgespecht
Dein nam, nach welchem mich thút dúrsten.

Fraw schalckheit:

Schalckheit sprach: Bey herren vnd Fúrsten
Bin gwencklich ich auf reichstegen,
Bey den púntnúsen vnd vertregen,
Der gleich in handlung vnd ratschlegen,
Da thw ich mich gewaltig regen:
Der kaines wirt verpracht an mich.

Der Dichter:

Ich sprach: Der gar keines frag ich,
Sunder was sey dein wúrcklich dat?

Fraw Schalckheit:

Fraw Schalckheit sprach: Wo in dem rat
Etwas wirt vorgenumn die Zeit
Zw handlen nach gerechtikeit
Zw nútz vnd wolfart deutschem lant
Trewlich vnd mit hohem verstant,
Vnd wen man es gleich wil peschliessen,
So thw ich riegel vnterschiesen,
Das solichs nit von Staten ge
Vnd pleibt den hangen gleich wie E.
Vnd mo man schon peschliessen thút
Gemainem Nutz zv wolfart vnd gút,
So richt ich doch an frw vnd spat,
Das mans nit angreuft in der that,
Sunnder pleibt nur in worten hangen,
Wies her ein lange Zeit ist gangen.
Schaw das kan pey den Fúrsten ich.

Der Dichter:

Haimlich det ich das Creutz vur mich
Vnd dacht: Gwis wirst der Dewffel sein;
Doch wil ich pas forschen allein,
Sprach: Was thúst pey den Fúrsten mer

Fraw schalckheit:

Fraw schalckheit sprach: Ich hilff in ser,
Das sie hoffhalten gros vnd prechtig,
Sam sein sie gwaltig, reich vnd mechtig;
Darzw ich sie pereden kan,
Weil ich mein nútz auch hab darfon,
Auch sehr günstige herren hab.

Der Dichter:

Ich sprach: Durch pracht nembt aber ab
Die herschaft an gút vnd reichthum.

Fraw schalckheit:

Schalckheit sprach: Zv hilff ich in kum
Durch die Finantzer, die so schwind
Durch mich auch ab gerichtet sind:
Die machen gelt durch vil auf setz,
Das man das lant ausawg vnd schetz
Darmit sie gelt zw wegen pringen.

Der Dichter:

Ich sprach: Wens aber nit kan erschwingen,
Die lantschafft nicht mer zw geben hetten?

Fraw schalckheit:

Fraw schalckheit sprach: Bey den reichsteten
Entlehens pey den purgern gelt
Auf verschreibung der pfant gemelt!
Da hilff den steten ich on rú
Das sie ins saltz geben darzu,
Vnd sateln in den gaul gar hech.
Oft zalen sie doch selb das glech,
Das in der hauptsum wirt nit vil;
Wan ich kumb zwischen kugl vnd zil,
Richt etwan ainen lermen an,
Das es vber die stet thut gan;
Wan ich pered die Fúrsten schlecht,
Was sie nur thun, sey alles recht:
Darumb habn mich die Fúrsten holt.

Der Dichter:

Ich sprach: Ains ich gern wissen wolt·
Was thústw zv hoff pey dem adel?

Fraw schalckheit:

Fraw schalckheit sprach: Wen sie auch Zadel
Haben an gelt, so thw ichs leren,
Das sie sich in dem stegraiff neren,
Vnd rais dún auf der stras.

Der Dichter:

Ich sprach: Das stúck ercler mir pas,
Wan ich hab es noch nit vernumen.

Fraw schalckheit:

Sie sprach: Dw pist gen hoff nie kumen,
So dw nit waist, was dieses sey.
Im Stegraiff nern, haist rauberey,
Wegn auf hawen, kaufflewt fangen:
Solchs als helff ich haimlich erlangen
Vnd mus als auf laugen geschehen,
Die Fúrsten den durch die Finger sehen.
Also helt ich ob in mein hant,
Das es pleibt vngestraft im lant.
Schaw sólchs ich pey dem adl aufricht.

Der Dichter:

Ich sprach: Ich pit, verhalt mir nicht,
Thw mir aufs clerlichst auch pedewten,
Was thúst zw hoff pey den amptleuten,
Am hofghricht vnd in der Canczley,
Bey Castnern, Vöckten vnd auch pey
Kechen vnd kellnern hin vnd wider?

Fraw schalckheit:

Sie sprach: Ich richt an, das ain ider
Haimlich auf seinen hauffen schart,
Seim ampt mit augendinst aufwart,
Das er múncz in seim Seckel hab,
Vnd neme haimlich schenck vnd gab:
Wer da wol schmirt, der selb fert wol.
Wirt gleich des Fúrsten kast nit vol,
Da fragen die ampt leut nicht nach.

Der Dichter:

Ich lachet des vnd wider sprach:
Was ist in steten den dein prauch?

Fraw schalckheit:
Fraw schalckheit sprach: Da thw ich auch
In Steten, was ich zv hoff hab thon.
Die reichen purger richt ich on
Auf wücher vnd auf den verkauff,
Auf Schwind, Financz der kauflewt hauff,
Auf all vorteil den hantwercks man,
Die pawrn ich auch abrichten kan
Auf allen delpischen peschies.

Der Dichter:
Ich sprach: Sag mir auch an verdris,
Pist auch pey gaistlichen vnd glerten?

Fraw schalckheit:
Fraw schalckheit sprach: Der verkerten
Hab ich auch vil vnter meim Fanen:
Ein ander schmehen vnd verpannen,
Die pösen die frumen vertreiben,
Das sie pey gwalt vnd gütern pleiben,
Hilff auch den auf der Frumen seiten,
Das sie wider einander streiten
Mit gar vnnötigem gezencke
Durch spitzfünd vnd neidige rencke,
Süchen ir nutz vnd rum vil mer
Den gottes herren lob vnd Er.
Also ich pey fürstlichem stant,
Burgern vnd pauren auf dem lant,
Sambt pey den glerten vnmessig pin.
Iez mus ich daher, den dorthin:
Des hab ich mich auf diesen morgen
An dieses wüste ort verporgen,
Da ich ein weng ausruen mus,
Wan ich pin müd, nit wol zv füs,
Weil ich iez pis in die acht jar
Gehabt hab wenig rw furwar:
Man hat gar ser gepraucht mich.

Der Dichter:
Ich sprach: Wer pist dw? nenn doch dich?

Fraw Schalckheit:
Schalckheit sprach: Schweig mir dieser pit!

Der Dichter:
Ich sprach: Weil dw dich nennest nit,
So denck ich in dem herczen mein
Dw müst der dewfel selbert sein,
Oder aufs wenigst sein gespenst.

Fraw Schalckheit:
Mich wundert, das dw mich nit kenst,
Sprach sie, das ain gwis zeichen ist,
Das dw nit vil pey lewten pist.
Dw solst zwar sunst in der nehen
Von mir gehort habn oder gsehen.
Sprach, hastw ghört zw kainer Zeit
Pey den lewten von fraw Schalkeit?
Die selb Fraw Schalckheit ich gleich pin.

Der Dichter:
Ich sprach: Dw arge dewffelin
Pistw Fraw Schalckheit, ey thw dich schamen.
Nötten verheltstw deinen Namen
Vnd verbest dich mit schönem glancz
Vnd verpirgst dein schedlichen Flavancz,
Darmit dw hast all stent vergift,
So vil vnratz in teutschlant gstift,
Verderbt al stent vnd erlich Handel;
Dw pist des schnöden Vnglücks Drandel!
Nur immer weck vnd mit dir hin!

Fraw Schalckheit:
Sie sprach: Mir felt gleich in den Sin,
Etlich Fürsten sint peyeinander
Auf einer taglaistung alsander:
On zweiffel die pedürffen mein.
Pey den mus ich in retten sein,
Auf das ich in da helff erdichten,
Ein newes vnglück anzwrichten;
Den wirt ich pas sein angenem,
Den so ein Engel zw in kem.
Wan ich kan ire Dück gar fein
Verpergen mit aim güten schein,
Als sey es alles wolgethan.
Als so hilff ich den purgersman
Blenden durch meine hintertück.
Mit dem erschütt sie auf dem rück
Ihr Flügel vnd auf die Füs sprang,
Vnd sich sitlich gar hoch aufschwang
Aus dieser dieffen waldes grüft;
Gar hoch auf in die clare lüft
Vber all paume hoch vnd lang,
Went sich hin gegen Nidergang:
Wo sie hin kam, das wais ich nicht.

Der Dichter peschlewst:
Ich stund, nam daraus den pericht,
Weil Fraw Schalckheit ist so gewaltig
In allen stenden manigfaltig,
So ist nit müglich, das auf Erd
Frid, rw vnd alle wolfart werd,
Sunnder nur krieg vnd tyranney,
Land fried prechen vnd plackerey,
Im Wücher liegen vnd petriegen,
Gleich sam in ainem kercker liegen,
So lang, pis wir von Sünden rüs
Zw got vns keren vnd thun püs,
Das got den selb Fraw schalckheit füren,
Vnd darmit als vnglück abküren —
Als die wurzel als vngemachs:
Got geb, das pald gescheh, wünscht Hans Sachs.

2. Der klagend Ehrenhold vber Fürsten vnd Adel.

EIns abends nach eim meyen regn
Hett ich spatzierens mich verwegn,
Deß meyen wunne an zuschawen;
In Felden, wälden, berg vnd awen
Fand ich es alles frech vnd grön,
Wohl schmeckend, lieblich, zart vnd schön.
Wie wol hat Gott all ding ordniert!
Dacht ich, also ich vmb refirt,
Mit wunnigklicher frewd erhabn,
Biß ich kam in den endten grabn:
Ich glaub, das es Gott also schickt.
Weyt abwegs ich im holtz erblickt
Ein mann in einem herolds kleyd,
Sitzend in grossem hertzenleyd;
Hett sein kopff in der einen händ.
Den meinen ganz ich zu ihm wend·
Es war ein herrliche person.
Ich grüsset jhn vnd sprach jhn on,
Warumb er also trawrig wer?
„Es bringt die zeit (so antwort er),
Das ich kan nimmer frölich sein."
„Auß weß vrsach, O Herre mein?"
Sprach ich. Erst thet er zu der stund
Sein hand vnd ermel von dem mund,
Dardurch war jhm geschlagen groß
Ein starck eysierin magenschloß.
Er sprach: „Schaw zu, das jrrt mich alten,
Mein hoch ampt fürbaß zuuerwalten."
Ich fragt, was sein ampt wer gewesen?
Da sprach er: „Hast du nicht gelesen
Ein büchlein, welches Eneas
Siluius lengst zu schreiben was
An Herrn Johann Hinderpach
Auß alter schrifft, darin er sprach:
Herolden haben jhrn anfang
Von Dionisio gar lang,
Dem tyrannen, der vberwand
Indian vnd das griechisch land;
Wolt auch bezwingen weyter länder.
Nun hett er etlich alte männer
In der zahl seiner ritterschafft
Vermüdet aller sterck vnd krafft,
Die batten hult seinen genaden,
Deß kriegs sie weitter zu entladen;
Also sagt er jhn freyheit zu,
Sprach: Ja, nun solt jhr haben ruh
Vnd besitzen Indier land
Vnd solt sein Heroes genannt.
Das soll forthin sein ewer ampt,
Das jhr dem gmein nutz nichts versambt;
Die guten solt jhr lobn vnd preysen,
Den argen schad vnd schand beweysen.
Wo jhr vmbzieht in landen fern,
Sollen euch Köng, Fürsten vnd Herrn
Kleinot, schenck vnd hofkleyder gebn,
Euch beköstigen vnd herrlich lebn,
Ehrlich halten an allen orten
Vnd glauben geben ewern worten.
Vberall sollt jhr sicher sein:
Wer euch beleydigt, groß vnd klein,
Wie hohes stands er sey auff erden,
Soll mit dem schwert gerichtet werden.
Macht ein auß jhn, hieß Sparebam,
König vber gantz Indiam,.

Deß königkliche mayestat
Regieren solt nach jhrem rath;
Der gab in jhr prouision,
Vnd wenn er würd mit tod abgohn,
Solt man ein andern König wehln
Auß diesen Heroes erzehln.
So regierten ins zwölfft geschlecht
Die Heroes gut vnd gerecht.
Nach dem als Hercules der jung
Gar nah die gantze welt bezwung,
Das reich Heroum auch bezwang,
Jhr sitten, ordnung vnd anfang
Vernam, jhr gut regiment ehrlich,
Gab er jhn viel als ritter herrlich
Zu jhres reichs vnd standes mehrung,
Sein leiblich tochter zu verehrung
Gab er zum weib eim Heroum,
Genant Jberos, trew vnd frumb,
Ließ sie bleiben in jhr regierung.
Vnd hernach als in gubernierung
Alexander der groß erobert,
Schier alle reich der welt erkobert,
Ließ fünff alte ritter hundert
Bey den Heroes außgesundert,
Mehrt jhn jhr freyheit, schenck vnd sold
Gab jhn gewalt, zu tragen gold,
Purpur vnd königkliche wat.
Als auch Julius Cesar hat
Der Heroes sitten erfarn,
Hat er seiner ritter von jarn
Vieln der Heroes freyheit gebn,
Also gleichmessig jhn zu lebn.
Der kamen viel in Galliam,
Britanien, Jtaliam
Dergleich in Germanien. So
Find man bey Carolo Magno,
Dem Keyser, das er seiner zeit
Viel alte ritter hat befreit,
Sprach: Jhr solt fürbaß sein erwehlt
Heroes vnd auch zugesellt
Der König vnd fursten regiment,
Richter deß Adels sein genennt,
Zu straffen all jhr missethat,
Fürsten vnd König geben rath
Zu handhaltung deß gmeynen nutz,
Wittwen vnd waysen halten schutz;
Beyn Fürsten habt jhr speyß vnd sold.
Ob euch jemand verachten wolt,
Der soll ehrlich gehalten werden;
Vnd wer euch antast mit geferden,
Derselbig sich verschuldet hat
Mit peen verletzter Mayestat.
Doch halt euch ehrlich allezeit,
Das jhr selber vnsträfflich seit.
Schaw, also hast in kurtz vernommen
Der Heroes altes herkommen,
Die man jetzt Ehrenholden nennt
Darumb, daß sie liebhaber send
Der ehrn, zucht, sitten vnd tugend,
Die von anfang das ampt auch trugend,
Zu loben, preisen vnd zu ziern
Vnd die wappen zu plasemiern
Der frommen Fürsten vnd dem adel.
Wo sie aber funden ein tadel,
Das einer wer an ehrn rüchtig,
Ein rauber oder kirchenbrüchtig,
Ein Keyserlich mandat verachter,
Ein fridbrecher oder mannschlachter,
Ein jungfrawschwechr oder ehbrecher,
Ein wuchrer, wechßler, gorgelstecher,
Ein sigelbrecher vnd meyneydiger,
Ein witwen vnd waysen beleydiger,
Ein feldflüchtiger oder verräther,
Ohn vrsach ein kriegischer thäter,
Ein auffsatzmacher ohn erbarmen,
Ein schinder, schaber seiner armen,
Vnd ander dergeleich mißhandel,
Vnehrlich adelichem wandel,
Wo solche vnthat ruchbar würn,
Daß es die Ehrenhold erfürn,
Sies offentlich strafften vnd rügten,
Auch in offnem thurnier verfügten,
Solche zuschlagen auß dem schrancken.
Auch wo sie zu hof assn vnd trancken,
Strafftens die Herolt mit dem sitten,
Die tischtücher vor jhn zerschnitten:
Da wurd keiner person verschont,
Dem Fürsten gleich dem adel glont.
Da thet adel, König vnd Fürsten
Nach tugend, zucht vnd ehren dürsten,
Hielten in allen dingen maß:
Da stunds in aller welt viel baß.
Gut sicher straß vnd weng auffsetz;
Die Fürsten sammelten grosse schätz,
Hielten ring hof, deßgleich der adel:
Jhr land war nit in solchem zadel.
Schaw aber jetzt Fürsten vnd Heren,
Den adel auch in nah vnd feren,
Leyder schier in gantz teutschem land,
Wie jeglicher den seinen stand
Helt mit so hohem pomp vnd pracht
Mit allen dingen vber macht,
Das jhr auffhebens nit vermag:
Derhalb sichst du, wie sie all tag
Versetzn, verpfenden vnd verkauffn
Stätt, dörffer, schlösser, märck mit haufn,
Der kauffhändel sie sich annemen,
Deß wuchers sie sich auch nit schemen.
Jm gantzen land all ding wirdt thewer
Durch zol, maut, auffsetz, zinß vnd stewer:
So außsaugens das blut der armen,
Witwen vnd waysen ohn erbarmen,
Sie mit dem wild thun viel zu leyd
An ruben, kraut, allem getreyd,
Dergleich mit plackerey vnd rauben,
Halten schier weder trew noch glauben.
Offt nimbt einer fech zu einer statt
Ohn vrsach, das kein grund nit hat,
Suchen vrsach auß allen ecken,
Jhr etwan viel gelt abzuschrecken,
Schemen sich weder list noch lügen,
Einander böse stück zufügen
Die Fürsten selb vnd sind blutgirig,
Vber einander selb sehr schwirig;
Viel böse practic sie erdichten,
Selb vber einander anrichten,
Deß ist groß krieg zu förchten teglich.
Solch zwispan ist gut vnd fürträglich
Dem turcken, der ohn widerstand
Wohl zwingen mag das teutsche land.
Jhr hurwiß, ehbruch, jungfraw schenden,
Jhr zutrincken, den wein verschwenden,
Jhr spielen, fluchen vnd gottslestern,
Das als heut mehr zu nimbt, dann gestern;
Den armen haltens kleinen schutz:
Deß felt zu grund gemeiner nutz,
Wie dus hast in experientz.
Derhalb nagt mich der conscientz,
Daß ich den vnleidlichen tadel
Beyde, an fürsten vnd am adel,
Nit scharpff vnd hefftig straffen sol,
Wie meinem ampt gepüret wol."
Jch sprach: „Warumb thut jrs dann nit?"
Er antwortet: „Des walt der ritt!
Sichst nit vor meinem mund das groß
Starck, vngewinlich eysern schloß,
Das fürstn vnd adl mir hat fürgschlagn,
Die laster jhn nit mehr zu sagn?
Schwig nit ich, würd mit hunden zuletzt
Von fürstenhöfen außgehetzt.
Jhr wesen soll ich hörn vnd sehen,
Verbeissen, vertrucken, nichtsen jehen,
Weder verman, straffen, noch schrecken,
Sonder solchs helffen schutzn vnd decken,
Als recht verteydigen vnd billigen.
Darein kan ich gar nicht verwilligen;
Hab ehr den fürstenhof verlassen."
Jch sprach: „Mein Herr, nembt ewer straffen
Mit mir zunechst hin in die statt!"
Er sprach: „Jch folg nit deinem raht:
Solt ich jhn auch jhr laster sagen,
Sie würn mir noch ein schloß fürschlagen.
Jch weiß aber noch etlich fürsten
Vnd adel, die nach ehren dürsten,
Die trewlich jhren vnderthonen
Helffen schützen vnd auch verschonen,
Vnd halten nach gut regiment,
Haben gut acht auff alle ständ,
Vnd schawen auch auff jhren adel,
Daß er sich halt züchtig ohn tadel,
Das wol ansteht jhrn Fürstling gnadn.
Zu den bin ich vorlengst geladn:

Bey den wil ich forthin mit ehrn
Mein zeit biß auf mein end verzehrn."

Der Beschluß.

Vrlaub nam ich vnd von jhm schidt:
Wo er hin kam, das weiß ich nit,
Vnd gedacht mir: o lieber Gott,
Wie wer der ehrnhold erst so not,
Adel vnd Fürsten zu reformiern,
In redligkeit zu ordiniern,
Die land vnd leut verderben schier,
Ich glaub, es seind die wilden thier,
Von den schreibet Ezechiel,
Die Gott trowt dem volck Israel
Zu einer straff jhr schwer sünd,
Weil Esaias auch verkünd,
Wo das Volk sey in sündenleben,
Thu jhn Gott böß oberkeit geben,
Dem volck zu straffen vbel regierer,
Wütrichen vnd tyrannisierer,
Die dort doch wider werden plagt,
Wie vns das buch der weißheit sagt:
Die gwaltign leidn gwaltig pein.
Ach Jesu Christ, schaw selber drein!
Du bist allein der gut ertzhirt,
Der sanfftmütig hüt vnd regiert;
Du bist der recht hertzog deß lebens,
Der vns auffnimmet gar vergebens,
Ohn stewr, zol, maut, gült vnd zinst
Durch dein selbs leyden vnd verdinst.
Dein Fürstenthumb du selber tregst,
Vnd vns ein sanfftes joch aufflegst
Durch tauffe vnd des glaubens krafft
In dein englische bürgerschafft,
In das himlisch Jerusalem.
Dahin helff vns allen, nach dem
Leben, da ewig frewd vns wachs
In dein keyserthumb, wünscht Hanns Sachs.

Caspar Scheidt.

Wo und wann Caspar Scheidt geboren ward, ist unbekannt; und von seinen Lebensverhältnissen wissen wir nur, daß er als Lehrer in Worms lebte und daselbst im J. 1565 mit Weib und Kind an der Pest starb. Er war, und dies stellt uns ihn noch näher, als es durch seine eigenen Arbeiten der Fall wäre, der Lehrer des berühmteren Fischart, auf dessen Entwickelung er nicht geringen Einfluß gehabt zu haben scheint. Vielleicht legte er den Grund zu dessen Vorliebe für deutsche Sprache und Literatur, so wie er auch wohl sein Talent für humoristische Darstellung geweckt oder wenigstens genährt haben mag, für welche er selbst Sinn und Talent hatte, wie seine Uebersetzung des lateinischen „Grobianus" von Dedekind hinlänglich kund gibt, und wie auch daraus hervorgeht, daß er die Absicht hatte, den Eulenspiegel in deutsche Reime zu bringen, woran er wahrscheinlich durch überhäufte Geschäfte abgehalten wurde, so daß er seinen Schüler Fischart zur Bearbeitung des beliebten Volksbuchs veranlaßte (s. u.) Sein „Grobianus" ist jedoch mehr eine Bearbeitung, als eine bloße Uebersetzung; er erweiterte das Gedicht an vielen Stellen, fügte Vieles von dem Seinigen hinzu, und zwar mit solchem Glück, daß Dedekind diese Zusätze bei der neuen Ausgabe seines Gedichtes benutzte; er scheint unter Anderm die Geschichten und Anekdoten, welche sich im Buche vorfinden, hinzugefügt zu haben (bestimmt können wir es nicht behaupten, da uns das lateinische Original nicht zu Gebote steht), so z. B. die gut erzählte Anekdote von den zwei Küchenjungen, welche einen Ferkel am Spieße abnagen, während Koch und Prior in der Messe sind, und die andere von dem Knäblein, welches in der Schule niemals A sagen wollte, weil es dann auch B und C und alle übrigen Buchstaben sagen müßte. Bei dieser selbstständigen Behandlung des Vorbilds dürfen wir wohl das deutsche Gedicht als das volle Eigenthum Scheidts ansehen, mit eben so viel Recht wenigstens, als den höfischen Dichtern die Bearbeitungen französischer Gedichte zugeschrieben werden. Was er damit für eine Absicht hatte, sagt er ausdrücklich in der gereimten Vorrede: „Das Buch zum Leser." Es sei eine alte hervorgebrachte Sitte, das Gebotene zu unterlassen, dagegen das Verbotene zu thun. Seit Salomon und Plato seien viele schöne Bücher geschrieben worden, in denen ein züchtiges Leben gelehrt würde, aber die Leute thäten immer nur das Widerspiel; so wolle er denn die Sache umkehren und zeigen, wie man grob und unfläthig leben solle, er wolle das Laster loben, Zucht, Scham und Tugend schelten, vielleicht würde man dann auch das Gegentheil thun, daher es auf dem Titelblatt unter dem Holzschnitt heißt: „Liß wol diß büchlin offt vnd vil Vnd thů allzeit das widerspil." Und in dem „Beschluß" heißt es, er habe das wüste Leben geschildert und scherzweise gelehrt, wie man sich grob und unfläthig betragen solle, damit die „Grobianer", deren Zahl gar groß sei („dann grobheit ist in allem stand Nur all zu vil in Teutschem land") sich in dem Bilde erkennen und sich bessern möchten. Die Ironie ist durch das Gedicht mit Geschick durchgeführt; nur ist das Ganze zu breit gehalten, als daß die Wirkung nachhalten könnte, die in den ersten Kapiteln nicht zu verkennen ist, und vielleicht hat Scheidt auch deshalb das dritte Buch, welches Dedekind später hinzufügte, in die späteren Ausgaben seiner Bearbeitung nicht aufgenommen. In der gut erdachten und eben so gut ausgeführten Einleitung ruft er den Sylvanus zur Hülfe in seinem Unternehmen herbei und fordert ihn auf, den Bachus und die Satyren, aber auch den Pfaffen von Kalenberg, den Marcolf und den Eulenspiegel mitzubringen und was sonst für grobe Gesellen ihm zur Arbeit helfen könnten. Die vortreffliche Sippschaft läßt nicht lange auf sich warten; der Dichter geht freudig an das Geschäft; Bachus soll ihm das Dintenhorn halten; die groben Federn sind geschnitten, Sylvanus soll ihm einflüstern, auf daß er nur Wahres schreibe, doch will er zuerst noch eine Bratwurst essen und „einen guten Suff" thun, um sich würdig vorzubereiten. Das erste Buch schildert, wie ein junger Mensch, welcher Diener eines Herrn ist, sich „grobianisch" benehmen solle, im zweiten Buch wird sodann gelehrt, wie er sein Betragen einzurichten habe, wenn er selbst Herr geworden sei. Es bleibt kein Verhältniß unberührt, für welches der junge „Grobianer" nicht eine Lehre erhielte; es wird ihm nach einander vorgetragen, wie er sich beim Aufstehen und Niederlegen, am Tisch und im Bett, in Gesellschaft und auf der Straße benehmen müsse, und dies wird Alles in den passendsten, d. h. in den gröbsten und oft unfläthigsten Ausdrücken darstellt, die freilich alle dem wüsten Leben der verwilderten Volksklassen entnommen sind, wie die in dem Gedichte geschilderten Sitten bei Landsknechten und Vagabunden aller Art, auch wohl bei dem rohen Gesindel der größeren Städte angetroffen werden mochten. Es wäre überflüssig, in das Einzelne einzugehen; der hier unten mitgetheilte Abschnitt (aus dem wir jedoch eine gar zu anstößige Stelle ausgelassen haben), wird unsern Lesern ein hinlängliches Bild von der Haltung des Ganzen geben.

Das erst Capitel, von auffstehen, anziehen, langem Hare vnd geelen Zenen.

HJe lern ein jeder schüler mein,
Der niemandts wil gehorsam sein,
Noch thun, was man jn weiß vnd sag;
Hierinn er bald ergreiffen mag
Was jm zu grobheit noch gebrist,
So er ein wenig fleissig ist.
Erstlich sol dir zun ohren gehn,
Wann du des morgens auff wilt stehn,
Das doch gar selten sol geschehen,
Eh du den Tisch gedeckt magst sehen:
Den ältern wünsch kein guten tag,
Der wunsch sie doch nickts helffen mag,
Vnd spar dein wort nach grobem sitt,
Blaß denn das kraut vnd muß darmit.
Das hembd thu an vnd lauff daruon,
Das du nit must am kalten ston,
Nim flugs die kleider an den arm,
Lauff in die stuben also warm,
Vnd zeuch dich bey dem offen an,
Da dir die kelt nicht schaden kan.
Laß dich nicht hindern, ob dabey
Jungfrawen oder weiber sey,
Und mach dein Fadenrecht für dich.
Laß jemandt das verdriessen sich,
So sprich: Wer mich nit gern hie sicht,
Der geh hinauß vnd jrr mich nicht.
— — — — — — —
Kein Gürtel bind nit vmb die Lenden,
Man möcht dies sonst zur hoffart wenden;
Das Har strel nit, hüt dich bey leib,
Har auff zupflantzen zimpt eim Weib:
Ein Manßbild sol sich nit auffbutzen,
Als sich die jungen Büler mutzen.
Dir aber ists ein Hoffzucht zwar,
Wenn dir vol Federn hangt das Har;
Darauß kan jederman erwegn,
Das du nit seist im stro gelegn.
Das Har laß alzeit wachsen lang,
Das es dir auf die achsseln hang:
Obs schon dem Scherer nicht gefelt,
Es ist dir gut für Winters kelt.
Die alten trugen auch vor zeitten
Lang Har, wie das die Bücher deuten,
In langen Haren hettens ehr:
Jetz acht man keiner einfalt mehr,
Auch zimpt es deinen sitten nicht,
Zu waschen Hend vnd Angesicht,
Denn deiner grobheit wol anstat,
So beides hengt vol Wust vnd kat.
Laß waschen, wem es wol gefelt;
Acht nicht, wie sich ein ander stelt;
Wer vnlust hat an deiner weiß,
Der gehe vom Tisch, such ander speiß.
Spricht jemandt zu dir: „Wäsch die Zeen!"
So sprich: „Was thut es dich angehn?
Mit kaltem wasser iß nit gsundt,
Zu wäschen deine Zeen vnd Mundt.
Was hast an meinen Zeenen feel?
Ist denn nicht auch der Saffran geel?
Die Farb hat auch das köstlich Golt,
Dem jetzund sind all Menschen holt,
Das köstlichst vnder alln Metallen:
Drumb laß dir die geeln Zeen gefallen."

Bartholomäus Ringwaldt.

Im J. 1530 zu Frankfurt an der Oder geboren, trat Bartholomäus Ringwaldt schon 1557 in ein geistliches Amt, und wurde 1567 nach Langfeld in der Neumark berufen, wo er bis zu seinem Tode verblieb, der wahrscheinlich im J. 1598 erfolgte. Er war zweimal verheirathet; nachdem seine erste Frau gestorben und er eine Zeitlang Wittwer geblieben war, heirathete er noch im 62. Jahre ein junges Mädchen, an dessen Seite er sehr glücklich gelebt zu haben scheint, da er noch in seinen letzten Lebensjahren große Heiterkeit des Gemüths zeigte, die sich mit seiner ernsten Weltansicht zu lebensvoller und liebenswürdiger Einheit verschmolz. Wir haben ihn schon als lyrischen Dichter kennen lernen (s. o. S. 31); aber obgleich seine Kirchenlieder lange in hohem Ansehen standen, so ist er doch vorzugsweise durch seine didaktischen Dichtungen berühmt geworden, welche zwar keineswegs von großem schaffendem Talente zeugen, aber eine reiche Fülle von Beobachtungen und frommen, durch ihre sittliche Reinheit erfreulichen Bemerkungen über die damalige Zeit enthalten. Dies gilt insbesondere von seinem berühmtesten und wirklich auch bedeutendsten Gedichte, das zuerst im J. 1585 erschien: es ist „Die lauter Warheit, darinnen angezeiget, wie sich ein Weltlicher vnd Geistlicher Kriegs-Mann in seinem Beruff verhalten soll." Das Ganze, namentlich die erste Hälfte hat eine allegorische Einkleidung, indem der Dichter zuerst die Eigenschaften eines guten Kriegsmanns nach einander aufzählt und diesen eine „Application" auf das Leben eines Christen hinzufügt. So schildert er die mannigfaltigen Lebensverhältnisse, Beziehungen und Zustände der damaligen Zeit, meistens freilich von ihrer Schattenseite, um daran Warnungen, Ermahnungen und Belehrungen anzuknüpfen. Die Welt, sagt er in der gereimten Einleitung, sei von vielfältigen Plagen heimgesucht, es geschähen viele Wunder und Zeichen, die uns zur Tugend aufforderten und sogar den jüngsten Tag verkündigten, dessen Erscheinen er übrigens selbst auf das J. 1684 angesetzt hatte; deshalb habe er ein „fein Gedicht" verfaßt, darin er Jedermann zur Buße ermahne und einem Jeden „sein Bescheidt" gebe, wie er sein Leben vorsichtig zubringen soll, „Auff daß er komm zur Himmels Ruh Vnd nicht mit der verstockten Schar Zum Teuffel in die Helle fahr". Sein scharfer Blick zeigte ihm, daß die traurigen Zustände, in welchen sich das Volk zu seiner Zeit befand, ihren Grund nicht bloß in der Verdorbenheit der Einzelnen, sondern ganz vorzüglich in den unglücklichen Verhältnissen des Reichs habe, weshalb er denn auch dessen Zustand beklagt, gegen den Verfall der gesellschaftlichen Ordnung und besonders gegen die verderbliche Uneinigkeit in Deutschland eifert, welche das ganze Reich zerrütten (1). Ueberall ist er ernst, wahrheitsliebend und freisinnig, er schont keines Alters und keines Standes, weshalb er sich auch viele Feinde zuzog: selbst seine eignen Standesgenossen müssen wegen ihrer Streitigkeiten und ihres geistlichen Hochmuths manche bittere Wahrheit hören. Doch weiß er auch die schöneren Seiten des Lebens anmuthig zu schildern, und seine Darstellungen häuslicher Verhältnisse zeugen von einem Gemüth, welches das einfache häusliche Leben mit seinem Segen zu schätzen wußte. Wie sehr Ringwaldt mit seiner „lauteren Warheit" dem Bedürfnisse seiner Zeit entsprach, wird schon daraus ersichtlich, daß bis 1644 nicht weniger als 13 Auflagen (zum Theil Nachdrücke) erschienen und noch Moscherosch sie in seinen „Gesichten" häufig anführte.

So praktisch, und wenn wir uns eines trivialen Ausdruckes bedienen dürfen, so hausbacken die „lauter Warheit" ist, so seltsam ist dagegen die „Christliche Warnung des trewen Eckarts, darinnen die gelegenheit des Himmels vnd der Hellen, sampt dem Zustande aller Gottseligen vnd Verdampten begriffen" u. s. w. Wie Dante, den er jedoch wohl nicht gekannt, jedenfalls nicht benutzt hat, schildert uns Ringwaldt den Himmel und die

Hölle in einer Vision des treuen Eckart, und zwar mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit, die bis in das Einzelnste geht, ohne daß jedoch große Erfindungsgabe oder schaffende Phantasie darin zu bemerken wäre; es sind vielmehr nur die seit Jahrhunderten verbreiteten Bilder, welche man von dem Himmel und der Hölle hatte, wiederholt und weitschweifig ausgeführt. Die Schilderung der Hölle ist, wie bei Dante, bedeutender, als die Darstellung des Himmels, weil sie ihm Gelegenheit gibt, die Laster und Sünden der Welt darzustellen, so daß der „Eckart" in dieser Beziehung als eine Fortsetzung der „lautern Warheit" erscheint. Die Verdammten, welche der treue Eckart sieht, erheben bei seinem Anblicke herzzerreißende Klagen, in denen sie über ihre Sünden jammern, und so werden wie im „Innsbrucker Osterspiel" (I, 717) die verschiedensten Stände vorgeführt, Wucherer, Junker, Fürsten, Räthe, Hofprediger, Juristen, putz- und gefallsüchtige Frauen (2), Bauern u. s. w. Gerade diese Stellen sind die besten, denn der Dichter befindet sich wieder in seinem wahren Element; er schildert dann aus eigener Beobachtung, vielleicht auch mit Benutzung früherer Dichter, namentlich Sebastian Brandts, den er ohne Zweifel gekannt hat.

Außer diesen beiden größeren Dichtungen hat Ringwaldt noch eine (unbedeutende) „Vergleichung des heiligen Ehestands mit der Dreifaltigkeit" und mehrere andre Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten seiner Freunde geschrieben, welche alle von seinem heiteren frischen Geiste ein schönes Zeugniß geben, aber von keinem dichterischen Werthe sind. Von seinen dramatischen Poesien wird weiter unten die Rede sein.

1. Aus „der lauter Warheit".

(Des Reichs Uneinigkeit.)

O edler Fried, du höchstes Gut,
Wol dem, der bey dir wohnen thut,
Vnd fröhlich vnder deinem Zelt
Sich mit den seinen auffenthelt.
Weh aber dem, der allda sitzt
Im Krieg, daß jhm die Seele schwitzt
Wo Bruder Veit mit seiner Ruht
Ankommen vnd regieren thut.
Darumb jhr Teutschen vnverzagt,
Euch wie die Christen wol vertragt,
Auff daß jhr nicht durch ewern Streit
Selbs Vrsach ewers Vnfals seit.
Dann wann jhr euch mit vielem schlagen
Wolt selber aus dem Lande jagen,
Die Vesten hin und her zerbrechen,
Vnd euch wie Vieh zu Boden stechen,
Dazu die Rüstung sampt den Spießen
Verderben vnd all Kraut verschiessen,
Wie wolt jhr dann im Vnger-Land
Dem Türcken thun ein Widerstand,
Wenn er mit seinen Säblen schwer
Käm wider euch gezogen her?
Wolt Gott, daß alles Kraut vnd Koth,
So in dem Reich ohn sonder Noth
Sampt manchen dapffern Krieges-Mann
In zwantzig Jahren ist verthan,
Nach Ofen hinn mit starcker Hand
Wer wider vnsern Feind gewand;
So glaub ich, daß man hett mit Fromm
Constantinopel eingenomm.
Aber es ist, Gott seys geklagt,
Allein nur an die Freund gewagt,
Da die Gliedmassen hochgesessen
Die Kleinen haben auffgefressen,
Dardurch der Leib, das Römisch Reich,
Wird in die Läng gar matt vnd bleich,
Sich wider die wild reissig Bärn
Von Ismael mit Kraft zu wehrn.
O frommer Gott, wie ist doch heut,
Im Reich so gar kein Einigkeit,
In allen Ständen hin vnd her:
Sie blicken alle in die Quer.
Ein jeder zu dem seinen ficht,
Getrawet seinem Nachbaurn nicht,
Besorgt, daß er jhm Spott beweiß
Vnd einen lamen Bossen reiß;
Vnd ob sie wol einander schreibn,
Wie Brüder fest beysam zu bleibn,
Vnd das mit Worten hart verschrencken,
Doch innerlich viel anders dencken.
Dann Ehr vnd Trew zu vnser Frist
Bey jederman gefallen ist,
Wie mancher Mann in seinem Orden
Mit Schaden des ist wahr geworden.
Warlich wenn man dem Türcken sagt,
Wie jhr euch selbst zu Boden schlagt,
Vnd also vbel ärger macht,
So sitzt der dicke Schelm vnd lacht,
Vnd denckt also: Das ist für mich!
Nun hab ich einen freyen Stich
Wider die Christen, weil sie sich
Selber verderben jämmerlich;
Vnd wann der Pfuhu abgericht
Sein wol gelegne Zeit ersicht,
So kompt er trötzlich in das Feld
Mit seinen Eulen vngezehlt,
Vnd beut mit vielem Spott alldar
Dem alt berümpten Adler klar
Sampt seinen Falcken wolgethan
Vmb Land vnd Leut zu kempffen an.
Wenn jhr euch dann, als wie die Raben,
Selbst kurtz zuvor gebissen haben,
Das Geld verschustert, Kraut verschossen,
Vnd ewer Brüder Blut vergossen,
So wird der Adler neben euch
Sampt allem Volck im gantzen Reich
Besorgen müssen groß Gefahr,
Dafür vns Gottes Sohn bewahr.
Darumb jhr Brüder allzugleich,
Die jhr noch liebt daß Römisch Reich,
Seyd einig, wie die Christen Leut,
Vermeidet die jnhaimisch Streit,
Auff daß jhr euch nach einem Geist
Der brüderlichen Eintracht fleist,
Vnd braucht nur ewern Helm vnd Schild,
Wanns wider Türck vnd Heyden gilt:
So wird das gantze Land gemehrt,
Dazu Gott vnd das Reich geehrt.
Du sihest, wie groß, HErr JEsu Christ,
Der Lerm in allen Landen ist,
Vnd jedermann in Dorff vnd Stadt
Sein Todt-Feind an der Seiten hat.
Dazu die Lieb bey Jung und Alt
Ist wie ein hartes Eyß erkalt,
Vnd keine Bessrung auf der Erd
Zu hoffen, biß ein Ende werd.

2. Aus der „Warnung des trewen Eckart".

Der Jungfrau Klage.

— O du verfluchte Pracht,
Du hast mich in die Noth gebracht,
Sampt dunkel Gut, dem losen Hund,
Der mich mit Hoffahrt hat verwundt.
Ich hatt kein Gottes-Furcht bei mir,
Befleißt mich aller newn Manier,
Veracht die andern hin vnd her,
Vnd meint, daß ich die Schönst wer.
Ich trug ein toppelweit Gekrös,
War schnapffisch vnd auch ziemlich bös,
Gab keinem recht noch gut Bescheid,
Wenn er nicht hat ein Lündisch Kleid.
Ich schafft mir Springer, güldne Haubn,
Gezogne Borten, Marder, Schaubn,
Vnd seidne Jopen, schön beschnürt,
Obs meinem Stand wol nicht gebührt.
Wann ich zur Kirche solte gehn,
So mußt ich für dem Spiegel stehn,
Vnd zu dem Schmuck zwey Stunden han.
Als zög ich einen Harnisch an.
Vnd wann ich dann in meinem Schminck
Mit einer Magd zur Kirchen ging,
Daselbest, wie man pflegt, zu beten,
So hätt ich nicht ein Ey zertreten,
So gar verzumpffen kont ich thun
In meinen schmalgeschnürten Schuhn,
Die ich mir hatt zu meiner Straffn

Nach Art der Edlen machen lassn.
Vnd wann ich da hineinen kam,
Das Büchlein für die Nase nahm,
Daß man vermeint, ich läse was,
So dacht ich heimlich dieß vnd das.
Ja ich thät auch gar offt vnd dick
Fein auff der Seit ein lieben Blick,
Zu schawen, ob nicht der vnd der
Mir im Gesicht entgegen wär.
Ersah ich was, so schmitzelt ich,
Gedachte offtmals wunderlich,
Erseufftzet auch darneben tief,
Vnd in der Predigt leicht entschlief.
In Hochzeitehren hielt ich mich
Für allen Leuten prächtiglich.
Mit schöner Kleidung offenbar
Mehr, als wol meines Ordens war.
Mein Mutter kaufft mir, was sie wusst,
Oft wider meines Vaters Lust,
Daß ich vor andern in gemein
Nur sollte hoch gesehen seyn,
Wie ich dann auch recht frey vnd glat
Viel Freyer und Liebkoser hatt,
Die ihre Augen und Gedanckn
Gar närrisch liessen auff mich wanckn,
Der etlich ich mit süsser Red
Nur in die Zähn vexieren thät,
Vnd dacht, wenn sie mir schenckten was
O welche Thorheit ist doch das!
Ja, ich war auch so abgericht,
Daß ich mit jedermann tanzet nicht,
Sondern allein mit meines Gleichn,
Den schönen, jungen vnd auch reichn.
Die albern aber ließ ich gehn,
Verhielt die Faust, blieb stille stehn,
Vnd sprach: „Mir thun die Ohren weh,
Ich tanze nicht in diesem Reh."
Verhöhnet also mit dem Mund
All arm Gesellen, wo ich kunt,
Vnd denen in der schlechten Kapp
Ein lächerlichen Namen gab.
Bey meinen Eltern saß ich still,
That, was mir selber wol gefiel,
Näht vnterweil was auff dem Schoß
Vnd fleißt mich keiner Arbeit groß.
Gut Leckerbißlein, Bier vnd Wein,
Die nahm ich gerne zu mir ein,
Vnd wenn ich hatt darnach Verlang,
So macht ich mich ein wenig krank,
Auch stund ich oftmals für dem Haus
Oder sah ja zum Fenster naus,
Betreib daselbest leichte Ding
Vnd gerne zur Gesellschaft ging.

Valentin Andreä.

Man sollte glauben, daß in einer Zeit, wo die Theologie, wir wollen nicht sagen die Religion oder auch nur die Kirche, den Mittelpunkt beinahe alles geistigen Lebens bildete, diese häufig den Gegenstand dichterischer Darstellung gebildet haben sollte; allein wenn man sich erinnert, daß die meisten Gelehrten in ihrer hochmüthigen Abgeschlossenheit vom Volke die Muttersprache geradezu verachteten, und sich geschämt hätten, sich derselben zu bedienen, so wird es doch sehr erklärlich, daß sich in Deutschland nur wenige solche Dichtungen vorfinden, während sie z. B. in Frankreich ziemlich häufig anzutreffen sind. Es verdienten daher schon aus diesem Grunde die dahin gehörigen Gedichte Valentin Andreä's hervorgehoben zu werden, wenn sie nicht auch wegen ihres Inhaltes Theilnahme erregten. Es sind deren zwei, die sich ungefähr zu einander verhalten, wie die „lautere Warheit" und der „Trewe Eckart" von Ringwaldt, indem das eine ganz auf dem praktischen Leben und der Erfahrung beruht, das andere sich in allegorischer Einkleidung bewegt. In „dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" hat Andreä, wie schon Herder bemerkt, beinahe alle Erfahrungen seines Lebens, den ganzen Schatz seines Herzens über das, was geistliches Amt, was dieses Standes Leid und Freude, Schimpf und Ehre ist, ausgeschüttet, und dies in einer freilich rohen oder doch unausgebildeten Darstellung, aber mit einer Innigkeit und einer Ueberzeugungskraft, die uns unwiderstehlich fesselt, selbst wenn sie sich mit Bitterkeit äußert. Das Gedicht hat die schon oft erwähnte Einkleidung, nur ist dieselbe weit besser motivirt, als es sonst gewöhnlich der Fall ist. Der Dichter erzählt, wie er in seiner Jugend den Beruf eines Geistlichen erwählt habe, weil er nur von diesem ein behagliches, sorgenfreies Leben hoffte. Er habe sich nun tüchtig auf das Studium gelegt, und mit saurer Müh Alles gelernt, was einem Geistlichen zu wissen nöthig sei, „Biß er von Kunst ganz überging Vnd ihm die Witz zum Maul aushing". Diese und die folgende Stelle, in welcher er berichtet, wie er nun auch eine gute Pfründe suchte, ist witzig und beißend, wie sich überhaupt Andreä gern in bitterer Ironie ergeht. Aber wo er auch hinkam, fährt er fort, es wollte ihm nirgends behagen, bald gefiel ihm der Kirchthurm, bald das Pfarrhaus nicht, auch wollte er nur in einer fruchtreichen Gegend leben, denn sein Bauch war an Wein gewöhnt. Als er so herumwanderte, begegnete er einem alten Pfarrherrn, der auf der Wiese sein Heu zusammenrechte. Der Dichter will sich zuerst in seinem gelehrten Dünkel einen Scherz erlauben, doch muß er bald „andre Pfeifen ziehen" und er erkundigt sich nun bei ihm nach den alten Zeiten. Der alte Herr lobt diese Zeiten, und die Männer, die damals gewirkt hätten, „Die seyn nun todt und leben noch, Nu leben viel vnd faulen doch". Als sich der Dichter jetzt mit seiner Philosophie brüstet, erwiedert ihm der Alte höhnisch, auch er habe in seiner Jugend die Wissenschaften betrieben. „Was meint ihr denn, daß ich gethan?" sagt er, indem er in ächt Fischartschen Wortspielen die Nichtigkeit der sogenannten freien Künste (Grammatik, Poetik, Rhetorik, Musik, Logik) verspottet,

„Ich war Grammartig vnd war fein,
Vnd pochet vberzwerch hinein;
Ich redt thörlich an manchem Ort
Vnd macht mich mausig immer fort.
Im Kopf hatt' ich manches Gesperr
Vnd sonst eißerlich Sachen mehr,
Ich log dick, daß die Balcken flogen,
Vnd ecket aus, was krumm gebogen."

Das Beste, fährt er fort, sei aber, sich zu gedulden,

Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf,
Vnd nun die Praktick kommt zu Haus,
Die all Theorik treibet aus."

Der Dichter kann nicht begreifen, daß „der geistliche Stand Von Bauren sollt haben seinen Verstand" und nun sagt ihm der alte Herr, was ein Pfarrer glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und hinnehmen solle, was Niemand dürfe, könne, möge noch wolle, um ein rechter Diener Gottes zu sein. Die ganze Stelle ist vortrefflich und erhält durch das in jedem Absatz wiederkehrende Refrain eine beinahe tragische Wirkung. Auch wird der Dichter von derselben so ergriffen, daß er die weitern Lehren über die Pflichten und Leiden des Geistlichen, welche ihm der Alte weiter ertheilt, mit Demuth hinnimmt, und sein Baret und seinen Meisterring hinlegt. Ich wollte nicht, schließt er, daß ich

für dieses Gespräch sämmtliche welsche Lande gesehen hätte;

„Denn ein Deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther, als viel Fremd;
Der sagt, was fehlt vnd räth darzu:
Hiermit kommt man mit Gott zur Ruh.
Was aber nur schwätzt; mum! mum! mum!
Vnd wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh vnd Sorg,
Daß man im Eitlen gar erworg!"

„Die Christenburg", das oben mit Ringwaldts „trewem Eckart" zusammengestellte Gedicht Andreä's, mag wol durch des englischen Kanzlers Morus „Utopia" hervorgerufen worden sein; es stellt die Christenheit unter dem Bilde einer Stadt dar, welche von den Frommen auf einer Insel im Weltmeer erbaut worden war, wohin sie sich bei überhandnehmender Bosheit geflüchtet hatten. Doch wurde die Stadt bald weit und breit bekannt, weshalb sie auch oft feindlich berannt wurde; auch kam sie durch die Sorglosigkeit der Bürger in Verfall, so daß der Baumeister ein neues Castell, Lauttreck (wohl eine Anspielung auf Luther) erbaute; aber dieses wurde durch die Nachlässigkeit und Schlechtigkeit der Werkmeister nicht einmal ganz vollendet, und der Antichrist benutzte dies, um die Stadt anzugreifen. Die Christenburger erlitten eine große Niederlage, und sie wollten sich schon dem Feind ergeben, als es einem alten Mann, Reformator, gelang, sie wieder zu ermuthigen. Unterdessen schickte auch Gott Hülfe gegen die wieder andringenden Feinde, ein Nebel verbarg ihnen die Christenburg, sie geriethen in Verwirrung und erschlugen sich einander. Als der Nebel sich verzog und die Gemeinde das Verderben der Feinde sahe, stimmte sie ein Danklied an, welches den Schluß des Ganzen bildet. — Es ist aus dieser kurzen Inhaltsanzeige schon ersichtlich, daß die Christenburg das erste Gedicht in keiner Weise erreicht; es würde sich aus einer nähern Darstellung noch entschiedener ergeben, da die zu Grund liegende Allegorie zu weit getrieben ist und ihre Bedeutung an vielen Stellen gar nicht zum Verständniß kommt.

Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen dieners Gottes.

Ich hab gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt·
Er glaubt ein Gott, deß niemand acht,
Ein jeder nach seim Götzen tracht;
Er glaubt ein Himmel, der wird verschmächt,
Ein jeder hier gern ewig zecht;
Er glaubt ein Hell, die niemand fleucht,
Ein jeder die breite Straſſe zeucht;
Er glaubt ein Gricht, das niemand bsorgt,
Ein jeder auff die Rache borgt;
Er glaubt ein Sohn, den niemand will,
Ein jeder will hier Hüll vnd Füll;
Er glaubt ein göttlich Regiment,
Ein jeder meint, das Glück sey blind;
Er glaubt ein Tod, der Alles scheidt,
Vnd jeder pocht auff lange Zeit;
So glaubt er, was die Welt verneint,
Vnd jhren Augen vngereimt:
Damit zeucht er den schweren Karrn
Vnd wird gehalten für ein Narrn.
Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt vngern innen wird:
Er weiß, daß groſſer Herren Pracht
Bey Gott auffs äusserst sey veracht;
Er weiß, daß groſſer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf
Er weiß, daß groſſe Leuteschinder
Verflucht seyn auff Kindeskinder;
Er weiß, daß groſſe Federhanen
Noch kommen in den Pfuhl zusamen;
Er weiß, daß die groß Ueppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach vnd Leid;
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärckt zu ew'gem Schmerz.
Das weiß er, wills schon niemand wissen,
Vnd wird sehr darob geschmissen:
Damit zeucht er den schweren Karrn
Vnd wird gehalten für ein Narrn.
Drittens so muß ein Pastor thun,
Das jederman will überstohn;
Er muß die Warheit jedem geigen,
Darüber zeigt man jhm die Feigen;
Er muß auffwischen jede Stund,
Darüber man jhm vbels gunt;
Er muß in die Pest vnd Lazareth,
Da mancher weit vorübergeht;
Er muß zum Feur, Galgen vnd Rad,
Zum Gefängniß vnd der Huren Bad;
Er muß verzweiffelt Buben trösten,
Die ruchloßen durchs Gesetze trösten;
Er muß jederman helffen, bitten,
Rathn, warnen, kratzn vnd bschütten;
Er muß in alle Pfützen treten,
All Unlust putzen vnd ausjäten,
Das muß er thun ohn seinen Danck,
Biß er drob wird alt, krumm vnd kranck:
Damit zeucht er den schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.
Viertens ein Prediger muß leiden,
Da sonst der Thurm zu ist bescheiden:
Er leidt der Leut Abgötterey,
Aberglaub, Fluchen, Zauberey;
Er leidt Verachtung, Gottes Lehr,
Darfür Wollust wird trieben mehr;
Er leidt Vnghorsam vnd Gespött,
Da mancher Pfaff vor Ohren geht;
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier vnd Grim,
Zanck, Hader, Schelten, Vngestüm;
Er leidt Ehbruch, Vnzucht vnd Schand,
So nur geacht für Narren-Tand;
Er leidet groß vnd kleine Dieb,
Finanz vnd was jhm sonst nicht lieb:
Damit zeucht er den schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.
Zum fünften muß ein Priester lassen,
Das die Welt liebt ohn all Maſſen;
Er läßt dem Hoff sein weiches Kleid,
Vnd bleibt jhm die Kamelhaut bescheid;
Er läßt der Schul jhr großn Witz,
Vnd übt sich in der Liebe Hitz;
Er läßt der Reichen Silbergschirr,
Vnd trinkt die Bächlein in der Irr;
Er läßt der Auffgeblasnen Wind,
Vnd sich bei Christi Demuth findt;
Er läßt des Fleisches Lust vnd Geilheit,
Vnd bindt sein Rücken jederzeit;
Er läßt sein Recht, sein Nutz, sein Fried
Vnd gnügt sich, daß er Christi Glied.
Das alles muß er willig lassen,
Vnd noch dazu sich selber hassen:
Damit zeucht er sein schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.
Zum sechsten fürcht ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht gethan:
Er fürcht mit Scheu das End der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut zählt;
Er fürcht der Kirchen böse Feind,
Gewalt vnd Witz, die manches Freund;
Er fürcht der Aergerniß Gefahr,
Darin sich übt die größte Schar;
Er fürcht des Glückes gute Wort,
Daß nicht die Seele werd bethort;
Er fürcht seins eignen Gwissens Stim,
Daß es nicht schreye wider jhn;
Er fürcht der bösen Gsellschaft Schein,
Ohn welche mancher nit kan seyn;
Er fürcht der hohen Gaben Glantz,
Die sonst auch Guts verblenden gantz.
Das ist sein Sorg, sein Furcht, sein Angst,
Welchs alls die Welt verlacht vorlängst:
Damit zeucht er sein schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.
Zum siebenten ein Klerikus,
Was niemand will, wol nehmen muß:
Er nimt wenig, als niemand glaubt,
Denn der thut wol, der Pfründen braubt;

Er nimt das Schlechtst vom Pfleger sein,
Die schwächste Frucht, den saursten Wein;
Er nimt mit Müh das saur verdient,
Noch hält man alls für Gschenk die Pfründ;
Er nimt mit Schmerz von seinen Baurn,
Die jhn bezahlen, wie die Laurn;
Er nimmt als faul von falscher Hand,
Der gilft, als er den Tod empfand,
Er nimmt mit Danck, was vngern geht
Vnd bitt ein Dieb vm seinigs stet,
Also muß er im Bettel raisen,
Vnd endlich lassen arme Waisen:
Damit zeucht er sein schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.

Georg Rodolf Weckhrlin.

Wir haben oben (S. 44. f.) erwähnt, daß sich **Weckhrlin** mancherlei Verdienste um die Formen der deutschen Poesie erwarb und daß er manches anbahnte, was die spätere Zeit entwickelte; er hat sich auch im Gebiet der didaktischen Poesie ein ähnliches Verdienst erworben, indem er das **Epigramm**, das vor ihm gänzlich unbekannt war, zu bearbeiten anfing. Denn so reich die deutsche Literatur, namentlich des 15. Jahrh. an epigrammatischen Gedichten war, so waren es doch keine Epigramme im Sinne der Griechen und Römer; vielmehr hatte das deutsche Epigramm, wie schon früher berichtet wurde, eine ihm eigenthümliche Form und einen eigenthümlichen Namen, die **Priamel** (I, 656). Zwar gehören manche epigrammatische Gedichte Weckhrlins zu dieser ebenfalls volksthümlichen Gattung, so das „**An meinen Sohn**" (10), „**Niemand, Jederman, Wenig, Viel**" (13) und ganz besonders „**Alters Eigenschafften**" (11), von dem ihm ohne Zweifel eine ältere Bearbeitung bekannt war, deren es mehrere gibt; andre haben die eben so volksthümliche Form des Sprichworts, z. B. „**Was nicht lang heimlich**" (6), und „**Drei gefährliche Dinge**" (8); sehr viele aber sind Nachahmungen und sogar Nachbildungen der Alten. Wahrscheinlich wurde er durch den Engländer Owen, dessen lateinische Epigramme großen Beifall erhalten hatten, und den er vielleicht auch persönlich kannte, auf diese in Deutschland noch nicht bekannte Gattung geführt, die später zu außerordentlicher Verbreitung gelangte. Doch hat er auch die Epigramme der Alten gekannt, wie manche von den seinigen beweisen. Uebrigens sind auch diese Epigramme nicht weniger gut in ihrer Art, als die priamelartigen; Gedanke und Ausdruck sind gleich bestimmt, klar und passend, und keinem fehlt die scharfe epigrammatische Wendung, welche das Ganze abschließt, mag er im Geiste der Alten den tieferen Sinn irgend eines Gegenstandes aussprechen, wie in „**Niobe**" (1) und „**Ueber einen Spiegel**" (2), oder einen bedeutenden aus der Erfahrung genommenen Gedanken darstellen, wie in „**All Glück gut**" (5), oder das Epigramm mehr als Wortspiel auffassen, wie in der „**Grabschrift einer Zänckischen**" (4).

1. Niobe.

Getrocknet von der Freud vnd Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Vnd wider durch den Tod verloren,
Bin ich selbst mein Grab vnd Grabstein.

2. Ueber einen Spiegel.

Bist du schön, so gebrauch auch Fleiß,
Mit Lastern dich nicht zu beflecken;
Bist du dann häßlich, so sey weis,
Mit Tugend den Fehl zu bedecken.

3. Von der Jungfrau Liebwelt.

Was tadelt man doch die Liebwelt,
Als ob nicht jhre Har jhr eigen,
Wan ich bezeugen will vnd zeigen,
Wo sie darfür gab gut bar Gelt?

4. Grabschrift einer Zänckischen.

Hie schläfet, vnd Gott sey gedancket
Ein Weib, das Tag vnd Nacht gezancket;
Ach, tretet nicht hart, liebe Leut,
Sunst wecket jhr ein newen Streit!

5. All Glück gut.

Das Glück ist Allen gleich vnd gut,
Ja auch beständig, heut vnd morgen
Den Reichen giebt es Furcht, Müh, Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn vnd Muth.

6. Was nicht lang heimlich.

Der Hust, die Lieb, das Feur, die Sorgen,
Verhalten sich nicht lang verborgen.

7. Der Hofman.

Wer will, daß er bey Hoff fortkomm,
Der leb, als ob er blind, taub, stumm.

8. Drey gefährliche Dinge.

Fleuch, fleuch, sorglos zu seyn,
Die Pest, die Lieb, den Wein.

9. Das Glück.

Das Glück hat Vielen wol zu leben
Zu viel, doch Keinem gnug gegeben.

10. An meinen Sohn.

Daß gegen Allen freundlich seyn,
Sehr löblich sey, laß ich passiren:
Doch wirst du, glaub ich, nichts verlieren,
So du mit niemand zu gemein.
Du magst wol mindre Freud geniessen,
Doch minder wird man dich verdriessen.

11. Alters Eigenschafften.

Wer, wann er zwantzig Jar nun alt,
Hat noch nicht schöne Leibsgestalt,
Vnd keine Stärcke, wann er dreyßig,
Vnd vierzig kein Hirn vnd Verstand,
Vnd fünffzigjärig ist nicht fleißig,
Vnd reich an Geld, Gut oder Land,
Der wird sehr schwerlich hier auff Erden
Schön, starck, weis oder häbig werden.

12. Von Junker Stolzern.

Herr Stolzer, der von edlem Blut,
Hat manches schönes Haus vnd Gut,
Hat Ketten, Geld vnd Gold nach Willen,
Hat ein hübsch, frölich, junges Weib,
Hat einen starken, jungen Leib,
Hat, was er will, den Bauch zu füllen,
Hat krause Har, ein hohe Stirn,
Jhm fehlet eben nichts, dan — Hirn.

13. Niemand, Jederman, Wenig, Viel.

Wer will vergnüget alten,
Sol mit Niemand Feindschafft,
Mit Jederman Freundschafft,
Mit Wenigen Gmeinschafft,
Mit Vielen Kundschafft halten,
Vnd laß dan Gott stets walten.

III. Epische Poesie.

Zwar ist die Anzahl der epischen Dichtungen im vorliegenden Zeitraume nicht gerade klein, in Vergleich zur zweiten und selbst noch zur dritten Periode aber doch sehr unbedeutend, und eben so wenig finden sich Dichtungen von größerem Umfange. Der epische Geist, der zur Zeit der höfischen Poesie so mannigfaltige und zum Theil so vortreffliche Früchte getragen, der sich bei den höfischen, wie bei den Volksdichtern in so großer Kraft gezeigt, und selbst noch

im 14. und 15. Jahrh., wo er doch schon von seiner früheren Größe so tief herabgesunken war, noch eine gewisse Fruchtbarkeit gezeigt und einige bedeutende Werke hervorgebracht hatte, verschwand immer mehr und konnte sich beinahe nur noch in der kleinen poetischen Erzählung geltend machen. Mit dem Geiste der epischen Kunst verschwanden auch die Stoffe, welche früher bearbeitet worden waren, leider nicht bloß die fremden, sondern auch die einheimischen, selbst diejenigen, welche von dem Volke Jahrhunderte lang mit so großer Vorliebe gepflegt worden waren. Es ist, als ob das ganze frühere Leben auf einmal weggeworfen worden, als ob die Erinnerung an die alte Sagenwelt ganz abgestorben wäre. Im Volke war sie es gewiß noch nicht, ob es gleich durch die ungeheuren politischen und kirchlichen Bewegungen, die sein ganzes Leben in Anspruch nahmen, mächtig von jenen alten Erinnerungen abgezogen wurde; dagegen gerieth sie bei den Gelehrten in völlige Vergessenheit; nur wenige haben noch Kunde von ihr, und unter diesen zeigte nur eine sehr kleine Zahl noch Theilnahme dafür; vor Allen Fischart, der auch das schöne Gedicht vom „Ritter von Stauffenberg" nach dem alten Drucke herausgab. Selbst die Legendendichtung hört auf, wie freilich auch kaum anders erwartet werden konnte, da die Reformation auch die poetische Seite der kirchlichen Entwickelung verwarf und unter den Katholiken alle Productionskraft verschwunden war, wie es stets denjenigen geht, welche sich dem Aufschwung eines neuen Lebens feindlich entgegenstellen und alle ihre Kräfte dem Widerstand und der Verneinung widmen. Wurde aber die Legende doch hier und da von den Protestanten behandelt, so erschien sie, wie bei Hans Sachs und Waldis, nur noch als komische Erzählung.

An historischen Gedichten ist der Zeitraum ebenso arm, ja noch ärmer als der vorhergehende, an historischen Reimereien ist er dagegen ziemlich reich. So hat ein Heilbronner, dessen Name unbekannt ist, die „Geschichte des Bauernkriegs" in Versen beschrieben, ein Andrer dichtete von der „Schlacht bey Wail zwischen dem Grafen Eberhard von Würtemberg und den Reichsstädten"; ein Dritter besang die Vertreibung Herzog Ulrichs von Würtemberg, dessen Hochzeit mit Sabina von Bayern den Jacob Frischlin zu einem für die Sittengeschichte wichtigen, aber sonst unbedeutenden Gedichte begeisterte. Die sogenannten „Grumbachischen Händel" veranlaßten eine ziemlich große Anzahl von Gedichten, unter welchen die von Lessing wieder veröffentlichte „Nachtigall" historisch am wichtigsten ist, wenn sie auch keinen besondern poetischen Werth hat. Auch Reimchroniken von Ländern und Städten finden sich ziemlich häufig vor, doch haben weder Nicolaus Mareschalk's „Meklenburgische Reimchronik" noch die „Hessische" noch die von „Passau" oder „Ulm" andere, als historische Bedeutung, und es stehen diese, wie noch manche andere selbst den Reimchroniken des 15. Jahrh. weit nach, obgleich schon diese keinen poetischen Werth haben. Zu den historischen Gedichten können endlich auch die gereimten Beschreibungen der Freischießen gerechnet werden, so wie die Schilderungen der großen Hoffeste, die mit dem Wachsthum der fürstlichen Gewalt auch immer zahlreicher und üppiger wurden. Wie schon im 15. Jahrh., so war es auch im 16. Aufgabe der Pritschenmeister, die Schützenfeste durch ihre Reimereien zu verherrlichen (I, 587); so beschrieb Benedict Edlbeck Siber 1574 das Freischießen in Zwickau, (und es soll sein Gedicht, das wir nicht näher kennen, nach dem freilich nicht sehr zuverläßigen O. L. B. Wolff eine Menge von guten und gesunden Späßen enthalten); Lienhard Flexel besang um dieselbe Zeit die Armbrustschießen in Worms, Passau und Stuttgardt, und vielleicht gehört auch Bernhard Schmidt's „Verzeichniß des Straßburger Hauptschießens" (1576) hieher, welches bekanntlich auch Fischarts „Glückhafft Schiff" hervorrief, das unter allen gleichartigen Gedichten an formeller und innerer Tüchtigkeit ganz allein dasteht. Die Pritschenmeister waren oft zugleich auch Hofpoeten: so war Edlbeck Siber als solcher (vielleicht aber auch als Hofnarr) bei dem Erzherzog Friedrich von Oestreich, und Flexel bei Herzog Christoph von Würtemberg angestellt. In dieser Eigenschaft besangen dieselben neben den bürgerlichen Schützenfesten auch die fürstlichen Hofgelage, Hochzeiten und andere Feierlichkeiten; doch gab es auch vornehme Hofdichter, welche die volksthümliche Darstellungsart verschmähten und die Hoffeste mit allem Prunk pedantischer Gelehrsamkeit besangen. In dieser Weise ist der „Lustgart newer deutscher Poeterei" von Matthias Holtzwart (1568) abgefaßt, eine Geschichte der Würtembergischen Herrscher, namentlich des Herzogs Christoph, welche so sehr mit Fabeln der griechischen und römischen Mythologie durchwebt ist, daß der Dichter selbst befürchtet, für einen „heyden oder abgötterer" gehalten zu werden.

Die deutsche Thiersage, welche gegen das Ende des vorigen Zeitraums nach langer Vergessenheit plötzlich wieder aufgetaucht war, fand in dem vorliegenden keine Bearbeitung: für die rein epische Auffassung fehlte der poetische Sinn, und vielleicht hielt eine gewisse Scheu davon ab, sie für didaktische Zwecke zu benutzen, oder man glaubte vielleicht auch, daß der „Reineke Vos" in dieser Beziehung Alles geleistet habe, was zu leisten sei. Denn daß dieses Gedicht zu jener Zeit für eine reine Satyre gehalten wurde, bezeugen die mannigfaltigen Auslegungen, welche sich in vielen Ausgaben des 16. Jahrh. finden. Aber wenn auch die eigentliche Thiersage ohne Bearbeitung blieb, so rief der Reineke dagegen eine Anzahl von Gedichten hervor, welche das Thierleben episch zu schildern suchten, um daran entweder Belehrungen aller Art zu knüpfen, oder um die Schilderungen aus dem Thierleben zu satyrischer Darstellung mannigfaltiger Verhältnisse des Menschenlebens zu benutzen. Solcher Art sind der „Froschmäusler" von Rollenhagen, der „Mücken- und Ameisenkrieg" von Fuchs, der „Gansködnig" von Wolfhart Spangenberg, wogegen Fischarts „Flöhhatz" diese untergeordneten Beziehungen nicht kennt, da sie schon mehr im Geist des alten Thierepos die Erscheinungen des Thierlebens an sich betrachtet, und die Einmischung des Menschen durch die besondere Art des von ihm geschilderten Thieres bedingt wurde.

Wie der Reineke Vos eine Anzahl von epischen Thiergedichten, so rief auch Steinhöwels deutscher Aesop eine noch viel größere Menge von Fabeln hervor; und so arm das 15. Jahrh. an solchen Dichtungen gewesen war, so reich ist dagegen das 16.

Jahrh. in diesem Gebiete. Selbst Luther dichtete Fabeln, wozu ihn sowohl die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit und dem pädagogischen Werth der äsopischen Fabel, als auch der Umstand bewegte, daß der „deutsche Esopus“ noch so manche Geschichte enthalte, deren zuchtloser Inhalt nur zum Bösen führe. Leider ließ er die Arbeit liegen, und wir kennen davon nur diejenigen, welche Matthesius in seinen Predigten, aber natürlich nicht in der ursprünglichen Fassung Luthers aufbewahrt hat. Beinahe alle bedeutenderen Dichter aus der ersten Hälfte des Zeitraums haben die Fabeln bearbeitet, mehrere mit besonderem Glück und in reicher Anzahl, namentlich Hans Sachs, Erasmus Alberus, Burkard Waldis und dann auch Fischart, der in seinem „Philosophischen Ehezuchtbüchlein“ mehrere vortrefflich dargestellte Fabeln von der „Schildkröte“ in sinniger Weise an einander gereiht hat. Unter den spätern ist Eucharius Eyring besonders hervorzuheben. Nächst diesen sind noch die beiden Meistersänger Valentin Voigt aus Magdeburg (um 1520) und Daniel Holzmann von Augsburg (1571) zu erwähnen und etwa noch Hartmann Schopper (1561), dessen Fabeln ausgezeichnet werden müßten, wenn die Kürze das wesentlichste Verdienst dieser Dichtungsart wäre.

An die Fabel schließt sich die didaktische oder moralisirende Erzählung an, welche von den nämlichen Dichtern bearbeitet wurden, welche auch als Fabeldichter hervorragen, namentlich von Hans Sachs, Erasmus Alberus und Burkard Waldis. Ist aber in der didaktischen Erzählung die berichtete Begebenheit nur ein Mittel, um, wie in der Fabel, irgend eine Lehre zur Anschauung zu bringen, welche dann auch von den Dichtern gewöhnlich in breiter Ausführlichkeit dem Leser ans Herz gelegt wird; so ist dagegen die komische Erzählung oder der Schwank nur seiner selbst wegen erzählt und hält sich von dem didaktischen Element frei, welche dem epischen Charakter jener moralisirenden Erzählungen Eintrag thun, ja ihn zum Theil verwischen. Zwar wird auch den Schwänken meistens eine Nutzanwendung beigefügt, und namentlich unterläßt sie Hans Sachs beinahe niemals; allein man wird sich bald bewußt, daß die Erzählung nicht zum Zwecke hat, irgend eine Lehre zur Anschauung zu bringen, daß der Dichter vielmehr, um der allgemeinen Ansicht zu genügen, daß die Poesie vor Allem belehren müsse, die Moral erst aus der Erzählung, oft nicht ohne Schwierigkeit und Zwang, herausgezogen hat. Die Gedichte dieser Art gehören daher auch zu den besten Erzeugnissen der Poesie im vorliegenden Zeitraume. In dieser Gattung ist namentlich Hans Sachs Meister und wird weder von Burkard Waldis, noch von Lazarus Sandrub erreicht, deren hieher gehörige Dichtungen jedoch immerhin von Talent zeugen. Als größere Erzählungen mit vorwiegend komischem Charakter und volksmäßiger Grundlage sind außerdem „Peter Leu“ von Widman, und der von Fischart in Reime gebrachte „Eulenspiegel“ zu nennen, während der „Thedel Unverferd“ von Georg Thym eine in der Zauberwelt spielende Familiensage erzählt.

Endlich dauern auch die allegorischen Erzählungen noch fort. Doch bildet nicht mehr die Minne den hauptsächlichsten Stoff dieser Dichtungen; vielmehr finden sich die mannigfaltigsten Tugenden und Laster allegorisch bearbeitet, wie auch die kirchlichen Verhältnisse Anlaß und Stoff darbieten. Außer den zahlreichen Allegorien des Hans Sachs, welche vorzugsweise allgemein menschliche Verhältnisse berühren, könnten auch die schon berührten didaktisch-allegorischen Dichtungen von Ringwaldt (s. o. S. 63) und Andreä (s. o. S. 66) hiehergezogen worden. Manche dieser Dichtungen betrafen die Zeitverhältnisse, so die beiden Gedichte Zwingli's „Der Labyrinth“ und das „fabelisch Gedicht von einem Ochsen vnd etlichen Thieren“, im welchen sich des Verfassers tiefe Entrüstung über die Verderber des Volks, aber auch dessen treue Vaterlandsliebe lebendig und erfreulich ausspricht. Die Form der epischen Allegorie wurde endlich nicht selten zur Darstellung, oder vielmehr zur Bekämpfung der kirchlichen Verhältnisse gebraucht; es sind daher meistens bittere Satyren, welche jedoch meistens zu persönlich werden, als daß sie künstlerisch schöne Gestaltung haben könnten, von denen nur Fischarts hiehergehörige Dichtungen eine Ausnahme machen.

Hans Sachs.



Hans Sachs wurde den 5. Nov. 1494 in Nürnberg geboren, wo sein Vater das Schneiderhandwerk betrieb. Dieser schickte ihn schon in seinem 7. Jahre in die lateinische Schule, die er, nicht ohne großen Gewinn für die Zukunft daraus zu ziehen, bis zum 15. Jahre besuchte, worauf er zu einem Schuhma-

cher in die Lehre trat, zugleich aber auch bei dem Leineweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck die holdselige Kunst des Meistergesangs erlernte. Im 17. Jahre trat er seine Wanderschaft an, ging zuerst über Regensburg nach Tyrol, (in Insbruck trat er nach seiner eigenen Aussage als Waidmann in die Dienste Kaiser Maximilians); von da durch Bayern nach Franken, dann an den Rhein und über Coblenz und Cöln bis nach Aachen. Ueberall, wo Gesangschulen waren, besuchte er dieselben, und faßte, als er zu Wels in Oestreich arbeitete (er war damals 19 Jahr alt) den festen Entschluß, sich künftighin der Dichtkunst statt anderen Vergnügungen zu widmen; und in München wagte er es zum ersten Male zu dichten. Nachdem er noch viele andere Gegenden durchwandert hatte und im Norden bis nach Lübeck, im Süden bis nach Wien gekommen war, kehrte er im 22. Jahre (1516) in die Heimat zurück, wo er sich als Meister niederließ, und im J. 1519 mit Kunigunde Creutzigerin verheirathete. Zuerst wohnte er in der Vorstadt Wöhrd, später in der Stadt selbst und erfreute sich eines erfreulichen Wohlstands, den er durch allerlei Geschäftsreisen zu heben trachtete, der aber in den letzten Jahren seines Lebens abgenommen zu haben scheint. Im Jahre 1560 starb seine getreue Hausfrau, die ihm das Leben erheitert und sieben Kinder geboren hatte, welche er ebenfalls sämmtlich überlebte; doch heirathete er schon im nächsten Jahre wieder. Auch mit seiner zweiten Frau, Barbara Harscherin, deren Schönheit er in dem „künstlich Frawen-Lob" mit so liebenswürdiger Treuherzigkeit besingt, lebte er zufrieden und glücklich. Mit dem 78. Jahre seines Alters trat eine allmähliche Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte ein; er saß zuletzt, wie sein dankbarer Schüler Puschmann in dem oben (S. 5.) erwähnten Gedichte berichtet, in sich gekehrt und unbekümmert, was um ihn vorging, am Tische, und hatte viele große, wohl beschlagene Bücher vor und neben sich liegen, „Wer zu dem alten Herren Kam in den schönen Saal, Vnd ihn grüsset von ferren, Den sach er an diesmal, Sagt nichts, sondern thut neigen Mit Schweigen Gegen ihm sein Haupt schwach." In diesem Zustande blieb er über drei Jahre, bis am 19. Jan. 1576 ein sanfter Tod sein Leben endigte.

Dieser kurzen Darstellung von Hans Sachsens Leben haben wir nur noch beizufügen, was übrigens schon aus früheren Bemerkungen ersichtlich ist, daß er sich entschieden und begeistert für die Reformation erklärte, und daß er bis in seine spätesten Jahre in der Gesangschule durch Unterricht und Beispiel segensreich wirkte. Er hatte Luther zweimal in Augsburg gesehen und war sowohl durch dessen persönliche Erscheinung als durch dessen Schriften, die er sorgfältig sammelte, für die neue Lehre gewonnen worden, welcher er auch sein Dichtertalent widmete; denn es ist wahrscheinlich, daß er außer der „Wittenbergisch Nachtigall" (S. 57) und einem späteren Gedichte über „Luthers Tod" noch mehrere im Sinne der Reformation und zu ihrer Verbreitung dichtete, wie er auch mehrere prosaische Schriften zu diesem Zwecke schrieb. Uebrigens sind viele seiner didaktischen und allegorischen Gedichte im Geiste der neuen Lehre abgefaßt und in mehreren Fabeln, ja selbst in einigen Schwänken und dramatischen Gedichten tritt sein Eifer für dieselbe klar genug hervor; nur vermied er die Polemik, welche damals an der Tagesordnung war, vielmehr suchte er bald durch heiteren, von aller Bitterkeit entfernten, aber treffenden Spott, bald durch einfache, ernste Lehre zu wirken, und gerade dadurch beurkundete er sein höheres Talent und seinen reineren Sinn.

Seine Thätigkeit als Meistersänger haben wir bereits erwähnt (S. 18), zugleich aber auch, daß er auf dieselbe nur mit Rücksicht auf die Genossenschaft selbst Werth legte und seine sämmtlichen Meistergesänge aus der von ihm besorgten Ausgabe seiner Dichtungen ausschied *). Dennoch ist die Anzahl seiner übrigen Gedichte noch außerordentlich groß, denn die fünf gedruckten Bände enthalten kaum den vierten Theil seiner sämmtlichen Dichtungen, die er eigenhändig in 34 Foliobänden zusammengetragen hatte **). Wir erstaunen aber nicht bloß über die wunderbare Menge seiner Gedichte, (es sind deren nach seiner eigenen Berechnung 6048, worunter 208 Dramen und 1700 Schwänke), sondern vor Allem über die große Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er bearbeitete. Er schöpfte denselben theils aus dem Leben, theils aus Büchern, und wenn wir einerseits seine große Beobachtungsgabe, seine beinahe allseitige Welt- und Menschenkenntniß bewundern müssen, wenn wir bewundern müssen, wie jede Erfahrung seines langen Lebens sich ihm zum Gedichte gestaltete, wie ihm noch in spätem Alter die Erlebnisse seiner Jugend und insbesondere seiner Wanderjahre so lebendig vor der Seele schwebten, daß er Menschen, Sitten, Begebenheiten aller Art, Städte und Länder mit der klarsten Anschaulichkeit darzustellen vermochte; so müssen wir andrerseits über die ungeheure Belesenheit erstaunen, über welche er in jedem Augenblicke gebot, so daß Alles, was er jemals in früheren Jahren, wie in späterer Zeit gelesen hatte, stets in voller Klarheit gegenwärtig war. Hans Sachs muß Alles gelesen haben, was zu seiner Zeit in deutscher Sprache gedruckt worden war, dazu gewiß vieles, was er nur handschriftlich erhalten konnte. Er kennt nicht nur die Bibel, die er unabläßig studirte, in vollem Umfang, sondern auch die bedeutendsten griechischen und römischen Schriftsteller, Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen, wenn auch diese letzteren nur aus einzelnen Auszügen oder andern Mittheilungen, die er in deutschen Büchern, wie z. B. in Otto von Passau, Konrad von Megenberg, Albrecht von Eyb u. a. m. gefunden haben mochte. So besitzt er eine umfassende Kenntniß der alten und neuen Geschichte, der griechischen und römischen Mythologie, wie der deutschen Sage, und der Sagenkreise von Artus und von Kaiser Karl; und wie er namentlich die neuere Geschichte nur aus den verschiedensten Chroniken kann gelernt haben, so hat er wohl die Kenntniß der Sagenwelt aus den älteren deutschen Gedichten geschöpft, von denen er ohne Zweifel eine große Zahl gelesen hat. Fügen wir noch hinzu, daß Hans Sachs außerdem noch die bedeutendsten neuern

*) Nürnb. 1558—61. 3 Bde. Fol. Eine zweite von ihm begonnene und sehr vermehrte Ausgabe wurde erst nach seinem Tode vollendet. Nürnb. 1570—79. 5 Bde. Fol.

**) Wenn auch die meisten der nicht gedruckten Gedichte zu den Meistergesängen gehören mögen, so sind darunter gewiß auch viele andere, welche Veröffentlichung verdienten, wie aus Naumanns verdankenswerthen Forschungen bekannt ist, dessen freundschaftlicher Güte wir es verdanken, daß wir einige bis jetzt ungedruckte Gedichte des trefflichen Meisters mittheilen können. Möchten doch die in neuester Zeit in Zwickau aufgefundenen Handschriften Hans Sachsens in seine Hände gelangen!

Schriftsteller der Ausländer kannte, unter welchen wir nur Boccaccio, den er häufig benutzte, Petrarca (von diesem jedoch wohl nur die lateinischen Werke) und Aeneas Sylvius nennen, daß er eine große auf eigener Beobachtung und Lektüre gegründete Kenntniß der Natur und ihrer unendlichen Erscheinungen besaß, und seine genaue Kunde der Länder und Völker mit ihren verschiedenartigen Sitten sich keineswegs bloß auf die beschränkte, welche er auf seinen Wanderungen hatte kennen lernen, daß er endlich alle diese Kenntnisse, Erfahrungen und Beobachtungen dichterisch verarbeitete, so haben wir einen Begriff von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des Stoffs, der seinen Dichtungen zum Grunde liegt. Nur selten, oder vielleicht niemals hat er den Stoff selbst erfunden; denn, wie J. Grimm so treffend bemerkt, Hans Sachs dichtet Alles und erdichtet Nichts, sondern beglaubigt gern aus einer namentlich angeführten Quelle, und wäre es keine andere als ein Gespräch, dem er auf der Straße zugehört, ein häuslicher Zank, den er belauscht, oder selbst ein Traum, den er einmal gehabt hatte, worunter allerdings auch die Bilder begriffen werden müssen, die ihm seine geschäftige Phantasie zu Zeiten vorgaukeln mochte.

Der unwiderstehliche Drang, jeden Stoff, der sich ihm darbot, zu einem Gedicht zu gestalten, mußte ihn freilich irre führen, und so wurden viele Dichtungen zu bloßen Reimereien, in denen oft nur ein einziger kernhafter Gedanke die trockene und langweilige Entwickelung unterbricht, oft aber auch dies nicht einmal der Fall ist. Aus dieser großen Menge von Gedichten, zu denen ihn meistens theils die religiöse Richtung seines Gemüths, theils sein vaterländischer Sinn verleitete, wird es recht klar, wie wenig Hans Sachs den Vers und den Reim zu behandeln verstand, wie gering überhaupt seine künstlerische Entwickelung war. In seinen bessern Gedichten verhält es sich damit nicht anders, aber die große Trefflichkeit der Ausführung läßt uns beinahe immer die Mangelhaftigkeit des Versbaues, die Härte und Unbeholfenheit des Reims vergessen, wie umgekehrt uns oft bei Andern die Schönheit der Form so sehr bestechen kann, daß wir über derselben die Gehaltlosigkeit der Dichtung übersehen. Auch seine Sprache leidet an vielen Unvollkommenheiten: sie ist oft hart, rauh und ungefüg und von der rhythmisch schönen Darstellung der höfischen Dichter eben so weit entfernt, als von dem natürlichen Wohlklang der Volkspoesie; dagegen ist die Darstellung in seinen besseren Gedichten leicht und ungezwungen, und wir werden von der natürlichen, treuherzigen Sprache immer unwiderstehlich angezogen, wie uns der Reichthum und die angemessene Wahl des Ausdrucks, die glücklichen Wendungen, in denen sich sein poetischer Sinn beurkundet, mit Bewunderung oder vielmehr mit Liebe erfüllen.

Hans Sachs war kein schöpferischer Geist, der die im Stoff liegenden Keime zum lebensvollen Gebilde gestalten, der aus der unvollkommenen Erscheinung eine neue, vollkommene Welt schaffen kann. Er hatte zwar eine solche Kraft des poetischen Sinns, daß er Alles herausfühlte, was in jenen Keimen verborgen liegt, er zog es heraus und deutete es mit der größten Sicherheit und Wahrheit an; aber dabei blieb er auch stehen, er machte nicht einmal den Versuch, das, was er so richtig gefühlt und gezeigt hatte, zu entfalten, die einfache Skizze zu einem reichen Gemälde zu erweitern. Dies gilt namentlich von seinen dramatischen Gedichten, auf welche wir später zurückkommen müssen; in seinen epischen Dichtungen tritt dieser Mangel weniger, oft gar nicht hervor, weil er sich mit richtigem Verständniß seines Talents auf die kleinere Erzählung, die Novelle, den Schwank, beschränkte. Diese verträgt an sich nicht die reiche Entfaltung, welche das Drama verlangt, aber sie entsprach auch in einer andern Beziehung seiner Eigenthümlichkeit am besten. Wenn auch Hans Sachs keinen eigentlich schöpferischen Geist hatte, so besaß er dagegen in hohem Maße das beinahe eben so seltene Talent, die Welt der Erscheinungen, die seinem beobachtenden Blicke offen lag, poetisch aufzufassen und in ihrer ganzen Wahrheit wieder darzustellen. Deshalb gelang ihm die kleinere Erzählung auch vortrefflich, in welcher er die enge Welt, die ihn umgab, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten schilderte, welcher er, um Grimms Ausspruch nochmals zu wiederholen, nichts zu erdichten, sondern nur zu dichten brauchte. Daher sind aber auch unter seinen Erzählungen diejenigen die besten, in welchen er die Gegenwart und das bürgerliche Leben darstellt; wenn er andere Stoffe wählt, ist er nur dann eben so glücklich, wenn er ihnen eine, wir möchten sagen, bürgerliche Seite abzugewinnen weiß, wenn er das Leben der Alten in den Kreis seiner Welt bannt. Wo dies nicht der Fall ist, sinkt er meistens zur bloßen Reimerei herab.

Die außerordentlich große Zahl seiner Erzählungen macht es unmöglich, auch nur die gelungensten hervorzuheben; wir müssen uns darauf beschränken, eine allgemeine Uebersicht der Stoffe zu geben, die er behandelt, und auf diejenigen Gedichte hinzuweisen, welche sein Talent am sichersten charakterisiren. Doch wollen wir vorerst noch die besonderen Quellen angeben, in welchen er den Stoff zu seinen Erzählungen fand. Sehr häufig schöpft er aus Boccaccio; auch die zahlreichen Chroniken, die er gelesen, geben ihm nicht bloß Stoff zu historischen Gedichten, sondern auch zu ernsten und komischen Erzählungen. Außerdem benutzt er vielfach die Schriften der Griechen und Römer, die Gesta Romanorum (I, 746), die sieben weisen Meister (I, 744), das Buch der alten Weisen (I, 744), und viele ältere deutsche Gedichte. Solchen hat er ohne Zweifel unter Andern „die drey guter nützlicher Lehren einer Nachtigall" (Vgl. I, 228), „die Roßdecke" (I, 298), den „Kolb im Kasten" und viele andere nacherzählt. Unter den spätern deutschen Schriftstellern hat er außer Hans Rosenblüt und Hans Folz, diesen z. B. im „Vrsprung dreyerley Feindschaft zwischen Pfaffen, Wolff vnd Dorenheck" (Vgl. I, 687), am häufigsten Pauli's „Schimpff vnd Ernst" (S. u.) benutzt, wie ihm auch der Eulenspiegel Stoff zu mehreren Schwänken gegeben hat. Eine reiche Quelle war ihm ferner die mündliche Erzählung; von den zahlreichen Schwänken, die er auf seiner Wanderschaft gehört, erwähnen wir nur den „Birgisch Edelmann mit dem Mönnich von Waltsachssen", den in neuerer Zeit Hebel in der Erzählung „Vom Zundelheiner und dem dicken Müller" wieder erneuert hat, den Schwank vom „Verlogen Knecht mit dem grossen Fuchs", in welchem er den nämlichen Stoff behandelt, den wir aus Gellerts Erzählung „Der Bauer und sein Sohn" kennen, und der auch von W a l d i s bearbeitet wurde. Bei der näheren Betrachtung seiner epischen Gedichte können wir zu-

nächst die ganze große Zahl der biblischen Erzählungen übergehen, die er theils aus dem alten, theils aus dem neuen Testament geschöpft hat; nur wenige derselben gaben ihm Gelegenheit, den Stoff ganz in seine Nähe zu rücken, wie z. B. in den „Ungleichen Kindern Evä“ (1), einer Erzählung, aus der recht anschaulich wird, wie er die entlegensten und fremdesten Verhältnisse in die Welt seiner Anschauungen hinüberzieht, die überhaupt zu seinen gelungensten Gedichten gehört, und die beiden Dramen über denselben Stoff (ein Spiel und eine Comödie) weit übertrifft, weil in dem Schwank Alles abgerundet und bis ins Einzelne vollendet ist, während in den Dramen eine tiefer eingreifende Entwickelung fehlt. Auch die historischen Gedichte gehören zu seinen schwächsten, einige gewähren jedoch durch seinen ungetrübten Blick in die Weltverhältnisse und die richtige Auffassung der Begebenheiten mannigfaches Interesse, so namentlich die Erzählung „Von der Schweyzer Ankunfft vnd von jhrem freyen Regiment“, in welcher er nicht nur die alten Chroniken, wohl die von Etterlin (I, 778) glücklich benutzt, sondern auch gerade die Verhältnisse bestimmt hervorgehoben hat, welche das schweizerische Staatsleben so hoch über das in Deutschland stellten *), wie schon Schradin sechszig Jahre früher ausgesprochen hatte (I, 659). Den reichsten Stoff zu diesen historischen Erzählungen gibt ihm die alte Geschichte; aber er hat auch die des Mittelalters, und in neuerer Zeit die beinahe aller Völker vielfältig poetisch behandelt, so wie er auch die Sagenwelt des Alterthums und der christlichen Völker in ziemlich zahlreichen Gedichten darstellt. Weitaus am glücklichsten ist er jedoch in den eigentlichen Erzählungen, sie mögen ernste Gegenstände behandeln, oder komische Begebenheiten darstellen, er mag sie aus dem Leben entnehmen oder irgend einer Quelle nacherzählen, die er sehr häufig in Auffassung und Durchführung übertrifft, so den Boccaccio, diesen Meister der Novelle, im „Schlauraffenland“ (2), welches als komisches Widerspiel der alten Dichtung vom goldenen Zeitalter in höchst ergötzlicher Weise das Paradies der sinnlichen Seelen schildert, in welchem alle ihre gemeinen Wünsche eine handfeste und tüchtige Befriedigung finden. Es tritt in diesem Gedichte die ganze Eigenthümlichkeit des ehrlichen Meisters lebendig hervor: heitere Laune, schalkhafter Humor und treffliche Schilderung des Lebens der niedern Stände, deren Fehler er aus eigener Anschauung kannte, daher ihm auch Bürger und Bauern, die Handwerker jeglicher Art einen beinahe unerschöpflichen Stoff darbieten, den er sehr häufig benutzt, um allgemeine Betrachtungen daran zu knüpfen, wie in dem vortrefflichen Schwank „der Schneider mit dem Panier“ (3), in welchem die Schwäche der menschlichen Natur eben so wahr als ergötzlich dargestellt wird. Viele Schwänke, welche das Leben der niedern Stände darstellen, sind freilich nach verschiedenen Seiten hin schmutzig; aber selbst wenn er Buhler- und Ehebrechergeschichten berichtet, die er meistens älteren Gedichten oder den Italienern entlehnt, erzählt er mit so naiver Treuherzigkeit und solcher Kraft des Humors, daß das Unzüchtige beinahe ganz zurücktritt, wie in dem Gedicht vom „Bauer mit dem Zopff“, und andern ähnlichen mehr. Am häufigsten erzählt er solche Geschichten, um an ihnen das zuchtlose Leben der katholischen Geistlichkeit zu zeigen. Daß er in ältern Gedichten und Erzählungen reichlichen Stoff hiezu fand, ist uns bekannt; manche Geschichte mag er auch aus mündlicher Mittheilung haben. Lag hierin nicht eigentlich eine feindselige Gesinnung gegen die katholische Kirche, da er doch bloß wiederholte, was seit Jahrhunderten gesagt und erzählt worden war, so zeigt sich dagegen eine entschiedene Abneigung gegen dieselbe in mehrern andern Schwänken, z. B. in dem „Vrsprung des ersten Mönnichs“ und in dem „Vrsprung des Weyhwassers“, da er beides, Mönche und Weihwasser, als Erfindungen des Teufels darstellt. So schneidend diese Schwänke auch an sich sind, so verlieren sie durch die gemüthliche Darstellung viel von ihrer Bitterkeit, was auch von einigen gegen den räuberischen Adel gerichteten Schwänken gilt, z. B. von dem, in welchem er die adeligen Herren geradezu aussprechen läßt, daß sie allein befugt seien, die Kaufleute auf den Straßen zu berauben („Von dem frommen Adel“). Noch feiner ist der Schwank „der Müller mit dem Studenten“ (4) gehalten, in welchem die allgemeine Klage über die Rechtsverdrehungen der Juristen höchst ergötzlich dargestellt wird; denn wenn das Beginnen des Müllers auch als unverständige Einfalt und lächerlich erscheint, so wollte der Dichter doch zeigen, wie der einfache Menschenverstand auch in dieser Beziehung das richtigste Urtheil habe, daß man ihm daher folgen und sich des fremden, den Deutschen aufgedrungenen Rechts entledigen solle. Obgleich Hans Sachs in seinen meisten Schwänken irgend eine didaktische Absicht hatte, die er denn auch in dem gewöhnlich angehängten „Beschluß“ entwickelte, so war sein episches Talent doch so entschieden, daß sie in der Darstellung nicht hervortrat, die Geschichte vielmehr als ohne alle Nebenabsicht und nur ihretwegen erzählt erscheint; dies geht aus allen mitgetheilten Gedichten, am schlagendsten vielleicht aber aus dem Schwank „St. Peter mit der Geiß“ (5) und „St. Peter mit dem faulen Bauernknecht“ hervor, welche außerdem unübertreffliche Muster der komischen Legende sind.

Hans Sachs hat endlich auch eine große Zahl von Fabeln geschrieben, zu welchen er den Stoff theils aus Aesop und den späteren lateinischen Fabeldichtern, nur selten dagegen aus der Thiersage entnahm, theils selbst erfand. Es haben dieselben im Allgemeinen weit weniger Werth, als die eigentlichen Erzählungen, von denen sie sich jedoch in der Haltung wenig oder gar nicht unterscheiden; doch sind auch viele unter ihnen trefflich erzählt, z. B. „der gescheyd Hann“, „die zwei Meus“, „der Zipperlein vnd die Spinn.“

*) So heißt es am Schluß:

„Noch habens jhr freyheit erhalten,
Das sie kein Herschafft kan vergwalten
Bißher von jhrm gringen anfang.
Das wöll Gott auch noch geben lang,
Weil Schweyz frey vnd auffrichtig handelt,
Als Biderleut recht ehrbar wandelt,
Dem vnderthan haltn trewen Schutz
Vnd handhaben Gemeynen nutz,
Vnd halten auffrecht Trew vnd Glauben,
Leyden kein Schinderey noch Rauben,
Halten gut sicher Weg vnd Straß
Freundlich dem Frembden vbermaß,
Halten gut Bürgerlich Policey:
Derhalb steht jhn Gott Sieglich bei.
Das jhr wolfart sich mehr vnd wachß,
Das wünscht jhn zu Nurnberg Hans Sachs.

1. Die vngleichen Kinder Eua.

DJe gelehrten haben zugericht
Vor jaren ein lieblich getićht:
Nach dem vnd Gott der Herr beschuff
All creatur durch wortes ruff,
Der vnserm ersten vatter Adam
Ein ripp auß seiner seitten nam,
Doraus Eua das weib jhm baut,
Vnd sie Adam ehlich vertraut,
Gab jhn darnach sein segen werd,
Sprach: „Mehrt euch vnd erfüllt die erd.“
Als aber sie nach diser that
Nach des Sathanas falschen rath
Assen von der verbotten speiß,
Trieb sie Gott auß dem paradeiß,
Vnd waren in Gottes vngnaden.
Nach disem verderblichen schaden
Bawt Adam die vnfruchtbar erd
Im schweiß seins angsichts mit beschwert,
Eua aber das weib fürwar
In schmertzen vil kinder gebar.
Die warn eins theils schön vnd adelich,
Subtiel gliedmasiert, vntadelich,
Sinnreich, geschickt, höflich geberlich;
Doch hat sie vil kinder gefehrlich,
Toll, töllpet, grob vnd vngestalt,
Vngleich den kindern oberzalt.
Derhalb Eua, die mutter klug,
Die schönen kinder fürher zug,
Vnd het sie gar hold, lieb vnd wert;
Der andern kinder sich beschwert,
Vnd achtet sich jhr nicht so hart,
Weil sie warn geschlagen auß der art.
Nun der vngestalten kinder zahl,
Der waren sehr viel vberal:
Die ließ Eua gehn, wie sie gingen.
Aber kürtzlich nach disen dingen
Der allmechtige gütig Gott
Eua durch sein engel entpot,
Er wolt zu jhr kommen hinauß,
Schawen, wie sie auf erd hielt hauß
Mit jhren kinden vnd Adam.
Bald Eua die botschafft vernam,
Do war sie fro der Gottes gnaden,
Dacht, sein zukunfft wird sein ohn schaden,
Kehret vnd schmucket das gantz hauß
Mit graß vnd blumen vberauß,
Stecket meyen in alle gaden,
Vnd thet jhr schöne kinder baden,
Strölen, flechten vnd schmückt sie schon,
Legt jhn new gwaschne hembder on,
Thet jhn auch fleissigklich anzeigen,
Wie sie sich höflich solten neygen
Vor dem Herren vnd jhn empfangen,
Jr hend bieten, fein züchtig prangen.
Aber der andern kinder vngestalt
Verstieß sie alle, jung vnd alt:
Eins theils verbarg sie in die strew,
Eins theils vergrub sie in das hew,
Eins theils stieß sie ins ofenloch,
Dann sie forcht sehr, der Herre hoch
Wird spotten jhr ob diser zucht
Der jhren vngestalten frucht.
Als aber nun der Herre kam,
Die schönen kinder allesam
Het sie gestellet nach einander,
Entpfingen den Herrn allesander,
Neygten sich höflich an dem endt
Vnd boten jhm die jhrn hendt;
Nach dem knyten sie nider schon
Vnd beteten den Herrn on.
Nach dem der milte Herre gütig
Segnet die kinder gar senfftmütig
Nach einander in disem endt,
Vnd legt auff den ersten sein hendt
Vnd sagt zu jhm: „Du solt auff erden
Ein gewaltiger König werden
Vnd solt halten in deiner hendt
In der welte das regiment!“
Zum andern: „Du ein fürste sey!“
Zum dritten: „Du ein grafe frey!“
Zum vierden: „Du ein ritter schon!“
Zum fünfften: „Sey ein edelmonn!
Regieren solt jhr leut vnd landt
Vnd haben stet die oberhandt!“
Zum sechsten sprach er dergeleich:
„Du aber sey ein burger reich!“
Zum sibenden: „Sey ein kauffmann:
Groß glück solt du auff erden han!“
Zum achten: „Du werd wol gelehrt,
Ein doctor weiß vnd hochgeehrt!“
Gab also jhn all reichen segen.
Eua dise ding thet erwegen,
Weil der Herr so mit milter handt
die hat gesegnet allesandt,
Dacht: „Ich will bringen auch herein
Die vngestalten kinder mein,
So wirdt sich Gott noch mehr erbarmen
Auch der vngestalten vnd armen.“
Loff nauß vnd holt auch auß dem hew,
Auß der krippen vnd auß der strew
Vnd auß dem ofenloch gar bald
Auch jhre kinder vngestalt,
Vnd füret sie hinein für Gott,
Ein vnlustig, gströbelte rott,
Grindig vnd lausig, zottet vnd kussig,
Zerhadert, geschmutzig vnd russig,
Grob, vngeschickt, tölpet vnd tötschet,
Schlüchtisch, on zucht, päurisch vnd lötschet.
Als der Herr sah den ritzing hauffen
Da für jhm stehn, kreißen vnd schnauffen,
Da must der Herr jhr aller lachen,
Sprach: „Eua, was meinst mit den sachen?
Eua sprach: „Herr, gib jhn den segen,
Weil du bist gütig allewegen,
Laß sie jhr vngstalt nicht entgelten!
Sie kommen zu den leuten selten,
Derhalb lehren sie hie auff erd
Nicht sehr vil höflicher geberd.“
Der Herr sprach: „Dasselb sieh ich wol;
Jedoch ich sie auch segnen soll
Durch meinen geist an disem endt.“
Vnd legt dem ersten auff sein hendt,
Vnd sprach: „Du solt werden ein pawr,
Dein nahrung soll dir werden sawr,
Solt andern bawen weitz vnd kern!“
Zum andern sprach er: „Du solt wern
Ein Fischer vnd solt fahen fisch,
So ghören auff der Herren tisch!
Sey ein schmid!“ thet dem dritten sagen,
Mach sensen, beschlag roß vnd wagen!“
Zum vierden sprach: „Sey ein ledrer!“
Zum fünfften: „Du sey ein weber
Vnd würck leinen vnd wüllen tuch!“
Zum sechsten: „Du mach stiffel vnd schuch!“
Zum sibendn sprach: „Ein schneider sey,
Mach hosen vnd wammes dorbey!“
Zum achten: „Sey ein hafner du,
Mach häfen vnd auch krüg darzu!“
Den neunden redet er auch an:
„Du aber sey ein karrenmann!“
Dem zehenden gab er sein segen:
„Du bleib ein schiffmann allewegen,
Das du die leut führst vber reyn!“
Zum eylfften: „Du solt ein bot sein,
Der brief thu hin vnd wider tragen!“
Vnd zu dem zwölfften thet er sagen:
„Du aber sollest bleiben schlecht,
Dieweil du lebest, ein haußknecht!“
Als Eua höret dise wort,
Gemelten segen an dem ort,
Do sprach sie: „Lieber Herre reich,
Wie theilst du so gar vngeleich
Dein segen? was zeichst die arme rott,
Das dus also tritst in das kot,
Das sie auff gantzer erd allein
Sollen der ander fußschemel sein?
Weil ich die kinder allesam
Geborn hab mein mann Adam,
Drumb solt dein guter segen reich
Vber sie alle gehn geleich.“
Der Herr sprach: „Eua nimb bericht:
Der sach verstehst du warlich nicht.
Du weist, ich bin der eynig Gott,
Derhalb gebürt mir vnd ist not,
Das ich versech die gantze welt
Mit deinen kinden obgemelt,
Mit leuten zu den regimenten
Vnd dergleich zu den vndern stendten,
Auff das sie mit einander wandern.
Kein theil kund bestehn ohn den andern.

Wann sie all fürsten vnd herrn wern,
Wer wolt bawen koren vnd kern?
Wer wolt treschen, maln vnd bachen,
Schmiden, weben vnd schumachen,
Zimmern, bawen, schnitzen vnd dreen,
Graben, giessen, schneiden vnd neen?
Schaw, zu dem allen ich erwehl,
Vnd eim jegklichen standt zustell
Leut, nach dem sie geschicket sein,
Denselben zuuertrettn allein,
Auff das in allem stand vnd ampt
Auff gantzer erd werd nichts versambt,
Das ein stand den andern erhalt.
Mit hilff auß meim Göttlichen gwalt
Sie doch alle ernehret werden,
Jeder in seinem stand auff erden,
Das also gantz menschlich geschlecht
Bleib einander eingleibet recht,
Gleich wie in einem leib die glider."
Da antwort jhm fraw Eua wider:
„Ach Herr vergib, ich war zu jech!
Dein Göttlicher will, der geschech
An mein kinden nach deiner ehr:
Ich will dir nicht einreden mehr."

Beschluß:

Nun auß dieser lieblichen fabel
Lehr wir gleich, wie auß einr parabel,
Das man zu allen hendeln heut
Noch allezeit thut finden leut
In allen stenden hin vnd wider,
Beyde in hohe vnd in nider.
Kein stand noch ampt, so ring vnd schlecht,
Man find im menschlichen geschlecht
Leut, die sich willig geben drein.
Darbey spürt man heimlich allein,
Wie Gott so wunderbar regiert,
Vnd also weißlich ordiniert
All stend, das im wesen besteh
Menschlich geschlecht vnd ordnlich geh,
Wiewol ober vnd vnderthan
Vnser zeit gröblich fehlen dran,
Da keiner bleibt in seim beruff,
Darzu jhn Gott der Herr erschuff,
Will gar nicht dran begnüget sein,
Vnd dringt sich jeder weitter ein,
Seinem nechsten zu merckling schaden.
Darmit wern all stend vberladen,
Da jmmer einer den andern dringt,
Betreugt, veruortheilt, schind vnd zwingt
Wider all Gottes ordenung.
Derhalb leyt jetzund alt vnd jung
Vil vnbilliges vngemachs:
Gott wends zum besten, spricht Hans Sachs.

2. Das Schlauraffenland.

EIn gegend heist Schlauraffenland,
Den faulen leuten wolbekannt,
Das ligt drey meyl hinder weynachten;
Vnd welcher darein wölle trachten,
Der muß sich grosser ding vermessen,
Vnd durch ein berg mit hirschbrey essen,
Der ist wol dreyer meylen dick.
Als dann ist er im augenblick
In demselbing Schlauraffenland,
Da aller reichthumb ist bekand.
Da sind die häuser deckt mit fladen,
Leckuchen die haußthür vnd laden,
Von speckuchen dillen vnd wend,
Die dröm von schweinen braten send.
Vmb jedes hauß so ist ein zaun
Geflochten mit bratwürsten braun;
Von maluasier so sind die brunnen,
Kommen eim selbs ins maul gerunnen.
Auff den tannen wachsen krapffen,
Wie hie zu land die tannzapffen:
Auff fiechten wachsen bachen schnitten,
Eyerpältz thut man von bircken schitten,
Wie pfifferling wachsen die flecken,
Die weintrauben in dorenhecken.
Auf weidenkoppen semmel stehn,
Darunter bäch mit millich gehn,
Die fallen denn in bach herab,
Das jedermann zu essen hab.
Auch gehn die fisch in den lachen
Gesotten, braten, gsultzt vnd bachen,
Vnd gehn bey dem gestatt gar nahen,
Lassen sich mit den henden fahen.
Auch fliegen vmb (möget jhr glauben)
Gebraten hünner, gäns vnd tauben:
Wer sie nit facht vnd ist so faul,
Dem fliegen sie selbs in das maul.
Die säw allmal gar wol gerathen,
Lauffen im land vmb, sind gebraten;
Jede ein messer hat im rück,
Darmit ein jeder schneyd ein stück,
Vnd steckt das messer wider drein.
Die creutzkäß wachsen, wie die stein;
So wachsen bawern auff den baumen,
Gleich wie in vnserm land die pflaumen:
Wenns zeitig sind, so fallens ab,
Jeder in ein par stiefel rab.
Wer pferd hat, wird ein reicher meyer,
Denn sie legen gantz körb vol eyer:
So schütt mau auß den eseln feign.
Nit hoch darff man nach kerschen steign,
Wie die schwartzbeer sie wachsen thun.
Auch ist in dem land ein jungkbrun,
Darinn verjungen sich die alten.
Vil kurtzweil man im land ist halten:
So zu dem zill schiessen die gäst,
Der weitst vom blat gewinnt das best;
Im lauffen gwinnt der letzt allein.
Das polster schlaffen ist gemein.
Ihr waidwerck ist mit flöh vnd läusen,
Mit wantzen, ratzen vnd mit mäusen.
Auch ist im land gut gelt gewinnen:
Wer sehr faul ist vnd schlefft darinnen,
Dem gibt man von der stünd 2 pfennig,
Er schlaff jhr gleich vil oder wenig.
Ein furtz gilt einen Binger haller,
Drey gröltzer ein Joachimstaler;
Vnd welcher da sein gelt verspilt,
Zwifach man jhm das wider gilt.
Vnd welcher auch nit geren zalt,
Wann die schuld wird eins jares alt,
So muß jhm jener darzu geben.
Vnd welcher gern wol ist leben,
Dem gibt man von dem trunck ein patzn,
Vnd welcher wol die leut kan fatzn,
Dem gibt man ein plappart zu lon:
Für ein groß luge gibt man ein cron.
Doch muß sich da hüten ein man,
Aller vernunfft gantz müssig gahn:
Wer sinn vnd witz gebrauchen wolt,
Dem wird kein mensch im lande hold;
Vnd wer gern arbeit mit der hant,
Dem verbeut mans Schlauraffenland;
Wer zucht vnd erbarkeit hat lieb,
Denselben man des lands vertrieb.
Wer vnnütz ist, wil nichts nicht lehrn,
Der kompt im land zu grossen ehrn,
Denn wer der fäulest wird erkannt,
Derselbig ist könig im land;
Wer wüst, wild vnd vnsinnig ist,
Grob, vnuerstanden alle frist,
Aus dem macht man im land ein fürstn
Wer gern ficht mit leberwürstn,
Aus dem ein ritter wird gemacht;
Wer schlüchtisch ist vnd nichtsen acht,
Dann essen, trincken vnd vil schlaffn,
Aus dem macht man im land ein grafn;
Wer dölpisch ist vnd nichtsen kan,
Der ist im land ein edelman.
Wer also lebt, wie obgenannt,
Der ist gut ins Schlauraffenland,
Das von den alten ist erdicht,
Zu straff der jugend zugericht,
Die gwöhnlich faul ist und gefressig,
Vngeschickt, heyloß vnd nachlessig,
Daß mans weis ins land zu Schlauraffen,
Darmit jhr schlüchtisch weiß zu straffen,
Das sie haben auff arbeit acht,
Weil faule weiß nie gutes bracht.

3. Der Schneider mit dem Panier.

EIn Schneider in der Statt Straßburg saß,
Der ein berühmter Werckmann was,
Der guten Kunden hett on zadel
Bey den Thumherren vnd dem Adel,
Denn er kund höfflich kleider machen,
Daß er wurd reich, vnd nach den sachen

Der eines tages zu vil tranck,
Daß er sich leget, wurd tod kranck,
Daß er gantz sterbens sich verwag,
Wie vil artzney er allda pflag.
Einßmals an einer Pfintztag nacht
Kam der Teuffel vnd jhn anfacht,
Erschien kohlschwartz, zotet vnd rauch,
Mit fewerglastigen augen auch.
Sehr grawsamer gestalt er war,
Bracht auch ein Fannen mit jhm dar,
Sehr breit, wol dreissig elen lang,
Den er vor dem krancken rumb schwang
Jhm zu eim besonderen schrecken.
Derselbig war von lauter flecken,
Als Parchat, Atlas vnd Satin,
Wursat, Zendel und Ormasin,
Von Sammet, Seiden vnd Dafant,
Von Schamlot vnd wullem gewand,
Löndisch, Libisch, Mechlisch Stammet.
Das Panier aller farb auch het,
Grün, braun, gel, weiß, rosinfarb, plab,
Rot, schwartz, feyelfarb, Esel grab,
Von allen flecken, die er im Leben
Den Leuten nicht hett wider geben.
Als der kranck nun sach das Panier,
Kennt ers, mit lauter stimm auffschrier,
Er raufft sein har vnd wandt sein händ
Vnd kehrt sich hinumb zu der wänd,
Lebt, als ob er wer gar vnsinnig,
Als wer er wütig oder wünnig.
Zu hand sein gselln samt der seelnunnen
Sprengten auff jn ein Weychbrunnen;
Tröstlich man jhm zusprechen kundt.
Nach dem der Teuffel doch verschwund
Mit dem Panier, nach dem mit Nam
Der kranck wider zu jm selb kam,
Vnd richtet sich auff in dem Betth,
Vnd seinem gesind sagen thet,
Wie jhm der Teuffel erschienen wer,
Vnd jhm gedrowet scharpff vnd schwer,
Er wolt jhn führen mit jhm wegk,
Hett jhm anzeiget alle fleck
An eim Panier, welche, er redt,
Nach den Meusen geworffen het.
„Das hat mir bracht ein solchen schrecken,
Der mir noch ist im hertzen stecken:
Drumb bitt ich, lieben gsellen, vnd
Wenn ich wird wider frisch vnd gsund,
Vnd daß ich schneid an eim gewand,
Als denn mich an das Panier mahnt,
Daß ich thu an den Fahnen dencken,
Daß ich nicht tieffer thu versencken
Mein seel in sollich vngemach."
Nun als er ward gesund hernach,
Vnd wenn er schnitt an eim Gewand,
Ward von sein Gsellen er vermahnt,
Er solt dencken an das Panier,
Denn sprach er: „Ja, danck habet jhr!"
Solcher brauch weret auff ein Monat,
Bis er eins tages geschnitten hat
Ein güldes stück einr edlen Frawen;
Sein gsellen theten darauff schawen,
Sagten, er solt ans Panier dencken.
Der Meister antwort jn mit schwencken:
„Ich gedenck wol an das Panier:
Von mancher farb hat es sein Zier;
Doch sach ich diser farb nit dran.
Derhalb so wil ich sie auch han
Vnd setzen in den Fanen nein,
Daß sie mir zier das Panier mein."
Nach dem schneit er vom gülden stück
Ein trumm vnd sprach: „Das walt als glück!"
Warf das geschwind hin nach der mauß;
So war sein forcht deß Paniers auß,
Warff nach der mauß, gleich wie vorhin,
Sein lebenlang vnd stellt nach gwin.
Als abr der Schneidr endlich verdarb
An einer kranckheit, daß er starb,
Da kam er für das Himmel Thor,
Allda klopffet er an daruor.
Sant Peter fraget, wer er wer?
„Ich bin ein Schneider," saget er.
Sant Peter sprach: „O in vil Jahrn
Ist kein Schneider gen Himel gfarn,
Sonder all zu Kobersdorff bleiben,
Ir zeit mit den Schustern vertreiben."
Der schneider sprach: „Ach, laß mich nein,
Ich wird sonst erfrirn zu eim stein:
Mich freust, daß mir klappern die Zän;
Ich mag weiter nicht gehn, noch stehn.
Ich bitt hoch, thu dich mein erbarmen
Ob ich darinnen möcht erwarmen.
Ich wil nur hintern Ofen sitzen
Ein stund zwo, ob ich möcht erschwitzen,
Denn wil ich wider weichen dorten."
Sant Peter schloß jhm auff die Pforten,
Dann jn erbarmt sein klag hertzleichen,
Vnd ließ jn hintern Ofen schleichen:
Darhinder schmug sich der Schneidr zam
In dem Botschafft gen Himel kam,
Ein alter frommer Pfaff wolt sterben
Lag schon in zügn, thet sich entferben.
Zuhand der Herr mit reuerents
Samt gantz Himlischen heer eilends
Fuhre her abher auff die Erd,
Gen Himel zu bleiten die Seel werd
Deß frommen Pfarherrn von Viltzhofen.
Nach dem der Schneider hinderm Ofen
Kroch herfür, den Himel zu bsehen.
Als er des Herren Stul thet nehen,
Auß Fürwitz er bald darauff saß,
Vnd rab auff erden schawen was
Durch die klaren lauter Gewölcker,
Vnd sach da, was durch alle Völcker
Auff dem gantzen Erdboden gschach,
Vnd endlichen er auch ersach,
Wie dort ein arme Fraw auffhieng
Ihr Wesch an einen Zaun gering,
Gar zerrissene Häderlein
Ir vnd auch jrer Kinder klein,
Sach darnach, ein reich Weib zu mal
Der armen ein Wischtüchlein stal,
Vnd schlich darmit bald daruon leyder.
Darob erzürnet sich der Schneider
Vnd deß Herrn Fußschemel rucket,
Mit beyden Armen hoch auffzucket,
Vnd warff jhn herab auff das Weib
Vnd zerkrüppelt jhrn gantzen Leib,
Daß sie jhr Lebenlang ward buckelt,
Hinckend auff beyden Beinen huckelt.
Als nun das Himlisch heer einzog,
Der Schneider hinder den Ofen kroch.
Als nun der Herr auff sein Stul saß,
Sein Fußschäml nit vorhanden was,
Vnd fraget Petrum, wo er wer.
Da sagt er von dem Schneider her,
Derselb würd jhn haben vertragen,
Thet jhn von Ofen fürher jagen,
Vnd stellt jhn für den Herren dar,
Der jn der Sach bald fragen war.
Vor forcht der Schneidr zittert zumal
Vnd saget her von dem Diebstal
Der Reichen, welche stal der Armen:
Das hett jhn thun so hart erbarmen,
Daß er den Fußschemel zu Rach
Dem Weib herab hett gworffen nach,
Bat gnad, den frefl jhm zu vergeben.
Da antwort jhm der Herre eben:
„O Schneider, Schneider, vnd solt ich
Allemal haben geworffen dich
Mit meim Fußschemel bey dein tagen,
Wann du den Leuten ab hast tragen,
Die Fleck geworffen nach der Mauß,
Meinst nicht, es wer auff deinem hauß
Lengst kein Ziegel nehr auf deim Dach?
Auch hetstu langest durch mein Rach
Auch müssen gehen an zweyen Krücken
Mit krummen Bein vnd bogen Rücken,
Werst lengst worden zu einem krüppel.
Warumb hast denn du, grober drüppel,
Mit Rach angriffen das weib so gweltig,
Daß du verdient hetst Tausentfeltig?"

Der Beschluß.

Darmit end sich die schwencklich Fabel.
Zu vnterweissung ein Parabel
Bey dem Teuffel, der erstlich wecket,
Den schneider mit dem Panier schrecket,
Daß offt ein Mensch durch Creutz vnd Plag
Zu rew vnd buß komt etlich tag.
Doch bald die Plag komt von seim halß,
So lebt er in Sünd, wie vormals,

Vnd wo er doch sicht ander Leut
In der gleich Lastern ligen heut,
Schreyt er vber sie: „Zetter, Waffen!
Das solt man so vnd also straffen."
Vnd wenn er in sein eigen hertz
Selb schawt in sein gwissen einwerts,
So fünd er hundertfeltig mehr,
Darinn er wider trew vnd ehr
Gehandelt hat in solchen stücken,
Das er doch heimlich thut verdrücken,
Als ob er sey zin lauter rein.
Ehrlicher wer, daß er allein
Vor züg den Balcken auß sein augen,
Denn würd es jhm auch billich taugen,
Daß er auch züg dem nechsten sein
Auß seinem aug das Vechtle klein.
Dasselb jhm lob vnd ehre brecht
Bey andern Leuten, so er schlecht
Auß gutem hertzen der lieb inbrunst
Ohn allen neide vnd vngunst
Freundtlich ermahnet zu der zucht,
Deß nechsten wolfahrt darinn sucht,
Daß der abkem vil vngemachs
Dürch sein Zuchtlehr, so spricht Hans Sachs.

4. Der Müller mit dem Studenten.

EIn Mülner saß im Beyerlandt
Auff einr mühl, die schön mühl genannt,
Wohlhabent, der hett einen suhn
Eins guten jngeniums nun:
Den ließ er in die schule gan,
Der nam die lehr begierig an,
Begriff bald die puerilia.
Nun war ein alter pfarrer da
Im nechsten dorff, sein fetter was:
Derselbig rieth dem müller, das
Er sein suhn weyter ließ studiern.
Er hett ein gut sinnreiches hirn,
Möcht wol erreichn der künsten stul,
Solt schicken jhn auff die hoch schul.
Der gut mülner gefolget hat,
Schickt sein sohn hin gen Ingolstatt,
Aldo er denn studieren war,
Vnd schickt täglich zum vatter dar
Vmb gelt, zu kauffen dis vnd das
Vnd vmb bücher on vnterlaß,
Der er vil zsamen bringen thet.
In juris er studieret hett,
Wolt ein doctor der rechten wern.
Des ausgebens thet sich beschwern,
Den mülner im beutel schmirzen war
Als das hett gewert auff drey jar,
Ließ er heim fordern seinen suhn
Vnd wolt einmal erforschen thun,
Was er die zeyt studieret hett,
Wie er sein gelt anlegen thet.
Vnd als der suhn heim kam darnach,
Der vatter zu dem sone sprach:
„Vil gelt hab ich auff dich gewendt,
Zeyg mir, wo deine bücher sendt."
Der student trug ein buch jhm dar,
Das der codex genennet war:
Mitten dorinn die schrifft war grob,
Doch kleine schrifft darumb vnd drob.
Als der mülner das buch auffthet,
Sah, das es zweyerley schrifft hett,
Do hett er groß wunder darob,
Sagt, wie das diß buch klein vnd grob
Geschriben ist, zu seinem son.
Der sprach: „Vatter, so thu verston,
Die grob schrifft ist der texte bloß,
Die klein schrifft herumb ist die gloß."
Der müller sprach zum sone sein:
Son, du weist, ich kan kein latein,
Weiß nit, was text ist oder gloß,
Sag mir teutsch, so versteh ichs doch."
Er sprach: „Der text ist die warheit,
Wie das haben vor langer zeyt
Die alten keyser gestellet wol,
Gerecht vnd aller weißheit vol,
Ihre stattuten vnd gesetz,
Nach den man in gericht zu letz
Soll vrtheiln nach gerechtigkeit.
Vnd darnach aber mit der zeyt
Haben die glehrten drüber gschriben,
Wie jeglichen sein geist hat triben,
Wie man die warheit soll verstehn
Vnd mit dem rechten soll vmbgehn,
Doch einer anderst, denn der ander,
Fehln offt des rechten wegs allsander
Mit jhrn comenten lang vnd groß.
Schaw, vatter, das nennt man die gloß."
Der müller schwig doch zu dem allen,
Wiewol es jhm thet sehr mißfallen,
Vnd sprach: „Mein sohn, merck, wz ich sag:
Jetzt wirst du essen zu mittag
Mit dem pfarrern, dem fettern dein,
Der wirdt dann mit dir in latein
Reden vnd freundtlich conuersieren,
Mercken, wie du hast thun studieren
Vnd anglegt hast gelt vnd die zeyt
Mir vnd auch dir zu nutzbarkeit."
Der student hin zum pfarrer tratt.
Der gute müller an der stat
Nam das rechtbuch herfürher, das
Ad marginem glosieret was,
Abzeichnets mit der rötelschnur
Vnd mit der zimmerparten pur
Hawt herab vberal die gloß,
Ließ nur bleiben den texte bloß,
Schnur eben herumbher gantz glat.
Als der student kam wider spat,
Do flindert die gloß vmb vnd vmb
Zerstrewet in der mühl herumb.
Als der student die gloß ersach,
Beschawt das bhawen buch darnach,
Erschrack er, sprach: „O vatter mein,
Ach weh, weh, was soll nur das sein,
Das du mir, weil ich was zu gast,
Mein bestes buch verderbet hast?"
Der müller sprach: „Kein meut betracht!
Ich hab das buch erst gut gemacht,
Das ich gehawen hab daruon
Vil lügen vnd opinion.
Hie hast du noch die warheit gantz:
Darmit so ward nur diser schantz."
Der student sprach: „Die nahrung mein
Wirdt von der warheit schmal vnd klein:
Wann ich auch nit köndt list vnd renck,
Außzüg, auffzug, fürwitz vnd glenck,
Darmit ein böse sach zu schmücken,
Die gegen parthey zuuertrücken,
Vnd, wo ich nichts weiß zugewinnen,
Das ich doch mög verlengrung sinnen,
Darmit ich denn meiner parthey
In dem rechten behülfflich sey.
Vatter, schaw, das ist die best kunst,
Die ins hauß tregt brodt, gelt vnd gunst,
Das lang nit die schlecht warheit thet."
Der müller gleich in zoren redt:
„Solch kunst achten wir dorffleut nicht,
Besitzen doch vnser gericht
Vnter dem himmel bey der linden;
Offt kurtzer zeyt ein vrtheil finden
Nach der waren gerechtigkeit,
Darmit jhr vmbgeht lange zeyt,
Sucht darinn ewern gwinn vnd nutz,
Halt der grechtigkeit wenig schutz:
So seyt warhafftig jhr juristen
In stätten nit vast gute Christen.
Will kein pfenning mehr auff dich wenden:
Mein sohn, nehr dich mit deinen händen
Vnd arbeit, wie ich thet vor jaren,
Vnd laß dein juristerey faren,
Das dir nit endlich daraus wachs
Deiner seel schad!" So spricht Hans Sachs.

5. Sanct Peter mit der Geiß.

Da noch auff erden gieng Christus
Vnd auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags aus eim dorff mit jhm gieng.
Bey einer wegscheyd Petrus anfieng.
„O Herre Gott vnd meyster mein,
Mich wundert sehr der güte dein.
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller welt gleich wie es geht.
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel vnd gewalt geht für recht;
Der gottloß vbervortheilt schlecht
Mit schalckheit den grechten vnd fromen,
Auch kön kein recht zu end mehr komen;

Die lehr gehn durch einander sehr
Eben gleich, wie die fisch im meer,
Da immer einr den andern verschlind.
Der böß den guten vberwind:
Deß steht es vbel an allen enden
In obern vnd in niedern stenden.
Deß sihst du zu vnd schweigest still,
Sam kümmer dich die sach nit viel
Vnd geh dich eben glat nichts an:
Könst doch alles vbel vnderstahn,
Nemst recht in bhänd die herrschafft dein.
O solt ich ein jar Herr Gott sein,
Vnd solt den gwalt haben, wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn viel ein besser regiment
Auff erderich durch alle ständt:
Ich wolt steyern mit meiner hand
Wucher, betrug, krieg, raub vnd brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben!"
Der herr sprach: „Petre, sag mir eben,
Meinst, du woltst je besser regieren,
All ding auff erd baß ordinieren,
Die frommen schützn, die bösen plagn?"
Sanct Peter thet hinwider sagen:
„Ja, es müst in der welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt viel besser ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun so must verwalten,
Petre, die hohen Herrschafft mein:
Heut den tag solt du Herr Gott sein.
Schaff vnd gebeut alls, was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib aus den fluch oder den segen,
Gib schön wetter, wind oder regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen:
In summa mein gantz regiment
Sey heut den tag in deiner händt."
Darmit reichet der Herr sein stab,
Petro den in sein hände gab;
Petrus war deß gar wol gemut,
Daucht sich der Herrligkeit sehr gut.
In dem kam her ein armes weib,
Gantz dürr, mager vnd bleich von leib,
Barfuß in eim zerrissnen kleyd,
Die trieb jhr geiß hin auff die weyd.
Da sie mit auff die wegscheid kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes nam!
Gott bhüt vnd bschütz dich jmmerdar,
Das dir kein vbel widerfahr
Von wolffen oder vngewitter,
Dann ich kan warlich je nit mit der·
Ich muß arbeiten das taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen kinden.
Nun geh hin, wo du weyd thust finden
Gott, der bhüt dich mit seiner händ!"
Mit dem die fraw widerumb wend
Ins dorff; so gieng die geyß jhr straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das gebett der armen
Gehört? Du must dich jhr erbarmen,
Weil ja den tag bist Herr Gott du.
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die geiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Vnd bhüt sie den ganzen tag,
Daß sie sich nit verjrr im hag,
Nit fal, noch mög gestollen wern,
Noch sie zerreissen wölf vnd bern,
Das auff den abend wiederumb
Die geiß unbeschedigt heim kumb
Der armen frawen in jhr hauß:
Geh hin vnd richt die sach wol aus!"
Petrus nam nach des herren wort
Die geiß in sein hut an dem ort,
Vnd trieb sie an die weyd hinban:
Sich fieng Sanct Peters vnruh an.
Die geiß war mutig, jung vnd frech,
Vnd blibe gar nit in der nech,
Loff auff der weyde hin vnd wider,
Stig ein berg auff, den andern nider,
Vnd schloff hin vnd her durch die stauden.
Petrus mit ächtzn, blasn vnd schnauben
Must immer nach trollen der gaiß:
Vnd schien die sonn gar vberhaiß:
Der schweiß vber sein leib abran.
Mit vnruh verzehrt der alt man
Den tag biß auff den abend spat
Machtloß, hellig, gantz müt vnd mat:
Die geiß widerumb heim hin bracht.
Der Herr sach Petrum an vnd lacht,
Sprach: „Petre, wilt mein regiment
Noch länger bhalten in deiner händt?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimb wider hin den stabe dein
Vnd dein gwalt: ich beger mit nichten
Forthin dein ampt mehr auszurichten:
Ich merck, das mein weißheit kaum töcht
Das ich ein geyß regieren möcht
Mit grosser angst, müh vnd arbeit.
O Herr, vergib mir mein thorheit!
Ich will fort der regierung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,
Vnd vertraw mir in meine händ
Das Allmächtige regiment."

Der Beschluß.

Diese fabel ist von den alten
Vns zu vermahnung für gehalten,
Das der mensch hie in dieser zeit
Gottes vnerforschlich weißheit
Vnd seim allmächtigen gewalt,
Wie er himmel vnd erd erhalt,
Vnd die verborgenlich regier
Nach seinem willen ordinier
Alle geschöpff vnd creatur
Als der allmechtig schöpffer pur,
Das er dem sag lob, preiß vnd ehr,
Vnd forsch darnach nit weiter mehr
Aus fürwitz mutwillig vnd frech,
Warumb diß oder jens geschech,
Warumb Gott solch vbel verheng,
Sein straff verzieh sich in die leng,
Vnd die boßheit so ob laß schweben.
All solch gedancken kommen eben
Geflossen her aus fleisch vnd blut,
Das aus thorheit vrtheilen thut,
Vnd läst sich duncken in den sachen,
Es wöl ein ding viel besser machen,
Denn Gott selber in seinem thron;
Vnd wenns jhm etwan noth solt thon,
Solt er mit müh, not vnd angstschweiß
Auch hie regieren kaum ein geiß.
O mensch, erkenn dein vnuermügen,
Das dein weißheit vnd kräfft nit tügen,
Nachzuforschen Göttlichem willen.
Laß den glauben dein hertze stillen,
Das Gott ohn vrsach nichtsen thu,
Sonder auffs best, und sey zu ruh.
Dergleich vrtheil in dieser zeit
Auch nit die weltlich obrigkeit,
Samb solts das thun vnd jenes lassen,
Dieweil sie ist von Gott dermassen
Zu regieren hie außerwehlt
Vnd seim volck zu gut fürgestelt,
Daß sie Gottes befelch außricht;
Vnd ob sie gleich dasselb thut nicht,
Sonder eben das widerspil,
So ist es doch aus Gottes will
Zu straff der grossen sünde dein.
Sie wird tragen das vrtheil sein,
Derhalb mans auch nit vrtheiln sol.
Bitten vnd betten mag man wol,
Das vns Gott wöl die sünd verzeyhen
Vnd sein gunst vnd genad verleyhen
Der obrigkeit im regiment,
Weil jhr hertz steht in seiner händ.
Auff das ruh vnd frid aufferwachs
In Christlicher gmein, wünscht Hans Sachs.

Erasmus Alberus.

Die ersten Fabeln, welche Alberus dichtete, waren meistens kurz, manchmal beinahe bis zur Undeutlichkeit gedrängt; er hatte sich offenbar die Auffassungs- und Darstellungsweise der äsopischen Fabel zum Muster genommen, bei welcher die Erzäh-

lung nur die nothdürftigsten Begebenheiten berichtet, welche die Lehre zur Anschauung bringen sollen. Eben so legte er in denselben nur ganz allgemeine Lebens- und Klugheitslehren zum Grunde, und kaum blickt hie und da eine schwache Anspielung auf die Zeitverhältnisse durch. Diesen Charakter der gedrängten Kürze und Allgemeinheit haben beinahe alle die siebenzehn Fabeln, welche zuerst (Hagenau 1534) gedruckt erschienen*); einen ganz andern Charakter haben sie in der nachfolgenden Ausgabe (Ff. 1550) genommen, welche nicht nur viel mehr Fabeln enthält, als die erste (im Ganzen 49), sondern die früheren zum Theil auch in veränderter Abfassung gibt. Denn er hatte in der Zwischenzeit seine Ansicht von der Fabel vollständig geändert, theils darin, daß er ihr nun epische Entwickelung gab, theils darin, daß er sich nicht mehr auf Veranschaulichung allgemeiner Klugheits- und Lebensregeln beschränkte, sondern vielmehr die Fabel zur Darstellung seiner Ansichten über Religion, Kirche und Staat, häufig sogar zur Bekämpfung der entgegengesetzten Meinungen benutzte, wodurch sie einen polemischen und satyrischen Charakter erhielt. Zwar lag schon in seinen früheren Versuchen ein leiser Anfang der epischen Entwickelung, indem er schon in denselben die erzählten Begebenheiten an bestimmte Orte knüpfte, am liebsten an solche, welche entweder in der Wetterau oder in deren Nähe lagen; in den späteren Fabeln aber entwickelten sich diese Andeutungen zu längeren Beschreibungen, und zudem werden auch die einzelnen Begebenheiten und Handlungen in epischer Breite ausgeführt, namentlich aber die Reden mit Geschick erweitert, wie man z. B. aus der Vergleichung der beiden Bearbeitungen der „Stadt- und Feldmaus" (1) ersieht. Wie er die späteren Fabeln zur Darstellung seiner religiösen Ansichten und zur Verspottung der Gegner benutzte, ist besonders aus der „Von einem Frosch vnd fuchß" ersichtlich. Ein Frosch, erzählt er, der aus dem Niederland kam, rühmte sich großer Kenntniß in der Medicin. Alle Thiere bewundern den Prahler, nur der Fuchs traut ihm nicht, und fragt ihn daher, wo er studirt und promovirt habe? Da berichtet nun der Frosch von allen Universitäten, die er besucht, und erzählt, was er dort gelernt; überall aber sei er von dem neu erwachten Geist der Wissenschaft, den er bezeichnend stets die „Poeterei" nennt, und von der auftauchenden Ketzerei vertrieben worden; so in Mainz von Hutten, in Trier von Moselanus, in Erfurt von Eoban, in Marburg und andern Städten von der neuen Ketzerei, wie er die römischen Dichter nennt. Der Frosch ist der Repräsentant der katholischen Partei, welche nicht bloß die neue Bewegung in der Kirche, sondern auch die regen Bestrebungen in der Wissenschaft verachtete und verfolgte. Daher erscheint er auch bei all seiner Prahlerei als der größte Ignorant, wie er denn alle lateinischen Wörter in komischer Ungestalt hervorbringt. Wenn er sagen will, er sei zum Baccalaureus promovirt worden, heißt es, man habe ihn zum „Backfisch gepropfft"; das bekannte Buch Hortus animae wird ihm zum „Hortum animal", statt profitirt, Recept, Griechisch, Hebräisch sagt er „profiert, Decept, Grex, Hebrex", u. s. w.

*) Nur die letzte „Von dem Löwen vnd Esel" ist länger, ja sie ist überhaupt die größte von allen, wie sie auch die einzige ist, welche besondere Beziehung auf die Zeitverhältnisse hat.

Die Verehrung der Heiligen, der Reliquiendienst. Alles überhaupt, was die neue Lehre verwarf, wird gelegentlich eben so bitter verspottet, als die Anhänger der alten Kirche, Witzel, Pfefferkorn u. A. m. Noch bitterer ist die Fabel „Vom Bapst Esel". Der Esel fand einst eine Löwenhaut, mit der er sich umhüllte; man hielt ihn für einen Löwen, und gehorchte ihm. Er aber führte das Cölibat ein, verbot, am Freitag Fleisch zu essen, setzte Kaiser ab und ein, bis nach 912 Jahren ein geschickter Mann kam, der ihm die Löwenhaut abzog. Als eifriger Lutheraner bekämpfte Alberus auch die andern protestantischen Parteien, namentlich die Schwärmer, zu welchen er freilich auch in seinem übertriebenen Eifer den Zwingli zählt, so in der schon angeführten Fabel „Vom Löwen und Esel". Daß Alberus nicht nur für seine Ansichten sprach und schrieb, sondern daß er für dieselben einzustehen wußte, haben wir in den kurzen biographischen Notizen (S. 17) gesehen*); es ist daher die Fabel „Von einem Löwen, Bern, Wolff vnd Fuchß" (2) für seinen Charakter äußerst bezeichnend, da er in ihr die Leute geißelt, welche zu Allem still schweigen und sich zu keiner Partei halten, um in keine Unannehmlichkeit zu gerathen.

Viele Fabeln sind den äsopischen entnommen, andere hat er dagegen wohl selbst erfunden, und einige älteren deutschen Fabeln nachgebildet, wie die „Von einem Löwen, Wolf vnd Esel", welche schon bei Hugo von Trimberg vorkommt (1, 212 u. 220) und die auch Waldis bearbeitet hat; nur ist die Anwendung bei Alberus umfassender, als bei Hugo: denn während dieser die Fabel nur auf das Klosterleben bezieht, ist sie jenem ein Bild des Lebens überhaupt, wo die Großen die ärgsten Schandthaten ungestraft begehen dürfen, die Armen und Geringen aber wegen jeder Kleinigkeit bestraft werden. In Bezug auf die Darstellung verdient hervorgehoben zu werden, daß die späteren Fabeln, so wie die Umarbeitungen der älteren weit besser und fließender geschrieben sind, als diese. „Ich bitte auch", sagt er in der Widmung der ersten Ausgabe, „wollet meine Rheimen für gût nehmen, ob sie sich nit zu wol rheimeten, vnd auch nit zu gut teutsch mit vnderlieffe, dann ich bin ein grober Wedderawer, dem die zung nit wol geschliffen ist." Und in der That hat er sowohl den Reim, als den Vers später mit weit größerer Reinheit und Sicherheit behandelt, und auch die Mängel der Sprache so viel als möglich zu tilgen gesucht.

1. Von einer Stattmauß vnd Feldmauß**).

Es war einmal ein Stätisch Mauß,
Die gieng spatziern ins feld hinauß;
Wie sie nun lieff im feld vmbher***),
Sieht sie ein Feldmauß vngefehr,
Vnd spricht: „Gott willkomm, Stattmauß zart,
Wie kombstu her in vnser Art?
Ich bitt dich, du wöllst sein mein Gast."
Die Stattmauß sprach: „Ich achts nit fast."
Die Feldmauß lieff vnd hat kein Rhu,
Biß das sie richt ein Mahlzeit zu;

*) Wir fügen zu diesen nachträglich hinzu, daß er von 1525 bis 1527 Schullehrer in Ursel und von 1527 bis 1538 Pfarrer in Sprendlingen war, so wie daß er seine Fabeln während dieser Zeit dichtete.

**) Die mit * bezeichneten Stellen fehlen in der ersten Ausgabe (v. 1534).

***) In der 1. Ausg. heißt es besser: „Nit weit von Francfurt an dem Main Da kam zu ihr ein feldmaus klein, Vnnd sprach:" ꝛc.

Was sie hat auff den Winter kaldt
Gesamlet, thet herfür sie baldt:
Also ward leer der Speisenkast,
Daß sie thet gütlich solchem Gast.
Da solchs nun war also geschehen,
Dasselb alles vnangesehen,
Die Stattmauß hat ein stoltzen Muht,
Daß sie nicht nam solchs alls vor gut;
Sie sprach: „Es ist doch nichts allhie
Deß grossen Armuts mocht ich nie.
Ja glaub mir frey, was ich dir sag,
Wir Stattmauß haben besser Tag.“
Sie macht sich auff vnd wolt zu Hauß
Vnd nam mit sich die Ackermauß,
Daß sie beweiset mit der That,
Was sie mit Worten berhümet hat.
* Die Stattmauß bracht her Brodt vnd Weck,
* Darnach bringt sie auch Käß vnd Speck,
* Gut Eyerkuchen vnd viel mehr:
* Sie lebten wol vnd zechten sehr.
* Die Stattmauß zu der Feldmauß sprach:
* „Hab ich nit allhie gut gemach?“
* „Ja warlich!“ sagt die Ackermauß,
* „Die Sach gefellt mir vberauß.“
Sie hatt das Wort kaum außgeredt,
Der Haußknecht für der kammer steht;
Die Mäuß bald hörten das Gerüssel,
Dz macht der Haußknecht mit dem Schlüssel:
Es ward den armen Mäussen bang,
Sie kundten sich nicht seumen lang.
Die arm Feldtmauß wist nit wohen,
Sie dacht: „Es wirt mir vbel gehn!
Wer ich in meinem Armut blieben,
Ich würd jetzt nit vmbher getrieben.“
Deß Orts war sie gantz vnbekandt,
Jedoch zuletzt ein Mäußloch fandt.
Der Haußknecht gieng wider hinauß:
Da lieff herfür die Stättisch Mauß
Vnd rieff die Feldtmauß auch herzu:
* „Mein Liebe Feldtmauß, wo bistu?
* Herzu, herzu! es hat kein Noht!“
* Die Feldtmauß war, als wer sie todt,
* Das arm Feldtmäußlin zittert sehr,
* Ir war nit wol bey solcher Ehr.
Die Stattmauß sprach: „Sey nur getrost,
Es hat kein Noht, wir sind erloßt
* Auß dieser Angst, sey vnuerzagt!
* Was ligt dran, daß wir warn verjagt,
* So vns doch nit ein Härlin breit
* Verwehlet ist? Nun thu bescheit.
* Ich bracht dir vor ein gantzen auß,
* Drumb thu mir gleich, mein liebe Mauß.“
* Der Gast sah vbel zu den Sachen,
* Wolt sich nit lassen frölich machen.
* Der Wirt sprach: „Sey doch guter Ding!
* Ich denck, daß ich jm einen bring,
* Daß er wider ein Farb gewinn.
* Du sihst doch, daß ich frölich bin,
* Warumb wiltu dann trawrig seyn?
* Du machst dir selbst ein eigen Peyn.
* So laß nun fahrn dein Trawrigkeit,
* Vnd denck vnd thu einmal Bescheit,
* Dann Traurigkeit nimmt eim seyn Macht
* Vnd hat viel vmb jhr Leben bracht.
* Laß vns ein feines Liedlein singen,
* Dann wil ich dir noch einen bringen,
* So hast du dann drey für dir stahn.“
* Zu singen hub die Stattmauß an
* Den Bentzenawer zu Lateyn;
* Noch wolt der Gast nit frölich seyn.
* Die Stattmauß sang noch ein Gsang,
* Auff daß jm würd die Zeit nit lang;
* Sie sang: „Nun wölln wirs heben an,
* Zu singen von eim Gumpelman“;
* Sie sang auch von schön Elselein:
* Noch wolt der Gast nicht frölich seyn;
* Der Feldmauß war noch immer bang.
* Darnach die Stattmauß wider sang:
* „Bocks Emser lieber Domine,
* Man solt auch sagen parcite!
* Sagt mir, von wannen kompt jr her?“
* Darnach das Lied vom Felbiger,
* Vnd Coeleus von Wendelstain,
* „Ein Gans zu Franckfurt an dem Mayn“,
* Zuletzt vom Wasser vnd vom Wein.
* Noch wolt der Gast nicht frölich seyn,
Sonder er hub zu fragen an,
Ob sie die Gfahr müst offt bestan?
Die Stattmauß sprach: „Es ist wol wahr,
Daß ich bestehn muß offt die Fahr;
Ich kehr mich aber nit daran,
Verachtung muß man drüber han.
Die Feldmauß sprach: „Ist dem also,
Bey dir würd ich wol nimmer fro.
Die gute Tag sind so gethan,
Daß ich wer lieber fern davon.
Die köstlich Speiß, als michs ansicht,
Die ist mit Honig zugericht,
Vnd innwendig doch voller Galln:
Sölch gute Tag mir nicht gefalln.
Mit frieden ist mir lieber zwar
Mein Armut, dann bei dieser Gfahr
Dein gute Tag in solchem Pracht:
Du liebe Mauß, zu guter Nacht!“

2. Von einem Löwen, Bern, Wolff vnd Fuchß.

Der Löw ein Schloß hatt, das was sterck,
Vnd ward genannt Tyrannenberg.
Das Schloß ward jhm darnach verbrennt,
Daß man die stätt kaum jetzund kennt;
Doch sind die Funcken mächtig ferrn
Gestoben vnter ander Herrn.
Als nun der Löw das Regiment
Noch inn hatt, hat er außgesendt
Sein Bottschafft in das Land vmbher,
Vnd vnter andern war der Ber
Auß seinem Schloß, hieß Greiffenthal,
Beruffen in des Löwen Sal.
Der Wolf mit jm zog also bald,
Der saß nit ferrn von jm im Wald:
Daselbst war er ein reicher Graf,
Hatt mehr denn sieben tausend Schaf,
Vier hundert Geiß, vnd Gäns ohn Zal;
Sein Schloß, das hieß man Würgethal.
Das Füchslin macht sich auch herbey,
Daß jr zu hauff warn eben drey.
Der Fuchs auch einr vom Adel war,
Vnd hatt nit weniger all Jar,
Dann sechsthalbhundert Hüner falln.
Die müsten täglich zu jm walln
Mit herrlicher Procession:
Der Fuchs empfieng die Hüner schon
Vnd zog mit jn in sein Gemach,
Das hieß mit Namen Greiffenach.
Er hatt auch Gäns vnd Enten gnug,
Vnd man jm teglich mehr zutrug.
Der Beer ein reicher Hertzog war,
Dem must man lieffern alle Jar
Auff Martini des Morgens frü
Neun hundert Esel, tausent Khü
Vnd darzu viel tausend Schwein,
Daß sie kaum all zu zehlen seyn.
So wöllen wir nun zeigen an,
Was sie beim Löwen han gethan.
Sie kamen für deß Löwen Hauß;
Da schickt der Löw ein Knecht herauß,
Daß er dem Bern solt sagen an,
Er sol hinein zum König gahn.
Als er zum Löwen kompt hineyn,
Da heist der Löw jn willkomm seyn,
Vnd must mit jm spaciern der Ber
Allenthalben im Sal vmbher.
Da sprach der Löw: „Mein Ber, sag mir
Dein Meynung, wie gefellt es dir?“
Er sprach: „Wolt jr dann wissen, wie?
Es stinckt so trefflich vbel hie:
In der Speluncken möcht ich nicht
Haußhalten, das ist außgericht.“
Da sprach der Löw: „Wie sagstu, Tropff?“
Vnd nam jn flux bey seinem Kopff,
Vnd riß jn nider zu der Erden;
Ein heilger Mertler must er werden.
Solchs macht den Wolff vnd Fuchs verzagt.
Bald ward dem Wolff auch angesagt,
Er soll zum Löwen gehn hineyn,
Er dacht: „Das wil der Teuffel seyn!“
Als er hineyn zum Löwen kam,
Der Löw den Wolff bald mit sich nam,
Vnd führt jn im Pallast vmbher.
Der Wolff sach, wie der arme Ber
Dort lag, vnd ander Aß darzu:
Da lag ein Schwein, dort lag ein Khu,

Hie lag ein Kopff von einem Gaul,
Dort lag ein rauhes Ochssenmaul,
Da lag ein Schwantz, dort lag ein Horn,
Hie lagen lange Esels Ohrn,
Da lagen Bein, dort lagen Füß;
Der Wolff gedacht: „Hab dir die Drüß!"

Zuletzt, da er jn hat nun lang
Vmbher geführt, da ward jm bang
Er dacht: „Was wiltu zu jm sagen,
Wann er dich wirdt vmb Antwort fragen?"

Der Löw fragt jhn, wies jm gefiel?
Dem Wolff gefiel nit wol das Spiel,
Er dacht: „Ich wil jm dannoch geben
Solch Antwort, daß ich bleib bey Leben."
Er sprach zu jm: „Auff meine Trew
Sag ich, es ist ein schön Gebäw,
Vnd reucht darzu so mächtig wol,
Daß billich ein Löw hie wohnen sol.
Das sag ich auff das Sterben mein,
Es geht ein süsses Lüfftlin reyn
Vom grünen Wald: O Gott, wie gut!
Das einem sanfft im Hertzen thut."

Der Löw gedacht: „Es hilfft dich nit!"
Er sprach: „O feiger Böfewicht,
Wie kan der Wolff so weiblich liegen,
Daß sich davon die Balcken biegen!
Drumb ich dich warlich straffen muß.
Wolan, ich leg dir auff die Buß."
Da nam er jn beim Halß behend
Vnd halff jm zu seins Lebens End.

Der Wolff hatt nun auch sein Bescheidt
Dem armen Fuchs war drauffen leyd:
Doch fand er bald ein feynen Ranck,
Wie er sich gegen dem Gestanck
Wolt halten, vnd träffs dannoch eben,
Also daß er erhielt sein Leben.
Denn als er ward berufft hinein
Vnd sagen solt die Meynung sein,
Da hielt er zu die Naß vnd sagt:
„Ich werd vom Schnupffen wol geplagt
Nun lenger, dann viertzehen Tag.
Es ist warlich ein heßlich Plag;
Die macht, daß ich nichts riechen kan.
Ich wolt sonst geren zeigen an
Mein Meynung, wann der schändtlich Schnopff
Nit so verwüst hett meinen Kopff."
Dem Fuchs halff also seine List,
Daß er beym Leben blieben ist.

Morale.

Der Leut findt man jetzunder vil,
Die listig sind vnd schweigen stil,
Vnd nemmen sich des Schnopffens an,
Wie dieses Füchßlin hat gethan,
Als ob der Weg der sicherst sey,
Daß man sich heng an kein Parthey.
Dann entweder sie bleiben stum,
Oder sprechen Mum, mum, mum, mum:
Das sind die Weisen in der Welt,
Kein frommer aber von jn helt.

Der Beer wirt für gerecht erkennt,
Der hat Weiß weiß, Schwartz schwartz genennt.
Ein frommer Mann die Warheit sol
Verleugnen nimmer; ob er wol
Darumb muß wagen Leib vnd Leben,
So wirdts jn Gott doch wider geben,
Im wirdt gewiß nach dieser Welt
Sein Leben wider zugestelt.
Es ist ja Christ auch so gestorben,
Vnd doch darüber nit verdorben,
Dann er, der fromme Jesu Christ,
Von aller seiner Marter ist
Aufferstanden am dritten Tag:
Der Todt an jhm nun nichts vermag.
Er hat seinr lieben Christenheit
Durch seinen Todt die Städt bereit,
Daß sie mit jm solt ewiglich
Ins Vatters Reich erquicken sich;
Erlöst forthin auß aller Noht,
Da wirdt sie dann trutzen dem Todt.
Wo ist dein Stachel, lieb Gesell?
Wo ist dein Sieg, du böse Hell?
Du hast den Sieg mit grossem Spott
Sampt deiner Teufelischen Rott
Verlorn, dagegen vnser Christ
Ein Hochgelobter König ist,
Der wöll von wegen seiner Ehr
Vns nicht verlassen nimmermehr!

Burkard Waldis.

Man weiß noch nicht ganz zuverlässig, wann und wo Burkard Waldis geboren wurde; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er schon vor 1500 zu Allendorf an der Werra in Hessen das Licht der Welt erblickt hat. Die Geschichte seines früheren Lebens ist ebenfalls kaum bekannt; man kann nur vermuthen, daß er als Knabe ein Handwerk erlernte, wahrscheinlich das eines Kanngießers (Zinngießers), und daß er sich erst später dem geistlichen Stande widmete. Im J. 1523 finden wir ihn als Mönch in Riga, wo sich eben die neue Lehre auszubreiten begann. Es scheint, daß er gegen dieselbe nichts weniger als günstig gestimmt war, denn er war Einer von den drei Mönchen, welche der Erzbischof Caspar von Linden mit einer Klage über die Neuerungen an den Reichstag nach Nürnberg schickte. Als er nach Riga zurückkehrte, wohin er den strengen Befehl brachte, daß Alles in den alten Stand gesetzt werden solle, wurde er mit seinen Begleitern ins Gefängniß geworfen, in welchem er bis 1527, also ungefähr drittehalb Jahre, blieb. In dieser Zeit dichtete er wahrscheinlich seine Psalmen (s. o. S. 7) und das Fastnachtspiel „Vam vorlorn Szohn" (in niederdeutscher Sprache), dieses wohl sicher, da es im J. 1527 in Riga aufgeführt und vielleicht auch gedruckt wurde. Ist dies aber richtig, so muß er sich schon im Gefängnisse zur neuen Lehre bekehrt haben, da das genannte Spiel die katholische Kirche mit der größten Entschiedenheit bekämpft. Nach seiner Befreiung, welche er vorzugsweise der eifrigen Theilnahme seiner zwei Brüder zu verdanken hatte, die damals nach Riga gekommen waren, lebte er eine Zeitlang in dieser Stadt, vermuthlich in seinem früheren Beruf (den „Verlornen Sohn" gab er unter dem Namen „Kanngiesser" heraus); später muß er sich jedoch dem Kaufmannsstande gewidmet haben, wenigstens machte er große Handelsreisen, denn er kam nicht nur durch ganz Deutschland und in die Ostseeländer, sondern er bereiste auch Holland, Italien, Spanien und Portugal, wie sich aus vielfachen Andeutungen in seinen Fabeln ergibt. Doch ist das Nähere gänzlich unbekannt, und eben so wenig wissen wir, was ihn veranlaßte, wieder den geistlichen Stand zu ergreifen, noch wann dies geschah. Wir finden ihn nämlich im J. 1544 als Pfarrer von Abterode in Hessen, wo er zehn Jahre später noch lebte, nach welcher Zeit aber alle weiteren Nachrichten über ihn verschwinden.

Außer dem schon erwähnten Psalter, dem ebenfalls schon genannten Fastnachtsspiel vom verlornen Sohn und den hier näher zu besprechenden Fabeln, hat Waldis noch einige andere Schriften verfaßt, unter welchen wir die Bearbeitung des „Teuerdanks" und die Uebersetzung eines bekannten Gedichts von Naogeorg, welche er unter dem Titel „das Päbstisch Reych" (1555) herausgab. Wie dieses, so war auch die „Wahrhaftige Historie von zweyen Mäusen, so die Pfaffen haben verbrennen lassen, darumb, daß sie ein Monstranzensakrament gefressen hätten" (1543) von seinem glühenden Hasse gegen das Pabstthum eingegeben, welches er seit seiner Be-

kehrung mit der größten Entschiedenheit bekämpfte, und das ihm auch manchen Stoff zu seinen Fabeln gab. Diese schrieb er zum Theil noch in Riga, manche mögen auch wohl auf seinen Wanderungen, viele erst nach denselben entstanden sein; er gab sie unter dem Titel „Esopus ganz neuw gemacht" im J. 1548 zu Frankfurt heraus. Die Sammlung zerfällt in 4 Bücher, von denen jedes 100 Fabeln enthält; den Stoff zu denselben hat er meistens den alten Fabeldichtern, namentlich dem Aesop, entnommen, nur das vierte Buch hat er nach andern Quellen, wahrscheinlich zum großen Theil nach älteren deutschen Gedichten oder prosaischen Erzählungen bearbeitet; doch muß er auch den Boccaccio gekannt haben. Manche Stücke mögen wohl von seiner eigenen Erfindung sein, andere wird er aus mündlichen Mittheilungen geschöpft haben, und einigen liegen auch eigene Erlebnisse zum Grunde. Denn ob er gleich alle seine Gedichte Fabeln nennt, so sind doch sehr viele und namentlich gerade die des vierten Buchs eigentliche Erzählungen oder Schwänke. Seine Darstellung ist heiter, selbst humoristisch und oft naiv, die Sprache reiner und gebildeter, als bei Alberus. In einzelnen Erzählungen ist der Ausdruck etwas derb, ob er gleich sein Buch ausdrücklich für die Jugend bestimmt und er zudem versichert, er habe „zugesehen, daß die zarten und keuschen Ohren der lieben Jugend sich an seinem Schreiben nicht zu ärgern hätten"; allein bei aller Derbheit ist in der That die Darstellung niemals verletzend, oder gar frivol. Er erzählt freilich etwas weitläufig und verweilt behaglich bei den einzelnen Verhältnissen, die er darstellt, aber ohne dabei in überflüssige Weitschweifigkeit zu verfallen; vielmehr ist der größere Umfang seiner Fabeln und Schwänke eine Folge der epischen Entwickelung, die er ihnen zu geben wußte, wie er denn Alles bis auf die geringfügigsten Kleinigkeiten mit künstlerischer Einsicht zu motiviren weiß. Daher ist er selbst in den Fabeln, deren Stoff er entlehnt hat, immer neu, selbstständig und reich an lebendigen und komischen Zügen. Man vergleiche z. B. die Fabel „Vom Frosch und Ochsen" (1) mit der bekannten Darstellung desselben Stoffs; wie dramatisch lebendig wird sie bei Waldis durch die Einführung des jungen Frosches, der seinen Vater vom thörichten Unternehmen abmahnt, wie trefflich ist der Zug: „Kostets ein Königreich, Heut wil ich seyn dem Ochssen gleich," wobei man unwillkürlich an Shakspeares Richard erinnert wird, den der deutsche Dichter schon im Voraus parodirt hat. Hält man diese Fabel mit der Bearbeitung des Marner zusammen (I, 93), so wird es recht klar, wie sehr die Moral bei Waldis der Erzählung untergeordnet ist, während jener die Begebenheit nur wegen der Moral berichtet. In ähnlicher Weise sind auch andere alte Fabeln behandelt, z. B. die vom „Esel und Hund", welche Konrad von Würzburg (I, 128) und der Verfasser des Reineke Vos bearbeitet haben, die vom „Fuchs und Raben", welche sich auch bei dem Kanzler (I, 137), bei Hugo von Trimberg und dem späteren Rollenhagen findet. Nur selten ist er weniger glücklich, als sein Vorgänger, z. B. in der Erzählung „Vom Juden vnd einem Truckseßen", und „Vom Mann im Garten", in welchen er von Boner und Rosenblüt (I, 681) übertroffen worden ist. Eine Eigenthümlichkeit, die er mit Alberus gemein hat, ist die Neigung, Beschreibungen der angeführten Oertlichkeiten zu geben; allein er übertrifft diesen an Wahrheit und Anschaulichkeit, besonders aber darin, daß die Schilderungen gewöhnlich gut motivirt sind, indem er meistens diejenigen Punkte hervorhebt, welche mit den Begebenheiten oder dem Gedanken der Erzählung in naher Beziehung stehen. Wenn die Moral auch, wie gezeigt wurde, bei Waldis immerhin als untergeordnet erscheint, so wird sie doch sehr oft ziemlich weitläufig dargestellt; häufig gibt er ihr aber das volksthümliche Gewand des Sprichworts, das er in reicher Fülle zu seiner Verfügung hat, so daß die Moral manchmal bloß aus einer geschickten Anreihung von Sprichwörtern besteht*).

So bedeutend Waldis Fabeln in Bezug auf Darstellung und Ausführung sind, so viel Interesse bieten sie auch rücksichtlich des Inhalts und ihrer Absicht dar. Denn bei seiner reichen Erfahrung und seiner vielseitigen Welt- und Menschenkenntniß begnügte er sich nicht, bloß allgemeine Beziehungen des Lebens zu besprechen, er drang vielmehr allseitig in die besondersten Verhältnisse ein, die er mit klarem, freien Geiste beurtheilte. Denn die Gefangenschaft, in der er so lange schmachten mußte**), hatte ihn nicht bloß zu freieren Ansichten in kirchlichen Dingen geleitet, sondern ihm auch die Augen über die drückenden und beengenden Staatsverhältnisse geöffnet, und so hatte er auch wohl auf seinen Reisen manche Erfahrung gesammelt, die seine Liebe zur Freiheit bestärken mußte. Daher will er nicht, wie Luther und dessen Meinungsgenossen, den Kampf auf das kirchliche Gebiet beschränken, und während z. B. Alberus in der oben angeführten Fabel „Vom Löwen, Wolff vnd Esel" (S. 78) ganz im Sinne Luthers die Moral mit den Worten schließt „Vnd so du bist ein frommer man, Vnd dein herr will dich greiffen an, Vnd waiß von dir keyn vbelthat, So leidt, wie Christus gelitten hat"; so spricht Waldis in der Fabel „Vom Bauren und dem Gott Hercule" (2) unverholen und keck aus, daß Beten allein nicht helfe, der Mensch vielmehr selbst mit seiner eigenen Kraft und Thätigkeit eingreifen, daß er sich das Recht selbst nehmen müsse, wenn er zu demselben gelangen wolle. In andern Fabeln geißelt er die Tyrannen, die Schmeichler und Augendiener, er zeigt, wie die Gesetze nur für die Armen und Schwachen gemacht sind, während die Großen und Mächtigen sie ungestraft mit Füßen treten; wie alle diejenigen, welche die Wahrheit zu verkündigen

---

*) z. B. in der Fabel „Von einem Bauren":
„Sichrer ists, sich zu begeben
  In rauschend wasser, die feindtlich leben,
Denn in den stillen, tiefen pfülen,
  Da man nit baldt den grundt kan fülen.
Die feindtlich toben, trotzen, wüten,
  Für den hat man sich wol zu hüten.
Die Schmeychler, so sich freundtlich stellen
  (Hüt dich), das sein die rechten gsellen.
Die Küw, die so gar feindtlich bölcken,
  Von den thut man dest mer nit melcken.
Die grossen Bocher schlagen nicht,
  Bellende Hund beisen auch nicht:
Schedlicher sind stillbeisig Hunde,
  Still Wasser haben tieffe grunde."

**) Man fühlt, daß er aus Erfahrung spricht, wenn er in der Fabel „Vom Knaben vnd einem Stieglitz" sagt:
„Die Freyheit ist ein edel Kleinat,
Dasselb weiß niemant, der sie hat;
Wer sie aber einst thut verliesen,
Den Tod solt lieber darfür kiesen:
Dem Gefangnen ist kein Armer gleich;
Wer frey ist, hat ein Königreich."

wagen, von den Fürsten verfolgt und mißhandelt werden. Eben so entschieden geißelt er alle die Uebelstände in der katholischen Kirche, welche die Reformation hervorgerufen hatten und ihr Lebenskraft gaben, weil man sich nicht entschließen konnte, sie zu vertilgen, so in der Fabel „Vom Bischoff vnd einem Lotterbuben" die Habsucht der Prälaten, welche „daß sie ein gülden mögen retten, Dörffen alle Sacrament verwetten, Welchs jetzund in kurtzen Jarn Teutschland mit schaden hat erfahrn, Wie sie vns mit dem Bann gefatzt, Mit dem Ablaß alls zu sich kratzt, Mit jrer triegerey geschunden". Die Zuchtlosigkeit der Geistlichen gibt ihm wiederholt Stoff zu Fabeln und Erzählungen; die Heuchelei der Mönche wird in der Fabel „Von St. Peter und einem Mönche" vortrefflich geschildert und verspottet; ganz besonders aber kehrt er seine Pfeile gegen den Pabst und Rom. „Einsmals", beginnt er die Erzählung „Von einer römischen Reise", „gedacht zu werden fromm, Vnd zoh auß Deutschland hin nach Rom; doch ward ich auf der Reiß nicht bider, Trug Zwibeln hin, bracht Knoblauch wider. — — Zu Rom hohlt man ein bösen Magen, Ein leeren Seckel, bös Gewissen, Vnd wirdt gar offt vmß Geld beschissen." Und am Schluß heißt es: „Habt jhr eur Tag von Rom nie ghort, Wie man sagt im gemeinen Sprichwort, Daß eim zu Rom kein sünd nit schad, Allein so er kein Geld mehr hat: Das ist die allergröste Sünd, Welch nit der Pabst vergeben kündt."

Daß Waldis die alte Thiersage kannte, und zwar nicht bloß die letzte plattdeutsche Bearbeitung, erhellt aus mehrern Fabeln, zu denen ihm die Thiersage den Stoff gegeben, z. B. bei der Fabel „Vom Fuhrmann, Fuchs und Wolf"; es geht aber ganz besonders aus der epischen Behandlung der Fabel hervor, zu der ihm nur das alte Thierepos Vorbild hatte sein können; es geht zugleich daraus hervor, daß er, wie jenes, die einzelnen Begebenheiten mit den Zeitverhältnissen in Verbindung brachte. Die Fabel „Vom Fuchs vnd dem Hanen" (3), in welcher er das Concil von Mantua und die Sprache der römischen Curie verspottet, zugleich aber auch zeigt, wie man sich vor den heuchlerischen Worten Roms hüten solle, charakterisirt seine ganze Behandlungsweise beinahe unter allen am vollständigsten und sichersten.

Waldis hatte jedoch einen viel zu lebendigen Sinn für poetische Gestaltung, als daß er sich auf die Fabeln und Erzählungen mit polemischer und satyrischer Tendenz hätte beschränken sollen; die Gedichte, in welchen diese Beziehungen nicht hervortreten, gehören mitunter zu seinen gelungensten, und beinahe überall sehen wir, daß er von seinem jedesmaligen Stoff durchdrungen war, aber auch, daß er ihn mit poetischer Freiheit beherrschte. Wir erwähnen nur das liebliche Märchen „Von einem Bonen", das er mit naiver Gemüthlichkeit und wahrhaft kindlicher Heiterkeit erzählt, die Erzählung „Vom lügenhaften Jüngling", welche leichter behandelt ist, als die ähnliche von Hans Sachs (s. o. S. 71). Weniger gut erscheint die Erzählung „Wie ein Sawhirt zum Apte wird", die in neuerer Zeit von Bürger im „Kaiser und Abt" so vortrefflich erneuert wurde; namentlich ist der Umstand nicht gut erfunden, daß der Hirt schon ursprünglich ein Gelehrter gewesen, welcher in Armuth verfallen und gezwungen worden war, zum Schäfer zu werden. Uebrigens mag Waldis das alte Spiel (I, 739) gekannt haben, dem einige Züge entnommen zu sein scheinen. Viel besser sind dagegen zwei andere Erzählungen, die „Vom reichen und armen Mann", und die „Von zweyen Brüdern". Die erste, welche wir unten mittheilen (4), wird von Hagedorns vortrefflicher Bearbeitung des nämlichen Stoffs („Johann, der muntre Seifensieder") freilich in manchen Zügen übertroffen, im Ganzen ist sie aber doch vortrefflich erzählt; die andre, welche wir leider wegen ihres zu großen Umfangs nicht mehr aufnehmen können, erinnert durch das trefflich gelungene Detail an die besten Stücke von Hans Sachs. Auch die Erfindung verdient alles Lob, denn obgleich dem Dichter die äsopische Fabel vom Auge des Herrn dabei vorgeschwebt haben mag, so ist doch Anlage und Ausführung ganz sein Eigenthum. Von zwei Brüdern, dies ist der kurze Inhalt der Erzählung, ist der ältere in seinem Hauswesen fleißig und aufmerksam, so daß er bald reich wird, während der andre in Armuth versinkt, weil er Alles dem Gesinde überläßt. In seiner Noth bittet er den reichen Bruder um Rath; dieser sagt ihm, er verdanke seinen Reichthum einem Heiligthum, das ihm der Vater bei seinem Tode gegeben; er wolle es ihm nun aus brüderlicher Liebe überlassen; damit es aber wirke, müsse er es täglich durch sein ganzes Besitzthum tragen. Er that, wie vorgeschrieben, und so kam er an alle die Orte hin, die er früher mit keinem Fuße betreten hatte, und sah, wie Alles vom Gesinde verwahrlost sei. Er schuf nun bessere Ordnung, legte selbst die Hand an, und in kurzer Zeit ward er wieder zum wohlhabenden Mann. Als er voll Dank dem Bruder das Heiligthum zurückbrachte, öffnete dieser das Tüchlein, in welchem es eingenäht war: „Da wars ein stück — vom Encian, Welchen der Hund hett fallen lassen." Daß die Erzählung damit schließt, zeigt recht deutlich, wie falsch es ist, dem Waldis unnöthige Breite vorzuwerfen, da er sich vielmehr überall, wo es nöthig war, recht gut zu beschränken wußte.

1. Vom Frosch vnd Ochsen.

Ein grossen Ochssen an der Weydt
  Ersah ein Frosch, da war jm leydt,
Das er nicht wer in solcher moß
  Gewachssen, wie der ochse groß,
Vnd sprach zu seinem Sohn: „Sich zu,
  Ich werd wol wissen, was ich thu:
Ich will mich sehre groß machen,
  Daß ich dem ochssen in allen sachen
Gleich werde, jedermann wundere sich,
  Sprech, sich, der Frosch ist dem Ochssen gleich."
Er bließ sich auff vnd sprach zum Son:
  „Sich, lieber, hab ichs nit gethan?"
Er sprach: „Vatter, ir werdts nit thun,
  Darumb lasst ab bey Zeiten nun!"
Der Frosch sprach: „Sihe zum andermal,
  Ob ichs nicht schier ablangen soll?"
Der sohn sprach: „Vatter, ich bitt, laß ab,
  Oder ich euch zu letzt gesehen hab."
Der Frosch sprach: „Kostets ein Königreich,
  Heut will ich sein dem Ochssen gleich!"
Bließ sich mit aller Macht so hoch,
  Daß er zu zweyen Stücken brach.
Ein jeder hat von Gott sein Gab,
  Daran er ein benügen hab:
Der hat ein adelichen leib,
  Der ander ein frommes schönes Weib,
Dieser ist starck, jener ist reich,
  Dem ist niemandt an freundtschafft gleich,
Der hat ein werckliche handt,
  Der ander ein guten Verstandt.
Ich rath eim jeden, bleib dabey,

Darzu er best geschicket sey,
Vnd trag daneben kein abgunst
Zu seines nechsten glück oder kunst,
Vermesse sich nicht mehr, denn er kan,
Oder wird jhm, wie dem Frosche gahn.
Auch ists nicht weislich, sich zu erregen,
Wider einen starcken zu legen:
Besser, daß er sich erst selbs messe
Vnd seiner schwachheit nicht vergesse.

2. Vom Bauren vnd dem Gott Hercule.

Es hett ein Bauwr ein Karren geladen;
Da fur er mit zu grossem Schaden
Mit seinem Pferdt in eine Pfützen.
Da blieb er in dem Kath besitzen.
Er rief bald an den Herculem,
Daß er sich seins jamers annem,
Vnd hülf jm jtzt auß diesem kat,
Kein menschlich hülf er sonst nicht hat.
Da rief ein Stimm vom himmel rab:
„Kein grössern Narrn gesehen hab!
Dein vnnütz rufen ist nit wehrt:
Nim dein Geißel vnd schlag das pferdt,
Trit in die Pfützen vnters radt,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Vnd ruf dann Herculem wider an,
Denn wirdt er treuwlich bey dir stahn!"

3. Vom Fuchß vnd dem Hanen.

Vom Fuchß man offt gesaget mir,
Wie er sey gar ein listig Thier,
Vnd pflegt die andern Thier betriegen,
Vmb eigen nutz jn offt fürlügen.
Solchs er am Hanen hat erreigt,
Wie diese folgend Fabel zeigt.
Einsmals, da er hett lang geloffen
Vnd durch viel dicker Hecken gschloffen,
Daß jm sein Bauch war worden leer,
Zohe in eim holen weg daher.
Vom dorff nit weit, an einem fluß,
Vngefehrlich zwen Armbrust schuß,
Da saß ein Han auf einem Baum
Hoch, daß ern kundt absehen kaum,
Mit dreyen hübschen feysten Hennen,
Die sich gemestet in der Tennen,
Vnd sassen hoch auf einer Eychen,
Daß sie der Fuchß nicht mocht erreichen.
Er dacht: „Was sol ich immer thun?
Ich äß so gern einst von eim Hun."
Da hett ein Bauwr ein grosse Buchen
Nider gfellt, da gundt er suchen,
Vnd fand ein weissen Span viereckt,
Doch ein wenig lenglecht gestreckt,
Nam jn ins Maul vnd trollt sich hin
Auff künfftig beut vnd guten gwin,
Zohe langsam vnderm baum daher,
Als ob ers thet als gefehr.
Wie jn der Han von oben sicht,
Kraet laut, lest sich erschrecken nicht.
Der Fuchß legt nider seinen span
Vnd hebt weißlich zu reden an,
Vnd sprach: „Botz, lieber Ohm, Herr Henning,
Ich hett verwett ein alten Pfenning,
Daß ich euch hie nit finden solt.
Jedoch, wenn jr mich hören wolt,
Wil euch ertzeln seltsam geschicht,
Die nit auß meinem Ghirn erdicht,
Auch nit auß meinem Gedenck besunnen,
Oder auß eim todten Roßkopff gespunnen,
Sondern sind vns vom Himel geben,
Daß darnach alle Thier solln leben.
Ernstlich wils han gehalten Gott,
Haben gleich wie die zehn Gebott,
Denn es kein lecherliche bossen,
Sondern mit solchem ernst beschlossen,
Mit Brieff vnd Sigel starck befest,
Daß mans wol vnumbgstossen lest."
Da sprach der Han: „Nun sag doch her!"
Er sprach: „Es sind gar gute mer;
Vnd weil ich euch so lang hab kennt,
Stäts für mein lieben Ohm genennt,
Halt ich, daß jr deß wol seit wehrt,
Für andern Thiern zum ersten bschert,
Daß jr solt sein der erste Fründt,
Dem ich solch heilsam red verkündt."
Er nahet sich zum Baume baß,
Vnd setzt sich nider in das Graß;
Er leckt das maul vnd ruspert sich,
Vnd sprach: „Herr Henning, hört doch mich,
Hört zu mit euwrn Schwestern fleissig.
Jn disem Jar sieben vnd dreissig
Hat der Bapst in Italia
Jn der schönen Statt Mantua
Ein gemein Concili betracht,
Viel Herren da zu samen bracht,
Cardinäl, Patriarchen, Bischoff
Versamlet gar an seinen Hof,
Dabey auch andre Herrn Legaten,
Gschickt von weltlichen Potentaten,
Als Commissari, Oratorn,
Die von der Herrn wegen da warn,
Vnd haben all eintrechtiglich
Beschlossen, daß sol ewiglich
Ratum, Decretum, Firmiter
Et Irrefragabiliter."
Der Han sprach: „Herr Reinhart, sagt her,
Was sein die wunderlichen Mär,
Da jr so hoch vnd groß von rhümen
Mit so viel worten schon verblümen?
Jr gebt ein guten Predicanten
Ja für die Hüner, Gänß vnd Anten:
Jr könt Latin, vnd alle Sprach
Muß jederman euch geben nach.
Wer gnug, jr hett der Sophistry
Studiert in der schul zu Pavy;
Das Doctorat stünd euch wol an:
Jr seit der Schrifft ein glehrter Man."
Er sprach: „Die sach ists gar wol wehrt,
Daß mans mit vielen worten ehrt.
Diß aber habens decerniert
Mit Brieff vnd Sigel confirmirt:
Nachdem vor vielen alten zeiten
Kein gewonheit war bey den Leuten,
Daß sie pflagen, fleisch zu essen,
Vnd dorfft sich deß niemand vermessen,
Biß daß bey Noha nach der Sündflut
Von Gott ward angesehn für gut,
Den Menschen fleisch erlaubet hat,
Darauß erfolgt grosser vnraht;
Denn davon leidt vnd mordt ist kommen,
Viel Thier darauß vrsach genommen
Daß sie einander han gefressen
Vnd aller zucht vnd ehr vergessen,
Vnd sprach: Jst es den Menschen frey,
Warumb solts vns verbotten sein?
Darauß ist kommen müh vnd klag.
Nun muß es vor dem jüngsten tag
Vnd noch in diesen letsten tagen
Die sach gestillt werden vnd vertragen,
All neid vnd haß auff dieser erd
Bey allen Thiern vergessen werd.
Drumb hat der Bapst on allen hel,
Vielleicht auß göttlichem befehl,
Mit weisem raht vnd klugen sinn
Endtlich die sachen bracht dahin,
Ein jedes Thier sich solches massen,
Das ander vngefressen lassen:
Laub vnd gras sollen sie geniessen,
Vnd damit jren hunger büssen.
Allein der Fisch im Wasser sey
Menschen vnd Thieren zu essen frey,
Vnd sind derhalben frey gegeben.
Denn da all Thier verlorn das leben
Jn der Sündflut, wies steht geschrieben,
Da sein die Fisch lebendig blieben:
Drumb hats Gott also verschafft,
Daß sie auch würden einst gestrafft.
Vnd dieß herrlich neuw Edict,
Reichlich begifftet vnd gespickt,
Mit Brieff vnd Sigel starck muniert,
Mit Priuilegen hoch geziert,
Mag billich genennet werden zwar
Das rechte gülden Jubeljar,
Jst auch schrifftlich in Druck gestelt,
Darnach ein jedes Thier sich helt.
All Punct, verfasst in ein Receß,
Ward jetzt zu Franckfurt in der Meß
Vorm Römer gschlagen an die thür:
Da hiengen achtzehn Sigel für,
Da stunden Kammerbotten bey,
Deß ich ein warhafftig Copey,
Wie solchs zugangen vnd beschehn,

Als hie vor augen ist zu sehn
(Vnd zeigt jm da den weissen Span,
Meint, er solt jm dran gnügen lan).
So ists nun allenthalben fried:
Drumb steigt herab vnd förcht euch nit:
Nimb deine Schwestern all mit dir,
Dörfft euch besorgen nit vor mir.
Den Brieff wölln wir im Wirtshauß lesen,
Vnd haben da ein frölich wesen.
Hab hie noch einen gülden rot,
Den mein Mutter nit gsehen hot,
Den wölln wir samptlich da verzehrn,
Vnd vns hinfürter freundtlich nehrn."
Da sprach der Han: „Es nimpt mich wunder
Solch gschwind verenderung jetzunder.
Wie ich jetz hör auß deiner sag,
Es muß nahe sein dem jüngsten tag;
Drumb wil ich glauben deinem wort:
Harr, ich komm jetzundt also fort."
Der Fuchß ward fro vnd sprach: „Nun kumb!"
Da macht der Han den Halß so krumb
Vnd strecket weit auß seinen kragen,
Sahe hin ins Feldt; der Fuchß gund fragen,
Vnd sprach: „Sag an, wo nach sichstu?
Komb, ich bleib sonst nicht lenger nu."
Der Han sprach: „Wil dirs wol verkunden:
Dort kompt ein Jäger mit zwen Hunden,
Den man den Brieff auch lesen sol,
Sie seyn beid fromb, ich kenn sie wol,
Daß sie auch wissen von den sachen
Vnd gleich mit vns sich frölich machen."
Da fragt der Fuchß: „Sein sie noch ferr?"
„Nein!" sprach der Han, „sie ziehn daher."
Da sprach der Fuchß: „Ich geh davon:
Wiltu folgen, das magstu thun."
Da sprach der Han: „Wie so? ists fried,
So hastu dich zu bsorgen nit."
Er sprach: „Ob sies noch nit vernommen,
Liessen mich nit zur Antwort kommen,
Vnd mich so eilend vberfielen.
Wil lieber das gewissen spielen,
Vnd mich hindurch die Hecken drengen:
Ein ander mag jn zeitung brengen!"
Es ist mancher so gar verschlagen,
Meint, etwas damit auffzujagen,
Vnd denckt, er sey so klug allein,
So find er doch zu zeiten ein,
Der auch, geschickt vnd gegenklug,
Kan trug vergelten mit betrug,
Zu dem man sichs gar nicht versicht,
Wie vom Hanen dem Fuchß geschicht.
Wer ein schalck mit schalck wil letzen,
Der muß ein auff die schiltwacht setzen.

4. Vom reichen vnd armen Mann.

Zu Lübeck in der schönen Stadt
Ein alter Bürger saß im Rath,
Der war gar reich an Gut vnd Hab,
Damit sich nit zu frieden gab:
Er hett ein Fraw vnd keine Erben,
Dennoch hört er nit auff mit werben,
Allzeit dem Gelt vnd Gut nach tracht,
Dauor er weder tag noch nacht
Kein ruh nit hett, so sehr jhn plagt
Der Geitz, wie der Poet auch sagt,
Das sich gleich mit dem Gelt vnd Gut
Die lieb des Gelts vermehren thut.
Nun ist am selben end der brauch,
Wie sonst in andern Stedten auch,
Da sind viel tieffer Keller graben,
Darinn viel Leut jr wonung haben,
Die sich nur von dem Taglohn nehren,
Nach kleinem Gut auch messig zeren.
Also saß auch desselben gleichen
Ein armer vnder diesem Reichen,
Pflag den Leuten die schuhe zu flicken,
Mit Holtz vnd Henffen drad zu sticken,
Dauon er sich, sein Weib vnd Kind
Ernehrt, wie man viel armen findt.
Jedoch war er seins mutes frey,
Sang vnd war stets frölich dabey;
Des abends er daheime blieb
Vnd seine zeit also vertrieb.
Des wundert sich der reich gar sehr,
Er dacht: „Was ists doch jmmermehr,
Das disen armen Mann erfrewt?
Nun weiß ich doch, das er oft kewt
An armetey, die jn besessen,
Vnd hat oft kaum das Brodt zu essen.
Vorwar ich keinen Fleiß nit spar,
Biß ich sein wesen recht erfahr."
An einem Sontag kurtz darnach
Also zu seiner Frawen sprach:
„Du must dichs nit verdriessen lassen,
Danieden vnsern haußgenossen
Zu gast bitten heut disen tag
Mit seiner Frawen, das ich mag
Von jm werden einr frag bericht,
Die mich bekümmert vnd anficht."
Er schickt bald seinen Knecht hinunder,
Bat jn zu gast; das nam groß wunder
Denselben armen Mann, gedacht:
„Wer hat den jetzt so kostfrey gmacht?"
Doch gieng er hin, versagts jm nit.
Nach essens sprach der Wiert: „Ich bit
Vmb ein ding hab ich euch zu fragen,
Drauff wöllet mir die warheit sagen.
Ich weyß, das euch am gut zerrinnet
Vnd mit ewrn thun nit viel gewinnet,
Mit grosser arbeit jr euch nehrt
Vnd dennocht kaum des hungers wehrt,
Vnd trincken auch gar selten Wein,
Vnd dennocht allzeit frölich sein
Bei tag vnd nacht, abents vnd morgen,
Als ob jr hetten nichts zu bsorgen.
Nun hab ich gelts vnd gutes gnug
An essen, trincken, gutem fug,
Mit gutem Wein thu mich oft kröpffen,
Kan dennocht solchen muth nit schöpffen."
Er sprach: „Warumb solt mich betrüben?
Mein gut ist sicher vor den dieben
Zu Wasser vnd zu Landt, der halb
Stirbt mir kein Pferd, noch Kuh, noch Kalb;
Es kan kein Kauffman mich betriegen
Oder in der handlung vorliegen.
Vnd wie ich hab ein kleine nerung,
So halt ich auch ein kleine zerung,
Verzer nit mehr, denn ich erwerb,
Sorg nit, das ich dabei verderb,
Vnd steck mein fuß nit weiter nab,
Denn ich wol zu bedecken hab,
Vnd mich zu frieden geb damit
Was ich nit hab, entfellt mir nit:
Ich laß mir an demselben gnügen,
Was mir Gott teglich thut zu fügen,
Gedenck, morgen kompt auch ein tag,
Der vor sich selber sorgen mag."
Mit solcher redt wardt er bewogen,
Das ern vorbaß nit mehr dorfft fragen,
Vnd dacht: „Er ist recht willig arm,
Billich, das ich mich sein erbarm";
Lieff hin, vnd bracht baldt hundert gulden,
Vnd sprach: „Damit bezalt ewr schulden,
Damit ich euch jetzt will begaben,
Das jr ewr not zu schützen haben."
Der Mann wardt fro, ging damit hin
Vnd dacht baldt, das ers auff gewin
Vnd auff Kauffmanschafft mocht anlegen,
Damit noch hundert brecht zu wegen,
Vnd tracht mit fleiß drauff tag vnd nacht:
Damit jm selb viel sorgen macht,
Das er vor mühe den Kopff stets hieng
Vnd auff der Gassen trawrig gieng:
Des singens er dabey vergaß.
Den reichen sehr verwundert das;
Er bot jn abermal zu gast.
Der Mann die hundert gülden faßt
In einen Beutel, brachts jm wider
Vnd sprach: Von der zeit an vnd sider,
Das jr mir habt die gülden geben,
Ist mir vergahn mein bestes leben.
Seht hin, fahrt wol mit ewrem gut;
Ich nem dafür ein guten muth
Desselben ich viel baß genieß:
Das Gelt macht mir bekümmerniß."
Solch ein fall ist gar vnderkommen
Vnd hat der Geitz das Landt eingnommen.
Ich kenn auch jetzt viel armer leut;
Doch halt ich nit, das man jetzt heut
Vnder jn allen einen findt,
Der gleich wie diser sey gesinnt.
Es sind viel Wiert auff allen strassen,

Die Leut bey jn Herbergen lassen;
Doch solt man schwerlich ein bekommen,
Der dem Gast zu seim nutz vnd frommen
Ein Kopff von Silber oder Golt
In sein Sack heimlich stecken solt,
Wie man sagt, das ehe sey geschehen:
Ists war? weyß nit, habs nit gesehen.
Vielleicht man sonst wol ein bekem,
Der eim eh etwas außher nem,
So gar ist jetzt die gantze Welt
Gericht auff das verfluchte Gelt.
Dennocht so ists gewißlich war,
Es zeigt die Schrifft so hell vnd klar,
Das man nit zgleich dem Gelt kan dienen,
Vnd dennocht sich mit Gott versünen.
Denn wer sein Datum dahin richt,
Das er sich nur dem Gelt verpflicht,
Vnd darinn all sein wollust hat,
Der macht das Gelt zu seinem Gott,
Vnd fellt baldt in des Teuffels strick.
Derhalben sich ein jeder schick,
Das er seins guts ein Herre sey,
So ist er vieler sorgen frey.

Georg Thym.

Georg Thym, eigentlich Klee, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, ging von seiner Vaterstadt Zwickau nach Wittenberg, um sich dort der Theologie zu widmen. Wahrscheinlich durch die Mitwirkung Melanchthons, dessen Schüler er war, erhielt er eine Stelle als Lehrer in Magdeburg; 1548 wurde er Schulmeister, d. h. Rector in Zwickau, 1550 in Wernigerode; ob er auch in Wittenberg, wo er im J. 1561 starb, eine ähnliche Stelle bekleidete, ist unbekannt. Sein Gedicht, „des Edlen vnd Streitbaren heldes Thedel Vnuorferden von Walmoden manlicher vnd Ritterlicher Thaten" u. s. w. beruht auf einer Sage, die ihm die Familie von Walmoden mitgetheilt, und die sich seit langer Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzt hatte, auch wohl mit den Sagen und Legenden des Mittelalters in Zusammenhang steht, in welchen der Sieg der wahren Frömmigkeit über die Versuchungen des Teufels dargestellt wird. Sie erhält auch dadurch Interesse, daß sie als Gegenstück zu der Sage von Doctor Faust erscheint, da der Held Thedel (Dietrich) sich gerade dadurch die Mächte der Hölle dienstbar macht, daß er bei seinem lebendigen Glauben an Christus verharrt, und seinerseits nur eine ganz untergeordnete Bedingung eingeht, nämlich zu verschweigen, wer ihm das Zauberpferd gegeben, auf welchem er in der kürzesten Frist die größten Länderstrecken durcheilt, in einem Tage von Jerusalem nach Braunschweig gelangt. Die Verbindung der Sage mit der von Herzog Heinrich mit dem Löwen, den Thedel im heiligen Lande antrifft, lag nahe; es scheint aber auch das alte Märchen von dem Mann, der sich nicht fürchtet, in die Sage vom Thedel eingedrungen zu sein; wenigstens wird im Verlauf der Erzählung ganz vorzüglich Gewicht darauf gelegt, daß der Held sich stets als ein Mann zeigt, welchem auch das Entsetzlichste keine Furcht einflößen kann. So mannigfaltiges Interesse aber der Stoff auch bietet, so ist das Gedicht dagegen höchst unbedeutend, es erhebt sich nur selten über den gewöhnlichsten Ton der Bänkelsängerei und dann nur, wenn der Verfasser der mündlichen Ueberlieferung wörtlich gefolgt zu sein scheint.

Achilles Jason Widmann.

Wer Achilles Jason Widmann oder Weidmann gewesen, ist vollkommen unbekannt; daß er aus Hall in Schwaben gebürtig war, gibt er selbst auf dem Titel seines Gedichts an, und daß er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. lebte, ist aus der ersten Ausgabe des Buchs zu vermuthen, welche im J. 1560 erschien. Es führt den Titel: „History Peter Lewen, des andern Kalenbergers, was er für seltzame Abentheuer fürgehabt vnd begangen". Der Titel gibt uns denn, nach schon an, was wir in dem Gedichte zu suchen haben, die Geschichte eines possenhaften Geistlichen, der, wie der Pfarrer von Kahlenberg, die Bauern und andere Leute durch seine groben Schwänke zugleich ärgerte und ergötzte. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der ganzen Erzählung eine wahre Geschichte zum Grunde liegt, da der Held derselben, Peter Leu, aus Hall, der Vaterstadt des Dichters, gebürtig war. Seinen Namen hatte er von seiner ungeheueren Körperkraft erhalten; er war schon in seiner Jugend so stark, „Daß er nahm einen gewapneten Mann Auf sein Hand von der Erd hinan, Mit seinen Armen, gantz frey gestreckt, Er den auf seinen Tisch hat gehebt". Er ernährte sich zuerst vom Blocktragen, wurde später ein Rothgerbersknecht, zog dann gegen die Armagnaken, oder wie sie das Volk nannte, die Armengecken in den Krieg, was also auf das Jahr 1444 hinweist, und entschloß sich noch im dreißigsten Jahre die Schule zu besuchen, um ein Priester zu werden, was ihm auch wirklich gelang. Anfangs war er Pfarrer in Rieden, wo es ihm schlimm ging, da er kaum das tägliche Brod erwarb. Später nahm ihn der Pfarrer von Westein zum Helfer an, doch wäre es ihm auch dort nicht besser ergangen, wenn er sich nicht durch allerlei Streiche, mit denen er seinen Pfarrer, dessen Köchin und die Bauern foppte, sowohl bessere Nahrung als auch Kleider, Wäsche u. dergleichen mehr zu verschaffen gewußt hätte. Seine Streiche sind freilich keineswegs fein angelegt, aber bei den Leuten, mit denen er es zu thun hatte, wären feinere auch nicht angebracht gewesen, und er konnte um so sicherer hoffen, seine Absichten zu erreichen, je gröber und unverschämter seine Possen waren. Namentlich kam ihm der Aberglaube seiner Bauern und ihre Furcht vor Gespenstern und Teufel oft zu Statten. So überredete er sie einst, als ein dicker Nebel, der nach Schwefel roch, die ganze Gegend bedeckte, daß die Hölle ein Loch bekommen habe, welches man, um größerem Unglück vorzubeugen, schnell zustopfen müsse, und nun brachte man ihm von allen Seiten Tuch und Leinwand, woran er gerade Mangel hatte. Uebrigens haben seine Streiche oft keinen andern Grund, als seine angeborene und unüberwindliche Lust, Andere zum Besten zu halten, (so z. B. in dem unten mitgetheilten Abschnitt) wie dies auch bei dem Pfaffen Amis, noch häufiger bei dem Kahlenberger und Eulenspiegel der Fall ist. Durch diesen unverkennbaren Charakterzug erhalten auch die andern Streiche einen mehr heitern und zugleich einen volksthümlichen Charakter, aus welchem man sich auch nur die wiederholten Auflagen des Gedichts erklären kann, das an Sprache und Darstellung sich nicht über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhebt, und hierin selbst noch weit hinter dem Pfaffen von Kahlenberg steht.

Wie Herr Peter zwo Bauren Mägd durch ein Kachelofen Beichte hört.

Es begab sich in Fastenzeit,
Als Peter dem Beichthumb obleit,

Kamen zu jhm zwo Bauren Meyd,
Mit schneeweissen Hembdern beyd.
Als er nun saß in seiner Stuben
Zu Beicht hören, sie anhuben,
Zu bitten Herrn Petern den Mann;
Er sagt, er wollts gantz gerne than.
Als aber die ein Bauren Magd
So an den Kachelofen lag,
Sagt: „Herr, ewer Stuben ist kalt"
Indem sichts im Offen ein Spalt,
Dazu ein Loch gehend hinein,
Sagt: „Herr, wie könnt jhr brennen ein,
Die weil in die Kachel ist ein Loch?"
Peter sagt: „Ich machs nicht zu noch,
Biß das Beichten sein Endschafft hot;
Darnach klieb ich es mit Koth,
Mit Erden oder sonst Etwas."
„Ey, lieber Herr, wie kommt denn das?"
„Ursach sag ich dir, liebe Meyd,
Die Sach hat ein sondern Bescheid:
Man möchte verargwöhnen mich,
Wann ich allein zu Beicht hört dich,
Vnd niemandt sehe den Sachen.
Der Ursach ich hab thun machen
Dies Loch in die Kacheln hinein:
Welch mein Beichttochter will seyn,
In Offen sie da schlieffen muß,
So gieb ich jhr alsdenn kein Buß,
Sie beicht denn durch das Loch in die Stuben."
Die guten Mägde sich erhuben;
In jhren weissen Hemmetlein
Schlieffens in Kacheloffen nein.
Da die ein durchs Loch beichtet auß
Vnd schluff von dem Offen herauß,
Vnd die ander dagegen ein,
Sie meinten, es muß also seyn.
Da er sie beyde hett absolvirt,
Waren jhre Hembden geziert,
Wie der Kammichfeger Kleider,
Wer sie sah, die sprachen leider:
Wo seyd jhr so in Ruß gesteckt?
Ich mein, jhr habt Kammich gefegt.
Sie sagten, wie es zugangen wer,
Wie sie beredt hett der Peter,
Das in Offen weren geschloffen;
Ehe sie denn heraus gekrochen,
Hettens jhr Sünd wollen büssen,
Durchs Kachelloch beichten müssen
Vnd sich also vnsauber gemacht.
Wer das hörte, fieng an vnd lacht,
Sagten: „Daß jhn schütte der Ritt!
Kennt jhr Herr Peters Possen nitt?"
Also zogen die Mägd zu Hauß
Vnd wuschen jhre Hembder auß.

Johannes Fischart.



Wie sich in Luther das ganze Leben der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abspiegelt, und alle übrigen, selbst die bedeutendsten Erscheinungen dieser Zeit sich nur als Ausflüsse oder höchstens als Ergänzungen seines gewaltigen Wesens kund geben, so ist **Johann Fischart** der Glanzpunkt des geistigen Lebens in der zweiten Hälfte des nämlichen Jahrhunderts. Und wenn seine Wirksamkeit auch viel eingeschränkter blieb, als die des großen Reformators, so lag dies bei weitem mehr in den Zeitverhältnissen, als im Wesen des Mannes selbst, der bei seinem mächtigen Talent, bei der außerordentlichen Kraft und Gewandtheit, mit der er die Sprache beherrschte, bei seinen eben so vielseitigen als gründlichen Kenntnissen, und insbesondere bei seinem in jeder Beziehung tüchtigen Charakter, bei der Schärfe und Beweglichkeit seines Geistes in andern Verhältnissen gewiß welthistorische Bedeutung errungen hätte. Doch ist sein Einfluß nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern auch auf die unmittelbar nachfolgenden Geschlechter jedenfalls weitaus bedeutender gewesen, als wir jetzt nachzuweisen vermögen, da wir ihn beinahe nur aus den rasch auf einander folgenden Auflagen fast aller seiner größeren Schriften, von denen selbst noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts, ja noch im 18. neue Ausgaben erschienen, bemessen können.

Leider ist uns von den Lebensumständen des trefflichen Mannes nur sehr Spärliches überliefert worden, und dieses Wenige wissen wir zudem meist nur aus zufälligen Bemerkungen oder Andeutungen in seinen eigenen Werken. So wissen wir nicht einmal bestimmt, wo und wann er geboren wurde; denn ob er sich gleich selbst den Namen **Mentzer** gibt, so läßt sich bis jetzt doch nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln, ob er aus Mainz oder aus Straßburg gebürtig war. Für letzteren Ort sprechen allerdings mehrfache Gründe, doch könnten sie wohl einigermaßen erschüttert werden, wenn sich mit Sicherheit nachweisen ließe, daß er in **Worms** unter Caspar Scheidt, den er in der Vorrede zum Eulenspiegel seinen „Herrn Vätter vnd Preceptor" nennt, die Schule besucht habe. Jedenfalls hat er eine geraume Zeit lang in Straßburg gelebt, zu welcher Stadt er auch in seinen späteren Jahren noch die größte Liebe trug. Er führte daselbst, wie es scheint, kein eigenes Haus, wenigstens sagt er selbst, daß er längere Zeit bei seinem Schwager, dem thätigen Buchdrucker Jobin, gewohnt habe, demselben, der seine meisten Schriften druckte und verlegte. Daß er wenigstens bis zum Jahr 1580 in Straßburg geblieben sein muß, erhellt aus dem Umstande, daß er an den theologischen Streitigkeiten Theil nahm, welche dort von 1578 — 1580 über die Einführung der Concordienformel mit großer Bitterkeit geführt wurden. Am 11. November, wahrscheinlich des Jahres 1580, vermählte er sich mit Anna Elisabeth, der Tochter des als Verfasser einer Elsässischen Chronik bekannten Bernhard Herzog, welche ihm zwei Kinder gebar. Eine Reise nach England, welche er in einer seiner Schriften erwähnt, hatte er wahrscheinlich schon vor 1575 gemacht, und vielleicht fallen auch einige kleinere Reisen

in die Schweiz, nach Schwaben und Franken in jene Zeit. Aus den unzähligen, in seinen Schriften zerstreuten Anspielungen auf die kleinsten Einzelnheiten der meisten Provinzen, Städte und selbst der unbedeutendsten Ortschaften, die er nach Lage, Naturbeschaffenheit und Erzeugnissen erwähnt so wie aus den eben so häufigen Anspielungen auf Sitten, Gebräuche, Beschäftigungen und Eigenthümlichkeiten der Bewohner selbst kleinerer Orte möchte man den Schluß ziehen, daß er größere und länger dauernde Reisen durch Deutschland gemacht habe, weil solche genaue Bekanntschaft sich kaum anders als durch eigene Anschauung gewinnen läßt; allein es wird die so nahe liegende Vermuthung bis jetzt durch Nichts bestätigt. — In den Jahren 1581 und 1582 finden wir ihn als Advokaten am Reichskammergericht in Speier, 1586 als Amtmann zu Forbach, ohne daß wir jedoch im Stande wären, die Beziehungen nachzuweisen, welche ihn in diese verschiedenen Stellungen geführt haben. Auch sein Todesjahr ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt; gewiß ist nur, daß er im J. 1591 schon gestorben war, und in der Mitte des Jahres 1589 noch lebte *).

Fischart scheint schon im zweiten oder dritten Jahrzehend nach seinem Tod beinahe ganz vergessen worden zu sein; nur selten findet man ihn erwähnt, z. B. von Harsdörffer, wenn wir nicht irren, in dessen „Gesprächspielen" oder gar benutzt, wie von Happel in dem „Akademischen Roman". Dies läßt sich leider nur zu leicht erklären: eine riesige Natur, wie die seinige, mußte der beschränkten und zum Theil kleinlichen Welt- oder Kunstanschauung des nachfolgenden Jahrhunderts durchaus unverständlich bleiben, und es ist leicht erklärlich, daß diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, stumm und scheu vor ihm vorübergingen. Sie standen der Zeit, in welcher er gewirkt hatte, noch zu nahe, als daß sie nicht noch von seiner Größe hätten berührt werden sollen, und wiewohl sie keinen Sinn für dieselbe hatten, wagten sie doch nicht, sich an ihm zu messen. So gerieth er immer mehr in Vergessenheit, zudem seine Bücher, welche für das Leben geschrieben waren, keinen oder nur selten Eingang in die Büchersäle fanden, in welchen so viele todte Gelehrsamkeit aufgespeichert wurde. Als im 18. Jahrh. zuerst Bodmer und dann Lessing wieder auf ihn aufmerksam machten, regte sich allerdings wieder einige Theilnahme für den merkwürdigen Mann; doch blieb die Kenntniß seiner Schriften lange nur eine ganz äußerliche, bis die neueste Zeit endlich ein ernsteres Studium seiner zahlreichen Werke begann und seine hohe Bedeutsamkeit immer mehr anerkannt wurde.

Dieselbe beruht vor Allem darin, daß sich in ihm vielseitiges Talent, ausgebreitete Gelehrsamkeit und gesinnungsvolle Charaktergröße zur vollständigsten Einheit verbinden, so daß vielleicht keine Seite auf seinen zahlreichen Schriften, wenigstens der späteren zu finden ist, in der sich diese Eigenschaften nicht sämmtlich aussprächen. Fischart war nicht nur belesen, wie Hans Sachs, sondern ein Gelehrter im großen Styl, da er nicht nur in beinahe allen Wissenschaften gründlich bewandert war, sondern auch seinen außerordentlichen Reichthum an Kenntnissen mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit beherrschte. Er kannte nicht nur die alten Sprachen und deren Literatur, er war auch mit den modernen Sprachen vertraut; außer dem Französischen, das ihm ganz geläufig gewesen zu sein scheint, verstand er italienisch, holländisch und wahrscheinlich auch englisch. Die Geschichte war ihm in ihrem vollsten Umfange bekannt, und wiederum, wenn wir nicht wüßten, daß er seines Berufs ein Rechtsgelehrter gewesen wäre, würden uns seine Schriften zur Vermuthung führen, daß die Theologie seine Lebensaufgabe gewesen, so vielseitig und gründlich sind seine theologischen Kenntnisse. So groß jedoch und umfassend seine Gelehrsamkeit war, so war sie ihm stets nur Mittel zu höheren Zwecken, und er verschmähte es daher, seine Gaben und Kenntnisse der Wissenschaft zu widmen (ob er gleich auch wenigstens Ein rein wissenschaftliches Werk in lateinischer Sprache geschrieben hat, die Urgeschichte Straßburgs), um nach einem andern, wenn auch weniger belohnenden Ziel zu streben. Dies war aber eine Wirkung seines Charakters, und man muß sich diesen daher ganz vergegenwärtigen, um den Schriftsteller im vollen Umfange zu verstehen. Fischart war eine durchaus edle Natur von seltener Tiefe des Gemüths, das alle rein menschlichen Beziehungen mit inniger Liebe und Hingebung erfaßte; sein Herz schlug gleich warm für die einfachsten Verhältnisse des häuslichen, wie für die großen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, und er konnte mit derselben Begeisterung von dem Glück der Ehe, und von der häuslichen Zufriedenheit, wie von den größten Heldentugenden singen. Feurige Liebe zum Guten und Wahren, in welcher Gestalt es sich auch zeigte, war der Grundzug seines Wesens, und da ihm die tiefere Einsicht in das Leben die Ueberzeugung gegeben hatte, daß das Gute und Wahre sich nur in der Freiheit zur größeren Vollkommenheit entwickeln könne, so war auch die Freiheit die Losung seines Lebens und er trat in religiöser Beziehung als eifriger Protestant, in politischer Hinsicht als begeisterter Republikaner für dieselbe ein. Obgleich die Reformation zu seiner Zeit schon fest gegründet war, so hatte sie doch noch mancherlei Kämpfe zu bestehen, namentlich war ihr in dem nicht lange vorher gestifteten Jesuitenorden, der eine ungeheuere Rührigkeit an den Tag legte und die gewaltigsten Hebel in Bewegung setzte, ein mächtiger Feind entstanden, dessen hohe Gefährlichkeit dem scharfblickenden Manne nicht verborgen bleiben konnte. Seine ganze Natur mußte ihn daher antreiben, den Kampf im Namen der Wahrheit und Freiheit aufzunehmen; und es war schon sein erstes Auftreten als Schriftsteller diesem Kampf gewidmet *). Gewiß wäre Niemand geeigneter gewesen, als Fischart, diesen Kampf mit den Waffen der Wissenschaft zu führen; allein er wollte ihm, wie früher Luther, eine breitere Grundlage geben, und sich daher an das Volk wenden, weil er wohl wußte, daß in solchen Dingen die Stimme des Volkes allein entscheidend ist. War ihm dadurch schon eine anschaulichere Darstellungsweise vorgeschrieben, so drängte ihn auch sein poetisches Talent und seine angeborene heitere Laune, sein unerschöpflicher Witz dazu, der

*) Nach einer handschriftlichen Bemerkung auf dem Titel eines seiner Werke soll er im Winter 1589 gestorben sein; doch ist diese Nachricht durch Nichts beglaubigt, und sie könnte leicht auf einem Irrthum beruhen, und zwar ist dies um so wahrscheinlicher, als das letzte Werk, welches Fischart herausgegeben, vom 15. März 1590 datirt ist.

*) Zwar ist der „Eulenspiegel" wahrscheinlich früher abgefaßt, als der „Nachtrab", allein dieser scheint doch früher veröffentlicht worden zu sein, nämlich schon im J. 1570, während jener erst gegen 1572 im Druck erschien.

ihm das Schlechte zugleich immer von seiner lächerlichen Seite erscheinen ließ, und so stellt sich die Satyre als diejenige Form heraus, welche er nach den gegebenen Verhältnissen und nach seinem innersten Wesen durchaus wählen mußte, und die er eben deshalb auch bis zur höchsten Meisterschaft entwickelte. Fischart hatte aber einen zu umfassenden Geist, als daß er sich auf diesen religiösen Kampf hätte beschränken können; das ganze Leben lag mit seinen höheren Anforderungen, aber auch mit seinen Mängeln und Irrthümern vor seinem klaren Blicke offen, und seine sittliche Natur drängte ihn, auch diese Mängel in das Gebiet seiner Darstellung zu ziehen. Hatte er es aber in den zuerst erwähnten Satyren mit besonderen Erscheinungen der Zeit, mit Auswüchsen der menschlichen Natur und sogar mit einzelnen Persönlichkeiten zu thun, in denen sich diese Auswüchse gleichsam verkörperten, so handelte es sich hier um Gebrechen, die dem Menschen als Menschen ankleben, die aus der Unvollkommenheit der menschlichen Natur selbst hervorgehen, und welche nur durch eine allgemeine Veredlung des menschlichen Geschlechts, wenn auch nicht ganz vernichtet, doch gebändigt werden können. Diesen mächtigen Unterschied fühlt Fischart auf das lebendigste und daher haben seine Satyren, je nachdem sie gegen besondere Auswüchse gerichtet waren, oder die allgemein menschlichen Gebrechen darstellten, einen durchaus verschiedenen Charakter. Während er in den ersten das Schlechte mit aller Glut seiner feurigen Seele bekämpft und die mächtigsten Laute eines edlen Zorns ertönen läßt, der Spott zum bitteren Hohn wird, sein Witz den Feind zermalmt und vernichtet; ergeht er sich in den Satyren der zweiten Art in heiterem Humor, selbst in muthwilliger Ausgelassenheit; allein so sicher er auch trifft, so verletzt er doch nicht, man sieht aus jedem Worte, daß er die Menschenkinder doch inniglich lieb hat, wenn er auch ihre Schwächen und Irrthümer rücksichtslos aufdeckt und sie dem heiteren Spotte Preis gibt. Es darf nicht übersehen werden, daß alle Satyren dieser Art in Prosa geschrieben sind, während er sich bei der andern der rhythmischen Darstellung bediente. Der höhere Ernst sollte sich auch in der Form kund geben, wie umgekehrt der gemüthliche Spott sich freier und ungebundener bewegen sollte. Nur eine einzige Schrift macht hievon eine Ausnahme, die „Flohhatz", allein wir erkennen eben darin das tiefere Kunstgefühl Fischarts, der für jeden Stoff die ihm angemessene Form zu finden wußte, und der reinen Dichtung (denn dies ist die Flohhatz, wenn auch die sittliche Absicht und Grundlage nicht zu verkennen ist) daher auch das ihr zukommende poetische Gewand gab.

Die Satyre entsteht aus dem Bedürfniß, die ungenügenden Erscheinungen des Lebens in ihrer Nichtigkeit darzustellen; dieses Bedürfniß entspringt allerdings aus einer höheren sittlichen Anschauung, allein es kann diese selbst in ihren Gegensatz umschlagen, wenn ihr nicht die Liebe, sondern der Haß zum Grunde liegt, der endlich Alles, selbst das im schwärzesten Licht erscheint, was keinen Haß verdient. Daß Fischart nicht zu dieser Gattung von Schriftstellern gehört, erhellt schon aus der bisherigen Darstellung, wir würden davon überzeugt sein, wenn er auch nur seine persönlichsten Satyren geschrieben hätte. Allein seine Liebe zum Schönen und Guten war so innig und wahr, daß er ihr auch bestimmten Ausdruck gab. Wir haben bei der Betrachtung seiner lyrischen Poesien schon Gelegenheit gehabt, auf mehrere seiner hiehergehörigen Gedichte aufmerksam zu machen; es wird sich im Nachfolgenden diese Bemerkung noch weiter bestätigen. Doch würden wir aber mit dem Bisherigen nur ein unvollständiges Bild von Fischart geben, wenn wir nicht noch einen Blick auf seine politischen Gesinnungen werfen wollten. Seine ganze Natur machte ihn zum Republikaner; der lange Aufenthalt in Straßburg, die genaue Bekanntschaft mit der Schweiz, deren schöne Heldenzeit noch in lebendigem Andenken stand, die Anschauung der traurigen Zustände in Deutschland mußte seine Ueberzeugung noch bestärken. Freiheit, sagt er ausdrücklich in dem Straßburger Bündnisse, ist der einzig wahre Adel, nur durch sie und in ihr kann der „gemeyne Nutz" erreicht und gefördert werden, auf ihn allein beruht der Völker Glück. „Freiheitblum ist die schönste blüh: Gott lasse diese werde blum In Teutschland blühen vmb vnd vmb, So wachst dann Frid, Freud, Rhu vnd Rhum!" Daß sein republikanischer Sinn mit der innigsten Liebe zum Vaterland verbunden war, ersehen wir schon aus den eben mitgetheilten Zeilen, wir wissen es schon aus seiner trefflichen „Ermanung an die lieben Teutschen" (S. 26 u. 28), es spricht sich in unzähligen, beinahe durch alle seine Schriften zerstreuten Andeutungen aus. Und seine Liebe zum Vaterlande beruhte nicht bloß auf einem dunklen Gefühl, er liebte es, weil er es kannte, wie vielleicht nur wenige vor ihm, Keiner aber nach ihm. Denn es lag nicht nur die Geschichte seines Volkes in lebendigster Klarheit vor ihm, er kannte auch dessen Literatur und Sagenwelt im vollsten Umfange, und zudem war er mit dem Volksleben nach den verschiedenartigsten Beziehungen hin vertraut, wie denn seine Schriften eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß desselben sind, denn da ist keine Seite, die er nicht bald ausführlicher, bald andeutend berührte: Sitten und Gebräuche, Feste und Spiele, Sagen und Märchen, Lieder und Sprichwörter, mit einem Worte, Alles, was das rege, jugendlich frische Leben des Volkes bildet, was seit Jahrhunderten in seinem Munde lebt und doch stets in neuer Gestalt erscheint, was zugleich seine treue Liebe für die Ueberlieferung und seine nie ruhende Schöpfungskraft bezeugt, alles das, worin das Volk seinen Glauben und seine Tiefe, seinen Ernst und seine Heiterkeit, seine Wünsche und Hoffnungen ausspricht, war in der reichsten Fülle zu seinem Eigenthum geworden, so daß er als der vollgültigste Repräsentant des Volkslebens erscheint, und ihm hierin selbst Hans Sachs an Umfang weit nachsteht. Wer aber das Volk so in seinem innersten Wesen kennt, der muß es auch lieben, weil ihm nicht verborgen bleiben kann, daß in ihm allein der Keim zu allem Großen und Herrlichen zu finden ist. Und daß Fischart es mit dem ganzen Feuer seiner Seele liebte, daß sein ganzes Wesen im Volke wurzelte, kann Niemanden entgehen, der seine Schriften mit Aufmerksamkeit liest. Nichts beweist uns aber lebendiger, wie sehr das Volk in ihm aufgegangen war, als seine Sprache, die dem ersten Anblick nach zu der Sprache des Volkes im grellsten Gegensatz steht, aber in der That ganz auf ihr beruht. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß er die Sprache in ihrem vollsten Reichthum besaß, daß er nicht bloß das Neuhochdeutsche in seinem ganzen Umfang, sondern auch die alte Sprache

kannte, daß er mit mancherlei Mundarten genau vertraut war; wir legen namentlich darauf Gewicht, daß er die Sprache mit derjenigen Schöpferkraft beherrschte, die sonst nur bei dem Volke in seiner Gesammtheit gefunden wird. Im Volke allein lebt nämlich ein ungetrübtes Sprachgefühl, welches mit vollster Entschiedenheit alles Fremdartige ausscheidet oder dasselbe, wenn es sich unwiderstehlich aufdrängt, zu seinem Eigenthum macht, d. h. das fremde Wort zu einem deutschen umgestaltet, während der Gelehrte und Gebildete es beibehält, wie es ihm von dem Auslande überliefert wird, dadurch aber die Sprache verunstaltet, ja ganz verdirbt. Die Sprachgewalt und Schöpfungskraft des Volkes erzeigt sich entweder dadurch, daß es das fremde Wort zwar beibehält, aber ihm deutsche Form und deutsche Betonung gibt (Körper, Opfer, Bischof u. hundert andere), oder daß es dem fremden Worte ein deutsches entgegenstellt, welches den Klang des fremden so gut als möglich wiedergibt, zugleich aber auch dem Sinne desselben entspricht, oder auch wohl einen ganz anderen, aber immer bedeutenden, so oft einen komischen oder satyrischen Sinn hat. In dieser Art der Wortbildung ist Fischart unübertrefflich und reich; es sind namentlich seine prosaischen Schriften davon angefüllt *) und wir sehen diese Wortformen keineswegs für bloße Ausgeburten seiner muthwilligen Laune an, obgleich dieselbe auch nicht zu verkennen ist, sondern wir erkennen darin die ächt volksmäßige Schöpfungskraft, die in ihm lag; und wie seinen ausgelassensten Scherzen immer ein tiefer Ernst zum Grunde liegt, so wollte er auch durch diese Wortbildungen zeigen, was das lebendige Sprachgefühl des Volkes vermöge, und daß man im Sinne und Geiste des Volkes schreiben müsse, um das Größte in der Sprachdarstellung zu leisten.

Zwar tritt die Größe und Vielseitigkeit Fischarts vorzugsweise in seinen prosaischen Schriften hervor; doch sind auch seine poetischen Werke höchst bedeutend und wir würden sogar ohne diese den vollen Umfang seiner riesigen Natur nicht erkennen. Wie bedeutend er als Lyriker ist, haben wir schon gesehen; noch größer vielleicht ist er in seinen epischen Dichtungen, die wir hier näher zu betrachten haben. Es sind dieselben nicht bloß zahlreich, sondern auch von großer Mannigfaltigkeit in dem Stoff und in der Ausführung: denn er hat neben dem satyrisch-didaktischen auch das rein komische Epos und die ernste Erzählung mit gleicher Meisterschaft behandelt.

Seine satyrischen Gedichte wurden durch die steigenden Anmaßungen der katholischen Partei und die geradezu unverschämten Lästerungen mehrerer Anhänger derselben hervorgerufen, unter welchen zuerst der Apostat Rabe, gegen den der schon erwähnte „Nachtrab" gerichtet ist, und dann der Ingolstädter Johann Naß zu erwähnen ist, welcher sein Schneiderhandwerk mit der Franciscanerkutte vertauscht hatte und eine Reihe von Schmähschriften gegen Luther und die Reformation schrieb. Die Gedichte, welche Fischart zur Abfertigung dieser Leute erscheinen ließ, sind somit Gelegenheitsgedichte, aber sie sind freilich von den schalen Erzeugnissen der nachfolgenden Periode unendlich verschieden, da sie nicht, wie diese an der Veranlassung kleben, sondern diese mit poetischer Freiheit behandeln. Das erste der gegen Naß gerichteten Gedichte „Von S. Dominici, des Predigermünchs und S. Francisci Barfüssers artlichem Leben vnd grossen Grewln u. s. w." mit dem köstlichen Motto: „Sie haben Nasen vnd riechens nit", ist eine vortreffliche Abwehr gegen Nasens Beschuldigung, daß die Protestanten in steter Zwietracht lebten und Luther Gemeinschaft mit dem Teufel gehabt habe. Ersteres wollte Naß daraus beweisen, daß so viele Secten unter den Reformirten seien, das andere dadurch, daß Luther selbst von seiner Anfechtung erzählt habe. Nach einer gereimten und geistvoll gedachten Vorrede, welche die Absicht und den Inhalt des Gedichts auseinander setzt, folgt dieses selbst. Der Anfang ist eine witzige Parodie der Aeneide: wie Virgil den Aeneas und dessen Waffenthaten, so will er den H. Dominicus und den Streit der Dominicaner und Franciscaner besingen. Statt der Muse ruft er die H. Katharina von Senis an, daß sie ihm sage, „Was doch die vrsach gründlich war Des Zorns in der beschornen Schar Der schwartzen Münch hie mit den grawen, Die mit den Dazen vnd den Klawen, Wie schwartz vnd grawe ramlecht Katzen Nun lange Zeit einander kratzen". Einst seien Dominicus und Franciscus an einen Fluß gekommen, und dieser habe jenen auf dessen Bitten hinübergetragen; mitten im Wasser habe er ihn gefragt, ob er Geld habe, und da Dominicus es bejaht, habe ihn Franciscus ins Wasser fallen lassen, weil ihm durch seine Regel verboten sei, Geld zu tragen. Dominicus sei nur mit Noth ans Ufer gekommen, habe aber jenem bittere Rache geschworen (1). Daher, fährt er fort, schreibt sich die bittere Feindschaft her, die zwischen beiden Orden noch fortdauert, zwar weniger in Deutschland, wo man ihnen den Kitzel vertrieben habe, aber desto heftiger in andern Ländern. In ihren Streitigkeiten zeigten sie ihren bäurischen Ursprung, denn Franciscus war ein welscher Bauer und Dominicus ein spanischer, und so schreiben ihre Nachkommen z. B. Nas, bäuerisch grob, lügenhaft und unverschämt. Aber nicht bloß zwischen diesen beiden Orden besteht Feindschaft, sondern auch zwischen den einzelnen Secten derselben, die sich gegenseitig auf das Bitterste verfolgen. Und solcher Secten gibt es so viele, bei den Franciscanern allein sind deren vierzehn zu zählen, so daß die Mönche den Protestanten Nichts vorzuwerfen haben. Das Schlimmste aber ist, daß ihre Streitigkeiten sich nicht um Glaubensartikel u. dgl. drehen, „sonder vmb stoltz, pracht, geitz vnd raub: Das ist jr Gottesdienst vnd glaub; Nur vmb den bauch, gewin vnd pracht, da streiten sie in alle macht, Das wöllen sie kurtzumb erhalten, Vnd solt die Welt darüber spalten Durch Krieg, verfolgung, brand vnd mord, Wenns schon wer wider Gottes Wort". Sie trachten daher auch, Andere in Uneinigkeiten zu stürzen, wie überhaupt unter allen Ständen des Papstthums Neid und Zwietracht herrscht. Bei den Mönchen geht diese so weit, daß sie sich sogar in der Farbe der Kutten unterscheiden; nur im Müßiggang sind sie alle gleich, und darin, daß alle behaupten, ihr Orden führe am sichersten zum Himmel, die Einen weil sie kein Fleisch, sondern nur Fische essen, die Andern, weil sie die größten Kutten haben (da müssen auch wohl die Läuse selig sein, die darin stecken). Manche tragen Holzschuhe und meinen, St. Peter

*) Nur einige Beispiele, die sich eben darbieten: „maulhenkolisch", „Pfotengram", „Affrich", „Betrugdick" und „Brockdick", „Notnar", „Jesuwider", „Redtorich", „Untenamend", „Saurazänen", „Amend" für melancholisch, Podagra, Afrika, Praktik, Notar, Rhetorik, Fundament, Sarazenen, Amen, Jesuit.

müsse ihnen den Himmel aufschließen, wenn er sie nur trappeln hörte. Jeder Orden hat ein eigenes Gebetbuch, von denen jedes das beste sein soll; ja, „In jedem Kloster, Kirch, Capell, In jedem winckel, Chor vnd Cell Hencket ein sonder Teflein dort Darauff ein sonder gbet vnd wort, Welchs ist eim sondern Heilgen gschrieben, Darmit sie han die Leut vmbtrieben Vnd gar Gotteslesterlich beredt, Das, wenn sie sprechen solch gebet, So haben sie vergebung gleich Für sechtzig Jar on alle Beicht, Ja sagen eim verzeihung zu Sein lebtag, Gott geb, was er thü, Ja offtmals bis an Jüngsten Tag, Das man drauff frisch sündigen mag". Sie aber lachen die Leut ob ihrer Einfalt aus und lassen sich wohl bezahlen. Am ärgsten treiben sie es am Todtenbett, wo sie den Sterbenden Alles ablocken, was sie nur können, zugleich aber vor andern Orden warnen, woraus wiederum viele Zänkereien entstehen, weil jeder Orden das Beste für sich haben will. Zwar verbietet Francisci Regel Geld zu nehmen, aber sie wissen sich gut zu helfen und machen darüber eine Glosse; man müsse, sagen sie, das Gebot so verstehen, daß sie zwar kein Geld mit den Fingern berühren dürften, aber ihren Verwaltern sei es wohl erlaubt, Geld zu nehmen („Die Münch haben gelobt, wie jener Münch sagt, Armut in dem Bad, vnd gehorsam vber tisch vnd keuschheit vber dem Altar"); ja sie sind schon beruhigt, wenn sie das Geld nur mit Handschuhen anfassen oder in das Nastuch binden lassen, oder in die Kapuze stecken: Alles ist bei ihnen Heuchelei, Falsch und Betrug, um den Leuten das Geld abzulocken. Wie sollte man ihnen glauben, da sie morgen revociren, was sie heute approbiren, der Eine Pabst verdammt, was der andere behauptet? Wie sie sich aber auf das Lügen verstehen, das zeigt der Nas in seinen Menturien (Schendhurien nennt er dessen Centurien an andern Orten). So sagt er, Luther sei des Teufels Eigenthum gewesen, weil dieser von sich schreibe, er habe viele Anfechtungen vom Teufel erlitten. Was dieses für ein schlechtes Argument sei, heißt es weiter, wolle er aus Dominici Leben erweisen, zu dessen würdiger Schilderung ihm die H. Katharina beistehen möge. Nun macht er die Wundergeschichten lächerlich, die vom H. Dominicus erzählt werden, wobei er oft eine ächt satyrische Laune entfaltet. So seien Dominicus und sein Geselle Berchtram einst mit deutschen Pilgrimen zusammengekommen, dessen Sprache sie nicht verstanden hätten; aus Aerger darüber hätten sie zu Gott gebetet, ihnen das Verständniß derselben zu eröffnen: „Da konten sie kaum beten aus, Da wischt die Teutsch Sprach gleich heraus." Wir können bei diesen Wundergeschichten nicht verweilen, sondern bemerken nur, daß Fischart auch mehrere berichtet, in welchen Dominicus mit dem Teufel zu schaffen hat, woraus er nach seines Gegners Argument den Schluß zieht, daß der Heilige nach Bruder Nasens Logik auch des Teufels Eigenthum gewesen sein müsse. Die erste Hälfte des Gedichts ist jedenfalls weitaus am bedeutendsten; der Dichter vereinigt darin Alles, was sich gegen die Mönche und das Klosterleben vorbringen läßt, und es hätte dieses Gedicht, wenn es zur Zeit der Reformation erschienen wäre, gewiß den tiefsten und einflußreichsten Eindruck hervorgebracht. Zu seiner Zeit aber, wo die Parteien sich schon vollständig getrennt hatten, wird es kaum in die Hände der Katholiken gekommen sein, und diesem Umstande ist es wohl vor Allem zuzuschreiben, daß diese, wie seine andern Schriften nicht die Wirkung gehabt haben, die ihnen unter günstigeren Verhältnissen nicht hätte fehlen können. Die Sprache des Gedichts ist fließend, aber, namentlich in den Anspielungen auf Bruder Naß (den er die „Nase" nennt), und auf dessen Bücher, geradezu grob und überschreitet oft alles Maß; aber Fischart war durch die unverschämten Anmaßungen des Ingolstätter Franciscaners herausgefordert, und wir können ganz wohl begreifen, daß er sich von seinem Zorn hinreißen ließ. „Fürwar," sagt er selbst, „solch Laurenwerk vnd gspöt Macht, das ich was hefftiger redt, Denn wer kan solch Gottslesterung Vertragen on verantwortung?"

Noch bitterer, und wenn man will, noch heftiger ist „Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten, Vierhörnigen Hütleins" u. s. w. durch Jesuwalt Pickart*); aber es ist dieses Gedicht, welches gewöhnlich das „Jesuiterhütlein" genannt wird, künstlerisch viel bedeutender, als das zuerst erwähnte, da auch die größte Heftigkeit darin poetisch begründet und somit gerechtfertigt ist. Die gelungene Erfindung ist mit außerordentlicher Lebhaftigkeit durchgeführt, die sich schon im Eingang kund gibt: „Nun hört zu, all vier Eck der Erden, Ja jr vier Welt hört zu on bschwerden, Woher hie auff End vnd Eck Alles Vbel sich her erstreck!" Und der Dichter ist von seinem Gegenstande so ganz erfüllt, daß er sogleich mit der Erzählung der Legende beginnt. Da Lucifer nach Christi Himmelfahrt sah, daß seine Macht vernichtet sei, rief er alle seine Teufel zusammen, sich mit ihnen zu berathen. Zwar ist es so weit gekommen, redete er sie an, daß die Welt die Macht der Hölle und deren Abzeichen, die Hörner, verachtet; aber ich will ihnen die alte Ehrfurcht wieder zuführen, indem ich sie nun auf eine heilige Art gestalte. Und sogleich befiehlt er, ein Horn von allen möglichen Farben zu machen,

---

*) Fischart liebte es, seinen Namen unter mancherlei Masken zu verbergen, die selbst wieder ein Zeugniß der außerordentlichen Schöpfungs- und Bildungskraft sind, mit welcher er die Sprache behandelte. Manchmal verbarg er sich nur halb, indem er entweder seinen Beinamen Mentzer gebrauchte, oder nur die Anfangsbuchstaben seines ganzen Namens, J(ohann) F(ischart) G(enannt) M(entzer) schrieb, aus welchen er auch einmal einen Namen bildet: Jfgem. Oefters läßt er seine Motto, Unterschriften u. dergl. mit diesen Anfangsbuchstaben beginnen: **Im Fischen Gilts Mischen; In Freuden Gedenk Mein; Irer Fürstlichen Gnaden Mutwilliger; In Forchten Gehts Mittel; Iove Fovente Gignitur Minerva; Immundi Fimus Gratia Mundi**; oder er erfindet neue Namen, welche mit diesen Buchstaben beginnen, und zum Theil auch durch ihren Klang an seinen wirklichen Namen erinnern: Joh. Frid. Guicciard Moguntinus, Johan Fridrich Gwischart, J. Friedr. Manätzer, J. Fr. Molanus, oder er spielte bloß mit den Klang, ohne auf die Anfangsbuchstaben weitere Rücksicht zu nehmen, Wisart, Wischhart, Guisart, Pickhart, statt Fischart und Mansehr statt Mentzer. Einmal nennt er sich mit Beziehung auf Bruder Naß den „Nasenfischer zu Grubsarts". Auch liebte er Umsetzungen seines Namens: Hartfisch, J. Noha Trauschiff für Joh. Fischart und Retznem für Mentzer, endlich auch einmal Artwisus von Fischmenzweiler, worin beide Namen nebst dem pseudonymen Wisart vermengt sind. Endlich übersetzte er auch seinen Namen, den hebräischen Johann in den deutschen Huldrich, und den deutschen Fischart in den griechischen Elloposkleros. Andere Namen übergehen wir, da sie einer längeren Erläuterung bedürften, die nicht hieher gehört; wir erwähnen nur noch, daß er mit der ihm geläufigen Verdeutschungsweise den alten Völkernamen Tribocci zur Bezeichnung von Straßburg in Trübuchen und Treubach umsetzt.

das aus Faulheit und einfältigem Schein mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuschung zusammengenäht werden und eine Kuttenkappe heißen solle. Und sobald eine solche unter dem großen Jubel der Teufel gemacht war, trug er diesen auf, das Kuttenhorn durch die ganze Welt zu verbreiten. Sodann ließ Lucifer eine Mütze mit zwei Hörnern machen; die soll ein Bischofshut werden, sagte er, daher müßt ihr die geistliche Hoffarth mit der Nadel der Herrschsucht und dem Faden der Schafschinderei darin vernähen und sie mit den Perlen reicher Geschenke und dem Gestein Uneingedenk sticken. Auch diese Mütze gerieth wohl, und er ließ sie, in Bisamsladen eingemacht, durch die Welt führen, daher die Prälatenhörner weit verbreitet und wegen ihrer Pracht geehrt sind. Hierauf befahl Lucifer, ein dreifaches Horn zu bilden, das er für seinen eigenen Statthalter bestimmte. Er selbst nähet des Judas Seckel hinein, und fügt noch Simonie, Nachgier, Neid, Wollust, Ehrgeiz, Meineid, Gift, Aufruhr u. s. w. hinzu. Die andern Teufel müssen auf seinen Befehl noch Lug und Trug mit dem Judenzwirn von Menschensatzung und der Nadel des Banns und des Blutdursts drein vernähen, dazu den Meßkram, Bullen, Ablaß und zur Täuschung den H. Petrus darauf sticken; und als es zur Freude der Hölle wohl gelungen war, mußte es ein Teufel stracks nach Rom bringen. — Nun glaubten Alle, Lucifer habe seine ganze Bosheit ausgekramt; aber der Herr der Hölle war damit noch nicht zufrieden. Nach langer Verzückung rief er jubelnd aus, er habe noch etwas Gräßlicheres gefunden, eine vierhörnige Mütze (die Jesuiten tragen bekanntlich solche), welche viermal mehr Gift in sich halte, als die andern zusammen. Denn sie soll von vierfachen Bösewichtern getragen werden, fuhr er fort, die sich noch mehr verstellen können, als der Teufel selbst, deshalb werden sie sich Jesuiter nennen, ob sie gleich Jesuwider heissen sollten, da sie ja meine, des Widerchrists, Kinder sind. Ein Spanier, Ignatz Luguol („Zu Teutsch genannt Feurart Lugevol") wird die Gesellschaft zum Trost des dreifachen Hutes stiften, der in ihr seine beste Hülfe finden wird. Selbst die Mönche und Pfaffen müssen sich vor den Jesuiten demüthigen, ruft Lucifer prophetisch aus, weil sie bei der dreifachen Krone wohl gelitten sind, denn sie haben nicht bloß die drei Gelübde der andern Klosterleute, sondern noch ein viertes, des Pabstes Leibeigene zu sein und dessen Aberglauben in alle Welt auszubreiten. Deshalb habe ich dieses vierfache Horn aus dem tiefsten Abgrund geholt, daß es erst zur letzten Zeit komme, die Leute verwirre, die Sonne verdunkle und die Wahrheit verfinstre. Und nun fordert er alle hohen und niedern Teufel auf, ihm bei der Gestaltung des „viergehörnten Hütleins" behülflich zu sein; sie sollen zum Stoff für die Mütze scheinheilig Teufelthum nehmen, pechschwarz, wie die Hölle, und sie mit Höllenglut füttern. Und die Teufel alle, selbst Lucifers alte Großmutter und deren Tochter arbeiteten freudig an dem Hütlein (2), spannten es über den Leist Heuchelei, nähten es mit der Nadel Römischer Tyranney, und thaten ins erste Horn Abgötterei, Teufelslist, vergiftete Schmeichelworte, Arglist, Betrug, Scheinarmut und Ehrgeiz; in die beiden andern vernähten sie Sophisterei, allerlei Lügengespinnste und Verführung der Jugend, in das hinterste endlich Mordstiftung und Unfrieden. Da sie aber fanden, daß dieses Horn noch nicht gewichtig genug sei, setzten sich die Teufel selbst hinein, so daß, als das Hütlein vollendet war, Lucifer selbst darob erschrack, „Weil jhm vor Augen gleich thet schweben, Was für Jamer es wird erheben". Doch weihete und segnete er es nach der Hölle Brauch, worauf die Sonne sich verfinsterte und das Hütlein vom Sturmwind in die Welt getragen wurde, „Vnd fügt sich zu den Menschen schnell, Daß es sie plag, vergifft vnd quell Vnd recht erweiß durch Büberey, Daß es das ärgste Hütlein sey, Ja daß es alles diß erstatt, Darzu es Satan bschworen hat. Secht, also habt jhr, lieben Leut, Den Vrsprung alles vbels heut, Vnd wer ein solchs nicht glauben will, Der wirds bald fühlen nur zu vil".

Ohne auf die Tragweite des Gedichts einzugehen, die schon aus der kurzen Inhaltsanzeige einleuchtet, machen wir nur auf Einen Punkt in der Ausführung aufmerksam, in welchem sich Fischarts künstlerisches Gefühl in schlagender Weise kund gibt. Wie nämlich einst Homer den Schild des Achilleus, so läßt auch er die vier Mützen vor den Augen des Lesers entstehen, so daß die Schilderung derselben nicht als eine, aller Anschaulichkeit ermangelnde Zusammenstellung der verschiedenartigsten Eigenschaften, sondern als ein wesentlicher Bestandtheil der Handlung erscheint, welche dadurch selbst an Leben und Bedeutsamkeit gewinnt, und die vier Mützen erscheinen recht eigentlich, nicht bloß in abstracter Weise, als ein Höllenwerk, da wir die Geschäftigkeit des teuflischen Heeres in aller Lebendigkeit vor uns erblicken.

Wir erwähnen den hieher gehörigen „Barfüsser Secten- und Kuttenstreit" nicht, in welchem Fischart, was er sehr liebte, einen ihm vorliegenden Holzschnitt beschreibt, der die Uneinigkeit der verschiedenen Secten des Franciscanerordens sinnbildlich darstellt, da das Gedicht sich in keiner Weise besonders auszeichnet, sondern gehen zu der zweiten Gattung seiner epischen Gedichte über, in welchen das didaktische Element nur untergeordnet erscheint oder vielmehr künstlerisch in der epischen Entfaltung aufgeht. Es sind deren zwei, der „Eulenspiegel" und die „Flohhatz".

Den „Eulenspiegel Reimensweiß" hat Fischart, wie schon berichtet, auf Veranlassung seines Lehrers Caspar Scheidt abgefaßt, wahrscheinlich mehrere Jahre früher, als er gedruckt erschien (um 1572) und ist wahrscheinlich Fischarts erstes Werk. Daß er den überlieferten Stoff einfach wiedergegeben hat, wurde schon bemerkt; die Gründe, die ihn zu dieser Behandlungsweise bewogen, entwickelt er weitläufig in der Vorrede, nur an einigen Stellen, sagt er, habe er „zucht vnd zimlichkeit halben, so viel jmmer möglich" die Auswüchse entfernt. Doch fährt er fort, „So frewet mich auch ein stück, daß dannocht in vnserm Eulenspiegel kein Bocacische Schandparkeit vnd vnzimliche Bülerey fürfallet oder gefunden wirdt, darmit man doch heut alle Bücher, so kurtzweilig heissen sollen, spicket vnd füllet." Sein Zweck aber bei der Bearbeitung des Eulenspiegels war, „daß er der Welt zugleich mit dem ergetzen deſt süsser das gute möcht einschwetzen, daß jnen mit dem spotten vnd schertzen die laster desto mehr giengen zu hertzen: dann schimpfflich gutes lehren heist dem bösen glimpfflich wehren". Er ging somit ungefähr von derselben Ansicht aus, welche seinen Lehrer Scheidt bewogen hatte, den Grobianus in deut-

sche Reime zu bringen (s. o. S. 62), und wie dieser die „Grobianität" dadurch heilen wollte, daß er sie in ihrer ganzen Häßlichkeit darstellte, so wollte Fischart in derselben Weise mit der Schalkheit verfahren, welche die ganze Welt erfülle, und er ist auch der Meinung, daß dies die Absicht des alten Volksbuches sei. „Derohalben auf daß kein Schalck lär außgieng, so hat der erste Eulenreisser allerley Quotlibetische Handtwerck zusammen getragen, anzuzeigen, wie sich in alle Ständt der Schalck verwickelt, einflicket, verwandt vnd eintringet, vnd offtermals auch, wie man sagt, mit dem frömmsten ringet". Wir haben nicht nöthig, auf den Inhalt des Gedichts selbst einzugehen; wir bemerken nur, daß Fischart es liebt, wie in dem mitgetheilten Abschnitte (3), so auch in vielen andern, die Lehre auszusprechen, die sich aus der erzählten Geschichte ziehen läßt. Obgleich die Darstellung im Ganzen fließend und der Reim mit Leichtigkeit behandelt ist, so steht der Eulenspiegel doch in beiden Beziehungen weit unter den übrigen Gedichten Fischarts, und man erkennt bald, daß es eine Jugendarbeit ist, in welcher sich noch kaum die Keime zu der Eigenthümlichkeit vorfinden, die sich in den spätern Werken so kräftig ausprägt, und die seine Verse vor allen andern gleichzeitigen auf den ersten Blick erkennen lassen.

Hat sich Fischart im Eulenspiegel ganz an den überlieferten Stoff gehalten, so hat er dagegen in der „Flöhhatz" eine bedeutende Erfindungsgabe an den Tag gelegt, die um so bewundernswürdiger ist, als der Stoff an sich keine Gelegenheit zu epischer Erweiterung darzubieten scheint und die Anlage eine solche auch kaum erwarten läßt. Ein Floh, der kaum dem Tode entronnen ist, erhebt bittere Klage gegen die Weiber, welche sein Geschlecht so gierig verfolgten, und flehet zu Jupiter, daß er sie für ihre Mordsucht bestrafen solle, da die Flöhe doch unschuldige Thiere seien, die ihre Nahrung da suchten, wo es ihnen der Gott angewiesen habe. Die lange Klage, die wir leider nicht näher ausführen können, ist vortrefflich und ist durch ihre ganz pathetische Haltung von der vollständigsten komischen Wirkung. Die Mücke, welche den Floh klagen hört, geht hin, um ihn zu trösten, und nun entspinnt sich ein Gespräch zwischen den beiden, das der Dichter vortrefflich zu benutzen weiß, theils um eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über Leben und Welt niederzulegen, theils um eine Menge der ergötzlichsten Flöhgeschichten zu erzählen. Die Mücke ist nämlich nicht vergeblich durch die Welt geflogen, sie hat die Menschen beobachtet und einen reichen Schatz von Erfahrungen eingesammelt, die sie nun dem Floh zum Troste mittheilt. Diese Lebensregeln nun, diese Sentenzen, die unzähligen Sprichwörter, die sie zu Zeiten auf einander häuft, daß man an den edlen Sancho Panso erinnert wird, sind an sich ganz trefflich, sowohl wegen ihres Inhalts als ihrer kernhaften Darstellung; das Köstlichste aber ist die Art, wie die Mücke sie vorbringt; sie thut dem jungen Floh gegenüber so altklug, sie nimmt einen so philosophischen Ernst an, daß gerade hiedurch die komische Wirkung unwiderstehlich wird. Endlich veranlaßt die Mücke den Floh, ihr seine Geschichte zu erzählen, und der berichtet nun, wie er einst eine schöne Jungfrau gesehen und nach ihrem zarten Blut gelüstet habe. Sein Vater habe ihn gewarnt, und ihm bei dieser Gelegenheit seine eigenen Abenteuer erzählt, welche er der Mücke ausführlich mittheilt. Die Darstellung derselben ist außerordentlich lebendig, muthwillig bis zur Ausgelassenheit, aber keineswegs cynisch, wie Andere behaupten, wie denn überhaupt Fischart bei der muthwilligsten Schalkheit immer züchtig bleibt. In dieser Erzählung ist Alles vortrefflich; Erfindung, Entwickelung, Sprache und Darstellung, Alles trägt dazu bei, den heitern Eindruck zu erhöhen. Der Ueberfall in der Kirche, wo die Flöhe keine Gefahr befürchten, weil die Heiligkeit des Orts Nachstellungen verbiete, die blutige Schlacht auf dem Markt, wohin sie dann gezogen waren, weil sie hofften, daß die Geschwätzigkeit der Weiber sie abhalten würde, nach den Flöhen zu jagen (4), die Abenteuer im beschränkteren Familienkreise, Alles zeugt von des Dichters reicher Erfindung und großer Darstellungskunst, die sich in der heitersten Beweglichkeit der Erzählung, wie in der glücklichsten Wahl des Ausdrucks beurkundet. Wie trefflich sind z. B., um nur Eins zu erwähnen, die Namen der Flöhe erfunden: Senfimhemd, Nimmerruh, Pfetzfielind, Keckimschlaf, Schleichinstal, Zwickfie, Bohrtief, Springinsröckel, Zupffieleck und funfzig andere, denn auch darin ist er unerschöpflich. Die zweite Hälfte des Gedichts enthält die Verantwortung der Weiber, welche der von Jupiter bestellte Flöhkanzler im Namen der Weiber vorträgt. Die Klagen der Flöhe werden Punkt für Punkt durchgenommen und mit komischem Ernst bekämpft, worauf das Urtheil erfolgt, durch welches den Weibern das Recht ertheilt wird, die Flöhe zu tödten, so oft sie von ihnen angefallen werden. Der Gründe sind viele angegeben, die zum Theil höchst ergötzlich sind; der hauptsächlichste ist aber der (und in ihm liegt allerdings, wie schon von Andern bemerkt worden ist, die sittliche Grundlage des Gedichts), daß die Flöhe höher hinaus wollen, als ihnen gebührt, „Wolt allzeit nach höherm ringen, Tracht aus dem staub gleich auff den hund, Vom hund gleich auf das Weib zur stund" — „Dan ir solt bhelfen euch im staub, Gleich wie die Raupen inn dem laub." Ihr behauptet zwar, heißt es später, „Das Plut sei euer speis, Aber solchs hat sein mas vnd weis, Dann Jupiter hat euch zugeben, Das jr vom Thirplut sollen leben ——— Vnd nicht vom Menschen, der bei leben Ist keinem Thir zur speis nicht geben." Damit sich jedoch die Flöhe nicht über Unbilligkeit beklagen können, erlaubt er ihnen, die Frauen auf die „gänge Zung" zu stechen, „Damit sie sehr die Mann bethören, Wann sie nit schweigen vnd auffhören, Auf das jr in das gänge Plut Ain wenig ausher schrepfen thut, Wiwol jr werden haben mü, Weil sie die üben spat vnd frü;" eben so gestattet er ihnen, sich in den großen Halskrausen und Manschetten der Frauen aufzuhalten und sie beim Tanze zu kitzeln. Wollten sie sich aber dem Urtheil nicht fügen, würde er sie nach Lappland oder zu dem höllischen Kettenhund oder zu den Carthäusern, „bei denen, wie Cardanus schreibt, kain Wandlaus nicht bleibt; Drum weil sie kain Fleisch speisen gut, Schmeckt auch nit jr Fischschmeckend Plut" *).

*) In den späteren Ausgaben der Flöhhatz erscheinen einige Zusätze, welche mit Unrecht dem Fischart zugeschrieben worden sind; sie bestehen in einer Dedikation an die Weiber, in welcher diese gewarnt werden, nicht auch die Mücken und Läuse zu verfolgen, in einem „Lob der Mücken" und endlich in dem „Streit der Laus mit dem Floh". Nur das Lob der Mücken könnte

Wir haben gesagt, Fischart sei auch Meister in der ernsten Erzählung; das „Glückhafft Schiff von Zürich“ gibt davon ein glänzendes Zeugniß. Es liegt demselben eine geschichtliche Thatsache zum Grunde. Als nämlich im J. 1576 die Straßburger ein großes Schießen gaben, fuhr eine Anzahl Zürcher Schützen auf der Limmat und dem Rhein in Einem Tage nach Straßburg. Dieses Ereigniß besingt Fischart in dem erwähnten Gedicht, weiß ihm aber durch die Behandlung einen hohen, wahrhaft poetischen Reiz zu verleihen, der nicht bloß in der äußerst glücklichen Ausführung, in der Lebendigkeit der einzelnen Schilderungen, sondern ganz vorzüglich in der Höhe der Anschauung liegt, welche den Dichter erfüllt. Es war schon 100 Jahre früher eine ähnliche Fahrt unternommen worden; denn als es sich damals um ein Bündniß der beiden Städte handelte, und Straßburg wegen der großen Entfernung Bedenken trug, brachten die Züricher einen Hirsebrei, den sie daheim bereitet hatten, noch warm in die elsässiche Stadt, um zu beweisen, daß bei entschiedenem Willen auch die größte Entfernung überwunden werden könne. Die erste Fahrt schwebte dem Dichter vor, als er die spätere besang und er verlieh ihr dadurch eine höhere Weihe und größere Bedeutsamkeit; er zeigte durch das Beispiel der mannhaften Zürcher, was Willenskraft und unverdrossenes Streben vermöge. Sehr schön stellt er daher gleich am Anfang dem unvernünftigen Beginnen des Xerxes, der das Meer geißeln ließ, die rührige Thätigkeit entgegen, durch welche die Zürcher das widerstrebende Element bezwangen. Der Schnelligkeit der Fahrt entspricht der rasche Gang des Gedichts auf das Vortrefflichste, dessen Lebendigkeit die kernhaften Züge um so kräftiger hervortreten läßt, mit denen der Dichter die einzelnen Erscheinungen mit der höchsten poetischen Anschaulichkeit malt. Nachdem der Dichter die Veranlassung der Fahrt kurz erwähnt, zeigt er uns das Einschiffen der Schützen unter dem Jubel des herbeiströmenden Volkes, und nun fliegt das Schiff dahin; bald hat es die Limmat und die Aar verlassen und den Rhein erreicht, den die Schützen freudig begrüßen und um glückliche Fahrt bitten. Die Lebendigkeit und Anschaulichkeit wird dadurch außerordentlich erhöht, daß der Dichter Alles personificirt, die Sonne, das Schiff, gleich Anfangs schon die Limmat, dann den Rhein, der, über den Anblick der wackern Eidgenossen erfreut, sie ermahnt, den großen Vorfahren nachzuthun. Dadurch mit frischem Muthe beseelt, eilen sie weiter, schon haben sie den Rheinfall bei Lauffenberg und den im Höllhacken glücklich durchschifft, schon sind sie in Basel, wo eine große Volksmenge ihnen Beifall zuruft (5). Der Strudel bei Ißstein stellt sich ihnen vergeblich entgegen, aber nun beginnt die Sonne ihre heißesten Strahlen auf die Schiffer zu senden, mißgünstig darüber, daß sie es ihr in der Schnelligkeit nachthun wollten. Sie achteten nicht der Beschwerden, „Die äusserliche prunst am leib Die innerlich prunst nicht vertreib, Je meh erhitzigt ward jr Plut, Je meh entzündet ward jr Mut“, so daß die Sonne erschrak, die Schiffer möchten ihr zuvorkommen, und sie nun eilig ihren Weg fortsetzte, was diese zu neuer Anstrengung bewog, so daß sie kurz nach Sonnenuntergang in Straßburg anlangten, wo sie unter Jubel und Trompetenschall empfangen wurden. So gut die Schilderung ihres Aufenthalts in der befreundeten Stadt und die Erzählung der Rückreise auch gehalten ist, so erscheint dies doch künstlerisch als ein unglücklicher Zusatz, der den Eindruck des Ganzen schwächt; wir begnügen uns daher, denselben einfach zu erwähnen. —

Hatte Fischart vorzüglich beabsichtigt, neben der rüstigen Mannhaftigkeit der Zürcher Schützen, die ehrenwerthe Gesinnung der Eidgenossen zu preisen, welche stets bereit waren, ihren Verbündeten mit Rath und That beizustehen, wollte er namentlich zeigen, wie dem ernsten Willen und dem ungebeugten Muth auch das Schwierigste nicht widerstehen könne; so mußte ihn eine Reimerei, welche bald nach Erscheinen seines glückhaften Schiffs die Fahrt der Zürcher lächerlich zu machen suchte, mit dem gerechtesten Zorn erfüllen; er schleuderte gegen diesen „Schmachspruch“ seinen „Kehrab“, welcher die gemeine Gesinnung jenes Reimers in ihrer ganzen Erbärmlichkeit aufdeckte und ihn vollständig vernichtete. Es ist dieser „Kehrab“, obgleich poetisch weit tiefer stehend, als das „glückhafft Schiff“, doch ein trefflicher Kommentar zu demselben, da er die Gesinnung unverhüllt ausspricht, welche jenem zum Grunde liegt.

1. Aus „S. Dominici Leben“.

Es wanderten auff eine zeit
Die zwen Gesellen alle beid,
Franciscus vnd Dominicus.
Da kamen sie zu einem Flus,
Da solten sie hinüberzücken;
Aber sie fanden keine Brücken.
Was solten thun die zwen Gesellen?
Sie müsten sich zum vortheil stellen,
Vnd thun, wie jener Lahm vnd Blind,
Da einer trug, der ander zindt.
Franciscus hatt kein Hosen an,
Wiewol die Mönch gros zancken han,
Ob er hab Holtzschuh angehabt,
Darmit er hab daher getrapt,
Gleich wie denn die Minores wölln,
Aber es seind gar zart Geselln;
Ich wils mit den Capucinern halten,
Die sagen, das er auch im kalten
Barfus ging vnd hett an kein Bruch,
Denn er spart allezeit das Thuch.
Wie sie nun stunden bey dem Bach,
Dominicus sah sawr zur sach
Vnd sprach: „Mein lieber Frater Frantz,
Nun wird sich heben recht der Tantz:
Wie sollen wir hinüber komen?
Aber Gott verlies nie die Fromen!
Die Not ein wol rhatschlagen lert;
Gott hat ein Brücken vns beschert
An deinem Rücken vnd den Lenden.
Du gehst barfüssig, wie die Endten,
Derhalben schürtz dich, Münchlein, schürtz dich,
Vnd nem denn auff den Rücken mich,
Vnd watt hinüber, denn du weist,
Das mir nach tracht der böse Geist,
Auff das er mich mög nackend sehen,
Das er mir mög ein bossen drehen,
Wie dir ein mal, da du gingst grasen,
Vnd bückst dich also vber dNasen,
Das die Gsellen hingen für,
Da war der Teuffel hinder dir,

einigermaßen an Fischart erinnern, da das kleine Gedicht in der That recht artig, die Schilderung der Mücke nach ihrer Art und Eigenschaft wohl gelungen ist und einige Stellen im Fischartschen Geiste gehalten sind; dagegen sind die zwei anderen Stücke durchaus unbedeutend und namentlich das letzte, außer einigen guten, aber mit ziemlicher Unbeholfenheit dargestellten Geschichten, ganz werthlos. Daß sie aber nicht von Fischart sein können und selbst das Lob der Mücken nicht, geht schon daraus hervor, daß sie mit der Flöhhatz, in welche sie eingeschoben sind, in vollstem innern Widerspruche stehen, so daß Fischart sie gewiß, selbst wenn sie von ihm verfaßt wären, nicht mit der Flöhhatz verbunden hätte.

Vnd fast dieselben also bald,
Gab jn ein zupff fluchs mit gewalt,
Darauf er gleich von dannen floh.
Du aber rüfftest Mordio,
Vnd rütschtest auff deim Ars so heis,
Gleich wie ein Hund, den etwas beis.
Auff das mir solcs nicht widerfar,
So zih ich mich aus nimmer gar.
Nun thu das best, mein Frenzlein nun:
Es ist dir leichtlich doch zu thun.
Trag mich hinüber auff dem Rücken,
Ich wil mich wol fein an dich schmücken,
Auff das ich dir nicht sey zu schwer:
Wolan, so gangs, nun watt daher!"
Franciscus lies sich das erbeten,
Er nam jn auff, fing an zu tretten;
Da dacht er: „Der Schalck ist zu fett!
Wie? wenn ich jm ein bossen thet?
Wie jener Esel mit dem Saltz,
So kem der Laur mir von dem Hals."
Ein Bawr sah die zwen also gehn,
Vnd blieb lang zweiffelhaftig stehn,
Vnd meint nicht anders, denn es wer
Ein grawer Esel, trug so schwer
An einem Kolsack, sah sich vmb,
Ob auch hernach der Koler kom:
Denn graw war des Francisci Kleid,
Dominicus trug schwartz allzeit.
Die Farben han ein bald verfürt,
Drumb ist der Bawr auch da verirrt.
Nun wie Franciscus gar arbeitsam
Recht mitten in das Wasser kam,
Da fragt er den Dominicum:
„Hör, sag die Warheit! Bistu fromb?
Tragstu auch jtzund bei dir Gelt,
Weil du abgstorben bist der Welt?"
Dominicus sprach, das er hett,
So viel, das er die Reis verthet;
Da replicirt Franciscus drauff:
„Das ist der Welt gemeiner lauff;
Aber in meiner Regel Orden
Ist mir gar hart verbotten worden,
Das ich kein Gelt nicht tragen sol,
Du aber hast desselbig wol."
Vnd eh er solchs hatt ausgered,
Da lies er plumpen auf der stet
Dominicum ins Wasser tieff,
Er aber fluchs darüber lieff.
Da stund der schwartz Dominicus
Gantz pfudelnaß im grösten Flus,
Vnd sah so gar barmhertzig aus,
Gleich wie ein schwartz getauffte Maus.
Er ruffet dem Francisco laut,
Das er jm das nicht hett vertrawt.
„Ist das die brüderliche Lieb,
Die du verheist, das allzeit blieb?
Aber ich merck zu dieser zeit,
Woher dir kompt der Groll vnd Neid.
Nemlich da wir han angefangen
Vnd seind für ein Thür bettlen gangen,
Da hat dichs offt verdrossen sehr,
Das ich war angenemer mer,
Wiewol es mir nicht sonders schad,
Denn ich hab langzeit nicht gebad.
Doch hastus nicht gethan eim Kind:
Was gilts, wo ich dich nicht drumb find?"
Franciscus lies jn murren fast:
War fro, das von jm kam die Last,
Ging für sich vnd lies den da sitzen
Vnd lang genug im Wasser schwitzen.
Zuletzt kroch mein Dominicus
Aus dem Flus nicht on gros verdrus,
Vnd zog sein nasse Kappen noch,
Verschmeht jn hoch hie diese Schmoch,
Vnd setzt sich an das Vfer dort:
Vor trauren redt er nicht ein wort.
Das Wasser trüfft aus allen enden;
Er schüttelt sich vnd rürt die Lenden,
Gleich wie ein schwartzer Wasser Hund,
Der aus dem Wasser kompt zur stund;
Er sass dort, wie ein Katz verjrrt,
Die durch den Bach gezogen wird.
Doch, das es werd verglichen ehrlich,
So sass er dort so vngefehrlich,
Wie Jonas in der Sonnen sass,
Da er ausm Walfisch komen was.
Er trücknet sich recht wol genug,
Vnd ging, wo jn der Weg hintrug.

2. Aus dem „Jesuiterhütlein".

„Deßhalben, O Herr Belial:
O Belzebub, mein Cardinal,
Ihr Feld Teuffel vnd Rumpelgeyster,
Die auff betriegen seyt die Meister,
Bei ewern Pflichten ich erman,
Steht hie an dise Arbeit an,
Die euch vnd vns zu Nutz gereicht,
Wir werden sonst für Teuffel gescheicht.
Braucht hie all ewer Hinderlist,
Die im hindersten Winckel ist,
Scheißt sie zusammen in die Schlappen,
Die auff vier Ecken thut auffschnappen,
Wenn man nur angreifft das ein Horn,
So plitzen noch drei auff vor Zorn.
Nun reg dich hie, du wüst Profey,
Reg dich, mein Mummersacristey,
Geb mir das ärgst vnd wüst gerhät,
Welchs man für schön doch anseh stät,
Geb mir Scheinheylig Teuffelthum,
Vnd verteuffelt Scheinheyligthum.
Secht da, es gieng mir für die Naß
Ein Gstang, welchs gwiß kein Bisam was,
Ist höllisch Bisam auß dem Pful,
Darein in Ewigkeit ich fuhl:
Darbei ist gwiß diß Thuch gelegen,
Wie jhr es Pechschwartz secht zugegen.
Da habt jhr meiner farb ein Thuch,
Daruon ich selbst offt trag ein Bruch.
Diß Thuch hab ich selbst zugeschnitten
Vnd es verderbet wol zum dritten,
Auch hat ein Schär drob gnommen schaden,
Ehe es zum vierten ist gerhaten.
Drumb bleibt es wol ein Meisterstuck,
Vnd wird stäts heissen, der hab Glück,
Der recht kan treffen den Quadrangel
Daß er auff all Eck hab kein mangel.
Nun, das es nicht on Futer sei,
Habt jhr ein Fewr rot Thuch hiebei,
Welchs man ob der Höllischen Glut
Gefeurt hat, biß es sah wie Blut:
Dann wo Höllisch Pech ist von aussen,
Soll billich drinn Höllisch Feur hausen.
Hie ist auch Fadem zugericht,
Sehr wol gewächsset vnd gepicht
Von Sodoma-Gomorra Pech;
Dörfft nicht sorgen, daß er euch prech:
Ich mach sonst drauß Barfüser Corden,
Vnd Streng, wenn man sich selbst will Mörden.
Hir sind auch Nadeln gstählet schon
Vom besten Stahl von Babylon,
Die selbst Vulcanus hat gestählt,
Der seiner Kunst gewiß nicht fählt.
Nun tapfer an die Arbeit her!
Stecht drein, als obs das Stichblatt wer!
Arbeit als Vnsinnige Teuffel:
Hie gilt es vns die Saw on zweiffel."
Der Belzebub vnd Belial
Vnd die andern Mit Teuffel all,
Die waren nicht zumanen lang,
Sie griffens an gleich in eim schwang,
Namen das Hütlein zugeschnitten,
Sprachen: „Liebs Hütlein, sey zufrieden,
Wir wollen dich so schön zubutzen,
Du must viel tausend Seelen vns Nutzen.
Nun kehr dich vmb, du Widerlein,
Du bist mein liebes Brüderlein;
Du bist nit fayl vmb die Statt Rom,
Dann du bist dahin der recht Krom.
O wie wird dich das Trifach Ghürn
Von vnsertwegen so hoch ziern!
O wie wirstu von vnsertwegen
Ihm wider dienen nach vermögen!
Drumb nemmen billig wir die Müh,
Daß wir dich schön staffieren hie.
O Schönes Satanitenhäublein
Wie manchen wirstu vberdäublen
Durch deinen vierhornigen Schein,
Bei dem wir sonst nicht kämen ein!"
Diß sagten sie vnd sungens schier,
Vnd stachen allweil drein mit Gier,
Spitzten die Hörner artlich Rund,

Setztens auff, daß es artlich stund,
Sie vberstülptens auch, zu sehen,
Wie auff dieselb weiß es wird stehen,
Ob etwann solche Narren kämen,
Die auff dieselb weiß es annemen.
Sie zogen Fädem durch die Mitt,
Vnd Trähtens dran herumb all Ritt;
Sie wurffens auch bei guter Rhu
Einander für Wurfspeihel zu,
Vnd spielten als mit Würffeln mit
Thieff oder Blatt, Ruck oder Schnitt.
Des Teuffels sein Großmutter Alt
Sampt jhren Töchtern Vngestalt
Speuten in jhr Schwartz Runtzlecht Händ,
Strichen das Hütlein auff all End,
Daß es gab Funcken, wie die Katzen,
Wenn man sie vber Ruck will kratzen.
Sie brauchten auch dick Fingerhüt,
Warn ob dem Hütlein sehr bemüht,
Brachen zwo Nadeln ob dem Nähen,
Wie auch Vulckan es hab versehen:
Wann Bruder Naß zu jhn kompt schwitzen,
Wird ers jhn wider können spitzen.
Secht, wie groß Müh diß Hütlein nam:
Drumb ist den Schneidern keine Scham,
Daß sie diß Hütlein mit sein Falten
Für jhr gröst Meisterstück heut halten,
Weils doch die Teuffel saur kam an,
Ehe sie vollbracht die Hornschlap han.
Was müßt erst Meister Nasen gschehen,
Wann er dergleichen Ghürn müßt nähen?
Er wird gewiß darob mehr schwitzen,
Als wann er soll böß Feder schlitzen.
Nun, Frater Naß Näh, was er hat,
Ich muß widerumb zur Werckstatt.
Die Teuffel waren all nicht müßig,
Sie Nähten drein all vnverdrüßig:
Es gieng von statten, als ob schlecht
Ihr Bruder Naß, der Schneiderknecht
Eim Barfüser ein Mönchskutt flickt,
Oder eine Schändhury stickt.
Etlich die Nadeln spitzten fein,
Etlich die Fademten ein,
Etlich das Cornut Hütlein Meßten
Nach dem Triangel vnd es Preßten;
Etlich mit heissem Stein es brannten,
Etlich vber den Leyst es spannten.
Den Leyst nanten sie Heucheley,
Den Stein die Römisch Liefereh,
Den Triangel Papsts Fantasey,
Die Nadel Römisch Tyranney,
Den Faden nant man Aberglaub,
Das Thuch sampt Futer Gottsehr Raub;
Den Seiden Bord, Schmeichley genannt,
Vergaß man auch nicht an dem Rand.

3. Aus dem „Eulenspiegel Reimensweiß“.

Das XLI. Capitel.

DER Eulenspiegel kurtz darnoch
Bald widerumb gen Wißmar zoch,
Daselbst er ein Schumacher fand,
Der jn gern annam gleich zur hand;
Die weil er nicht arbeytet gern,
Gieng lieber wandeln mit den Herrn,
Auff dem Marckt new zeitung hören,
Thet wenig an sein Schuch sich kehren:
Drumb must er han allzeit ein Knecht,
Der jm versah die Werckstatt recht;
Drumb nam er Eulenspiegel an.
Ich mein, er fand den rechten Mann,
Als wann man Böck zum Gärtner setzt:
Der Meister ward sein nit ergetzt.
Wie er außgieng, hieß er den Knecht,
Daß er jetzt solt zuschneiden recht;
Der Eulenspiegel fragt: „Was form?“
Der Meister antwort in eim zorn:
„Ey, groß vnd klein, gleich wie der Hirt
Zum Dorff außtreibt vnd täglich fürt!“
Vnd gieng drauff auß mit guter rhu.
Der Eulenspiegel schneidet zu,
Macht von dem Leder Ochssen, Schwein-,
Kälber, Schaaf, Geiß, Böck in gmein.
Deß abents kam der Meister heym,
Wolt sehen, wie sein Knecht sich reym,
Vnd was er zugeschnitten hab.
Wie er es sah, erschrack er drab,
So seltzam Thier gemacht auß Leder.
„Du vnflot, was ist das für gkletter?
Daß dich anstoß vnd plag das Ritten,
Wie vnnütz hasts Leder zerschnitten!“
Er antwort: „Laßts euch nicht verdriessen,
Ich habs gemacht, wie jr mich hiessen,
Nemlich wie es der Schweinhirt treibt
Zum Thor hinaus: darbey es bleibt.“
Der Meister sprach: „Ja, schöner freundt,
Ich hab es nicht also gemeint,
Sonder daß du solst, wie du weist,
Groß vnd klein schneiden vber dLeist.“
„Ja, hett jrs mir gezeiget an,“
Sprach Eulenspiegel, „hett ichs gthan,
Vnd wil es noch gern thun allzeit.“
Darmit vertrugen sie sich beid,
Dann Eulenspiegel jm verhieß,
Daß er wolt alles thun gewiß,
Was er wolt han, doch daß er jm
All ding recht sagt mit lauter stimm.
Der Meister ließ es so geschehen,
Wolt daß forthin sein Knecht erspehen,
Vnd schneidet Solen, legts jm für
Vnd sagt: „Sehin, halt dein gebür
Vnd neh die grossen mit den kleinen,
Ein durch den andern, vergeß keinen!“
Er sagt „Ja,“ fieng an zu nehen.
Der Meister wolte jm zusehen,
Vnd stelt sich heymlich an ein ort;
Der Eulenspiegel nehet fort,
Thet klein vnd groß zusammen stossen,
Vnd stach den kleinen durch den grossen,
Vnd nehet sie also zusammen,
Der Meister wolt sich nit beschamen,
Dieweil er jn so hett geheissen,
Vnd wolt jn freundlich anders weisen,
Vnd gieng herbey vnd sah jm zu,
Vnd sprach: „Also mein knecht jm thu!
Du thust alles, was ich befehl,
Für meinen knecht ich dich erwehl.“
„Vnd warumb nit?“ sprach Eulenspiegel;
„Wer recht thut, bedarff keinen Brigel;
Welcher recht thut, was man jn heist,
Der sorget nit, daß man jn schmeißt.“
„Ja,“ sprach der Meister, „lieber knecht,
Du sagst in diesem Fäll wol recht.
Mein wort, die waren wol also,
Wie du es hast verstanden do,
Aber mein meynung nit so war.
Ich meint, du solst der klein ein par
Zuerst außmachen, vnd darnach
Ein groß par schuch: diß war mein sprach.
Du thust wol nach den Worten recht,
Doch nach der meynung bist kein knecht.“
Vnd ward also was zornig mit,
Nam jms Leder, daß er zuschnit.
Vnd sagt zu jm: „Hir geb ich dir
Ein andres Leder, daß du mir
Schneidst die Schuch vber einen Leist:
Sech zu, daß du es recht beweist.“
Vnd gieng vnbsonnen so daruon,
Dann jm was sehr not außzugohn.
Der Meister gieng nach seim Gewerb,
Biß er ein stund vnd zwo verderb;
Da dacht er erst nach einer stundt,
Was er befohlen hett jetzundt
Seim knecht, wie er gieng auß dem Hauß,
Daß es nit zutraff vberauß,
Vnd daß der knecht möcht vbel deuten,
Nur brauchen einen Leist zum schneiden;
Vnd lieff zu hauß mit grosser eil,
Da Eulenspiegel aß dieweil,
Vnd schneid darnach und braucht die Fäust,
Schneids Leder über einen Leist,
Darzu vber den aller kleinsten:
Das duncket jm am aller feinsten.
Wie er so war in diesem werck,
So kompt der Meister; da er merckt,
Daß er ein Leist nur braucht zum schneiden,
Spricht er: „Wie kanst mich deß bescheiden,
Daß der groß Schuch gehört zum kleinen?
Ich kan es für mein theil nicht meinen.“
Der schön knecht sprach: „Ja, wolt jrs han,
Die grossen ich noch machen kan,
Vnd schneiden fein den fordern nach.“
Der Meister ernstiglich da sprach:

„Ich kondte besser kleiner Schu
Nach den fordern schneiden zu,
Dann den grössern nach den kleinen:
Ich wolt, du hettst geschnitten keinen.
Du nimpst ein Leist vnd ist der ander
Noch nicht gemacht, derhalben wander!"
„Wie so?" sprach Eulenspiegel doch,
„Ich thu, was jr mich heisset noch."
Der Meister sagt: „Du redest wol:
Wann ich dich lang so heissen sol,
So müßt ich all mein Gut verkauffen
Vnd müßt mit dir an Galgen lauffen.
Du magst vmb sehen anderßwo:
Ich wil dich nicht mehr halten so.
Vnd zahl mir jetzt das Leder her,
Das du mir hast verderbet sehr.
Du bist ein schalck vnd schlimmer spötter:
Wo solt ich nemmen ander Leder?"
Der Eulenspiegel sagt: „Wolan,
Der Gerber noch mehr machen kan."
Vnd stundt auff vnd gieng zu der Thür,
Vnd kehrt sich im Hauß vmb darfür,
Vnd sprach: „Kumm ich nicht wider noch,
So bin ich hie gewesen doch!"
Vnd gieng also hiemit daruon:
Das war deß Müssiggängers lohn.
Wer nicht selbst sicht zu seinen sachen,
Dem würds klein frembder besser machen.

4. Aus der „Flöh Hatz".

Als ich nun merket den verlust,
Macht ich mich aus dem Kuttenwust,
Beruft main Volk an ein gwis end,
Richt auf noch vir Flöh Regiment
Vnd zaigt in mein vorhaben an,
Wir wolten nun hin auf den Plan
An Markt, da möcht vns baß gelingen,
Diweil die Weiber vnsrer dingen
Vor irem gschwez nicht würden achten;
Dan eh sie ain halb stund gelachten,
Vnd Schären schliffen aine stund,
Da in nicht gstehet Hand noch Mund,
Eh sie iren Gvattrin auslegen,
Wie vil jr hennen Aier legen
Vnd wie viel Mäus jr Kaz nächst fing,
Vnd wie es der Nachpäurin ging
Nächten, da jr das flaisch prant an,
Vnd wie voll gwesen sei jr Man,
Was holdseligen Kind sie håt,
Wie vil Wochen sie tragen thåt,
Vnd wie jr Magd die Häfen prech,
Vnd jr Knecht alls verthu, verzech,
Wie vil sie garn gespunnen hab,
Wie jrs nur halb der Weber gab,
Wie vil Klaider im trog sie hab,
Was jr der Man inn dKindbet gab,
Vnd wie sie jzunt inn Hundstagen
Die Flöh so leiden vbel plagen:
Eh sie, sagt ich, solchs jren gvattern
Nach der läng plattern vnd erschnattern,
Dieweil können wir an sie setzen,
Vnd sie nach allem vorteil pfetzen,
Dan vor angstigem hatzengschwetz
Empfinden sie nicht vnser pfetz.
Darauf wir bald dem Markt zulifen,
Vnd tapfer auf die Weiber griffen;
Hinwider sie auf vns auch tapten,
Vnd etlich fein gsellen erschnapten
Als Senfimhemd, den Hindenzu,
Den Laznaß vnd den Nimmerru.
Ich als ain Hauptman hazt sie an,
Sie solten nicht so schlecht nachlan:
Da sah man ainen grossen streit,
Vnd der Weiber sehr grosen Neid,
Welchen zu vnserm gschlecht sie tragen.
Dan wiwol man pfleget zu sagen,
Es hintert stäts vnd sei nicht gut,
Wann man zwo arbeit ainsmals thůt,
Jedoch die Weiber vns zu laid
Triben zugleich jr gschwetzigkeit
Vnd auch jr giftig grimmig griff,
Man griff sie an hoch oder thif.
Vor zorn sie durch die zän auch redten,
Wan sie ain zwischen fingern hetten,
Stellten auf andre zornig sich,
Vnd mainten vns doch aigenlich.
Wie Pferd im Notstall stampften sie,
Wann wir in sassen vnterm knie,
Sie stunden eh auf einem fus,
Das vns der ander reiben mus.
Aine erwischet ains mals zwen,
Zerknitscht sie auf dem Korb ganz hön,
Vnd sprach dazu aus grosem grimm:
Die Toden, hör ich, beissen nimm.
Ain andre hat gekaufet fisch,
Vnd drüber gossen Wasser frisch;
Als oft dieselb mocht ain erwischen,
Warf sie in ins Wasser zun fischen:
Also jm Wasser sterben thäten,
Die nie kain Wasser betrübt hätten,
Vnd vnter in dein baide Vetter,
Der Hochpliz vnd der Wollenschreter.
Aine ain Näglinstock her kauft:
Als dieselb der Hundshummel rauft,
Fing sie in, steckt in inn den scherben,
Mußt da lebend begraben sterben.
Ain andre stund da inn der Metzig,
War wie ain Guckgauch grindig, krätzig;
Als jr ain Floh kroch vbern Rucken,
Thet sie sich an ain pfosten schmucken,
Vnd rib sich wie ain ander Sau,
Vnd da plib des Hundhummels frau.
Aine sas dort vnd hatte fail;
Zu deren nischt auch ain gut thail,
— — — — — — — —
Sie wußt kain ort sie zu erschlagen,
Zu lezt reiht sie sie auf dem Schragen.
Die hisen Schlizscheu, Schupfloch, Schratter,
Vnd waren trei brüder vom vater.
Es hat aine ainen gefangen,
Aber er war jr da entgangen;
Da wurf sie jr Schlapphaub nach im,
Vnd all jr Schlüssel vngestümm.
Ain andre dort zu Mittag as;
Vnd als der Filzfloh ir hart was,
Fuhr sie hinein mit Schmutzig händen,
Tapt so lang an den schmutzigen wänden,
Biß sie ertappet jren queler;
Da richtet sie in auf dem Teller
Bei wein vnd brot, die man solt ehren
Vnd nicht mit Plutverguß vnehren:
Da dacht ich an den Traculam,
Der sein Mal vntern toden nam.
Ain Magt zu ainem Pronnen kam,
Derselben eilends ich warnam,
Gedacht: Da hastu gute weil;
Dan weil sie schöpfet in der eil,
Kanstu jr plut die weil auch schöpfen
Vnd dich nach aller gnüg bekröpfen.
Der Aimer war nicht halb heruf,
Da gab ich jr ain satten puff
Nah bei der Waid, da es was süs:
Den Aimer sie bald laufen lis,
Vnd hub sich schnell auf hinden, biß
Man jren sah die Kerb gewiß.
Ich markt den bossen, sprang hindan;
Da kam sie ainen andern an
War seiner Mutter einzig kind,
Vnd his mit Namen PfezfieLind:
Der mußt das Junge leben sein
Da lasen auf dem kalten stain.
Noch fällt mir ein ain schlimmer Zott.
Ain Alt Weib sas dort, wie der Tod,
Am Grümpelmarkt, hat wolfail war,
Die wol so alt, als sie alt war:
Alt Lumpen, windeln, Birenschniz,
Guffen vnd Nadeln one spiz,
Alt Hufeisen, die man mit lachen
Soll können zu Rostig gold machen,
Stumpff krumme Nägel, die die Buben
Im rägen aus den lachen gruben,
Zerbrochen gläser, Spindelspitzen,
Bauchzapfen, Römisch Mönz aus pfitzen,
Vnd ander meh seltzam Gerümpel,
Alles gestümpelt vnd verhümpelt,
Daraus sie gros Gelt gwinnen wolt
Zu jrem gmainen Kupplersold.
Diselb het nach alten gepräuchen,
Die her von Eve Belz solln raichen,
Ain lätzen Belz vm, sah daraus
Wie ain Schiltkrott aus jrem Haus.

Zu diser alt verrostet Schellen
Fügten sich etlich meiner Gsellen,
Der Belzkrebs vnd der Hindenpick,
Der Kammergaul vnd Sommerflick:
Die stübten um den Belz herum,
Als ob es wer jr Aigentum.
Den troz wolt sie kurzum nicht leiden
Inn jren Forstgerechtigkeiten;
Sie zankt mit Füsen, Ars vnd Händen,
Vnd schwur, der Teufel solt sie plenden,
Wo sie in nicht den troz vertreib,
Vnd solts kosten jr Jungen Leib.
Flugs grif sie zu mit beiden Fäusten,
Vnd jagt sie tapfer durch die Räuschen.
Der Belzkrebs konnt sich nicht so schmucken,
So war die Alt im auf den Rücken
Biß sie zulezt den Armen tropf
Erhascht bei aim Bain vnd dem kopf;
Vnd weil sie vnter sich het gstellt
Ain alten Hafen für die Kält,
Warf sie in inn die Glut hinein,
Der nie vergift hat pferd noch schwein.
Vnd da er zerknällt inn der Glut,
Lacht sie vnd sprach noch wolgemut:
„Dis ist nichts, du hast noch Gesellen.
Die musen mit dir auch zerschnellen!"
Ergriff darauf den Sommerflick,
Den Kammergail vnd Hindenpick,
Vnd warf sie auch hinein ins Feur,
Welchs war zusehen Vngeheur.

5. Aus dem „Glückhafft Schiff".

Da frewten sich die Reysgeferten,
Als sie den Rein da rauschen hörten,
Vnd wünschten auff ein newes Glück,
Das glücklich sie der Rein fortschick,
Vnd grüßten jhn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner hilff von nöten,
O Reyn, mit deynem hellen Flus!
Dien du vns nun zur Fürdernuß;
Las vns genisen deyner Gunst,
Dieweil du doch entspringst bey vns,
Am Vogelberg, bey den Luchtmannen,
Im Rheintzierland, von alten anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnst,
Mit bawfeld zirn, dem schönsten dienst,
Schalt diß Wagschiflein nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren.
Leyt es gen Straßburg, deine zird,
Darfür du gern laufst mit begird,
Weyl es dein strom ziert vnd ergetzt,
Gleich wie ein Gstein im Ring versetzt!"
Der Rein mocht dis kaum hören auß,
Da wund er vmb das Schiff sich kraus,
Macht vmb die Rüder ein weit Rad,
Vnd schlüg mit Freuden anß gestad,
Vnd ließ ein rauschend Stimm da hören,
Drauß man mocht dise wort erklären:
„Frisch dran, jr liebe Eydgenossen,"
Sprach er, „frisch dran, seit vnuerdrossen,
Alſo folgt eweren Vorfaren,
Die diß thaten vor hundert jaren:
Also müß man hie Rhüm erjagen.
Wann man den Alten will nachschlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir wilkumm hie zugegen,
Ir sücht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alter han bereit:
Dieselbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Altern han gewonnen.
Ich weiß, ich werd noch offtmals sehen,
Solchs von ewern nachkommnen geschehen.
Also erhält man nachbarschafft;
Dann je der Schweitzer eygenschafft
Ist Nachbaurliche freuntlichkeit,
Vnd inn der Not standhafftigkeit.
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Di auff mich inn Schiff thäten sitzen,
Geleit gen Straßburg auff das schiessen,
Dafür mit Freuden ich thu flisen;
Aber keyne hab ich geleit
Noch heut des tags mitt solcher Freud.
Fahr fort, fahr fort, laßt euch nichts schrecken
Vnd thüt die lenden daran strecken,
Die Arbeit trägt darvon den Sig,
Vnd macht, das man hoch daher flig
Mit Fama, der Rümgöttin herlich:
Dan was gschicht schwärlich, das würd ehrlich.
Mit solchen leuten solt man schiffen
Durch die Mörwirbeln vnd Mördifen,
Mit solchen forcht man kein Merrwunder
Vnd kein wetter, wie sehr es tunder;
Mit solchen dörfft man sich vermessen,
Das ein fremde Fisch nicht fressen,
Dann dise alles vberstreitten
Durch jr vnuerdrossen arbeyten.
Mit disen Knaben solte einer
Werden des Jasons Schiffartgmeyner
Inn die Insul zum Gulden Wyder,
Da wüßt er, das er käm herwider.
Weren dise am Meer gesessen,
So lang war vnersücht nicht gwesen,
America die newe Welt,
Dan jr Lobgir het dahin gstellt.
Laßt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die Haut euch sticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr schneid dapfer durch die Furch;
Dann sie seh gern, das jr die gschicht
Vollbrächten bey jrem Schein vnd liecht,
Damit sie auch Rhüm davon trag,
Gleich wie ich mich des Rümen mag.
Die Blatern, die sie euch nun brennt,
Vnd die jr schaffet inn der hend,
Werden euch dienen noch zu Rhüm,
Wie zwischen Tornen eyne plüm.
Ir dörft euch nicht nach wind vmbsehen,
Ir seht, der windt will euch nachwähen.
Gleich wie euch nun diß wetter libt,
Also binn ich auch vnbetrübt:
Ir sehet ja mein wasser klar,
Gleich wie ein Spiegel offenbar.
So lang man würd den Rein abfaren,
Würd keyner ewer lob nicht sparen,
Sonder wünschen, das sein Schiff lieff
Wie von Zürch das Glückhaffte Schiff.
Wolan, frisch dran, jr habt mein gleyt
Vmb ewer standhafft Frewdigkeyt.
Die straß auff Straßburg sei euch offen:
Ir werd erlangen, was jr hoffen.
Was jr euch heut frü namen vor,
Das würt den abent euch noch wor:
Heut werd jr die Stadt Straßburg sehen,
So war ich selbs herzü werd nähen;
Heut werd jr als wolkommen gäst
Zu Straßburg noch ankommen resch.
Nun liebs Wagschiflin, lauff behend!
Heut würst ein Glückschiff noch genent,
Vnd durch dich werd ich auch geprisen,
Weil ich solch trew dir hab bewisen."
Solch stimm der Gsellschaft seltzam war,
Vnd schwieg drob still erstaunet gar;
Es daucht si, daß sie die Stimm fül,
Als wann ein wind bließ inn ein hül.
Derhalb jagt sie jr ein ein müt,
Gleich wie das horn vnd rüffen thut
Des Jägers, wann es weit erschallt
Den hunden in dem finstern wald,
So sie im dieffen Thal verlauffen
Vnd die Berg auff vnd ab durchschnaufen,
Alsdann jn erst die waffel schaumpt
Vnd kommen auff die spur vngsaumpt.
Also war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rüdern erst ein grimm,
Thäten so starck die Rhüder zucken,
Als wolten fallen sie an rucken,
Inn gleichem zug, inn gleichem flug.
Der Stewrman stund fest an den pflug,
Vnd schnit solch Furchen inn den Rein,
Das das vnderst zu oberst schein.
Die Sonn hat auch jr freud damit,
Das so dapffer das Schiff fortschritt,
Vnd schin so hell in dRuder rinnen,
Das sie von fern wie Spiegel schinen.
Das Gestad schertzt auch mit dem Schiff,
Wann das wasser dem land zulieff,
Denn es gab einen widerthon,
Gleich wie die Rhüder thäten gon.
Ein Flut die ander trib so gschwind,
Das sie eim vnderm gsicht verschwind;
Ja der Rein wurf auch auff klein wällen,
Die dantzten vmb das schiff zu gsellen:

In summa alles freüdig war,
Die Schiffart zu vollbringen gar.
Die vertröstung, Rhům zuerjagen,
Erhitzigt jr hertz, nicht zuzagen,
Wiewol sie jetzund gar nah kamen
Auff Lauffenberg, so hat den Namen
Von des Reins hohem lauff vnd fall,
Da etlich Berg mit grossem schall
Dem Rein aus neid sich widersetzen,
Die sich dadurch doch selbs verletzen:
Denn ie der Rein on alle schew
Etzt durch sie eine strasen frey
Vnd würd sie mit der weil verzeren
Zu eim vorbild, demůt zu lehren,
Vnd nicht zu vnderstohn mit Zwergen,
Den Himel zu stürmen mit Bergen.
Als sie daselbs nun durch die Brück
Furen mit des Reins gůtem glück,
Da danckten sie jm für die trew,
Vnd besahen das schön gebew,
Vnd redten von der Salmen wog,
Wie der Rein da vil Salmen zog.
Folgends auff Seckingen sie schifften,
Die das volck der Segwanen stifften,
Da des Reins achtest Bruck angeht,
Vnd inn Sant Fridlins Insul steht.
Noch musten sie sich weiter schicken
Zu einem Strudel vnder Bücken,
Welche der dritt ist inn dem Rein,
Vnd schrecklich laut vom namen sein:
Dann er genant ist im Höllhacken,
Weil nach den schiffen er thůt zwacken.
Da sprachen sie dem Schiflin zu,
Das es jetzund sein bestes thu,
Vnd eyl auff Reinfelden geschwind;
Da es die neünte Reinbrück find,
Wann es durchbrech den Wasserbruch,
So find es darnach, was es süch,
Eh sie diß hatten außgeredt,
Waren sie hindurch auff der stätt;
Da lobten sie den Reinen Fluß,
Das er so gdultig on verdruß
Durchdring durch sein standhafftigkeit
Der Felsen vngestümmigkeyt:
„Also müß allen den gelingen,
Die durch den Neid nach ehren ringen,
Also auch vnserm Schif geling,
Das es noch heut sein lauff vollbring!"
Inn des kamen sie für Reinfeld,
Welchs billich also würd gemeldt,
Dieweil daselbs der Rein fängt an,
Zurinnen reyn vnd still davon,
Das er sicht, wie ein eben Feld
Vnd vnbetrübt sich forthin stellt,
Welchs er gleichsam zu lieb thun scheint
Der Statt, di sich im längst verfreund
An bey dem Gstad, Basil genant,
Dem haupt inn dem Trautricherland,
Die mit Augst, etwan genant Rurich,
Gebawt ward von des königs Turich
Vnderthanen, den Treuwackern,
Die von dem Rein mit den Trautrachern.
Auff das man das Reinland erfüll,
Zogen dem Gbürg nach vnd der Ill
Auff Illfurt, da sie vberfurten,
Durchs Leimtal der Prisik nachspürten,
Deren sie folgten, biß sie länden,
Da Prisich vnd Birs in Rein wenden.
Da ließ sich nider der ein hauf
Vnd nanten das ort Baß Ill drauf,
Weil sie ein Bässer Ill da funden,
Da sie der Ill vergessen kunten.
Von diser alten Kundtschafft wegen
Meint man, zeig sich der Rein so glegen,
Eh er auff die Statt Bassil kompt,
Dieweil sie sein Gstad hat vil gfromt,
Beydes mit dapffrer leut vertrawung
Vnd seynes Talgeländs erbawung,
Welcher kundtschafft auch hat genossen
Zum gleit die gsellschafft vnuerdrossen,
Dieweil sie der Statt vnd dem land
Mit Eidverbündnuß war verwant.
Derhalben als sie sah von weyte
Der Statt spitzen, sie sich sehr frewte,
Vnd sprach alsbald zusamen do:
„Ein gůts stück wegs sind wir nun fro!
Basel sol vns sein ein gůt zeychen:
Das wir noch Strasburg auch erreichen:
Dise statt frewt vns wol so sehr,
Als Orion die leut zu Meer.
Han wir den rauchsten weg erwunden,
Der weytest würd auch wol gefunden.
O Basel, du holtselig statt,
Die den Rein inn der mitte hatt,
Allda er nimt ein newen schwang
Gen mitnacht vom Nidergang,
Du můst gewiß sehr freüntlich sein,
Weyl durch dich freündtlich rinnt der Rein.
Darumb nach deiner Freündtlichkeyt
Auff Straßburg freüntlich vns geleit!"
Hiemit stallten sie frische an:
Die füren für die Statt hinan
Vmb zehen vhr, da sah man stehn
Sehr vil volcks auff der Reinbruck schön,
Zusehen dise waghafft Gsellen,
Wie auff dem Rein sie daher schnellen,
Vnd verrichten ein solche that,
Die inn vil iaren niemandt that,
Damit sie solches jren Kinden,
Wan sies nicht glaubten, auch verkündten,
Vnd dabei jnen zeygten an,
Wie küne arbeyt alles kan.
Als sie das volck nun allda sah
Durch die Brück faren also gah,
Als ob ein pfeil flüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer wer entflogen,
Da rüfft es sie gantz freüdig an:
„Der Mächtig Gott leyt sie fort an!
Der jnen so weyt geholffen hat,
Der helff jn weiter zu der Statt!
Ein solchen můt wöll Gott den geben,
Welche nach Rhům vnd ehre streben!"
Hinwiderumb thöneten sie auch
Mit den Trommeten scharff vnd rauch,
Das es gab so ein widerhall,
Als thät ein Baum im thall ein fall,
Dan von Rhůdern vnd geschwindigkeit
Ward der thon gbrochen vnd verleyt.
Das volck hat kaum ir wunsch verricht,
Verlor das Schiff sich auß dem gsicht.

Georg Rollenhagen.



Georg Rollenhagen, geb. am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark, verlor seinen Vater schon sehr frühe; er hatte überhaupt in seinen Kin=

derjahren allerlei Mißgeschick zu erdulden und war zudem beinahe immer kränklich. Eines Tags war er z. B. nahe daran, von einem hungrigen Wolf weggeschleppt zu werden, und nur der Muth seiner Mutter befreite ihn aus der großen Gefahr. Seit 1556 besuchte er die Schule in Prenzlau, dann 1559 die zu Magdeburg, worauf er 1560 die Universität Wittenberg bezog. Schon nach 3 Jahren wurde er zum Rector der Johannisschule in Halberstadt ernannt, doch finden wir ihn 1565 wieder in Wittenberg und zwar als Hofmeister, wo er sich, 25 J. alt, die Würde eines Doctors der Philosophie erwarb und seine Muße zur Bearbeitung des „Froschmeuselers" benutzte, den er jedoch erst 1595 herausgab. Im J. 1567 wurde er Prorector in Magdeburg und 1575 Rector daselbst, in welchem Amte er bis zu seinem Tode blieb (18. Mai 1609). Außerdem war Rollenhagen seit 1573 Prediger zu St. Sebastian, nachher noch zu St. Nicolai, so daß er 36 J. lang zugleich Schul- und Kirchendienste verwaltete. Er war zweimal verheirathet; von seinen 12 Kindern überlebten ihn nur eine Tochter und vier Söhne, von denen der Eine, Gabriel, sich durch eine deutsche Komödie „von der blinden Liebe" bekannt machte. Rollenhagen war ein tüchtiger Schulmann und ein beliebter Prediger, so daß er an verschiedene Orte als Pfarrer und als Professor berufen wurde; doch konnte er sich niemals entschließen, Magdeburg zu verlassen. Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit; so hatte er bedeutende Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie, und stand mit Tycho de Brahe in Briefwechsel. Trotzdem glaubte er mit seiner Zeit an die Astrologie; dagegen verspottete er die Alchymisten.

Der „Froschmeuseler", durch welchen er sich vorzüglich berühmt machte — denn außer diesem gab er noch mehrere lateinische und deutsche Schriften heraus — wurde durch die dem Homer zugeschriebene Batrachomyomachie hervorgerufen. Rollenhagen erzählt nämlich selbst in der Vorrede, daß der Professor Veit Ortel in Wittenberg im J. 1566 dieses griechische Gedicht erklärt und durch seinen trefflichen Vortrag mehrere Studenten veranlaßt habe, dasselbe in lateinischer, französischer und deutscher Sprache zu übersetzen. Die deutsche Uebersetzung, welche Rollenhagen verfaßt, habe dem verehrten Lehrer so sehr gefallen, daß er ihm Anleitung gegeben habe, „wie man die rathschlege von regimenten vnd kriegen nützlich hineinbringen vnd also ein formliche deutsche Lection, gleichsam eine Contrafactur dieser vnser zeit daraus machen könte". Nach des Professors Tod sei zwar das Buch liegen geblieben, aber mehrere Freunde, denen er es mitgetheilt, hätten ihn dringend aufgefordert, es bekannt zu machen, denn sie meinten, „wenn es der deutschen jugend, die doch sonst jmmer wolt etwas newes haben, in die hand gerite, solt es etwas mer nutz schaffen, denn vnser weitberümbter Landsmann Eulenspiegel, oder auch andere schandbücher, der pfaff von kalenberg, kaziporus, rollwagen, etc." Wegen der Einkleidung, die er seinem Gedichte gegeben, beruft er sich auf das Beispiel der Alten und unter den Neuern ganz besonders auf Luther und den Reineke Fuchs, der auch nicht ohne großen Einfluß auf seine eigene Arbeit geblieben ist.

Daß der „Froschmeuseler" eine ganz didaktische Tendenz habe, erhellt schon aus der Geschichte seiner Entstehung, und der Dichter sagt es ausdrücklich in dem gereimten „Inhalt", welcher an der Spitze des Gedichts steht, und in der lateinisch und deutsch geschriebenen Zueignung an den Statthalter Ranzau, welche nicht bloß durch die Unterschrift („Marcus Hüpffinsholtz von Meusebach, der Jungen Frösch vorsinger vnnd Calmeuser im alten Mäuschenwigk"), sondern auch durch die possirliche Etymologie des Namens Ranzau an Fischart erinnert, den er ohne Zweifel gekannt hat, wenn auch kein Grund vorliegt, einen unmittelbaren Einfluß der „Flöhhatz" auf den „Froschmeuseler" anzunehmen. Dieser zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Zusammenkunft des Froschkönigs mit dem jungen Mäuskönig berichtet, das zweite die Geschichte der Frösche und ihrer verschiedenen Regierungsformen erzählt, das dritte endlich den Krieg zwischen Fröschen und Mäusen beschreibt. Die Composition ist einfach, aber keineswegs übersichtlich und geschickt, weil die beiden ersten Bücher beinahe nur aus Gesprächen zwischen den beiden Königen bestehen, und diese wieder andere Personen redend einführen, welche weitschichtige Erzählungen mittheilen, so daß, wie bei den altindischen Märchensammlungen, eine Einschachtelung von Geschichten entsteht, über welche man den Faden der Hauptgeschichte vergißt. Freilich hat der Dichter hiedurch Gelegenheit erhalten, eine Menge von Thiermärchen einzuflechten, welche meistens frisch, lebendig und mit epischer Ausführlichkeit erzählt sind; allein der Reineke Fuchs hätte ihm zum Muster dienen können, wie sich dies bei einer künstlerischen Anordnung des Stoffs mit noch viel größerer Wirkung erreichen läßt. Diese Bemerkung bezieht sich besonders auf das erste Buch; aber es ist dasselbe doch bei weitem das tüchtigste, weil in demselben die didaktische Richtung noch nicht so entschieden hervortritt.

Der Dichter führt uns zuerst an einen Brunnen, wo der Froschkönig Bausback mit seinen Hofdienern einen fröhlichen Maitag mit allerlei Ritterspiel und Kurzweil hält. Plötzlich wird die Aufmerksamkeit der Frösche auf einen Fremdling gelenkt, der sich ihnen nähert; es ist der Sohn des Mäusekönigs Parteckenfresser, Bröseldieb mit Namen, welcher, von der Jagd erhitzt, seinen Durst im nahen See löschen will. Er wird stattlich empfangen, berichtet von seinem Geschlecht und Stand, rühmt seinen Muth, gesteht aber, daß er drei Feinde habe, denen er nicht gewachsen sei. Bausback lobt ihn, daß er demungeachtet sein Geschlecht ehre; es ist dies, sagt er, selbst bei den Menschen eine seltene Tugend, wie die Geschichte des Ulysses bei der Circe darthut, dessen in allerlei Thiere verwandelte Diener nicht wieder Menschen werden wollten, weil jeder mit seinem Stand unzufrieden war. Dies gibt dem Bröseldieb Gelegenheit, die Geschichte von der Stadt- und Feldmaus zu erzählen; es ist dies einer der besten Abschnitte des Gedichts, da die einfache Fabel unter den Händen des Dichters, der jede einzelne Thatsache geschickt motivirt, zu epischem Leben erwächst. So heißt es, um nur Eins zu erwähnen, daß die Stadtmaus ihre Freundin an einem Tag eingeladen habe, da der Hausherr eine große Gastung gegeben hatte und vielerlei übrig geblieben war. Während der Hausherr, vom vielen Essen und Trinken übernommen, im tiefen Schlafe lag, spielte die Frau mit einem Schreiber in einem abgelegenen Zimmer „Hochzeit Nacht" und als jener, vom überladenen Magen aufgeweckt, seine Frau um-

sonst herbeirief, gerieth er in Zorn, und machte solchen Lärm, daß alle Knechte und Mägde aus den Betten sprangen und durch das Haus rannten, Katz und Hund herbeiliefen, und die armen Mäuse kaum mehr Zeit hatten, sich zu verbergen. Hierauf verlangt Bausback ausführlichen Bericht von den Feinden der Mäuse, und Bröseldieb erzählt zuerst von den Mäusefallen, dann in großer Ausführlichkeit von Kater Murner, dessen Geschichte beinahe zwei Dritttheile des ersten Buchs umfaßt. Bröseldieb beginnt damit, daß er von seiner ersten Zusammenkunft mit Murner erzählt, welchem er ohne die Warnung seiner Mutter in die Klauen gerathen wäre, weil er sich von seinem sanften Aeußern habe täuschen lassen, während er sich in seiner Einfalt vor dem Haushahn Riechwetter gefürchtet habe. Die Mutter habe ihm bei dieser Gelegenheit genaue Auskunft über Murner gegeben; wie derselbe eine ungetreue Menschenbuhlerin gewesen, welche zur Strafe in eine Katze verwandelt worden sei; wie Murner mit Reineke Freundschaft geschlossen und dieser ihm von seinen mannigfaltigen Künsten und Listen erzählt habe. Nun wird der Fuchs die Hauptperson des Gedichts, selbst Murner tritt ganz zurück, und es wird die mangelhafte Composition recht sichtbar. Zwar weiß uns der Dichter mit allerlei Geschichten aus der Fuchssage, die er recht anschaulich erzählt, ganz angenehm zu unterhalten; wir hören ihm recht gerne zu, wenn er die alten Fabeln vom Fuchs und Raben, vom betrogenen Bären mit dem Honigbaum, vom Bauern und der Schlange in seiner Weise episch entfaltet; wir erfreuen uns an seiner glücklichen Verspottung der Alchymisten und Goldmacher, die er als „BergEmbsen", Goldkäfer und Meeraffen einführt; aber wir können uns doch des immer wieder auftauchenden Gefühls nicht erwehren, daß alles dies nicht in das Gedicht gehört oder nicht geschickt genug in dasselbe verarbeitet ist; und wenn er endlich die Erzählung nicht ohne Geschick wieder auf Murner und die Mäuse zurückführt, so haben wir diese doch zu lange aus den Augen verloren, als daß wir sogleich wieder lebendiges Interesse daran nehmen könnten.

Das zweite Buch, welches bis auf einige Seiten aus Bausbacks Erzählung der Geschichte der Frösche besteht, ist in sofern als der Mittelpunkt des Ganzen anzusehen, als der Dichter das hineingearbeitet hat, was sein Lehrer für das Wesentlichste hielt: es enthält nämlich seine Ansichten über „geistliches und weltliches Regiment". So ganz didaktisch aber die Grundlage auch ist, so muß man anerkennen, daß der Dichter sie mit großem Glück in eine epische Form gebracht hat, indem er mit geschickter Benutzung einiger alten Froschfabeln die mannigfaltigen Verhältnisse des Staatslebens an die vom König Bausback erzählte Geschichte vom Reich der Frösche anknüpft. Diese, erzählt er, waren in den ältesten Zeiten patriarchalisch regiert, bis der Priester Beyßkopf (Bischof) sich mit Hülfe der Kröten, die er zu Weltgeistlichen und Mönchen machte, und durch Einführung der Beichte, des Banns und anderer papistischen Künste die Alleinherrschaft gewann. Endlich, da er es zu weit trieb, und sogar sich anmaßte, zu behaupten, er könne für Geld selig machen und von der Höllenpein befreien, erhoben die Frösche einen Aufruhr und setzten ihn ab, worauf sie eine große Versammlung hielten, um zu berathen, wie der Staat am besten einzurichten sei. Da machten sich die verschiedensten Meinungen geltend, die Einen verlangten eine Volksregierung, die Andern wollten ein aristokratisches Regiment, und wieder Andere stimmten für die Monarchie. Es ist wirklich ergötzlich, im Munde der Frösche die nämlichen Gründe gegen die republikanische Staatsverfassung zu hören, welche noch heute von Philosophen und praktischen Staatsmännern vorgebracht werden. Es sei unmöglich, sagten die Vertreter dieser Meinung, Alle am Regiment Theil nehmen zu lassen, weil Jeder andere Interessen habe und sich nur von seinem Vortheil leiten lasse, der gemeine Mann könne weder guten Rath geben, noch solchem folgen, und sei stets zu Aufruhr geneigt. Zwar sei die Volksregierung an sich allerdings die vernünftigste, allein die Erfahrung zeige, daß sie nicht bestehen könne. Was die Andern auch dagegen vorbringen mögen, z. B. daß selbst fromme Monarchen verführt werden können, daß die Einfältigen oft den besten Rath geben, daß die Freiheit stets der Knechtschaft vorzuziehen sei, wie jener magere Wolf dem fetten Kettenhund entgegnet habe, daß endlich das Beispiel der Vorfahren, der Frösche in den Hansestädten, der Schweizermäuse und der Ameisen die Vortrefflichkeit der republikanischen Verfassung beweise; die Gründe des Fürsten Wolgemut, der sich für die Monarchie erhebt, erhalten das Uebergewicht. Man möchte beinahe versucht sein, den Dichter für einen verkappten Republikaner zu halten, wenn man diese Gründe hört: der Welt himmlisch Regiment sei ein Königreich, die Sonne herrsche über alle Planeten; der Seelen Regiment sei eine Monarchie, und so sei dieselbe schon hiedurch als die beste bezeichnet, ein König allein könne gute Ordnung halten u. s. w.; ja diese Vermuthung gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit, wenn dann im Verlauf der Erzählung berichtet wird, daß die Frösche Gott gebeten hätten, ihnen einen König zu geben, und daß dieser ihnen zuerst einen Block geschickt habe, dann aber, da sie mit diesem wegen seiner Trägheit unzufrieden gewesen, einen Storch, der sie alle aufgefressen habe. Allein wenn man sieht, wie er sich dann Mühe gibt, die Trefflichkeit der deutschen Reichsverfassung zu preisen und den Fröschen den Rath geben läßt, einen König zu wählen, dem sieben Fürsten zur Seite stehen, welche die Macht haben sollen, den König in die Acht zu thun, wenn er die Wahlcapitulation nicht halte; so gelangt man zur Ueberzeugung, daß es ihm mit der Monarchie Ernst war. Freilich kommt er hiedurch etwas in Verlegenheit, denn ob er gleich einen neuen König wählen läßt, so bleibt der Storch doch noch da, der sich nicht so leicht entfernen läßt, und auch Beyßkopf hat noch Anhang und Gewalt; da weiß er nun keinen besseren Rath, als ihnen ihre Macht zu lassen und zu warten, bis das Schicksal die Frösche von den Feinden befreie.

Bröseldieb hat dem Bericht des Froschkönigs mit großer Aufmerksamkeit zugehört; dieser ladet ihn zum Besuch in seinem Wasserschloß, er nimmt ihn auf den Rücken, aber da ihm eine Wasserschlange begegnet, vergißt er aus Angst den Gastfreund, taucht unter und der arme Sohn des Mäusekönigs kommt elendiglich im Wasser um.

Das dritte Buch führt uns in den Kriegsrath der beiden Könige; wir wollen in die Besprechungen nicht eingehen, die da gepflogen wurden: sie gewähren nur sehr geringes Interesse. Das Ergebniß

ist, daß beide Theile den Krieg beschließen. Nachdem sie sich gehörig gerüstet haben, wird der Kampf eröffnet, dessen Schilderung sich ganz an das griechische Gedicht anlehnt; doch ist auch hier die epische Erweiterung nicht ausgeblieben. Die Entscheidung schwankt lang, endlich gewinnen die Mäuse die Oberhand, aber Gott erbarmt sich der Frösche; er sendet ihnen unter heftigem Donner die Krebse zu Hülfe, denen es gelingt, die Mäuse zu verjagen.

Offenbar hatte Rollenhagen ein reiches episches Talent, so daß es ihm gelingen konnte, selbst den ganz didaktischen Abschnitten seines Gedichtes eine epische Gestaltung zu geben. Freilich konnte er den widerstrebenden Stoff nicht vollständig besiegen, und die didaktische Absicht tritt demungeachtet noch störend genug hervor; aber wir können doch selbst aus diesen mißlungenen Versuchen ersehen, was er geleistet haben würde, wenn er jener Tendenz sich hätte entschlagen wollen. Er wäre dann nicht in jene oft endlose Weitschweifigkeit verfallen, die nebst der zu auffallend angebrachten Gelehrsamkeit seinem Gedichte oft alle Wirkung raubt. Dagegen ist er reich an Erfindung, voll komischer Laune, die Darstellung ist selbst in den didaktischen Stellen voll Leben und oft ächt poetisch, die Sprache rein und fließend, der Ausdruck ungesucht und doch von reicher Mannigfaltigkeit, so daß der Froschmeuseler bei allen seinen Mängeln doch immerhin eine ehrenvolle Erwähnung verdient, zudem er noch in anderer Beziehung von unverkennbarem Werth ist. Wenn Rollenhagen sich nämlich auch an das griechische Gedicht anlehnt und dasselbe nur zu erweitern scheint, so hat er es doch im Sinne der urdeutschen Thiersage bearbeitet, deren letzte schöne Blüthe, den Reineke Fuchs, er auch in mancher Hinsicht benutzt hat. Zwar scheinen einige Thiergeschichten von ihm selbst erfunden zu sein, bei weitem die meisten hat er jedoch aus älteren Gedichten, viele aus der lebendigen Sage entnommen; außerdem hat er sehr viele interessante Mittheilungen über den Volksglauben und die Gebräuche seiner Zeit gemacht, so daß sein Gedicht auch für die Sagen- und Culturgeschichte großen Werth erhält. Bei seiner großen Gelehrsamkeit war Rollenhagen doch mit dem Volke weit mehr vertraut, als die meisten Gelehrten seiner Zeit, und er wußte die in demselben lebende Sagen- und Märchenwelt und ihre Bedeutsamkeit wohl zu schätzen. „Was auch der alten Deutschen Heydenische lehr gewesen," sagt er in der Vorrede zu seinem Gedichte, „vernimmet man aus den wunderbarlichen Hausmehrelein, Von dem verachten fromen Aschenpössel vnd seinen stoltzen spöttischen Brüdern, vom albern vnd faulen Heintzen, vom Eisern Heinrich, von der alten Neydhartin und dergleichen, welche ohne schrifft immer mündlich vff die nachkommen geerbet werden, vnd gemeiniglich dahin sehen, daß sie Gottesfurcht, fleiß in sachen, Demut, Gedult vnd gute Hoffnung lehren. Denn die aller verachteste Person wird gemeinlich die aller beste." Und so ist auch seine Anerkennung des Volksgeistes nicht ohne Einfluß auf sein eigenes Gedicht geblieben, das in den besseren Stellen oft an die lebendige Frische der Volkspoesie erinnert.

(Erster Theil) Das II Capittel.

Von Bröseldiebs des Meusekoniges Sohn kundschafft mit dem Froschkönig.

DA Aschanes mit seinen Sachsen
Aus den Hartz Felsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springends Brünnlein süß vnd kalt,
Das an dem Falckenstein hehr floß,
Sich in ein grossen See ergos
Vnd da am warmen Sonnenschein
Wessert viel Beum vnd Blümelein,
Viel Frösch vnd Fisch, viel Krebs vnd Schnecken.
Das Rohr wuchs wie die Haselstecken,
Bey Narrenkolben, Schilff vnd Weyden,
Bey Kreutern schwer zu vnterscheiden,
Als obs das Schilffmeer selber wer,
Dadurch Moyses führt Gottes Heer,
Das nicht allein die Nachtigal
Da sang, das klang in Berg vnd Thal,
Sondern Rohrsperling vnd Grasmusch
Vnd andere mehr im finstern Busch
Ihr nest vnd wohnstet so besungen,
Das die stimmen gegn Himmel klungen
Vnd im Wasser der widderhall
Sein antwort gab mit freudenschal.
Daselbst von vielen alten Jahren
Die Frösch der Herrschafft mechtig waren,
Das Seheboldt Bausback wol gedacht
Hoff hielt mit Königlicher pracht
Vnd der gantzen Frösch Nation
Auch vnterthan war seiner Kron.
Wie nun anfieng der grüne Mey,
Wolt der König von sorgen frey
Mit seines Hoffes Dienern all
Ein freudenspiel halten ein mahl,
Vnd satzt sich aus dem Sonnenschein
Besonders hin von der Gemein
Auff ein Hügel, mit grünen moß
Vberwachsen, schön weich vnd loß,
Das die Bachmüntzen vnd Poley
Auch schatten gnug machten dabey,
Vnd ließ für jhm seine Trabanten
Vnd die seine Herrschafft erkanten,
Sich da oben im Rittersspiel,
Da kurtzweil auch treiben gar vil
Mit Wassertreten, vntersincken
Mit offnem Maul, doch nicht vertrincken,
Ein Muck in einem sprung erwischen,
Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
Auff gradem Fuß auffrichtig stehen
Vnd also einen kampff angehen,
Ein ander mit tantzen vnd springen
Im grossen vortheil vberwinnen.
Etlich die vnterleffs auch hiengen
In See vnd fiengen an zu singen
Sol fa, ut ut, sol fa, sol ut,
Concordia ist zu allen dingen gut;
Zu guter stund sing Alt vnd Jung:
Concordia kluncherlekunck.
Dazu quackten im nassen graß
Etlich den vntersatzen baß;
Fürwar ein Thor derselbig war,
Der lieber ausstund all gefahr,
Denn das er Concordiam bewart,
Veracht Coard, Morr, Marx, Marquard.
Die andern den zuwider thaten,
Ans Vfer aus dem Wasser traten,
Damit sie zu den andern singen,
Die Regal stim konten einn bringen,
Riefen: das hat gethan gar gekisch,
Koachs, Wrecke, Vky, Kekechs,
Ryller, Tryller, Kulo Tulunck,
Das beklaget sich alt vnd junck,
Zerten so mit dem Wasser klang
Die Waltvöglein zum kampff gesang,
Das man durch wassr vnd wald biß krachen
Ein wunder freudenschal hört machen,
Wie Jung Gesellen zu Sommerszeit
Am Wasser vnd Wiesen suchen freud,
Wie auff den Schulen die Studenten
Baden vnd tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künstlich, wie Genß vnd Schwanen,
Fischen, fahren im Schiff vnd Kanen,
Fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
Wissen von keiner trawrigkeit,
Singen auch jhr vielstimmige Reyen
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen
Fein kunstreich nach der Musen arth:
Kein frölicher Volck funden ward.
Also theten die Fröschlein auch,
Hielten ohn sorg jhr spiel vnd brauch.
Wie selig war die gülden zeit,

Da in der gantzen Welt die Leut
Lebten in fried vnd frôligkeit
Also ohn alles hertzeleid!
JNdem aber die wasser Kind
Also auffs spiel bestürtzet sind,
Vnd die Sonne von oben rab
Nunmehr den kurtzen schatten gab,
Aber die aller gröste hitz
Stieß aus des Himmels mittel spitz,
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weisses peltzlein an,
Rote Corallen vmb den Hals,
Ein Leibgürtel vergüldet als,
Vnd fürt ein schwentzlein als ein Schwert,
Trabet hereiner wie ein Pferd,
Vnd gieng den andren allen für;
Denn es folgten noch andre vier
Mit aschen farben Peltzlein:
Solten seine Trabanten sein.
Der eilet dürstig zu dem See,
Denn der Sonnen hitz thet jhm wehe,
Vnd sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auff die lincke Hand
Neigt das Haupt, das sein kleiner bart
Voll Wassers als voll Perlen ward,
Weil er jhn gar ins Wasser steckt
Vnd dasselbig so geitzig leckt,
Als wenns Zucker vnd Honig wer;
Das Zünglein wand sich in die quehr,
Wischet das näßlein vnd den mund,
So weit es den abreichen kunt,
Vnd schmatzet wie die kleinen Kind,
Wann sie an der Mutter Brüst sind.
„Wie schmeckt nur das Wasser so süß,"
Sprach das Mänlein, „wie ein Milchmus,
Wenn mans mit dem durst wurtzen mag,
Wie ich getahn hab disen Tag!
Nun gleub ich, das Darius spricht,
So wol hab jhm geschmecket nicht,
Was er sonsten sein lebelang
Zuuor vnd hernach aß vnd tranck,
Als das trüb Wassr, so in der flucht,
Sein durst zu leschen, wart gesucht."
DAs sahe vnd hört ein Frosch von fern,
Fuhr ab zum König seinen Herrn,
Saget, das aus dem Wald ins Rohr
Fünff Mänlein weren gangen vor,
Als obs der kleinen Zwerglein weren,
Jhr vier nanten den fünfften Herren;
Der het ein westerhembdlein an,
Zwar klein, aber ein schöner Mann,
Trugen all Türkische knebelberth,
Auch Ohren als ein mutig Pferd,
Vnd hendlein, wie der Menschen kind,
Wust nicht, woher sie kommen sind;
Das Wasser würd jhn sehr wolschmecken,
Soviel als sie desselben lecken.
DEr König schickt Grünrock, zu sehen,
Vnd starcker Trabanten achtzehen:
Weren sie feind, solt er sie fangen,
Wo er sie anders möcht erlangen;
Weren sie aus der Nachbarschafft
Ankommen in lieb vnd freundschafft,
Solt er sie zum gsprech herbitten,
Weren bey jhm gar wol gelitten.
SJe sprungen ab zum See in eil,
Schossen hinauß, gleich wie die pfeil,
Jhren Kindschaffer immer nach,
Zuuerrichten befohlen sach.
Bald ward Grünrock der fünff gewar,
Sprach: „Dise reis ist ohn gefahr;
Es sind Meußmänlein, wie ich sehe,
Ohn das eins weis ist, als der schnee.
Das bin ich bey jhn vngewohnt;
Schawt wol, das jhr derselben schont,
Vnd jhrer keinen thut ein leid,
Ehe denn wir hören gut bescheid.
Laß mich sie erstlich sprechen an:
Ich wil gar bald prüffen den Mann."
DEm Mänlein dis ein wunder war,
Was doch bedeut der Frösche schar,
Die so Rotten weiß herzu kehmen;
Sein Diener wolten die flucht nehmen:
Das wolt das Herrlein nicht gestehen,
Sondern zuuor den außgang sehen.
WJe nun die Frösch ans vfer kamen,
Aus dem Wasser den aufftritt nahmen,
Tratt das Herrlein mutig hinan,
Sprach: „Ha, glück zu, mein lieber Mann!
Ich bin an ewren See ankommen,
Hab ein frisches trüncklein genommen,
Weil ich dürstig war von der Jagt,
Vnd hett doch gern kundschafft gefragt,
Wie es doch nur jmmermehr kehm,
Das ich ewer keinen vernehm,
Vermeint, jhr het ein trawrigkeit,
Klaget beysamen ewer leid.
Nun seh ich ja, das jhr dißmahl
Frisch vnd frölich ankommet all,
Dessen ich mich sampt euch erfrewe,
Vnd ewer ankunfft gar nicht schewe.
Kan ich euch für den Wasser Tranck
Widrumb erzeigen einen Danck,
So thue ich das ohn all beschweren,
Wil euch zun ehren dienen gern.
Danckbarkeit ist eine schöne Tugend,
Zieret das Alter vnd die Jugend:
Wen man vndanckbar nennen kan,
Dem henget alle laster an."
DEr Grünrock sampt seinen gefehrten
Meuler vnd Augen weit auffsperrten,
Verwunderten sich vbr die red,
Die das weise Peltzmenlein thet,
Vnd sprach: „Gnad Herr, wir sind ankommen,
Das vnser König gern vernommen
Ewr Ehrnveste gegenwart,
Begert in gnaden, wolt vnbeschwert
Euch nennen, vnd jhr Majestet
Besuchen, da sie jetzt zur stet
Am Vfer wartet der ansprach:
Es ist ja eine ehrliche sach.
Das aber auch vnser Sehetrunck
Wolgeschmackt ewren Hertzen jungk,
Hören wir vnd gönnens euch gern,
Fordern dafür auch kein verehrn.
Denn wie die Sonn vnd Lufft ist gmein,
Soll auch der tranck des Wassers sein,
Das vnser Voreltern für Jahren
Mit jhrem grossen Leid erfahren:
Nurt das jhr seid vnser Freundschafft,
Haltet getrewe Nachbarschafft."
DAs Mänlein sprach: „Ists, wie jhr sagt,
Das ewr König mein Namen fragt
Vnd mich selber wil reden an,
So wil ich mit euch zu jhm gahn.
Führt mich nurt hin zu land mein Straß,
Im wasser weiß ich keinen Paß:
Denn ich bin des Meußkönigs Sohn,
Hab daheim mein Scepter vnd Kron.
Das jhr aber so gar freundlich
Itzt gegen mir erzeiget euch,
Ich gar zu grossen danck annehm:
Hab dafür jetzt kein gab bequem
Ohn etliche frühreiffe Kirslein,
Die schenck ich euch da in gemein.
Die hab ich auff der Jagt erstiegen,
Die abgefallen lassen liegen:
Der Kern taug an den Kirsen nicht,
Die man nicht mit der Hand abbricht.
Ich hab auch süß Erdbeer dabey,
Nur ein Hendlein voll oder drey."
Damit griff er seinem Trabant
In die weite Tasch mit der Hand,
Vnd both jhm die verehrung dar.
So bald die Frösch würden gewar
Die schöne rote farbe Beern,
Kont sich das Herrlein kaum erwehrn
Das sie jhn nicht die Hand erschnapten:
So geitzig sie all zutapten,
Vnd danckten für die mildigkeit,
Erboten jhre dienstbarkeit.
WEil sie also die Beerlein schlungen,
Hat sich die Post zu rück geschwungen,
Vnd dem König vermeldet schon,
Das ankehm des Meußkönigs Sohn.
Darumb gieng der König herfür
Biß an desselben vfers Thür,
Das er jhn ehrlich wolt empfangen.
Neben vnd hernach kam gegangen
Der Hoffdiener ein grosse schar,
Des gastes all zu nehmen war,
Wie der Priester Jaddus verwegen

Dem Alexander gieng entgegen.
DEr jung König, als er gesehen
Den Froschkönig zu jhm angehen
In seinem grünen sommerkleid
Mit Goldbremlein zu jederseit
Vnd augen, wie der Morgenstern,
Schön herfür gleissen in der fern,
Dazu den buntfleckten hauffen
Der Frösch, die all kamen gelauffen,
Wie im Herbst rotten weis die krahen,
Wenn sie am spetten abend sahen
Reincken Fuchs zu Felde liegen,
Mit eim geschrey herumbher fliegen,
Entsetzt er sich erst wol etwas,
Das er gemacht keinen verlaß
Mit seinen Dienern, die gar bald
Auch kommen würden aus dem Wald,
Wo sie jhn doch ansprechen solten,
Wenn jn die Frösch vntrew sein wolten;
Er gedacht aber: „Es ist vnehr,
Das ein König verzagt wer:
Du wilt hintreten ohne schewe,
Des Mans gegnwart schreckt, wie ein Lewe.“
Vnd braucht damit höffliche geberd,
Wands angesicht züchtig zur Erd,
Fast mit der rechten Hand die Brust
Vnd neiget sich, wie er wol wust.
Nachmals Credentzt er in dem stand
Dieselbe seine rechte hand,
Gab sie dem König, der zuuor
Sein hand jhm da anboth empor
Vnd sprach: „Biß wilkom, lieber Gast!
Setz dich daher zu mir in rast
Vnd ruhe wol aus die mattigkeit;
Deine Reiß ist ohn zweiffel weit:
Denn ich dich zuuor nie erkant.“
Damit nam er jhn bey der Hand
Vnd setzt sich neben jhn ins Gras,
Da das weiche Moßpolster was.
DAs Menlein sich in ehren wehrt,
Setzt sich doch endlich auff die Erd.
Die Diener warten auff von fern,
Wolten jhr Wort anhören gern,
Wie auch die Fröschlein allesamen
Mit grossem drang heranher kamen,
Das für getümmel an dem ort
Niemand höret sein eigen wort.
Der König aber gab ein zeichen,
Das sie plötzlich all müsten weichen
Vnd jederman zur seit abgehen:
Nurt vier Trabanten blieben stehen.

Das III Capittel.

Bröseldieb rhümet sein Geschlecht vnd Weißheit.

DA fieng Baußback zu reden an
Vnd zu fragen den kleinen Mann:
„Mein Gast, weil ich durch meine Leut
Die kundschafft erfur vnd bescheid,
Das du in mein Reich werst ankommen,
Doch keiner feindschafft angenommen,
Hab ich mit bedacht, von der Strassen
Dich hie zu mir einladen lassen.
Du wirst aber berichten recht,
Was dein ankunfft sey vnd Geschlecht,
Wer dein Vater vnd Mutter sey.
Wenn ich die Warheit spür dabey,
Das es richtige sachen sind,
Vnd dich wirdig zum freund befind,
Ich führ dich mit mir heim zu hauß,
Theil dir viel guter Gaben aus;
Wie denn ein solcher Wirth thun sol:
Ich bin reich vnd vermag es wol.
Ich bin König Sehebold mit namen:
Die Frösch in diesem Land allsamen
Müssen mich als jhren Landsherren
Für vnd für vnterthenig ehren.
Mein Vater Dreckpatz hochgeboren
Erkant in lieb die auserkoren
Wasser Fürstin Fraw Moniam,
Von der ich auff die Welt erst kam.
Vnd zwar wenn ich auch recht betracht
Deine gestalt, manheit vnd macht,
Kans nicht wol feiln, du bist ein Herr,
Dem viel thun Königliche ehr,
Der sein Scepter vnd Krone hat,
Im Krieg vbt Ritterliche that;
Du wirst mir aber selbst erklern,
Wo für man dein Geschlecht sol ehren.“
ALs das Mänlein von Baußback hort
So viel freundlicher ehren wort,
Wuchs jhm das Hertz im Leib so gros,
Das auch der Bauch weiter auffstoß,
Antwortet mit kurtzem bedacht
Dem König auch in grosser pracht:
„Daß ewer lieb aus hoher Tugend
Sich erkleret gegn meine Jugend
Zu grossem Geschenck, lieb vnd ehr,
Wo das mein Geschlecht wirdig wer,
Das erkenn ich mit danckbarkeit,
Bins auch zuuerdienen bereit:
Ich darff aber auff solche fragen
Kein zweiffelhaffte antwort sagen.
Denn mein Geschlecht ist hochbeschreyt
Bey Menschen vnd bey der Gottheit:
Die Vogel, die am Himmel schweben,
Solln dauon Red vnd Antwort geben.
HErr Bröseldieb nennt man mich schon,
Bin König Parteckfressers Sohn;
Mein Fraw Mutter Leckmüll auch kam
Von König Schinckenklaubers stam
Die mich in vnserm Schloß gebahr,
Welchs gar ein heimlich Meüßloch war,
Vnd erzog mich mit guter Speis,
Feigen vnd Nüßlein, bester weis,
Das ich vber der Meuse Heer
Nach meinem Vater Erbe wer,
Wie vber die Meuß im gantzen Land
Itzt herschet meines Vaters Hand.
DAran ist auch gar nichts gelogen:
Das ansehen hat euch nicht betrogen;
Das ich von Gott auch müste haben
Besonder stathlich Helden gaben:
Denn ich hab ein Propheten Geist.
Denselben brauch ich allermeist,
Wenn ein altes Haus wil einfallen,
Wander mit meinen Freunden allen,
Odr wenn Gott ein Hauß straffen wil,
Mach ich mich hinaus in der still,
Wie Johannes Euangelist
Auch that zu der selbigen frist,
Da der Ketzer Cherint im Bad
Viel lesterlicher speywort hat
Von der ewigen Gottes hand:
Johannes seine freund ermahnt,
Das sie mit jhm eilend ausgiengen,
Ehe die Ketzer jhr straff empfiengen.
Sie waren jhm gehorsam all
Vnd kamen nehrlich für den Saal:
Da fiel das Hauß vnd Bad in grund,
Strafft den Gotteslesterlichen mund.
DEnn wie die Leut zu Helice,
Im Griechenland ein Stad am See,
Ihre Feind aus Ionier Land
Vnmenschlich zum Opffer verbrand,
Vnd Gott dasselb wolt straffen hart,
Gaben wir Meuß vns auff die fahrt,
Fünff tag zuuor dauon zu lauffen
Mit vnsern gantzen hellen hauffen.
Die Bürger lachten dieser mehr,
Als wens eitel Zauberey wer:
Erdbidden aber folget drauff,
Warff die Stad vber einen hauff,
Versenckt alles in grund so tieff,
Das drüber geht baid Meer vnd Schiff.
WEnn auch viel Krieg sollen angehen,
Vnd denn gewehr in Kirchen stehen,
Die beiß ich durchs Metall entzwey,
Das ich die Menschen warn dabey
Darumb bin ich so weiß vnd klug:
Ein löchlein ist mir nicht genug.
Ich mus stets eins in vorrath haben,
Wo ja das ander würd vergraben:
Denn das ist eine arme Mauß,
Die nur weiß zu eim Loch hinauß.“

Hans Christoph Fuchs.

Hans Christoph Fuchs, ein fränkischer Ritter, Erbherr auf Wallenburg und Arnschwang, von dessen Leben nicht das Mindeste bekannt ist, so daß

wir nicht einmal das Jahr seiner Geburt oder seines Todes wissen, bearbeitete das komische, in sogenannten macaronischen Versen geschriebene Gedicht Moscaea des Italieners Teofilo Folengo, der unter dem Namen Merlino Cocaio bekannt ist. Es war dies freilich keine besonders glückliche Wahl, da eines der Hauptverdienste des Originals in der burlesken Form liegt, welche bei der Bearbeitung nothwendig ganz aufgegeben werden mußte. Doch scheint der deutsche „Mückenkrieg" zu seiner Zeit sehr beliebt gewesen zu sein, da von 1580 bis 1600 drei Ausgaben erschienen, und im J. 1612 Balthasar Schnurr von Lendsidel in Franken, Pfarrer zu Ambishagen, eine neue Bearbeitung desselben („der Ameisen- und Mückenkrieg") unternahm. Ohne Zweifel hat der damalige Geschmack an den Geschichten aus dem Thierleben am meisten zur Verbreitung des Gedichts beigetragen, das weder dem Inhalt noch der Ausführung nach irgend welche Auszeichnung verdient, und das Ganze aus einer Reihe von Begebenheiten besteht, denen man nur zu sehr ansieht, daß sie nicht aus der lebendigen Volkssage erwachsen, sondern willkürlich erfunden sind.

Wolfhart Spangenberg.

Die Nachrichten, welche wir von Wolfhart Spangenberg haben, sind sehr dürftig. Er war der Sohn des berühmteren Cyriacus Spangenberg, war aus Mansfeld gebürtig, scheint aber den größeren Theil seines Lebens in Straßburg zugebracht zu haben und auch daselbst gestorben zu sein. Er verbarg sich unter dem gräcisirten Namen Lycosthenes Psellionoros Andropediacus, unter welchem er mehrere Werke schrieb, darunter den „Ganß-König", welchen wir hier allein zu betrachten haben*). Dies ist ein seltsames Gedicht, in welchem sich der Dichter zwar offenbar an Rollenhagens „Froschmeuseler" anlehnt, aber sich ohne eigentlichen Plan, ohne bestimmten Zweck hingehen läßt, so daß das Gedicht auch am Ende aus Mangel an Stoff abstirbt. Es besteht aus sechs Gesängen oder „Capiteln", welche nur lose zusammenhängen; es sind gleichsam sechs Rhapsodien, welche der Dichter in sechs auf einander folgenden Jahren am Feste des heiligen Martin zum Lobe der Gans verfaßt hat. Alle haben die nämliche Einkleidung: dem Dichter erscheint die Phantasie im Traume, welche ihm die geschilderten Begebenheiten sehen oder Reden hören und Briefe lesen läßt. Im ersten Gesang, der am meisten epische Bedeutung hat, ob es ihm gleich auch an eigentlicher Handlung fehlt, da er beinahe nur aus Reden besteht, führt die Phantasie den Dichter in die Reichsversammlung der Vögel, welche über die Wahl eines neuen Königs berathen, weil der Paradiesvogel, der dem Adler nachgefolgt war (diese ganze Königsgeschichte ist übrigens ziemlich verworren und bedeutungslos), von allen Vögeln verlangt, daß sie nach seinem Beispiele in der Luft leben sollten. Endlich wird trotz heftigen Widerspruchs von Seiten der Ritterschaft (den Raubvögeln) die Gans gewählt, weil sie gleichmäßig auf der Erde, im Wasser und in der Luft leben könne und daher allen Ständen des Vögelgeschlechts entspreche. Doch setzt die Ritterschaft durch, daß sie nur auf Ein Jahr gewählt werden und daß sie am Ende desselben durch das Feuer ihr Leben verlieren solle, damit sie auch dem vierten Element genüge. St. Martin, den man als der Gans Schutzpatron um Rath gefragt hatte, ist damit einverstanden, nur verlangt er, daß die Gans an seinem Tage gebraten werden solle. Der zweite Gesang besteht bloß aus einem Ausschreiben des H. Martin, welches durch die Vermittlung der Phantasie mitgetheilt wird; es enthält das Testament der Gans und die Anordnungen, was mit ihr nach ihrem Tode geschehen solle. Damit sie auch im Tode ihrer Natur und ihrem Eide getreu bleibe, soll man sie, nachdem ihr der Kopf abgehauen, mit frischem Wasser waschen, in die Luft hängen, im Feuer braten und in Erde begraben; da aber die gewöhnliche Erde zu gemein für sie sei, habe sie sich zum Grabe des Menschen Leib auserkoren, der ja auch aus Erde bestehe. Endlich wird die Feierlichkeit beim Begräbniß genau vorgeschrieben, wobei die katholischen Gebräuche verspottet werden. Nach ihrem Tode kommt die Gans in den papiernen Himmel; dies ist nichts Andres als der Kalender, der dem Dichter die Gelegenheit gibt, den Heiligendienst nicht ohne Witz und Humor zu persifliren; sie wird hierauf auch unter die Gestirne versetzt. Das fünfte Capitel enthält sodann der Gans Lobspruch, in welchem nach einer allegorischen Erklärung ihrer Gestalt und ihrer Eigenschaften auch ihr vielseitiger Nutzen gepriesen wird, wobei der Dichter nicht vergißt, zum zehnten Mal zu wiederholen, daß man ihre großen Federn zum Schreiben, die mittleren zu Flederwischen, die kleinen zu Betten gebrauchen kann. Im letzten Gesang endlich führt St. Martin den Dichter nach Wien, und zeigt ihm ein Gemälde, auf welchem der Wolf dargestellt ist, wie er den Gänsen predigt; St. Martin versteht das Gemälde aber nicht, daher es ihm der Dichter erklärt, und ihm zeigt, daß unter den Gänsen eigentlich Menschen zu verstehen seien, wie einst Doctor Keysersperg von „der dreyer Markt" gepredigt habe.

Man sieht, wie das epische Gefühl immer mehr abstirbt und die Thiersage endlich so ganz alles innere Leben verliert, daß sie schon nicht mehr als Einkleidung zur Darstellung irgend einer Idee gebraucht, sondern nur als willkürlich herbeigezogene Gelegenheit benutzt wird, um daran eine Reihe von Gedanken zu knüpfen. Ja es geht der Dichter des Ganskönigs noch weiter, er verneint die Thiersage geradezu und will sie nur noch als eine Allegorie gelten lassen, unter welcher man menschliche Verhältnisse dargestellt habe. Daß hiebei alle Poesie verloren geht, ist deutlich genug, und wir haben daher nicht zu bedauern, daß die andern Gedichte aus dem Thierleben, welche Spangenberg nach einer Aeußerung in der Vorrede geschrieben haben muß (den Krieg der Mäuse und Katzen, den Eselkönig, den Stockfischkönig, den Froschkönig), nicht gedruckt worden zu sein scheinen. Abgesehen von der ganz verfehlten Anlage und ungeschickten Ausführung ist der Ganskönig jedoch nicht ohne Werth; er enthält manche gute Gedanken; die satyrischen Beziehungen auf die katholische Kirche sind geschickt durchgeführt und erfreuen durch ruhige, leidenschaftslose Haltung. Die Sprache ist fließend und

*) Daß der Gans König unzweifelhaft von ihm ist, geht aus einer Stelle des 3. Kapitels (des papyrenen Himmels oder Kalenders) hervor, wo es heißt:

„Ich wolt, daß mir möcht gelingen,
Das auch Wartholf der Name mein
An die stett würd gsetzt hinein."

rein, Versbau und Reim für die Zeit ganz löblich, obgleich es an Flickwörtern und Flickversen nicht fehlt.

Der Martins Ganß Begräbniß.

Ehe man sie nun zum Grabe tregt,
Soll jhr Cörper werden gelegt
Inn einen Zinnenen Sarg fein:
Der soll Rund, wie ein zirckel sein,
Vnd hohl, darein man sie denn steckt
Vnd mit eim Zinnen teckel deckt,
Daß sie also beschlossen werd,
Gleich wie deß Himmels Rund die Erd
Vmbfangt vnd inn sich schliessen thut.
Also soll der Ganß Cörper gut
Verdeckt werden mit zweyen Platten
Vnd fein sanfft ruhen in dem schatten.
Ihr Haupt, Hertz, Lung, Leber vnd Füß
Soll man legen in Pfeffer Süß,
Inn ein Schwartzen Pfeffer ich mein;
Dann dieses ist die deutung sein,
Daß nun mehr in der Vögel Reich
Daß Haupt, das Hertz, ja auch zugleich
Die Füß, darauff das Reich bestund,
Durch der Ganß Todt gehe zu grund
Vnd liegt in dunckler Finsterniß,
Also daß man nit kan gewiß
Mehr sehen, wer bey jhnen frey
Daß Haupt, Hertz oder Füsse sey,
Vnd auch jhr Regiment im Land
Nicht leicht mehr haben kan bestand,
Inn dem der lieben Ganß Weißheit
Inn schwartz verkehrt ist disser zeit.
DArauff sol man zurichten auch
Fein nach Römischen alten Brauch
Einen Tisch gleich einem Altar,
Mit Weissem Tuch bedecken gar,
Durch welche Farb man bey den Leuten
Ihr reine Vnschuld mag andeutten,
Weil sie ohn Missethat vnd schuld
Den Todt gelitten mit gedultt.
Zwey Liechter soll man auch zur frist
(Wie es von Alters bräuchlich ist)
Anzünden vnd stellen darbey,
Daß solches ein Anzeigung sey,
Wie sie den Vöglen in gemein
Sey vergangen mit jhrem schein,
Vnd jhnen gezündet so gwiß,
Gleich wie ein Liecht inn Finsterniß,
Vnd weil sie auch so manche Nacht
Für alle Vögel hat gewacht,
Mit jhrem fleiß vnd sorgsamkeit
Wacker gewesen allezeit,
Weil sie auch alle zeit vnd Stund
Gantz vest gehalten jhren Bund,
Den sie mit den Vöglen gemacht
Vnd jhren Eyd gantz hoch bedacht,
So soll man jhr zu Ehren frey
Geweihet Saltz bringen herbey
Vnd solchs stellen neben die Leich,
Damit bedeuttet werd zugleich,
Wie das Saltz alle ding erhalt
Vnd läst nicht leicht verderben baldt
Das, so besprenget wird damit,
Also werd der Ganß Lob auch nit
Vergehen, weil sie jhren Bund
Gehalten vest, stät, steiff vnd Rund:
Denn Saltz vor alters thet bedeutten
Ein stätten Bund vnter den Leuten.
Auch soll Letzlich beyd, Brodt vnd Wein,
Bey der Leich vnsers Gänßlins seyn:
Denn weil der Liebe Wein ohn schertz
Erfrewen thut deß Menschen Hertz,
So ist noth, das man jhn schenck ein
Vnd geb zu trincken in gemein
Denen, so mit Klag vnd zu gleich
Vmb den Tisch sitzen bey der Leich,
Trawrig Stillschweigend an dem Ort,
Vnd redet keiner schier ein wort,
Vnd mit der Ganß mittleiden tragen,
Daß sie darumb nit gar verzagen,
Noch in Betrübniß gar ersticken,
Sondern sich mit dem Trunck erquicken,
Vnd dencken, das in Einem Tag
Nach Leyd wol Frewde kommen mag.
Das sollen sie am Weine mercken,
Vnd mit dem Brot jhr Hertze stercken,
Vnd also das Lieb Genselein
Neben gesegnten Brod vnd Wein
Mit rechter Maß in jhren Magen
Gleichsam zu ruh vnd grabe tragen.
Vnd wenn sie dann ligt in der Rug,
So sollen sie mit gutem fug
Den besten Wein lassen Einschencken
Vnd der Ganß im besten gedencken,
Damit jhr nicht vergessen werd,
So lang ein Ganß lebt auff der Erd.
VNd damit jhr wol mög gelingen,
Solln sie das Requiem auch singen
Der Lieben Ganß fein mit Andacht,
Welchs ich jhr hab zur Letzt gemacht:
O Lieber Herr Martine mein
Lasset vns dapffer schencken ein
Beyd, Roten vnd auch Weyssen Wein.
Wir müssen noch baß frölich sein
Bey dem Gebratnen Gänselein;
Das war doch ye gebraten fein.
Schaw, wie ist yetzt die Platt so rein!
Schenck vns den Wein nun dapffer Ein!
Nun hat das Liebe Gänslein mein
Sein Requiem ohn qual vnd Pein.
Inns Fegfewr komt sie nicht: O Nein!
Ihr Ehr vnd Ruhm ist auch nit klein.
O lieber Herr Martine mein!
Seyd frölich, last vns schencken ein!

Versus.

Ihr lieben Gest, trinckt dapffer auß:
Der Wirt hat noch viel Wein im Hauß.

Respons.

Der Wein ist trefflich gut fürwar!
Gott bscher ein Ganß auch vbers Jahr.

Oremus.

Gott sey gelobet vnd gepreyst,
Der vns so viel gutthat beweist,
Vnd hat vns Sanct Martini Tag
Wider erleben lahn ohn klag,
Da wir ein gute Ganß verzehren.
Der lieb Gott wöll den Wirth verehren
Mit gutem gsundem langen leben,
Vnd jhm viel Glück vnd Segen geben,
Deßgleichen auch sein Weib vnd Kindt
Bewahren sambt seim Haußgesindt,
Vnd geben, was jhnen ist nutz,
Damit sie stets in seinem Schutz
Frey leben ohn alle Gefahr,
Auff daß wir wider vbers Jahr
Also mögen kommen zusammen:
Solch verleyh vns Gott allen, Amen!

Glorie.

Den Herrn Martinum soll man Ehrn,
Der vns die Ganß gibt zu verzehrn!

Sicut erat etc.

Wie er gethan hat manches Jahr,
So thut er auch dißmals fürwar!

Collect.

SAmblet die vbrigen Brocken fein,
Daß nichts vmbkomm vom Gänselein,
Dann was wir heut nit mögen Essen,
Das wölln wir morgen nicht vergessen.
Die Messer wölln wir liegen lan,
Damit wir mögen vrsach han,
An disen Ort wider zukommen,
Zu vnserm Herrn Martin dem frommen,
Der vns zu Ehren seinem Namen
Die Ganß gab: Gott vergelts jhm, Amen!

Eucharius Eyering.

Nicht viel bekannter, als die eben genannten Schriftsteller, ist Eucharius Eyering, von dem wir nur so viel wissen, als er gelegentlich in seinen Erzählungen selbst anführt. Nach diesen Andeutungen war er zu Königshofen im Grabfeld, wahrscheinlich im J. 1520 geboren, und ging, wie es scheint, schon in seiner Jugend von der katholischen Kirche zur Lutherischen über, worauf er sich nach Sachsen wandte und sich dem geistlichen Stande widmete. Er scheint im J. 1567 als Pfarrer zu

Strauffdorf in Sachsen-Coburg gestorben zu sein. Außer einem „Sommer- und Wintertheil der Evangelien, gesangsweise“, welche weiter keine Erwähnung verdienen, hat er noch eine Sammlung von Gedichten verfaßt, welche unter dem Titel: „Proverbiorum Copia, etlich viel hundert lateinischer vnd teutscher schöner vnd lieblicher Sprichwörter“ u. s. w. erst nach seinem Tode erschien (3 Thle. 8. Eisleben 1601—1603). Er hat darin eine ziemlich reiche Zahl von Sprichwörtern gesammelt, erklärt und, wie der Titel weiter besagt, mit „schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten“ geziert. Jedem Sprichwort, worunter er auch bloße sprichwörtliche Redensarten, Gleichnisse und dergleichen begreift, folgt eine gereimte Erklärung, welche freilich höchst trocken und langweilig ist; der eigentliche Werth des Buchs besteht daher in den zur Erklärung beigefügten Geschichten. Diese sind nun keineswegs gut erzählt, und Eyering steht unendlich tiefer, als Hans Sachs, Waldis und Rollenhagen; aber was namentlich von diesem gesagt ist, daß er sich durch die Benutzung alter, vielleicht zum Theil verloren gegangener Gedichte, so wie insbesondere durch die Mittheilung vieler im Munde des Volkes lebender Sagen, Märchen und Geschichten ein nicht geringes Verdienst erworben hat, das gilt auch von Eyering, dessen Sammlung manche sonst unbekannte Erzählung enthält, die er offenbar aus dem Munde des Volkes entnommen hat, denn er selbst besaß kaum eine solche Kraft der Erfindung, daß man sie für sein Eigenthum ansehen möchte. Oefters erhält seine Darstellung auch dadurch Werth, daß er bekannte Sagen und Fabeln mit neuen, sonst nicht vorkommenden Nebenumständen erzählt, die für die Geschichte derselben nicht ohne Bedeutsamkeit sind; es wird dadurch noch sicherer, daß Eyering diese Geschichten nicht etwa seinen Vorgängern, z. B. dem Waldis oder Hans Sachs nacherzählt, mit denen er häufig gleiche Stoffe behandelt, sondern daß er sie entweder aus andern, uns unbekannten Quellen oder aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft hat. Wenn aber die Gedichte Eyerings hiedurch für die Geschichte der Sage und volksthümlichen Erzählung allerdings große Wichtigkeit haben, sind sie dagegen bei ihrer unbeholfenen, beinahe rohen Darstellung für die Geschichte der Poesie ohne Werth, wie sie denn auch, was bei dem anziehenden Stoffe allerdings merkwürdig und auffallend ist, keine weitere Auflage erlebt haben, während viele andere, eben so unbedeutende Dichtungen gerade zu jener Zeit und in den nachfolgenden Jahren vielfältg neu aufgelegt wurden.

Vom faulen Heintzen.

Vom Heintzen, dem viel Albern Knecht,
Vnd Fraw Adelheit, sein Weib gantz schlecht,
Wie sie erstlich hochzeit gemacht,
Ein Zieg vnd Geiß zusammenbracht,
Dieselb vmb Bien vertauschten hin,
Ein viertel hongs kriegten von jhn,
Das setztens oben vbers Beth,
Das es jhn niemand stelen thet;
Ein stecken mit zu Beth warn tragen,
Darmit die Meuß daruon zu jagen.
Als nun Heintz bey der Adlheit lag
Fast hin biß vmb den Mitten tag,
Das Brot darmit ersparen thetten,
Dessen sie keins im Haus da hetten,
Deßgleichen all jhr Vihe vergath,
Hetten sie in dem Beth ein Rath,
Wie sies mit dem Honig wolten machen,
Das besser würden jhre sachen.
Er sprach: „Wol sol der Honig hie stan,
Du nescht mir alle tag daruon;
Das thut dir wol im kragen schmecken,
Denn Weiber gern süß ding thun lecken.
Wir wollens verkauffen zu rechter frist,
Dieweil noch was im Haffen ist,
Vnd wollen drumb zeugen ein alte Gans.
Wenns junge hat, hütt jhr der Hans,
Den wir (ob Gott wil) bald wern kriegen,
Dann ich kürtzlichen werd geliegen:
Hab schon gerechnet auß mein zeit.
Das Kind liegt in der rechten seit
Vnd wird gewiß ein knäblein sein,
Drauß wolln wir ziehn ein Hansen fein:
Der muß der jungen Genßlein hutn.
O Adlheit, er thut traun kein gut,
Die Kind sind zu böß erbeist,
Vnd thut jetzt keins, was man es heist.“
Sie sprach: „O Heintz, hör, was ich sage!
Do muß man jmmerdar zuschlagen.
Ich wolt jhn zwingn, das ers muß thon,
Vnd solt jhn das hertzleid beston.
Wann er nur jetzt vorhanden wer,
Ich wolt jhm sein Lenden zerbern,
Mit diesem meuß stecken zerschlagen,
Das ers ein gut weil must klagen!“
Und thet dem Albern Heintzen weisen,
Wie sie jhn mit dem stab wolt schmeissen,
Vnd traf den hangk krug ob dem beth,
Denselben gar verschütten thet,
Beschmiert vnter vnd ober deck.
Do fingens bede an zu lecken,
Vnd schmeckt jhn diß hong so wol,
Das sie sich bede leckten vol.
Wo solten sie sonst mit hinauß?
Es war kein haf ja nicht im haus,
Und ist jhn jhr faulheit gelungen,
Frassen die alt ganß mit den jungen,
Ehe sie dieselben je gesehen.
Also jhr anschlag fort thet gehen,
Haben auch weng daran verlorn,
Sind dennoch einmal satt drumb worn.

Lazarus Sandrub.

Lazarus Sandrub, der sich selbst einen „Studiosus der Philosophie und Theologie, der Poeterey besondern Liebhabern“ nennt — und dies ist auch Alles, was wir von ihm wissen — gab im J. 1618 zu Frankfurt a/M. eine „Historische und Poetische Kurzweil“ heraus, „darinnen allerhand kurzweilige, lustige vnd artige Historien, schöne anmütige Poetische Gedicht, höffliche Bossen vnd Schwencke zu vertreibung die maulhencholey (dieses Fischartsche Wort findet sich bei mehreren Schriftstellern der Zeit), u. s. w. Reymenweise verfasset vnd begriffen seyn“. Er hat diese Historien, wie aus dem langen Titel weiter hervorgeht, theils aus frühern Schriftstellern entnommen, theils aus mündlicher Erzählung, oder, wie er sagt, „auß eigner Erfahrung“ geschöpft, und diese gewinnen dadurch Interesse, daß sie zum großen Theil in der Zeit nach der Reformation entstanden zu sein scheinen. Es bestehen dieselben meistens aus kleinen Anekdoten, Scherzreden, von denen viele ein stehender Artikel der Kalender geworden sind und vom Volke immer gern wieder gehört und erzählt werden (1—4). Der Dichter hatte keine andere Absicht, als die Leser zu belustigen, daher ihm jeder Stoff zusagt, wenn er nur Lachen erregt. So steht er, der protestantische Theologe, nicht an, solche Geschichtchen zu erzählen, durch welche die Verhöhner der katholischen Gebräuche lächerlich gemacht werden (5), aber freilich kommt auch manche Anekdote vor, in welcher er über jene Gebräuche spottet (6); doch ist auch hier, wie überall, die Darstellung harmlos,

man sieht, daß der Dichter eine gemüthliche Freude an den von ihm berichteten witzigen und humoristischen Einfällen hat und sich um Andres nicht bekümmert. Den nämlichen Eindruck machen auch die Geschichten von Buhlern und Ehebrechern, deren er ebenfalls manche vorträgt; es ist ihm auch hier nicht um die Zote, als solche, sondern um den lustigen Ausgang zu thun. Seine Darstellung ist einfach, schlicht, gedrängt, und nur da von größerem Umfang, wo der Stoff ihn dazu zwingt.

1. Von einem, der Beichtet, wie er Tuch gestolen habe.

EJn Mann hett ein stück Tuch gestoln
Vnd Beichts seim Priester vnuerholn;
Derselb sich wundern thet darob,
Vnd sprach: „Ey, ey, das ist zu grob!"
Der Mann sprach: „Ja mein lieber Herr,
Mein Weib hierüber auch klagt sehr,
Daß es zu grob gewesen sey,
Hat mir auch angedeut dabey,
Ein Fläschins solt ich han genommen,
Das wer mir dann gar wol bekommen,
Daß sie mir Hembder drauß gemacht:
Hab demnach vbel mich bedacht."

2. Von einem, der Fewer in der Predigt schmeckete.

EJn Student wolte predigen:
Solchs thet jhm schlecht von staten gehn,
Vnd macht gar wunderlich geschier.
Zuletzt ward gantz vnd gar er jrr,
Vnd ward bey jhm das lachen theur,
Schrey vber laut: „O ich schmeck Fewr!
Es brinnt! es brinnt!" Da er so rieff,
Jederman auß der Kirchen lieff;
Der gut Student kam auch hernach:
Jhn gieng am meisten an die sach.

3. Ein Dieb will ehe Hangen, als von einer heßlichen Dirnin erlediget werden.

EJn Dieb solt man Justificiern:
Als man jhn für Gericht thet führn,
Da kam ein Magd auch auff den plan,
Vnd sprach den Henker fleißig an,
Er solt den Dieb zum Mann jhr geben,
Denn sie wolt mit jhm Ehlich leben.
Mit fleiß besah der Dieb die Magd,
Aber jhr lieb jhm nit behagt,
Sprach, sie hett eine Habichts Nasn,
Die Leffzen wern jhr auffgeblasn,
Sprach: „Meister, richt mich immer hin!
Viel nutzer ists, wenn todt ich bin,
Denn daß ich solt mit dieser Mehrn
Mein Leben jämmerlich verzehrn;
Jst besser, daß ich sterb einmahl,
Denn daß ich stetigs leb in qual."

4. Von einem Weib, deren der Mann am Charfreytag gestorben.

AN einem Charfreytag sichs begab,
Daß man trug einen Mann zu grab;
Sein Weib gar vbel sich gehub,
Bey dem grab, als man jhn begrub,
Vnd wolt sich gar nicht trösten lahn.
Letzlich redt sie ein Nachbar an,
Sie solt sich nit so kläglich stellen,
Hats doch im Haus ein feinen gsellen,
Jhren Knecht, welchen sie kündt nehmen,
Er wurd sich wol zu jhr bequemen.
Die Fraw zum selben Nachbarn sagt:
„Jch hab vorlängst daran gedacht;
Aber das bringt mir grossen grauß,
Vorm lieben Ostern wird nichts drauß."

5. Von einem München vnd Edelman.

Johann Naß, Minorite.

JM Babstthumb Crucifix man hat,
Die man thut setzen an die Pfad.
Ein Münch für eins gereiset hett
Vnd seinen Hut abziehen thet.
Dasselbig hat ein Edelman
Gesehn vnd fieng zum München an:
„Herr, wie kompts, daß jhr euren Hut
Vor diesem Bildt abziehen thut,
Vnd zieht jhn nit fürn Galgen ab,
Von dem ich doch die Meynung hab,
Daß mit dem Bild eins Holtzs er sey?"
Der Münch sprach: „Juncker, jhr habt frey
Mir zugesprochen, ewer Best
Jhr auch ein frag fürhalten lest
Von mir?" Der Juncker sagt: „Gar gern!
Will michs zu hörn nit beschwern."
Er sprach: „Juncker, ich geren wüst,
Warumb jhr auf den Backen küßt
Ewer Hertzliebes Ehgemahl,
Vnd küßts nit auf den Arß einmahl,
So es doch eines Leders ist,
Wie jhr dann solches selber wist."
Der Juncker sprach: „Herrlein, jhr habt
Widerumb redlich mich begabt,
Vnd habt mir eben recht gethan."
Ritt lachendt also baldt davon.

6. Von einem Abentheurer vnnd einem Wirth.

JN eim Wirtshaus gen Trier kam
Ein Gast; der Wirth gar baldt vernam,
Was er da für ein Vogel hett,
Vnd jhne demnach fragen thet,
Von wannen seine Reiß gieng her,
Vnd welcher ort er gwesen wer?
Er sprach: „Von oben rab ich kum."
Der Wirth sprach: „So hast wissens drumb,
Was droben vnser Herr Gott thut?"
Er sprach: „Jhm ist noch wol zu muth;
Jn Hosen vnd in Wammes er
Spatziert im Himmel hin vnd her."
Der Wirth sprach: „Wie muß ichs verstahn,
Daß er geht vnd kein Rock hat an?"
Der Gast dem Wirth antwortet baldt:
„Es hat damit ein solche gstalt:
Seit jhr von Trier jhm genommen
Sein Rock, kann er kein mehr bekommen."

IV. Dramatische Poesie.

Die große Liebe für Drama und dramatische Darstellungen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Zeitraums das Volk erfaßt hatte, nahm auch in dem vorliegenden nicht ab; vielmehr wuchs sie in solchem Maße, daß die Menge der dramatischen Stücke kaum mehr zu überschauen ist. Wenn sich auch im 15. Jahrh. die Lust an dramatischen Darstellungen über ganz Deutschland verbreitet hatte, so finden sich solche doch nur in wenigen Städten oder Gegenden, vor Allem in Nürnberg, dann in Augsburg und etwa auch in der Schweiz in reicherer Fülle; in den übrigen Provinzen kommen sie dagegen nur vereinzelt vor (I, 710 ff.). Ganz anders verhält es sich im 16. Jahrhunderte; da tauchen die Spiele überall auf; von der See bis zu den Alpen ist kaum ein nur einigermaßen bedeutender Ort, an welchem nicht theatralische Aufführungen Statt gefunden hätten. Aber mit Ausnahme der Spiele, welche Hans Sachs dichtete, sind nur wenige über die Gränzen ihrer nächsten Heimat gedrungen *), und daher ist im Ganzen auch gar kein oder ein nur sehr beschränkter Einfluß selbst der hervorragenderen Dichter auf die übrigen sichtbar. Es war diese Abgeschlossenheit auch schon deshalb nachtheilig, weil sich kein gegen-

*) Selbst durch den Druck erhielten sie nur sehr nothdürftige Verbreitung; daher kommt es auch, daß man die meisten Dramen auch jetzt beinahe nur in den Bibliotheken der Städte findet, in denen sie gedruckt wurden, die Zwickauer in Zwickau, die Züricher in Zürich, die Wolfenbüttler in Wolfenbüttel u. d. m. So sind selbst Rebhuns Dramen nur auf wenigen Bibliotheken zu finden, obgleich von der Susanna z. B. zwei Ausgaben und ein Wormser Nachdruck in 2 Auflagen erschienen ist.

seitiger Eifer unter den Dichtern entwickeln konnte, der bei dem Drama, wie bei keiner andern poetischen Gattung, nothwendig zu sein scheint, und allerdings, wie früher in Griechenland, so später in Spanien, England und Frankreich, eine rasche und mächtige Entwickelung der dramatischen Kunst nicht wenig förderte. Eben so nachtheilig war der Umstand, daß es an einem großen und gebildeten Publikum fehlte, welches die Dichter zu größeren Anstrengungen hätte veranlassen können. Die Fürsten und ihre Höfe waren der Poesie ganz abgestorben, die Städte waren entweder zu klein, oder, wenn sie auch größer und reicher waren, wie Nürnberg und Augsburg, so konnte doch so lang von einem eigentlichen Publikum nicht die Rede sein, als die dramatischen Aufführungen auf Familienkreise oder Wirthshausstuben beschränkt blieben. Zwar wurden gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts an mehrern Orten eigene Bühnen errichtet; allein man hatte sich so sehr daran gewöhnt, in den Spielen nur die Schaulust zu befriedigen, es war der Geschmack so wenig ausgebildet worden, daß auch das größere Publikum keine größeren Ansprüche machte und ein Anstoß von Außen nothwendig war, um das Drama aus dem alten Geleise in eine neue Richtung zu bringen. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß das Drama seit Folz und Rosenblüt keine Fortschritte gemacht hätte; es sind solche unverkennbar, aber es waren dieselben beinahe nur ganz äußerer Natur; es entwickelte sich, wie das alte Mysterium, nicht nach Innen, sondern fast ausschließlich nur nach Außen. Die Dichter dehnten ihre Werke zu außerordentlichem Umfang aus, was wiederum nur durch eine übermäßige Vermehrung der Personen gelingen konnte, weil sie von reicher Entwickelung der Handlung selten oder nie auch nur eine Ahnung hatten.

Um eine möglichst klare Uebersicht der dramatischen Bestrebungen im vorliegenden Zeitraum zu geben, ist es nöthig, daß wir vor Allem die Elemente ins Auge fassen, auf welchen es weiter baute. Wir haben gesehen, daß gegen die Mitte des 15. Jahrh. die geistlichen Spiele sich allmählich verloren hatten, ohne jedoch ganz aus dem Bewußtsein des Volkes zu verschwinden, daß dagegen das weltliche Drama in merkwürdiger Fülle aufgetaucht war, daß sich dieses aber nicht über die ersten Anfänge gehoben hatte, obgleich der Keim zu breiterer Entfaltung unverkennbar in jenen rohen Versuchen lag (I, 711 u. 715). Wir haben ferner gesehen, daß die Gelehrten gegen das Ende des 15. Jahrh. anfingen, die Dramen der Römer in das Deutsche zu übersetzen, und daß es Sitte wurde, lateinische Komödien auf den Schulen durch die Zöglinge spielen zu lassen (I, 715). Es wurde zugleich bemerkt, daß Beides in der Folge nicht ohne Einfluß auf das deutsche Drama blieb. Dieser Einfluß machte sich in doppelter Weise geltend, erstens dadurch, daß selbst die Volksdichter zum Theil auf eine gewisse Regelmäßigkeit geführt wurden, und zweitens dadurch, daß auch Gelehrte nunmehr anfingen, Dramen in deutscher Sprache zu schreiben. Was den Einfluß der römischen Dramen auf die deutschen Volksdichter betrifft, so war dieser freilich mehr äußerer Natur; er beschränkte sich beinahe nur darauf, daß sie nunmehr ihre Spiele in Akte und Scenen vertheilten. Aber da sie hiebei nur das ganz Aeußerliche nachahmten und sich keines innern Grundes für solche Eintheilung bewußt waren, so verfuhren sie hiebei ganz willkürlich, und es finden sich Spiele mit fünfzehn und mehr Akten. Nur bei wenigen Volksdichtern findet man einen tiefer greifenden Einfluß der römischen Vorbilder; namentlich bemerkt man bei Einigen, besonders bei Hans Sachs, das unverkennbare Bestreben, die Charaktere zu zeichnen, ihnen eine bestimmte Haltung und Färbung zu geben. Von dramatischer Entwickelung des Charakters dagegen ist kaum noch eine Ahnung vorhanden; nur bei Wenigen blickt etwas dergleichen durch. Ferner beschränkt sich die dramatische Darstellung nicht mehr auf eine bloße Unterredung der auftretenden Personen; sie beruht schon mehr auf wirklicher Handlung, obgleich dieselbe sich immerhin nur noch schwach und schüchtern entwickelt. Endlich ist auch ein bestimmter, wenn gleich langsamer Fortschritt in der Behandlung des Dialogs unverkennbar; es werden die Reden der Personen nicht mehr einfach an einander gereiht, wie früher, wo jede auf einmal Alles sagte, was sie zu sagen hatte, vielmehr finden wir schon ein wirkliches Gespräch, das sich mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit in Rede und Gegenrede bewegt. Freilich sind alle diese Fortschritte schwach und langsam, bei vielen Dichtern noch sehr unsicher und kümmerlich, aber ohne unbillig zu sein, muß man anerkennen, daß Alles geleistet wurde, was unter den für die Entwickelung des Dramas so ungünstigen Umständen geleistet werden konnte, und daß das deutsche Drama sichtbar einer schönen Zukunft entgegenging, welche auch sicherlich nicht ausgeblieben wäre, wenn die äußeren Verhältnisse sich günstiger gestaltet hätten.

Betrachten wir nun die Theilnahme der Gelehrten an der Entwickelung des deutschen Dramas, so haben wir zunächst zu erwähnen, daß sie rüstig fortfuhren, die antiken Muster in die Muttersprache zu übersetzen; ja man beschränkte sich schon nicht mehr auf die lateinischen Dramen, sondern wagte sich sogar an die griechischen. Aber leider war kein Luther unter diesen Uebersetzern, keiner verstand es, den Geist des Vorbilds in die Muttersprache zu bannen, und dieser die Höhe und Würde des Ausdrucks zu verleihen, wodurch sie allein fähig geworden wäre, jene großen Meisterwerke der Poesie zum Allgemeingute der Nation zu machen, wie die Bibel es durch Luthers unsterbliche Arbeit geworden war. Jene Uebersetzungen sind vielmehr steif, roh, in jeder Weise ungeschickt, so daß die schönsten Gedanken, auch wenn sie der Uebersetzer wirklich verstanden hatte, in der unbeholfenen, holprigen Sprache unwiederbringlich verloren gingen. Am häufigsten wurde der Römer Terenz ins Deutsche übertragen; es erschienen bis 1625 allein sechs vollständige Uebersetzungen desselben, unter welchen wir nur die früheste nennen; sie ist von Valentin Boltz von Ruffach (Tüb. 1539), der auch eigene deutsche Spiele verfaßte. Von einzelnen Stücken des Terenz wurden die „Andria" und der „Eunuch" am häufigsten verdeutscht, am besten beide von Heinrich Ham (Leipzig 1535); auch fand diese Uebersetzung so viel Beifall, daß sie noch drei Auflagen erlebte. Dagegen fand Plautus nur einzelne Uebersetzer; Joach. Greff von Zwickau, dem wir als Dichter selbstständiger Dramen wieder begegnen werden, übertrug die „Aulularia" (1535) und Wolfhart Spangenberg den „Amphytrio". Diesem äußerst thätigen Mann, der uns schon als epischer

Dichter bekannt ist und der auch mehrere deutsche Spiele verfaßte, verdanken wir außerdem noch die Uebersetzung der „Alcestis" (1604) und der „Hecuba" (1605) von Euripides, so wie des „Ajax" von Sophokles (1608). Andere übergehen wir; nur den ersten Versuch, auch den Aristophanes in die Muttersprache zu übertragen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen; es ist dies die Uebersetzung der „Wolken" von Isaac Fröreisen (Straßb. 1613), welche freilich, wie auch die oben genannten griechischen Dramen, nicht unmittelbar aus der Ursprache, sondern aus dem Lateinischen ins Deutsche gebracht wurden. Auch Hans Sachs bearbeitete mehrere Stücke nach antiken Vorbildern, so die „Elektra" des Euripides, den „Plutus" des Aristophanes, die „Menechmen" des Plautus und den „Eunuch" des Terenz; doch kannte er die Originale natürlich nicht, sondern arbeitete nach früheren Uebersetzungen oder wohl auch zum Theil nur nach Andeutungen, die er in andern Schriften gefunden haben mochte.

Neben diesen Uebersetzungen versuchten sich aber die Gelehrten auch in der Abfassung selbstständiger deutscher Dramen; sie mochten wohl durch den Beifall dazu veranlaßt worden sein, welchen die lateinischen Schulkomödien selbst bei dem größern schaulustigen Publikum gefunden hatten. Diese hörten zwar keineswegs auf, vielmehr wurden sie gerade ungefähr zu der Zeit, da sie im protestantischen Deutschland durch die deutschen Spiele immer mehr verdrängt wurden, im katholischen von den Jesuiten mit so großem Eifer wieder aufgenommen, daß sich die Zahl derselben außerordentlich vermehrte, während das deutsche Drama nur an einzelnen Orten Theilnahme und Bearbeiter fand; und wie die lyrische, didaktische und epische Poesie beinahe ohne Ausnahme nur von Protestanten bearbeitet wurde, so trägt auch das Drama des 16. und der nachfolgenden Jahrhunderte einen überwiegenden protestantischen Charakter. Doch werden wir dies erst weiter unten näher besprechen können.

Sobald man anfing, die Schulkomödie in deutscher Sprache zu bearbeiten und sie daher für ein größeres Publikum zu bestimmen, mußte sie nothwendig die engen Gränzen überschreiten, in die sie bis dahin gebannt war. Hatte sie früher zunächst den Hauptzweck gehabt, den Schülern Gelegenheit zu geben, sich in der lateinischen Sprache zu üben, und waren daher die einzelnen Stücke theils der Schule angepaßte Umarbeitungen lateinischer Dramen, theils Bearbeitungen antiker Stoffe, so wandte man sich jetzt zu solchen Stoffen, welche dem großen Publikum verständlich sein konnten. Aber da man doch die Schule nicht aus den Augen verlieren durfte, so wählte man nur solche Gegenstände, mit welchen sich pädagogische Zwecke vereinigen ließen, und da die Reformation auf die Bibel, als das Buch aller Bücher, hingewiesen hatte, so ist es begreiflich, daß man vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich, biblische Stoffe wählte. Man benutzte jedoch insbesondere das alte Testament, nicht nur weil es dem durch die Reformation veredelten religiösen Gefühl widerstrebte, den Heiland zum Gegenstande theatralischer Darstellung zu nehmen, sondern auch weil das alte Testament weit mehr ächt dramatische Stoffe darbietet, als das neue, und so haben wir eine merkwürdig große Reihe von Dramen aus dem vorliegenden Zeitraum, welche die Geschichte der Susanna, des Tobias, der Judith, der Esther, Jacobs, Josephs rc. darstellen. Als beliebte Stoffe aus dem neuen Testamente sind die Geschichten von Lazarus und dem verlornen Sohne zu nennen. Ueberhaupt war, seitdem einmal das Beispiel gegeben worden war, der Drang, deutsche Komödien zu schreiben, beinahe epidemisch geworden, und wie G. Witzel sagte, daß schier kein Pfarrer zu finden sei, welcher nicht ein Liedlein oder zwei mache (s. o. S. 6), so war auch beinahe kein Schulmeister mehr, der nicht Komödien gemacht hätte. Daß viele Unberufene sich einfanden, ist begreiflich; wir werden unter der großen Masse daher nur Wenige zu nennen haben.

Einer der frühesten war Paul Rebhun, auf den wir unten ausführlicher zurückkommen; es war dies ein glücklicher Umstand, daß gerade ein strebsamer Mann, der mit seinen gelehrten Kenntnissen auch Talent und Geschmack verband, den Reihen der gelehrten dramatischen Dichter eröffnete; allein sein Vorgang fand wenig oder gar keine Nachahmung, zum Theil wohl weil man keinen Sinn für künstlerische Gestaltung hatte, hauptsächlich aber gewiß aus dem oben angegebenen Umstande, daß seine Schauspiele nicht in weiteren Kreisen bekannt wurden. Er suchte dem Drama eine passendere metrische Form zu geben, als die gewöhnlichen achtsylbigen Reimpaare, so wie er sich auch bemühte, die Handlung mehr zu entwickeln, in den Dialog mehr Bewegung zu bringen. Vor ihm hatte schon Joh. Kolroß in dem „Schauspil von Fünfferley betrachtnussen zůr Bůſs reytzende" (Bas. 1532) versucht, Chöre in sapphischer Strophe, die freilich gereimt war, einzuführen; allein dieser Versuch scheint nur wenig Anklang und Nachahmung gefunden zu haben; auf keinen Fall kannte ihn Rebhun, als er die antiken Formen in einer mehr umfassenden Weise nachzubilden suchte. Dagegen mag Joh. Criginger in Marienberg, welcher in seinem „Lazarus" (1555) neben den gewöhnlichen vierfüßigen Jamben auch fünf- und sechsfüßige nicht ohne Geschick gebrauchte, Rebhuns Spiele gekannt haben, vielleicht auch, obgleich nicht wahrscheinlich, Joh. Schlayß (1593), in dessen „Joseph" sich ebenfalls gute fünffüßige Jamben finden. Wie wenig Rebhuns Vorgang selbst in seiner nächsten Umgebung, selbst von seinen genaueren Bekannten verstanden wurde, ersehen wir aus den Spielen mehrerer Dichter, welche entweder aus Zwickau selbst waren, oder in andren sächsischen Städten lebten. Obgleich z. B. Johann Ackermann aus Zwickau seinen „Thobias" (1539), wie er in der Dedikation an Rebhun berichtet, auf dessen Rath geschrieben hat, so kann doch weder dieses Spiel, noch das früher abgefaßte „Vom verlornen Son" (1536) den Dramen Rebhuns an die Seite gesetzt werden. Der „verlorne Son" ist zwar nicht ganz ohne Handlung, aber der Dichter weiß sie nicht zu beherrschen; die Sprache ist hart und steif; am meisten fällt aber die große Armuth im Reim auf, da sich in den 1400 Zeilen des Spiels kaum über fünfzig verschiedene Reimverbindungen finden. Dagegen ist es merkwürdig, daß Ackermann das Kunstmittel kannte, den Reim durch den Sinn zu trennen; in dem ganzen „verlornen Son" hört jede Rede mit der ersten Reimzeile auf, und die folgende beginnt mit der zweiten, ein Kunstmittel, welches die höfischen Dichter mit großer Geschicklichkeit

handzuhaben und durchzuführen wußten (1, 12. 27), von welchem die früheren dramatischen Dichter bis auf eine einzige Ausnahme keine Ahnung hatten (1, 740), und das im vorliegenden Zeitraum zwar Hans Sachs und später auch Ayrer gebrauchte, aber selbst Rebhun nicht kannte. Nicht höher stehen Joachim Greff aus Zwickau, seit 1545 Schulmeister in Dessau, dessen bestes Stück, der „Lazarus" (1545), zudem aus dem Lateinischen übersetzt ist, oder Heinrich Cnostinus, welcher in der „Tragedia von verordnung der Stende" (Wittenb. 1539) denselben Stoff behandelte, wie Hans Sachs in den „Vngleichen Kindern Eue", wogegen Hans Tirolff's „Historie von der Heirat Isaacs vnd seiner lieben Rebeken" (Wittenb. 1539) sich vor andern durch größere Beweglichkeit der Handlung und leichtere Behandlung des Dialogs auszeichnet, ohne jedoch in Anlage und Ausführung bedeutend zu sein. Wie andere Dichter, so hat auch er den Abschnitten des Dramas deutsche Namen gegeben; die Acte heißen ihm „Händel", die Scenen „Fürtragen oder Fürtrag" „Fürbrengen oder Einbrengen" und „Bericht".

Alle diese Dichter lebten und wirkten in Mitteldeutschland, noch näher in Sachsen, wo überhaupt das geistliche Spiel von Seiten der Gelehrten vielfache Bearbeitung fand; nebst Zwickau waren vorzüglich Magdeburg und Wittenberg die Städte, in welchen das biblische Drama aufgeführt oder gedruckt wurde. Aber auch im Norden und im Süden fand es Freunde und Bearbeiter. Neben mehreren Spielen in plattdeutscher Sprache, von welchen wir das vom „verlornen Son" des Burkard Waldis schon erwähnt haben (s. o. S. 80), wurden im Norden auch hochdeutsche Dramen gedichtet; eines der besseren ist die „Tragödia von Abrahami Opfer", welche der gelehrte Nathan Chyträus (1543—1599) verfaßte. Im Süden waren namentlich Augsburg, Elsaß und die Schweiz, welche das biblische Drama pflegten. Von den Augsburger Dichtern ist nur Sixt von Birken (Xystus Betulejus) zu erwähnen, der lange Zeit in Basel lebte; wir haben von ihm mehrere Dramen, unter welchen die „Judith" (Straßb. 1559 u. 1586) den ersten Rang einnimmt, ohne jedoch besondere Auszeichnung zu verdienen. Weniger entwickelt und ganz holzschnittmäßig ist die „Susanne", die er als Schulmeister in Kleinbasel verfaßte (1532), und in welcher er, wie Kolroß, der beinahe zu derselben Zeit und an demselben Orte dichtete, einen Chor in sapphischer Strophe versuchte, die er aber noch weit unbeholfener behandelte, als jener. Zahlreich sind die elsässischen Dichter. Georg Wickram verfaßte einen „Tobias" (1551), Wolfhart Spangenberg einen „Jeremias" (1603), einen „Saul" (1606) und einen „Belsazar" (1609), die wir leider nicht kennen, die aber nach Gervinus bei aller Mangelhaftigkeit der Form durch die Kenntniß menschlicher Leidenschaft und den dichterischen Ausdruck derselben als seltene Erscheinungen zu bezeichnen sind. Dagegen können wir auf einen sonst unbekannten Dichter des Elsasses aufmerksam machen, der in mancher Beziehung merkwürdig ist. Es ist dies Thiebold Gart, Bürger von Schlettstatt, dessen „Joseph" (Straßb. 1540) jedenfalls eines der besten Spiele der Zeit ist. Der Dialog ist kaum von einem Andern besser behandelt; der Dichter weiß selbst den Nebenpersonen ihrem Charakter angemessene Reden und Gegenreden in den Mund zu legen, daß die Handlung dadurch einen damals seltenen Grad von Lebendigkeit erhält. Auch war Gart mit den Alten vertraut, und benutzt sie mit Geschick, so Didos Klage über Aeneas im Virgil in der Scene, wo Sophora, Potiphars Weib, darüber klagt, daß Joseph ihre Liebe zurückweist*). Dieser Kenntniß der Alten ist es auch wohl zu danken, daß der Ausdruck bei aller sonstigen Unbeholfenheit der Sprache doch eine gewisse poetische Höhe erreicht, welche bei der größten Zahl der damaligen Dichter vermißt wird. Endlich ist Garts „Joseph" auch dadurch eigenthümlich, daß Christus, Petrus, Paulus, Jeremias und andere Propheten, David und Salomon gleichsam als Chöre auftreten, indem sie über die einzelnen Handlungen oder Reden der Personen Bemerkungen machen, wobei sie meistens Stellen aus ihren eigenen Reden oder Schriften auf die betreffende Handlung anwenden. In demselben Sinne wird jeder Act mit einem hiezu in Reime gebrachten Psalme geschlossen.

Unter den schweizerischen Dichtern sind außer dem Züricher Rueff, der jedoch bei den volksmäßigen Dichtern zu erwähnen ist, die beiden Murer, Christoph und Josias bekannt, welche ebenfalls aus Zürich stammten, von denen namentlich der Letztere sehr fruchtbar war, da er außer mehreren biblischen Spielen „Vom verlornen Sun" (1535), „Absalom" (1565) und „Hester" (1567) auch noch andere mit mehr didaktischer Unterlage, z. B. „Der jungen Mannen Spiegel" (1560) verfaßt hat. Bedeutender als diese und andere ist der Solothurner Probst Johannes Aal von Bremgarten, dessen Spiel „St. Johannes der Täufer" sich durch kernhafte Sprache, edlen Ausdruck, vor-

*) Actus Secundi Tertia Scena.
Da gsche mir armen frawen recht,
  Das ich so frefflich hab lautprecht
Gmacht meins hertzen tieffe wund,
  Da mir so grosse far auffstund.
Warumb hab ich so bald geschnelt,
  Das ich verborgen haben selt?
Warumb hab ich nit vor erkund
  Sein hertz mit weitschweyffigen mund?
Ich solt vorhin han wol erwegen,
  Wie dschiffleüt auff dem möhr pflegen,
Ob gůtter wind am himmel wer,
  So führ ich sicher über mör.
Nun aber ist mit bösem wind
  Erfült mein segel so geschwind;
Am felßen würt mein schiff bewegt,
  Mit möres wellen überdeckt,
Das ich nit kummen mag zů land.
  Mein ellend ist mir wol bekandt.
Das ists, das mir den schaden thůt:
  Er kumpt ye nit von Tyger plůt,
So hat er auch on allen schertz
  Keyn steynern oder eysern hertz,
Kein Adamanten tregt er mit,
  Hat lewen milch getruncken nit.
Er wirt sich vberwinden lan;
  Ich wil nichts vnuersůchet han. — — —
Vnd ob ichs schon yetz vnderließ,
  Ein leichte fraw ich dannoch hieß,
Als die yn wolte an dem flůg
  Versůchen, reitzen mit betrůg.
So kan ich nichts vneerlichs mer
  Anrichten, weil all mein beger
Entdecket vnd eröffnet ist:
  Allein das werck des yrthumbs brist.
Vnschuldig kan ich nimmer sein,
  Obschon verfelt der wille mein.
Das größt leit alls am bößen můt,
  Das werck des yrthumbs zwenigst thůt,
Wil recht ym wider eynen gon,
  Einr gůtten stund in hoffnung ston.

züglich aber durch richtige Auffassung und Zeichnung der Charaktere bemerklich macht: Johannes ist ernst und würdig gehalten, Herodes erscheint in jeder Scene als ein unselbstständiger Mann, der aller Kraft entbehrt und aus Schwäche gegen seine bessere Ueberzeugung handelt; Herodias ist mit einer nicht gemeinen Kenntniß der weiblichen Seele gezeichnet. Manche Scenen zeugen vom Talent des Dichters, so diejenige, in welcher Herodias vom König den Tod des Täufers verlangt, und von Liebkosungen zu Bitten, zu Klagen und Thränen übergeht, und so in vortrefflich gehaltener Steigerung zuletzt Händeringen und Fußfall versucht, freilich für den Augenblick ohne Erfolg, weil Herodes den Aufruhr des Volks noch mehr fürchtete, als die Thränen des schönen Weibs. Dieses Stück ist endlich auch schon deshalb merkwürdig, weil es eines der wenigen ist, welche Katholiken zu Verfassern haben, welche, wie in den übrigen poetischen Gattungen, so auch im Drama weit hinter den Protestanten zurückblieben. Neben Joh. Aal sind noch zwei andere Solothurner zu nennen, der gelehrte Stadtschreiber Joh. Wagner, der ein „St. Ursenspiel" schrieb, in welchem er vergeblich nach klassischer Form strebte, und der Eisenkrämer Georg Gotthart, dessen „Zerstörung von Troja" und „Tobias" dagegen mehr volksmäßig gehalten sind. Wenn Solothurn ausnahmsweise vor andern katholischen Orten so reich an dramatischen Dichtern war (denn wir könnten zu den obigen noch einen Jakob Schertweg aus Olten nennen, der eine Tragödie „vom verlornen Sohn" verfaßt hat); so möchte dies wohl aus der Lage Solothurns zwischen Zürich, Basel und Bern zu erklären sein, in welchen Städten das Drama, besonders das volksmäßige, mit großer Vorliebe gepflegt wurde.

Wir haben schon angedeutet, daß die biblischen Spiele, die wir bis jetzt erwähnt haben, auch didaktische Zwecke hatten, wie sie zum Theil auch wohl polemische Absichten verfolgten. So schrieb z. B. Tirolff seinen „Isaac", um die Eltern zur Vorsicht in Betreff der Heirathen ihrer Kinder zu ermahnen; zugleich hatte er aber auch unverkennbar die Ehe dem Pabstthum gegenüber, als von Gott eingesetzt und daher auch den Geistlichen erlaubt, darzustellen versucht. Während aber der didaktische Zweck in den angeführten Spielen nicht offen hervor tritt, sondern mehr aus der Entwickelung hervorgeht, haben wir noch eine Reihe von Dramen zu erwähnen, in welchen das didaktische oder polemische Element entschieden vorherrscht. Wir betrachten zuerst die der ersteren Art, die der zweiten Gattung können füglich erst später besprochen werden.

Da die Dramen der gelehrten Dichter ursprünglich Schulkomödien waren, so ist es begreiflich, daß viele derselben einen ganz ausgesprochenen pädagogischen Zweck hatten. Solcher Art sind insbesondere der „Schulspiegel" des Rectors M. Haynecius (1582), den er, wie auch noch andere Stücke, zuerst lateinisch schrieb und erst später ins Deutsche übersetzte, Wichgrefs lateinisch geschriebener „Cornelius relegatus", welchen der Pfarrer Joh. Sommer ins Deutsche übertrug (1605) und die Komödie „Von dem Schulwesen" von Georg Mauritius (1606). Hat ja sogar ein sonst unbekannter Isaac Gilhausen eine „Grammatica" geschrieben, „d. i. eine lustige Comödie vor die angehende Jugend, von dem Schlüssel aller Künsten, darinnen die Rudimenta grammatices kürtzlich vnd artig beschrieben und verfaßt sind" (Ff. 1590). In andern Spielen liegen mehr allgemein moralische Zwecke zum Grunde. Franz Omichius, Schulmeister zu Güstrow, schrieb eine Comödia von „Damon und Pythias" (1588), in welcher Dio und Plato dem Tyrannen Dionysius lange Tugendpredigten halten und die Freundschaft jener beiden verherrlicht wird. Hieher gehören auch die schon erwähnten Spiele vom „Verlornen Sohn", dann die mehrfachen Bearbeitungen des „Hecastus", eines reichen Mannes, der sein Gut verprasst, sich aber auf dem Sterbelager bekehrt. Aehnlich ist der „deutsche Schlemmer" von Joh. Stricer, aus Lübeck (1588), in welchem die Macht der Sünde und die noch größere Macht des Glaubens veranschaulicht wird. Der Held des Stücks bekehrt sich nämlich, als er mitten unter seinen Schwelgereien von harter Krankheit befallen wird; doch fällt er nach wiedererlangter Gesundheit wieder in sein voriges Leben zurück, so daß er, als ihn endlich der Tod abruft, zur Hölle verdammt wird. Doch verläßt ihn auch da der Glaube an Christus nicht, er bereut seine Sünden, stirbt mit Gott versöhnt, und wird durch die Gnade Christi dem Teufel entrissen. Das Stück fand solchen Beifall, daß es auch, vielleicht vom Verfasser selbst, ins Plattdeutsche übersetzt wurde. Aehnlich ist der „Homulus" eines unbekannten Verfassers, welcher im J. 1553 zu Wien aufgeführt und 1569 in Nürnberg gedruckt wurde. Viele Dramen haben zum Zweck, zum Vertrauen auf Gott zu ermahnen, so der „Hoffteuffel" von Jos. Chryseus (Wittenb. 1545), der ausdrücklich „den Gottfürchtigen zu trost, den Gottlosen zur warnung" verfaßt ist. Es ist dies eines der besseren Stücke der Zeit, und zeichnet sich besonders durch eine recht gute Exposition aus; die Charaktere sind fest gezeichnet, der Dialog gut gehalten; die Handlung schreitet ziemlich rasch vorwärts. Ganz dem polemischen und naiven Charakter der Zeit gemäß erscheinen die Feinde Daniels, welcher der Held des Spiels ist, als Cardinäle, Bischöfe u. s. w., welche die römische Kirche und den Pabst stets im Munde führen; der Hofteufel selbst erscheint in Gestalt eines Mönchs. Die Sprache steht dagegen nicht höher als bei den meisten andern Zeitgenossen, sie zeigt die nämliche Härte, die nämliche Mangelhaftigkeit des Versbaues, dieselbe Armuth des Reims. Noch bedeutender, wenigstens in vielen einzelnen Scenen besser, ist das „Speculum mundi" von Bartholomäus Ringwaldt, den wir schon als lyrischen und didaktischen Dichter haben kennen lernen (S. 31 und 63). Dieses Spiel, das im J. 1590 erschien, stellt das Leben eines wegen seiner Wahrheitsliebe verfolgten Predigers und seine Errettung aus den Händen seiner Verfolger oft recht anschaulich dar. Wir können hier zugleich erwähnen, daß sein „treuer Eckardt" von einem Andreas Hartmann zu einer Komödie verarbeitet wurde (1600), wie er seinerseits ein lateinisches Spiel des Dan. Cramer, den Raub der Sächsischen Prinzen darstellend, in deutsche Reime brachte. Friedrich Dedekind, der Verfasser des lateinischen Grobianus, (S. 53. 62.) dichtete einen „christlichen Ritter" (1590), um die tröstliche Lehre von der Erlösung durch Christus dem strengen mosaischen Gesetze entgegenzustellen, so wie er in dem „Spiel von einem bekehrten Papisten" (1596) den Gegensatz

zwischen Pabstthum und evangelischer Confession anschaulich zu machen suchte. Obgleich schon mehr ins Polemische übergehend, kann doch wegen des ähnlichen Inhalts Martin Rinckhards „Eißlebische christliche Ritter" (1613) schon hier erwähnt werden, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Swifts Märchen von der Tonne darbietet. König Immanuel, dies ist der Inhalt des Stückes, hinterläßt drei Söhne, von denen sich Pseudopetrus (der Pabst) nach Welschland, Martin (Luther) nach Eisleben, Johann (Calvin) in die Schweiz gewendet hatten. Trotz des Testaments reißt Pseudopetrus die Herrschaft an sich, und bedrückt die Unterthanen, so daß Martin, der unterdessen in die Heimat zurückgekommen war, den Bruder auf die bestimmten Vorschriften des väterlichen Testaments aufmerksam macht; allein dieser will von dem Testament überhaupt Nichts wissen. Der dritte Bruder kommt endlich auch dazu; er will zwar das Testament anerkennen, es aber in seinem Sinne auslegen, während Martin sich an den Buchstaben halten will. Um dem Streite ein Ende zu machen, schlägt Johann vor, nach der Leiche des Vaters zu schießen, so daß der von ihnen, welcher das Herz träfe, Herr des ganzen Reichs werden solle. Pseudopetrus ist mit dem Vorschlag einverstanden, nicht aber Martin, der ihn voll Entrüstung zurückweist. Die beiden andern Brüder verfolgen ihn deshalb auf das Grausamste, aber nun erscheint der Vater, und krönt selbst den frommen Martin.

Von anderweitigen Stücken mit rein moralischer Tendenz erwähnen wir nur noch die „Comödie von den Doppelspilern" (1590) von Thomas Bircken, Pfarrer in Untertürkheim, der sie durch seine Pfarrkinder öffentlich aufführen ließ und den „Mammonssold" von Wolfh. Spangenberg, „eine Tragödische Vorbildung, darinnen zu sehen, wie der Abgott Mammon den Weltkindern, die ihnen in der jetzigen Geltliebe vnd Wollust dienen, pflege zu lohnen vnd abzudancken" (Erfurt 1614).

Ehe wir zu den eigentlichen polemischen Dramen übergehen, die zugleich in ihrer größten Zahl zu den volksmäßigen Spielen gehören, und bevor wir die Dichtungen der Gelehrten verlassen, müssen wir noch zweier Dichter unter denselben erwähnen, welche zwar weitaus am bedeutendsten unter Allen waren, aber leider fast nur in lateinischer Sprache geschrieben haben: Naogeorg und Frischlin.

Thomas Naogeorg (auch Neogeorg, eigentlich Kirchmeyer, Kirchbauer oder Neubauer) aus Straubig (1511—1663), dichtete schon 1538 ein Schauspiel, „Pammachius" oder vom Pabstthum, welches er Luthern widmete. Es ist dies das bedeutendste unter seinen Stücken, welches daher auch bald nach seinem Erscheinen mehrfach ins Deutsche übersetzt wurde, zuerst von einem Ungenannten (4. o. J.), dann von Justus Meni (1548), zuletzt und am besten in fünffüßigen Jamben von Joh. Tirolff (o. J.), der vom Verfasser und von P. Rebhun zur Veröffentlichung seiner Arbeit ermuntert wurde. Wir gehen in den Inhalt des Stücks nicht weiter ein, dessen Absicht übrigens schon aus dem Titel erhellt, da es ursprünglich nicht deutsch ist; wir bemerken nur, daß es durchgängig von der ehrenwerthen Gesinnung des Dichters zeugt. Er hätte ruhig bleiben können, sagt er in der Widmung an Luther, aber trotzdem Hasse und der Verfolgung, die er zu erwarten habe, könne er sich nicht enthalten, für die Wahrheit Zeugniß abzulegen. Da Luther der erste sei, der dies gewagt, so müsse ihm billiger Weise das Spiel zugeeignet werden. Was uns aber bewegt, den Dichter überhaupt zu nennen, das ist, daß seine Dramen in künstlerischer Hinsicht die deutschen Spiele weit übertreffen, weshalb es tief zu beklagen ist, daß er es nicht vorzog, in der Muttersprache zu schreiben. Dasselbe gilt in noch weit höherem Grade von Nicodemus Frischlin aus Balingen in Württemberg (1547—1590), welcher bei den gründlichsten Kenntnissen, namentlich in den alten Sprachen, gebildeten Geschmack und wirklich poetisches Talent besaß. Freilich stehen seine deutsch geschriebenen Schriften, z. B. sein Schauspiel „Wendelgard" (1579), und selbst seine Parabel „von St. Christoffel" (1591), welche wir leider nicht kennen, die aber nach dem Urtheile Anderer bedeutend sein muß, weit unter seinen lateinischen Dichtungen, denn während er in diesen die Sprache mit Sicherheit, Kraft und Anmuth behandelt, ist seine deutsche Darstellung verhältnißmäßig steif und ungelenk; allein wenn er nur deutsch geschrieben, und der Muttersprache eben so viel Mühe und Liebe zugewendet hätte, wie der lateinischen, so würde er ohne Zweifel auch als deutscher Dichter Großes geleistet haben. Denn wenn der Zustand der Sprache ihm allerdings weit mehr Schwierigkeiten in der kunstgemäßen Behandlung seiner Stoffe darbot, als die ausgebildete lateinische, so würde er bei seinem Talent und seinem sicheren poetischen Gefühl diese Schwierigkeiten, wenn auch nicht ganz, doch bis zu einem hohen Grade besiegt haben. Dies erhellt schon daraus, daß seine deutschen Poesien, wenn auch immer in der Form ungenügend, doch bei weitem besser sind, als die Uebersetzungen, welche Andere von seinen lateinischen Dramen machten. Diese müssen aber auch hier schon deshalb erwähnt werden, weil mehrere derselben vaterländische Stoffe in ächt vaterländischem Geiste behandeln, was ihn schon von den meisten andern Dichtern zu seinem Vortheil auszeichnet, aber noch mehr bedauern läßt, daß er sie nicht deutsch geschrieben. Wir erwähnen übrigens nur das bedeutendste, den „Julius redivivus", aus dem man schon die treffliche Gesinnung des seltenen Mannes kann kennen lernen. Cicero und Cäsar haben in der Unterwelt von dem Ruhme Deutschlands gehört; sie wollen sich selbst überzeugen, wie es sich damit verhalte, und kommen mit Plutos Erlaubniß auf die Erde. Sie treffen den Arminius und den berühmten Eoban Hessus an, durch welche sie mit deutschen Zuständen bekannt gemacht werden, und nach und nach von der Erfindung des Schießpulvers, der Feuergewehre, des Lumpenpapiers, der Buchdruckerkunst vernehmen, wodurch sie nicht wenig in Erstaunen gesetzt werden und in Lobeserhebungen über die Fortschritte der Deutschen in Kunst und Wissenschaften ausbrechen. Wir können in das Nähere nicht eingehen, noch weniger vom künstlerischen Werth des Dramas reden; aber es reichen schon die gegebenen Andeutungen hin, um zu zeigen, in welchem Geiste Frischlin den trefflich erdachten Stoff behandelt hat, und ahnen zu lassen, wie mächtig er hätte wirken müssen, wenn er deutsch geschrieben hätte, während die ungenügende Bearbeitung des „Julius" durch Ayrer beinahe unbemerkt vorüberging.

Es ergibt sich schon aus der bisherigen Darstellung, daß das gelehrte Drama im protestantischen Sinne

behandelt wurde; nicht nur waren alle Dichter, welche bis jetzt besprochen wurden, mit wenigen Ausnahmen Protestanten; es spricht sich auch ihre religiöse Ansicht in ihren Werken mehr oder weniger kräftig, aber immer entschieden aus. Doch waren die bis dahin genannten Dramen nur mit Rücksicht auf die Protestanten selbst geschrieben; es sollte der Glaube bestärkt, wahre Gottesfurcht und reine Sittlichkeit empfohlen werden; der Gegensatz zum Katholicismus tritt, einige schon bezeichnete Fälle ausgenommen, nicht oder nur in sehr untergeordneter Weise hervor. Wir haben aber auch eine Anzahl von Dramen zu besprechen, welche mit der Absicht geschrieben sind, diesen Gegensatz und die Ansichten der Reformation über das Pabstthum darzustellen. Wie keck man dabei verfuhr, zeigt schon die Pantomime, welche vor Kaiser Karl V. in Augsburg aufgeführt wurde, um ihm zu zeigen, wie vergeblich alle Bemühungen zur Unterdrückung der Reformation seien. Zuerst trat ein Mann in der Kleidung eines Gelehrten auf, den eine Inschrift auf dem Rücken als Reuchlin bezeichnete; er trug ein Bündel Holzscheite, die er in dem Hofe zerstreute, ihm folgte ein Anderer (Erasmus), der sich umsonst bemühte, die Scheite in Ordnung zu bringen, worauf ein Mönch (Luther) hinzukam und das Holz in Brand steckte. Ein vierter in kaiserlicher Kleidung eilte nun herbei, und schlug mit dem Schwert drein, um das Feuer zu löschen, das aber eben dadurch nur stärker aufloderte. Endlich erschien ein Geistlicher in päbstlichem Ornate; dieser griff sogleich nach einem dabei stehenden Eimer, und goß ihn auf das Feuer, aber es war Oel darin, so daß die Flamme nicht mehr zu löschen war. Aehnlich und eben so sinnreich ist die „Tragödia, gehalten in dem königlichen Saale zu Paris" (1524). So keck diese sinnreichen Pantomimen mit Rücksicht auf die Personen waren, vor welchen sie aufgeführt wurden; so waren doch nur die falschen Maßregeln dadurch verspottet, welche man zur Unterdrückung der neuen Lehre ergriffen hatte; eine Ansicht über Werth oder Unwerth der alten Kirche und der neuen Lehre war darin nicht ausgesprochen. Eine solche Mäßigung wurde aber in den Spielen, welche zur Bekämpfung des Pabstthums in den ersten Jahren der Reformation gedichtet und aufgeführt wurden, keineswegs beobachtet, vielmehr waren sie mit einer solchen Schärfe und Bitterkeit geschrieben, welche die übrigen gegen das Pabstthum geschriebenen Dichtungen, so scharf diese auch waren, noch sehr überbietet. Weitaus die bedeutendsten, wie auch die frühesten unter diesen Spielen sind die von Niclaus Manuel aus Bern, welche wir ausführlicher besprechen müssen. Neben ihm ist vorzüglich Hans von Rüte, ebenfalls ein Berner, zu nennen, dessen „Fastnachtspil den vrsprung, haltung vnd das End beyder, Heydnischer vnd Bäpstlicher Abgötteryen allenklich verglychende" (Basel, 1532) von den jungen Bürgern in Bern aufgeführt wurde. Es stellt den Götterdienst der Alten und die Verehrung der Heiligen bei den Katholiken zusammen, wobei er viel lebendigen und treffenden Witz entwickelt. Die Sprache ist hart und ungefüg, aber äußerst bezeichnend. So sind schon die Namen der handelnden Personen gut erdacht: der Repräsentant des heidnischen Götzendienstes heißt Martius Stichfinster, der Pabst Starblind, die Menschen, welche um Erhörung ihrer Wünsche bitten, heißen Kratzsamen, Seltenlär, Buchsorg, Stellufgwin, Küßdenpfennig; die Teufel Bschyßdengsellen, Morbachs und Schürdenbrand. Aehnlich, nur noch beißender, ist „der neu deutsch Bileams Esel", von einem unbekannten Verfasser, zu welchem das mir unbekannte „Balaams Esel" von Mathias Wurm ein Gegenstück zu sein scheint. Endlich ist die „Tragödie von Huß", von Johannes Agricola (Wittenb. 1537) in der ausdrücklichen Absicht verfaßt, „die Abscheulichkeit des Pabstthums an den Tag zu legen". Katholischerseits ist nur des Joh. Cochläus „Bockspiel Martini Luthers" zu erwähnen, welches im J. 1531 auf dem Schloß Rümbach aufgeführt wurde, aber ohne alle dramatische Entwickelung ist, da jede von den 17 Personen nur einmal vorkommt und dann „ihren ganzen Part" auf einmal hersagt. Dagegen sind mehrere Spiele von Lutheranern gegen die Calvinisten geschrieben worden, die aber, wie der „Lutherus redivivus" von Zach. Rivander keine weitere Beachtung verdienen.

Alle diese und mehrere andere ähnliche Stücke sind mit Ausnahme der letztgenannten von den früher erwähnten geistlichen Dramen wesentlich darin unterschieden, daß sie nicht, wie diese, aus der gelehrten Schulkomödie hervorgegangen, sondern ächte Volksspiele sind, die vom Einfluß des antiken Dramas noch unberührt erscheinen. Die gelehrte Behandlung des Dramas hatte nämlich, so mächtig sie sich auch verbreitete, das volksthümliche Spiel keineswegs zurückgedrängt, vielmehr finden wir es sowohl in Nürnberg, seinem alten Stammsitze, als auch in andern Gegenden, besonders im Elsaß und der Schweiz in reicher Blüthe sich entfalten. Es blieb freilich vom Einfluß des antiken Dramas keineswegs ganz unberührt, wie schon oben angedeutet wurde; aber dieser Einfluß war, wie ebenfalls schon bemerkt, ganz äußerer Natur, und konnte daher nicht von wesentlichen Folgen sein, weder auf die Form noch auf die Stoffe; ja es war das volksthümliche Spiel so kräftig, daß es sogar auch dann seinem eigenthümlichen Wesen nicht untreu wurde, wenn es antike Stoffe behandelte und diese aus den Bearbeitungen der griechischen und römischen Dichter entnahm.

Die zwei Hauptzweige des Volksspiels, das geistliche Mysterium — denn man wird sich erinnern, daß dieses eine immer entschiedenere volksthümliche Richtung nahm (I, 709) — und das rein weltliche Spiel, fanden auch in diesem Zeitraume vielfältige Bearbeitungen, und obgleich das letztere das schon im 15. Jahrh. gewonnene Uebergewicht behält, so scheint jenes beinahe, sich wieder zu größerem Aufschwung erheben zu wollen. Dies ist namentlich in der Schweiz der Fall, wo uns das Mysterium in einer bemerkenswerthen Fülle entgegentritt. Hier haben wir vor Allem den schon erwähnten Zürcher Wundarzt und Steinschneider Jacob Rueff zu nennen, dessen „Adam und Heva" (1550) die ganze biblische Geschichte von der Erschaffung des Menschen bis zur Sündfluth in einer Reihe von unzusammenhängenden Bildern umfaßte. Es ist durchweg in der naiven und kernhaften Weise der alten Stücke gehalten, wo der Dialog in der epischen Entwickelung beinahe verloren geht. Wie es dem Dichter daran lag, Alles auf die Scene zu bringen, was die heilige Schrift erzählt, davon enthält sein Spiel einige nur zu auffallende Beispiele; unter Andern heißt es: Adam vnd Heva „legend sich zu-

sammen vnd Heva bringt ein sun vnd ein tochter." Uebrigens ist Rueff nicht ohne Sinn für dramatische Entwickelung. So wird der Sündenfall gleich am Anfang des Stücks ganz gut motivirt. Dasselbe beginnt nämlich mit der Vertreibung des abgefallenen Lucifers und seiner Rotte aus dem Himmel; darüber brechen die Teufel in Verwünschungen gegen Gott aus und beschließen, dessen Werke zu belauschen, um sie zu verderben, und insbesondere jedes Geschöpf, das Gott noch weiter erschaffen und mit Unsterblichkeit begaben möchte, durch List ums ewige Leben zu bringen. Neben Rueff, der übrigens noch mehrere Spiele gedichtet hat, („Job" 1535, „Lazarus" 1552, „Geburt Christi" 1552) ist der gleichzeitige Herman Haberer zu erwähnen, der zwar eine Acteneintheilung kennt, aber sich sonst in der Behandlungsweise von Rueff nicht unterscheidet. Einige Narrenscenen in seinem „Abraham" sind nicht ohne Humor gehalten.

Es ließen sich allerdings auch mehrere von den früher erwähnten biblischen Stücken hieher rechnen, wir erwähnen aber nur diejenigen Dichter, deren Dramen das Gepräge des Mysteriums ganz offenbar an sich tragen. Von Mathias Holzwart, den wir auch schon kennen (S. 53 u. 68), haben wir einen „Saul", der am 6. und 7. Aug. 1571 von 100 redenden und 500 stummen Personen zu Basel (Schweiz) aufgeführt wurde. Johann Brummer, Rector in Kaufbeuern, schrieb außer andern Spielen eine „Tragicomoedia apostolica, d. h. Historien der heiligen Apostelgeschichten" (1592), mit 246 Personen, welches Stück so vielen Beifall fand, daß es in zwei Jahren drei Auflagen erlebte.

Das weltliche Spiel erreichte seine höchste Blüthe in Hans Sachs, der ausführlicher zu besprechen ist; doch sind neben ihm auch einige andere nennenswerthe Dichter zu erwähnen. Eigenthümlich sind die des oben genannten Rueff, da sie die politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft besprechen. Sein „Wilhelm Tell" ist eigentlich nur die Erweiterung eines älteren in Uri aufgeführten Spieles, welches leider ganz verloren zu sein scheint; selbstständig ist dagegen das Spiel „Vom wol vnd übelstanndt eyner loblichen eydgnosschafft" (1538), in welchem, wie in einem „Neujahrsspiel", dessen Titel unbekannt ist, die Lage der Eidgenossenschaft recht anschaulich dargestellt wird, und der Dichter seine Landsleute im Sinne Zwinglis ermahnt, die Bündnisse mit den Fürsten aufzugeben, da ihnen nur Unheilvolles daraus erwachsen könne. Besonders glücklich ist im Neujahrsspiel das Glück der freien Landleute im Gegensatz zu der traurigen Lage der von Adel und Fürsten bedrückten deutschen Bauern dargestellt. Der ernste Sinn der Schweizer, welcher durch die Religionswirren noch mehr genährt wurde, ließ das eigentliche Fastnachtspiel, die nur der Lust gewidmete Posse nicht aufkommen; auch im nördlichen Deutschland kommt sie nur vereinzelt vor, dagegen bietet uns der Elsaß eine nicht geringe Zahl solcher Stücke. Dieselben, welche wir bei der prosaischen Novelle als vorzüglich thätig werden kennen lernen, Jacob Frey, Georg Wickram und Martin Montanus, haben auch lustige, darunter auch schmutzige Schwänke dramatisirt, die sie, wie ihre Novellen, zum Theil aus italienischen Quellen, namentlich aus Boccaccio schöpften. Da diese Spiele durch Nichts, als durch ihre Unzüchtigkeit ausgezeichnet sind, können wir sie füglich übergehen; dagegen verdienen Wolfhart Spangenbergs dramatische Schwänke hervorgehoben zu werden, unter ihnen ganz besonders der „Glückswechsel", in welchem Bauer, Landknecht und Pfaff, die mit ihrem Stande unzufrieden sind, sich gegenseitig zu betrügen suchen, was mit viel Humor und insofern mit sittlicher Tendenz durchgeführt ist, als am Ende die betrügerische List von der unschuldigen Einfalt besiegt erscheint. Der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir noch den Osnabrücker Rudolph von Bellinghausen, der von Beruf ein Schuhmacher war, weshalb er auch der Osnabrückische Hans Sachs genannt wurde. Er hat außer vielen andern Dichtungen ohne Poesie, wie Lichtenberg sagt, wenigstens 37 Schauspiele geschrieben, darunter einen „Donatus", in welchem unter Andern die fünf lateinischen Declinationen und die sechs Casus personificirt erscheinen, wie der schon genannte Thomas Birken die Kartenblätter personificirte.

Zu den volksmäßigen Dramen gehören endlich diejenigen, in denen mehr romantische Stoffe behandelt wurden, welche die Dichter theils aus den Volksbüchern, wie die „schöne Magelone" in 2 Bearbeitungen (1539 und 1570), „Kayser Octavianus", „Pontianus" (aus dem Buch der sieben weisen Meister), theils aus fremden, namentlich italienischen Quellen zogen, wie Zacharias Liebholds „Historie von einem Kauffmann von Padua" (1596), die „Areteugenia", welche Daniel Cramer zuerst lateinisch abfaßte, und Joh. Sommer in deutsche Reime brachte (1602), die „Comödie von Graff Walther von Salütz und Griselden von Georg Mauritius dem Eltern" (1606). Ja es finden sich sogar schon sehr frühe Bearbeitungen nach dem Spanischen, wie die „Tragödie von Melibius und Melibia" (Augsb. 1520).

So gingen die beiden Richtungen des Dramas im ganzen Jahrhundert neben einander her, ohne daß sie wesentlichen Einfluß auf einander geübt hätten, ob sich gleich im Einzelnen ein solcher nicht verkennen läßt, sei es, daß einige volksthümliche Dichter die äußere Form der Acten- und Sceneneintheilung von den gelehrten Dichtern nachahmten, oder daß diese ihren Stücken eine lebendigere, dem Volksdrama abgelauschte Darstellung gaben. Gegen das Ende des Jahrhunderts aber erhielt das volksmäßige Spiel ein unverkennbares Uebergewicht, indem es sich zugleich einem fremden Einflusse hingab. Dieses Uebergewicht war schon seit längerer Zeit durch Hans Sachs vorbereitet, welcher nicht bloß der fruchtbarste, sondern ohne Zweifel auch der talentvollste dramatische Dichter des Jahrhunderts war; seine Spiele hatten nach und nach größere Verbreitung gewonnen, was bei keinem andern der Fall war; ja es wurden mehrere derselben an verschiedenen, selbst sehr entlegenen Orten aufgeführt, so der „Tobias" u. a. in Straßburg, die „Sechs Kempffer" in Wien (1568), obgleich in dieser Stadt nicht in seinem Namen, sondern als das Werk eines gewissen Georg Lucz, der sich erlaubte, das Drama des Nürnberger Meisters als sein eigenes dem Erzherzog Ferdinand zu widmen. Dieses Uebergewicht, welches das Volksspiel allmählich gewann, gründete sich wohl besonders darauf, daß es größere Mannigfaltigkeit des Stoffs gewährte, als die biblischen Stücke der Gelehrten, welche immer wieder die nämlichen Gegenstände abspannen,

ohne ihnen doch durch höhere künstlerische oder geistreiche Behandlung neue Reize zu verleihen. Als nun im letzten Viertel des 16. Jahrh. plötzlich die sogenannten „Englischen Comödianten" erschienen, von denen unten ausführlicher berichtet werden muß, als sie sich in beinahe wunderbarer Weise über ganz Deutschland verbreiteten und fremde Dramen aufführten, welche nicht bloß Mannigfaltigkeit der Gegenstände gewährten, wie die Volksspiele, sondern die mannigfaltigen Stoffe auch in einer von den gelehrten, wie von den Volksdichtern ungeahnten dramatischen Lebendigkeit darstellten; da konnten sich, wo sich die fremden Schauspieler mit ihren ergötzlichen, oder romantisch ergreifenden Schauspielen zeigten, die eintönigen biblischen Spiele der Gelehrten nicht länger halten, und da diese, welche bei ihren Stücken weit weniger die Kunst oder die Unterhaltung ihrer Zuschauer, als religiöse Erbauung oder sittliche Belehrung zum Zwecke gehabt hatten, sich nicht entschließen konnten, ihren beschränkten Gesichtskreis aufzugeben, und ihre Spiele nach dem Vorbild der fremden Stücke zu bearbeiten; so verlor sich ihr Publikum und mit diesem verschwanden natürlich allmählich auch die Dichtungen selbst. Mit dem Volksschauspiel verhielt es sich anders. Da es schon durch die ihm eigenthümliche Mannigfaltigkeit des Stoffs jenen fremden Stücken näher gerückt, ihnen, so zu sagen, sogar verwandt war, da es keinen andern Zweck hatte, als die Belustigung der Zuschauer, so konnte er sich leicht diejenigen Eigenthümlichkeiten der neuen Schauspiele aneignen, durch welche dieselben so mächtig wirkten, ohne seine eigene Eigenthümlichkeit zu verlieren, es konnte sich an jenen Vorbildern zugleich verjüngen und in künstlerischer Beziehung veredeln. Glücklicherweise geschah es, unglücklicherweise aber nicht durch bevorzugte Talente, so daß das volksthümliche Drama zwar einen höheren Aufschwung nahm, aber nicht auch eine so feste Ausbildung erlangte, daß es den späteren unglücklichen Verhältnissen hätte widerstehen können, welche die volksthümliche Grundlage der Literatur vernichteten und sie in die unfruchtbare Wüste der Nachahmung verschlugen, in welcher sie anderthalb Jahrhunderte irrte. Zwar beruhte das spätere Drama des Zeitraums, wie wir gesehen haben, ebenfalls schon auf Nachahmung; allein es wurde durch dieselbe die Nationalität in keiner Weise gefährdet, da die Schauspiele, welche nun nachgebildet wurden, bei einem stammverwandten Volke, den Engländern, entstanden waren, dessen Charakter wesentlich germanisch ist. Ihr Einfluß veränderte das deutsche Drama daher keineswegs in seinem innern Wesen, er gab ihm vielmehr nur die Gelegenheit, dieses Wesen zu entwickeln. Dem deutschen Volksspiel fehlte es nicht an mannigfaltiger dramatischer Anlage; was ihm abging, das war die Kunst, diese Anlagen zu entfalten; die bisherigen Dramen waren Skizzen, welche als solche recht gut genannt werden können, aber es fehlte ihnen Licht und Schatten, jegliche Ausführung und jegliche Farbe. Die Dichter lernten nun von den Engländern, die dramatischen Keime zu entfalten, und wenn sie auch noch keine großen Fortschritte darin machten, so waren solche doch sichtbar, und sie wären ohne Zweifel bedeutender geworden, wenn, wie schon gesagt, größere Talente vorhanden gewesen wären. Nun beschränkt sich die Handlung nicht mehr auf eine bloße skizzenhafte Andeutung, sie wird schon in ihre einzelnen Theile zerlegt und ausgeführt, und da das Drama auf diese Weise innerlich wuchs, konnte der äußere Umfang der Handlung sich beschränken. Endlich hatten die englischen Vorbilder noch die bedeutsame Wirkung, daß die lustige Person, oder der Narr eine bestimmtere Gestaltung gewann. Daß das älteste deutsche Spiel, das geistliche, wie das volksthümliche, lustige Personen hatten, ist uns erinnerlich, und auch in den Dramen des 16. Jahrhunderts erscheinen solche ziemlich häufig. So finden wir den Narren im „Hofteufel" von Chryseus, im „Schlemmer" von Stricer, im „Johannes" von Aal, und in vielen andern; in den biblischen Stücken, den gelehrten, wie den volksthümlichen, haben die Teufel häufig die Rolle der lustigen Personen übernommen. Ueberall aber erscheint der Narr gleichsam als Chor, der vorzüglich da auftritt, wo die handelnden Personen dem schlichten, gesunden Menschenverstand untreu werden, oder sich durch Leidenschaften, edle und unedle, zu Ungewöhnlichem verleiten lassen. So spottet er im „Johannes" von Aal über die Liebeleien des Königs und der Herodias, über das Versprechen des Herodes, der schönen Salomeh zu geben, was sie nur verlangen möge, und als diese den Kopf des Täufers fordert und Herodes darüber klagt, nennt ihn der Narr einen Heuchler, weil er sich im Grunde über die Bitten seiner Tochter freue. Eben so verhöhnt er aber auch den Täufer, als dieser im Gefängnisse sitzt und die guten Speisen zurückweist, die ihm der gutmüthige Narr bringt, denn er kann es nicht begreifen, daß ein vernünftiger Mensch lieber rohe Wurzeln als Braten und Kuchen esse, lieber Wasser als guten Wein trinke. In den Volksspielen kommt der Narr ebenfalls schon sehr früh vor, aber er hat auch da kaum eine andere Bedeutung, als in den geistlichen Spielen; es ist auch hier mehr reflektirend als handelnd (Vgl. I, 732). Erst durch den Vorgang der Engländer erhielt er eine mehr bestimmte Gestalt, er wurde zu einer bestimmten Persönlichkeit mit entschiedenem Charakter, so daß er als ein alter Bekannter erschien, selbst wenn er den Namen wechselte. Dies war noch während des gegenwärtigen Zeitraums der Fall, denn er hieß bald John, bald Johann Bouffet, John Clant, oder auch Eulenspiegel, Pickelhering und Hans Wurst, bis endlich später dieser Name stehen blieb. Man findet ihn freilich schon in einem Fastnachtspiele von Peter Probst, einem Meistersänger in Nürnberg, der seine Meistergesänge und Fastnachtspiele im Jahr 1553 in einem eigens dazu angelegten Buche niederschrieb; ja Luther gebrauchte den Namen schon 1541 in seiner Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, den er einen „Hans Worst" nannte; allein das Wort und die dramatische Person haben sich erst später in der Bedeutung festgesetzt, die wir noch heute damit verbinden. Der Charakter der lustigen Person, unter welchem sie auch erscheinen mochte, war pfiffige Tölpelhaftigkeit, die sich ein Vergnügen und ein Geschäft daraus macht, die Leute zu necken und ihnen Possen zu spielen, wie er sich noch bei dem Hanswurst der Seiltänzer und anderer herumziehenden „Künstler" erhalten hat. Es erinnert dies an den Eulenspiegel, und ohne Zweifel hat dieser beliebte Volksnarr Einfluß auf die lustige Person des Schauspiels gehabt. Außerdem erscheint diese auch als gefräßig, besonders wenn sie sich als Hanswurst darstellt, welcher Name an das Lieblingsgericht des Volks er-

innert, wie die entsprechenden Jean Potage, Macaroni und Jack Pudding bei den Franzosen, Italienern und Engländern.

Von den Dichtern, welche das Drama nach dem Vorgange und unter dem Einflusse der Engländer weiter ausbildeten, sind nur Jakob Ayrer aus Nürnberg, welcher auch die ersten Singspiele dichtete, und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zu nennen; bei Andern z. B. bei Mauritius ist dieser Einfluß nur so schwach und untergeordnet gewesen, daß er oft kaum hervortritt.

Außer der allgemeinen Bezeichnung „Spiel", welche sich noch lange erhält, finden sich schon häufig die den Alten entlehnten Namen „Tragödie" und „Comödie", und zwar nicht bloß bei den gelehrten, sondern auch bei den volksthümlichen Dichtern, in biblischen und weltlichen Stücken, ohne daß jedoch die wahre Bedeutung derselben erfaßt worden wäre; vielmehr war die Unterscheidung durchaus äußerlich; ein Spiel hieß Tragödie, wenn der Ausgang traurig, Komödie dagegen, wenn dies nicht der Fall war, mochte auch der ganze Verlauf sonst tragisch sein. So sagt bei Hans Sachs der Ehrenholt in der „Comedi, Der Fürst Wilhelm von Orlienß mit seiner Amaley":

„Von Gott sey Fried, Heyl vnd genaden,
Allen den, die hieher sind geladen,
Zu sehen ein artlich Comedi,
Die sich fast vergleicht einer Tragedi,
Sehr trawrig biß hin zu dem end,
Da es sich erst zu frewden wend."

und in einer bis jetzt noch unbekannten, und weder von Gottsched, noch von Kehrein erwähnten, übrigens ziemlich unbedeutenden gereimten „Tragödia von einem vngerechten Richter" (Gedruckt zur Heinrichstadt, durch Conrad Horn, Anno 92), deren Verfasser nicht genannt ist, heißt es im Vorbericht „An den Leser:" „Lieber Leser, damit dir der vnterscheidt zwischen Tragœdien vnd Comœdien wissent sey, so soltu wissen, daß Tragœdia ein Spiel ist, welchs einen bösen erschrecklichen Ausgang gewinnet, Comœdia aber hergegen, da das Spiel zu einem guden vnd frölichen ende kömbt."

Was die Sprache der Dramen betrifft, so bleibt die jedesmalige Mundart in den volksthümlichen Spielen vorherrschend; Manuel dichtete im schweizerischen, Hans Sachs im Nürnberger Dialekt. Gegen das Ende des Zeitraums tritt jedoch auch bei den volksthümlichen Dichtern die Mundart immer mehr zurück, und so dichtete der Herzog Heinrich Julius in hochdeutscher Sprache, ohne jedoch, wie wir sehen werden, die Mundart ganz zurückzudrängen, indem er dem Gebrauch derselben vielmehr eine zum Theil größere Ausdehnung gab, wovon später ausführlicher die Rede sein wird. Spiele der Gelehrten sind dagegen zumeist schon in der hochdeutschen Sprache geschrieben, dies gilt namentlich von denjenigen Dichtern, welche in Sachsen und den angränzenden Ländern lebten; bei den andern tritt die Mundart hie und da noch hervor.

Die theatralische Aufführung der Spiele fand im Anfange des vorliegenden Zeitraums ganz in derselben Weise statt, wie am Ende der vorigen Periode: das volksmäßige geistliche Spiel auf öffentlichen Plätzen mit besonderen Gerüsten oder auch in großen öffentlichen Gebäuden, in Wien z. B. im Rathhaus und seit 1568 im neu erbauten Zeughaus. In Nürnberg errichtete jedoch die Meistersängerzunft schon im Jahr 1550 ein amphitheatralisches ungedecktes Schauspielhaus, wo man bei Tage spielte, etwas später folgte auch Augsburg. Die Fastnachtsposse wurde, wie damals, noch in Privathäusern oder in Wirthsstuben aufgeführt. Ohne Zweifel wurden für die Aufführung der Schulkomödien zuerst die Schulsäle selbst in Anspruch genommen; als sie aber deutsch geschrieben wurden und einen größeren Umfang gewannen, mag man größere Lokalitäten und gewiß auch freie Plätze benutzt haben. Bei diesen Dramen waren zunächst Schüler und in Universitätsstädten auch Studenten die Schauspieler, und der Dichter leitete das Ganze; in den mysterienartigen Stücken spielte die „junge Bürgerschaft", wie dies bei den Dramen der Schweizer Kohlroß, Manuel und Rüte ausdrücklich bemerkt wird. Wie früher machten in den größeren Städten auch wohl Einzelne eine Art Gewerbe aus dramatischen Darstellungen (I, 714), und wahrscheinlich sind solche Gesellschaften auch hie und da von Ort zu Ort gezogen, ohne jedoch eigentlichen Beruf daraus zu machen. Eigentliche Schauspielergesellschaften kommen erst mit den „englischen Comödianten" zum Vorschein, aber dann vermehrten sie sich ziemlich schnell; so hatte Herzog Heinrich Julius von Braunschweig schon im Jahr 1605 eine eigene stehende Truppe, und dies mag wohl das älteste Hoftheater in Deutschland gewesen sein.

Niclaus Manuel.



Niclaus Manuel, wahrscheinlich der natürliche Sohn des Berner Bürgers Emanuel Alleman (weshalb er sich nach dessen Vornamen nannte, und in nicht öffentlichen Urkunden den Zunamen Deutsch beifügte) und der natürlichen Tochter des

berühmten Thuring Frickart (I, 769), wurde im Jahr 1484 geboren, widmete sich früh schon der Kunst, zu welcher er ein entschiedenes Talent beurkundete, und bildete sich zuerst unter Holbein in Basel, später unter Tizian in Venedig zu einem der bedeutendsten Maler seiner Zeit. Von seinen Mitbürgern wegen seiner vielfachen trefflichen Eigenschaften geschätzt, trat er schon 1512 in den Großen Rath. Doch nahm er im Jahr 1522, wahrscheinlich weil ihm seine Kunst nicht hinlänglichen Erwerb darbot, Kriegsdienste und zog mit dem eidgenössischen Schlachthaufen, welcher dem französischen König Franz I. zur Wiedereroberung von Mailand behülflich sein sollte, nach Italien, wo er dem Sturm von Novara und der Schlacht von Pavia beiwohnte. Obgleich die Schweizer in derselben geschlagen worden waren, hatten sie doch so große Tapferkeit bewiesen, daß Manuel dem bekannten Lied der deutschen Landsknechte (s. o. S. 51) mit Recht ein anderes entgegensetzen konnte, in welchem er den Muth seiner Mitkämpfer verherrlichte. Bald darauf in die Heimat zurückgekehrt, und vom Rath zum Vogt von Erlach ernannt, nahm er eifrigen Antheil an den Reformbestrebungen, und die Einführung der Reform, welche er als Beamter und als Dichter kräftig unterstützte, war zum großen Theile sein Werk, weshalb er auch bald nach dem großen Religionsgespräch in Bern zum Mitglied des Kleinen Raths ernannt wurde (1528). In dieser Stellung entwickelte er eine große und erfolgreiche Thätigkeit, welche er vorzüglich der festeren Begründung der Reformation auch in andern Orten der Eidgenossenschaft widmete. Er starb am 30. April 1530, kaum 46 Jahre alt, nachdem er ein Jahr früher in Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat zum Venner der Republik ernannt worden war.

Bei all dieser rastlosen Thätigkeit in Staatsangelegenheiten fand Manuel noch Muße zur Ausübung seiner Kunst und der Poesie; aber auch in diesen beiden Richtungen wirkte er vorzugsweise für die Reformation. So enthalten schon die gereimten Erklärungen zu seinem berühmten Todtentanz (aus welchem die obige Abbildung entnommen ist) mancherlei Ausfälle gegen Pabstthum und Klerisei; ganz entschieden und die Reformation mächtig vorbereitend tritt er in seinen drei „Fastnachtspielen" auf, welche im Jahr 1522 in Bern von den „Bürgersöhnen" aufgeführt wurden*). Das erste und größere derselben, welches auch unter dem Namen, die „T o d t e n f r e s s e r" bekannt ist, geht von der Todtenmesse aus, die als eine reiche Einnahmsquelle der Geistlichkeit dargestellt wird, und verbreitet sich dann über die Entartung des Klerus, der Kirche und deren Bestreben, ihre Macht auf Kosten der weltlichen Gewalt auszubreiten. Es werden die einzelnen Glieder der Kirche vom Pabst bis zum geringsten Bettelmönch aufgeführt, welche mit aller Offenheit von ihrem Wesen und Treiben berichten. Erst gegen die Mitte wird das Stück dramatischer. Der Johanniterritter bittet den Pabst um Hülfe gegen die Türken; dieser schlägt sie ihm ab, weil er gerade mit den italienischen Staaten in Streit begriffen sei und ein Krieg gegen die Ungläubigen ihm keinen Vortheil gewähre. In einer darauf folgenden Scene tragen sich die Söldner der verschiedenen Völker dem Pabste zum Kriegsdienste an, wodurch das Bild der weltlichen Macht und der weltlichen Richtung des Pabstthums vervollständigt wird. Die Apostel Petrus und Paulus, welche vom Anfang an Alles gehört haben, sprechen ihre Entrüstung darüber aus, die noch mehr steigt, als sie hören, daß der Mann, um welchen sich das Gespräch dreht, sich für den Statthalter Christi ausgebe. Von dramatischer Entwickelung ist freilich keine Spur vorhanden, dagegen ist die Darstellung von einer volksthümlichen Kraft und Wahrheit, die sich nur bei einem Dichter finden kann, der das Leben in seinen allseitigsten Verhältnissen mit klarem Auge angeschaut hatte, und sie mit künstlerisch gestaltendem Sinn wieder darstellte. Um Manuels Trefflichkeit zu würdigen, muß man nämlich seine Spiele nicht als Ganzes betrachten, sondern nur in ihren einzelnen Theilen ansehen, und dann wird man finden, daß alle Personen, Pabst und Geistlichkeit, Ritter und Bauern, und wen er sonst noch vorführt, mit der lebendigsten Wahrheit aufgefaßt und vortrefflich gezeichnet sind. Zudem steht ihm eine reiche Quelle von Humor und Witz zu Gebote, die er mit Glück zu benutzen weiß und durch die kernhafte Sprache, deren er ganz Meister ist, oft die glücklichste Wirkung hervorbringt*). Im zweiten Fastnachtspiel unterreden sich zwei Bauern über den Gegensatz im Wesen Christi und seines Statthalters, während ein doppelter Zug, auf der Einen Seite Christus auf einem Esel mit seinen armen Jüngern und gebrechlichen Begleitern, auf der andern der Pabst zu Roß im prächtigen Schmuck und von reich gekleideten Cardinälen und andern Geistlichen umgeben, an ihnen vorüberzieht**). Wir können auch „die klegliche Botschafft dem Bapst zukomen" bekannter als „Testament der Meß" hieher zählen, denn obgleich dieser in Prosa geschriebene Dialog nicht für die Aufführung bestimmt war, hat er doch mehr dramatische Lebendigkeit, als seine eigentlichen Spiele und gehört überhaupt zu dem Vortrefflichsten, was die polemische Literatur jener Zeit hervorgebracht hat. Die Messe als der Mittelpunkt des römischen Gottesdienstes wird als krank vorgestellt, der Pabst beruft in großer Besorgniß um ihr Leben, die Aerzte Rundeck und Heyoho zu ihrer Wiederherstellung; aber ihre Bemühungen verschlimmern den Zustand der Kranken, und da auch die geistlichen Mittel, geweihte Kerzen, Oelung und dergleichen Nichts helfen, fliehen sie noch vor ihrem letzten Athemzug voll

*) Ob das Spiel „Elßli Tragdenknaben" (I, 710), welches in zwei verschiedenen Drucken unter zwei verschiedenen Titeln erhalten ist, und nach einem derselben (Basel, 1530) in Bern aufgeführt wurde, wirklich von Manuel ist, wie dessen Biograph Grüneisen (Stuttg. u. Tüb. 1837. S. 233 f.) annimmt, möchte noch manchem Zweifel unterworfen sein.

*) So scharf sein Witz in den Fastnachtsspielen ist, so mild und liebenswürdig zeigt er sich in einem Briefe an den Rath in Bern, mit welchem er diesem ein Faß neuen Wein übersendet. Es ist dieser Brief, in welchem er die Geschichte des Weins in durchgeführter Personification erzählt, ein wahres Meisterstück der Darstellung, welches in der Zeit ganz allein dasteht.

**) Es ist bekannt, daß im Jahr 1521 das sogenannte „Passionale Christi und Antichristi" erschien, 26 Holzschnitte nach Lucas Cranach, welche Scenen aus Christi Leben in Vergleichung mit dem unchristlichen Leben des Pabsts darstellen, zu welchen Luther gut gewählte Sprüche aus der Bibel und Sätze aus den Dekretalen hinzufügte. Dieses Passionale, welches Hans Sachs in der gereimten „Vergleichung des Bapst mit Christo" erläuterte, mag auch Manuel zu seinem Fastnachtspiele veranlaßt haben.

Entsetzen davon. Hierauf folgt das Testament der Messe, welches von beißendem Witze sprudelt.

Anfang des Fastnachtspiels: „Die Todtenfresser".

Des Ersten trůg man ein todten in einem boum, in gestalt ihn zuuergraben, und saß der pabst da in großem gepracht mit allem hoffgesindt, pfaffen und kriegßlüten, hoch und nieder stands. Vnd stůnd aber Petrus vnd Paulus wyt hinden, sahendt zů mit viel verwunderns, ouch waren da edel, leyen, betler vnd ander. Vnd aber es giengen zwen leÿtman nach der bar, die klagten den todten, vnd do die bar für die pfeffisch rott ward nieder gestelt, do fingen die leÿtlüt an ihr klag, deß ersten also:

Leittmann Augustin Vorschopff.

Erbarm sich gott und all chör der engel,
Daß unser vetter Bonenstengel
So jung mit todt abgangen ist.
O barmhertziger Jesu Christ!

Leittmann Caspar Wittwenrogen.

Kein kosten soll vns duren dran,
Wo wir münch vnd priester mögend han,
Und solt es kosten hundert kronen,
So wend wir ihnen erlich lonen;
Darmitt man mög die seel erlößen
Vom fegfür vnd von allem bößen;
Darvon man doch so grülich rett:
Darum ich ihm gern helffen wett.

Sigrist Vältin Stückli.

Herr kilchher, gendt mir s'bottenbrot!
Es ist ein fast rycher meyer todt,
Den hat man gebracht mit großem weynen.

Kilchherr Ruprecht Meeher.

Es ist recht, hetten wir noch einen!
Der beschüßt nüt, kämendt noch vil!
Der todt ist vns pfaffen ein eben spil:
Je mee, je besser! kemend noch zehen!

Sigrist.

By gott! ich ließ es ouch gern beschehen.
Ich wil lieber den todten lüten,
Denn daß ich solt hacken oder rüten.
Die todten gendt gůt spyß vnd lon:
Sönd sie mit glüt inn hymel kon,
So ist das gelt wol an geleyt,
Wenn sie der thon in hymel treytt.

Kilchherr.

Lucas schribt nit vil daruon,
Das gott durch den glocken thon
Werd bewegt, syn gnad zů geben,
Es sig im todt oder leben.
Es bringt aber vns die fisch in die rüschen,
Barben, hecht, fornen, salmen vnd groß trüschen,
Die mögend wir vom opffer kouffen;
Es fröwt mich baß, dann kindli touffen.

Pfaffenmetz Anastasia Füchßörli.

Herr biß gelobt! es will vns wol ergan,
Da werdend wir aber mee zinß han.
Die rychen todten gend gůten lon;
Mir wirt zum minsten ein rock daruon,
Der můß syn wyß, schwarz, grün vnd brun,
Vnd vnden drumm ein gäler zun.

Tischdiener Görg Frůsummer.

Benedicite, jr lieben herren!
Ir mögend aber wol frölich zeren;
Da lyt ein fogel, ders vermag,
Der ist gefallen in den schlag.
Pfrůnd vnd jarzyt hatt er gestifft,
Das ein große nutzung trifft,
Vnd eb ir den werdend verzeren,
So wird üch gott ein beßern bescheren.

Papst Enteristelo.

Der todt ist mir ein gůt wildbrät,
Dardurch myn diener vnd min rät
Mögend füren hohen gebracht
In allem wollust tag vnd nacht,
Diewyl wirs habend gebracht dahin,
Das man nit anderst ist imm sin,
Dann das ich also gwaltig sy,
Wie wol ich leb in bůbery,
Noch mög ich die seel in hymel lupffen;
Dardurch ich menchen fogel rupffen.
Ouch weynend sie, ich häb den gwalt,
In die hell zů binden, wer mir gefalt.
Das sind alles gůt griff vff der gygen;
Lůgend ihr nun, das ihr geschickt sygen,
Vnd predgend alweg das geistlich recht,
So sind wir herrn, vnd die leyen knecht
Vnd tragend herzů by der schwäre,
Das sunst alles verderbt wäre,
Wo ir das euangelium seiten
Vnd nach sim inhalt recht vßleiten.
Denn das lert nienen opffern, noch geben
Allein in armůt vnd einfalt leben.
Solt es nach euangelischer wyß zů gan,
Wir möchtend vast kum ein eßli han,
So wir sunst hoch gehalten werden:
Ich ryt almal mit thusend pferden,
Ein kardinal mit zwey, dry hundert,
Wie wol es die leyen übel wundert.
Ich zwing sie aber durch den ban
Vnd sprich, der tüfel müßt si han,
Wo sie ein wort darwider redten.
Vnd wo wir nummen selber wetten,
So sind wir herren der gantzen welt,
Dann vns fallt zů rent, gült, bargelt
Vß der armen blůtendem schweyß,
Der nit anders verstat, noch weiß,
Dann das ich syg ein gwaltiger gott,
Vnd müßend halten mine gebott:
Des ir mit mir groß wollust hend.
Wenn wir es nummen behalten wend,
So sind wir fry vnd sycher lüt
Vnd gend vff erd keim leyen nüt,
Wed reiß, kost, zol, stür noch ander beschwerd,
Dann wywaßer vnd saltz, dry haßelnuß werdt;
Vnd ist keim volck vff ertrich baß.
Dar zů hilfft vast wol der ablaß,
Schafft, das man schücht bůß zů tragen;
Vom fegfür ist grüwlich zusagen,
Das man das gmein volck mög erschrecken,
Das hilfft gar wol den schalck verdecken.
Vnd wer gern well leben fry
In wollust vnd aller bůbery,
Der behelffe sich mines rechten,
So bedarff üch niemand widerfechten.
Ir stelend, roubend, thügend, was jr wend,
So bedörffend doch die leyen nit ir hend
An vch legen mit ihrem gewalt,
Wann man nur diese gewonheit bhalt;
Vnd straffend vnd plagend wir all welt,
Vmb alle narung, gůt, gold vnd gelt.
Darzů so helffend vns die todten,
Das wir die leyen mögen beschroten.

Cardinal Anshelm von Hochmuth.

Wan mir nit wer mit todten wol,
So läg nit mänger acker vol,
So durch mich vnd myn gesellen,
Die stätz nach kriegen stellen,
Sind erschlagen vnd erschossen;
Des hab ich mechtig wol genossen,
Das ich so gern sahe christenplůt;
Darumb trag ich ein roten hůt,
Vnd hab daruon groß nutz vnd ouch eren,
Järlich zwenzig tusend florin zuuerzeren.
Kan ich es gefügen, ich wil daß dran,
Ich můß noch zwey gůte bistům han.

Bischoff Chrysostomus Wolffsmagen.

Wir bischöf hand ein gůte sach,
Darumb sind wir an gelt nit schwach;
Dar zů hilfft vns das päbstlich recht,
Die sach wer sunst nit halb so schlecht,
Vnd wurdend nit vil syden tragen,
Ouch nit groß gůt verthůn mit jagen,
Zu keiner zyt im harnisch ryten;
Ich wer ouch nie ein houptman in striten.
Stůnd es, als by anfang der kilchen,
Ich trůg villicht grob tůch vnd zwilchen.
Do wurden wir als hirten geacht,
Jetz sind wir zu fürsten gemacht.
Darzů so bin ich noch ein hirt,
Ja wenn? so man die schaaff beschirt.
Die hirten sind ouch unterscheiden,
Die schaaff můßend mich weiden
In allem můtwil vnd lybs lust;
Sie můßends thůn, ich friß sie sust,
Vnd milck sie, das sie kum künnen gan,
Jetz mitt ablaß, denn mitt dem bann;
Sie dörffend sunst keins wolffs, denn min

Ich kan wol hirt vnd ouch wolff syn.
Danck hab der pabst, von dem ich es han,
In sinem glouben will ich stan,
Bis in todt beschirm ich sin gbott;
Er ist mir recht ein gûter gott.
Das er den pfaffen die ee verbût
Ohn grundt heilger gschrifft, das schat mir nüt.
So mögend si nit küscheit halten
Vast wenig der jungen, noch der alten.
Wie wol sie sind gottes wort verkünder,
So sitzen sie doch als offen sünder,
Daran sich ergert alle welt, —
Was lyt mir dran? es bringt mir gelt;
Ich laß inen es nach, warum deß nit?
So er mir vier rinsch gulden gitt
Jährlichy, so sich ich durch die finger;
So halt ich fürsten staat dest ringer.
Gebürt denn die metz ouch kind dem pfaffen,
So mag ich min nutz wyter schaffen.
Sich zû, was bringt es nutz und gewinnß
Der hoden (wie heißt?) der boden zinß.
Zwey thusend guldin treit es ein jar,
Kumpt mir von pfaffen hûren har.
Werend pfaffen vnd hûren frumm,
So wurd mir nit ein haller drumm.
Solten die pfaffen eewyber nen,
Daß wurd nit speck in die bratwürst gen.
Also bin ich ein fürst vnd geistlicher hirt,
Ja frylich zû gûtem tütsch ein hûrenwirt;
Darfür wend mich die puren han:
Die selben thun ich all in ban.

Hans Sachs.

Unter den zahlreichen Dramatikern des 16. Jahrhunderts nimmt Hans Sachs ohne Zweifel die erste Stelle ein, und wenn auch die dramatische Kunst bei ihm noch immer sehr unentwickelt erscheint, so übertrifft er doch nicht nur die andern Dichter seiner Zeit in den meisten Beziehungen, während er den besten derselben nur in einzelnen Verhältnissen nachsteht, sondern er hat die Kunst in der That gefördert und ihre bis zu seiner Zeit noch so engen Gränzen erweitert, und zwar sowohl bezüglich der Form, als des Stoffs. Was zunächst diesen betrifft, so war Hans Sachs der Erste, der über das Hergebrachte hinausging und sich nicht mehr einerseits auf biblische Gemälde, andrerseits auf Darstellung der gewöhnlichsten Lebensverhältnisse beschränkte. Wie er überhaupt Alles in den Kreis der Dichtung zog, so bearbeitete er auch jeden Stoff, der sich ihm nur darbot, zum Drama, was freilich unwiderleglich darthut, daß er das Wesen dieser Dichtungsart nicht klar erkannt hatte. So kommt es nicht selten vor, daß er Dinge auf die Bühne bringt, die sich schlechterdings nicht darstellen lassen, wie er umgekehrt solche Thatsachen erzählen läßt, welche sehr gut hätten dargestellt werden können, obgleich dieser letztere Mangel schon deswegen weniger häufig vorkommt, weil die ganze Zeit ja gerade darin irrte, daß sie glaubte, es müsse in einem Drama Alles vor die Augen gebracht werden. Wie dem auch sei, so bleibt es sein unbestrittenes und großes Verdienst, das Drama durch Einführung neuer Stoffe einer neuen und fortschreitenden Entwickelung fähig gemacht zu haben und es ist nur zu bedauern, daß das nachfolgende Jahrhundert ihm nicht da folgte, wo er mit glücklichem Sinn gewählt hatte. Wenn Hans Sachs in vielen Dramen biblische Stoffe bearbeitete, so folgte er eben der Richtung seiner Zeit, welcher er sich nicht entziehen konnte; er unterlag ihr auch darin, daß gerade diese biblischen Stücke mit wenigen Ausnahmen unter seinen Spielen weitaus am tiefsten stehen, weil er darin der Ueberlieferung allzu sklavisch folgte, wie sie denn meistens nur als dialogisirte Abschnitte der Bibel erscheinen. Nur da, wo ihm zugleich eine volksmäßige Sage zu Hülfe kam, wie in den „Ungleichen Kindern Evä“, bewegte er sich freier und gerade diese haben daher ungleich mehr poetisches Leben, als die meisten übrigen biblischen Stücke. Seine historischen Dramen stehen im Allgemeinen nicht viel höher, als jene, und zwar größtentheils aus dem nämlichen Grunde, da er sich auch in denselben zu schüchtern an die ihm vorliegende Quelle hielt; aber es sind diese schon des Stoffs wegen als ein wesentlicher Fortschritt zu betrachten, da er zuerst auf die fruchtbarste und ächteste Quelle hinwies, aus welcher der dramatische Dichter schöpfen kann. Und es ist insbesondere dankenswerth, daß er das ganze große Gebiet der Geschichte in das Bereich seiner Darstellungen zog und uns sowohl die griechische und römische Welt, als die des Mittelalters dramatisch vorführte, ja sogar in das reiche Gebiet der Sage eindrang, die nur wie der Zeit, so auch seinem begränzten bürgerlichen Sinn viel zu weit ablag, als daß er dieselbe zu neuem bleibenden Leben hätte gestalten können. Am höchsten steht er in denjenigen Dramen, deren Stoffe er aus der zu seiner Zeit viel verbreiteten Erzählungs- und Novellenliteratur, namentlich aus dem Decamerone des Boccaccio entnahm, was nicht nur daraus zu erklären ist, daß diese Stoffe an sich der dramatischen Bearbeitung sich leichter fügten, sondern auch daraus, daß er die poetische Behandlung seiner Quellen mit gesundem Sinn erfaßte und in seine eigenen Dichtungen übertrug. Noch glücklicher beinahe ist er in denjenigen Spielen, die uns in das bunte Leben und Treiben seiner Zeit einführen und aus welchen recht anschaulich hervortritt, wie hoch er über seinen Vorgängern steht, denn auch hier hat er, abgesehen von der Darstellung und Entwickelung, mannigfaltige neue Stoffe eingeführt. Er beschränkt sich nicht mehr auf die gewöhnlichsten häuslichen Scenen und Verhältnisse, welche im 15. Jahrh. beinahe ausschließlich den Gegenstand der dramatischen Darstellung bildeten (I, 711 ff.); er überwindet diese Allgemeinheit, um uns in die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens zu führen, denen er bestimmte Einzelnheiten, Anekdoten, Schwänke und Geschichtchen aller Art zum Grunde legt, die er theils selbst erlebt haben mochte, theils aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft hatte und die er mit der ganzen Frische der Unmittelbarkeit dramatisch gestaltete.

Die Einführung neuer, fruchtbarer Stoffe ist ohne Zweifel das größte Verdienst, welches sich Hans Sachs als dramatischer Dichter erworben hat, und er kann in dieser Beziehung mit vollkommenem Recht der eigentliche Schöpfer des deutschen Dramas genannt werden; er ist aber auch in andrer Rücksicht bedeutend: denn er hat das Drama auch in formeller Hinsicht gehoben, dies zwar mehr nur andeutend, als wirklich mit Entschiedenheit bestimmend, aber immerhin in höchst erfreulicher Weise, denn wir finden in seinen besseren Werken den Keim aller derjenigen künstlerischen Mittel, durch welche das Drama zu seiner Vollendung gelangt. Er hatte es von seinen Vorgängern in der ersten, rohesten Gestalt übernommen, in welcher selbst der Dialog noch ganz unentwickelt war, von Handlung und Charakteristik im Allgemeinen keine Spur war; bei Hans Sachs finden sich alle diese Erfordernisse, allerdings

nur mehr oder weniger schwach entwickelt, aber sie sind doch unverkennbar vorhanden, und zwar nicht vereinzelt, wie sich auch wohl bei den älteren Dramen Beispiele vorfinden, sondern in harmonischer Vereinigung. Ja wir treffen bei ihm schon sehr lobenswerthe Versuche von Expositionen, und sogar tritt öfters das Bestreben hervor, die Handlungen zu motiviren, er hat eine Ahnung von dem Gesetze, daß keine Hauptperson plötzlich und ohne vorhergegangene Andeutung eingeführt werden soll, wie z. B. in der „Lisabetha" (1) der Knecht Lorenzo schon gleich am Anfang mit Geschick erwähnt, und sein späteres Eingreifen in die Handlung dadurch glücklich vorbereitet wird. Wir rechnen ihm ferner hoch an, daß er sich durch den Vorgang der Mysterien und der späteren biblischen Spiele nicht verleiten ließ, seine Dramen nach Außen zu entwickeln und ihnen den ungeheueren Umfang zu geben, worin jene das Wesen des dramatischen Gedichts legten; selbst seine biblischen Stücke bleiben von dieser unkünstlerischen Ausdehnung frei. Ja, man könnte auf den ersten Anblick versucht sein, ihm den Vorwurf zu machen, daß es ihm an äußerer Entfaltung mangle; allein es müßte sich bald die Frage aufdrängen, wie ein Dichter, dem ein so großer Reichthum an Stoff zu Gebote stand, gerade in diesen Fehler hätte verfallen können, den zu vermeiden es für ihn keiner besondern Anstrengung bedurfte. Und bei näherer Prüfung wird es auch klar, daß es nicht jene äußere Entfaltung ist, die wir vermissen, sondern die innere Entwickelung der Personen und Handlungen. Wir erinnern an das, was wir in der allgemeinen Darstellung seines Charakters als Dichter bemerkt haben, daß es ihm an der Fähigkeit mangelte, den Stoff schöpferisch aus sich heraus zu gestalten, den poetischen Keim zur Blüthe und Frucht zu treiben. So groß sein Talent war, die äußeren Erscheinungen des Lebens aufzufassen und mit bewundernswürdiger Treue poetisch wieder zu geben, so scharf sein Beobachtungsgeist, so umfassend und tief seine Welt- und Menschenkenntniß auch war, so fehlte ihm die dem dramatischen Dichter unerläßliche Gabe, das innere Leben, schöpferisch bildend, zur äußeren Erscheinung gelangen zu lassen, ihm Fleisch und Blut zu geben. Daß er den Menschen und dessen bewegende Leidenschaften kannte, davon geben nicht bloß seine didaktischen und epischen Gedichte Zeugniß; auch seine dramatischen beweisen es, in welchen uns oft leicht hingeworfene Bemerkungen mit Erstaunen und sogar mit Bewunderung erfüllen; aber er bleibt dann immer bei der bloßen Andeutung stehen, und seine Dramen werden auf diese Weise zu einfachen Skizzen, die als solche allerdings vortrefflich sind, aber keine große Wirkung hervorbringen können, weil Alles mit zu großer Schnelligkeit vor uns vorübergeht und weder die Handlungen, noch die Personen, noch deren Leidenschaften zur anschaulichen Entwickelung gelangen.

Diese Mangelhaftigkeit ist aber gewiß nicht bloß eine Folge des in dieser Beziehung beschränkten Talents des Dichters, sie war auch in den äußeren Verhältnissen begründet, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn diese günstiger gewesen wären, Hans Sachs den erwähnten Mangel, wenn auch nicht ganz, doch bis zu einem gewissen Grade überwunden hätte. Es war nämlich die Bestimmung des Dramas zu jener Zeit, kleine Gesellschaften im häuslichen Zirkel oder höchstens in den engen Räumen einer Wirthsstube zu belustigen *). Dies mußte den Umfang der Spiele beschränken, und erlaubte dem Dichter nicht, das Leben in seiner ganzen Fülle vor den Augen des Zuschauers erscheinen zu lassen. Er mußte sich auf bloße Skizzen beschränken, in denen die Darstellung der Leidenschaften, überhaupt eine tiefere psychologische Entwickelung unmöglich war. Zudem fehlte es an einem großen und bewegten Leben, das den Dichter hätte emporheben, in dem er Vorbilder für seine Personen und Handlungen hätte finden, aus dem er das Verständniß der großen, die Welt beherrschenden Leidenschaften hätte schöpfen können.

Man hat oft darüber gelächelt, daß der ehrliche Meister uns in seinen Personen immer wieder Nürnberger Bürger vorführt, er möge Stoffe aus dem Orient, aus dem griechischen, römischen Alterthum, oder aus der vielgestaltigen Sage behandeln. Dies ist es aber keineswegs, was seine geringere Befähigung zum Drama beurkundet; hat doch selbst Shakspeare römische Bürger „zu Londoner Pflastertretern" gemacht; haben die großen deutschen Maler des 16. Jahrhunderts die Frauen der Bibel in die zu ihrer Zeit übliche Tracht gekleidet. Aber nichts desto weniger sind Shakspeare und Lucas Cranach große Künstler, weil sie unter dem verfehlten Costüm das allgemein Menschliche in höchster Wahrheit und Lebendigkeit hervortreten ließen, weil sie jede Person, die sie zeichneten, in ihrer eigenthümlichen Natur, in der ganzen Fülle ihres Lebens und ihrer Leidenschaften darstellten. Wenn wir die Marien am Kreuze Christi sehen, wenn wir die ganze Tiefe und Innigkeit des edlen Schmerzes wahrnehmen, der sich in jedem Zuge des Gesichts, in der Haltung und Stellung des Körpers, ja selbst in den Falten der Gewänder mit aller Wahrheit ausdrückt, so vergessen wir bald, daß sie einen Nürnberger Kopfputz haben, und wir erblicken in ihnen die wahren Marien des Testaments, d. h. die von innigem, seelenvollen Schmerze erfüllten Frauen, denen durch den Tod des Erlösers alle Lebensfreude geraubt ist. Mit den Personen des Hans Sachs verhält es sich gerade so; es sind allerdings Nürnberger Bürger, aber mit einer scharf ausgeprägten Individualität des Charakters, der den gegebenen Verhältnissen vollkommen entspricht. In der richtigen Zeichnung der Charaktere und der Seelenzustände liegt überhaupt sein größtes dramatisches Verdienst, und wenn er dabei keine große Wirkung hervorbringt, so liegt auch dies in dem berührten Mangel an hinreichender Entwickelung. Endlich müssen wir, um das Bild zu vollenden, noch hinzufügen, was übrigens aus Allem, was über ihn gesagt wurde, schon von selbst hervorgeht, daß Hans Sachs das Drama in dem volksthümlichen Sinne und Geiste behandelte, der ihm von seinen Nürnberger Vorgängern überliefert worden war. Er kannte zwar die Alten aus Uebersetzungen, wie er

*) So beginnt unter Andern die „Comödi mit dreyen Personen, Vater, Sohn und Narr" (Kempten I, 3, S. 463) mit folgender Anrede:

Ein gutten abend, ihr erbarn leut!
Der Herr im hauß, der lud mich heut,
Wie er wurd heint ein gastung halten
Von erbarn leuten, jung vnd alten,
Auch wurd er etlich pursch einlassen.
Nun komme ich auch her dermassen,
Mein pfenning heut mit zuuerzehrn" u. s. w.

selbst Stücke des Terenz und Plautus (die „Menächmen" und den „Eunuch"), ja sogar des Euripides und Aristophanes „Elektra" und „Plutus" bearbeitete; aber ein Einfluß derselben ist in keiner Weise bemerkbar, höchstens könnte man hieherrechnen, daß auch er, seitdem er die Alten näher kennen gelernt hatte, seine Dramen in Akte theilte, während dies vor 1530 nicht der Fall gewesen war. Freilich war diese Eintheilung auch bei ihm ganz äußerlich und willkürlich, und es kommt nicht selten vor, daß die größten Zeiträume zwischen den Scenen eines und desselben Aktes vorübergehen, während in demselben Stück zwischen den Akten kein Abschnitt weder der Zeit, noch der Handlung wahrzunehmen ist. So erfreulich es übrigens ist, daß Hans Sachs der volksthümlichen Behandlung des Dramas treu geblieben ist, müssen wir dagegen bedauern, daß er den Alten die künstlerische Anlage und Entwickelung nicht abgelauscht hat.

Es wäre unmöglich, die zahlreichen dramatischen Werke des Hans Sachs (er hat deren 208 gedichtet) auch nur vorübergehend zu berühren; aber es wäre auch unnöthig, da wir bei allen die allgemeinen Bemerkungen wiederholen müßten, die uns bis jetzt beschäftigt haben. Wir können uns begnügen, um auf die bedeutendsten einen raschen Blick zu werfen. Sein erstes Spiel: „Das Hofgesind Veneris", verfaßte er schon im J. 1517, aber doch hat er sich erst in späteren Jahren dem Drama mit Vorliebe zugewendet; die meisten dichtete er von 1545 an; das letzte, „Von der Bulerin Thais", entstand im Jahr 1563. Er selbst theilt seine Dramen in Tragödien, Comödien und Fastnachtspiele ein, ohne aber von dem Wesen der beiden ersten Gattungen einen klaren Begriff zu haben, da ihm nur diejenigen Dramen für Tragödien gelten, welche traurig endigen, während er solche, in deren Verlauf selbst die entsetzlichsten Dinge zum Vorschein kommen, deren Hauptpersonen am Ende nicht sterben, Comödien nennt. Abgesehen davon, unterscheiden sie sich in der Ausführung nicht von einander. Unter diesen Dramen ist vorzüglich das von den „ungleichen Kindern Evä" bekannt geworden, und es verdient allerdings auch durch die treuherzig naive Behandlung des Gegenstandes Beachtung; doch steht sie dem Schwank gleichen Inhalts weit nach, besonders fehlt ihm die Rundung und Abgeschlossenheit, die an jenem so erfreulich ist, indem der Dichter auch noch den Brudermord hinzufügt, der mit dem eigentlichen Inhalt in keinem Zusammenhange steht. In der Comödie „Veritola" sind die Charaktere durch wenige tüchtige Züge scharf gezeichnet, und wenn er auch im Ganzen seiner Quelle, dem Boccaccio, sehr treu folgt, so hat er doch auch Manches hinzugethan, was die dramatische Gestaltung glücklich förderte. Die „Comödie darin die Göttin Pallas die Tugend vnd die Göttin Venus die Wollust verficht", ist, wie Tieck sehr richtig bemerkt, auf das Anmuthigste von der Schalkheit und dem Ernste des Dichters durchdrungen. Auch die „Violante" gehört zu seinen besten Erzeugnissen, und besonders ist die Erkennungsscene am Schluß sehr gut ausgeführt; der „Jüngling im Kasten" zeichnet sich durch heitere, beinahe muthwillige Behandlung aus, während die „Griseldis" ein schönes Zeugniß seiner tiefen Innigkeit ist. Alle werden aber von der „Lisabetha" (1) übertroffen, welcher zu einem vollkommenen Trauerspiele nur die reichere Entfaltung mangelt.

Wir haben schon oben vorübergehend auf einige Vorzüge dieser Dichtung aufmerksam gemacht; wir fügen nur noch hinzu, daß die Charaktere mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt sind. Die drei Brüder, alle drei darin einander ähnlich, daß sie gewinnsüchtige Handelsleute sind, treten doch in sehr geschiedener Abstufung auf. Eigentlich bösartig ist keiner; nur Ambrosi hat einen gewissen wilden Zug, der sich unverkennbar in dem verbissenen Ingrimm ausspricht, mit welchem er seiner Schwester den Spaziergang gestattet (V. 390). Baptista erscheint dagegen als ein leicht erregbarer Italiäner, den die über die Familie gebrachte Schande mit Rachsucht erfüllt, und in Anthoni ist eine weiche, mitleidige Seele mit Glück durchgeführt. Die Schwäche der Lisabetha, die sich von ihren Brüdern zu einem übereilten Vertrag, von der Dienerin zu unüberlegtem Liebeshandel verleiten läßt, tritt in lebensvoller Wahrheit hervor, ohne mit der Innigkeit und Kraft im Widerspruch zu stehen, welche sie nachgehends an den Tag legt, als die Liebe sich ihres Herzens bemächtigt hat; vielmehr dient jene Schwäche nur dazu, diese Tiefe der Empfindnng mit aller ihrer vernichtenden Gewalt hervortreten zu lassen. So skizzenhaft auch das Ganze gehalten ist, so lassen sich die Keime einer ächt tragischen Behandlung darin nicht verkennen. Das Stück schließt, wie beinahe alle übrigen, mit einer moralischen Ermahnung, welche hier der Ehrenholt vorträgt. Aus diesem didaktischen Schlusse wird es aber recht offenbar, daß der Dichter bei der Bearbeitung keineswegs einen moralischen Zweck beabsichtigte, sondern den Stoff ohne alle Nebenrücksicht poetisch auf sich wirken ließ; und erst nach Beendigung des Stücks hat er, um dem Herkommen zu genügen, freilich nicht ohne Willkür, aus der dargestellten Begebenheit die Lehren gezogen, welche er durch den Ehrenhold so vortragen läßt, als ob sie ihn bei der Bearbeitung geleitet hätten.

Seine Fastnachtspiele stehen ohne Vergleich künstlerisch am höchsten, weil er den einfachen, ihm nahe liegenden Stoff mit seinen Mitteln zu bewältigen vermochte und sie auch seiner heiteren Laune am besten zusagten. Es sind meistens kleine Anekdoten und Schwänke, die er oft mit großem Geschick dramatisch gestaltet, und bei welchen der Mangel an innerer Entwickelung um so weniger vermißt wird, als diese einfachen Possen solche an sich nicht verlangen, ja nicht einmal vertragen. Sie sind meistens trefflich in sich abgerundet, lebendig dialogisirt, von dem liebenswürdigsten Muthwillen erfüllt und dadurch sowohl, als durch den kernhaften, ächt volksthümlichen Ausdruck von der größten komischen Wirkung. Auch in diesen Stücken sind die Charaktere mit großer Kunst gezeichnet, und er weiß insbesondere dumme Bauern, wie in dem „Fimmsinger Roßdieb", muthwillige Gesellen, wie in den verschiedenen Stücken vom Eulenspiegel, zänkische und mürrische Alte oder einfältige, von ihren Frauen betrogene Ehemänner und daneben verschlagene alte Weiber, insbesondere ränkevolle Kupplerinnen nach dem Leben zu schildern. Das von uns mitgetheilte, bisher noch ungedruckte Stück gibt davon Zeugniß. (2) Es ist dies auch deshalb hervorzuheben, weil der Dichter darin verschiedene Erzählungen nicht ohne Geschick zu einem wohlgefügten Ganzen verbunden hat, wodurch die unerschöpfliche List der Mutter und die unverbesserliche Einfalt des Mannes zur höchsten

Anschaulichkeit gebracht wird. Wir nennen außerdem noch das Spiel vom „Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm", in welchem der Dichter den zänkischen Charakter einer alten Frau dadurch unübertrefflich schildert, daß selbst der Teufel durch sie zu Paaren getrieben wird. Höchst ergötzlich und von großer komischen Kraft ist das „Weib im Brunnen", die, von ihrem Mann aus dem Hause geschlossen, ihn durch einen in den Brunnen geworfenen Stein glauben macht, sie habe sich ersäuft, so daß dieser in der größten Angst heraus geht und nun von ihr ausgesperrt und gehöhnt wird. Nicht weniger lustig ist „der groß Eiferer, der sein Weib Beicht höret", und dadurch von seiner Eifersucht geheilt wird, ohne daß es nöthig wäre, ihn, wie den „Pawr im Fegfewr" abprügeln zu lassen, bis er zur Erkenntniß seines Fehlers gelange. Zu den vortrefflichsten Stücken gehört endlich — denn wir können unmöglich alle aufführen — der „Ketzermeister mit den vil Kesselsuppen", in welchem die von der Heuchelei betrogene Einfalt diese zuletzt mit glücklichem Witze entlarvt.

1. Ein trawrige Tragedi

mit siben Personen zu spilen: Von der Lisabetha, eines Kauffherrn Tochter, vnd hat fünff Actus.

Der Ehrenhold tritt ein, neygt sich vnd spricht:

GOTT grüß euch alle in gemein!
Zu euch wir kommen sind herein,
Ein tragedi zu recidiern,
In teutscher sprach zu eloquiern,
Wie die Boccatius beschrieb,
Ein kläglich histori der lieb,
Wie ein kauffmann, vor lengst gestorben
Zu Messina, der hett erworben
Groß gut vnnd drey gewachsner söhn,
Darzu ein tochter zart vnd schön,
Welche jhr knecht erwarbe frey
Durch jhrer megde kuppleren.
Wies weyter gieng in lieb vnd leyd,
Werd jhr als hören mit beschevd;
Doch das man stiller sey darbey!
Dort kommen die brüder all drey:
Nun höret, was jhr rathschlag sey.

Actus I.

Die drey Brüder tretten ein, **Anthoni,** der spricht:

Hört zu, jhr lieben brüder mein!
Warumb wir bey einander sein,
Ist das, weil vnser vatter ist gestorben,
Vnd vns ein mechtig gut erworben
Mit seinem grossen kauffmans handel,
Doch mit eim auffrichtigen wandel,
Hie zu Missina in der statt.
Ob dem wöll wir hie halten rath,
Ob wir den handel wöllen treiben,
Vnzertrennt bey einander bleiben
Auff gleichen verlust vnd gewin,
Oder ob wir denn wöllen hin
Außtheilen auff vier gleiche theil,
Das jeder mit versuch sein heil;
Darzu jeder sein meinung sag!

Baptista, der spricht:

Mein Anthoni, wie kan vnd mag
Die sach weißlicher werden geend,
Denn das der handel vnzertreunt
Ein drey jar bey einander bleib,
Auch vnser keiner sich verweib,
Das vns halt vnser schwester hauß.
Solt sich der handel theilen auß,
So wer es weder halb noch gar:
Mein Ambrosi, ist das nicht war?

Ambrosi, der spricht:

Ja, mein will ist auch wol darbey,
Das wir den handel alle drey
Vnzertrennt mit einander treiben,
Weil noch drey jar bey vns muß bleiben
Lorentz, vnser trewer knecht,
Der zu dem handel ist gerecht.
Doch müß wir fragen in der still,
Ob es sey vnser schwester will,
Bey vns zu bleiben in dem hauß.

Anthoni, der spricht:

Wir wöllen mit jhr reden drauß:
Ambrosi heist sie einher gahn,
Ihr disen bschluß zu zeigen an.

Ambrosi bringt **Lisabetha,** die spricht:

Ihr allerliebsten brüder mein,
Willig kom ich zu euch herein;
Was ist ewr rathschlag vnd beger?

Baptista, der spricht:

Hör zu, Lisabetha! Es wer
Vnser dreyer meinung vnd will,
Vnd haben bschlossen in der still,
Drey jar bey einander zu bleiben,
Den handel vnzertrennt treiben
Auff gleichen verlust vnd gewinn:
Sag, ist das auch dein mut vnd sinn?
Wilt drey jar vnuerheyrat sein?
So gib dein willen auch darein,
So hast du auch ein gleichen theil.

Lisabetha, die spricht:

Drey jar ist gar ein kurtze weil.
Was jhr wöllt, dasselb will auch ich:
Ich gib mich darein willigklich,
Vnd wil euch mittler zeit verwalten,
Die kuchen vnd das gantz hauß halten
Mit meinem allerhöchsten fleiß.

Anthoni, der spricht:

Schwester, deß hab groß lob vnd preiß,
Das du verwilligest darein:
Du solst deß nicht entgelten sein.
Diß glob vns allen dreyen an,
Kein weitre einred vns zuthan.

Sie gelobt jhn allen dreyen an; **Ambrosi,** der spricht:

Nun gehnt wir, die ding zubeschreiben,
Wie vnd warbey es soll beleyben,
Alles mit wol zeitigem rath
In bestem furm in vnser statt,
Vnderschiedlich articuliern
Vnd letzlich darnach verpetschiern,
Das vnuerprichlich gantz zu halten,
Vnd wöllens den glück lassen walten.

Sie gehnt alle drey auß. **Lisabetha,** die spricht:

Ach, es ist dennoch nicht sehr fein,
Soll ich so lang verhemmet sein.
Drey jar ist sehr ein lange zeit:
Wer weiß, was sich hernach begeit.
Mich rewt, das ich mich hab begeben,
Mit mein brüdern ledig zu leben.
Ey, ey, wo hab ich nur hin dacht,
Das ich mich nicht hab baß betracht?

Ancilla, jhr Magdt kompt vnd spricht:

Jungfraw, sagt, wie sich das begeit,
Das jhr einsam so trawrig seit?
Ich solt euch sagen einen gruß:
Ich sich wol, das ich schweigen muß.

Lisabetha spricht:

Ach sag, wer hat mich lassen grüssen?

Ancilla, die spricht:

Ich hab jhm angeloben müssen,
Ich wölls auffrichten auff den tag.

Lisabetha, die spricht:

Ancilla, wer ists? liebe, sag!

Ancilla, die spricht:

Es ist Lorentzo, vnser knecht.

Lisabetha, die spricht:

Ja wol, er ist mir vil zu schlecht!
An seinem gruß ligt mir nicht vil,
Drumb ich dir auch nit dancken will.

Ancilla, die spricht:

Ey, er ist gar nicht zuuerachten!
Jungfraw, wenn jhrs wolt recht betrachten,
Ist je ein mensch deß andern wert.
Ist er nit höflicher gebert?
Ist er nit tugendhafft vnd adelich,
Guter sitten gar vntadelich?

Hat er nicht ein züchtigen wandel?
Hat er nicht ewers vatters handel
Ein lange zeit ordnlich verwalten
Mit kauffen, verkauffen vnd buchhalten?
Es ligt nicht als an grossen gschlechten
Man find offt vnder armen knechten
Auch adelich vnd erbre gmüt.

Lisabetha, die spricht:

Du hast gleich hertz, sinn vnd geblüt
Durch deine süsse wort bewegt,
Mein harten stoltz nider gelegt:
Drumb jhm mein gruß hinwider sag.

Ancilla, die spricht:

Er gab mir auch auff disen tag
Diß gülden kettlein mit seufftzn sencken,
Im besten sein darbey zu dencken,
Gab mir diß brifflein, euch zu lesen,
Darinn verstehn sein kläglich wesen
In lieb, darinn er gfangen leg.

Lisabetha nimbt den Brieff.

So gehnt wir hin ein kurtzen weg
Verborgen in meinen kemnat,
Vnd schaw, was er geschriben hat:
Doch schweig zu aller diser that!

Actus II.

Lorentz, der tritt ein vnd spricht zu jhm selbst:

Ach ich soll gehn rechnen vnd schreiben,
So thut mich die streng lieb vmbtreiben.
Das ich also erflamm vnd brinn,
Sam halb beraubet meiner sinn.
Ich nimb ab an dem leib vnd krafft:
Wirdt mir nicht ein gnedig botschafft
Von der, die mein hertz hat gefangen,
So ist all mein hoffnung vergangen.

Ancilla kompt vnd spricht:

Lorentze, ich bring gute mer:
Die aller liebst wird kommen her
Vnd sich freundlich mit euch bereden
Heimlich allein zwischen euch beden:
Ich hoff, jhr habt erlanget gunst.

Lorentzo, der spricht:

Du solt nicht haben than vmbsonst!
Ancilla, so nimb hin von mir
Drey crona, die behalte dir
Etwann zu stewr an einer schauben.

Ancilla, die spricht:

Habt danck, jungherr, ich will auff glauben
Erst allen fleiß mit euch fürwenden,
Die sach glückseligklich zu enden.

Lisabetha kompt vnd spricht:

Lorentz, ich danck dir deiner schenck,
Im besten dein darbey bedenck.
Auch hast du mir heimlich geschriben,
Wie du so hertzlich mich thust lieben:
Ich dencke, es sey nur dein schertz.

Lorentzo, der spricht:

Jungfraw, wolt Gott, jhr west mein hertz!
Nit mehr wolt ich von euch begern,
So wurd jhr mich in lieb gewern,
Jedoch allein in zucht vnd ehr.
Anders beger ich nichtsen mehr:
Deß solt jhr euch zu mir versehen.

Lisabetha, die spricht:

Dasselb mag aber auch nicht gschehen,
Weil sich mein brüder in kurtz stunden
In gsellschaft zam haben verbunden,
Vnd ich mich mit jhn gleich so wol,
Das vnser keins heiraten soll
Biß nach der dreyer jar außgang.

Lorentzo, der spricht:

Ich weiß es wol, das ist nicht lang.
Wie? wann jr mir die eh verhiest,
Die zeit euch nichtsen irren liest?
Wo anderst ewrs hertzen begir
In trewen also stünd zu mir,
Als hertzlich euch mein hertz thut lieben.
Wie ich euch warhafft hab geschriben,
Lang hab ich euch die lieb getragen
Vnd hab es doch nie dörffen wagen,
Daß ichs geoffenbaret het.

Lisabetha, die spricht:

Vor lengst ich das wol mercken thet
Sollich heimliche lieb an dir,
Es wolt aber nit zimmen mir,
Das ich michs hett genommen an
Also auff einen blossen man
In lieb ich mich dir zu erzeigen,
Wiewol sich je zu dir thet neygen
Mein hertz von kindheit meiner jugent,
Weil mir all dein sitten vnd tugent
Gefielen für all ander mann.
Nun aber ich erfahren han
Dein ehrlich trew vnd liebe brunst,
Offne ich dir mein lieb vnd gunst
Für all mansbild auff erden gar.
Wilt du verziehen noch drey jar,
So wil ich dich der bit gewern.

Lorentzo, der spricht:

Ach jungfraw zart, von hertzen gern!
Auff das ich gewis sey ewer lieb,
In ewren willen ich mich ergib,
Wie, wo vnd wenn nur jhr selbst wöllt.

Lisabetha, die spricht:

Lorentze merck mich! heint so sölt
Zu mir kommen in alten saal,
Da wöll wir entlich auff ein mal
Beschliessen vnser beyder lieb,
Darauff ich dir das ringlein gib.
Sey still vnd weiter niemand traw!

Lorentzo, der spricht:

Ach hertz allerliebste jungfraw,
Seyd nur ohn sorg, es soll sein still!
Vff heint ich zu euch kommen will
Auff die rechten ernennten stundt.
Nun spar euch Gott dieweil gesundt!

Er vmbfecht Lisabetha, sie geht hin, so spricht **Lorentzo** zu jhm selber:

Ach Gott, wie lang ist heut der tag!
Der nacht ich kaum erwarten mag.
Der ich so lang zeit hab begert,
Deß bin ich von der liebsten gwert.
Sobald der mon verbirgt den schein,
Will ich heimlich schleichen hinein
Zu der hertz aller liebsten mein.

Actus III.

Die zwen Brüder **Anthoni** vnd **Baptista** tretten ein, vnd **Anthoni** spricht:

Baptista, hast die brieff geschrieben,
Die nechten sind zu schreiben bliben,
Weil wir vns so frü legten nider?
Auch müß mir gen Venedig wider
In wechsel legen die verfallen frist.
Weist du nicht, wo Ambrosi ist,
Das er zusamen zehl das gelt?
Es hat vns nechten weit gefehlt.
Schaw, jetzund kompt er auch herbey:
Er sicht gleich, sam er zornig sey.

Ambrosi kompt, wind seine Händ vnd spricht:

Ihr brüder, immer weh vnd ach!
Ach weh der grossen schand vnd schmach,
Die vns zusteht auff disen tag!

Anthoni, der spricht:

Was ist das vbel? vns ansag!

Ambrosi, der spricht:

Ach Gott, was soll ich sagen von
Dem, das doch niemand wenden kon?

Baptista, der spricht:

Ey sags, so suchen wir hilff vnd rath,
Eh es vns werd zu kurtz vnd spat!

Ambrosi, der spricht:

Ihr brüder, waffen vber waffen!
Der knecht hat bey vnser schwester gschlaffen!

Anthoni, der spricht:

Wer sagts? villeicht ist es nicht war!
Der warheit vor dich baß erfar.

Ambrosi, der spricht:

Ich darff es für ein warheit jehen,
Denn ich habs mit mein augen gsehen
Vnd auch mit mein ohren gehört.

Anthoni, der spricht:

Hat vns der schalck also bethört,
So wöll wir jhn vor gricht anklagen,

Das er mit rutten werd außgschlagen:
Das wer des schelm verdienter lohn.

Ambrosi, der spricht:

Warumb wolt wir dasselbig thon?
Das vnser schwester werd zu schand?
Daß man durch das gantz welsche land
Mit fingern den auff vns wird zeigen?

Baptista, der spricht:

Ja freylich, thu der red nur schweigen,
Hat der schalck geschendt vnser schwester.
Es hat mich wol gedunckt gester,
Wie er sie also offt ansach,
Daß es ohn vrsach nicht geschach;
Die schmach weiß ich nicht das zurechen,
Ich will das rapier durch jhn stechen,
Jhn heint zu nacht inß wasser tragen,
So kan niemand nichts von vns sagen.

Ambrosi, der spricht:

Ja, diser rath gefelt mir auch.

Anthoni, der spricht.

Ey, das wer vil zu streng vnd rauch,
Solt wir jhn von deßwegen tödten!
Ein lindre straff wer wol von nöthen,
Dieweil kein mord nicht bleibt verborgen.
Es brecht vns in gefehrlich sorgen,
Vns sembtlich vmb leib, ehr vnd gut.
Darumb so folget meinem mut:
Wir wölln vns rechen wol mit ehr,
Den schalck verkauffen auff das meer,
Das man an ein galeren schmid,
Das er sein lebtag hat vnfrid,
Elend muß ziehen an dem ruder.

Baptista, der spricht:

Dein rath ist böß, mein lieber bruder!
Der schalck wird sollichs von vns klagen,
In dem schiff allen Herren sagen,
Das er vnser schwester beschlaffen:
Wenn wir jhn an dem leben straffen,
So kan er sagen nichts daruan.
Weist nit, man spricht, ein todter mann,
Derselbig, der kan niemand beissen.

Ambrosi, der spricht:

Ich wil ein rechten weg euch weisen:
Wir wöllen heut zu abent spat
All drey heimlichen auß der statt,
Mit jhm hinauß gehn sam spacieren,
Vnd weit im holtz herumb refieren,
Biß wir den jungfrawschender bringen
Bey dem birg in die tieffen klingen,
Da vns niemand sehn kan, noch hörn.
Da wöll wir den bößwicht ermörn,
Vnd jhn denn in dem wald eingraben
Als dann wir vns gerochen haben,
Das er solliches nicht thu mehr
Vnd vnser schwester bleibt bey ehr.
Fragt vns denn jemand, wo er sey,
So sprechen wir dann alle drey,
Wir haben geschickt jhn auff ein meß:
Darmit kompt es in ein vergeß.
Ists ewer will vnd wolt es than,
So globet mir dasselbig an.

Baptista, der globt an vnd spricht:

Ja, warum nicht? es ist mein will;
So komb wir fein ab in der still.

Anthoni, der globt auch an vnd spricht:

Ich glob mit an, doch nicht fast gern;
Doch will ich euch zu willen wern;
Ich mag aber nit hand anlegen.

Baptista, der spricht:

Du darffst kein finger darzu regen:
Wir wölln die schmach allein wol rechen,
Vnd jhn mit den rapiern erstechen.
Jetzt geht der bößwicht gleich darein.

Lorentzo geht hinein; **Ambrosi**, der spricht.

Ihr brüder, so wöll wir auff sein,
Hinauß spacieren in den wald.
Wolauff, Lorentz, geh mit vns baldt!

Lorentzo, der spricht:

Solt ich nicht vor den schuldbriff schreiben?

Ambrosi, der spricht:

Nein, last es jetzt anstendig bleiben,
Es hat wol zeit; komb jetzund mit!

Lorentzo, der spricht:

Ja geren! doch soll ich vor nit
Dem hertzog die quitantzen machen?

Baptista, der spricht:

Hörst nicht? laß ruhen alle sachen
Vnd gehe mit auff dises mal:
Es kompt die zeit wol, das man zal!

Lisabetha geht ein mit der Magd vnd spricht:

Ihr brüder, wo so frü hinauß?

Ambrosi, der spricht:

Schweig du vnd bleib ein weil beim hauß!

Sie sicht Lorentzo nach, er jhr wider; sie gehnt hinauß. **Lisabetha** setzt sich nider vnd spricht:

Ach, wie ist mir mein hertz so schwer!
Das nur mein Lorentzen nichts wer!
Wie sind sie auß so mechtig lang?
Mir ist von hertzen angst vnd bang.

Ancilla, die spricht:

Ey sie werden nit lang außbleiben,
Der hunger wird sie heimer treiben.
Sie sind außgangen nit zu weit,
Dieweil es bald wirdt essenszeit.
Schawt, dort kommen sie wider schon.

Lisabetha, die spricht:

So geh vnd richt das essen on!
Ach, wo geht jhr so lang spacieren
Vnd thut ohn nutz die zeit verlieren?
Wo habt jhr Lorentzen gelassen?

Ambrosi, der spricht:

Wir haben jhn außgeschickt dermassen,
Zu schaffen vnsern nutz vnd frommen,
Das er nit bald wirdt wider kommen.

Lisabetha, die spricht:

Ach, wo habt jhr jhn hin geschickt?

Baptista, der spricht:

Was gehts dich an? Dein red verzickt
Dich! Was hast nach dem knecht zu fragen?
Schweig des knechts, oder ich wirt dir sagen,
Das du nit geren hören wirst!

Lisabetha, die spricht:

Was hilfft dichs, daß also stoltzirst?
Nimbst denn kein wort in gut von mir?

Baptista, der spricht:

Schweig nur des knechts, das rath ich dir!

Ancilla kompt vnd spricht:

Ihr junckherrn, kommet zu dem tisch,
Bereytet sind wiltpret vnd fisch,
Vnd auch der wein gar kül vnd frisch.

Sie gehen alle hinauß.

Actus IV.

Lisabetha kompt mit der Magd; **Lisabetha** setzt sich nider vnd spricht:

O Ancilla, mein trewe meyd,
Sey dir geklagt mein hertzenleyd!
In nöten kompt mein Lorentz nicht!
Er ist mir heint in traumes gsicht
Erschinen trawrig vnd vnmutig,
Bleich, jemmerlich, tödtlich vnd blutig,
Vnd sprach: „Hertzlieb, warumb betrübest
Dich? in weinen vnd klagen vbest?
Dann du darffst nit mehr nach mir fragen,
Weil mich dein brüder habn erschlagen
Dauß in dem waldt bey einer linden:
Mit meim blut ist besprützt die rinden.
Mit jhren wehrn sie darnach haben
Mein todten leib darunter graben.
Darumb so wein nit mehr nach mir,
Dann ich komm nimmermehr zu dir.
Du mehrest mir dardurch mein leyden.
Gsegen dich Gott! ich muß mich scheyden!"
Mit dem der geist von mir verschwandt
Vnd ich bin aufferwacht zu handt.
O Ancilla, meins hertzen leyds!
O Lorentz, deins kläglich abscheyds!
Nun verdreust mich, auff erdt zu leben!

Ancilla, die spricht:

Ein trewen raht will ich euch geben.
Villeicht ist es kein warheit nicht,
Trüglich sind die treum vnd gesicht.
Wir wöllen in den waldt spacieren

Gemeltes ort fein durch refieren,
Der warheit gar bald werden jnn.

Lisabetha, die spricht:

Betrübt ist mir mein mut vnd sinn;
Ich förcht, es sey nur gar zu war!
Mein brüder sehen dückisch gar,
Nit mehr, wie vor, sind freundtlich mir.
Jedoch will ich auch folgen dir,
Wo ich jhn todt find in der erden,
Ob mir ein glied von jhm möcht werden.
Mit vrlaub wöll wir gehn hinauß.
Da kommens gleich all drey zu hauß.

Die Brüder all drey gehen ein; **Lisabetha,** die spricht:

Ihr lieben brüder, last mich spaciern,
In vnsern garten zu mayiern:
Mich dunckt gleich, ich sey schwach vnd kranck.

Ambrosi, der spricht:

Junckfrawen zimbt kein spacier ganck
Für das stattthor; doch geh nur hin,
Du hast dein eygnen kopff vnd sinn!

Lisabetha, die geht vnd spricht:

Wir kommen bald wider zu hauß.

Baptista, der spricht:

Kompst nit, so geh es an dir auß!

Sie gehn hinauß, **Anthoni,** der spricht:

Ihr brüder, ich bin stehts in sorgen,
Der mordt werdt bleiben nit verborgen,
Werdt vns in alles vnglück bringen.

Ambrosi, der spricht:

Ach, was kümmerst dich mit den dingen?
Du hast ein hertz gleichwie ein has!
Dahin geht weder weg noch straß,
Da der todt böswicht ligt begraben.

Baptista, der spricht:

Ihr lieben brüder, schweigt! wir haben
Die sach auffs weißlichst griffen an,
Vnd kamen am kürtzten daruan.

Anthoni, der spricht:

Ich will in die schreibstuben gehn,
Ihr aber geht hin alle zween
An marckt vnd thut des handels warten.
Sich, kombst schon wider auß dem garten?

Die drey Brüder gehnt auß; **Lisabetha** setzt sich vnd spricht kläglich:

Nun bin ich aller frewd beraubt!
Ancilla, lang das todte haupt
Meins aller liebsten Lorentzen her.
O das es noch bey leben wer!
Biß mir wilkom zu tausend mal!
Wie ist dein roter mund so fal!
Ach Gott, wie bist so gar erblichen,
Wie sind alle krefft von dir gewichen,
Wie sind dein klare augen brochen!
Ich hoff zu Gott, du werst gerochen.
An den grimmigen mördern dein,
Wiewol sie meine brüder sein.
O Ancilla, nun raht, wie soll
Ich das todt haupt behalten wol,
Das es nit schmecken thut werden?

Ancilla, die spricht:

Fraw, so nembt ein grünen wurtzscherben,
Vnd legt darein das haupte werd
Vnd darauff gute frische erd
Vnd pflantzt darauff ein edels kraut,
So bhalt jhr ewers hertzen trawt
Ein lang zeit heimlich verborgen.

Lisabetha geit jhr das Haupt vnd spricht:

So nimb das haupt, thu es versorgen,
Wie du gesagt hast; pflantz es ein
Vnd bring es wider zu mir rein.

Die Magd geht mit dem todten Haupt hinauß; **Lisabetha** spricht zu jhr selbst:

O glück, den du mir hast gegeben,
Dem hast genommen auch das leben,
Vnd mit dem all mein frewd entzogen:
Wer auff dich trawt, der wirdt betrogen!

Die Magd bringt den Wurtzscherben vnd spricht:

Fraw, hie bring ich ewern höchsten schatz,
Der in dem scherben hat sein platz:
Den werdt jhr nun gar wol versorgen.

Lisabetha nimbt den Scherben, truckt jhn vnd spricht:

O ich will jhn nun alle morgen
Mit mein eygnen zehern begiessen!
Des ich nit lebent mag geniessen,
Denselben ich doch tödtlich hab,
Verborgen in dem schönen grab.
Mit dir ich haben will mein lust,
Dich freundtlich drucken an mein brust,
Must mein heimlicher bule sein,
Dieweil ich hab das leben mein.
Mein Ancilla, sag nichts daruon!
Ein gute schenck will ich dir thon:
Thu an mir, als ich dir vertraw!

Ancilla, die spricht:

Seyt nur ohn sorg, hertzliebe fraw,
Ich kan wol schweigen heimligkeit.
Kompt schlaffen, es ist grosse zeit,
Dann es ist vber eylffen weit.

Sie gehen beyde mit dem Wurtzscherben hinauß.

Actus V.

Die drey Brüder tretten ein, **Anthoni,** der spricht:

Ihr brüder, hört ein frembden sinn,
Des ich heut innen worden bin,
Ihr wist, das vnser schwester hat
Ein wurtzscherben, den sie frü vnd spat
Küsset, halset vnd lieblich trewt.
Von jhr hat mir ein nachbar heut
Gesagt, wie vnser schwester täglich
Ob dem wurtzscherben wein so kläglich:
Was meint jhr doch, was es bedeut?

Baptista, der spricht:

Wöllt jhr, so wöllen wir wol heut
Der Schwester jhrn wurtzscherben stelen,
Ihr den ein weil heimlich verhelen,
Vnd mercken, was sie darzu wöll sagen.

Ambrosi, der spricht:

Den raht will ich gar nit abschlagen;
Ich will selbst in jhr kammer gehn
Vnd jhr wol heimlich stelen den.
Bleibt da, biß das ich jhn her bring.

Anthoni, der spricht:

Wie ist so ein leichtfertig ding
Vmb ein weibsbild, bald böß vnd gut,
Bald trawrig vnd bald wolgemut.

Ambrosi bringt den Scherben vnd spricht:

Schaw da, ich jhren scherben hab!
Hör, hör! sie kompt jetzt auch herab.

Lisabetha kompt vnd spricht:

Welcher hat mir mein scherben hin?
Derselbig geb mir wider jhn.

Ambrosi, der spricht:

Ey, was geht vns dein scherben an?

Lisabetha, die spricht:

Ich will einmal mein scherben han!
Es hat mirn ewer einer gstolen.

Baptista, der spricht:

Ich will gehn, ein wahrsager holen,
Derselbig wirdt den rechten zeygen.

Lisabetha, die spricht:

Thu nur deines gespöttes schweigen!
Ach, gebt mir mein wurtzscherben her!

Anthoni, der spricht:

Ja, wenn wir westen, wo er wer,
So wolt wir dir jhn wider geben.

Lisabetha, die spricht:

Ohn mein scherben kan ich nit leben:
Wolt jhr mirn geben, wol vnd gut!
Wo nit, so stirb ich vor vnmut.

Lisabetha laufft hinauß; **Anthoni,** der spricht:

Was mag sie liebs im scherben haben?
Sie hat leicht gelt darein vergraben.
Ambrosi, geh, auß ler jhn frey,
Schaw, was darinn verborgen sey!

Ambrosi tregt den Scherben hinauß; dieweil spricht **Baptista:**

Sie ist ergrimmet gleich im zorn,
Samb hab sie etwas groß verlorn:
Was wirdt nur guts darinnen sein?

Ambrosi bringt das Haupt vnd spricht:

Schawt zu, jhr lieben brůder mein,
In dem scherben find ich, gelaubt,
Lorentzen vnsers knechtes haupt,
Welcher von vns begraben war.
Nun wirdt dises mordt offenbar,
So müß wir all drey ohn genad
Gerichtet werden mit dem rad.

Anthoni, der spricht:

O nichts guts mich geantet hat!
Hett jhr gefolget meinem raht,
So wer das vbel nit geschehen.
Nun last vns all drey wol versehen,
Das man das haupt heimlich vergrab,
Vnd wöllen nemmen vnser hab,
Barschafft vnd andre kauffmans wahr,
Vnd wöllen eylent schiffen dar
In Neapolis in der still.
Ist sollichs ewer beyder will?

Baptista, der spricht:

Ja, das ist je der eynig weg:
Drumb eylent bald vnd seydt nit treg,
Nit lenger wir zu harren haben.
Ambrosi, thu das haupt vergraben,
Sowil ich ein galer bstellen.
Anthoni, ding du starck gesellen.
All ding ins schiff führn vnd tragen,
Das wir morgen, eh es wirdt tagen,
Abfahren in des meeres port,
Eh dann auffbrech des knechtes mord.

Sie gehnt hinauß. Ancilla führt **Lisabetha** hinein; die spricht kläglich:

O Ancilla, wo ist mein scherben?
Wirdt er mir nit, so muß ich sterben.

Ancilla, die spricht:

O fraw, ich weiß jhn warlich nicht!
Ewr brůdr, die mördrischen bößwicht,
Die haben selbs gestolen jhn
Vnd fahren auff dem meer dahin,
Vnd haben alle schätz daruan:
Darumb ich euch nit helffen kan.

Lisabetha schlegt jhre Hendt ob dem Kopff zusammen vnd spricht:

Erst ist all mein hoffnung dahin!
Des todtes ich gantz eygen bin.
Kom, grimmer todt, mach meim ellendt
Durch dein bitterkeit gar ein endt.
Ancilla, führ mich an mein beth,
Eh mir mein arme seel außgeht!

Ancilla führt sie gemach hin vnd spricht:

Ach, liebe fraw, gehabt euch wol!
Weil ewer hertz ist trawrens vol,
Vnd euch ja nahen will der todt,
So habt ewer hoffnung zu Gott,
Der hilfft euch hie vnd dort auß noht!

Man tregt sie in eim Sessel ab. **Der Ehrnholdt** beschleust:

Also habt jhr an allen orten
Die tragedi mit kurtzen worten
Gar ordnlich hören vbersummen,
Darauß fünff nutzer lehren vns kummen.
Erstlich, das man jung töchter wol
Zeitlichen verheyrathen soll,
Vnd nit auff etlich jar sie treiben,
Darinn vnuerheyrat zu bleiben
Dann es wirdt jhn darnach erst weh,
Zu kommen in den standt der eh.
Zum andern, wie gefehrlich sey,
Zu bhüten sie vor kuppleréy,
Weil man findt so vil berentreiber,
Mayd vnd dergleich vil alter weiber,
Die heimlich nemmen gab vnd schenck,
Vnd brauchen so vil list vnd renck,
Biß ein tochter reden dahin,
Das vor nie war jhr mut vnd sinn.
Zum dritten, das ein junckfraw soll
Sich selbert auch fürsehen wol,
Wo sie wohnet in einem hauß,
Da mansbilder gehnt ein vnd auß,
Vnd die heimlichen heyrat fliehen
Vnd noch vil stiller sich einziehen
Vor einr vnordenlichen lieb,
Die bey jhn einschleicht als ein dieb:
Wo stro nahent beim fewer leit,
Wirdt brinnent es in kurtzer zeit.
Zum vierdten lehrnen hie die alten,
Das sie selbst in dem zaum sich halten,
Wo gleich etwas vnehrlichs geschech,
Das sie mit rach sind nit zu gech,
Sonder das arg zu gutem wenden
Vnd still die schandt mit ehren enden,
Vnd nit der strengen rach nachgehen,
Vnd auß eim schaden machen zween.
Zum fünfften lehre man auch darbey,
Das sich vermeßne mörderey
In die leng nit verbergen mag:
Sie kommet mit der zeit an tag.
Durch wunderliche weg vnd straß,
Darauff kein mensch nie dencken was.
Also auß der tragedi kan
Hie lehren wol ein jederman,
Darauß jhm nutz vnd tugend wachs:
Wünscht euch sampt guter nacht Hans Sachs.

Die Personen in die Tragedi:

Der Ehrnholt 1
Baptista, der erst Bruder 2
Ambrosi, der ander Bruder 3
Anthoni, der dritt Bruder . , ... 4
Lisabetha, jhr Schwester 5
Ancilla, jhr Magd 6
Lorentzo, der Knecht 7

2. Ein Fasnachtsspil mit 4 person.

Die kuplet schwieger mit dem alten kauffman.

Der alt kaufman drit ein. S.

[H]ewt mus ich in Franckforter mes;
Auf das ich aber nichts verges,
Hab ich mir gmacht ein memorial.
Die weil mit mir wil gen zw Dal
Mein handel, klain wil sein mein gwin,
Wie wol ich nichs versaimt darin,
Doch ich imer einrin in schůld.
Das pringt mir haimlich vngedůld,
Die weil doch ist die schůld nit mein.
Hab wol ein weib, get sauber rein,
Die kost mich wol fiel, vnd noch mer,
Doch thuet sie nicht wider Er,
Vnd helt mich auch wol vberaus;
Wan ich mein Schwiger hab im haus,
Die sie zeucht vnd helt vnter der rüten:
Den traw ich paiden alles güten.
Da kumen sie gleich paid herein.

Die Fraw vnd schwieger gemain; **Lisabeta,** die fraw. S.

Secht, mein herr, wölt ihr itz auffein?
Ich wünsch euch vil glücks auf die rais.

Der alt kauffman:

Nun halt wol haus, ich euch verhais,
Thuet mir auf der rais wol gelingen,
Wil ich euch paiden der mes pringen.
Mein Schwiger, euer dochter allein,
Last euch die weil pefolhen sein.
Got pehüt euch vor herzen leid!
Itzund get gleich das ander glaid:
Der Herr sey mit euch allenpaiden.

Die Schwieger. S.

Glück zv, glück zw, lieber her Haiden!
Seit nur an Sorg, weil ir seit aus,
Wir wöllen Erlich halten haus,
Wie wir vor almal haben than:
Daran solt ir kain Zweiffel han.

Der alt kauffman get ab; **Lisabet** sicht im ain stücken nach. S.

Schaw nunter, wie stet dem alten pock
Hinden so artlich an sein rock!
Drumb thw ich sein rock, mag ich jehen,
Hinden vil lieber, den voren sehen,
Wan hinden het sein rock vil valten.
Forn frag ich nichs nach dem alten:
Wan er ist ghruntzelt vnd vngschaffen,
Murret vnd muncket, gleich aim affen,
Er gront vnd prumet, wie ain per,
Vortags im haus hin vnd her;
Wil auch nit leiden, das ich mich putz.
Wen ich nur aus zum fenster gutz,
So lest ers unperedet nicht:
Da mir oft haimlich we geschicht,

Voraus wen ich nachtz her hoffiren
Mit lauten, Singen vnd hoffiren
Den, welchen mein hertz hat erwelt,
Der mir für alle welt gefelt.
Det nur der alt sein augen zv,
So welt ich mich Elich zv rw
Mit meim Pangratz zv haus setzen.
Mitler zeit mus ich mich ergezen
Mit im der frewden, wen ich mag.

Lupina, die můter:

Ja, mein dochter, deine jungen tag
Nit dich, wie ich auch hab gethan.
Ich het auch einen alten man,
Der mir nit vil frewd machen det,
Darumb ich auch ein půlen het
Haimlich vnd stil mir auserkoren,
Das mir kein mensch ist inen woren.
Wan ich hilt mich einzogen stil,
Pein lewten nit umthalierte fil,
Meim alten ich an allen orten
Ser freuntlich was mit Schmeichelworten,
Zog ein das helmlein durch das maul,
Macht günstig mir den alten gaul,
Das er mir über wol thet trawen.
Ich glaub, het er schon zv thun schawen,
Das ich geprochen het mein E,
Er hetsts nit glaubt: darpey verste,
Mein dochter, halt auch also dich,
So phelzt pey Eren dich vnd mich,
Das man vns helt für pider, frumb.

Lisabeta, die dochter:

Ach, můter vnd sprich, das doch kumb
Der aller liebst auf dieser ert,
Des mein herz alle zeit pegert,
Das wir haben ein guten můt:
Wer wais, wens vns mer wirt so gůt.

Lupina, die Mutter s.

Ge dw in keller, pring zv drincken,
Ich wil gen naus vnd wil im wincken.
Dort get er eben vnden für
Ich will gen öffnen die hinter thür.

Sie gent paid aus; **Pangratz** der Jungling kumpt vnd ret wider sich selb vnd s.:

Der alt kauffman ist ghriten aus,
Kumbt nit so pald wider zv haus!
Mitler zeit mus ich das haushalten,
Mit meinem herzlieb freuden walten
Paide mit essen vnd mit drincken.
Weil mir die alt herauff det wincken,
Als ich an gfer ging vnden für,
Schlos sie mir auf die hinter thür;
Da schlich ich stilschweigent hinein,
Das mich sach weder gros noch klein.
Das hab ich nun lang zeit getrieben,
Ist pisher noch verschwiegen plieben;
Nit wais ich, wies ein mal würt gan,
Wen mich ergriff der alt kauffman.
Wan die alten stecken vol dück.
Nun ich wags immer hin auf glück,
Weil mich das weib hat lieb vnd wert,
Hab von ir, was mein hertz pegert;
Sie klait mich, geit mir darzu gelt,
An frewden mir gar nichsen felt.
Ach wie kunt mir den pas gesein?
Da get die allerliebst herein.

Lisabeta kumpt, umfecht in. S.

Pis mir wilkumb, dw mein Pangratz,
Mein drost, mein lieb, mein hechster schatz!
Wie kumstv so selten zw mir!

Pangratz, der Jüngling:

O ich wer geren stetz pey dir,
So mag es leider nit gesein,
Die weil lebet der alte dein:
Des leit mein herz angst, laid vnd zwanck.

Lisabeta. S.

Er hat mir geschriebn, er sey dot kranck,
Er hab verwegen sich seins lebens.

Pangratz, der Jüngling s.

Ich fürcht, all hoffnung sey vergebens:
Er wirt oft krank vnd teglich kreist,
Er pulffert, hüstet, echtst vnd feist.
Weist nit, ein altes Sprichwort gicht,
Was sey krachet, das prichet nicht.
Darumb dürff wir vns nit versehen,
Das sein dot vns mit lieb wert gschehen,
Das wir zam kemen in die Ee.

Die **schwiger** kumpt geloffen vnd schreit laut:

O liebe dochter, ach vnd we!
Dein man klopft an der haustür on.

Lisabeta. S.

O wo sol wir den dich hinton?

Lupina, die můter. S.

Ei sper in ein die kamer dein,
So wil ich den alten lassn ein.

Der Jüngling verbirgt sich. Die alt get ab pringt den alten kauffman, das weib empfeht in. S.

Mein herr, wie kumbt ir so pald wider?

Der alt kauffman S.

Der Stain hat mich geworffen nider,
Mein sel war mir schir gangen aus,
Da eilt ich wider heim zv haus.
Pet mir, das ich mich leg zw rw,
Vnd deck mich darnach warm zw.
Liebs weib, ich pin von herzen kranck.

Lupina, die Schwiger S.

Mein aiden, setzt euch auf die panck,
Last euch so not zu pet nit sein.
Ge, dochter, trag ein leilach rein,
Der wir haben gemacht vir par,
Die weil der alt herr ausen war,
Das er auch sech, das wir nit feyern,
Vnd müssig in dem haus vmb leyern,
Sunder von vns wert ein gezecht.

Das weib pringt ein leilach; das zihens pey den zipffeln auf dem alten Sein augen. Die **Schwiger.** S.

Mein lieber aiden, alhie secht:
Die leylach hab mir ins haus tracht,
Gespinnen, gewürckt vnd gemacht
Mit vnsern henden alle ped.
Nun lauff, lauff hin an wider red,
Vnd dem alten herrn das pet mach.
Die seiden deck deck im zwifach
Ueber, das er erwarm zur stund,
Der Stain sich leg, vnd werd gesund!

Der Jungling schleicht vor dem leilach aus; die zwo gent aus zw petten. **Der alt kauffman.** S.

Wie ist mein haus versorgt so wol!
Mit hausrat so zechent mirs vol
Mein schwiger vnd mein frumes weib,
Vnd warten mir aus meinen leib.
Gott wöll in geben gleichen lon,
Was gůts sie teglich an mir thon.

Die zwo kumen wider; **das Weib** S.

Das pet, das ist pereitet zw:
Kumbt, mein herr, legt euch an die rw.

Sie füren den alten ab, kummen all paid wider; **das weib** S.

O můter, wie war mir so angst!
Ich hab pesorget wol vor langst,
Es wert einmal vnglück zv schlagen.

Lupina, die můter:

O liebe dochter, bey mein tagen
Hab ich erstanden vil der schrecken;
Doch war ich so vol list stecken,
Vnd almal ein riebeysen fünd,
Darmit ich mich beschützen künd,
Macht meim alten ein plaben dunst.
Dw must dich auch fleissen der kunst,
Darmit dw dich beschützen seist,
Wie dw der stück vil von mir weist,
Muß vnerschrocken sein alzeit,
Fursichtig, weil sich oft pegeit
Solch vnfal in der pulerey.

Lisabeta, die dochter S.

Ich main, das aufgestanden sey
Der alt herr; er schleicht dort herein.

Der alt kumpt, dregt ein register; die **Schwiger** spricht:

Ach sagt an, lieber herr aiden mein,
Wie das ir nit pleibt in dem pet?

Der alt kauffman S.

Der Stein mich gleich verlassen bet.
Ich wil naus reiten in den garten

Vor nachtes durfft ir mein nit warten;
Wil draus mein rechnung vberschlagen.
Ob imant kumbt, thut nach mir fragen,
So sagt, ich sey geriten hin.
Wan ich dem Reichart schuldig pin,
3000 gulden zv richten aus;
Er drot mir auf den thuren naws,
Darf mich ein weil nit lasen sehn.

Lisabeta S.

Mein lieber herr, was thůt ir jehen?
Reit hin, last euch nichts fechten on,
Wir wöln thvn, wie wir almal thon.

Der alt kauffman get ab; **Pangratz** der Jungling kumpt. S.

Ich spacirt vor dem thor von weiten,
Sach den alten in garten reiten,
Darumb kumb ich geschlichen her.
O wie stünd ich heut in gefer
Hinter den pet in deiner kamer,
Ich zitert vor angst vnd vor jamer.
Ich glaub, wer mich gestochen het,
Kein plutz dropffen ich geben thet;
Ich main, ich stünd im vngemach.
Wie recht kambt ir mit dem leylach!
Derhinter schlich ich gmach herfür,
Vnden aus durch die hinterthür,
Welche ich nach mir sten lies offen:
Durch die pin ich wider rein gschloffen,
Das ich ain stund mecht sein pey dir.

Lisabeta, das weib:

Den gantzen tag sint sicher wir,
Wie ich den von im hab vernumen,
Den tag woll er nit wider kumen,
Pis die finster nacht thůt her gon.
Potz leichnam angst, wer klopfet on?

Die **můter** laufft, kumpt wider. S.

Es ist der herr! o Pangratz, flicht
Vnd in die kůchen euch verkriecht
Hinter das holtz, so wil ich gon
Vnd dem alten grouen aufton.

Der Jungling lauft aus, der Schwiger hinden nach, die **Fraw** spricht:

Ich wil dem alten ein jagen ein schais
Vnd in setzen in ein angst schwais,
Wil wider aus dem haus in treiben,
Das er nit wais, wo er sol pleiben.

Die alt schwiger kumpt mit dem alten kauffman; die **Fraw** spricht:

O lieber herr, gebt pald die flůcht!
Die statknecht haben euch gesůcht
Vnd welten euch in Schulturn legen.
Ich sagt, ir weret nit entgegen,
Sunder ir weret außgeriten
Auf ein mes nach der kauffleut siten;
Sie haben aber euch durchaus
Gesůcht obn vnd vnden im haus,
Vnd sagten, sie wolen hewt kumen wider

Der alt kauffman S.

Es het mich wol geantet sider;
Der Reichhart wirt nit warten lenger.
Darzw pesorg ich nit dest wenger
Mich vor andern glaubigern allen,
Sie wern mir darnach auch einfallen,
Vnd werden mir nit lenger warten.
O wer ich wider draus im garten!
Nun ist peschlossen schon die stat.
Ich pit dich, gib mir trewen rat,
Wohin ich sol verpergen mich,
Das vor den schergen sey sicher ich
Die nacht pis an den lichten tag.

Lisabeta, das Weib. S.

Mein man steig in den Daubenschlag,
Vnd hab darin die nacht dein rw;
Vnd dv můter sper ausen zw,
Auf das, went schergen wider kōmen,
Das sie kein argwon darpey nemen,
Zu sůchen dich mein man darin.
Ge, můter, ge pald mit im hin,
Sper auß zw, E sie kumen wider.

Der alt kauffman. S.

Mit gůter nacht nun leg dich nider.

Der kauffman get mit der Schwiger ab; das **weib** schreit hinaus:

Nun kumb dw herein, mein Pangratz,
Mein auserwelter trost vnd schatz!

Pangratz, der Jungling. S. das **weib**:

An Sorg sey wir die nacht durch aus;
Mein alten hab ich daidigt naus:
Der geit in Daubenschlag die flůcht,
Hab gsagt, in haben Statknecht gsůcht,
Vnd wellen in schulturen legen.
Nun dürff wir vns wol for im regen
Vnd wollen gůtes můtes sein,
Mein alten lassen sitzen allein
In dem kotigen Dawben haus.
Pangratz, mein hertzlieb, ge hinaus,
Mach an den thoren ein geschrey,
Als ob widerumb komen sey
Das Ghricht, wöll in in eisen schlagen
Vnd thw mit lauten worten fragen,
Ob mein man noch nit kumen sey,
So wil ich geben antwort frey.

Pangratz drit ein wenig fur sich, schreit:

Fraw, zeigt an, wo ist euer man?
Er mus mit vns in thuren gan.

Lisabeta. S. laut:

Mein herr ist hewt geriten aus,
Noch nit wider kumen zv haws,
Wie ich vor euch gesaget hab.

Pangratz, der Jungling. S.

Fraw, wir werden nit lassen ab.
Der man ist vns verkuntschaft hinen,
Wir weln in suchen, so wir in finen,
So mus er mit in turen gen.

Das **weib.** S.

Glaubt ir mir nit, so sůcht halt den
Im haus, was wölt ir mich mit kern?
Ich wil euch alle gmach auffpern,
Ir wert in aber hir nit finnen,
Wan er ist in der stat nit hinnen,
Wie ir den vor auch habt vernumen,

Das **weib** Spricht gemach:

— — — — —

Schweig! nu sint diese nacht mit rw
Vor meinem alten ich vnd rw.
Hab ich nit pracht ein schwinden Ranck?

Pangratz, der Jungling:

Ja mein hertzlieb, hab imer danck!
Du kanst dirs zw dem scherz genug.
Wer macht dich so listig vnd klug,
Das dir der ranck so schwind fiel ein?

Lisabeta das weib S.

Ey es hat mich die můter mein
Gelevet so vil list vnd renck,
Das ich im augenplick erdenck
Ein lůg, das ich mein alten petrewg,
Pey der naß hin vnd wider pewg.

Pangratz, der Jungling:

Daraus an zweiffel ist zv wissen,
Das sich dein můter auch hat pissen
In jungen tagen mit den katzen.

Lisabeta, das weib:

Ja wers fur ainfeltig thůt schatzen,
Der selbig felet weit daran

Die **můter** kumpt vnd S.

O we dochter, es kumpt dein man,
Ist aus dem Dawbenschlag ledig vrey,
Prumbt die Stiegen herab in zwey,
Fürcht, er hab euch hirin vermercket
Vnd im sey sein argwon gestercket.
O Pangratz, thůt sein nit erwarten,
Springt zum laden naus in den garten,
Schleicht durch die hinter thůr darfon,

Pangratz, der Jungling:

Das wil ich vnverzogelich thon:

Pangratz laufft eillent aus; **der alt kauffman** drit ein. S. zornig:

Was hat im haus gethon der Jung,
Der itz hinab in garten sprung
In hosen vnd wams an ain rock?

Die alt schwiger. S.

Ach aiden, es war vnser pock
Der hat mir ein milchhaffen prochen,
Den hab ich zu den hornern gstochen,
Mein lieber aiden, mit aim pesen

Der alt kauffman. S.

Schwiger, es ist kein pock gewesen
Sunder ein gsel, het rot hosen an.

Lisabet, das weib:

Ey so schweig endlich, lieber man!
Ist ie kein mensch kumen ins haus,
Seit her die statknecht gingen aus.
Was sol wir dir lang schweren hart?

Der alt kauffman:

Ey schweig! der pock hett keinen part,
Sunder war vmb das maul gar-glat,
Darzw er auch nit herner hat.
Das euch paide pock plent vnd schent!
Wie habt ir mich all paid geplent
Mit euren Schmaichelhaftig worten,
Die ir mir gabt an allen orten,
Vnd ich hab Dir, dw Iltes hawt,
In meinem haus so wol vertrawt.
Itz aber merck ich wol, das zw
Der Fürweis hast geholffen dw.
Notten so nem ich deglich ab
An meinen reichthum, gůt vnd hab.
Ein Seck hast du verdinet mit,
Das man dich bracht nach Gaper sit,
Weil du verpflichtet dein fleisch vnd plůt.

Die alt schwiger. S.

Mein herr aiden, schlachtz aus dem můt,
Thůt mir vnd ewer jungen frawen
Keins solchen argen zw vertrawen,
Vnd last vns vnpekümert mit.

Der alt kauffman:

Was augen sehen, das lewgt nit.
Ich hab ie gesehen, das der Jung
Zumb laden nab in garten sprung:
Drumb wil ich nab; ergrewff ich in,
So wil ich in zw richten hin,
Vnd darnach dich, dw Hurnsack, plewen,
Das dich dein hurweis mag gerewen,
Dir lonen, wie dw hast verdint.

Die **alt schwiger** fert für, Schreit, felt in an:

Ey schlacht ir nit, sie tregt ain kint,
Weil sie ist diser Sach vnschuldig!
Ey, mein herr aiden, seit geduldig
Vnd schlacht solch pös gedancken aus:

Der alt kauffman lest vom weib; Spricht zw der schwieger:

Dw alte hůr, ghee aus meim haus,
Oder ich würff dich all Stiegn ab,
Die ich im gantzen hause hab!

Das **weib** felt an in. S.

Ey Grist gesegn dich, lieber man!
Ich fürcht, es sey dich kumen an
Die Dobsucht; schaw, wie pist erplichen!
Dein Sin vnd vernunft ist gewichen.

Er wil sich von ir reisen. Sie schreit:

O liebe můter, hilff in halten,
Vnd las dein krefting segen walten,
Den dich geleret hat Egester
Vnser Otilig, die petschwester,
Das er im selb kein schaden thw!

Die **schwiger** felt in an vnd S.

Ey lieber aiden, pleib zv rw!
Ir seit gar an der Dobsůcht krank
Legt euch pald nider auf die panck,
So wil ich den Dobsegen sprechen.

Der alt kauffman wil sich von in reissen; Zabelt ser vnd spricht:

Weicht, weicht von mir vnd last mich rechen
An dem lecker vnden im garten,
Den wil ich hauen durch die Schwarten,
Das die Sunn noch mus durch in scheinen.

Das **weib** felt vmb in S.

Mit allen trewen wir euch meinen,
Muter, hilff nider drücken mit gewalt,
Sprich über in den segen palt!

Sie drücken in nider auf die panck; Die **alt** spricht den segen vber in:

In doribus et lappibus,
In dölpis et dildappibus
Dich Effen mulieribus,
Dw semper pleibst ein asinus!
Surge et stampf hin fůs für fůs,
Dolsucht nunquam dich lasen mus!

Sie lassen in aufften, er spricht:

Mich dünckt, mir sey ein wenig pas;
Doch wil ich gwis erfaren das,
Ob mich hab trogen mein gesicht,
Das eim oft durch das plerr geschicht

Der alt kauffman geht ab; Die **alt schwiger.** S.

Kan der alt solch grob procken schlicken,
So wirt er warlich nit ersticken,
Ob wir im der gleich pissen reisen
Mit Smaichel hasting lügen speißen.

Der alt kauffman, kumbt S.

Ach ir habt war gesaget das:
Es get im garten vmb im gras
Vnser pock pey geschworem aid,
Darumb pit ich euch alle paid,
Wolt mir verzeihen mein schmachwort,
Die ich euch zvsprach an dem ort.
Ich hab euch paiden vnrecht than:
Ich bin ein alt wanwitzig man,
Der nit wol gesicht, noch gehört,
Vnd gar leichtlichen wirt pethört,
Das ich itz, weil doch scheint der mon
Ein pock sieh für den gertner on.
Drumb, liebe schwiger, thw ich euch trawen,
Wie vor über mein frum frawen.
Was sie nit kan, das thůt sie leren,
Darmit wir hin kumen mit Eren,
Vnd schweigt von diesem hader stil,
Darfon ich auch nichs sagen wil;
Wil eur ider ein stück schamletz schencken
Zv einer Schauben, nit mehr zw dencken
Des Handels, das vns nit erwachs
Schant pey den leuten, wünscht Hans Sachs.

Die person in das Spil:

Simplicius der alt kauffman . . . 1
Lisabeta sein jung weib 2
Lupina sein Schwiger 3
Pangratz der Jungling 4

Paul Rebhun.

Den vollsten Gegensatz zu Hans Sachs bildet Paul Rebhun, welcher das gelehrte Drama eben so entschieden förderte, wie der Nürnberger Meister das volksthümliche. Paul Rebhun, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt sind, stammte aus Berlin; er studirte in Wittenberg, wo er mit Luther und Melanchthon in nähere Beziehungen trat, die auch später fortdauerten, da er mit ihnen in Briefwechsel stand. Er widmete sich zuerst dem Lehrerberuf, wurde Rektor in Kahla, 1535 in Zwickau, später in Plauen, wo er auch eine geistliche Stelle übernahm. Im Jahr 1543 kam er auf Luthers Empfehlung als Pfarrer nach Oelsnitz und wurde zuletzt Superintendent im Amte Voigtsberg.

Rebhuns Dramen sind aus der Schulkomödie hervorgegangen; so schrieb er seine „Susanna“ schon als Lehrer in Kahla, wo er sie wahrscheinlich zuerst durch seine Schüler, dann auch durch die Bürger daselbst, sowie später in Oelsnitz aufführen ließ. Dieser Ursprung seiner Dramen verläugnet sich auch in der Ausführung nicht, denn sie sind eines Theils aus der Absicht, Belehrung zu verbreiten, hervorgegangen, und andern Theils bemüht sich der Dichter, die Alten in Bezug auf die Form nachzuahmen. Dies zeigt sich schon darin, daß er, wenn auch nicht zuerst, doch immerhin einer der ersten, seine Dramen in Acte und Scenen theilt, worüber er in der Vorrede zur „Hochzeit von Cana“ sich gar naiv ausspricht. „Was die austeylung des spiels in Scenas vnd Actus betrifft, wie wol es bey vns deudschen nicht fast bsonder not ist, in dem den Latinis nach zu folgen, hab ich doch geteilt, so viel die materi hat leyden wollen. Wer etwas mangel dann hat, mag es teilen seins gefallens on all meinen zorn vnd widerred.“ Man sieht daraus, daß auch ihm die Eintheilung in Acte noch etwas ganz Aeußerliches war, und daß er sich der künstlerischen Nothwendigkeit derselben keineswegs bewußt war. Bedeutender ist

sein Versuch, den gebräuchlichen Vers von acht Sylben zu verlassen, und andere Versmaße in überlegter Abwechselung dafür zu gebrauchen. Leider hat er die Grundsätze, die er dabei befolgte, nicht näher entwickelt, sondern auf die von ihm bearbeitete deutsche Grammatik hingewiesen, die aber, wie es scheint, nie herausgekommen und vielleicht nicht einmal vollendet worden ist. Er sagt nur in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner „Susanna" (indem er sich über einen Nachdruck beklagt, dessen Herausgeber die verschiedenen Versmaße in die gewöhnlichen achtsylbigen Reime verwandelt hatte), es seien ihm sein „rheim, so lenger oder kürtzer denn acht sylbicht erfunden worden, nicht in eim traum endfaren, sonder mit gutem bedacht vnd gewisser vrsach also von ihm gestelt". Und im Vorbericht zur „Klag des armen Mannes", einem poetisch ganz unbedeutenden Gespräch, heißt es: „es ist meines achtens nicht vnbequem, inn solchen langen gedichten ein veranderung zu halten vnd mancherley vers zu gebrauchen nach der Lateiner art, die sie halten in Metris Trochaicis vnd Jambicis, welchen die deudschen raym etzlicher mafs gemefs seind." Ueber die Behandlung erfahren wir nur noch, daß er „nach gelegenheit des handels etzlichen scenis kurtze, etzlichen lange rheym zugeeygendt", aber das einmal begonnene Maß in jeder Scene fest gehalten hat. So wechselt er mit jambischen und trochäischen, mit längeren und kürzeren Versen, und es findet sich bei ihm demnach die neuere von Opitz durchgeführte Prosodie in ihren wesentlichsten Merkmalen angedeutet. Freilich ist dieser immerhin ziemlich willkürliche Wechsel des Versmaßes keineswegs schön und künstlerisch gerechtfertigt; allein es ist nicht zu leugnen, daß seine Dramen eben hiedurch eine Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Form darbieten, welche sich von der Eintönigkeit der achtsylbigen Verse vortheilhaft unterscheidet. In der „Susanna" schließen die vier ersten Acte mit einem Chor, der in mannigfaltigen lyrischen Rhythmen gedichtet ist, was allerdings besser begründet ist. So mangelhaft aber alle diese Formen, insbesondere aber ihre Anwendung sein mag, so ist dieser Versuch immerhin sehr beachtenswerth, und wenn die nachfolgenden Dichter Sinn dafür gehabt und ihn weiter entwickelt hätten, so würden wir schon hundert Jahre vor Opitz eine ausgebildete Prosodie erhalten haben, und es würde diese vom fremden Einfluß frei geblieben sein, der so nachtheilig auf sie wirkte. Uebrigens behandelt er die Verse, insbesondere den Trochäus im Ganzen nicht übel; an Reimen ist er zwar sehr arm, doch sind sie selten gesucht, und obgleich nicht eben wohllautend, doch auch nicht hart.

Was die dramatische Ausführung in Rebhuns Spielen betrifft, so ist das Bestreben nicht zu verkennen, es auch hierin den Alten nachzuthun, und wenn der Erfolg im Ganzen auch nur schwach ist, so steht er doch höher, als die meisten andern Dichter biblischer Spiele. So bietet die „Susanna" eine recht wackere Exposition; wir lernen schon in der ersten Scene die Hauptpersonen und ihre Verhältnisse kennen und werden auf die neuere Entwickelung begierig gemacht. Der Dichter bemühet sich redlich, die Begebenheiten zu motiviren, und er ist darin nicht unglücklich; so ist die Reise des Joachim recht gut erdacht, um so mehr als er den beiden Richtern, in die er das größte Vertrauen setzt, während seiner Abwesenheit die Aufsicht über sein Haus übergibt, so daß sie nun leicht Gelegenheit finden, dessen Weib Susanna zu überraschen. Nicht weniger gibt sich der Dichter Mühe, die einzelnen Charaktere scharf hervortreten zu lassen, und nur deshalb hat er z. B., wie er ausdrücklich bemerkt, die zwei ersten Scenen des zweiten Actes eingeschoben, um die Schlechtigkeit der Richter zu zeichnen, und zudem aus dem nämlichen Grunde in der zweiten Ausgabe (1538) eine dritte Scene eingeschoben, welche in der ersten (1536) noch fehlt (1), wie überhaupt die zweite Bearbeitung des Dichters fortgesetztes Bestreben kund gibt, seinem Werk namentlich durch Zusätze aller Art die möglichste Vollkommenheit zu geben*). Und er hat in der That erreicht, was sich bei offenbarem Mangel an poetischem Talent erreichen ließ, ein Mangel, der sich ganz insbesondere in der trockenen, alles poetischen Schwungs und jedes dichterischen Schmucks entblößten Darstellung kund gibt.

Hat schon die „Susanna" einen ganz didaktischen Zweck, den der Dichter in einem langen Beschluß ausspricht, so ist dies bei „dem Hochzeitspiel auff die Hochzeit zu Cana Galileae gestellet" noch weit entschiedener der Fall, das er „dem Gottverordneten Ehestandt zu ehren, vnd allen Gottfürchtigen Eheleuten, Gesellen vnd Junckfrawen zu trost vnd vnterricht" gedichtet hat. Die dramatische Entwickelung leidet dadurch natürlich nicht wenig, namentlich wird der Dialog durch die allzulangen Monologen und Reden der Personen sehr verkümmert, welche in der That so störend sind, daß sich der Dichter veranlaßt sah, eine ganze große Scene an das Ende zu verweisen, den Spielern überlassend, dieselbe darzustellen oder auszulassen. Die „Hochzeit" unterscheidet sich von der Susanna darin, daß der Dichter auch komische Figuren (den Eheteufel und eine Zauberin) einführt, aber er weiß die guten Situationen, die er dadurch gewinnt, keineswegs zu benutzen, und hierin steht er den volksthümlichen Dichtern unbedingt nach. Oefters versucht er es auch witzig zu sein (so ist es ein Hauptwitz, daß Simon, der nicht gleich bei dem Hochzeitsmal erschien, weil er zu Hause das Kind wiegen mußte, „Sieman" genannt wird, was natürlich großes Gelächter erregt); aber ob ihm gleich seine Witze so gefallen, daß er sie bis zum Ueberdrusse wiederholt, so können wir sein Wohlgefallen nicht theilen, da sie ganz alltäglich sind und in höchst unbeholfener Weise vorgebracht werden. Man merkt überhaupt bald, daß der gute Rektor und Pfarrer wenig Lebenserfahrung besaß und äußerst wenig von der großen Welt und ihrem Treiben wußte, während er mit den gewöhnlichsten Verhältnissen des engen häuslichen Lebens wohl bekannt war (2).

Das dritte Stück Rebhuns, die „Klag des armen Mans vnd Sorgenuol" kann kaum als Drama gelten, da es nur aus einer Reihe von Gesprächen zwischen dem Armen und Adam, Isaac, Jacob, Christus u. s. w. besteht und aller Handlung entbehrt, indem der Dichter weniger durch Darstellung von Begebenheiten, als durch rhetorische Auseinandersetzungen zur Ueberzeugung zu bringen sucht, daß der Arme auch in den Zeiten der höchsten Noth auf Gott vertrauen solle, der ihn nicht werde zu Grunde gehen lassen. Daher sind alle Reden der einzelnen

*) In den unten mitgetheilten Stellen haben wir, um das Verhältniß der beiden Ausgaben zu bezeichnen, die neu hinzugefügten Verszeilen mit einem * versehen.

Personen von großer Ausdehnung, weil es dem Dichter daran lag, die ausgesprochenen Gedanken in ihrer Allseitigkeit zu entwickeln, er aber die Kunst nicht verstand, dies im raschen Gespräch zu erreichen, wie etwa Lessing in seinem „Falck“. Abgesehen von der dramatischen Entfaltung ist es übrigens dem Dichter gelungen, die oben erwähnte Idee klar und umfassend darzustellen *).

1. Aus der „Susanna“.

Actus secundi Scena prima.

Baldam. Hab itz abermal besehen,
Wie mein korn im feld thut stehen!
Wil mir noch nicht wohl behagen,
Dann die andern acker tragen
Neben meim vil schöner treide,
Welchs mir ist ein grosses leide.
Sonderlich so hat mein nackber
Nechst bey mir den besten acker,
Das ich zwar im gantzen felde
Kainen lieber haben wölde.
Drumb ichs auch offt fürgenuhmen,
Wie ich möcht darhinter kumen,
Mannich practick auch ertichtet,
Aber noch nichts auss gerichtet,
Noch den acker kund erheben,
Weil mein nackber war im leben.
Nu er aber ist verschiden,
Wil ich noch nicht sein zufriden,
Bis ich ihn zu mir müg bringen,
Vnd darab die widwe dringen.
Das ichs aber enden müge,
Wil ich brauchen dise lüge,
Wie ich hab zur zeit meim nackber
Geld gelihen auff den acker,
Weiland er noch war im leben,
Welchs er mir nicht widergeben;
Drumb ich sie wil itz verklagen,
Das sie muss die schuld abtragen.
Wann sies dann nu nicht am gelte
Haben wirt, so wirts ihr felde
Müssen an der schuld mir geben.
So hoff ich, wöll ichs erheben.
Wann sie schon wirt vil wolln klagen,
Vnd zu diser schuld nein sagen,
Wil ich wol so vil verschaffen
Bey den Richtern, das ihr klaffen
Nicht soll werden angenumen.
Dann ich itz zuuor wil kumen
Vnd mit einem gschenck sie schmieren,
Das sie mir mein sach aussfüren;
Dann sie mir auch sonst gewegen,
Drumb ichs leichtlich wil erregen,
Das sie es nicht lassen feilen
Vnd mir zu den acker teylen.
Zwar, wenn ich nur itzund wüste,
Wo ichs ettwo suchen müste,
Wold ich bald zu ihn mich machen,
Vnd verkleren ihn mein sachen.
Sonst ich zwar hab offt vernomen,
Das in Jochems haus sie komen
Vnd gericht zu halten pflegen,
Weils ihn ist daselbs gelegen;
Drumb ich itzt auch hin wil gehen
Vnd mich bald nach ihn vmbsehen;
Ob ichs da antreffen künde,
Vnd sie beyd beynander fünde.
Zwar so ich itz recht thue sehen,
Dunckt mich, wie die Stadtknecht stehen
Beyd beysamen vor der thüre.
Dran ich nu wol hab zu spüren,
Das die Richter nicht seind weite.
Harr, ich kom zu rechter zeite,
Dann ich sie find müssig stehen.
Hoff, mein sach soll itzt fort gehen.

Actus secundi. Scena secunda.

Ichaboth, Baldam, Resatha, Abed, Olympa.

Ichaboth. Ich wil itzt ein wenig sehen,
Wies daheim im haus thut stehen,
Dann ich halt nicht, das vil sachen
Heut vns werde zuschicken machen.
Aber secht, ich bin betrogen,
Dann Herr Baldam kumpt gezogen:
Acht, er werd vns ettwas klagen;
Mus vorn hörn, was er wirt sagen,
Baldam. Geb euch Gott einn guten tage.
Resatha. Herr, habt danck, was ist eur klage?
Oder was thut ihr begeren?
Sitzt herzu vnd lasts vns hören.
Baldam. Weisen hern, das ist die sache:
Das ich nicht vil vmbschweiff mache,
Die Olympa nechst da niden,
Der ihr man ist iüngst verschiden,
Wie ihr wist, in diser gassen — —
Resatha. Ja, wir wissens guter massen.
Baldam. Soll mir von ihrs mannes wegen
Zehen gulden schuld ablegen,
Welch ich ihm an barem gelde
Auff ein acker daust im felde
Glihen hab bei seinem leben,
Die mir noch nicht widergeben,
Vnd so vil ich dran kan spüren,
Wirt auch sie mich wolln umbfüren
Vnd sehr klagn ihr unuermügen;
Aber mir gschicht nicht genügen,
Wenn ich drumb meins glihen gelde
Iren halben endberen selde:
Dann ich ia von ihr nichts habe,
Weder klein noch grosse gabe.
Drumb die weils ia nicht vermage,
Das sie mir mit geld abtrage
Solche schuld, so bitt ich sehre
Euch, wolt mich des itzt geweren,
Vnd durch eure Richters gwalten
Dise Widwen darzu halten,
Das sie mir für sölches gelde
Volgen las iren ackr im felde,
Drauff ich ihr hinaus wil geben,
Was da billich ist vnd eben.
Wil von euch auch, lieben Herren,
Sölches nicht vmb sonst begeren,
Sondern mich erzeign der massen
Mit eim gschenck, welchs ich wil lassen
Bringen euch. Soll euch nicht rewen,
Steht mir itzt nur bey mit trewen.
Resatha. Weil ihr sölchs von vns begeret,
Solt ihr des wol sein geweret;
Dann zu thun nach ewrm begeren,
Soll uns keine sach nicht bschweren.
Bald wie sie wolln heischen lassen,
Weil sie wohnt in dieser gassen.
Abed, heis Olympa kumen,
Dann wir habn ein sach vernomen,
Drauff sie soll ihr antwort geben.
Abed. Herr, ich wils ausrichten eben! —
Fraw Olymp, zu euch mich senden
Meine Herrn, ihr solt behende
Itzt bey ihn vor grichte stehen;
Was ihr solt, werd ihr wol sehen.
Olympa. Ja, ich wil von stund an komen,
Ob ich wol nicht hab vernomen,
Das mich iemands hab verklaget.
Abed. So viel habn sie mir gesaget.
Olympa. Grüs euch Gott, ihr weysen Herren,
Warzu thut ihr mein begeren?
Resatha. Fraw Olymp, für uns ist kumen
Baldam, den wir habn vernumen
Wie eur man an barem gelde
Auff eim acker daust im Felde
Hab von ihm auff borg genumen
Zehen gülden zu seim frumen,
Dran er noch nichts hat empfangen,
Welchs ihn ettwas thut verlangen
Vnd darumb sich hergefunden,
Das ihr ihm zu diser stunden
Sülche schuld bezalen wollet,
Wie ihr dann von recht thun sollet.
Olympa. Das wer mir, liebn herrn, zu schwere,
Das ich so viel schüldig were.
Hoff, ihr werds auch nicht begeren,
Das man mich on not soll bschweren;
Denn ich weis von keinen schulden,
Noch von acht, noch zehen gulden,
Noch von sechsen, noch von syben,
Die mein man wer schuldig bliben,

*) Eine andere Schrift Rebhuns, „Der Haußfrid“ (Wittenb. 1553. 8.) ist uns nicht zu Gesicht gekommen.

Noch das auff den ackr im felde
Ihm wer glihen wordn ein gelde.
*Dann wie arm er hat gelebet,
*Hat er doch mit vleis gestrebet,
*Das er mich sampt meinen kinden
*Nach seim tod kein schuld ließ finden.
Drumb ich euch will habn gepeten,
Wolt mein vnschuld treulich retten.
Ichaboth. Als ich hör, wolt ihr nichts gstehen.
Nein, es mus nicht so zugehen,
Dann Herr Baldam ist der ehren,
Das er solchs nicht wird begeren,
Wo ers nicht hett recht vnd fuge,
Dises hab wir kundtschafft gnuge.
Drumb last ab von eurem klagen,
Vnd thut schnel, was wir euch sagen.
Habt ihrs aber nicht an gelde,
So verlast ihm dran eur felde.
Was es theürer ist am kauffe,
Soll er euch bezaln mit hauffe.
Olympa. Herr Gott, sol ich dann endrichten,
Des ich gnossen hab mit nichten,
Mus es Gott im himl erbarmen,
Das ihr so bezwingt mich armen.
All mein narung ist gestanden
Auff dem kleinen ackerlande;
So ihr mirs nu thut endwenden,
Weis ich mich mit meinen henden
Vnd mein kinder nicht zu neren,
Noch des hüngers vns erweren.
Resatha. Da hülfft für kein weinn, noch klagen;
Baldam wil sein geld auch haben.
Drum, Herr Baldam, thut der massen:
Iren acker sols euch lassen;
Drauf so wollt ihr gelt auffgeben,
Was da billich ist und eben.
Baldam. Wetse, günstig liebe Herren,
Ewren urteil volg ich geren,
Wil mich auch so lassen schlichten,
Vnd das vbrig geld endrichten.
*Zwar wo euchs albie gefellet,
*Wil ichs bald haben dar gezelet.
***Resatha.** Ist on not, werd ihrs wol geben,
*Wenn es euch gelegn vnd eben.
***Baldam.** Nu wol an, es jol geschehen,
*Wie ihrs thut fürs best ansehen;
*Vnd bedanck mich aller ehren,
*Das ihr mich habt weln gewere
*Meiner bit, vnd wie mein sachen
*Nicht habt leuger müh lahn machen.
***Hic Baldam se ilico domum recipit ac judicibus mittit munera.**
Olympa. Aber mir geschicht gewalde,
Sag ich frey für iung vnd alde.
Drumb, o Herr, der du verheyssen,
Das der widwen vnd der weysen
Du wilt vater sein vnd nehren,
Wollest dich zu mir herkeren,
Vnd das urteil jelber rechen,
Das man vber mir thut sprechen.
Ichaboth. Hallt ewr maul vnd last sölch klagen,
Sonst man euch würd anders sagen.

*Actus secundi Scena tertia.

Malchus. Resatha.

Malchus. Erbar, weise Herrn, es hat
Mein Herr Baldam eilend drat
Mich zu euch gesendt daher,
Das er euch ein kleine ehr
Thet mit disem gschenck, die weil
Also gut ers hat in eyl
Krigen mügn, zu ander fart
Sol kein vleis nicht werden gspart,
Sonder wil euch bas verehren.
Resatha. Sag du wider deinem Herrn,
Das sein gschenck wir nehmen an,
Vnd er des auch danck sol han.
Künn wir ihn irgent fördern mehr,
Sols vns bringen kein beschwer.
Malchus. Herr, ich wils ihm zeigen.
Ad Spectatores:
O wie warhafft saget man,
Wer wol schmirt, der fert auch wol.
Wenn mein hertz ich sagen sol,
Dunckt mich, das mein Herr mit sticht
Dise Richter, das im gricht
Sie ihm habn gewünnen geben,
Aber vnrecht bschwert daneben
Dise Widwe, die ich sach,
Das sie klagt ihr vngemach.
Nv wol an, ein ieder sech,
Wie er in der rechnung bsteh;
Denn es leßt sich alles zwar
Thun ein weil, nicht immerdar.
Gott wirt warlich auch ein fart
Ales vnrecht straffen hart:
Dann wirt alles freuel gwalt
Alzu schrecklich werden bzalt;
Vnd die hellküchlein, da man
Sich mit hat verblenden lahn,
Vnd das recht gebogn darümb
In die leng und in die krümb,
Werdn den falschen Richtern gmein
Eitel pech vnd schwefel sein.
Wenn das gricht auch vber sie
Wirt ergehn, drumb wer da hie
Richten sol, endhalt sein hendt
Von geschenck, das ihn verblendt.
Aber sie sind selbs klug Herrn,
Drumb ich sie sölchs nicht darff lern.

2. Aus der „Hochzeit".

Actus Tertii, Scena Quarta.

Zauberin. Braut.

Was macht ihr da guts, liebe braut,
Das ihr so hin vnd wider schaut?
Braut. Ich seh mich nach eim meidlein vmb,
Welchs ich verschickt, wenns wider kumb.
Zaub. Wird man euch schier zusamen gebn
Ins iamerthal vnd elend lebn?
Braut. Ey nachbarin, was sagt yr do?
Meint ihrs dann auch mit ernst also?
Zaub. Ihr werds wol gwar werdn, liebe braut;
Het euch wol besser für geschaut,
Wüst ir so vil von disem standt.
Als ich, het euch nicht drein gewandt.
Braut. Weßhalben, liebe nachbarin,
Ist denn so viel des iamers drin?
Zaub. Ja freilich ist sein ene zal,
So das, welch weib kann habn die wahl,
Sich billich nimmer drein sol gebn
In dises vnselige lebn.
Ich wil geschweign der grossen not,
Die man mit iungen kindern hat,
Weil man sie treget vnd gepirt,
Vnd eh eins zu eim menschen wirt,
Das sich selbs nehrn vnd ziehen kan.
Ich wil auch das itz lassen stan,
Was vnglücks haben muss ein fraw
Mit gsind, wenns faul vnd vngetraw;
Das schwerst wil ich nur zeigen an,
Welchs ist, dass weib sol ihrem man
Inn allen dingen ghorsam sein
Vnd lassen yn sein herr allein,
Wie dann die menner haben wölln,
Wenn vns die weiber wolten bsteln.
Braut. Sol das dann sein so schwere pein?
Das weib ihrm man sol ghorsam sein,
Vnd halten ihn für yren herrn,
Dieweil er sie doch muss ernehrn.
Zaub. Sie nehren, dass wol besser töcht,
Wenn ich euchs als erzelen möcht.
Ihr werd es aber selbs wol gwar,
Eh noch vergehen wird ein iar,
Was sey für grosse schwere pein,
Dem man alzeit gehorsam sein,
Vnd das ihr nicht macht haben solt,
Zu thun, was ihr begert vnd wolt,
Vnd euch seins sinns solt halten nur.
Ich sag euch, das kein creatur
Auff erden ermer ist, denn ihr,
Wenn ihr das thut; das glaubet mir.
Denn ich es als hab wol erfarn,
Dieweil ich auch inn iungen iarn
Versuchet hab das ehlich lebn;
Drumb weis ich auch gut bscheid zu gebn.
Vnd sollt ich habn gefolgt meim man,
Vnd alzeit nach seim willn habn than,
Ich hett nu lengst gemust under erd,
Welchs ich, gott lob, mich noch erwert.
Braut. Ey traw, ihr tröst mich nicht sehr wol,
Nicht weis ich, was ich machen sol.

Zaub. Wenn ihr wolt folgen meinen rhat,
Vnd handeln auch nach meiner that,
Wolt ich euch gebn vnterricht,
Der euch vorwar sol rewen nicht.
Denn ich euch meyn mit trewen wol,
Wolt nicht, das euch begegnen sol,
Ein vbel irgnt in diesem standt,
Zu dem ihr euch nu habt gewandt.
Braut. Ey liebe nachbarin, sagt her,
Ich wil gern folgen guter lehr.
Zaub. Was ihr solt thun, wenn ihr ein geht
Zu ihm ins haus vnd in sein bett,
Wie ihr müst greiffen vberd thür,
Vnd was für segn dazu gebür,
Was man ins bettstro legen sol,
Das wil zu letzt ich sagen wol.
Jetzt merckt, was sonst auch dient zur sach,
Damit man gute menner mach,
Vnd thut ihm also, liebe braut.
Wenn ihr nu seit züsam vertraut,
So halt ihn nit so herlich sehr,
Als wer er gantz vnd gar eur herr.
Streubt euch auch weidlich gegen ym,
Erschreckt nicht bald vor seiner stim;
Wenn er was heist, das euch nicht lust,
So denckt nicht, das ihrs bald thun must;
Sperrt euch ein mal drey oder vier,
Auff das er nicht kum wider schier.
Denn wenn ihr erstlich willig seit,
So wil ers haben alle zeit;
Wenn ihr euch aber widersetzt,
So lest er euch mit frid zuletzt,
Vnd heißet euch nicht allerley,
Vnd bleibt von mancher arbeit frey,
Wo ihr sonst stets müst bestel sein,
Wenn ihr euch willig gebt darein.
Dergleichen solt yr mercken das:
Wenn er euch irgent schilt vmb was,
Das yr euchs nicht last fechten an;
Stelt euch, als lig euch nichts daran.
Wil aber er des treibn zu viel,
So schweiget auch dazu nicht stil,
Vnd heist euch lassen vnuerirt,
Eh ym daraus ein anders wird.
Auch mügt ihr ims wol drucken sagn
Ihr wolt ihm solches nicht vertragn,
Vnd ihm inn ander weg vnd mgss
Genugsamlich vergelten das.
Wenn aber er dagegen was
Verschuldet selbs, sei diss oder das,
Mit zechen, spiln, mit müssig gehn
Das solt ihr nicht zu friden stehn,
Vnd hefftig schelten auff sein balck,
Als irgent auff den ergsten schalck,
Auff das er auch lern fürchten euch,
Vnd nit, was er wil, thun on scheuch.
In summa müst ihr gwenen yn,
Das er sich richt nach eurem syn,
Vnd alle zeit eurs gfallens thue,
So werd ihr krigen gute rhue,
Vnd diser standt gelindert werdn,
Der one das thut fast beschwern.
Braut. Der rhat wol anzunemen wer,
Wenn er allein nicht bröcht gefehr;
Ich aber müst die sorge tragn,
Das ich nicht würd auffs maul geschlagn,
Vnd mir mein haut müst paren lohn;
Das wer denn auch nicht wol gethan.
Vnd dünckt mich schier, ich wolt so gern
Mein haußwirt halten für mein herrn;
Vnd ihm ein iar sein vnterthan,
Denn mich nur ein mal schlahen lahn.
Zaub. Vmb gots wiln nempts euch nicht zu mut,
Ihr wist noch nicht, wie weh es thut:
Alzeit dem mann gehorsam sein,
Ich acht es für die gröste pein,
Vnd sag bei meiner trew vorwar,
Ich wolt mir lieber all mein har
Von meinem kopff habn rauffen lahn,
Eh ichs wolt habn ein iar gethan.
Vnd zwar was creutz es auff ihm hab,
Das nempt bei andern weibern ab;
Die solches creutz nu habn getragn,
Die solln euch auch dauon wol sagn.
Dazu so secht auch an ihr werck,
Wie gmeinlich sie mit aller sterck
Ihrn mennern halten wider standt,
Biss das sie kriegen öberhandt.
Braut. Es kriegt aber manche auch ihr theil,
Vnd wird so zugericht zu weil,
Das sie ihr lieber wünschen sol,
Sie het ihrm mann gefolget wol.
Zaub. Ey liebe, das schadt ihn nicht sehr,
Es ist ihn dennoch nirgnt so schwer,
Wenn sie schon werdn zu viel geschlagn,
Als wenn sie solln den ghorsam tragn.
Dann sie es gmeinglich treibn so fern,
Das sie auch endlich werden herrn,
Vnd dürffen thun, was sie gelüst,
Wo sich sonst eine fürchten müst.

Die englischen Comödianten.

Wir wissen, daß die Dramen, und zwar sowohl die längeren biblischen Spiele, als die volksthümlichen Tragödien, Komödien und Fastnachtpossen von den Bürgern der Städte gespielt wurden, in welchen die Darstellungen Statt fanden; wahrscheinlich hatten sich sogar unter der jüngeren Bürgerschaft der volksreicheren Städte kleine Gesellschaften gebildet, welche eine Art Gewerbe davon machten, beliebte Stücke aufzuführen (I, 714), und zwar nicht bloß in ihrer Heimat, sondern vielleicht auch in andern benachbarten Ortschaften; von eigentlichen Schauspielern finden sich aber bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts keine Spuren. Seit ungefähr 1560 treten solche aber plötzlich hervor, und schon gegen das Ende des Jahrhunderts werden dergleichen in beinahe allen Theilen Deutschlands erwähnt, und zwar heißen sie überall gleichmäßig zuerst niederländische, bald darauf aber und allgemein englische Comödianten. Weil dieselben in der That vorzugsweise Dramen darstellten, welche aus dem Englischen übersetzt waren, glaubte man später, es seien wirklich englische Schauspieler gewesen, welche nach Deutschland gekommen wären, um die daselbst erwachte Lust an theatralischen Darstellungen zu benutzen, allein es hat dies nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich; da es sich nicht annehmen läßt, daß dergleichen herumziehende Schauspieler, die doch wohl sonst höchst ungebildet gewesen sein mögen, der deutschen Sprache so mächtig gewesen wären, daß sie in derselben hätten mit Beifall auftreten können. Es ist daher viel wahrscheinlicher, daß es Deutsche waren, welche unter dem angegebenen Namen herumzogen. Findet sich auch im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. keine Erwähnung von Schauspielern, so ist es dagegen sicher, daß es auch in dieser Zeit an herumziehenden Gauklern und „Künstlern“ aller Art nicht gefehlt hat; nun liegt allerdings die Vermuthung sehr nahe, daß die mit jedem Tage steigende Lust an den dramatischen Spielen solche „Künstler“ auf die Idee brachte, sich in der theatralischen Kunst zu versuchen, und dies um so mehr, als damals, wie jetzt, die Seiltänzer, Reiter und andere Gaukler wohl immer kleinere Possen mit dem Hanswurst und dessen Herrn zur Belustigung des Publikums aufgeführt haben werden, und sie nur einen Schritt weiter zu thun brauchten, um zur eigentlichen theatralischen Darstellung zu gelangen. Hatte aber eine einzige Gesellschaft den Versuch gemacht und Beifall gefunden, so fand sie natürlich bald Nachahmung, und so erklärt es sich leicht, daß sich auf einmal in ganz Deutschland Schauspielertruppen finden. Der Name würde hiebei keine Schwierigkeit machen, denn sie werden sich „englische Comödianten“

genannt haben, wie sie vorher etwa „englische Reiter" hießen, oder weil sie eben vorzugsweise englische Komödien spielten. Nicht so leicht ist dagegen die Frage zu beantworten, woher sie eben diese englischen Dramen hatten; doch läßt sich diese Schwierigkeit ebenfalls auf eine einfache Weise lösen. Jene Gauklergesellschaften beschränkten nämlich ihre Wanderungen gewiß nicht auf die nächste Umgebung ihrer Heimat, sondern zogen auch wohl in fremde Länder, die norddeutschen gewiß in die Niederlande, wohin allerdings englische Schauspielertruppen kamen, und vielleicht sogar nach England. Die verhältnißmäßig große Ausbildung des englischen Theaters konnte nicht verfehlen, großen Eindruck auf sie hervorzubringen, und sie anzuregen, Dramen und Darstellungsweise nach Deutschland zu verpflanzen, wo sie damit gute Geschäfte zu machen hoffen durften. Vielleicht hatten sie aber diese englischen Stücke schon in Holland kennen lernen, wo das volksthümliche Schauspiel gerade damals in großer Blüthe stand, und es hat sogar einige Wahrscheinlichkeit, daß sie dieselben erst aus zweiter Hand erhielten, weil der Possenreißer in diesen Dramen den in den Niederlanden einheimischen Namen „Pickelhering" führte *). Freilich sind dies Alles nur Vermuthungen, die sich durch keine urkundlichen Beweise begründen lassen; allein es beruhen die entgegengesetzten Meinungen ebenfalls nur auf Vermuthungen, und die versuchte Erklärung scheint jedenfalls vor der Annahme den Vorzug zu verdienen, daß wirkliche englische Schauspieler sich über Deutschland verbreitet hätten, die sich doch wohl kaum bei ihren Darstellungen der deutschen Sprache hätten bedienen können. Doch können allerdings wie in den Niederlanden, so auch in Deutschland zugleich auch einzelne Gesellschaften von englischen Schauspielern an einzelnen Höfen und in größeren Städten, namentlich des Nordens gespielt haben, wo ihre Sprache allgemeiner verbreitet war, und dies scheint dadurch bestätigt zu werden, daß einzelne Namen von damaligen Schauspielern, die sich uns erhalten haben, wirklich englisch sind (Spencer, Green).

Wie dem auch sei, so steht wenigstens fest, daß seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts viele aus dem Englischen übersetzte Schauspiele in den meisten Gegenden Deutschlands aufgeführt wurden und seltenen Beifall erhielten, was denn zur Folge hatte, daß auch das deutsche Drama, vorab das volksthümliche, sich nach demselben zu bilden suchte. Dieser Beifall scheint einen doppelten Grund gehabt zu haben, und sowohl durch die Stücke selbst, als durch ihre Darstellungsweise hervorgerufen worden zu sein. So einfach und steif selbst die besseren deutschen Spiele waren, so wird es auch die theatralische Darstellung gewesen sein, die wohl kaum mehr als eine unbeholfene Declamation war; dagegen entwickelten die „englischen Comödianten" ein lebendiges, in den komischen Scenen bis zur Ausgelassenheit muthwilliges Spiel, das sie entweder den niederländischen oder englischen Schauspielern abgesehen, oder das sie, wenn sie in der That ursprünglich herumziehende Gaukler waren, aus ihren mimischen auf den Märkten aufgeführten Possen auf die Bühne gebracht hatten. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches freies, ungezwungenes Spiel, selbst durch die Uebertreibung, in die es ohne Zweifel ausartete, der steifen Unbeholfenheit im Spiel der ehrsamen Bürgerschaft gegenüber großes Gefallen erregen mußte. Noch entschiedener trat aber die Ueberlegenheit der neuen Darstellungen in den Stücken selbst hervor, die, so ungenügend sie auch in beinahe jeder Beziehung waren, doch wenigstens durch lebendige Mannigfaltigkeit in der Ausführung eine sich vielgestaltig bewegende Handlung das Interesse des schaulustigen Publikums im höchsten Grade gewinnen mußten. Es findet sich zudem in ihnen gerade das, was wir bei Hans Sachs vornämlich vermißt haben; es ist die Handlung nicht nur breiter angelegt, sie ist auch mehr aus dem Innern heraus gestaltet; statt der bloßen Andeutungen finden wir schon Versuche, die Leidenschaften wirklich zu zeichnen und in ihrer Bedeutsamkeit zur Erscheinung gelangen zu lassen. Bei aller Rohheit und Unbeholfenheit der Darstellung (woraus man schon entnehmen möchte, daß die Uebertragungen von ganz ungebildeten, des schriftlichen Ausdrucks nicht mächtigen Leuten herrühren) finden sich Züge, welche die lebendigste Theilnahme des Zuschauers hervorrufen, in ihm Mitleiden, Furcht und selbst Entsetzen erwecken, überhaupt eine Wirkung hervorbringen, welche aus den schon entwickelten Gründen selbst bei den besten deutschen Stücken rein unmöglich war.

Diese englischen Schauspiele wurden im J. 1620 zum erstenmale gedruckt; schon zehn Jahre darauf erschien eine neue mit einem zweiten Bande vermehrte Auflage; aber dieser zweite enthält schon Stücke, die offenbar nicht aus dem Englischen stammen, und in einer dritten Ausgabe, welche 1670 in 3 Bänden erschien, sind mehrere Stücke nach Molière und andern Franzosen bearbeitet. Alle diese Sammlungen sind sehr selten, und Tieck verdient daher unsern Dank, daß er in seinem „deutschen Theater" zwei Stücke aus der älteren Sammlung hat abdrucken lassen, „Titus Andronicus" und den „Fortunatus". Um einen genaueren Begriff der englischen Dramen zu geben, ist es hinlänglich, wenn wir eines derselben näher betrachten; wir wählen hierzu den „Titus Andronicus", ein altes Stück, welches bekanntlich auch von Shakspeare bearbeitet wurde. Der Römische Kaiser (er führt keinen besondern Namen) hat seine Erhebung vor allem dem tapfern Titus zu verdanken, dessen Tochter Andronica er aus Dankbarkeit heirathen will; doch verstößt er dieselbe wieder, als er die gefangene Königin aus Mohrenland erblickt, deren Schönheit ihn so fesselt, daß er sie zur Kaiserin erhebt. Dieselbe hat zwei Söhne, die sich in die Tochter des Titus verlieben, welche unterdessen einen Römischen Edlen geheirathet hatte. Von Morian, dem schwarzen Buhlen der Kaiserin angeleitet und von ihrer Mutter gestachelt, ermorden sie auf der Jagd Andronicas Gemahl, entehren dieselbe, und schneiden ihr die Hände, dann die Zunge ab, damit sie die Gräuelthat nicht veröffentlichen könne. Die Kaiserin hat des Titus Söhne ins Gefängniß werfen lassen, und läßt hierauf demselben sagen, er könne sie retten, wenn er sich die Hand abhaue; er thut es, und sie schickt ihm die Köpfe seiner ermordeten Söhne. Da er nun auch das an der Tochter verübte Verbrechen in seiner

---

*) Mehrere Ausdrücke in den „englischen Comödien" weisen auf ein holländisches Original; so heißt die Hebamme im „Titus Andronicus" die „Weise Mutter", holländisch wyze vrouw und wohl auch wyze mœder, englisch aber und auch bei Shakspeare midwife.

ganzen Gräßlichkeit erfährt, beschließt er, Rache an dem schwachen Kaiser und dessen blutdürstigem Weibe zu nehmen; er läßt ihm Krieg ankündigen, und sein Sohn Vespasianus sammelt ein muthiges Kriegsheer, das er gegen Rom führt. Unterdessen hatte die Kaiserin ein schwarzes Kind geboren; als ihr Buhle, der Mohr Morian, es wegträgt, um es vor möglichen Nachstellungen sicher zu stellen, wird er von Vespasians Soldaten aufgefangen und von diesem zum Tode geschickt. Noch glaubte die Kaiserin, den alten Titus, der noch in Rom war, durch Schmeicheleien bethören zu können; sie schickt ihm ihre Söhne, aber er ergreift die Gelegenheit, sich fürchterlich am Todfeinde zu rächen, er nimmt die Söhne freundlich auf, läßt den Kaiser und die Kaiserin zu einem Gastmahle bitten, wo er ihnen die getödteten Jünglinge zum Mahle vorsetzt, während des Mahles die unglückliche Tochter tödtet, dann die Kaiserin ermordet. Nun erhebt sich der Kaiser und ersticht den alten Titus, aber er wird selbst wieder von Vespasianus getödtet, der nun zum Kaiser erhoben wird, da Victoriades, des Titus Bruder, die Krone ausschlägt. — So roh und gräßlich das Ganze auch ist, so ist darin doch unverkennbar weit mehr Bewegung und lebendiger Zusammenhang, als in den deutschen Dramen, besonders aber ist die Entwickelung der einzelnen Scenen viel reicher und obgleich die Situationen noch lange nicht die Entfaltung haben, die ihnen gegeben werden könnte, so sind doch Charaktere und Leidenschaften so kräftig motivirt und gezeichnet, daß eine bleibende Wirkung nicht ausbleiben konnte, wie z. B. in der unten mitgetheilten Scene, in welcher die ganze große Reihe der nachfolgenden Gräuelthaten nicht ohne dramatisches Geschick durch den Zank der Kaiserin mit Andronica motivirt wird, die, selbst von Stolz erfüllt, sich dem Hochmuthe der Kaiserin nicht beugen will.

Außer den acht größern Stücken, welche die älteste Sammlung der englischen Comödien enthält, folgen noch zwei „Pickelheringspiele", welche später von Ayrer nachgeahmt und erweitert worden sind („Der alt Buhler" und „die Königin von Cypern") und zuletzt fünf kleine Possen (Jiggs) mit Gesang, nach welchen Ayrer einen Theil seiner Fastnachtspiele bildete. Dieselben behandeln alte Späße, die manchmal ziemlich frei und platt werden, in höchst einfacher Weise, so daß sie an die possenhaften Gespräche der Hanswurste mit ihren Herren lebhaft erinnern. Sie waren, wie ausdrücklich bemerkt wird, dazu bestimmt, in den Zwischenacten der größeren Stücke gespielt zu werden, eine Sitte, die wir auch bei dem Spanischen Theater wieder finden.

Aus dem dritten Acte des „Titus Andronicus".

Titus Andronicus kömpt heraus:

Titus Andr.: O wie lieblich vnd freundlich singen jetzt die Vogel in den Lüfften, ein jeglich suchet jetzt seine Nahrung, vnd die Jaget ist auch schon angefangen in Frewde vnd Herrlichkeit. Aber mein Hertz ist mir dennoch beängstiget vnd beschweret, denn ich diese vergangen Nacht solch ein schrecklichen Traum gehabt, vnd nicht weiß, was er mir bedeuten wirdt. Nun muß ich wiederumb zum Käyser reiten, der persönlich bey der Jagt vorhanden. (Gehet weg ꝛc. Jetzt kömpt herauß Andronica, hat ihr Gemahl bey der Handt, die Käyserin kömpt jhn entgegen, die Jäger blasen.)

Andronica: Hertzliebes Gemahl, schöner vnd lustiger Jaget habe ich mein Tage nicht gesehen.

Gemahl: Ich auch, mein schön Gemählin, kan mit Warheit sagen, das ich auff vielen Jagten gewest, aber nimmermehr lustiger vnd frewdiger gesehen. Was aber sehe ich jetzt für ein Wunder? die Käyserin, die da gar alleine eilents zu vns spatzieret. (Käyserin kömpt zu jhnen.)

Käyserin: Sieh, welch groß Wunder nimpt mir doch diese Andronica! Wie gehestu mit deinem Gemahl so gar allein? Hastu nicht ein tausend Reuter vnd Fußvolck hinter Dich, die da auff euch warten?

Andronica: Schöne Käyserin, ich frage euch wieder, wie kömpts, das jhr alleine gehet, vnd auch nicht ein Hauffen Diener auff euch bestellet haben? Aber ewren Spott, den jhr jetzt an vns treibet, thue ich doch weniger denn nichts achten, kann jhn auch leichtlich vertragen. Verhoffe auch, wann es würde von nöthen seyn, wolte ich eben so wol ein tausend Reuter vnd Fußvolck können auffbringen, dann jhr.

Käyserin: Andronica, daß du jetzt so frech vnd mit spitzfinnigen Worten wiederumb fragest, warumb ich auch allein gehe, soltu wissen, daß es mir also gefelt. Aber ich frage, wie kompts doch, daß du mir so frech vnd trotziglich darffest antworten? Bin ich nicht deine Käyserin, vnd sollst nicht wissen, wie hoch du mich ehren soltest? Gedenck nun aber nicht, daß ichs also dabey wil bleiben lassen.

Andronica: Ja Käyserin, wie man ins Holtz ruffet, also krieget man ein Wiederschall; denn wie ihr mich auß hoffertigem Gemüth fraget, so antworte ich euch. Ob jhr aber wol Käyserin seid, wil ich euch drumb nicht unter den Füssen liegen. Denn bedencket dieses: waret jhr nicht erstlich meines Herrn Vater Gefangen? Vnd nun weil jhr Käyserin worden seyd, wisset nicht, wie jhr euch für Hoffart lassen wollet. Derhalben könnet jhr mir wol immer hinfahren in ewer Hoffart, vnd mich bleiben lassen, wer ich bin. Ich frage, was hat diese Stadt Rom für Nutz von euch vnd den ewren gehabt? was hat sie aber für Nutz von den meinigen vnd mein Herr Vater? Ja warlich, wenn der es nicht gethan vnd mit seinen Ritterlichen Händen erhalten, das Käyserthumb vnd gantz Rom würde vorlängst zu Boden gegangen seyn! Thut aber so viele Böses an mir, was jhr nicht lassen könnet!

Käyserin: O mein Hertz wil mir im Leibe zerspringen! Gehe mir auß meine Augen, du verfluchete Creatur! Wann ich dann dein Hochmuth nicht straffen könte, so wolte ich mich selbest tödten. Sieh, ich thu schweren bey allen Göttern, daß ich zuvor nicht essen oder trincken, auch nunmehr mein Häupt sanfft legen wil, biß ich mein Muth sats vnd genugsam an dich gekület vnd mit Frewden vber dir triumphire. (Gehet ein Schritt fer fort, da kommen jhr zween Söhne zu ihr; die Andronica redet vnder dessen in geheim mit jhrem Gemahl.)

Helicates: Gnädige Fraw Mutter, es nimpt vns groß Wunder, daß jhr so gar allein vnnd von allen spatzieren gangen. Aber vielmehr thun wir vns verwundern, warumb jhr so sehr betrübet vnd in schwermüthigen Gedancken gehet.

Mutter: O meine liebe Söhne, offenet ewre Ohren vnnd observiret meine Wörter wol, jhr sollet wissen, das ich nit weit von hie an einem Orte spatzierte, da die Andronica sampt jhrem Gemahl ist, welche mich also erfasset vnd mit spöttischen vnnd hönischen Worten, wor vber ich bald toll vnd vnsinnig worden; derhalben kompt nur vnd rechnet euch mächtiglich wieder an sie, vnd gehet erbärmlich mit jhr vmb, vnd erstecht jr alsbald jren Gemahl an der Seiten, dafern jr mich lieb habet. So jhrs aber nicht thut, so wil ich euch verfluchen vnd nicht für meine Söhne halten.

Söhne: Gnädige fraw Mutter, wir seynd willich, euch zu gehorsamen. Kompt nu mit vnd zeiget vns, an welchem Orte sie seyn, so wil ich jhm alsbald sein Leben nehmen.

Mutter: Nun so folget mir vnd habt keine Erbarm-

nisse mit ihnen. (Gehen zu jhm; Helicates ziehet sein Schwerdt.)

Helicates: Sich, finden wir euch hie? Du hast nun gar zu lange gelebet! (Ersticht jhn.)

(Gemahl:) O morbio! morbio!

Andronica: Ach wehe! ach wehe! Ist dar denn kein? Wehe vnd zeter dieser mordtlichen That! (Gehet für den todten Cörper auff die Erde sitzen.)

Käyserin: Sich nun, du hoffertiges Weib, wie gefelt dir diß? was dünckt dir, hab ich den Eydt nicht gehalten, welchen ich geschworen? Ja, dieses soll noch gar nichts seyn, sondern so wil ich dich zämen, daß du mir vnter meinen Fußsolen solt liegen, vnd ich vber deinem Leichnam trete! Dein gantz Geschlecht mit sampt deinen Väteren vnd Brüder wil ich gar außrotten vnd bey meinem gnedigsten Herrn Käyser mit List vnd Practicken zu wege bringen, daß sie alle eines jämmerlichen Todes sterben sollen! Aber ich bin dir, hoffertiger Mensche, so spinne feind, dann mir vnmüglich ist, dich langer lebendig für meine Augen zusehen. Derohalben, mein lieber Sohn, thue mir jetzt dein Schwerdt, damit wil ich jhr selbst jämmerlich jhr Leben nehmen (wil jhm das Schwerdt nehmen).

Saphonus: Hertzliebe Fraw Mutter, dasselbige kan ich thuen, derhalben bedenckt euch erstlich recht!

Andronica: O du aller vnbarmhertzigstes Weibesbilde, ist denn kein Füncklein Erbärmniß in dir? Ja wann das mein Herr Vater (vnd Brüder) wissen solten, sie würden nicht wissen, wie grimmiglich sie sich widerumb an euch rechnen solten: keinen Stein würden sie auff dem andern ligen lassen, sondern die Erde, worauff jhr stehet, gar vmbreissen. O weh, du hoffertige Käyserin, erbarm dich vber mich, vnd nim mir auch jetzt mein Leben: denn lenger ist mir vnmüglich vnd bringet mir Hellen Angest.

Käyserin: Ja, ich glaube es wol, wans dein Vater vnd Bruder wüsten, die da nicht streiten, wie Menschen, sondern ärger wie der Teufel, so solten sie wol derhalben gantz Rom mit der Käyserlichen Pallast zu Grunde reissen vnd wie die vngestümme Löwen rumoren. Aber demselben muß ich zuvor kommen vnd darauff bedacht seyn, daß sie es nimmermehr zu wissen bekommen. Weil ich dann aber höre, daß dir lenger zu leben Hellen Angest wer, ich auch das ärgeste nicht erdencken kan, womit ich dich quele, so wil ich dich noch eine zeitlang leben lassen. Vnd jhr, meine lieben Söhne, ich weiß, daß jhr grosse Lust zur Bulerey habet; derhalben vbergebe ich sie euch — — — Werdet jhr aber ein Erbarmen mit jhr haben, so gedencket, daß mein zorn weit vber euch ergrimmen vnd nicht viele gutes bedeuten wirdt.

Sohn: Gnädige Fraw Mutter, wir sein ewrm Befehl gehorsam.

Jakob Ayrer.

Wie mächtig die „Englischen Comödianten" wirkten, sehen wir schon daraus, daß ihr Beispiel selbst in Nürnberg, dem Sitze und Mittelpunkt des volksthümlichen Schauspiels, Nachahmung fand und zwar bei einem Dichter, der, aus Hans Sachsens Schule hervorgegangen, selbst schon zur weiteren selbstständigen Entwickelung des deutschen Dramas beigetragen hatte. Es ist dies Jakob Ayrer, von dessen Lebensumständen wir nur sehr wenig und beinahe nur Unzuverlässiges wissen. Es ist unbekannt, wann er geboren wurde, und sehr zweifelhaft, ob Nürnberg seine Vaterstadt war, wie man bisher allgemein annahm, da sich aus einer erst in neuerer Zeit im dortigen Archiv aufgefundenen Notiz ergibt, daß er im J. 1593 um die Einkaufssumme von zehn Gulden zum Bürger jener Stadt aufgenommen wurde. So könnte es sein, daß er aus Bamberg stammte, wo er sich jedenfalls längere Zeit aufhielt; und die Nachricht, daß er Anfangs einen Eisenkram zu Nürnberg gehabt, diesen aber wieder aufgegeben habe, weil er zu wenig einträglich gewesen sei, so wie daß er sich in Folge dessen nach Bamberg gewendet, und dort gelehrte, und zwar wahrscheinlich juristische Studien getrieben habe, möchte auf Irrthum beruhen. Wahrscheinlich hat er das streng katholische Bamberg der Religion wegen verlassen und sich nach Nürnberg gewendet, wo er als Protestant auf freundliche Aufnahme rechnen konnte, wie er denn dort Kaiserlicher Notarius und der Gerichte Procurator wurde, als welcher er den 26. März 1605 starb.

Ayrer ist beinahe eben so fruchtbar, als Hans Sachs; zwar hat er nur halb so viele Dramen geschrieben, als jener (im Ganzen etwa 100, von denen 66 gedruckt sind und, so viel bekannt, 3 sich handschriftlich erhalten haben); aber theils hat er gewiß seine sämmtlichen Spiele in einem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum gedichtet, theils sind seine Dramen von weit größerem Umfange, als die seines Vorgängers. Wie rasch er aber arbeitete, geht daraus hervor, daß er den „Lazarus", ein Stück von mehr als 2000 Versen, in neun Tagen, die kürzeren Fastnachtspiele meistens in Einem Tage vollendete. Er scheint seine dichterische Thätigkeit mit der nicht eben gelungenen Bearbeitung von Frischlins „Julius redivivus" oder mit der „Tragödie und Histori von erbauwung der Statt vnd stiffts Bamberg" begonnen zu haben, einer höchst unpoetischen Dramatisirung der älteren Geschichte jener Stadt. Seine sämmtlichen Dramen zerfallen, wie bei Hans Sachs, in Tragödien (13), Comödien (20) und Fastnachtspiele (36); doch unterscheidet auch er Tragödie und Comödie nur nach den oben angegebenen ganz äußerlichen Gründen (s. o. S. 116). Es ist überhaupt unverkennbar, daß sich Ayrer nach Hans Sachs bildete; es ist dies namentlich in der Schilderung der äußeren Zustände sichtbar, in welcher er die jenem Dichter eigenthümliche epische Ausführung der einzelnen Erscheinungen häufig nachahmt; aber es ist eben so unverkennbar, daß er den ehrwürdigen Meister mit großer Selbstständigkeit nachahmte, und daß er es insbesondere versuchte, die skizzenhafte Anlage zu größerer Fülle zu erweitern. Dies zeigt sich schon in seinen früheren Versuchen, zu denen auch „Otto III" zu rechnen ist, weit entschiedener aber in den darauf folgenden Stücken in welchen er die deutsche Heldensage und ähnliche Stoffe mit Vorliebe behandelte. Im „Hugdietrich", „Otnit" und „Wolfdietrich" und in den beiden Tragödien von der „Melusine" sind die einzelnen Situationen reicher entfaltet, als es je bei Hans Sachs der Fall ist, der Dialog ist an vielen Stellen ausgeführter, und es zeigt sich zudem ein Verständniß des Theaters und seiner Bedürfnisse, von dem Hans Sachs kaum noch eine Ahnung hatte.

Bei dem entschiedenen dramatischen Talente Ayrers mußte er sich von den „Englischen Comödien", welche wohl gegen die neunziger Jahre des 16. Jahrh. in Nürnberg bekannt wurden, außerordentlich angeregt fühlen, da er in ihnen das umfassender ausgebildet fand, was er angestrebt hatte. Von nun an nahm er dieselben zum Muster und dichtete in rascher Folge eine Reihe von Dramen, die er theils den englischen Stücken mit mehr oder weniger Freiheit nachbildete, theils auch im Geiste derselben selbstständig abfaßte. Diese unterscheiden sich von

seinen früheren Spielen nicht bloß dadurch, daß in ihnen nach dem Vorbild der Engländer der Narr eingeführt ist, der von nun an bis auf Gottsched herab im deutschen volksthümlichen Drama eine hervorragende Stellung gewinnt, sondern auch und ganz besonders dadurch, daß sie breiter angelegt sind und zwei oder mehrere Begebenheiten neben einander fortführen, ja sogar episodische Handlungen enthalten, welche jedoch die Haupthandlung nicht nur nicht zurückdrängen, sondern diese vielmehr desto lebendiger hervortreten lassen. Die Nachbildungen englischer Schauspiele haben für uns weniger Werth als seine selbstständigen Arbeiten, obgleich auch in ihnen nicht zu verkennen ist, daß der Dichter mit Bewußtsein gearbeitet hat; wir begnügen uns daher, nur die vorzüglichsten zu nennen. „Belimperia und Horatio“ ist eine Uebersetzung der sogenannten „Spanischen Tragödie“, welche, wie Tieck bemerkt, gewissermaßen die Grundlage des englischen tragischen Theaters ausmacht; die „Comödie von der schönen Phönicia“ behandelt den nämlichen Gegenstand, wie Shakspeares „Viel Lärmen um Nichts“, so wie die „von der schönen Sidea“ in mancher Hinsicht an den Sturm erinnert, so daß zu vermuthen ist, es habe der englische, wie der deutsche Dichter nach der nämlichen uns unbekannten Quelle, wahrscheinlich einem älteren Theaterstücke, gearbeitet. Ohne Zweifel ist auch die „Comödie vom König Eduarto dem dritten“ einem englischen Vorbilde nachgebildet, was schon daraus zu entnehmen ist, daß der Narr in diesem Stück Jahn Clam (Clown) heißt. Von den Dramen, welche nicht nach fremden Vorbildern bearbeitet sind, in denen aber der Einfluß derselben in Bezug auf Anlage und Entwickelung sichtbar hervortritt, nennen wir unter den gedruckten „die Comödie vom getreuen Ramo“, so wie die „Vom Soldan zu Babilon“ und unter den handschriftlich erhaltenen die „Tragödia vom Reichen Man vnd Armen Lazaro“, so wie die „Comödie der Knaben Spigl“*). Alle diese Dramen kommen darin mit einander überein, daß sie eine ganz glückliche Anlage haben, welche der Dichter aber nicht gehörig zu benutzen weiß. Ayrer hat wohl von den Engländern gelernt, eine Intrigue zu beginnen, aber nicht sie fortzuführen. So gut und wirklich erfreulich diese Stücke alle im Anfang sind, so schwach werden sie gegen das Ende; es fehlt dem Dichter offenbar an Erfindungskraft, weshalb er sich gezwungen sieht, sich zu wiederholen, und namentlich die Motive der ersten Hälfte auch in der zweiten wieder zu gebrauchen. Es haben daher seine früheren Dramen bei ihrer größeren Einfachheit weit mehr Einheit und fortschreitendes Interesse. Am besten ist in dieser Beziehung der „Knaben Spigl“, da hier der Dichter einen schon ausgearbeiteten Stoff benutzte, nämlich eine gleichnamige Erzählung von Wickram, die wir jedoch nicht vergleichen konnten. Aber auch hier ist die Exposition das Beste im ganzen Gedicht; die Verhältnisse und Bestrebungen des Ritters Gottlieb, des Bauern Rudolf und seiner Frau Patrix, so wie des armen Studenten Felix und des Kammermädchens Regine (1), die er bald darauf heirathet, werden in einigen meist rasch sich bewegenden Scenen recht lebendig dargestellt, und es knüpft sich an diese Auseinandersetzung alles Nachfolgende mit innerer Nothwendigkeit an. Freilich müssen wir uns gefallen lassen, den Dichter durch einen Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren zu begleiten, aber es ist dies doch weit weniger störend, als man glauben sollte. Uebrigens erkennt man auch in diesem Spiele noch den Einfluß des Hans Sachs, und es erinnert sowohl in der Haltung des Ganzen als in der Entwickelung des Einzelnen oft an die „Ungleichen Kinder Evä“ des alten Meisters. Die „Comödie vom Reichen Man vnd armen Lazarus“ hält sich in engeren Schranken, aber eben deshalb ist der Dichter oft um Stoff verlegen und wiederholt sich. Der Anfang derselben ist vielleicht noch besser gelungen, als im „Knaben Spigl“, und es ist besonders rühmenswerth, wie sich der Charakter des Reichen nach und nach aus den dargestellten Verhältnissen entfaltet. Sein Monolog, mit welchem das Drama eröffnet wird, ist durchaus gut; es läßt sich die stolze Sicherheit, die im Bewußtsein liegt, alle irdischen Güter, Adel, Jugend, Gesundheit und unermeßlichen Reichthum zu besitzen, nicht besser ausdrücken, als es der Dichter gleich in den ersten Zeilen dieses Selbstgesprächs gethan hat. In diesem Sicherheitsgefühl weist der Reiche die Ermahnungen seiner milden und frommen Gattin lachend zurück, die ihn auf die Lehren der Religion aufmerksam macht, und höhnisch verspricht er zwei hinzukommenden Mönchen, ihr Kloster zu beschenken, damit sie für ihn beten, denn er habe keine Zeit dazu, worauf der Narr die Bemerkung macht, daß dieses Gebet ihm nicht viel helfen würde, wenn einmal der Teufel käme, ihn zu holen (2). Als in einer späteren Scene seine Frau dem Diener befiehlt, die Ueberbleibsel des Essens den Armen zu geben, statt sie, wie bisher, den Hunden vorzuwerfen, verbietet es Dives (so heißt der Reiche), weil ihm die Bettler zu viel Lärm machten. „Glauben die Armen recht an Gott“, fügt er mit entsetzlichem Hohne hinzu, „Er wird ja auch wol Essen schaffen“, und bald darauf sagt er, nachdem er den bettelnden Lazarus hatte hinauswerfen lassen: „Wenn ich Ain (Armen) sehe an, Vor Grauen ich nicht essen kan, Aber den Hunden seh ich gern zu.“ Ein sonst wohlhabender Bürger, der in vorübergehender Geldverlegenheit ist, und ihn um einen Vorschuß bittet, wagt die Bemerkung, daß sich früher oder später eine Gelegenheit finden könnte, ihm einen Gegendienst zu erweisen, denn, fügt er hinzu: „Wir sind ja alle Christen glieder, Die an einander dienen sollen;“ da ruft Dives im höchsten Zorne aus: „Ja, Christus hat vil beuohlen, Das doch dhun weder ich noch du: Packh dich weckh vnd laß mich mit Ruh!“ Dives zeigt seinen bösen Charakter bei noch andern Gelegenheiten, die recht geschickt herbeigeführt werden; am schwächsten sind aber gerade die Scenen, in welchen Lazarus vorkommt. Zuletzt erbarmt sich der Engel Gabriel seiner, er schickt den Tod ab, ihn von seinen Leiden zu befreien. Dives wird in Folge von Unmäßigkeit krank; und nun bekommt das Ganze wieder mehr Bewegung: ganz ergötzlich ist die

---

*) Die ebenfalls noch ungedruckte „Comödie vom Verlornen Sohn“ kennen wir nicht; wir bedauern dies um so mehr, als sie eine Bearbeitung der gleichbenannten Comödie von Hans Sachs ist, und eine Vergleichung der beiden Stücke für die Charakteristik der beiden Dichter von Interesse sein müßte. So viel wir aus dem uns vorliegenden Namensverzeichnisse ersehen können, hat Ayrer das Original nicht nur sehr erweitert, sondern die Handlung auch an eine bestimmte Localität geknüpft, überhaupt das Ganze auf besondre Verhältnisse zurückgeführt, und wahrscheinlich eine bekannte Novelle benutzt.

Scene, in welcher Dives mit dem Tode handelt und ihm Geld anbietet, daß er ihn länger leben lasse. Dagegen ist wieder der sechste Act ganz ungenügend, da der Dichter, der doch offenbar kein biblisches Stück geben wollte, sich von dem alten Stoff verleiten läßt, die Qualen des Reichen und die Seligkeit des Lazarus darzustellen.

Ayrers F a s t n a c h t s p i e l e, von denen die älteren sich ganz an Hans Sachs anlehnen, die späteren mehr in der Weise der englischen Possen sich bewegen, stehen in jeder Beziehung hinter denen des älteren Dichters zurück; sie haben weder den heiteren Humor, noch die gewandte Darstellung, die wir an jenem bewundern. Doch verdienen mehrere auch neben denen seines großen Vorgängers genannt zu werden, so der „Baur mit seim Gfatter Todt", in welchem die alte Volkssage nicht ohne Glück dramatisirt ist. In Bezug auf die Charakterzeichnung ragt das Fastnachtspiel „Das kein Landtsknecht in Himmel, noch in die Hell kommt", vor den meisten übrigen hervor. Wie er im „Lazarus" das Mönchswesen mit ziemlicher Bitterkeit verhöhnt, so hat er es auch in einigen Fastnachtspielen lächerlich gemacht und insbesondere die Unkeuschkeit der Mönche zur Zielscheibe seines Spottes genommen; wir erwähnen in dieser Beziehung den „Münch in Keßkorb" und den „Verlarfft S. Franciscus", den er nach Boccaccio bearbeitet hat, aus welchem er auch den Stoff zu dem Fastnachtspiele „von Antreuxo" schöpfte.

Die nach dem Englischen oder in englischer Weise bearbeiteten Fastnachtspiele sind von geringerer Bedeutung als die übrigen; es ist in ihnen weit weniger Erfindung und Mannigfaltigkeit, da sie sich beinahe ausschließlich um den tölpelhaften J a n, oder wie der Hanswurst auch heißen mag, und um dessen ziemlich gewöhnliche Possen bewegen. Das beste dieser Stücke ist ohne Zweifel „der verlorn Engelländisch Jann Posset", dessen tölpelhafte Dummheit in einigen gut erdachten Momenten heiter und lebhaft dargestellt ist. Einige gewinnen aber dadurch Bedeutung, daß sie zugleich die ersten Versuche im Singspiele sind, was übrigens ebenfalls eine Nachahmung der Engländer ist. Diese „s i n g e t s S p i l e" haben übrigens die Eigenthümlichkeit, daß sie durchgehends in einer und derselben Strophenform, meistens in „des Rolands Thon" gedichtet sind. Er hat mehrere Fastnachtspiele in zweifacher Bearbeitung gedichtet, nämlich einmal in den gewöhnlichen Reimpaaren, und dann als „singets Spil." Unter diesen ist das „V o n d e m E n g e l l e n d i s c h e n J a n n P o s s e t, wie er sich in seinen Diensten verhalten", wohl das beste und lebhafteste; nur schadet ihm die mißlungene Verknüpfung zweier verschiedener, nicht zusammengehörender Handlungen. Wir theilen, mit Ausnahme der ersten Strophen, welche Janns Entfernung vom Hause enthält, den ersten Theil mit, der auch allein dem Titel des ganzen Stücks entspricht (3), den zweiten, in welchem Janns eheliche Leiden dargestellt werden, übergehen wir, zumal er dem ersten auch an Mannigfaltigkeit des Inhalts und Heiterkeit der Darstellung nachsteht.

Nach Allem, was bisher gesagt wurde, ergibt sich, daß Ayrer seinem Vorgänger Hans Sachs im Verständniß der dramatischen Entwickelung und namentlich in der Kenntniß des Theaters weit voraus war, und daß seine Stücke einen nicht unerheblichen Fortschritt beurkunden. Dagegen steht er ihm an wahrem poetischen Talente entschieden nach, und es fehlt ihm namentlich jenes tiefere Ergreifen der Verhältnisse und Charaktere, das wir bei jenem bewundern, ob er gleich offenbar auf die Charakterzeichnung mehr Gewicht legt, als Hans Sachs, welchem sich die Charakteristik der Personen gleichsam unwillkürlich aufdringt. Eben so steht Ayrer seinem Vorgänger in Sprache und Darstellung unbedingt nach; wir vermissen in seinen Dramen jene lebendige Mannigfaltigkeit und natürliche Angemessenheit des Ausdrucks, vor Allem aber den ächt poetischen Hauch, der auch in schwächeren Stücken des alten Meisters hervorbricht, und uns mit so entschiedenem Wohlgefallen erfüllt.

1. Aus der „**Comedj, der Knaben Spigl genandt**".

II. Act (1. Scene.)

Kumbt **Fölix** der schuler vnd S.

Die schul Alhie wil mir nit schmecken,
die Partecken wöllen mich nicht klecken,
so sind die gsell mir Auch zu klein.
sol ich ein Student gewesen sein
vf hohn schuln etlich Jar
vnd gutten leyden zustehn fürwahr,
vnd mich alhie so gar vil Nieden,
Ich ließ die schul haben denn Rieden,
wolt Ehe das studirn erstechen;
man wurdt mir darumb Vbl sprechen,
das Ich, deponirter student,
solt aller Erst kommen Ind hendt
dem Scolifer der Bachanten.
Es ist mir spöttlich in allen landen,
vor andern studenten muß ich mich schemen.
Ich will mir halt ein weyb nemen,
vnd will für mich ein schul Anfangen.
Ich ken Eine, kön Ich sie Erlangen,
sie ist wolbekandt in der stadt,
Ein gullten oder Sechshundert hatt,
vnd darzu kein Aygens hauß,
die könt ein scharten weczen Auß,
dann sie hat weder vatter noch mutter,
Auch hat sie weder schwester noch bruder:
da ging mit Ir als, was sie hat.
Ich hab sie gsehen nechten spat,
da ich mein haußdhir dhet zuschliesen,
do ließ sie Ire Eyglein schiesen
Auf mich, das ich drauß merckh gar wol,
sie hat meins Pluts Ein Kübl vol.
Ach das mir dieser vogl ses ein,
Meindhalben solt es Palt Ja sein.
wenn Ich vnnd sie einander hetten,
Ein Herrn kündt ich wol verdretten,
vnd Es wer mir Auch nüczer schier,
alß wenn ich ein dorffpfarherr wir.
Schau schau hab ich anders Recht gsehen,
so dhut sie sich dorten hernehen,
Ich will mich ein Wenig Wacker stelln.

Er buczt sich vnnd geht vf die seyden. **Regina** die Maygt geht ein mit eim grosen korb vnd S.

Mein Frau hat mich heund dingen wöllen,
Es ist mir aber gar nit glegen,
Es gibt souil waschens vnnd fegen,
deßgleichen holcz vnd wasser dragen,
das Ichs nicht alles kan ersagen,
dargegen gibt sie wenig lohn,
Sechs gullten ein Jar ich hon:
da kaufſ Ich heur das scheublein drum.
Wenn ich schon ein drinckgelt bekum,
so dregt Es kaumen Ein halßhembt,
Darumb so kumbts mir fur gar frembt,
wie sich die Andern Maydt Ernern,
vnd wie dieselben Ire sach Ankern,
die nichts von Iren Eldern geErbt:
die dienst send warlich all verderbt,
die Herrschafft ist zu böß vnd streng,
der lohn ist zu geringe vnd weng,
vnd ist der Arbeyt gar zuuil.
darumb Ich Ain Man Nemben will,
vnd soll Er nur ein hudt Aufhon.
Pocz Angst, wenn sech ich dorten stohn?

Es ist Foelix der student:
der hat sein lieb zu mir gewendt,
laß sehen, was Er machen wer.

Fölix der schreyber gehdt herfür vnd S.

Ey gutten Abent, Junckfraw Regina, woher?
wo wolt Ir nauß allein so spett?

Regina S.

Ir secht, das mir kein Maydt nachgehdt,
Darumb solt ir mich nit Junckfraw heysen,

Foelix S.

Kein schmach dhet Ich euch mit beweysen,
Denn Ir seydt Ja die Junckfraw mein:
wolt gott, ir solt mein gmahel sein;
Ir nembt aber kein Armen gsellen

Regina S.

Ey, die sich so Ainfeltig stellen,
send Eben die Ergsten vnnd Rechten.
Was wolt Ir mit einer solchen schlechten,
Armen heslichen dienst Maydt dhon?
Ir muest ein schöne vnd Reyche hon:
Ich aber bin nicht Reych vnd nit schön,
das send gar groser Mangl zwen
vnd haben mir offt and heyrat gschadt,

Foelix S.

Wie das Ir mir denn spott Aufladt?
Ir seydt Ja vil schöner, Alß Ich.
Wolt gott, das Ir dhet lieben mich,
wie Ich euch lieb von herezen grundt,
Ir nembt zur Ehe diese stundt.
Aber das Got im Himel Erbarm,
Ich Bin ein student frembt vnd Arm,
vnd hab das mein verstudirt,
darumb kein Reyche mir mer wirdt.
Hett Ich aber gelt in der daschen,
so wolt Ich Balt Eine Erhaschen,
weyl Ich gottlob frum Bin Ehrn.

Regina S.

Wenn Einer kon ein weyb Ernehrn,
so Ist Er Eben Reych genug.

Foelix S.

Gottlob, Ich Bin so glert vnd Klug,
vnnd west mich Auch zuschicken drein,
das Ich ein weyb vnd Kinder mein
mit Ehrn wol Ernehrn wolt,
wenn mir nur gott beschern solt
Ein gutte, frume, gedreue dirn,
dann Es dhut nichts mit dem studirn.
Es send der doctor Jezundt souil,
Ein ieder Paurn Sohn der wil
Ein Doctor oder gaystlich wern,
zu Mal wenn sie nicht Arbeyten gern.
Wie sie sich aber darnach Nehrn,
das sie Auß der Jarkuchen zehrn,
das wurdt man nur gar offt wol Innen,
Es ist noch wol gut gelt zugwinnen,
wenn man sich Recht drein schicken kan.
Ein schul die wolt Ich fangen An
vnd Kostgänger halten dabey,
mich legen Vf die schreyberey,
vnd gelts genug verdiennen mit.

Regina S.

Schimpff vnd Ernst, Ich spott Eur nit:
die schreybers weyber haben gut sach.
Wenn ich der sach gedenckh Recht nach,
vnd Ich west, das Ich Euch dörfft drauen,
das Ir wol halten wolt ein Frauen,
so dörfft Ich Euch warlich nemben.
Meins Vermögens dörfft Ir Euch nit schemen,
ob Ich gleych nur Bin ein dienstmaydt.

Foelix zicht sein huedlein Ab, hebt die finger Auff vnd S.

Zartte Junckfraw bey meinem Aydt,
Ich wolt Euch halten Ehrlich vnd wol,
alß ein Man in dieser stadt dhun sol,
Euch Eur gutt dreylich zusam halten.

Regina beydt Im die handt vber vnd S.

So sey es gehdon, got wöll sein walten!
Lenger zuuerdiennen hab Ich verschworn:
Also ist Eur lieb nicht verlorn,
die Ir Bisher zu mir habt dragen,

Foelix druckt sie vnd S.

Ich dhu euch dessen grossen danckh sagen,
vnd wils euch ewig gniessen lohn,

Regina gibt im die hendt vnd S.

so sagt noch zur zeyt nichts dauon,
Morgen kumbt wider Vmb die Zeyt,
so Rehdt wir ferners Alle beydt,
wie wir die Hochzeyt fangen An.

Foelix S.

gehdthin, Ich will mich finden lahn,

Sie gehn miteinander ab.

2. Aus der „Tragedie Vom Reichen Man vnd Armen Lazaro".

I. Act (I. Scene).

Der **Reich man** gehd ein mit **Diedmayr** den hoffmaister, **Vicentzius** den knecht vnd **Dhonlein** den Narrn.

Wan es in meinem gewalt stünd,
Das ich selbst Menschen schaffen künd
Nach meinem willen vnd wolgefallen,
So west ich vor den andern allen
Keinen zu schaffen, wie ich bin.
Ja wol, wo welt ich denckhen hin,
Das mir einer vff erd' wer gleych?
Ich bin Edl, Jung, gesund vnd Reych,
Ich hab mein Diener vnd mein Leud,
Meine Landgütter viel meil wegs weyd,
Meine Voglhert vnd mein fischwayd,
Meinen Wiltfang vnd gejaid,
Mein Schlos, Marck Recht vnd gericht;
Auch felts an schönen gerten nicht;
So wohn ich hie in einen hauß,
Keins ist in der stad durchauß.
Vnzehlich groß ist mein paarschafft,
Mit keiner sorg bin ich behafft,
Altag ich einzunemen hon,
Ich kans in dreien nit verthon.
Warumb solt ich den traurig sein?
Nicht schön klayden den leybe mein
Mit köstlicher Leinwet vnd purpur,
Wens schon die konig tragen nur,
Die weil ichs als wol zahln kan
Vnd mein ergetzung hab dauon?
So hab ich auch ein schones Weyb,
Der zier ich zu ehr meinen Leyb:
Wie Meinst, hoffmeyster, ist das Recht?

Diedmayr der hoffmeyster Sp.

Ewer gnad ist von eim hohen geschlecht,
Darzu sie groß Vermögen hatt
Vor allen herrn dieser Statt,
Warumb solt sie mit jrem gutt
Nit haben freud vnd gutten mutt?
Ewer gnad kan ich kein ordnung geben.

Dj fraw gehd ein mit jrer Maygt; der **Reichman** sicht sie vnd Sp.

Schaw, dorten kumbt mein gemahel eben.
Die glentzet wie der Morgenstern,
Wie kond den mein Hertz traurig wern?

Helena, des Reychen Weyb, Sp.

Mein herr, sagt mir, werden auch heut
Mit vns zu gast Essen frembt Leud,
Das ich darnach zu richten kan?

Dives der Reych Sp.

Ey was sorgst? es ist Im hauß schon!
Richt zu vnd koch vffs aller best:
Ich mag nitt frölich sein ohn gest,
So kan ich ohn drinckhen nit schlaffen.
Haben wir doch sonst nichts zu schaffen,
Dann Essen trinckhen, dantzen vnd springen,
Musica haben, vnd drein lassen singen,
Spacirn gehn, fahrn vnd Reyden,
Vnd sonst leben in allen freyden,
Schlaffen vnd Wachen, wen wir wöllen.
So hab ich auch viel gutter gsellen,
Die alle meines Sines sein:
Der will ich etlich lahden ein,
Vnd heind ein guttes mudlein hon.

Dhonlein der Narr S.

Ja, da halt ich auch Viel dauon,
Vnd man kan der ding nit wol gerathen.
O Wein her, der ist balt gepraten.
Kein dieng vff der welt besser schmeckt:
Drum weins gnug, das er vns gleckth.

Helena dj frau.

Ja wir sollen aber morgen Auffstehn,

Frum sein vnd in dj predig gehn,
Wie vns das lern Munch vnd Pfaffen.

Diues der Reych:

Sie haben mir weder zu pieden noch schaffen.
Es stehd bey mir, Will ich Auffstehen
Vnd Morgen in dj predig gehn.
Mag ich nit gehn, fahr ich spacirn,
Las mich dj Pfaffen nit Vexirn:
Ich hab souil vnd darff Ir nicht.

Helena S.

Sie droen aber vffs Jungst gericht;
Sagen, da muß man Rechnung geben,
Wie man vff erden fur das leben,
Vnd machen die hell Also hayß,
Das ich drin nicht zu bleiben weyß.
Vnd wen ir lehrn hett ein grund,
Es lebet keins kein halbe stund,
So hefftig machen sie die helln.

Diues.

Ey ich frag nichts nach sollen gesellen,
Sie sagens vnd thuns selber nit.
Was sagstu vom Jungsten gericht?
Wen ich solt, Wie dj Pfaffen, leben,
Het mir Gott souil gutts nit geben.
Darzu so wer es mir ein schand:
Ich muß leben nach meinem stand.
Was ich jtzo hab, das jst jtzt mein,
Vnd darff mir Niemand Redden ein,
Wie ich dasselbig Nutz vnd prauch.
Vnd sey Inen trutz gepotten auch:
Drum jß vnd drinckh ich frue vnd spatt.
Ich hab noch ein gutten Vor Rath
Den ich mein tag nit kan An wehrn.

Diedmayr der hoffmeyster hört kloppfen vnd S.

Ich glaub, das Leud herein bgern:
Villeicht zu eur gnad sie wölln.

Diues der Reych:

Laß sie rein, es seind mein Zechgesellen:
Mit dhenen will ich frölich sein.

Kommen **Joachim** vnd **Fabian**, Zwen Munchen, Neygen sie gar sehr, machen viel Reuerentz.

Joachim S.

Gnediger herr, vns schickt herein
Der prior vnd gantzes Conuent.
Die weill wir jtzo dörfftig send,
Zu bawen vnsers Chlosters dhor,
Solten eur gnad wir bietten vor,
Das sie vns dar zu geb ein steur.

Fabianus, der Ander Munch:

Ja wir sind je gar Arm heur,
Können das gepew nit verlegen.
Aber gern betten wir dargegen,
Singen Vigillen vnd seelmessen
Vnd wollen eur auch nit vergessen,
Für euch betten tag vnd Nacht

Diues der Reych:

Des petens ich gleichwol nit acht;
So thu ich auch an Gott nit denckhn.
Ich will euch gern geben vnd schenckhen,
Das Ir betet von meinet Wegen,
Wen anderst ist an betten gelegen,
Den ich hab Warlich die gantz Wochen
Noch nie kein Vatter Vnser gesprochen.
So denck ich auch selbsten daran:
Viel ander gedanckhen ich hon,
So kund jrs auch viel bas, dan ich.
Darumb so betet jr fur mich.
Dargegen so will euch geben
Al Jar, so lang ich thu leben,
In eur kloster zwantzig schaff korn.
Das betten ist doch mit mir verlorn:
Ich kan nit mit dem ding vmbgehn.

Joachim S.

Eur gnad vertraw vns allen Zwen
Vnd den Ehrwirdigen Conuent:
Wo Wir in vnsern Gottesdienst send,
Legen wir euch Collecten ein;
Vnd wern nur Wir baid allein,
Wir wolten baides frue vnd spet
Für eur gnad thun souil gepet,
Das eurer seel geschehe kein laydt.

Diues der Reych:

Das bin ich fro, bey meinem Ayd!
Kombt rein, est mit mir zu mitag.
Das korn schickh ich euch hernach,
Wie ich versprach, bey meinem furknecht.

Fabianus S.

Ja, gnediger herr, das ist gleich recht.
Dj Zeyt, weil wirs nab tragen betten,
Kön wir die weil wol etwas betten,
Vnd vnssern gottes dienst Verrichten.

Dhonlain der Narr S.

O herrlein, glaub nicht den boßwichten!
Meinstu, das sie betten fur dich?
Ich will lieber betten fur mich,
Als mein seel den gesellen verdrawen.
Wiltu nicht selbst vff dein seel schawen,
Vnd kombt der Teuffl vnd furt sie hin,
So wiß, das ich Vnschuldig bin.

Bruder Fabianus S.

Der Narr ist Vns gaystlichen nit holt.

Helena dj frau:

Daran ir euch nit kehren solt.
Kombt bald herein vnd sumbt euch nicht:
Es soll bald werden angericht.

Dhonlain der Narr:

O hett ich Armer Dhonlain Nar
Ein Maul, wie ein stadt thor,
Ein halß vff Zehen eln langkh,
Das mir lang schmecket speiß vnd tranckh,
Vnd het darzu einen grossen Magen,
Der so groß wer, als ein hew Wagen,
Das ich kond fressen koch vnd keller,
Häffen, Pfannen, schießl vnd teller,
So wolt ich heut euch all vol sauffen,
Das ir mir alle must endlauffen.

3. Aus dem „Fastnachtspil von dem Engelendischen Jann Posset, wie er sich in seinen Diensten verhalten; in deß Rolandes Thon."

Kumt **Herr Emerich** vnd sagt:

8. Ich bin fürwar ein alter Mann
Vnd gar vbel zu fuß;
Ein Knecht, den will ich nemen an,
Der auff mich warten muß
Im hauß vnd auff der Gassen,
Dieweil die Haußfrau mein
Mich nicht allein wil lassen
Also gehn auß vnd ein.

Jann Posset geht ein, **Herr Emerich** S.

9. Schau, dort kummt hergegangen
Ein Knecht, den nimm ich an,
Will jn gehn balt empfangen.
(Er geht zu jm vnd sagt:)
Was seit jr für ein Mann?
Ein Knecht, den solt ich dingen,
Der thet warten auff mich.
Wilt du dich lassen zwingen!
Darff ich annemen dich.

Jann S.

10. So wist, ich kumm geloffen rein
Von einem Dorff drey Meil,
Von Rolanden, dem Vatter mein,
Bey dem ich ward ein weil;
Von dem ich nichts kund lehren,
Vnd kumm her in die Stadt:
Halt jr mich nun in ehren,
So finden wir beid stat.

11. Auch will ich gern sein euer Knecht,
Wenn jr mich dingen wolt,
Wils euch auch als verrichten recht.
Jedoch jr mir auch solt
Als, was ich hab zu schaffen,
Schreiben auff einen Brieff,
Vnd dörfft mich auch drumb straffen,
Wenn ichs nicht als wol triff.

Herr Emerich S.

12. Was soll ich dir lang schreiben?
Thu halt, was ich dich heiß;
So kanst du bey mir bleiben,
Wenn du es thust mit fleiß.
Du must halt auff mich warten,
Vnd all Handreichung than
Mich führn in mein Garten,
Vnd was ich dir zeig an.

Jann S.

13. Weil ich vor nicht bin gwest alhie,
Vnd gedient in der Stadt,
Den gebrauch auch erfahren nie,
Was es für Arbeit hat,
So last euch nicht schwer fallen für,
Zumachen mir ein Brieff,
Das ichs als hab geschribn bey mir,
Vnd mich nicht vbergrieff.

14. Ich bin gar ein vergeßner Mann:
Wann man mir sagt zuvil,
Ich es fürwar nicht mercken kan.
Jedoch ich als thon will,
Was man mir wird auffschreiben:
Mein Herr, versuchts mit mir!

Herr Emerich S.

Nun so thu bey mir bleiben
Ich will dirs schreiben für,

15. So geh halt in die Stuben nein,
Vnd foder ein Schreibzeug:
Denselben trag zu mir herein,
So beschreib ich dirs gleich,
Wastu hast zuschaffen bey mir.
Kummst du demselben nach,
So bin ich zufrieden mit dir,
Jetzund vnd mein lebtag.

Jann neigt sich vnd geht ab; kummt balt wider, bringt ein Feurzeug vnd singt:

16. Alhie bring ich den Feurzeug euch,
Wie jr den habt begert.

Herr Emerich S.

Ey nein! ich mein ein Schreibzeug!
Du hast nicht recht gehört.
Ein Schreibzeug bring mit Dinten,
Daß ich kan schreiben dir.
Gehe nein, du wirst jn finden,
Vnd bring denselben mir.

Er geht wider ab, zeicht den Hut ab, kumt bald wider, bringt ein Krug vnd singt:

17. Ach mein Herr, da habt jr den Krug;
Dieweil jr trincken wolt,
Da trincket euch halt eben gnug,
So vil als euch gefelt.

Emerich S.

Wie bist du so vnbesunnen!
Du hast nicht gsuchet recht,
Sonst hest gnug Dinten gfunnen.

Jann will gehn; **Emerich** S.

Ey, hör noch eins, mein Knecht!

18. Wenn du die Dinten bringen thust,
So bring sie mir herein,
Dabey du mir auch bringen must,
Ein Federn tragen rein,
So will ich dir auffschreiben,
Wie ich mit dir hab gredt.

Jann S.

Ich will nicht lang außbleiben,
Balt kommen an der stet.

Er geht ab; **Emerich** der alt singt:

19. Daß ist ein rechter Knecht für mich
Vnd für die Frauen mein:
Für gar frumm ich jn zwar ansich.
Dort kummt er gleich herein,
Er thut die Dinten tragen:
Drumb hort mir alle zu,
Was der gut gsell wird sagen,
Wenn ich jtzt schreiben thu.

Jann geht ein, tregt ein Schreibzeug in der Hand vnd in der andern ein lange Hannenfedern, vnd singt:

20. Secht da, Herr, diesen Schreibzeug,
Den schicket euch die Frau,
Auch schicket sie die Federn euch.

Emerich S.

Du grober Dillbap, schau,
Was soll doch dise Federn mir?
Man kan nit schreiben mit:
Der Federn baß geziemet dir.

Er steckt Jannen die Federn auff, **Jann** S.

Ach, mein Herr, zürnet nit!

Herr Emerich S.

21. So geh du balt wider neinwertz du,
Vnd bring ein Federn mir,
So richt ich dir dein bstallung zu.
Auch hol mir ein Papir,
So kan ich darauff schreiben,
Was du must richten auß.

Jann geht ab vnd singt:

Ich will nicht lang außbleiben,
Sonder balt kommen rauß.

Jann geht balt wider ein, bringt ein Schreibfedern vnd ein Glaß mit Bier vnd singt:

22. Hort, Herr, jtzt kumm ich wider rein,
Bring ein Feder mit mir.
Eur Frau hat mir auch erst geschencket ein
Dieses frische Glaß mit Bier:
Daß solt jr von mir haben,
Wenn es euch schmecken thut,
Eur Hertz damit zulaben,
Vnd haben ein guten muth.

Herr Emerich S.

23. Du must ein seltzamer Vogl sein!
Ich schick dich nach Papir,
So bringstu zu trincken rein.
Geh nein, heiß geben dir
Ein Papir darauff zu schreiben,
Vnd thu der sachen recht,
Sonst kanst nicht bey mir bleiben,
Du Eilenspigels Knecht.

Er geht ab. **Emerich** S.

24. Was soll ich mit dem Narrn than?
Ich glaub, er sey nicht gscheidt.
Was ich jm heut befohlen han,
So hat er allezeit
Darfür ein widerwertigs bracht,
Daß es mich gleich verdreist:
Wenn ers je ja nicht anders macht,
So wird er abgeweist.

Jann geht ein, bringt Papir, gibts seim Herrn vnd singt:

25. Ach Herr, habts nicht für vbel mir,
Ich kan lesen noch nicht.
Von euch will ichs noch lernen schir,
Wenn jr michs vnterricht.
Darumb thut jr auffschreiben,
Was ich bey euch soll than
Bey euch so will ich bleiben
Vnd als thun, was ich kan.

Der **Herr** schüttelt den Kopff, schreibt vnd singt:

26. Daß hab ich all mein lebtag
Keim Diener nie gethan.
So schau vnd halte dich darnach,
Nimb dich mein fleissig an.
Wenn du das wirst verrichten,
So ich auffgschriben dir,
So fehlt es dir mit nichten,
Du bleibst noch lang bey mir.

Herr Emerich gibt jm den Brieff vnd singt:

27. Nun so kumm mit mir nein ins hauß,
So red ich mehr mit dir,
Was du auch hast zu richten auß.

Der **alt** fehlt vmb vnd singt:

O mein Knecht, hilff du mir!
Ein schwindel ist mir gangen zu;
Gar hart ich gfallen bin:
Drumb thu mir auffhelffen du,
Ich weiß sonst nicht, wo hin.

Jann S.

28. Ach Herr, seit doch gedultig
Vnd lasts vor sehen mich,
Ob ich es auch sey schuldig,
Das euch auffhebe ich.
Weil ich nicht hab vernommen,
Das auch in meim geding
Das auffheben sey kommen,
Wenn ich mit euch außging.

Der alt steht allein auff mit grosser mühe; Jann lacht; **Emerich** S.

29. Du bist zwar ein vertrogner Knecht,
Doch dult ich mich mit dir,
Vnd wenn du mirs nicht machest recht,
Schlag ich dich mit der Thür
Fürs gseß vnd laß dich lauffen,
Dieweil ich alle tag
Deins gleich ein gantzen hauffen
Gar wol bekommen mag.

Jann stürzt die Arm vnder, sicht sauer vnd singt:

30. Gnad, Herr, ich will es nimmer than!
Habt mir nur das für gut!

Herr Emerich S.

Du solst fein weidlich nacher gahn
Vnd abziehen dein hut,
Ein wenig Hofzucht lehren:
Du bist alt gnug darzu.

Jann S.

Ja, ich will mich bekehren:
Was jr mir schafft, ich thu.

Sie gehn ab. Kummen allbeid wider, **Herr Emerich** tregt ein Schüssel mit Pirn, gibt sie dem Jannen vnd singt:

31. Sehin vnd nimb die Piren,
Mit zu Herr Friedrich lauff,
Thu nichts davon verliren,
Sprich, ich schick sie jm nauff;
Die soll er nicht verschmehen,
In gutem nemen an,
Darauß so kan er sehen,
Was neuer frucht ich han.

Der alt geht wider ab; **Jann** singt wider sich selber:

32. O Jann, wann dich der Piren
Etwan thet glusten an,
Vnd du list dich verführen?
Ey nein, ich wils nicht than! (Er besind sich.)
Aber was könt schaden,
Wenn ichs schon halbig freß?
Wer wolt mir das verrathen?

Er beist in eine vnd singt:

Sie seind dennoch nicht böß.

33. O Jann, du wilt es wagen,
Den Piren sprechen zu:
Weils doch niemand thut sagen,
Wie vil ich liffern thu,
Will ich mich drinn ergötzen,
Mir fressen Piren gnug,
Will mich da nider setzen;
Da hab ich guten fug.

Jann setzt sich, frist vil Pirn, geht dann ab, kummt bald wider, vnd bringt nur ein Pirn vnd singt:

34. Ach, sagt mir, hab ich gerecht thon?
Ein Piren hab ich noch,
Die andern hab ich gfressen schon.
Ich meint, es könnt sich doch
Herr Fridrich wol versuchen,
Wenn er noch eine hat:
Mein Herr wird aber fluchen,
Wenn mich einer verraht.

Friderich geht ein vnd singt:

35. Sieh, Jann, was wilt du machen hie
So spat vor meinem Hauß?
Da hab ich dich noch gsehen nie;
Wo wilt du erst hinauß?

Jann ziecht sein Hütlein ab, vnd singt:

Ach, mein Herr, soll ich sagen?
Mein Herr, der schicket mich,
Zu euch die Pirn zutragen:
Daß will außrichten ich.

36. Mein Herr, der lest euch sagen,
Daß diese Piren gleich
Ein junger Baum hat tragen,
Vnd hat sie gschicket euch,
Dieselben zuversuchen.

Herr Friderich S.

Hat das dein Herr gethan,
So soll man jn verfluchen
Den vngetreuen Mann!

37. Drumb geh, sag deinem alten,
Wolt er nichts schicken mir,
Als die, soll ers auch bhalten.
Doch will mich düncken schir,
Der Pirn seind mehr gewessen,
Drumb zeig die warheit an,
Hast du sie selber gfressen?

Jann S.

Der groß lust hats gethan.

Herr Friderich S.

38. Wie bist du mit vmbgangen?
Dasselbig zeig du mir.

Jann S.

Thut mir die Pirn herlangen,
So solts bald sehen jr.

Er frist die Pirn vnd singt:

Wie ich jtzt fahr der Piren mit,
Hab ich jn allen than.

Herr Friderich S.

Du Lecker, so schend dich der ried!
Ich zeigs beim Herren an.

Er geht ab, **Jann** S.

39. Wenn dus nicht wilt emperen,
So thu es, wenn du wilt;
Hat mich mein Herr nicht geren,
Es mir fürwar gleich gilt;
So will ich mich vmbschauen,
Ob ich villeicht bekumm
Ein schöne junge Frauen,
Vnd ist mir nichts darumb.

Heinrich Julius Herzog von Braunschweig.



In einer Zeit, in welcher die höheren Stände sich gänzlich von der Literatur zurückgezogen hatten, und selbst der gewöhnlichste Adel es unter seiner Würde hielt, sich mit derselben zu beschäftigen, ist

die Erscheinung eines fürstlichen Dichters an sich schon bemerkenswerth und es würde eben deshalb die Erwähnung desselben schon gerechtfertigt sein, wenn er nicht durch seine Leistungen auf eine nähere Beachtung Anspruch machte. Zwar haben wir unter den Dichtern von Kirchenliedern mehrere fürstliche Personen erwähnt (s. o. S. 7), allein die Abfassung von geistlichen, dem Gottesdienste gewidmeten Liedern galt so sehr nur für eine religiöse Uebung, daß die dichterische Bethätigung dabei gar nicht in Anschlag kam und der Dichter dabei nicht sowohl Andre, als vielmehr sich selbst im Auge hatte. Ganz anders verhält es sich aber mit dramatischen Gedichten, welche ihrer Natur nach für das größere Publikum bestimmt sind, so daß sich der Dichter demselben und dessen Urtheil offenbar unterordnet. Dies muß namentlich bei einem Fürsten auffallen, der gerade die ausschweifendsten Ansichten von der fürstlichen Würde und Gewalt hatte, und der keine Gelegenheit vorüberließ, diese in ihrem ganzen Umfang geltend zu machen. Noch auffallender wird dessen Theilnahme an den dichterischen Bestrebungen der Zeit dadurch, daß er sich nicht nur dem seinem Ursprung und seiner Entwickelung nach ganz bürgerlichen Drama zuwandte, sondern daß er dieses auch in ganz bürgerlicher Weise auffaßte, ja dem rein bürgerlichen Elemente neue Quellen eröffnete. Doch wollen wir der nachfolgenden Auseinandersetzung nicht vorgreifen.

Heinrich Julius, regierender Herzog zu Braunschweig, der Enkel Heinrichs IV., den die Geschichte als leidenschaftlichen Gegner Luthers kennt, und der älteste Sohn Herzogs Julius, welcher die Reformation in den Braunschweigischen Landen einführte, wurde am 15. Okt. 1564 zu Wolfenbüttel geboren. Er erhielt eine treffliche, fast gelehrte Erziehung, so daß er schon in seinem eilften Jahre, da er zum Rektor der Universität Helmstädt erwählt wurde, bei dem feierlichen Antritt dieser Würde im Stande war, eine zierliche lateinische Rede zu halten. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er am 3. Mai 1589 die Regierung des Landes, in welcher er sich vornämlich durch den Kanzler Jagemann leiten ließ, der als ächter Jurist die Vorrechte des Fürsten im Sinne des römischen Rechts auszudehnen suchte und dabei eben so viel Härte, als Willkür entwickelte, besonders wenn die Stände sich nicht bereitwillig zeigten, Geld für die kostbare Hofhaltung zu bewilligen, „dergleichen in ganz Sachsen niemals erhöret, noch gesehen worden“. Daß Heinrich Julius der erste Fürst war, der in Deutschland ein stehendes Hoftheater errichtete, haben wir schon oben beiläufig bemerkt. Nachdem es ihm geglückt war, seine Erblande durch neue Erwerbungen, namentlich in Folge Aussterbens einiger verwandten Häuser zu erweitern, wollte er sich auch die Stadt Braunschweig ganz unterwerfen, welche bis dahin, mit den Hansestädten verbündet, nur die Oberhoheit des Herzogs anerkannte. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, ging er 1607 in das kaiserliche Hoflager nach Prag, und er hatte das Glück, den Kaiser so sehr für sich einzunehmen, daß dieser ihm nicht allein alle seine Wünsche bewilligte, sondern ihn auch bei sich behielt und ihn zum Präsidenten des Geheimenraths machte, als welcher er wohlthätig für die kaiserlichen Erbstaaten wirkte, seine eigenen Lande aber ganz vergaß. Er starb zu Prag am 20. Juli 1613.

Wie das öffentliche Leben des Herzogs in keiner Weise erkennen läßt, daß er sich mit der Dichtkunst beschäftigt habe, denn selbst die Errichtung eines glänzenden Hoftheaters könnte allein aus seiner übermäßigen Liebe zu fürstlicher Prachtentfaltung erklärt werden, und auch seine gelehrte Bildung (er war einer der besten Juristen seiner Zeit) steht mit der Dichtkunst und deren Ausübung eher im Widerspruch; so lassen auf der andern Seite seine Dramen keineswegs ahnen, daß ihr Verfasser einem so hohen Stande angehörte und daß er sich vor den übrigen Fürsten seiner Zeit durch so vielseitige Gelehrsamkeit auszeichnete. Heinrich Julius hat das Drama nicht allein von seinen bürgerlichen Vorgängern übernommen, sondern auch in ihrem Geist fortgeführt, ja er hat sogar mehr den volksthümlichen, als den gelehrten Dichtern nachgeeifert, deren Werke er übrigens auch kannte, wie man aus der Vergleichung seiner „Susanna“ mit der des Rektors Rebhun mit Sicherheit nachweisen kann. Es darf hiebei nicht außer Berücksichtigung gelassen werden, daß er seine Dramen sämmtlich in Prosa schrieb, worin er vielleicht das Vorbild der „englischen Comödien“ nachahmte. Daß diese überhaupt großen Einfluß auf die Schauspiele des Herzogs hatten, ist unverkennbar*), und ist nicht bloß daraus ersichtlich, daß er die lustige Person, die in der „Susanna“ Johann Clant (Clown), sonst überall Johann Bouset heißt**), mit Ausnahme des „Ungerathenen Sohns“ in alle seine Stücke einführt***), sondern auch daraus, daß er sich bemüht, denselben die größtmöglichste dramatische Entfaltung zu geben, worin er jedoch den Ayrer keineswegs erreicht, dem er zudem in der Anlage und Composition nachsteht, wie er ihm auch in der Darstellung nicht gleich kommt. Denn wenn es diesem auch an poetischem Schwunge fehlt, so ist seine Sprache im Ganzen doch leicht und beweglich; die des Herzogs ist viel steifer, und mehr Sprache der Bücher, als der ungezwungenen Conversation, der Ausdruck ist im Ganzen ohne allen Schwung, und verfällt selbst da, wo Vornehme und Fürsten reden, in das Gemeine; nur in der „Susanna“ ist der Ausdruck gehobener, wenn er die biblische Sprache nachahmt. Auch die Charaktere sind durchgängig roh angelegt, und eben so roh ausgeführt; man würde vergeblich nach feineren psychologischen Andeutungen suchen, wie wir deren bei Hans Sachs gefunden haben. Von allen seinen Personen ist ohne Vergleich der Narr am besten gezeichnet, der sich übrigens in allen Stücken ganz gleich sieht und sich zum Theil sogar wiederholt. Und doch ist dieser „Bouset“ der allergewöhnlichste Narr, den man sich denken kann, er unterscheidet sich in Nichts von dem Hanswurst der Seiltänzer und sein Witz beruht wesentlich darauf, daß er die Reden der Personen mit schalen Bemerkungen unterbricht, wie im „Vincentius“ oder zwar ganz verständige, aber höchst triviale und eben so trivial ausgedrückte Lehren gibt, oder auch hie und

*) Seine Dramen erschienen sämmtlich in den Jahren 1593 und 1594, woraus mit Sicherheit zu entnehmen ist, daß die „Englischen Comödianten“ weit früher über Deutschland verbreitet waren, als man bis jetzt angenommen hat.

**) So auch im Vincent. Ladislaus, und nicht Joh. Banser, wie er im Magdeburger Nachdruck genannt wird.

***) In der „Ehebrecherin“ sagt der Narr Johann Bouset ausdrücklich: „Ick bin ein Englisch Man.“

da possenhafte Einfälle an den Tag gibt, wie z. B. in der „Susanna“, wo er ein Schloß an den Mund hängt, weil ihm sein Herr befohlen hatte, sein Maul zu schließen. Es ist dies freilich, wenn auch ein sehr gewöhnlicher Jahrmarktswitz, doch jedenfalls passender, als wenn im „Ungerathenen Sohn“ der Prinz Nero, dem sein Vater befohlen hatte, zu schweigen, aus kindischem Trotz den Mund mit der Hand zuhält. Von einer tieferen Auffassung des Narren ist beinahe nirgends eine Spur, denn daß er die handelnden Personen wegen ihrer Einfalt verhöhnt, wie in der „Ehebrecherin“ oder wegen ihrer Schlechtigkeit, wie im „Wirth“, ist zu unbedeutend, als daß man darin eine tiefere Idee zu erkennen vermöchte. Nur in der „Susanna“ entwickelt er einigermaßen bedeutsameren Humor, wenn er den alten Helkia bittet, ihm auch gute Lehren zu ertheilen, wie seiner Tochter Susanna. Diese habe er ermahnt, Gott im Himmel allein anzubeten; jedoch möchte er lieber den alten hölzernen Gott anbeten, der im Hause hinter der Thüre stehe. Als ihm Helkias erklärt, daß Gott ausdrücklich verboten habe, „Gleichnusse von Holtz oder sonst woruon“ zu machen, fragt ihn der Narr, ob man wohl auch Menschen, „alse vnse billige Moder Gades, vnd sünte Paul, vnd sünte Peter, sünte Jakes vnd ander billige Lüde“ anbeten dürfe, da es doch der heilige Mann in Rom befohlen habe? Dann erklärt ihm Helkias die zehn Gebote; beim zweiten kommen sie auf die Zauberei zu sprechen, wobei er den guten Helkias nicht wenig in Verlegenheit bringt, indem er ihm bemerkt, daß Moses auch Zauberei getrieben habe. Es ist dies überhaupt eine der gelungensten Scenen nicht bloß dieses, sondern aller Dramen des Herzogs, und wir bedauern daher, sie wegen ihrer übermäßigen Länge nicht ganz mittheilen zu können (1).

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Schauspiele des Herzogs besteht darin, daß er in denselben Personen einführt, welche sich im Dialog ihrer heimatlichen Mundart bedienen, eine Eigenthümlichkeit, welche ohne Zweifel zu trefflichen Ergebnissen geführt hätte, wenn sie später weiter ausgebildet worden wäre, und man den in irgend einer Mundart redenden Personen einen bestimmten Charakter gegeben hätte, wie es in der italienischen Comedie der Fall ist. Mit Ausnahme des „Vincentius“ spricht der Narr überall plattdeutsch; dann erscheinen aber auch in verschiedenen Stücken (z. B. in der „Susanna“, in „Buler und Bulerin“, im „Wirthe“) Thüringische, Fränkische, Schwäbische, Bayerische und andere Bauern und Bäuerinnen, welche in ihrer besondern Mundart reden, was aber schon deshalb von keiner besonderen Wirkung sein kann, weil diese Personen nicht auch den ihrem Stamm eigenthümlichen Charakter besonders hervortreten lassen; nur im „Wirthe“ sucht der Dichter den Bayern „Lendle“ in seiner nationalen Eigenthümlichkeit zu zeichnen.

Von den eilf Schauspielen des Herzogs sind uns zwei, „Der betrogene Wirth“ und die „Comödie von einem Weibe und ihrer Hurerei“ unbekannt geblieben, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese sich in Anlage und Ausführung von den übrigen wesentlich unterscheiden, und es werden dieselben daher auf das allgemeine Urtheil von dem Werthe seiner Dramen von keinem besondern Einflusse sein. Unter den uns bekannten Schauspielen ist der „Ungerathene Sohn“ bei weitem das schwächste und unerfreulichste. Anlage und Ausführung sind gleich verfehlt, und es hat sich Heinrich Julius offenbar verleiten lassen, die Blut- und Gräuelstücke der Englischen Comödianten nachahmen zu wollen. Von den 18 Personen des Stücks werden 9 ermordet, 2 erstechen sich gegenseitig, 1 vergiftet sich, 1 schneidet sich die Zunge ab, 1 wird vom Teufel geholt; nur 4 bleiben am Leben, von denen 3 gar nicht umkommen konnten, da es Teufel sind. Ueberhaupt spielen die Teufel eine große Rolle in seinen Dramen, mit welchen er auf gar bequeme Weise das Laster und die Sünde bestrafen läßt. Da er selbst trotz seiner vielseitigen Bildung an Teufel und an Hexen glaubte, deren er eine große Zahl verbrennen ließ, so ist es erklärlich, daß er diese Unholde gern in seinen Dramen gebrauchte, aber freilich ist ihre Erscheinung kaum in Einem Stücke gerechtfertigt. Sie ist allerdings im „Buler und Bulerin“ begründet, weil der Buler Pamphilus schon gleich im Beginn des Stücks mit Hülfe des Teufels in den Besitz der schönen Dina gelangt, dem er sich vertragsmäßig ergibt; auch läßt sie sich im „Wirth“ wenigstens entschuldigen, weil dieser bei jeder Spitzbüberei, die er begeht, immer sagt, der Teufel solle ihn holen, wenn er nicht ehrlich sei, und er es selbst dem Teufel sagt, als dieser einst bei ihm in menschlicher Gestalt einkehrt; ohne alle Rechtfertigung und geradezu überflüssig ist sie aber in der „Ehebrecherin“, welche über den tragischen Ausgang ihrer Buhlerei in Verzweiflung geräth und sich selbst das Leben nimmt. Dieses Stück, so wie „Buler und Bulerin“, denen ohne Zweifel italienische Novellen zum Grunde liegen, sind übrigens mit am besten durchgeführt und würden, wenn die Sprache etwas weniger steif und hölzern wäre, von ganz guter Wirkung sein. Im „Buler und Bulerin“ ist es ganz gut, daß der betrogene Mann als ein Trunkenbold dargestellt wird, der seine Frau über dem Wein vergißt, weil die Verirrung derselben dadurch einigermaßen entschuldigt wird, und wir über der Lächerlichkeit des Mannes, der sich Trost im Wirthshaus sucht und erst dann eifersüchtig wird, wenn ihm der Wein zu Kopf gestiegen ist, die Sünde der Frau vergessen*). Die „Ehebrecherin“, nach einer Novelle von Bandello, zeigt uns den Fortschritt der dramatischen Kunst, wenn wir das Stück mit der „Kuplet schwieger“ von Hans Sachs vergleichen, mit welcher sie im Stoffe zum Theil übereinstimmt. Die einfache Handlung wird hier zu 6 Akten erweitert, und zwar nicht bloß dadurch, daß die Begebenheiten vermehrt, sondern vorzüglich dadurch, daß mehr Personen eingeführt werden, unter welchen freilich der Nachbar Adrian ziemlich überflüssig erscheint, während der Narr John Bouset recht geschickt eingefügt ist, ob er gleich in der Behandlung nicht höher steht, als in den andern Dramen des Herzogs. Das Ganze ist höchst ergötzlich, aber mehr in der Erfindung, welche nicht Eigenthum des Dichters ist, als in der Behandlung. Ein alter eifersüchtiger Mann ist von der Untreue seiner Frau überzeugt, nur hat er keine Beweise, auf die gestützt er sie bestrafen könnte. Um sich solche zu verschaffen, beredet er, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben, einen fremden Jüngling, sein Glück bei seiner Frau zu versuchen. Dieser thut es,

*) Als eines Abends der Mann betrunken heim kömmt, singt er eine interessante Variation des bekannten Liedes „Den liebsten Buhlen, den ich habe“.

und erreicht seine Zwecke; aber so oft auch der Mann die Beiden zu überraschen hofft, weiß die listige Frau den Jüngling aus dem Hause zu bringen, zuletzt sogar durch ihren Mann selbst, der ihn in einem Faß voll Wäsche aus dem Hause trägt. Der höchste Grad der komischen Wirkung wird aber dadurch erreicht, daß der Jüngling dem Manne immer die List erzählt, deren sich die Frau bedient hatte, um ihn der drohenden Gefahr zu entziehen. Der schon erwähnte Schluß paßt freilich nicht zu der heiteren Anlage und Durchführung. Die „Comödie von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben", steht dem uns bekannten Spiele „von einem Kaiser und einem Abt" (I, 740) entschieden nach; es ist Alles weit weniger gut motivirt, und die Figur des Köhlers, der dem Abte Vorlesungen im protestantischen Sinne hält, paßt in keiner Weise zum Ganzen und ist überhaupt ganz überflüssig, da der Narr Bouset die verfänglichen Fragen im Namen und in der Kleidung des Abtes auflöst.

Die „Susanna" ist das größte Stück unter allen Dramen des Herzogs; ihr größerer Umfang rührt aber zum nicht geringen Theil von der ganz undramatischen Weitschweifigkeit her, mit welcher einzelne Personen reden. So ist die Berathung der Richter übermäßig lang, und wird durch die pedantischen Auseinandersetzungen in den gemeinsten Formen der Rechtssprache außerordentlich langweilig; der Eid der Alten beträgt nicht weniger als 7 Seiten, und Susanna nimmt in einer Rede von 32 Seiten von den Ihrigen Abschied. Dagegen zeichnet sich das Stück durch sehr glückliche Mischung des Tragischen und Komischen aus, und insbesondere verliert die Steinigung der Alten durch die Theilnahme der komischen Figuren viel von dem Widrigen, das damit verbunden ist, ohne daß jedoch der tragische Ernst darunter verloren ginge. Weit unbedeutender ist die „Comödie vom Vincentius Ladislaus Satrapa", deren allerdings ächt komischen Stoff der Dichter nicht hat beherrschen können. Er hat zu sehr alles Gewicht auf die gespreizte und affektirte Redeweise des Helden gelegt, welche zwar im Ganzen ergötzlich ist, aber mit der Zeit doch langweilig wird, weil es dem Stück an Handlung fehlt, oder diese zu bedeutungslos ist. Ein solcher Charakter, wie der Vincentius, mit seiner lächerlichen Einbildung, seiner hochtrabenden Sprache und seiner lächerlichen Großthuerei, eignet sich überhaupt kaum zum Mittelpunkt eines Dramas, während er als Nebenperson vorzüglich wirken kann. Es ist dieses Stück aber dadurch interessant, daß Bürger die Idee zu seinem „Münchhausen" wahrscheinlich daraus geschöpft hat; in der unten mitgetheilten Stelle (2) wird man manche „Lügen" des edlen Barons wieder erkennen, von denen sich doch mehrere schon in den Novellensammlungen der Zeit finden, z. B. im Wend-Unmuth von Kirchhoff.

1. Aus der „Susanna".

Actus Primi Scena Tertia.

Helkia. Johan Clant.

Joh. Clant. Hœret ein weintzig, min Here!

Hel. Ich kan hier nicht lenger warten, ich wil zu Haus gehen.

Joh. Cl. Ick wil ock tho hus gahn, auerst ick muth vorerst mit au spreken.

Hel. Was wiltu denn?

Joh. Cl. Hœret eins, min Here! Ick heffe gehœret, wat jey Susanna awer Tochter, dat schone fraukens, vor ein lehre vorgesacht, und ick hebbet nit alltho wal vorstan, darumb bitte ick au, segget et mey noch eins, damit ick mœchte wetten, wie ick mey verholdan scholde.

Hel. Was habe ich dir dieß wieder zuerzelen? Du bist ein Narr, vnd bleibest auch wol einer. Ich habe kein zeit jetzunder mit dir zureden; komm auff ein andermal wieder.

Joh. Cl. Ick hebbe up ein ander mal ock keine tidt; secht myt jtzunder.

Hel. Was hilffts, wenn ichs dir schon sage? du verstehest es doch nicht.

Joh. Cl. O min Here, ick sal et wal vorstan; ick hebbe ein stadtlick verstandt und Ingenium.

Hel. Nun wol an, so höre zu!

Joh. Cl. Ick hœre gar wel, min Here.

Hel. Was ich meiner Tochter gesagt habe, das kan ich dir nicht sagen, das ist dir viel zu hoch.

Joh. Cl. Wel, min Here, is et mey tho hoch, so settet au dahl, ick sal bey au kommen.

Hel. Ich befinde, das es war sey, wie man saget, Narrenrede sey vber die masse verdrießlich; also gehet es mir mit diesem Ebentheurer auch. Der Weise Man saget, man solle nicht viel mit einem Narren reden, Sondern sich von jhme abhalten, damit er von seinem Schweiß vnd vnflat nicht müge beflecket werden, wie er den auch einen Narren einem stücke Bley vergleichet, welches den schwere Materia vnd vbel zu händlen ist, vnd schleust entlichen dahin, das es leichter sey, Sandt, Saltz vnd Eisen tragen, denn einen vnuerstendigen Menschen. Weil du dann jhe von mir eine vnterweisung haben wilt, so wil ich dir nach deiner gelegenheit eine feine Kindische lehre geben, darnach du dein leben sollest anstellen.

Joh. Cl. Et is gut, min Here, auerst et muth nicht gar tho Kindisch sein, denn ick sey kein Kind mehr, sunder ick sey ein Man. Sihet jey nicht, das ick ein Bart hebbe?

Hel. Ich habe meine Tochter gelehret, das sie vor allen Dingen solle Gott allein lieben, fürchten, anbeten vnd jhme vertrauwen.

Joh. Cl. Dat sal Susanna dohn; wat sal ick dann dohn?

Hel. Barmhertziger Gott, was bistu vor ein Ebentheurer! Laß mich erst ausreden; darumb sage ich dirs, das du solches auch thun sollest.

Joh. Cl. Wel jey segget so, ick sal Gott den HERREN, der drouen im Himmel sittet, allein anbeden, fürchten, liefen und vertrawen.

Hel. Ja, das hastu recht eingenommen; gedencke vnd thue darnach!

Joh. Cl. Wel, dat is gut; hebbe ick doch au thouœren gesecht, dat ick ein so stadtlick verstandt hedde. Auerst hœret eins! In vnser Haus, achter der Dœr, dar stehet ein alder Gott, die hefft einen grawen Bart, dat is ein gar fein froy Man vnd schon Person, viel schoner, als ick; muth man auch denselben anbeden?

Hel. Was sagestu? was ist das für ein GOtt, dar du von frakelst?

Joh. Cl. Wel, min Here, seit jey doff? kondt jey nicht mehr hœren? Hebbe ick doch gesecht, he stehet in unser haus achter der Dœr.

Hel. Wie ist er dahin kommen? welcher Teuffel hat jhn dahin gebracht?

Joh. Cl. Wel, wat segge jey von Deuffel? Kompt die Deuffel wol in au haus?

Hel. Ich weis auch sonsten von keinem höltzern Gott, der in meinem Haus sein solte. Vnd wenn er schon darin were, wüste ich nicht, wie er were darin kommen.

Joh. Cl. Wel, min Here, jey wolt au nicht entrüsten; ick hebben dar getragen.

Hel. Wer hat dir das befohlen?

Joh. Cl. Ick hebbet mey süluest beuolen.

Hel. Wor hastu jhn denn bekommen?

Joh. Cl. Ey, min Here, ick schamet mey, tho-seggen. Ick heffe —

Hel. Was hastu?

Joh. Cl. Monseur, Ick hebben — Ey, ick macht nicht seggen.

Hel. Du solt mirs sagen.

Joh. Cl. Wel, ick solt au sagen, ick heffen gekofft.

Hel. Wor hastu jhn gekaufft?

Joh. Cl. Ick bint vergessen.

Hel. Was leugstu mir viel vor? An welchem orth vnd wie theuwer hastu jhn gekaufft?

Joh. Cl. Ick macht nit seggen.

Hel. Du solt mirs sagen.

Joh. Cl. Ick hebbe jhne gekofft mit thien gülden (weiset die Finger).

Hel. Zehen gülden? von weme den?

Joh. Cl. Von de grote Kercke, de dort leit in dit Stadt.

Hel. O Schelm, du leugst.

Joh. Cl. Nien, min Here, ick sey nit scheldich.

Hel. Schelm, du hast jhn gestolen.

Joh. Cl. Nien, min Here, ick hebben nit gestolen; auerst ick hebben geholet aut dat Kercken und in dat haus gedragen.

Hel. Was wiltu damit machen?

Joh. Cl. Ick saln anbeden.

Hel. Das soltu lassen, dan das hat vnser HErr GOtt außdrücklich verboten, das man keine Gleichnusse von Holtz oder sonst woruon machen, vnd dasselbe anbeten sol; sondern man sol jhne allein Ehren vnd anbeten.

Joh. Cl. Wel, dat is gut; wat sol ick dann mit jhm maken?

Hel. Trage du jhn dar wieder hin, dar du jhn bekomen hast.

Joh. Cl. Nien, min Here, he mocht mehr minschen sündigen maken; Ick sal jhn verbrennen.

Hel. Das magstu thun.

Joh. Cl. Hœret mey auerst eins, min Here: mach man och wol einen Menschen, alse unse hillige Moder Gades, und sünte Paul, vnd sünte Peter, sünte Jakes und ander hillige Lüde wal anbeten?

Hel. Du bist mir ein wunderbarlicher mensche! Hastu nicht gehöret, das ich gesaget habe, man solle GOtt den HERREN allein anruffen vnd anbeten?

Joh. Cl. Et is war, min Here, auerst dat hillige Mann tho Rom, der Pawst hat et befohlen; muth man denn nicht thun, wat die einem hett?

Hel. Wie kömpstu nun auff den Bapst? Helstu den Bapst nun höher, als GOtt selber? Bleibe Du bey deme, was ich dir gesaget, vnd las des Bapsts lehre, welche des Teuffels lere ist, fahren.

Joh. Cl. Wel, wat segge jey? Deuffels lehre? Is des Pausts lehre Deuffels lehre? Wel, et sal gut sin, ick sal gohn thot Paust und au verklagen, dat jey ein Ketzer seit, und he sol au lathen brennen; ich sol helpen dat Feur maken.

Hel. Ja gehe nur baldt hin, ehe den du es vergist.

Joh. Cl. Ich solt nit vergetten; wacht jey nuhnt!

Hel. Hastu es nun verstanden, was ich dir gesaget habe?

Joh. Cl. Ja, min Here, ich hebbet wol verstan. Jey hebbet gesecht, ick sal thom Pawste gahn, ehr ickt vergete; hebbe jey dat nicht gesecht?

Hel. Ich habe dir den Henger auff deinen tolpischen kopff gesagt. Ich habe dir von keinem Bapst, sondern wie du GOtt allein ehren vnd anbeten sollest, gesaget.

Joh. Cl. Et iss war, min Here; et was mey vorgeten, deweil ick dachte, wat ick seggen solte, wen ick thom Pauste keme. Ick hebbet wol verstan, ick solt wol in acht nehmen, und schal den Holtzen GOTT nicht mehr anbeten.

Hel. Das were recht!

Joh. Cl. Wel, dat is gut; wat wil jey mey nu mehr seggen?

Hel. Was sol ich dir Narren viel sagen? du verstehest mich doch nicht. Was ich dir sage, mit einem Ohr hörestu, zum andern gehet es wieder heraus.

Joh. Cl. Wel, ick sal eins tho halden; segget nu forth.

Hel. Vnser Herr Gott hat Zehen Gebot geben, darnach sich ein jeder Mensch richten sol, vnd was ich dir jetzunder gesagt habe, das begreifft das Erste Gebot in sich.

Joh. Cl. Wel, dat is gut! dat hebbe ick wal verstan. Secht nu weiter.

Hel. Wie nun das Erste Gebott gelernet hat, das man Gott allein solle anbeten, so lehret das ander Gebot, man solle GOttes Namen nicht mißbrauchen; das ist, du solt nicht fluchen.

Joh. Cl. Nit fluken? woramb doth jeit dann?

Hel. Ich habe nicht gefluchet.

Joh. Cl. Hebbe jey mey nit den Deuffel gefluket?

Hel. Das habe ich so böse nicht gemeinet, das ist aus haste geschehen; man muß aber nicht aus böser gewonheit vnd leichtfertigkeit fluchen.

Joh. Cl. Als ick ock floke, so sal ickt ock nit bœse meinen.

Hel. Ey, so mustu es nicht verstehen! Du wilst als die Pferde hinter den Wagen spannen.

Joh. Cl. Min Here, ick sihe hyr noch Perd noch wagen.

Hel. Du siehest dir den Teuffel nicht!

Joh. Cl. Hœret, floke jey nu nit!

Hel. Halt das Maul, vnd laß die Narrrey bleiben, wenn ich dir von so ernsthafftigen sachen bericht geben sol, oder lauff gar dauon!

Joh. Cl. O min Here, weset mit mey tho freden; ick hebbet so bœse nit gemeinet, und segget nu weider fort. Düth hebbe ick wal verstan, dat man nit fluken sal.

Hel. Ich habe dir vorgesagt, man solle GOttes Nahmen nicht mißbrauchen, vnd das solch mißbrauchen geschehe mit fluchen vnd schweren.

Joh. Cl. Wel, dat hebbe ick wol verstan.

Hel. Man mißbrauchet aber auch den namen Gottes nicht allein mit fluchen vnd schweren, sonder auch mit Zauberey, Wickerey, Segnerey vnd Warsagerey; vnd alle, die sich dessen befleissigen, die mißbrauchen Gottes nahmen.

Joh. Cl. Wel, wat segge jey, muth man nit töuern?

Hel. Nein, man sol nicht Zaubern, den Gott wils nicht haben, hat auch befolen, man solle keine Zauberer nicht leben lassen, sonder mit fewr verbrennen.

Joh. Cl. Dat is nicht gutt! dat wil gar tho warmb sein, et müste ein mensche verdampen. Auerst segget mey, wat is töuerey?

Hel. Du fengest es wieder auff der alten Geigen an.

Joh. Cl. Nien, min Here, ick hebbe keine Geigen bey mey; auerst tho haus ist eine, die iss gar newe: die alte iss tho braken. Auerst segget mey eins, wat iss töuern?

Hel. Warumb wiltu denn das wissen?

Joh. Cl. Ick wilt weten, den jey seggen, et sey nit gut.

Hel. Hastu nicht ehr von Zauberer gehört oder jhn gesehen?

Joh. Cl. Wat mene jey, min Here? Frage jey nach einem Töuer, darin man water dreht? Solch ein iss in unser haus.

Hel. Es ist dir Schelm Hellisch Fewer auff deinen Kopff.

Joh. Cl. Da behœde mey GOTT vor, min here! dat kan ick up mein kop nit vertragen; beholt et süluest. Auerst, min here, secht mey eins, was iss töuerey?

Hel. Wiltu, Boßwicht, es doch nicht verstehen, wen ich dirs schon sage.

Joh. Cl. O ja, min here, ick salt gar recht verstan; ick sta so diep in gedancken, dat ick nit altidt wel hœre. Auerst ich bitte fründlick, segget mey, wat is Töuerey?

Hel. Ich mus es dem Narren sagen, ich habe sonst

keinen fried für jhme. Das ist ein Zauberer, der von GOTT abefellet, GOTT verleugnet, sich mit dem Teuffel verbündet, vnd mit jhm Buhlet, vnd durch des Teuffels hülffe den Leuten schaden zufüget.

Joh. Cl. Wel, wat segge jey? Kan man mit dem Deuffel bulen?

Hel. Die Zauber vnd Zauberinnen thun solches.

Joh. Cl. Wel, kan dat wal mögelick sin? Is dann die Deuffel ein Frau efft ein Man, dat man mit jme bulen kan?

Hel. Wenn du so fürwitzig alle zeit sein wilt, so versuche es.

Joh. Cl. Ick tho mey bedancken, min Here; doth et süluest, vnd segget meyt dann, wo et au behaget. Ick sal dauor mit ein schœne fraukens bulen, dan die Deuffel is alltho greslick. Auerst wat segge jey, kan die Töuerer den Lüden wol schaden don?

Hel. Wens Gott verhenckt, so können sich durch hülffe des Teuffels woll etwas thun, sonsten aber nicht.

Joh. Cl. Dat is gut. Ick bedancke mey, min Here, dat jeit mey gesecht hebbet. Auerst verthiet et mey, dat ick au weiders frage. Als man ein Natur verandert in ein ander Natur, is dat ock Töuerie?

Hel. Alle Schwartzkünstler, die sich vnsichtbar machen, oder den Leuten die Augen verblenden, das sie das sehen, das nicht wol ist, die brauchen alle Zauberey.

Joh. Cl. Bedenckt au wol, min here, wat jey secht; hefft doch dat hillige Man, die Moses, aut eim stock ein schlang gemackt: is den dat ock ein töuerer west?

Hel. Ein dreck auff deine Nase! Du bist ein wünderbarlicher Mensch, das du so von einem auff das ander fellest. Was hat Moses hie mit zu thuende? Das hat er nicht mit hülffe des Teuffels, sondern aus befehl Gottes des Hern zu einem Wunderwerck thun müssen.

Joh. Cl. Pfey, pfey! schamt au, dat jey so qualick sprecket vor dat stadtlicke volck, dat hirum steht? Kondt jey nit mit vorlöff seggen? Und efft ick wat up min nase hette, kondt jey mey dat nit heimlick seggen, ick solt wol affwischen? (wischet die Nasen.)

2. Aus der „Comœdia von Vincentio Ladislao Satrapa“.

Actus Quinti Scena Secunda.

Siluester (der Hertzog), **Eleonora** (dessen Gemahlin), **Vincentius Ladislaus**; vnd andere Auffwerter; (**Johann Bouset**, der Narr).

Vincentius stellet sich gar höfflich am Tische, stehet auff, leget einem jeden für, vnd sihet sich allenthandt vmb nach dem neben Tisch, da die Jungfrawen sitzen, Vnnd weil er sich so nerrisch anstellet, vnnd sich vmbsihet, lachet seiner eine Jungfraw am Tische. Wie er die Jungfraw lachen sihet, ziehet er sich in den sinn, Sie habe jhn lieb, vnd gewinnet sie wieder lieb, und schielet allwege nach dem Tische, wo sie sitzet. Entlich fellt jhm das Messer vnter dem Tisch, nach demselben bücket er sich, vnd der Hertzog spricht:

Siluester: Herr Oberster, Was machet jhr vnter dem Tisch? Habt jhr etwas verlorn?

Vinc.: Gnediger Herr, es hat sich das schneidende Instrument, das man zu zertheilung der Speise, Damit es der Schlung des Magens desto bas verdawen kan, Pfleget zugebrauchen, durch seine Bewegung vnter den tisch verfüget, Vnd wir seind in wircklicher vbung, vnd gedencke es mit zuthat Göttlicher hülff wiederumb herauff zuuerschrauben. (Sitzet ein weil stille, als wenn er inn gar tieffen gedancken were, vnd sagt nichts.)

Silv.: Herr Oberster, was sitzt jhr so stille?

Vinc.: Gnediger Herr, Wir zweiffeln nicht, E. F. Durchl. werden ohn zweiffel in jhrem Lande grosse vnd viel Wilde Schwein haben.

Silv.: Ja, Herr Oberster! Wie fraget jhr so?

Vinc.: Wir gedencken jetzund auff eine geschichte, so vns einmal begegnet ist. Wenns E. F. Durchl. nicht zu wiedern were, so wolte derselben wir solchs erzelen.

Silv.: Ja, ich wils gerne hören.

Vinc.: Wird seind einmal allein in einem Walde nach Wildtpret zuschiessen gegangen, Da begegnete vns ein gros Wildt Schwein, Von welchem wir auch vor diesem lange gehort, Vnd das alters halb Blindt worden war, Vnd eines andern jungen Schweins Schwantz, welche für jhm hergieng, vnd es führte, in dem Maul hielt. Als wir nun dieß grosse Schwein ersahen, vermeinten wir dasselb mit einem Armbrust durch den Kopf zuschiessen, Schossen aber gar zu sehr auff die halbe, Vnd feileten also des grossen Schweins, Vnd traffen das kleine, Vnd schossen ihm den Schwantz abe. Dasselbe lieff nun von wegen grosser schmertzen hinweg, Das Alte aber blieb stehen, vnd hatte den Schwanz im Maul, Dann es wuste nirgends hin, weil es Blindt war. Da lieffen wir alsbald hinzu, Nahmen den Schwantz, so es im Maul hatte, in die Handt, Vnd führten es noch bei Sieben Mail weges mit vns zu haus.

Joh. Bous.: Es ist ein seltzamer Schuß, Aber es tregt sich wünderlich Ding zu bey dem Waidwerck.

Vinc. (schweiget ein wenig stille, vnd spricht darnach weiter:) Wir wollen E. F. Durchleuchtigkeit noch eins erzelen. In einem Wald begegnet vns ein gar vberaus starckes Wild Schwein, dasselbe hatte Zähne, Die jhme einer halber Ellen lang zum Maul heraus stunden, Vnd als wir solches ersahen, krochen wir in einem alten Eichbaum, vns zuuerstecken. Als nun das Schwein uns darin vermerckte, hieb es mit Gewalt durch den Baum, das wir die Zähne zimblich lang wol sehen konndten. Derhalben nahmen wir vnsern Dolch, der oben am Hefft ein breite Platten hatte, Hielten den für das Loch, Vnd da nun das Schwein weiter zu arbeiten anfieng, vernietet es sich selber mit seinem Zahn, Vnd wir fiengen dasselbe also, Welches hat gewogen sieben Centner.

Joh. Bous.: Es mus euch im Baume leiden bange gewesen sein.

Vinc.: E. F. Durchleuchtigkeit verzeihen vns, das wir fragen, Hats auch Wölffe hier im Lande?

Silv.: Ja, mehr, als vns lieb ist. Aber wie fraget jhr so darnach?

Vinc.: Vns ist einmal ein seltzamer Poß mit dem Wolff widerfahren. Wir ritten durch einen Waldt in einem tieffen Schnee; Da lieff ein starcker Wolff mit aufgesperretem Rachen, Als ob er vns verschlingen wolte, Gerade zu vns. Auff das wir vns nun der Gefahr entledigten, musten wirs wagen, Griffen derowegen mit der Handt den Wolff vngestümlich vnd eilents durch den Hals in den Leib, Erwüschten den Schwantz, Zohen denselben nach vns gar starck, Vnd wendeten den Wolff gar vmb, Wie ein Schuster die Schuch.

Silv.: Biß euch denn der Wolff nicht in den Arm?

Joh. Bous.: Das können E. G. wol gedencken: Weil er jhm den Arm sogar tieff hinein gestecket, das er nicht hat beissen können.

Vinc. (sitzet ein weile in gedancken, darnach spricht er:) Wir wissen, das E. F. Durchl. lust haben nach Gensen, Kranichen vnd anderm Feder Wildtpret zuschiessen, Möchten derowegen wol wünschen, Das wir vnsern Wildschützen noch haben, vnd E. F. Durchleucht. denselben hetten sehen mögen. Derselbe hat einmal mit Schrot auf einen Schuß Zwölff Kranichen, Etzliche in die Flügel, Vnd etzliche in die Beine getroffen, Ist eilends zugelauffen, Damit sie sich nicht wieder erholeten, Sie auffgehoben, Vnd vnter den Gürtel gesteckt. Da haben sie sich wieder erholet, Vnd weil es ohne das grosser Wind gewesen, sich erhoben, den Schützen weggeführt, Das wir nicht erfahren können, wohin er komen ist.

Joh. Bous.: Der Schütze mus grausame seltzame gedancken gehabt haben, als er so in die Lufft kommen ist.

Vinc.: Wir wollen E. F. Durchleuchtigkeit noch einen seltzamen wünderlichen Schuß erzelen, Welchen wir selber gethan haben. Wir sind auff ein zeit spatzieren gangen, vnd einem Eichorn den Kopff abgeschossen. Aber das Eichorn ist gleichwol dauon gelauffen. Den andern Tag kam zu vns ein Bawr, der sagte, Er hette ein Eichorn

lauffen gesehen, das hette keinen Kopff gehabt. Da dachten wir alsbaldt, Es müste vnser Eichorn sein, Giengen derhalben hinaus, vnd schossen es noch einmal, Das es herunter fiel ins Wasser. Da hatten wir einen Schies Hundt, Vnd wie er dasselbe wolte heraußer holen, bisse es denselben in die Nase. Entlich aber brachte ers heraus.

Joh. Bous.: Das ist ein wunderlicher Schuß gewesen. (Der Hertzog isset inmittelst einen Apffel vnd isset die Kerne mit ein, da spricht)

Vinc.: Fürwar, Gnediger Herr, Das ist nicht gut, das E. F. Durchleuchtigkeit die Kerne essen, Dan wir haben einen Man gekannt, derselbe aß viele Granat Epffel Körner, Letzlich wuchs jhm dauon ein grosser Granat Baum aus dem Maul, Augen, Ohren vnd Naselöchern, Welcher gute Granaten getragen, die mir gesehen, vnd selber dauon gessen haben.

Joh. Bous.: Die müssen gar gut gewesen sein (Sitzet ein weil stille vnd bedencket sich).

Silv.: Herr Oberster, Wie sitzt jhr so? Wolt jhr nicht ein mal herumb trincken?

Vinc.: Wir haben jetzunder keinen durst; Aber wir gedencken der zeit, das wirs besser kondten, Dann wir haben auf einmal selb vierdt ein Lagel voll Maluasier ausgetruncken. Desgleichen haben wir auch auff ein andermal selb dritte in dreyen Truncken Sechszehen Maß Wein ausgetruncken.

Joh. Bous.: Weil jhr so viel trincken könnet, wolte ich euch nicht gerne vor einen Diener haben.

Silv. (schweiget ein wenig stille, vnd weiset darnach auff einen Hechtskopf vnd saget): Herr Oberster, hats bei euch in ewrem Lande auch wol so große Fische?

Vinc.: O jha, noch wol grösser, als dieser. Es hat sich einmal bey vns ein seltzam geschicht mit einem vberaus grossem Fisch zugetragen. Wir sind einmal im Winter bey einem tieffen Wasser hergeritten, Vnd sahen, das eine Fisch Reuse vnter den Eis Schulffern herfloß, da dachten wir, Es müsten ohne allen zweiffel gute Fische darin sein, Namen derowegen mit vnserm Knechte rath, Wie wir die Fische mit den Reusen möchten heraus bekommen, Derselbe bedachte sich nun nicht lange, Vnd ritt mit dem Gaul in das Wasser, In meinung, die Reuse heraußer zu holen. In dem kömpt ein grosser Fisch zu seinem grossen vnglück vnd verschlinget jhn sampt dem Pferde. Drey Tage aber hernach wird der Fisch am Lande, da er sich ins Sandt gewickelt hatte, gefunden; Da schossen wir denselben Fisch todt mit einem Pirsch Rohr, Vnd liessen ihn auffschneiden: Da saß vnser Diener noch auff dem Pferde, wie er war hinein gesprenget, Vnd kam wieder heraus mit dem Pferde vnuersehret.

Joh. Bous.: Ich wils wol glauben, Dann es tregt sich viel seltzames Dinges zu in der Welt. Ich habe gesehen eine Brawpfanne schmieden, die war so gros, Das drey hundert Schmiede daran arbeiteten, Vnd saßen so weit von einander, Das keiner des andern schlag hören kondte.

Vinc.: Was wolte man aber mit einer solchen grossen Pfannen machen?

Joh. Bous.: Den Fisch, dauon jhr gesagt, solte darin gekochet werden.

Vinc. (schweiget ein weil stille, darnach spricht er): Haben E. F. Durchleuchtigkeit auch Falcken?

Silv.: Ja, wir haben etliche. Wie fraget jhr aber so?

Vinc.: Es ist vns ein mal mit einem Reiger vnd Falcken ein seltzamer Poß begegnete. Wir waren mit einem Falcken auff dem Weidewerck, vnd hatten damit ein Reiger gehetzt. Wie aber der Falck den Reiger hoch in den Lüfften vberstiegen vnd gestossen, Fielen sie mit einander herunter, Vnd ein Wildschwein, so ongefehr an die stedte gelauffen kam, verschluckte beides, den Falcken vnd Reiger. Wie ich das ersahe, Lieff ich in Zorn das Schwein an, Fieng es, Vnd schnitt es auff; So kam der Falck vnuersehret, den Reiger inn den Klauen haltend, aus des Schweines Magen herausgeflogen.

Joh. Bous.: Dem Falcken vnd Reiger muß grausam bange gewesen sein, ehe sie heraus kamen (Vinc. sitzet ein weil stille).

Silv.: Herr Marschalck, Lasset auffheben (Wird auffgehoben vnd sie stehen mit einander auff).

Zweiter Abschnitt: Prosa.

So bedeutend die Entwickelung der Prosa im vorigen Zeitraume gewesen war, so hatte sie doch, wie wir am betreffenden Orte bemerkt haben (I, 586), keineswegs zur festen Einheit gelangen können, da die meisten Schriftsteller in ihrer heimatlichen Mundart schrieben. Eine allgemeine prosaische Sprache wurde erst durch Luther geschaffen, wie in den einleitenden Bemerkungen zur vorliegenden Periode schon ausführlicher erörtert wurde, indem er die fehlende Einheit herbeiführte und mit mächtiger Hand gründete. Doch haben wir zugleich auch bemerkt, daß diese Allgemeinheit nicht überall durchdrang, weil theils die katholischen Schriftsteller der neuhochdeutschen Sprache, als einem unverkennbaren Werke der Reformation, widerstrebten, theils auch in manchen von dem Mittelpunkt Sachsen entfernteren Ländern die Mundart noch so viel Lebenskraft hatte, daß sie nur allmählich der allgemeinen Sprache wich. Auch hielt sich dieselbe nicht lange auf der Höhe, die wir nicht nur in Luthers Werken, sondern auch in manchen andern Darstellungen, ganz besonders in vielen Flugschriften der Reformationszeit bewundern. Als die Theologen allen Zusammenhang mit dem Volk verloren, und es ihnen weit weniger daran lag, die Wahrheit des reinen Christenthums zu verkündigen, als vielmehr ihre eigenen willkürlichen Grübeleien darzustellen; sank die Prosa eben so schnell wieder von ihrer Höhe, — sie verlor neben der erst erworbenen Reinheit auch die ihr von Luther eingehauchte Kraft; es verschwand aller Sinn für Wohllaut und für künstlerische Entfaltung eines dem Inhalt der Darstellung entsprechenden Periodenbaues; an die Stelle der kernhaften Kürze trat breite Weitschweifigkeit, welche bei der Unbeholfenheit des Ausdrucks und der Schwerfälligkeit der Darstellung, die sich durch langathmige Sätze ohne Rhythmus und festen Zusammenhang fortschleppte, den Gedanken nur trübe durchschauen ließ, ja ihn oft geradezu erstickte. Und dieser gespreizte, affektirte Styl wurde in der zweiten Hälfte des Zeitraums so sehr zur Mode, daß selbst bessere Schriftsteller sich nicht ganz von demselben frei halten konnten, und daß sie sogar bei besondern Gelegenheiten, z. B. in ihren Vorreden, ganz in denselben verfielen, was sogar hie und da bei Fischart der Fall ist, der im Uebrigen die Sprache mit selbstbewußter Freiheit behandelte. Am längsten hielt sich die historische Prosa auf der errungenen Höhe, doch wird gegen das Ende des Zeitraums selbst bei sonst rühmenswerthen Schriftstellern das Verderben der Sprache schon recht sichtbar. Rascher versank die didaktische Prosa, und sie konnte selbst durch eine großartige Erscheinung in der zweiten Hälfte des vorliegenden Zeitraums nicht gehalten werden; am schlimmsten aber verhält es sich mit der rhetorischen Prosa, weil das Bewußtsein dessen, was sie sein und leisten soll, am schnellsten und entschiedensten verloren ward, so daß wir nach der Reformationszeit kaum Einem bedeutenden Redner mehr begegnen.

I. Prosadichtungen.

Der vorliegende Zeitraum ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß in demselben die meisten *Volksbücher* diejenige Gestalt erhielten, welche sie im Ganzen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben; denn daß die ältere Sprache allmählich in die neue überging, ist eben so natürlich als nothwendig gewesen, da jene Bücher ausschließliches Eigenthum des Volkes waren und sie daher bei jeder neuen Auflage die im Volke lebende Sprachform annahmen. Es sind diese Bücher im vollsten Sinne zum Eigenthum des Volks geworden, welches ihnen noch heut zu Tage mit eben so großer und treuer Liebe zugethan ist, als vor hundert und zweihundert Jahren. Sie sind in ihrer Mehrzahl allerdings geradezu vortrefflich und entsprechen mit ihrer einfachen, naiven Darstellung und ihren reichen Phantasiegebilden dem innersten Wesen des Volksgemüths; aber merkwürdig ist es immer, daß viele derselben und darunter die gelesensten nicht deutschen Ursprungs, sondern aus dem Französischen übersetzt, oder nachgeahmt sind, so der „*Fierabras*", die „*Geschichte der schönen Magelone*", der „*Kaiser Octavianus*", die „*geduldige Helene*," die „*Hirlande aus Britannien*", die „*Melusina*", die „*Genovefa*" und selbst das Volksbuch vom „*Siegfried*"*). So vortrefflich diese „Geschichten" auch sind, und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie im Ganzen in den deutschen Bearbeitungen gewonnen haben, in denen die ihnen zum Grunde liegenden Ideen erst recht eigentlich zur Anschauung gelangen, so halten wir es doch für ein Unglück, daß so viele von unsern Volksbüchern fremden Ursprungs sind, und wir sind der Ueberzeugung, daß das nationale Bewußtsein des Volks dadurch wesentlich geschwächt werden mußte, weil es durch diese Schriften immer über die Gränzen seiner Heimat geführt, diese aber eben deshalb fortwährend in den Hintergrund gestellt wurde. Was das Volk auch las, überall sah es sich durch seine Lieblingsbücher nach Frankreich versetzt, das sich ihm in den schönen Gebilden der Poesie unendlich reizend, an großen Helden reich, mit jeder Tüchtigkeit begabt darstellte, um so mehr, als ihm selbst der große Kaiser Karl in den „*Haimonskindern*", die ebenfalls einem französischen Vorbilde nachgeahmt waren, als ein französischer Held erscheinen mußte. Allerdings sind auch mehrere Volksbücher unbestritten deutschen Ursprungs, allein so bedeutend auch einzelne derselben sind, so findet sich doch keines darunter, welches die heldenmüthige oder auch wilde Tapferkeit, wie die Haymonskinder, oder der Fierabras, die Beständigkeit treuer Liebe, wie die Magelone, die fromme Ergebung und die Herrlichkeit und unerschütterliche Kraft der weiblichen Tugend, wie die Genovefa und die Griseldis, dargestellt hätte, d. h. kein einziges, in welchem die größten und lieblichsten Aeußerungen des menschlichen Herzens im Zaubergewande der Romantik erzählt worden wären. Die ursprünglichen deutschen Volksbücher, der „*Faust*", die „*Schildbürger*", die Geschichte „*vom ewigen Juden*", die Lügenmärchen vom „*Finkenritter*", von „*Hans Clauert*" oder gar die Geschichten von „*Claus Narr*" stellen bei allen ihren sonstigen Vorzügen ein weit beschränkteres Leben dar, und zudem fehlt ihnen bei allem Aufwand der Erfindung doch die belebende Kraft der schaffenden Phantasie. Denn selbst im „*Faust*", in welchem so viele Wundergeschichten an einander gereiht werden, erscheinen dieselben ohne inneren Zusammenhang, sie stehen abgerissen da und es könnte, ohne daß dem Ganzen der mindeste Abbruch geschähe, die Hälfte derselben ausgelassen werden, wie man hinwiederum hundert ähnliche hinzufügen könnte. Nicht anders verhält es sich mit dem „*ewigen Juden*", dem „*Finckenritter*" und selbst mit den „*Schildbürgern*", welche übrigens an Tüchtigkeit alle übrigen ursprünglich deutschen Volksbücher weit übertreffen. Es ist an diesen Volksbüchern übrigens noch eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben, welche zu wenig beachtet worden ist, die nämlich, daß in ihnen die Märchenwelt entweder verneint oder geradezu verdammt wird; verneint, wie im „*Finckenritter*", durch dessen lügenhafte Uebertreibungen die Wunder der romantischen Poesie ins Lächerliche gezogen werden, verdammt, wie im „*Faust*", in welchem dieselben als Ausflüsse eines bösen Geistes erscheinen. Dadurch geben sich diese Bücher schon bei dem ersten Anblick als Werke der Gelehrten zu erkennen, denen der treue Glaube des Volkes an die Märchenwelt fehlte. Zwar beruhen sie zum Theil doch auf wirklicher Sage; aber da sie im Volke nur in vereinzelten Gliedern erschien, und dasselbe sie trotz seiner poetischen Schöpfungskraft nicht zu einem Ganzen ausgebildet hatte, so lag darin schon die Andeutung, daß sich aus diesen einzelnen Sagen auch kein poetisches Ganze schaffen lasse. Dies konnte auch erst dann gelingen, als man die tiefere, in den einzelnen Sagen liegende Idee erfaßt hatte. Daß in dieser allein aber das poetische Element liege, ersieht man schon daraus, daß Göthe den größten Theil des im Volksbuche von Faust zusammengewürfelten Stoffes als gänzlich unbrauchbar wegwerfen mußte. Aus diesen Gründen ist es aber auch erklärlich, warum diese Schriften im Ganzen weit weniger in das Bewußtsein und in das Eigenthum des Volks übergegangen sind, als jene aus der Fremde herübergebrachten Märchen, in welchen seine Phantasie und sein Gemüth unendlich reichere Nahrung fand.

Wir werden unten auf den „Faust" und die „Schildbürger" zurückkommen; von den übrigen können wir schon hier in gedrängterer Uebersicht sprechen.

Die Sage vom „*Ewigen Juden*" scheint sich in der Mitte des 16. Jahrh. ausgebildet zu haben, obgleich schon früher von Erscheinungen desselben erzählt wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Glaube an die Ankunft des Antichrists und des darauf folgenden tausendjährigen Reiches Einfluß auf die Ausbildung dieser Sage gehabt habe; wie dem aber auch sei, so ist es sicher, daß seit dem Jahr 1547 wiederholt von der Erscheinung des Ahasverus berichtet wurde, den man an den verschiedensten Orten der Christenheit, namentlich aber Deutschlands gesehen haben wollte. Diese Erscheinungen werden im Volksbuch erzählt; es ist aber ohne weitere Erinnerung von selbst klar, daß auch hier nur die zum Grunde liegende Idee, nicht aber die einzelnen,

*) Diese und einige andere Geschichten, welche zum Theil schon im vorigen Zeitraume besprochen wurden, wie der „*Fortunatus*", der „*Wigalois*", „*Tristan*" und „*Ritter Pontus*" wurden im Jahr 1587 unter dem Titel: „*Buch der Liebe*" gesammelt herausgegeben.

oft sehr aberwitzigen Geschichten poetischen Werth haben.

Die „Historÿ vnd Legend von dem trefflichen vnd weit erfarnen Ritter, Herrn Polycarpen von Kierlarissa, genannt der Finckenritter, wie der dritthalb hundert jar, ehe vnd er geboren ward, vil land durchwandert, vnd seltzame Ding gesehen, vnd zü letzt von seiner Müter für todt ligen gefunden, auffgehoben, vnd erst von neuem geboren worden", ist aus älteren Lügenmärchen zusammengestellt, erreicht aber namentlich im Ausdruck deren naiv kindliche Lust am Ungereimten keineswegs. Bedeutender sollen die „Historien von Hans Clauert" (Berlin 1590) sein, welche Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist zu Trebbin, aus dem Volksmunde sammelte; doch haben sie nie große Verbreitung erreicht. Dagegen sind die Geschichten des „Claus Narr" (zuerst 1551) durchaus unbedeutend, und so fruchtbar an sich der Gedanke sein mag, das Sprichwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit", zur Anschauung zu bringen, so wird dies im genannten Buch schon deswegen nur sehr unvollkommen erreicht, weil die meisten Geschichten von so ernstem Inhalte und in so ernster Weise dargestellt sind, daß der Gegensatz zwischen Weisheit und Thorheit, durch welchen jene gerade hervorgehoben werden sollte, fast nirgends zur Erscheinung gelangt, und in den wenigen Geschichten, wo dies einigermaßen der Fall ist, liegt der Witz meistens in so groben Unfläthereien, daß man sich billig wundern muß, wie dergleichen an dem sächsischen Hofe vorgebracht werden durften — denn Claus war bekanntlich Hofnarr bei dem Churfürsten Friedrich dem Weisen.

Weit wichtiger und bedeutender, als die Volksbücher, sind die Novellensammlungen, welche während des vorliegenden Zeitraums in ziemlich großer Anzahl erschienen sind. Wir müssen sie den eigentlichen Volksbüchern schon deshalb vorziehen, weil die darin erzählten Geschichten, Anekdoten, Züge und Sagen zum großen Theil deutschen Ursprungs und auch wohl dem Munde des Volks entnommen sind, und selbst die Geschichten, welche unzweifelhaft nach ausländischen Quellen, z. B. nach dem Boccaccio bearbeitet wurden, meistens in durchaus selbstständiger Fassung erscheinen. Man wird durch sie mit dem Leben des Volks im weitesten Umfange bekannt, da sie uns in alle Verhältnisse einführen, und uns diese durch Geschichten und Erzählungen vertraut machen, welche entweder sehr glücklich erfunden sind, oder wohl zum größten Theil auf Ueberlieferung beruhen. Allerdings kommen darin manche ziemlich freie Erzählungen aller Art vor, und es sind dieselben wohl vorzüglich daran Schuld, daß diese Bücher im 17. Jahrhundert von berufenen und unberufenen Eiferern mit solchem Erfolg bekämpft wurden, daß sie sich nach und nach ganz aus den Händen des Volks verloren. Dagegen haben sich gar viele Erzählungen noch im Munde desselben erhalten und manche Geschichte, die sich in längern oder kürzern Zeiträumen in den Kalendern wieder aufgefrischt findet, und noch jetzt durch ihren lebendigen und wahren Witz oder durch ihre heitere Schalkhaftigkeit ergötzt, stammt aus jenen alten Novellensammlungen, welche in der That unerschöpfliche Fundgruben der bürgerlichen Volkssage sind. Auch rücksichtlich des Styls sind diese Sammlungen bemerkenswerth; sie sind auch hierin ächt deutsch und musterhaft durch ihre naive Einfachheit, welcher die Darstellung dei verschiedenartigsten Verhältnisse mit immer gleichem Glücke gelingt.

Die bedeutendsten Novellensammlungen sind das Buch: „Schimpff vnd Ernst" vom Bruder Johannes Pauli, und der „Rollwagen" von Georg Wickram. Der „Rollwagen" fand so großen Beifall, daß ihm Jacob Frey, Stadtschreiber zu Maursmünster, einen zweiten Theil unter dem Titel: „die Gartengesellschaft" und Montanus einen dritten unter dem Titel: „der Wegkürzer" nachfolgen ließ. Zwar erreichen beide ihr Vorbild nicht, doch sind auch diese wegen der von ihnen erzählten volksthümlichen Geschichten nicht unwichtig. Bedeutender aber ist der „Wend-Unmuth" von Hans Wilhelm Kirchhoff aus Hessen, der als Soldat Norddeutschland und Franken durchzog und in diesen Ländern eine große Anzahl von volksmäßigen Geschichten sammelte, die er recht lebendig und nicht ohne Kunst der Darstellung erzählte. Wie beliebt dieses Buch war, geht schon daraus hervor, daß er es nach und nach bis auf sieben Theile vermehrte, sowie auch daraus, daß spätere Sammlungen sich durch Nachahmung des Titels Eingang zu verschaffen suchten. Weniger bekannt sind das „Rastbüchlein" von Michael Lindner oder Linder, und der „Katzipori" von demselben, in dessen Dedikation er sich Hans, Compan von Schleusingen nennt. Den „Wintermayen" von Jacob Winter kennen wir nur aus Fischarts Anführung in der Vorrede zu seiner Geschichtsklitterung.

An größeren Dichtungen in Prosa ist der vorliegende Zeitraum nicht reich. Mit Ausnahme des „Goldfadens" von G. Wickram ist nur noch der „Eselskönig" zu nennen, den Adolph Rose von Creutzheim (1617) nach einem Entwurfe Wolhart Spangenbergs bearbeitete. Eigenthümlicher Art endlich und an innerer, wie an äußerer Bedeutsamkeit alle übrigen Erscheinungen des Zeitraums weit überbietend, sind die hiehergehörigen Werke Fischarts, welche unten weiter besprochen werden sollen. Daß dieselben in das Gebiet der Satyre gehören, ist schon oben (S. 88) angedeutet worden; es wurde dort auch zugleich bemerkt, daß sie mehr allgemeine Verhältnisse berühren, während seine persönlichen Satyren in gebundener Rede geschrieben sind. Doch ist der Zeitraum, besonders die erste Hälfte desselben an persönlichen oder solchen Satyren, welche die religiösen und kirchlichen Verhältnisse der Zeit betreffen, sehr reich; eine nicht kleine Anzahl der damals erschienenen Flugschriften sind dazu zu rechnen, obgleich weitaus die meisten derselben allerdings rein didaktisch sind und daher nicht in das Gebiet der Prosadichtungen gehören. Unter diesen nehmen die Satyren Ulrichs von Hutten ohne Vergleich die erste Stelle ein, aber auch andere verdienen Beachtung, so der gegen Murner gerichtete „Karsthans"*), der sich durch meisterhafte Behandlung des Dialogs auszeichnet und eben so witzig, als beißend ist, und außerdem noch mehrere andere, welche zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten. Beinahe alle sind in Gesprächsform geschrieben, was wohl aus der allgemein verbreiteten Vorliebe für dramatische Darstellungen zu erklären ist.

*) Viele hielten Ulrich von Hutten für den Verf. des „Karsthans"; neuere Forschungen machen es wahrscheinlich, daß ein Mann, Namens Karsthans, der damals in Straßburg lebte, die Satyre geschrieben habe.

Ueberblickt man die Werke der Prosadichtung in diesem Zeitraume, so sind dieselben freilich nicht sehr zahlreich, besonders wenn man, wie billig, von den Volksbüchern diejenigen abzieht, welche nur Uebersetzungen aus dem Französischen sind; dieser geringe Umfang findet aber in der Trefflichkeit der Leistungen den vollständigsten Ersatz, indem uns einerseits in den Novellensammlungen bei einer meistens hervorragenden Darstellung eine außerordentliche Fülle ächt volksmäßigen Stoffes geboten wird, und wir andrerseits in Fischart einen Schriftsteller besitzen, der an Tiefe, Innigkeit, sprudelndem Humor und meisterhafter Behandlung der Sprache den größten Erscheinungen der Alten und Neueren an die Seite gesetzt werden darf.

Johannes Pauli.

Bruder Johannes Pauli war jüdischer Abkunft und lebte, nachdem er zum Christenthum übergetreten war, eine Zeitlang in Straßburg. Er trat hierauf in den Franciscanerorden, weshalb er schlechthin auch der Barfüßer Johannes genannt wird, und war zuerst Lesemeister in Villigen, dann gegen 40 Jahre lang im Barfüßer Kloster zu Thann im Elsaß, wo er auch gestorben zu sein scheint. Daß er sich durch die Herausgabe verschiedener Predigten Geilers von Kaisersberg verdient gemacht hat, ist schon früher berichtet worden (I, 795); ein vielleicht noch größeres Verdienst hat er sich durch die Sammlung von Erzählungen, Geschichten, volksmäßigen Anekdoten und kleinen Novellen erworben, welche er nach seiner eigenen Bemerkung im Jahr 1518 niederschrieb, da er Lesemeister zu Thann war, aber erst im Jahr 1522 unter dem Titel „Schimpff vnd Ernst“, durch den Druck bekannt machte, und die so großen Beifall fand, daß davon gegen 30 Ausgaben erschienen. Er hat die von ihm mitgetheilten Geschichten, wie es in der Vorrede zur Frankfurter Ausgabe von 1538 heißt, „zusammen gelesen aus alten bůchern, welche ihm darzů dienstlich gewesen“, und allerdings hat er außer den von ihm ausdrücklich genannten Felix Hemmerlin und Petrarca, unter Andern auch den Boccaccio und das Buch der sieben weisen Meister benutzt, diese zum Beispiel in der Erzählung „Von einem edelmann, der ein hund in einem zorn zutodt schlůg“ (7), welche wir hauptsächlich deshalb mitgetheilt haben, weil sich aus der Vergleichung derselben mit der Erzählung gleichen Inhalts in den „sieben weisen Meistern“ (I, 745) die Eigenthümlichkeit Pauli's leichter erkennen läßt. Ihm liegt nämlich nur daran, die Thatsache, die er berichtet, einfach mitzutheilen; er übergeht Alles, was zur Darstellung derselben nicht unumgänglich nothwendig ist; er geht stets gerade seinem Ziel entgegen, ohne sich um die Nebenumstände zu bekümmern, welche oft so wesentlich dazu beitragen, Leben und Bewegung in die Erzählung zu bringen. Verschmäht er aber auf diese Weise gerade das, wodurch Andere vorzüglich wirken, so gewinnt seine Darstellung dadurch an Einfachheit und Kernhaftigkeit, und es gelingt ihm meistens, uns ein kräftiges, abgeschlossenes und wirkungsvolles Bild zu geben. Es ist seine Darstellung so fest und sicher, daß er uns wohl auch zwei ähnliche, nur in einzelnen Umständen abweichende Geschichten beinahe mit den nämlichen Worten erzählt, und wir erkennen darin, so wie auch in den naiven Wendungen des täglichen Gesprächs, die er vorzugsweise liebt, ganz die Sprache und Darstellungsweise des Volks, dem er vermöge seines Berufs auch so ganz nahe stand. Diesem hatte er gewiß auch eine große Anzahl seiner Geschichten zu verdanken, denn man fühlt es bei vielen derselben, daß er sie der lebendigen Ueberlieferung entnommen hat, so in den beiden trefflichen Schwänken, „Von dreyen dôchtern“ (1) und „Von einem mann, der für sein frawen an das hals eysen stund“ (2), welche das weibliche Gemüth nach zwei verschiedenen Seiten mit der vollendetsten Wahrheit schildern, und die gewiß auf wirklicher Ueberlieferung beruhen, wie nicht minder die Geschichte „Von einem priester, der durch das kath gieng“ (5), ein Schwank, der alle Einfälle des Kalenbergers und Peter Leus weit übertrifft.

Der einzige Werth von Pauli's Sammlung besteht jedoch keineswegs in der Darstellung, sie ist auch durch die Fülle des mitgetheilten Stoffes von höchster Bedeutung, indem er uns nach und nach die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens in heiteren oder ernsten Erzählungen zur Anschauung bringt, und uns mit den Sitten und der Bildung seiner Zeit bekannt macht. Es ist beinahe kein Stand, kein Beruf, kein Lebensverhältniß, das er uns nicht vorführte; Fürsten und Bauern, Geistliche und Bürger, Gelehrte und Edelleute, Männer und Weiber, Eltern und Kinder erscheinen nach und nach, wie in einem reichen Bildersaal, vor unsern Augen und alle in lebensvoller Wahrheit. Denn an dieser lag es dem guten Barfüßer vor Allem; er wollte durch seine Geschichten die Laster und Gebrechen der Menschen zeigen und auf Besserung der Sitten wirken. Er wußte, wie sehr Geiler durch die in seine Predigten aufgenommenen Anekdoten und Erzählungen auf seine Zuhörer gewirkt hatte (von denen auch manche in „Schimpff und Ernst“ übergegangen sind), und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Vorgang dieses großen Redners ihn auf diese bedeutsame Quelle des Unterrichts und der Belehrung aufmerksam gemacht hat. Und wie jener, beweist auch Pauli die erfreulichste Furchtlosigkeit; er schont in seinen Geschichten keines Standes. So zeigt er uns in der Erzählung „Man füret ein straffenräuber vß“ (6), daß der Adel seiner Zeit nicht nur „vom Stegreif lebte“, wie Murner sagt, sondern daß er den Straßenraub sogar für ein ihm zukommendes Privilegium ansah, in das kein Anderer ungestraft eingreifen dürfe (Vgl. S. 72). So deckt er die Laster der Geistlichkeit schonungslos auf; ja er wagt es sogar, den höchsten Würdenträgern der Kirche, den Bischöfen und dem Pabst (8) ihre Fehler in den nacktesten Ausdrücken vorzuwerfen. Und man glaube nicht, daß er in Sachen des Glaubens vorurtheilsloser dachte, als seine Zeit; nein, er war vielmehr hierin so befangen, als irgend ein Anderer, wie seine zahlreichen Erzählungen von Zaubereien und Wundern jeglicher Art zur Genüge beweisen. Aber in seinem offenen, unbestechlichen Sinn unterschied er den Menschen von der ihm übertragenen Würde, und bei aller ungeheuchelten Ehrfurcht gegen diese tadelte er furchtlos die Fehler, welche jenem anklebten.

1. Von dreyen dôchtern, welche von ersten vermählet solt werden

ES was eyn mal eyn burger, der hett drey dôchter, die all drei zeittig waren zuuersehen in den schweren orden der heiligen ehe, vnd wůßt der vatter doch nit, welche

er zům ersten versorgen solt, wann sie hetten all drey werber. Er berůfft sie all drei zůsammen vnd sprach: „Wol an, lieben dôchter, ich will euch allen dreien mit einander wasser geben, vnd jhr sollen auch die hend mit einander waschen, vnd sollen sie an kein tůch trücknen, sunder selber lassen trucken werden, vnd wölcher jr hend zů dem ersten trucken werden, deren wil ich zům erst ein man geben." Der vatter goß ihn allen dreien wasser über die hend; da wůschen sie jhr hend vnd liessen sie von jnen selber wider trucken werden. Aber das jüngst dôchterlin, das wehet stets mitt den henden hin vnd her vnd sprach stets: „Jch wil keinen man! ich will keinen man!" Vnd von demselben wehen wurden ihm seine hend zům ersten trucken, vnd ward jhm zů dem ersten ein man, vnd můsten die åltsten noch mer warten rc. Dise tochter hett auch allein keüscheyt inn dem mund, aber nit in dem hertzen, darumb so was es listig, es wehet die hend, das sie zů dem ersten trucken wurden.

Es ist auch ein råtersch. Man spricht: rath, was ist das? Thůt man es, so geschicht es, thůt man es nicht, so geschicht es dannocht. Es ist hendweschen: trücknest du sie an ein zweheln, so werden sie trucken; trücknest du sie nit, so werden sie von jn selber trucken.

2. Von einem mann, der für sein frawen an das halseysen stůnd.

EJn fraw het beschuldet, das man sie offentlich straffen solt. Alß an etlichen orten der brauch ist, das man strafft mit dem halßeisen, lasterstein oder korb, da setzt man jr dann eyn hůt auff die stirn, daran jr laster geschriben stond. Aber jr mann hett sie zů lieb (darumb er billich bei den narren ston soll); er vberkam mit den herren vnd gab gelt für sie, also das er die straff für sy trůg, vnd stůnd für sie in das halßeisen. Darnach wann es sich begab, das sie vneins wurden, und mit einander haderten, so verwiß sie es jm vnd sprach dannocht auch vor den frembden leyten: „Jch bin doch noch nit im halßeisen gestanden, alß du!" rc. Des was gar ein grosse vnbanckbarkeyt; die schand, die sie jm vffschůb vnd verwiß, die hett sye verschuldt, sie solt die straff gelitten haben, die er leid. Also ghat es noch mitt Christo dem herren vnd mit vns. Wir haben beschuldet zůleiden vnd zů sterben mit vnsern sünden, vnd der sun Gottes hat menschlich natur an sich genommen vmb der vbertrefflichen liebe willen, die er zů vns hat, vnd hat für vns gelitten vnd gestorben eins schendtlichen todts; vnd das verweissen jm die vnbanckbaren menschen, die gotslesterer vnd schwerer; das geschicht, so du jm sein hirn, lung, leber, marter, wunden, onmacht, vnzimlich nennest, vnd bist dann mer verflůcht, weder Cham. Gen. iv. — — —

3. Wie ein hirt ein Abt ward.

ZWr zeit was ein Apt, der het einen edelman zů einem Kasten fogt. Der edelman was dem apt nit hold, vnd kunt doch kein vrsach wider jn finden, bschickt den apt vnd sagt zů jm: „Münch, du solt mir drei fragen verantworten inn dreien tagen: zů dem ersten sollt du mir sagen, was du von mir haltest, zů dem andern, wa es mitten vff dem erdtreich sei, zů dem dritten, wie weit glück vnd vnglück von einander sei. Verantwurtest du die drei fragen nit, so soltu keyn Apt mer sein." Der Apt was traurig vnd kam heim vnd ging auff das feld spatziren, vnd kam zů einem sawhirten, der sprach: „Herr, jr seindt gar traurig, was beist euch?" Der Apt sprach: „Das mir anligt, das kanstu mir nit helfen." Der sawhirt sagt: „Wer weißt es? sagen mirs!" Der Apt sagt es jm: „Die drei fragen můß ich verantwurten." Der hirt sprach: „Herr, seint gůter ding vnd frölich; die fragen will ich wol verantwurten. Wann der tag kumpt, so legen wir ein kutten an." Der tag kam, vnd der apt mit seinem brůder kam, oder er schickt jn dar inn seinem namen. Der edelman sprach: „Aeptlin, bistu hie?" — „Ja, juncker!" sprach der Apt. — „Wol an, was sagstu auff die erst frag? was haltestu von mir?" Der Apt sprach: „Juncker, ich schetz euch für xxviij pfenning." Der Juncker sagt: „Nit besser?" Der apt sagt: „Nein!" Der juncker sagt: „Warumb?" Der Apt sprach: „Darumb! Christus ward für xxx pfenning geben, so achte ich den Keyser für xxix pfenning vnd euch für xxviij pfenning." — „Das ist wol verantwurt! Auff die ander frag, wa ist es mitten auff dem erdtrich?" Der Apt sprach: „Mein gotshauß ist mitten auff dem erdtrich: wöllent jr es mir nit glauben, so messen es vß." Auf die drit frag: wie weit ist glück vnd vnglück von einander? Der Apt sprach: „Nitt weiter dann vber nacht: wann gestern was ich eyn sawhirt, hewt bin ich ein Apt." Der juncker sprach: „Bey meinem eyd, so můstu apt bleiben!" Vnd blib auch also Apt; er hielt aber den alten apt auch in ehren, als auch billich was.

4. Von einem münch, wie er ein capaunen zerlegt.

Auff ein zeit was ein beichtvatter, ein ordensman, von einem edelman zů gast geladen, er solte mit jm essen. Da man nun zů tisch gesaß vnd aß, der ritter mit seinen zwen sůnen vnd zweien dôchtern, vnd da nun das gebrates vff den tisch kam, das was ein råphůn oder ein gebratener kappaun, was es dann was. Der edelman legt dem ordensman den kappen vff sein deller, er solt jn zerlegen. Der ordensman legt jm den kappen widerumb für vnd sprach: „Jch kan nichts damit; wer wolt mich leren hůner zerlegen?" Der edelman sprach: „Jr můßt jn zerlegen," vnd legt jm den kappen widerumb auf den teller. Der münch sprach: „Můß ich jn zerlegen, so wil ich jn nach der gschrifft zerlegen." Die fraw sprach: „Ja herr, das thůn, zerlegen jn nach der geschrifft." Der münch schneid dem kappen den kopff ab, vnd legt jm dem edelman für. Darnach schneid er den kragen ab, vnd legt jn der frawen für; darnach schneid er die flügel ab, vnd legt sie den zweien tôchtern, den zweien junckfrawen für; darnach schneid er die schenckel ab, vnd legt sie den zweien sůnen für, vnd den gantzen kappen aß er allein, vnd gab niemant nichts darvon. Da der münch nun den kappen allso allein auff hette gessen, da sprach der edelman: „Herr beichtvatter, wa stet das geschriben, das man die kappen also zerlegen sol?" Der münch sprach: „Juncker, in meinem haupt stet es also geschriben. Jr seint das haupt in ewerem haus, darumb hat euch billich das haupt von dem kappen zůgehört. Mein gnedige fraw ist die nechste nach euch vnd das necht nach dem kopff, billich hat jr der kragen zů gehört. Vnd den junckfrawen gehören die flügel zů: die fliegen in jren sinnen hin vnd her, vnd haben sorg, was sie für mann über kummen vnd wie sie versorgt werden, darumb haben jn von rechts wegen die flügel zů gehört. Vnd den zweien sůnen gehören die zwen schenckel zů, darumb das auff jnen das gantz geschlecht stot; vnd die schenckel tragen den gantzen kappen, darumb gehören jn die schenckel zů. Nun ist es ein vngestalt an einem vogel, der weder kopff noch kragen oder flügel noch schenckel hat, vnd eyn münch in einer kutten hat den schnabel an dem rucken, darumb so hat der kappen mir zůgehört."

5. Von einem priester, der durch das kath gieng, zů einem exempel.

JN eynem dorff was ein priester, der het kinder vnd was ein spiler, vnd wurden seine vnderthan von jm geergert. Er was ein gůter predicant, aber die leut volgten seinen wercken mer nach, dann seinen worten. Der gůt priester gedacht: „Wie thetest du jm, das du die lewt auff den rechten weg brechtest?" Vnd vff ein mal gieng er mit dem sacrament zů einem siechen, vnd gieng die gantz gmein dem sacrament nach; da gieng der priester durch allen dreck vnd kath, wa es am aller dicksten was. Die erbaren lewt giengen den saubern weg über die blôcher vnd stein, wie dann in den wůsten dörfferen sein. Da nun der priester mitten im dreck was, da kort er sich vmb vnd sagt zům volck: „Lieben vnderthanen, warumb gond jr mir nit nach?" Sie sprachen: „Wir haben einen gůten sauberen weg; was wolten wir in dem kat thůn?" Da fieng der priester an vnd predigt jnen, also solten sie

jm auch nit nach volgen im vnreinen weg der laster, so sie den reinen weg der tugend hetten.

6. Man füret ein straffenrauber vß.

MAn fürt auff ein zeit in einer statt ein geraden lustgen gesellen wol gekleit auß vnd wolt jm den kopff ab schlahen, wann er was ein straffen rauber. Vnd als man jn auß fürt, alle welt, jung vnd alt hetten ein mitleiden mit jm, also das mancher frummer mensch weint. Nun begab es sich, das etlich edellewt oder reißig knecht auch darzů kamen vngeschicht vnd fragten: „Lieben freünd, was hat doch der gůt jung gesell gethan? wer nit für jn zubitten? Wir wolten all helfen, das er möcht ledig werden. Die erbaren leut, die da zů gegen stunden, sagten: „Ach ja, es wer gar wol gethan, das jr jn möchten abbetten." Die edelleut sprachen: „Was hat er gehandelt, das er sterben můß?" Die lewt sprachen: „Er hat sich vber sehen vnd hat auff der straffen etlichen kaufflewten die seckel geschütlet." Als das die edellewt horten, sprachen sie: „Hat er das gehandlet, so wöllen wir nit für jn bitten: man sol nur behend vnd flucks mit jm daruon faren. Dan wolte er vnderston, das dem frommen adel zůstot, wie wolten wir dann etwas erschnappen?" — Das was ein frummer adel; got sei gelobt, das man jr jetz keinen mer findt, sunderlich inn Franckenland.

7. Von einem edelman, der ein hund in einem zorn zutodt schlůg.

ES was ein edelman, der hett ein jagdhund oder ein wind, der was jm lieb, vnd hette jn nit für vil gelts gemanglet. Es begab sich, das er auff ein mal inn sein kamer kame, da stunde sein kind in einer wiegen allein, vnd was niemant darbei, dann der selbig hundt. Da was ein schlang auß der mauren geschloffen, die hett das kindt ertödt. Der hund hett den todt gerochen, vnd hett den schlangen zůtodt gebissen. Der juncker sahe niemant, dann den hund da bei dem kindt, vnd was die schlang vnder die wigen geschloffen vnd was todt. Das sahe der juncker nit, vnd meint, der hund hett das kind getödt, vnd schlůge den gůtten hundt auch zutodt mit dem schwerdt in seinem zorn vnd gähe. Vnd da er aber die schlang todt fand, das der hund den todt an der schlang hett gerochen, vnd er dem gůtten hund vnrecht hett geton, vnd die schlang den mordt hett gethon, vnd hett der hundt des gerochen, da kam der edelman in ein semlichen rewen vnd mißfallen, das er mitt willen seiner frawen in S. Benedicten orden gieng vnd dienet Got. Darumb was in der selben statt, da das geschehen ist, geordnet, das man nichts groß handlen solte, man hett denn drei mal darvon gedacht vnd geredt in dem rath. Andre haben geordnet, das niemannts nichts in der schnelle solt thůn, er solte zům minsten die viervndzwantzig bůchstaben erzalen nach einander, als der keyser Theodosius thet, der sanct Ambrosium verbrandt, wann er in der gähe vill blůts vergossen hatt: liß sein legend.

Es wer gar gůt, das eyn mensch der leren war nem, vnd nichts in seinen eignen sachen thet, er hets denn vor wol betracht; als wann einem ein lustiger gedancken zů felt, so laufft er schnell hin, vnd verbringt den lust: er solt vor lůgen (An esset licitum et expediens), ob es auch ziemlich, billich, ehrlich vnd recht were. Darumb so folgt dick hernach groß nagen, beissen vnd reuwen der conscientz vnd der gewißen.

8. Was ein alt weib von dem Bapst begert.

AVFf eyn mal reit eyn Bapst überfeld; da kam ein alte fraw, ein betlerin zů jm, vnd begerte vmb Gottes willen ein schilling von jhm. Er sprach: „Nein, es ist zeuil!" Die fraw sprach: „So geben mir ein plaphart!" Er sprach: „Nein!" Die fraw sprach: „Geben mir ein creützer!" Er sprach: „Nein!" Die fraw sprach: „Machen den segen über mich!" Er macht das creütz über sie; die fraw sprach: „Were nun euwer segen eines hellers wert, jr hetten mir jn auch nit geben." Also für die fraw daruon vnd sprach: „Ich schiß euch in den segen."

Ulrich von Hutten.

Die prosaischen Schriften Ulrichs von Hutten sind sämmtlich in dem Geiste gehalten, den wir bei Besprechung seiner didaktischen Poesien näher bezeichnet haben (S. 54 ff.); sie haben alle den Zweck, die Anmaßungen Roms zu bekämpfen, und zu zeigen, wie wenig die Geistlichkeit der Stellung würdig war, auf die sie Anspruch machte. Diejenigen, welche in Gesprächsform geschrieben sind, auf die wir hier besonders Rücksicht zu nehmen haben, zeugen von großem dichterischen Talent, mehr sogar als seine gereimten Satyren. Die in abhandelnder Form verfaßten „Verteutscht Klag an Herzog Friedrich von Sachsen" und „Klagschrift an alle Stend teutscher Nation" sind zwar für die Kenntniß des Mannes und seiner Grundsätze sehr wichtig, und zeichnen sich durch rhetorische Kraft aus, sie werden aber von den Gesprächen weit überboten. Er hatte diese zuerst lateinisch abgefaßt und sie dann später, als sie auch in der fremden Sprache großes Aufsehen erregten, zur größeren Verbreitung in deutscher Uebersetzung herausgegeben, weshalb der Ausdruck und namentlich die Satzbildung noch öfters lateinisches Gepräge hat. Doch ist die Uebersetzung keineswegs wörtlich, viele Stellen sind geradezu und zwar mit großem Glück überarbeitet. Der „Vadiscus, oder die römische Dreifaltigkeit" ist voll Bitterkeit, aber auch voll Kenntniß der römischen Zustände, die er schonungslos aufdeckt. Wenn er hierin freilich im Ganzen nur die Klagen wiederholt, welche schon seit Jahrhunderten erhoben worden waren, so gewann seine Schrift dadurch große Bedeutung, daß er in ihr alle diese Klagen in ihrem ganzen Umfange zusammenstellte, und sie in kernhafter und schlagender Weise aussprach. Größeren poetischen Werth haben die beiden Dialoge „Feber das Erst" und „Feber das Ander", in welchen die Gesprächsform mit vollendeter Meisterschaft behandelt ist. Das erste haben wir unten mitgetheilt, wir begnügen uns daher, einfach darauf aufmerksam zu machen, wie geschickt er die Rede auf den berüchtigten Cardinal Cajetan und dann auf den „Curtisan" zu bringen, und wie vortrefflich er diese zu schildern und ihre Sitten lächerlich zu machen weiß. Im „zweiten Feber" kommt das Fieber wieder zu Hutten und bittet um Einlaß; es hat den Curtisan verlassen, weil er mit allen möglichen andern Krankheiten behaftet ist und ihn Diener, Narren und Dirnen verlassen haben, da er sein ganzes Gut verthan hat. Und nun schildert das Fieber die Wirthschaft eines Pfaffen und Curtisanen, der nicht ohne „Zuhälterin" leben kann, und doch von ihr auf das schändlichste getäuscht wird; er erzählt, wie sie ihm nach und nach all sein Vermögen vergeudet oder ablockt, bis er endlich in die bitterste Armuth geräth, aus welcher ihn selbst Diebstahl und andere Verbrechen, zu denen sie ihn verleitet, nicht retten können; es schildert mit den lebendigsten Farben, wie das „Elslin" den armen Gecken quält und ihn oft durch ihre Buhlerei mit andern, durch ihre Zanksucht, ihre ungemessenen Ansprüche zur Verzweiflung bringt, so daß selbst Jupiter, „als er inne ward der Pfaffen Lebens mit iren frawen, sprach: dies soll der Pfaffen Feber sein", und das Fieber zu andern Leuten gehen hieß. Das verkehrte Leben der Geistlichen aber, so schließt das Ganze, rühre von ihrem Müssiggang und ihrem zu großem Reichthum her; die

deutsche Nation solle daher die zu reichen Pfründen verringern, den Pfaffen zu thun geben und ihnen die Ehe erlauben, dann würden sie ohne Zweifel ihrem Berufe Ehre machen, wie sie ihm bis jetzt zur Schande gereicht hätten. — In Erfindung, Composition und Behandlung der Form ist ein weiteres Gespräch „die Anschawenden“ gleich meisterhaft, wie es auch von ächt satyrischer Laune übersprudelt. Sol und sein Sohn Phaeton schauen vom Himmel auf die Menschen herab, welche ihnen nicht besonders behagen, denn „die Italiener, sagen sie, sind so herabgekommen, daß man, in bedacht der alten Römer wohl sprechen möcht, es wer kein Italiener in Italien“; „die Deutschen können Nichts ausrichten, als wann sie trinken und voll sind, man sieht sie viel mit einer großen Vngestümmigkeit anfahen, vnd nichts volbringen“. Sie sind zwar tapfer und mit Waffen unüberwindlich, aber verstehen nicht, den Sieg zu benutzen. Die Spanier sind fleißige Diebe, dabei aber kriegserfahren, hertzhaftig und trotzig. Unter diesen Gesprächen zertheilt Sol die Wolken und sie erblicken einen großen „Aufruhr im Teutschen land“; es ist der Reichstag zu Augsburg im Jahr 1518. Viele kommen zusammen, etliche schlemmen und prassen, andere rathschlagen von tapfern Dingen, und wieder andere pflegen der beider zugleich. Eben führt man den Päbstlichen Legaten Cajetan in Procession aus seiner Herberg, den der Pabst dahin geschickt hat, um unter dem Vorwande eines Türkenkrieges von den Deutschen Geld zu verlangen. Er hofft, daß es ihm gelingen wird, die gutmüthigen Schafe wie bisher zu scheren, aber nun sind die Deutschen auf dem besten Wege, vernünftiger zu werden und sich von den päbstlichen „Gäuchereyen“ nicht mehr täuschen zu lassen. Es würde überhaupt mit den Deutschen besser werden, heißt es weiter, wenn sie nur das Trinken lassen könnten, was freilich schwer halte, da ihre Fürsten mit bösem Beispiel vorangingen. Am ärgsten trieben es die Sachsen, die sonst gar treffliche Leute seien, ihre Städte wohl regierten, von fremder Herrschaft behütet und unüberwindliche Kriegsleute, dazu gesund, stark und geschickt, auch überhaupt ganz vernünftig seien, wie sie denn die Juristen mit großer Verachtung verjagten und nach altem Herkommen Recht sprächen, so daß an keinem Orte Jemandem weniger Gewalt oder Unrecht widerfahre. So seien auch ihre Sitten rein und keusch. Hierauf kehrt das Gespräch zu den Deutschen im Allgemeinen zurück. Zwar nennen sie den Kaiser ihren Herrn und halten ihn in Ehren, aber nicht in Furcht und sind ihm deshalb nicht sehr gehorsam, weshalb sich auch oft Zwist unter ihnen erhebt. Zwar kommen sie oft zusammen, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen, aber „ihre Gewohnheit ist, oft vil monat von einem Ding rathschlagen und nichts beschließen“. Nun werden die einzelnen Stände charakterisirt, hiebei namentlich des Adels Rohheit und Raubsucht und das Treiben der Geistlichen scharf getadelt. Jetzt erhebt Cajetan die Stimme, und verlangt kraft der ihm vom Pabst ertheilten Gewalt, daß Sol die Wolken zerstreue und besser scheine, damit es in Deutschland warm werde, wie in Italien; und als dieser ihn darob auslacht, erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Sol bittet ihn spöttisch um Gnade, der Legat nimmt es für Ernst auf und ertheilt ihm Absolution, worauf er ihm befiehlt, den Deutschen eine Pestilenz zu schicken, damit viele Pfründen erledigt werden und Rom sie verkaufen könne. Als nun Sol ihm seine Schlechtigkeit vorwirft, erzürnt der Legat und spricht den Bannfluch neuerdings über ihn aus, Sol aber gibt ihn der Verspottung der Deutschen Preis.

Gespräch büchlin her Vlrichs von Hutten das erst Feber genannt.

Vnterreder: Hutten vnd das Feber.

Hutten. GIngestu hinweg, wer mir viel lieber, wölchen dich so mügsamen gast ich doch des ersten tags hett sollen auß treyben. Hörstu nit? gee hinweg! fluchs, hebe dich. **Feber.** Es wer aber doch deiner gütygkeit gemäß, so ist auch sunst der Teütschen gebrauch nach her kummen, das, so du mich außtreybst, doch zuuor in ein ander herberg weysest. Wie wol ich dich aber mals bit, mag es gesein, das du mich (die weyl ich nit weiß, wa auß) doch diesen winter nit auß iagest. **H.** Ich sag dir erstlich, gee hinweg! Darnach, als du mich bittest der herberg halben, siehstu dort jhene pforten? daselbst hinauß gehstu recht. **F.** Lieber, so für mich doch ettwa zů einem, der nach lustigem, gůtem leben tracht, der mächtig reich sey, der pferd, vil diener, nach genger, ein groß gesind, hüpsche kleyder, lüstig gärten vnd häder habe. **H.** Zů dem ich dich füre, ist selbs hye ein gast; aber jm mangelt solcher ding nit, gebraucht sich auch der. Vnd sieh dort jhens hauß, darin helt sich der Cardinal sant Sixten mit einem grossen hoffegesind, ist von Rom herauß kummen, das er gelt von vns teütschen auffbring, darmit die Römer ein weyl zů zeren haben (ich glaub) wider den Türcken, über den sye abermals mit grossem gebreng ein hertzug fürnemmen; dann es findt gar erfaren geübt kriegßleüt vnd an das ein volck, das dir gemeynlich vnderwürffig ist. Hör mich vnd nim dir diesen für, du würdst je dort gebogen ruhen finden in einem scharlachen talar hinder vil vmbhangen. Er ysset nůr auß silber, trincket auß gold, aber so schleckhafftig, das er nit wil, das in teütschen landen leüt seyen, die des geschmacks verstandt habenn. Er verracht auch die hiygen, feldthüner vnd kramatßvögel, spricht, sye seyen den wälischen im geschmack vnd sunst gantz vngleich. So widersteht im vnser wiltpret, sagt das brot vnschmackhafft sein, vnd wann er dieses weyns trinckt, so geen im die augen über, vnd schreyt als dann: O Italia, O Italia! den gůten wälschen Curß anruffend vnd zůuorderst vmb der vrsach willen nennet er vns grob, vyesch vnd truncken leüt; sagt auch, er hab in vier Monaten sein gelust nit künnen büssen, dweyl er gůt schlecklin vnd rechtsafftige bißßlin hie nit bekummen möge. **F.** Solchs liedlin singestu einer tauben. **H.** Wie? gefelt er dir dann nit zů einem wirt? Nu, wen möchtestu doch ein grössern fürsten hye finden, gegen den man mer gebreng, verneygens vnd bückens braucht? Oder meinstu, das er des Fiebers nit würdig sey? **F.** Ja, auch des Podagrams. **H.** Nů, warumb gefelt er dir dann nit? **F.** Da ist er mager, dürr, schwanck als ein bintz, hat keinen safft hinder im, er henckt den kopff, ist etwann ein münich vnd keßiäger gewesen, yetzo ein newer Cardinal, sunst in andern dingen alt, er darff wol drey heller zů eim mal verbrassenn. Des koch ich offt ein halb vntz fleisch vom marckt heim sich tragen. **H.** Ey, du verkerest alle ding. Ich sag dir, es ist der groß geachtest, der aller erwirdigst, der von der seyten, den man nennet in latere, zů welchem man redt „Ewer heilicheit vnd gnad, ewer vätterlicheit, ewer fürstlich miltigkeit“, von dem nit zů glauben, das er nit kostlich oder wol leben solt, dweyl er doch die Teütschen nit reychlich oder zierlich gnůg achtet. **F.** Wie er für sich selbst lebe, streit ich nit. Aber wie wolt er mich wol halten, der all die seinen übel speyset und kleidet? Dann als ich iüngst vor seiner thür klopfet, vnd ein tag oder etliche herberg begerte, grayn mich der thorwart an, sagend: „Hörestu nit das gepölder?“ „Ja, ich hör es wol“, sprach ich; denn ich hört ein geklöpff, gleich als ob man etwas haben wölt. Do sprach der pfortner:

„Es hat diße gestalt: vnser gesind, das yetzů geessen hat, fordert brot.“ Sprach ich: „Wie? brot? gibt man dann so kärglich hye in speiß, das auch des brots nit gnůg dargelegt würdet?“ „Ja“, sagt er, „eben so kerglich. So seint auch kein küsselin, nach pflumfeder oder einiche weyche war hye in, außgenummen die, da sich der Cardinal selbs aufstreckt, dorinnen er seinen lust hat. Aber er ist warlich wider dich gewappent mit vermaledeyung, würt dich in bann thůn, alsbald du einen fůß her inn setzest. Er ist ein Legat Babst Leonis, vnd steet in seinem gewalt, einen, darnach er übels oder gůts verdient hette, oder wie es im gefelt, zů behalten oder zů verdammen.“ Das ließ ich mir gnůg gesagt sein, vnd im hingeen hab ich dich wol ein bessern wirt funden. **H.** So můst ich (als merck) bißher auch schmäler geessen haben, wolt ich dem anders überhaben bliben sein. Nun wolan, du solt mich (ich vorgeß dann mein selbs) füro nimer fünden bey den grossen herren also überflüssig essen. Aber die handtwercker vnd das gmein volck, halt ich, seint ouch nit für dich. **F.** Onzweiffel! dann zum teil veriagent sye mich mit hunger, zum teil vertreiben sye mich weit von jnnen mit harter arbeit. **H.** Wie, wann ich dich aber zů der fürsten oder der reichen heuser fürte, oder das ich dir auch die grossen kaüffleüt vnd die Fucker anzeygte? **F.** Ey nichts! Als ich etwann zů jn gangen bin, hab ich sye allweg mit einer schar der ärtzt vmbgeben funden, deßhalb ist bey jnen kein stadt. Für mich an ander ortt, des bit ich dich vmb aller gütthät willen. **H.** Durch was gůtthät? was sagst dů mir da für ein gedicht? Lieber, meinst du, das du dann gůtthät beweisest, bey den du herbergst? **F.** Ja, vnd dir am meysten. Ist es dir vergessen, wie ich vor acht iaren dich als lernhafft, gedultig, zame vnd gots förchtig machte, da ich viertäglich bey dir was, doch nit über sechs monat lang? **H.** Ja warlich, da du mich also hart plagtest, vnd ich dein so gar můd war, das ich anders nit schaffen mochte, da saß ich vleyssig über den bůchern. Aber ich erkenn yetz dein behelff; dann als mich bedunckt, zeügstu dich auff einen deiner beschirmer, der dich diße red gelernt hat, die du brauchest bey denen, die du nit ein genůgen hast, mit der kranckheit zů plagen, sunder speyest sie noch mit sollichen vnnd dergleichen worten, nympst dich an, als ob du einen vleissig, tugentlich vnd geschickt machest. Wann nů das war ist, das der selb dein beschirmer von dein gůtthaten schreibt, nemlich welcher vom viertäglichen Feber ein mal wider geneße, das der darnach gesünder sey, denn vor ye, warumb hast du mich denn nit auch gesunder darnach gemacht? Aber ich bin die selbigenn jar alle nach deinem abscheiden kranck gewesen, dann mit dißem, dann mit jhenem on vnderlassigen gebrechen. **F.** Das ist darumb, das mein will noch nit gewesen, dich gar zů verlassen. Dann als ich das selb mal von dir schid, was mein fürsatz, bald widerumb zů dir zů kummen. Vnd wil dir eben itzů gesagt haben, wo du mich nit in ein gůt herberg hinfůrest, bin ich entschlossen, dich noch nit zů begeben, wann du gleich seer zürnest, vnd sechs oder siben gantzer jar (lust michs anders) bey dir sein. **H.** So kan ich doch wol, wie der Cardinal vndertagen vmb dreü häller zeren vnd ein nůchters leben fůren. **F.** So kan ich dich dargegen wol schleckhafft machen vnd anreytzen, das du mancherley vnd verbotten ding begeren würdest. **H.** So wil ich dir ärtzt übern hals fůren vnd eben mit sunderm vertrawen Heinrichen Stromer. **F.** Ja wol, ärtzt! ia wol den Stromer! als ob ich dein weiß nit wüste. Du werest lieber ein gantz iar kranck, ehe du ein mal oder zwey Reubarbarum, Nißwurtz, oder sunst einer purgatz nur zwen scrupel jnschlundest; viel mer für den über mich, der ein haber korn in einem harnglaß sehe, vnd meint, der selbig krank hett ein pferde fressen. **H.** Da wil ich wol vor sein, vnd dich nüw zů andern wirten hinfüren. Vnd dweyl du gern mit schleckhafftigen zůthůn hast, so volg mir nach; wir wollen hin gehen zů den München, die mit allen dingen sanfft leben, als dann gůt anzeygung gibt, das sye veist sein vnd wolgemester heüte, leben lüstlich vnd im sauß. So wonen sye stets in den zellen vnd haben selten (das dir denn zůwider wär) zimliche leybs übung; auch sauffen sye wein, vnd essen visch vff das vnmäsigst. Sich zů, das ist eben ein recht herberg für dich. **F.** Neyn, du bringst mich mit den worten nit von dir. Dann sye hören die alten weyber zů beycht, vnd lernent vil segen, damit sye, als weit sye mich sehen, hinwegk treyben. **H.** Wiltu dann zů den Thůmhern, den der gleich auch nit mangelt, sunder überflüssig haben, allein das sye zů zeyten außreyten vnd jagen vmb übung vnd lust willen? Ich meint, er solt gantz vor dich sein, dieweyl du doch safftig vnd wolgemeste begerst, die da gantz köstlich essen, süßlich ruhenn, sanfftlich müssig gehen; da darffestu nit förchten, das sie sich vorwaren mit ärtztenyen. Dann so sye leben gar on sorg, zeygen die feygen den artzten, die du (ich weiß nit warumb) so übel forchst, bey den Fuckern, so doch gemeynlich mer kranck seyen, bey welchen die ärtzt wonen, dann die Sachsen, die on ärtzt leben. Wo du sie aber jhe förchten wilt, so nimm war: die, von den ich gesagt hab, vorachten die ärtzt; über das so ligen sye gemeynlich am rücken vnd haben ire kurtzweyl im bad vnd braßend stets, sitzen da vnder den schönen metzen offt die gantze nacht; darauß folgt, das sye böße, rohe vnd vntewige mägen überkummen. **F.** Solche, fürwar! were ein geschickt volck zům Feber, vnd ouch wol werdt, das ich ine lang beywonte. Ich förcht aber, das vil ander kranckheiten bey den selben mir vorkummen seyen bei der weiße, die sye füren. Glaubstu auch, das einer vnder denen noch nit kranck sey? den nit newlich das Podagram besessen hat, oder der stein, die wassersůcht, das gesucht, das hüfftwe, oder der nit aussetzig sey, oder mit der gelsůcht, dem fallenden siechtag, mit dem malfrantzoß, oder sunst mit den bösten geschweren behafft, als dem krebs, dem wolff, der fistel, mit der hals geschwülst, oder auß lang herbrachter füllerey vnd trunckenheit an henden vnd fůssen zittern? oder sich in der seyten klage, oder wie er sunst geplaget ist, deßhalb ich, Feber, destminder stat haben mög? Denn die yetz erzelten vnd sunst andere vnzelbarlich gebrechenn volgend auch so wol als ich der küchen nach, vnd sůchen warlich den tisch vnd den praß, haben ein freud, bey den feysten vnd schleckhafftigen zů wonen, zů der fülle vnd mancherhandt der richt vnd zum schlemm (eben wie ich auch thůn) flyessend sye hauffend weiß zů. **H.** Lieber, getraw mir darumb, sye sind noch nit alle kranck, vnd zůuorderst der Curtisan, der iüngst wider von Rom kummen, nach dem er bey einem Cardinal daselbst gelernt, weyßlich zů leben, hat er sich jetz gar mitten inn braß geworffen, vnd lebt gantz über auß frölich. **F.** Trinckt er auch weyn? **H.** Ja, er schlucket den. **F.** Würtzet er auch mit pfeffer, zymedrören, ingber vnd negelin? **H.** Gantz geüdisch. **F.** Hat er weyche bet, hüpsche tapet, pflumfedern, pflüblin, haubt küssenn vnd seyden wat? **H.** Auffs kostlichst. **F.** Isset er dann auch fisch? **H.** Ja freilich, er schluckt sye, aber nůr die besten vnd tewersten; so helt er auch vil von den felthůnern vnd Phasanen, vnd wann er eins hasen yßet, meint er, bald hübscher dauon zů werden; in bedunckt auch der winter lang sein, das die Spargen nit zeytig wöllen werden. **F.** Badet er etwann? **H.** Vber maß gern vnd offt. **F.** Ist er nit bey weylen karg? **H.** Nein, sunder auffs geüdischt reychlich. **F.** Behilfft er sich auch mit den ärtzten? **H.** Er hasset die veintlich, vnd sagt, man sölt sye des teütschen lands veriagen. **F.** Geht er auch in beltzen röcken, oder ist er sunst wol gekleydet? **H.** Ja wol, eben wie einer, dauon Martialis schreibt: „Frost, regen, schne er wünschen thut, Sechshundert schauben hatt er gůt.“ **F.** Ich förcht, das er mich nit lang leiden möge bey dem wesen. **H.** Da sich du zů, dann warumb woltestu einen bald vmbbringen, den du wol lang brauchen magst? **F.** Eben auß der vrsach, wo er mir zů vil gůtlich thätt. Aber hörstu, hat er auch spil leüt? **H.** Ja, vnnd schalcks narren dorzů. **H.** Hat er nit ouch ein schön metzlin, das vnser pfleg? **H.** Ja, warlich, ein glats, zarts vnd freündtlichs. **F.** Hat er ein grossen bauch? **H.** Er wechst im schon daher. **F.** Wann er mich aber

nit annáme, wo woltestu mich dann hinfúren? H. Dann will ich dich vmbfúren. F. So wil ich durchächten. H. So wil ich vorachten. F. So erwürg ich dich. H. So bescheyß ich dich. F. Wer? du mich? H. Ja, ich dich, verlassend mich auff hilff des hungers, zimlicher leybs úbung, nüchterkeit vnd eins harten lebens in allen dingen. F. Nůn hin, ich würdt den Curtisanen versůchen, darnoch wider nach dir dencken. H. Wie du wilt, ich wil mich auß dem staub heben.

Georg Wickram.

Unter den Prosadichtern des Zeitraums nimmt Georg Wickram eine der ersten Stellen ein, und zwar sowohl in Bezug auf die Tüchtigkeit der Darstellung, als rücksichtlich der ziemlich großen Zahl seiner Werke. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt, als daß er Stadtschreiber zu Burgheim im Elsaß war und in der Mitte des 16. Jahrh. blühte. Er war einer der thätigsten Schriftsteller seiner Zeit, und scheint mit der frühern Literatur vertraut gewesen zu sein, deren Bedeutsamkeit für die neue Entwickelung er wohl erkannte, da er, wie früher sein großer Landsmann Seb. Brant, ältere Gedichte zu erneuern suchte. Nur war er in der Wahl weit weniger glücklich, als dieser; denn während Brant eins der vortrefflichsten Gedichte des Mittelalters, den „Freidank" bearbeitete (I, 184 und 639), erneuerte Wickram den „Ovid" des Albrecht von Halberstadt (I, 296), der schon in Bezug auf den Stoff von sehr untergeordneter Wichtigkeit ist, weshalb seine Bearbeitung auch zu keiner Bedeutsamkeit gelangen konnte. Von größerer Wirkung war dagegen seine Umarbeitung von Murners „Narrenbeschwerung", deren Inhalt und Richtung noch immer als zeitgemäß erscheinen konnte. Zeigt sich in diesen Unternehmungen schon ein praktischer, auf unmittelbare Wirkung gerichteter Sinn, so tritt ein solcher in seinen selbstständigen Arbeiten noch sicherer hervor. Diese bestehen nämlich zumeist aus romantischen Erzählungen, in welchen er unverkennbar die dem Ausland entlehnten Volksbücher nachahmen wollte, die schon zu seiner Zeit zum Theil große Verbreitung gewonnen hatten. Dies ist ganz sicherlich in seinem „Goldfaden" der Fall, in welchem er die Geschichte eines armen Hirtenknaben erzählt, der durch seine vortrefflichen Eigenschaften und vom Glück begünstigt, der Schwiegersohn, und später der Nachfolger eines reichen Grafen wurde. Es ist nicht zu läugnen, daß er darin die anmuthig naive Haltung jener Volksbücher recht glücklich getroffen hat, und daß es ihm gelungen ist, die Macht der treuen Liebe mit tief gefühlter Innigkeit zu schildern. Aehnlicher Art mag die „History von dem anfang vnd außgang der beinnenden Liebe" sein, während der „Irr Reitend Bilger" durch die beliebten Reisebeschreibungen von Mandeville u. A. hervorgerufen worden zu sein scheint, und „Der junge Knaben Spiegel", den wir schon früher zu erwähnen Gelegenheit hatten (s. o. S. 137) eine ganz didaktische Richtung haben muß. Solcher Art ist auch der kleine Roman „Von Güten vnd Bösen Nachbaurn" (Straßb. 1556), welches er mit der ausdrücklichen Absicht geschrieben hat, zu zeigen, „wie sich ein junger gesel auff der Wanderschafft halten sol"; doch tritt in diesem und vermuthlich auch in den vorhergenannten Historien der didaktische Zweck keineswegs zum Nachtheil der Erzählung hervor, vielmehr hat er denselben mit vielem Geschick in den erzählten Begebenheiten zur Anschauung gebracht. Auch ist die Darstellung einfach, schlicht und nicht ohne Anmuth. Weitaus am bedeutendsten ist jedoch sein „Rollwagen von Schimpff vnd Ernst", eine Sammlung von größeren und kleineren Erzählungen, wie das Buch von Pauli. Er nannte sie „Rollwagenbüchlein", weil sie zur Unterhaltung auf dem Rollwagen (d. h. einem öffentlichen Reise- oder Postwagen) dienen sollte, „die schweren Melancolischen Gemüther damit zu ermuntern". Auch er hat, wie Pauli, ältere Schriften, sowohl deutsche als fremde benutzt, doch auch, wie jener, Manches nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt, und wir halten dies auch bei ihm für ein Verdienst, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, besonders da er uns viele ächte im Volke wurzelnde Geschichten erzählt, die in ihrer Art eben so trefflich sind, als die eigentliche Sage und das Volkslied, weil auch sie von ächt poetischem Leben und zudem von einer unverwüstlichen heiteren Laune erfüllt sind. Wickram erzählt zwar auch meistens in der gedrängten Weise Pauli's, doch finden sich auch mehrere Geschichten mit breiterer Entwickelung, wie z. B. die von dem „güten Schlemmer" (1), und es gelingt ihm dieselbe überaus gut; man bemerkt leicht, daß er sich durch seine größeren Romane dazu befähigt hatte. Wie Pauli, behandelt auch Wickram die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, und so finden sich auch manche Geschichten, welche gegen die Geistlichkeit und insbesondere gegen die katholische Kirche gerichtet sind, wobei er diese freilich schonungsloser behandelt, als jene (2).

1. Ein gůter Schlemmer dichtet ein Liedlin, damit ward sein Würt bezalet von den Fuckern.

AVff dem Reichstag zů Augspurg Anno xc geschach ein gůter schwanck von einem singer an deß Hertzoz Willhelmen von Munchen hoff. Er was ein berůmpter Musicus vnd Componist, hieß mit seinem nammen N. Grůnenwaldt. Er was ein gůter zechbrůder, nam nit vergůt, was jm an seines gnedigen Fürsten vnd Herren tisch fürtragen ward, sunder sůcht jm anderßwo gůt geselschafft, so seines gefallens vnd kopffs waren, mit jm dapffer dempfften vnd zechten; kam so weit hinein, daß alle schencken (vnd was er in barem gelt mit jm dahin bracht) in nasser war vnd gůten bißlein dahin gienge; noch můßt die maus daß getaufft werden: er macht dem Würt bey den acht gulden an die wand. In summa, es kam auff die letst dahin, das der Hertzog von München sampt andern Fürsten, Herren vnd Stetten aufbrechen wolten. Der Würt erfůr die sach, kam zů dem gůten Grienenwald, fordret sein außstendige schuld. „Lieber Würt", sagt Grienenwald, „ich bitt euch von wegen gůter vnd fräntlicher gesellschaft, so wir nun lang zůsammen gehabt, lassend die sach auff diß mal also berůwen, biß ich gen München kum, dann ich bin yetzůmal nit verfaßt. Wir haben doch nit so gar weit zůsammen; ich kans eüch all tag schicken, dann ich hab noch kleinot vnnd gält zů München, das mir die schuld für bezalen möcht." „Des gunn dir Gott!" sagt der Würt, „mir ist aber damit nit geholffen; so wend sich meine gleübiger mit worten nit bezalen lassen, nemlichen die, von denen ich Brot, Wein, Fleisch, Saltz, Schmaltz vnd ander speiß kauffen vnd bekommen můß. Es můß allwegen bargelt da sein: kumm ich auf den fischmarkt, sehen der Fischer bald, ob ich vmb bargelt oder auff borg kauffen wöll. Nimm ichs auf borg, můß ichs doppel bezalen: jr gesellen aber setzt eüch zům tisch, der Würt kan eüch nit gnůg aufftragen, wann jr gleich wol nit ein pfennig in der taschen hand. Darumb merck mich eben, weß ich auff diß mal gesinnet bin. Wilt du mich zalen, mit heil; wo nit, will ich mich den nechsten zů meines Gnedigen Fürsten vnd Her-

ren von München Secretarien verfügen: der selbig wird mir wol weg vnd steg anzeigen, da mit ich zalt werd." Dem gůten Grienenwald was der spieß an bauch gesetzt, wußt nit, wo auß oder wo an, dann der Würt. so auch mit dem Teüffel zů schůlen gangen, was jm zů scharff. Er fieng an, die aller süesten vnd glettisten wort zůgeben, so er sein tag je studiert vnd erdencken mocht, aber alles vmbsunst was. Der Würt wolt sich aber keines wegs nit schweigen lassen vnd sagt: „Ich kan nit vil vmbstend; glatt geschliffen, ist bald gewetz. Du hast tag vnd nacht wöllen voll sein; den besten Wein, so ich in meinem keller gehabt, hab ich dir müssen aufftragen: drumb darffts nur nit viel meüß. Hast du nit gält, so gib mir deinen mantel, denn so wil ich dir wol ein zeit lang borgen. Wo du aber in bestimpter zeit nit kumpst, wird ich dein mantel auff der gant verkauffen lassen: diß ist der bescheid mit einandern." „Wolan," sagt Grienenwald, „ich will der sachen bald radt finden." Er saß nider, nam sein schreibzeüg, papeir, fäder vnd dinten, vnd dichtet nachfolgends liedlin: *)

Ich stůnd auff an eim morgen, Vnd wolt gen München gon, Vnd war in grossen sorgen: Ach Gott, wer ich darnen! Meim Würt, dem was ich schuldig vil, Ich woltin gern bezalen, Doch auff ein ander zil.

„Herr Gast, ich hab vernummen, Du wöllest von hinnen schier; Ich laß dich nit weg kummen. Die zerung zal vor mir, Oder setz mir dein mantel ein, Demnach will ich gern warten Auff die bezalung dein."

Die red gieng mir zů hertzen, Betrůbt war mir mein můt; Ich dacht, da hilfft kein schertzen: Soll ich mein mantel gůt Zů Augspurg lassen auff der gant, Vnd bloß von hinnen ziehen, Ist allen singern ein schand.

„Ach Würt, nun hab gedulte Mit mir ein kleine zit, Es ist nit groß die schulde, Villeicht sich bald begeit, Das ich dich zal mit barem gelt: Darumb laß mich von hinnen, Ich zeüch nit auß der Welt."

„O gast, das geschicht mit nichten, Das ich dir borg diß mal; Dich hilfft kein außred dichten; Tag, nacht wollst du sein voll. Ich trůg dir auff den besten wein, Drumb mach dich nur nit musig, Ich wil bezalet sein."

Der Würt, der sach gantz krumme; Waß ich sang oder sagt, So gab er nichts darumme, Erst macht er mich verzagt. Kein gelt wußt ich in solcher not, Wo nit der frum Herr Fucker Mir hilfft mit seinem radt.

Herr Fucker laßt eüch erbarmen Mein klag vnd grosse peyn, Vnd kumpt zů hilff mir armen, Es will bezalet sein Mein Würt von mir auff diesen tag: Mein mantel thůt jhm gefallen, Mich hilfft kein bitt, noch klag.

Dem Würt thet bald bezalen Der Edel Fucker gůt Mein schuld gantz überalle, Das macht mir leichten můt. Ich schwang mich zů dem thor hinauß: Alde, du lausiger würte, Ich kumm dir nimm inß hauß.

Diß liedlin faßt Grienenwald bald in sein kopff, gieng an des Fuckers hof, ließ sich dem Herrn ansagen. Als er nun für jn kam, thet er sein gebürliche reuerentz, demnach sagt er: „Gnediger Herr, ich hab vernummen, das mein Gnedigster Fürst vnd Herr allhie aufbrechen vnd auff München zů ziehen will. Nun hab ich nit von hinnen kinnen scheiden, ich hab mich dann mit Eüwer Gnaden abgeletzet. Habe deren zů lieb ein news Liedlin gedicht; so eüwer gnad das begert zůhören, wolts ich deren zůr letze singen. Der gůt Herr, so dann von art ein demůtiger Herr was, sagt: „Mein Grienenwald, ich wils gern hören; wo sind deine mitsinger, so dir behilfflich sein werden? laß sy kommen." „Nein, Gnediger Herr," sagt er, „ich můß allein singen, dann mir hierinn weder Baß noch Diskant helffen." „So sing her!" sagt der Fucker. Der gůt Grienenwald hůb an vnd sang sein lied mit gantz frölicher stimm herauß. Der gůt Herr verstůnd sein kranckheit bald, meinet aber nit, das der sach so gar wer, wie er in seinem singen zůuerston geben hatt, darumb schickt er eylends nach dem Würt. Als er nun die warheit erfůr, bezalt er dem Würt die schuld, errettet dem Grienenwald seinen Mantel, vnd schanckt jm ein gůte zerung darzů; die nam er mitt danck an, zoge demnach sein straß. Disen Grienenwald kam sein kunst auff diß mal gar wol, sonst hett er sein Mantel hinder jm lassen müssen vnd nackend auß Augspurg gezogen sein. Darumb kunst nimmer zůuerachten ist.

*) S. o. S. 49.

2. Ein einfältig Weyb beychtet, wie sie inn der Fasten fleisch het gegessen.

ES ist an vielen enden noch der gebrauch, das man inn der Fasten das Gemeine Volck zů der Beicht vermanet, nämlich in der Karwochen; so ist man denn ein wenig Geystlich. Wann nun die Ostern hinweg seind, so ist der Geist auch hinweg, denn so jagen wir den Judas vber den zawn vnd gehen alle Kirchweyhen an, so můß sich Zacheus leyden, gleich wie Judas in der finstern Metten; mit dem vnd vber den schreyt, singet vnd boldert man, wenig aber wirdt das leiden Christi bedacht. Also prediget man vom Zacheo auff allen Kirchweyhen, nyemandt aber volget jhm in den wercken nach. Zacheus steygt auff den Feigenbaum, damit er den Herren sehen möcht: Vnnd als er von jhm herab ward gefordert, verließ er allen wollust diser welt vnd folgt dem Herren nach. Wir aber seind yetzund eines andern gesinnet, denn sobald ich vnd ander mehr das Euangelium vom Zacheo haben hören verkünden, verlassen wir den Herren vnd sein Wort, lauffen den nächsten weg auß der Kirchen dem schrann zu. Also geht es auch mit der Beicht. Eyn yeder meint, wenn er nur den Leuten die augen erfüllen mag, hab er jm schon gnůg gethan. Also gieng es auch mit diser guten Frawen, die kam für den Beichtvatter, erzelte jre Sünd gantz einfältigklich. Zuletst, als sie nicht mehr wußt, fieng er an zu fragen, aber gantz vnnohtwendige fragen. Vnder anderen fragen war diß eine. Ob sie auch in der Fasten ayer vnnd fleisch gessen hett. Sie sagt; „Ja Herr, aber nit die ganzen Fasten." Der Beichtiger sagt: „Liebe Fraw, jr habt große vnd schwere sünd begangen, jr habt dann sollichs von vnserm heiligen Vatter, dem Bapst erkaufft." „Ach!" sagt sie, „lieber mein Herr, ich hab nie gewißt, daß der hailig Vatter auch ayer vnd flaisch fail hat, sonst wolt ich jm mein Gelt eh vnd lieber gegönt haben, dann vnsern Metzgern; sie lassen mich allmal so lang an der Metzig stehn, es solt eins das fleisch nit geschenkt nemen." Diß war gleich ein antwort, wie sie gefragt ward; warzu aber sollichs beichten dienet, laß ich ein andern, der die sach baß versteht, dann ich, außecken.

Johannes Fischart.

So bedeutend Johannes Fischart in seinen gereimten Dichtungen ist, so werden diese durch seine prosaischen Schriften noch überboten, ganz besonders aber durch die hieher gehörigen Prosadichtungen, unter welchen wir nicht bloß den Roman „Gargantua", sondern, wie billig, auch die rein humoristischen oder satyrischen Schriften begreifen, wie „der Praktik Großmutter" und das „Podagrammisch Trostbüchlein", weil diese ja nicht weniger Erzeugnisse der schaffenden Phantasie sind, als die rein erzählenden Dichtungen, während der „Bienenkorb" besser bei der didaktischen Prosa zu besprechen ist, da in demselben der scharf zergliedernde Verstand vorherrscht. Doch sind die nachfolgenden Bemerkungen über Fischarts prosaische Darstellung im Allgemeinen auch auf seine rein didaktischen Schriften anzuwenden.

Sein prosaischer Styl ist das vollkommenste Abbild seines großartigen und beweglichen Geistes; er gebot mit eben so vollendeter Herrschaft über die Sprache, als über den unermeßlichen Stoff, den er in seinen Schriften behandelt und den er auch dann noch vollkommen beherrscht, wenn er nur leise

darauf anzudeuten scheint. Wir haben schon oben (S. 88 f.) erwähnt, daß ihm die neuhochdeutsche Sprache in ihrem vollsten Umfang zu Gebote stand, und daß er zudem eine seltene Kenntniß der Mundarten besaß; seinem reichen Geiste war aber dieser unerschöpfliche Schatz noch nicht hinreichend, er bildete sich zu diesem noch eine beinahe zahllose Menge von neuen Wörtern, um die eigenthümlichen Begriffe, Anschauungen und Verhältnisse zu bezeichnen, die er in jedem Augenblicke schuf, und die von seiner stets geschäftigen und mit Glück gestaltenden Phantasie zeugte. Diese Wortbildungen sind daher keineswegs willkürlich, wie man dergleichen etwa bei neuern Schriftstellern antrifft, sondern sie erscheinen stets als der angemessenste und anschaulichste Ausdruck dessen, was sie darstellen sollen; auch beschränkte sich Fischart nicht, wie man lange Zeit wähnte, auf solche Bildungen, welche, selbst komisch, die komische Wirkung erhöhen; er ist eben so reich in neuen Wörtern, welche ernste Verhältnisse in ernster und würdiger Weise darstellen, und er hat in dieser Beziehung ohne allen Vorgang, durch die in ihm liegende Schöpfungskraft die Meisterschaft erreicht, die wir dritthalb Jahrhundert später an Rückert bewundern, welcher jedoch schon deswegen weit hinter Fischart zurückbleibt, weil seine Wortbildungen ein fremdartiges Gepräge haben, wie er sie denn in der That nach indischen Vorbildern schuf, während Fischarts Wörter in Begriff und Form ächt deutsch sind*). Dieser unerschöpfliche Reichthum an glücklichen Wortbildungen, von dem jede Seite seiner prosaischen Schriften Zeugniß gibt, ist jedoch keineswegs die allein hervorragende Seite seiner Darstellung; auch der Periodenbau ist meisterhaft und entspricht stets den dargestellten Gedanken, und zugleich von einer Kraft des Wohllauts, die wir außer ihm nur noch bei Luther wieder finden. Fischart besitzt eine Menge ihm allein eigenthümlicher Mittel, die Darstellung zu beleben; wir können hier nur auf eins oder zwei aufmerksam machen. Eine seiner Lieblingswendungen besteht darin, daß er Wörter in umgekehrter Zusammenstellung wiederholt **), wodurch der Begriff kräftig hervorgehoben wird und der Ausdruck ungemein an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewinnt; eine andere, die von eben so großer oder noch größerer Wirkung ist, besteht darin, daß er die langen Perioden aus kurzen Sätzen bildet, deren Endwörter in kräftiger Weise reimen, eine Darstellungsform, die in neuerer Zeit durch Rückerts Uebersetzung der Makamen bekannt geworden ist, welche aber bei Fischart schon deswegen von weit kräftigerer Wirkung ist, weil sie sich nur von Zeit zu Zeit wiederholt, und nur in denjenigen Stellen eintritt, auf welche er bedeutendes Gewicht legen will, daher er auch dergleichen Schlagreime am liebsten an das Ende der Perioden verlegt.

Wie der Styl, so ist auch der innere Gang der Darstellung, kräftig, lebendig, dabei scheinbar willkürlich und ins Ungeheuere abirrend. Es ist, als ob die ungezügeltste Phantasie ihn bei jedem Schritt wirbelnd aus der Bahn fortrisse, die er zu betreten beginnt. Jedes Wort, das er sagt, erweckt in ihm zugleich eine Menge von neuen Begriffen und Anschauungen, die oft nur sehr entfernt mit dem eigentlichen Gegenstande der Rede in Beziehung stehen; wenn er nun diese niederschreibt, so bringen auch diese wieder die nämliche Wirkung in ihm hervor. Aber wenn wir glauben, daß er sich in den seltsamsten Sprüngen unwiederbringlich verloren hat, so lenkt er nicht nur wieder ein, es wird uns zugleich auch klar, daß jene Abschweifungen nichts weniger als willkürlich waren, daß er vielmehr mit denselben eine Reihe von Bildern geschaffen hat, die in ihrem Zusammenhang dem ursprünglichen Gegenstand seiner Darstellung die lebendigste Färbung geben, oder die darauf abzielen, die Idee, welche zu Grunde liegt, nach ihren mannigfaltigsten Verhältnissen zur Anschauung zu bringen. Und wenn auf diesem Wege freilich eine künstlerische Gestaltung unmöglich ist, welche ja zunächst in der schönen Mäßigung beruht, so entschädigt uns der Dichter durch die unzählige Menge von schönen, eben so tüchtig gedachten, als unübertrefflich dargestellten Einzelheiten aus dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften, aus der Geschichte und Sage, aus der Literatur und dem ganzen Umfange des Volkslebens, wodurch seine Darstellungen einen eigenthümlichen Reiz gewinnen, abgesehen davon, daß sie eine unerschöpfliche Fundgrube für Literatur- und Sittengeschichte sind, die leider noch kaum benutzt worden ist.

Unter den Prosadichtungen **Fischarts** nimmt die „**Geschichtsklitterung**“ die erste Stelle ein*); sie ist, wie der Titel besagt, eine Uebersetzung oder vielmehr eine durchaus selbstständige Bearbeitung des „Gargantua“ von Rabelais, dessen Idee er nicht nur auf das Vollständigste erfaßt, sondern auch weit tüchtiger entwickelt hat, wie er ihn auch an lebendigem Witz, schalkhafter Laune und muthwilliger Behandlung der Sprache weit überbot. Rabelais stellt in seinem „Gargantua“ die Rohheit dar, welche sich zu seiner Zeit des ganzen Lebens, namentlich aber der höheren Stände bemächtigt hatte; doch gibt er uns nur einzelne Umrisse, und läßt uns

---

*) Man vergleiche z. B. folgende Wortbildung Rückerts: „würfelwüthig, kummerweherschüttert, gliederzartwuchsrichtig, gewölbtaugenbrauenbogig“, mit den nachstehenden von Fischart: „külsinnig, troststimmig, armfähig, Brüstlindig, anbiegig, haberlachend u. s. w.

**) z. B. „In standhafftiger trewlichkeit Vnd trewlicher standhafftigkeit“ (Ordenliche Beschreibung); „Verwirrte vngestalt und vngestalte verwirrung“ (Geschichtsklitterung).

*) Wir geben den vollständigen Titel, weil sich schon in diesem die muthwillige Schalkheit ausspricht, die seine satyrischen Schriften in so reicher Fülle durchzieht. „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten vnd Rhaten der vor (kurtzen) langen vnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua vnd (deß **Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigen Fürsten**) Pantagruel (von **Durstwelten**), Königen in Vtopien, (**Jederwelt Nullatenenenten**) vnd Nienenreich, (Soldan der Neuen Kannarien, **Fäumlappen**, Dipsoder, **Dürstling** vnd OudissenInseln; auch Großfürsten im **Finsterstall** vnd NubelNibelNebelland, Erbvögt auff Nichilburg vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Nirgendheym). Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen, Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefährlich oben hin, wie man den Grindigen laußt, (in vnser Mutter Lallen vber oder drunder) gesetzt. (Auch zů disen Truck wider auff den Amboß gebracht, vnd dermassen **mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnus deutungen** verposselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn das Eisen Nist dran mangelt). Durch Huldrich Elloposcleron. Si laxes erepit: Si premas erumpit. Zu Luck entkriechts: Ein Trucks entziechts. (Im Fischen Gilts Mischen. Gedruckt zu Grensing im Gänsserich.) 1590.

Die eingeschlossenen Stellen sind Zusätze der neuen Ausgabe, die sich in der ersten von 1575 nicht finden; die Wörter mit gesperrter Schrift fehlen noch in der Ausgabe von 1582.

an vielen Stellen seine Absicht nur ahnen, während Fischart aus der Skizze seines Vorgängers ein vollkommen ausgearbeitetes Gemälde bildete. Daß dies seine Absicht war, wird durch die Vergleichung der ersten Ausgabe mit den folgenden unzweifelhaft; denn obgleich jene schon den Rabelais bedeutend erweitert, so ist dies bei den nachfolgenden doch noch weit mehr der Fall, und diese spätern Zusätze Fischarts sind keineswegs willkürlich oder bloße Aeußerungen satyrischen Muthwillens, sondern es liegt ihnen unverkennbar die Absicht zum Grunde, durch neue Züge das Gemälde zu vollenden, das er von den verschiedenen Lebensrichtungen und Verhältnissen entwirft. Daher ist ihm auch die Geschichte seiner Helden in der That nur Nebensache, er bedient sich derselben nur, um daran seine allseitigen Beobachtungen und Sittenschilderungen anknüpfen zu können. Auch ist dieselbe sehr einfach. Er beginnt mit der Erzählung von der Herkunft seines Helden, schildert uns sodann das Leben an dem Hofe Grandgoschiers, worin wir die rohen Sitten der Höfe des 16. Jahrh. leicht wieder erkennen, bei denen es, wie Hans von Schweinichen in seiner Lebensbeschreibung sagt, „immer an ein Fressen und Saufen ging". Grandgoschier entschließt sich zu heirathen; sein Weib Gurgelmilte gebiert nach eilf Monaten einen Sohn durch das Ohr, wobei Fischart nicht verfehlt, sich über die wunderbaren Geburten, die in den Göttersagen und Romanen berichtet werden, lustig zu machen, wie er schon im ersten Capitel die damals für historisch gehaltenen Erzählungen von der uralten Abstammung der Völker und Fürsten verspottet. Während Gurgelmilte in Kindesnöthen liegt, hat Grandgoschier ein großes Saufgelag veranstaltet, um die Geburt würdig zu feiern. Dasselbe ist mit vollendeter Meisterschaft geschildert, indem es nach und nach die abwechselnden und sich doch immer gleich bleibenden Situationen einer lärmenden Trinkgesellschaft vorführt, die, von leichtsinnigem Uebermuthe und vom feurigen Wein erfüllt, von Gespräch zu Gesang übergeht, in den tobendsten Jubel verfällt, bis allmählich die Kraft zu sprechen, zu singen und zu schreien versiegt. Schon der Anfang (1), den wir mitgetheilt haben (denn das Ganze zu geben, verbot der Raum, so gern wir es auch namentlich wegen des darin enthaltenen Liederreichthums gethan hätten), zeigt uns, mit welcher Sicherheit er den tobenden Wirrwarr eines solchen Saufgelags zu fassen versteht, daß wir, wenn uns auch der Kopf darob zu wirbeln beginnt, dennoch den Faden der fortschreitenden Entwickelung nicht verlieren. Das Fest wird durch die Nachricht von der Geburt des Prinzen unterbrochen: derselbe hatte, sobald er das Licht der Welt erblickt, nach Trank gerufen, daher ihm auch ein diesem bedeutungsvollen Umstande entsprechender Name gegeben wird. Bei dieser Gelegenheit ergeht sich Fischart in eben so trefflichen, als mit satyrischer Kraft ausgeführten Bemerkungen über die Namen, und macht insbesondere die Gelehrten lächerlich, welche die ihrigen latinisirten, als ob sie dadurch gescheidter würden (2). So sind auch in den folgenden Capiteln die Abschweifungen weitaus das Wichtigste, mag er die damalige Tracht oder die geschmacklosen Wappenreime und dergl. verspotten. Gorgellantua oder Gargantua wächst nach Sitte der Zeit in aller Rohheit auf; erst später gibt ihm der Vater einen Lehrer, in welchem der Dichter den Pedantismus der Gelehrten seiner Zeit mit allem ihm zu Gebote stehenden Witz verspottet. Der gesunde Menschenverstand des Königs zeigt ihm bald, wie verfehlt diese Erziehung sei; er gibt ihm daher einen andern Lehrer von praktischem Sinn, mit welchem er die Universität Paris bezieht. Daselbst ergibt sich Gargantua zuerst dem wilden Treiben des ungezügelten Studentenlebens; doch weiß ihn der Lehrer bald auf bessern Weg zu leiten; Gargantua ist willig, und nun zeigt der Dichter, wie durch vernünftiges Betreiben der Wissenschaften und gute Anwendung der Zeit Großes und Umfassendes erreicht, die Gelehrsamkeit mit praktischem Sinn erfaßt und mit dem Leben versöhnt werden könne, so daß sie auf dasselbe heilsamen Einfluß ausübe. Den Schluß des Ganzen bildet die Erzählung eines Kriegs, welchen Gargantua siegreich beendigt; in demselben tritt eine neue Hauptgestalt auf, der Mönch Jan Oncapaunt, den er mit dem Mönch Ilsan der Sage zusammenstellt (I, 548), in welchem er die Rohheit der Geistlichen verspottet, und die Unwissenheit, so wie das unzüchtige Leben der Mönche geißelt, wie er schon früher in dem Briefe Grandgusiers an Gargantua und in der Rede über die Glocke den erbärmlichen Styl der Gelehrten und Kanzleien unübertrefflich verspottet hatte.

Die „Geschichtsklitterung" ist schon deswegen das bedeutendste Werk Fischarts, weil er in ihr, mehr als in jeder andern Schrift, sein ganzes Wesen niedergelegt und das Leben in seiner mannigfaltigsten Erscheinung dargestellt hat. Aber auch die übrigen hiehergehörigen Werke sind bedeutend, wenn sie auch in ihrer Anlage und in ihrer Absicht beschränkter sind. „Aller Practick Großmutter", welche, wie der Gargantua, nach einem Vorbilde des Rabelais bearbeitet, aber in der späteren Ausgabe eben so selbstständig erweitert ist, wie jener, will zunächst die Kalendermacher mit ihren Prophezeihungen und Sterndeutereien lächerlich machen, welche im 16. Jahrh. ihr Unwesen auf das Unverschämteste trieben. Es gelingt ihm dies auch in trefflicher Weise, indem er ihrem Unsinn ähnlichen, aber in komischer Uebertreibung entgegensetzt und eben dadurch jenen mit Erfolg bekämpft. Es läßt sich schon aus den mitgetheilten Abschnitten erkennen (3), wie muthwillig und schalkhaft er dabei verfährt; es spricht sich in jedem Wort der reinste, heiterste Volkshumor aus, der bei aller Gutmüthigkeit doch scharf und sicher trifft.

Der „Catalogus", den wir leider nicht kennen, ist gegen die pedantische Gelehrsamkeit seiner Zeit gerichtet, welche die abgeschmacktesten und nutzlosesten Fragen mit allem Ernst behandelte und sich schon durch die unsinnigen Büchertitel kund gab, die sie mit Vorliebe wählte und die Fischart auch durch die seinigen offenbar lächerlich zu machen suchte.

In allen diesen Schriften überläßt sich Fischart ganz den Eingebungen seiner Laune; bei allem sittlichen Ernst, der ihnen zu Grunde liegt, ist er im Einzelnen überaus muthwillig und, wenn man will, rücksichtslos; es ist ihm kein Ausdruck zu derb, wenn er den Gedanken nur lebhaft und anschaulich bezeichnet, den er darstellen will. Aber wenn ihm auch schmutzige Wörter aller Art dabei in den Mund kommen, man gelangt bald zur Ueberzeugung, daß es nicht die Lust am Schmutz ist, welche ihm diese Ausdrücke eingibt, sondern daß sie vielmehr ein Ergebniß seines kernhaften Wesens sind, welches in ächt

volksmäßiger Weise die Dinge einfach bei ihrem Namen nennt, ohne sich lange zu bemühen, dieselben mit dem Schein von Anstand zu verhüllen. In dem „Podagrammischen Trostbüchlein“ hat er aber auch diese Derbheit vollständig vermieden, nicht als ob ihm der Stoff keine Gelegenheit dazu geboten hätte, sondern weil er überhaupt einen ganz andern Standpunkt der Satyre einnahm, als in den übrigen Werken. Es ist das Trostbüchlein nämlich eine Erweiterung zweier lateinischer Schriften über das Podagra, von denen die eine, von Carrarius, den Ursprung, und die zweite, von Wilibald Pirckheimer, das Lob desselben darstellt. Wie schon diese Vorbilder, so ergeht sich auch Fischart in seiner Erweiterung in gutmüthigem Spotte über die „Pfotengrammischen Personen oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpfer“, denen er von den Vorzügen und Trefflichkeiten der „gliederkrämpfigen Fußkitzlerin“ erzählt, um ihnen Trost zu bringen, wenn die Arznei nicht mehr zu helfen vermag. Sie sollten, heißt es, stolz auf ihre Krankheit sein, denn das „Fräulein Pfotenkrampf sei göttlichen Ursprungs, Bacchus sei ihr Vater, Venus ihre Mutter; dieses „federlinde Töchterlin“ sei in allem Ueberfluß erzogen worden, und habe eine gar vornehme Hofhaltung. Außer ihren zwei Säugammen Methe von Trunckenhaid und Accatia von Unmässingen habe sie noch „vil andere Edelgeachte ketschjungfrawen, wie Polyphagia von Fraßhausen und Schleckspitzen, die mit ihren auffgeplasenen pfeifferbacken vnd dem faisten grossen wanst, wie das Ungarisch Viech daher äntenmässig wackelt vnd grattelt; desgleichen die vertrüssig laidselig Frau Misoponia, genant Arbeitscheu von Faulgänglingen, die plinzelend Jungfraw Philypnia oder Schlafhulda vom Federhaufen, Woluptas oder Zartlib von Vollusthausen und zudem noch ein grosser Troß von Epicurern, Winholden, Schwinharten, Fastnachtmummern, Satiris, Bockenreutern, Spatzengailen, Merzenrammlern, Vollenbeschaid, Näglinklopfern, Störzdenbechern rc.“, die Lehen von ihr tragen, mit welchem Hofstaat sie den größten Theil der Menschen in ihre Gewalt bringt, denn sie erstreckt ihre Herrschaft über alle Welt. Aber sie sorgt auch gut für ihre Unterthanen, welche auf das Vortrefflichste gepflegt werden, weshalb sie lieber bei Reichen und Vornehmen, als bei Armen einkehrt, die sie der Sant Armut und den Spinnen überläßt (eine Anspielung auf die bekannte Fabel von der Spinne und dem Podagra, welche bei Boner als Fieber und Floh erscheinen I, 225), wie denn die berühmtesten Helden der Vorzeit, Priamus, Ulysses, Bellerophon, Philoctet und selbst Achilleus der „Glidkempferin“ gehuldigt haben, „wie solches selbst der Poet Homerus andeitet, aber sehr läz außleget, als ob er aus vnmut seiner beraubten Bulschaft Priseide die Cyther genommen habe: Nain, nain, es war ein ander Prisach Elßlin, welchs jhm kain Agamemnon noch Hector kont entzücken; demselbigen spilt vnd sang er oft zu lib ein Lidlin von den Helden, die auch dise Glidhuldin gönstig gefület hetten“. In demselben heiteren Tone wird nun der große Nutzen der „hochgebornen Frawen Adelhait von Fusach“ aus einander gesetzt und man muß bekennen, daß die Schrift, wenn sie auch den Kranken nicht zu heilen vermag, ihm doch manches Lächeln unwillkürlich entlocken wird.

1. Aus der „Geschichtklitterung“.*)

1. Anfang des Achten Capitels „Das Truncken Gespräch, oder die gesprächig Trunckenzech, ja die Truncken Litanei, vnd der Säuffer vnd guten Schlucker Pfingstag, mit jhrer vnfeurigen, doch dürstigen Weingengen Zungenlös, schönem gefräß vnd gethös.

AVff solche wolerschnauffte vnd errammelte abdauung entschlossen sie sich eben auff derselben kampffmartischen Walstatt auch die abendzech zu vollbringen. Da het einer wunder gesehen, wie da die Gleser, Becher vnd allerley Trinckgeschirr umbgiengen, wie man allda die Kandel übet; da schar man den Schuncken, da zog man den Käß producten, dem Ferlin die Hartzhaub ab, da griff man den Haspen auf die hauben, da stachen sie einander die Pocal auff die Prust, da flogen die mühele, da stibeten die Römercken, da raumt man die dickelbächer, da soffen je zwen vnd zwen auß doppleten, die man von ein ander bricht, ja sie soffen auß gestiffleten Krügen, da stürtzt man die Pott, da schwang man den Gutruff, da trähet man den Angster, da riß vnd schält man den Wein auß Potten, auß Pinten, auß Kelchen, Napffen, Gonen, Kellen, Hofbechern, Tassen, Trinckschalen, Pfaffenmasen, Stauffen von Hohenstauffen, Kitten, Kälten, Kannten, Köpffen, Knartgen, Schlauchen, Pipen, Nussen, Fiolen, Lampeten, Kufen, Nüsseln, Seydeln, Külkessen, Mälterlin, *Pleisäcken, Peuscheln, Straßmeiern, Muscasnussen, Mörkrebsschalen, Stübichen, Melckgelten, Spitzmasen*, Zölcken, Kannen, Schnaulzenmas, *Schoppenkännlein*, Stotzen. Da klangen die Gläser, da funckelten die Krausen. Holla, schenck ein, Wirts knecht! gib! reych! hol! lang! biet! zeig! weiß! stürtzs vmb! streichs! klopffs nägelin! machts voll, so werden wir voll, nach dem Streichholtz! Den Willkomm her! Auff kundtschafft! auff du! Latz vnd Nestel abschneiden! Den dran! den drauff! den darbei, so sind der guten drei! Korn vmb Saltz, nichts vmbsonst! Also gefelst mir, hau mir das glaß dapffer zu! Hör, Weinschenck, pring mir den Roten, pleich sehen die Todten! Mir ein frisch Glaßschwitzigen, daruon das Glaß wie Catharinaberg öl weint. Also kan man ein anstand mit dem durst treffen.

Ha, der Ritten! *rufften die andern auß eim andern thon*, wann gehst du, *Klingelflasch*? werst gut, nach dem Todt zuschicken. Was Todt? töd du den Durst, der ist mein gröster Feind. Auff mein Fidelbogen, Geuatterin, wir wöllen die runtzeln recht *einander* abweschen, *vnd solten sie nur auß dem gesicht in Arß schlagen*. Der gilt von jretwegen, den gesegene sie dir von meinet wegen. Warlich, Bäslin, es hat euch ein frost angestossen; secht für euch, jhr habt ein loch für euch. Ey, Sanct Veltin von Rufach, laßt vns vom trincken parliren. Kan keiner kein Liedlin? Holla, Fritz, du singst vns diß vnd sonst noch mehr, „vom Buchsbaum vnd vom Felbinger“. Nein, nein! ein anders! „Es geht gen diesen Summer“; „Oho, laß einher gahn, diri diri dein, laß einher gahn! Pum, Pimperlin, Pump.“ Hoscha so, sind wir alle do! Nun singt, das keiner trincke, nun trinckt, das keiner singe! Ich trinck nicht, dann nach meinen horis, vren vnd Paternostern, wie des Papstes Maulesel: zur vesper reut man ja zur tränck. Ich trinck nicht, dann in mein Breuiari, wie ein guter Gardian Vatter; aber das Longiari wert inn hohen, *gegläßten*, geknöpfften roßzageln vil lenger. — Herr Prior, welchs war am ersten, durst oder tranck? Durst; dann warumb wolt man sonst gessen haben? Durst kommet von dürr vnd dürresten. Non, Non *Schwester*, tranck; dann priuatio supponit habitum: wa man gelescht hat, da muß es geprant haben. Ich bin ein Cleric vnd Jan von Löwen, *ich bin ein Magister von des Mathesij drei Magis von Cöln*, Fœcundi calices quem non fecere disertum? Das

*) Nach der letzten ächten Ausgabe von 1590; die zwischen zwei * eingeschlossenen Stellen kommen meistens schon in der Ausg. von 1582 vor, finden sich aber noch nicht in der ersten von 1575.

müßt ein vngeschlachter Wein sein, der eim nicht giset Latein ein. Wir zu vnserer vnschuldigen zeit Trincken nur zu vil on Durst; vnd billich: Wir trincken für den zukünfftigen. Kaufft inn der Noht (*sagen die betrengten Quacksalber*), so habt jrs im tod! Ich bin kein Sünder on durst; ich trinck ewiglich: Trincken ist mein Ewigkeit, vnd Ewigkeit ist mein trincken. Freß ich mich arm vnd sauff mich zu tod, so hab ich gewiß gewalt vber den Tod. Laßt vns singen, sauffen ein gesetzlin, trincken ein mutet, daß dieser Schnarckgarkus darzu geht.

Nun piß mir recht wolkommen,
Du Edler Rebensafft!
Ich hab gar wol vernommen,
Du pringst mir süsse krafft;
Laßt mir mein gmüt nicht sincken,
Vnd sterckst das hertze mein:
Drumb wöllen wir dich trincken,
Vnd alle frölich sein.

Man sagt wol, inn dem Meyen,
Da sind die Prünlein gsund:
Ich glaubs nicht bei mein trewen,
Es schwenckt eim nur den Mund,
Vnnd thut im Magen schweben,
Drumb will mirs auch nicht ein:
Ich lob die Edlen Reben,
Die pringen vns gut Wein.

Hoichta! Iu, Iu! den Gatter zu, das außflieg kein Ku! Laßt vns wieder eingiesen, eintonnen, einträchtern, einsurffeln! Wa ist mein Trächter? mein Seygertuch? Ich trinck nicht, dann durch Procuration: *man muß mir jn einreden vnnd einschmeicheln: ist besser, als gieß man mirs ein. Es hat mir jn nie keine hineingewisen*. Ich trinck nicht nach dem stundglaß, wie ein Prediger auff der Cantzel, ders offt schüttelt*, Ich nicht durch die Sipp; aber durch den Bart seygern, das ist das best: so hat einer ein Nachzechlin. Doch beiß nicht vor girigkeit der Speiß, wie der dänisch Starckhalter ein stück vom Knebelbart. Netzt jhr, daß jhrs trocknen, oder trocknet jhr, daß jrs netzt? Ach Gevatter, ich verstand diese Redtorich nicht (*Theoric solt ich sagen*), aber mit der Practic behelff ich mich ein wenig, vnd wie aller Practic Großmutter schreibt, mit der Glasprechsi *vnd einlaßbrüchy.* Es sind Blindstrick: Ich netz, ich feucht, ich trinck, vnd alles auß forcht zusterben. Trinck ich nicht, so verdörr ich; was helff ich aber den dörren Sommer? der dörr Sommer möcht wol mir helffen. Secht hin, bin ich nicht Todt? Mein Seel wird sich noch *vor forcht des bösen Herbsts* in ein Froschmalter verkriechen, *wie die Weißheutdürstigen Pythagoristen*. Im trocknen wohnet nimmer kein Seel, wiewol man sagt: **Anima sicca sapientissima**, ein Seel, die im trockenen sitzt, hat witz. Aber vmuersio simplex vermag: **Anima sapientissima sicciossima**, die klug Seel muß verdorren, erdursten, erseugern, verschmachten, außmergeln; dann hitz macht witz vnd witz macht hitz, fürnemlich wann man inn Hundstagen Stuben vnd Kammer vber einander auffsetzt. Darumb, das mir der Narr nicht erfrier, sauff ich mir mit disem Pocal ein Beltz: *die hitzig Natur ist die best; dann die Pferd, die sich im Sand vmbwaltzen vnd wie die geylen Hennen bestauben, die sind besser, als die sich im Wasser niderlegen. Merkts, jr Sattelvernagelte Hofleut! Scaliger schreibts: ich glaubs.* Ach, jhr lieben Keller, die jr auß fäßlicher vollmacht * vnd vollmächtiger fäßlichkeit* newe formen schaffet, vnd die Naturen ändert, macht mich auß eim nicht trinckenden trincken, auß eim vntrunckenen truncken. Bub, lang her! ich insinuir dir mein nomination inn dein Hertz. Verstehst diß Dintenteutsch? Ich geb mich dar für ein Appellanten vom durst, wie von den mißpräuchen. Jung, releuier mir mein apffelatz inn ein rechte form. Butz diß Glaß, feg jens Suppenkar. Was sollen die Laßköpflin, *die Fingerhüt*, die Schrepffhörnlin, die Plackhörner? *Was sollen die Geschirr, die man endweder mit der Zungen oder Nasen anstoßt? Es sind Weinkisergläßlein.* Ein Glaß her, wie mein Latz! *Ey nicht so letz, wie mein Schedel!* Ich muß bei S. Küris leiden dise Leberwürst vnd Kutteldärm abschwemmen, sie werden sonst den Fürtzen vnd Koppen oben vnd vnden den paß verstoppen. Lang her, für tausend Teuffel! lang her! sichst nicht, wie ich mich worg? Die Kuttelfleck verursachen ein vnjärliche besprengung *vnd besprengwädelung.* Ich muß kurtzumb die Ochssendärm außfegen, die ich diesen Morgen hab angezogen. Dück dich, Seel, es kommt ein Platzregen; den wird dir das Höllisch Fewr wol legen. Mir zu! ich bin ein Birstenbinder. Was? hab ich ein tode Sau geschunden, daß mir keiner kein bringt? Ich hab ein Igel im Bauch, der muß geschwummen haben. *Sih da, der Wirt, der ist der best, wird vil völler, dann die Gäst. Ey, seit getrost, lieber Wirt!*

Den liebsten Bulen, den ich hab,
Der ligt beim Wirt im Keller;
Er hat ein höltzins Röcklin an,
Vnd heißt der Muscatteller.
Er hat mich nechten truncken gemacht,
Vnnd frölich diesen tag vollbracht,
Drumb geb ich jm ein gute Nacht.

Von diesem Bulen, den ich mein,
Will ich dir bald eins bringen;
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lustig zusingen,
Frischt mir das Blut, gibt freien mut,
Als durch sein krafft vnnd eygenschafft:
Nun grüß ich dich, mein Rebensafft!

Hau! wie stimmt sich der Wein so wol! Es wer schad, daß dich der tropff schlüg, du magst noch wol ziehen. — Nun weiter im text! Bub, wends platt vmb, Tabernaculum: der Wein macht noch keinen stum. *Hie sitz ich besser, dann zu Speir im Stock.*

Guts muts wöllen wir sein,
Trotz, der vns das wehre!
Es müst ein rechter Baur sein,
Der vns so ernehre.
Ich bitt euch drumb,
Trinckt flugs herumb,
Vnd macht es auß,
So wird ein frölich Bruder drauß:
Trincks gar auß, trincks gar auß,
So wird ein voller Bruder drauß.

Totum ex, fit ex perfex. *Hei, gemach fährt man den Berg auff! Ich muß den Hafen vor schwencken, so wird sich die stimm fein lencken vnd rencken.*

Nun wolauff, jr Ordens Brüder,
Ein Liedlin sing ein jeder,
So gehts Glaß auff vnd nider,
So kommets an mich wider.

Holla, holla! wi dolla! stilla! stilla! man pringt jn *auff der Mistbärn.*

Wer hie mit mir will frölich sein,
Das Glaß will ich jm pringen;
Wer trincken will den guten Wein,
Der muß auch mit mir singen:
So trincken wir alle
Diesen Wein mit schalle.

Dieser Wein vor alle Wein
Ist aller Wein ein Fürsten:
Trinck, mein liebes Brüderlein,
So wird dich nimmer dürsten!

Trincks gar auß! So wöllen wir trincken die gantze Nacht biß an den hellen Morgen! Hol Wein! schenck ein! wir wöllen frölich sein!

Wer aber nicht will frölich sein,
Der soll nicht bei vns bleiben:
Wir trincken drumb den guten Wein,
Die sorgen zuuertreiben.
Drumb, Bruder mein, Ich bring dir das,
So vil vom Wein Ist inn dem glaß.

*Nun singt jm drein, so trinckt ers fein, dann er war allzeit ein böß kind, schlief nimmer vngesungen.

Er setzt das Gläßlin an den Mund,
Er trinckts wol auß bis auff den grund:
Es schmeckt jm wol, es hat jm leiden wol getan!
Das Gläßlin, das soll vmbher gahn.

2. Anfang des zehenden Capitels „Mit was Gelegenheit dem Gurgellantua der Nam war gegeben.“

DEN gute Mann Großgisier, als er vnter dem ernstlichen Glaßraumen vnd possenreissen das schrecklich Geschrey vernam, welchs sein Sohn, als bald er an das Liecht der Welt kam, außliesse, da er *so daub vnnd dobend*: „zusaupen! zusaupen!“ rüffet; Sprach er gleich: „Wie hast sogar ein groß! supple, *das ist zu verstehn* Gorgelstrosen. Darauff schloß gleich der gantz vmbstand vnd vmbsitz einhellig, daß dieser durstig Schreiling darumb müßt den Nam Gorgellantua oder Gurgelstrozze tragen, weil diß das erst wort seines Vaters zu seiner Geburt gewesen, gleich wie der König Xutho *sein erster Sohn alsbald vom Gohn mußt* Jon *heissen, weil der Oraculisch geist, den er vmb Erben fragt, durch ora culi jhn gehn hieß hui annen, daher darnach das gantz Land Jonien genannt worden.* Dann also auf die weiß haben die alten Hebreer jren Kindern Namen angeeigenet, vnd dieselbige nach gestalt der sach auff jhre sprach gegeben. Derhalben hielt Großkälier diesen des Weinverzuckten Vöickins gemeinen raht für ein gut zeichen; [bewilliget auch, er sollt also heissen]: das ließ jr auch die Mutter nit mißfallen. *Dann die Mütter haben das Recht, den Kindern Namen zugeben, vnd mißfallt vnsern Gnaden auch nicht, daß man von eim sonderen vnversehenen fall eim Kind den Namen auffsetze.*

Vnangesehen, was Jörg Witzel hie von witzelet, welcher meynt, man soll die Kinder alle Latinisch auff ein us vnd sus nennen, gleich wie man sie Latin tauffet: Ja auff Welsch Ceco vnd Beco, Malatesta, Malespina, Malestroit, Sansvin. Hei, warumb nicht auff Türckisch vnd Sclavisch Baiazet, Zisca vnd Rockenzan? sie sind ja auch fremd. Aber er meint, Henckel, Hubelt, Del, Gele, Metz, Leis lauten schrecklich inn seinen Sirenischen Oren, vnd machen einen bei den Leüten nicht angenehm. Wie dann? thut es jm so wol in seinen Priscianischen Witzoren, wann man die Susnamen so schön vergorgelet, verjörgelet, verjodelet vnd verhundstutzet, Hen, Trebes, Debes, Kres, Gruner, Sar, Sechel, Craz, Nys, Gilg, Cilior, Fester, Bestel, Lentz, Bläß, Veitz, Lips, Brost, Tönge, Bentz, Jost, Luz, Trin, Zilg, Plön, Gret, Kön, Len, Seicken, Nes, Dörle, Zoff rc? Sollen dise gemarterte wörter einen angenem machen, da sie doch keiner versteht? Ja, wann ein jeder Odenwälder einen Witzel bei sich hett, ders jm *außwitzeliger weiß außführlich* außleget.

Solt ein Kabißvauer in seim Kabißkopff nit besser verstehn, wann ich jhne nennt Wolffharte, Hildebrand, Sigfrid, Friderich, Gottfrid, Winrich, Hartmann, Gebart, Burckhart, Richart, Bernhart, Vischart, Volckart, Reinart, Kunrad, Reinhold, Richwin, Winhold, Bruder Virhold, Waltherr, Landbrecht, Lautbrecht, Volckmeier, Eberhart vnd Degenhart?

Was? solt ich bei Mannlichen Leuten nicht angenemer werden, wann ich ein solchen Knebelbartfressigen Namen hette, der von gethön vnd hall den Leuten außzusprechen ein Lust gibt, als Eisenbart, Kerle, Hörebrand, [Hulfdegen] Hartdegen, Schartdegen, Degenwerd, Wildhelm, Helmschrot, Voland, Grimmwald, Grimmhild, Kibhelm, Künhelm, [Machtwalt], Fastkün, Eisenarm, Hörwart, Marckwart, Girfalck, Sattelbog, Starckwin, Schlag jnn hauffen, Rauchschnabel, Wolffskäl, Wolffsmagen, *Pickhart*, Raumland, Hagelwild, Hartmut, Manswerd, Manwurg, Muckensturm, Manrich, Hochschritt, Werruch, Wischgul, [Hauffschlag, Greuelhelm], Hörschirm, Hardknot, Wolsporn, Wolfhelm, [Spurkeib], Stich den Teuffel, Trag den Knaben, *Brech den Busch*, rc?

Sind dann Stillfridsame vnd sittsame Leut, so kann ich jnen das Muß auch süß einstreichen, kann mich auff Philosophisch Richfrid, Gottfrid, Fridger, Sigstab, Lantfeid, Schirmfrid nennen. Welchen wolt es nicht gefallen, wann einer heißt Gottliebe, Gottshunger, Gottwach, Gottwald, *Jesuwalt*, Trostwehr, Wollob, Goldacker, Vollrhat, Christman, Gothart, Gebrich, rc? Oder wann eine heißt Rosenmund, wie vnsers Gargantoa Mutter Honiggurgelin, vnd Schmandkälchen? oder Gottshulde, Trutgarta, Wisartin, Liebwarta, Fridburgin, Adelinda, Adeltrut, Adelgunt, Machthilda, Gerntrut, Ehrntrut, Engeltrut, rc? Die Namen solten eim die Weiber schier einschwetzen: wie können sie dann so grell inn Oren vnd vnangenem sein? Der gut Herr acht seinen Griechischen Baurennamen hoch, vnd veracht seinen Teutschen ererbten Namen, der ja nicht Latin ist: *er wöll dann das Kälblin Vitellus werden.* Verschmecht also seine Vorfahren, die denselbigen Namen besonder allein gebraucht haben: dann vnsere vornamen sind nicht eher auffkommen, als da wir Christen worden, on daß die Wolgeborene jhren sitz vnd Herrschafft gemeynlich, doch nicht allzeit, darzu setzten. Sonst waren vnsere jetzige zunamen zugleich der alten vor vnd nachnamen. *Darumb lauts den Mallen vnd Bottenflemming vnd den plumpen Holländern so widersinnisch, daß einer soll Diebold Angelgert oder Lentz Ochsenfuß heissen; meynen ein Hochteutscher hab drumb zwen Vätter: aber Wilhelm Wilhelms Son, Erich Erichsson ist jrs verstands.*

Jedoch den Nam Witzel belangend, ist jhm vielleicht der Nam auch zu klein; das verschmecht jn villeicht, wie die Hetzhundischen Kleinwitz, Garwisus vnd Trostwitz: das weren Namen! Was darf man sich nach den Juden nennen, die sich doch nit nach vns nennen, sie werden dann im Tauff degradirt von jren Namen.

Vnser sprach ist auch ein sprach vnd kan so wol ein Sack nennen, als die Latiner saccus. Ich glaube, man meint, vnsere Vorfahren haben stäts geschlaffen, vnd nit eben mit so grossem bedacht gewußt, jren lieben Kindern Namen zugeben, als die Griechen vnd Latiner. Wir haben jetz das frey Regiment, was dörffen wir vns nach den Sclavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Welche Rümling doch, da sie das Keysertumb einhatten, so trotzig gewesen, daß sie vns zur schmach jhre Knecht Getas *vnd Dacos* genannt haben. Wie solt es sich reimen, wann die Griechen jre Kinder Xerxes vnd Mardonios, die Römer die jren Perses vnd Stichos, die Sirier Dama, die Frigier Midas genannt hetten, die Siger nach den Vberwundenen?

Vnd ist des Pomposians Knecht darumb köstlicher vnd grösser, weil er Hannibal heißt, vnd der Hund „wie du“? *Solt ein kurtzer Zacheischer Feigenbaum darumb lenger sein, wann er Langbrecht heisset? O viel lieber kurtz Arm, denn Langarm.* Solten die Trogloditen darumb kein rechte Namen haben, weil sie jre Kinder nach den Küen, Schafen vnd Geissen, die sie saugen nennen? *oder die alten Nortmannen vnd Gothen in Nordwegen, die sich nach den Fischen benanten? oder die in Rio della plata Land, die nach den Papageien vnd Vögeln Waffu heissen?* So müßt Keiser Cyrus nit dem Hund Kyrr, den er gesogen, nachheissen (*der jm gleichwol hindersich lesend ein Rich verkündet het*), die Keyserin Semiramis nach den Tauben, die sie ernehrt; *des Herkulis Sohn Telephus oder Eilenfuß von dem Räch*, noch der Held Vrsus dem Bären, vnd Ritter Leo dem Löwen nach. So müßten sich auch die Römen nit von den Bonen, Linsen, Lattich vnd Zisererbsen, noch dem Sarcerischen Geistlichen Kräuterbuch *oder des Lewini Lemnij Biblischen gleichnussen von Erdgewächssen* nennen.

Vnd daß wir widerumb auff vnsere Teutsche kommen, wann jre Namen so vnchristlich lauteten, wie Witzel meint, warumb sicht man in allen Bischoffs Catalogen vnd Abt Registern, daß die ersten auß jnen Teutsche Namen haben? sollen sie drumb im Glauben Barbarisch sein gewesen, weil etlich heissen Erbargast zu Straßburg, Mallo zu Pariß, Hartin zu Speir, Berwolff *oder Wehrwolff* zu Augspurg, Pflegbarwis zu Saltzburg, Ehrenbrecht zu Frisingen, S. Burghart zu Wirtzburg, Richhulff zu Mentz, Magnerich vnd S. Lutwin zu Trier, S. Ewerwiß zu Trecht, Willigbrot zu Vtrecht, S. Kün-

brecht zu Cöllen, S. Meinrat zun Einsideln, S. Otmeyer zu S. Gallen, Geißo zu Basel? Sind solche Namen an den Christgetaufften darumb noch Heydnisch, weil sie von Heyden herkommen? Sind nicht die heutige Latinische Tauffnamen von Heyden? Solt Judas, Jacobs Sohn, vnd Judas Machabe darumb des ärger sein, dieweil der Verräter Judas also heißt?

Wolt darumb der König inn Franckreich all Eseltreiber hencken, weil sie den Eseln „Herri" ruffen, vnnd die Teutsche Sauhirten all ertrencken, weil sie die Seu „Heintzlin" heissen, vnd die Gärtner dem Teuffel schencken, weil sie das Kraut „Guten Heinrich" nennen, vnd seine Artzet alle versencken, weil sie dem grossen Arsdarm „Lang Heri" sagen? *Ey, das müßt eim doch gar ein heissen Schaiß einjagen.*

Wolt ich darumb nicht wöllen Herman oder German heissen, weil man dem Bock „Hermanstoßnicht" sagt? (welchs doch ein Antiquitet von den Hörkriegischen stossenden Teutschen vnd Noachs oder Bachi Bock ist). Oder weil man die Gäuch „Herman gut Schaf" nennt? Deßgleichen wolt ein Jud darumb nit Moses heissen, weil wir die Böck also heissen? Wolt einer drumb nicht mehr der alt Peter vnd Paule sein, weil die Wettermacherischen Glocken zu Cölln also getaufft seind? Wolt ein Königin drumb nicht Isabella heissen von wegen einer Jesabel? vnd eine nicht Elisabet der Wolffdietherischen Rauch Elsen halben?

Woltst darumb nicht Kuntz heissen, weil man in Sachssen den Schweinen also locket, vnd die Gauckler „Kuntz hinderm Ofen" ruffen, vnd bei den Frantzosen vnfletig ein beschorene Mauß Con ras heisset? Wolt ich darumb nicht Hans in allen Gassen sein, weil man im Niderland die Graßmuckenkönig „Jan" schilt? Noch Siman, weil man *meinen Simischen schafnäsigen* Delphinen vnd den Mörschwein Näsigen *Schafen, vnd* den Weiberbeherschten* Gauch eyer brütlern also ruffet? Noch Stöffel, weil alle Seulgötzen, vnnd die Heustöffel, vnnd das Lied: „O Stöffel, lieber Göffel Löffel" also klingt? Noch NichtClas von wegen des Papiren fensters? Noch Wilhelmus des Strosacks halben? Noch Nichteasius von wegen des Kütrecks? Noch Mangold, daß er besorgt, er werd arm? Noch Barthel von wegen des Trockenen Bartscherers Meister Barthels? Noch Märtin, weil der Gauckeler seinem Affen Meister Märtin, vnd die Müller jhren Eseln, *vnnd die Churwalen den Bären* also ruffen? Noch Jungfrau Län von wegen einer faulen Länen? Noch Marckhulff von wegen des Salomonischen Marcolphi (welcher Nam demselben Marcolffdichter auch Grell in den Ohren gethan)? Noch Margret von wegen Murrgret? Noch Morolff von wegen Bruder Morolffs des Holtzvogels, aber von wegen des guten Weins? Gleichwie etwann die Römisch Manlier wolten keinen Marx vnter jnen wissen, weil ein Marx jr Geschlecht schelmisch hat beschiffen, vnd die Claudier keinen Luci oder Lauren.

Was? es sind nit all Latiner, die Gabeluszinkus können. Solt Kasrom darumb ein Römer sein, weil man jm **Kasramus** schreibt, so müßt Lentulus ein Baier sein, weil er „Liendel" laut.

Man soll nach dem geburtsfall vnd zufälligen geschichten die Kinder nennen, wie hie vnser Gurgelzipfflin auff Spanisch vnd Nabalisch Gargantománlin: Was schad es, wann sie schon Nasichi heyssen, oder Nasonen, Capitonen, Lefftzen, Flachohren, Lappi, Kalbe, Plauti, Jentati, Memmule, Lecke, fronmaul Cote, diebisch Masse, fressig lamie, Lefftzenwartzige Verrucosi, Badstüblin auff der nasen, schönshaar Cesar, *ja Cesar von des Frantz Rousset partu Cesareo oder Nachgeburtscherung*, Cincinnat, Asine, Säuhuren, Scrofe, Gurgellantische Gurges, Maultaschin, Guldenmund, [Antigonisch Grosfni], Diotinisch trechter, Xenarchisch Metretes, schind den Buben, Mange diable, friß dahinden rc. Oder von den Landen Alloprochisch, Gautzisch, Turagaramantisch rc.

Das ist der altbrauch, vnd der allererst, wie Gorop beweiset, daß auch Adam vnd Eva Niderländische Namen *„Hatdamm vnd Ghevat*" haben gehabt, *wie sehr es auch den jungen Leytertreger Joseph inn seim Castigierten Festo verdreußt*; was soll dann dise Latinische Tirannei mit vs vnd Esels ja?

Schöne Namen reitzen auch zu schönen thaten; darumb muß es Gurgelstrassisch auff den Glückfall außerlesen sein, nicht daß alle Schlesier Furmans claus, Lubecker Till, Nörnberger Sebald, Augspurger Vrli, die Weber Galle, die Küh Barthel, Holländer Florentz, Schotten Andres, Spanier Fernant, Portugaler Jacob, Engelländer Richart vnd Edwart, Behmen Wentzel, Polen Stentzel, Vngern Stephan, Pommern Ott, Preussen Allbrecht, Lotringer Claudy, Flemming Baldwin, Francken Kilian, Westfalen Gisbart, Märcker Jochen *oder Ochen oder Chim (dann nach dem einer reich ist, gibt man jm silben zu)* rc heissen. Sonder eim jeden ein sondern Helm auffgesetzt, so kent man die Mummer vndereinander.

2. Aus „Aller Practick Großmutter". *)

1. Von Früchten, Obs, Wein, auch anderm Genäsch vnnd Essenspeiß, Vieh vnnd Thieren.

[DEr gemein Mann, so vil saur butter Milch, vnzeitiges ops vnd pflaumen ißt, wird daruon durchfällig werden vnd alles bey jm erstincken vnd erfaulen.] Das Getreid, Korn vnd Weizen wird dem Armen am Kauff allzeit zu theur vnd dem Reichen zu wolfeil sein. Der Wein wird im Schwartzwald vbel gerathen, im Böhmer Wald gar vmbfallen, aber in guten Weinländern zimmlich ansetzen, auch viel Leut erniedern von Stülen, Bencken vnd Stiegen. Volle Flaschen werden machen lehre Taschen, böse Kleider vnd liecht Kuchen vnd Heuser. *Ihr dörfft nicht sorgen, daß die Hexen im Elsaß werden diß Jahr Wegen voll Meisen essen, dann das Brot vnd Holtz darzu ist zu theur. Sorg nicht, das dir der Haß vom Spiß entlauff: Haben wir nicht die Eyer, so braten wir das Nest*. Das jenig Bier ist am besten, darinn am wenigsten Wasser ist. Diß Jahr wird es viel Kirschen, Pflaumen, Oepffel vnd Biren geben, vnd werden wol gerahten auff dem obern Marckt zu Costantz, zu Augspurg auff dem Berlach, zu Straßburg vor dem Münster, zu Bamberg vff der hohen Brucken. Von welchem Kerschen genesch viel Leut die Stein in Leib bekommen: Welche zur hinderthür sollen außpurgirt werden. Vmb dise zeit sagen die Alten, were das Mauren am besten, angesehen das Mörbel vnd Stein bey einander sein. Auch sein die Stein gebört gut zu Warmsecklin, wie die Nonnen vnter die Füß legen, fürnemlich so man sie auß dem Bach oder hinder den Zeunen lißt: nur auffgeklopfft vnd die Kern den Apotheckern geschickt! die wissen sie theur zu verkauffen. [Wer den Wein nicht vermag, würd sich das wasser zutrincken nicht verschmehen lassen.] Wo die Narren nit Brot essen, wird man den Rocken wolfeiler messen. Gelb vnd weiß Ruben, Rettich, Zwibel vnd Kraut wird man genug finden vmb das Gelt zu Straßburg bey den Fischbäncken, zu Bamberg in der Räßlersgassen vnd auff dem Krautmarkt. [Die schwartze küh werden weisse Milch geben.] Diß Jahr wird das gröst theil vom Speck schweinen sein. Die Blüst an Baumen werden den Früchten vorgehen. Wann der armen Leut wunsch fort gehet, so wird ein grosser vberfluß des Korns vnd Weins sein. Man wird diß Jahr kein Krebs im Lufft fangen. Ein grosser mangel wird an Disteln sein von wegen der Eseln mit den kurtzen Ohren. Auff wol fütern ist gut Rüdern. [Wer müß ist, wird wol etwas mit müß erzehlen können, fürnemlich wann er den brey

*) Nach der Ausgabe von 1607, die bis auf die Orthographie ein getreuer Abdruck der letzten von Fischart selbst besorgten (1574) zu sein scheint; verglichen mit der ersten Ausgabe von 1572. Die Zusätze der spätern Ausg. sind mit * bezeichnet, die in der spätern Bearbeitung ausgelassenen Stellen der ersten Ausg. durch [ ].

im Maul hat.] Wann der Stein aufflígt, wird der Bratspieß nit mehr lauffen. Rote öpffel dörffen auch wol wurmstichig sein, wie auch die schönen Jungfrawen. Wer ein Reiger schindet, hat ein magern Vogel. Gehest in die Erbsen, so issest keine Bonen. Dreytägig Fisch taugen auf kein Tisch, viel lieber frisch. Besser ein Muck imm Honig, dann hundert Hurnaussen ohn Honig, dann wo nicht ist Speiß, da sind auch nicht Meuß, vnd wer todt ist, empfindt kein Läuß. Das sagt mir wol ein Narr, vnnd bleibest du weiß.

2. Von Metall, Gold vnd Reichthumb.

DAs Silber wirdt dem Bley vorgehen, auch dem Englischen Zin. Aber die Platner vnd Schlosser werden mehr Eysen verschmiden, dann Silber. Das Kupffer wird zu grossen Ehren kommen, dann man es in viel Müntzhütten zum Silber heuraten wird. Das geschmirt Gold wird vngeschmirt nit prob haben. Das heilig Creutz wird man auff der gulden Müntz wert halten vnd leiden, aber an Stirnen wird mans neiden. O du heiliges Ducaten Creutz, wie reitzest du Creutz vnd geitz! Man wird mehr beschnitten gelts finden, dann beschnitten finger. Die Kronen werden sehr getruckt werden. Man wirdt nichts bald so fleissig behalten, als die alten Doppel Dukaten. Geld wird bringen Gunst, aber kein Kunst. Die im Bergwerck graben, werden mehr Stein finden, dann Gold gründen. Gelt einnemen wird diß Jahr für den Reichthumb *brauchlicher sein vnd* mehr im brauch schweben, dann das außgeben. Es wird bleich sehen Gold vnd Gelt vor sorgen, das man jhm so sehr nachstellet. Die Reichen werden besser zahlen mögen (wann sie anders wöllen), dann die Armen. *Groß mangel wird an Edelleuten sein, dann auch die Bauren werden vnterstehn, Junckherrn zu werden.* [Die Alchimisten werden den Mercurium braten vnd sieden, vnd im grund den lapidem Spittal lauficum schmiden.] Wer das gelt veracht vmb des bösen Seckels willen, den solt man mit Mum füllen. Es wirdt gut sein, das man mehr vorrhat schaff von Gelt, dann von Hew: dann wiewol es theür ist, so essen es doch nicht alle Thier. Deß S. Francisci leiden vnd Orden wird sehr groß sein bey denen, so kein Gelt haben. Wer Gelt hat, wird es ohn zweiffel warm halten; wer keins hat, darff kein Seckel darzu kauffen, noch zu den wechßlern lauffen.

3. Gewitter *vnnd Witterung*.

DAs Tonnern wird mehr getümmels haben, dann der plitz. Wann es Regnet, wird es weniger bestäubt schuh geben. Haltet die Mönch zu Hauß; dann kommen sie auß, so regnets oder will anfangen brauß. [Im grossen regen werden sich die weiber auffdecken, auff das sie das haupt verstecken.] Wann der Hagel als erschlagen hat, ist das Wetterleuten zu spat. *Vnd daß die subtil Bauregel nit außbleib: Wann sich die kält im Winter lindet, als bald man Schnee empfindet; Es sind dann tunckel Wolcken derbey, so sag, daß es Regen sey. Wann morgens frü schreien die Frösch, die Gauß vnd Ent sich offt dunckt vnd wäscht, bedeuts ein Regen resch; doch musts nicht hören für Frösch, wann die Magd wäscht, oder der vetter Liendel trescht. So Gänß, Enten vnd Taucherlein fast baden vnd bey einander sein, so kompt naß wetter herein; wann Filtzleuß das Venusbürstlein jucken, vnd Schwalben auff dem Wasser zucken, vnd mit den flügeln schlagen drein, so muß nit fern der Regen sein. Oho, Kette, ziehet das geseß hinein, es will schneyn. Ein morgenröte, die leugt nicht, ein bauchete Magd treugt nit: Die röte bedeut ein Regen oder wind, so ist die Magd feißt oder tregt ein Kind. Nocte rubens Cœlum cras Indicat esse serenum, Cœlum rubens mane tempus significat pluuiale. Wann in der Sonnen nidergehn rote Wolcken an dem Himmel stehn, der tag darnach wird gewonlich schön; wann den Hunden die beuch kurren, viel Graß fressen vnd murren, so bleibt der regen selten vnderwegen; so die Hund Graß speyen, die Weiber vber die flöh schreyen oder da sie die Zähe jucken, so schwartz scheinen die Höltzer vnnd die Hecken, die alt Mauren schwitzen an ecken, die Breut den Hafen scharren vnd lecken, soll sich ein wetter herzustrecken. Wann der Beurin das Muß anbrint, vnd nachts vnruhig sind die Kind, bedeuts Regen oder Wind. Wann der Rauch nit auß dem Hauß will, so ist vorhanden regens viel; So Kolen bleiben am Hafen hangen, muß ein Regen anfangen. Sitzt der Reiger traurig am Bach, so ist der Winter nach. Fliegen hoch die Kränch, schöne gedenck. Lauffen die Schaf hin vnd wider, so prophec eien sie den Winter. Lauffen die Hünlein nit vnter das Tach vorm Regen, so bleibt er nit lang zugegen.* Man kent das Wetter am Wind, die Fraw am Gsind; *dann ein vngestümmer Regen kommet auß vorgehenden Wind allwegen.* [Den gedichten vnd gefürnißten Narren würd kein Regen schaden, es sey dann, das sie warm baden.] *Der Wind vom Nidergang ist Regens auffgang; Wind vom Auffgang ist schön Wetters anfang. Der wind von Mitternacht kalt hart Wetter bracht. Von Mittag vnstät Wetter pflag. Hagel im Glentz vnd Herbst ist aller Herbst. Such weiters, das Wetter zu wissen durch die vier quart des Jahrs im Liechtenberger, dann vnser Winhold heist im Nebelberg. Item die köstliche gewisse Listtäg vom Christag: wehet der Wind die Christnacht, so sterben die Fürsten, wehet er die ander nacht, versitzt der Wein: die dritte bringet er Hunger, die vierde Sterben die Meister der Bücher, die fünffte öhl genung, die sechst stirbts Vieh, die siebend Krieg, rc*.

Ist es drey tag vor S. Jacobstag schön, so wird gut Korn; regnets, so wirds Miltzig. Scheint die Sonn an Jacob, ists Kat, regnets, ists warm vnd feucht, sagt ein alter Baur villeicht, rc. Wilt dein Vihe gesund halten, so raum zu Weihenachten den Barn in Josephs Esels Namen vnd geb dem Vieh an die Erd für den Barren zu essen, rc. Item von den zwölff guten Freytägen, von denen S. Clements schreibet, vnd die Gott zu Peter sprach, rc.

Das Volksbuch von Doctor Faust.



Es ist durch neuere Forschungen dargethan worden, daß es wirklich einen D o c t o r F a u s t gegeben hat, und daß derselbe am Anfange des 16. oder

vielleicht schon am Ende des 15. Jahrh. zu Kundlingen im Würtembergischen geboren wurde. Eben so sicher ist es, daß derselbe sich in verschiedenen Städten Deutschlands und der benachbarten Länder als fahrender Schüler und Schwarzkünstler herumtrieb, und vor 1540 starb. Ohne Zweifel verstand derselbe allerlei Taschenspielerstücke und übertraf darin Alles, was man bisher gesehen hatte; auch mag er wohl, um sein Ansehen zu erhöhen, selbst zur Verbreitung des Gerüchtes beigetragen haben, daß er seine Kunst vom Teufel habe. Wenn Faust aber auch schon zu seinen Lebzeiten als Schwarzkünstler verschrieen war, so bildete sich die im Volksbuch berichtete Sage doch erst nach seinem Tode im Volke aus, und zwar im protestantischen Deutschland, da sie einen durchaus antikatholischen Charakter trägt, indem sie das Pabstthum geradezu als ein Werk des Teufels bezeichnet. Diese Sage ist aber ihrem Stoffe nach keineswegs erst im 16. Jahrh. entstanden, sondern wie der „Eulenspiegel" eine Fortsetzung oder vielmehr der Zeit angemessene Bearbeitung und Umgestaltung aller derjenigen Schriften und Sagen ist, welche früher schon den nämlichen Grundgedanken (den Sieg des gesunden Menschenverstandes über die in gesellschaftlichen oder gelehrten Formen erstarrten höheren Stände) zur Anschauung brachten, vom Peter Leu und dem Kalenberger bis aufwärts zum Pfaffen Amis und Aesop, wie sich daher im „Eulenspiegel" alle diejenigen Thatsachen wiederholen, welche sich bei jenen älteren Schalksnarren und Weisen vorfinden: so ist auch die Faustsage nichts als die Wiederholung und Vereinigung der früheren ähnlichen Sagen, deren Keim schon im Apfelbiß der Genesis, in den griechischen Sagen vom Prometheus und selbst vom Tantalus liegt, und in denen allen jene ewige Wahrheit in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt wird, daß der Mensch nicht auf dem Wege der Schuld nach der Erkenntniß streben dürfe, eine Wahrheit, die in neuerer Zeit von Schiller im „Taucher" und im „Bild zu Sais", von Chamisso im „Crucifix" vortrefflich zur Anschauung gebracht worden ist.

Die ziemlich große Menge der im Volke lebenden und zuletzt auf den Doctor Faust vereinigten Teufelssagen wurde zuerst im J. 1587 von einem unbekannten Verfasser gesammelt, und sein Buch fand, weil es eben aus dem Volke hervorgegangen war, bald große Verbreitung, so daß schon in den zwei folgenden Jahren zwei neue Auflagen erschienen. In denselben erscheint Faust mit dem Charakter, den Göthe Jahrhunderte später so überaus vortrefflich aufgefaßt und poetisch entwickelt hat, d. h. als ein Mann von Talent, der, mit den Ergebnissen der Wissenschaften unzufrieden, von unersättlichem Durst nach höheren Einsichten erfüllt, die den Menschen gezogene Schranke auf sündliche Weise überschreitet und einen Vertrag mit dem Teufel abschließt, um durch diesen in die dem menschlichen Geiste verschlossenen Gebiete der Erkenntniß einzudringen. Die der Sage zum Grunde liegende Idee ist vornämlich in den mannigfaltigen Unterredungen ausgeprägt, welche Faust mit dem Teufel hat, um von diesem alle Dinge zu erfahren, welche dem menschlichen Streben unerreichbar sind. Freilich sind die Antworten des Teufels nichts weniger als belehrend, allein es war ja auch seine Absicht, den Faust zu betrügen: es sollte derselbe einsehen lernen, daß der Mensch auf verbotenem Wege nicht zur verbotenen Frucht gelangen könne, wie ja schon die ersten Menschen durch die Vorspiegelungen der Schlange hintergangen wurden.

So gut die Sache durch das Volksbuch im Ganzen aufgefaßt ist, so ist die Darstellung dagegen höchst unerquicklich, und man darf wohl annehmen, daß die Abfassung desselben von einem dem Pedantismus der Zeit verfallenen Gelehrten herrühre, der zwar den Stoff getreu wiedergab, der aber alles poetischen und gestaltenden Talentes ermangelte.

Später ist die Faustsage von Georg Rudolf Widmann (Hamb. 1599) neu bearbeitet worden, aber sein dickleibiges Buch ist von der ermüdendsten Weitschweifigkeit und hat nur dadurch Wichtigkeit erlangt, daß es das ältere verdrängte und deshalb die Quelle aller nachfolgenden Bearbeitungen des Gegenstandes wurde. Uebrigens tritt auch in ihm das protestantisch-polemische Element deutlich hervor, das sich schon darin unverkennbar ausspricht, daß der Teufel dem Faust zwar das Studium der Theologie erlaubt, ihm aber das Lesen derjenigen biblischen Bücher verbietet, auf welchen das protestantische Glaubensbekenntniß vorzugsweise beruht. Faust darf den Zöllner (Matthäus), den Maler (Lukas) und den Arzt (Marcus) lesen, dagegen soll er „den Johannem, den Schwätzer Paulum und Andere, so Epistel geschrieben haben, meiden".

Die Schildbürger.

Das Volksbuch „die Schildbürger", welches auch unter dem späteren Titel das „Lalenbuch" bekannt ist, vereinigt eben so wie der „Eulenspiegel" und der „Doctor Faust" eine Reihe von Sagen, welche ursprünglich von vielen verschiedenen Orten erzählt, aber mit der Zeit, als die einzelnen Geschichten sich über die Gränze ihrer Heimat verbreiteten, auf einen einzigen Ort übergetragen wurden, namentlich auf Schilda im jetzigen Herzogthum Sachsen. Doch läßt sich öfters noch in der Erzählung des Sammlers an beibehaltenen mundartlichen Ausdrücken der erste Ursprung einzelner Geschichten erkennen, denn der Sammler hat dieselben nicht bloß aus der mündlichen Ueberlieferung entnommen, sondern auch ältere Bücher benutzt, (unter andern wohl auch Kirchhof's „Wend-Unmuth"), in welchen einzelne Sagen berichtet wurden. Zwar hat er noch manche in dieses Gebiet gehörige Geschichte nicht aufgenommen, aber es ist auch trotz dieser Unvollständigkeit die Sammlung durchaus schätzenswerth, weil er die einzelnen Sagen meistens schlicht und einfach, wie sie vom Volke erzählt werden, und ohne eigene Zuthaten berichtet hat. Nicht so scheint es sich mit der Einkleidung zu verhalten. Die Schildbürger, wird erzählt, waren ursprünglich sehr weise Leute und deshalb von Fürsten und Herren gesucht, die bei ihnen in den schwierigsten Verhältnissen guten Rath zu finden sicher waren. Da sie aber eben deswegen beinahe immer in der Fremde sich aufhielten, und die Bestellung des Hauswesens, der Felder und Gewerbe den Weibern überlassen werden mußte, ging unterdessen bei ihnen Alles zu Grunde, so daß die Weiber den Beschluß faßten, ihre Männer wieder in die Heimat zu berufen. Diese folgten der Einladung; um sich aber für die Zukunft vor ähnlichem Uebel sicher zu stellen, ward in großer Rathsversammlung beschlossen, daß sich die sämmtlichen Schildbürger von nun an in jeder Weise als Thoren

gebärden sollten, was sie so gut ins Werk setzten, daß ihnen mit der Zeit die Thorheit zur andern Natur wurde. Dies scheint kaum eine ursprüngliche Sage, sondern nur vom Sammler und zwar keineswegs mit Glück erfunden worden zu sein, um die absonderliche Thorheit der Schildbürger zu erklären. Der Mangel an Ursprünglichkeit tritt schon in der Darstellung hervor. Denn obgleich der Einfluß des pedantischen Kanzleistyls auch in den spätern Erzählungen nicht zu verkennen ist, so sind sie doch frischer, lebendiger und volksthümlicher gehalten, weil der Sammler sich hier zum Glück an die Sage und ihre schlichte Darstellung band; in der Einleitung aber, wo dies nicht der Fall war, ist die Darstellung ohne Vergleich breiter und schleppender, und trägt ganz den Charakter der Unbeholfenheit, mit welcher die Gelehrten jener Zeit die Muttersprache behandelten. Auch das Ende beruht gewiß nicht auf Ueberlieferung; es ist vielmehr auch hierin ein freilich viel glücklicherer Versuch des Sammlers anzunehmen, die Verbreitung der Sage zu erklären. Als die Schildbürger, heißt es, in Folge ihrer Thorheit alle ihre Wohnungen verbrannt hatten, blieb ihnen Nichts übrig, als sich eine andere Heimat aufzusuchen; „also verliessen sie ihr Vaterland und zogen von einander, einer hie mit Weib und Kind, der Andere dort hinaus, liessen sich an viel Orten nieder, und pflanzten ihre Zucht weit und breit aus. Daher saget man heutiges Tages von so viel närrischen Bauern, welche hin und wieder wohnen, und viel wunderlicher Possen reissen, welche alle entweder von diesen Schildbürgern abkommen oder aber solche närrische Possen von denen gelernt und ererbt haben, welche sich bei ihnen haben haushäblich niedergelassen".

Wie die Schiltbürger das graß auff einer alten Mawern durch ihr Viehe wöllen lassen abschaffen.

Die Schiltbürger waren ernsthafft in ihrem Thun, sonderlich in betrachtung deß gemeinen nutzes, damit derselb allenthalb auffgieng vnd zunehme vnd nirgend schaden lidte. Auff ein zeit giengen sie hinauß, ein alte Mawren zu besehen, welche von einem alten Gebäw noch vberbliben war, ob sie vielleicht die stein davon zu nutz abwenden könten. Nu war auff der Mawr schon lang graß gewachssen, das betawret die Bawren, daß es solte verloren werden vnd niemand zu nutz kommen, hielten derowegen rath, wie man es solt zu ehren zihen. Davon fielen nun vielerley Meinungen: die einen vermeinten, man solte es abmeyen, aber niemand wolte sich eins solchen vnterstehen vnd sich auff die Mawren wagen; andere vermeinten, wann schützen vnter jhn weren, so were es am besten, daz man es mit einem pfeil abschüsse. Endlich wüschet der Schultheis herfür, vnd rieht, man solte Viehe darauff lassen gehen, das würde es abessen, so dörfte man es weder abmeyen noch abschiessen.

Solchem Rath, alß dem besten, fiel die gantze Gemeinde zu, vnnd zur Danckfagung ward ferner erkandt, deß Schultheissen Kuh solt die erste deß guten Rahts geniessen, welchs der Schultheis gern gestattet.

Also machten sie der Kuh ein starckes seil vmb den Hals, warffens vber die Mawren, vnd fangen sie am andern Orte zu ziehen. Als aber der strick zugieng, fieng die Kuh an zu erwürgen, vnd wie sie schier hinauff kam, streckt sie die Zunge herauß. Solches sahe ein grosser Schildbürger, der schrey: „Zieht! zieht! Leib vnd Seel hanget an einander!" „Zieht noch einmal, zieht!" sprach der Schultheis, „sie hat das graß schon geschmeckt vnd die zungen darnach außgestreckt. Zieht, zieht! sie ist bald droben: sie ist so dölpisch vnd vngeschickt, daß sie jhr selberst nicht helfen kan; es solt sie ewer einer zu vollem hinauff stossen."

Aber vergebens wars: die Schiltbürger konten die Kuh nicht hinauff bringen, liessen sie herab; da war sie todt. Deß waren sie fro, nur daß sie etwas zu schinden vnd zu metzgen hetten.

II. Historische Prosa.

Die Geschichtschreibung hatte sich schon im vorigen Zeitraum zu einer bedeutenden Stufe der Entwickelung gehoben. Wenn sie auch im Ganzen bei der chronikartigen Darstellung geblieben war, welche die Begebenheiten bloß nach der ganz äußerlichen Beziehung der Zeitfolge zusammenstellt, so hatte sie doch innerhalb dieser Begränzung wichtige Fortschritte gemacht, indem die besseren Chronisten nach einer lebendigen und selbst schönen Darstellung des Einzelnen strebten. Wir haben sogar glückliche Versuche einer mehr pragmatischen Geschichtschreibung in den Werken Eschenloers und Thüring Frickarts kennen lernen. Die Leistungen des gegenwärtigen Zeitraums sind noch weit bedeutender, und wenn auch im Ganzen die Form der Chronik noch nicht verlassen wird, so gewinnt diese doch ihre höchst mögliche Ausbildung, sowohl rücksichtlich der Sprache als in Beziehung auf den Inhalt. Was die Darstellung betrifft, so entwickelt sich diese in höchst erfreulicher Weise, und mehrere Historiker, namentlich Aventinus, Sebastian Frank und Tschudi dürfen hierin als bleibende Muster genannt werden. Sie erreichten diese Höhe sowohl durch verständige Entwickelung dessen, was ihre Vorgänger schon mit so entschiedenem Glücke angebahnt hatten, theils durch glückliche Benutzung oder Nachahmung der Geschichtschreiber des Alterthums, theils endlich auch dadurch, daß sie dem Vorgang Luthers nacheiferten. Daher sind die historischen Werke dieser Zeit meist auch in neuhochdeutscher Sprache abgefaßt, nur wenige haben in ihrer heimatlichen Mundart geschrieben, unter diesen freilich auch Tschudi, der sich in seinen Schriften des allemannischen Dialekts bediente. In niederdeutscher Sprache haben Kantzow am Anfang und Neocorus am Ende des Zeitraums geschrieben.

Weitaus die meisten Geschichtswerke der vorliegenden Periode sind, wie im vorigen, Städte- und Länderchroniken, doch wurden auch gelungene Versuche gemacht, die allgemeine Geschichte darzustellen, namentlich von Seb. Frank und von Joachim Cario (Chronika, Wittenb. 1532). Unter den Städte- und Länderchroniken nehmen auch in diesem Zeitraum die der Schweizer eine vorzügliche Stelle ein; außer Valerius Anshelm, dem ältesten, und Aegidius Tschudi, dem bedeutendsten, sind namentlich noch zu erwähnen: Johann Stumpf aus Bruchsal (1500—1566), dessen „Gemeyner, löblicher Eydgnoschaft Stetten, Landn vnd Völckern Chronick würdiger thatten beschreybung" (Zür. 1548 und später), viele interessante Einzelnheiten über Sage, Geschichte, Sitten und Land enthält; Christian Wurstisen aus Basel, dessen „Baßler Chronik" (1580) nach glaubwürdigen Quellen bearbeitet ist, und die beiden Bremgartner Schodoler und Bullinger. Wernher Schodoler (gest. 1540) erzählte die wichtigsten Kriege der Eidgenossen mit solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit, daß selbst Tschudi sein Werk vielfältig benutzte; sein Geschichtswerk, welches nur handschriftlich vorhanden ist, gewinnt auch dadurch Bedeutung, daß es viele historische Lieder mittheilt; was auch von der ebenfalls noch ungedruckten „Chro-

nik" des Zuger Wernher Steiner zu rühmen ist. Der als Reformator berühmte Heinrich Bullinger (1504—1575) hinterließ mehrere historische Schriften, unter welchen die umfangreiche, in kerniger Sprache, aber mit Heftigkeit geschriebene Geschichte der Eidgenossenschaft und die „Reformationsgeschichte der Stadt Zürich" als bedeutende Quellenwerke zu bezeichnen sind. Die Geschichte der Reformation in der Schweiz wurde außerdem noch von Johann Keßler aus St. Gallen (1502—1574) in höchst anziehender Weise und mildem Sinne geschrieben; die Erzählung vieler Einzelnheiten und Anekdoten verleiht ihr mannigfaches Interesse, wie z. B. der berühmt gewordene Bericht seines ersten Zusammentreffens mit Luther in Jena.

Ist auch kein anderes deutsches Land so reich an bedeutenden Geschichtswerken, so finden sich doch sowohl im Süden als im Norden einzelne ausgezeichnete Historiker. So wurde die Bayerische Geschichte von Aventinus meisterhaft behandelt (Wiguleus Hund's „Bayerisch Stammen-Buch" Ingolstadt 1685, ist nur für den Forscher von Bedeutung), und Christoph Lehmanns „Chronik der Stadt Speyer" ist eine der besten Städtegeschichten, welche wir besitzen. Die zahlreichen Geschichtswerke des Mansfelder Cyriakus Spangenberg (1528—1648) *) sind in mannigfaltiger Beziehung wichtig, hinsichtlich der Darstellung wird er aber von Kantzow („Pommersche Chronik"), Lucas David (1503—1583) „Preußische Chronik", Russow („Liefländische Chronik", Rostock 1577) und von Neocorus („Chronik von Ditmarschen") übertroffen; dagegen ist die niederdeutsche „Chronica oder Zeitbuch der Lande zu Holsten, Stormarn, Ditmarschen und Wagern" des oldenburger Pfarrers Johann Petersen (gest. 1552) nur als fleißige Sammlung zu erwähnen.

Die Geschichte einzelner Begebenheiten wurde nur selten selbstständig bearbeitet; unter allen Werken der Art ragt allein die „Historie des Hussitenkriegs" von Zacharias Theobald hervor. Auch Hans Jacob Fuggers (1516—1575) „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich" ist besonders durch die sorgfältige Forschung wichtig; leider ist es nur in einer sehr veränderten Umarbeitung von Sigmund von Birken bekannt. Dagegen ist zwar das „Thurnier-Buch" von Georg Rüxner (Frankf. 1530 und öfters) berühmt geworden, es ist aber voll Unrichtigkeiten und absichtlicher Entstellung der Wahrheit. Wir erwähnen endlich, daß in diesem Zeitraume auch die ersten politischen Zeitungen erscheinen, Anfangs freilich nur als fliegende Blätter, in denen einzelne bedeutende Begebenheiten berichtet wurden; erst später erschienen sie in regelmäßigen Zeiträumen; das „Frankfurter Journal" (seit 1615) ist ohne Zweifel die erste deutsche Zeitung.

Die Biographie wurde ziemlich häufig und im Ganzen nicht ohne Glück bearbeitet, und wir haben aus dem vorliegenden Zeitraum nicht bloß einzelne Lebensbeschreibungen, sondern auch größere Sammlungen. Solcher Art ist Heinrich Pantaleon's aus Basel (1522—1595) „Deutscher Nation Heldenbuch", welches freilich nur wegen seiner ziemlich großen Vollständigkeit, nicht aber auch wegen der Darstellung oder gründlichen Forschung genannt zu werden verdient. In beiden Beziehungen wichtiger sind die hieher gehörigen Schriften Quads von Kinkelbach, über welche ausführlicher berichtet werden soll. Die Lebensbeschreibungen einzelner Personen sind meistens Selbstbiographien, unter welchen wir besonders die des Ritters Götz von Berlichingen hervorheben. Doch bieten auch die übrigen mannigfaltiges Interesse, sowohl für die Zeit- als insbesondere für die Sittengeschichte. Das Leben des Ritters Hans von Schweinichen aus Schlesien (1552—1616) schildert die Rohheit des Adels und der Fürsten des 16. Jahrh. in höchst anschaulicher Wahrheit, die des Eindrucks um so weniger verfehlt, als selbst die gemeinsten Aeußerungen dieser Rohheit dem Biographen nicht im Mindesten auffallend erscheinen, und er von „Saufen und Fressen", von betrügerischem Schuldenmachen des Herzogs von Liegnitz, von Unzucht adeliger Fräulein u. s. w. mit derselben Unbefangenheit erzählt, wie von Hetzjagden, Tanzen und Staatsgeschäften. Seine Darstellung ist im Ganzen schlicht und naiv, doch verfällt sie auch öfters in den gezierten und geschmacklosen Pedantismus, welcher den höhern Ständen jener Zeit eigenthümlich war und mit dem gemeinen Treiben derselben in so auffallendem Widerspruche stand. In andere Verhältnisse führt uns die Selbstbiographie des Walliser Hirtenknaben Thomas Platter, der viele Länder als fahrender Schüler durchreiste, später in Basel als Seilergeselle in seinem Schurze Vorlesungen über hebräische Sprache hielt, dann zu gleicher Zeit Buchdrucker und Schulmeister war und sogar Rector des Gymnasiums wurde (1541). Außer diesen nennen wir endlich noch Adam Reißner (1496—1563) wegen seiner „Historia Herrn Georgen und Herrn Caspar von Frundsberg", die sich zwar nicht durch die Darstellung auszeichnet, aber wegen der sorgfältigen Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Quellen Erwähnung verdient.

Auch an geographischen Werken aller Art ist der Zeitraum reich. Beschränkte sich die vorige Periode in dieser Beziehung beinahe ganz ausschließlich auf Reisebeschreibungen, so finden wir dagegen jetzt schon allgemein geographische Werke, unter welchen die Cosmographien oder Weltbeschreibungen von Seb. Frank und Seb. Münster weitaus die erste Stelle einnehmen; doch verdient auch Quad von Kinkelbach sowohl wegen seines „Handtbüchleins der Weltbeschreibung" als insbesondere wegen seiner „Beschreibung Germaniae" neben ihnen genannt zu werden. Aber auch der Reisebeschreibungen gibt es eine große Anzahl, doch sind nur wenige besonderer Erwähnung werth. Wir übergehen die schon in der Mitte des Zeitraums erscheinenden Sammlungen von Reisebeschreibungen (z. B. das Reyßbuch des heiligen Landes, Frankf. 1584), und erwähnen auch die Beschreibung der Reisen des Herzogs Friedrich von Würtemberg (1557—1608) nach England, den Niederlanden und Italien nur, weil er die Reihe der fürstlichen Touristen beginnt. Wie im vorigen Zeitraum, so ging auch in diesem der Zug der Reisenden besonders nach dem

*) Außer seinem berühmtesten uud wichtigsten Werke, dem „Adelsspiegel" (2 Thle. 1591. 94), hat er eine „Sächsische, Hennebergische, Mansfeldische u. a. Chroniken", ferner eine nicht kleine Anzahl von theologischen Werken, Lieder und Psalmen geschrieben. Der „Adelsspiegel" ist besonders durch die außerordentliche Menge von Einzelnheiten wichtig, die in demselben meistens mit Angabe der Quellen berichtet werden.

Morgenlande, doch hat unter den vielen Tagebüchern und Reisebeschreibungen nur die des Augsburger Leonhard Rauwolf (gest. 1596) wissenschaftlichen Werth; die „Orientalische Reyß" von Hans Jacob Breuning von und zu Buchenbach (1552—1610) interessirt durch die Erzählung vielfacher Abenteuer. Die ersten Nachrichten über Amerika geben Michael Herr (1534) und Hans Staden (1556).

Valerius Anshelm, gen. Rüd.

In jeder Weise hochherzig, zog das alte Bern gern und oft fremde Kräfte an sich, welche ihrerseits zur Verherrlichung der mächtigen Stadt beitrugen, so im 15. Jahrh. den Brugger Thüring Frickart und den Solothurner Diebold Schilling, so im 16. Valerius Anshelm, genannt Ryd oder Rüd aus Rotweil. Wann derselbe geboren wurde, ist noch nicht ausgemittelt, wie überhaupt von seinen Lebensumständen nur Einzelnes bekannt ist. Er selbst berichtet, daß er im Jahr 1492 zu Krakau Baccalaureus wurde; wahrscheinlich besuchte er aber auch noch andere Hochschulen, wo er sich vorzugsweise der Arzneikunde gewidmet, zugleich aber auch die alten Sprachen und die Geschichte mit Vorliebe betrieben zu haben scheint. Das Jahr, in welchem er nach Bern kam, ist unbekannt; jedenfalls war es in den ersten Jahren des 16. Jahrh. Nach unzweifelhaften Nachrichten muß er dort zuerst als Lehrer gewirkt haben; 1520 wurde er zum Stadtarzte daselbst ernannt, in welcher Eigenschaft er segensreich wirkte, bis er sich im Jahr 1523 veranlaßt sah, um heftigen Verfolgungen der Katholiken zu entgehen (denn er selbst hatte sich öffentlich für die Reformation ausgesprochen), Haus und Hab zu verkaufen und sich in seine Heimat zu begeben. Da er jedoch in Rotweil aus demselben Grunde beunruhigt wurde und inzwischen die Reformation in Bern immer größere Verbreitung gefunden hatte, ging er nach einigen Jahren dahin zurück, wo er seine frühere Stellung wieder eingenommen zu haben scheint. Im Jahr 1529 erhielt er von dem Rathe den Auftrag, die Geschichte der Stadt Bern zu schreiben, wozu ihm die Archive der Republik geöffnet wurden. Wie sehr der Rath sich beeiferte, ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen, geht schon daraus hervor, daß er ein Schreiben an Zürich erließ, in welchem er die verbündete Stadt ersuchte, seinem wackern Mitbürger den Zutritt in die dortigen Archive und andere historische Sammlungen zu gestatten. Anshelm rechtfertigte das Vertrauen seiner Behörde; er arbeitete mit eben so viel Fleiß und Umsicht an dem ihm aufgetragenen Werke, bis ihn der Tod abrief, wahrscheinlich im Jahr 1540 oder sehr bald darnach.

Seine Chronik beginnt mit dem Jahr 1032 und geht bis auf das Jahr 1526; doch ist die Geschichte der ersten Jahrhunderte bis zum Ende des Burgundischen Kriegs nur in gedrängter Uebersicht gegeben, in welcher er sich vorab zum Zwecke setzte, die Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen, oder Einzelnes nachzutragen, das jenen entgangen war. Dagegen ist die Geschichte von 1474 an und besonders die der Reformationszeit mit großer Ausführlichkeit und Benutzung reicher Quellen erzählt. Anshelms Chronik reiht sich würdig an die Geschichtswerke seiner Vorgänger Justinger und Schilling (I, 763 und 773), so daß sich wohl kaum eine andere Stadt einer so großen Anzahl von tüchtigen, auf einander folgenden Geschichtschreibern rühmen kann, wie aber auch kaum eine andere solchen Ruhm verdient. Denn wir haben nicht nur die Großthaten ihrer Bürger, sondern auch die Weisheit ihrer Regierung zu bewundern, welche, gleich groß im Kampf und im Frieden, mitten in den Wirren der Religionshändel den Sinn für das Höhere nicht verlor, und mit weisem Tact den rechten Mann für das große Unternehmen zu finden wußte. Denn Anshelm war, wie Joh. von Müller so trefflich sagt, ein ernster, redlicher, der altrömischen Hoheit nicht fremder Mann. Mit einem seltenen Reichthum von Kenntnissen verband er einen offenen Geist, der ihm die dunkelsten Verhältnisse klar durchschauen ließ, die er mit Unpartheilichkeit auffaßte und darstellte; denn so feurig seine Liebe zur Freiheit und zu seinem zweiten Vaterlande war, so ließ er sich auch durch diese niemals verleiten, ihr die Wahrheit und das Recht aufzuopfern, wie er im Leben stets bereit war, für seine Ueberzeugung Gut und Blut einzusetzen. Seine Geschichte hat zwar noch ganz die einfache Form der Chronik, aber er faßt die erzählten Begebenheiten mit staatsmännischem Blicke auf, der alle Erscheinungen des Lebens, sobald sie auf die Entwickelung des Staats und des Volks von Einfluß sind, in ihrer wahren Bedeutsamkeit anschaut, was sich nicht nur in der ausführlicheren Darstellung solcher Erscheinungen, sondern auch häufig in kurzen, in die Erzählung verwebten Bemerkungen, ja selbst in einzelnen glücklichen Wörtern kund gibt, so daß man ihn oft vom Geiste eines Tacitus durchdrungen glaubt. Wir dürfen nicht übergehen zu bemerken, daß Anshelm, von seinem großen Sinn geleitet, die Erzählung keineswegs auf die Thatsachen beschränkt, welche die Stadt Bern, oder auch die gesammte Eidgenossenschaft betreffen, sondern daß er auch alle diejenigen Begebenheiten in den Kreis seiner Geschichte zieht, welche bei ihrer welthistorischen Bedeutung nothwendig auch auf die Schicksale und die Entwickelung gemeiner Eidgenossenschaft von nachhaltigem Einfluß sein mußten. Seine Darstellung ist einfach, klar und lebendig, und er ringt oft, wie Joh. v. Müller sagt, mit seinem Deutsch, ihm römische Kraft und Kürze zu geben.

1. Vom Bruder Clausen von Unterwalden.

In disem jar (1487) vf den 21 tag merzens ze nacht ist vß diser zyt geschiden der heilig man, mit namen Niclaus von Fluh, ein geborner landman, frommes altes geschlechts von Unterwalden, gesessen am Ranft vf einem hof, genempt Fluh, daher sinem geschlecht der zunam komt; von jugend an zu trüwer arbeit, frommkeit vnd gottsforcht geneigt, der Welt er, lust vnd laster geflöhen, also das, nachdem er fünf sühn vnd fünf töchteren von seiner ehelichen frommen hußfrouwen, Dorothe Wyssin, hatt empfangen, mit hart erworbnem vrloub von jnen in ein wilde des Ranfts nit fer von sinem hof, jm wunderbarlich angezeigt, gangen vnd daselbs vil jar vß göttlicher gab übermenschlichs leben gefürt, zům ersten in einem hol; darnach, da jn die jeger offneten, in eim hüsli, vnd darby ein capell, vnser Frouwen im Ranft gewycht, jm von den landlüten gebuwen, harzů einen Caplan vß rychlich zůgeflossenen gaben gestift. Lag in sinem stůbli vff eim brett, vnd zům houpt ein blöchli, zů streng kalter zyt mit einem bösen goller bedeckt. Trůg an sinem lyb nüt, dann ein ruchen, wullenen, grawen rock, biß vf die fůß langen, on ein gürtel, barhoupt vnd barfůß, also grusam anzesechen, das alle, so jn ansachent, ein schrecken ab jm nament. Gieng selten vnd nit

vor mittag herus vnd zu vesper zyt wider yn. Dazwischen gieng er einig an der sunnen, etwan zů brůder Uolrichen, nit wyt von sinem hüsli vf einem berg wonend, etwan zů siner husfrouwen vnd zůn kinden, trost, strafft vnd leret sie gottsforcht, frommkeit vnd arbeit. Deßglychen hielt er sich gegen denen, die jn besůchtent, heimschen vnd frömbden, auch ferrer landen, Tütschen vnd Welschen, edlen vnd vnedlen, mit wenig oder keinen worten, vnd allen glycher ererbietung, vermant alle ernstlich, der ler vnd geboten Gottes ob allen dinen, auch der oberkeit ghorsamen, insonders gottsforcht, frid vnd gerechtigkeit zů sůchen. Riet vnd ermant oft gmein Eydgnossen, die er auch liebt, das sie sich von frömbder herren vnd pensionen diensten abzugint, aber heimischer vnd nachbürlicher fründschafft vnd einigkeit zůzugint, jrer altvordern gotsforcht, gastbarkeit, gerechtigkeit, manheit vnd hart gewunne fryheit behieltint vnd folgtint, trüwlich vnd geflissen zuuor die er Gotts, siner diener vnd siner kilchen, witwen vnd weysen vnd die armen, rechtlosen vnd dürfftigen schütztint vnd schirmtint: also so wurd jr lob vnd wesen zůnemen vnd bestan; sonst wurds bald abnemen vnd zergan. Wann man jn fragt vmb hoche ding, Gott oder die gwüssen berührend, wies er gwonlich an jre lütpriester vnd gelerten, denen ze glouben vnd ze folgen. Hat also nünzechen vnd ein halbjar gelebt on alle menschliche, auch on ander spys vnd tranck, allein zům monat einist vnd zůn hochzytlichen tagen das heilig sacrament andechtig genossen. Vnd als er also in übermenschlichem vnd nie von keinem menschen gehörtem Abbruch lebt, ward des lands bischof, namlich der von Costanz, vnd durch beger des landes obern vnd lüten bewegt, jn vor oft mit mengerley listen vnd vffehens versůcht zů versůchen vnd zů beweren. Schickt sinen wych bischof, Doctor Thoman, prediger ordens, dahin, vnd nachdem er jm sin capell gewycht, fragt er jn, welche die gröſte tugend wer? Antwurt er: „Ghorsame!“ Vf das gebot jm der bischof by christenlicher ghorsame, dry bitz brods ze essen vnd ein trunck wyns ze trincken. Begert bruder Claus, den einen bitz in dry ze brechen; deren nam er einen vnd noß den mit semlicher beschwerd, das der bischof vnd menklichen hiegegen ein grosser schrecken vnd schmerzen darab gewunnen, vnd an getaner gehorsame übergnůgsam benügen hatt: das er aber alles dem gefallen vnd den gnaden des allmechtigen Gotts mit hochem danck zůleit. Endlich nach lang wunderbarem, heiligem leben ward er kranck, leid acht tag geduldig vil vnd groß weh, das er sunderlich im gebein wesen andet. Starb christlich, sines alters im sibenzigsten jar, vom ganzen land zů Sachseln erlich beklagt vnd begraben, auch von allen orten sunderlich vnd von Herzog Sigmunden von Osterrych mit hundert priestern löblich begangen. Es sind auch in sinem leben vnd nach sinem tod vil vnd grosse, wie vermeynt, durch jn wunderwerck vnd zeichen beschechen. Daby nit wenig kumt zů verwundern, das dises heiligen mans kinder vnd neffen beyder geschlecht jrer gar nach keins on lybs oder vernunft bresten erfunden ist. Villicht darumb, das sie sich jres vaters heiligkeit nit sölltint überheben, noch sich vf sie vertrösten, sonder gedenken, das der herr von jedlichem nit eines anderen, sonder jm befolenes pfunds gwin vnd eigenes öls licht erforderet. Keiser Maximilian begert jn zů erheben, bleib vf älter zyt anstan.

2. Waldmanns Wesen vnd Vfgang.

Der zyten was in der fürnemen statt Zürich ein fürnemer Bürgermeister, mit namen Hans Waldmann, von Zug geboren, Ritter; vor kurtzen jaren ein so lichtfertiger, vnnützer vnd verthaner Gerber gewesen, das jm niemands eines pfennings werth vertruwt, noch er dessen vermocht, vnd all wirt vnd gsellen vnwillen vnd schüchen, als ab einem verlornen Juffkind, ab jm hattent. Als er aber mit Lybsgestalt, manheit, sterke, verstand vnd bredtsame so hoch begabet war, daß jm alle menschen zartet, für den hübschesten Eydgenossen achtet, sines vnwesens, ouch zůletzt sines mishandels vnd schmächlichen tods ein groß beduren trůg, nit werken noch hushan wolt, zoch er heimschen vnd vsländischen Kriegen nach, in denen er sich so wol schickt, daß er in aller Eydgnoßschaft vnd by den frömbden herren kundschafft, rům vnd gunst, auch sonderlich von den französischen kungen pension vnd geld erlangt, vnd hiemit an in siner statt Zürich zů hushab vnd eren kam. Hielt sich demnach im burgundischen krieg so redlich, das, nachdem er vor Murten obrister houptman, zů Ritter geschlagen, an gewalt, eren vnd gůt gächlingen also vast vfgieng, das er dryßig tusend guldin rych vnd so ein gewaltiger burgermeister ward, das er nit allein in sinem ort vnd in der Eydgnoßschafft, sonder auch by allen vsländischen küngen, fürsten, herren vnd stetten, so mit einer Eydgnoßschafft handleten, der fürnemst Eydgenoß geachtet, in allen händlen fürtraf, vil selbs gefallens vnd gewalts, nach gunst vnd vngunst verwaltet, vf sich selber so hoch vertrost, daß er in grossem span zur gegenred durft trutzlich sagen: „Ich bin babst, keiser vnd küng!“ Hatt auch by jnen ein groß ansechen, war geneigt siner statt vnd land nutz, ansechen vnd er, vnd hierin sinen rům vnd nutz ze sůchen vnd ze vfnen. Liebt zů siner verderbnis frevle, můtwillige gesellschafft, vfrichtet die, vnd vnterdruckt die widrigen, insonders von gschlechten, lebt nach eigenem lust ganz ein weltseliger man.

Johannes Aventinus.

Johannes Turmayer, aus Abensberg in Oberbayern (daher er sich Aventinus nannte), wurde am St. Ulrichstage (9. Juni) 1477 geboren. Von seinem Vater, einem ziemlich wohlhabenden Wirthe früh zur Schule angehalten, konnte er schon mit dem 18. Jahre die Universität beziehen. Er ging zuerst nach Ingolstadt, wo er den berühmten Conrad Celtes hörte, dann nach Paris, wo er sich die Würde eines Magisters der freien Künste erwarb, und von dort nach Wien, wohin unterdessen sein Lehrer Celtes gezogen war, durch welchen er mit mehreren bedeutenden Männern in genauere Verbindung kam. Nachdem er daselbst eine Zeitlang über griechische und lateinische Dichter und Redner Vorträge gehalten hatte, durch welche er im Sinne seines großen Lehrers zu wirken und das geistlose Formelwesen der scholastischen Philosophie zu bekämpfen suchte, ging er nach einem kürzeren, durch Krankheit herbeigeführten Aufenthalt in seiner Heimat nach Krakau, wo er die griechische Sprache lehrte und zu gleicher Zeit mit großem Eifer Mathematik studirte. In die Heimat zurückgekehrt, trat er seit 1509 als Lehrer in Ingolstadt auf, wo er sich durch seine geistvollen Vorträge über römische Literatur so große Achtung erwarb, daß er schon im Jahre 1512 zum Lehrer und Erzieher der beiden jungen Herzöge von Bayern, Ludwig und Ernst, berufen wurde. Als solcher machte er mit Herzog Ernst eine Reise durch Italien, nicht ohne großen Gewinn für seine eigene Ausbildung. Als seine Zöglinge erwachsen waren, erhielt er von ihnen einen Jahresgehalt von 100 Gulden, und den Auftrag, die Geschichte Bayerns zu schreiben. Zu diesem Zwecke durchzog er seit 1517 das Land nach allen Richtungen, durchsuchte alle Klöster, Bibliotheken und Archive, schrieb sich eine ungeheuere Zahl von Urkunden ab und sammelte überhaupt so reichen Stoff, wie vor ihm wohl kein anderer deutscher Geschichtschreiber gehabt hatte. Nach diesen Quellen bearbeitete er nun die Geschichte Bayerns zuerst lateinisch, dann aber auch zum Theil erweitert und verbessert, in deutscher Sprache, um durch sein



Werk auch dem Volke nützlich zu sein. Die Freimüthigkeit, mit welcher er die Versunkenheit der Geistlichen, besonders der Mönche schilderte, zog ihm deren Feindschaft zu; und als er im Jahr 1529 von Regensburg, wo er sich nun beständig aufhielt, nach Abensberg gereist war, um seine Schwester zu besuchen, wurde er als der Ketzerei verdächtig (man beschuldigte ihn unter Andern, daß er am Freitag Fleisch esse), ins Gefängniß geworfen. Dies kam ihm nicht ganz unerwartet, daher er auch die Absicht hatte, nach Sachsen auszuwandern, um sich den drohenden Verfolgungen zu entziehen, und sich dann auch wohl offen gegen das Pabstthum zu erklären; doch brach das Ungewitter früher aus, als er vermuthete. Wahrscheinlich wäre es dem trefflichen Mann übel ergangen, wenn sich nicht sein ehemaliger Zögling Herzog Ernst auf das Wärmste für ihn verwendet hätte. Er wurde freigelassen; aber sein Lebensglück war zerstört. Außer dem Grame über die erlittene Mißhandlung verbitterte ihm sein Weib, das er zur Pflege seines Alters bald nach seiner Befreiung geheirathet hatte, die übrigen Tage seines Lebens. Er starb am 9. Jan. 1534 in Regensburg.

Außer der „Bayerischen Chronik" hat Aventinus noch mancherlei geschrieben, so z. B. die Geschichte „von dem Vrsprung der stat Regensburg", eine Schrift über „das alt Römisch kriegs Regiment" u. a. m. Ob er aber auch das „Zeitbuch über ganz Deutschland" wirklich bearbeitet hat, von dem er zu wiederholten Malen in seiner Bayerischen Chronik spricht, ist uns unbekannt; auf keinen Fall ist es gedruckt worden, wie denn auch die Bayer. Chronik erst nach seinem Tode im Druck herauskam.

Ist Aventinus schon als Geschichtsforscher höchst bedeutend, so ist er es noch weit mehr durch den hohen Sinn, der ihn bei seiner Arbeit leitete und derselbe vom Anfange bis zum Ende beseelt, so daß mit Recht sagen konnte: „Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische, oder Aventins bayerische Chronik." Die sehr lesenswerthe Dedikation zu derselben und die eben so bedeutenden Vorreden zu deren einzelnen Büchern, in welchen er seine Ansichten über Geschichtschreibung ausspricht, beurkunden den hohen Adel seiner Gesinnung und vor Allem seine unbestechliche Liebe zur Wahrheit, die er auch dann offen und furchtlos aussprach, wenn sie ihm gefährlich werden konnte. Am entschiedensten erhebt er seine Stimme gegen die Uebergriffe Roms in Kirche und Staat, gegen die Anmaßungen und die Habsucht der Päbste, und der gesammten Geistlichkeit, besonders aber der Mönche, deren schädlichen Einfluß er mit den lebendigsten Farben schildert. Eben so empfänglich ist er aber auch für das Große, und er ist eben so glücklich in der Zeichnung hervorragender Charaktere (1) als in der Darstellung großer Begebenheiten (2), die er mit scharfem, ächt historischem Blicke erfaßt.

Seine warme Vaterlandsliebe, die sein ganzes großes Werk mit belebendem Hauche durchzieht, zeigt sich auch schon darin, daß er dasselbe aus der lateinischen Urschrift ins Deutsche übertrug, wodurch er zugleich eine Höhe der Anschauung beurkundete, welche man bei den meisten Gelehrten der damaligen Zeit schmerzlich vermißt. „In dieser verteutschung", sagt er am Anfange der Dedikation, „brauche ich mich deß alten, lautern, gewönlichen, jederman verstendigen Teutsches. Denn vnser Redner vnd Schreiber, voraus so auch Latein können, biegen vnd krümmen vnser Sprach im reden vnd schreiben, vermengens, felschens mit zerbrochnen Lateinischen wörtern, machens mit großen vmbschweifen vnverstendig, ziehen gar von jhrer auff die Lateinische art mit schreiben vnd reden, das doch nicht seyn soll: denn ein jegliche Sprach hat jhren eigenen brauch vnd besondere eigenschafft. Es laut gar vbel vnd man heißt es Küchen Latein, so man Latein redet nach außweisen der Teutschen zungen; also gleicher maß lauts vbel bey solcher sachen erfarnen, wo man das Teutsch vermischt mit frembder Sprach, demnachs zerbrochen vnd vnuerstendig wirdt. Es hat sonst auch der Land vnd Leut, auch Geschicht beschreibung, jhr art vnd besondere manier vnd meinung, von welches wegen ich mich beflissen hab deß alten natürlichen, jederman verstendig Teutschen, so in gemeinem brauch ist, in den alten Sprüchen, wolgesetzten Reimen vnd Sprichwörtern gefunden wirdt, vnd ja dennoch nicht zu weit, als vil müglich ist, vnd die art der Sprachen erleiden mögen, vom Latein." So hat denn Aventinus, wahrscheinlich auch mit Benutzung von Luthers Vorgang, den einzig richtigen Weg für schöne Sprachdarstellung eingeschlagen; er hat die reine, unverfälschte Sprache des Volkes zum Grunde gelegt, und dieselbe mit verständigem Sinn künstlerisch zu entwickeln gesucht, was ihm auch in ausgezeichneter Weise gelungen ist, so daß sein durch Kraft, Klarheit und Reinheit gleich ausgezeichneter Styl musterhaft genannt und die Lectüre seiner Geschichte nicht genug empfohlen werden kann, na-

mentlich jetzt, wo das Gefühl für die Reinheit und Eigenthümlichkeit der Sprache in so trauriger Weise abgestumpft ist.

1. Aus der Charakteristik Karls des Großen.

Von Keyser Carls fleiß.

ZW nacht legt er allezeit ein Teffelein vnder das haupt; wenn jm etwas Land vnd leuten nutz eynfiel, merckt ers von stund an, stunde gemeiniglich zu mitternacht auff, dacht, was er außrichten wolt den tag, vnd schauwet auch das Gestirn, deß er fast kündig war vnd seinen lust daran hatt. Im Sommer schlieff er gemeiniglich zu mitternacht zwo oder drey stund; zu morgen, wenn man jhn anlegt, ließ er jederman hineyn, verhöret die Leut, vnd richtet sie alle ab: so vngern ließ er die zeit vnmüssig hingehen. Was er wolt, das man den gantzen tag thun solt, schrib er in ein Zedel, gab jn denen, so solches wissen musten.

Von Keyser Carls leib vnd sterke.

ER ist ein gerader, langer Fürst eines grossen Leibs gewesen, siben schuch lang, als sein Cantzler vnd Eyden Egenhart schreibt, hat ein runden kopff, grosse grobe liechte augen nach der Teutschen art gehabt, eines frölichen vnd wolgestalten angesichts, einer grossen nasen. Im alter ist er gantz grauw gewesen: ist jm wol vnd ehrlich angestanden; hat ein kurtzen, dicken halß gehabt vnd einen grossen bauch, der jm doch nicht übel angestanden ist, vnd den man nit hat mögen mercken, nachdem er sunst grosse, gerade gliedmaß von natur gehabt. Hat auch ein stäten, starcken, gantzen vnd vberal einen männlichen Leib gehabt, ein laute red, doch nicht gemeß seiner grösse vnd ein wenig zu klein zu einem solchen grossen leib. Er sey gestanden, gangen oder gesessen, so hat er ein Fürstlich vnd herrlich ansehen gehabt, ist gar einer gesunden art vnd natur vnd nie kranck gewesen, biß in die vier letzte jar, da hat jn das Kalt oder Feber oft angestossen. Im letzten jar hat er ein bösen fuß gehabt, hat hincken müssen vnd hat in der schwachheit nur seines wolgefallens gelebt; ist den Ertzten etwas gram gewesen, daß sie jhm das Brahten, das er am liebsten hat gessen, verbotten.

Von Keyser Carls künsten vnd Geschickligkeit.

ER ist fast beredt gewesen, auch auß vnbedachtem mut in beyden Sprachen, der Lateinischen vnd Teutschen; die Griechische zu lehrnen, hat er sich vnderstanden, doch hat er dieselbige baß verstanden, denn reden künnen. Auff die sieben freyen Künste hat er jmmer grosse mühe gelegt, vil darauff gebauwet vnd gehalten. Darumb hat er bey jm am Hof gehabt derselben zeit den gelehrtesten mann, Albowein, ein Engleser, der etliche Bücher vnd Gesprech, mit Keyser Carl gehalten von der Kunst deß wolredens vnd die warheit zu suchen, außzurechnen alle sachen, im Latein **Oratoria** vnd **Logica** genannt, beschriben hat; seynd noch vorhanden. Er hat die Beschreibung vnd Mappa der gantzen Welt in einen silbern Tisch gestochen gehabt.

Hat die Kunst deß rechnens vnd von natur der zal, so **Arithmetica** Griechisch heisset, vberauß wol gekündt; ist auch der art vnd natur deß Gestirns gantz geübt gewesen.

Die **Musica** hat er gemehret bey den Lateinern; denn so allerley Gesang im thon vnd weise getheilet werden, vnd die Lateiner damals nur die vier brauchten, hat er auch die vier von den Griechen genommen vnd in der Lateiner brauch bracht. Die Griechischen Bottschafften, so offt sie zu jm von den Keysern von Constantinopel geschickt wurden, musten sie jm je singen in der Kirchen auff ir maß vnd weise. Derselbige Gesang gefiel jm wol, musten jm seine Senger nach derselbigen art auch Gesänge machen, vnd von jnen die maß vnd art deß gesangs nemmen vnd lehrnen.

Die wol in den Freyen Künsten geübt vnd verstendig waren, hat er fast begabet, auß jnen Bischoffe gemachet. Er wünschet offt, daß er nur zwölff geschickter Pfaffen, wie Sanct Hieronymus vnd S. Augustinus gewesen seyn, im gantzen Reich möchte haben. Da sagt sein obgenannter Lehrmeister Albowein zu jm einmal, daß jn solcher wunsch verdröß, ein guter feiner Herr wolt zwölff solcher Geistlichen haben, so Gott der Allmechtige in so lange zeit nicht mehr denn zween bißher hat haben künnen.

Sein angeborne Sprach, das ist die Teutsch Zung, hat er am meisten geredt vnd am Hof gebraucht; hats gemehret, hat den vier Winden vnd den Monaten, als etliche schreiben, neuwe Namen geben, nemlich Nord, Süd, Osten, West, wiewol mich dünckt, diese Namen seyen vorlängst bey den Teutschen im brauch gewesen. In dem Zeitbuch vber gantz Teutschland werde ich solchs anzeigen. Die Namen der Monat seynd diese: Den Jener hat er den Wintermonat genennet, den andern Hornung, den Mertzen den Lentzen, den April den Ostermonat, den Meyen den Wunnemonat, Brachmonat behelt noch den Namen, den **Julium** den Heuwmonat, **Augustum** oder Augstmonat hat er den Arnmonat geheissen, den **Septembrem** hat er den Wuitonmon genannt, den **Octobrem** Weinmonat, den **Novembrem** Windmonat, den Christmonat den Heiligmonat. Aber ich werde viel seltzams vnd lustiges dings schreiben im Zeitbuch vber gantz Teutschland von disen sachen, wie es die alten Teutschen vor Christi Geburt gehalten haben.

Er hat auch ein besondere **Grammatica** vber die Teutsche Sprach gemacht, hat derselbigen maß vnd art der Lateinischen geben wöllen, damit mans auch durch etliche Regeln lehrnen möchte, nit allein durch den brauch; hat jr jr rechte art geben, wie man ein jeglich wort recht schreibet, recht hinden hinauß endet, denet vnd zusammen setzet. Ich habe etlich solche Teutsch gelesen in den alten schrifften, aber es ist schwärlich zu verstehen. Es haben je etliche Geistliche Teutsch gelehret, nemlich der Ertzbischoff von Mentz, mit namen Rabwein, vnd Walfrid, der Abt von Sanct Gallen, Hauno, der Bischoff von Hildeßheim, vnd Herman der Lam, ein Graff von Pfering in Schwaben, haben in solch Teutsch die gantze Bibel bracht: ist einem, der der Sprach nicht wol verstendig ist, vnverstendiger, denn das Lateinisch; aber sie ist artig vnd wol verteutscht, wird etwa anderß mehr davon meldung thun.

Item er hat auch die Teutschen Gesänge, von den alten Helden der Teutschen gemacht, zusammen lassen in ein Buch bringen, vnd hat jr auch etliche selbst gesetzt, aber sie seynd der meiste theil verloren, vnd hernach gefälscht durch etliche worden.

2. Wie die Hungarn bei Thierhaubten geschlagen worden sind.

KEiser Otto war dieser zeyt in der Windischen Marck, dempffet vnd stillet die Auffrührerischen Landsessen. So bald er aber höret, wie die Hungarn mit so grosser macht vnder Augspurgk zu Feld legen, ließ er allenthalben im Reich vmbschlagen, nam ein gewaltigs Kriegßvolck an, wolt dem Feind den nechsten zuziehen, hett kein ruw tag vnd nacht, eylet, so fast er jmmer mocht, mit den Sachssen herauß in das Rieß. Deßgleichen kam jm zu hülff Hertzog Conrad auß Francken mit einem Reisigen zeug, Hertzog Bolißlaus auß Behem führet ein mechtig Fußvolck mit jm dem Keiser zu. Hertzog Heinrich auß Beyern war schwach, kundt selbst nicht ziehen, schicket aber seinen öbersten Feldthauptmann, Graff Eberharden von der Sembta vnd Ebersperg, mit einer grossen anzal der Beyern; Hertzog Burckhart führet die Schwaben. Sanct Vlrich was zu Augspurg; als er höret, daß der Keiser vnd andere Fürsten mehr mit so viel Volck vorhanden, zog er mit Hertzog Burckharden auß der Statt. Den nechsten tag am morgens frü stiessen die Kriegßhauffen all zusammen: da wurd beschlossen, man solt die Behmen in der hinderhut bey dem Droß lassen stehen. Die Hungarn fielen in sie, erlegten den Droß; die andern neben dem Keyser setzten tapffer dreyn, fielen mit sieben Hauffen in die Hungarn, dachten nit anderß, denn es

müßt gewunnen oder verloren seyn, zertrennten der Hungarn Ordnung, brachtens in ein gedreng, vmbgabens ringsweiß, stachens darnider, schlugen in sie vnd brachtens in die flucht. Die Hungarn auff der andern seiten deß Lechs, so Thierhaubten innenhetten, wurden dergleichen von den Beyern angriffen vnd auß gnaden Gottes gleichermassen geschlagen. Die Keiserischen jagten die Hungarn in den Lech, der gleich vor jnen war, ertrenckten jrer viel, wurd der Lech voller todter Cörpel. Es kam gar kein Hungar lebendig darvon, etliche wenig wurden gefangen, die andern alle erschlagen, eben an dem tag, da vor acht vnd viertzig jaren die Hungarn gleicher massen die Beyern geschlagen hetten, nemlich am zehenden tag Augusti, ist eben an S. Laurentzen tag, den man derhalben zu fasten vnd zu feyren auffgesetzt hat. Den nechsten hernach hat man der Feind Geläger geplündert, einen grossen hauffen gefangner Leut erlediget. Jederman lobet Gott vmb den grossen Sieg; man hielt ettliche Procession vnd andere Opffer vmb deß Siegs willen, daß Gott der Allmächtige die Christenheit dermassen erlediget hett.

Der Hungarische König Bultzko mit sampt seinen vier Hauptleuten Schab, Lál, Sur vnd Tor wurden lebendig gefangen vnd Graffen Eberharden geschenckt: der schickets also gefangen gegen Regenspurg zu Hertzog Heinrichen, der ließ sie alle fünff vor dem Ostthor gegen Hungarn werts an ein Galgen hencken vnd verzahlen. Die andern gefangenen Hungarn führet Graff Eberhard mit jm gen Ebersperg, ließ ein grosse Gruben graben, warffs also lebendig all dareyn vnd ließ sie mit Erdtrich bedecken vnd erstecken. Was man an beut von Silbergeschirr vberkam, das gab man an die Gottsheuser, ließ Bilder, Monstrantzen, Glocken vnd anderß dergleichen Kirchen Ornat darauß machen vnd giessen. Auff der Christen seyten sind vmbkommen Graff Dietbold von Dilling, Sanct Vlrichs Bruder; Reginwald, ein Graff von Vering, S. Vlrichs Schwester Son, der ein Vatters Bruder Frauwen Bertha, der Anfrauwen Hermanni Contracti, deß Historienschreibers gewesen ist; Hertzog Conrad, deß Keisers Tochtermann; Starcharbus, Bischoff zu Eichstätt (Bischoff Michael von Regenspurg wurd in ein hand verwundt, kam kaum darvon durch hülff, wie man ließt, S. Haimerans) vnd Hertzog Burckhard aus Schwaben, ein Tochterman Hertzog Heinrichs in Beyern.

Nachdem nun Keiser Otto Teutschland vnd das Christlich Volck von den greuwlichen Feinden dermassen erlediget vnd die Hungarn also geschlagen, wurd er von allem Kriegßvolck öffentlich außgeschryen vnd ein Vatter deß Vatterlands genennt. Die Hungarn, so noch daheim waren blieben, erschracken dermassen ab dieser Niderlag, daß sie jr Grentz des Hungerlands mit Gräben vnd Zäunen an den mösigen örtern mit allem fleiß bewarten, hetten nicht mehr lust, andere Land (als sie zuvor biß in das fünff vnd zwentzigste jar an einander gethan) zu vberziehen, waren so gar erlegt, vnd an der macht Keiser Ottens erschrocken (wie denn Luitbrandus Ticinensis vnd Benedictus der sechßt diß namens, Bapst, welche zu dieser zeyt gelebt, geschrieben haben), daß sie sich weiter nicht rüren, noch ein wenig nur dürfften mercken lassen.

Sebastian Franck.

Als Geschichtschreiber dem Aventinus untergeordnet, ist ihm Sebastian Franck als Stylist ebenbürtig, ja er übertrifft ihn noch an Mannigfaltigkeit der prosaischen Darstellung, da er nicht bloß historische, sondern auch zahlreiche didaktische Werke geschrieben. Er wurde im Jahr 1500 zu Donauwörth geboren; von seiner früheren Jugend ist aber eben so wenig bekannt, als von seinen Studien, und das erste Zeugniß seines Daseins ist auch sein erstes Buch, das im Jahr 1527 zu Nürnberg erschien, wo er sich schon damals aufgehalten zu haben scheint. Dort verheirathete er sich mit einer Bürgerstochter, begab sich aber, wie es heißt, aus der Stadt verwiesen, schon im Jahr 1531 nach Straßburg, wo er seine große Chronik herausgab. Da jedoch dies Werk viele Ansichten enthielt, welche mit denen früherer Ketzer übereinstimmten, wurde er auch von dort verbannt, nachdem er noch vorher eine Zeitlang ins Gefängniß geworfen worden war. Es ist unbekannt, wohin er sich nun wandte; im Jahr 1533 finden wir ihn in Ulm, wo er eine Druckerei errichtete und seine Paradoxa herausgab, welche ihm nochmalige Verbannung und den Verlust des erst erworbenen Bürgerrechts zuzogen, und die zudem so großes Mißfallen erregten, daß seine Lehren von den (1540) in Schmalkalden versammelten Theologen verworfen wurden, und man vor ihnen ernstlich warnte. Von seinen übrigen Schicksalen ist nichts weiter bekannt, als daß er um das Jahr 1545 zu Basel gestorben ist, wo er ebenfalls eine Druckerei besessen zu haben scheint. Nach der allgemein verbreiteten Meinung soll er ein Wiedertäufer gewesen sein, aber dies scheint durchaus unrichtig, da er sich in seinen Schriften auf die entschiedenste Weise gegen dieselben erklärt. Vielmehr war er ein Mystiker, wie er sich denn nach Tauler und andern Mystikern der früheren Zeit gebildet hatte, was auch aus seiner Sprache ersichtlich ist. Wie sonderbar oder irrig aber seine Meinungen auch gewesen sein mögen, so verdient er doch immerhin unsere größte Achtung, weil er sich lieber dem größten Elend und den unablässigen Verfolgungen der erzürnten Theologen aussetzen, als seiner Ueberzeugung untreu werden wollte.

Seine zahlreichen didaktischen Schriften werden in einem späteren Abschnitte zu besprechen sein; wir haben für jetzt nur seine historischen Werke zu betrachten. Im Allgemeinen unterschieden sie sich schon darin wesentlich von denen seines berühmten Zeitgenossen Aventinus, daß sie nicht, wie jene, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhen, sie daher auch nicht selbst als Quellen angesehen oder benutzt werden können. Franck hat seinen Geschichtswerken vielmehr nur ältere Bücher ähnlicher Art zum Grunde gelegt, und sich im Ganzen an deren Berichte gehalten. Was ihm aber ganz gehört, das ist zunächst die meisterhafte Darstellung, die sich in allen seinen Schriften, seinen historischen wie seinen philosophischen, durch Kraft, Lebendigkeit und Frische, so wie durch Reinheit und ächte Volksthümlichkeit auszeichnet, und sodann die Selbstständigkeit und die Schärfe, mit welcher er die Begebenheiten auffaßt, die schöne Vaterlandsliebe und die ungeheuchelte Menschenfreundlichkeit, die sich überall warm und kräftig ausspricht. Der Umstand, daß er sich in religiösen Dingen so ganz von den Ansichten der katholischen, wie der protestantischen Theologen entfernte, trug wesentlich dazu bei, ihn von mannigfaltigen Vorurtheilen zu befreien, welche damals auch die freiesten Geister gefesselt hielten; dagegen scheinen seine eigenen religiösen Ansichten seinen Blick in politischer Beziehung verdunkelt zu haben, da es sich sonst nicht erklären ließe, wie der sonst so freigesinnte Mann die Erhebung der Bauern gegen ihre Unterdrücker so hart verdammen konnte, ob er gleich das heillose und unerträgliche Treiben des Adels gar wohl einsah.

Von seinen Geschichtswerken erwähnen wir die „Chronika der Türken“ nur vorübergehend, um sogleich auf die bedeutenderen aufmerksam zu machen,

und zwar zunächst auf seine allgemeine Geschichte, welche er unter dem Titel: „Chronica, Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegyn bis auf das Jahr 1531" in Straßburg herausgab. Sie ist schon deshalb merkwürdig, weil sie der erste Versuch ist, die Weltgeschichte nach einem leitenden Gedanken zu bearbeiten, weshalb er auch nur diejenigen Begebenheiten aufgenommen hat, welche zur Veranschaulichung desselben dienen konnten. Dieser leitende Gedanke war aber der, daß er im Verlauf der Weltgeschichte die wunderbare Hand Gottes zeigen wollte. Hat er diesen Gedanken auch nicht in seiner höchsten, den Endpunkt aller Geschichte bezeichnenden Bedeutung erfaßt, so ist es doch schon eben so dankenswerth als bewunderungswürdig, daß er ihn wenigstens geahnt hat. Zugleich will er durch sein Werk belehren. „Meyns hertzen wunsch wer," sagt er im Anfang seiner Chronik, „das wir aus anderer vilfältigen thorheyt weißheit schöpfften." Wie sehr ihm aber um diese und die Wahrheit zu thun war, und welch offenen Sinn er für diese hatte, zeigt sich in nachfolgender Stelle der Vorrede, die zu schön und bezeichnend ist, als daß wir sie nicht ganz aufnehmen sollten. „Ich kan, Gott hab lob, als ein vnpartheischer, vngfangner, ein yeden lesen, vnd bin keiner Sect oder menschen auff erden also gefangen, das mir nit zû gleich alle frumme zû hertzen gefallen, ob sie schon in vil vnnötigen stucken ein fälgriff thûnd, vnd bin in keines menschen wort geschworen, dann Christi, meines Gottes vnd mitlers, in des gehorsam ich mein vernunfft allein gefangen nimm. Ja, ich würff auch kein ketzer also hin, das ich das kind mit dem bad außschüt, das ist, die warheyt von der lügen weg schlauder, sonder scheide das gold von dem kat. Denn es ist kaum eyn Heyd, Philosophus oder ketzer, der nicht etwa ein gûts stück errhaten hab, das ich nicht darumb verwürff, sonder als fein gold anbett, vnd gleich etwas auch mein Got in Heyden vnd ketzern find, lieb vnd ehre, der, wie er sein Sunne läst scheynen über gût vnd böß, also schüt er sein güte aus über alle menschen kinder, das yederman von seiner güte zu sagen wiß. Darumb ist mir ein warheit ein warheyt, Got geb, wer sie sag, auch in ketzern, vnd bit Got für die übrigen irthumb, das er sie zûdeck, verzeich oder entdeck, das sie die erkennen vnd absteen." In demselben Geist ist seine „Chronika von gantz Teutschland" geschrieben, in welcher er sich voraus bemüht, die Anmaßungen des Pabstthums gegen die Kaiser und das Reich in ihrer allmählichen Entwickelung zu zeigen. Ein schönes Zeugniß seines geschmackvollen Fleißes ist endlich sein „Weltbûch, spiegel vnd biltniß des gantzen erdtbodens", der erste und zugleich höchst gelungene Versuch einer Weltbeschreibung, die sich nicht bloß durch die fleißige und vernünftige Zusammenstellung aller von ihm gesammelten Nachrichten über alle Länder und Völker, deren Sitten, Gebräuche, Kleidung, Religion und Verfassungen, sondern auch durch treffliche Darstellung auszeichnet, wie denn Seb. Franck in der Schilderung von Zuständen, Lebensverhältnissen und Naturerscheinungen höchst glücklich, ja oft geradezu musterhaft ist, wie man sich aus den unten mitgetheilten Bruchstücken überzeugen wird.

Aus dem „Weltbuch".

1. Der ander stand Germanie, der adel.

Der ander stand Germanie ist der adel. Die auß Gottes ordnung recht edel, das ist vätter des vatterlands, ein forcht vnd rût der bösen, vnd ein schiltbürg, auffenthalt der frummen sein solten, witwen vnd weysen handthaben, die schinden vnd schaben sy selbs, vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbs wölff, vnd reissend alles mit gewalt zû ynen, was sie vermögen, vnd wer not, das man vor den hüttern vnd wächtern hüttet vnd wachet. Deren Adel gantz vnd gar von seinem alten glantz ist kummen, vnd etwan an tugend stûnd, yetzund aber allein mit stoltzheyt, bracht, reichthumb, geburt, Tyranney yren Adel beweißen, vnd wie sy yederman förcht vnd hasset, also müssen sy auch förchten vnd von yederman verhasset sein, vnd nicht, dann orenkrawer vnd heüchler für ware freünd, ja in der warheit sovil feind, wie vil knecht vnd vnderthonen haben.

Nun zeyget zwar die necht beürisch auffrür genûgsam, was für lust vnd freündtschafft die vnderthonen zû yren herren haben, die also mit gewalt faren. Die alten Edlen wolten mit wolthat ynen die vnderthanen gewegen vnd willig machen, vnd biß war auch yhr maur vnd seül, darhinder vnd darauff yhr reich stûnd.

Sy aber achteten sich auch reich, so sy reiche vnd wolhabende vnderthonen hetten, die sie in allweg mit gûtter ordnung, vorgehung vnd gsetzen fürderten, auff das sy immer ye meer zû geben hetten. Yetz wil man es alles mit gewalt auß ropffen, ja auff einmal nemmen, vnd zû lieben, kriegen vnd geben nöten, vnd in summa törlich vnwillige hund zû jagen füren, so doch nie icht in die lenge bestanden ist, das forcht oder notzwang hat außgebroschen vnd abgenöt. Die natur entsitzt ab dem notzwang, die liebe will frey sein, vnd bede, der will vnd das hertz, vngezwungen.

In summa, es ist yederman eingepflantzt ein liebe der freyheit von dem freyen Gott, das wir lieber wöllen gefürt, dann gezogen werden. Darauff haben vil vnedel vnd Edle wenig acht, sunder forderen heut biß, morgen das, mit was füg, da fragen sy nit vmb.

Sy treiben kein andere handtierung, dann jagen, beissen, sauffen, prassen, spilen, leben von rent, zinß vnd gülten im überfluß köstlich. Warumb sy es aber nemmen, vnd was sy darfür schuldig seind zûthûn, gedencket kaum einer seins ampts, so yhn doch dise macht auff der burger halß zû legen vnd ein einigen pfenning zû forbern, nicht on vrsach vnd geding zur besserung, vnd nicht zum nachtheyl der vnderthonen geben ist, so wol als dem taglöner sein taglon, das er darumb den tag schaffe. Also auch disen, nemlich darumb das sy wittwen vnd weyssen vor gwalt entschütten, dem armen vor gwalt rechts verhelffen, vnd sich vmb aller menschen not, als yrer eygnen, annemmen, wie vätter des vatterlands: darumb sollen sy yhr rent, zinß, gült vnd auffenthalt haben, wie einer, der dem Altar dienet, vom Altar, darmit ein yeder taglöner seins taglons bekumme. Thûnd sy dasselbig nicht, so ists eitel Tiranney vnd ein gewaltigs abnemmen, das sy den vnschuldig anfordern vnd mit gewalt abnemmen, nicht anders, dann als wann ein tagwercker sein taglon an mich fordert, ja abnötet mit gwalt, vnd hett doch kein arbeyt nie angefangen, noch angerürt; doch soll man in allweg gewalt on auffrûr vnd widerwertigkeit leiden, vnd Gott klagen, der es reche vnd ablege. Wann ein yeder seines ampts gedecht, so würden sich nicht also vil vnberûfft eintringen vnd vmb die predicatur, ämpter, oberkeit vnd narrenkappen also reissen. Auff die woll vnd milch sicht man, auff die wolfart vnd haut der schaaff niemandt.

Darumb ist der Adel fast aller, wie er yetz im schwanck gehet, ein überbliben stuck der Heydenschafft, von vnsern ältern auff vns geerbet, da nicht ist, dann ein rennens, stechens, turnierens, seinen schildt, stamb vnd nammen hoch auffwerffen, spilens, kriegens, hetzens, herrschens, müssiggeens, übermût treiben rc, welcher Adel biß fleysch vor Gott stinckt, verworffen, außgetilget vnd auß seinem reich außgemustert ist. j. Cor. j. Luc. xvj. Weil im Christenthumb alles eins ist in Christo vnd alle gleich edle brûder seind, wie sy alle einen vatter in dem him-

mel anbetten, ob sy wol in den ämptern vnterscheyden seind, wie das aug von der hand, so gehören sy doch all an einen leib. Also ist ein oberkeyt oder prediger nit ein sundere, vor Gott edlere creatur, dann ein frummer baur, auch nicht von den andern vnderscheyden, dann ampts halber, wie ein Haffner vnd Wagner. Gott sichet auch nicht auff die person, vor dem weder Künig, fürst, noch baur ist.

Die welt aber hat yren Adel, den last sy yhr nit zucken noch dautzen; der stat in oberzölten stucken, aber ein frembdes ding im Christenthumb, da uns Gott zů hauff in ein leib schmidet vnd allzůmal brůder nent: dā ist weder Herr, noch knecht, sunder alles eins. Darumb ist es ein thorechts Heydnisch ding vmb den Adel, wie yhn die welt auffwirfft, so doch wissenlich ist, das wir alle gleich von einem vatter in dem himmel vnd von einem vatter Adam auff erden her kummen, wie des sprüchwort laut: „Wa oder wer was der Edelman, da Adam reüttet vnd Eua span?" Der welt üppigkeit vnd die Nemrottisch hochfart hat diß fleisch Adel erfunden.

Nun diß volck ist nicht allein in Germanien, sunder in allen nationen gwaltig, prachtlich, vil von ym selbs haltende, vnuerträglich, die mit gwalt faren, vnd dannocht gnedige Herren wollen genant sein. Luc. xxij., also das auch in Egipten, die sich selbs für die Edlesten über alle andere menschen halten, vnd die allein im stegreyff sich nören, vnd von dem raub geleben. Ab disen Edlen klagen sich die Propheten vilfeltig, sunderlich Amos, Oseas, Micheas rc.

Weitter gedunckt sich der Adel Teütscher nation des gůt sein, das sy jagen, můssig geen, oder reütterey vnd federspil treiben, schämen sich auch gar seer, gemeynklich Burger zůsein vnd gemeyne stattrecht zůleiden, oder nur eyniche kauffmanschatz vnd handtwerck zůtreiben, oder zů einer Burgerin zů heyraten; sy fliehen auch der Burger gesellschafft vnd handtierung, halten sich zůsammen mit gesellschaft, heyrathen rc.

Nun weiter yr wonungen seind notfeste Schlösser an bergen, wälden rc, halten kostlich haus mit vilerley gesind, pferden, hunden, geschmuck, haben ein besundern brangenden gang vnd ein nachtrab der verwanten, das man sy alsbald am gang vnd der geberd erkennet. Man nennet sy Edel vnd Erenuest; yr wappen hencken sy in kirchen an die wend, altar, hin vnd wider in den stetten an die würtzheüßer entpor, darbey man einen yeden Adel erkenne, haben auch ein yeder sein eygen angeboren Insigel; vnd kummet dem merern teil nicht, wie den alten, der Adel von tugent oder dapffern, redlichen thatten, sunder von geburt her, das vor den weisen gnůgsam lächerlich ist, vnd daruon ein sprüchwort haben erdacht: Aut regem aut fatuum nasci oportet. Armůt ist disem stand gar schendtlich, begeben sich ee in allerley gefar, darmit sy eer vnd gůt yrem stand nach überkummen.

Vil ziehen kriegen, Fürsten vnd Herren nach; gerat yn dann ein beüt, das sy reich wider heym kummen, so seind sy erst recht Edel; dann reichthumb auch vil Burger vnd bauren edel vnd wappensgnoß hat gemacht, dann pecunie obediunt omnia, gelt regiert die welt, wie Salomon sagt. Sy geen selten zůfůſß über feld, ist auch yrem stand schendtlich. Verletzt oder angetastet, rechen sy sich selten mit recht, sunder vil brechen yn etwan ein vähe ab einem zaun, sagen ab mit feindsbrieffen, kriegen vnd rechens mit feür, raub rc, darmit sy die verletzer zum vertrag gleich offt nöten.

Die priester Teütscher nation vermögen sich nit wol mitt ynen; yedoch damit sy mit frid von yn seind, heüchlen sy yn redlich vnd erzeygen grosse freündtschafft. Sie achtens aber heymlich für ein rachgirigs, hochtragens, stoltz, vnrůwig volck, das der kirchen gůtter gefar ist vnd auch die geystlichen offt anwendet. Wünschen derhalben offt, das sy vnder das Burgerlich joch, wie in Schweitz gezogen, damit yhr Tiranney gesteurt vnd yhr gwalt gemindert würde, wie wol ich acht yr Tiranney leidenlicher, dann jhener heüchlerey, als damit sy vns allein vmb leib vnd gůt bringen, jhene aber vmb das aller theüerst pfand, die seel. Darumb werden wir disen gwalt zůleiden; jhenen aber nit zůhören vnd in allweg zů widersteen geheissen. Math. v.

Nun der Adel Teütscher nation hatt fast in allen dingen etwas sunders, kleyd, herberg, gang, red, sitz im Tempel, begrebniß rc. Der gang ist stoltz, die red trotzig, das kleyd wild vnd weltlich, das angesicht vol trowens, yr gemůt, wenig außgenummen, vnuertreglich, krieggirig vnd voll rachs, rc.

Weil nun diser Heydnisch adel des fleyschs vor Got ein greüwel ist, vnd der Teüfel ein Fürst, Got vnd der aller edelst in der welt, vnd disen weltlichen Adel herrschet; můssen von not wegen disen Adel verleugnen, auß ziehen vnd geystlich von sich werffen alle, die vor Gott recht Edel sein wöllen, weil der welt Adel weißheit, leben vnd wesen sich gar nicht reimpt zů dem, das Gottes ist vnd will. Von des Adels ankunfft liß meine vorige Chronica.

2. Der dritt stand Germanie, die Burgerschafft.

DEr dritt stand ist die Burgerschafft oder Stadtleüt: deren seind etlich dem Keyser, als in den Reichßstetten, etlich den Fürsten verpflicht, etlich für sich selbst, als in Schweitz vnd freystetten.

Die Form eins rathes, rechtens, wal vnd regiments ist vns einheymischen Teütschen wol bekant. Jr gewerb ist mancherley, künstlich, als yendert im volck auff ertrich; wiewol vor zeiten Barbari vnd ein vngeschickts, kunstloses, wildes, vngezämpts, krieggirigs volck, yedoch yetz ein subtil, weltweiß, kunstreich volck, darzů zů allen händeln kůn, freüdig vnd geschickt.

Nun ich acht aber, wie nichts bestendigs auf diser erden ist, vnd die Reich vmbgeen, vnd von einer hand in die ander fallen, also auch das hertz, künst, vnd alle andere gaben Gottes: yetzund hat diß volck das hertz, můt, freüd vnd stercke, dises die künst vnd auch weißheyt, jhenes die herrschung vnd Regiment der welt, aber alles ein weil, bis es stoltziert, des überhebt, vnd damit sich eben hochfertig, übermůttig vnd vnwirdig macht, das wider von dem stůl hochmůttig wird gestürtzt, vnd das reich, hertz, künst vnd alles wider von yhn genummen vnd einem andern geben: des bezeügen alle Histori vnd erfarung.

Weitter ist auch in mechtigen freystetten vnd reichßstetten zweyerley volcks, gmeyne Burger vnd geschlechter, die etwas edel sein wöllen vnd auff adelisch manier von yren rendten vnd zinßen geleben. Sy leiden kein gmeynen Burger in yrer gesellschafft, ob er yn gleich an reichthumb gleicht, heyraten auch eben so wenig, als der Adel, vnder sy, sunder gleich zů gleich, wer nicht verschmecht will sein vnd ein außwurff: doch haben sy ein recht, vnd ist kein teyl dem andern vnderworffen.

Diß grůßbar, freündtlich volch lebt vndereinander freündtlich, auff gmeinen vnd sundern plätzen: da kummen sy zůhauff, reden, handtieren, laden einander. Die kleydung ist, wie gesagt, alltag neüw. Nitt lang, noch bey menschen gedechtniß trůg man spitzige schůch mit langen schnäbeln, kleyne, enge, kurtze kleyder, kappen mit zotten; yetz ist es alles anders vnd vmbkert; weit, groß, die schůch breyt vnd maulecht. Der weiber kleyder ist yetz kostlich, aber erbar gemacht vnd wenig (außgenummen den fürwitzigen überfluß) zu tadeln; jedoch hat Germania freysame, hefftige, den mennern vngehorsame weiber, als yendert im volck, deren meysterschafft nit lieberlich zůwören ist, das ich anderer vntugend vnd vnzucht geschweig. In meſß hören vnd leßen lassen ist es ein andechtig, abergleubisch volck, das vil auffs meſß lesen helt, vnd auch vor tags offt maydt vnd knecht zů der frůmeß nöt. In allmůsen geben ist es milt, ernört vil bettelmünch vnd ander geistlichen, deren sy den hauffen haben, als kaum ein volck, Item vil stifftkirchen voller Chorherren, Thůmbherren, Bischöff, Prelaten, äpt, Pröbst, Decan rc. Der spittel hat diß volck nitt wenig; Item

in stetten hin vnd her vil arme schůler vnd halbpfaffen, die sy zů pfaffen auffziehen, vnd wiewol sy yn nit seer hold seind, so hett doch ein yeder gern ein pfaffen, vnd gedunckt derhalb sein gantz geschlecht selig. Germania gibt seer vil arms volcks vnd bettler, das meer auß vnmessigkeit, dann von natur in armůt vnd kranckheit gefallen ist, vnd so ein verthon volck, das es meer auß seinem můssiggang vnd stätem zeren vnd wolleben an bettelstab kummen ist, dann auß übelstand des lands vnd theürung der narung: dann hat diß volck, so thůt es vnd löbt S. Martin, lebt also in tag auff geratwol, on alle fůrsorg der merteyl, vnd ist yr narung durch gmein hindurch so abgewegen, das all tag auffgent, vnd kaum ein böse woch einbůssen künnen; ich geschweig, das sye selten ein böß iar mit stätem übertrag dulden. Darzů hat diß volck vil anstöß vnd abnemmen, bede von yrer herrschafft, allerley geystlichen, vnd so vil arme nötige leüt, das du dich verwundern möchtest, wie sys ernören möchten; dann kaym der halb teyl, ja nitt der dritteyl arbeit, so du yr herrn, můssigen Burger, kauffleüt, Adel, Fürsten, schůler, pfaffen, allerley münch, kinder, krancken, bettler, schwangeren frawen, ja all weiber rechnest. Wie die tempel, schůlen vnd stett gebauwen sind, sehen wir teglich vor augen.

3. Der vierdt stand, baurn.

Diß můselig volck, die bauren, kobler, hirten rc ist der vierdt stand. Deren behausung, leben, kleydung, speiß, weiß rc weyßt man wol: ein seer arbeitsam volck, das yedermans fůßhader ist, vnd mit fronen, scharwercken, zinßen, gülten, steüren, zöllen hart beschwert vnd überladen ist, doch nit dester frümmer, auch nit, wie etwan, ein einfeltig, sunder ein wild, hinterlistig, vngezempt volck. Yr handtierung, sitten, Gotsdienst, bauwen ist yederman bekant, doch nit allenthalben gleich, sunder wie an allen orten: lendlich, sittlich.

Thomas Kantzow.

Unter den Geschichtschreibern des Nordens nimmt **Thomas Kantzow** eine der ersten Stellen ein. Er wurde wahrscheinlich im Jahr 1505 zu Stralsund geboren, besuchte seit 1525 die Universität Rostock, wo der durch seine zahlreichen, in lateinischer Sprache abgefaßten historischen Schriften berühmt gewordene Albert Cranz sein Lehrer war, und ihm Liebe für das Studium der Geschichte einflößte. Schon im Jahr 1528 trat er als Secretär in die Dienste der Pommerschen Fürsten Barnims IX. und Georgs I. in Stettin, im Jahr 1532 aber in die Kanzlei zu Wolgast als Geheimschreiber Herzog Philipps I. Diese Stelle scheint er jedoch im Jahr 1538 aufgegeben zu haben, um sich ganz den Wissenschaften und namentlich der Bearbeitung seines Geschichtswerks zu widmen. Er zog nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon und Bugenhagen in vertrauten Verhältnissen lebte. Dort wurde er nach einigen glücklich und in unausgesetzter Thätigkeit verlebten Jahren krank; er wurde nach Stettin gebracht, wo er am 25. Sept. 1542 starb. Die Abfassung der „Pommerschen Chronik war ihm zur Lebensaufgabe geworden, weshalb er sie dreimal bearbeitete; ja er hatte schon den Anfang zu einer vierten Bearbeitung oder vielmehr vollständigen Umgestaltung derselben gemacht, als ihn sein früher Tod den Wissenschaften entriß. Die erste Bearbeitung ist niederdeutsch, die andern dagegen sind in hochdeutscher Sprache geschrieben. Alle drei sind im Drucke herausgekommen, die letzte, ausführlichste, ist leider nach einer, wenigstens in Bezug auf die Sprachformen ungenauen Abschrift herausgegeben worden, da sich die Originalhandschrift verloren hatte. Dieselbe ist zwar in neuerer Zeit wieder aufgefunden, aber noch nicht veröffentlicht worden. Abgesehen von ihrer historischen Wichtigkeit, verdient Kantzows „Pommersche Chronik" wegen ihrer einfachen, aber kräftigen Darstellung, in welcher der Einfluß von Luthers Styl, namentlich in der letzten Bearbeitung, nicht zu verkennen ist, so wie wegen ihrer frischen, lebensvollen Schilderungen rühmliche Erwähnung.

Die Stadt Arkone und der Götze Swantewit.

Dieselbe (Stat) war gelegen auff der Insel Witto (den das land Rhügen ist noch in andere Inseln geteilt) auff jenem hohen berge am Meer, vnd ward von norden, osten vnd süden von natur vhest, den der berg war steyer herab, vnd so hoch, das man kawm mit einem pfeilschus die höhe der mawren erreichen mochte. Von niedergange aber war sie mit einem walle von fünftzig ellebogen hoch befestet, welches walles vnderste helffte von erde vnd leime was, vnd die ander helffte oben was von plancken vnd bretern, dar erde darzwischen geschüttet was vnd dar auch etliche plochheuser eingemacht weren. Von nordnordwesten war ein hüpscher brůnsprinck, da die burger wasser aus holten. Vnd war nur ein thor, da man durch den wal an die Stat komen mochte, vnd sunst keins mehr. — — — Mitten in der Stat war ein hüpscher freyer platz; darauff stund ein schöner tempel, den die Rhügianer vor allen andern tempeln in grosser erwürde hielten. Darin stund ein scheußlich groß bild des abgotts Schwanteveits, welches mit der grösse aller menschen gestalt vbertraff. Das hette vier heupter, davon zwey auff die brust vnd zwey auff den rüggen sahen, doch so, das einem deuchte, das von den fornisten vnd hintersten eins stets zur rechten vnd das ander zur lincken sehe. Dieselben heupter hetten nach art der Rhügianer kurtz abgeschnitten har vnd berte; vnd der abgott hette in der rechten hand ein horn von Metall gemacht, welches der pfaff alle jar vull getrencks pflag zu giessen, vnd daraus weissagen des nachfolgenden jars frucht- oder vnfrüchtparkeit. Die lincke hand was jme etwas in die seite gebogen, vnd darin hielt er einen bogen mit pfeilen, vnd hette einen langen rock an bis auff die schenckel. Mit den füssen stund er gleich der erden, wie ein mensch; aber vnter der erd het er noch ein schemel, da er auff stund: aber das khonnte man nicht sehen, sonder man meinte, er stund sunst frey auff seinen füssen. Nicht fern vm jme sahe man zaum, sattel vnd ander götzenwerck, vnter welchem allem sein schwerdt das seltsamste war, welches sehr groß was vnd hüpsch gereiffet vnd mit silberschalen vnd scheiben geziert was. Demselben abgott hielt man einmal im jar hohe feyr vnd eine gute zeche dergestalt.

Er hette einen pfaffen, der der obriste priester war, vnd trug einen langen bart vnd lange har, welche weiße vielleicht von Longobahrden hergekommen. Derselbe verkündigte das fest, wen alle früchte vnd getraide eingepracht weren. Vnd wen derselbe tag ankham, so ginck er des tages zuvor mit einem beßem in den tempel, den sonst müste nymand hineingehen, vnd kerte das flor vnd machts in die kirche hüpsch vnd rein. Aber er moste sich hüten, das er keinen athem darinne lies, sonder so oft es jme von nötten was, athem holen, muste er hinauslauffen vnd den athem dar auß blaßen; den sie meinten, die gegenwertigkeit des Gots würde von Menschen vhraden beschmitzt. Des andern tages kham alles volck vor den tempel. So nham der priester das horn, das der abgot in der hand hette, und besahe es; wo er den fand, das vom getrenck weß eingegangen was, so sagt er, es würde ein schrahn jar werden; war es aber noch vull, so sagte er, es würde ein fruchtbar jar werden vnd darnach müste man sich mit einkauffen vnd verkauffen vnd verwarung des getraides wißen zu richten. Darnach goß er das alte getrenck vor die füsse des abgotts vnd tette new getrenck darin, vnd geperte, das er dem abgot davon schenckte, vnd wünschte dazwischen sich vnd dem gantzen

vaterlande guts vnd dem volck sieg, reichthum vnd alle wolfahrt; vnd alsbald saufft er das horn mit einem trunck aus, vnd goß es widder stricke vull, vnd setzte es dem abgot gegen das ander jar widder in die hand. Man prachte da auch einen honichkuchen von sonderer grösse, also das ein stehender mensch schier dahinten khonte verporgen sein. Da ging der priester hinten vnd fragte das volck vber den kuchen, ob sie jme auch sehen; so sagten sie, kawm oder gar nicht. Darauff bat der pfaffe den abgot, das das andere jar möchte so fruchtbar werden, das sie so grossen kuchen möchten machen, das sie jme gar nicht sehen khönten. Darnach redete er das volck im nahmen des abgots an, vnd ermahnete sie, das sie sollen sollichen Gottesdiensten zu ewigen zeiten begehen, vnd den got so ehren, dafür würden sie gewiß haben alle wolfart vnd gedeyen; wer es aber vnterließe, würde in straffe des gots vnd ewige verderbniß fallen. Hernach schenckte das volck die ersten früchte dem abgot vnd schlachteten jme viel viehes vnd vögel, vnd hielten da den gantzen tag einen guten praß an eßen, trincken, singen, springen vnd andere freuden.

Dis war aber des Abgots einkhomen: ein jeglicher mensch moste jme des jars einen schilling, das ist jetziger müntze ein ort, geben; item, wen die Rhügianer kriegten oder rawbten, mosten sie jme den dritten teil der bewte geben; item es moste nymand in dem Lande handeln oder wandeln, er gab den dem Abgott den zehnten teil von aller war; auch moste man jme den zehnten von allem heringfänge geben. Zudem hette der Abgott stets 300 Rewter vnd pferde in seiner besoldung; alles, was dieselben rawbten oder schetzten, das wurd in des abgots Cammer geprachat, darvber der hohepriester gewalt hette, vnd davon allerley zyr vnd schmuck des abgots vnd des tempels ließ machen. So sahe man auch im tempel viel geschenck von silber vnd gold, die die heyden geopfert hatten. Den disen abgot was zuvor nicht allein Rhügen, sonder auch gantz wendische land zinßbar geweßt; vnd darzu hetten auch andere frembde vngläubsche Khönige vnd Fürsten jre verehrung darhin geschickt, vnter welchen Swenotto, Khönig von Dennemarck, als er den christentumb abwurff, einen groffen vergüldeten silbern schawer dahin gesandt hette, der noch jtzt vorhanden was, desgleichen auch eine gülden schale, die Mestewin, der Fürst der Obotriten, geschenckt hatte.

Dieser abgot hette auch ein gros, weis pferd, dem man kein har aus der mene oder schwantze zihen moste. Dasselbig muste allein der Hohepriester fütern, vnd sunst nymands darauff sitzen, wan der priester, damit nicht der gemeine geprauch des pferds jme eine verachtung mache. Auff dem pferde meinten die Rhügianer, das Schwanteveit gegen seine veinde reyden vnd kriegen pflog, welche meinung das sterckte, das man oftmals das pferd mit schweis vnd kot so bestawbet fand, als hette es auff fernen weiten wegen geweßt. Vnd durch das pferd pflagen sie auch wahrsagung nhemen jres glücks oder vnglücks. Dan wan etwer wolte einen krieg anfahen, so pflag man drey schichte spisse vor dem tempel des abgots nidderstechen vnd quer vber andere spiesse binden. Vber dieselben fhüreten sie das weiße pferd vom kirchhofe, vnd so es dreymal nach einander mit dem rechten fuß erst vbertrat, so was es gut gelücke, so zogen sie frisch aus; wo es aber ersten mit dem lincken fuß vbertrat, so was es schlechts vnglück; trat es aber erst mit dem rechtern, darnach mit dem lincken fuß vber, so stund die sach beid zu gewinst vnd verlust im zweivel. Vnd die Rhügianer tetten keinen krieg, huben auch nichts grosses an, das das gemeine land vnd volck betruff, sie hetten den auff solliche weiße ein gut zeichen vnd anblick. Aber sunst in andern jren sonderlichen sachen nham ein jeder warsagung von jtzlichem thier, das jnen begegnete. War es ein gut thier, oder war sunst der anblick gut, so fhuren sie fhort; wo nicht, so hielten sie inne. Sie haben auch oft das Loß gepraucht dergestalt: sie haben drey vierecкte holtzlein gehapt, welcher jeders zwu weiße vnd zwu schwartze seiten vmbschichts hette, dieselben haben sie ohngefehr worffen: ist dann der weißen seiten mehr obsugelegen, so ist es glück geweßt, wo aber der schwartzen mehr, ists vnglück geweßt; vnd des vnglaubens mehr. So hat auch Schwanteveit im land zu Rhügen hin vnd widder viel mehr priester vnd kirchen gehapt, dar sie jme mit seltzamer art opferten vnd dieneten; vnd ließen sich die Rhügianer bedüncken, es wer so gewaltig ein got, das sie nur auff seinen schirm thun möchten, was sie wolten, er khönte sie wol darin verteidingen.

Sebastian Münster.

Sebastian Münster, geb. im Jahr 1489 zu Ingelheim in der Pfalz, begab sich, nachdem er die ersten Gründe in den Wissenschaften gelegt, in das Kloster Ruffach, wo Conrad Pellican die hebräische Sprache und Mathematik lehrte, zog dann mit demselben nach Tübingen, setzte da seine Studien fort, und trat bald darauf in den Franciscanerorden, den er jedoch in den ersten Jahren der Reformation wieder verließ, um sich der neuen Lehre anzuschließen. Nun wandte er sich nach Heidelberg, wo er Vorlesungen über hebräische Sprache und Mathematik hielt, durch welche er sich so großen Ruf erwarb, daß er im Jahr 1529 nach Basel berufen wurde. Dort lehrte er außer jenen Fächern auch Theologie; doch legte er später die theologische Professur nieder, weil diese ihn zu sehr von seinen Lieblingsstudien abzog, denen er seine Thätigkeit ausschließlich zu widmen beschloß. Er war einer der ersten, der das Studium der Astronomie und Geographie wieder belebte, und dasselbe theils durch seine Vorlesungen, theils durch seine Schriften mächtig förderte. Er arbeitete an dem großen Werk, das seinen Ruf auch bei der Nachwelt sicherte, 18 Jahre lang mit rastlosem Fleiß; es kam unter dem Titel „Cosmographie“ zuerst im Jahr 1544 heraus, und erlebte in nicht ganz hundert Jahren vierundzwanzig Auflagen, die lateinischen, französischen und italienischen Uebersetzungen ungerechnet. Münster starb, von Allen die ihn kannten, tief betrauert, am 23. Mai 1552. Seine „Cosmographie“ kann sich zwar hinsichtlich der Darstellung nicht mit Francks „Weltbeschreibung“ messen, aber wenn ihm auch die Kunst lebhafter und malerischer Schilderung fehlte, die jenen so sehr auszeichnete, so ragt sie dagegen durch verständige Benutzung des reichen Stoffs hervor, den sich Münster nicht bloß aus Büchern oder handschriftlichen Nachrichten, sondern auch durch eigene Anschauung auf Reisen zu verschaffen suchte. Sein Werk gewinnt dadurch vielseitiges Interesse, daß er mit der Länder- und Völkerbeschreibung auch die Geschichte in übersichtlicher Weise erzählt. Auch zeichnet es sich durch die im Ganzen freilich rohen, aber für die Zeit doch höchst bedeutenden Karten, Ansichten von Städten u. s. w. aus, die ihm in großer Anzahl beigegeben sind. Von den unbekannteren Ländern wird freilich oft viel Fabelhaftes erzählt, aber auch diese Stellen sind für die historische Betrachtung der Geographie keineswegs unwichtig. Wir dürfen endlich nicht unterlassen zu bemerken, daß Seb. Münster einer der ersten war, welcher über die Entdeckung von Amerika, oder von den „nüwen Inseln“, wie er sie nannte, ausführlicher Bericht gab.

Aus dem vierten Buch der Cosmographie Lappenlandt. Cap. xxxiiij.

ES werden dieses Landts Einwoner darumb Lappen genannt, daß es läppische Leut seind, vnd nicht durchaus

witzig, gantz wild, zum theil Viehisch. Es hat kein frembde nation mit jhnen gemeinschafft, es hat auch lang niemandt jhre Sprach verstanden, vnd darumb so man etwas mit jhnen hat wöllen handlen, kauffen vnd verkauffen, hat man das mit deuten oder mit zeigen müssen außrichten. Ja an etlichen örtern seind sie noch gar wild vnd Leut scheuch; dann sie fliehen, alsbald sie mercken, daß frembde Leut vorhanden sind, oder so man zu jhnen schiffen will. In jhrem Landt wechßt weder Korn, noch Wein, noch Baum, noch Frucht oder sonst etwas, sonder sie ernehren sich mit Gewild, das sie schiessen, vnd mit Fischen, kleiden sich mit wilder Thieren Häut. Jhre Schlaffkammern seind Hülen des Erdtrichs, dareyn sie dürr Laub strewen; etliche hausiren in den grossen hohen Bäumen, vnd etliche haben jhre Wonung vnter den zelten. Sie bawen kein Feld, sonder haben Fisch, deren viel da gefunden werden, dörren sie vnd machen Mäl darauß. Es ist ein starck Volck vnd ist lange zeit frey gewesen, biß die Nordwegier vnd Schweden an sie mit gewalt gesetzt haben vnd sie gezwungen, järlich Tribut zu geben, nemlich köstliche Fäl von den kleinen Thieren. Das Landvolck ist kleiner Person, aber wol besetzt, seind behend mit Bogen zu schiessen, darzu sie von Kindt auff werden gewennet. Dann man gibt den jungen Kindern kein Speiß, sie haben dann vorhin den fürgestellten Zweck getroffen. Jhre Kleidung ist gemacht von zusammengeneeten Fälen, die sie brauchen wider die Kelte. Sie thun nichts, dann daß sie Jagen, Voglen vnd Fischen. Die Fisch dörren sie am Lufft vnd führen sie mit Schiffen hinweg sampt den Fälen an etliche bestimpte örter, da die Kauffleut hinkommen, vnd vertauschen sie an Korn ohn alle Red, brauchen allein in jhrem verkauffen etliche Zeichen, mit denen sie jhren willen den Kauffleuten zu erkennen geben. Sie haben keine Roß, sonder brauchen für sie Thier, die man inn jhrer Sprach Rainiger vnd Rainen nennt, vnd seind so groß vnd geferbt, wie ein Esel, haben aber gestallt vnd auch Hörner, wie ein Hirtz, außgenommen, daß die Hörner werden vberzogen mit weniger Wullen, seind niderer vnd haben nicht so viel Zincken, als an einem Hirtzen. Sie gehen bey einander, wie ein Herd Vieh, vnd so man sie zam gemacht hat, geben sie vast gute Milch. Sie lauffen also schnell, daß sie in zwölff stunden ein Schlitten ziehen mögen dreissig Teutscher Meilen weit.

Vnd wann sie lauffen, schnell oder langsam, krachen jhnen die Knoden vnd Gleych in den Schynbeinen, gleich alß schlüg man Nuß zusammen. Etliche schreiben, daß sie grösser seind, dann die Hirtzen, vnd das zeigt wol an jhr weit vnd groß Gehürn. Sie gebrauchen sich auch der Zauberey, wie etliche darvon schreiben, vnd das also gewaltig, daß sie ein Schiff im Meere, wann es in seinem lauff ist, mit jhrer Zauberey stellen mögen, daß kein Wind weiter treiben mag. Darwider ist ein eintzige Artzney, darab die Geyst, die das Schiff halten, fliehen vnd krafftloß werden, oder sich dermassen stellen, alß möchten sie das Schiff nicht lenger gehalten, vnd ist nemlich Jungkfrawen Koth, damit man das Schiff außwendig vnd etliche Höltzer innwendig schmiert.

Götz von Berlichingen.

Götz (Gottfried) von Berlichingen „mit der eisernen Hand“, aus einem alten Geschlecht, das schon im 10. Jahrh. blühte, wurde im Jahr 1480 zu Jaxthausen im jetzigen Königreich Würtemberg geboren. Nachdem er kurze Zeit die Schule besucht, und dann bei seinem väterlichen Oheim Konrad das Reiterhandwerk erlernt hatte, trat er in die Dienste des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den er aber bald darauf verließ, um bei dem Herzog Albrecht von Bayern Kriegsdienste zu thun. Bei der Belagerung von Landshut verlor er die rechte Hand, die er sich durch eine eiserne ersetzen ließ, woher er



seinen Beinamen erhielt. Er zog sich hierauf nach Jaxthausen zurück, doch wurde er bald in Fehden, namentlich mit den Reichsstädten und mehreren geistlichen Fürsten verwickelt, in denen er zwar Tapferkeit und biederen Sinn an den Tag legte, dabei jedoch auch manche Räubereien nach Art des damaligen Adels sich zu Schulden kommen ließ. Im Kriege des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, welchem er Beistand leistete, wurde er (1522) gefangen nach Heilbronn gebracht und nur gegen starkes Lösegeld entlassen. Auch am Bauernkriege (1525) nahm er, jedoch nur gezwungen, Antheil; er gerieth nach dem unglücklichen Ausgange desselben in Gefangenschaft, und wurde zuerst in Augsburg mehrere Jahre lang in enger Haft gehalten, dann auf sein Schloß entlassen, jedoch nur unter der eidlichen Zusicherung, dasselbe nicht zu verlassen. Nach Auflösung des Schwäbischen Bundes wurde er begnadigt, nachdem er eilf Jahre auf seinem Schlosse zugebracht hatte. Der wiedererlangten Freiheit sich freuend, trieb ihn seine noch ungebrochene Kriegslust, an den Feldzügen des Kaisers in Frankreich und Ungarn Theil zu nehmen, in denen er sich mit gewohnter Tapferkeit benahm. Nach Beendigung derselben kehrte er auf sein Schloß Hornberg zurück, wo er am 23. Juli 1562 starb, nachdem er noch die Geschichte seines Lebens aufgezeichnet hatte. Diese ist freilich, was die Darstellung betrifft, von untergeordnetem Werth, und kann sich mit den großen Leistungen der Geschichtschreiber des Jahrhunderts in keiner Weise vergleichen; doch verdient

sie schon darum Erwähnung, weil sie ein getreues Gemälde seiner Zeit gibt, aus dem wir das unheilvolle Treiben des zuchtlosen Adels in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen lernen. Die Naivetät und Unbefangenheit, mit welcher Götz von seinen Raubzügen und den Plünderungen der reichsstädtischen Kaufleute erzählt, ist die beste Bestätigung der den Adel und seine Räubereien betreffenden Erzählungen des Hans Sachs (S. 72) und des J. Pauli (S. 153).

Aegidius Tschudi.



Aus einem der ältesten Geschlechter des deutschen Reiches, das schon im Anfang des 10. Jahrh. gefreit wurde, in urkundlich nachweisbarer Folge stammend, wurde Aegidius oder Gilg Tschudi im Jahr 1505 zu Glarus geboren. Von seinem Vater, einem ausgezeichneten Kriegsmann, erhielt er eine sorgfältige Erziehung; es ist nicht unwahrscheinlich, daß Zwingli, der um diese Zeit Pfarrer zu Glarus war, seinen ersten Unterricht leitete; doch schickte ihn sein Vater schon in seinem 11. Jahre nach Basel, wo er im Hause seines berühmten Landsmanns und Verwandten Heinrich Loriti, genannt Glareanus, Wohnung und trefflichen Unterricht erhielt. Mit diesem ging er im Jahr 1517 nach Paris, wo er seine Studien mit rastlosem Eifer fortsetzte und sich seltene Kenntnisse in der Mathematik, Geschichte und Alterthumskunde erwarb, so daß er, als er im Jahr 1520 diese Stadt verließ, sich schon des Rufes ausgebreiteter Gelehrsamkeit erfreute, ob er gleich erst 15 Jahr alt war. Es ist ungewiß, ob er von Paris sogleich in die Heimat zurückkehrte oder vorher noch an andern Orten verweilte; dagegen wissen wir durch ihn selbst, daß er im J. 1523 eine große Reise durch die Hochalpen, besonders durch Graubündten machte, in Folge derer er wahrscheinlich schon im Jahre 1524 seine erste, aber schon den künftigen Meister verkündende Schrift „Die alpisch Rhetia" abfaßte. Unterdessen hatten die Religionswirren auch im Lande Glarus den höchsten Punkt erreicht, und es war vorzüglich der klugen Mäßigung Tschudi's, der übrigens zur katholischen Partei gehörte, zu verdanken, daß es nicht zum blutigen Entscheid kam. Er erwarb sich dadurch die Achtung der beiden Parteien im höchsten Grade, so daß er im Jahr 1529 von der Landsgemeinde einstimmig zum Landvogt der den Glarnern mit unterworfenen Grafschaft Sargans ernannt wurde. Seinem Einflusse gelang es, die Glarner und so auch Sargans von der Theilnahme an den Religionskriegen abzuhalten, die so großes Unheil über die Eidgenossenschaft brachten. Nach Ablauf seiner Amtsdauer wurde er 1532 vom Abt von St. Gallen zum Obervogt von Rorschach, 1533 von Glarus zum Landvogt von Baden ernannt. Im folgenden Jahre trat er als Hauptmann in französische Kriegsdienste, in welchen er bis zum Jahr 1542 verblieb, worauf er sich in die Heimat begab und sich ganz den Wissenschaften, namentlich der Erforschung der vaterländischen Geschichte widmete, für welche er schon früher äußerst thätig gewesen war. Doch wurde er bald wieder zu Staatsgeschäften berufen; 1549 ward er wiederum zum Landvogt in Baden, im Jahr 1556 zum Landstatthalter und 1558 zum Landamman in Glarus ernannt, und in eben demselben Jahre erhielt er das Landrecht in Ury, Schwytz und Luzern für sich und seine Nachkommen. Als die Eidgenossen im Jahr 1559 eine Gesandtschaft an den Kaiser Ferdinand I. auf den Reichstag zu Augsburg schickten, um die Bestätigung ihrer alten Freiheiten von ihm zu erhalten, fiel ihre Wahl auf Tschudi, der die Angelegenheit zu solcher Zufriedenheit auch des Kaisers zum glücklichen Ende brachte, daß ihm derselbe nicht bloß eine goldene Halskette schenkte, sondern auch den alten Adel seines Geschlechts bestätigte. Im Jahr 1562 war in Glarus neue Gährung wegen der Religionsverhältnisse ausgebrochen, so daß sich Tschudi veranlaßt sah, seine Heimat zu verlassen, weil die reformirte Partei, seiner großen Verdienste um das Land vergessend, ihm seine Thätigkeit für die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens nicht verzeihen konnte und ihn deshalb mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Er zog sich nach Rapperschwil zurück; doch ging er schon 1564 auf Verlangen seiner Landsleute, die allmählich ruhiger geworden waren, nach Glarus zurück, wo er alsobald wieder zu den wichtigsten Angelegenheiten verwendet wurde. Die letzten Jahre seines Lebens benutzte er zur Vollendung seiner geschichtlichen Arbeiten, zu welchen er sich Materialien aus den Archiven der meisten Länder, Städte und Klöster gesammelt hatte. Angestrengtes Arbeiten zog ihm die schmerzhafte Krankheit des Steins zu, an welcher er den 28. Februar 1572 im 66. Jahre seines Alters starb.

Tschudi's hinterlassene Handschriften sind sehr zahlreich (es sind deren über 120) und doch sind manche verloren gegangen. Mit Ausnahme einiger wenigen theologischen Schriften betreffen sie alle die Geschichte und die Alterthümer, namentlich der Schweiz, für welche er sein ganzes Leben die kostbarsten Materialien sammelte. Viele von diesen Handschriften sind daher nur Sammlungen von Urkunden aller Art, welche er mit eigener Hand abgeschrieben hatte; sie sind für uns das sicherste Zeugniß, daß er seine selbstständigen Geschichtswerke nur

auf dem fleißigsten und redlichsten Quellenstudium aufbaute. Während seines Lebens erschien nur ein einziges Buch von ihm im Druck, die schon erwähnte „Alpisch Rhetia“, und die wurde sogar ohne sein Wissen von Seb. Münster herausgegeben, dem sie von Tschudi's Lehrer, Glareanus, mitgetheilt worden war. Tschudi zürnte lang darüber, da er das Büchlein des Drucks für unwürdig hielt, ein Beweis, welchen hohen Begriff er schon in seiner Jugend von der Würde der Geschichtschreibung hatte, da die „Alpisch Rhetia“ auch in ihrer unvollkommenen Gestalt die Bewunderung aller damaligen Gelehrten erregte, die sie in der That auch im hohen Grad verdient, denn sie zeichnet sich durch eben so treue Forschung als vielseitigen, alle Verhältnisse des Landes und Volkes scharf auffassenden Blick aus; und die wirklichen Mängel des Buchs sind beinahe nur solche, die bei dem damaligen Stand der Völker- und Sprachenkunde nicht vermieden werden konnten. Dagegen bewundern wir auch jetzt noch die würdevolle Einfachheit der Darstellung, die einsichtsvolle Behandlung des Stoffes, und die trefflichen, von seinem klaren Geiste und seiner vaterländischen Gesinnung zeugenden Ansichten, wie er denn Einer der ersten war, der sich gegen die Verunstaltung der Sprache erklärte (1). In späteren Jahren arbeitete er es vollständig um und verleibte es seiner großen und gelehrten Beschreibung des alten Galliens, welche unter dem unpassenden Titel „Hauptschlüssel zu verschiedenen Alterthümern“, leider mit Verunstaltung der Sprache und andern willkürlichen Abänderungen im Jahr 1738 zu Constanz im Druck erschienen ist. Diese und andere Schriften werden jedoch, so bedeutend sie auch sind, von seiner großen „Helvetischen Chronik“ übertroffen, welche die Geschichten der Eidgenossenschaft von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1470 in großer Ausführlichkeit und mit der ihm eigenthümlichen gewissenhaften Treue erzählt. Eine Fortsetzung, welche bis auf das Jahr 1570 reicht, besteht zum größten Theil nur aus den für die Bearbeitung gesammelten Urkunden; nur einzelne Abschnitte, welche den großen Mann vorzüglich angezogen zu haben scheinen, sind in seiner großartigen Weise ausgearbeitet, so z. B. die Geschichte des berühmten Zürcher Bürgermeisters Waldmann und die Geschichte des sogenannten Kappeler- oder Religionskriegs, welche um so größere Bewunderung verdient, als sie mit der größten Unparteilichkeit geschrieben ist, und sie das glänzendste Zeugniß von seiner milden und gemäßigten Gesinnung gibt, die auch den Feind ehrt, wenn er ehrenwerth erscheint. In solchem Geiste schrieb er in eine ältere, von einem Oesterreicher verfaßte Chronik, die sich früher in seiner reichen Sammlung befand, folgende treffliche Worte: „Der, der diese nachfolgende Chroneck gedicht hatt, tůt an vil ortten den Eidgnossen vngůtlich vnd vnfrüntlich mit etlichen vnglimpfen, die er an etlichen orten von jnen schribt; doch ist er ein gůter Osterricher gsin vnd sinem herrn schuldig sin glimpf darzetůn, er hetti Recht oder Vnrecht, darumb er nit zu schelten ist*).“

Und in der That, es ist nicht bloß die treue und gewissenhafte Forschung, welche den Arbeiten Tschudi's einen so hohen Werth verleiht; derselbe beruht vor Allem auf der großen Gesinnung, die alle seine Schriften, namentlich aber seine helvetische Chronik beseelt. Wir haben oben (S. 170) erwähnt, wie hoch Göthe dieselbe schätzte; in ähnlicher Weise sagt Schiller von ihr, sie habe einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß sie den Leser poetisch zu stimmen im Stande sei, und es ist bekannt, wie viel der große Dichter dem großen Geschichtschreiber zu verdanken hatte. Obgleich das Werk im Ganzen die Begebenheiten in chronikartiger Weise auf einander folgen läßt, so weiß Tschudi dieselben doch so zu behandeln, daß wir ein lebendiges Bild der geschichtlichen Entwickelung enthalten, wozu freilich seine immer in gedrängter, aber inhaltreicher Darstellung beigegebenen Urtheile und Ansichten wesentlich beitragen, in welchen wir jederzeit den scharfblickenden Staatsmann, den hochgebildeten Menschenfreund und den von glühender, aber keineswegs befangener Vaterlandsliebe erfüllten Schweizer erkennen und lieben. Zu den vorzüglichsten Abschnitten seiner Geschichte gehören insbesondere die glänzenden Schilderungen der großen Freiheitsschlachten, aus welchen wir die durch Klarheit und Kraft des Ausdrucks hervorragende Beschreibung des Heldenkampfs seiner Glarner bei Näfels mitgetheilt haben (2).

1. Aus der „Alpisch Rhetia“.

Mit was bůchstaben vor zyten die Galli vnd Germani geschriben, ouch wann tütsch in bruch kommen zeschryben.

VRalter zyten sind in Europa allein zwo sprachen brůchig gewesen zeschryben, die Griechisch vnd Latinisch, so ouch Römisch genannt wird, dannethar dise beyde nationen anndere völcker, als die Gallier, Germanier, Pannonier xc illiteratos oder Barbaros namptend, von wegen das sy der kunst schrybens vnd der bůchstaben vnkönnend waren. Als aber die Asiatischen Griechen vß Phocea (welches ein statt in Eolia des lands Asia) in Gallier lannd gereyset, daselbs die statt Massilien, Antipolis vnd etlich mehr gebuwen, habend sy ouch nachgeender zyten schůlen zů leer jrer spraach vffgericht, also das hernach die Römer jre sün gen Massilien gesandt, Griechisch ze lernen, schrybt Strabo lib. 4. Es warend aber die Römer dero zyten noch nit vffkommen vnd kheins ansehens vssert Italien, ouch jr geschrifft vnd spraach den Galliern vnd andren nationen vnerkant. Dy ist vß bywonung vnd nachburschafft der Griechen (die yetz landsässen Gallie warend) in den Gallischen landen der bruch worden, etlich wort vnd nammen jrer spraach mit Griechischen bůchstaben zůschryben, wie dann Cesar bezůgt, lib. 1., das er im läger taflen, das sind rödel, funden, darinn die Heluetier mit Griechischen bůchstaben geschriben, alle jr nammen vnd zal. Deßglych lib. 6, do er anzeygt von den Druidibus, die in Griechischen geschrifften jr sachen verzeichnet. Auch Tacitus im bůchle Germanischer sitten anzeygt, vor alten zyten in Rhetia vnd Germania etlich grabstein mit Griechischer geschrifft beschriben gefunden xc. Habend also die Gallier, ehe sy den Römern vnderworffen, Griechisch bůchstaben gebrucht, die sy zwar von gedachten harkommen Griechen von Massilia erlernet, wiewol darumb kein bruch gewesen, jr spraach gemeinlich zůschryben. Wie aber Cesar darnach vnder Römischen gewalt gantz Galliam bezwungen, hat künfftiger zyt vß städter beherrschung der Römern Gallier land die Griechischen bůchstaben vnd ouch jr eygne landspraach gar verlassen, dann der bruch der Römern gewesen, bůchstaben, brüchen vnd satzungen glychförmig zůmachen, in solchem fůg ouch Gallia mehrteyls vff wälsch kommen, welchs ein gebrochen latin ist, die sy vß grobheyt vnd Barbarischer art nit mögen nach rechter eygenschafft begryffen; wirt noch von jnen Römisch genannt, darumb das sy die vonn Römern gelernt. Als

---

*) Handschrift der Stiftsbibliothek in St. Gallen No 645. Fol. 106.

aber die Gallier lang zyt vnder Römischer regierung gewesen, habend sy ouch die latinische spraach in gerichtshändeln vnd sunst brieflichen vrkunden zůbruchen angenommen. Also ist jngewurtzt, das die gantz Gallia vnd ouch die Germanier jr nachburn (vß erfarung von den Galliern) angefangen, leeren latin schryben vnd brief zemachen vmb notwendige sachen, do vorhin (in sonnders die Germanier) kein bruch noch kunst zůschryben gewesen, vnd ouch die tüsch spraach also harkommen ist, das man die nit geschriben biß vff die zyt Caroli Magni Römischen keysers vnd künigs zů Franckrych, der keyser ward im jar nach Christi geburt, do man zalt achthundert vnd eins. Derselbig, erborn in tütscher nation zů Jngelheim, zwo myl von Mentz, den Rhin abhin gelegen, ein liebhaber sonderlich der tütschen, hat zůerst in übung bracht tütsche schrybung; doch ist dieselb darumb nit in übung gewesen vmb gerichtßhändel, fryheiten oder ander notwendig ding, so sich verbriefen solt, dann sy darzů vntüchtig vnd vnbewärlich geacht ward; hat allein in latin müssen geschehen, was krafft solt haben, vnd hat die tütsche geschrifft kein ansehen. Söliche harkommenheyt der latinischen gschrifften von den Römern, als ob stat, jngewurtzt, hat gewaret vngefarlich tusent zwey hundert jar nach Christi geburt: do hat man erstmals angefangen, etlich notwendig hendel in tütsche spraach ouch zůuerbriefen, doch selten, dann wenig werdend dero funden des alters, die tütsch sigend. Also sind hernach latinische brieff zůbruchen by den tütschen für vnd für abgangen, biß yetz gantz der sitt worden, all gerichtßhändel, sachen, verträg, keyserlich, küniglich oder sunst fryheiten vnd priuilegien vnserer landen in tütsch vffzůrichten. Diser jngang von tusendt zweyhundert jaren har, als vor stat, beschehen, wiewol daruor lang durch Carolum Magnum obgemelt tütsche spraach in bůchstaben gebracht worden, hat aber zů keinen versigelten vrkunden krafft gehabt, allein nutz gewesen, bůchle, rymen vnd anders zeschryben, so einer mit sin selbs geschefft hat. Es habend ouch die tütschen keine eygne bůchstaben, gebruchend die latinischen, jr spraach zůschryben, wiewol die vß mißbruch etwas verbösert vnd entpfrembdet, ist doch ougenschinlich, das die einerley abkommens sind. Der bůchstaben k ist von Griechen entlehnt. Wie nun die Tütschen (als obstat) jr spraach zůschryben vnderwunden, habend ouch die Frantzosen jr zerhudlete sprach, deßglich Hispanier, Engellender, Vnger, Böhem, Vollender, yeder sin art mit Römischen oder latinischen bůchstaben zůschryben fürgenommen, vnd sind in Europa schier alle spraachen in söllichen bruch kommen, doch mehrteyls mit Römischen bůchstaben, da doch vor zyten allein Griechisch vnd latin zůschryben sitt gewesen. Wiewol die eltest anfengklich gschrifftlich tütsch yetz (so die gelesen) kum verstanden würd, ist zůachten, die anfengklichen, so tütsch zůschryben sich vnderwunden, habend vß schwere der spraach die wort kum mögen nach rechter prolatz in bůchstaben begriffen, oder vß vngewonheit des nüwen vngeübten bruchs rechte art der sylben nit lichtlich erfasset, welcher dingen sidhar städe übung vnd die sinnrich geschwindigkeit der tütschen zů volkomner erfarung vnd eigenschafft gebracht. Die alten tütschen habend kein F gebrucht vnd an des stat u gsetzt, als frow, fräuel, frid, frölich: urowe, uräuele, uride, urouuelich. Jn dem closter S. Gallen ist ein alt bermentin Euangelibůch, vor sechßhundert jaren geschriben, vast in denen zyten, als tütsch zuschryben wenig zyts daruor den anfang gehabt, ein syt latin, andersyt die tütsch dargegen, welchs dennocht dises hochtütsch sol sin; aber vnder fünff worten merckt einer kum einß, wo nit das latin darneben stůnd, daruß einer, so latin verstat, die meinung der worten nemmen můß. Sölche enderung gebirt hinschlychende zyt. Den bůchstaben V consonant pronuncirend wir tütschen corrumpiert wie F: das thůnd die Jtalianer nit, sonders gebend jm die prolatz, wie wir tütschen dem W, welchs nach meinem bedunckenn die recht eigenschafft des consonanten V ist. Der bůchstab W, so ein zwyfalt v ist, habend die Tütschen erdicht vß Griechischer Eolischer spraach, by denen es zwey γγ ist gsin, als Dionysius Halicarnasseus geschichtschryber anzeygt im ersten bůch.

Von den tütschen Cantzlern.

Vnd so nun tütsche spraach zů eigner gschrifft gebracht, ouch aller dingen worten an jro selbs vollkommen gnůg ist, so wöllend yetz die tütschen Cantzler, ouch die Consistorischen schryber vns wider zů latin bringen, könnend nit ein linien one latinische wort schryben, so sy doch der tütschen genůg hettend, machend, das menger gemeiner man, so kein latin kan, nit wissen mag, was es bedüt, oder wie ers verston soll, wöllend also vnser tütsch, so ein ehrliche spraach ist, verachten, bruchend ouch etwa wälsche wort, so doch all ander spraachen die vnser nit ansehend; daruß kompt, das nach vnd nach man nit weyßt, was tütsch ist. Jn den alten tütschen findet man kein latin, sonders alles tütscher worten, allein die nüwen Cantzler sind so naßwyß. Man köndt wol schryben für protestieren bezügen, iurisditio gerichtßzwang, appellatz zug oder berůffung, appellieren ziehen oder berůffen, appellant der kläger, appellat der antwurter, citieren laden, concordatz vereinigung oder vertrag, confin anstöß, probieren beweren, fundament grundueste, restituieren widerlegen, ersetzen, arrestieren verhefften, potentaten oberkeiten, obligation verpflichtung oder verschrybung, vnd dero noch vil; mischlend also latin vnd tütsch vndereinandren, were nützer, gar latin oder gar tütsch.

2. Aus der Handschrift des „Chronicon Helveticum“.

Von dem veldstrit vnd Schlacht zů Neuels, da die von Glarus der herrschafft von Oesterrich angesigetend vnd oblagend.

Also vergiengend aber etlich tag, das nützit geschach, vnd do es ward am zinstag in Osterfirtagen, das was der 7 tag Aprell, do begund sich das grosse volck anfachen ze samlen ze Wesen, ze Schennis vnd ze Walastad; vnd als des denen von Glarus Warnung kam, do schicktend si von stůnd an gen Zürich, gen Switz, gen Vri vnd gen Vnderwalden vnd manetend die, als hoch sie iemer kontend, vmb ilende Hilff, wann es täte not. Also kam der gesandte bott gar kümberlich über die Alp Bergen ze fůß in Můtachtal vnd gen Switz des ersten; darnach für er in die andern ort ouch. Doch mocht den andern die manung nit so bald zůkommen, wann das derowil der volgende veldstrit beschach. Vnden das land hinab den nechsten gen Zürich mochtend die von Glarus kein botten geschicken von vnsicherheit wegen, dann es dieselbe strassen allenthalb voll viegenden was. Der bott, so gen Switz luff, ward am zinstag in der nacht hinweg gesanndt, vnd kam am mittwuch am morgen früy gen Switz; also berůfftend die von Switz ilentz jr gemeind die nechsten dörffer vnd schicktend von stünd an 50 knecht denen von Glarus ze hilff. Dero zugend noch die 30 desselben tags biß über Bergen in Richisowe; da blibend sie übernacht. An derselben mitwuch kam das hör alles vff der nachte gen Wesen, one Graf Hans von Werdenberg, der ward geordnet, das er mit den sinen vß Sarganser land, vß Churwalchen, von Walastatt vnd anderßwahar, dero er 1500 bi jm hat, morndes am donstag früy vor tag über Kirchentzen ziehen vnd für Beglingen harinne in das land Glarus fallen solt. Derselbe Graf Hans was des hörs oberster houptman. Es kamend gen Wesen Graf Donat von Toggenburg mit 1600 knechten sins volcks, Graf Walroff von Thierstein, Graf Waldrachs sel. sune, der zů Sempach erschlagen was, Herr Peter von Torberg, Fry, Herr Uolrich von Sax, Fry, der Herr von Rapoltstein vß Elsasse, Herr Johanß von Klingenberg, Ritter, landtvogt im Hegöw, jeder mit sinem volck; ouch die stett Schaffhusen, Villingen am Schwartzwald, Ratolfzell am Vndersee, Stein, Winterthur, Diessenhofen, Frowenveld, Baden, Bruck, Rapperswil, Bregentz, Veldkilch vnd ander, ouch die lender Schwartzwald, Klettgöw, Hegöw am Bodensew, Algöw, Rintal, Wallgöw, Turgöw, Kiburger ampt, Grüninger ampt, Ergöw, die Mittelmarch,

Vtznach vnd Gastern: die hattend alle jr panern vnd volck, das jro allersamt Graf Hansen von Werdenberg volck 15000 ze roß vnd ze füß was.

Wiewol dise grosse macht nit allein denen von Glarus ze lieb zesamen kam, wann si die von Glarus mit vil geringerer macht meintend ze zwingen; es was aber jr fürnemmen, so si die von Glarus erobertind vnd vndertrucktind, so wärind dann die Eydtgnossen vmb so vil dest schwecher vnd die herrschafft an derselben siten har dest sichrer, vnd möchtind darnach mit aller machte die andern Eytdgnossen dest lichter bekriegen vnd den schaden ze Sempach gerechen, dahin dann alle höpt vrsach lendet.

Morndes am donstag früy, des 9 tags Aprellen diß 1388 jars, ein stůnd vor tag, zog das höre ze Wesen vß mit aller macht vnd zugend gestracks in das land Glarus, vnd kamend an die letzi bi Nefels ze angendem tag. Da lag Matis von Bůlen, der dero von Glarus, so der letzi hůtend, houptman was: der hat bi 200 knechten bi jm, vnd ließ schnell den sturm gan, also das gar bald die lüt vß den kilchhörinnen ze Mullis vnd ze Glarus all dahin kamend, das jro etwa bi 300 ward; dann die hindere landlüt vß den tälern mochtend nit so bald der sach innen werden, noch dahin kommen. Dieselben Glarner, so sich an der letz gesamlet, vnderstůnden, die letz den vienden vorzůhan, vnd zerlegtend sich gar wit, wie dann die letz durch den Boden von einem berg biß an den andern gat; also was jro vil ze wenig vnd wurdent ze schwach, einer solchen grossen vili vnd macht die letze mit gwalt vorzehaben; vnd brachend die viend mit gwalt durch die letzi, vnd kostet etwa mengen tapffern Glarner, ee si von der letz wichen weltind.

Wie nun die viend durch jr vbermacht die letzi mit gwalt gwunnend, vnd indas land fielend, do begundend si angentz in das dorff ze Nefels fallen vnd ouch gen Mullis, roubtend vnd blündertend, zundtent das dorff ze Nefels an, namend das vech allenthalb vß den ställen vnd hattend ob 1000 houpt vechs zesamen getriben, vnd hattend der Glarnern wenig mer acht, vnd meintend, es wer alles erobert. Die frommen Glarner warend zerströwt vnd an der letzi wit von einandern kommen, wann si ze wit von einandern gelegen warend; vnd wie si von der letzi getrungen wurdint, do rüfft der Glarner houptman Matis von Bůlen, das si mit der Paner dem berg zů bi der Routi zugind vnd daselbs den berg zeruck nemind, damit sie nit von vienden gar möchtind vmbgeben werden. Do ward jm von etlichen gevolgt, vnd kam jro bi hundert sampt der paner mit grosser not an dasselb ort, die Routi genant, vnd hůbend die panner wol embor, damitt die zerströwten Glarner die gesechen mögind, dann es an dem selben ort ein höchi hat. Also begundend die zerströwten Glarner jr panner bi dem berg noch vffrecht sehen. Die begundend sich zesamen samlen, da 30, da 60. Wie si dann mit not zesamen komen mochtind, vnd vnderstůndend, ze jr Paner ze komen. Da geschach etwa menger angriff, ee das sie möcht, und kostet ouch etwa mengen man, die erschlagen oder wund wurdend, ee sie durch die viend kamind an den berg, wiewol ouch die viend zerstreiet lagend von blünderns wegen; dann etlich für Netstall hinuff bis gen Glarus hinin rittend, ze roubenne. Etlich Glarner warend in der zerstöwrung von der letz bis gen Schneisingen hinuff getriben worden; die erlittend ouch mengen ruchen angriff, ee si wider zů der paner hinab kommen mochtind. Vnd wie die viend gewar werdend, das sich die Glarner wider bi dem berg an der Routi versamlet hattend, do tatend si sich wider zesamen ze roß vnd ze füß, vnd woltends vollentz vmbbringen, vnd ranntend die Reissigen gar scharpff an die Glarner. Die Glarner griffend die herren vnuerzagt an, vnd wurffend mit steinen grusenlich in die herren vnd in die roß, wann es allda ein groß gande von handvölligen steinen hat. Also wurdent die gül von dem werffen tobig vnd schellig, das etlich die herren abwurffend vnd sich nit mer woltend lassen lenden noch wysen, vnd ward ein getreng vnd gesteckung der rossen in einandern, das sich die herrn nit gerüren noch geweren mochtend. Do schruyend die herren jrem volck, das si hinder sich wichen, damit si ouch ze sächten kommen mochtind vnd nit erworffen wurdint. Also tatend jnen die Glarner je lenger je nöter mit grülichem werffen, howen vnd stechen, das gar vil volcks ertödt ward; vnd begundent die herren wichen, vnd trucktend jnen die Glarner streng nach. Vnd in demselben so komend ouch die 30 knecht von Switz vnd noch etlich knecht von Glarus harfür mit einem grossen geschrey, als es in aller not was, entweritz dem berg nach, vnd griffend ouch tapffer an. Das gab den ermůdeten Glarnern, die sich vast abgefochten hattend, erst ein nüw hertz vnd frische erqvickung, vnd als die Viend von der Routi in das dorff zů Nefels gewichend, vnd dis geschrey der Glarnern nüwen hilff hortend, vnd eben vil volcks verloren hattend, dann jnen ob 3000 vff der Walstatt erschlagen vnd erworffen ward, do namend sie gemeinlich die flucht. Das geschach wenig vor den nünen vor mittag, als man jetz villnach 5 stund an einandern an der Letz vnd vff der Walstatt bi der Routi vnd dauor an andern angriffen, hert vnd streng gestritten hat. Die Glarner vnd jre getrüwe helffer von Switz iltend den vienden nach durch die Lindt, darinn si vil ertrancktend, vnd jagtend si über das riedt hinab vntz gen Wasen an die Bruck; vnd in dem nachjagen do kamend von dem sturme die landtlüte vß Lintal vnd vß Sernfftal, vnd anderßwahar vß dem landt ze Glarus, die nit ee von witi wegen hattend mögen darkommen dann man ihnen erst am selben morgen den vberfall kundt gethon hat, wann sunst von jetlicher kilchhöri allein etlich zůsätzere in der abrede bi der Letz gelegen warend. Also kamend in dem gelöuffe der Glarnern bi 700 zesammen bi der bruck ze Wesen; aber an der schlachte vnd als der strit erobert ward, dann warend nit mer als 400 mann: dero warend 30 von Switz, als obstat, vnd 2 von Vri, die kamend beid vmb. Vber das riet hinab wurdent der vienden ouch vil erstochen, wie ouch die viend gen Wesen an die bruck kamend, vnd jnen die Glarner nottlich nachjagtend, do ward das getreng der vienden vff der bruck so groß, das die bruck mit jnen inbrach, vnd ertranck vil volcks. Dann jnen was so not ze fliehen, das niemand des andern achtet, vnd zoch je einer den andern hinunder, dann si warend all schwar angeleit vnd wol geharnist, darzů můd vnd hellig. Es ertrunckend ouch vil, die in den see vnd in das wasser, so von Wesen herab loufft, gejagt wurdent. Es floch ouch ein groß volck der viend für Vrnen nider in das Gastern vnd in die March: denen ward nit nachgeilt, dann die Glarner woltend sich nit mer teilen, vnd jltend mit jr paner denen nach, die vff Wesen zů fluchend, als vor stat, wann daselbs hin floch der größer huff.

Es warend ouch etlich herren des tags biß gen Glarus hinuff geritten, als obstat, vnd hettind gern gůt geroubet vnd gewunnen; vnd do si gen Glarus vnd anderswa in die dörffer kamend, do fundend si nützit, dann läri hüser, dann wib vnd kind warend zů Mullis, ze Nefels, ze Netstal, ze Glarus vnd in andern dörffern in die berg geflochen. Vnd wie dieselben herren sahend, das jr volck nit nacher kam, do bedunckt si, es giengi nit recht zů, vnd meintend, den jren wäri etwas widerfaren, vnd kam ein schreck in si, das si vngeroubet liessend, rittend wider hinder sich das land hinuß, vnd kamend hinweg, das jnen kein leid geschach vnd ouch niemand gesahend, wann die todten lüt bi Nefels vff der Walstat ligen, dann die Glarner warend derowil gegen Wesen zů, den vienden nachilende.

Es floch ouch vff denselben tag Graf Johannß von Werdenberg, der oberster houptman was, lasterlich mit 1500 mannen. Derselb zoch über den Kirchentzen harinn, wie dann der anschlag was, vnd kam mit sinem volck nie witer, dann vff Beglingen; vnd als er daselbs herab sah, das die von Glarus oberhand genommen hattend, vnd wie si mit den herren vmbgiengind, do kam ein forcht in jne, das er vnd sin volck wider über den Kirchentzen hinuß fluchend, so best si mochtind, vnd jagt jnen doch nie kein mann nach.

An disem strit was den Glarnern das hempd gar heiß; si růfftend Gott, sin liebe můtter, jren landt herren St. Fridli vnd jren Patronen S. Hilarien des tags dick vnd vil gar trüwlich an: menger gedacht, nimmer args ze tůn, so jnen Gott vß der not gehulffe. Vnd nachdem nun das veld gentzlich erobert vnd die viend vertriben wurdent, do zugend die von Glarus wider von der Wesner bruck haruff gen Nefels vff die walstatt bi der Routi: do knüweten si nider vnd bettet jeder 5 Pater noster vnd 5 Ave Maria vnd ein glouben, Gott vnd siner lieben můtter, ouch jrm landts herren St. Fridli vnd jrm Patronen St. Hilarien lob vnd danck sagende, das si vff den tag durch iro gnad vnd hilff jr huß vnd heim errettet hattend, vnd bi jr vatterland eer vnd gůt damit beliben mochtind.

Darnach zoch man die erschlagnen vff der walstatt vß: dero warend allda 3000 man der vienden, one die in wassern ertrenkt warend worden, dero zal man nit wüssen mocht. Do wurdent bi 1800 gůtter harnisten gewunnen, vil kostlich pferden vnd sunst vil gůt erobert, ouch 11 houptpaner, namlich die paner von Oesterrich, des von Tockenburg paner, des Grafen von Montfort paner, des von Torberg paner, ouch der stetten Schaffhusen, Villingen, Stutgarten, Winterthur, Frowenveld, Elgöw, Zell in Vntersee vnd Wesen, dero die einliff panern zů Glarus in der kilchen vffgehenckt wurdent; die von Frowenveld kam gen Switz, da hangetz in der kilchen. Es ward ouch alles vech wider errettet, welches die viend geroubet hatten. An disem strit wurdent von Wesen fürnemlich erschlagen dero der merteil, die man bezwiflet, das si die grösten stiffter der mordnacht gewesen werind.

Die Grafen von Tockenburg, nachdem si jr panner verloren, do liessend si jr wapen endern, vnd fürtend fürhin ein swartzen rüd in einem gelen veld: vorhin was es ein wyß veld. Die paner von Kiburg kam mit grosser not dauon.

In disem strit verlurend die von Glarus an jrem teil 55 mann: dero warend 51 landtlüt von Glarus, 2 von Schwitz vnd zwey von Vri. Die — — — wurdent zu Mullis in dem kilchhof begraben. Noch hattend die von Glarus mer dann 100 wunder lüten.

Die viend wurdent all in das vngewycht erdrich vergraben, vssert der Letze an dem orte, das man nempt in den Wyden, dann vff der walstatt wer vnmüglich gewesen, si ze begraben, von wegen der steinen. Das gemelte ort ist nach bi der walstat: do wurdent mercklich groß grůben gemacht, vnd in etlich 200, in etlich 300 und in etlich mer ald minder gelegt. Dero zal was 2500 vnd 30 knecht, so alda begraben wurdent. Gott tröst jr aller sel ze beiden teilen!

Matthis Quad von Kinckelbach.

Matthis Quad wurde im Jahr 1559 zu Deventer geboren; man vermuthet, daß Adolf Quad von Wickradt, welcher früher Domherr in Mainz war und seine Magd geheirathet hatte, sein Vater gewesen sei, doch ist es nicht mit Sicherheit ausgemittelt. Im fünften Lebensjahre kam er wahrscheinlich mit seinen Aeltern in die Pfalz und besuchte die Schulen in Heidelberg und Neuhausen bei Worms. Noch als heranreifender Jüngling machte er große Reisen auf einem holländischen Schiffe, besuchte die nordischen Länder und England, arbeitete sodann, wie er selbst berichtet, um 1590 bei einem Goldschmiede und ließ sich später in Cöln nieder, wo er sich als Kupferstecher, besonders aber als Verfertiger von Landkarten, sowie auch durch seine literarischen Arbeiten bekannt machte. In den letzten Jahren seines Lebens scheint er die Besitzung Kinckelbach durch Kauf oder durch Erbschaft erworben zu haben, nach welcher er sich von da auch nannte. Er starb wahrscheinlich im Jahre 1609 oder bald darauf.

Seine Schriften sind geographischen oder historischen Inhalts; er benutzte zu denselben allerdings die früheren Arbeiten ähnlicher Art, namentlich die Cosmographie Seb. Münsters, doch mit anerkennenswerther Selbstständigkeit, da ihm seine Reisen und die Kenntniß ausländischer Quellen mancherlei Stoff darboten, welcher seinen Vorgängern unbekannt geblieben war. Sein bedeutendstes Werk „Teutscher Nation Herrlichkeit“ (Cöln, 1609. Fol.) enthält eine durch Sprache, Inhalt und vaterländischen Sinn gleich rühmenswerthe Schilderung des gesammten Deutschlands, nach Geschichte, Land, Volk und Staatsverhältnissen, so daß man durch dasselbe mit den Zuständen Deutschlands zur damaligen Zeit in beinahe erschöpfender Weise bekannt gemacht wird. Es enthält dasselbe, so wie auch seine „Memorabilia mundi“ interessante Beiträge zur Lebensgeschichte berühmter Personen.

Natur vnd eigenschafft des Teutschen Landes.

Was nun angehet die natur vnd eigenschafft dieses lands, so wird jhm von den alten, sonderlich Cor. Tacito, nit viel lobs gegeben; den er spricht, es sej vngestalt, rauh, wust, vnartig vnd lige vnter einem rauhen himmel. Item, spricht er, es ist zum grössern theil mit wäldern vnd wiltnussen vberzogen, hat viel vngeschaffene sümpf, mangelt der fruchtbaren Reum, wiewol es an vieh reich ist. Das Erdrich ist vngeschlacht zu allen nutzbaren Dingen, het weder golt noch silber, vnd darumb wird es von jederman veracht. Deßgleichen spricht Seneca im Buch de Gub. Mundi: „Teutschland ist voll vmbschweifender Leuth, da ist ein ewiger Winter, ein finster Himmel, ein vnfruchtbar Erdrich, kein haus, sonder allein hütten mit blättern vnd helmen bedecket; die Einwohner dantzen auff den gefrornen Lachen vnd Sumpffen vmbher, vnd leben allein vom gewild; wo sie die nacht oder müde begreifft, da ist jhr haus: ein vbelbekleidet nackent volck.“ Siehe zu, ein solch land haben besessen vnsere Vorfaren, vnd seind gleichwol noch solche gehertzte menner vnd helden dabey gewesen, das die Römer, welche nun in die achthundert jahr in stetigem wehr vnd waffen geubt waren, sie niemals zu jhrem willen in gehorsam bringen kunten. Zwar, wurden sie heutigstags vnser Teutschland ein mahl besehen, sonderlich wie es in diesen letzten zwey oder dreyhundert jahren gestanden, sie wurden sich verwundern, wie ein solches Paradies aus Indien hiehin gefurt were, oder ob sich das alte Griechenland vnd Italien hiehin versetzt hetten. Also wird ein gegossener klumpen Silbers offtmals fur eisen angesehen, wan kein guter werckmeister daruber kompt. Dan wie Julius Cesar bezeugt, so liessen sie damals das Erdrich vnerbawt ligen, damit sie stets zum krieg bereit weren; vnd weil jre obersten gesehen, das sie von natur zum Ackerbaw geneigt waren, wurden sie offtmals von denselbigen dauon abgehalten, damit sie nicht durch längere vbung so sehr darin verliebt wurden, das sie zum krieg vntüchtiger oder vnwilliger geriethen. So ist dan Teutschland zu diesen zeiten ein also fruchtbares vnd wolerbawtes Land, das man jm one schew nachsagen darff, es ist das grössest vnd mechtigst Reich im gantzen Europa; kein Königreich, das so viel gewaltiger vnd herrlicher Stätt hat, als Teutschland, darinn so viel Flecken, gewaltiger Schlösser, herrlicher Clöster, Stiffter, Kirchdörffer, Meierhöue vnd Lustheuser ligen. An fruchtbarkeit des korns, gersten vnd weitzen, item an weingart vnd lustigen weinbergen gibt weder dem Franckreich noch Hispanien, ja Italien selbst nixt nach. Hierinnen findestu gewaltige vnd weite ebenfelder, deßgleichen viel berge vnd thäler noch aller Lust; zur holtznotturft an brand vnd gebewen lustige wäld, zur Viehzucht vnd Schaaffweidung viel gruner Heyden. An grossen vnd kleinen vieh hat es keinen mangel, dauon nit allein die niessung des fleisches abfelt, sonder auch die grosse menge an butter vnd kees, leder vnd Bellwerck zur Kleidung, deßgleichen die Woll zu allerley

schönen tuchern. Man erzelt einen bossen von einem schlechten Hollender, welcher für schiffknecht dienent mit seinem Herren vbers Meer gen Alexandria vnd auch furter bis Jaffa in Palästina ankommen, vnd als sie vff ein zeit ein weil vff dem land sich vertraten, sprach einer aus der geselschafft: „Hie sind wir vff dem gelobten lande, welchs den Israeliten gegeben war, dauon Moses schreibt, das es mit honig, milch vnd butter fliesse!“ Der Hollander, diß hörende (dan er sahe, das es mehr einem wüsten lande ehnlich was) sprach er: „Ho, ho! nun sehe Ich wol, Moses ist noch sein lebelang in Holland nit gewesen: da wurd er erst gesagt haben von einem land, da milch vnd Butter innen fleusst!“ Weiter so fehlts diesem land an keinen metallen: dan eisen, kupffer vnd messing, zin vnd bley wird nit allein zur notturfft, sondern auch so vberflussig hie gefunden, das es auch etlichen anderen Nationen kan mitgetheilet werden, ja auch an silber vnd Golt, edelgesteinen selbs hats jtz keinen mangel; vnd ist noch kundig, das nit allein Italia vnd Gallia, sondern Hispania selbs zun zeiten vnser vorfaren all jr silber vnd gold zum meisten theil durch der Teutschen hantirung vnd kauffmanschafft bekommen. Nachdem aber vor hundert jahren die Hispanier vnd Portugalleser die Schiffarten nach dem Oost vnd Wester Indien aufgefunden, haben sie das silber vnd golt dannen heuffig in Europam bracht, das sie nun der deutschen hantirung in dieser sachen nit mehr bedurffen. Auch wird man jtz in Teutschland nit leichtlich einige wüste Sümpf vnd lachen mehr, sonder wo deren einige hie oder da noch vorhanden, dieselbe also lustig vmbgraben, vmbzeunet, gefegt vnd gezirét sehen, das sie zu vnderhaltung der fischerei vnd Schwanenzucht mehr nutzlich, dann hinderlich findt. Darneben wird der Saffran, das Süßholtz sampt andere gute Speccerey vnd gewurtz in Teutschland jetz nach aller notturfft gefunden, das wir der Indien wol entberen kunnen. An Saltzbrunnen hats keinen mangel; deßgleichen auch Sawrbrunnen vnd kostlichen fonteinen, daraus man einen gesunden vnd lieblichen Sommerdrunck schepffen kan, werden alhie nit allein bey dem gebirg, sonder auch auff den weiten vnd flachen veldern gefunden. Hat jemantz der heissen Wasserbad nötig, er bedarff aus Deutschlant nit zuziehen: man findt sie hierinnen auf verschiedenen orten, als zu Acken (welchs daher auch Aquen ab aquis genannt wird) vnd anderswa. Vnd da in andern lendern das gebirg hinderlich vnd verdrießlich ist, so haben die berge in Deutschland viel herrlicher Steingruben zu Leym oder Schifferstein für die dächer, zu mullenstein, gewaltige breite grabstein, zu herlichen Thurnen vnd Tempelgebewen, zu nutzlichen Schleiffsteinen, grob vnd lind; darzu fehlts jm an Marmorstein vnd Alabaster auch nicht.

Zacharias Theobald.

Unter den wenigen Böhmen deutschen Stammes, deren Schriften eine mehr als vorübergehende Bedeutung haben, nimmt Zacharias Theobald eine der ersten Stellen ein. Derselbe war am 29. März 1584 zu Schlackenwalde in Böhmen geboren, studirte wahrscheinlich in Prag, wo er sich die Würde eines Magisters der Philosophie erwarb, wurde dann Feldprediger und später Pastor in dem Dorfe Krafftshof, wo er 43 Jahre alt im Jahr 1627 starb. Außer einer größeren Anzahl von theologischen Schriften, die hier nicht zu erwähnen sind, hat er eine Geschichte des „Hussitenkriegs“ geschrieben, welche noch jetzt ein Hauptwerk für die Geschichte dieser wichtigen Zeit ist, da er stets die besten Quellen mit großer Umsicht benutzte. Sie zerfällt in drei Theile, deren erster und wichtigster die Geschichte des Märtyrers Huß und des blutigen Krieges seiner Anhänger gegen ihre unerbittlichen Feinde bis zum Einzug Kaiser Sigismunds in Prag, (23. Sept. 1436) enthält, und schon als selbstständiges Ganzes im Jahr 1610 zu Wittenberg erschien, und der so großen Beifall erhielt, daß er auf vielseitiges Verlangen zwei weitere Theile herausgab, in welchen die Geschichte der Hussiten bis zum Jahr 1517 fortgeführt ist, und welchen er einen getreuen Abdruck des Böhmischen Glaubensbekenntnisses beifügte. Ohne gerade durch die Darstellung ausgezeichnet zu sein (schon geht die Prosa schnellen Schritts dem Verderben entgegen, in das sie im nachfolgenden Zeitraum versank), gefällt Theobalds Geschichte doch durch die Wärme der Erzählung, und durch das tiefe Gefühl und die lebendige Theilnahme, welche sich auch gegen den Willen des Verfassers kund gibt, wenn er von den blutigen Verfolgungen erzählt, welche seine Landsleute zu erdulden hatten, oder von den heldenmäßigen Anstrengungen, die sie zur Erkämpfung der Freiheit im Glauben und im Staate machten. So unverkennbar aber auch sein Standpunkt ist, bewahrt er doch stets die strengste, eines Geschichtschreibers würdige Unparteilichkeit.

Johann Hussens Tod.

Nachdem der verdampte Huß mit der Papirnen Cron auß der Kirchen zu dem Scheyterhauffen gieng, gefüret von dem Henker, ward er frölich Muths, wie solches auch seine Feinde von ihm und M. Hieronymo schreiben, besonders Sylvius (so hernach Pabst worden), gleich als solte er zu einer frölichen Malzeit, oder, wie man in dem gemeinen Sprüchwort sagt, zum Tantz gehen. Wie er aber seine Bücher sahe verbrennen auff dem Kirchhofe, stund er still vnd lachet. Vnter dem gehen vermahnet er das Volck, daß sie nicht glauben solten, daß er Irrtumbs wegen verbrennet würde; dann etliche wenige Artikel weren durch falsche Zeugen seiner Todfeinde auf jhn gebracht, die er doch nie gelehret, die anderen weren noch nie erwiesen, daß sie falsch weren, „ob ich es wol hefftig begeret“. Das Volck aber, das mit gieng, war alles gerüstet, besonders die Burgerschafft, so darzu erfordert. Wie sie nun an den Ort kommen seyn, da er solte verbrennet werden, da fiel Huß auff seyne Knye, faltet seine Hände, so nicht gebunden, zusammen, sahe gen Himmel und betet den 30, auch den 50 Psalm Davids, sonderlich widerholet er offt den versiculum: „In deine Hände befehle ich dir meinen Geist, du hast ihn erlöset, du getrewer Gott!“ Da das etliche des gemeinen Manns höreten, sagten sie: „Was dieser Mann zuvor gelehret oder geprediget, können wir nicht wissen: jetzt hören wir lauter heilige Wort von jhm.“ Die andern sagten, man solt jhm einen Beichtvatter geben. Aber ein fetter Pfaff saß auff eim Roß, bekleidet mit einem grünen Rock, darunter ein rotes Vnterfutter, sagt: „Man solle den Ketzer nit hören, man ist auch nit schuldig, jhm einen Beichtvatter zu geben.“ Aber Huß hat sieben Tage vor seinem Tode einem Mönch, so jhm vom Concilio zugegeben, gebeichtet vnd die Absolution empfangen. Die Cron, so vnter dem beten Hussen war abgefallen, satzten sie jhme, so höchlich lachte, wider auf auß Befehl etlicher, die da sagten, man solte die Teuffel neben des Teuffels Diener verbrennen. Als er auff Befehl des Henckers auffgerichtet stund, fieng er überlaut also an zu beten: „Herr Jesu Christe, diesen grewlichen, schmählichen Tod will ich wegen deines heiligen Evangelij vnnd deines Göttlichen Worts willig außstehen; du vergib meinen Feinden diese jhre Missethat.“ Darauff führte ihn der Hencker herumb, die Leut zu gesegnen, die er sehr bat, sie solten nicht glauben, daß er einigen Irrthumb, der Gottes Wort zu wider were, gelehret hette. Letzlich bat er, seine Wächter, die in seiner Gefängnuß bey jhme blieben, noch einmal anzusprechen; wie er zu jhnen kompt, sagt er: „Lieben Brüder, ich sage euch grossen Danck wegen der Wohlthaten, so ihr mir in meiner langwierigen Gefängnuß erzeiget habt. Ihr seyt nicht meine Hüter, sondern Brüder gewesen, auch solt ihr wissen, daß ich noch bestän-

biglich glaub, mit meinem seligmachenden Heiland, welches Namens wegen ich diesen Tod außstehe, heut zu herrschen." Darauff gieng er fröhlich, ohne einiges deß zagens zeichen, zu dem Block, so inn die erde war gegraben, daran ihn der Hencker mit den Händen hinderwärts band, mit sechs Stricken. Solchs aber hatten die Hencker nicht recht ausgerichtet, weil sie sein Angesicht gegen dem Morgen gestellet, darumb sie jhn als einen Ketzer gegen Abend wenden mußten. Vmb den Hals legten sie jhm eine alte rostige Ketten, gleichsam als were er keiner newen wehrt, welcher, als er sie gesehen hat, mit lachendem Munde darauf gesagt: „Mein Herr Christus ist mit einer viel härtern Ketten meinetwegen gebunden worden; warumb wolt ich mich dann schämen, mit einer solchen alten rostigen Ketten gebunden zu werden?" Vnter die füß, daran noch die Stiefel neben seinen Fußfässeln waren, legten sie zween Büschel Reysig, vmb jhn viel Holtz, Stro vnnd Reysig bis an den Halß. Ehe es aber die Hencker ansteckten, ritt hin zu jhme Hertzog Ludwig von Bayern, neben einer Reichsstadt Marschalck, theten jhn von Irrthumb (wie sie es nenneten) abzustehen, seine Lehr, auch Predigten zu verschwören, vermahnen. Da fieng er in dem Holtzhauffen an mit heller Stimm: „Ich ruff Gott zu einem Zeugen an, daß ich das, so sie mir durch falsche Zeugen haben auff den Hals geladen, nicht gelehret oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehr vnd Schrifften dahin gerichtet, daß ich die Leut möge von Sünden abwenden, Gott in sein Reich führen. Diese Wahrheit, so ich gelehret, geprediget, geschrieben vnd außgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinstimmet, will ich behalten, auch mit meinem Tode versiegeln." Wie sie dies höreten, schlugen sie die Hände zusammen vnd ritten davon. Bald zündeten die Hencker das Fewer an, welches geschwind angieng, weil vil Stro zwischen das Holtz gelegt. Darumb M. Johann Huß, so er den Rauch sahe, deutlich sang: „Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich mein!" Als er aber wolte zum drittenmal sagen: „Christe, du Sohn Gottes, von einer Jungfrauen geboren!" schlug jhme die Lohe vnter das Gesicht, benam ihm die Sprach, daß er nit sagen konnte: „Erbarme dich mein!" sondern er betet vnd knappet mit dem Kopff so lange, als einer ein Vatter vnser außbeten kan, darnach starb er. Wie nun das Holz verbrunnen, der Tode, aber doch mehr als halb verbrennete Leichnam noch am Pfal hienge, stiessen ihn die Hencker mit Stangen über ein Hauffen, wurffen mehr Holtz zu, zerschlugen mit Stangen die Gebein, damit sie desto eher verbrennen solten, besonders zerschmissen sie seinen Kopff; das Hertz aber, so unter dem Ingeweid gefunden, steckten sie an eine spitzige Stange, theten es also braten.

Da man Hertzog Ludwigen auch anzeigte, daß ein Henckersknecht Hussens Mantel, Gürtel vnd andere mehr Kleider hette, gebot er, solches alles zu verbrennen, sunsten (wie gewiß auch geschehen were) möchtens die Böhmen für ein Heiligthumb halten. Der Hencker weygert sich deß erstlichen; doch da man ihm eine genandte Summe Geldes versprach, warf ers ins Feuer. Letzlichen, da alles zu Ziesel verbrennet, luden sie die Aschen neben der Erden, die sie etlich Schuh tief ausgruben, auff Karren, vnd wurffen es in den Rhein. Der ort aber, da solches geschehen, ist zwischen den Gärten der Vorstadt, neben dem Weg, da man nach Gottleben gehen wil. Es sagen etliche, die an dem ort gewesen, daß an derselbigen stell biß auf den heutigen tag kein Graß wachse. Ob es war, weiß ich nicht.

Christoph Lehman.

Christoph Lehman, geboren im Jahr 1568 zu Finsterwalde in der Niederlausitz, wo sein Vater Lehrer war, bezog 1587 die Hochschule in Leipzig, wurde 1591 Magister und im Jahr 1594 in Speyer als Conrector angestellt. Schon damals mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, für welche er das Archiv der Stadt benutzte, hatte er Gelegenheit, seine tiefe Einsicht in den öffentlichen Angelegenheiten zu zeigen, und so ward er schon im Jahr 1599 zum Rathschreiber, 1604 zum Stadtschreiber ernannt, und oft in Sachen der Stadt an den kaiserlichen Hof und an reichsständische Versammlungen geschickt. Im Jahr 1629 trat er in churtrierische und bischöflich speyerische Dienste, erfuhr im Kriege, der damals Deutschland verwüstete, viele Drangsale, und kam endlich im Jahr 1637 als Syndicus nach Heilbronn, wo er im folgendem Jahre starb. Außer einer verdienstvollen Sammlung von Sprichwörtern („Florilegium politicum"), hat Lehman eine „Chronika der Freyen Reichs-Stadt Speyer" (Frankf. 1612, Fol.) geschrieben, welche zu den besseren Geschichtswerken der Zeit gehört. Sorgfältige und überlegte Benutzung handschriftlicher und gedruckter Quellen verleihen ihr bleibenden Werth, noch mehr aber die umsichtige Behandlungsweise, da er neben den besonderen Geschichten der Stadt Speier zugleich auch die allgemeinen deutschen Verhältnisse behandelt, wodurch das Ganze sehr an Klarheit gewinnt. Er entwickelt hiebei eine ausgebreitete Kenntniß der deutschen Geschichte und eine große Belesenheit, die er mit Glück zu benutzen weiß. Sein Blick ist im Ganzen frei und sein Urtheil scharf und richtig; in Ansehung der politischen Verhältnisse theilt er dagegen die Vorurtheile der meisten Gelehrten seiner Zeit. Seine Chronik gewährt auch dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß er in derselben, wie auch in seiner Sprichwörtersammlung eine Menge treffender Anekdoten erzählt, wodurch beide Werke für die Geschichte der im Munde des Volks lebenden Erzählung Bedeutung und Werth erhalten. In der Darstellung steht er den früheren Geschichtschreibern bedeutend nach; es fehlt ihm die Einfachheit und Kraft, durch welche sich ein Aventinus oder Tschudi auszeichnen, er gefällt sich schon in den gedehnten Perioden, welche später zum Nachtheil der Schönheit des Styls so sehr überhand nehmen und noch unangenehmer berührt es, daß er die in die Sprache aufgenommenen lateinischen Wörter mit ihrer ganzen fremden Form gebraucht und sie auch durch die Schrift auszeichnet, was dem Auge eben so widrig ist, als jenes dem Ohr.

1. Einem Frantzosen wird das Bad auß Unverstand der Sprach ziemblich heiß gemacht.

In einer alten Histori wird von Unterschied der Frantzösischen vnd Teutschen Sprach, vnd daß der gemeine Mann bey Regierung der Teutschen Francken einander in berührten beyden Sprachen nicht verstanden, noch zugleich beyde reden können, folgend Exempel gefunden. In der Beschreibung deß Klosters zu St. Gallen wird ein Dechan, Eckardus genannt, insonders gut vnd mildthätig gegen die Armuth berühmbt; der hat in seinem Kloster die Verfügung gethan, wann arme bresthaffte Leut kommen, daß man dieselbe gebadt, gebutzt, bekleidt, mit Notdurfft versehen, vnd hernach wider fortgeschickt, vnd hat zum Bad vnd Reinigung der Armen einen sondern Mann bestelt. Auff ein Zeit hat man dem Kloster einen Frantzosen contract vnd lahm aufm Karch zugeführt, welchen der Dechan dem Bader zu baden vnd pflegen befohlen. Der Bader hat den Frantzosen vom Karch ins Bad getragen, vnd weil derselbe sonst vom Leib vnd wegen der Lähme schwerlich zu handlen gewest, sich über denselben erzürnt vnd in ein sehr warm Bad gesetzt, der Frantzos überlaut geruffen: „Kalt! kaltest!" Der Bader vermeynte, es sey dem Frantzosen das Bad noch zu kalt vnd sagte in Vngedult: „Ich wil dirs warm machen, oder soll nichts

seyn!" laufft zum Kessel, schöpfft noch wärmer Wasser vnd schüts ins Bad; der Frantzos rufft vnd schreyt: „**Eya, mi kalt est, kalt est!**" — „So wil ich dir das Bad warm machen," sagt der Bader, „oder wil nicht leben", schürt dem Feur unterm Kessel zu vnd schütt siedend heiß Wasser ins Badt. Der Frantzos ist davon mit gleichen Füssen herausgesprungen, der Thür zugeloffen vnd sich davon wollen machen. Als der Bader gesehen, daß er sich lahm gestelt, vnd vom siedenden Wasser sobald gerad worden, hat er einen Brand unterm Kessel herfür gezogen, vnd tapffer auf den Frantzosen zugeschlagen. In solchem Getümmel ist der Dechan herbey kommen, vnd als er den Verlauff verhört, hat er den Frantzosen des Betrugs halben **Romanice** in seiner Sprach gestrafft vnd passiren lassen, den Bader aber Teutsch, **Teutonice** deßhalben gescholten, daß er jhme mit der Straff vorgriffen vnd sich selbst gerochen hätte. Daß der Frantzos „**kalt est, kalt est**" geschryen, ist die **Provincialische** Sprach vnd verbrochen Latein „**calidum est, calidum est**", auff Teutsch: „Ist heiß, ist heiß". Der Bader hats auff seine Sprach „kalt" verstanden, darumb den Frantzosen warm genug außgebadet.

2. Ein abendtheurliche Gastung, so zu Cölln König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1248 im Winter in einem Garten gehalten worden.

ALbertus Magnus, ein sehr berühmbter vnd gelehrter Münch hat den Käyser, als er in berührtem Jahr zu Cölln auf den Tag der drey Könige angelangt, in einen Garten beym Prediger Closter gelegen, mit seinem gantzen Hof zu Gast gebeten, dem der Käyser gern willfahrt. Es ist aber auff berührten Tag nicht allein grosse, vnleidliche Kälte, sondern auch ein tieffer Schnee eingefallen, deßhalben die Käyserliche Rähte vnd Diener beschwerliches Mißfallen an deß Münchs vnordentlicher Ladung getragen, vnd dem König ausser dem Kloster vnterm Himmel so zu strenger winterlicher Zeit Mahlzeit zu halten widerrahten, haben aber doch denselben von seiner Zusag nicht wenden können, sondern hat sich sampt den seinen zu rechter Zeit eingestellt. **Albert.** der Münch hat etliche Taffeln sampt aller Bereitschafft im Kloster Garten, darin Bäume, Laub vnd Graß alles mit Schnee bedeckt gewesen, mit grossem Befrembden männigliches über der vißierlichen vnd widerſinnigen Anstalt lassen stellen, vnd zum Auffwarten eine gute Anzahl von Gestalt deß leibes überauß schöne ansehenliche Gesellen zur Hand bracht. Indem nun der König sampt Fürsten vnd Herren zur Tafel gesessen, vnd die Speisen fürgetragen vnd auffgestelt, der Tag aber oben rab vnuersehens heiter vnd schön worden, ist aller Schnee zusehens abgangen, vnd gleich in einem Augenblick ein lustiger, lieblicher Sommertag erschienen, alles Laub vnd Graß augenscheinlich, deßgleichen allerhand schöne Blumen außen Boden herfürgebrochen, die Bäum haben anfahen zu blühen, vnd gleich nach der Bluth ein jeder seine Frucht zu tragen, darauff allerhand Gevögel niedergefallen vnd den gantzen Ort mit lieblichem Gesang erfüllet, vnd hat die Hitze deß Tages dermassen Vberhand genommen, daß fast sich männiglich der winterlichen Kleyder zum Theil entblössen müssen. Es hat aber niemand gesehen, wo die Speisen gekocht vnd zubereit worden, auch niemand die zierliche vnd willfahrige Diener gekennet oder Wissenschafft gehabt, wer vnd wannen sie seyen, vnd sich jedermänniglich mit grosser Verwunderung über aller Anstellung vnd Bereitschafft erfreuet. Demnach aber die Zeit der Malzeit herumb seyen erstlich die wunderbare köstliche Diener deß Münchs, bald die liebliche Vögel sampt Laub vnd Graß auff Bäumen vnd Boden verschwunden, vnd ist alles wieder mit Schnee vnd Kälte dem anfänglichen Winter ähnlich worden, also daß man die abgelegte Kleyder wieder angelegt, vnd die strenge Kälte dermassen empfunden, daß männiglich davon vnd zum fewer vnd warmen Stuben geeilet. Vmb solcher abendtheuerlichen Kurtzweil willen hat Käyser Wilhelm **Albertum Magnum** vnd sein **Convent** Prediger Ordens mit etlichen Gütern reichlich begabt vnd denselben wegen seiner grossen Geschicklichkeit in grossem Ansehen vnd Werth gehalten.

3. Ein löblich Exempel König Rudolphs, welcher Gestalt er in einer dunckeln Sach das Recht erforscht.

AUff einem Reichstag zu Nürnberg hat ein reicher Kauffmann vorm König geklagt, was massen er seinem Wirth in offener Gastherberg in einem Sack 200 Marck Gelts auffzuheben vertrawet, vnd da er dasselb wieder erfordert, were der Wirth der Ding in Abred, weil kein Zeugnuß vorhanden, dabey der Kauffmann solche Vmbständ vnd Warzeichen angezeigt, daß der König die Klag rechtmässig befunden, aber, wie der Wirth ein fürnehmer, reicher Burger, des Bezichts zu überwinden vnd die Sach an Tag zu bringen, zu bedencken genommen. Nicht lang hernach kommen der Statt Nürnberg Gesandte zum König, vnter denen auch der beklagte Wirth, vnd bringen ihr Sach für. Der König fängt ein freundlich Gespräch an, vnd sagt vnter andern zum Wirth: „Du hast ein hübschen Hut, ich geb dir meinen darfür." Der Wirth bewilligt den Tausch gar gern. Der König nimpt sich anderer Sachen an, heist die Gesandten verziehen, gehet herauß vnd befilcht einem andern Burger im Namen des Wirths, als wanns derselb befohlen, eylends desselben Fraw anzuzeigen, sie solte ihme den liedern Sack, der so vnd so beschaffen, schicken, vnd zu Warzeichen brächt er ihr seinen Hut. Die Wirthin glaubt dem Burger wegen des Warzeichens, stellt ihme den begert Sacken zu. Der König beschickt alsbald den Kauffmann, daß er sein Klag gegen den Wirth, so vorhanden, solt fürnehmen, fertigt die Gesandte mit guter Antwort ab, vnd behielt den Wirth bey sich. Alsbald kompt der Kauffmann vnd klagt wider den Wirth, daß er sein vertrawet Gut vorenthalte. Der Wirth verneint die Klag standhafftig, schwert vnd vermißt sich hoch, daß der Kauffmann nichts verwehrlichs bey ihme hinterlegt, es sey ein thörechter Mann vnd mit Fantasey behafft. In dem die Partheyen ernsthafft wider einander reden, bringt der König den Sack herfür vnd legt dem Wirth den Betrug offenlich an Tag, darüber demselben Muth vnd Sprach entsuncken. Der König hat dem Kauffmann das sein zugestellt vnd den Wirth vmb ein grosse Summ Gelds gestrafft. Diß Exempel gibt diese Nachrichtung, daß zu König Rudolphs Zeit der Teutschen König vhralter löblicher Brauch, daß sie die Vnderthanen selbst gehört vnd Recht gesprochen, vnd zu dem Ende jetzo an diesem, hernach an einem andern Ort die Reichsversamblungen angestellt, noch beständig vnd in Vbung gewesen, wie auch darauß dergleichen abzunehmen, das von gedachtem König zu dessen vnsterblichem Lob geschrieben, daß er seinen Trabanten ernstlich befohlen, daß sie jederman, der zu bitten oder zu klagen hätte, solten lassen fürkommen vnd niemand abweisen. Dann darumb were er von Gott ins Königlich Ampt erhöhet, daß er den Vnterthanen Gehör, Hülff vnd Recht solt widerfahren lassen, vnd nit daß er sich für ihnen solt verschliessen.

4. Von König Rudolphs schlechter Tracht in Kleidung, vnd wie es ihme dabey ergangen.

KOenig Rudolph hat sich in Kleidung einem gemeinen Burgersmann gleich pflegen zu tragen. Als König Ottacker das Königreich Böhem vnd Landschafft Mehren zu Lehen wollen empfangen, hat er sein Hofgesind mit stattlichem Schmuck außgestaffirt vnd sich selbst mit Gold, Edelgestein vnd kostbarn Kleidung prächtig geziert. König Rudolph ist von den seinen vermahnt worden, daß er sich gleichfalls seinem Königlichen Stand gemäß in geziemendem Schmuck solt erweisen, darauf er zur Antwort gesagt: „Der König in Böhem hat oft meinen grawen Rock außgelacht vnd verspott; jetzo sey die Zeit, daß der graw Rock seiner wieder könne spotten: der Teutschen Lob bestehe auf guter Rüstung vnd nicht in Kleidern." Demnach der König in Böhem im Läger erschienen, hat König Rudolph sein gewöhnlich Kleid, einen grawen Rock, angethan vnd sich in seinem Zelt auff ein schlechte Banck

gesetzt. In dem König Ottacker in seinem köstlichen Schmuck sich vor dem Römischen König auf die Knye niedergelassen, hat man das Zelt allenthalben geöffnet, daß männiglich den Proceß gesehen, davon ein Gelächter im gantzen Volck entstanden, daß der im Gold vnd köstlichen Zierath vor dem schlechten grawen Rock zu Füssen gelegen. — — —

Anno **1248** hat König Rudolph sein Anwesen zu Maintz gehabt. Da eines Morgens vnuersehenlich Kält eingefallen, daß man sich im Läger nicht erwärmen können, ist er auffgestanden, hat seinen Rock vmb sich geworffen vnd ist in eines Beckers Hauß, seinem Losament gegen über, zum Kohlhauffen, den der Becker auß dem Ofen gezogen, zugelauffen. Die Beckerin ist über seinen Vngestüm zornig worden, hat ihn mit bösen Worten übel angefahren, daß er dergestalt solt in ein Hauß geloffen kommen. „Seyt nicht so zornig, liebe Fraw," sagt der König, „ich bin ein guter alter Landsknecht, hab nicht viel zum besten, vnd mein Armutlin dem armen König Rudolf auffgehengt; deßhalben muß ich mich behelffen, wie ich kan." — „Troll dich hin zu deinem Bettel König," antwort die Beckerin, „es geschicht euch allen recht, dieweil ihr das Land verhergt, den Armen ihre Nahrung auß den Händen reist." König Rudolph sagt: „Was hat dann der arme König angestelt, das so böß ist?" — „Ist das nicht böß genug," antwort die Fraw, „alle Becker vnd ich arme Fraw seynd durch seine Krieg arm vnd Bettler worden, können auch nicht zu Kräfften kommen, so lang er lebt." Vnd nach vielen groben Scheltworten sagt sie zum König: „Pack dich, du alter, oder ich mach dir Füß!" Der König hat sonder Gefallen über der Frawen Eyffer, vnd wolt nicht weichen; da erwüscht die Fraw ein Kübel mit Wasser, schütts so vngestüm auff die Kohlen vnd den König, daß er aller naß vnd beraucht davon wider in sein Losament gelauffen. Vmb den Mittag, als er zum Imbs gesessen, hat er sein Wirthin im Hauß lassen herbey kommen, ein Schüssel mit gutem Essen vom Tisch genommen vnd befohlen, daß sie das der Beckerin solt bringen sampt einem quart Wein, vnd derselben wegen des alten Landsknechts Danck sagen, dem sie Morgens bey den Kohlen so gut Bad geschenckt. Darauf der König denen, die an der Tafel gesessen, die Geschicht, so ihme begegnet, mit Fröhlichkeit erzehlt. Aber die Beckerin, als sie vernommen, daß sie mit dem König zu thun gehabt, ist in Furcht vnd Sorg gefallen, mit betrübtem Hertzen in sein Herberg gangen, vnd hat mit eim Fußfall vmb Verzeihung gebeten, hiemit aber dem König noch mehr Vrsach zur Kurtzweil geben, dann er ihr gar nicht verzeyhen wollen, sie schelt ihn dann wider der Gestalt, als sie morgens gethan. Endlich hat die Fraw ein Hertz gefast vnd gleichsam in Entrüstung alles widerholt, was sie morgens außgestossen, dadurch den König vnd andere insonders fröhlich gemacht vnd mit Gnaden ihre Abfertigung bekommen. Diß Exempel, wiewol es zu vnsern Zeiten mehr für ein Fabel, als eine Warheit möcht gehalten werden, so ists doch von glaubwürdigen historicis beschrieben vnd von Verständigen als ein warhafft Exempel alter Teutschen Tugend erkent vnd hochgehalten.

Johann Adolf Köster, gen. Neocorus.

Einer der späteren Geschichtschreiber des Zeitraums, aber einer der merkwürdigsten ist Johann Adolf Köster, genannt Neocorus. Derselbe war vermuthlich zu Oldenwörden im Lande Dithmarschen geboren, wo sein Vater zweiter Prediger und Schulmeister war. Das Jahr seiner Geburt ist nicht ausgemittelt, doch muß er bald nach 1550 geboren worden sein. Seine Aeltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande, und schickten ihn Ende 1576 nach der neugegründeten Universität Helmstädt, wo er jedoch nicht lange blieb, da wir ihn 1578 als Schulmeister und Küster in Busum finden, wo er 1590 mit großer Einstimmigkeit zum zweiten Prediger gewählt wurde. Schon bald nach seiner Einsetzung wurde er in vielerlei Streitigkeiten bald mit dem ersten Prediger, bald mit der Gemeinde verwickelt, wobei er zwar meistens im Rechte war, aber sich auch wohl von seiner angebornen Heftigkeit zu weit reißen ließ; in Folge dieser unangenehmen Verhältnisse wurde er im Jahr 1624 nicht ohne Zuthun der Regierung seines Amtes entsetzt. Von da an scheint er in stiller Zurückgezogenheit gelebt zu haben, bis ihn der Tod abrief, wahrscheinlich im Jahr 1630; er war gegen 80 Jahr alt, als er starb. Der Nachwelt hat er sich durch die „Dithmarsche historische Geschichte" verdient gemacht, in welcher sich der feurige Geist und die warme Vaterlandsliebe lebendig ausspricht, die ihn sein ganzes Leben lang beseelte. Zwar standen ihm keine reichen Quellen zu Gebote, am wenigsten konnte er die Archive benutzen, die nach dem Untergang der Freiheit von den neuen Herrschern in Besitz genommen worden waren, und es ist daher auch die Darstellung der älteren Geschichte weniger genügend; die große Heldenzeit aber, die noch frisch im Andenken seiner ältern Zeitgenossen lebte, deren mündliche Nachrichten er sorgfältig sammelte, ist mit ausgezeichnetem Glücke geschildert. Seine Kenntniß des Landes und des Volkes, namentlich aber sein treuer, vaterländischer Sinn leiteten ihn so trefflich, daß sein Werk in diesen Theilen den besseren Erzeugnissen der Geschichtschreibung an die Seite gesetzt werden kann, wie denn auch nicht zu verkennen ist, daß die Kenntniß der großartigen Historiker des Alterthums nicht ohne Einfluß auf seine Auffassung und Darstellung geblieben ist. Neben der Erzählung der Freiheitskämpfe des kleinen, aber heldenmüthigen Volks ist auch die einleitende Schilderung der alten Sitten und Gebräuche besonders hervorzuheben, in welcher er auch bei Abgang älterer Quellen doch um so eher Glauben verdient, als jene Sitten auch zu seiner Zeit noch bestanden, oder doch durch Ueberlieferung noch bekannt waren. Wie die schweizerischen Geschichtschreiber, hat sich auch Neocorus dadurch verdient gemacht, daß er die alten Volksgesänge, Schlacht- und Siegeslieder in seine Geschichte aufgenommen hat. Dieselbe ist übrigens nur in ihrer ersten Hälfte (bis zum Jahr 1524) vollständig ausgearbeitet, während die zweite nur aus chronikartigen an einander gereihten Bemerkungen besteht, von denen manche ausführlicher entwickelt, andere nur kurz hingeworfen sind.

Schlacht unde Averwinninge der Ditmerschen jegen de grote Guardia unde de anderen Landesknechte.

In deme nun de Guardia in solken schlimmen Wegen wol gemattet unde in Häpening stunt, se worden balt up einen widern unde brederen Platz kamen, gelik wo dan de Rueter stetz in ehrem groten Gedrenge doch vorgevens des vorwachteden, worden se der Schantze der Ditmerschen, so voriger Nacht erst vor den Weg geschlagen, enwhar; den de Ditmerschen, so achter dersulvigen legen unde sick beschantzet hadden, schoten ahne Underlath mit ehrem Veltgeschutte, nademe se ere Gelegenheit segen und se erreken konden, mang de Viende, welkes den nicht ahne Schaden affgaen konde. Den dewile dat Geschutt up den Wech gerichtet, se averst densulven her kemen, unde de so enge, dat se finer Engicheit halven dem Schöte nicht entwiken konden, worden ehrer vele geschaten, fregen der Büte dar so vele, dat se de dar uth dem Drecke nicht dragen konden, sondern darmede beliggen bliven mosten. Eines Deles, so voran gingen, leden ehre lange Speisen aver de Graven, worpen de Flacken daraverher, makeden

diesergestalt Bruggen, darmit se uth dem depen Wege up dat harde Landt kemen; andere nehmen de Breder, so se hebben, schmeten desulven deßgeliken an de andere Sidt der Graven, dat se ock solches tho ehrem Vordele vor Stege gebruken unde sick redden mochten. Alse averst dat Vottvolck oder Guardia in groter Menge henaver fell, mosten se dar nichts minder sehr gedrang in einander staen, also dat se nicht thor Wehre kamen konden. Den des Marschlandes Gelegenheit, welches umme der Waterloßing willen nottwendich mit velen depen Graven dorchgegraven wert, konde nicht liden, dat se dar even, alß were itt up einem evenen Platze, eine Schlachtordninge maken, nha Nottrofft erstrecken edder heruth vallen konden. Ock weren de Knechte ahne dat natt unde halff erfraren. Men berichtet bestendiglich, dat der Garde Averste, Junker Schlenß, ein langer, rischer, unvorzageder Helt, sich vor allen gewagt, und einen von den Ditmerschen uthgefordert thor monomachiam edder besunderlichen Kampe, dar dan einer uth dem Carspel Nienkerken — — vor allen wederumme hervorgesprungen, sick mit sinem Jegenßman, de eine lange Speisen gehatt, he averst eine Hellebarden, eine Tidtlang gebruket, entlich averst ehme den Vordeel affgesehen, de Speisen uthgeschlagen unde thor Erden geworpen, unde dewile he ehne siner Rusting halven nicht wol verwunden unde dorchsteken mögen, ehme den Hellebarden up de Vorst gesettet, mit dem Vote darup gesprungen und also vor Ogen und im Angesichte beidersidts Hupen erworget, dadorch de Ditmerschen erstlich einen Mott gekregen. Der Fursten Geschutte waß wol fin up de Schantze thogestellet, averst dewile de Lunten dorch den Regen uthgeloschet, Krutt und alleß, wat tho dem Fürwerke gehörig, dorch de Fuchticheit unduchtig geworden, dat men itt nicht gebruchen konde, ock de Wint gar entjegen und hinderlich waß, konde itt nicht affgaen oder affgeschaten werden. Der Ditmerschen etliche vellen up der Schantze, wolden dat Geschutte ummewerpen; worden averst mehr van ehren eigen unvorwahringes erschaten, alß van der Guardia erschlagen. Da de andern Ditmerschen under diesem Wesende, nha Rede und Anleitung des duren Heldes Sibrandes, sich wol achter dem Walle helden und mechtichlich mit grotem Vordele mång de Viende inschoben und de Ordnung des Vottvolckes thotrenden, in deme de eine hirhen, de ander darhen sick wendede, de eine hir im Water badede, de ander dar im Drecke wadede, de eine aver den andern her veel, vor dem andern nicht staen konde, edder ock van demsulven etweders in den Dreck edder in dat Water getagen wartt. Entlich averst hebben etliche uth Wakenhusen — — sich vnderstanden und abermaleß sich uth der Schantzen gewagt, dat furstliche Geschutte umtowerpen unde solkes ridderlich vollenbracht. Dewile dan nu kein ander Radt tho finden, gedachten se de Ditmerschen mit ehrer groten Menge tho ummetheen, wedderumme under Windes tho krigen und mit ehrer groten Veelheit unde Macht van achtern unde allenthalven her tho averfallen. Alß solches de Ditmerschen vormerken, vallen ehrer etliche, Crantzius meinet, etwen 300 edder 400, mehr nicht, wowol ehrer in der erst so vele nicht sin konen, dewile se nicht gar unde gantz de Schantze und dat Geschutte vorlaten unde vorlopen mögen, dan ock herna scheten se gewaldig uth der Schantze in de Rüter, do bereitz Guardia unde dat ander Volck erlegt, und ehrer dorchuth in alle nicht mehr, edder ock nicht so vele gewesen, als gemeldet. Ehrer sin nun gewesen, wo vele ehrer jummer will, diß ist gewiß, ehrer weinig vallen magnitudine animi paene plus quam humana uth der Schantze, setten an de Viende, instructissimum ab equitatu, peditibus et tormentis hostem, vangen einen Stridt an mit so vele dusenden, de averst, als gemeldet, matt unde erfraren im Drecke und in der Kulde sehr enge unde betwungen bieinander stunden und staen mosten, werpen van sick alles, was se hindern edder beschweren mochte, van Harnschen, Schilden, Stevelen rc., sehen nicht na den Flacken und Bruggen, Bredern unde Stegen, sondern heven sich und springen tho der Guardia hen aver de Graven, und unangesehen desulve mit ehrem groten Geschrie, schrecklichen Drouwen, se gedachten tho vorfehren, ock ehre honisch Andacht verspotteden, dennoch wagten se itt, und de hertzhaffte Förer Sibrant föret se gewaldich an, ropt: „Se tho! vort, vortt, sue dich nicht umme! sue dick nicht umme!“ darmit se nicht in Kleinmott vellen, wen se den groten Hupen vor sick, hinder sick averst den geringen Nadruck segen. Striden unde kempen also ehrer weinig jegen vele, helden sich in dieser ehrer Stedt nicht anderß, als de edlen Spartaner, van den geschreven wertt: „Σπάρτῃ οὐ τὸ θανεῖν, ἀλλὰ φυγεῖν θανατός.“ Bi den Spartanern wert nicht Sterven, sondern Flegen ein Dodt geachtet. Den efft se schone twe mall van den Landesknechten tho rugge geschlagen worden, kemen se doch wedder. Twemal funden und vormanneden se sick thosamen, vellen up de Viende tho, so gefangen im Froste unde Drecke stunden, schlogen se dodt unde stötten se in de Graven. Under deß sick nun diese so ridderlich holden und lever sterven, als lopen willen, „sterven ehrlich, lopen averst vor de högeste Unehre unde Schande achten,“ gifft Gott, dat jummer des Waters mehr unde mehr wert, welches dorch de geopende Schlus[en] mit solcher Macht herin settet unde drenget, dat men den [illegible]ch nicht mehr van den Graven, unde de Graven nicht meh[r] [v]an dem Wege edder Lande underscheiden kan. Ock kamen [e]tliche andere Ditmerschen hertho, so an anderen Orden Wachte geholden, de, als man secht, sich doch ein weinich achter der Kerken tho Hemmingstede vorwilet hebben, und diesem Spele thogesehn, wor itt henuth wolde, und wat it einen Vortgang und Gelegenheit darmit hebbe, desulven ock, nha deme se dieser ehrlichen Helden Mott und Macht und ehre sulvest eigene Gefahr und Wolfart betrachten, setten se mitt Fröuwden tho dem Hupen henan, kamen den ehren tho Hulpe und de tho entsetten. So vele Modes nu dußen Ditmerschen, so ahne dat genochsam behertigt, dorch dieser Ankumbst gegeven wart, so vele und mehr entfell dem Jegendele, so ahne dat genochsam benhamen, gefangen unde bemannet, dat diesergestalt diese Ditmerschen der Guardia mechtich werden und sich nicht allein an densulven, sondern ock an den andern, wo folgen wert, ein grulich Blotstortent erhevet. Und sich even so ein Spill thodroch, alß in Vortiden in Gräcia, do ock der grott mechtige Koning Darius uth Persia mit den van Athen ein Drepent dede, und der Athenienser Furste Miltiades ock nicht erwachtede, beth der Spartaner Hülpe heran keme, sondern an de Viende settede und so dapper jegen unde wedder se stritede, dat man itt darvor angesehen, als weren de Athenienser Menner, des Koninges Darii Volck averst were Vehe. Und waß ock eines Iden Manheitt so grodt in dem Krige, dat men nicht wol kennen unde weten mochte, wol dat beste gedaen hebbe. Den de Ditmerschen alle sich so dapper helden und mechtig wehreden, ock in de Viende steken, dat de thovorne unaverwintliche Guardia am aller ersten de Flucht raden moste, darin se mehrendelß als dat Vehe erschlagen wurden, unde ehre Büten nevenst der Selen im Water vorloren und avergeven. Alß dise allen Landen und Konigreichen erschreckliche Hupe erlecht, worden de Ditmerschen mödiger, kregen grote Hopening, den andern Hupen ock tho erlegen, setten derwegen tho densulven (so uth Börgern und Buren, uth Steden und Dorpern vorsamlet) grusamlich an, erschlogen se alle tho Dode edder ersopeden se im Water, datt nichtes dorch de Flucht entrinnen mochte. Also ock mosten diese ehr Blodt mit dem Water und ehren Geist mit der Lucht vermengen, demna beide Büten geven und nehmen, ahne ehren Dank, efft ehrer schon ein averuth grot Hupe waß. Und secht men, in dieser Schlacht si de Lose bi den Koningschen gewesen: „Wahre di, Bure, de Garde, de kumbt!“ bi den Dithmerschen averst: „Wahre di, Garde, de Bure, de kumbt!“

Der Dithmerschen Schlacht unde Averwinninge jegen de Ruter.

Nademe dat Vottvolck, de Guardia so wol alß Borger unde Buren erlegt, efft nun schon de Ditmerschen

van so velen Arbeiden vnd Morden matt unde möde und nun wol der Rouwe begeret, dennoch erachteden se, dat se mit so groter ehrer Manheit, velen und schrecklichen Blottvorgetende nichts uthgerichtet, wo ock nicht de Ruter, so bereitz ehn gefangen duchte, mit den andern upgenestelt unde ehre Sadeln geleddigt worden, und also de Viendt einß vor alle erlegt und uth dem Lande gejagt worden. Grepen dero halven ock de Rutere an, so noch in den engen Wege heelden und sich mit den Perden noch vorwertz, noch tho rugge, noch thor Siden wenden, und also keinen Orth henuth kamen mochten; den vor ehnen weren de erlegten Corper ehrer Mittgesellen, so ehre Selen sambt dem Rowe in dem Schlicke vorstecken hedden unde noch nicht vinden konden, item der Ditmerschen Schantze, daruth se hefftich mit dem Veltgeschutte in se schöten; hinder ehn heelden de Rustwagen, Roffwagen und Schleden, dar weren de Perde eines Deles van genhamen, de eine lag aver dem anderen, als eine Wagenborch. Und se, de Ruter, stunden in den sehr dreckichten Wegen twischen den depen Graven tho beiden Siden, also dat ehnen beides, wenden unde wiken, unmögelich; konden derhalven sick ock nichtes gewißers vormoden, segen ock nicht anderes vor ehren Ogen, alß den unersettlichen grimmigen Leventfreter, den Dooth. Itt brukeden averst de Ditmerschen gar vornufftigen und sehr wißlichen eines behenden unde bequemen Rades unde Vordeles (deß sick ock ehrmals der edle Furst der Hartzlender, Hermanius, jegen den Romischen Aversten Tiberii, Cecinam, gebruket, und vormaleß Graff Adolph 2. van Holstein bi der Eider jegen Koning Sueno, den andern des Namens, uth Dennemarken, wo an sinen Ordt erkleret, sehr gelücklich gebruket hefft); den se gedachten, wen de Perde vorwundet worden, worden desulven ungestume, worpen nicht alleine den Ruter lichtlich aff, sondern schlogen gewaldich umme sick, dropen demna ane Twiffel de negesten Perde, de dan ock ergrimmeden unde even so wol den Ruter affworpen, de dan nicht dorch dat Schlaent und Wötent der Perde wedder thor Wehre kamen konden, sondern im Schlicke unde Drecke thodreddet unde thopeddet worden, konden dergestalt mehr mit einem vorwundeden Perde Schade gescheen, als wen se dre edder veer Ruter nha einander mit schwerer Moyte unde Arbeit ock gar erlegt hedden. Lopen derhalven up beiden Siten des Weges langest den Graven, steken mit ehren langen Speisen unde Speten, schöten mit ehren Geschutte unde Bagen in de Perde, repen ock den ehren tho, dat ein Iederman solches dohen scholde. „Schone den Man, schlae de Perde!“ Diese Anschlach ging redlich an, den do de Perde dat Isern und Geschutte völeden, vorwundet worden, ergrimmeden se, worden gantz wötend und davende, sprungen und schlogen gruwsamlich umme sick, worpen den Ruter, so ohne dat halff vorklammet vnd erfraren, van sick, thodredden unde thopedden se, vele storteden van den Perden in de Graven, vele quamen vnder und twischen de Perde, worden tho dode gefallen, gedrucket und im Schlam unde Water ersöpet, storven also erbermlich drierlei Dodes. Dar erhob sick ein kleglich unde sehr erbermlich Geschrie. De Damp unde Rock, so van den schwetenden Perden, de Spoie, so van dem Water upging, Schne, Hagel unde Regen, so ehn gar entjegen, vorblendeden den Minschen de Ogen, dat se nicht sehen konden. De Ruter, so voran heelden, doch ehrer weinig, wo volget, kemen aver de Graben, de nun mit dem velen Volke an etlichen Orden gar uthgefüllet weren unde entgingen solch einem sehr schwetigen Bade; se wusten averst sulvest nicht, wor se hen quemen, den vor der dunkeren dicken Lucht, vor den Wolken, Regen, Schne unde Winde, dartho vor dem Dampe van dem Schwete, Spoie van dem Water, konde nemant sehen, also dat ock dat Krigeßheer seher jemmerlich erschlagen, tho dode gepeddet, gedrucket, gefallen, ersöpet und bedempet wartt. Dar iß maniger edler unde köner Helt erbermlich ummegekamen, de sin Schwert nicht einmall getucket edder gerucket. De Fursten kemen darvan mit gantz weinigen, it weeth averst nemant, worhen, wordorch und mit wat Middel; den dorch de Schantze unde Viende vormochten se nicht, ock konden se nicht hinder sick thorugge kamen, den solches hinderden de Wagen, wo gedacht, so in der Brede nha unde aneinander stunden, also ein Lager, dat nemant dardorch entgaen mochte. Man meinet averst, iß ock wol geloffllich, dat etliche darvan gekamen sin aver de Veelheit der Doden, darmit de Graven unde Watere weren uthgefullet. Wowol menniger gedenken scholde, dat se mit den ersten ehr de Perde van den Rustwagen genhamen unde geschneden, ehr de Wagenknechte dat Hasenbanner upgeworfen, unde ehr also de Wagen aver und dorch einander geworpen, dewile weinig Regimenter bi den Perden gebleven, dorch de Flucht ehr Heill vorsocht und dat Levent geberget hebben; den sonst de Ditmerschen, so de Rutere up beiden Siden wol behalvet hedden, worden ehnen dat Geleide gegeven hebben. Gelick wo de andern alle jemmerlich tho Bade und Lage gekamen sin, und van ehren eigen vorwundeden edder geschlagenen Perden erbermlich thotreddet unde thopeddet, dat ock de Ditmerschen entlich gebaden und ener dem andern thogeropen: „Schlae den Man und schone der Perde!“, den se dersulven etliche thor Tucht, dewile se herlich und schone gewesen, begeret und beholden hebben, alß de se vor de Büte, so de Haveman krech, erlangten. Iß demna ditsulve ein erbermlich Spectacul gewesen, dat man nicht einmall wuste, wor de mechtige Koning alleine bleff, de tho vorne mit se vele Dusenden Ditmerschen nicht alleine erfullet, sondern wol ein vell groter Landt uthgepuchet hedde, und iß dise sine Flucht so so bedrövet und kleglich gewesen, als de Infal avermödich und erschrecklich.

III. Didaktische Prosa.

So bedeutend die Leistungen im Gebiete der Geschichte auch waren, so bildet doch die didaktische Prosa den Mittelpunkt der Bestrebungen in der prosaischen Sprachdarstellung. Nicht nur gehören einzelne der hiehergehörigen Denkmäler zu dem Vortrefflichsten, was überhaupt in Bezug auf Sprache und Styl geleistet worden ist, es sind diese zugleich auch die Muster, nach welchen sich mehrere unter den Schriftstellern gebildet haben, welche in den übrigen Gattungen der prosaischen Sprachdarstellung hervorragen; ja es sind dieselben sogar die Grundlage der neuhochdeutschen Sprache geworden. Daß wir vor Allem Luthers Schriften, und insbesondere dessen großartige Bibelübersetzung hier meinen, braucht nach den früher gemachten Bemerkungen kaum angedeutet zu werden. Aber so bedeutend die Höhe war, welche die didaktische Prosa durch Luther und nach seinem Vorgange erreichte, so sank sie dagegen beinahe eben so schnell wieder herab, und während die historische Prosa sich beinahe bis zum Ende des Zeitraums in ihrer großartigen Entwickelung erhielt, so daß selbst die spätesten Geschichtschreiber noch in mancher Beziehung tüchtig genannt zu werden verdienen, da sie das nachfolgende Verderben in Sprache und Styl zwar schon ahnen lassen, aber demselben doch noch keineswegs verfallen sind; so ist dagegen in den späteren Erzeugnissen der didaktischen Prosa der völligste Verfall schon sichtbar, ja es beginnt derselbe schon mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die Theologen, ihrem großen Meister ungetreu, die Ideen der Reformation verließen und sich in geistlose Zänkereien verloren, abgeschmackte Sophistereien an die Stelle der einfachen, aber klaren Beweise traten und rohes, bis an die Gemeinheit gränzendes Schimpfen die zermalmende Kraft der oft zwar derben, aber immer gewaltigen Beredtsamkeit ersetzte, welche die Welt erschüttert hatte.

Da die Reform der Kirche der bewegende Grundgedanke des Jahrhunderts war, so gehören auch weitaus die bedeutendsten Erscheinungen der didaktischen Prosa in das Gebiet der Theologie; aber da sich die Reformatoren zunächst an das Volk wenden und wenden mußten, so sind ihre Schriften, besonders diejenigen, durch welche sie auf das Volk in seiner Gesammtheit wirken wollten, sowohl in der Ausführung als in der Sprache, durchaus populär gehalten; für die wissenschaftliche Behandlung der Theologie, wie aller übrigen Wissenschaften blieb dagegen auch jetzt noch die lateinische Sprache beinahe ganz ausschließliches Darstellungsmittel. Diese populären Schriften der Reformatoren waren meist von kleinerem Umfange, wie es bei ihrer Bestimmung durchaus nöthig war; es waren meistens Flugschriften, die bei ihrer innern und äußern Vortrefflichkeit aber sogleich die größte Verbreitung fanden. Außer den zwei großen Reformatoren, *Zwingli* und *Luther*, haben noch viele andere Anhänger derselben, zahlreiche Flugschriften erscheinen lassen, von denen manche auch jetzt noch Beachtung verdienen, wie z. B. die „Fünfzehn Bundsgenossen" von Johann *Eberlin* aus Gunzburg, und der „Lügenmantel" von Wenceslaus *Schilling*. Daß viele, ja die meisten derselben polemischer Natur, ja recht eigentlich Satyren waren, lag in der ganzen Zeitrichtung, so wie in dem besondern Bestreben, auf das große Publikum zu wirken, und demselben die Traurigkeit der religiösen Zustände in der höchsten Lebendigkeit zu schildern. Es blieb beinahe keine Seite des katholischen Cultus unangefochten, besonders gab die freilich bis zur unsinnigsten Abgeschmacktheit getriebene Verehrung der Heiligen vielfachen Anlaß zur bittersten Verspottung; doch erwähnen wir unter den hieher gehörigen Schriften nur „der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran" von *Erasmus Alberus*; es ist dies ein oft witziger Auszug des berüchtigten Buches Liber conformitatum, in welchem die Aehnlichkeit des H. Franciscus mit Christus durch eine Menge der abenteuerlichsten Wunder dargethan wurde. Aus späterer Zeit verdient in dieser Beziehung nur noch Joh. *Fischart* nähere Beachtung, dessen „Bienenkorb" aber freilich ein Meisterwerk der Satyre ist. Zwar erschienen dergleichen Schriften in ununterbrochener Reihe und in großer Anzahl auch in der zweiten Hälfte des Zeitraums, aber sie haben beinahe ohne Ausnahme eben so wenig Werth, als die zahlreichen Gegenschriften der katholischen Schriftsteller, von denen wir nur den schon früher erwähnten *Johannes Naß* nennen, weil dessen Treiben so viele Meisterwerke Fischarts hervorrief.

Neben den kleineren Flugschriften finden sich aber auch mehrere größere über religiöse Verhältnisse, welche zu den besten Erscheinungen der didaktischen Prosa gehören; und auch hier ragen *Luther* und *Zwingli* in gewohnter Weise hervor. Außer diesen sind auch die trefflichen Erbauungsschriften *Johannes Arndts* und die „Deutsche Theologie" (1528) des Bischofs *Berthold* zu erwähnen, in welcher er die Glaubenssätze der katholischen Kirche in systematischer Ordnung darstellt, und sie gegen die Lehren der Reformation nicht ohne Heftigkeit vertheidigt. Die alte „Deutsche Theologie" (I, 785) scheint nicht ohne Einfluß auf sein Buch geblieben zu sein, manche Stellen erinnern ausdrücklich an dieselbe; dagegen ist die Sprache hart und unbeholfen.

Wie die didaktische Prosa den eigentlichen Mittelpunkt aller Sprachdarstellung in diesem Zeitraume bildet, so hat diese wiederum ihren Mittelpunkt in *Luthers* „Bibelübersetzung", deren Bedeutsamkeit theils schon oben (S. 3) berührt worden ist, theils weiter unten noch näher besprochen werden soll. Der Lutherischen Bibel wurden freilich sowohl von katholischer als von reformirter Seite andere Uebersetzungen entgegengestellt, aber es kann sich keine derselben auch nur von ferne, weder hinsichtlich der Sprache, noch in Bezug auf die großartige Auffassung des Geistes mit der Lutherischen messen, was die Bearbeiter selbst so tief fühlten, daß sie auch jene Uebersetzung der ihrigen zum Grunde legten, wie sogar Luthers bitterster Gegner, der berüchtigte Eck*) und nach ihm der Dominikaner Joh. *Dietemberger*. Dasselbe gilt von der im Sinne Zwingli's durch *Leo Jud* veranstalteten Uebersetzung, die daher auch bald von der Lutherischen verdrängt wurde. Eine niederdeutsche Bibel, an welcher namentlich *Bugenhagen* arbeitete, gab sich selbst nur für eine Uebertragung der hochdeutschen von Luther bearbeiteten Bibel aus.

Die Berufung an das Volk in Sachen des Glaubens und der Kirche setzte nicht bloß ein großes Vertrauen in dessen Tüchtigkeit voraus, sie hatte auch die Folge, daß man mit demselben und seinem Wesen näher bekannt zu werden suchte. Die meisten Schriften der Zeit zeugen von diesem Bestreben, mehrere theilen uns die Ergebnisse desselben mit; wir begreifen darunter namentlich die nun auftauchenden *Sammlungen und Erklärungen von Sprichwörtern*, welche aus dem tieferen Verständnisse des Volkslebens hervorgingen, zugleich aber auch in überzeugender Weise darthaten, daß das Volk die unversiegbare Quelle der höchsten praktischen Weisheit sei. Die großen Verdienste, welche sich *Agricola* und *Seb. Frank* in dieser Beziehung erworben, werden weiter unten näher berührt werden; aber auch *Christoph Lehman*, den wir schon als bedeutenden Historiker haben kennen lernen, verdient durch seine Sammlung alle Anerkennung und ist namentlich als Quellenwerk für die Kenntniß des deutschen Sprichworts höchst schätzenswerth; während es den Werken Agricola's und Franks hinsichtlich der Darstellung sowohl als der geistreichen Auffassung unbedingt nachsteht.

Alle, oder doch weitaus die meisten der bis jetzt berührten Schriften waren für das Volk bestimmt oder

*) In einem lateinisch abgefaßten Sendschreiben „Von Dolmetschen" sagt Luther: „Ich wolt noch gern den Papisten ansehen, der sich herfür thet, und etwa eine Epistel Pauli oder einen Propheten verdeutschet, so fern, daß er Luthers Deutsch und Dolmetschen nicht dazu gebrauchet; da soll man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch und Dolmetschen. Denn wir haben ja gesehen den Sudler zu Dresen, der mein Neu Testament gemeistert hat, der bekennet, daß mein Deutsch nüsse und gut sei, und sah wol, daß ers nicht besser machen kunte, und wolte es doch zu Schanden machen, fuhr zu und nahm sich für, mein Neu Testament fast von Wort zu Wort, wie ichs gemacht habe, und thet meine Vorrede, Glosa und Namen davon, schreibt seinen Namen, Vorrede und Glosa dazu, verkauft also mein New Testament unter seinem Namen. Ja, lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe, da sein Landsfürst (Herzog Georg von Sachsen) mit einer gräulichen Vorrede verdammte und verbot, des Luthers Neu Testament zu lesen, doch daneben gebot, des Sudlers Neu Testament zu lesen, welches doch eben dasselbige ist, das der Luther gemacht hat" (Werke, Altenburg, 1662. fol. S. 269).

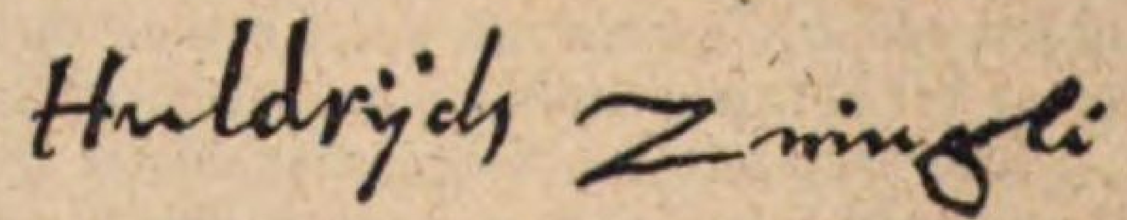
mit Rücksicht auf dasselbe geschrieben; von denen, welche vorzugsweise für die Gebildeten oder Gelehrten bestimmt waren, sind nur wenige hervorzuheben, nicht allein, weil es deren im Ganzen nur eine sehr beschränkte Anzahl gibt, da für solche Schriften, wie schon bemerkt, immer noch die lateinische Sprache vorherrschte, sondern auch, weil sich nur sehr wenige in der Darstellung über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erheben. Wasserleiters „Vernunftkunst" (1596) ist nur deshalb zu erwähnen, weil er sich bemühte, die lateinischen oder griechischen Kunstausdrücke der philosophischen Sprache durch deutsche zu ersetzen, die freilich oft schief ausfallen, wie schon das Wort „Vernunftkunst" für „Logik" beweist. Dagegen verdient Seb. Frank unsere höchste Bewunderung, der sich in seinen philosophischen oder, wenn man lieber will, mystischen Schriften auch bei der Darstellung der abstraktesten Begriffe einer hohen Reinheit der Darstellung in Wort- und Satzformen beflissen hat. Nächst ihm ist nur noch Jacob Böhme zu nennen, der aber mehr durch den Inhalt seiner Schriften, als durch die, wenn auch immer merkwürdige, doch oft unbeholfene Form seiner Darstellung Beachtung verdient. In einer, wenn auch nicht gerade populären, doch höchst anschaulichen Weise hat endlich Joh. Fischart mehrere Fragen der praktischen Philosophie mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit behandelt.

In den übrigen Wissenschaften ist nur wenig in deutscher Sprache geschrieben worden, und dies Wenige ist meistens ohne stylistischen Werth; dies gilt namentlich von den Rechtsbüchern, für welche doch aus den früheren Jahrhunderten so vortreffliche Vorarbeiten hätten benutzt werden können; so ist die sogenannte „Carolina" oder das peinliche Gesetzbuch Karls V., eben so roh in der Darstellung, als grausam und unmenschlich in seinen Strafbestimmungen. Nicht besser steht es um die Medicin und die Naturwissenschaften. Obgleich jedoch die Schriften des großen Theophrastus Paracelsus (Bombastus von Hohenheim) aus Einsiedeln (1494—1541) sich keineswegs durch eine schöne Darstellung auszeichnen, so dürfen sie doch schon deshalb nicht unberührt gelassen werden, weil er sich in ihnen großen Theils der deutschen Sprache zur Entwickelung wissenschaftlicher Forschungen bedient und zwar aus dem ausdrücklich von ihm bemerkten Grunde, weil sich die lateinische Sprache zur Darstellung seiner neuen Ansichten nicht eigne, und er sie zugleich den Nichtgelehrten zugänglich machen wollte. So war er auch der erste Universitätsprofessor (er war 1526 in Basel als Lehrer der Naturkunde und Chirurgie angestellt worden), der seine Vorträge in deutscher Sprache hielt. Bei diesem traurigen Zustande der wissenschaftlichen Literatur ragen die Schriften des großen Künstlers Albrecht Dürer um so erfreulicher hervor, der zuerst in deutscher Sprache über Kunst und mathematische Wissenschaften klar und gewandt geschrieben hat, aber leider ohne Nachfolger blieb.

Die ganz ungenügenden Versuche, die Grundsätze der Poetik und Rhetorik in deutscher Sprache darzustellen, übergehen wir billig; dagegen dürfen wir die Arbeiten über die Muttersprache nicht unerwähnt lassen, so unvollkommen dieselben auch waren. Valentin Ickelsamer schrieb am Anfang des Zeitraums eine Anleitung zum Lesenlernen, in welcher er die Natur der Laute nicht ohne Geschick erklärte, und die beiden Zürcher Josua Maaler und Joh. Frisius verfaßten lateinisch-deutsche Wörterbücher, welche für die Kenntniß der alemannischen Mundart zur Zeit der Reformation noch jetzt von Werth sind.

Huldreich Zwingli.





Der große schweizerische Reformator Huldreich Zwingli wurde am 1. Jan. 1484 zu Wildhaus im Toggenburgischen geboren, wo sein Vater Amtmann war. Er widmete sich der Theologie, studirte zuerst in Basel und Bern, dann in Wien, und wurde schon in seinem 22. Jahre (1506) als Pfarrer nach Glarus berufen. In den Jahren 1512 und 1515 machte er als Feldprediger die italienischen Feldzüge mit, in welchen die Schweizer für den Pabst gegen die Franzosen kämpften, wofür er vom Pabste eine jährliche Pension bezog. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er Prediger in Einsiedeln, wo er schon seine reformatorische Richtung zu entwickeln begann und durch sein Talent als Kanzelredner bald so großen Ruf erwarb, daß er Ende des Jahres 1519 nach Zürich zum Pfarrer am großen Münster ernannt wurde. Er erklärte sich hier, wie schon in Einsiedeln, gegen den Ablaßkram und erwirkte durch seine eindringliche Beredtsamkeit, daß dem Ablaßverkäufer Samson die Erlaubniß verweigert wurde, seinen Handel in Zürich zu treiben. Jetzt wandte er sich auch gegen andere Mißbräuche; er trat mit solcher Mäßigung und zugleich mit solcher Ueberzeugungskraft auf, daß schon im Jahr 1522 die Reformation

in Zürich entschieden war und in Folge zweier öffentlichen Disputationen, aus denen Zwingli siegreich hervorging, die Bilder aus den Kirchen entfernt, die Messe auf den Befehl der Obrigkeit abgeschafft, die Klöster aufgehoben und den Geistlichen die Ehe gestattet wurde, wie sich denn Zwingli selbst verheirathete (1524). Eben so thätig war er für die Verbreitung der Reformation in andern Theilen der Schweiz. Pabst Hadrian VI. hatte die große Bedeutsamkeit des Mannes schon früher erkannt, und ihn durch große Versprechungen wieder an die römische Kirche zu fesseln gesucht — er hatte ihm ausdrücklich sagen lassen, daß er ihm mit Ausnahme der päbstlichen Krone Alles bewilligen würde, was er nur verlangen wolle —; allein Zwingli ließ sich weder dadurch, noch durch die gegen ihn ausgestoßenen Drohungen und Mordversuche erschüttern. So groß seine Bewunderung für Luther war, und so sehr er geneigt war, jeden Zwiespalt in der neuen Lehre zu vermeiden, so konnte er doch in wesentlichen Punkten nicht mit den Ansichten des sächsischen Reformators übereinstimmen, namentlich verwarf er die von Luther mit Hartnäckigkeit verfochtene Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl. Eine im Jahr 1529 zu Marburg veranstaltete Zusammenkunft der beiden Häupter der Reformation hatte leider keinen Erfolg, und so trennten sich die beiden jungen Kirchen zum bleibenden Nachtheile des großen Werks, das gerade dadurch bedeutend verlor. Wie Calvin, so richtete auch Zwingli sein Augenmerk auf den Staat, er entwickelte in dieser Beziehung eine nicht minder erfolgreiche Thätigkeit und zeigte sich stets als eifrigen Republikaner und warmen Vaterlandsfreund. Es war zum großen Theil sein Werk, daß in Zürich unter vielen andern glücklichen Verbesserungen im Staatswesen die Freistätten für Uebelthäter verschlossen, die Lehrer besser besoldet und die Einkünfte entbehrlicher Pfründen für die Schulen verwendet wurden. Ferner erklärte er sich mit aller Entschiedenheit gegen die fremden Kriegsdienste, deren zahlreiche Nachtheile er aus eigener Anschauung kannte, und wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, den schädlichen, die Selbstständigkeit der Schweiz untergrabenden Einfluß der ausländischen Fürsten zu vernichten, indem er dahin trachtete, die Annahme von fremden Pensionen verbieten zu lassen. Was aber seinen Ruf als Staatsmann hätte begründen und die Unabhängigkeit des Vaterlands sichern sollen, wurde zum großen Theil Ursache eines traurigen Bürgerkriegs und zugleich der Grund, daß die Reform in einigen Theilen der Schweiz, in denen sie schon Wurzel geschlagen hatte, wieder zurückgedrängt wurde; denn die Leute, welche in den fremden Kriegsdiensten und Pensionen eine eben so leichte als reiche Erwerbsquelle fanden, erklärten sich nun mit aller Bitterkeit gegen die Reformation, überzeugt, daß wenn dieselbe vernichtet würde, die alten Verhältnisse nach jeder Seite hin leicht wiederhergestellt werden könnten, worin sie sich allerdings nicht täuschten. So wuchs der Groll zwischen den katholischen Kantonen und Zürich immer mehr, und es kam im Jahr 1531 zum offenen Krieg, an welchem Zwingli als Feldprediger Theil nahm. Die beiden Parteien lieferten am 12. Oct. (bei Kappel) eine Schlacht, in welcher die Reformirten aufs Haupt geschlagen wurden und auch Zwingli sein Leben verlor.

Zwingli besaß eine gründliche und umfassende Bildung, die er beinahe bis zu seinem Tode zu erweitern strebte. So lernte er Griechisch, da er schon Pfarrer war, und später noch Hebräisch, um die sämmtlichen Bücher der Bibel in der Grundsprache lesen zu können. Er war mit den Meisterwerken der Alten wohl vertraut und hatte ihren hohen Geist lebendig erfaßt, wie z. B. seine Charakteristik Pindars in einer dazumal gedruckten Ausgabe dieses größten Lyrikers der Griechen beweist. Diesem Studium hatte er wohl auch zum Theil den milden und freien Sinn zu verdanken, der ein wesentlicher Grundzug seines Wesens war, und der ihn in manchen Beziehungen weit über die befangenen Eiferer seiner Zeit erhob, welche ihm freilich einen harten Vorwurf daraus machten, daß er geradezu aussprach, es könnten auch die Heiden selig werden, wenn sie das Gesetz der Natur hielten, das auch Gottes Gesetz sei und das ihnen Gott in seiner unerschöpflichen Gnade bekannt gemacht habe. Ohne im Mindesten einseitig zu sein, herrscht bei Zwingli der klare ruhige Verstand und der praktische Sinn vor, der ein Erbtheil der schweizerischen Bevölkerung ist. Dieser Charakter spricht sich auch in seinen Schriften aus, die daher ruhig und entschieden nach dem vorgesteckten Ziele streben und daher auch weniger auf das Gemüth zu wirken, als den überlegenden Verstand zu überzeugen suchen. Sein Styl ist einfach und klar, aber obgleich weit entfernt von dem Feuer, das uns in Luthers Schriften hinreißt, doch voll Kraft und natürlicher Beredtsamkeit, die stets von dem entschiedensten Erfolg gekrönt wurde. Der Umstand, daß er in seiner heimatlichen Mundart schrieb, hat namentlich in späterer Zeit der größeren Verbreitung seiner Schriften geschadet, und doch haben die meisten derselben durch ihren trefflichen Inhalt sowohl, als durch ihre stets angemessene Form, einen hohen Werth. Wir können nur die wichtigsten derselben anführen. Die „Bslegen vnd gründ der schlußred oder articlel", die er im ersten Religionsgespräch zu Zürich (1523) aufgestellt hatte, enthalten eine eben so klare und verständige, als eindringliche Entwickelung der hauptsächlichsten Grundsätze, auf welche er sein reformatorisches Werk gründete; wir haben daraus die Stelle mitgetheilt, in welcher er von seinem Verhältniß zu Luther spricht, dessen hohen Geist er freudig anerkannte, wie er auch später stets mit ungeheuchelter Achtung von ihm sprach, als Luther ihn mit Härte und Ungerechtigkeit behandelte. Was er in dieser Schrift behauptet hatte, entwickelte er später in mehreren andern theils ausführlicher, wie in dem „Ratschlag von den bildern vnd der meß", oder in der „Klaren vnderrichtung vom nachtmal Christi", theils in gedrängter Zusammenstellung, wie in seiner „Erklärung des christlichen Glaubens". Vortrefflich sind auch seine pädagogischen Schriften, unter welchen sich das „Leerbiechlein, wie man die Knaben christlich vnderwysen vnd erziehen sol, mit kurtzer anzeyge eynes gantzen christlichen Lebens", durch tiefe Gemüthlichkeit und innige Erfassung des Gegenstandes auszeichnet, obgleich die Schrift, wie er selbst am Schlusse gesteht, ohne bestimmte Ordnung abgefaßt und mit „rohem Pinsel entworfen ist".

Aus den „**Bslegen vnd grund der schlußreden oder articlel.**"

Es haben die grossen vnd gwaltigen diser welt angehebt, die leer Christi vnder dem namen des Luters ze dur-

ächten vnd verhaßt ze machen, also daß sy alle leer Christi, von wem sy vf erdrych geprediget wirt, luterisch nennend. Vnd ob einer schon des Luters handel nit gelesen hätte, vnd sich allein des worts gottes hielte, dennoch gdörend sy jn luterisch schelten, der gstalt mir bschicht. Ich hab, vor vnd ee dhein mensch in vnser gegne üts von des Luters namen gwüßt hat, angehebt, das euangelion Christi zů predigen im jar **MDXVI**, also das ich an dhein canzel gegangen bin, das ich nit die wort, so am selben morgen in der meß zů eim euangelio gelesen werdend, für mich näme vnd die allein vs biblischer gschrift vsleite. Wie wol ich am anfang derselben zyt noch treffenlich den allen leererern anghangt, als den lutreren vnd kläreren, wie wol mich jro zů zyten ouch verdroß, als der hochwürdig herr Diebold von Geroldsegg, pfleger zů den Einsidlen, wol noch yngedenk ist, dann ich dozemal jm geraten hab, er sölle mit allem flyß Hieronymum lesen; vnd hab aber daby geredt, es kömme, ob gott will, bald darzů, das weder Hieronymus, noch dheiner vil by den christen, sunder die heilig gschrift allein gelten werde. Welches wort jn treffenlich hat geirret, das ich jn hieß Hieronymum lesen, vnd zeigt aber daby an, er wurde wenig meer gelten. Was dozemal min meinung, das ich anhůb empfinden, wie Hieronymus vnd ander, wie wol sy die gschrift vil wäger ze handen nemend, weder die sophisten, thatend sy doch der gschrift gwalt an. Also söllte min eegenannter herr, von dem ich im **18** jar scheiden wollt vnd gen Zürich ziehen, diewyl ich nit stät by im syn mocht, Hieronymum lesen, damit er sich von der heiligen gschrifft nit liesse, denn er dozemal noch vil lustes hatte zů klůgem latin. Als ich nun im jar **19** ze Zürich anhůb ze predigen, zeigt ich vor den eersamen herren propst vnd capitel an, wie ich das euangelion, von Matthäo beschriben, wöllte, ob gott will, predigen on allen menschlichen tand, vnd mich den weder lassen irren noch bestryten. Zů anfang des selben jares (denn ich an sant Joannes euangelisten tag gen Zürich kam) hatte nieman by vns von dem Luter üzid gewüsset, vsgenommen, das von dem ablaß etwas vsgegangen was von jm, das mich wenig leeret, dann ich vorhin von dem ablaß bericht was, wie es ein betrug vnd farbe wär, vs einer disputation, die doctor Thomas Wytenbach von Biel, mein herr vnd geliebter trüwer leerer, vor etwas zyten ze Basel gehalten hatte, wie wol in minem abwesen. Dannen har mich des Luters gschrift zů der selben zyt wenig gholfen hat zů dem predgen Matthäi. Zů welichem aber do von stund an anhůbend on vnterlaß ze loufen so treffenlich alle, so des worts gottes begirig sind, das ich mich selbs darab verwunderte. Jetz will ich mit den fyenden der leer Christi also reden: Wer schalt mich do luterisch? Als nun des Luters bůchlin vom pater noster vsgieng, vnd ich in kurtzer zyt dauor das selb im Matthäo vsgelegt hatte, weiß ich noch wol, das vil frommer kommen, die mich schlechtlich verdachtend, ich hätte das bůchli gemachet, vnd hätte jm des Luters namen vfgeschriben. Wer kont mich do luterisch schelten? Wie, das mich die römischen cardinäl vnd legaten, dozemal in vnser statt Zürich wonend, anfiengend hassen vnd mit geld vmkupplen, mich nit luterisch schultend, bis sy den Luter zů eim ketzer erkanntend? denn darzů mochten sy jn nit machen. Do schruwend sy, ich wär luterisch xc. Diß, frommen christen, zeig ich mit gwüsser kundschafft der vmständen an, damit man erlerne, was grossen frefenen můtwillens etlich fürsten oder gefürstet bettler bruchend, in dem sy alle, so das euangelion Christi predigend, vnderstond abzewenden mit des Luters namen, also das sy alle leer Christi, sy werde, wie ordenlich sy welle, gepredget, luterisch nennend, damit sy die den menschen mißfällig machind, so sy jro eins menschen namen gebend, das warlich nüt anders, weder ein grobe gottslästrung ist vnd ein gwüß zeichen verzwyfleter gottloser conscienz. Denn wer hat mich vfgerüst, das euangelion ze rredigen, vnd einen gantzen euangelisten von einet ze predgen? Hat das der Luter gethon? Nun hab ichs doch angehebt ze predigen, ee ich den Luter ie hab ghört nennen, vnd hab zů sölichem bruch vor **10** jaren angehebt griechisch lernen, damit ich die leer Christi vs jrem eigenen vrsprung erlernen möchte. Wie wol ich das ergriffen hab, laß ich andre vm vrtheilen, iedoch hat mich Luter nit angewisen, deß namen mir noch in zweyen jaren vnbekannt ist gsyn, nachdem ich mich allein der biblischen gschrift ghalten hab. Aber die päpstler beladend mich vnd ander mit sölichen namen vs alefanz, wie vor gmeldt, vnd sprechend: „Du můst wol luterisch syn, du predgest doch glych, wie der Luter schrybt!" Antwurt ich jnen: „Ich predige doch glych, wie Paulus schrybt; warumb nämst du mich nit als mär einen paulischen? Ja, ich predge das wort Christi, warumb nämst du mich nit als mär einen christen?" Darumb ist es nüt, dann ein alefanz. Luter ist, als mich bedunckt, so ein treffenlicher stryter gottes, der da mit so grossem ernst die gschrift durchfündelet, als dheiner in tusend jaren vf erden ie gsyn ist (ich acht hie nit, das mich die päpstler mit jm einen ketzer schelten werdend), vnd mit dem mannlichen vnbewegten gmůt, damit er den papst von Rom angegriffen hat, ist jm dheiner nie glych worden, als lang das papstum gwäret hat, doch alle andren vngescholten. Weß ist aber söliche that? Gottes oder Luters? Frag den Luter selbs, weiß ich wol, er spricht: „Gottes!" Warumb schrybst du denn andrer menschen leer dem Luter zů, so er sy selbs Gott zůschrybt? vnd nüt nüwes harfür bringt, sunder das, so in dem ewigen vnuerwendten wort gottes behalten wirt, das treit er rychlich harfür vnd zeigt den himmelschen schatz den armen abgefürten christen, vnd acht nit, was die gottsfyend darwider vnderstandind; er gibt ouch nüt vmb jr sur sehen vnd dröwen. Noch will ich des Luters namen nit tragen, denn ich siner leer gar wenig gelesen hab, vnd hab mich offt siner bůcher mit flyß gemasset, nun das ich den päpstleren gnůg thäte. Was ich aber siner gschrifft gelesen hab (so vil dogmata, leer vnd meinungen vnd sinn der gschrifft antrifft: denn siner spänen nimm ich mich nüt an), das ist gemeinlich so wol besehen vnd gegründt im wort gottes, das nit müglich ist, daßs ghein creatur vmbkeer. Ich weiß ouch, das er vil nachgibt in etlichen dingen den blöden, das er vil anderst handlen möcht, in dem ich nit siner meinung bin; nit das er ze vil, sunder das er ze wenig gredt hat; als in dem bůchlin der zehen vssätzigen (als mir gseit ist, dann ich es nit gelesen hab) laßt er etwas der bycht nach, das man sich dem priester sölle erzeigen, welchs doch vs der selbigen that Christi nit mag gezogen werden. Dann Luc. **XVII, 14** stat also: „Jesus hat zů jnen geredt: Gond hin, erzeigend üch den priesteren. Vnd es ist beschehen in dem hingon, das er gsund gmacht was, hat er widerkeert, gott prysende mit grosser stimm." Als ich dise histori besich, leert sy mich, das der zehent sich von stund an hab vmbkeert, sobald er sin gsundheit gsehen vnd sye nit zů den priestern vmb erzeigens willen gegangen: dann er was ein Samarit, der nüt vf die jüdischen pfaffen hielt vnd jres vrteils nit bedorft, sunder zů dem, von welchem er gsundheit empfangen hat. Vnd so man den rüwenden dardurch verston will, můß ie folgen, das der recht festglöubig von stund an, so er erlernet durch den glouben, das jm gott die sünd vergibt durch den herren Christum Jesum, der das opfer für vnser sünd ist; so sagt er allein jm danck für sölche nachlassung vnd mag nit erlyden, das man sölche that einer creatur zůlege, die allein gottes ist. Aber die blöden söllen zů dem priester gon, damit sy deß bas bericht vnd im glouben sicher werdind gemacht. Also in disem stuck mag ich wol erkennen, das er den zůgang zům priester im besten nachgelassen hab; denn vil menschen sind, die noch vil vf die bycht haltend vnd übel verärgret wurdind, so man die vrheblich abthůn wöllte. Sust ist dise that Christi mee wider die lüselbycht, denn für sy. Der glychen mit dem wort „sacrament" gibt er den Latinern nun ze vil nach, denn was bekümmeret vns Tütschen, wie die Wälschen todten pfyfer die heiligen zeichen, die vns gott gegeben hat, nennind, oder vnter welches wort sy die bindind? Es ist der touf, der fronlychnam vnd blůt Christi, rüwen,

ee, iedlichs wol by vns an sinem namen bekannt. Was bekümmret mich, wie sy die Latiner mit einem wort nennind? Das ist gwüß, das die Griechen nit sacramenta nennend. Der glychen von fürbitt der seligen vnd andren dingen, darin er für vnd für etwas nachgibt; als ich verstand, den blöden. Aber denen, die sölche meinung der gschrift, als durch jn vnd ander wirt herfür bracht, mûtwilliglich nit verston wellend, denen laßt er nüt nach, dann sy sind verzwyflet, vnglöubig vnd in eigner conscientz verurteilet. Tit. III, 11. Vnd so sy sich mit der gschrift nit gdörend richten lassen, vnderstond sy mit falschheit die leer Christi vnkreftig ze machen. Vnd habend den weidlichen fürtretenden Knecht Christi, Martin Luter, zum ersten verdammt, vnd demnach legend sy sinen namen den vnuerdienten vf, damit sy vs der leer Christi ein sect oder ketzery machind. Aber, o frommer christ, laß dir dheines menschen namen vflegen vnd leg jn ouch nieman vf. Sprich nit zû dinem nächsten: Bist ouch luterisch? sunder frag jn, was er vf der leer Christi halte, wie jm das wort gottes gefalle, ob er ein christ sye, das ist, ein vnabläßiger würker des gûten gegen gott vnd den menschen. Vnd so sich die päpstler ouch für christen wellend vsgeben, sprich: „Einer soll deß namen tragen, für den er strytet, deß diener er ist. Sind jr diener Christi vnd beschirmet allein sin eer, sin wort, so sind jr christen. Strytend jr für den papst vnd beschirmend sin eer, sin wort, so sind jr päpstler.“ Hierumb lassend vns, frommen christen, den eerlichen namen Christi nit verwandelet werden in den namen Luters! denn Luter ist nit für vns gestorben, sunder leert er vns erkennen den, von dem wir allein alles heil habend. Lassend ouch die päpstler vnder disem herrlichen heilsamen namen nit begriffen werden, biß das sy Christum, nit den papst verjähend! denn müssen sy vns liebe brûder vnd kinder gottes syn. Also will ich nit, das mich die päpstler luterisch nennind; denn ich die leer Christi nit vom Luter gelernt hab, sunder vs dem selbs wort gottes. Predget Luter Christum, thût er eben, als ich thûn; wie wol, gott sye lob, durch jn ein vnzalbarliche welt mee, denn durch mich vnd ander (denen gott jr maß macht grösser oder minder, wie er will) zû gott gefürt werdend. Noch will ich dheinen namen tragen, denn mines houptmanns Christi: deß reiser bin ich, der wirt mir amt vnd sold geben, so vil jn dunken wirt gût syn. Jetz hoff ich, das männiglich verstand, warumb ich nit welle luterisch gescholten syn, so ich doch den Luter als hoch halt, als ein lebender. Demnach bezüg ich vor gott vnd allen menschen, das ich dheinen bûchstaben alle mine tag ie zû im gschriben habe, noch er zû mir, noch geschaffet gschriben werden; als aber etlich frommen gsellen von minetwegen vflegen gdörend. Vnd hab sölichs nit vnderlassen, daß ich ieman darumb gefürcht hab, sunder das ich damit hab wellen allen menschen offnen, wie einhellig der geist gottes sye, daß wir so wyt von einandren, doch so einhelliglich die leer Christi leerend on allen anschlag, wie wol ich jm nit zûzezälen bin: dann jeder thût, so vil jn gott wyst.

Martin Luther.

Gewaltiger noch, als Zwingli und Calvin ergriff Martin Luther die reformatorischen Bestrebungen, die schon seit dem 12. Jahrhundert die Gemüther bewegt hatten und allmählich so erstarkt waren, daß sie nothwendig zu einem entschiedenen Abschluß kommen mußten, welcher gewiß erfolgt wäre, auch wenn weder der schweizerische, noch der sächsische Reformator die Leitung der Bewegung übernommen hätten. Aber so sicher dies auch ist, so steht es doch auch über allen Zweifel, daß die genannten großen Männer dieser Bewegung den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben, und dies gilt namentlich von Luther, dessen mächtiges Talent seine Zeitgenossen in so vollem Maße beherrschte, daß, wie wir aus Zwingli's eigenem Munde wissen, (S. 192) selbst diejenigen reformatorischen Bestrebungen, die mit seiner Thätigkeit nicht im entferntesten Zusammenhange standen, doch ihm und seinem Einfluß zugeschrieben wurden. So darf man behaupten, daß er es vorzüglich war, der durch die Macht seines Geistes und Wortes das Pabstthum in seinen Grundfesten erschütterte, welches bisher allen, auch den gefährlichsten Angriffen Trotz geboten hatte, und aus allen Kämpfen nicht bloß siegreich, sondern auch mächtiger hervorgegangen war; man darf sogar annehmen, daß er das deutsche Reich, ja ganz Europa hätte völlig umgestalten können, wenn er gewollt hätte, oder, was auf dasselbe hinausläuft, wenn er bei seinem mächtigen Talente und seiner unvergleichlichen Geisteskraft auch den praktischen Sinn gehabt hätte, durch welchen seine Mitkämpfer Zwingli und Calvin in beschränkteren Verhältnissen so Großes erreichten. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß Luther zum Theil seiner Aufgabe untreu wurde, indem er sich vom demokratischen Elemente der damaligen Bewegung trennte, und daß es diesem Umstande vor Allem zuzuschreiben ist, wenn die kirchliche Reform nicht vollständig siegte, ja mit der Zeit sogar vom schon gewonnenen Boden verlor. Wir haben es jedoch hier bloß mit dem Schriftsteller Luther zu thun, und wir werden in der nachfolgenden Darstellung dessen reformatorische Thätigkeit nur in so fern berühren, als sie mit seinem literarischen Wirken zusammenhängt; doch glaubten wir diese allgemeinen Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um wenigstens eine Andeutung von seiner ganzen Größe zu geben.

Martin Luther wurde am 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren und von seinem Vater, einem redlichen Bergmann, mit Strenge erzogen. Dieser schickte ihn zuerst (1497) nach Magdeburg, dann (1498) nach Eisenach auf die Schule, die er mit solchem Erfolg besuchte, daß er schon 1501 die Universität Erfurt beziehen konnte, wo er 1505 die Magisterwürde erhielt und Vorlesungen über Philosophie zu halten begann. Er hatte auf den Wunsch seiner Aeltern das Studium der Rechte begonnen, als verschiedene Umstände, vor Allem der, daß er die Bibel hatte kennen lernen, und dann eine heftige Krankheit, so wie der plötzliche Tod eines vertrauten Freundes, ihn bewogen, in das Augustiner-Kloster zu Erfurt einzutreten, wo er den Namen Augustin annahm und sich mit dem größten Eifer dem Studium der Theologie widmete. Im Jahr 1507 wurde er Priester, 1508 Professor der Philosophie an der neugegründeten Universität Wittenberg, reiste dann 1510 in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom, wo der Anblick der in jeder Beziehung tief gesunkenen Geistlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Nach seiner Zurückkunft wurde er 1512 Doctor der Theologie, welche er mit erneuertem Eifer studirte, indem er stets die Bibel zum Grunde legte. Die nächste Folge davon war, daß er am 31. Oct. 1517 seine berühmten 95 Sätze gegen den Ablaßkram öffentlich anschlug und zu einer öffentlichen Disputation über den Gegenstand einlud. Er wurde wegen derselben aufgefordert, sich zur Untersuchung in Rom zu stellen, doch ging er nicht hin; dagegen begab er sich (1518) nach Augsburg, wo ihn der päbstliche Legat, Cardinal Cajetan vergeblich zum Widerrufe aufforderte; andere Bemühungen, ihn zum Wider-



rufe zu bewegen, hatten eben so wenig Erfolg, und so bewirkte sein ergrimmtester Gegner Dr. Eck, der in einer öffentlichen Disputation zu Leipzig vor der Wahrheit und dem überlegenen Geiste Luthers nicht hatte bestehen können, daß der Pabst Leo X. im Jahr 1520 eine Bannbulle gegen ihn erließ. Da that Luther den letzten, entscheidenden Schritt: er verbrannte (am 10. Dec.) die Bulle und die päbstlichen Dekretalen öffentlich und sagte sich hierdurch von der römischen Kirche los. Die Theilnahme für den unerschrockenen Mönch ward immer größer, sein Anhang wuchs zusehends und er durfte sich rühmen, die edelsten Männer des Volks zu den Seinigen zu zählen. Schon konnten die gewöhnlichen Mittel nicht mehr helfen. Er ward daher (1521) vor den in Worms versammelten Reichstag geladen, vor welchem er seine Sache siegreich vertheidigte und den herrlichsten Glaubensmuth offenbarte. Trotzdem ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen; um ihn aber gegen die drohende Gefahr zu schützen, ließ ihn Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen auf der Rückkehr von Worms heimlich auf die Wartburg bringen, wo er seine Muße nebst andern Studien und Arbeiten zur Uebersetzung des Neuen Testaments benutzte. Die von den Bilderstürmen in Wittenberg veranlaßten Unruhen bewogen ihn, gegen den Willen seines Beschützers seine Zufluchtsstätte zu verlassen; er erschien unerwartet in Wittenberg, wo er durch sein kräftig eindringendes Wort die Ruhe wieder herstellte. Sein muthiges Auftreten in Worms und sein begeistertes Gottvertrauen in der gefährlichen Lage hatte einen großen Theil des Volks für ihn gewonnen und nun durfte er sein großes Werk hoffnungsvoll weiter führen. Er reinigte den Gottesdienst von leeren Gebräuchen, trat (1524) aus dem Kloster wodurch er das Zeichen zur Aufhebung derselben gab, und verheirathete sich 1525 mit Katharina von Bora, welche, früher Nonne, ebenfalls das Kloster verlassen hatte. In demselben Jahre erklärte er sich gegen den Bauernaufstand, der durch die feindschaftliche Haltung des allgemein verehrten Mannes in seinem innersten Wesen gebrochen wurde. Erfreulicher war die Thätigkeit, welche er für die Verbesserung der Schulen und des Unterrichts entwickelte. Daß er 1539 mit Zwingli in Marburg zusammenkam, aber das Gespräch ohne Erfolg blieb, ist schon berichtet worden; und wir erwähnen von seiner weiteren, unermüdeten Thätigkeit nur noch, daß er sich während dieser ganzen Zeit mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigte; im Jahr 1523 erschien das Neue Testament, das Alte Testament 1534 und im Jahr 1541 die ganze Bibel in sorgfältiger Ueberarbeitung. Außerdem gab er eine große Menge größerer und kleinerer Schriften in deutscher und lateinischer Sprache heraus, darunter 1537 die sogenannten „Schmalkaldischen Artikel", in welchen er die gesammte evangelische Lehre im Gegensatz zum Dogma der katholischen Kirche darstellte. Diese außerordentliche Thätigkeit hatte schon seit 1531 seine Gesundheit untergraben; nachdem er mehrere lebensgefährliche Krankheiten überstanden hatte, starb er am 18. Febr. 1546 in Eisleben, dem Orte seiner Geburt, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit berufen hatten. Sein Leichnam wurde nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche beigesetzt.



Haus, in welchem Luther starb.

Luther ist nicht bloß durch den Inhalt seiner Schriften bedeutend und mächtig geworden, sondern auch, und dies ist für uns die wichtigste Seite, durch seine Darstellung, durch seine Sprache; und in dieser Beziehung ist die „Bibelübersetzung" dasjenige Werk, auf welches wir vor Allem unsere Aufmerksamkeit zu wenden haben, weil er auf diese vorzüglich die ganze Kraft seines Talents verwendet hat. Zwar sind auch seine meisten übrigen Schriften glänzende Beweise desselben, und manche erscheinen als unübertreffliche Meisterwerke der Darstellung; doch treten in ihnen immer nur einzelne Seiten sei-

ner gewaltigen Sprachkraft hervor, während in der Bibel alle im ausgedehntesten Umfang zur Erscheinung gelangen, und es darf, abgesehen von jedem andern Grunde, für ein großes Glück erachtet werden, daß Luther sich die Aufgabe setzte, die ganze Bibel in die Muttersprache zu übertragen, weil ihm allein dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, die Sprache nach allen Seiten hin auszubilden, den ganzen Reichthum derselben zu entfalten.

Wir haben schon früher (I, 586 und II, 3) angedeutet, daß er sich zum Theil die schon zu einer gewissen Höhe ausbildete Sprache der sächsischen Kanzlei zum Muster nahm, daß er sich ferner an Tauler, an der „Deutschen Theologie" und überhaupt an den großen Mystikern des 15. Jahrh. bildete, und daß er endlich die Sprache des Volks der seinigen zum Grunde legte; wir müssen letzteres jedoch noch näher begründen, was wir nicht besser, als mit seinen eigenen Worten thun können. Er sagt selbst in dem (S. 189) schon angeführten Sendschreiben „vom Dolmetschen" (1530): „Man muß nicht den Buchstaben in der Lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die Esel thun *), sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: „Ex abundantia cordis os loquitur." Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: „Aus dem Ueberfluß des Herzen redet der Mund." Sage mir, ist das Deutsch geredt? Welcher Deutscher verstehet solches? Was ist Ueberfluß des Herzen für ein Deutsch? Das wolt kein Deutscher sagen, er wolt denn sagen, es sei, daß einer ein allzugroß Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wie wol das auch noch nicht recht ist; denn Ueberfluß des Herzen ist kein Deutsch, so wenig als das Deutsch ist: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemein Mann: „Weß das Herz voll ist, des gehet der Mund über." Das heißt gut deutsch geredt, deß ich mich geflissen und leider nicht alle Weg erreicht, noch getroffen habe, denn die Lateinischen Buchstaben hindern aus der Massen sehr, gut Deutsch zu reden **)." — Er gibt im angeführten Schreiben noch viele ähnliche Beispiele an, aus dem sein Verfahren recht ersichtlich wird ***), und aus andern Briefen oder aus Mittheilungen seiner Bekannten und Freunde wissen wir, daß er keine Mühe scheute und jede Gelegenheit benutzte, der Sprache des Volkes in ihrem ganzen Umfang mächtig zu werden, um sie bei seinem großen Werk benutzen zu können. So ging er oft auf den Markt, nur um zu hören, wie das Volk spreche, welche Redensarten es in diesen oder jenen Verhältnissen gebrauche, er bat seine Freunde, ihm alle ächten volksmäßigen Ausdrücke mitzutheilen, die ihnen vorkämen, denn, sagte er ihnen, „Schloß- und Hofwörter" könne er nicht gebrauchen. Weil er auf diese Weise immer tiefer in den Geist der Sprache eindrang und sich ihm immer wieder neue Schätze darboten, verbesserte er unablässig und mit der größten Gewissenhaftigkeit an seiner Uebersetzung, um endlich die höchstmögliche Vollendung zu erreichen. Es ist daher die Vergleichung der früheren und späteren Ausgaben nicht bloß höchst lehrreich, sie zeigt auch, daß Luther nur nach und nach und in Folge seiner redlichen Bemühungen die Sprache schuf, die unsere höchste Bewunderung erregt, denn es ist zwischen den ältesten Versuchen und der letzten Bearbeitung ein so gewaltiger Abstand, daß man sie kaum für das Werk eines und desselben Mannes erkennen möchte.

Die Reinheit und das ächt deutsche Gepräge seiner Bibelübersetzung, das nicht wenig zu ihrer großen Verbreitung beigetragen hat, ist ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, weil er dadurch den Einfluß des Lateinischen und anderer Sprachen vollständig besiegt hat, und man wird daher zu ihr stets wieder als zu der lautersten Quelle rein deutscher Sprache zurückgehen müssen. Die Bibelübersetzung Luthers wäre auch dann schon ein unsterbliches Werk, wenn sie kein anderes Verdienst hätte als dieses. Aber es ist lange nicht ihr einziges, kaum ihr größtes. Denn vor Allem ist es zu bewundern, mit welcher unnachahmlichen Sicherheit er den so ganz verschiedenen Geist der einzelnen Bücher auffaßt, wie er in den historischen Büchern den einfachen erzählenden Styl des Textes wiedergibt, wie er mit den Propheten in großartigen Bildern und feuriger, bald begeisternder, bald niederschmetternder Sprache redet, wie er im Hohenlied, das er zudem in seinem Wesen mißverstand, die Glut, das Entzücken, den Schmerz des liebenden Mädchens in wahrhaft orientalischen Farben schildert, und wie er wiederum in den Psalmen den erhabensten Ton der Hymne trifft, wie er in den Evangelien die schlichte Einfalt, in den Briefen Pauli die erhabene Größe und die Gewalt der Ueberzeugung, in den Schriften des Johannes die tiefe Mystik zur vollendetsten Erscheinung gelangen läßt. Wenn er nur dieses oder jenes Buch in dieser Vollendung übersetzt hätte, nur z. B. den Hiob, nur die Psalmen, wäre dies schon bewundernswerth; aber die ganze Bibel, eine so große Zahl der verschiedenartigsten Schriften mit solch unübertrefflicher Meisterschaft jede in ihrer Eigenthümlichkeit wiederzugeben, das setzt das reichste Talent, oder vielmehr die gewaltigste Schöpfungskraft, einen Umfang geistiger Größe voraus, wie sie nur selten einem Menschen zu

---

*) Daß er in seiner derben Sprache die „Papisten" darunter meint, geht aus früheren Stellen hervor.

**) Wir können uns nicht enthalten, aus dem angeführten Schreiben, welches überhaupt für die Beurtheilung von Luthers Sprache und Bibelübersetzung höchst wichtig ist, noch folgende Stelle mitzutheilen: „Ich hab mich des geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir 14 Tage, drei, vier Wochen häben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kans ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Bret, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten, und den Acker zurichten, da will Niemand an."

***) Einst stritten sich Luther und Melanchthon über eine Stelle des Neuen Testaments. „Es ist mir nur ums Griechische", sagte dieser; „und mir ums Deutsche", versetzte Luther.

Theil wird. Es mögen, um auch dieses zu berühren, im Einzelnen viele Fehler in Luthers Bibelübersetzung vorkommen, wie dies bei der damals noch mangelhaften Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache nicht anders sein konnte, aber in ihrer Gesammtheit betrachtet, als Ganzes, hat sie den höchsten Grad der Vollendung erreicht, und trägt den Stempel der seltensten Genialität (1).

In der Bibelübersetzung zeigt sich Luthers hoher Geist am vollendetsten; wir können daher seine übrigen Schriften kürzer berühren, da sie zudem nur ein Wiederschein seines eifrigen, nie unterbrochenen Studiums der heiligen Schrift sind. Sie sind außerordentlich zahlreich und verbreiten sich über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Glaubens, der Kirche, der Wissenschaft und des Lebens, bald in ruhig belehrender Weise, oder in gemüthlicher Besprechung, bald in begeisterter Darlegung seiner Ansichten oder mit der zermalmenden Kraft der Satyre und des Spottes; denn er konnte alle Saiten mit demselben Glück anschlagen. Seine „Katechismen" sind Muster einer für das Volk und die Kinderwelt angemessenen Darstellung; die Erläuterungen der Psalmen und anderer biblischen Abschnitte sind eben so tief gedacht, als geistreich und überzeugend ausgeführt; seine Vorreden zu den einzelnen biblischen Büchern zeichnen sich durch treffliche und eindringliche Charakteristik derselben aus, so vor Allem die „auf den Psalter" (2); seine verschiedenen Schriften über einzelne Glaubenslehren sind Meisterwerke gründlicher Entwickelung voll Kraft und Klarheit und von der wahrsten Beredtsamkeit durchdrungen, und aus allen spricht die lebendigste Ueberzeugung, der freudigste Glaubensmuth, der den Grundcharakter seines Wesens bildet, und der ihm eine Größe und Hoheit verlieh, von welcher selbst die Majestät des Kaisers und der versammelten Reichsstände verdunkelt wurde. In seinen polemischen Schriften wird diese Kraft freilich oft zur übermäßigen Derbheit, und namentlich überschreitet er in denen, welche er gegen die unglücklichen Bauern, die Wiedertäufer oder gegen Heinrich VIII. von England richtete, alle Gränzen der Mäßigung *), aber wir werden dann auch da, wo wir ihm keineswegs beistimmen können, die Funken des Genies nicht verkennen und uns erinnern, daß er ohne dieses glühende Feuer sein großes Werk nicht hätte ausführen können. Dann dürfen wir nicht verbergen, daß er auch gegen die deutschen Fürsten ernste und selbst drohende Sprache erhob, und ihnen ihre „Wütherei" in scharfen Worten vorhielt („Ermanung über die XII Artikel der Bauerschafft in Schwaben"), und daß, wie er überhaupt ein Mann des Volkes war, er im Ganzen auch dasselbe liebte, seine unbarmherzigen Aeußerungen gegen die empörten Bauern (im „Büchlein wider die räuberischen und mörderischen Bauern"), daher vor Allem daraus erklärt werden müssen, daß er durch ihren Aufruhr die Sache der Reformation gefährdet glaubte, die er von einem Theil der Fürsten und des Adels beschützt sah. Uebrigens sind die polemischen Schriften Luthers, auch die heftigsten, wahre Meisterwerke, und mit einer solchen Gewalt der Sprache geschrieben, daß ihnen kaum etwas an die Seite gesetzt werden kann.

1. Aus der Bibelübersetzung.

Der 104. Psalm.

LObe den HERRN meine seele, HERR mein Gott, du bist seer herrlich, Du bist schön vnd prechtig geschmuckt.
Liecht ist dein Kleid, das du anhast, Du breitest aus den Himel, wie einen Teppich.
Du welbest es oben mit wasser, Du ferest auff den Wolcken wie auff eim Wagen, Vnd gehest auff den Fittichen des Windes.
Der du machest deine Engel zu winden, Vnd deine Diener zu feurflammen,
Der du das Erdreich gründest auff seinen Boden, Das es bleibt jmer vnd ewiglich,
Mit der Tieffe deckestu es, wie mit einem Kleid, Vnd Wasser stehen vber den Bergen.
Aber von deinem Schelten fliehen sie, Von deinem donner faren sie dahin.
Die Berge gehen hoch erfür, vnd die Breiten setzen sich herunter Zum ort, den du jnen gegründet hast.
Du hast eine Grentze gesetzt, darüber komen sie nicht, Vnd müssen nicht widerumb das Erdreich bedecken.
Du lessest Brunnen quellen in den Gründen, Das die wasser zwischen den Bergen hin fliessen,
Das alle Thier auff dem Felde trincken, Vnd das Wild seinen durst lessche.
An den selben sitzen die Vögel des Himels, Vnd singen vnter den zweigen.
Du feuchtest die Berge von oben her, Du machest das Land vol Früchte, die du schaffest.
Du lessest gras wachsen fur das Vieh, vnd Saat zu nutz den Menschen, Das du Brot aus der Erden bringest,
Vnd das der Wein erfrew des Menschen hertz, Vnd seine gestalt schön werde von Ole, Vnd das Brot des Menschen hertze stercke;
Das die Bewme des HERRN vol saffts stehen, Die Cedern Libanon, die er gepflantzt hat.
Daselbs nisten die Vögel, Vnd die Reiger wonen auff den Thannen.
Die hohen Berge sind der Gemsen zuflucht, Vnd die Steinklufft der Kaninichen.
Du machest den Monden, das Jar darnach zu teilen, Die Sonne weis jren nidergang.
Du machst Finsternis, das Nacht wird, Da regen sich alle wilde Thier,
Die jungen Lewen, die da brüllen nach dem Raub, Vnd jre Speise suchen von Gott;
Wenn aber die Sonne auffgehet, heben sie sich dauon, Vnd legen sich in jre Löcher.
So gehet denn der Mensch aus an seine Erbeit, Vnd an sein Ackerwerck, bis an den abend.
HERR wie sind deine Werck so gros vnd viel! Du hast sie alle weislich geordnet, Vnd die Erde ist vol deiner Güter.
Das Meer, das so gros vnd weit ist, da wimmelts on zal, Beide grosse vnd kleine Thier;
Daselbs gehen die Schiffe, Da sind Walfische, die du gemacht hast, das sie drinnen schertzen.
Es wartet alles auff dich, Das du jnen Speise gebest zu seiner zeit.
Wenn du jnen gibst, so samlen sie, Wenn du deine Hand auffthust, so werden sie mit Gut gesettiget.
Verbirgestu dein Angesicht, so erschrecken sie, Du nimpst weg jren Odem, so vergehen sie, vnd werden wider zu Staub.

*) Wenn er sich in den ersteren von seinem Zorn bis zur Unmenschlichkeit verleiten läßt, spricht er in dem letzten mit einer Rücksichtslosigkeit, die selbst damals auffiel. So nennt er den König fortwährend „Heinz von Gottes Ungnaden", heißt ihn einen blinden Kopf, ein Lügenmal, dem er den Lügenkitzel vertreiben, dem er die Lügen, so er wider Christum ausgespien, wieder in seinen Hals stoßen, dem er den Unrath, womit er die Krone Christi besudelt, wieder an seine Krone schmieren wolle u. s. w. Ueberhaupt ist die ganze Schrift von dem bittersten Hohn und dem blutigsten Spott erfüllt und Luther läßt den armen König seine geistige Ueberlegenheit auf das Uebermüthigste fühlen.

Du lessest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, Vnd vernewest die gestalt der Erden.
Die Ehre des HERRN ist ewig, Der HERR hat wolgefallen an seinen Wercken.
Er schawet die Erden an, so bebet sie, Er rüret die Berge an, so rauchen sie.
Ich wil dem HERRN singen mein lebenlang, Vnd meinen Gott loben, so lange ich bin.
Meine rede müsse jm wolgefallen, Ich frewe mich des HERREN.
Der Sünder müsse ein ende werden auff Erden, Vnd die Gottlosen nicht mehr sein, Lobe den HERRN meine Seele, Haleluia.

Aus dem Evangelium Lucä: „**Das Funffzehende Capitel**".

ES naheten aber zu jm allerley Zölner vnd Sünder, das sie jn höreten. Vnd die Phariseer vnd Schrifftgelerten murreten, vnd sprachen: „Dieser nimpt die Sünder an, vnd isset mit jnen." Er saget aber zu jnen dis Gleichnis, vnd sprach: „Welch Mensch ist vnter euch, der hundert Schafe hat, vnd so er der eines verleuret, der nicht lasse die neun vnd neuntzig in der wüsten, vnd hin gehe nach dem verlornen, bis das ers finde? Vnd wenn ers funden hat, so leget ers auff seine achseln mit freuden. Vnd wenn er heim kömpt, rüffet er seinen Freunden vnd Nachbarn, vnd spricht zu jnen: Frewet euch mit mir, Denn ich habe mein Schaff funden, das verloren war! Ich sage euch, Also wird auch freude im Himel sein, vber einen Sünder, der busse thut, für neun vnd neuntzig Gerechten, die der busse nicht bedürffen.

Oder, welch Weib ist, die zehen Grosschen hat, so sie der einen verleuret, die nicht ein Liecht anzünde, vnd kere das Haus, vnd suche mit fleis, bis das sie jn finde? Vnd wenn sie jn funden hat, rüffet sie jren Freundinnen vnd Nachbarinnen, vnd spricht: Frewet euch mit mir, Denn ich habe meinen Grosschen funden, den ich verloren hatte! Also auch, sage ich euch, wird freude sein für den Engeln Gottes vber einen Sünder, der busse thut."

Vnd er sprach: „Ein Mensch hatte zween Söne, Vnd der jüngste vnter jnen sprach zu dem vater: Gib mir, vater, das teil der Güter, das mir gehört. Vnd er teilet jnen das gut. Vnd nicht lang darnach, samlet der jüngste Son alles zu samen, vnd zog ferne vber Land, vnd da selbs bracht er sein Gut vmb mit brassen. Da er nu alle das seine verzeret hatte, ward eine grosse Thewrung durch das selbige gantze Land, vnd er fieng an zu darben, Vnd gieng hin vnd henget sich an einen Bürger des selbigen Landes, der schicket jn auff seinen acker, der Sew zu hüten. Vnd er begerte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Sew assen, vnd niemand gab sie jm.

Da schlug er in sich, vnd sprach: Wie viel Taglöner hat mein Vater, die Brot die fülle haben, vnd ich verderbe im hunger. Ich wil mich auffmachen, vnd zu meinem Vater gehen, vnd zu jm sagen: Vater, ich habe gesündiget in den Himel vnd für dir, vnd bin fort hin nicht mehr werd, das ich dein Son heisse; Mache mich als einen deiner Taglöner! Vnd er machet sich auff vnd kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe jn sein Vater, vnd jamert jn, lieff vnd fiel jm vmb seinen Hals, vnd küsset jn. Der Son aber sprach zu jm: Vater, ich hab gesündiget in den Himel vnd für dir, Ich bin fort nicht mehr werd, das ich dein Son heisse! Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid erfür, vnd thut jn an, vnd gebet jm einen Fingerreiff an seine Hand, vnd Schuch an seine Füsse, vnd bringet ein gemestet Kalb her, vnd schlachtets: Lasset vns essen vnd frölich sein, Denn dieser mein Son war tod, vnd ist wider lebendig worden, Er war verloren, vnd ist funden worden. Vnd fiengen an frölich zu sein.

Aber der elteste Son war auff dem felde. Vnd als er nahe zum hause kam, höret er das Gesenge, vnd den Reigen, vnd rieff zu sich der Knechte einen, vnd fraget, was das were? Der aber saget jm: Dein Bruder ist komen, vnd dein Vater hat ein gemestet Kalb geschlachtet, das er jn gesund wider hat. Da ward er zornig, vnd wolt nicht hinein gehen. Da gieng sein Vater eraus, vnd bat jn. Er antwortet aber, vnd sprach zum Vater: Sihe, so viel jar diene ich dir, vnd habe dein Gebot noch nie vbertretten, vnd du hast mir nie einen Bock gegeben, das ich mit meinen Freunden frölich were. Nu aber dieser dein Son komen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hastu jm ein gemestet Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu jm: Mein Son, du bist alle zeit bey mir, vnd alles was mein ist, das ist dein. Du soltest aber frölich vnd guts muts sein, Denn dieser dein Bruder war tod, vnd ist wider lebendig worden. Er war verloren, vnd ist wider funden."

2. Vorrede auf den Psalter.

ES haben viel heiliger Veter den Psalter sonderlich für andern Büchern der Schrifft gelobet vnd geliebet. Vnd zwar lobet das Werk seinen Meister selbs genug. Doch müssen wir vnser Lob vnd Danck auch daran beweisen.

MAn hat in vergangnen jaren fast viel Legenden von den heiligen vnd Passional, Exempelbüchern vnd Historie vmbher gefüret vnd die Welt damit erfüllet, das der Psalter dieweil vnter der Banck vnd in solchem finsterniß lag, das man nicht wol einen Psalmen recht verstund, vnd doch so trefflichen edlen geruch von sich gab, daß alle fromme Hertzen auch aus den vnbekanten worten andacht vnd krafft empfunden, vnd das Büchlein darumb lieb hatten.

ICh halt aber, das kein feiner Exempelbuch oder Legenden der Heiligen auff erden komen sey oder komen müge, denn der Psalter ist. Vnd wenn man wündschen solt, das aus allen Exempeln, Legenden, Historien das beste gelesen vnd zusamen gebracht vnd auff die beste Weise gestellet würde, so müste es der jtzige Psalter werden. Denn hie finden wir nicht allein, was ein oder zween Heiligen gethan haben, sondern was das haupt selbs aller Heiligen gethan hat vnd noch alle heiligen thun, wie sie gegen Gott, gegen Freunden und Feinden sich stellen, wie sie sich in aller fahr vnd leiden halten vnd schicken; vber das, das allerley Göttlicher, heilsamer Lere vnd gebot drinnen stehen.

Vnd solt der Psalter allein deshalben thewer vnd lieb sein, das er von Christus sterben vnd aufferstehung so klerlich verheisset, vnd sein Reich vnd der gantzen Christenheit stand vnd wesen fürbildet, das es wol möcht eine kleine Biblia heissen, darin alles auffs schönest vnd kurzest, so in der gantzen Biblia stehet, gefasset vnd zu einem feinen Enchiridion oder Handbuch gemacht vnd bereitet ist, das mich dünkt, der heilige Geist habe selbst wollen die mühe auff sich nemen vnd eine kurtze Bibel vnd Exempelbuch von der gantzen Christenheit oder allen Heiligen zusamen bringen, auff das, wer die gantze Biblia nicht lesen kündte, hette hierin doch fast die gantze Summa verfasset in ein klein Büchlin.

ABer vber das alles ist des Psalters edle tugend vnd art, das andre Bücher wol vil von wercken der Heiligen rumpeln, aber gar wenig von jren worten sagen. Da ist der Psalter ein ausbund, darin er auch so wol vnd süsse reucht, wenn man darinnen liesset, das er nicht allein die werck der heiligen erzelt, sondern auch jre wort, wie sie mit Gott geredt vnd gebetet haben, vnd noch reden vnd beten, das die andern Legenden vnd Exempel, wo man sie gegen den Psalter helt, vns schier eitel stumme Heiligen fürhalten, aber der Psalter rechte wackere, lebendige Heiligen vns einbildet.

ES ist ja ein stummer mensch gegen einen redenden schier als ein halb todter mensch zu achten; vnd kein krefftiger, noch edler werck am menschen ist, denn reden, sintemal der Mensch durchs reden von andern Thieren am meisten gescheiden wird, mehr denn durch die gestalt oder ander werck, weil auch wol ein holtz kan eines Menschen gestalt durch Schnitzer kunst haben, vnd ein Thier sowol sehen, hören, riechen, singen, gehen, stehen, essen, trincken, fasten, dürsten, hunger, frost vnd hart lager leiden kan, als ein Mensch.

ZV dem thut der Psalter noch mehr, das er nicht schlechte, gemeine rede der Heiligen vns fürbildet, sondern die aller besten, so sie mit grossem ernst in den aller trefflichsten sachen mit Gott selber geredt haben, damit er nicht allein jr wort vber jr werck, sondern auch jr hertz vnd gründlichen Schatz jrer Seelen vns fürlegt, das wir in den grund vnd quelle jrer wort vnd werck, das ist in jr hertz sehen können, was sie für gedancken gehabt haben, wie sich jr hertz gestellet vnd gehalten hat in allerley sachen, fahr vnd not, welchs nicht so thun, noch thun können die Legenden oder Exempel, so allein von der Heiligen werck oder wunder rhümen. Denn ich kan nicht wissen, wie sein hertz stehet, ob ich gleich viel trefflicher werck von einem sehe oder höre.

VNd gleich wie ich gar viel lieber wolt einen Heiligen hören reden, denn seine werck sehen, also wolt ich noch viel lieber sein hertz vnd den Schatz in seiner Seelen sehen, denn sein wort hören. Das gibt aber vns der Psalter auffs aller reichlichst an den heiligen, das wir gewis sein können, wie jr hertz gestanden vnd jre wort gelautet haben gegen Gott vnd jederman. Denn ein Menschlich hertz ist wie ein Schiff auff einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier örtern der Welt treiben. Hie stösset her furcht vnd sorge für zukünfftigem vnfall; dort feret gremen her vnd trawrigkeit von gegenwertigen vbel. Hie webd hoffnung vnd vermessenheit von zukünfftigem Gluck; dort bleset her sicherheit vnd freude in gegenwertigen Gütern.

SOlche Sturmwinde aber leren mit ernst reden vnd das hertz öffnen vnd den grund herausschütten. Denn wer in furcht vnd not steckt, redet viel anders von vnfall, denn der in freuden schwebd; vnd wer in freuden schwebt, redet vnd singet viel anders von freuden, denn der in furcht stecket. Es gehet nicht von hertzen, spricht man, wenn ein Trawriger lachen oder ein Frölicher weinen sol; das ist, seines hertzen grund stehet noch nicht offen vnd ist nicht eraus.

WAs ist aber das meiste im Psalter, denn solch ernstlich reden in allerley solchen sturmwinden? Wo findet man feiner wort von freuden, denn die Lobpsalmen oder Danckpsalmen haben? Da sihestu allen Heiligen ins hertz, wie in schöne, lustige Garten, ja wie in den Himel, wie feine, hertzliche, lustige Blumen darinnen auffgehen, von allerley schönen, frölichen Gedancken gegen Gott vnd seine wolthat.

WIderumb, wo findestu tieffer, kleglicher, jemerlicher wort von trawrigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da sihestu abermal allen Heiligen ins hertze, wie in den Tod, ja wie in die Helle. Wie finster vnd dunckel ists da von allerley betrübtem anblick des zorns Gottes! Also auch, wo sie von furcht oder hoffnung reden, brauchen sie solcher wort, das dir kein Maler also kündte die Furcht oder Hoffnung abmalen, vnd kein Cicero oder Redkündiger also fürbilden.

VNd, wie gesagt, ist das das aller beste, das sie solche wort gegen Gott vnd mit Gott reden, welches macht, das zwiefeltiger ernst vnd leben in den worten sind. Denn wo man sonst gegen Menschen in solchen sachen redet, gehet es nicht so starck von hertzen, brennet, lebt vnd dringet nicht so fest.

DAher kompts auch, das der Psalter aller Heiligen büchlin ist, vnd ein jeglicher, in waserley sachen er ist, Psalmen vnd wort drinnen findet, die sich auff seine sachen reimen vnd jm so eben sind, als weren sie allein vmb seinen willen also gesetzt, das er sie auch selbs nicht besser setzen oder finden kan, noch wündschen mag, welches denn auch dazu gut ist, das, wenn einem solche wort gefallen, vnd sich mit jm reimen, das er gewis wird, er sey in der gemeinschafft der Heiligen, vnd hab allen Heiligen gegangen, wie es jm gehet, weil sie ein Liedlin alle mit jm singen, sonderlich so er sie auch also kan gegen Gott reden, wie sie gethan haben, welches im Glauben geschen mus, denn einem Gottlosen Menschen schmecken sie nichts.

ZV letzt ist ein Psalter die sicherheit vnd ein wol verwaret Geleit, das man allen Heiligen on fahr drinnen nachfolgen kan. Denn ander Exempel vnd Legenden von den stummen Heiligen bringen manch werck für, das man nicht kan nach thun; viel mehr werck aber bringen sie, die fehrlich sind nach zu thun, vnd gemeiniglich Secten vnd Rotten anrichten, vnd von der gemeinschaft der Heiligen füren vnd reissen. Aber der Psalter helt sich von den Rotten zu der heiligen gemeinschafft, denn er leret dich in freuden, furcht, hoffnung, trawrigkeit gleich gesinnet sein vnd reden, wie alle Heiligen gesinnet und geredet haben.

SVmma, wiltu die heilige Christliche Kirchen gemalt sehen, mit lebendiger farbe und gestalt in einem kleinen Bilde gefasset, so nim den Psalter für dich, so hastu einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sey. Ja du wirst auch dich selbs drinnen vnd das rechte γνώτι σεάυτον finden, dazu Gott selbs vnd alle Creature.

DArumb last vns auch nu für sehen, das wir Gott dancken für solche vnaussprechliche Güter, vnd mit vleis vnd ernst dieselbigen annemen brauchen vnd vben Gott zu lob vnd ehre, auff das wir nicht mit vnser vndanckbarkeit etwas ergers verdienen. Denn vorhin zur zeit der finsternis, welch ein schatz hette es sollen geacht seyn, wer einen Psalmen hette mügen recht verstehen vnd jn verstendlich deudsch lesen oder hören, vnd habens doch nicht gehabt. Nu aber sind selig die augen, die da sehen, das wir sehen, vnd Ohren, die da hören, das wir hören. Vnd besorge doch, ja leider sehen wirs, das vns gehet, wie den Jüden in der Wüsten, die da sprachen vom Himelbrot: „Vnser Seelen eckelt für der geringen Speise." Aber wir sollen auch wissen, das daselbs beystehet, wie sie geplagt vnd gestorben sind, das vns nicht auch so gehet.

DAs helffe vns der Vater aller gnaden vnd barmhertzigkeit durch JESVM CHRIstum vnsern HERRN, welchem sey lob vnd danck, ehre vnd preis für diesen deutschen Psalter vnd für alle seine vnaussprechliche wolthat in Ewigkeit, AMEN.

Albrecht Dürer.

Wenn schon vorzüglich als der größte deutsche Maler berühmt, hat Albrecht Dürer doch auch gegründete Ansprüche auf eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur, da er der erste war, welcher über Kunst und verschiedene mathematische Wissenschaften in der Muttersprache und zwar mit einer um so bewundernswürdigeren Gewandtheit schrieb, da er hierin keine Vorgänger hatte. Er wurde am 20. oder 24. Mai 1470 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein geschickter Goldschmied, wollte ihn zu seinem Nachfolger in seinem Geschäft erziehen, aber so tüchtig sich der Knabe auch darin ausbildete, so fand er in diesem Beruf doch keine Befriedigung und sein Vater mußte endlich seinem heißen Wunsche, sich der Malerei widmen zu dürfen, nachgeben. Er brachte ihn zu dem bekannten Michael Wohlgemuth in die Lehre, den er jedoch bald übertraf. Im Jahr 1492 bereiste er Deutschland und die Niederlande, um auch fremde Meister und ihre Werke kennen zu lernen, kehrte 1494 in die Heimat zurück, wo er heirathete und eine außerordentliche Thätigkeit als Maler, Kupferstecher und Holzschneider entwickelte. Der herrschsüchtige Charakter seiner Frau zwang ihn im Jahr 1502 die Heimat zu verlassen, um den Frieden zu suchen, den er zu Hause nicht fand; er ging nach Venedig, wo er zwar vielseitige Bewunderung, aber auch Neid und Mißgunst fand, wie wir aus seinen Briefen an seinen langjährigen treuen Freund Wilibald Pirckheimer erfahren, so daß er gern wieder ins Vaterland zurück-



stets klar und bestimmt, und selbst so populär, als es der Stoff nur irgend vertragen konnte. Unter seinen Schriften ragen vorzüglich die „Vier Bücher von menschlicher Proportion“ hervor (1528), in welchen er seine eben so geistreichen als großartigen Ansichten über die Kunst und deren Behandlung niedergelegt und vor Allem entwickelt hat, wie der Künstler von der lebendigen Anschauung der Natur ausgehen müsse, um kunstvollendete Werke hervorzubringen. Nicht weniger bedeutend, und durch Klarheit der Darstellung ausgezeichnet, sind seine mathematischen Schriften „Vnderweysung der Messung mit dem Zirckel vnd Richtscheyt“ (1525) und der „Vnderricht zu befestigung der Stett, Schloß vnd Flecken“ (1527). Auch seine „Briefe“, obgleich meistens nur hingeworfen, gewähren das größte Interesse; sie sind voll Innigkeit und Gefühl, und oft, wie die aus Venedig an seinen Freund

kehrte. Wir können hier die vortrefflichen Meisterwerke nicht erwähnen, die er nun auf Leinwand, in Kupfer oder Holz schuf, und eben so wenig seine plastischen Kunstwerke und Schaustücke in erhöheter Arbeit berühren; wir dürfen nur berichten, daß seine Größe immer mehr, so auch von Kaiser Maximilian, und selbst in der weiten Ferne anerkannt wurde, so daß, als er im Jahr 1520 eine Reise durch die Niederlande machte, er überall von den Fürsten und Obrigkeiten der Städte, so wie von andern bedeutenden Personen mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr widmete er einen Theil seiner Zeit der Abfassung seiner Schriften, von denen er die meisten noch vor seinem Tode herausgab. Er starb, schon lange an der Auszehrung leidend, am 6. April 1528; dreihundert Jahre später wurde ihm auf dem Milchmarkte in Nürnberg, da wo sein Haus stand, eine Bildsäule errichtet.

Als Schriftsteller ist Albrecht Dürer schon deshalb merkwürdig, weil er es zuerst versuchte, die Theorie der Kunst in deutscher Sprache zu entwickeln, und er darin Ausgezeichnetes leistete; denn wenn auch sein Ausdruck manchmal schwerfällig und hart ist, so muß man nicht vergessen, daß die Sprache für die von ihm behandelten Gegenstände noch ganz unausgebildet war und er bei seinem Stoffe nur selten auf die Volkssprache zurückgehen konnte. Und doch ist seine Darstellung von großer Reinheit, er gebraucht fremde Wörter nur dann, wenn die Muttersprache ihm durchaus keine entsprechenden darbietet, weshalb er oft neue Wörter bildet, welche meistens äußerst glücklich sind und zum Theil wieder hervorgeholt werden sollten. Dabei ist sein Ausdruck



Albrecht Dürers Statue.

Pirckheimer, von der heitersten und geistreichsten Laune durchdrungen. Diejenigen, welche er auf seiner letzten Reise durch die Niederlande schrieb, enthalten eine Menge der trefflichsten Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke, und einer derselben ist nicht bloß wegen seiner trefflichen, gefühlvollen Darstellung, sondern auch deshalb merkwürdig, weil wir aus ihm ersehen, mit welcher Innigkeit der treffliche Mann die Reformation erfaßte. Es ist der, in welchem er von der Gefangennehmung Luthers berichtet (er glaubte, wie Jedermann, der kühne Mönch sei von seinen Feinden aufgegriffen worden) und dessen Schicksal beklagt, und am Schluß seine Hoffnung ausspricht, Erasmus werde nun die Sache der Reformation ergreifen, worin er sich freilich bitter täuschte.

Aus den „**Vier Büchern menschlicher Proportion**".

Man find vnder den geschlechten der menschen allerley art, die zu manicherley bilden nutz zu brauchen sind, nach der complexion anzusehen. Also haben die starcken herten gebrech in jrem leyb, wie die lewen, aber die schwachen sind linders gebrechs vnd nit so quallet, als die starcken: darumm ziembt sich nit eim ganz starcken bild ein gantz lind gebrech zu machen, oder eim schwancklen bild gantz hördt gebrech, wie wol man der mägeren vnd feysten in bildern etwas nach mus geben; doch mag zimlich in allerley vnderschiden der bilder lind vnd hördt gebraucht werden, wo er wil. Aber daz leben in der natur gibt zu erkennen die warheyt diser ding; darumm sich sie fleysig an, richt dich darnach vnd gee nit von der natur in dein gut geduncken, das du wöllest meynen, das besser von dir selbs zu finden, dann du wirdest verfürt. Dann warhafftig steckt die kunst inn der natur; wer sie herauß kan reyssenn, der hat sie: vberkumbstu sie, so wirdet sie dir viel fels nemen in deinem werck, vnd durch die Geometrie magstu deines wercks vil beweissen. Was wir aber nicht beweyssen können, das müsen wir bey guter meynung vnd der menschen vrteyl bleyben lassen; doch thut die erfarung vil in disen dingen. Aber ye genewer dein werck dem leben gemeß ist in seiner gestalt, ye besser dein werck erscheynt, vnd diß ist war; darumm nym dir nimer mer für, das du etwas besser mügest oder welest machen, dann es Gott seiner erschaffnen natur zu würcken krafft geben hat, dann dein vermügen ist krafftlaß gegen Gottes geschöff. Darauß ist beschlossen, das kein mensch auß eygnen sinnen nymermer kein schon bildnuß kün machen, es sey dan sach, das er solchs auß vil abmachen sein gemút vol gefast. Das ist dann nit mer eygens genannt, sunder vberkumen vnd gelernte kunst worden, die sich besamt, erwechst vnnd seins geschlechtz frücht bringt. Darauß wirdet der versamlet heymlich schatz des hertzen offenbar durch das werck, vnnd die newe creatur, die einer in seinem hertzen schöpfft inn der gestalt eins dings, das ist die vrsach, das ein wol geübter künstner nit zu einem yetlichen bild darff lebendige bilder abmachen, dann er geußt gnugsam herauß, was er lang zeyt von aussen hineyn gesamlet hat. Solicher hat gut machen in seinem werck; aber gar wenige kumen zu disem verstand, aber der sind vil, die da mit grosser müe vil vnrechtz machenn. Darumb welicher auß rechtem verstand ein gutten gebrauch erlangt hat, dem ist wol müglich an allen gegen wurff etwas gutz zu machenn, so vil vnser vermügen ist; doch wirdet es alweg besser, so er sich des lebens im abmachen gebrauchet. Aber den vngeübten ist es vnmöglich, dann dise ding geratten nit vngefer. Es geschicht auch, aber selten, das einer durch groß erfarung vnd lange zeyt in fleyssiger vbung so gwiß werd, das er auß eygnem verstand, den er mit grosser müe erlangt hat, ausserhalb eins gegen gesichtz, das er ab machen mög, etwas bessers zu werck ziehen, dann der ander, der da vil lebendiger menschen zu ab machen für sich stelt, auß der vrsach, das es jm am verstand mangelt. Darumb mussen wir gar mit grosser acht war nemen vnd fürkumen, das sich die vngestalt vnd vnschicklikeyt nit in vnser werck flecht; deshalb sol wir die vnnützen ding in bildern zu machenn, was anderst hübsch sol sein, vermeyden, dann diß ist der vbelstand. Nym ein gleichnuß bey den blinden, lamen vnd verdorten krüpelen vnd hinckenden dergleichen; solichs ist alles heßlich von des mangels wegen. Also ist auch zu fliehen der vber fluß, als das man einem drey augen, drey hend vnd füß wolt machen. Aber ye mer man alle heßlickeit der obgemelten ding außlest, vnd macht dargegen gerade, starcke, helle, notturftige ding, die alle menschen gewonlichenn lieben, so besser wirdet das selb werck, denn solchs acht man nun hübsch. Aber die hübscheyt ist also im menschen verfast, vnnd vnser vrteyl so zweyfelhafftig darynn, so wir etwan finden zwen menschen, bede fast schön vnd lieblich, vnd ist doch keiner dem andern gleych in keim eynigen stück oder teyl, weder in maß, noch art; wir verstend auch nit, welcher schöner ist, so blind ist vnser erkentnus; deshalb so wir daruber vrteyl geben, ist es vngewyß. Aber in etlichen teylen mag dannocht einer den andern vbertreffen, vnd obs vns gleich vnkantlich ist.

Johann Agricola.

Johann Agricola, eigentlich Schnitter, wurde den 20. April 1492 zu Eisleben geboren, weshalb er sich auch Magister Eisleben nannte. Er studirte zu Wittenberg, wo Luther sein Lehrer war, und führte 1519 bei der bekannten Disputation zu Leipzig das Protokoll. Später wurde er Rektor in seiner Vaterstadt, begleitete 1526 den Churfürsten Johann von Sachsen als Prediger auf den Reichstag nach Speier, und wurde 1530 Hofprediger des Grafen Albrecht zu Mansfeld. Er hatte Antheil an der in demselben Jahre übergebenen Augsburger Confession, so wie er auch (1537) die Schmalkaldischen Artikel unterschrieb. Seit 1536 als Professor in Wittenberg angestellt, gerieth er mit Luther und Melanchthon über die Buße in Streit, der so heftig wurde, daß er sich genöthigt sah, aus Wittenberg zu flüchten; er wendete sich nach Berlin, wo ihn der Churfürst von Brandenburg zu seinem Hofprediger und zum Generalsuperintendenten ernannte. Im Jahr 1540 widerrief er zwar öffentlich, was er gegen die Ansicht Luthers und seiner Freunde behauptet hatte, wodurch der Friede zwischen den beiden Parteien wieder hergestellt wurde; aber seine Theilnahme an der Abfassung des Augsburger Interims verwickelte ihn von Neuem in mancherlei unangenehme Streitigkeiten. Er starb in Berlin am 22. Sept. 1566.

Agricola, der außer einigen guten Kirchenliedern in niederdeutscher Sprache auch eine „Auslegung der Epistel an die Colosser" schrieb, ist vorzüglich durch seine Sammlung und Auslegung deutscher Sprichwörter berühmt geworden *), die noch wäh-

*) Sie erschienen zuerst unter dem Titel „Dreihundert gemeiner Sprichwörter", Hagenau 1529, mit einer Vorrede aus Eisleben, 1528. Dieser ersten Sammlung folgte in demselben Jahre ein zweiter Theil „Fünftehalb hundert newer Wörter", und 1537 erschienen beide Theile vereinigt unter dem Titel: „Sybenhundert vnd funffzig (eigentlich nur 749) teutscher Sprichwörter, verneuert und gebessert" (Hagenau). Eine niederdeutsche Ausgabe (Magdeb. o. J.) erschien wahrscheinlich schon 1529 oder 1530. Außerdem gab er aber noch eine zweite Sammlung heraus: „Fünfhundert Gemainer Newer Teütscher Sprüchwörter" o. O. 1548, mit Vorrede von Augsburg 1548. Diese Sammlung, welche uns leider erst während des Druckes zu Gesichte kommt, so daß wir dieselbe nicht mehr benutzen können, wird gemeiniglich, aber irrthümlich für einen Eislebner Abdruck der ersten Sammlung gehalten, ist aber völlig von dieser verschieden und ist abgefaßt, „die an höfen sein müssen, damit zu trösten".



rend seines Lebens vielfältig gedruckt erschien und auch später mehrere Auflagen erlebte. Er war zwar nicht der Erste, welcher deutsche Sprichwörter sammelte *); aber er war der erste, welcher darüber in deutscher Sprache schrieb. Die letzten Ausgaben von Agricola's Sprichwörtern sind vielfach verändert; er hatte sich nämlich durch sein Buch bedeutende Unannehmlichkeiten zugezogen, besonders den Herzog Ulrich von Würtemberg, auch andere bedeutende Personen wegen seiner freien Aeußerungen erzürnt, die er nun später theils milderte, theils ausließ, wie auch die gegen das Pabstthum und die katholische Geistlichkeit gerichteten Stellen in den ersten Ausgaben viel schärfer gehalten sind, als in den späteren. Besonders auffallend sind die Veränderungen oder Auslassungen in den Stellen, welche den Bauernkrieg betreffen; denn während er früher die Bauern in Schutz nahm und die Schuld ihres Aufruhrs ganz ausdrücklich der Tyrannei der Fürsten zuschrieb, hat er später Alles, selbst einzelne Ausdrücke sorgfältig getilgt, welche bei den Machthabern Anstoß erregt hatten. Dies wirft freilich kein allzugutes Licht auf den Charakter des Mannes; allein abgesehen davon verdienen seine Sprichwörter in vielfacher Beziehung die größte Anerkennung. Schon der Grund, der ihn zur Bearbeitung seines Werks bewogen hat, ist achtungswerth; er wollte, wie er ausdrücklich in der Vorrede sagt, seinerseits auf die Trefflichkeit der deutschen Sprache, die von den Deutschen so wenig geachtet würde, aufmerksam machen, so wie auch den tüchtigen Sinn der Sprichwörter, aus denen sich ergebe, „wie vnsere forfaren gar erbare, tapfere vnd weise leutte gewesen" seien; und anderseits, fährt er fort „syntemal gemeyniglich mit der sprache auch die sitten fallen, ist zu besorgen der Deutschen trewe vnd glauben, bestand, warheit, welche tugend den Deutschen auch die Walen, als Cornelius Tacitus, zugeschriben vnd gerhumet haben, werden auch fallen; denn wir Deutschen tragen nu forthyn Welsche, Hispanische vnd Frantzosisch kleidung, haben Welsche Cardinal, Frantzosische vnd Hispanische kranckheiten, auch Welsche practiken. Derhalben hab ich gedacht, die weise rede vnser alten Deutschen an tag zugeben, auff das doch etliche vnter vnsern Deutschen mochten gereitzt werden, yhrer foreltern fußstapfen nachzuwandeln." Seine Auslegungen sind in der That von vaterländischem Geiste, so wie von redlichem und frommem Sinne durchdrungen; die Erklärungen sind meistens treffend und enthalten viele gute Bemerkungen über das Leben im Allgemeinen, dann aber auch über öffentliche Verhältnisse; besonders steht er in seinen Ansichten über Staatswirthschaft weit über seiner Zeit. Sein Buch ist endlich auch für die Sittengeschichte sehr wichtig, z. B. in den Abschnitten über Wucher, Handel, Gerechtigkeitspflege u. s. w., und wird öfters durch die Anführung von bedeutenden Zügen aus der Geschichte, oder von Volkserzählungen interessant. Die Darstellung ist einfach, klar, rein und fließend, zudem oft durch Anführung passender Stellen aus ältern Dichtern belebt, unter welchen er vorzüglich den Freidank, Hugo von Trymberg und Seb. Brant häufig benutzte.

1. Selbs ist der man (69).

Diß ist ein alt Sechsisch sprichwort: Selbs ist der man. Alle sachen gehen frisch fürsich, wenn einer sein sache selbs angreyffet, denn einem yglichen ist sein eygn sache mehr angelegen, denn eins andern. Darumb ist einer fleissiger vnd emßiger, denn ein ander, den sie nicht angehet. Man beuelhe odder vertrawe andern leuten, wie man wil, so gehet es doch nicht halb also von stadten, als wenn der selbs dabey ist, den die sachen angehet. Verlasse sich nur niemands auff ein andern, er thue selbs, was er kan; sol yhm anders gluck vnd heyl widderfaren, wie das vorige wort auch gelernet hat. Der herre befilcht dem knechte, das pferd zu fuettern, den acker zu tüngen vnd ander gewerb außzurichten; der knecht sagt allzeyt, er habs gethan, sihet aber der herre nicht selbs mit zu, so wirt das pferd offt vngeessen, der acker vngetunget vnd der beuelch vnaußgerichtet bleiben. Sihet er aber zu, so muß der knecht ynn allem seinem furnemen ein schewe haben, vnd dester fleissiger seyn.

2. Art leßt von art nicht, die Katze leß yhres mausens nicht (131).

Salomon sagt: „Wenn du den narren ynn eim moerser zustiessest mit eim stempffel, wie grütz, so leß doch sein torheyt nicht von yhm." Man sagt, das Marcolphus mit dem weisen Salomone disputirt habe vnd gefragt, ob art vnd einpflantzte naturliche neygung mehr sey, denn gewonheyt, die durch fleis der menschen vber die natur eingefueret wirt. Vnd da Salomon schloß, was einer auffs newe gewonet, das hange yhm gleich so hart an, als das er von natur empfangen hat, nu lies Marcolphus dem König Salomon diß nicht gut seyn, sondern wolte, wie es auch war ist, art gienge für gewonheyt. Vnd dieweil Salomon eine Katzen hette, die yhm nach gewonheyt das liecht hielte bey nacht, brachte Marcolphus etliche meuse zu wege, vnd kam des abends zu Salomon, vnd ließ erstlich eine maus lauffen; vnd als bald die Katze der mause gewar ward, tart sie ein wenig mit der pfaten, vnd ließ doch das liecht nicht fallen. Do aber die ander vnd dritte maus furvber lieffen, ließ

*) Schon vor ihm hatte der bekannte Heinrich Bebel, der sich auch durch eine Sammlung kürzerer Volkserzählungen und Schwänke verdient machte, Aehnliches versucht, aber leider, wie auch jene Schwänke, in lateinischer Sprache, wodurch seine Schriften viel an Werth verlieren.

sie das liecht fallen, vnd lieff den meusen nach, daraus hernach Marcolphus beweysete, Art gieng fur alle gewonheyt. Ein iung reiß, wenn es krump wechset, so leß sichs nicht biegen; man vnterstutz es, wie man wolle, so wechßt es doch krump. Der katzen art ist, daß sie nicht mauset aus hunger, sonder aus lust, also daß, ia mehr man der katzen zuessen gibt, ia mehr sie mauset. Also auch, was eim menschen angeborn ist, vnd wo zu er von natur geneygt ist, das thut er, vnd leß sich hieran nichts hyndern, vnd wenn man einen solchen gleich briete, kochte, fresse, doch kund er nicht dauon lassen, so er widderumb lebendig wurde. Freidanck sagt: „Schlusse ein schalck ynn Zobels balck, dennoch were er drynn ein schalck."

3. **Gedancken sind zoll frey** (155).

Gedancken sind schnell vnd lauffen weyt, vnd niemand mag sie hyndern an yhrem wandern, wie Freidanck sagt: „Des hertzen auge gibt kein pfandt, Es gehet durch meer vnd alle landt, Durch hymel vnd durch helle nidder, Vnd kompt doch schnell herwidder. Man sehet gar wol weyb vnd man, Gedancken niemand fahen kan: Die bande kundt niemand yhe erfinden, Da mit man die gedancken mocht gebinden." Die weltliche öbrickeyt muß vmb rechts vnd frides willen zu erhalten, vnd solche grosse vnkost, so auff ein regiment gehet, zuerdulden, schoß, zinße, gultt vnd renthe auff die vnterthanen schlagen, auch von denen fordern, so durch yhre landt wandeln, reytten, faren vnd gehen, vnd hie ist nichts frey, es muß sich alles verzollen lassen, da mit man auff erden handelt, alle ware, pferde, wachß, flachß, vnd wie alle ding namen haben. Allein gedancken, weil sie heymlich vnd verporgen sind, sind sie zoll frey. Freidanck sagt: „Es sind so dick nicht mawren drey, Ich wolt gedencken durch sie frey."

Sebastian Franck.

Sebastian Franck, den wir als hervorragenden Historiker kennen gelernt haben (s. o. S. 172), nimmt auch durch seine didaktischen Werke eine der ersten Stellen unter den Schriftstellern des Zeitraums ein, namentlich gebührt ihm der Ruhm, über philosophische Gegenstände in deutscher Sprache geschrieben zu haben. Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die er dadurch belebte, daß er sie zur Verwirklichung seiner reformatorischen Ideen benutzte, weshalb er auch alles in deutscher Sprache schrieb, und selbst lateinische Werke ins Deutsche übersetzte, wie des Erasmus „Lob der Narrheit" und Agrippa's Buch „über die Eitelkeit des menschlichen Wissens". Zuerst schloß er sich ganz an Luther an, später verließ er ihn in wesentlichen Punkten, wodurch er dessen Zorn reizte. Wir können hier weder auf seine philosophischen, noch auf seine religiösen Ansichten, die übrigens streng zusammenhängen, näher eingehen; wir können hierüber höchstens die schon gemachte Bemerkung wiederholen, daß er auch in den hiehergehörigen Schriften die größte Unparteilichkeit an den Tag legt, und die Wahrheit nicht verwirft, wenn sie ihm von Heiden oder Ketzern geboten wird. Höchst bedeutend ist für die Erkenntniß seiner Anschauungsweise die Schrift „Wie alle kunst vnd Creatur dem eiteln, vnreynen Menschen eitel vnd vnreyn sei, dargegen allain reyn dem reynen", in welcher er das Verhältniß des Menschen zur Natur tief und in beredter Darstellung bespricht, und eine andere „Lob des göttlichen Worts", in welcher er zeigen wollte, daß wir den Willen Gottes nicht bloß in der Bibel, sondern auch in uns selbst suchen, daher zum richtigen Verständniß derselben streben müßten, die außerdem nur todter Buchstabe bleibe oder zu den traurigsten Irrthümern führe. Steht er hierin mit Luther im vollsten Widerspruch, so neigt er sich doch keineswegs zu den Ansichten der katholischen Kirche, weil er die freie Untersuchung der Bibel ausdrücklich voraussetzt und verlangt. Noch wichtiger sind seine „Paradoxa oder Wunderreden" (Ulm, 1535) *), in welchen er seine Ansichten über Gott, Christus, die menschliche Natur und das Leben zwar in einzelnen, äußerlich selbstständigen Abschnitten darstellt, die aber doch ein ganzes, abgerundetes und in sich abgeschlossenes System bilden, welches man als einen mystischen Pantheismus bezeichnen kann. Bei seiner mystischen Richtung fehlte es ihm doch keineswegs an praktischem Sinn, der ihn auch wohl manche Irrthümer vermeiden ließ, in welche andere Anhänger des Pantheismus verfielen, und der ihn für die äußern Verhältnisse des Lebens empfänglich machte. Er bewährte immer und überall ächt volksthümliche Gesinnung, wie überhaupt alle seine Bestrebungen dahin gingen, das Volk innerlich und äußerlich zu heben. Denn was er schrieb, war keineswegs für den kleinen Haufen der Gelehrten bestimmt, da er die todte Gelehrsamkeit verachtete, sondern er hatte vielmehr die größere Menge der Gebildeten; ja zum Theil sogar das ganze Volk im Auge, wie schon aus seiner Sprichwörtersammlung (1541) hervorgeht, in welcher er eine weit größere Menge von Sprichwörtern mitgetheilt hat, als sein Vorgänger Agricola, und bei deren Erklärung er vorzüglich die Bedürfnisse des Volkes berücksichtigte, dessen tüchtigen Sinn er nach jeder Beziehung hin zu entwickeln suchte. Die Sammlung ist ferner dadurch wichtig, daß sie nebst den eigentlichen Sprichwörtern auch viele sprichwörtliche Redensarten mittheilt, welche für die Kenntniß der Sprache sowohl, als des Volkes und seiner Sitten höchst ergiebige Quellen sind. Oft besteht die Erklärung einfach in der Zusammenstellung gleichbedeutender Sprichwörter oder Redensarten (weshalb manche auch mehrmals wiederholt werden); oft auch sind die Sprichwörter von Betrachtungen begleitet, welche sich zwar nicht immer unmittelbar auf dieselben beziehen, aber doch von ihnen hervorgerufen wurden; oft endlich sind Fabeln, Parabeln und Erzählungen aller Art zur Veranschaulichung beigefügt.

Wie in seinen historischen, so ist die Sprache auch in seinen philosophischen Schriften rein, zierlich und von großer Klarheit, dabei kräftig und ausdrucksvoll. Abstrakte Vorstellungen werden von ihm mit großem Glück mit deutschen Wörtern bezeichnet, und wenn er fremde gebraucht, was im Ganzen seltener der Fall ist, sind es doch meistens nur solche, welche schon eine gewisse allgemeine Geltung erlangt hatten. Dagegen ist er reich an neuen oder vielmehr an solchen Wörtern, welche er theils aus der ungetrübtesten Quelle, dem Volke, theils aus den ältern Meistern der Sprache hervorholte, aber auch Luther ist nicht ohne großen Einfluß auf seine Darstellung geblieben. Auch hat Franck nächst Luther unter den Schriftstellern des Jahrhunderts dem

*) „Paradoxon (sagt er in der Vorrede) heißt bei den Griechen ein Red, die gleichwol gewiß vnd waar ist, die aber die gantze Welt vnd was nach dem Menschenn lebt, nichts weniger, dann für waar hält. — — Nun hab ich diß mein Philosophei Paradoxa intituliert, vnd Paradoxum ain Wunderred oder Wunderwort verteutscht, weil die Theologei, der recht sinn der Schrift (so allain gottes Wort ist), nichts ist, dann ain ewig Paradoxum wider allen wahn, schein, glauben vnd achtung der gantzen welt gewiß vnd waar."

Wohllaut der Sprache am meisten Aufmerksamkeit gewidmet. Seine Ansichten über Sprache und Darstellung hat er an mehreren Stellen ausgesprochen, wir theilen unten eine derselben mit.

I. Aus den „Paradoxa oder Wunderreden".

1. Gott ist vnd wircket alles in allen, die sünd außgenommen. (2)

GOtt ist alles in allen, vnd were die sünd auch etwas, vnd nit nicht, so were er auch die sünd im menschen. Weil aber die sünd nicht, vnd zů nicht macht, von Gott nie erschaffen, sonder von dem aigenthumb vnd eitteln nicht, darauß der Mensch erschaffen ist, herkompt, so kan Gott die sünd in vns nit sein oder wircken. Aber alles, da da ist, das ist gůt vnd Gott selbs des wesens halb, so vil es ist vnd weset. So Got sein Wort von der Creatur auß vnd ab in sich zeucht, so felt die eittel Creatur wider inn jr nicht, biß gott sein wesen, Ist, wort, hand, wie ain gaugler (darumb er dan von den Griechen Neurospastes genent ist), wider drein stellt. Dann was er spricht, das ist, sonst ist alles nicht, dann das er in jm ist, vnd es in jm. Das wesen aller ding ist Gott selber, derhalben seer gůt; sonst ist kain wesen, hat auch nichts kain wesen an jm selber, sonder von Gott, vnd alles in Gott; darumb ist auch alle ding von Gott durch Christum, sein Wort, aber allein Christus, sein Wort, auß Gott; darumb geht er von Gott auß vnd nit ab, wie andere Creaturen, so allein von Gott gemacht vnd erschaffen, aber nit aus Got, wie der new Mensch Christus, geborn.

Darumb ist Gott allain der, der aller wesen Wesen vnd aller ist Ist ist; vnd so vil alle ding ist, vnd ain wesen hat, so vil ist es gůt vnd auß Gott des wesens halb. Darumb findt vnd bestehen alle ding mer in Gott, dan in jn selber, dauon Taulerus, die Teütsch Theologei, Augustinus etc. an vil orten. Gott ist das wesen vnd die natur selbs in allen dingen. Aber die gůt Göttlich natur hat der frei mensch in sein aigenthumb zogen vnd jm selber, inn jm selber verderbet, das jtzt den vnrainen nicht rain mer ist, auch gott vnd die an jr selbs gůt natur. Weil nu die gantze welt nit waiß, was odder wer gott ist, so ist sie jtzt schön geurtailt, weil allain die erkantnuß gottes das ewig leben ist. Hier. 9. Joan. 17. Esa. 53. Sar. 15.

2. Gott kennet niemandt, dann Gott. (7)

DEr Gott sůcht vnd nit inn Gott vnd mit gott, den laß ich wol suchen. er würt den aber lang nit finden. Man můß das liecht im liecht, gott in gott sehen, suchen vnd finden, wie Dauid sagt, Psalm: „In lumine tuo videbimus lumen. Herr, in deinem liecht wöllen wir das liecht sehen." Dann gott kent niemandt, dann er sich selbs. Darumb mag gott kurtzumb von nichts erkant werden, dann von gott, das ist, von jm selbs, durch sein krafft, die man den hailigen gaist nent. Darumb bleibt vnd ist es ewig war: Wer gott nit bei gott, mit gott vnd in gott suchet, der würt allweg suchen vnd doch nichts finden. Wer jn allain mit hoher, spitziger kunst vnd maisterschafft aus dem Bůchstaben der schrifft durch vil lesens wil lernen erkennen, der überkompt wol ain liebloß, gottloß wissen von Gott, das jn nit bessert, ob es jn wol gelerter macht, aber nit die lebendig machende kunst gottes, die das ewig leben ist. Vrsach: Was gott ist vnd wil, waiß niemandt, dann gott vnd der aus gott ist. Also můß sich Gott selbs leren, loben, wissen, bitten, erhören, geweren, wöllen vnd erkennen, sonst ist es zůmal alles verloren; darumb so vilfältig allenthalb in der Schrifft verfaßt ist, das wir die kunst gottes von got allain müssen leren durch sein krafft, almechtigs wort vnd stimm des Lambs in vns, das von anfang, wie in Abel erwürgt, also in aller gelassenen hertzen gelert vnd geprediget hat. Und diß ist der tag des Herrn, vnd jr Christus gewesen, den sie gesehen, gehört, der sie vor dem Vater vertretten, versünet, vermittelt vnd in gott bracht hat. Von diser ler der salbung liß Esa. 54. Hiere. 31. Joan. 6. 1. Joan. 2.

Summa, gott selbs můß es alles im menschen sein; was er nit selbs ist, thůt, liebt, bitt, waißt in vns, das ist sünd. Er krönt allain sein aigen werck in vns, was sein gaist in vns mit vnaußsprechlichen seüfftzen nit selbs bit, das würt er lang nit erhören; er kennet, weyß, hat, liebt vnd sihet sich allain selbs, als gůt vnd vmb gůttes willen. Wer etwas bessers, dann er, er hasset vnd verleugnet sich selbs vnd häng demselben an. Darumb bleibt es war, gott kan niemand suchen, finden, lieben, sehen, wissen, bitten etc., dann bei, in vnd mit Gott, das liecht im liecht. Also kent, liebt, bitt, erhört, ja Gott kan niemandt erkennen, lieben, bitten etc., dann gott. Math. 11. „Niemandt kent den Vater, dann der Sun, vnd wem es der Sun wil eröffnen." Item Johan. 1. „Gott hat niemandt jhe gesehen" etc. „Der aus got ist, hört gottes wort, jr aber köndt es nit hören oder glauben, dann jr seid nit aus got." Joan. 8. 10.

II. Aus den „Sprichwörtern".

1. (Fleiß und Arbeitsamkeit)

1. Vil verdirbt, das man nicht wirbt. — Es ist all tag jagtag. — Treibs, so gehets. — Jage, so fahest. — Alzeit angel, so gewinst keyn mangel. — Das glück vnd recht ist der wachenden. — Item: Gott hilfft vnserm Fleiß. — Mensch, hilff dir selbs, so wil ich dir auch helffen. — Gůter gesel, nit verzag, glück kompt all tag. — Bist schon besleckt, scheub vnd greiff ans rad, so geht der karrn. — Wirb, das glůck ist mirb. — Můh vnd arbeit steht nicht vor. — Das lieb kommet von trieb. — Es můß alles erarnet werden. — Fleiß bricht alle eiß. Vil streych fellen ein eych. — Was einer nit thůt, das thůn zehn streych. — Halt an, so vberkompst ein man. — Zwölff stund findt ein tag; was eine nit thůt vnd gibt, das thůt vnd gibt die ander. — Was schadt versůchen? Stel, so felts. — Vil schüß gehn nit fäl, etwa trifft einer drunder. — Warnach einer ringt, da glingt jm. — Wann mans bet, wer weyß, was thet. — Bitten hat den ritten. — Nit wig, wags! — Jag, so fahstu. — Treibs, so gehts. — Richts, so geschichts. — Sůch, so findest. — Klopff, so würt dir aufftḥon. — Bit vnd nimm.

2. Gott hilfft dem fleiß. — Man sol mit got in die hend speien. — Wer nit wil malen, der gerat des mels. — Diogenes gefragt, was das erbarmlichst were, antwort: „Im alter manglen vnd not leiden. —

2. (Anfang)

Principium dimidium totius. — Begunnen ist halb gewunnen. — Wol angerent ist halb gefochten. — Ein iedes ding wil ein anfang haben. — Ein reyß oder arbeit angefangen, ist halb thon. — Das creutz gefaßt, ist halber last. — Nim dich eines dings an, so ists halb thon; wer aber immer zů truckt: cras, cras, der richt nimmer icht auß. — Mägt, die geweckt, sagen: Ja, ja! entschlaffen oft wider; aber das hembd zuckt, vnd sich darnach buckt, ist halb auffgestanden. — Das creutz ist schwer, ehe es gefaßt wirt; gefaßt, ists halb tragen.

3. Es kompt selten das best hernach.

Die welt wirt ye älter ye ärger, drumb hat sie das auß erfarung, das die kind alweg in boßheyt jr väter vbertreffen, vnd die künfftigen herrn vnd weiber die vorigen fromm machen. Ein fraw hat einmal für ein Tyranen betten, das sich der Tyrann selbs verwundert, wol wissend, das seins tods yederman begert, das weib beschickt, die vrsach jrs gebets zu erfaren. Sie antwort jm einfeltig: „Ich bat für dein vorfarn, das er stürb, da kamestu, noch ein ärger, hernach. Jetz bit ich, das dich gott leben laß, sorgend, es komm noch ein böser, dann du." Der Tyrann ließ jm die antwort gefallen. Drumb sind die volgenden leut vnd zeit alweg erger, wie auch die schrifft zeugt, vnd kompt selten das best hernach; dann im keß wasser, da ligen die matten am boden. „Dann begert man der alten herrn, so man die newen lert kenney", sprach Esopus.

4. Weisheit.

Dulce est desipere in loco. — Weiß sein, ist nit alzeit gůt. — Zu vil weiß ist narrey. — Es ist niemand, dem nit etwa weißheyt zerrinn vnd ein fůß entschlupfft. — Schwartz leut seind auch etwa weiß. — Gescheide hanen fressen die fůchs auch. — Gescheide hůndlin tragen die wolff auch ghen holtz. — Wer sich auff sein weißheyt steurt, der felt. — Weiß leut seind auch etwa narren. — Witz kompt nit vor iaren. — Weiß leut haben gmeynlich thörechte kinder. — Es thůt kein weiser ein klein thorheyt. — Gotts forcht ist der weißheit anfang. — Weiß leut könden wol schweigen. — Weiß leut haben jren mund im hertzen. — Guter rath für sich gaht. — Weiß leut, starck leut. — Es ist niemand weiß, er sei dann reich. — Fleiß macht weiß. — Eim witzigen knecht műssen auch witzig leut dienen. — Es ist kein schand, das man nicht kan, sondern das man nicht lernen wil. — Es weyß keiner allein. — Es ist niemand jm weiß gnůg. — Es wissen vil vil, könden aber jhn selbs weder rathen noch helfsen. — Er wird dir gscheid gnůg sein, darffest keinn anderen an sein stat stellen. — Er redt, wie er ist. — Weiß leut, weiß wort. — Bistu gscheid, so leid vnd meid. — Wann man anfahet, gescheid sein, so wil alweg ein narr im spil sein vnd ein bub mit lauffen. — Kunst ist got kennen. —

Hie műstu bei der weißheyt rechte gottes weißheyt verstehn, sonst ist kart falsch; dann wie hoch gottes klůgheit wirt in allen schrifften gelobt, so vbel lauten menschlich anschleg, rath vnd klůgheit des fleisches, so voller dűck, eygen gesuchs vnd böser list ist, also das man sich vor niemandt mehr, dann vor den weltweisen, so einer ieden lauß ein steltzen könden machen vnd eim ieden ding ein naß tránn vnd ein ströin bart flechten, wie sie wöllen, ze besorgen hat. Narren könden nit vil schaden thůn, dise aber verfűren offt land vnd leut.

Nun von der falschen, verkerten weißheyt des fleysches seind all histori vnd auch die H. schrifft voller ler vnd exempel. Weil aber die Sprichwörter schimpfflich sein sollen, wil ichs allein mit etlichen Apologen war machen. Ein Han roche natürlich schön wetter, flog auff einn baum, kráet frölich. Der Fuchs lieff der stimm nach biß zum baum, fragt die vrsach seiner freud. Der Han sprach: „Mein verstand vnd kunst macht mich frölich: ich riech schön weter.“ Der Fuchs lacht vnd gedacht jm, wie er den han vom baum brechte, fieng an loben den hanen seiner kűnst vnd propheceey halb. Da fieng der gelobt han an, noch mehr zusingen. Der Fuchs tantzt vnder dem baum; fragt jn der Han, was er damit meynt. „Ich tantz vor freuden“, sagt der Fuchs, „vnd frew mich mit dir deiner kűnst, weißheyt vnd gaben, so du von got volkommen empfangen hast. O mein Han, du bist vnser aller ehr, freud vnd prophet! Ich bit dich durch all lieb, biet mir dein verstendig haupt zu kűssen; ich bitt dich noch einmal, erfüll mein freud!“ Der Han stig herab, bot jm sein haupt; das erwűscht der Fuchs, fůr mit dem hanen dahin, sagt mit spott zum hanen: „Wo ist dein kunst vnd weißheyt? Hettestu dir das selbs prophetisiert! wilt das zukűnfftig sagen, vnd weyst das gegenwertig nit!“ Den hoffertigen zu deműtigen, ist nit boßheyt, sonder kunst. Alle weißheyt vnd tugent sol in die demůt sich niderlassen vnd ja drinn rűwen als in eim schoß. On demůt sindt all tugent laster vnd ist geystliche hoffart, des hertzens űppigkeyt vnd geschwulst doppel hoffart vnd weit vber aller welt kinder bracht vnd stoltz. Im firmament, so vil ein stern heller leucht, ye nidrer steht er, vnd ye höher er steht, ye weniger liecht.

5. (Betrug)

Os sublinere. — Ein affen tráen. — Die ohren melcken. Vber eyter salben. — Die blůwen oder den kautzen streichen. — Das helmlin durch das maul streichen. — Du streichest mir honig vmb das maul, vnd streichst mir dreck drein. — Den falben hengst streichen. — Daß sűß vmbs maul streichen. — Die augen verkleyben. — Ein maul machen. — Glatte wort schleiffen. — Einn ströin bart flechten. — Ein wechsin nasen tráen. — Den wind verkauffen. — Bei der nase fűren. — Aeffen. — In das gemalt stűblin fűren. — Eins auff den ármel machen. —

Sihe, wol reich seind wir teutschen für all zungen! Wann wir nun vnser eygen sprach könden redten, schreiben vnd recht appliciren, so möcht kein zung so vil varietet vnd Formulas zu reden haben, vnd dauon ein groß Capittel geschriben werden; aber wir lernen eh Arabisch, dann vnser můtter zungen recht reden vnd schreiben, oder verkűnstlents aber vil zů gscheid, das also gestummelt vnd vnser cantzley teutsch ietz also auffgienet vnd halbirt geschriben wirt, das man offt kaum weyß, was also mit halbem mund geredt wűrt, noch auff alle sinn vnd weg mag gedeutet werden. Es solt aber bei vns Teutschen vor andern diß vnser eygen sprichwort ganghafft im brauch sein, nemlich: „Es ist gůt teutsch“, das ist rundt, lautter vnd gůt teutsch geredt; so můtwillen wir ob vnser sprach mit vil seltzamen terminis vnd so böser construction, das offt kaum halb geredt, wir selbs nit wissen, was geredt. Nun also reden wir gůt sprichwörtisch, wann man eim gůts vnder augen vnd den wolff auff den rűcken setzt. Die Latini sprechen: „Ein nebel, rauch oder schelmen für die augen ziehen; In einer handt brot vnd in der andern stein halten.“ Wir teutschen sagen: „Vornen lecken vnd hinten kratzen; Lach mich an vnd gib mich hin, ist ietz der welt sin“ vnd dergleichen vil schöner allegori.

Johannes Fischart.

Wir haben hier besonders noch zwei Schriften Fischarts zu erwähnen, welche, in Absicht und Entwickelung sehr verschieden, nochmals von seinem umfassenden Talente und seiner Vielseitigkeit zeugen. Die erste, eine beißende Satyre gegen das Pabstthum und die römische Hierarchie überhaupt, erschien zuerst 1579 unter dem Titel: „Bienenkorb des Heyl. Römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnäußnäster, Brämengeschwűrm vnd Wäspengetöß“ u. s. w., und erfreute sich so großen Beifalls, daß bald nach einander vier Ausgaben gedruckt wurden, deren letzte (1588), welche vielfache Erweiterungen erhalten hatte, gegen zwanzigmal aufgelegt wurde. Das Buch ist eigentlich eine Bearbeitung des holländischen „Byenkorfs“ von Phil. Marnix von St. Adelgonde, aber freilich eine Bearbeitung in Fischartscher Weise, d. h. mit zahlreichen Zusätzen, in denen sich sein satyrisches Talent in seiner ganzen Kraft und Lebendigkeit zeigt. Auch überbietet der „Bienenkorb“ Alles, was früher oder später gegen die römische Kirche geschrieben worden ist, und er kann nur mit den gereimten Satyren des nämlichen Verfassers verglichen werden, die er an Tüchtigkeit der Darstellung erreicht, an Mannigfaltigkeit des Inhalts weit überbietet, da hier alle diejenigen Punkte besprochen werden, auf welche sich die päbstliche Hierarchie gründet, das Primat des Pabstes, die Mönchsorden mit ganz besonderer Hervorhebung der Jesuiten, das Kirchenrecht, die Verehrung der Heiligen und Bilder, die Messe u. s. w., und dies alles in einer leichten und lebendigen Sprache und mit einer Laune, die unwiderstehlich wirkt und zugleich mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Gelehrsamkeit, die jedoch von aller Absichtlichkeit so entfernt ist, daß die tausend Anführungen von Zügen aus der Kirchengeschichte und von Stellen aus den verschiedensten Schriftstellern, als eine einfache, nothwendige Entwickelung der Gedanken erscheinen. Zwar ist die Darstellung von Fischartschem Geiste durchdrungen, und es ist nicht möglich, seine Eigenthümlichkeiten darin zu verkennen, doch treten diese in so mäßiger

Weise hervor, daß es erklärlich wird, wie gerade dieses Buch so große Verbreitung gewann, wozu der Inhalt allerdings auch wesentlich beitrug *).

Die andere Schrift, welche wir hier zu berühren haben, ist das „Philosophisch Ehezuchtbüchlein", eine geistreiche Uebersetzung zweier Abhandlungen Plutarchs („von der Ehe und von der Kinderzucht") und eines Gesprächs von Erasmus („Klage des Ehestands"), welchen eine längere selbstständige Abhandlung Fischarts „Von Ehegebürlichkeiten" beigefügt ist. Diese nun gehört zu dem Vortrefflichsten, was über den Gegenstand geschrieben worden ist, sie ist voll der schönsten Bemerkungen über die Frauen und das eheliche Leben, die zum Theil aus andern Schriftstellern, namentlich aus den Alten gezogen sind, zum Theil aber ihm selbst angehören; und es sind diese nicht die schlechtesten, vielmehr zeichnen sie sich durch Tiefe des Gefühls, Reinheit der Gesinnung und Kraft der Ueberzeugung aus. Denn Fischart wollte ohne Zweifel, auch ohne es ausdrücklich zu bemerken, durch diese Schrift die Ehe als eine Stütze und Quelle der Sittlichkeit schildern, um die Verwerflichkeit des Cölibats desto kräftiger hervortreten zu lassen. Die Darstellung ist von lebendiger Mannigfaltigkeit, bald heiter und voll köstlichen Humors, bald wieder von der größten Lieblichkeit und Zartheit oder dem würdigsten Ernst; fortwährend ist sie bald durch einzelne Reime oder größere Gedichte, von denen wir früher einiges mitgetheilt haben (S. 28. Nr. 2), bald durch die Geschichtchen und Anekdoten, bald durch die trefflichsten Bilder und Gleichnisse belebt.

Außer diesen größeren didaktischen Schriften hat Fischart noch eine nicht unbedeutende Zahl kleinerer verfaßt, unter welchen wir namentlich seine mannigfaltigen Vorreden zu fremden Büchern begreifen. Es sind auch diese von der größten Wichtigkeit für die Charakteristik des großen Mannes, weil sie seine Allseitigkeit glänzend hervortreten lassen, und uns Seiten seines Wesens und seiner Bestrebungen zeigen, die er in seinen größeren Schriften nur andeutete. So erfahren wir aus den Vorreden zu den „Contrafaytungen der Päbst", daß er gründliche Studien über die bildende Kunst gemacht hatte, und über dieselbe mit Geschmack und Einsicht urtheilte; eben dasselbe geht aus den Vorreden zu Stimmers „Figuren Biblischer Historien" und zu Holzwarts „Gemälpoesy" hervor, in welchen er eine ausgebreitete Kenntniß der mannigfaltigsten künstlerischen Bestrebungen des Alterthums und der neueren Zeit an den Tag legt. Die Dedication zum „Ritter von Staufenberg" ist voll der merkwürdigsten Bemerkungen über die Sprache, ist aber vorzüglich durch die darin entwickelte Kenntniß der Volkssagen und ihrer Literatur bedeutend. Seine Ansichten über Staat und Staatsverhältnisse erörtert er in der „Ordenlichen Beschreibung" (s. o. S. 26), und in der Vorrede zur „Regentenkunst", in welcher er die Deutschen vor Nachahmung fremder Staatsformen und Gesetze, namentlich aber vor den Grundsätzen des Machiavelli warnt, gegen welchen das Buch überhaupt gerichtet ist, daher es auch „Antimacchiavel" genannt wird **). Und so finden wir Fischart, wie schon in der allgemeinen Charakteristik gesagt wurde (S. 27 ff.), nach jeder Seite hin bedeutend und sogar großartig, nur in Einem Punkte steht er unter sich selbst, ja sogar unter einigen aufgeklärten Männern seiner Zeit, in dem Glauben an Hexen, der ihn veranlaßte, die „Dämonomania" des Bodin zu übersetzen, die er mit einer übrigens bemerkenswerthen Vorrede begleitete.

*) In dem gegen die Verehrung der Reliquien gerichteten „Brotkorb" ist von Fischart nichts, als der Titel und 32 Reimzeilen hinter der Vorrede.

**) Wir theilen daraus eine der schönsten Stellen mit, die wir aber leider nur der späteren Ausgabe von 1646 entnehmen können: „Gott gebe die Gnad, daß wir Teutschen doch zum wenigsten, wann wir ja das Tyrannisch Gifft, welches unter den versüßten Lehrpunkten des Macchiavelli verborgen, noch zur zeit von wegen ziemblich auffrechter Freiheit nicht erkennen wöllen, gleichwol auß der benachbarten Exempel vnd schaden eine zeitige warnung ziehen vnd schöpffen: In erwegung, das was einer herrlichen werhafften Nation hat können widerfahren, das dieses einer anderen, die in gleicher vnachtsamkeit fortschreitet, vnd den verlauffenden Lastern die Ban nicht zeitlich ablauffet, gleichfalls könne begegnen; Sonderlich wo man so leichtlich, wann man nur durch ein Landt, wie ein Katz durch den Regen geloffen, alle frembde Leichtfertigkeiten vnd Sitten annimpt vnd dieselbigen alßdann gleichsam für ein köstlich Palladium vnd frembd Heyligthumb heimbringet vnd aufmutzet.

1. Aus dem „Bienenkorb".

Schwarm Geistlicher Klosterbienen *).

Ich bedörfft wol stälene Federn oder zum minsten ein Feder auß S. Michelsflügel von S. Michel, wann ich alle Orden, von vnserm Heyl. Vater zu Rom wider die Schrifft gestifftet, wolt beschreiben: Vnangerürt was da betrifft die Bäpst selbs oder jhre Cardinál, die Prælaten, (1) Ertzbischöff, Bischöff, Patriarchen, Metropoliten, Suffragan, Ertzdechant, Dechant, Ertzpriester, Thumbherren, Pronotarij, Pröbst, Aept, Prior, Gardian, vnd andere solche seltzame Thier, darvon weder die Aposteln noch Propheten je etwas vernommen haben: Ohn was vielleicht S. Johannes in der Offenbarung vnter seinen seltzamen Thieren vnd Mörwundern mag gesehen haben.

Ja, ich glaub, wann die Aposteln allein das hunderst theil dieser newen Religionen, Orden vnd Professionen hetten einmal gesehen oder hören nennen, sie würden davor erschrocken sein. Dann so Paulus nicht hat leiden können, daß in der Gemein der Corinther (2) etliche sich nanten Petri Jünger, die andern Petri Discipeln, die Dritten Apollisch rc. wie solt er sich dann darvor entsetzt haben, wann er so vnzählige newe vnterschiedene, vngleiche vnd widersinnige Namen, Profeßionen, Religionen, Gottesdienst vnd Reguln der vollkommenheit gesehen oder gehört hette.

Wiewol etliche in schneeweiß, (3) etliche in kolschwartz, die andere inn Eselgraw, in Graßgrün, in Fewrrot, in Himmelblaw, in bund oder geschecket gekleidt gehn: die einen ein helle, die ander ein trübe Kapp antragen, ein Rauchfarb von Fegfewr geräuchert, die ander vom Requiem Todtenbleich: dann eine Mönchgraw, wie ein Spatz, der andern Hellgraw, wie ein Klosterkatz: etliche vermengt mit schwartz vnd weiß, wie Atzeln, Raupen vnd Läuß; die andern Schweffelfarb vnd Wolffsfarb; die dritten Eschenfarb vnd holtzfarb; etliche inn viel Röcken vber einander, die andern inn einer bloßen Kutt: etlich mit dem Hembd vber dem Rock, die andern ohn ein hembd, oder mit einem Pantzerhembd oder härin Hämbd, oder Sanct Johannes Cameels haut (4) auff blosser haut: etlich halb, etliche gantz beschoren: etliche bärtig, die andern vnbärtig vnd Vngeberdig: etliche gehen barhaupt, viel Barfüssig, aber all mit einander müssig: etliche sind gantz Wüllin, etliche Leinen, etliche Schäffin, etliche Schweinin: etliche führen Juden Ringlein (5) auff der

*) Durch das ganze Buch laufen Randglossen, die oft sehr witzig sind; wir theilen sie hier unten mit:

(1) Die Rechten Haupt Orden. (2) I. Cor. 1. (3) Farben der Römischen Bienen — An farben kennt man Vögel vnd Narren. (4) Der Mönch Mummerey oder Fastnachtkleider. (5) Der Mönch Judenringlin.

Brust, die andern zwey Schwerter, kreutzweiß zum kreutzstreich darauff geschrenckt, die dritten ein Crucifix für ein Bottenbüchß, die Vierdten zwen Schlüssel, die fünfften Sternen, die sechsten kräntzlin, die siebenden Spiegel auß dem Eulenspiegel, die achten Bischoffshüt, die neundtn Flügel, die zehenden Thuchschären, die eylfften Kelch, die zwölfften Muschelen und Jacobsstäb, die dreyzehenden Geysseln, die Vierzehenden Schilt, vnd andere sonst auff der Brust seltzem Grillen von Paternostern Ringen vnd Brillen. Sehet da, die Feldzeichen sind schon außgetheilt, es fehlen nur die Federbusch, so ziehen sie hin inn Krieg gerüst.

Warlich solt Paulus die gezeichnete Herd vnd mancherley Kuppeln sehen, er wirdt meinen, er käm inn ein newe Welt, wiewol er sonst weit gewandert ist gewesen: Ja, er würde meinen, er wer in des **M. Escorche Messes Mappemonde Papistique** (6) vnd sehe daselbst das **Mare Hippocritarum**, den Traumberg, den Raubwald, das Mandragorathal, oder der Einsidler Alrauns tal, welche Alraun von der Einsidler Seich gewachsen, das Bergwerck der Reliquien, die Statt von allerley Stifften, die Felsen der ärgernuß, die Wildnussen der Einsidel, die Jacobsstraff der Pilger, die Verdienstzöll, die Vogelhäuser der Barfüsserspatzen vnd Predigerschwalmen, daß Meßgebiet, die gantz Simoneifestung, den Heckelberg des Fegfewrs sampt dem Poltergeistersee. Ey, wie wirdt er darob erschrecken, daß jhm die Epistel zun Römern entfallen würde: dann jeder obgemelter Orden halt seine Regul für die best vnd vollkommenest, durch die man ein Thür inn den Schaaffstall brechen kan, Christus hüte der Schaaff, wie er wölle.

Derhalben ist es ein grosse einfalt, allein an diesem behengen vnd bleiben wollen, was die Aposteln gelehrt vnd geschrieben haben: dieweil doch jtzund die Welt gar verändert ist, (7) vnd die Heyl. Kirch newe Religion, newe Gebott, newe Articuln des Glaubens, darvon die Aposteln niemals gewußt, erfunden vnd auffgebracht hatt. Dann sonst fürwar, wann nicht mehr, dann die einzele Schrifft der Propheten vnd Aposteln gelten sollte, so müßten alle die Drecketen vnd Drecketalen, alle gute, heylige Ordnungen der Röm. Kirchen, alle die herrliche Concilien, die durchs Bapstes befehl gehalten vnd beschlossen worden, nicht gelten vnd in treck fallen. Ja, alle vorgemelte Orden vnd Religionen der Mönchen vnd Nonnen, der Einsidler, Ritter vnd Brüderschafften müßten sich verlieren, alle jhre Verdienste vnd Supererogation würden nicht ein faulen Oelkuchen oder stinckends Ey gelten, so man die Heylige Schrifft allein anfieng für ein gewisse vnd vollkommene Regul vnd Richtschnur anzunemmen: Vnd müßt alsdann Doctor Luther (8) recht gethan haben, da er das Decretenbuch offentlich verbrannte.

2. Aus dem „Philosophischen Ehezuchtbüchlein".

Die Menschliche anmut vergleichet sich einer Bienen, welche alleyn nicht leben mag, sonder stirbet, sobald sie alleyn ist; darumb suchet sie stäts ein gemeynschafft, da sie inn gemeyn wercke, trage vnd arbeyte, vnd nicht alleyn für sich, sondern auch andere sorge. Woraus besteht aber die gemeynschaft anders, als aus vilen geschlechten vnd Haushaltungen? Der geschlecht anfang sind aber die heuraht: derhalben wer dem Menschen die Eh entzihet, der tilget auch die geschlecht aus, Ja die statt, die Gemeyn, das gantz Menschlich geschlecht, alle freundliche zusammenwonung, einmütige vereinigung, Nachbarlichen willen, Vätterliche fürsorg, Müterliche herzlichkeyt, Kindliche anmut, Geschwisterliche liebe, Schwägerliche verwandschafft, Häusliche Trew, gesellige kundschafft, liebliche einigkeyt vnd das einhällig Regiment diser Welt. Dan wo ist ein ordenlichs leben on die Eh?

Wie die Bienen des Menschen halben geschaffen sint, Also der Man vnd das Weib gemeyner geselligkeyt vnd erhaltung der Gemeynd halben. Wie die Bienen nit alleyn Junge zeugen, sonder auch die Waben vnd das Rost, desgleichen auch das Wachs pringen: Also zihen vil Ehleut nicht alleyn kinder, sondern bemühen sich auch, etwas guts zusammen zu tragen, welches nicht alleyn zu erhaltung jrer geselligen beiwonung, sondern der gantzen Gemeynd diene.

Wie die jungen Bienen gleich mit an die gemeinschafft vnd arbeyt anstehn müsen: Also zihen rechte Ehleut gleich jre Kinder an zu Ehlicher Haußhaltung, das die Gemeyn daraus erbauet werde.

Wie die Bienen keyne faule Hummelen vnter sich leiden, Also inn einer Haushaltung mus es alles ernsthafft zugehn.

Sehet, wie fein vns auch die Bienen die Häusliche zusammenwonung mit jrem Exempel weisen, vnd vns vnserer vnfreundlichkeyt gleichsam erinnern vnd strafen! Sonderlich aber soll das Weiblich geschlecht, zu welchen dan von Natur die Bienen eine anmut pflegen zu tragen, vnd jm deshalben inn Maierhäusern der Bienen gewarsame verwaltung vertrawet wird, sich an jrem ernst spigelen, das eine Fraw gleichsam eine Königin im Imenkorb jres hauses seie, welche mit anordnung aller arbeyt, fürsorg der speis vnd aussendung des gesinds an die arbeyt, den Imenkorbkönig anmase.

— — — — — — — — —

Diejenigen Philosophi, welche die Haußhaltungen den Handelsschiffen oder eyner Schiffart vergleichen (gleich wie auch inn vnserer Christlicher Philosophie der Weis Salomon ein Tugendsam Weib, darauf sich jrs Mans Herz verlassen darf, ein Kaufmansschiff, das seine Narung von ferne pringet, nennet), die haben desselbigen nicht vngefüge vrsachen: dan wie man zur Schiffart alle notturft lang zuvor rüsten vnd bereyten mus; also eh man sich in das Schiff der Haußhaltung begibet, gutes vnd fleissiges vorbedachts pflegen.

Wie man, eh man einsitzet, eyn gewisses ort vnd end fürnimmt, dahin man faren will, vnd gewisse waren vorhat einzukaufen: Also sol man nicht auf gerhatwol sich inn eyn Haußhaltung stecken, vnd nicht wissen, wo aus, wo an, sondern eyn gewissen zweck fürhaben, wie vnd womit man sich ernehren will. Dan allweil man noch auff dem Land ist, soll man rhat schlagen: angesehen das, so man mitten auf das Mör, das ist, inn die Haußhaltung kommet, nicht wol on spott vnd schaden kan vmbkehren.

Wie die Vnfürsichtigkeit des Patronen vber das Schiff nitt alleyn jm selbs, sonder allen, die im Schiff oder gemeyne sint, zu verterben gerahtet: Also schadet eyn Hausvater, der liederlich zu seime sachen thut, nicht alleyn jm selbs, sonder pringet in schand vnd schaden alle Hausgenossen, Weib, kind, gesind, freund, nachbarn, mitburger vnd eyn gantze gemeyn.

Wie man von den Mörfarten sprüchwortweis sagt, das man daselbs wol betten lehren, Also ist es auch inn der Ehhaltung geschaffen, das dieselbige gleichfalls eyn rechts eiferiges Gebett erwecket, ja es gleichsam heraußpresset, welches dan das best gelübd vnd opffer ist, das man zu solchen gefärlichkeyten thun kan.

Gleichwie sich die Schiffenden fräuen, wann sie das land vnd gestad erreychen: Also ergetzt die Hausenden, wann sie jr Vatterland vnd erblichen siz antreffen, nachdem sie villeicht geschäft halben lang darvon sint aus gewesen.

Auff dem Mör regirt alleyn der Wind, inn der Haußhaltung Gott. Inn disem Haußschiff sind die Segel das Vertrauen auf Gottes gütig anwöhen: Der Mastbaum, daran die segel haften, ist die Göttliche einsatzung der Ehe: Der Anker ist die gläubige, beständige Hofnung. Der Schiffzeug ist der Haußrhat: Die Waren sint alle hausliche vnterhaltung: Die Boßleut oder schiffknecht das Haußgesind: das Mör ist die Welt, die Mörwellen sint die mancherley Hindernussen vnd anstös, welche den Hausleuten, die sich ehrlich begeren zu nehren, widerfaren. Das ab- vnd zulenden ist das ab- vnd zulauffen: das auß- vnd einladen ist das ausgeben und einnemmen. Die

(6) Die Papistisch Welt mappe durch M. Schind die meß zu Luce Nouelle bey Brifault Chassediables getruckt. (7) Alles ändert sich, ohn des Bapsts wüst kochen. (8) Luther verbrent das Geistlich Recht.

Schiffbrúch sint das verterben, so entweder aus verhengung des Winds Gottes, oder zur straf des faulen, bösen Segels des mißtrauens, oder aus liederlichkeyt geschehen: Daher kommt das sprúchwort, das man sagt, wann eyner vertirbt, er hab eyn Schiffpruch gelitten, oder sei im schiff, oder hab bösen luft vnd Wind.

Die Seylleyter am Mastbaum ist das gut gewissen, das fänlin auf dem segelbaum ist der trost Gottes, der Compaß sint die gebott Gottes. Das Steuerruder ist der gehorsam: Das Heyligenbild, so forn auf der spitz des Schiffs steht, ist die Forcht vnd ehr Gottes. Der Vberlauff ist der Züchtige Wandel vnd die Treu des gesinds. Die Mórräuber sint die Ehteufel vnd die Neidische leut, die sie wider diß Haußschifflin verhetzen.

Vnd in summa, wie die Insulen des Mórs, ja die halb Welt nicht bewont were, wann nicht die Schiffart thäte: Also legen land vnd stätt öd, wann die Ehliche Haußhaltungen nicht weren. Vnd wie das schwimmen dem, der das Mór versuchet, zur not wol bekommet: Also bekommet auch eym inn der Haußhaltung wol, wann eyner eyne redliche kunst oder sonst geschicklichkeyt begriffen hat, darmit er sich bei freunden vnd feinden außreisse. Auch nicht vnbillich vergleicht man die Haußhaltung der Schiffart, sintemal ja das erste Haus vnd die erste haußhaltung inn vnd nach der Sündflut ist eyn Schiff vnd inn eym Schiff gewesen.

Johann Arnd.



Johann Arnd wurde den 27. Dec. 1555 zu Ballenstädt im Anhaltischen geboren, wo sein Vater Hofprediger war, den er jedoch schon im 8. Jahre verlor, worauf eine für ihn harte, auch durch Krankheiten erschwerte Zeit begann. Schon frühe mit den ältern Mystikern bekannt, gewann er so große Vorliebe für die Theologie, daß er seinen früheren Plan, Medicin zu studiren, aufgab und sich dem geistlichen Stande widmete. Er besuchte mehrere Universitäten, und wurde nach vollendeten Studien 1583 Diaconus zu Ballenstädt und 1584 Pfarrer zu Badeborn, verließ aber diesen Ort, als er mit den dortigen Calvinisten in Zerwürfniß gerieth, und nahm die ihm angebotene Stelle eines Pastors in Quedlinburg an, von wo er 1599 seinem Rufe als Prediger an der St. Martinskirche in Braunschweig folgte. Auch dort hatte er von der Verfolgungssucht seiner Amtsgenossen viel zu dulden, weshalb er 1608 einem an ihn ergangenem Rufe nach Eisleben folgte. Im Jahr 1611 ernannte ihn der Herzog von Braunschweig zum Generalsuperintendenten in Zelle, wo er am 11. Mai 1621 starb.

Arnd war von dem tiefsten und reinsten Glauben durchdrungen, der jedoch nicht ohne mystische Färbung war, weshalb er von den strengen und kalten Rechtgläubigen seiner Zeit viele Verfolgungen zu erdulden hatte. Er hat seine Ansichten in dem berühmten, mit Recht weit verbreiteten und auch jetzt noch vielgelesenen „Vier Büchern vom wahren Christenthum" niedergelegt. Eben so große Verbreitung fand sein Gebetbuch „Das Paradiesgärtlein", von dem sogar erzählt wird, daß es eilf Mal auf wunderbare Weise in Feuers- und Wassersnoth unversehrt erhalten worden ist. Beide Schriften verdienen den großen Ruf, dessen sie sich seit Jahrhunderten erfreuen, und namentlich sind die „Vier Bücher vom wahren Christenthum" ohne Zweifel das geistreichste und tiefste Erbauungsbuch der protestantischen Kirche und es kann ihm überhaupt nur die vortreffliche „Nachahmung Christi" von Thomas a Kempis an die Seite gestellt werden. Er will in seinen Schriften nicht sowohl belehren, als erbauen, das Gemüth in hingebender Andacht zu Gott erheben, daher er sich gern der mystischen Ausdrücke bedient, welche diese Hingebung in so bezeichnender und zum Theil ergreifender Weise darstellen, ohne daß man ihn jedoch zu den eigentlichen Mystikern rechnen könnte. Ueberhaupt weiß Arnd zum Herzen zu sprechen, wie Keiner; wie Keiner versteht er die Sprache des Gefühls und der Empfindung, wie Keinem gelingt es ihm, die höchsten Verhältnisse des religiösen Lebens so darzustellen, daß er den Gebildeten wie den Ungebildeten auf diese Weise erbauet und erhebt.

Aus den „Vier büchern vom waren Christenthum".

(2. Buch 12. Cap.)

Wie Christus der recht Weg vnd Zweck sey der waaren Gottseligkeit; vnd wo Gott den Menschen nicht leitet vnd führet, so jrret er.

Psalm 86. Weise mir, HErr, deinen Weg, daß ich wandele in deiner Warheit; erhalt mein Herz bey dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte.

Diser Weg ist Christus, Joh. 14: „Ich bin der Weg." Wie komme ich zu jhm? Durch den Glauben. Denn der Glaube vereiniget vns mit Christo, die Liebe verbindet, die Hoffnung erhält, vnd ist doch beyde, Glaube, Liebe vnd Hoffnung auß Christo vnd Christi Werck in vns. Diser Weg gehet auß jhm vnd wider zu jm. Der Glaube ergreiffet Christi Person vnd sein Ambt; die Liebe folget jm in seinem Leben; die Hoffnung ergreiffet die zukünfftige Herrlichkeit. Der Glaube muß keinen andern Christum, Heiland, Seligmacher, Mitler vnd Weg zum Leben haben, denn Christum Jesum; die Liebe hat das einige Leben Christi für sich; die Hoffnung erwartet nichts anders, dann der ewigen Herrlichkeit. Vnd das ist der rechte Weg, das ist die Warheit, darinn wir wandeln, das ist das Einige, die Gottesfurcht, darinn Gott vnser Hertz erhalten wolle. Diese drey Haupttugende, Glaube,

Liebe, Hoffnung, sind nun befreundet mit dreyen andern Tugenden. Der Glaube ist befreundet mit der Demut, die Liebe mit der Gedult, die Hoffnung mit dem Gebet. Denn wer glaubet, der demüthiget sich; wer liebet, der ist gedultig; wer hoffet, der betet. Ach! das ist ein rechter, schöner Weg Gottes! O HErr, weise vns denselben! Das ist die rechte Furcht Gottes, das Einige, darumb David im 25. Psalm bittet. Das heisset Christo nachfolgen in Demut, in der Liebe, in Gedult, vnd in seinem Hertzen tödten den gifftigen Wurm, die Hoffart, durch die Demut Christi. Bedencke, daß Christus ein Wurm für dich worden ist, vnd du bist so hoffärtig! Töde in deinem Hertzen den Geitz durch die Armut Christi! Sihe, er hat nicht so viel gehabt, da er sein Haubt hinlege, vnd du wilt alles haben, vnd hast nimmermehr gnug. Sihe, er hat dir dein Leben gegeben, vnd du gönnest deinem Nechsten nit ein Bissen Brod. Töde in deinem Hertzen die Rachgier durch die Sanfftmut Christi! Sihe, er hat für seine Feinde gebeten, vnd du bittest für deine Freunde nit. Sein Angesicht ist mit Fäusten geschlagen vnd angespeiet: er hats erdultet; vnd du kanst nit erdulten, so du sawer angesehen wirst. Töde die Wollust in deinem Hertzen durch die Schmertzen des heiligen Leibes Christ! Sihe, ob jemandes Schmertzen gleich sey seinen Schmertzen, vnd du wilt jmmer in Wollust leben. Er hat eine dorne Crone getragen, vnd du wilt eine güldene Crone tragen. Er hat vmb frembder Sünde willen geweinet, vnd du weinest nicht vmb deine eigene Sünde. O lieber HERR Christe, wie viel Menschen sind noch auf diesem Wege nicht! Weise mir, HErr, deinen Weg, daß ich wandele in deiner Warheit! Gib mir ein Hertz, das dich fürchte, einen Glauben, der dich ergreiffe, Liebe, die dir nachfolge, Hoffnung, die dein Herrlichkeit sehe, ein Gemüt, das dich liebe, einen Sinn, der dich erkenne, Ohren, die dich hören ruffen vnd schreien am Creutz in deinen Leiden, Augen, die dich sehen in deiner Demut, einen Mund, der mit dir bete für die Feinde! Wo du, HErr, mir diesen Weg nicht zeigest, mich darauff führest vnd leitest, so ist mein Weg eitel Irrthumb und mein Liecht Finsterniß. O du ewiges Liecht, welches den alten Tobiam erleuchtet, da er sein Gesicht verloren, den Isaac, da seine Augen tunckel worden, den Jacob, da er seinen Söhnen zukünfftige Dinge verkündigte, den alten Simeon, da er seinen Heiland sahe, erleuchte vns auch, daß wir in Christo die schönen Tugenden leuchten sehen, vnd mit denselben erleuchtet vnd gezieret werden! In der Schöpffung war es finster auff der Tiefe. Also ist es in der Tieffe vnsers Hertzens finster, biß Gott spricht: Es werde Liecht! vnd biß der Geist Gottes schwebe auff dem Wasser vnsers Hertzens. Die Erde war wüste vnd leer: also vnser Hertz, wo es Gottes Gnade nicht erfüllet. Das Wort, dardurch Liecht vnd finsterniß gescheiden ist, wolle auch in vnserm Hertzen, als in einer newen Welt vnd Creatur, die Finsterniß scheiden, vnd sprechen: „Es werde Liecht!" Denn diß Wort ist selbst das Liecht, vnd ist in Christo vnd Christus selbst, vnd das Liecht ist die Warheit, ohne welches alles, was im Menschen ist, Lügen ist vnd des Teuffels Reich; ohne welches Liecht, welches Christus ist, eitel Finsterniß im Menschen ist; ohne welchen Weg eitel Irrthumb ist; ohne welches Tugendhafftiges Leben eitel Laster im Menschen seyn vnd der ewige bitter Tod. Diß ist nun der Weg, diß ist die Warheit, diß ist das Leben, diß ist die Furcht deß HErrn, das einige, darumb David bittet: Gott vnd Christum stets in seinem Hertzen haben durch den Glauben; Christo in der Liebe folgen, in der Demut vnd Sanfftmut; Christum stets als einen Weg vnd Spiegel deß Lebens für Augen haben in der Hoffnung, seine Herrlichkeit stets anschawen. Das ist die Furcht des HErrn, die den Menschen behütet vnd das Hertz fromm machet, der Sünde wehret. Denn wer ohne Furcht fähret, der kann GOtt nicht gefallen, vnd seine eigene Frechheit wird ihn stürtzen. Ohne die Furcht des HErrn ist alles nichts werth: weder Kunst noch Reichthumb, weder Schönheit, noch Stärcke, weder Weißheit noch Beredsamkeit. Denn der Natur Gaben sind Frommen vnd Bösen gemein; die Furcht des HErrn aber ist ein sondere Gab, ein sonderes Liecht, welches Gottes Freunde, ja Gottes Kinder machet, die durch den Glauben Gott gefallen. Gott hat keinen Gefallen an Weißheit, Kunst, Verstand, Beredsamkeit, Reichthum vnd Schönheit, wenn keine Furcht Gottes dabei ist. Reichthumb ohne Liebe. Kunst ohne Gnade, Schönheit ohne Furcht Gottes ist wie ein Schatten ohne Leib, Sprew ohne Weitzen, Hülsen ohne Korn, Rauch ohne Fewer. Die Furcht Gottes ist die Zierde aller Gaben. Die Furcht Gottes ist der Reichen Crone, der Weisen Rahtgeber, der Schönen Hulde, der Starcken Sieg, der Fürsten Ehre, der Kinder Zuchtmeister. Die hat den Daniel, den Joseph, die Susannam behütet. Ohne Furcht Gottes ist der Mensch ein dürrer Baum, ein vnnützer Fewerbrand, ein zerbrochene Scherbe, die man heraußwirfft. Fürsten vnd Könige sind in grossen Ehren, aber so groß sind sie nicht, als der Gott fürchtet.

Jakob Böhme.



Während Arnd nur das Gewand des Mysticismus anlegt, versenkt sich Jakob Böhme dagegen ganz in die dunkelsten Tiefen desselben, in welche wir ihm um so weniger folgen können, als er selbst nicht im Stande war, das Licht, das in ihm leuchten mochte, für Andere scheinen zu lassen. Er wurde im Jahr 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz geboren, wo ihn seine Aeltern, arme Bauersleute, in Liebe und Gottesfurcht erzogen und ihn auch in die Schule, später nach Görlitz zu einem Schuhmacher in die Lehre schickten. Nach vollendeter Lehrzeit trat er die übliche Wanderschaft an, und als er von derselben 1594 nach Görlitz zurückkam, ward er Meister, heirathete, und lebte zufrieden und glücklich, bis er gegen das Ende seines Lebens die Aufmerksamkeit, aber zugleich auch die Anfeindung einiger Theologen erregte, gegen welche er jedoch am Dresdener Hofe Schutz fand,

wohin er gereist war, um seine Lehren untersuchen zu lassen. Bald nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb am 27. Nov. 1624.

Schon in seinen Knabenjahren von einer lebhaften Phantasie begabt, die namentlich auf das Religiöse gewendet war, behielt er diese Richtung auch in seinen späteren Jahren, ja sie entwickelte sich mit solcher Macht, daß er göttliche Eingebungen zu haben glaubte und er sich endlich entschloß, dieselben aufzuzeichnen. Sein erstes Buch war die „Morgenröthe im Aufgang" (später Aurora genannt), welche ohne sein Zuthun gedruckt wurde, aber den Zorn des ersten Pfarrers in Görlitz so erregte, daß auf dessen Antrieb der Rath dieser Stadt dem guten Böhme Ferneres zu schreiben verbot, was er sieben Jahre lang getreulich befolgte, bis er endlich von einem solchen Drang, seine Ansichten aufzuzeichnen, erfüllt wurde, daß er ihm nicht länger widerstehen konnte und in Zeit von kaum 5 Jahren eine große Reihe von Schriften (beinahe 30) herausgab, von denen außer der „Aurora", welche das Wesentliche seines Systems enthält, noch folgende zu erwähnen sind: „Vom dreyfachen Leben des Menschen" (1619), „Von den dreyen Principien Göttliches Wesens" (1619), „Von wahrer Buße" (1622), welches mit zwei andern Schriften später unter dem Titel: „Weg zu Christo" herausgegeben wurde, und eines seiner bedeutendsten Bücher ist, was auch von dem „Mysterium Magnum oder Erklärung des 1. Buchs Mosis" (1623) und der „Betrachtung Göttlicher Offenbarung in 177 Theosophischen Fragen" (1624) zu sagen ist. Ob er gleich außer der Bibel, auf welcher er vorzugsweise sein philosophisch-religiöses System baute, einige philosophische und mystische Schriften, so namentlich die des Paracelsus gelesen hatte, fehlte es ihm doch an hinreichender Bildung, deren Mangel auch in seiner Darstellung sichtbar wird; denn so großartig dieselbe im Ganzen auch ist, so glücklich er die Sprache zu handhaben weiß und so reich er an den trefflichsten und kräftigsten Ausdrücken ist, so geht ihm doch die streng wissenschaftliche Form ab, welche ihn allein zur wünschenswerthen Klarheit hätte führen können. Diesem Mangel an Bildung würde man auch das Haschen nach fremden, nur halb verstandenen Wörtern und seltsamen Ausdrücken zuschreiben können, wenn dies nicht theils schon in der Zeit, theils in in seiner besonderen Eigenthümlichkeit gelegen wäre. Es ist nicht zu läugnen, daß Böhme einen wahrhaft speculativen Geist besaß, und tiefe Blicke in das Wesen des Göttlichen gethan hat, allein aus dem eben angeführten Mangel an Bildung gelang es ihm nicht, die Folgerungen seiner Anschauungen in der nöthigen Klarheit zu entwickeln, und so finden wir einen merkwürdigen Abstand zwischen dem Anfang und der Fortsetzung seiner Schriften; während er zuerst, wenn er von dem Allgemeinen spricht, klar und in jeder Beziehung unübertrefflich ist, wird die weitere Darstellung immer dunkler im Gedanken, und immer roher im Ausdruck. Die unten mitgetheilte Stelle zeigt recht anschaulich, wie tief er die schwierigsten Fragen auffaßt, wie sehr er sich aber auch von seiner Phantasie zu den seltsamsten Gedankenverbindungen verleiten läßt. Aber auch in diesen erscheint er immer als ein wahrhaft wunderbarer Mann, wenn wir daran denken, daß er das Große und das Abenteuerliche, das wir in seinen Schriften finden, nur aus sich selber schöpfte.

Aus der „Betrachtung Göttlicher Offenbarung in 177 Theosophischen Fragen".

Die zweite Frage

Was ist der Abgrund aller Dinge, da kein Geschöpffe ist, als das Ungründliche Nichts?

Antwort.

1) Es ist eine Wohnung der Einheit GOttes, denn das Auftuhn oder das Ichts des Nichts ist GOtt selber. Das Auftuhn ist die Einheit, als ein Ewig Leben vnd Wollen, ein lauter Wille, welcher doch nichts hat, das er wollen kan, als nur sich selber.

2) Darum ist der Wille ein eitel wollende Liebe-Lust, als ein Ausgang seiner selber zu seiner Empfindlichkeit. Der Wille ist 1) der ewige Vater des Grundes; und die Empfindlichkeit der Liebe ist 2) der Ewige Sohn, welchen der Wille in sich gebiehret zu einer empfindlichen Liebe-Krafft; und der Ausgang der wollenden empfindlichen Liebe ist 3) der Geist des Göttlichen Lebens.

3) Und also ist die Ewige Einheit ein Dreyfaches, unmäßliches und unanfängliches Leben, welches stehet in eitel Wollen, in Fassen und Empfinden seiner selber und in einem ewigen Ausgang seiner selber.

4) Und das Ausgegangene des Willens, Liebens und Lebens ist die Weisheit GOttes, als die Göttliche Beschaulichkeit und Freude der Einheit Gottes, dadurch sich die Liebe in Kräfften, Farben, Wunder und Tugenden ewig einführet.

5) In diesem auffthuenden Leben Göttlicher Einheit werden fünf lautbahre Sensus in der Empfindlichkeit der Liebe des Lebens verstanden, als A, E, I, O, U, darinnen das Göttliche Wollen und Würken stehet; die führen sich in ein Aushauchen zur Schiedlichkeit und zum Verstande der Einigen Dreyheit, dardurch sich das ewige Leben selber empfindet und verstehet.

6) Die Dreyheit offenbahret sich aus der Einheit mit einem dreyfachen Hauchen, daß dieses dreyfache Hauchen nach dreyerley Art in sich selber zu einem Eigenen eingehet; und derselbe dreyfache Sensus heisset mit seinem sensualischen Namen JEHOVAH.

7) Denn die Einheit als das J gehet in sich selber in ein dreyfaches Wesen, das heisset JE, und das JE ist der Vatter; der führet sich mit seinem hauchenden Willen ins HO, als in eine Fassung der Liebe, und im HO wird das Wort aller Kräfften verstanden, denn es macht eine Circumferenz oder Umschluß seiner selber, als das ewige Etwas oder Ichts; davon gehet die Liebe-Lust aus, welcher Ausgang ist der Geist, der fasset und formiret sich ins VA. Dann das V ist der Geist, als der Ausgang, und A ist die Weisheit, darein sich der Geist fasset zu einem würkenden Leben.

8) So heisset alsdann dieses dreyfache, hauchende Leben in sich selber O. JAH. Dann die eingefaßte Lust ist das O als ein Auge des einigen Sehens, ein lauterlich Sehen, und das JAH ist der dreyfache Eingang seiner selber, als zur Empfindlichkeit des Wollens, welcher sich selber auftuht durch das ewige Hauchen.

9) Das Auftuhn, als die Eigenschafften im Sensu des empfindlichen Aufftuhns, heisset ADONAI, und sind sechs Kräfften, daraus das Mysterium Magnum, als der hohe Name TETRAGRAMMATON entspringet, daraus alle Wesen der Sichtbahren und Unsichtbahren entsprossen, und in Formen und Bildung kommen seynd.

10) In dem Worte ADONAI, als in diesen sechs Kräfften, liegen die sechs Eigenschafften der ewigen Natur, als des natürlichen Lebens, daraus die Engel und Selen nach der Innwendigkeit ihrer Idea sind geflossen, und auch die sechs Tage der Schöpfung dieser Welt, welche mit dem sehenden Leben, das sich als das O mit ins Leben bildet, eingeschlossen werden, zur Ruhe, darinnen die sechs Kräffte in der stillen Liebe, als in der ewigen Einheit stehen und ruhen, und aber mit ihrer selben Würkung ohne Unterlaß wollen und ausgehen.

11) Und das ist das O, der siebente Tag, darinnen GOtt von allen seinen Werken hat geruhet, und ewig

ruhet; das ist, die sechs Kräfften (als 1. die Begierligkeit, 2. die Bewegligkeit, 3. Empfindligkeit, 4. Feuer oder Leben, 5. Liecht oder Liebe, 6. Schall, Unterschiedligkeit oder Verständniß) ruhen in dehm, davon sie entsprungen, als in dem O, als in der Stätte Gottes, darinnen die ewige Liebe angedeutet wird, als die Einheit oder das Ichts der Einheit, welches ist der ewige Sabbath aller Dinge des guten Wesens.

12) Also verstehen wir 1. wie das Ewige Nichts ausser allen Anfängen ein lauterlicher Schein, als das Auge des ewigen Sehens sey. Denn alle Dinge stehen darinnen als ein Nichts; dieweil das Etwas ist von diesem Sehen entsprungen, so stehet das Nichts, als die Ewige Einheit, durch alles ungehindert.

13) Und verstehen 2. weiter, daß GOtt selber das Sehen und Empfinden des Nichts sey, und wird darum ein Nichts genannt (ob es gleich GOtt selber ist), daß es unbegreiflich und unaussprechlich ist.

IV. Rhetorische Prosa.

Die Reformation, welche der Predigt die bedeutungsvollste Stelle im Gottesdienste anwies, hatte eben deshalb einen großen und erfolgreichen Einfluß auf die Ausbildung der Kanzelberedtsamkeit, die nun durch die Reformatoren und ihre Anhänger die höchste Blüthe erreichte, während sie sich bei den Katholiken im Ganzen kaum über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhob. Zwar verdienen sowohl Georg Witzel (oder Wicel) als Johann Wild, welche in der Mitte des 16. Jahrh. lebten und wirkten, wegen ihrer Predigten genannt zu werden, der erste wegen der Kraft und des Freimuths, der andere wegen der Klarheit und der eben so praktischen, als gefühlvollen Durchführung seiner Vorträge; auch haben noch einige Andere, z. B. Jacob Feuchth in Bamberg und der berühmte Jesuit Canisius, zu ihrer Zeit durch ihre Predigten großes Aufsehen erregt; allein sie können bei allen ihren Vorzügen doch keineswegs mit den großen Rednern der protestantischen Kirchen zusammengestellt werden, und im Ganzen herrschte bei den Predigern der Katholiken ein polemischer Geist vor, welcher immer unerquicklich war, wenn er auch nicht zum gemeinen Schimpfen herabsank, wie bei dem bekannten Dr. Eck und dem berüchtigten Johann Naß.

Aber auch bei den Protestanten erhielt sich die Predigt nicht lange auf der hohen Stufe, auf welche sie durch Luther und Zwingli gebracht worden war, ja selbst von ihren Zeitgenossen und unmittelbaren Anhängern sind nur Wenige neben ihnen zu nennen, vor Allem der gemüthliche Joh. Matthesius. Die zwischen den Protestanten ausgebrochenen Streitigkeiten übten den nachtheiligsten Einfluß, wie auf das ganze religiöse Leben, so auch ganz insbesondere auf die Predigt, welche ihres Zweckes immer mehr vergaß, und in die abgeschmacktesten Darstellungen der Glaubenslehren oder in die rohesten Ausfälle gegen die andern Kirchen versank. Die polemische Richtung war so vorherrschend, ja man kann sagen, zur Modewuth geworden, daß man, wenn man sich genug gegen Katholiken, Wiedertäufer, Calvinisten u. s. w. ereifert hatte, sogar noch in langen Reihen von Predigten gegen solche ketzerische Secten ins Feld rückte, die schon lange verschwunden waren. Die Kanzelredner hatten sich endlich so sehr an Schimpfen und Toben gewöhnt, daß sie auch ihre rein moralischen Vorträge in diesem unerquicklichen und unchristlichen Tone hielten. Und so ist unter den Predigern der späteren Zeit beinahe nur Joh. Arnd zu nennen, welcher die Betrachtung der Natur zur Grundlage seiner salbungsvollen und wahrhaft erbauenden Reden machte, eine Form, die später vielfachen Anklang fand.

Die wissenschaftliche Rede blieb wohl gänzlich unbebauet, da die lateinische Sprache jetzt, wie noch lange nachher im ausschließlichen Besitz der Lehrstühle blieb. Dagegen haben wir, wenn auch nur sehr wenige, doch höchst bedeutende Erscheinungen im Gebiete der politischen Beredtsamkeit zu erwähnen. Die fünf Reden, welche Ulrich von Hutten gegen den Herzog von Wirtemberg, den Mörder seines Verwandten, schleuderte, sind Meisterstücke der Beredtsamkeit, in denen er sich den großen Rednern des Alterthums beinahe ebenbürtig zeigt; leider sind sie aber in lateinischer Sprache abgefaßt, so daß wir sie hier nicht berücksichtigen können. Auch viele Sendschreiben Luthers und Zwingli's gehören hieher, namentlich die letzteren, welche eine viel entschiedenere politische Färbung haben, als die seines großen Zeitgenossen. Daß wir aber die Sendschreiben und überhaupt die Briefe zur rhetorischen Prosa zählen, braucht wohl kaum gerechtfertigt zu werden. Sie sind zwar nicht für den mündlichen Vortrag bestimmt, sollen ihn jedoch ersetzen, und haben daher alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Rede, welche ja, wie die Sendschreiben und Briefe, auch wissenschaftliche Gegenstände und selbst ganz besondere Lebensverhältnisse berühren kann.

An Briefen in engerem Sinne ist der Zeitraum keineswegs arm, aber die meisten sind, wie die wissenschaftlichen Reden, lateinisch geschrieben, meisterhaft z. B. von Ulrich von Hutten; unter den in deutscher Sprache abgefaßten sind außer einem früher schon berührten von Manuel (S. 117) nur die Luthers zu erwähnen.

Huldrich Zwingli.



Zwingli's Geburtshaus.

Wie Luther in Deutschland, so ragte Zwingli in der Schweiz als Kanzelredner hervor. Beide Männer sind in ihren Predigten aber eben so verschieden, als in ihrem ganzen Wesen überhaupt. Der praktische Sinn, der einen Grundzug im Charakter des Schweizerischen Reformators bildete, leuchtet auch aus seinen Vorträgen hervor, weshalb er in diesen gern in die Darstellung der christlichen Sitten-

lehre eingeht, ja sogar es nicht verschmäht, die politischen Verhältnisse des Landes zu besprechen. Aber auch dieses that er mit einer solchen Sicherheit, mit einer solchen Mäßigung und in so frommen Sinn, daß er nicht den geringsten Anstoß gibt. So ruhig seine Predigten im Vergleich zu denen Luthers auch erscheinen, so fehlt es ihnen doch keineswegs an Beredtsamkeit, vielmehr sind häufige Stellen von der eindringlichsten Kraft und zeugen von der feurigen Begeisterung, welche ihn bei seinem großen Werke leitete. Seine berühmtesten Predigten sind die „Von der ewig reinen Magd Maria“ (1522), in welcher er die abergläubische Verehrung der Mutter Jesu auf ihr richtiges Maß zurückzuführen sucht, und die zwei, welche er zur Zeit des Religionsgesprächs in Bern hielt (1528), und von denen die zweite vortreffliche Ermahnungsworte an die Freunde der neuen Lehre zur Standhaftigkeit und zum Verharren in der gewonnenen Ueberzeugung enthalten.

Seine politischen Sendschreiben sind von dem nämlichen Geiste durchdrungen, der seine Predigten und seine übrigen Schriften erfüllt. Praktischer und richtiger Blick, Kraft und Entschiedenheit der Ueberzeugung, und ein eben so frommer als ächt republikanischer Sinn wird von der einfachen, klaren, meistens milden und ruhigen, aber auch, wo es Noth thut, feurig begeisterten Darstellung getragen. Es sind dieser Sendschreiben namentlich zwei berühmt geworden. Das „An die eidgnossen zů Schwiz, das sy sich vor fremden herren hůtind“ (1522) entwickelt in eindringlicher Sprache die Gefahren, welche den Eidgenossen drohen, wenn sie sich mit den ausländischen Fürsten in zu enge Bündnisse einlassen, oder ihnen sogar in ihren Kriegen beistehen. Dadurch, sagt er, wenn man ohne Noth Krieg führt und an den Gräueln desselben Theil nimmt, zieht man den Zorn Gottes auf sich; das Geld, welches die fremden Fürsten ins Land schicken, erweckt Habsucht und alle daraus entspringenden Laster, namentlich aber Neid, Untreue und Zwietracht; die heimkehrenden Krieger verbreiten fremde und böse Sitten, und endlich muß man besorgen, zuletzt selbst eine Beute der mächtigen Nachbarn zu werden. Dieses Schreiben machte solchen Eindruck, daß die Landsgemeinde von Schwyz beschloß, 25 Jahre lang alle fremden Bündnisse und Jahrgelder abzuweisen; aber leider wurde der Beschluß durch die Umtriebe der französischen Partei bald wieder umgestoßen und zugleich, wie schon früher bemerkt, die Reformation im Lande Schwyz zurückgedrängt. Im nämlichen Sinne und zu dem nämlichen Zwecke ist die „Vermanung an die eidgenossen, daß sy sich nach jrer vordren bruch vnd gestalt leitind“, welche er ohne seinen Namen erscheinen ließ, um bei den katholischen Ständen durch denselben nicht schon im Voraus ein ungünstiges Vorurtheil zu erwecken.

Aus: „**Ein göttlich vermanung an die eersamen, wysen, eerenfesten, ältisten eidgnossen zů Schwyz.**

Daß sy sich vor frömbden herren hůtind vnd entladind.

Die ander gefarlichkeit, die vns der herren vnd jres kriegens halb zůstat, ist, daß darus niedergedruckt wirt die gemein gerechtigkeit, als gar ein alt gesprochen wort: „Leges silent inter arma“, das ist, wo die waffen überhand habend, da můssend die gsatz still ston vnd schwygen. Auch ist das wort „kriegsrecht“ nüt anders, dann gwalt. Bruch es, wie du willt, vnd besinn es, wie du willt, ist es nüt anders, dann gwalt. Noch werfend sy entgegen: „Man můß die vngehorsamen mit dem gwalt vnd waffen zwingen, wo sie dem rechten nit gston wellend!“ Antwurt: Glych wie du mir ein fleischlichen gegenwurf fürhebst, also will ich dir ein menschlichwyse antwurt geben, also: Ja, wenn man mit kriegen nur dieselben träfe, oder ieder die sinen vngehorsamen zů gehorsame in zimmlichen dingen zwung, gieng es sinen weg. Was redst aber darzů, daß du gelt nimmst vnd eim frömbden herren hilfst ein ander vnuerschuldet land gwaltiglich berouben, ynnemen, verhergen? Ja, etwann herren hilfst, denen gar nit zimmt zů kriegen, als bischoffen, päpsten, abbten, andren geistlichen allein vmb gelts willen? So wir aber christenlich von der sach solltind reden, zimmt vns kriegen dheins wegs. Wir sollend vs der leer Christi gott bitten für die, so vns übel redend vnd durächtend, vnd nach einem baggenstreich den andren ouch darheben. Denn so werden wir sün des himmelischen vaters. Von dem iez nit mee.

Wyter schadend die herren gemeiner gerechtigkeit, daß jre gaben eins ieden manns, sye, wie wys er welle, vernunft vnd frommkeit verblendend, als Moyses leeret Deut. XVI, 19: „Die gaben verblendend die ougen der wysen vnd verkeerend die wort der gerechten!“ O wee, was mag vns hie inn sinn kummen? On zwyffel das, daß so menig wolkönnend biderb man vns verblendt ist worden, das er alle sine wort, vernunft vnd sinn daruf geleit hat, das er eim herren sinen nutz vnd lob möchte fürbringen, damit die einfeltigen durch die süsse, aber schädliche wort yngefürt wurdind, siner meinung nachzefolgen. Ouch ist ze besorgen, das derselben ein grosser teil einandren handhabind vnd helfind, es sye an gricht, in rat, an gemeinden, dadurch ein handel luter vnd recht etwann müsse trübt vnd buckt werden, daruon Jesajas V, 20. dröwt: „Wee üch, die da bös gůt sagend syn, vnd das gůt bös, machend die finsterniß zů einem liecht, vnd das liecht zů einer finsternuß!“ Als die da sagend: „Wir můssend aber herren han; wir sind ein arm volck, hand ein ruhes land!“ Ist war; so man sich nit vereügen will zimmlicher narung vnd bekleidung, můß es etwannhar kummen. Wenn aber dheiner sich wyter streckte, denn er decke hat, dörft es der worten nit. Denn der kaiser Julius hat, nachdem er die Heluetier (dero gröster teil wir in einer eidgnoßschafft sind) überwand, verordnet jr land wider gebuwen werden, darumb das es fruchtbar wäre. Wie wär jm geschehen, das es nümmen fruchtbar wäre vnd vor sechszehenhalb hundert jar fruchtbar wäre gesyn? Ja, es ist fruchtbarer, schöner, mannhafter lüten, dann kein land vf dem erdboden keins sye, vnd fruchtbar gnůg, dieselben zů ernären, so wir nun von jm vergůt hättind. Mee so verblendt vns der herren gelt, das wir wenig achtend den verlust vnsers eignen fleisches vnd blůts, nun das den herren gedient werde; ouch wenig des ganzen regiments, ob alle vnghorsame erwachst vnd man vmb die oberkeit gar nüt gibt; damit aber nach der zyt aller schirm der frommkeit nidergelegt wirt vnd alle rach des üblen. Ouch erwachst darus mit der zyt, das die reiser mit gwalt werdend die oberkeit vndere sich zwingen vnd hansen, wie sy wend. Ouch werdend sy vns zwingen ze halten, das wir nit schuldig sind vnd sprechen, wir sygind schuldig, vnd vns verblenden, das wir unsern gemeinen nutz nit erkennen mögend, noch dörend vnsern vorteil vnd recht ermessen vnd vns deß halten. Verstond mich also: So ein herr mit einem rat oder gmein offenlich ein handel fürnimmt, da aber nit zimmt, weder miet noch gaben nemen, vnd heimlich aber mit gaben sein fürnemen erobret; wann dieselben sine gaben geoffnet, vnd die vntrüw vnd hindergang entdeckt wirt, ist man jm nit nur nüt schuldig, sunder mag man söliche vntrüw ouch an jm rächen nach den menschlichen rechten. Vnd las dich das nit wunder nemen, du findest die päpstlichen recht darumb; vnd wenn schon der papst selbs thůt, ist man jm nüt schuldig. Lis daruf die materi de fraude, de falsariis, de proditione: wirst du in seinen eignen rechten vnd scribenten bewärnuß genůg finden. Hie wirt üwer fromm-

keit verston, das ich etwann recht geredt hab; wiewol es mir in ein haß keert ward, do ich sprach, ich wölte, das man durch des papstes vereinigung ein loch gestochen vnd dem boten vf den ruggen gegeben hätte heim zů tragen. Das důcht iedermann ein vnbillich ding; vnd redt aber ich sölichs vs erst angezeigtem grund; dann ich wuſt, das der papst mit heimlichen pensionen was vmbgangen, vnd darumb man jm nüt schuldig was. Also verstond von eim iedlichen herren. Wirt er erfunden fraude egisse, das ist, mit vntrüw hindergangen haben, ist man jm als vil schuldig, als die Römer Jugurthä, der mit gaben zů Rom so vil gschůf, das die mord siner eignen brůdern nüt geachtet werden solltend, deß er sich selbs růmt, von Rom rytende, do er sprach: „O der feilen statt, wär nun ein koufman da!" meint, er möcht alle ding mit gelt ze wegen bringen, als er ouch gar nach gethon hätte, wo nit der fromm Metellus Numidicus wyslich jn überwunden vnd geschädiget, an vil orten gemindret hätte, zlon, das er zů Rom so grosse vntrüw mit sinem gelt gemachet hat. Vnd zum lezten ist er in der Römer händ kummen. Also schlächt (nach gesprochnem wort) vntrüw jren eignen herren, vnd thůt jm recht, wenn einer gdar vswendig anderst, hinderwärtig ouch anderst handlen vnd hinder der frommkeit fürgon.

Die dritt färlichkeit ist, das man bös sitten mit frömdem geld vnd krieg heim bringt vnd pflanzet. Das sehen wir eigentlich, dann die vnseren nie heim kummen sind vs frömden kriegen, sy habend mit jnen etwas nüwes bracht an kleidung jr selbs vnd jrer wybren, an spys, an trank vnmaß, nüw schwür; vnd was sy sündlichs sehend, lernend sy gern; also das ze besorgen ist, lasse man nit von frömden herren, man werde noch schädlichere laster mit der zyt erlernen. Es wirt ouch alle frowenzucht deß schwächer vnd vnfrömmer. Ein wyb ist von natur blöd vnd begirig nüwer vnd hübscher dingen, zierden, kleidren vnd kleinoten, als Dina wol bewärt, die vs gwündrige in Sichem gieng vnd da geschwächt ward. Gen. XXXIV, 1. 2. Vnd so jren denn sölichs vorgespieglet oder geboten wirt, meinst du nit, sy wirt zum mindsten etwas bewegt, ob joch nit gar gefällt? Es ist ouch zů besorgen, es werde mit der zyt vil abgon an mannliche; wiewol wir desselben noch nit sind innen worden; noch so erlindet man in dem wollust, denn sänft leben wirt nit gern verlassen. Wer groß lybding hat (spricht man), der stirbt nit gern. Hannibal, der schädlichest fyend der Römeren (vsgenommen den gyt; der ist den Römeren ouch der schädlichest fyend gsyn vnd hat sy vmbbracht), hat nit mögen überwunden werden, ee er den zůg ließ erwybschen. Nachdem aber er zů Capua ein winter lag, vnd die reiser ließ můtwillen vnd wollusts pflegen, hůbend sy an, des nächsten frülings darnach überwunden werden, vnd ward gemeinlich geredt, Hannibal hätte gen Capua ein zůg der mannen gefürt, vnd fůrte ein zůg wyberen widerumb dannen. Was meinend jr, das zům lezten vs den guldinen hembdlinen werde, fingerring, sydiner kleidung? Hector hůb sinem brůder Alexander scharf vf, das er allweg so lindlich gelebt hätte, fürnemend, es hätte jn darzů bracht, das er geflohen wäre sinen fyend Menelaum.

Die viert gefarlichkeit ist, das die herren gaben grossen haß vnd vntrüw vnder vns gebärend; denn ist von natur glückes gesell der haß, das, wo man glück hat, kümmt verbunst glüch darnach; noch vil meer wirt man verbünstig, da einer so größlich für den andern gewerbet wirt; vnd so aber die not kummt, ist ie ein biderb man des andren wert, vnd beschirmend das vaterland vil mannlicher die allerschlechtisten, dann die gestryfeten, zum dickeren mal. Vnd nach sölichem verbunst kummt ouch vneinigkeit vnd vnwillen dero, die da sagend: „Gang du hinfür! thů du diß, thů du das! kanst du mee gelts vflesen, lis ouch mee streichen vf!" Endlich, krieg frömder herren vnd gelt ist ein schůl aller lastren vnd můter, die vns ins alter nüt anders gebirt (ob wir daruon kummend), dann verkümmeret conscienzen.

Die lezt gefarlichkeit ist, das man besorgen můß, man kömme zum lezten in der herren hände, eintweders dero, die fründschafft mit vns hand, oder aber dero, die vns fyend sind. Dann was ist nit zů förchten, da hochfart, linde, nyd vnd zwitracht so stark sind? Ouch, sollte es darzů kummen, das man vns mit der maß messen wurd, mit dero wir gemessen hand, wir möchtind vnser jamer nit gnůg beweinen, sunder wurdind sprechen mit dem propheten Hierem. IX, 1: „Wer wirt minem houpt wasser geben, vnd minen ougen ein bronnen der trähen, das ich tag vnd nacht beweine die vmbkummnen mines volks?" Wurde vns ouch geschehen, glych wie dem israelischen volck, das sich an kein warnen keeren wollt, bis sy in gfängnuß kamend vnd heimlich by den waßren sassend vnd weintend jr elende, dauor vns gott behüte!

Martin Luther.



Luthers Denkmal.

Das größte oratorische Talent des ganzen Jahrhunderts ist ohne Zweifel Martin Luther; er war ein Redner im vollen Umfang des Worts und von der Natur mit allen körperlichen und geistigen Eigenschaften begabt, deren Vereinigung allein einen großen Redner bilden. Daher war auch die Wirkung seiner Predigten immer groß, ja oft unwiderstehlich, wie denn die Geschichte mancherlei Beispiele davon erzählt, unter welchen wir nur an seine vor dem Reichstag in Worms gehaltene Rede erinnern, die auch außerhalb jener Versammlung die ungeheuerste Wirkung hervorbrachte, als sie später durch den Druck vervielfältigt wurde, so daß die gesammte Nation von den Alpen bis zum Meere, durch sie in die größte Aufregung versetzt, von lang ausdauernder Begeisterung erfüllt wurde. Um wie viel größer muß aber ihre Wirkung gewesen sein, als er sie mit „bescheide-

nem, züchtigen Tone, aber auch mit großer Christlicher Freudigkeit und Beständigkeit vortrug und also, daß die Widersacher wünschten und begehrten, er hätte verzagter und kleinmütiger geredet". Seine Predigten, von denen uns vielleicht nicht alle, aber doch eine sehr große Zahl erhalten ist, zeichnen sich beinahe ohne Ausnahme durch Klarheit und Kraft, durch Wärme und oft durch hinreißendes Feuer, immer durch Innigkeit der Darstellung aus. Was er auch vorträgt, es kommt vom Herzen und geht zum Herzen, und wenn seine Sprache auch oft von einer uns überraschenden Derbheit ist, so war solche doch niemals die Folge roher Gesinnung, sondern vielmehr der lebendige, nach der höchsten Kraft strebende Ausdruck seiner innigsten Ueberzeugung, und es erscheint diese Derbheit nicht bloß vor dem Volke gerechtfertigt, aus dessen kraftvoller Anschauungsweise und Sprache er diese Ausdrücke und Wendungen entnahm, sondern auch vor den höhern Ständen, auf welche damals, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, eine feine und zierliche Sprache kaum Eindruck gemacht haben möchte. Gewöhnlich sprach er in seinen Predigten über den vorgeschriebenen biblischen Text, öfters auch entweder über eine besonders ausgewählte Stelle des Alten oder Neuen Testaments, und stets hielt er sich dann genau an den Text, den er seinen Zuhörern zum klarsten Verständniß zu bringen suchte. Es ist immer bewundernswerth, wie geistreich er sein Thema behandelt, welch einen Reichthum von Gedanken er aus ihm entwickelt, mit welcher Macht er das Herz seiner Zuhörer zu rühren, sie für den in ihm lebenden Glauben empfänglich zu machen versteht. Mehrere seiner Predigten, die er bei besonderen Gelegenheiten hielt, gründen sich zwar nicht auf bestimmte Bibeltexte, aber auch diese sind vom reinsten biblischen Sinne erfüllt, und oft in der schlichten und doch so ergreifenden Sprache des Evangeliums, oft aber auch in der gewaltigen Weise der Propheten abgefaßt. Beides findet sich in den „acht (oder eigentlich sieben) Predigten" vereint, welche er in Wittenberg nach seiner Rückkehr von der Wartburg gegen die Bilderstürmer hielt, von denen wir die erste mittheilen, in welcher er in eindringlicher und rührender Weise von der christlichen Liebe spricht. In der zweiten mahnt er von der Gewaltthätigkeit gegen Andersglaubende ab. „Summa summarum," sagt er gegen das Ende, nachdem er seine Ansicht über den Mißbrauch der Messe und deren Abschaffung ausgesprochen, „predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen und dringen mit gewalt will ich niemand, denn der Glaub will willig und ungenöthiget sein, und ohne Zwang angenommen werden." Die dritte und vierte Predigt zeigt, wie gar Manches dem freien Willen der Einzelnen überlassen werden könne, so die Ehelosigkeit, das Fasten, die Aufstellung der Bilder in der Kirche; würde damit auch mancher Mißbrauch getrieben, so habe hierüber die Bibel doch weder ein Gebot, noch ein Verbot aufgestellt. Die folgenden, in welchen er sich über das Sacrament des Altars und die Beichte verbreitet, berühren wir nicht weiter, da sie mit dem Hauptzwecke, der Bilderstürmerei entgegenzutreten, nichts gemein haben. Daß diese Predigten die bedeutendste Wirkung hervor brachten, haben wir schon früher bemerkt.

In seinen Sendschreiben entwickelt Luther vielleicht noch mehr rednerisches Talent, als in seinen Predigten, und viele können geradezu als Meisterwerke der Beredtsamkeit genannt werden. Unter diesen könnten die früher (S. 196) schon berührten Schriften gegen die empörten Bauern als Muster der politischen Beredtsamkeit genannt werden, wenn sie das politische Element in den behandelten Verhältnissen mehr beachteten und das religiöse nicht allzusehr hervortreten ließen. Zu seinen berühmtesten und wirkungsvollsten gehört das herrliche Sendschreiben „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" (1520), in welchem zwar seine Sprache noch öfters an die thüringische Mundart erinnert und überhaupt noch nicht die spätere bewundernswürdige Höhe erreicht hat, dieselbe aber in den bedeutendsten Stellen schon ahnen läßt. Er betrachtet darin die damaligen Zustände in Kirche und Wissenschaft, zeigt ihre Verdorbenheit und entwickelt seine Ansichten, wie dieselben gebessert werden könnten. Wir theilen unten den Abschnitt mit, in welchem er die Universitäten mit ihrer scholastischen Richtung und den Unterricht überhaupt bespricht (2), eine Angelegenheit, die ihm, wie dem Zwingli, stets am Herzen lag, für die er unablässig durch Wort und That wirkte, wie er denn im Jahr 1524 ein Sendschreiben „An die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte deutsches Landes" erließ, das bei seiner gründlichen und eindringlichen Darstellung eines großen Eindrucks nicht verfehlte.

Luthers Briefe sind nicht bloß außerordentlich zahlreich, sondern auch in jeder Beziehung vortrefflich, namentlich aber darin musterhaft, daß sie stets den rechten Ton treffen, sie mögen an Fürsten oder Gelehrte, an Freunde oder Gegner, an seinen Vater, seine Frau oder seinen Sohn gerichtet sein, sie mögen sich in ernsten Betrachtungen, in heiteren Mittheilungen oder in gemüthlichen Ergießungen seines liebenden Herzens bewegen. Wir theilen den bekannten Brief an seinen Sohn Hans mit (3), weil dieser recht anschaulich macht, wie gemüthlich und freundlich heiter der Mann sein konnte, der durch die Donnergewalt seines Worts ganz Deutschland in Bewegung setzte und eine Macht erschütterte, die ihres Gleichen auf der Welt noch nicht gehabt hatte.

1. Erste Predigt gegen die Bilderstürmer.

Wir sind alle zum tode gefoddert, vnd wird keiner fur den andern sterben, sondern ein jglicher in eigner Person mus geharnischt vnd gerüstet sein fur sich selbs, mit dem Teufel vnd Tode zu kempffen. In die ohren können wir wol einer dem andern schreien, jn trösten vnd vermanen zu gedult, zum streit vnd kampff, aber fur jn können wir nicht kempffen noch streiten, es mus ein jglicher alda auff seine schantz selbs sehen, vnd sich mit den feinden, mit dem Teufel vnd Tode, selbs einlegen, vnd allein mit jnen im kampff liegen; ich werde denn nicht bey dir sein, noch du bey mir. Derhalben so mus ein jederman selbs die heubtstücke, so einen Christen Menschen belangen, wol wissen, dadurch er in diesen ernsten kampff gerüstet kome, welche die sind, die ewer Liebe nu offt hat von mir gehört.

Zum ersten müssen wir wissen, das wir alle Kinder des zorns sind, vnd das alle vnsere werck, gedancken vnd sinn, sündlich vnd nichts sind fur Gott, so, das wir mit jnen, sie sind so hübsch vnd schön sie jmer wollen, fur Gott nicht treten dürffen. Vnd hierin muffen wir ein hellen klaren spruch haben aus der Schrifft, darauff wir muffen gegründet sein, der vns klerlich anzeigt, das dem also sey. Wiewol nu dieser Sprüche viel sind hin vnd wider in der Schrifft, wil ich euch doch nicht mit viel Sprüchen vberschütten, sondern euch diesen einigen vnd

kurtzen Spruch S. Pauls furhalten, welchen er zu den Ephesern schreibet vnd spricht. „Wir sind alle von Natur kinder des zorns“ rc. Diesen spruch last euch wol befohlen sein.

Zum andern, müssen wir auch wissen, das vns Gott aus lauter gnad vnd güte seinen eingebornen Son in die Welt gesand hat, das wir an jn gleuben vnd vertrawen sollen; also, Wer an jn gleubt, sol der sünde frey sein, vnd ein kind Gottes, wie Johannes sagt im anfang seines Euangelions: „Wie viel jnen aber auffnamen, den gab er macht, Gottes kinder zu werden, die da an seinen namen gleuben.“ Bey diesem stücke solten wir alle in der Bibel wol bekand sein, vnd mit hellen klaren sprüchen gerüstet, dem Teufel sie fürzuhalten, denn wenn du in diesem kampff nicht ein gewis helles klares wort Gottes hast, so kanstu nicht bestehen, vnd sonderlich mercke diesen spruch Christi in Joanne: „Also hat Gott die welt geliebet, das er seinen einigen Son gab, auff das alle, die an jn gleuben, nicht verloren werden, sondern das ewige leben haben. Denn Gott hat seinen Son nicht gesand in die welt, das er die welt richte, sondern das die welt durch jn selig werde. Wer an jn gleubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht gleubet, der ist schon gerichtet, denn er gleubet nicht in den namen des eingebornen Son Gottes.“ Desgleichen merck auch diesen Spruch Joannis des Teufers. „Der Vater hat den Son lieb, vnd hat alles in seine hand gegeben; wer an den Son gleubet der hat das ewige leben, wer an den Sone nicht gleubet, der wird das leben nicht sehen, sondern der zorn Gottes bleibet vber jn.“

In diesen zweien stücken, spüre ich noch keinen mangel odel feil bey euch, sondern sie sind euch lauter vnd rein geprediget, vnd were mir hertzlich leid, wens anders denn recht geschehen were. Ja ich sehe es wol, vnd darffs wol sagen, das jr hierinne gelerter seid, denn ich bin, nicht alleine einer, zween, dreie, viere, sondern wol zehen, zwentzig vnd mehr, die alle wol vnd recht erleuchtet sind in diesen zweien Heubtstücken, vnd hette nicht gemeinet, das es in so kurtzer zeit, vielleicht in einem jare, solt so hoch sein gestiegen.

Zum dritten, müssen wir auch die Liebe haben, vnd durch die Liebe ein ander thun, wie vns Gott gethan hat durch den Glauben, on welche Liebe der Glaube nichts ist, wie S. Paulus zun Corinthern saget: „Wenn ich mit menschen vnd mit Engeln zungen redet, vnd hette die Lieb nicht, so were ich ein Donend Ertz, oder ein klingende schelle, Vnd wenn ich weissagen köndte, vnd wüste alle geheimnis, vnd hette allen Glauben, Also das ich Berge versetzete, vnd hette doch der liebe nicht, so were ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den armen gebe, vnd liesse meinen Leib brennen, vnd hette der Liebe nicht so were mirs nicht nütze. „Alhie, lieben freunde, an diesem stücke ist es fast gefeilet, vnd spüre an keinem jrgend eine Liebe, vnd mercke fast wol, das jr Gotte seid vndanckbar gewesen, vmb solche rechte schetze vnd gaben, die er euch in kurtzen jaren hat zugesendet, vnd lauter vmbsonst geschenckt.

Darumb last vns hie zusehen, das Wittenberg nicht Capernaum werde. Ich sehe vnd mercke das jr wol könd vnd wisset zureden von der Lere, die euch geprediget ist, als vom Glauben, vnd auch von der liebe, Welchs nu kein wunder ist, ob jr gleich viel dauon könd reden; kan man doch schier einen Esel leren singen: solt jr denn auch nicht so viel lernen, das jr die Lere vnd wörtlin soltet nachreden. Aber, lieben freunde, Gottes Reich stehet nicht in der rede, oder in den worten, sondern in der krafft vnd in der that. Denn Gott wil nicht alleine Zuhörer vnd Nachreder haben, sondern Nachfolger vnd Theter, die das wort bewaren, die sich im glauben vben, der durch die Liebe krefftig ist, denn der Glaube on die Liebe ist nichts werd, ja er ist nicht ein Glaube, sondern nur ein schein des Glaubens, gleich wie ein angesicht im Spiegel gesehen, nicht ein warhafftigs angesicht ist, sondern nur ein schein des Angesichts.

Zum vierden, Ist vns auch not die Gedult, denn wer den Glauben hat, Gott vertrawet, vnd Liebe gegen seinen Nehsten beweiset, vnd sich in denselbigen teglich vbet, der kan nicht one verfolgung sein, denn der Teufel schlefft noch ruget nicht, sondern gibt den menschen gnug zu schaffen. Die verfolgung aber bringet gedult, denn wenn ich nicht verfolget noch angefochten werde, so weis ich von gedult wenig zusagen; darnach bringt die gedult hoffnung, Welche sich denn frey ergibt, vnd in Gott schwinget, vnd lest nicht zu schanden werden, vnd also durch viel anfechtungen vnd verfolgungen nimet der Glaub je mehr vnd mehr zu, vnd wird von tag zu tag stercker. Ein solch Hertz, in dem der Glaube also zunimet, vnd mit solchen Tugenden begnadet ist, kan nicht rugen, noch sich enthalten, sondern mus sich widerumb ausgiessen vnd seinem Nehsten wol thun, wie jm von Gott geschehen vnd widerfaren ist.

Alhie, lieben freunde, mus nicht ein jglicher thun, was er recht hat, sondern mus sich auch seines Rechtens verzeihen, vnd sehen, was seinem Bruder nützlich vnd forderlich ist, wie der heilige Paulus gethan hat, der also zu den Corinthern schreibet. „Ich hab es alles macht, es nützet mir aber nicht alles“; vnd hernacher im 9. Capitel spricht er: „Wie wol ich Frey bin von jederman, hab ich doch mich selbs jederman zum Knechte gemacht, Auff das ich jrer viel gewinne. Denen, die vnter dem Gesetz sind, bin ich worden als vnter dem Gesetze, auff das ich die, so vnter dem Gesetze sind, gewinne; denen die on Gesetze sind, bin ich als on Gesetze worden (so ich doch nicht on Gottes Gesetz bin, Sondern bin in dem Gesetz Christi), Auff das ich die, so one Gesetz sind, gewinne. Den schwachen bin ich worden ein schwacher, auff das ich die schwachen gewinne. Ich bin jederman allerley worden, auff das ich aller dinge ja etliche selig mache: Solchs aber thu ich vmb des Euangelij willen, auff das ich seiner gemeinschafft teilhafftig werde.“

In diesen worten Pauli ist vns furgeschrieben, wie wir, die wir nu den Glauben von Gott empfangen haben, vns gegen jederman halten sollen, Nemlich, vns nach vnser Nehsten schwacheit lencken, denn wir sind nicht alle gleich starck im glauben; ich hab ein sterckern glauben, denn etliche vnter euch. Etliche vnter euch haben einen sterckern glauben, denn ich, vnd ist also ein gemengt ding vnter vns. Ja der heut den glauben starck hat, kan jn morgen wol schwach haben, vnd widerumb, wer jn heute schwach hat, mag jn morgen starck haben. Darumb mussen wir nicht auff vns vnd vnsern Glauben oder vermügen allein sehen, sondern sollen auff vnsern Nehsten sehen, das wir vns nach jm richten, vnd jn nicht mit vnser Freiheit beleidigen, Als, das ich euch ein grob Gleichnis sage. Wenn einer ein Schwert treget, vnd allein ist, mag er das Schwert blos oder nicht blos tragen, mags stertzen oder nicht stertzen, da ligt wenig an, Wenn er aber im hauffen ist, oder mit Kindern vmbgehet, da mus er sich mit dem Messer viel anders halten, auff das er niemand beschedige. Also mussen wir vns mit vnser Freiheit auch halten, das wir niemands vrsach geben, sich an vns vnd vnser Freiheit zu ergern, sollen auch nicht vergessen, wie vns Gott getragen, vnd geduldet hat vnsere schwacheit, ja vnsern vnglauben lange zeit, vnd also auch gedult tragen mit vnserm Nehsten, ob er gleich nicht so balde vns könne nach folgen, ob er gleich noch zu zeiten strauchele vnd feile. Höre, wie Gott in dem Propheten hin vnd wider ausschreien lest, Er trage sein Volck wie ein Mutter jr Kind tregt. Er ernehret sie, wie ein Amme das Kind nehret. Wie thut oder ernehret die Mutter jr kind? Erstlich gibt sie im milch, darnach brey, darnach Eyer vnd also weiche speise, bis so lange das das Kind herter speise gewonet, vnd hinfort könne Kese vnd Brot essen. Denn wenn die Mutter dem Kind erstlich wolt Kess vnd Brot, gebraten vnd gesotten Fleisch zu essen, vnd Wein zu trincken geben, was wolt draus werden?

Also sollen wir auch mit vnsern schwachen brüdern vmbgehen, sollen mit jnen gedult tragen eine zeitlang, vnd jren schwachen glauben leiden, ja auch erstlich milch

vnd weiche speise geben, wie vns geschehen ist, bis das sie auch starck werden, sie nicht greulich anschnautzen, sondern fein freundlich handeln, vnd sie in aller sanfftmut vnterweisen vnd leren, auff das wir nicht allein gen himel gedencken zu faren; sondern trachte, das du deinen bruder mit bringest. Ob sie gleich jtzt vnsere feinde sind, vnd den Glauben nicht volkomen haben, sie werden noch wol vnsere freunde werden, vnd den vnglauben faren lassen. Solten alle Mütter jre vnfletigen, schebichten vnreinen kinder verwerffen, wo meinestu, das wir weren? Lieber Bruder, hastu gnug gesogen, schneide nicht als bald die Zitzigen ab, sondern las deinen Bruder auch so lange saugen, wie lang du gesogen hast.

Das rede ich alles darumb, das ich sehe, das jr in diesem stück gefeilet habt, vnd gröblich ewer eins teils angeloffen sind. Ich hette es nicht so weit getrieben, als geschehen ist, wenn ich hie gewesen were: die sache ist wol gut an jr selbs, aber das eilen ist zu schnelle. Denn auff jener seiten sind auch noch Brüdere vnd Schwestern, die zu vns gehören, die müssen noch herzu gebracht werden. Der Glaub sol stet vnd fest stehen, aber die Liebe mus vnd mag sich lassen lencken, wie man sihet, das sichs schicken wil nach des Nehsten notdurfft.

Des nemet ein gleichnis: die Sonne hat zwey ding, den schein oder glantz vnd die hitze; es ist kein König so starck vnd mechtig, der den glantz vnd stralen der Sonnen beugen oder lencken möge, denn er lest sich nicht lencken, sondern bleibet an seinen stellen geörtert. Aber die hitze lencket sich, vnd ist doch alwege vmb die Sonne. Also mus der glaube allezeit gericht vnd vnbeweglich in vnsern hertzen bleiben, vnd mus nicht dauon weichen noch wancken. Die liebe aber bewegt vnd lencket sich, nach dem es vnser Nehster begreiffen vnd folgen mag. Es sind etliche, die komen rennen, etliche wol lauffen, etliche aber kaum kriechen. Darumb mussen wir nicht vnser vermügen, sondern vnsers Brudern schwacheit vnd vnuolkomenheit betrachten, auff das der, der da schwach im Glauben ist, so er dem starcken folgen wolte, nicht vom Teufel zurrissen werde.

Darumb lieben freunde, folgt mir! ich hab es je noch nie verderbet, ich bin ja der erste gewesen, den Gott auff diesen plan gesetzt hat. Ich kan Gott nicht entlauffen, sondern mus so lange bleiben, bis es Gott meinem Herrn wolgefellet; ich bin auch der gewest, dem es Gott zum ersten offenbaret hat, euch solch sein wort zu predigen vnd anzusagen. Ich bins auch ja gewis, das jr das lautere reine Gotteswort habt. Derhalben last vns schön hierin thun, vnd seuberlich faren, das wir dasselbige Göttliche wort mit furcht vnd demut handeln, einer dem andern vnter den füssen ligen, die hende zusamen reichen, einer dem andern helffen, raten vnd wol thun, in aller seiner notdurfft, vnd sich des andern vngluck, angst, not, vnd widerwertigkeit annemen, als were sie sein selbs.

Ich wil hierinne das meine thun, vnd meine meinung sagen, wie ich schüldig bin, vnd meine euch hertzlich, als ich meine Seele meine; ist aber jemands, der was bessers würde haben, vnd jm etwas mehr offenbaret werde, denn mir, Dem wil ich meinen Sinn vnd verstand vnterwerffen, vnd meine meinung nicht vber seinen Kopff gesetzt haben, Sondern ich wil jme folgen. Würde sichs aber finden, das meine meinung vnd verstand recht were, so wil ich auch nicht leiden, das jemands seinen Kopff vber meinen sinn setzen wolte. Last vns alle eintrechtiglich zusamen thun, es wird vns dennoch mühe gnug kosten, sollen wir bey dem reinen, lautern, rechtschaffenen worte Gottes bleiben. Denn wir streiten hie nicht wider den Bapst, Bischoffe vnd Weltliche Fürsten, denn das sind grobe köpffe, die man wol erkennen kan, das sie jrren, vnd nur grob ding fur geben, welches man schier mit der vernunfft kan begreiffen; sondern wir streiten wider den Teufel, wider die Geister der bosheit vnter dem Himel, nicht wider fleisch vnd blut, wie Paulus sagt zun Ephesern am 6. Capitel.

Darumb lieben freunde, Last euch nicht duncken, das der Satan schlaffe vnd stille halte: ja er greiffts an allen örten vnd mit allen listen an, er hat gar mancherley künste; gehet jm eine nicht fort, so hat er balde eine andere; wir sind jm viel zu schlecht vnd einfeltig, er ist ein Tausentkünstiger, Er sihet das ware Liecht des Euangelions so klerlich auffgehen, das er jm nicht darff gerade vnter augen sehen, derhalben wolt er jm gerne zur seiten beikomen, vnd sein heil alda versuchen, ob er neben eiñreissen köndte; er wirds auch thun, werden wir nicht vleissig auffsehen, denn ich kenne jn wol, so kennet er mich auch wol; ich hoffe aber, ich sey sein Herre; lassen wir jm aber nur ein fusbreit, so mögen wir zusehen, wie wir seiner loswerden.

Darumb haben alle die geirret, die dazu geholffen vnd bewilliget haben, die MESSE abzuthun, nicht das es nicht gut were gewesen, Sondern das sie nicht ordentlich abgethan ist. Du sprichst, es ist recht aus der Schrifft. Ich sage es auch, aber wo bleibt damit die ordnung? Denn es ist in einem freuel geschehen, on alle ordnung mit ergernis des Nehsten. Jr soltet Gott zuuor mit ernst drumb gebeten haben, vnd die Oberkeit dazu genomen haben, so wüste man, das es aus Gott geschehen were. Ich wolt es auch wol angefangen haben, wenn es gut were gewesen. Aber es wil sich nicht balde leiden, alle böse ding so plötzlich vnd one ordnung abzuwerffen. Derhalben wenn es nicht so ein böse ding were vmb die MESSE, so wolt ich sie zu trotz den jenigen, so vnordentlich damit sind vmbgangen, widerumb auffrichten; denn ich weis es nicht zu verfechten noch zu erhalten, das jr hierinne wol gehandelt habt: ich wils euch eben gesagt haben.

Fur den Papisten vnd für den groben köpffen Könd ichs wol thun; denn ich wolte sprechen, was wisset jr, ob es in einem guten geist oder in einem bösen Geist geschehen ist, Sintemal das werck an jm selb gut ist? Aber fur dem Teufel weis ichs nicht zu erstreiten. Denn wenn der Teufel den jenigen, so dis Spiel haben angefangen, am sterben diese sprüche oder der gleichen wird fürhalten: „Alle Pflantzen, die mein Himlischer Vater nicht gepflantzet hat, die werden ausgereutet;" Oder den aus den Propheten Jerem. „Ich sandte die Propheten nicht, dennoch lieffen sie; Ich redet nichts mit jn, dennoch predigten vnd weissagten sie;" Wie wollen sie bestehen? sie werden gewislich zur Helle zu faren müssen. Ich aber wil dem Teufel wol ein Sprütze fur die Nase halten, das jm auch die weite welt sol zu enge werden, denn ich weis vnd bins gewis, das ich solchs mein Predigampt nicht von mir selbs hab angenomen, noch mich eingedrungen, Sondern bin hiezu gefoddert vnd auch wider meinen willen alhie zu predigen erwehlet.

Darumb habt jr vnrecht gethan, das jr ein solch Spiel on mein geheis vnd zuthun habt angefangen, vnd mich nicht auch zuuor drumb gefragt. Ich bin ja so ferne nicht von euch gewesen, jr hettet mich je mit schrifften kond erreichen, denn es nicht das geringste stück ist; es were wol werd gewesen, das jr zu mir derhalben geschickt hettet. Wolt jr etwas anfahen vnbedacht, vnd aus eim freuel, vnd ich solts darnach verantworten, das were mir zu schweer, ich werde es nicht thun. Alhie mercket man das jr den Geist nicht habt, wiewol jr ein hoch erkentnis der schrifft habt.

Es ist gar ein grosser vnterscheid zwischen diesen zweien stücken, MVSSEN SEJN, vnd FREJ SEJN. Denn MVSSEN sein ist das, was die notdurfft foddert, vnd mus vnwancklich bestehen, als da ist der Glaube: den lasse ich mir nicht nemen noch vmstossen, sondern mus den allezeit in meinem hertzen haben vnd fur jederman frey bekennen. FREJ SEJN aber ist das, welchs ich frey hab, vnd mags gebrauchen oder lassen anstehen, doch also, das mein Nehster vnd nicht ich den nutz dauon habe. Derhalben macht mir nicht ein Mus sein, aus dem Freisein, wie jr jtzt gethan habt, auff das jr nicht fur die jenigen, so durch ewer Lieblose freiheit verleitet sind, rechenschafft musset geben. Denn wenn du einen darzu reitzest, den freitag fleisch zu essen, vnd er in todes nöten derhalben angefochten wird, vnd also gedenckt: „O

wehe mir das ich fleisch gessen hab, vnd nicht bestehen kan!" fur den wird Gott von dir rechenschafft foddern.

Ich wolt auch wol viel dings anheben, das mir nicht wenig folgen würden; was hilffts aber? denn ich weis, die solchs angefangen haben, wens ans treffen gehet, wie jr jtzt sehet, das sie nicht bestehen können, Ja die ersten sein, die zurücke treten würden. Lieber, wie würde es stehen, wenn ich den hauffen auff den plan brechte, vnd ich der erste were gewesen, hette die andern angehalten, vnd wolt selbs dauon fliehen, vnd des todes nicht frölich erwarten? Ey wie solte der arme hauffe verfürt werden.

Darumb last vns den andern auch Milchspeise geben, wie vns geschehen ist, bis sie auch im Glauben starck werden; denn jr sind noch viel, die vns sonst in andern stücken zufallen, vnd wolten diese ding auch gerne mit loben vnd annemen, aber sie können es noch nicht wol begreiffen: die selbigen alle treiben wir zurück mit solchem freueln vngestümen wesen. Wir mussen der Liebe gegen vnserm Nehsten nicht vergessen, sondern allezeit fur augen haben, vnd alle ding darnach richten. Werden wir das nicht thun, so wird vnser wesen nicht bestehen. Mussen wir doch mit dem ein zeitlang gedult tragen, vnd nicht verwerffen, der noch schwach im glauben ist, wie viel mehr sollen wirs thun vnd lassen, so es die Liebe erfoddert, vnd nicht an vnserm Glauben Schaden thut.

Derhalben sage ich vnd warne euch treulich: werden wir Gott nicht ernstlich bitten, vnd vns in die sache recht schicken, so siehet mich das Spiel an, das alle der jamer, so auff die Papisten von vns angefangen, vber vns komen werde. Darumb hab ich nicht lenger kond aussen bleiben, sondern hab müssen komen, solchs euch zu sagen. Jtzt ists genug von der MESSE, morgen wollen wir ein wenig mehr dauon handeln, vnd von den bilden auch sagen.

2. Aus dem Sendschreiben: **„An den Christlichen Adel deutscher Nation".**

Die vniversiteten dorfften auch wol eyner gutten, starken reformation. Ich muß es sagenn, es vordrieß, wen es wil. Ist doch allis, was das baystum hat eingesetzt vnd ordiniert, nur gericht, auff sund vnd yrthum zumehrenn. Was sein die Vniversiteten, wo sie nit anders, dan bißher, vorordnet? Den, wie das buch Machabeorum sagt, Gymnasia Epheborum et Grece glorie, darynnen ein frey leben gefuret, wenig der heyligen schrifft vnd christlicher glaub geleret wirt, vnd allein der blind heydnischer meyster Aristoteles regiert, auch weytter, den Christus. Hie were nu mein rad, das die bücher Aristoteles Phisicorum, Metaphysice, de Anima, Ethicorum, wilchs bißher die besten gehalten, gantz würden abthan, mit allen andern, die von naturlichen dingen sich rumen, so doch nichts drynnen mag geleret werden, widder von naturlichen noch geistlichen dingen, datzu seine meynung niemant bißher vorstanden, vnd mit vnnutzer erbeit, studiern vnd kost ßouiel edler zeyt vnd seelen vmb sonst beladen geweßen sein. Ich darffs sagen, das ein topffer mer kunst hat von naturlichen dingen, den in denen bucher geschrieben stet. Es thut mir wehe in meinem hertzen, das der verdampter, hochmutiger, schalckhafftiger heide mit seinen falschen worten souiel der besten Christen verfuret vnd narret hat; got hat vns also mit yhm plagt vmb vnser sund willen.

Leret doch der elend mensch in seinem besten buch „de Anima", das die seel sterblich sey mit dem Corper, wie wol viel mit vorgebenen wortten yhn haben wolt errebten, als hetten wir nit die heyligen schrifft, darinnen wir vbirreichlich von allen dingen geleret werden, der Aristoteles nit ein kleynsten geruch yhe empfunden hat; dennoch hat der todte heyde vbirwunden vnd des lebendingen gottis bucher vorhyndert vnd fast vntertruckt, das, wen ich solchen iamer bedenck, nit anders achtenn mag, der boße geist hab das studiern hereyn bracht. Desselben gleichen, das buch Ethicorum erger, den kein buch, stracks der gnaden gottis vnd christlichen tugenden entgegen ist, das doch auch der besten einis wirt gerechnet. O nur weyt von solchen buchern von allen Christen! Darff mir niemant aufflegen, ich rede zuuiel odder vorwirff, das ich nit wisse. Lieber freund, ich weyß wol, was ich rede. Aristoteles ist mir so wol bekant, als dir vnd deynis gleychen; ich hab yhn auch geleßen vnnd gehoret mit mehrem vorstand, dan sanct Thomas odder Scotus, das ich mich on hoffart rumen, vnd wo es not ist, wol beweyßen kan. Ich acht nit, das ßouiel hundert iar lang ßouiel hoher vorstand drynnen sich erbeyttet haben: solch einreden fechtenn mich nymmer an, wie sie wol etwan than haben, seintemal es am tag ist, das wol mehr yrtumb, mehr hundert iar in der welt vnd vniversiteten blieben sein.

Das mocht ich gerne leyden, das Aristoteles bucher von der Logica, Rhetorica, Poetica, behalten, odder sie in ein andere kurtz form bracht, nutzlich geleßen wurden, iunge leut zuvben, wol reden vnd predigen; aber die Comment vnd secten musten abethan vnnd, gleich wie Ciceronis Rhetorica on comment vnd secten, so auch Aristoteles logica einformig, on solch groß comment geleßen werden. Aber itzt leret man widder reden noch predigen drauß, vnd ist gantz ein disputation vnd muderey drauß worden. Daneben hat man nu die sprachen latinisch, kriechsch vnd hebreisch, die mathematice disciplinen, historien, wilchs ich befilh vorstendigern, vnd sich selb wol geben wurd, ßo man mit ernst nach einer reformation trachtet, vnd fürwar viel dran gelegen ist; dan hie sol die christlich iugent vnd vnser edlist volck, darinnen die Christenheyt bleybt, geleret vnd bereitet werden. Darumb ichs acht, das kein bepstlicher noch keyßerlicher werck mocht geschehenn, dan gutte reformation der vniuersitetenn, widderumb kein teufflischer erger wesen, den vnreformierte vniuersiteten.

Die Ertzte laß ich yhr faculteten reformieren, die Juristen vnd Theologen nym ich fur mich vnd sag zum ersten, das es gut were, das geistlich recht von dem ersten buchstaben biß an den letzten wurd zugrund außgetilget, sonderlich die Dekretalen: es ist vns vbrig gnug in der Biblien geschrieben, wie wir vns in allen dingen halten sollen. So hyndert solchs studiern nur die heyligen schrifft, auch das mehrer teil eittel geitz vnd hoffart schmeckt, vnd ob schon viel guttis drynnen weere, soll es dennoch billich vntergehen, darumb das der Bapst alle geistlich recht in seynis hertzen kasten gefangen hat, das hynfurt eytel vnnutz studiern vnd betrug drynnen ist. Heut ist geystlich recht nit das in den buchern, sundern was in des bapsts vnd seiner schmeychler mutwil stet. Hastu eine sach ym geistlichen recht grundet auffs allerbest, ßo hat der Bapst druber Scrinium pectoris; darnach muß sich lencken alles recht vnd die gantze welt. Nu regieret dasselb scrinium vielmal ein bube vnd der teuffel selb, vnd lessit sich preyssen, der heylig geist regier es. So gaht man vmb mit dem armen volck Christi, setzt yhm viel recht vnd helt keynis, zwingt ander, zuhalten odder mit gelt zuloßen.

Die weyl den der Bapst vnd die seinen selbst das gantz geystlich recht auffgehaben, nit achten, vnd sich nur noch yhrem eygen mutwil halten vbir alle welt, sollen wir yhn folgen vnd die bucher auch vorwerffenn: warumb solten wir vorgebens drynnen studieren? So kunden wir auch nymmer mehr des Bapst mutwil, wilchs nu geystlich recht worden ist, außlernen. Ey, so fall es gar dahin in gottis namen, das ynß teuffels namen sich erhaben hat, vnd sey kein Doctor Decretorum mehr auff erden; ßondern allein doctores scrinij papalis, das sein des bapsts heuchler. Man sagt, das kein feyner weltlich regiment yrgend sey, dan bey den Turcken, der doch widder geystlich noch weltlich recht hat, sondern allein seinen Alkoran; ßo mußen wir bekennen, das nit schendlicher regiment ist, dann bey vns, durch geystlich vnd weltlich recht, das kein stand mehr gaht naturlicher vernunfft, schweyg der heyligen schrifft gemeß.

Das weltlich recht, hilff gott, wie ist das auch einn wildniß wordenn, wie wol es viel besser, kunstlicher, redlicher ist, den das geystlich, an wilchem vbir den namen nichts guttis ist, so ist sein doch auch viel zuuiel worden. Furwar, vornunfftige regenten neben der heyligen schrifft weren vbrig recht gnug, wie sanct Pauel ij Corint. vj

sagt. „Ist niemand vnter euch, der do mug seinis nehsten sach richten, das yhr fur heydnischen gerichtenn musset hadern?" Es dunckt mich gleich, das landrecht vnd land sitten den keyßerlichen gemeynen rechten werden furgetzogen, vnd die keyßerlichen nur zur not braucht; vnd wolt got, das wie ein yglich land seine eygen art vnd gaben hat, also auch mit eygenenn kurtzen rechten geregiert wurden, wie sie geregiert sein geweßen, ehe solch recht sein erfunden, vnd noch on sie viel land regirt werden. Die weytleufftigen vnd fern gesuchten recht sein nur beschwerung der leut vnd mehr hynderniß, den forderung der sachen. Doch, ich hoff, es sey dise sach schon von andern baß bedacht vnd on gesehen, dan ichs mag anbringen.

Meine lieben Theologen haben sich auß der muhe vnd erbeit gesetzt, lassen die Biblien wol rugen vnd leßen sententias. Ich meynet, die sententie solten der anfang sein der iungen Theologen vnd die Biblien den doctoribus bleyben; so ists vmbkeret: die Biblien ist das erst, die feret mit dem Baccalariat dahin, vnd sententie seind das letzt, die bleyben mit dem doctorat ewiglich, datzu mit solcher heiligen pflicht, das die Biblien mag wol leßen, der nit priester ist, aber sententias muß ein priester leßen, vnd kund wol ein ehlich man doktor sein in der Biblien, als ich sehe, aber gar nit in sentencijs. Was solt vns gluck widderfaren, wen wir ßo verkeret handlen, vnd die biblien, das heylig gotis wort, ßo enhyndere setzen? Datzu der bapst gepeut mit vielen gestrengen wortten seine gesetz, in den schulen vnd gerichten zu leßen und prauchen. Aber des Euangelij wirt wenig gedacht, also thut man auch, das das Euangelium in schulen vnd gerichten wol müssig vnter der banck ym stawb ligt, auff das des Bapsts schedliche gesetz nur allein regieren mugen.

Szo wir den haben den namen vnd titel, das wir lerer der heyligen schrifft heyssenn, solten wir warlich gezwungen sein, dem namen nach, die heyligen schrifft vnd kein andere leren, wie wol auch der hoch mutige, auffgeblaßner titel zuviel ist, das ein mensch sol sich rumen vnd kronen lassen ein lerer der heyligen schrifft; doch were es zu dulden, wen das werck den namen bestetiget. Nu aber, ßo sententias allein hirschen, findt man mehr heydnische vnd menschliche dunckel, den heylige gewisse lere der schrifft in den Theologen, wie wollen wir yhm nu thun? Ich weyß hie keinen andern radt, den ein demuttig gepet zu got, das vns der selb Doctores Theologie gebe; Doctores der kunst, der Ertzeney, der Rechten, der Sententias, mugen der bapst, Keyßer vnd Vniuersiteten machen; aber sey nur gewiß, eynen Doctoren der heyligen schrifft wirt dir niemandt machenn, denn allein der heylig geyst vom hymel, wie Christus sagt Johan. vi „Sie mussen alle von got selber geleret sein." Nu fragt der heylig geist nit nach rodt, brawn parethen, odder was des prangen ist, auch nit ob einer iung odder alt, ley odder pfaff, munch odder weltlich, Jungfraw odder ehlich sey, ja ehr redt vortzeitten durch ein Eselyn widder den Propheten, der drauff reyt. Wolt got, wir weren sein wirdig, das vns solch doctores geben wurden, sie weren ia leyen odder priester, ehlich odder iungfrawen, wie wol man nu den heyligen geyst zwingen wil in den bapst, bischoff vnd doctores, so doch kein zeychen noch schein ist, das er bey yhnen sey.

Die buchern must man auch wenigern, vnd erleßen die besten; dan viel bucher machen nit geleret, vil leßen auch nit; ßondern gut ding vnd offt leßenn, wie wenig sein ist, das macht geleret in der schrifft vnd frum dartzu. Ja, es solten aller heyligen vetter schrifft nur ein zeyt lang werden geleßenn, da durch in die schrifft kummen; so leßen wir sie nur, das wir darinnen bleyben vnd nymmer in die schrifft kummen, damit wir gleich denen seyn, die die wege zeychenn ansehen, vnnd wandeln denn weg dennoch nymmer. Die lieben vetter haben vns wollen in die schrifft furen mit yhrem schreyben, ßo furen wir vns damit erauß, ßo doch allein die schrifft vnser weyngart ist, darynnen wir all solten vns vben vnd arbeyttenn.

Fur allen dingen solt in den hohen vnnd nydern schulen die furnehmst vnd gemeynist lection sein die heylig schrifft, vnd den iungen knaben das Euangelij; vnd wolt got, ein yglich stadt het auch ein maydschulen, darynnen des tags die meydlin ein stund das Euangelium horetenn, es were zu deutsch odder latinisch. Furwar, die schulen, man vnnd frawen Closter sein vortzeytten drauff angefangen gar auß loblicher Christlicher meynung, wie wir leßenn von sanct Agnes vnd mehr heyligenn; da wurden heylige Jungfrawen vnd marterer, vnnd stund gantz wol in der Christenheit. Aber nu ist nit mehr, dan betten vnd singen, drauß wordenn. Solt nit billich ein yglich Christen mensch bey seinen newn odder zehen iaren wissen das gantz heylig Euangelium, da sein namen vnd leben ynnenn stet? Leret doch einn spynnerin vnd netterynne yhr tochter dasselb handwerck in iungen iaren. Aber nu wissen das Euangelium auch die grossen gelereten prelaten vnd bischoff selbs nit.

O wie vngleich faren wir mit dem armen iungenn hauffen, der vns befohlen ist, zu regiern vnd vnterweyssen, vnd schwere rechnung dafür muß geben werden! Das wir yhn das wort gottes nit furlegenn, geschicht yhnen, wie Hieremias sagt, Tren. ij: „Mein augen sein vor weynen mud worden, mein eingeweyd ist erschrocken, mein leber ist auß geschut auff die erden vmb des vorterbens willen der tochter meynis volcks. Da die iungen vnd kindlin vortorben auff allen gassen der gantzen stat, sye sprochen zu yhren muttern: Wo ist brot vnd wein? vnd vorschmachten als die vorwunten auff der strassen der stadt, vnd geben den geyst auff ym schoß yhrer mutter." Diesen elenden iamer sehen wir nit, wie itzt auch das iung volck mitten in der Christenheit vorschmacht vnd erbermlich vortirbt gebrechens halben des Euangelij, das man mit yhnen ymmer treybenn vnd vben solt.

Wir solten auch, wo die hohen schulen fleyßig weren in der heyligen schrifft nit dahin schicken yderman, wie jtzt geschicht, da man nur fragt nach der menige, vnd ein yder wil einen doctor haben, ßondern allein die allergeschickisten, in den kleynen schulen vor wol ertzogen, daruber ein furst oder radt einer stadt solt acht haben vnd nit zulassen, zusenden, dan wol geschickte. Wo aber die heylige schrifft nit regieret, da rad ich furwar niemand, das er sein kind hyn thue. Es muß vorterben allis, was nit gottis wort on vnterlaß treybt; darumb sehen wir auch, was fur volck wirt vnd ist in den hohen schulen; ist niemand schuld, den des babsts, bischoff vnd prelaten, den solch des iungen volcks nutz befohlen ist. Dan die hohen schulen solten ertzihen eytel hochvorstendige leut in der schrifft, die do mochten Bischoff vnd pfarrer werden, an der spitzen stehen widder die ketzer vnd teuffel vnd aller welt. Aber wo findt man das? Ich hab groß sorg, die hohen schulen sein große pforten der hellen, ßo sie nit emßiglich die heylig schrifft vben vnd treyben ynß iunge volck.

3. Brief Luthers an seinen Sohn Johannes.

Gnad und friede in Christo, mein liebes Söhnichen! Ich sehe gern, daß du wol lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heim kome, so wil ich dir ein schön Jahrmarkt mit bringen.

Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlin mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind." Da sprach ich: „Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther; möcht er nicht auch in den Garten komen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birn essen möchte, und solche feine Pferdlin reiten, und mit diesen Kindern spielen?" Da sprach der Mann: „Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten komen, Lippus und Jost auch; und wenn sie alle zusamen komen, so werden sie auch Pfei-

fen, Pauken, Lauten und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schiessen."

Und er zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht; da hingen eitel gülbene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten: darumb konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: „Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlin Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wol lerne und fromm sey, auf daß er auch in diesen Garten kome; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen." Da sprach der Mann: „Es soll ja sein: gehe hin und schreibe ihm also!"

Darumb, liebes Söhnlin Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten komen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lehnen, und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther.

Johannes Matthesius.

Johannes Matthesius, den wir schon als Dichter von lieblichen Kirchenliedern haben kennen lernen, wurde den 24. Juni 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren, widmete sich der Theologie und ging deshalb nach Ingolstadt, das sich damals eines großen Rufs erfreute. Doch mußte er aus Mangel an Mitteln seine Studien unterbrechen; er nahm eine Hofmeisterstelle in Odelshausen bei München an, wo ihm Luthers Schrift „Von den guten Werken" in die Hand fiel; dieselbe machte solchen Eindruck auf ihn, daß er bald darauf (1529) nach Wittenberg eilte, um die neue Lehre aus dem Munde ihres Verkündigers selbst zu vernehmen. Er setzte unter Luthers Leitung, dessen Tischgenosse er auch eine Zeit lang war, seine theologischen Studien fort, nach deren Beendigung er Lehrer in Altenburg, dann 1532 Rektor der Schule in Joachimsthal und 1541 Pfarrer daselbst wurde, welche Stelle er mit segensreichem Erfolg 30 Jahre lang verwaltete. Er starb auf der Kanzel vom Schlage getroffen, am 7. Oct. 1565, nachdem er eben über die Freude des Wiedersehens im künftigen Leben gepredigt hatte.

Außer seinen Kirchenliedern hat er auch noch eine große Zahl von Predigten hinterlassen, die sich alle durch eine eigenthümliche praktische Richtung und Auffassung auszeichnen. So hat er nicht nur die „Historia Jesu" und die „Historien von der Sündfluth" in Predigten behandelt, sondern auch die „Historien von Luthers Anfang, lere, leben, Standhafft bekentnuß seines Glaubens vnd Sterben", welche für die Kenntniß der innern und äußern Geschichte des Reformators noch jetzt von Wichtigkeit sind. Alle diese Sammlungen erschienen erst nach seinem Tode, die bedeutendste aber besorgte er selbst noch; es ist die „Sarepta oder Bergpostill" (Nürnb. 1562. Fol.), sechszehn Predigten, welche den Bergbau nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande haben, indem er die Arbeiten und die verschiedenen Metalle zuerst nach ihrem Wesen und dann allegorisch erklärt, wobei er alle Stellen der Bibel anführt und erörtert, welche sich auch nur von ferne auf den Bergbau beziehen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Gedanke, so fremdartig er uns auch erscheinen mag, mit Rücksicht auf seine Zuhörer gewiß sehr glücklich war. Namentlich mußte es eine gute Wirkung machen, wenn er die Lehren des Glaubens und der christlichen Moral durch geschickte Uebergänge und Verbindungen an den alltäglichen Verhältnissen des bergmännischen Lebens anschaulich machte und ihnen daher gleichsam Körper und Gestalt gab. Dagegen ist sehr zu bedauern, daß er zu viel Gelehrsamkeit auskramt, und seine Zuhörer gern mit etymologischen Spielereien unterhält. Dadurch und weil er auch die fernsten Anspielungen der biblischen Schriften auf den Bergbau und die Metalle zu breiten Auseinandersetzungen benutzt, z. B. warum Aarons und Jerobeams Kälber von Gold und Mosis Schlange von Kupfer gewesen, wird die Darstellung außerordentlich breit und die Predigten sind meistens so groß, daß sie die Zuhörer endlich ermüden mußten. Wegen dieser Breite nehmen wir auch Anstand, ein Beispiel mitzutheilen, zumal sich aus einem Bruchstücke die ganze Anschauungs- und Darstellungsweise nicht erkennen ließe, da sich die verschiedenen charakteristischen Eigenthümlichkeiten derselben immer nur zerstreut vorfinden. Wir bemerken daher nur noch, daß die „Bergpostill" für uns noch das Interesse darbietet, daß sie uns mit der Sprache des Bergbaus bekannt macht und eine reiche Anzahl von höchst bezeichnenden Wörtern und Ausdrücken enthält. Den Predigten hat Matthesius noch eine „Chronik von Joachimsthal" beigefügt.

Fünfter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des siebenzehnten bis zum zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts.



Hatte das 16. Jahrhundert bei seiner großen welthistorischen Bewegung die Keime weder vollständig, noch lebenskräftig entwickelt, welche ihm von den vorangehenden Zeiten überliefert worden waren, so erblicken wir im 17. Jahrhundert dagegen die eben so traurigen, als nothwendigen Folgen der Halbheit, welche die Zeit der Reformation charakterisirt. Wir haben gesehen, daß diese das ihr zum Grunde liegende demokratische Element verläugnet, ja sogar bekämpft, und sich deshalb den Fürsten in die Hände gegeben, daß sie eben dadurch die Macht derselben erweitert und ihre Unabhängigkeit begründet hatte. Zwar war diese noch keineswegs gesetzlich anerkannt, aber alle Bestrebungen waren dahin gerichtet, auch diese Anerkennung zu erobern. Es war eine natürliche Folge, daß der Kaiser diesen Bestrebungen gegenüber seine Macht zu kräftigen und zu erweitern strebte, ja dieselbe sogar erblich zu machen suchte, um ihr dadurch kräftigeren Halt zu geben und sie von den Schwankungen zu befreien, denen sie durch die stets wiederkehrenden Wahlen ausgesetzt war. Da es namentlich protestantische Fürsten waren, welche nach größerer Souverainetät strebten, und sie, wie früher, so auch jetzt, die Religion zum Vorwande nahmen, wenn sie sich dem Reiche und dessen Oberhaupt widerspenstig zeigten, so sah sich der Kaiser, wie früher, so auch jetzt genöthigt, seinerseits ebenfalls die Religion zum Feldzeichen zu nehmen. Es ist nicht zu läugnen, daß bei beiden Parteien die Religion allerdings eine große Rolle spielte, aber es ist eben so sicher, daß sie allein die unseligen Verwirrungen nicht herbeigeführt haben würde, welche das Reich der vollständigsten Auflösung nahe brachten. Denn wenn nicht verkannt werden kann, daß z. B. Ferdinand II. die Protestanten aus fanatischem Religionshaß bekämpfte, so hatte doch die Herrschsucht nicht geringen Antheil an seinem Treiben, wie sich darin zeigt, daß selbst sein getreuester Bundesgenosse, Maximilian von Bayern, sich bitterlich über seine Anmaßungen beklagte. Wie so viele Fürsten der späteren Zeiten, so hielt auch er die römische Kirche und die Jesuiten für die sicherste Stütze des Absolutismus, und er suchte nicht bloß aus Religionseifer, sondern auch, und gewiß ganz hauptsächlich aus diesem Grunde, deren Herrschaft über das ganze Reich, wie über seine Erbländer zu verbreiten.

Fanatismus auf der einen und politische Rücksichten auf der andern Seite entzündeten endlich nach lang vorangegangener Gährung den furchtbaren Krieg, der Deutschland dreißig Jahre lang verwüstete (1618—1648) und es endlich politisch vernichtete. Der Anfang war für die Protestanten verderblich, denn da Ferdinand II. seine Waffen zunächst gegen den calvinistischen Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., wendete, welchen die Böhmen zum König ausgerufen hatten, und die lutherischen Fürsten, zum Theil durch die fanatische Geistlichkeit gereizt, ihn der Uebermacht des Feindes Preis gaben, gelang es dem Kaiser, ihn nicht bloß aus Böhmen zu verjagen, sondern ihn auch seines Landes zu berauben. Jetzt erkannten jene freilich die drohende Gefahr, aber schon fühlten sie sich so schwach, daß sie nur in fremder Hülfe Rettung hofften, und so warfen sie sich zuerst dem König von Dänemark, dann dem großen Gustav Adolf, endlich sogar den Franzosen in die Arme, so daß die Sache der Religion vollständig in den Hintergrund trat, da die fremden Fürsten offenbar nicht jene, sondern die wachsende Macht des österreichischen Hauses im Auge hatten, welche ihnen je länger je mehr furchtbar wurde. Da dieses aber auch spanische und italienische Hülfstruppen nach Deutschland brachte, so kam es zuletzt dahin, daß in den beiderseitigen Heeren deutsche Krieger nur eine untergeordnete Stellung einnahmen, und der Krieg seinen ursprünglichen Charakter ganz verlor. Es war kein Krieg mehr zwischen den Religionsparteien oder ein Kampf um die größere oder geringere Gewalt des Kaisers und der Fürsten; es handelte sich nur noch um den Vortheil und die selbstsüchtigen Zwecke der fremden Mächte. Allseitige Erschöpfung führte endlich den Frieden herbei, der unter dem Namen des westphäli-

schen bekannt ist, und welcher Deutschlands Schmach besiegelte, denn es wurden ihm nicht nur im Westen und im Norden schöne und reiche Provinzen entrissen, welche die Beute der Franzosen und Schweden wurden, wie Elsaß und Pommern, es wurde nicht nur die Schweiz, seine festeste Mauer gegen Süden, es wurden nicht nur die Niederlande, und mit ihnen alle Möglichkeit zur Begründung einer Seemacht, vom Reiche abgetrennt, es wurde auch die Landeshoheit der einzelnen Fürsten gesetzlich begründet, und dadurch das Reich in seinem innersten Bestand vernichtet, welches von jetzt an nur noch ein sieches, kraftloses Leben führte, bis es sich nicht ganz 200 Jahre später in vollständiger Entkräftung auflöste. Die einzige Frucht des verderblichen Krieges war die Gewährung der freien Religionsübung; aber wenn sich die Protestanten auch darüber freuen durften, so mußte sie ein Blick auf die Rückschritte, welche die Reformation gemacht hatte, mit Trauer, ja mit Entsetzen erfüllen; denn während im J. 1558 nach der Berechnung eines venetianischen Gesandten nur noch der zehnte Theil des deutschen Volks katholisch war, hatte der Protestantismus zur Zeit des westphälischen Friedens mehr als die Hälfte seines Gebiets verloren.

Und wie theuer mußte diese Religionsfreiheit erkauft werden, die zudem beinahe nur scheinbar war, da die freie Religionsübung der Protestanten in katholischen Ländern und der Katholiken in protestantischen Ländern keineswegs gestattet war! Der Krieg, welcher namentlich von den fremden Horden mit der entsetzlichsten Grausamkeit geführt worden war, hatte beinahe die sämmtlichen Länder Deutschlands von der Nord- und Ostsee bis zum Rhein auf das Fürchterlichste verwüstet, so daß sich selbst diejenigen Theile des Reiches, welche vergleichungsweise am meisten verschont geblieben waren, noch lange Jahre nicht wieder erholen konnten. Unzählige Städte und Dörfer waren niedergebrannt und zerstört oder geplündert, die Bevölkerung oft dem größten Theile nach getödtet oder vor Hunger und unsäglichem Elend gestorben. Handel und Gewerbfleiß war beinahe überall vollständig vernichtet, ganze große Landschaften lagen unbebaut und wüst, weil es an Menschen fehlte, sie zu bearbeiten. Die entsetzlichen Gräuel, welche von der rohen Soldateska während des Krieges geübt wurden, sind von gleichzeitigen Schriftstellern, z. B. von Grimmelshausen und Moscherosch mit schreckenerregender Wahrheit geschildert worden, viele Chroniken oder sonstige Aufzeichnungen liefern einzelne Züge von so wilder Grausamkeit, daß man sich kaum entschließen kann, an deren Wahrheit zu glauben. Noch verderblicher wirkte der Krieg dadurch, daß Rohheit und Sittenlosigkeit in alle Stände und Klassen des Volkes drang und dasselbe in seinem innersten Wesen vergiftete. Als traurigste Folge des unseligen Kriegs erscheint aber das vollständige Absterben des Nationalgefühls und der nationalen Thatkraft. Das Volk hatte sich nach und nach daran gewöhnt, seine Angelegenheiten durch fremden Einfluß geleitet, durch fremde Heere ausgekämpft zu sehen, während es auf der andern Seite die nationale Einheit ganz vergessen hatte. Der westphälische Friede trug durch die Ertheilung der Souveränetät an die Reichsfürsten, welche sogar das Recht erhielten, selbstständig Krieg zu führen, zur Vernichtung des Nationalbewußtseins wesentlich bei, und es konnte dasselbe durch die späteren Kriege um so weniger wieder belebt werden, als diese meistens unglücklich ausfielen und sie zudem nicht als Kriege des Reiches, sondern nur als Fehden einzelner Fürsten erschienen. Es konnte nicht fehlen, daß Deutschland unter solchen Verhältnissen bei seinen mächtigen Nachbarn in gränzenlose Verachtung fiel und auf das Empörendste mißhandelt wurde, wie sich denn Ludwig XIV. erlauben durfte, die Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden wegzunehmen, ohne daß auch nur der leiseste Versuch gewagt wurde, ihn dafür zu züchtigen.

Doch hätte der dreißigjährige Krieg allein diese unseligen Wirkungen nicht hervorbringen können, wenn sie nicht schon mannigfach vorbereitet gewesen wären. Die Zustände vor dem Krieg waren schon so trostlos, als nur möglich. Die Reformation hatte das Volksleben theils geknickt, theils einseitig auf die religiösen Verhältnisse beschränkt; die Fürsten hatten ihre Macht nicht bloß dem Reich, sondern namentlich auch dem Volke gegenüber immer mehr erweitert. Ihre übertriebenen Ansichten von ihrer Macht wurden einerseits von den Theologen durch die Bibel geheiligt, andrerseits von den Juristen durch das römische Recht begründet; und da die Kaiser zu ohnmächtig waren, sich des Volkes anzunehmen, sie auch wohl um so weniger geneigt sein mochten, es zu thun, als sie in ihren Erblanden gerade so verfuhren, wie die übrigen Fürsten, so wurden die ererbten und verbrieften Freiheiten des Volks von Tag zu Tag mehr eingeschränkt und dasselbe mit gränzenloser Härte und Willkür behandelt, wodurch dessen Lebenskraft vollends gebrochen wurde. In kirchlicher Beziehung war bei den Protestanten die traurigste Erstarrung eingetreten, welche mit rücksichtsloser Hartnäckigkeit am Buchstaben hielt und jede von demselben sich entfernende Ansicht, namentlich aber die Calvinisten mit einer Wuth verfolgte, die an die Inquisition erinnerte, wie es denn sogar auch nicht an Hinrichtungen fehlte. In den katholischen Ländern hatten sich die Jesuiten, vor welchen Fischart so eindringlich gewarnt hatte, der höhern Erziehung bemächtigt und an den Höfen der meisten Fürsten als Beichtväter und Erzieher unseligen Einfluß gewonnen. Endlich waren die Gelehrten in pedantische Steifheit versunken, oder wirkten durch ihre Reisen ins Ausland verderblich, und führten jene Nachahmungssucht herbei, welche im vorliegenden Zeitraum das Verderben des Volkes, der Sprache und der Literatur wurde. Auf den Universitäten waltete der engherzigste Geist, der die Wissenschaft in todte Formeln einschränkte und sie aller belebenden Wirksamkeit beraubte. Die Schulen, welche durch Luthers Einfluß eine Zeitlang zu erfreulicher Höhe gebracht worden waren, sanken immer tiefer und wurden zudem oft kaum besucht, wodurch das Volk immer mehr verwilderte, zudem es auch in der Kirche nur herzlose Polemik oder unfruchtbare Gelehrsamkeit, selten oder nie wahre Erhebung fand. Es mußte aber um so tiefer sinken, als es durch die Reformation seiner Sagenwelt und poetischen Regsamkeit beraubt worden war, bei welcher es früher auch in den Zeiten der herbsten Noth Trost und Ermuthigung gefunden hatte.

So waren schon im Anfange des Zeitraums die Zustände durchaus trostlos, und das heimatliche Leben bot keine einzige Seite dar, aus welcher sich neue Kraft hätte schöpfen lassen. Es war daher

beinahe eine natürliche Folge dieser Verhältnisse, daß die Besseren in der Fremde suchten, was ihnen das Vaterland nicht gewähren konnte. Namentlich war es das benachbarte Frankreich, nach welchem man die Blicke wandte, da sich dort schon eine literarische Rührigkeit zu entwickeln begann, welche den Gegensatz zu der steifen Geschmacklosigkeit, wie sie in Deutschland herrschte, noch lebendiger hervortreten ließ. Es wirkten übrigens mancherlei Verhältnisse, um den Einfluß der französischen Bildung und Literatur in Deutschland zu begründen. Außer den schon berührten Reisen einzelner Gelehrten, welche allein einen so mächtigen Umschwung nicht hätten hervorbringen können, wirkte zunächst und vornämlich das Eindringen des Calvinismus in mehrere deutsche Länder auf die Verbreitung französischer Bildung namentlich und zuerst an den Höfen, dann auch bei dem Adel und den höheren Ständen überhaupt. Es gewann endlich dieser Einfluß eine noch größere Ausdehnung dadurch, daß Tausende von französischen Protestanten die Heimat verließen und in verschiedenen Ländern Deutschlands eine Zuflucht vor den grausamen Verfolgungen ihrer katholischen Mitbürger suchten und fanden. Mit dem Vaterland hatten sie keineswegs die vaterländische Gesinnung verloren, sondern hielten vielmehr um so treuer und fester an der heimatlichen Sprache und Bildung, mit welcher sie ihre neuen Umgebungen in reichem Maße bekannt zu machen suchten. War auf diese Weise der Einfluß der französischen Bildung zum Theil schon vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges festbegründet, so mußte er in Folge desselben noch entschiedener werden zunächst durch das längere Verweilen französischer Heere auf deutschem Boden, namentlich aber dadurch, daß Frankreich einen mächtigen politischen Einfluß gewann, der sich auch nach dem westphälischen Frieden noch geltend machte und unter Ludwig XIV. sogar ganz niederdrückend auf Deutschland lastete.

Es waren, wie sich aus dem Obigen von selbst ergibt, vorzüglich protestantische Länder, in denen der Einfluß der französischen Sprache und Bildung so mächtig wurde, die katholischen blieben von demselben beinahe ganz unberührt; dagegen öffneten sie sich bei ihren vielfachen Beziehungen zu Italien und Spanien dem Einflusse der Literatur dieser Länder, und wenn weder die italienische noch die spanische Sprache bei ihnen und durch sie im übrigen Deutschland eine so überwiegende Herrschaft gewann, wie die französische, so kam es vornämlich daher, daß in den katholischen Ländern überhaupt noch viel weniger geistige Rührigkeit zu finden war, als in den protestantischen, auf welche, wie in dem vorigen Zeitraume, so auch in dem vorliegenden, das geistige Leben beinahe ausschließlich beschränkt war. Weil die katholischen Länder auf diese Weise dem fremden Einfluß weniger anheim fielen, so hätte dies später zu großem Heil werden, es hätte sich dort der Keim zu einem neuen, volksthümlichen Aufschwung ansetzen können; allein es fielen diese Länder, namentlich aber die bedeutendsten, Oestreich und Bayern, so sehr dem verderblichen Einfluß des Jesuitismus anheim, es wurde durch diesen nach und nach alles geistige Leben so vollkommen erstickt, daß sie später, als jener Einfluß mehr oder weniger überwunden wurde, nicht mehr im Stande waren, sich aus sich heraus zu entwickeln, sondern sich an das protestantische Deutschland anschließen und sich dessen Bildung aneignen mußten.

Der Einfluß der fremden und namentlich der französischen Literatur machte sich zunächst bei den höheren Ständen geltend; die Höfe fingen an, sich ausschließlich der französischen Sprache zu bedienen, und, wie früher schon die Gelehrten, ihre Muttersprache zu verachten. Hatten diese schon im vorigen Jahrhundert dieselbe durch Einmischung lateinischer Wörter zu verunstalten angefangen, so begannen die Vornehmen, sie durch den Gebrauch französischer Redensarten zu verderben, was sich schon früh in der Kanzleisprache zeigte, welche nach und nach eine ganz abschreckende Gestalt gewann, während sie, wie wir wissen, früher zu so erfreulicher Ausbildung gelangt war, daß Luther sie mit zur Grundlage seiner Darstellung genommen hatte. Nebstdem hatten, wie heut zu Tage, so auch damals, die Zeitungsschreiber großen Antheil an der Verschlechterung der Sprache *). Dadurch verbreitete sich das Verderben über immer größere Kreise, und erreichte allmählich eine solche Höhe, daß man wohl behaupten kann, die Sprache sei vollkommen vernichtet gewesen. Auch sind die meisten Schriftsteller der Zeit voll von Klagen über die entsetzliche Herabwürdigung, welche der schönen Muttersprache widerfuhr **). Da sich später Gelegenheit finden wird, die Ansichten der genannten Schriftsteller über den berührten Gegenstand genauer zu erwähnen, so führen wir hier nur Ein Beispiel an, das die Allgemeinheit des Verderbens in Kürze recht lebhaft darstellt; es findet sich in der Vorrede zum „Spiegel menschlichen Lebens" von Joh. F a b r i c i u s von Hilden, einem Berner Arzte, wo es heißt: „Vnsere teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm vnd bawfällig, wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Frantzösischen und Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Brieflein fortschicken, es seye denn mit andren Sprachen dermassen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörfft erkantnuß haben, zu grosser schande vnd nachtheil vnserer teutschen Sprach, die in jhr solch vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten vnd verständlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehen geben."

Es blieb übrigens nicht bei diesen Klagen, man suchte dem Uebel auch auf mancherlei Weise entgegen-

*) „Der Sprach-Verderber (dies ist der Titel eines damals erschienenen Buchs, das wir leider nicht kennen) ist nicht ohne Vrsach auch vber die Zeitung-Schreiber entrüstet, daß sie so vngezwungen vnd vngetrungen die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben. Dann, lieber, wem schreiben sie die Zeitungen zu lesen? Nicht den Frantzosen, dann sie das Teutsche, so darinnen, in jhrer Sprach nit leiden, massen jhnen alle Zeitungen gantz Frantzösisch seyn müssen, nicht den Italiänern, nicht den Spaniern; sondern es geschicht dem ehrlichen Teutschen zu lieb! Aber was ist das, da so viel Frantzösisch, Italiänisch, Spanisch darinnen, daß solches kein Teutscher verstehen kan, vnd ist gewiß, welcher nicht auch in Frantzösischem oder Italiänischem weis, daß derselb kein Zeitung Verstehen kan." (Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz, von Chorion, d. i. J. H. Schill. Straßb. 1644. S. 337.) Nur die Frankfurter halbjährige Zeitung machte eine rühmenswerthe Ausnahme. (Ebend. S. 312 u. 338.)

**) So früher schon Lehmann, Tschudi und Stumpf; später Opitz, Zinkgref, Lauremberg, Rachel, Moscherosch, Grimmelshausen, Clajus, Harsdörfer, Scherffer, der Straßburger Professor Bernegger, Schottel und viele Andre.

zusteuern, und zu diesem Zwecke namentlich wurden die **Sprachgesellschaften** gegründet; aber wie wenig dieselben im Ganzen fruchteten, geht schon daraus hervor, daß sich jene Klagen über das Verderben der Sprache und der Literatur den ganzen Zeitraum hindurch von Opitz an bis herab zu Neukirch wiederholen. So gering aber auch ihr Nutzen und so einseitig, ja zweckwidrig ihre Bemühungen zum größten Theile waren, so haben sie doch eine wenigstens äußerliche Bedeutung namentlich dadurch gewonnen, daß die meisten und einflußreichsten Schriftsteller der Zeit mehr oder weniger thätigen Antheil an ihnen nahmen, weshalb eine genauere Erwähnung derselben nöthig erscheint.

Der erste Verein, welcher mit dem Zwecke gestiftet wurde, dem Verderben der Sprache entgegen zu arbeiten, ist die **Fruchtbringende Gesellschaft** oder der **Palmenorden**, welcher nicht nur das Vorbild aller späteren Vereine der Art wurde, sondern auch unter allen die größte Wichtigkeit erlangte. Derselbe wurde am 24. Aug. 1617 bei einer Versammlung mehrerer Fürsten auf dem Schlosse Hornstein in Weimar auf Anregung des Weimarischen Geheimeraths und Hofmarschalls **Kaspar von Teutleben** gestiftet, welcher auf einer Reise durch Italien die für Ausbildung der Sprache und Poesie gegründeten Akademien hatte kennen lernen, nach deren Vorbild auch der neue Verein eingerichtet werden sollte. Sein Vorschlag fand lebhaften Anklang und wurde unter vorzüglicher Theilnahme des Fürsten **Ludwig** von Anhalt sogleich zur Ausführung gebracht. Der Verein wurde zur Bezeichnung seines Strebens „Fruchtbringende Gesellschaft" genannt, zum Symbol (Gemälde) ward der indianische Palmbaum und zum Wort der Sinnspruch „Alles zu Nutzen" gewählt. Als Zweck stellte man ausdrücklich auf, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter aufs Möglichste und Thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen". Jedes Mitglied sollte einen entsprechenden Namen, Symbol und Wort wählen und an einem sittich grünen seidenen Band den Gesellschaftsorden tragen. Kaspar von Teutleben wurde zum ersten Oberhaupte des Vereins gewählt; er nannte sich der „Mehlreiche"*). Bald schon und noch vor dem Tode Teutlebens war Fürst Ludwig der Mittelpunkt und die Seele der Gesellschaft, wie er denn auch deren zweites Oberhaupt wurde. Ihrer ganzen Anlage nach war die Fruchtbringende Gesellschaft nur ein Verein vornehmer Personen**), welche an den Zweck wohl nur bei ihren Zusammenkünften dachten, daher sie im Privatverkehr, ja sogar in Angelegenheiten des Ordens in der allgemein gebräuchlichen Mischsprache oder selbst französisch schrieben. Im J. 1620 stand der Verein schon in so hohem Rufe, daß man sich zu ihm drängte, aber freilich nur äußerer Zwecke wegen, namentlich wohl um mit den fürstlichen Mitgliedern in genauere Verbindung zu treten. Doch blieb der Palmenorden nicht ganz ohne Wirkung. Die erste Frucht, die aus seinem Schooße hervorging, war die Uebersetzung eines französischen Gedichts: „Die Zweite Woche, von Wilhelm von Saluste", durch Tobias **Hübner** in Dessau (er hieß im Orden der „Nutzbare" und war das erste bürgerliche Mitglied desselben), welcher das Original in reine deutsche Reime zu bringen, und dieselben den französischen an Maß, Cäsur, Endungen, ja Sylben durchaus gleich zu machen suchte, wie er denn später auf den Ruhm Anspruch machte, noch vor Opitz Alexandriner geschrieben zu haben. Diesem Werke ließ er bald einige andere Gedichte folgen, welche aber eben so wenig Werth haben, als Fürst **Ludwigs** gereimte „Reisebeschreibung", oder dessen Verse auf die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft. Eine Hauptbeschäftigung des Ordens war schon damals, deutsche Wörter für fremde Ausdrücke zu suchen, so wie auch eine vernünftigere Orthographie festzustellen, woran namentlich Fürst Ludwig lebhaften Antheil nahm. Die „Teutsche Rechtschreibung" (Halle 1645), welche unter dem Namen des Rektors Christian **Gueintz** erschien, war eigentlich aus den Verhandlungen der Gesellschaft über diesen Gegenstand hervorgegangen, daher auch die Mitglieder auf die darin festgestellten Gesetze gleichsam verpflichtet wurden; und es ist nicht zu läugnen, daß dieses Buch, so viel Willkürliches und Widersprechendes es auch enthielt, dennoch gute Wirkung auch in weiteren Kreisen hatte. Außerdem machte sich der Verein durch Unterstützung ähnlicher Unternehmungen, z. B. der verdienstvollen Arbeiten **Schottels** über die deutsche Sprache, verdient; aber im Ganzen war er viel zu sehr auf das Aeußerliche gerichtet und verfiel zu sehr in Spielereien, als daß Großes hätte geleistet werden können. Er zeigte eigentlich nur so lange einige Lebenskraft, als Fürst Ludwig ihm vorstand; nach dessen Tode versank er immer mehr, und als das vierte Oberhaupt, Herzog August von Sachsen, Erzbischof von Magdeburg, im J. 1680 starb, dachte man nicht mehr daran, einen neuen Vorstand zu wählen, so daß der Orden von selbst erlosch. Doch ist das eigentliche Verdienst der Fruchtbringenden Gesellschaft nicht in dem zu suchen, was sie leistete und hervorbrachte, sondern darin, daß sie die höheren Stände für die Sache der deutschen Nationalität, der deutschen Sprache und Dichtkunst zu gewinnen suchte, was ihr zwar nur in sehr beschränktem Maße gelang, aber doch wenigstens die glückliche Folge hatte, daß man auf die Erzeugnisse der nun in großer Zahl auftauchenden Dichter aufmerksam wurde und jeder derselben leicht einen hochadeligen oder gar fürstlichen Beschützer fand, dem er seine Dichtungen widmete, wodurch er sich allerdings Eingang in weitere Kreise verschaffte. Uebrigens war das Verhältniß der Dichter und Gelehrten zu den Fürsten und zu dem Adel auch am Anfange des Zeitraums immer nur sehr untergeordnet. Wenn sie an den Höfen und in den adeligen Schlössern Zutritt fanden, so hatten sie dies mehr der Mode zu verdanken, als daß sie wirk-

---

*) Die übrigen Mitstifter waren Fürst **Ludwig** von Anhalt (der Nährende), **Joh. Ernst**, Herz. zu Weimar (der Käumling), **Friedrich**, Herzog zu Weimar (der Hoffende), **Wilhelm**, Herz. zu Weimar (der Schmackhafte), **Ludwig** der Jüngere, Fürst zu Anhalt (der Saftige), Christoph von **Krosigk**, Hofmarschall zu Dessau (der Wohlbekommende) und Bernhardt von **Krosigk** (der Reinliche).

**) Von 1617 bis 1668 sind 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzoge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherrn, 450 Edelleute und 150 Nichtadelige aufgenommen, von denen weitaus die meisten höhere Staatsbeamte oder Offiziere und höchstens 20—30 Schriftsteller waren. Erst in der letzten Zeit wurde eine größere Zahl von Personen bürgerlichen Standes aufgenommen.

lich Anerkennung genossen hätten; wirklicher Achtung erfreuten sich nur Wenige. Noch trauriger sah es in der zweiten Hälfte des Zeitraums in dieser Beziehung aus. Ein adeliger Dichter dieser Zeit, der Lausitzer Edelmann Aug. Adolf v. Haugwitz, sagt in der lateinischen Vorrede zu seinem „Poetischen Vortrab" (Prodromus poeticus), der Leser würde sich billig wundern, wenn er seinen Stand kenne, daß er zu solchen eines Edelmanns unwürdigen Possen herabgestiegen sei, und in der That sei er mit einem Geiste begabt, der ihn zu größeren und seines Standes würdigeren Dingen befähige; doch, fügt er dann zu seiner Entschuldigung bei, hätten sich schon Edlere, als er, ja selbst Könige und Fürsten mit Poesie beschäftigt, und zudem seien seine Dichtungen rein aus der Natur hervorgegangen und er habe keineswegs so viel Zeit daran gewendet, daß man ihn deshalb billiger Weise tadeln könnte. Und in der deutschen Vorrede erklärt er des Ferneren, er habe sich der Poesie niemals anders, als andre hohe Gemüther vor ihm gethan, nämlich nur „zur Ergetz- und Erquickung des Gemüths" bedient. Diese Entschuldigung erhält aber durch eine weitere Bemerkung ihre rechte Bedeutung, in welcher er mit nackten Worten sagt, daß die deutsche Poesie in eine „durchgehende Verachtung" gefallen sei. Es darf daher auf die Theilnahme des Adels an den neuen Bestrebungen kein so großes Gewicht gelegt werden, als es wohl geschehen ist; sie war nur vorübergehend, und mehr äußerlicher Natur, als wirklich eingreifend und bestimmend.

Noch weniger, als der Palmenorden, leisteten die übrigen Gesellschaften, welche nach dessen Vorbild gestiftet wurden; wir können uns daher über dieselben auch kürzer fassen.

Die erste Nachahmung der Fruchtbringenden Gesellschaft war die „Aufrichtige Tannengesellschaft", welche im J. 1633 in Straßburg von Jesaias Rumpler von Löwenhalt unter Mitwirkung von Joh. Matthias Schneuber gestiftet wurde. Auch diese hatte zum Zwecke, die Reinheit der Muttersprache zu wahren, aber wenn sie zum Theil im Gegensatz zum Palmenorden entstand und den Weg bestritt, den derselbe zur Erreichung seines Zwecks eingeschlagen hatte, so verfiel sie in noch größere Seltsamkeiten, schlug eine Orthographie vor, die eben so willkürlich als abgeschmackt war, und zeigte sich eben so geschmacklos in den neuen Wortbildungen, die sie zur Verdrängung der fremden Wörter vorschlug oder gebrauchte. Da sie keinen äußeren Halt an vornehmen und einflußreichen Mitgliedern hatte, wie der Palmenorden, und ihre Leistungen so ganz unerquicklich und unfruchtbar waren, so ist es nicht zu verwundern, daß sie sich bald und ganz unbemerkt auflöste.

Größeres Aufsehen machte die „Deutschgesinnte Genossenschaft", welche im J. 1643 zu Hamburg von Philipp von Zesen und Dietrich Petersen gestiftet wurde und sich bis zum J. 1705 erhielt. Schon im folgenden Jahre wurde sie so zahlreich, daß sie sich in vier besondere Zünfte (die Rosen-, Lilien-, Nelken- und Rautenzunft) theilen mußte. Natürlich durften auch bei ihr die äußeren Spielereien nicht fehlen; der gesammte Orden und jede einzelne Zunft hatte ein Sinnbild, die Mitglieder führten besondere Zunftnamen, welche ihre besondre Eigenschaft bezeichnen sollten (so hieß Zesen der „Färtige"). Auch dieser Verein hatte zum hauptsächlichsten Zweck, die deutsche Sprache in ihrer Reinheit zu erhalten und zugleich eine zweckmäßigere Orthographie herzustellen. Der Stifter, Zesen, war die Seele der Gesellschaft, welcher er auch seine ganze phantastische Eigenthümlichkeit aufdrückte. Ihm war es nicht genug, die damals in die Sprache eingedrungenen fremden Wörter auszumerzen, er wollte auch sogar diejenigen beseitigt wissen, welche schon seit Jahrhunderten in die Sprache aufgenommen worden waren, und nicht bloß von den Gelehrten, sondern selbst von dem Volke gebraucht wurden, und von ihm deutsche Formen und deutsche Betonung erhalten hatten. Dieser Uebertreibung ging die willkürliche und geschmacklose Weise zur Seite, mit welcher er seine neuen Wörter bildete, so daß er bald genug Widersprüche aller Art und von den verschiedensten Seiten erfuhr, und seine Bestrebungen bald nur durch die Waffen des Lächerlichen bekämpft wurden (so war es gewöhnlich, die „Genossenschaft" spöttisch die „Geschossenschaft" zu nennen). Es wurde vor Allem der ganz richtige Einwurf gemacht, daß man die neuen Wörter noch viel weniger verstehe, als die fremden Ausdrücke, z. B. von Schupp in seinem „Deutschen Lehrmeister" (S. 892 ff.), und man hätte noch hinzufügen können, daß seine neuen Wörter, bei denen er weder die Gesetze der deutschen Wortbildung, noch der deutschen Betonung befolgte, den Rhythmus der Rede eben so entschieden zerstörten, als es die fremden Wörter nur je thun konnten. Diese Uebertreibung und die bis an den Unsinn gränzende Lächerlichkeit seiner Wortbildungen*) konnten nicht verfehlen, einen ganz entgegengesetzten Eindruck hervorzubringen, und besonders bei den höhern Ständen die Liebe zur Sprachmengerei nur noch tiefer zu begründen. Es scheint leider ein Erbfehler der Deutschen zu sein, die verständigen Bestrebungen stets in das Uebermäßige hinüber zu spielen und sie dadurch in der Wurzel zu tödten, wie auch die neuere Zeit in Sprache und Politik Beweise genug liefert.

Ein weiterer Schößling des Palmenordens war die „Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz" oder des „gekrönten Hirten- und Blumenordens", der im Jahre 1644 von Georg Philipp Harsdörfer und Joh. Claj zu Nürnberg gestiftet wurde. In der äußern Einrichtung wurde der Palmenorden beinahe in allen Dingen nachgeahmt. Das Sinnbild des neuen Ordens war die Pansflöte, zu welcher später noch die Passionsblume hinzugefügt wurde; der Sinnspruch hieß ganz bezeichnend: „Mit Nutzen erfreulich!" doch wurde er später mit Rücksicht auf das Sinnbild mit dem Spruch: „Alle zu einem Thon einstimmig!" vertauscht. Jedes Mitglied hatte ebenfalls ein eigenes Sinnbild und zwar eine Blume, so wie einen Gesellschaftsnamen, meistens griechische oder italienische Schäfernamen. Dies führte freilich zu mancher Verirrung und Spielerei: so wurde ein Irr-Hain angelegt, wo die Gesellschaft zuweilen zusammenkam, und in welchem

*) Viele dieser Wortbildungen, z. B. Dach-Nase (Feuermauer), Schieß-Brügel (Musquete), Sattel-Puffert (Pistole) u. s. w. waren ihm freilich aufgebürdet, oder von übertreibenden Nachahmern gebildet worden, wie er sich denn selbst dagegen verwahrt; aber auch viele von denen, welche jedenfalls von ihm herrühren, sind in keiner Weise zu entschuldigen, z. B. Lustinne (Venus), Bluhminne (Flora), Schauminne (Aphrodite) u. s. w.

jedes Mitglied sich eine eigene Hütte durfte erbauen lassen. Einer der ersten Zwecke des Vereins war, wie bei den übrigen, für die Reinheit der Muttersprache zu wirken; aber, um den Verirrungen Zesens und seiner Genossen sogleich vorzubeugen, wurde festgesetzt, „es solle sich ein jeder der neuen unbekannten Wörter, der wunderbaren und widrigen Zusammenfügungen" enthalten. Der Blumenorden verband aber auch den weiteren Zweck, die deutsche Dichtkunst praktisch zu fördern, und deshalb wurde ausdrücklich verlangt, daß jedes Mitglied „mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reim-Gedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein". Die Gesellschaft der „Pegnitz-Schäfer", wie sie sich auch nannte, griff daher auch entschiedener in die Entwickelung der poetischen Literatur ein, als die andern Vereine; wir werden daher später auf sie zurückkommen müssen. Wir erwähnen nur noch, daß die meisten Mitglieder und besonders die einflußreichen Gelehrten bürgerlichen Standes waren, wodurch sich der Verein auch wesentlich von der fruchtbringenden Gesellschaft unterscheidet, wie auch darin, daß die bedeutenderen Mitglieder des Blumenordens meistens wirklich als solche und im Sinne der Gesellschaft zu wirken suchten, was bei den Mitgliedern des Palmbaums keineswegs der Fall war, da die berühmtesten derselben erst in den Verein aufgenommen wurden, nachdem sie schon bedeutend und einflußreich geworden waren, z. B. Opitz, Buchner, Gryphius, Logau, Moscherosch, Olearius u. a. m. Unter den Pegnitzschäfern sind außer den beiden Stiftern H a r s d ö r f e r (mit seinem Ordensnamen Strephon) und K l a j (Clajus), Siegm. von B i r k e n (Floridan), O m e i s (Damon), der als Bibliograph berühmte P a n z e r (Theophob) und der Geschichtschreiber des Ordens H e e r d e g e n (Amarantes) bekannt geworden. Außerdem waren übrigens noch manche Andere Mitglieder der Gesellschaft, welche ihre hauptsächliche Thätigkeit jedoch irgend einem andern Vereine ähnlicher Art widmeten. Obgleich die Wirksamkeit des Blumenordens nicht über das 17. Jahrh. oder den Anfang des 18. hinausgeht, so erhielt sich derselbe doch bis auf den heutigen Tag, freilich in bescheidener Stille und nur in den nächsten Umgebungen als ein heiterer und gemüthlicher Verein gebildeter Männer bekannt.

Als die Fruchtbringende Gesellschaft schon ihrem Absterben entgegenging, stiftete J o h a n n R i s t zu Pinneberg in Holstein im J. 1656 den E l b s c h w a n e n - O r d e n, welcher übrigens nur eine ganz verunglückte Nachahmung der Fruchtbringenden Gesellschaft war, und vor Allem die Spielereien mit Ordenszeichen und Gesellschaftsnamen nachäffte. Der ausgesprochene Zweck des Vereins war ebenfalls, die Muttersprache vorzüglich durch Werke der Dichtkunst weiter zu bilden, allein da er sich von vorn herein durch die Aufstellung einer seltsamen Orthographie lächerlich machte, und die Dichtungen der Mitglieder nur stets neuen Stoff zu Spott und Verhöhnung gaben, so ging er auch nach dem Tode seines Stifters sogleich wieder ein, dessen unbegränzter Eitelkeit er seinen Ursprung zu verdanken hatte *).

Die Ueberzeugung, die sich je länger je mehr aufdrängte, daß die bestehenden Gesellschaften ihrem Zwecke nicht entsprächen, mußte zur Einsicht führen, daß das Hauptgebrechen jener Vereine in der fehlerhaften Einrichtung liege, bei welcher über den sich vordrängenden Aeußerlichkeiten und Spielereien der eigentliche Zweck vergessen wurde. Deshalb wollte schon der auch als Dichter bekannte Joh. Ludwig P r a s c h um das J. 1680 einen neuen Verein unter dem Namen „T e u t s c h l i e b e n d e G e s e l l s c h a f t" gründen, deren Entwurf er auch schon verbreitete. Wir erwähnen denselben nicht allein, weil der Verfasser die Mängel der früheren Vereine klar ausspricht, sondern weil der Plan wirklich gut und vielversprechend war, so daß wir allerdings bedauern müssen, daß der Verein nicht zu Stande gekommen ist. „Die bisherigen Gesellschaften haben wenig genützt," heißt es in dem Entwurf, „man hat aus fremden Sprachen verdeutscht und die heimischen Schätze liegen lassen, man hat durch ungewöhnliche Schreib- und Rede-Art glänzen wollen und zudem durch ganz äusserliche Gründe die bedeutungslosesten Mitglieder aufgenommen, daher es nicht zu verwundern ist, daß sich alle früheren Gesellschaften im betrübtesten Zustande befinden." Der neue Verein sollte im Gegensatz zu den älteren einen ganz fest ausgesprochenen Zweck haben, und sich bestimmte Arbeiten vorsetzen, durch welche der Sprache sowohl als der Dichtkunst in der That aufgeholfen werden könne. Vor Allem sei ein etymologisches Wörterbuch abzufassen, aus welchem sich ergebe, daß die griechische, lateinische, französische und italienische Sprache aus der deutschen abstammten, um die Herrlichkeit derselben außer allen Zweifel zu setzen; dann sollten Glossarien aller deutschen Mundarten verfertigt werden; insbesondere aber sei es Aufgabe des Vereins, die alten Denkmäler der Sprache und Kunst wieder aufzusuchen und sie in geeigneter Weise zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Dieses Alles könne aber nur durch Vereinigung Vieler erreicht werden, von denen Jeder einen besondern, seinen Kenntnissen angemessenen Zweig zur Bearbeitung übernehme. Schließlich wurde noch eine Reihe von besondern, zum Theil recht gut gewählten Aufgaben genannt, welche nach und nach erledigt werden sollten. Man sieht, daß Prasch, wenn er auch, durch den Zustand der Sprachkenntniß seiner Zeit verleitet, im Einzelnen unrichtige Ansichten hatte, doch im Ganzen auf dem rechten Wege war, und es darf angenommen werden, daß sogar jenes etymologische Wörterbuch, so fehlerhaft die Ansicht war, auf welcher es gegründet werden sollte, großen Nutzen gehabt und mannigfaltige Früchte getragen haben würde.

Wir würden Praschens Entwurf übrigens eben so wenig erwähnen, als den Plan des Eisenacher Gelehrten Christian Franz P a u l l i n i, der 1692 einen „belorbeerten Tauben-Orden", oder des Dresdner Advokaten Caspar Jung M i c h e l, der 1645 einen „Leopold-Orden" oder endlich des Lehrers Joh. Augustin E g e n o l f in Grimma, der um 1700 eine

*) So verdankenswerth im Ganzen die Bestrebungen auch waren, eine regelmäßigere Orthographie zu begründen, so brachten die vielen neuen Systeme und Versuche nur um so heillosere Verirrung hervor, und so wirft der Verfasser des Possenspiels „Der vitzerliche **Exorcist**" (Rapperswyl 1675) die Schuld seiner fehlerhaften Orthographie geradezu auf die zahllosen Neuerungen, indem er sagt: „In der Schreibarth ist offt gefehlet, wenn man bey solcher Unrichtigkeit (da Biblisch, Cantzleyisch, Academisch, Fruchtbringend, Teutschgesint, Harsdörfferisch, Zesianisch, ja in der Menge der Schreiber jede Würmerische Unrichtigkeit die Richtigkeit selbst in Irrthum bringet) fehlen kan."

Gesellschaft für Reinheit der deutschen Sprache gründen wollte, wenn wir nicht glaubten, daß dessen Gedanken nicht ohne Einfluß auf einen späteren Verein gewesen ist, welcher eine nicht geringe Bedeutung erhielt. Dies ist die Leipziger „Deutsche Gesellschaft“, welche im J. 1697 von dem bekannten Gelehrten Joh. Burchard Mencke gestiftet wurde. Diese hatte freilich zunächst nur den Zweck, ihren Mitgliedern Gelegenheit zu geben, sich in dichterischen Versuchen zu üben, und nannte sich deshalb und weil ihre meisten Mitglieder studirende Jünglinge aus Görlitz waren, die „Görlitzische poetische Gesellschaft“, und später (1719) die „Teutschübende poetische Gesellschaft“, als auch Jünglinge aus andern Theilen Deutschlands sich ihr anschlossen. Allein als Gottsched 1727 als Senior derselben ihre Seele wurde, entwickelte sie eine ganz neue Thätigkeit; und obgleich die Abfassung von Gedichten immer noch der gesetzlich ausgesprochene Zweck der Gesellschaft blieb, so wurde sie doch vorzugsweise zu den Untersuchungen geleitet, welche Prasch als Zweck seines beabsichtigten Vereins aufgestellt hatte, und es finden sich in der von der Leipziger Gesellschaft herausgegebenen Schrift: „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit“ (Lpz. 1732—40. 8 Bde.) manche auch jetzt noch werthvolle oder interessante Abhandlungen namentlich über Sprache und ältere Literatur mitgetheilt. Der Leipziger Verein hatte auch noch das Verdienst, andere ähnliche Gesellschaften hervorzurufen, deren Wirksamkeit freilich, wie zum größten Theil auch die ihres Vorbildes, in den folgenden Zeitraum fällt, die wir aber der Vollständigkeit und Uebersicht wegen hier schon erwähnen. Es sind die „Deutschen Gesellschaften“ in Jena (1728), in Greifswald (1740), in Göttingen (1740), in Königsberg (1741), in Helmstädt (1746) und in Berlin (1743), von denen letztere freilich lange Zeit nur auf dem Papier bestanden zu haben scheint und sich jedenfalls erst seit 1814 wirkliche Verdienste erworben hat.

So erfolglos die Bemühungen der Sprachgesellschaften im Ganzen auch waren, und so wenig sie die immer mehr um sich greifende Einmischung fremder Bestandtheile in die „deutsche Haupt- und Heldensprache“ besiegen konnten, indem sowohl die höhern Stände in der mündlichen Rede, wie in ihren Briefen und andern schriftlichen Aufzeichnungen, als auch die Kanzleien in ihren Erlassen sich der abscheulichen Mischsprache bedienten; so hatten sie dagegen doch die glückliche Wirkung, daß sich die Sprache der Poesie vor dem Verderben frei erhielt. Doch ist dies zugleich auch einem andern höchst wichtigen Umstande zu verdanken. Wir erinnern uns, daß die neuhochdeutsche Sprache sich im vorigen Zeitraum nur in der Prosa entschieden festsetzte, nicht aber in der Poesie durchdrang, indem die meisten Dichter in ihrer besondern Mundart schrieben, oder diese doch in ihren Dichtungen noch so bedeutend hervorstach, daß die neue Sprachform nicht rein zur Erscheinung gelangen konnte. Erst am Anfang des vorliegenden Zeitraums wurde durch Opitzens Vorgang, wobei dieser freilich auch von den Sprachgesellschaften unterstützt wurde, die Sprache Luthers entschieden zur Sprache der Poesie erhoben, und je größer und sichtlicher die Vortheile waren, welche daraus erwuchsen, um so mehr fühlte man sich verpflichtet, sie in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren. In der Poesie erschien das Neuhochdeutsche als eine neue Erwerbung, und eben der Reiz der Neuheit gab Kraft und Lust, dem Eindringen des fremden Einflusses zu widerstehen. Aber wenn sich die Poesie in Bezug auf die Sprache von demselben rein erhielt, so fiel sie ihm dagegen in anderer Weise vollständig anheim, indem sich die Dichter in Bezug auf Form und Stoff dem Auslande unbedingt in die Arme warfen. Wir haben gesehen, daß gegen das Ende des vorigen Zeitraums der Volksgesang sowohl als die Kunstdichtung vollkommen herabgesunken waren, und daß sie in ihrem damaligen Zustande vollständig verlassen werden mußten, wenn sich die Poesie wieder zu neuem Leben erheben sollte. Das einzige Mittel, welches zu erfreulichen Ergebnissen geführt hätte, wäre gewesen, auf die Blüthe der höfischen und noch besser der Volksdichtung im 12. und 13. Jahrh. zurückzugehen, und sich in ihr neue Lebenskraft zu schöpfen. Aber es war jene schöne Zeit so ganz aus dem Bewußtsein der höhern Stände und der Gelehrten verschwunden, es war durch die völlige Umgestaltung der Sprache, wie aller übrigen Verhältnisse, eine so große Kluft zwischen der alten und der neuen Zeit gezogen worden, daß sie nur durch lange und tiefeingreifende Studien wieder geebnet werden konnte. Zwar haben sich mehrere der hervorragendsten Dichter mit der älteren Literatur beschäftigt, und außer Opitz, der das sogenannte „Annolied“ (I, 250) wieder aus der Vergessenheit hervorzog und in einer für jene Zeit sehr schätzenswerthen Ausgabe bekannt machte, haben auch Moscherosch, Harsdörffer, Klaj, Lauremberg, Neumark, J. H. Schill (S. o. S. 221), Roberthin, Hoffmannswaldau, Morhof und wohl noch Andere einzelne Dichter und Dichtungen der älteren Zeit gekannt*); aber es war eben nur Einzelnes, was sie kannten, so daß sie davon kaum tiefer berührt werden konnten, abgesehen davon, daß sie auch den offenen Sinn nicht mitbrachten, der für die lebendigere Aneignung nöthig gewesen wäre, da sie von der Zeitrichtung, die wir sogleich näher bezeichnen wollen, zu mächtig ergriffen waren.

Da somit weder die Gegenwart einen Anhaltepunkt darbot, von welchem aus die Poesie eine neue Entwickelung hätte beginnen können, noch die Möglichkeit gegeben war, an die ältere Zeit anzuknüpfen, so blieb kein anderes Mittel übrig, als sich an das Ausland anzuschließen, namentlich und zunächst an die Franzosen, deren Literatur seit Franz I. eine neue, auf Nachahmung des classischen Alterthums beruhende Richtung eingeschlagen hatte, die hauptsächlich durch Ronsard zu fester Ausbildung gelangt war. Daß dieses Anschließen an das Ausland schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums bemerkbar wurde, ist schon oben (S. 6) erwähnt worden; während diese Nachahmung aber damals nur von einzelnen Dichtern ausging, wurde sie jetzt der allgemeine Charakter der Zeit, was nicht nur aus den eben angegebenen Gründen, sondern auch aus den früheren Bemerkungen über den Einfluß der französischen Bildung überhaupt erklärlich wird. Denn die Dichter wurden von dem Strom der Zeitrichtung unwiderstehlich fortgerissen, und so traurig

*) Und wahrscheinlich hatten sie diese Kenntnisse nur aus Goldast's verdienstvoller Auswahl aus den Minnesingern (Paraenetica. Insulae 1604) geschöpft, welchem der Ruhm gebührt, zuerst wieder auf die ältere Literatur aufmerksam gemacht zu haben.

das Bekenntniß auch ist, daß von nun an alles Nationelle in der Poesie verschwindet, so liegt vielleicht ein kleiner Trost darin, daß die deutsche Kunst bei den damaligen Zuständen gänzlich untergegangen wäre, wenn sie nicht den damals einzig möglichen Weg eingeschlagen hätte. Ja die französische Literatur wurde später nochmals der Rettungsanker der unsrigen; denn als gegen das Ende des Zeitraums die neueren Italiener das Muster und Vorbild der deutschen Dichter wurden, was freilich Anfangs, wie sich im Verlauf der Darstellung zeigen wird, nicht ohne wesentliche Vortheile war, setzte sich nach und nach ein so falscher Geschmack voll Uebertreibung und Unwahrheit fest, daß alle besseren Elemente durch denselben vernichtet worden wären, wenn nicht zur rechten Zeit ein Gegengift darin gefunden worden wäre, daß man sich neuerdings der französischen Literatur in die Arme warf, welche unterdessen durch die großen Persönlichkeiten aus der Zeit Ludwigs XIV., namentlich durch Corneille, Racine, Molière und Boileau zu einer hohen Stufe der Bildung gelangt war. So muß die vorliegende Periode im Ganzen als eine durchaus unglückliche bezeichnet werden, welcher alle Selbstständigkeit und alles innere Leben abging, denn selbst bedeutendere Erscheinungen tragen, mit wenigen Ausnahmen, den allgemeinen Charakter der Nachahmung unverkennbar an sich, weshalb sie meistens auch nur in Bezug auf die Form von Werth sind.

So traurig es im Ganzen mit der Poesie aussah, so stand es mit der Prosa noch viel schlimmer, und in dieser Beziehung erscheint der vorliegende Zeitraum als vollkommener Gegensatz zum vorigen. Denn während im 16. Jahrh. die Sprache der Prosa durch Luther eine lebensvolle Gestaltung gewann, die Sprache der Poesie dagegen im Ganzen auf der früheren Stufe stehen blieb, so haben wir jetzt gerade das umgekehrte Verhältniß. Durch Opitz und seine unmittelbaren Nachfolger wurde die Sprache Luthers in ihrer ganzen Reinheit auch für die Poesie gebraucht und ausgebildet. Dagegen konnte sich die Prosa im Ganzen, welche gegen das Ende des vorigen Zeitraums so tief gesunken war, von ihrem Fall nicht wieder erholen, um so weniger, als sie sich, wie wir schon angedeutet haben, vor dem Eindringen der fremden Bestandtheile nicht bewahren konnte; und selbst einzelne bedeutende Erscheinungen hatten keinen nachhaltigen Einfluß.

Aus den vorigen Bemerkungen erhellt schon, daß die Sprache sowohl der Poesie, als der Prosa entschieden hochdeutsch war, und daß die Mundarten immer mehr zurücktraten. Dies war besonders im Norden der Fall, wo das Niederdeutsche schon im vorigen Zeitraum immer mehr zurückgedrängt worden war, und jetzt nur noch in satyrischen Dichtungen und Gelegenheitsgedichten scherzhaften Inhalts oder auch beim Lustspiele und der Oper, aber nur in einzelnen Scenen, erscheint. Dagegen tritt im katholischen Süden die Mundart noch in ihrer ganzen Unbeholfenheit und Rohheit hervor, die selbst ein reich begabter Mann, wie Jak. Balde (1603—1668), nicht überwinden konnte, so daß seine deutschen Verse sowohl in der Form als in dem Inhalt nicht die geringste Spur des poetischen Talents zeigen, das seine lateinischen Gedichte erfüllt, die zu den edelsten Erzeugnissen der damaligen Zeit gehören. Wenn aber die Mundarten ganz zurücktraten, so erhielt das Hochdeutsche durch Aufnahme passender und schöner Wörter aus denselben eine nicht geringe Bereicherung; daß es dagegen durch vielfache neue Wortbildungen eher verunstaltet wurde, haben wir schon zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Ehe wir zur Betrachtung der Leistungen im Gebiete der Poesie und Prosa übergehen, haben wir noch einige Worte über den Zustand der Wissenschaften hinzuzufügen. Wie schon vorübergehend berichtet worden ist, waren die Schulen und Universitäten von der erfreulichen Stufe herabgesunken, auf welche sie durch die Bemühungen der Reformatoren wenigstens in protestantischen Ländern gebracht worden waren; noch mehr zerfielen sie in Folge des Kriegs, da sich kaum eine Regierung mit ihnen befaßte. Die Volksschulen gingen an vielen Orten ganz ein, viele Mittelschulen hatten dasselbe Schicksal; an denjenigen aber, die sich in den Stürmen der Zeit erhielten, wurde der Unterricht meistens steif und pedantisch betrieben, so daß die Zöglinge in der That weder für das Leben, noch für die Wissenschaft herangebildet wurden. Auf den Universitäten sah es nicht besser aus; die meisten Lehrer waren steife Pedanten, welche sich über die eingeübten Formeln ihrer Wissenschaft nicht erheben konnten, dieselbe in geisttödtender Weise vortrugen und dem rohen, liederlichen Leben der Studenten mit Gleichgültigkeit zuschauten. Am traurigsten sah es mit der Theologie und Philosophie aus; beide wurden gleich engherzig und geistlos betrieben, und die Theologen namentlich erstickten durch die Tyrannei der übermäßigsten Orthodoxie allen Sinn für Fortbildung der Wissenschaft und des geistigen Lebens. Doch zeigten sich gerade hier, wenn auch spät, die ersten Regungen zum Bessern. Namentlich wirkten Spener und die sogenannten Pietisten wohlthätig ein, indem sie der trockenen und geistlosen Behandlung der Theologie eine gefühlvolle Auffassung der Religion entgegensetzten; sie brachten dadurch eine Bewegung hervor, welche die Geister aus langjährigem Todesschlummer erweckten. Zwar verursachten sie später viel Unheil, weil sie jede andre Form geistiger Regsamkeit verketzerten und verdammten; aber ihr erstes Auftreten muß immerhin als glücklich und verdankenswerth erscheinen. In anderer Weise und mit beinahe noch größerem Erfolge wirkte Thomasius auf eine Besserung der Zustände, indem er es zuerst wagte, die deutsche Sprache für Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände zu gebrauchen, woraus der Wissenschaft, wie der Sprache selbst, unberechenbare Vortheile erwuchsen, da man wohl behaupten kann, daß die großartige Bewegung, welche im folgenden Zeitraum die deutsche Literatur auf eine ungeahnte Höhe brachte, ihren Grund in der eben so glücklichen, als kühnen Neuerung des trefflichen Mannes hatte.

So traurig es übrigens im Ganzen mit der Gelehrsamkeit aussah, so sind doch nicht wenige Männer zu nennen, welche in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften Großes leisteten, und welche dem deutschen Namen selbst im Auslande Ruhm und Ehre erwarben. An der Spitze derselben steht der große Leibnitz, dessen Name einen Wendepunkt in der Philosophie bezeichnet, und der an Wolf einen Nachfolger hatte, welcher mit praktischem Blicke die Lehren seines Meisters einem größeren Publikum zugänglich machte. In den mathematischen und Naturwissenschaften erwarben sich der große Astronom Joh. Kepler aus dem Würtembergischen (1574—1639) und der Erfinder der Luft-

pumpe Otto von Guericke aus Magdeburg (1602—1686) unsterbliche Verdienste. In der classischen Philologie erwarben sich durch Gelehrsamkeit und fleißige Forschungen, zum Theil auch durch geschmackvollere Behandlung der alten Schriftsteller Joh. Fr. Gronov (1611—1671), Joh. Freinsheim und Aug. Buchner, welche beide auch später wegen ihrer Leistungen im Gebiet der deutschen Poesie zu nennen sind, Franz Junius (1589—1677), Gruter (1560—1627), Grävius (1632—1703) und noch Andere große Verdienste. Goldast endlich 1576—1635), Franz Junius und Schilter (1632—1705) sind wegen ihrer Herausgabe alter Denkmäler der deutschen Literatur als die ersten Begründer der deutschen Philologie anzusehen.

Erster Abschnitt: Poesie.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen den Charakter der Poesie im 17. Jahrh. schon in seinen allgemeinen Zügen bezeichnet; es bleibt uns noch übrig, denselben näher zu begründen, und insbesondere die verschiedenen Richtungen genauer zu entwickeln, welche sich im Laufe der Zeit geltend machten.

Man bezeichnet die Poesie des 17. Jahrh. gewöhnlich als eine Poesie der Gelehrten, und mit vollem Recht; nicht bloß deswegen aber, weil die meisten Dichter der Zeit wirklich Gelehrte waren, sondern weil die Poesie zunächst ein Erzeugniß der gelehrten Beschäftigung war, an welcher die schaffende Phantasie keinen oder nur sehr untergeordneten Antheil hatte. Wir haben schon entwickelt, welche Gründe mitwirkten und es nothwendig machten, daß die deutschen Dichter mit Aufgeben alles Nationalen in der Nachahmung des Fremden das einzige Mittel zur Wiederbelebung der Dichtkunst suchten und fanden; da diese Nachahmung an sich schon Kenntniß der fremden Literaturen, d. h. Gelehrsamkeit voraussetzt, so nahmen selbst solche Dichter, welche nicht eigentlich Gelehrte von Beruf waren, doch den Standpunkt solcher ein. Dies war um so entschiedener der Fall, je mehr sich die Dichter mit den fremden Formen und Stoffen auch die fremde Anschauungsweise aneigneten, je weniger selbstständige Kraft sie hiebei entwickelten. Wir haben zwar schon in der Periode des Minnegesangs die nämliche Erscheinung gehabt, daß die Dichter ihre Formen und Stoffe aus der Fremde entlehnten; aber abgesehen davon, daß auch der Volksgesang zugleich die herrlichsten Blüthen trieb, unterscheidet sich das 12. und 13. Jahrh. von dem 17. schon wesentlich darin, daß die Dichter in den Zeiten des Minnegesangs sich das Fremde vollkommen aneigneten, ihm mehr oder weniger ein nationelles Gepräge aufdrückten, was dagegen bei den Dichtern des vorliegenden Zeitraums durchaus oder nur in einzelnen Erscheinungen und nur in sehr beschränktem Maße der Fall war.

Die Poesie des 17. Jahrh. ist so ganz und so sehr Gelehrtendichtung, daß man ihren Ursprung und ihre fernere Entwickelung auf ein gelehrtes Werk zurückführen kann, aus welchem die Dichter ihre Kunst schöpften. Es ist dies das berühmte Buch „Von der deutschen Poeterey" von Opitz, welches nicht nur den Charakter seiner eigenen Dichtungen ausspricht, sondern auch die Grundlage aller späteren Bestrebungen wurde. Dies Büchlein, das er im J. 1624 niederschrieb, ist daher höchst wichtig. Im Ganzen lehnt sich Opitz freilich an die Poetik des französischen Gelehrten Scaliger, und auch dies ist wieder für die ganze Zeit bezeichnend; allein ihm gebührt doch das Verdienst, die von diesem mit Benutzung des Aristoteles und Horaz aufgestellten Gesetze der Kunst der deutschen Sprache und Poesie angepaßt zu haben. Die wichtigsten und einflußreichsten Bemerkungen, welche er aufstellt, sind in Kurzem folgende. Die Dichter sollen die reine hochdeutsche Sprache gebrauchen; sie sollen die Natur nachahmen, die Dinge aber nicht sowohl beschreiben, wie sie sind, als vielmehr, wie sie sein könnten oder sollten. Zugleich sollen sie aber auch die Alten zu Mustern nehmen. „Und muß ich ohne Scheu dieses erinnern, daß ich es für eine verlohrne Arbeit halte, im Fall sich jemand an unsere Deutsche Poeterey machen wollte, der, nebenst dem, daß er ein Poete von Natur seyn muß, in den Griechischen und Lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist, und von ihnen den rechten Griff erlernet hat; daß auch alle die Lehren, welche sonsten zu der Poesie erfordert werden, bey ihm nichts verfangen können." Was er sodann von den einzelnen Dichtungsarten, von der Erfindung und Anordnung der Gedichte sagt, berührt nur ganz Aeußerliches, und hat für uns keinen Werth; wichtiger ist das Capitel, in welchem er „von der Zubereitung und Zier der Worte" spricht. Zunächst verlangt er, wie schon in seinem „Aristarch", daß die Sprache rein und deutlich sei, daß man sich neuer, der poetischen Darstellung entsprechenden Wortzusammensetzungen bediene, dagegen alle auffallenden oder nicht im Geiste der deutschen Sprache liegenden Satzbildungen vermeide. Großes Gewicht legt er auf den Gebrauch der Epitheta oder schmückenden Beiwörter, „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen", weshalb „man sie von den Griechen und Lateinischen absehen und sich zu Nutze machen möge". Auch dem Reim widmet er große Aufmerksamkeit, und verlangt vor Allem die möglichste Reinheit desselben. Es klingt beinahe komisch, daß er sich weitläufig darüber ausläßt, wann das e geschrieben oder ausgelassen und dann durch einen Apostroph ersetzt werden solle; aber man wird dies begreifen, wenn man sich erinnert, welche Freiheiten sich hierin die Dichter des 16. Jahrh. erlaubten und wie rauh ihre Verse durch harte Zusammenziehungen wurden. Der wichtigste Abschnitt ist der, in welchem er auf Regelmäßigkeit des Versbaues dringt. Vor ihm hatten zwar schon einige Dichter die Sylben in Nachahmung der Franzosen gezählt, aber er war der Erste, welcher dies zum Gesetze erhob, und dann unterschied er sich auch von seinen Vorgängern darin, daß er einen steten Wechsel von betonten und unbetonten Sylben verlangte, um auf diese Weise die jambischen und trochäischen Verse der Alten nachzuahmen. Endlich verlangt er, daß man sich vorzugsweise der Alexandriner bediene, welche den heroischen Versen der Griechen und Römer entsprächen. Ronsard, sagt er, finde sie wegen ihrer Weitläufigkeit der ungebundenen und freien Rede zu sehr ähnlich; „weil aber unsere Sprache in solche Enge der Wörter, wie die Französische, nicht kann gebracht werden, müssen und können wir sie anstatt der heroischen Verse gar

wohl behalten, inmassen denn auch die Niederländer solches zu thun pflegen."

Alles, was Opitz hier verlangt oder als Gesetz aufstellt, das wurde denn auch von den meisten Dichtern als Gesetz anerkannt und mit der größten Gewissenhaftigkeit befolgt; und wenn auch einzelne Stimmen sich dagegen erhoben und über Anmaßung und Tyrannei klagten, sie wurden nicht gehört. Seine Poetik galt so allgemein für unwiderleglich und vollkommen, daß Manche sich sogar die Mühe nahmen, Gedichte Anderer, welche seine Gesetze nicht gekannt oder nicht befolgt hatten, auf die „Opitianische Art" zu richten, wie z. B. Fr. Greiff in seinem „Geistlicher Gedichte Vortrab". 4. Tüb. 1643), Kaspar Barths „Phönix" und Tobias Hübners „Zweite Woche", in Opitzische Verse umsetzt*).

Doch würde man einen nicht geringen Irrthum begehen, wenn man die Dichtung des 17. Jahrh. und ihren Charakter nur aus Opitzens Vorgang erklären wollte; er war in der That nur derjenige, welcher dem Gestalt und Wort gab, was in der Zeit lag; ja er war sogar nicht einmal der Erste, welcher auf die Nachahmung der fremden Formen hinwies, oder die neuen prosodischen Gesetze aussprach, da ihm, wie wir wissen, schon Melissus Schede, Weckhrlin und Ernst Schwabe von der Heyde und vielleicht auch Denaisius vorangegangen waren. (S. o. S. 6, 24, 43 ff.) Opitz hat die Richtung geleitet, aber keineswegs selbst und allein hervorgebracht. Ist man sich darüber klar, so wird man die damalige Richtung mit dem Namen der Opitzischen Schule bezeichnen können, ohne weiteres Mißverständniß befürchten zu dürfen. Man nennt sie auch wohl und zwar die erste Schlesische Schule, und es kann auch diese Bezeichnung gar wohl beibehalten werden, weil die neue Richtung ja in dem Schlesier Opitz ihren Hauptvertreter und Gesetzgeber hatte. In andrer Beziehung ist sie aber allerdings unpassend, denn wenn auch neben Opitz noch einige andere bedeutende Dichter der Zeit aus Schlesien stammten, so gehörte dagegen die weitaus größere Zahl und darunter der bedeutendste, Paul Flemming, andern Ländern an.

Fassen wir nun den Charakter der Opitzischen Schule, wie er sich aus den obigen Mittheilungen ergibt, zusammen, so läßt er sich auf folgende Hauptzüge zurückführen. Sie strebte vor Allem nach einer edleren und künstlerisch gebildeteren Form und schloß sich, weil die deutsche Literatur hierin keinen Anhaltepunkt darbot, dem Auslande, vornehmlich den Franzosen an, benutzte aber zugleich auch, wie wir schon aus einer Andeutung in Opitzens „Poeterey" wissen, in hohem Grade die Niederländer, welche schon damals den nämlichen Weg eingeschlagen und mit Nachahmung der Franzosen eine neue Kunstdichtung begonnen hatten. Ihre hauptsächlichsten Dichter, Jacob Cats, Vondel, Daniel Heinsius u. A. erscheinen daher sehr häufig als Vorbilder unserer Deutschen, und schon Opitz begann, einzelne Dichtungen derselben zu übersetzen. Auch in Bezug auf den Stoff schloß sich die Schule dem Auslande an, und bearbeitete entweder Gegenstände, welche schon von ihren Vorbildern behandelt worden waren, oder wenn sie doch neue wählte, so waren diese doch ganz im Sinn und Geist jener fremden. Nationale Stoffe kommen kaum vor, und waren in der That auch geradezu unmöglich, da die Vergangenheit vergessen war und die Gegenwart höchstens Anlaß zu Klagen über die täglich zunehmende Zerrüttung des Reiches und des Volkes gab. Dieser Mangel an poetischem Stoff führte bald zu einem Abwege, welcher im ganzen Zeitraum nicht wieder verlassen werden konnte, wir meinen die Gelegenheitsdichterei, welcher selbst die besten Dichter anheimfielen, zu welcher sich selbst Opitz bequemen mußte, ob er gleich dieselbe in seiner „Poeterey" als das Verderben der Kunst bezeichnete. Alle Sammlungen ohne Ausnahme sind mit Gelegenheitsgedichten überfüllt, welche wohl, ohne zu übertreiben, die größere Hälfte aller Dichtungen des 17. Jahrh. bilden. Häufige Veranlassungen zu denselben gaben die zahlreichen Hoffeste, fürstlichen Beilager, Jagden und andre Lustbarkeiten, dann die besondren festlichen Gelegenheiten in den Häusern vornehmer Männer oder auch in denen der Freunde und Verwandten; und so erscheinen namentlich die Hochzeits- und Begräbnißgedichte in beinahe unzählbarer Menge. Man muß sich allerdings hiebei über die unerschöpfliche Erfindungsgabe der Dichter wundern, wenigstens der besseren, welche den immer gleichen Stoffen oft eine neue Seite abzugewinnen wußten; aber es konnte nicht fehlen, daß sich auch oft gesuchte Gedanken einschlichen, und keiner, insbesondre bei Hochzeitsgedichten, verschmäht wurde, mochte er noch so abgeschmackt sein, wenn er nur in irgend einer Weise als neu erschien oder für geeignet gehalten wurde, das Lächeln der Hochzeitsgäste zu erregen, und sollte dies auch auf Kosten der Sittsamkeit geschehen. Freilich war dies vorzüglich bei den späteren Dichtern der Fall, deren hiehergehörige Dichtungen oft alle Gränzen des Anstandes und der Zucht überschreiten; die früheren Dichter beobachteten hierin, wie sonst überall, eine edlere Haltung und reinere Gesinnung. Dies hing schon damit zusammen, daß Opitz und seine Nachfolger den sittlichen Nutzen für den Hauptzweck der Poesie hielten. Wurden sie aber dadurch vor den Abwegen sicher gestellt, in welche die späteren Dichter verfielen, so erhielt dagegen die Dichtung einen im Ganzen nüchternen und prosaischen Charakter, der durch das Streben nach klarer, gemäßigter Darstellung noch entschiedener hervortrat. Denn da es als ein Hauptgesetz galt, sich so wenig als möglich von den gewöhnlichen Formen der Darstellung zu entfernen, so entbehrte diese aller Mannigfaltigkeit und alles Lebens; es wurde die Sprache steif und pedantisch unbeholfen, wie sie auch durch den Alexandriner breit und weitschweifig wurde.

Da die Richtung der ersten Schlesischen Schule beinahe ausschließlich formell, und es eben nicht schwierig war, sich die durch Opitz aufgestellten Gesetze anzueignen, so ist es begreiflich, daß die Zahl der Dichter bald außerordentlich anwuchs, da es zudem ziemlich leicht war, sich in engeren Kreisen eine gewisse Anerkennung zu verschaffen. Und da die vielen kaiserlichen Pfalzgrafen das Recht erworben hatten, an des Kaisers Statt, Dichter zu krönen,

*) Freilich ist Barths Gedicht (es behandelt die Unsterblichkeit der Seele) bei unverkennbarem Gedankenreichthum in der Darstellung hart und ohne allen Rhythmus; wenn es aber in dieser Beziehung durch Greiffs Bearbeitung gewonnen haben mag, und dies ist nicht viel, hat es dagegen an Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks vielfältig wieder verloren.

so vermehrte sich auch die Zahl der „kaiserlich gekrönten Poeten“ bald so übermäßig, daß kaum mehr ein Städtchen ohne einen solchen zu finden war *).

So verdienstvoll daher die Bemühungen der Opitzischen Schule waren, da sie das Neuhochdeutsche zur Sprache der Poesie erhoben, ihm einen sicheren, klaren und ruhigen Gang vorgezeichnet und durch die Aufstellung fester prosodischer Gesetze, so wie durch Nachbildung fremder Formen eine neue Kunstdichtung geschaffen hatte; so trug sie doch theils durch ihre einseitige Verstandesrichtung, theils durch ihr ausschließliches Hingeben an das Ausland den Keim des Verderbens in sich, von dem sie auch sicher schon bald vollständig ergriffen worden wäre, wenn sie nicht frühe genug in einer neuen Richtung wenigstens für eine Zeitlang neue Lebenskraft gewonnen hätte. Diese neue Wendung in der poetischen Anschauung kam zunächst von den Pegnitzschäfern, welche dem bloß reflektirenden Verstande der Opitzischen Schule die Phantasie, und ihrem Ernst die Heiterkeit entgegensetzten. Doch fehlte es leider selbst den bedeutendsten Mitgliedern des Blumen-Ordens Klaj und Harsdörffer sowohl an Phantasie, als an freier Lebensanschauung, so daß einerseits ihre Erfindungen nicht über die Allegorie hinausgingen, die schon ihrem Verein zum Grunde lag, und sie andrerseits in oft kindische Spielereien verfielen. Da sie die Poesie im wirklichen Leben nicht erkannten, suchten sie sie außerhalb desselben und bildeten sich zu diesem Behufe eine phantastische Schäferwelt, zu welcher sie übrigens schon Vorbilder in den Dichtungen der neueren Italiener fanden, so wie ihnen auch schon Opitz durch seine „Hercynia“ vorangegangen war. Doch stehen die Pegnitzer in der poetischen Behandlung des Schäferlebens den Italienern ganz unbedingt nach. Denn wenn diese sich auch in ihren Schäfergedichten von der Wahrheit und dem wirklichen Leben entfernten, und uns Gestalten und Verhältnisse vorführten, die nur in ihrer Phantasie fußten, so bemüheten sie sich doch, ihre Schäferwelt als wirklich und selbstständig darzustellen, wogegen die Pegnitzer diesen Standpunkt, welcher der Dichtung allein noch Leben und eine gewisse poetische Wahrheit zu geben vermag, nicht einmal zu dem ihrigen machten, da sie vielmehr ihrer Schäferwelt nur die Bedeutung einer Allegorie gaben, wodurch sie gerade die sinnliche Anschaulichkeit, nach der sie eigentlich strebten, unwiederbringlich verlor. Dadurch aber sahen sich die Pegnitzer gezwungen, nach äußeren Mitteln zu greifen, um das sinnliche Element der Poesie einigermaßen wieder zu gewinnen; daher häuften sie die schmückenden Beiwörter in übermäßiger Weise, daher verloren sie sich in unendlichen Schilderungen, daher suchten sie vermöge der Sprache Alles zu malen, und wenn dieses nicht gelang, die Form der äußern Gegenstände wenigstens durch die Form der Strophengebäude wiederzugeben oder den Gesang der Vögel durch neue Wortbildungen nachzuahmen und Aehnliches mehr. So war die Dichtung der Pegnitzschäfer, obgleich ihrem ersten Grunde nach unverkennbar ein Fortschritt, in der Ausführung ein mächtiger Rückschritt; und wenn sie auch selbst außerhalb des Blumenordens vielfältige Nachahmung fand, so mußte sie doch bald in sich zusammensinken.

Glücklicher Weise blieb der Gedanke nicht unbeachtet, von dem sie ausgegangen war; er fand eine weitere Entwickelung in dem Lande selbst, aus welchem die neue Kunstdichtung ausgegangen war, in Schlesien, weshalb diese fernere Richtung, welche von Hoffmann von Hoffmannswaldau und Dan. Kasp. von Lohenstein begründet wurde, mit dem Namen der zweiten Schlesischen Schule bezeichnet wird. Diese unterscheidet sich, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, wesentlich dadurch von der ersten, daß sie von dem Nutzen der Poesie gänzlich absah, und deren Hauptzweck, allerdings mit größerem Rechte, wenn auch in der Anwendung irrend, in der Ergötzung suchte und legte. Dies brachte es schon mit sich, daß nun die Phantasie entschieden dem Verstande entgegengesetzt wurde, und daß man nach lebendigeren Stoffen, wie nach lebendigerer Darstellung strebte. Aber die Gründe, welche die Opitzische Schule dem Ausland in die Arme geworfen hatte, bestanden noch in vollem Maße; es fehlte jetzt, wie damals, an nationalen Stoffen und an nationalem Sinn, ja dieser war noch viel mehr verschwunden, da seitdem die Erniedrigung Deutschlands ihren höchsten Punkt erreicht hatte. So fanden sich die Dichter der zweiten Schlesischen Schule ebenfalls an das Ausland verwiesen; ihrer ganzen Richtung nach lehnten sie sich aber nicht so sehr an die Franzosen, als an die neueren Italiener, welche zwar nicht mit großer Einbildungskraft begabt waren, aber alle die äußeren Mittel in hohem Grade besaßen, welche auf ihre Werke den Schein reicher Phantasie warfen. So suchten auch ihre deutschen Nachahmer vorzüglich durch äußere Mittel zu wirken. Als solche galten namentlich Bilder und lebensvolle Schilderungen, sinnlich anschauliche Gleichnisse und Beiwörter, welche die Phantasie beschäftigten und anregten. Dadurch erhielt die Poesie einen farbenreichen Glanz, der um so mehr bestechen mußte, wenn man ihn mit der zwar glatten und correcten, aber nüchternen Darstellung der Opitzischen Schule zusammenstellte. Auch der Vers wurde mit mehr Leichtigkeit und Beweglichkeit behandelt, wenn auch im Ganzen die von Opitz aufgestellten Grundsätze getreulich befolgt wurden. Aber diese äußeren Mittel, auf welchen hauptsächlich die Kunst der zweiten Schlesischen Schule begründet war, konnten nur so lang gefallen, als sie neu waren, weshalb man sich bald gezwungen sah, fortwährend nach neuen Bildern zu haschen und zuletzt durch Häufung derselben die geschwächte Wirkung zu erhöhen. So verfiel man in Uebertreibung und Schwulst, der bis zur äußersten Geschmacklosigkeit ausartete, jagte nach seltsamen und hochtrabenden Bildern und überhäufte die Darstellung mit gesuchten Beiwörtern, auf deren Gebrauch die ganze Schule

*) So wurde unter Anderen ein gewisser Jacob Vogel aus Stößen an der Saale, seines Berufs ein Bader, zum kaiserlichen Dichter gekrönt, dessen ziemlich zahlreiche Reimereien so überaus form- und geistlos waren, daß man später alles unsinnige Gewäsche mit Beziehung auf seinen Beruf und seine Heimath Salbaderei nannte. Doch hatte er keine geringe Meinung von sich, wie aus folgenden Reimen erhellt, die uns Neumeister aufbewahrt hat:

„Deutschland hat zwar einen Lutherum,
Aber noch keinen Homerum,
Einen rechtschaffenen Propheten,
Aber doch keinen rechtschaffenen Poeten.
Doch nun thut Gott erwecken frey
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum teutschen Poeten gekrönet ist
Von hohen Leuten dieser Frist.“

überhaupt außerordentlich viel Werth legte. Und doch mußten sich diese Bilder und Ausdrucksweisen bei den im Ganzen sehr beschränkten Stoffen bald erschöpfen, man sah sich genöthigt, dieselben immer wieder zu gebrauchen, so daß sich nach und nach eine ganz conventionelle Sprache festsetzte, welcher alle Mannigfaltigkeit fehlte, die zuletzt noch steifer und unbeholfener wurde, als die der schlechteren Dichter aus der Opitzischen Schule und die sogar noch widriger erschien, weil sie mit dem immer noch unverkennbaren Streben nach äußerem Prunk und Glanz in gar zu offenbarem Widerspruche stand. — Wie in der Darstellung, so steuerte die zweite Schlesische Schule auch in dem Inhalte ihrer Dichtungen vorzüglich darauf hin, die größtmöglichste Wirkung hervorzubringen, daher sie vornämlich darauf ausging, die Leidenschaften des menschlichen Herzens, insbesondere die mächtigste von allen, die Liebe, darzustellen. Aber wie ihre hochverehrten Vorbilder, die neueren italienischen Dichter, und Ovid unter den lateinischen, welche man ebenfalls zu studiren und nachzuahmen begann, vorzüglich die s i n n l i c h e Liebe zum Stoff ihrer Darstellungen gewählt hatten, so wurde auch diese der Lieblingsgegenstand der Dichter aus der zweiten Schlesischen Schule. Allerdings gewährt dieser Stoff eine große Mannigfaltigkeit der Auffassung; wenige sind so geeignet, dem Dichter Gelegenheit zu Erfindung neuer Zustände und Verhältnisse und somit zu lebhaften Schilderungen zu geben; und da auch bei der sinnlichsten Aeußerung die innere Gefühlswelt des Menschen mächtigen Antheil nimmt, so erhält der Dichter zugleich Veranlassung, diese in das Bereich seiner Darstellung zu ziehen. Somit konnte man in der That keine passenderen Stoffe wählen, besonders da das beschränkte und philisterhafte Leben im Vaterland Nichts darbot, was ihnen hätte entgegengesetzt werden können; allein zum Unglück traten schon bei den Führern der zweiten Schlesischen Schule die psychologischen Momente beinahe ganz in den Hintergrund und es erhielten dagegen die rein sinnlichen das vollständigste Uebergewicht. Dadurch wurde nicht nur der Stoff in seiner Ausführung außerordentlich beschränkt, er mußte auch, was noch viel schlimmer war, zu der schlimmsten aller Ausartungen, zum gemein Lüsternen und sogar zur Obscönität führen; denn bald konnten die bloßen Zweideutigkeiten der überreizten Phantasie der Dichter nicht mehr genügen. Es ist wirklich entsetzlich, wie tief die Dichter der Schule in dieser Beziehung sanken, und man darf nur die große von Neukirch herausgegebene Sammlung*) durchblättern, um sich zu überzeugen, daß die nacktesten Schilderungen der sinnlichen Lust noch nicht das Gemeinste sind, was sie erfunden und besungen haben.

Bei allen diesen Verirrungen ist nicht zu läugnen, daß die deutsche Kunst durch die zweite Schlesische Dichterschule und besonders durch ihre zwei Hauptgestalten Hoffmannswaldau und Lohenstein wesentlich gefördert, daß durch sie namentlich die poetische Sprache lebendiger, mannigfaltiger und glänzender wurde; als aber dies erreicht war und selbst die Sprache in der oben angegebenen Weise zu erstarren begann, mußte nach und nach die immer mehr zunehmende Erbärmlichkeit zum Bewußtsein gelangen, und sich allmählich eine Reaction gegen dieselbe bilden. Diese wagte sich zwar Anfangs nur schüchtern hervor, weil das Ansehen der genannten Dichter, die geradezu als unübertrefflich bewundert wurden, viel zu fest stand; allein nach und nach schlossen sich die besseren Köpfe an die neue Bewegung, ja selbst Solche, welche früher jener Manier gehuldigt hatten; und der Widerspruch wurde gegen das Ende des Zeitraums so kräftig, daß es nur eines entschiedenen Vorkämpfers, wie Gottsched, bedurfte, um die Schlesische Schule auf immer zu vernichten.

Wie diese der nüchternen Verstandesrichtung der Opitzischen Schule die Phantasie entgegengesetzt hatte, so trat dem geschmacklosen Ueberwuchern derselben in Form und Gehalt Streben nach Natürlichkeit entgegen; und wie Hoffmannswaldau und seine Nachfolger die Nachahmung von der französischen und holländischen Literatur auf die italienische geleitet hatten, so lehnte man sich jetzt wieder an die französische Poesie, aber freilich an die vollkommenere Gestaltung derselben unter Ludwig XIV. Als Hauptvertreter des Strebens nach Natürlichkeit ist Christian W e i s e zu nennen; die Anlehnung an die französische Literatur wurde besonders durch drei Dichter vermittelt, welche, an glänzenden, in französischer Bildung sich bewegenden Höfen lebend, sich diese angeeignet hatten und sie auf die deutsche Poesie zu übertragen suchten. Dies waren C a n i tz in Berlin, B e s s e r, ebenfalls in Berlin, dann in Dresden, und H e r ä u s in Wien. Aber selbst der bedeutendste unter denselben, Canitz, war ohne schaffendes Talent, und wenn auch die Poesie auf dem von ihm eingeschlagenen Wege an innerer und äußerer Reinheit gewann, so verfiel sie dagegen in platte Reimerei, der um so weniger zu entgehen war, als durch die Bedürfnisse der Höfe, welche auch in äußerem Glanz es dem französischen nachzuthun suchten, die Gelegenheitsdichterei neuerdings einen großen Aufschwung nahm, da nun jedes Hoffest besungen oder auf irgend eine Weise durch die Poesie verherrlicht werden sollte. Es hätte daher diese Bewegung kaum zu beachtenswerthen Ergebnissen geführt, wenn sich ihr nicht andere, lebenskräftigere Elemente zugesellt hätten. Unter diesen sind zunächst die Anfänge der poetischen Kritik zu erwähnen, welche freilich zuerst nur schwach waren, aber doch mächtig genug, um das Ansehen Hoffmannswaldaus und Lohensteins zu erschüttern, und dann auch deshalb bedeutend, weil sie schon die Richtung bezeichnen, welche im folgenden Zeitraum der deutschen Kunst einen so entscheidenden Umschwung gab. Den ersten Anstoß hiezu gab W e r n i c k e; die nähern Umstände, unter welchen es geschah, werden wir am füglichsten erwähnen, wenn wir dessen literarische Thätigkeit genauer darstellen. Endlich wurde die neue Zeit auch dadurch mächtig vorbereitet, daß ganz am Ende des Zeitraums zwei Dichter hervortreten, welche, frei von Lohensteinischem Schwulst sowohl, als von dem wiederherrschenden französischen Geschmack, neue, lebenskräftige Quellen der Poesie eröffneten. Der Eine, Christian G ü n t h e r, zeigte durch sein Beispiel, daß das innere Gemüthsleben des Menschen den reichsten Stoff zu ächt poetischen Darstellungen bietet; der andre, Barthold B r o c k e s, wies auf die Natur und ihre mannigfaltigen Erscheinungen als auf die unerschöpflichste Fundgrube poetischen Lebens hin; und wie Günther die reine Gefühlsdichtung einleitete, so begann mit Brockes eine

*) Des Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesene Gedichte. 7 Bde. 8. Lpz. 1695—97.

objectivere Anschauung in der Lyrik, zwei Richtungen, welche sich später zu großer Bedeutsamkeit entwickelten.

Ueberblicken wir die Leistungen des Zeitraums nach den verschiedenen Dichtungsformen, so ergibt sich, daß die lyrische Poesie unverhältnißmäßig stark bearbeitet wurde, während die übrigen Gattungen beinahe ganz zurücktraten. Nur für die didaktische Poesie herrscht noch ziemlich große Thätigkeit, doch auch nur in den kleineren Gattungen, namentlich dem Epigramm, dann auch in der Satyre, während das eigentliche Lehrgedicht nur wenig behandelt wird, was um so mehr auffallen muß, als die Opitzische Schule doch einen so entschieden didaktischen Charakter hatte. Am wenigsten gedeiht die epische Poesie, für welche die traurige Zeit allerdings auch wenig paßte; selbst die Fabel taucht erst gegen das Ende des Zeitraums wieder auf. Erfreulicher sind die Leistungen im Drama, das eine Zeitlang zu einer kaum geahnten Höhe gelangt, aber eben so schnell wieder zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabsinkt, welche durch die zahlreichen Arbeiten der letzten Jahre nur noch greller hervorsticht.

Was endlich die äußere Form der Dichtungen betrifft, so wird in dem vorliegenden Zeitraum der Reim mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Geschick behandelt. Besonders gilt Reinheit desselben allgemein für ein nothwendiges Erforderniß, doch wird sie schon deswegen nicht immer erreicht, weil der Sprache immer noch die hiezu nöthige Ausbildung und Gewandtheit fehlt. Auch war der Reim noch keineswegs reich, was man durch Reimkünsteleien aller Art zu ersetzen suchte, die sich namentlich bei den Pegnitzschäfern bis zur widrigsten Uebertreibung finden. An die Stelle der früheren kurzen Reimpaare tritt nun vorzugsweise der Alexandriner, welcher ausschließlich Versmaß der längeren oder in höherem Tone gehaltenen Gedichte wird, daher nicht bloß die epischen, dramatischen und didaktischen Gedichte, sondern auch die Episteln, Elegien, Ehr- und Lobgedichte, überhaupt weitaus die meisten Gelegenheitsgedichte in dieser Versart abgefaßt sind. Die Lieder und Oden sind dagegen in Strophenform gedichtet, und dieser gibt es eine große Menge, welche zwar meistens Nachbildungen fremder Vorbilder sind, jedoch im Ganzen nicht ohne Glück behandelt werden. Eigenthümlich sind die Spielereien, welche in dieser Beziehung namentlich bei den Pegnitzschäfern erscheinen, welchen es als ein Beweis von dichterischer Erfindungsgabe galt, den Strophen die Form der mannigfaltigsten äußeren Gegenstände zu geben. So finden sich in der „Nymphe Noris" von Hellwig gereimte Abbildungen des „zweyspitzigen Parnassus", eines Thurms „mit zweyen neben thürnlein" (Harsdörffers Wappen), eines Baums, des Reichsapfels, einer Orgel, einer Schalmei, einer Laute, eines Brunnens, einer Sanduhr und einer Ehrensäule.

I. Lyrische Poesie.

Daß die lyrische Poesie im vorliegenden Zeitraum weitaus am häufigsten bearbeitet wurde, haben wir schon bemerkt, wir müssen aber sogleich noch hinzufügen, daß sie ohne Vergleich unter allen Dichtungsformen am höchsten steht, wenn auch noch so viele Verirrungen, namentlich in der zweiten Hälfte der Periode zu beklagen sind. Doch mangelt auch den besseren Erzeugnissen beinahe durchgängig die höhere poetische Weihe, und es wird nur zu häufig recht fühlbar, daß die Dichter mehr die Form im Auge hatten, als den inneren Gehalt, und daß sie mit wenigen Ausnahmen ihre Stoffe nicht aus sich heraus entwickelten, sondern von Außen aufnahmen, sei es, daß sie fremde Vorbilder bald mehr bald weniger sclavisch nachahmten, sei es, daß sie gegebene Verhältnisse zum Gegenstande ihrer Darstellungen wählten. Wie überhaupt, so wurde auch und ganz besonders in der lyrischen Poesie das Gelegenheitsgedicht vorherrschend; ja es tragen selbst solche Poesien den Charakter von Gelegenheitsgedichten, welche sich nicht als solche darbieten. So stellen die Liebesgedichte, deren Zahl sehr groß ist, selten wahre Verhältnisse dar, man sieht es ihnen vielmehr leicht an, daß die Dichter sich solche erdacht haben, weil sie so sehr an die Form von Gelegenheitsgedichten gefesselt waren, daß sie sich zur Darstellung ihrer Gedanken und Empfindungen an äußere Verhältnisse anlehnen mußten. Sie haben aber auf diese Weise gerade das Umgekehrte von dem gethan, was Göthe bekanntlich von einem guten Gedichte fordert. Denn während dieser verlangt, daß der Dichter zwar von einem bestimmten äußern Verhältnisse ausgehen, dasselbe aber durch seine Behandlung zur poetischen Allgemeinheit erheben solle, haben jene Dichter die allgemeinen Gedanken und Anschauungen nicht anders zu behandeln verstanden, als daß sie dieselben auf einen speciellen Fall zurückführten, was der epischen Poesie allerdings ganz angemessen ist, der lyrischen aber unbedingt widerstrebt.

Die verschiedenen Wendungen, welche die deutsche Poesie im 17. Jahrh. und im Anfange des 18. nahm, zeigen sich am deutlichsten in der lyrischen Poesie, weshalb wir sie auch der leichteren Uebersicht wegen nach den verschiedenen, oben bezeichneten Gruppen betrachten müssen. Wir haben zunächst die erste Schlesische Schule ins Auge zu fassen.

Wie der Poesie überhaupt, so gab Opitz auch der Lyrik ihr bestimmtes Gepräge: Streben nach Natürlichkeit, Verständlichkeit und correcter Darstellung, daher im Ganzen auch hier das Didaktische und Nachahmung des Auslandes vorherrschend wurde. Das volksthümliche Element tritt beinahe ganz zurück und zeigt sich nur mehr oder weniger schwach bei einzelnen Dichtern, wie z. B. bei Zinkgref, wo es in edlerer Weise erscheint, bei Finkelthaus und Brehme, wo es ein derberes, beinahe rohes und pöbelhaftes Aussehen gewinnt. Am höchsten steht in dieser Beziehung Mich. Moscherosch, dessen in seinen „Gesichten" zerstreute Lieder den Volkston mit seinem, auch wo er straft, heiteren Humor am reinsten und vollsten treffen. Es ist freilich nicht leicht zu bestimmen, ob diese Lieder wirklich alle von ihm verfaßt sind, und vielleicht mögen manche derselben wirkliche Volkslieder sein.

War auch Schlesien durch Opitz der Ausgangs- und Mittelpunkt der neueren Kunst, so war es doch keineswegs das einzige Land, wo seine Lehre mit Begeisterung aufgenommen, als poetisches Gesetzbuch anerkannt und von den Dichtern mit einer oft ans Kleinliche gränzenden Genauigkeit befolgt wurde; ja es bleibt Schlesien sogar hinter andern Ländern zurück, man mag nun die Zahl oder die Bedeutsamkeit der Dichter in Betracht ziehen. Un-

ter den Schlesiern haben wir im Verhältnisse nur Wenige zu nennen*), und unter diesen Wenigen ist nur Einer, der als Lyriker (denn wir haben es hier ja nur mit diesen zu thun) einen ausgezeichneten Rang behauptet; es ist dies Andreas Gryphius. Obgleich ihm nachstehend, verdient doch auch Andreas Tscherning wegen der Reinheit und Gewandtheit seiner Dichtungen eine nähere Beachtung. Der in früher Jugend, vielleicht schon als Gymnasiast verstorbene Andreas Scultetus aus Bunzlau würde gewiß bei längerem Leben Großes geleistet haben; dafür bürgt seine „Oesterliche Triumphposaune“ (1642), in welcher bei vielen Mängeln ächt poetisches Talent, Schwung und Phantasie nicht zu verkennen ist. Weit weniger bedeutend ist der Tübinger Professor Christoph Kaldenbach (oder Caldenbach) aus Schwiebus (1613—1698), dessen längeres Lied: „Magdalena die Sünderin zu den Füssen Jesu“, ob sie gleich von Heinrich Albert in Musik gesetzt wurde, weder durch die Form, noch durch den Inhalt besonders anspricht. Eigenthümlicher, aber keineswegs von größerer Bedeutung ist Wenzel Scherffer von Scherfenstein aus Leobschütz, der als Organist zu Brieg starb. Dieser bildet übrigens eher einen Gegensatz zu Opitz, als daß er zu dessen Nachahmern gezählt werden könnte, da er sich die höfische Feinheit desselben in keiner Weise aneignete, vielmehr durch Ausdrücke und Bilder zu wirken suchte, die er dem gemeinen Leben entnahm. Weniger kräftig, aber eben so unzierlich ist Nikolaus Peuker aus Jauer, der 1674 als Stadtrichter zu Cölln an der Spree starb. Dagegen sucht Enoch Gläser (1628—1668) in seinen „Hirtengedichten und Scherzliedern“ die reine Form der Opitzischen Dichtung festzuhalten. Andere werden wir bei den Dichtern von geistlichen Liedern kennen lernen, noch Andere, und darunter einige bedeutende, sind füglicher bei den Dichtern anderer Länder zu erwähnen, in welchen sie die Opitzische Lehre gleichsam als Apostel verbreiteten.

Als ein solcher Apostel ist vor Allem August Buchner (1591—1661) zu nennen, welcher zwar nicht aus Schlesien stammte (er war aus Dresden gebürtig), aber Opitzens vertrauter Freund war, der auch zunächst durch seine Vermittlung zum Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft aufgenommen wurde. Buchner verbreitete die Lehre seines Freundes, weniger durch eigene Dichtungen, als durch seine akademischen Vorträge (er war seit 1616 Professor in Wittenberg); er führte dessen Ansichten systematischer aus und trug sie, wie es scheint, mit solchem Glücke und solcher Wärme vor, daß alle Zeitgenossen in seinem Lobe übereinstimmen. Diese Vorträge kamen erst nach seinem Tode unter dem Titel: „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst“ (zuerst 1663, dann in einer besseren Form 1665) heraus. Im Ganzen sich genau an Opitz anschließend, begründet er Einzelnes ausführlicher, wie er auch der Erste war, welcher den Gebrauch des Daktylus einführte. Viele seiner Zuhörer wurden durch ihn zum Dichten veranlaßt, doch erheben sich nur wenige von ihnen über die Mittelmäßigkeit, wenn ihnen auch Correctheit in der Form nicht abgesprochen werden kann. Die bedeutendsten derselben sind J. G. Schoch in Leipzig, David Schirmer in Dresden und Zacharias Lund aus dem Herzogthum Schleswig; untergeordneter sind G. A. Richter und Jeremias Gerlach, deren Dichtungen jedoch nicht ohne allen Werth der Erfindung und nicht ganz ohne Schwung sind.

Doch verbreitete sich die Opitzische Lehre in Sachsen keineswegs allein durch den Einfluß und die Theilnahme Buchners; sie fand auch außer dem von ihm geleiteten Kreise freudige Anerkennung. So wurde dieses Land eine vorzügliche Pflanzstätte der neuen Kunst, und es ist nicht nur die Zahl der Dichter größer, als in jedem andern Lande, es brachte auch den weitaus größten Lyriker der ganzen Zeit hervor, den trefflichen Paul Flemming. Freilich treten alle übrigen vor diesem ganz zurück, aber es verdienen doch Manche von ihnen im Verhältniß zur Entwickelung der Poesie überhaupt nähere Erwähnung. Wir nennen zuerst Flemmings Freund, den Leipziger Stadtrichter Gottfried Finckelthaus, der Mehreres unter dem Namen Greger Federfechter von Lützen herausgab. Daß er bei aller Anlehnung an Opitz in mehr volksmäßiger Weise dichtete, haben wir schon oben erwähnt; es paßt dies ganz zu seinem heiteren Charakter, der ihn freilich auch oft das Komische mit dem Platten verwechseln ließ. In ähnlichem Sinne dichtete Christian Brehme, Bürgermeister in Dresden, wo seine Gedichte im J. 1637 erschienen. Auch bei ihm begegnen wir demselben heiteren, lebensfrohen Sinne, der oft in Plumpheit ausartet; aber wir können in beiden Flemmings Einfluß nicht verkennen, der sich ja gerade darin von seinen Zeitgenossen wesentlich unterschied, daß seine Dichtungen auf der Wirklichkeit fußten. Entschiedener schlossen sich Ernst Christoph Homburg in Naumburg und G. Neumark in Weimar an Opitz an.

Nächst Sachsen finden wir die neue Kunst bald auch in Preußen einheimisch, wo sie durch Opitz selbst, der sich eine Zeitlang in Danzig und Thorn aufhielt, so wie durch seinen Schüler und Landsmann Joh. Peter Titz aus Liegnitz, Professor der Poesie am Gymnasium in Danzig, verbreitet wurde. Am frischesten entfaltete sie sich aber in Königsberg, wo einige bedeutende Männer, von gleicher Liebe für die deutsche Kunst und von gleicher Ehrfurcht gegen ihren Begründer erfüllt, sich eng an einander schlossen, ohne einen eigentlichen Verein zu bilden, obgleich die Anlage zu einem solchen schon dadurch gegeben war, daß auch sie sich meistens Schäfernamen gaben. Die bedeutendsten unter denselben waren Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert, der, seines Berufs ein Musiker, nicht wenig dazu beitrug, in den Dichtungen seiner Freunde das musikalische Element zu wecken, welches den Liedern ihres Meisters Opitz und anderer Dichter aus seiner Schule vollständig abging.

Neben Königsberg ist Hamburg als einer der bedeutendsten Sitze der Opitzischen Poesie zu nennen, wie es auch in der Folge noch lange Zeit hindurch an den poetischen Bestrebungen lebhaften Antheil nahm. Damals waren es besonders drei Männer, welche die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich wandten, Georg Grefflinger, Jacob Schwieger und Philipp von Zesen. Letzterer, der schon als Schüler Buchners hätte angeführt werden können, war einer der begabtesten Männer der Zeit, und steht jedenfalls weit höher als der

*) Wir übergehen billig die große Zahl der talentlosen Reimer, wie die beiden Elias Major, Vater und Sohn, den Christoph Coler, Nüßler, welchen sein Freund Opitz selbst zum Dichten veranlaßte, u. A. m.

Holsteiner J. Rist, der ihm in vielfacher Beziehung nachzuahmen suchte, ohne ihn jedoch in irgend einer Weise erreichen zu können. Jene drei Männer wurden aber vornämlich dadurch bedeutend, daß sie dem steifen Ernst der Opitzischen Lyrik eine mehr heitere, sinnliche Auffassung des Lieds entgegensetzten, wodurch sie mit den Pegnitzschäfern in Nürnberg verwandt erscheinen. Doch ehe wir zu diesen übergehen, welche, wie wir schon wissen, einen bewußten Gegensatz zu Opitz und seiner Schule bildeten, wollen wir noch die übrigen Länder kurz berühren, in welche die neue Kunstrichtung drang. Daß der katholische Süden ganz zurücktrat, haben wir schon früher erwähnt, und in der That haben wir jetzt weder aus Bayern, noch aus Oesterreich einen Namen zu nennen; auch Schwaben wird von der Bewegung kaum ergriffen, obgleich der schon erwähnte Tübinger Professor Kaldenbach durch seine „Anweisung zu Abfassung deutscher Gedichte" (Nürnberg 1674) für die Verbreitung derselben zu wirken suchte. Am Niederrhein tritt uns zwar ein bedeutender Dichter entgegen, Friedr. v. Spee, allein derselbe ging seinen eigenen, selbstständigen Gang, und eben so wenig drang Opitzens Einfluß am Oberrhein durch, obgleich sein Ruhm gerade dort ausgegangen war, da ja sein Freund Zinkgref seine ersten Gedichte in Straßburg herausgegeben hatte. Allein so sehr dieser seine Verdienste anerkannte, und sich auch seine formellen Fortschritte anzueignen suchte, so blieb er doch durch die mehr volksmäßige Auffassung von der neuen Richtung getrennt. Ein anderer elsässischer Dichter, der uns schon bekannte Jesaias Rumpler von Löwenhalt (S. o. S. 223), theilt in seinen sonst ziemlich steifen Gedichten die nämliche volksmäßige Richtung, und nimmt sich vorzugsweise seine älteren Zeitgenossen Denaisius und Weckhrlin zu Mustern, deren Verdienste um die neue Kunst er gegen Opitz geltend machte. Nur Matthias Schneuber, Professor in Straßburg, Rumplers Freund und Mitstifter der Tannengesellschaft, zeigt in seinen Gedichten, die übrigens meist ganz bedeutungslose Gelegenheitsgedichte sind, in formeller Hinsicht das Bestreben, es Opitzen nachzuthun, wobei er zugleich im Sinne der Tannengesellschaft nach Reinheit der Sprache strebt, um „den waxthum der sprach zu befördern". In der Schweiz endlich ward die Opitzische Richtung durch Johann Wilh. Simler aus Zürich eingeführt, dessen Gedichte übrigens mehr durch den frommen Sinn, als durch Schönheit der Form oder Bedeutsamkeit der Gedanken gefallen. Viel höher steht der spätere Joh. Grob, in dessen Liedern sich einige recht glückliche Naturschilderungen finden.

Wir haben den Charakter der Schäferdichtung des Blumenordens schon oben (S. 231) genau bezeichnet, und es bleibt uns mit Rücksicht auf ihre Leistungen in der lyrischen Poesie nur hinzuzufügen, daß sich in ihren Liedern statt des wahren Gefühles meist weichliche und zum Theil gesuchte Sentimentalität kund gibt, und daß ihre Bestrebungen nach größerer Beweglichkeit in Form und Sprache auch in lyrischen Dichtungen in oft kindische Spielereien ausarteten. Die bedeutendsten Dichter des Blumenordens sind dessen Stifter Klaj und Harsdörffer, denen sich dann noch Sigm. von Birken und Joh. Hellwig anschließen, deren lyrische Gedichte jedoch nicht selbstständig erschienen, sondern in ihren Schäfereien eingestreut sind. Noch kann Michael Kongehl, mit seinem Ordensnamen Prutenio (1646—1710), Bürgermeister zu Kneiphof in Preußen, genannt werden („Lorber Hayn" 1700), den wir später auch als Operndichter zu erwähnen haben. Außer diesen aber sind von den 132 Mitgliedern, welche der Geschichtschreiber des Blumenordens, Joh. Herdegen (Amarantes), namentlich anführt, nur noch wenige später als geistliche Dichter oder auch als Dramatiker zu nennen; alle übrigen sind durchaus unbedeutend und haben zusammen kaum Ein nur mittelmäßiges Gedicht hervorgebracht, so sehr und so schnell war der durch die Stifter gegebene Anstoß zur geistlosen Manier herabgesunken, welche selbst begabtere Männer nicht überwinden konnten.

Die zweite Schlesische Schule, deren Charakter wir oben (S. 229) schon ausführlich geschildert haben, und der sich in ihren, besonders in ihren lyrischen Poesien kundgibt, zählt eine große Menge von Lyrikern; die bedeutendsten sind Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Kaspar von Lohenstein. Ihnen schließen sich Heinrich Mühlpfort, Hans von Assig, Hans Aßmann Freiherr von Abschatz und Christian Gryphius an; doch gibt sich bei diesen zum Theil schon das Bestreben kund, zur correct verständigen Darstellungsweise Opitzens zurückzukehren. Weise und Neukirch, welche in ihren ersten Versuchen der Hoffmannswaldauischen Manier zugethan waren, wendeten sich später entschieden von ihr ab. Weise setzte dem Schwulst der Schule Natürlichkeit entgegen, und ahnte die Bedeutung des Volksmäßigen in der Lyrik; er fand in Morhof, Burchard Mencke, Neumeister, Hunold u. A. thätige, wenn auch nicht talentvolle Nachahmer. Daniel Georg Morhof (1639—1691) aus Wismar, zuerst Professor in Rostock, dann in Kiel, hat sich durch seinen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" (Kiel 1682), den ersten Versuch einer allgemeinen Literaturgeschichte, der auch jetzt noch für die Geschichte der deutschen Literatur nicht ohne Werth ist, größeres Verdienst erworben, als durch seine Dichtungen, die übrigens nicht zu den schlechtesten gehören. Weit unbedeutender ist Joh. Burchard Mencke (1674—1732), dessen zahlreiche Gedichte, die er unter dem Namen Philander von der Linde herausgab, weder von Talent, noch von Geschmack zeugen, ob er gleich sowohl mit den Alten, als mit den Poesien der Italiener, Franzosen und Engländer genau vertraut war. Erdmann Neumeister (1671—1756) aus Uechtritz bei Leipzig, zuletzt Prediger an der Jacobskirche in Hamburg, bietet in seinen weltlichen Gedichten nur trockene, geschmacklose Reimereien, während seine geistlichen Lieder nicht ohne Werth sind. Bedeutender ist er für uns durch seine lateinisch geschriebene Abhandlung über die deutschen Dichter seiner Zeit, welche für uns freilich weniger durch sein befangenes Urtheil von Werth ist, als wegen der darin angeführten Thatsachen, die leider weder so vollständig, noch so sicher sind, als es zu wünschen wäre. Christian Friedrich Hunold (Menantes), den wir später noch zu erwähnen haben, gehört durch seine lyrischen Dichtungen zu den plattesten Nachahmern Weise's, welche bei ihrem Streben nach Natürlichkeit nur zu oft in das Rohe und Gemeine verfielen, oder ganz schaale und geistlose Reimereien zu Tag

förderten. Als solche erwähnen wir beiläufig noch den Hamburger Pastor Joh. Riemer (1648—1714), Christian Friedrich Henrici (1700—1764), der unter dem Namen Picander nicht weniger als 5 Bände lyrische Gedichte schrieb, und unter Andern viele sogenannte Quodlibete verfaßte, die zu seiner Zeit außerordentlich beliebt waren; ferner den Rector Joh. Christoph Wenzel in Zittau (1659—1723), dessen Gedichte an Plattheit kaum ihres Gleichen haben, obgleich Neumeister, der sie in seiner oben erwähnten Abhandlung ankündigt, in vollem Ernste versichert, daß die Welt über sie erstaunen würde; und endlich den Leipziger Notar und Advocaten Gottlieb Siegmund Corvinus (1677—1746), dessen „Reiffere Früchte der Poesie" (Lpz. 1720) meistens nur elende Gelegenheitsgedichte enthalten, welche auch dadurch nicht entschuldigt werden können, daß er sie meistens schnell hinwerfen mußte, „indem es seiner armen Muse fast wie denen Glocken ergehe, welche bey einem jeden Leich- Proceß- und Braut-Meß sich mit hören lassen müssen". Wie er die Gelegenheitsgedichte nur in ganz gemeiner Weise auffaßt, so wählte er auch bei selbstständigen Dichtungen gern gemeine Gegenstände, wie ihm denn kein Stoff zu niedrig oder abgeschmackt ist. Aehnlicher Art, aber unverkennbar mehr begabt, ist Daniel Stoppe aus Hirschberg in Schlesien (1697—1742), der sich vorab im niedrig komischen Witze bewegt und das gewöhnliche Leben in seiner ganzen Alltäglichkeit besingt. Taback, Bier oder Kaffee und die Liebe sind der Mittelpunkt seines dichterischen Strebens, die Liebe aber nur in so fern sie sich mit Bier und Taback vertragen kann. Auch Hans Wilh. von Logau bewegt sich gern in untergeordneten Verhältnissen; am genießbarsten ist er noch, wenn er in der Mundart seiner Heimat Schlesien schreibt („Poetischer Zeitvertreib" 1725. „Poetisches Vergnügen" 1737).

Durch die Hofdichter Canitz und Besser hatte sich, wie wir wissen, eine Richtung gebildet, welche sich in anderer Art, als Weise, der Hoffmannswaldauischen Schule entgegenstellte, und den französischen Hofgeschmack in die deutsche Dichtung einzuführen suchte. Gelang es diesen auch, die, an glänzenden, französisch gebildeten Höfen lebend, Gelegenheit hatten, in den Geist der französischen Bildung tiefer einzudringen, bis auf einen gewissen Grad die äußere Glätte der französischen Dichtung nachzuahmen und sich auch wohl hie und da die geistreiche Lebendigkeit und den liebenswürdigen Witz derselben anzueignen, so blieben dagegen diese Vorzüge ihren Nachfolgern verschlossen, und es stehen dieselben noch weiter unter ihren Mustern, als die Nachfolger Weise's dem ihrigen. Selbst Joh. Ulrich von König (aus Eßlingen 1688—1744), der doch als Hofpoet und Ceremonienmeister in Dresden eher Gelegenheit gehabt hätte, sich in diesem Sinne mehr auszubilden, erhebt sich nicht über die nüchternste Reimerei, und eben so wenig gelang es dem kaiserlichen Rath Karl Gustav Heräus (aus Stockholm 1671—1730), in seinen zahlreichen für den Wiener Hof geschriebenen Lob- und Trauergedichten die correcte und glatte Form Bessers zu erreichen, den er sich nebst den Franzosen zum Muster genommen hatte. Glücklicher war hierin Benj. Neukirch, der, zuerst in der Manier Hoffmannswaldaus dichtend, sich später der französischen Richtung anschloß und in Bezug auf die Form seinen Vorbildern Canitz und Besser an die Seite gesetzt werden kann, während er an Gehalt ihnen, wenigstens in seinen lyrischen Dichtungen, nachsteht. Noch schlimmer steht es mit den übrigen Dichtern dieser Richtung, welche meist nur die französische Bildung repräsentiren, wie sie sich bei dem niederen Adel oder dem vornehmeren Bürgerstande festgesetzt hatte, und ausschließlich als „galante" Manier erschien. Dieses Wort bezeichnet auch am treffendsten alle die Dichter, die nun in großer Menge auftauchten und ihre Dichtungen selbst als „galante" einführten, von denen wir nur Pietsch und Stolle nennen. Joh. Valentin Pietsch, 1690—1733 Professor in Königsberg, hat zahlreiche Gelegenheitsgedichte zum Lobe vornehmer Herrschaften geschrieben, die ohne allen Schwung sind und keine Spur poetischen Talents verrathen, wogegen er eine gewisse rhetorische Breite besitzt, die er den Franzosen abgelernt hatte, so daß manche seiner Gedichte geradezu übersetzt scheinen. Gottlieb Stolle aus Liegnitz (1663—1744), der als Professor zu Jena starb, schrieb unter dem Namen „Leander aus Schlesien" eine Menge „galanter Gedichte", in welchen, wenn auch nicht die Sprache, aber doch der Sinn Hoffmannswaldaus durchbricht.

Wir haben schon oben (S. 230) von der Bedeutsamkeit der beiden hervorragendsten Dichter aus dem Ende des Zeitraums gesprochen; beide, Christ. Günther und Barthold Heinr. Brockes, werden später ausführlicher zu behandeln sein. Und so bleibt uns nur noch übrig, um das Bild der lyrischen Poesie in der vorliegenden Periode abzuschließen, von denjenigen Dichtern zu sprechen, welche gegen das Ende derselben theils in Hamburg lebten, theils mit den Hamburger Dichtern in genauer Verbindung standen und gemeiniglich unter dem Namen der Niedersachsen begriffen werden und deren Poesien von Christ. Fr. Weichmann gesammelt wurden, der selbst Vieles, aber ganz Gewöhnliches, zu dieser Sammlung lieferte. Obgleich diese Dichter keineswegs durch bestimmte Ansichten über die Kunst verbunden waren, da die Einen sich mehr an die zweite Schlesische Schule, Andere an Weise und wieder Andere an die französische Richtung schlossen, so fanden sie doch in ihrer ehrenhaften Gesinnung und in dem Bestreben nach möglichster Correctheit in der Darstellung einen Vereinigungspunkt. Freilich hat kaum Einer derselben poetisches Talent, aber sie werden schon dadurch wichtig, daß nicht nur Brockes, sondern auch Fr. v. Hagedorn, welcher später so bedeutend wurde, in ihren Kreis gehört. Wir führen von den 62 Dichtern, von denen die erwähnte Sammlung Beiträge enthält, nur folgende an, die sich zu ihrer Zeit eines größeren Rufs erfreuten. Christoph Heinr. Amthor (geb. 1678 zu Stolberg, gest. 1721 in Kopenhagen als K. Dän. Justizrath) zeigt seinen Mangel an Urtheil in Sachen der Poesie schon dadurch, daß er keck behauptet, die deutschen Dichter seiner Zeit stünden keineswegs hinter den Alten zurück, ja sie überträfen jene sogar in mancherlei Hinsicht. Bei seiner sonst hervortretenden Selbstüberschätzung ist wohl anzunehmen, daß er sich selbst mit inbegriffen habe, aber freilich mit noch viel weniger Recht als die Hoffmannswaldau und Lohenstein, deren Bewunderer er stets verblieb, denn seine eigenen Poesien, meistens Gelegenheits- und Lobgedichte, sind inhaltsleer und schwerfällig. Joachim Beccau, der im J. 1720 als Rector in Neumünster lebte, war bei größerer Bescheidenheit

reicher an guten Gedanken. Christoph Woltereck (1686—1735) verharrte noch ganz im Lohensteinischen Geschmack, dagegen verdient Nicolaus v. Bostel aus Stade (1670—1707) schon deswegen mehr Beachtung, weil er sich in mehreren Gedichten, die nicht ohne Humor und im Volkston geschrieben sind, des Plattdeutschen bediente. Seine übrigen in hochdeutscher Sprache abgefaßten Gedichte erheben sich dagegen nicht über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit. Andere hiehergehörige Dichter, wie Barth. Feind, Pietsch, Postel und Wernicke haben wir entweder schon erwähnt, oder werden ihnen bei anderer Gelegenheit wieder begegnen, und so ist nur noch Michael Richey aus Hamburg (1678—1761) zu nennen, der auch zugleich nach Brockes und Hagedorn der bedeutendste unter den niedersächsischen Dichtern ist. Zwar noch weit in den folgenden Zeitraum hinüberreichend, gehört er doch dem Charakter seiner Dichtung nach ganz dem vorliegenden an, wie schon daraus erhellt, daß er vorzugsweise Gelegenheitsgedichte schrieb. Er unterscheidet sich aber von den Dichtern dieser Gattung zu seinem Vortheil wesentlich darin, daß er weder die gesuchte Manier der Einen, noch die hochtrabende Weise der Andern befolgte, sondern sich in schlichter Einfachheit bewegte und seine Gedichte durch frischen Humor belebte.

Bevor wir die Darstellung weiter führen, haben wir noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der den Zeitraum wesentlich charakterisirt, auf den nämlich, daß in demselben die Frauen lebhafteren Antheil an der Poesie nahmen, als bisher, und daß sich nicht bloß, wie früher, Frauen aus den höchsten Ständen für die Literatur interessirten, sondern sich die größere und thätigere Theilnahme bei denen des wohlhabenden Bürgerstandes oder des niederen Adels zeigte. Dies findet zum Theil wohl darin seine Erklärung, daß die Poesie und die Kunst überhaupt selbst an den Höfen, an welchen sie Pflege oder vielmehr Unterstützung fand, als eine Dienerin angesehen wurde, deren Aufgabe und Pflicht es sei, für die Verherrlichung der regierenden Familien und auch wohl für ihre Ergötzung zu sorgen. Wenn daher unter den Dichterinnen der Zeit auch fürstliche Frauen zu nennen sind, so nehmen sie schon dadurch eine abgesonderte Stellung ein, daß sie nur religiöse Lieder dichteten, die sie auch wohl mehr für ihre persönliche Erbauung, jedenfalls mehr aus religiösem, als aus poetischem Drange schrieben. Wir werden sie daher auch füglicher weiter unten bei der Besprechung des geistlichen Liedes erwähnen. Anders verhielt es sich mit den nicht fürstlichen Dichterinnen, welche übrigens schon dadurch wesentlicher in die Geschichte der Poesie eingreifen, als sie zum Theil auch mit den hervorragendsten oder einflußreichsten Dichtern in genauerem Verhältnisse standen. Es ist nämlich hier zu erwähnen, daß, während die Fruchtbringende Gesellschaft die Frauen grundsätzlich ausschloß, sie dagegen sowohl in der von Zesen gestifteten deutschgesinnten Genossenschaft, als im Blumenorden Zutritt fanden, ja mit Vorliebe dazu gezogen wurden. Dieser Ausschluß der Frauen gerade aus demjenigen Verein, deren Mitglieder während seiner Blüthe vorzugsweise Fürsten oder solche adeligen Personen waren, welche durch ihren Rang oder ihren Beruf den Fürsten näher standen, mußte die fürstlichen Frauen und ihre nächsten Umgebungen der deutschen Poesie entfremden, wie sich denn gerade in der Mitte des Palmenordens und vorzüglich durch Mitwirkung von Prinzen und Prinzessinnen des anhaltischen Fürstenhauses im J. 1624 ein Verein unter dem Namen Académie des vrais amants bildete, welcher sich mit Hervorhebung der französischen Poesie entschieden von der deutschen Kunst und den Bestrebungen des Palmenordens entfernte. Erst in späterer Zeit wurde in diesem auch den Frauen der Zutritt gestattet, und unter Andern die Herzogin Sophie Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg, Gemahlin Herzog Augusts, der als Gustav Selenus in der Literatur bekannt ist, unter dem Namen „die Befreiende" aufgenommen, wie denn auch der Herzog im Vereine der „Befreiende" hieß. Aber selbst die Freifrau Margarethe Marie von Buwinghausen, welche mit vielen Mitgliedern des Palmenordens, namentlich mit dem Freiherrn von Stubenberg und Sigm. von Birken in gelehrtem Briefwechsel stand und sich selbst durch Uebersetzungen bekannt machte, wurde der Aufnahme nicht gewürdigt. Die deutschgesinnte Genossenschaft nahm dagegen mehrere Frauen auf, unter welchen Katharine Regine von Greiffenberg allerdings nähere Beachtung verdient. Wir wissen zwar nicht, ob Dorothea Eleonore von Rosenthal aus Schlesien († 1649) dem Verein beigetreten ist, jedenfalls stand sie aber mit Zesen selbst in näherer Verbindung. In ihren „Poetischen Gedanken", einer unbedeutenden poetischen Erzählung, in welcher sie ihre Gedanken über Dichter und Dichtkunst ausspricht, stehen mehrere Lieder und Oden, die bei ihrer prosaischen Auffassung und matten Darstellung kein glänzendes Zeugniß von ihren poetischen Fähigkeiten geben *).

Viel zahlreicher war die Theilnahme der Frauen am Blumenorden, und schon Harsdörffer nahm im J. 1646 eine Frau Nicolai aus Stade unter dem Namen Diana wegen ihrer schönen Lieder auf, die übrigens nicht veröffentlicht wurden. Sie blieb lange das einzige weibliche Mitglied, aber vom J. 1668 an nahm die Zahl der Frauen rasch zu. So wurden in diesem Jahre nicht weniger als vier aufgenommen: Frau Kath. Marg. Dobeneckerin (Silvia), welche mit Sigm. v. Birken in literarischem Verkehr stand und mehrere Gedichte schrieb, die ihr die Ehre verschafften, zur Kaiserl. Dichterin gekrönt zu werden, eine Ehre, welche auch den drei andren, Reg. Magd. Limburgerin (Magdalis), Barbara Juliana Penzlin (Daphne) und Maria Kath. Stockflethin (Dorilis) zu Theil wurde. Die letztere, welche als Dichterin von geistlichen Liedern bekannt wurde, hatte auch an dem Roman ihres Mannes („Macarie") großen Antheil. Berühmter ist Gertrud Möllerin, geb. Eiffler, in Königsberg (Mornille), deren „Geist- und Weltliche Oden" (1675) von Morhof und Neumeister den besten der Zeit gleich gesetzt werden. Auch sie war eine Kaiserl. gekrönte Dichterin, so wie Fräulein Elisabeth von Seintz aus Schlesien (Celinde), die Neumark wegen ihrer (ungedruckten) geistlichen Lieder eine vortreffliche Dichterin nennt. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ihrer Zeit muß Barbara Helena Langin verehelichte Kopschen (Erone) gewesen

*) Zesen nennt in seiner „Lustinne" noch die Dichterinnen Hochendorf, Sophie Bismarin, Domwald, Goldschlechtin und Hildegard von Westohn, welche hoch- und niederdeutsch gedichtet haben.

sein. In Nürnberg geboren, schrieb sie schon in früher Jugend deutsche und französische Gedichte, sie verstand Latein, zeichnete, malte, bildete geschmackvolle Figuren in Wachs und schnitt in Elfenbein und Alabaster. Ihre späteren Gedichte wurden sehr bewundert; mehrere derselben stehen in der „Vernünftigen Gemüths-Beruhigung“, die sie aus dem Französischen übersetzte und mit guten, von ihr selbst erfundenen und gestochenen Kupfern im Jahr 1684 herausgab*).

Neben diesen dichtenden Frauen, welche entweder Mitglieder irgend eines Vereins waren oder einem solchen doch näher standen, haben wir noch mehrere zu erwähnen und unter diesen gerade die bedeutendsten. Anna Owene Hoyers (geb. 1584 zu Koldenbüttel, gest. 1688 zu Westerwig in Gothland) schrieb „Geistliche und weltliche Poemata“ (Amst. 1650), meist längere Gedichte in den alten vierfüßigen Reimpaaren oder in verschränkten Reimen, in denen sie sich als Anhängerin Schwenckfelds und des Wiedertäufers David Joris zeigt; sie sind bei aller mystischen Richtung doch ohne allen Schwung, wie sie denn im Ganzen das Leben recht prosaisch auffaßt, wie man sich z. B. aus dem „Geistlichen Gespräch zwischen Mutter und Kindt“ und noch mehr aus dem „Rath an alle alte Wittwen“ leicht überzeugen kann. Am glücklichsten ist sie noch in der niederdeutsch geschriebenen Satyre „De Denische Dörp-Pape“, in welcher sie nicht ohne Witz, aber freilich sehr übertreibend, die Lutherischen Dorfgeistlichen wegen ihres unordentlichen Lebenswandels züchtigt. Weitaus bedeutender ist die beinahe noch als Kind gestorbene Sibylle Schwarz, auf welche wir später zurückkommen werden. Die Sibylle Schusterin (um 1680), die sich durch gute Behandlung und Mannigfaltigkeit des Versmaßes ausgezeichnet haben soll, kennen wir nicht, eben so wenig die Susanna Zeidlerin, deren Gedichte, die sie unter dem Titel „Jungferlicher Zeitvertreiber“ (1686) herausgab, nach Neumeister sich durch Anmuth der Gedanken die Anerkennung ihrer Zeitgenossen gewonnen haben; dagegen haben wir uns überzeugt, daß die von Hunold herausgegebenen Gedichte der Marg. Susanna von Kuntsch (1651—1717), obgleich von ächt frommem Sinne eingegeben, in Gedanken und Form höchst unbedeutend sind, denn kaum wird irgend ein Gedicht die Gefühle in dem Leser erwecken, aus denen sie hervorgingen. In jeder Beziehung höher steht Henr. Kath. von Gersdorf, die jedoch füglicher bei dem geistlichen Liede zu besprechen ist.

Ehe wir zu diesem übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen theils über die Stoffe, theils über die Form der weltlichen Lyrik hinzufügen.

So unverkennbar die neue Kunst sich an das Ausland anlehnte, ja demselben in übertriebener und schädlicher Weise huldigte, so sehr das nationale Element aus der Poesie und das nationale Selbstgefühl aus dem Volke verschwand, so wurde dies doch nicht vollständig vernichtet. Wir haben schon erwähnt, daß es sich einigermaßen in dem Streben offenbarte, die Sprache zur Reinheit zurückzuführen und sie von dem traurigen Einfluß des Fremden zu befreien; es zeigt sich jedoch auch in einer zum Theil entschiedenen Weise selbst in den Dichtungen der Zeit, von denen eine freilich nicht große Anzahl dem Vaterlande gewidmet ist. Aber nur in den hiehergehörigen Liedern der früheren Dichter, wie z. B. von Opitz und Zinkgref, zeigt sich noch eine kräftigere Ader von Selbstvertrauen; später tritt an dessen Stelle Mißmuth und Niedergeschlagenheit über die traurigen Zustände der Zeit, und nur in den kräftigeren Gemüthern gesellt sich noch ein tiefer Ingrimm über den gänzlichen Verfall des Reichs und über die Verachtung, welche von allen Seiten auf Deutschland gehäuft wurde. Bei den nachfolgenden Dichtern verschwindet aber selbst die Hoffnung, daß sich Deutschland wieder kräftig aufraffen könne, und sie drücken nur den Schmerz aus, der sie bei dem Gedanken an das Vaterland erfaßt. Solcher Klaglieder gibt es viele, und sie gehören in so fern zu den besten Erzeugnissen der Zeit, als sich in ihnen tiefgefühlte Ueberzeugung ausspricht und sie die Zustände in ihrer ganzen traurigen Wahrheit darstellen. Wir erwähnen nur die hiehergehörigen Gedichte von Czepko, Logau, und Schottel („Germaniens Todtenklage“), welche sich durch Tiefe der Empfindung und Kraft des Ausdrucks auszeichnen. Daß sich während des furchtbaren Kriegs, der Deutschland so lange Jahre hindurch mit Mord und Brand und mit den entsetzlichsten Gräueln erfüllte, die Sehnsucht nach dem Frieden oft auch in dichterischer Weise aussprach, braucht kaum bemerkt zu werden; und in der That sind die Dichtungen dieser Art, oder auch diejenigen, welche zur Feier des wiederhergestellten Friedens abgefaßt wurden, sehr zahlreich; doch war die Ermattung, die auf den Krieg folgte, so groß, daß sich die Freude über den Frieden nur selten in kräftiger Weise aussprach, wozu allerdings auch das Bewußtsein beitragen mochte, daß der Friede nur mit des Reichs unvertilgbarer Schmach erkauft worden sei. Als sich Deutschland in den nachfolgenden Kriegen, namentlich in den Türkenkämpfen, wieder einiger glänzenden Waffenthaten rühmen konnte, die man freilich zum größten Theile einem nicht deutschen Feldherrn, dem Prinzen Eugen von Savoyen, zu verdanken hatte, wurden dieselben mannigfaltig besungen, doch selten mit Glück und Begeisterung; die zur Mode gewordene Hofpoesie ließ solche nicht aufkommen und befaßte sich lieber mit abgeschmackten Lobhudeleien; es sind daher die hiehergehörigen Gedichte von Besser, Heräus, Pietsch, König und Andern keiner Beachtung werth, nur Günther zeichnet sich durch sein Lied auf den Frieden von 1718, wie im Uebrigen, so auch in dieser Beziehung vortheilhaft aus.

Was endlich die lyrischen Gattungen und Formen betrifft, welche im vorliegenden Zeitraume behandelt wurden, so erscheinen dieselben in ziemlicher Mannigfaltigkeit. Der eigentlichen Lieder wurden viele gedichtet, freilich mit sehr abwechselndem Glücke. Als bedeutendste Liederdichter sind zu nennen: Opitz, Zinkgref, vor Allen Flemming, dann H. Albert, Dach, Robertḣin, Lund, Zesen, Grefflinger, Schwieger; von den Späteren: Hoffmannswaldau, Lohenstein, Abschatz, Weise, und als der bedeutendste Günther. Neben diesen sind noch zu nennen: Homburg, Titz, Tscherning, Rist, Harsdörffer, S. v. Birken, Dav. Schirmer, Schoch, Mühlpfort, Assig, Canitz, Besser und

*) Außerdem führten viele Mitglieder des Blumenordens ihre Frauen in denselben ein, „nicht in der Absicht, wie Herdegen sagt, gelehrte Musen dahin zu bringen, dafür sie ihre Ehe-Frauen, und diese selbsten sich nicht ausgeben, sondern ihnen einige Ehre und Vergnügen zu gönnen“.

Neukirch. Die Ode fand ebenfalls häufige Bearbeitung; meistens erscheint sie in der Form des gewöhnlichen Liedes und unterscheidet sich von demselben nur durch den Inhalt und edleren Ausdruck, der freilich oft in das Gesuchte und Gezierte verfällt. Wollte aber der Dichter dem bedeutsameren Inhalte auch eine entsprechendere Gestaltung geben, so bediente er sich der sogenannten Pindarischen Form, die aus Strophe, Antistrophe und Epode bestand, von denen die beiden ersten gleich, die dritte verschieden gebildet war und die mehrmals wiederholt werden konnten. Noch häufiger aber war für solche Gedichte, besonders wenn sie sich zur Hymne erhoben, der Gebrauch des Alexandriners. Opitz, Flemming, Tscherning, Andreas und Christian Gryphius, so wie Günther sind unter den Odendichtern des Zeitraums die hervorragendsten, wie sie auch nebst Schottel und Dav. Schirmer die besten Elegien gedichtet haben, welche beinahe ohne Ausnahme in Alexandrinern geschrieben wurden. Durch Hoffmannswaldau wurde die Heroide in freilich sehr verfehlter Nachahmung des Alterthums eingeführt und auch von Lohenstein bearbeitet. Unter den fremden Formen wurde ganz vorzüglich das Sonett häufig behandelt, das schon im vorigen Zeitraume Eingang gefunden hatte, so von Opitz, am talentvollsten von Flemming und Andr. Gryphius. Noch häufiger erscheint das Sonett bei den Dichtern der zweiten Schlesischen Schule, die es zwar formell mit wachsender Gewandtheit behandelten, aber allmählich das Bewußtsein seiner Bedeutung verloren, so daß es endlich völlig entartete, ungefähr wie bei den späteren Romantikern in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, weshalb es auch in solche Mißachtung gerieth, daß es im folgenden Zeitraume kaum mehr zu erscheinen wagte. Endlich war die kleine, freiere, epigrammatische Form des lyrischen Gedichts, das Madrigal, eine Zeitlang sehr beliebt; es wurde am glücklichsten von Kaspar Ziegler behandelt. Neben ihm sind noch zu nennen Schwieger, Balthasar Kindermann, der im Schwanenorden den Namen Kurandor führte („Der deutsche Poet" 1664), Ernst Stockmann („Poetische Schrifft-Lust, oder Hundert Geistliche Madrigale". Leipzig 1668), Martin von Kempe (1637—1682) aus Königsberg, welcher im Blumenorden Damon I. oder der Preuße, im Schwanenorden Kleodor und in der Fruchtbringenden Gesellschaft der „Erkohrne" hieß („Poetische Lustgedanken" 1665); Joh. Jacobi, ein Mitglied des Schwanenordens („Deutscher Madrigalen erster Versuch" 1678); Heinrich Bredelo aus Königsberg, dessen „Madrigale" (1689) sich zwar oft gegen den Rhythmus verfehlen, die aber nach seiner eigenen Versicherung „mit Geist und Feuer geschrieben sind", und endlich Günther.

Indem wir zur Besprechung des geistlichen Liedes übergehen, haben wir sogleich die Bemerkung voranzuschicken, daß nicht nur dasselbe im vorliegenden Zeitraum von einer überaus großen Zahl von Dichtern bearbeitet wurde, sondern daß es sich auch zu einer hohen Blüthe entwickelte, wozu gerade die traurige Zeit wesentlich beitrug; da das Leben nur Jammer und Elend darbot, flüchtete man sich zu Gott, um von ihm Trost und Muth zu erflehen. Dies hatte die glückliche Folge, daß die trockene Nüchternheit und die gemüthlose Katechismusform, die sich am Ende des vorigen Zeitraums des geistlichen Lieds bemächtigt hatte, aus demselben verschwand, und wahrhafte Andacht, innige Erhebung an dessen Stelle trat. Es erschien zwar jener großartige Styl nicht wieder, den Luther ihm früher aufgedrückt hatte, es bewegte sich nicht mehr um die Darstellung des feurig begeisterten Glaubens, der sich um die Welt, ihre Freuden und ihren Jammer nicht bekümmert, weil er sich selbst genug ist; dagegen gewann es eine subjectivere Richtung, und dadurch eine unendlich größere Mannigfaltigkeit des Inhalts. Eben so trennte es sich auch in der Form von dem älteren Liede; es verlor den volksmäßigen Ton desselben, indem es sich immer entschiedener den Grundsätzen der neuen Kunstdichtung anschloß. Doch war der Einfluß derselben im Ganzen und namentlich bei den besseren Dichtern nur formell, der volksmäßige Geist bewahrte sich in seiner ganzen Kraft, und wir haben es diesem Umstande hauptsächlich zu verdanken, daß das geistliche Lied sich selbstständig und in ächt deutschem Sinn entwickelte, und daß die Lutherische Sprache mit ihrer einfachen Kernhaftigkeit immer noch mächtig durchtönte. Dies gilt freilich nur von dem eigentlichen Kirchenliede oder den im Geiste desselben abgefaßten Gedichten, weil die Bedürfnisse des Volks, oder, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, sein Wille hier maßgebend war, und sich selbst die gelehrten Dichter nicht davon zu entfernen wagten. Dagegen entfernten sich die mehr kunstmäßigen religiösen Gedichte, die Hymnen, Cantaten, Oratorien u. s. w. je länger je mehr von der volksmäßigen Auffassung und geriethen sogar in die unseligen Verirrungen und Spielereien der Schulen, welche wir bei der weltlichen Lyrik angedeutet haben. Ja selbst das eigentliche Kirchenlied blieb von den Einwirkungen der sich verschlechternden Kunstdichtung nicht ganz befreit; es erscheint nur in der ersten Hälfte des Zeitraums in edler Einfachheit und Reinheit, und es machten sich zudem im Laufe der Zeiten noch mancherlei Einflüsse geltend, welche wir näher zu schildern haben. Wenn nämlich auch das Kirchenlied der ganzen Periode einen bestimmten Charakter hat, den wir als den der subjectiven Auffassung bezeichnet haben, so erscheint dieser Charakter doch in verschiedenen Färbungen, welche durch jene erwähnten Einflüsse bestimmt werden, und so bilden sich von selbst einzelne Gruppen, die wir abgesondert darstellen müssen, um die allmähliche Entwickelung zur größtmöglichsten Anschaulichkeit zu bringen.

Wie die ersten Zeiten der Periode den allgemeinen Charakter des Kirchenlieds während derselben bestimmen, so erscheint dieser auch in seiner reinsten Form. Einerseits tritt das künstlerische Bewußtsein der Dichter hervor, welche sich bemühen, der geistlichen Lyrik die nämliche Vollendung und Reinheit in Sprache und Versbau zu geben, wie der weltlichen; andrerseits dringt das didaktische Element, welches ja die ganze Zeit beherrschte, auch in das Kirchenlied und bestimmt die subjective Richtung, welche es während der ganzen Periode beibehält. Doch fußten die früheren Dichter noch vorzugsweise auf dem kirchlichen Bekenntniß, wie Luther und seine Zeitgenossen, aber statt es einfach in begeisterter Glaubenswärme darzustellen, wie jene, suchten sie dessen Wahrheit zu entwickeln oder zu beweisen. Dabei lehnten sie sich an die Bibel, und

namentlich häufig an die Psalmen, an welche sie durch die Drangsale der Zeiten gewiesen wurden, da sich in ihnen Aehnliches so oft abspiegelt. Auch besingen die Lieder jener Zeit sehr oft das Leiden und Sterben Jesu, welches vielfache Beziehungen auf die eigenen Leiden darbot. Während aber die ersten Dichter dieses didaktische Element noch so kräftig beherrschen, daß neben ihm die Darstellung der innern Glaubenswelt noch bestehen kann, nimmt es in den späteren immer mehr überhand, so daß endlich das Kirchenlied zur rein moralischen Betrachtung wird, und sich eben deshalb in unerquickliche Breite und Weitschweifigkeit verliert.

Glücklicher Weise erstand in den ersten Zeiten nach dem westphälischen Frieden, wo die allgemeine Erschlaffung auch des Kirchenlieds sich bemächtigt hatte, ein Mann auf, der es in der damals allein möglichen Weise wieder belebte, indem er zwar der subjectiven Richtung treu blieb, diese aber aus dem Bereich des überlegenden Verstandes in das Gebiet des Gefühls hinüberleitete. Es war dies Paul Gerhardt, der als der zweite Schöpfer des deutschen Kirchenlieds zu betrachten und zu verehren ist. Noch ist freilich bei ihm diese subjective Richtung nicht ausschließlich vorherrschend, vielmehr zeigt sich zugleich die altlutherische Anschauung in ihrer ganzen Kraft; und Gerhardt ist eben dadurch so bedeutend, daß er Beides, das „christliche Gemeindebewußtsein und das persönliche Gefühlsleben" zur höchsten Einheit zu verbinden und mit ächt poetischer Weihe darzustellen weiß. Er ist aber zugleich der letzte Dichter, in welchem jene ältere, objective Seite noch hervortritt; das subjective Element machte sich im weiteren Verlauf der Zeit immer mehr geltend: „Die Dichter sangen (wie ein neuerer Bearbeiter des Kirchenlieds ganz bezeichnend sagt) nicht mehr im Namen und mit dem Munde der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen nun weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände und Lebensereignisse im Privatleben. Daher ist in diesen Liedern selten mehr das „Wir" in der Gesammtheit, sondern meist das „Ich" in der Einzelheit zu finden."

Die erste Verirrung, in welche das Kirchenlied auf diesem Wege gerieth, ging von den Pegnitzschäfern aus, die ihm das Gepräge der Sentimentalität gaben, welche um so leichter in das Süßliche und Tändelnde verfiel, als jene Dichter nicht ermangelten, die Schäferwelt auch in die geistliche Dichtung einzuführen. Als höchstes Muster derselben galt ihnen das Hohelied, das mit seinen orientalischen Bildern ihrer Anschauung von dem Wesen der Dichtkunst schon auch deshalb besser als die Psalmen mit ihrer zwar hochpoetischen, aber dabei höchst einfachen und wahren Darstellung entsprach, als sie, wie die ganze Zeit, darin eine sinnreiche Allegorie erblickten, in welcher Christus und sein Verhältniß zur Kirche im Gewande eines schäferlichen Liebesromans dargestellt werde. So zögerten sie nicht, eben solche geistliche Schäfereien mit allegorischem Hintergrund abzufassen, in die sie alle Unnatur legten, welche ihre weltlichen Dichtungen charakterisirte; aber auch das eigentliche Kirchenlied blieb von dieser Manier keineswegs befreit.

Die allegorische Anschauungsweise führte bald zur mystischen Richtung. Zwar war diese schon am Anfange des Zeitraums durch die Jesuiten Jakob Balde und Friedr. von Spee in bedeutender Weise zur Erscheinung gelangt; allein es hatten dieselben keinen Einfluß auf die weitere Entwickelung der geistlichen Poesie gehabt, weil sie beide als katholische Dichter dem protestantischen Kern der damaligen Literatur zu fern standen, und Balde zudem in lateinischer Sprache gedichtet hatte. Dagegen fand das durch die allegorische Behandlung des Kirchenlieds verbreitete mystische Element in Schlesien einen fruchtbaren Boden, und seinen edelsten Vertreter in Scheffler (Angelus Silesius), der aber auch in seiner gewaltigen Natur ganz allein da steht. Dagegen artete es durch die Dichter der zweiten Schlesischen Schule in phantastische Schwärmerei aus, welche sich, wie im weltlichen Liede, durch die Ueberhäufung von geschmacklosen, ja oft sogar widrigen Bildern kund gab.

Im Ganzen gelangte aber weder die allegorische, noch die mystische Richtung zu allgemeiner Anerkennung; vielmehr gab sich je länger je mehr eine sichtliche Erstarrung im kirchlichen Leben kund, von welcher auch das Kirchenlied ergriffen wurde. Es mußte, sollte die Erstarrung nicht unheilbar werden, eine neue Bewegung in der Kirche erstehen, und diese trat denn glücklicher Weise noch frühzeitig genug ein. Der Mann, der dieselbe hervorbrachte, war Philipp Jakob Spener, mit welchem die pietistische Richtung beginnt, deren Charakter wesentlich darin liegt, daß man nunmehr die innern religiösen Zustände zum Gegenstand der Darstellung machte, wodurch das subjective Element zur ungetheilten Herrschaft gelangte. Der Pietismus lehnt sich in so fern an die mystische Anschauungsweise, als ihm, wie diesem, die Sehnsucht nach einer innigeren Vereinigung mit Gott zum Grunde liegt, aber er unterscheidet sich von demselben dadurch, daß er sich nicht an die letzten Folgen dieser Sehnsucht wagt, sondern, von einer gewissen Schwäche ergriffen, bei den unbedeutendsten Aeußerlichkeiten stehen bleibt, und sich in sentimentale Spielereien verliert. Dies war namentlich der Fall bei den sogenannten Herrnhutern, die, von der edleren Richtung Speners und seiner Schule ausgehend, die Sehnsucht nach Gott und der Vereinigung mit ihm allmählich in der sinnlichsten und zugleich rohesten Weise aussprachen, indem sie den gekreuzigten und leidenden Christus, sein vergossenes Blut und seine Wunden mit aller Rohheit der sinnlichsten Auffassung zum Mittelpunkte ihrer Andacht und so auch ihrer Gesänge machten.

Auch diese Verirrung fand ihren Gegensatz in den sogenannten orthodoxen oder kirchlich gläubigen Dichtern, welche einerseits die von den Pietisten gefährdete Einheit der Kirche und ihrer Lehre zu bewahren und andrerseits das allgemeine evangelische Glaubensbekenntniß in seiner ursprünglichen Reinheit darzustellen suchten. Auch hier erblicken wir Anfangs einen wesentlichen Fortschritt, indem sich in den Liedern dieser Richtung mit der Klarheit der religösen Anschauung die Innigkeit verschmilzt, welche durch die Pietisten angeregt worden war. Allein wie bei diesen, so blieb auch bei den orthodoxen Dichtern die Ausartung nicht aus, und wie bei den Ersteren das Gefühl zuletzt allmächtig geworden war, wurde bei den Letzteren in der Folge der Verstand so ganz ausschließlich vorherrschend, daß das Kirchenlied wieder zur gereimten Darstellung der im Katechismus vorgetragenen Glaubenslehre herabsank.

Nachdem wir im Obigen die vielfachen Bewegungen geschildert haben, welche das Kirchenlied im Verlaufe des Zeitraums erfuhr, bleibt uns noch übrig, die einzelnen Dichter zu erwähnen, welche theils jene Bewegungen leiteten, theils im Sinne derselben dichteten. Die Anzahl derselben ist außerordentlich groß, da in der ganzen Periode beinahe kein einziger Dichter zu nennen wäre, der nicht auch geistliche Lieder verfaßt hätte.

Unter den Dichtern der ersten Gruppe sind nächst Opitz, welcher außer einigen Liedern auch Psalmen gedichtet hat, Joh. Heermann, Flemming, Tscherning, Rinckart, Titz, die Königsberger Dach, Albert und Roberthin, dann Rist und A. Gryphius besonders hervorzuheben. Neben diesen bedeutenderen Dichtern, welche wir später sämmtlich ausführlicher besprechen werden, sind aber noch mehrere zu erwähnen, die entweder durch die reiche Zahl ihrer Lieder oder durch die Trefflichkeit derselben Beachtung verdienen. Es sind namentlich folgende: Johann Hermann Schein (1586—1630), Kapellmeister in Weimar, dann Kantor an der Thomasschule in Leipzig, wurde weniger durch seine eigenen Lieder (er hat auch weltliche gedichtet), als durch seine trefflichen Compositionen berühmt, welche zu ihrer Zeit das größte Aufsehen erregten. Auch Michael Altenburg (1583—1640), Pastor in Erfurt, und Matthäus Apelles von Löwenstern (1594—1648), Staatsrath des Herzogs von Münsterberg-Oels, waren zugleich Dichter und Componisten; die Lieder des Letzteren („Frühlings-Meyen". Kiel 1678) sind bei aller Einfachheit voll religiöser Begeisterung; sie sind rein und fließend geschrieben, und zudem noch dadurch merkwürdig, daß er in vielen die antiken Versmaße einzuführen suchte, die er jedoch mit dem Reim verband. Dagegen sind die „Geistlichen Hertzens-Harffen" von David von Schweinitz (1600—1667), der als Landeshauptmann des Fürstenthums Liegnitz starb, wie schon sein Zeitgenosse A. A. v. Haugwitz bemerkt, mehr wegen ihres frommen Sinnes, als ihrer Darstellung zu erwähnen. Von Joh. Matthäus Meyfarth (1590—1642), Professor und Pastor in Erfurt, findet sich ein schönes Lied, „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", noch in den neueren Gesangbüchern. Ebenso verdienen Valentin Thilo (1607—1662) und Andreas Adersbach, die beide zum Königsberger Dichterkreise gehörten, ruhmvolle Erwähnung; namentlich sind die Lieder des Letztern, der sich auch Barchedas unterschrieb, einfach, gläubig fromm und gefühlvoll („Vater, deß die Langmuth ist"). Justus Gesenius (1601—1673), der sich als Generalsuperintendent in Hannover auch um die Hebung des Kirchengesangs wesentliche Verdienste erwarb, hat in seinen mit großer Correctheit geschriebenen Liedern den ächten Ton der Andacht und Erbauung getroffen („O Tod, wo ist dein Stachel nun?").

Die hervorragendsten Dichter der zweiten oder Gerhardtschen Gruppe sind außer Gerhardt selbst Andr. Buchholtz, Neumark, Joh. Frank und Homburg, denen sich folgende anreihen: Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg (1627—1653), hat zwar nur vier Lieder gedichtet, aber sie gehören zu dem Vortrefflichsten aus der Zeit und sind von warmem, religiösem Gefühl durchdrungen („Jesus, meine Zuversicht"). Viel zahlreicher sind die Lieder des Zittauer Rectors und kaiserlich gekrönten Dichters Christian Keymann (1607—1662), doch sind nur wenige derselben in die Gesangbücher übergegangen („Meinen Jesum laß ich nicht"), obgleich noch mehrere wegen ihres ächt evangelischen Geistes die Aufnahme verdient hätten, z. B. das schöne von Begeisterung durchglühte „Freuet euch, ihr Christen alle". Von den vielen Liedern des Oberhofpredigers Joh. Olearius (1611—1684) in Weißenfels sind mehrere ganz vortrefflich („Herr Jesu Christ, dein theures Blut"; „Gelobet sey der Herr mein Gott"). Gottfr. Wilh. Sacer (1635—1699) reicht zwar bis fast an das Ende der Periode, da er aber seine geistlichen Lieder zum größten Theil in seinen Jünglingsjahren schrieb, und sie im Sinne der besseren Zeit gedichtet sind, müssen dieselben schon hier erwähnt werden. Sie gehören in jeder Beziehung zu den besseren der Zeit und zeichnen sich wie durch leichten Versbau und gefällige Darstellung, so auch durch Wärme des Gefühls aus („Gott fähret auf gen Himmel"). Joh. Georg Albinus (1624—1679), Pfarrer in Naumburg (als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Blühende") reiht sich durch sein treffliches Lied „Alle Menschen müssen sterben" den besseren Dichtern würdig an. Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, ist zwar vorzüglich durch seine Romane bekannt geworden, aber seine geistlichen Lieder („Christfürstlichs Davids Harfenspiel" 1667), die er lange vor seinem Uebertritt zur katholischen Religion dichtete, verdienen wohl größere Auszeichnung, wenigstens sind mehrere derselben („Laß dich, Gott!" „Gott, du bleibest doch mein Gott!") sowohl durch Vollendung der Form als durch die Tiefe der Empfindung ausgezeichnet. Eben so tüchtig in Beziehung auf die Sprache sind die Lieder Joh. Flittners (1618—1678), Pfarrers in Greifswalde; doch neigen sie sich schon zum Tone der späteren pietistischen Schule, wozu wohl die vielfachen Drangsale, die er während seines Lebens zu erdulden hatte, viel beigetragen haben mögen, wogegen Michael Schirmer (1606—1675), Conrector am grauen Kloster in Berlin, der nicht weniger vom Unglück verfolgt war, in seinen „Biblischen Liedern" einen kräftigen und freudigen Ton anstimmt. Endlich ist noch J. H. Calisius zu erwähnen (1635—1670), Hofprediger zu Wohlau in Schlesien, dessen bestes Lied („Werde munter, meine Seele") jedoch eine bloße Nachahmung des Ristschen Abendliedes „Werde munter, mein Gemüthe" ist. Er hat übrigens auch als Jüngling (unter dem Namen „Floridan von Wohlau") weltliche Lieder gedichtet, die nicht ohne Werth sind (Dreifaches Bündlein blauer Kornblumen" 1655).

In der dritten Gruppe, welche in den Nürnberger Pegnitzschäfern ihren Mittelpunkt hatte, sind Harsdörffer und Sigm. von Birken weitaus die bedeutendsten. Folgende haben in ihrem Geiste gedichtet: Von Andreas Ingolstetter (1633—1711), einem gelehrten Kaufmann aus Nürnberg, der im Blumenorden den Namen „Polyander" führte, haben wir Lieder, die sich durch Wahrheit der Empfindung, tiefes Gefühl und glückliche Gedanken auszeichnen und sich von der süßlichen Sentimentalität der Dichtungen seiner Ordensgenossen frei erhalten. Sie sind leider nicht gesammelt; einzelne haben sich noch in den neuern Gesangbüchern erhalten („Hinab geht Christi Weg"). Obgleich nicht Mitglied des Blumenordens hatte sich Joh.

Michael Dilherr (1604—1669), Oberprediger an der Sebalduskirche, nach den Häuptern desselben, namentlich nach Sigm. von Birken, gebildet; doch sind seine Lieder einfach und schlicht. Das Nämliche gilt auch von Joh. Christoph Arnschwanger (1625—1696), Pfarrer in Nürnberg (im Palmenorden „der Unschuldige" genannt), und von Magnus Daniel Omeis (1646—1708), dem vierten Vorsteher des Blumenordens, in welchem er „Damon der Norische" hieß. Doch verdient er mehr durch seine große Gelehrsamkeit (er war Professor in Altdorf), als durch seine Dichtungen ausgezeichnet zu werden, die ohne allen Schwung sind; und so hatte auch Christoph Adam Negelein, im Blumenorden „Celadon" genannt, seine Ernennung zum kaiserlichen Hofpoeten mehr seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, als seinem Dichtertalent zu verdanken. Dagegen tragen die Lieder des Altdorfer Professors und Predigers Christoph Wegleiter (1659—1706), welcher auch gekrönter Dichter war, durch das Streben nach sinnlichen Bildern mehr das Gepräge der Schule („Beschränkt, ihr Weisen"), was zum Theil auch von Erasmus Finx, genannt Francisci, gilt, dem wir später in anderer Beziehung wieder begegnen werden. Bedeutender, als alle die Genannten, ist Michael Frank (1609—1667), der zuerst ein Bäcker und dann Lehrer in Coburg war. Obgleich nicht Mitglied des Blumenordens, sondern des Elbschwanenordens (als welcher er „Staurophilus" hieß), dichtete er doch ganz im Charakter der Pegnitzschäfer („Geistlicher Harfenspieler" 1657).

Unter den Dichtern der mystischen Richtung ragen vor Allen Fr. von Spee und Johann Scheffler (Angelus Silesius) hervor; nebst ihnen sind noch Knorr von Rosenroth und Tersteegen, so wie der ganz eigenthümlich stehende Quirinus Kuhlmann besonders hervorzuheben, dann noch Gottfried Arnold und Christian Scriver, von denen der erste aber vorzüglich als Kirchenhistoriker, der zweite als Erbauungsschriftsteller bedeutend geworden ist. Bedeutend scheint Daniel von Czepko und Reigersfeld (geb. 1605, gest. 1660 zu Schweidnitz als Reg.-Rath) gewesen zu sein, von dem jedoch nur sehr wenig bekannt ist. Im Sinne des Angelus Silesius dichtete Anna Sophia, Landgräfin zu Hessen-Darmstadt (1638—1683) zwei und dreißig Lieder („Der treue Seelenfreund Jesus Christus" 1658) und Ludämilia Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt (1640—1672) 215 Lieder (gesammelt unter dem Titel: „Die Stimme der Freundin" 1687). Beide Dichterinnen sind voll tiefen Gefühls, doch wird der Ausdruck ihrer brennenden Liebe zu Christus oft beinahe zu persönlich, was auch in den Liedern des Rostocker Professors Heinrich Müller (1631—1679) der Fall ist; dagegen tritt in dem Breslauer Pfarrer Kaspar Neumann (1648—1715) schon das Bestreben hervor, die mystische Anschauungsweise mit der kirchlichen zu versöhnen. Eine eigenthümliche Natur ist Joh. Wilh. Petersen (1649—1727), der wegen seiner schwärmerischen Ansichten vom tausendjährigen Reich seiner Stelle als Superintendent in Lüneburg entsetzt wurde, dessen in Prosa geschriebene Psalmen („Stimmen aus Zion" 1658) die Sprache der Davidischen Gesänge mit großem Glück nachahmen und deren hohe Einfalt und feurige Kraft sie an einigen Stellen erreichen.

Die pietistische Richtung wurde durch Jakob Spener begründet, durch A. H. Francke weiter entwickelt; beide haben jedoch nur wenige Lieder verfaßt; der vorzüglichste Dichter unter ihren Anhängern ist Joachim Neander, auf den wir ausführlicher zurückkommen. Neben ihm sind noch folgende zu nennen: Joh. Casp. Schade, (1666—1698) Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin, schrieb 44 Lieder im Sinne des edleren Pietismus, doch haben sie wenig poetischen Werth. Höher steht Canitz, der in seinen religiösen Gedichten auch die reine Form erstrebt, die seine übrigen Dichtungen charakterisiren. Joh. Jakob Schütz (1640—1690), Rechtsconsulent in Frankfurt und ein vertrauter Freund Speners, hat zwar nur ein einziges Lied gedichtet („Sey Lob und Ehr' dem höchsten Gut"), das aber zu den bessern Erzeugnissen der pietistischen Schule gehört; und so ist auch Samuel Rodigast (1649—1708), Rector in Berlin, durch Ein Lied vorzüglich berühmt geworden („Was Gott thut, das ist wohlgethan"). Von größerer Fruchtbarkeit war Laurentius Laurentii (1660—1722), Cantor in Bremen, dessen 149 Lieder (Evangelia melodica 1700) eben so einfach gehalten als salbungsreich sind („Wach auf mein Herz, die Nacht ist hin"). Joh. Anastasius Freylinghausen (1670—1739), Francke's thätiger Mitarbeiter und Nachfolger ist neben Neander der bedeutendste Dichter unter den Pietisten; seine Lieder zeichnen sich durch Innigkeit des Gefühls, Bestimmtheit des Gedankens, Reinheit und feierliche Haltung des Ausdrucks aus („Mein Herz gib dich zufrieden"). Er hat sich außerdem durch die Herausgabe eines sehr reichhaltigen Gesangbuchs verdient gemacht, das sich lange großer Verbreitung erfreute. In Wolfgang Christoph Deßler (1660—1722), Conrector in Nürnberg, verbindet die pietistische Anschauung mit der bilderreichen Sprache der Pegnitzschäfer, die jedoch keineswegs überwiegt, wovor ihn seine wahrhaft poetische Natur bewahrte. Voll tiefen Gefühls sind die zahlreichen Lieder der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt (1637—1706). Bedeutender ist jedoch Joh. Jakob Rambach (1693—1735), Prof. in Halle und später in Gießen, der die größte Tiefe mit der erfreulichsten Klarheit verbindet („O Lehrer, dem kein Lehrer gleich"). Unter den Dichtern der Zeit war der berühmte würtembergische Staatsmann J. J. von Moser (1701—1785) einer der fruchtbarsten; er hat nicht weniger als 1200 Lieder gedichtet. Endlich führen wir noch die Freifrau Henriette Katharine von Gersdorf, geb. von Friesen an (1648—1726), die man in ihren früheren Jahren ein lebendiges Bild aller Musen und Gratien nannte, und deren Lieder von tiefem Gefühl zeugen. Sie war die Großmutter des Grafen v. Zinzendorf, des Gründers der herrnhutischen Secte, welchen wir genauer zu besprechen haben.

Die strenggläubige Richtung wurde besonders von Erdmann Neumeister und Benj. Schmolke vertreten, neben welchen nur Salomon Frank (1659 — 1725), Consistorialsekretär in Weimar, dessen Lieder in Form und Inhalt an Rist erinnern, den er sich auch zum Vorbild genommen hatte, welchen er jedoch an Gedankenreichthum übertrifft.

Außer dem eigentlichen Kirchenliede wurden noch sehr viele religiöse Dichtungen abgefaßt, die, wie die Hymnen und geistlichen Elegien meist in Alexandrinern abgefaßt waren. Mit besonderer Vorliebe

wurden Cantaten und Oratorien bearbeitet, besonders von den spätern Dichtern; aber kaum erheben sich Einzelne über das Mittelmäßige, und nur die cantatenartigen Dichtungen von Brockes verdienen größere Auszeichnung. Wie schon früher bemerkt, wurden auch religiöse Gedichte in den verschiedensten Formen der weltlichen Kunstdichtung abgefaßt; die Nürnberger dichteten geistliche Hirtengespräche und Schäferlieder; Andere wählten zu ihren Liedern die verwickeltsten Formen der weltlichen Lyrik oder die der pindarischen Ode; endlich wurden nicht bloß geistliche Sonette, z. B. mit ausgezeichnetem Glücke von A. Gryphius, sondern auch geistliche Madrigale, am zahlreichsten von Kasp. Ziegler gedichtet. Alle diese Dichtungen unterscheiden sich von dem eigentlichen Kirchenliede schon durch die Sprache, da die Dichter ihnen den äußern Glanz der weltlichen Dichtung zu geben trachteten, ferner dadurch, daß die Stoffe in freierer Weise und ohne Rücksicht auf biblische oder kirchliche Ansichten bearbeitet wurden. Wir werden im Verlauf der Darstellung mehrere Dichtungen dieser Art genauer kennen lernen.

Das Volkslied erhält sich zwar in dem vorliegenden Zeitraume immer noch, aber dessen schönste Blüthezeit ist doch vorüber, wie es bei den Zuständen des durch die Kriege tief gebeugten, durch die Fürsten übermäßig gedrückten Volkes nicht anders sein kann. Unter den lyrischen Volksliedern rührt eine sehr große Anzahl von den frühern Zeiten her, die sich immer noch lebenskräftig im Volke erhalten hatten; neben diesen erscheinen zwar auch manche neue, aber nur wenige derselben haben die jugendliche, frische und lebensfrohe Heiterkeit oder die gemüthliche Tiefe, welche bei den älteren so gewaltig an das Herz spricht. Auch das historische Volkslied erscheint, besonders am Anfange des Zeitraums noch häufig; im Verlaufe des 30jährigen Kriegs verschwindet es immer mehr (denn was hätte auch besungen werden sollen?); dagegen bringen die Türken- und Franzosenkriege wieder eine ziemlich beträchtliche Anzahl hervor. Freilich sind sie meist ohne allen poetischen Werth und ohne Tiefe des Gedankens wie der Darstellung; vielmehr sind sie nach beiden Seiten hin meistens roh und zudem von einer abschreckenden Breite, die um so widriger ist, als sich auch oft eine ganz unpassende Gelehrsamkeit breit zu machen sucht.

Obgleich der Zeitraum im Ganzen nur sehr wenig Bedeutendes liefert, und die meisten Dichtungen in Sprache und Inhalt keineswegs erfreulich sind, so ist doch eine reiche und mannigfaltige Bewegung nicht zu verkennen, die freilich hauptsächlich dadurch hervorgebracht wurde, daß die einzelnen Bestrebungen, so verdankenswerth sie an sich waren und als Fortschritte erscheinen mußten, doch keine große Lebensfähigkeit hatten, und daher bald wieder von andern verdrängt wurden, denen es nicht besser erging. Doch ist diese, wir möchten sagen, stürmische Thätigkeit beinahe die erfreulichste Erscheinung in der ganzen Geschichte des Zeitraums, weil sie bezeugt, daß selbst unter den unglücklichen Verhältnissen der Zeit ein kräftiger Trieb zum Bessern vorhanden war, der endlich auch zum entschieden Guten führen mußte. Deshalb mußte der Darstellung dieser fortgesetzten Bewegung auch ein größerer Raum eingeräumt werden, als wir bisher den einleitenden Bemerkungen gewidmet haben; dagegen werden wir bei der Darstellung der einzelnen Dichter, von denen auch nur Wenige als hervorragend zu bezeichnen sind, gedrängter sein können.

Martin Opitz von Boberfeld.



Martin Opitz, geboren den 23. Decbr. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, zeigte schon früh eine große Lernbegierde, und erwarb sich die Achtung seiner Lehrer, welche ihrerseits seine nicht gewöhnlichen Talente mit Liebe pflegten. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, auf welcher er mit Kaspar Kirchner und Bernh. Wilh. Nüßler einen Freundschaftsbund schloß, der ihn sein ganzes Leben lang beglückte. Im J. 1614 bezog er das Magdalenäum in Breslau, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und sich rasch und früh entwickelte, und schon so glückliche Versuche in der Poesie machte, daß einer seiner Gönner eine Auswahl seiner lateinischen Gedichte herausgab. Da er sich auf den Rath seiner Freunde entschloß, sich den schönen Wissenschaften und der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, bezog er im J. 1617 das erst vor Kurzem gegründete, aber schon rühmlich bekannte akademische Gymnasium in Beuthen, wo er vorzüglich Gelegenheit fand, seine bedeutenden Kenntnisse in der griechischen und römischen Literatur zu erweitern und sein poetisches Talent auszubilden. Im J. 1618 bezog er die Universität in Frankfurt an der Oder, wo er mit seinem Freunde Nüßler wieder zusammentraf. Da er aber im Uebrigen dort keine Befriedigung fand, ging er ein Jahr darauf nach Heidelberg, wo er im Hause des uns schon bekannten geheimen Raths Lingelsheim (s. o. S. 33), dessen Söhne er unterrichtete, in sehr angenehmen Verhältnissen lebte. Zudem erwarb er sich die Freundschaft mehrerer gelehrten Männer, die nicht ohne großen Einfluß auf seine weitere Entwickelung blieben, und noch einflußreicher vielleicht war sein vertrauter Umgang mit einigen talentvollen Jünglingen, unter welchen wir nur den auch für die deutsche Literatur wichtigen Zinkgref und den bekannten Kaspar von Barth, sowie den Dänen Hamilton nennen, mit

welchem er gegen Ende des Jahres 1620, da der Krieg und die Pest sich der Pfalz näherten, nach den Niederlanden ging. Der dortige Aufenthalt war für ihn von wichtigen Folgen; denn die formell geregelte, aber auch steife holländische Poesie, gegen die er sch on eine große Vorliebe bewiesen hatte und die er nun an der Quelle kennen lernte, gewann ihn nun ganz, daß er sich dieselbe von jetzt an vorzugsweise zum Muster nahm. Nachdem er seinen Freund Hamilton nach Holstein begleitet und dort einige Monate in angenehmen Umgebungen verweilt hatte, kehrte er Ende des J. 1621 nach Schlesien zurück, wo er bald eine Anstellung am Hofe des Herzogs von Liegnitz fand. Doch folgte er schon im folgenden Jahre einem Rufe des Fürsten von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weißenburg, wo er, mit gelehrten Forschungen beschäftigt, besonders über die Alterthümer Daciens*), und von Jedermann wegen seiner reichen Kenntnisse geschätzt, in durchaus glücklichen und seinen Wünschen entsprechenden Verhältnissen lebte. Aber bald ergriff ihn das Heimweh mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er um seine Entlassung bat und ins Vaterland zurückeilte, wo er, ohne einen bestimmten Wirkungskreis zu haben, sich durch sein Talent und seine Gewandtheit eine angenehme Lage schuf. Im J. 1625 ging er mit seinem Freunde Kirchner in Geschäften des Herzogs von Liegnitz nach Wien, wo ihn Kaiser Ferdinand II. wegen eines Trauergedichtes auf den Erzherzog Karl eigenhändig zum Dichter krönte. Im J. 1626 trat er in die Dienste des berüchtigten Burggrafen zu Dohna, wobei ihm Muße genug blieb, seine poetischen Arbeiten, die er nie unterbrochen hatte, fortzusetzen. Sein Name gewann immer höheren Glanz, so daß sich sogar K. Ferdinand bewogen fand, ihn als Zeichen seiner und der allgemeinen Anerkennung in den Adelstand zu erheben (1628) und ihm nach dem Flüßchen, an welchem seine Vaterstadt liegt, den Beinamen „von Boberfeld" zu ertheilen. Im J. 1629 wurde er auch in die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des „Gekrönten" aufgenommen. Eine Reise nach Paris, die er im Jahre 1630 in Geschäften des Burggrafen machte, wurde besonders durch die Freundschaft, die er mit dem berühmten Hugo Grotius schloß, für ihn wichtig, und es wuchs sein Ruhm im Vaterlande, da man ihn auch in der Fremde geehrt wußte. Nach dem Tode des Burggrafen hielt sich Opitz zuerst bei den Herzögen von Liegnitz und Brieg auf, ohne jedoch in Dienste zu treten, ging 1634 mit dem letztern nach Thorn, bald darauf aber nach Danzig, wo er, vom König von Polen zum Secretär und Historiographen ernannt, einer schönen und ruhigen Zukunft entgegenging, als am 20. Aug. 1639 die Pest seinem thätigen Leben ein Ende machte.

Beinahe zwei Jahrhunderte lang hieß Opitz allgemein der „Vater der deutschen Dichtkunst", und nicht bloß seine Zeit verehrte in ihm den größten deutschen Dichter. Denn wenn auch selbst noch während seines Lebens hie und da Männer an dem Ausspruche Buchners bescheiden zweifelten, daß die vaterländische Muse nicht höher steigen könne, und wenn später die Namen Hoffmannswaldau und Lohenstein den Glanz des seinigen zu verdunkeln schienen, so daß man ihn diesen neuen Sternen entweder in leisen Andeutungen nachzusetzen wagte, wie Neukirch, oder ganz ausdrücklich, wie Neumeister, von dem auch Christian Weise höher gestellt wurde; so konnte dies seinen Ruhm im Ganzen nicht erschüttern, ja es erhielt derselbe durch den Kampf gegen die zweite schlesische Schule einen neuen Glanz, da man sich vorzugsweise seines Ansehens als der mächtigsten Waffe gegen die Unnatur und den Schwulst jener Schule bediente. Wie aber die fernere Entwickelung der deutschen Poesie zunächst unverkennbar aus jenem Kampfe hervorging, und sowohl Gottsched als Bodmer (der eine leider unvollendete Ausgabe von Opitzens sämmtlichen Schriften besorgte) ihn als den Ausgangspunkt einer besseren Dichtkunst bezeichneten, so blieb das Urtheil dieser Männer auch dann stehen, als sie selbst längst überflügelt waren. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, den unbegränzten Ruhm des „Schlesischen Schwans" auf sein richtiges Maß zurückzuführen. Wird ihm aber auch ein nicht geringer Theil des ihm gespendeten Lobes entzogen, so bleibt sein Verdienst um die deutsche Poesie doch immer noch so groß, sein Einfluß so bedeutend und folgenreich, daß er immer noch als eine der Hauptgestalten nicht bloß seiner Zeit, sondern überhaupt in der ganzen Geschichte der Literatur erscheint.

Wir haben dieses Verdienst in den einleitenden Bemerkungen schon besprochen; wir fassen es hier in seinen wesentlichsten Zügen zusammen. Opitz hat zuerst die Sprache Luthers auch zur Sprache der Poesie erhoben und ihr hiedurch erst recht eigentlich die Alleinherrschaft erobert; er hat, wenn auch nicht zuerst der Zeit nach, doch zuerst mit Erfolg für die Reinheit der Sprache gewirkt, und die Poesie sowohl von den fremden Wörtern und Redensarten, als von den mundartischen Einmischungen gesäubert, und dem dichterischen Ausdrucke Adel und Würde zurückgegeben; er hat die noch jetzt beinahe vollständig gültige Prosodie und Sylbenmessung, wenn auch nicht geschaffen, denn es war ihm Ernst Schwabe von der Heyde ohne Zweifel darin vorgegangen (s. o. S. 43), doch bis zu hohem Grade ausgebildet und zur allgemeinen Anerkennung gebracht; er hat endlich, und dies ist nicht sein geringstes Verdienst, die deutsche Dichtkunst aus der Mißachtung gerettet, in die sie bei Gelehrten und Vornehmen gesunken war, indem er sie formell veredelte, und Stoffe behandelte, welche der Bildung jener Klassen entsprach. Freilich hat er durch den Weg der Nachahmung, den er einschlug, die Poesie ihres nationalen Charakters beraubt und diesen überhaupt so vollständig zurückgedrängt, daß selbst die Ahnung einer deutschen Kunst auf ein ganzes Jahrhundert verloren ging; allein so traurig gerade diese Seite seiner Wirksamkeit ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die unglückliche Zeit, in welcher er lebte, eine andere Entwickelung ganz unmöglich machte, und daß er uns doch wenigstens das rettete, was allein zu retten war, nämlich die Sprache, die ohne seine Bemühungen ohne Zweifel der vollendetsten Barbarei verfallen wäre; denn die Sprachgesellschaften hätten gegen das immer rascher und mächtiger eindringende Verderben ohne ihn Nichts auszurichten vermocht.

*) Das große Werk über diesen Gegenstand, das er bis zu seinem Tode mit unermüdlichem Eifer fortsetzte, und von dem er sich großen Ruhm versprach, ist leider verloren gegangen.

Dies war vor Allem seine Aufgabe; daß sie es war, und daß er sie zum Glück früh erkannte, wird daraus ersichtlich, daß er dieselbe schon als Jüngling, als er noch in Beuthen war, in der größten Entschiedenheit aussprach. Denn schon damals (1617 oder 1618) gab er die kleine, aber höchst wichtige und einflußreiche, in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift „Aristarch, oder von der Verachtung der deutschen Sprache" heraus, in welcher sich sein Bestreben in ganz entschiedener Weise kund gibt, einerseits die Rechte der deutschen Sprache gegen ihre Verächter und Verderber zu wahren, und andrerseits auf die Möglichkeit einer neuen Gestaltung der deutschen Kunst aufmerksam zu machen. Daß er diese Abhandlung lateinisch abfaßte, war äußerst klug, wie denn die Klugheit ein Hauptzug seines Charakters war. Er konnte nämlich bei den damaligen Zuständen sich und seinen Bestrebungen nur bei den Gelehrten Anerkennung zu verschaffen hoffen, alle übrigen Stände waren theils zu roh und ungebildet, theils gegen die deutsche Poesie zu gleichgültig, als daß er ihre Theilnahme hätte erwarten dürfen. Allein die Gelehrten waren der heimatlichen Kunst so sehr entfremdet, sie waren so ganz auf ihre gelehrten Arbeiten und Anschauungen beschränkt, daß sie für neue Bestrebungen nur dann gewonnen werden konnten, wenn sie im gelehrten Gewande erschienen. Was aber Opitz in seinem Aristarch aussprach, mußte um so mehr Wirkung machen, als man wußte, daß er selbst schon Gedichte in lateinischer Sprache abgefaßt hatte und daß diese mit Beifall aufgenommen worden waren. Hatte er sich hiedurch als Gelehrten beurkundet, durfte er es nunmehr wagen, auch deutsche Dichtungen bekannt zu machen und sein schon besprochenes Buch „Von der deutschen Poeterei" herauszugeben, welches er in Zeit von fünf Tagen niederschrieb, was wir vorzüglich deshalb erwähnen, um nachzuweisen, wie tief er seinen Stoff überdacht hatte und wie sehr er desselben Meister war.

So entschieden der nationale Standpunkt war, den Opitz hinsichtlich der Sprache annahm, so entschieden verließ er denselben dagegen in Bezug auf Form und Stoffe. Er brach hierin vollständig mit der bisherigen Entwickelung, indem er sich von der volksmäßigen Richtung abwendete und sich ganz an das Ausland anschloß. Abgesehen davon, daß eine großartige Schöpfungskraft dazu gehört hätte, die bisherige deutsche Poesie mit Benutzung und Entwickelung der vorhandenen Elemente zu künstlerischer Gestaltung zu erheben, eine Schöpfungskraft, die Opitz keineswegs besaß, so vereinigten sich zwei Gründe, die ihn selbst von dem bloßen Versuche, eine nationale Entwickelung anzustreben, abhalten und ihn der Nachahmung des Auslandes zuführen mußten. Der Eine war, daß er bei dem Fremden eine schon ausgebildete, künstlerische Gestaltung der Poesie vorfand, die er sich mit leichter Mühe aneignen und auf die deutsche Kunst übertragen konnte; der andere, daß diese fremde Poesie an den deutschen Höfen die größte Anerkennung gefunden hatte, und er nur dann hoffen konnte, sich bei diesen Eingang zu verschaffen, wenn er sich ganz und ohne Rückhalt dieser fremden Bildung anschloß. Daß aber Opitz nicht bloß darauf ausging, seinen dichterischen Bestrebungen durch die Unterstützung und Theilnahme der Höfe sicheren Halt zu gewinnen, sondern sein Talent auch zugleich dazu benutzen wollte, sich Ehre, Ansehen und Wohlstand zu verschaffen, das geht aus seinem ganzen Leben auf das Unzweifelhafteste hervor, wie man leider sogar gestehen muß, daß er fähig war, seine bessere Ueberzeugung aufzuopfern, wenn er dadurch seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen hoffen konnte*). Durch seinen Gönner Lingelsheim in Heidelberg am pfälzischen Hofe eingeführt, hatte Opitz schon früh die feine Gewandtheit des Weltmanns erworben, die ihn sein ganzes Leben leitete, und die auch in seinen Dichtungen nicht zu verkennen ist; er hatte dort einsehen lernen, wie nothwendig es sei, sich französische Bildung anzueignen, um an den Höfen sein Glück zu machen, und als er nun bald darauf mit der holländischen Poesie vertrauter geworden war, welche sich selbst an der französischen herangebildet hatte, so war ihm der Weg vorgezeichnet, den er nun einschlagen mußte, um seine verschiedenen Zwecke zu erreichen.

Nachahmung der Franzosen in der Art und Weise, wie die stammverwandten Holländer dieselben nachbildeten, dies ist der Grundcharakter seiner Dichtungen, in denen er daher vornämlich durch Eleganz und Gewandtheit der Darstellung, durch eine gebildete und correcte Sprache, durch geistreiche oder auch witzige Wendungen und endlich dadurch zu wirken suchte, daß er, um die Gedanken zu heben, sie durch ihre Gegensätze verband. Alle diese Züge fand er in seinen Vorbildern, er ahmte sie auch getreulich nach, sei es, daß er bloß übersetzte, was häufig der Fall war, sei es, daß er sein fremdes Muster mehr oder weniger selbstständig bearbeitete, oder daß er Eigenes im Sinne und Geiste seiner Führer behandelte. Daher sind seine Dichtungen auch formell durchaus lobenswerth, und wenn man eine gewisse Steifheit ausnimmt, die sich immer ergeben wird, wenn man die eigene Natur verläßt, um sich einer andern hinzugeben, erscheinen sie beinahe ganz vollendet. Dagegen fehlt ihnen aber, und wir haben nach dem Vorhergehenden kaum nöthig, es hinzuzufügen, der ächte poetische Geist, der die Welt der innern und äußern Erscheinungen selbstständig und zur höchsten Wahrheit gestaltet; es mangelt ihm die schaffende Kraft des wahren Dichters, und seine Poesien sind eher Ergebnisse des überlegenden Gedankens, als der bildenden Phantasie. Sie haben daher einen vorzugsweise didaktischen Charakter, weshalb seine rein didaktischen Poesien auch ohne Vergleich die besten sind, wie er denn auch den Grundsatz aufstellte, daß die Poesie nütze, indem sie zugleich ergötzlich sei.

Was seine „lyrischen Gedichte" betrifft, welche wir hier zunächst zu betrachten haben, so müssen wir wesentlich zwischen den früheren und späteren unterscheiden. In jenen bewegt er sich noch selbstständiger und freier, und wenn sie auch formell die Glätte der späteren nicht erreichen, so sind sie dagegen frischer und von tieferer Empfindung als jene. Es herrscht in den älteren Gedichten eine weit größere Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, die um so mächtiger wirkt, als sie meist in schlichter und schmuckloser Sprache dargestellt wird, während er in den späteren den Mangel einer tieferen Auffas-

*) Nur so läßt sich erklären, wie er, der Protestant, so lange der Secretär und Vertraute des Burggrafen von Dohna sein konnte, der unter den abscheulichsten Gräueln die protestantische Bevölkerung Oberschlesiens zur Annahme des Katholicismus gezwungen hatte.

ſtung durch rhetoriſchen Schmuck zu verdecken ſucht. Man ſieht es gar vielen an, daß ſie nicht aus dem Innern hervorgequollen ſind; die oft eiſige Kälte beweiſt nur zu gut, daß der Dichter den Stoff geſucht oder entlehnt, und daß er ſich gezwungen hat, ſich in die von ihm dargeſtellten Empfindungen zu verſetzen. Zudem ſind die beſten Gedanken oft entlehnt, nicht ſelten ziemlich ungeſchickt erweitert oder mit andern nicht immer angemeſſenen eben ſo ungeſchickt verknüpft. Dies gilt insbeſondere von den meiſtens in Alexandrinern abgefaßten Gedichten, die er unter dem Titel „Poetiſche Wälder" zuſammengefaßt hat, und die großen Theils zu den Gelegenheitsgedichten gehören. Unter dieſen ſind die Hochzeitsgedichte ziemlich zahlreich. Wenn es dieſen auch nicht an Mannigfaltigkeit der Gedanken fehlt, ſo ſind ſie dagegen in Erfindung und Entwickelung ziemlich gewöhnlich; es machen nur diejenigen Eindruck, in welchen er zugleich des Jammers im zerrütteten Vaterlande gedenkt. Die „Oden und Geſänge", aus welchen wir auch vorzugsweiſe die unten mitgetheilten Lieder entnommen haben, haben ungleich höheren poetiſchen Werth. Wir haben über die einzelnen Nichts zu bemerken, als daß Opitz das Gedicht „Auff Leyd kompt Freud" (1) in den ſpäteren Ausgaben, gewiß mit höchſtem Unrecht, nicht wieder aufgenommen hat (es findet ſich bloß in der von Zinkgref beſorgten Sammlung) und daß der Aufruf „An die Deutſchen" (6) erſt nach ſeinem Tode erſchien; obgleich ſchon geraume Zeit vorher gedichtet, hatte es der Dichter wahrſcheinlich aus äußern Rückſichten zurückgehalten.

Wie ſeine Vorgänger Meliſſus und Weckhrlin hat Opitz auch das Sonett bearbeitet, aber es ſind ihm nur wenige wirklich gelungen; es iſt offenbar, daß er das Weſen dieſer ſchönen Form nicht erfaßt hatte. Eben ſo wenig können ſeine geiſtlichen Lieder ausgezeichnet werden; ſie entbehren alles dichteriſchen und religiöſen Schwungs. Dies gilt insbeſondere von den gereimten Nachbildungen der „Sonn- und Feſttagsepiſteln", in denen er ſelten den proſaiſchen Stoff zu beleben verſteht, aber auch von ſeinen „Pſalmen", bei welchen er mehr eine äußere als innere Treue der Ueberſetzung anſtrebte. Die Begeiſterung des hebräiſchen Dichters verflacht ſich zu proſaiſchen Betrachtungen, wovon ſelbſt die beſten Stücke nicht ganz ausgenommen ſind. Die Nachbildung des „Hohen Liedes" erwähnen wir nur darum, weil ſie das Vorbild der ſpäter ſo häufig auftauchenden geiſtlichen Schäfergedichte wurde.

1. Auff Leyd kompt Freud.

1. SEy wolgemuth, laß trawren ſeyn,
Auff Regen folget Sonnenſchein;
Es gibet endlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

2. Vor hat der rauhe Winter ſich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tieff
In einem harten Traume ſchlieff.

3. Weil aber jetzt der Sonnen Liecht
Mit vollem Glantz herauſſer bricht,
Und an dem Himmel höher ſteigt,
Auch alles frölich ſich erzeygt,

4. Das froſtig Eyß muß gantz vergehn,
Der Schnee kan gar nicht mehr beſtehn,
Favonius, der zarte Windt,
Sich wider auff die Felder findt.

5. Die Saate gehet auff mit macht,
Das Graße grünt in vollem Pracht,
Die Bäume ſchlagen wider auß,
Die Blumen machen ſich herauß.

6. Das Vieh in Felden inniglich,
Das Wild in Püſchen frewet ſich,
Der Vögel ſchaar ſich frölich ſchwingt
Vnd lieblich in den Lüfften ſingt.

7. So ſtelle du auch trawren ein,
Mein Hertz, vnd laß dein Zagen ſein,
Vertrawe Gott, vnd glaube feſt,
Daß er die ſeinen nicht verleſt.

8. Ulyſſes auch, der freye Heldt,
Nachdem er zehn Jahr in dem feldt
Vor Troja ſeine Macht verſucht,
Zog noch zehn Jahr umb in der flucht.

9. Durch widerwertigkeit im Meer,
Ward er geworffen hin und her,
Noch blieb er ſtandhafft allezeit
In Noth und Todt, in Lieb und Leydt.

10. Die Circe mit der Zauberkunſt
Bracht ihn niemals zu ihrer Gunſt,
Auch der Sirenen ſüſſer Mundt
Und Harfen ihn nicht halten kundt.

11. Er warff doch endlich von ſich noch
Des rauhen Lebens ſchweres Joch,
Penelopen er wieder fandt,
Und Ithacen, ſein Vatterland.

12. So biß auch du getroſt, mein Hertz,
Und überſteh des Glückes ſchertz;
Traw Gott, ſey nur auf ihn bedacht,
Die Hoffnung nicht zu ſchanden macht.

2. (Segen der Einfalt.)

1. Wol dem, der weit von hohen dingen
Den fuß ſtellt auff der Einfalt Bahn;
Wer ſeinen Muth zu hoch wil ſchwingen,
Der ſtößt gar leichtlich oben an:
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.

2. Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des ſtarcken Donners mehr berührt;
Wer weit wil, fellt offt aus den Wegen,
Vnd wird durch ſeinen Stoltz verführt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

3. Auff groſſer See ſind groſſe Wellen,
Viel Klippen, Sturm vnd harter Wind;
Wer klug iſt, bleibet bey den Quellen,
Die in den grünen Wäldern ſind.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

4. Hat Phyllis gleich nicht Gold vnd Schätze,
So hat ſie doch, was mir gefellt;
Wormit ich mein Gemüth ergetze,
Wird nicht gekaufft vmb Gut vnd Geldt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

5. Man ſteht bey reicher Leute Pforte
Sehr offt vnd kömpt doch ſelten ein;
Bey ihr bedarff es nicht der Worte,
Was jhr iſt, iſt nicht minder mein.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

6. Glentzt ſie gleich nicht mit thewren Sachen,
So glänzt doch jhrer Augen Liecht;
Gar viel muß Hoffart ſchöne machen,
Ihr ſchlechter Schein betreugt mich nicht.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.

7. Iſt ſie gleich nicht von hohem Stande,
So iſt ſie dennoch aus der Welt;
Hat ſie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie ſelbſt iſt mir ein weites Feldt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

8. Wer wil, mag in die Lüfften fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit,
Ich laſſe mich an dem begnügen,
Was nicht bemüht vnd doch erfrewt:
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

3. (Nachtklage.)

1. Jetzund kömpt die Nacht herbey,
Vieh vnd Menſchen werden frey,

Die gewünschte Ruh geht an,
Meine Sorge kömpt heran.

2. Schöne glänzt der Mondenschein,
Vnd die gülbnen Sternelein;
Froh ist alles weit vnd breit,
Ich nur bin in Trawrigkeit.

3. Zweene mangeln überall
An der schönen Sternen Zahl:
Diese Sternen, die ich mein',
Ist der Liebsten Augenschein.

4. Nach dem Monden frag' ich nicht,
Tunckel ist der Sternen Liecht,
Weil sich von mir weggewendt
Asteris, mein Firmament.

5. Wenn sich aber neigt zu mir
Dieser meiner Sonnen Zier,
Acht' ich es das beste seyn,
Daß kein Stern noch Monde schein.

4. (Eile der Liebe.)

1. Ach liebste, laß vns eilen,
Wir haben Zeit:
Es schadet das verweilen
Vns beyderseit.

2. Der edlen schönheit Gaben
Fliehn fuß für fuß,
Daß alles, was wir haben,
Verschwinden muß.

3. Der Wangen Ziehr verbleichet,
Das Haar wird greiß,
Der Augen Fewer weichet,
Die Brunst wird Eiß.

4. Das Mündlein von Corallen
Wird vngestalt,
Die Händ als Schnee verfallen,
Vnd du wirst alt.

5. Drumb laß vns jetzt geniessen
Der Jugend Frucht,
Eh' als wir folgen müssen
Der Jahre Flucht.

6. Wo du dich selber liebest,
So liebe mich!
Gieb mir das, wann du giebest,
Verlier auch ich.

5. (Lebenslust.)

1. Ich empfinde fast ein Grawen,
Daß ich, Plato, für vnd für
Bin gesessen über dir:
Es ist Zeit, hinaus zu schawen,
Vnd sich bey den frischen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Vnd die Fischer Netze stellen.

2. Worzu dienet das studieren,
Als zu lauter Vngemach?
Vnter dessen laufft die Bach
Vnsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geist vnd Sinn
Dieses alles in die Erden.

3. Hola, Junger, geh' vnd frage,
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimb den Krug vnd fülle Wein!
Alles Trawren, Leid vnd Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' vns Clotho fort gerafft,
Will ich in den süssen Safft,
Den die Traube giebt, vergraben.

4. Kauffe gleichfals auch Melonen,
Vnd vergiß des Zuckers nicht:
Schawe nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold vnd Schätzen
Tolle sich zu krencken pflegt,
Vnd nicht satt zu Bette legt:
Ich wil, weil ich kan, mich letzen.

5. Bitte meine gute Brüder
Auff die Music vnd ein Glaß:
Nichts schickt, dünckt mich, nicht sich baß,
Als gut Tranck vnd gute Lieder,
Laß' ich gleich nicht viel zu erben,
Ey, so hab' ich edlen Wein,
Wil mit andern lustig seyn,
Muß ich gleich alleine sterben.

6. (An die deutschen.)

1. Auff, auff, wer Teutsche Freyheit liebet,
Wer Lust, für Gott zu fechten hat!
Der Schein, den mancher von sich giebet
Verbringet keine Ritter-that.
Wann fug vnd Vrsach ist zu brechen,
Wan Feind nicht Freund mehr bleiben kan,
Da muß man nur vom Sehen sprechen,
Da zeigt das Hertze seinen Mann.

2. Laß die von jhren Kräfften sagen,
Die schwach vnd bloß von Tugend sind:
Mit trotzen wird man Bienen jagen,
Ein Sinn von Ehren, der gewinnt.
Wie groß vnd starck der Feind sich mache,
Wie hoch er schwinge Muth vnd Schwerd,
So glaube doch, die gute Sache
Ist hundert tausend Köpffe werth.

3. Der muß nicht eben allzeit siegen,
Bey dem der Köpffe menge steht;
Der pfleget mehr den Preiß zu kriegen,
Dem Billigkeit zu Hertzen geht,
Und der mit redlichem Gewissen
Für Gott und für das Vatterland,
Für Gott, der jhn es läst geniesen,
Zu fechten geht mit strenger Hand.

4. So vieler Städte schwache sinnen,
So vieler Hertzen Wanckelmuth,
Die List, der Abfall, das Beginnen
Sind freylich wol nicht allzu gut:
Doch Obst, so bald von Bäumen gehet,
Das taug gemeiniglich nicht viel.
Ich dencke, was im Liede stehet:
Laß fahren, was nicht bleiben will!

5. Was kan der stoltze Feind dir rauben?
Dein Haab und Gut bleibt doch allhier;
Geh' aber du jhm auff die Hauben,
Und brich jhm seinen Halß darfür.
Auff, auff, jhr Brüder! in Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wein:
Deß Feindes Blut im Siege führen,
Diß wird die beste Beute seyn.

7. (Auftrag.)

Ihr Himmel, lufft und wind, jhr Hügel voll von schatten,
Ihr Hainen, jhr Gepüsch', auch du, du edler Wein,
Ihr frischen Brunnen jhr, so reich am Wasser seyn,
Ihr Wüsten, die jhr stets müßt an der Sonnen braten,
Ihr durch den weissen thaw bereifften schönen Saaten,
Ihr Hölen voller Moß, jhr auffgeritzten Stein',
Ihr Felder, welche ziert der zarten Blumen Schein,
Ihr Felsen, wo die Reim' am besten mir gerathen;
Weil ich ja Flavien, das ich noch nie thun können,
Muß geben gute Nacht, und gleichwohl Muth und sinnen
Sich förchten allezeit und weichen hinter sich:
So bitt' ich, Himmel, Lüfft, Wind, Hügel, Hainen,
Wein, Brunnen, Wüsteney, Saat, hölen, steine, felder,
Und Felsen, sagt es jhr, sagt, sagt es jhr vor mich!

8. (Freiheit und Dienstbarkeit.)

Du güldne freyheit du, mein wündschen und begehren,
Wie wol doch were mir, im fall ich jederzeit
Mein selber möchte seyn, und were gantz befreyt
Der Liebe, die noch nie sich wollen von mir kehren,
Wiewol ich offte mich bedacht bin zu erwehren.
Doch lieb' ich gleichwol nicht, so bin ich, wie ein Scheit,
Ein Stock und rawes Bley. Die freye Dienstbarkeit,
Die sichere Gefahr, das tröstliche Beschweren
Ermuntert meinen Geist, daß er sich höher schwingt,
Als wo der Pöfel kreucht, und durch die wolcken dringt,
Geflügelt mit Vernunfft und muthigen Gedancken.
Drumb geh' es, wie es wil; und muß ich gleich darvon,
So uberschreit' ich doch des Lebens enge Schrancken:
Der Name, der mir folgt, ist meiner Sorgen Lohn.

9. Auff die Weise des 104. Psalms.

1. Auff, mein Hertz', und du, mein gantzer Sinn,
Wirff alles das, was Welt ist, von dir hin!
Im fall du wilt, was Göttlich ist, erlangen,
So laß den Leib, in dem du bist gefangen:
Die Seele muß von dem gesaubert seyn,

Was nichts nicht ist, als nur ein falscher Schein,
Muß durch den Zaum der Tugend dämpffen können
Die schnöde Lust der eusserlichen Sinnen.

2. Ein ieder Mensch hat etwas, das er liebt,
Das einen Glantz der Schönheit von sich gibt:
Der suchet Geld, und trawet sich den Wellen;
Der gräbet fast bis an den Schlund der Höllen;
Viel machen sich durch Kriegerthat bekandt,
Und stehn getrost für Gott und für ihr Land;
Der dencket hoch und strebet gantz nach ehren,
Und jener läßt die Liebe sich bethören.

3. Indessen bricht das Alter bey uns ein,
In dem man pflegt umb nichts bemüht zu seyn;
Eh' als wir es recht mögen innen werden,
So kömpt der Tod und rafft uns von der Erden.
Wer aber gantz dem Leib ist abgethan,
Und nimpt sich nur der Himmels-sorgen an,
Setzt allen Trost auff seines Gottes Gnaden,
Dem kan noch Welt, noch Tod, noch Teuffel schaden.

4. Den Ancker hat der Noa eingesenckt,
Da als er war mit Lufft und See verschrenckt;
Der grosse Trost hat Abraham erquicket,
Als er sein Schwert nach Isaac gezücket.
Der Glaube mus von Gott erbeten seyn,
Der einig macht, daß keine Noth noch Pein,
Und Todes Angst auch den geringsten Schmerzen
Erwecken kan in frommer Leute Hertzen.

5. Drumb schaw, O Mensch, hinauff und über dich
Nach dem, was nicht den Augen zeiget sich,
Was niemand kan beschliessen in den Schrancken
Der Sterbligkeit und flüchtigen Gedancken.
Vollbringst du das, mein Hertz, und du, mein Sinn,
Und legst die Last der Erden von dir hin,
Sagst ab dem Leib, in dem du bist gefangen,
So wird Gott dich, und du wirst Gott erlangen.

Friedrich von Spee.

Wir kommen nun zu einer Erscheinung, die uns bei ihrer Größe um so wohlthätiger berührt, als sie uns da entgegentritt, wo wir sie am wenigsten zu erwarten hoffen durften, bei den Katholiken nämlich, welche so ganz außerhalb der literarischen Bewegung blieben, und sogar unter den Jesuiten, deren Thätigkeit gerade zu jener Zeit so unheilbringend für Volk und Vaterland war.

Friedrich Spee aus dem adeligen, jetzt gräflichen Geschlechte derer Spee von Lengenfeld, im J. 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf geboren, trat, nachdem er eine sorgfältige häusliche Erziehung genossen hatte, schon im J. 1610 zu Cöln in den Jesuitenorden, wo er sich bald durch Gelehrsamkeit so auszeichnete, daß ihm der Unterricht der jüngeren Ordensbrüder in der Philosophie und Moraltheologie anvertraut wurde. Nachdem er in dieser Stellung bis gegen das Jahr 1627 mit Beifall und Glück gewirkt hatte, begab er sich im Auftrag seiner Vorgesetzten zuerst nach Paderborn, dann nach Franken, wo er, vorzüglich in Bamberg und Würzburg, als Seelsorger thätig wirkte. Es lag ihm besonders ob, die Verurtheilten zum Tode vorzubereiten; da gerade damals die Hexenprozesse dort mit fanatischer Wuth betrieben wurden, hatte er nur zu häufig Gelegenheit mit solchen Unglücklichen zusammenzukommen (er begleitete nach eigener Versicherung gegen 200 solcher Unglücklichen zum Scheiterhaufen), und er gelangte bald zur Ueberzeugung, daß sie alle als Opfer der Unwissenheit, des Aberglaubens oder der Bosheit fielen, was einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er schon früh ergraute. Er durfte es nicht wagen, öffentlich gegen den allgemeinen Glauben anzukämpfen, was auch gewiß nicht den mindesten Erfolg gehabt hätte, dagegen drängte es ihn doch, Alles zu thun, was irgend möglich war, um der Barbarei Einhalt zu thun. So gab er im J. 1631 die Cautio criminalis ohne seinen Namen heraus, worin er die ganze Abscheulichkeit der Hexenprozesse eben so gewandt als eindringlich darthat; und die Wirkung des Buchs war so groß, daß viele Obrigkeiten den Richtern größere Umsicht bei den Verhandlungen geboten und später der Churfürst v. Mainz (der ihn in Würzburg gekannt hatte) und nach ihm der Herzog v. Braunschweig und mehrere andere Fürsten den Hexenprozeß abschafften.

Später ward Spee von seinem Orden in das Bisthum Hildesheim geschickt, um die Ketzer in dem Städtchen Peina zu bekehren, was ihm auch nach wenigen Monaten gelang, da er es im hohen Grade verstand, seine begeisterte Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. Ein fanatischer Protestant überfiel ihn deshalb in blinder Wuth und mißhandelte ihn so sehr, daß man lange für ihn zitterte. Die letzte Zeit seines Lebens brachte Spee in Trier zu, wo er in seinem heiligen Beruf den schönsten Tod fand. Als am 6. Mai 1635 die Franzosen, welche Trier besetzt hielten, von dem kaiserlich-spanischen Heere überfallen wurden, stürzte sich Spee mitten unter die Kämpfenden, tröstete die Sterbenden, brachte die Verwundeten in Sicherheit, verhütete Plünderung und Mißhandlung und setzte sein menschenfreundliches Werk auch nach Vertreibung der Franzosen fort, indem er die Verwundeten pflegte, den Gefangenen Nahrung zutrug, und mit unermüdlicher Thätigkeit bald als Arzt, bald als Priester den Verzweifelnden Hülfe und Trost brachte. Doch erlag er endlich seinen übermäßigen Anstrengungen; er ward von einem bösartigen Fieber ergriffen, an welchem er den 7. August 1635 „hoffnungsvoll und glücklich" starb.

Es hat uns zu dieser ausführlicheren Darstellung von dem Leben und Tode des trefflichen Mannes nicht bloß der schöne Stoff verleitet, es hat uns auch die Rücksicht bewogen, daß uns nunmehr seine dichterische Eigenthümlichkeit als mit seinem innersten Wesen verwachsen erscheinen muß. Der bescheidene Mann gab während seines Lebens Nichts heraus; seine beiden in deutscher Sprache abgefaßten Werke wurden erst nach seinem Tode gedruckt. Das „Gülden Tugendbuch", eine in Gesprächsform abgefaßte und mit zahlreichen Parabeln und Liedern durchwebte Erbauungsschrift, haben wir hier nicht weiter zu berühren, da die darin enthaltenen Dichtungen, obgleich einzelne (z. B. „Seufzer der begierigen Seele") ganz vortrefflich sind, im Ganzen doch denen nicht gleich gesetzt werden können, welche die „Trutz-Nachtigal" bilden*). Ehe wir aber auf den Inhalt des Büchleins eingehen, müssen wir einige Worte über Form und Sprache der Dichtun-

*) Doch können wir uns nicht enthalten, das Zeugniß, welches der große Leibnitz davon gibt, hier mitzutheilen, weil es den edlen Dichter vortrefflich charakterisirt: „Er redet von den christlichen Tugenden", sagt Leibnitz in seiner „Theodicee", „als von einem sehr wichtigen Geheimniß der Frömmigkeit, und handelt gar ausführlich und verständlich von der Kraft der Liebe Gottes, die Sünde zu vertilgen auch ohne Dazwischenkunft der Sacramente der katholischen Kirche;" und in einem Briefe an Frau von Scudery heißt es: „Es finden sich darin so schöne und tiefsinnige Gedanken, und der Ausdruck derselben ist so geeignet, selbst gemeine und in Weltlust versunkene Seelen zu rühren, daß ich es ganz ungemein lieb gewonnen habe. Vor allem hat er erbaut und empfiehlt er das Geheimniß von der wahren Liebe Gottes."

gen voranschicken. Es ist sehr zweifelhaft, ob Spee Kenntniß von Opitz und seinen Bestrebungen hatte, Beweise dafür liegen nicht vor; dagegen ist kaum anzunehmen, daß die Werke des protestantischen Dichters und besonders seine „Deutsche Poeterey" in die katholischen Länder gedrungen sei, in welchen Spee meistentheils lebte. Und doch schlug dieser im Ganzen denselben Weg ein, den jener betreten hatte. Er war nicht nur zur Ueberzeugung gelangt, daß man auch „in der Teutschen Sprach recht gar Poetisch reden und dichten könne", und „daß es nit an der Sprach, sondern vielmehr an den Personen, so es einmahl auch in der teutschen Sprach wagen dürfften, gemanglet habe", weshalb er sich „beflissen, zu einer recht lieblichen deutschen Poëtica die baan zu zeigen"*); er stellte auch den Grundsatz der Sylbenmessung mit aller Entschiedenheit auf und befolgte ihn in seinen Gedichten durchaus streng. Aber er hatte die Sylbenmessung nicht den Fremden abgelernt, sondern sie aus der Beobachtung der Muttersprache herausgefunden, deren Neigung zum jambischen Maße er ebenfalls erkannt hatte. Er strebte unverkennbar nach schöner Darstellung, aber auch hier ward die Muttersprache allein seine Führerin; er gebrauchte nur solche Wörter, welche sich „bey guten Authoren finden" ließen, oder „bey guten Teutschen bräuchlich seyen", wobei er das Vorrecht, die Dialekte zu benutzen, in Anspruch nahm.

Seine Darstellung ist im Ganzen volksmäßig, und es nähern sich selbst seine farbenreichen, von der lebendigsten Phantasie eingegebenen Bilder und kühnen Wendungen weit mehr dem Ton des Volksliedes, als die kalten gelehrten Gleichnisse der Opitzischen Dichtungen. Seine Sprache ist, einzelne Härten abgerechnet, fließend, sanft und von dem angenehmsten Wohllaut.

Die Liebe zu Gott und zu Christus ist der Gedanke, der, wie durch sein Leben, so auch durch seine Lieder zieht. Diese Liebe, die sein ganzes Leben beherrscht, in deren lebendigem Gefühl er muthig dem Tode Trotz bot und sich für seine unglücklichen Mitmenschen opferte, nimmt allerdings einen sinnlichen Charakter an; aber mußte sie nicht, um diese wunderbare Kraft und Hingebung zu wirken, den ganzen Menschen erfassen, und hätte er ihr die poetische Seite abgewinnen können, die uns in seinen Gedichten so mächtig berührt, wenn sie in den Gränzen der geistigen Anschauung geblieben wäre? Diese Liebe, dieses Versenken in die Anschauung Gottes, dieses innige Verschmelzen mit dem Erlöser war bei dem Dichter so zur vollen Wahrheit geworden, daß wir dieselbe auch da noch erkennen, wo er spielend und tändelnd wird; er schraubt sich niemals auch zu den gewagtesten Bildern und Vergleichungen hinauf, vielmehr strömen sie ungesucht und unbewußt aus seiner liebeglühenden Seele hervor. Es ist daher in seinen Gedichten keine Spur von dem Kleinlichen und Uebertriebenen zu finden, wie wir ihm z. B. in herrnhutischen Gesängen begegnen, auch da nicht, wo er in Anschauung und Ausdruck mit ihnen übereinstimmt; denn bei ihm ist es kräftige Gesundheit, was bei jenen schwächliche Kränklichkeit ist. Oder wer verkennt die Gesundheit in der Liebe zur Natur, die er mit so reiner ungetrübter Seele auffaßt, die er so wundersam schildert? in der er die allmächtige, aber auch liebende Hand des Schöpfers erkennt, in der er den unwiderstehlichen Zug erblickt, das Lob des Vaters und Erhalters aller Wesen zu verkünden? Diese Freude an der Natur, die sich stets wieder in dem jubelnden Preise ihres Schöpfers kund gibt, scheidet den frommen Dichter von jenen finsteren Gestalten, welche jede, auch die reinste, unschuldigste Freude für ein Verbrechen, und jede Gottesverehrung für unmöglich halten, die nicht auf unheimlicher Selbstqual beruht.

Offenbar hatte das Hohe Lied Einfluß auf Spee's dichterische Ausbildung; gewohnt, es für eine allegorische Darstellung der Liebe Christi zu seiner Kirche oder der gläubigen Seele anzusehen, gab er seinen Empfindungen eine ähnliche Einkleidung; ja um das idyllische Element des Hohen Liedes ganz nachzubilden, mußte Christus sogar als Schäfer erscheinen, der sich für das Wohl seiner Heerde opferte. Und doch stört dies keineswegs, weil der Dichter die Allegorie mit sicherer Hand durchzuführen weiß und Alles poetische Gestaltung gewinnt. Aber immerhin sind diejenigen Gedichte, in denen eine solche Einkleidung nicht angewendet ist, und die sich von den Einflüssen des Hohen Liedes frei erhalten, weitaus die vorzüglichsten, und es gehören dieselben an Kraft und Lebendigkeit der Darstellung, an Reichthum der Gedanken und poetischen Anschauungen zu den besten Erzeugnissen unserer Literatur. Wir haben eines der schönsten dieser Art „Ermahnung zum lob Gottes in seinen wercken" (2) mitgetheilt. Oben wurde schon gesagt, daß Spee volksmäßige Färbung habe; dies wird namentlich aus den Gedichten ersichtlich, in welchen er sich dem Epischen nähert, z. B. in dem Gedicht von dem heil. Xaver (1) und in dem Trauergesang Christi (3), in denen wir die ächtesten Töne des Volkslieds vernehmen. Und so ist es sehr zu bedauern, daß Spee's Dichtungen gerade zu der Zeit so wenig bekannt wurden, wo sie von dem heilsamsten Einflusse auf die weitere Entwickelung der Literatur hätten sein können. Zwar gewannen sie später einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das protestantische Kirchenlied, aber leider gerade von der Seite, wo sie am wenigsten hätten zum Muster dienen sollen, indem man seine sinnliche Darstellung nachahmte, welche zur schwülstigen Uebertreibung führte oder in krankhafte Sentimentalität ausartete, weil späteren Dichtern die Kraft der Empfindung und der poetischen Gestaltung fehlte, aus der jene sinnliche Darstellung bei ihm ausgegangen war.

1. Poetisch Gedicht von dem H. Francisco Xaverio der Gesellschaft JEsu,

als er in Japon schiffen wollte, alda die Heydnische Völcker zu bekehren.

1. ALs in Japon weit entlegen
   Dachte dieser Gottes Man,
Alle waren ihm entgegen,
   Fielen ihn mit Worten an:
Wind vnd wetter, Meer vnd wällen
   Mahltens ihm für Augen dar,
Redten viel von vngefällen,
   Von gewitter vnd gefahr.

2. „Schweiget, schweiget von gewitter,
   Ach von winden schweiget still!
Nie noch warer held, noch Ritter
   Achtet solcher kinderspiel.

*) „Trutz-Nachtigal", heißt es am Anfang der Vorrede, „wird diß Büchlein genannt, weilen es trutz allen Nachtigalen süß vnd lieblich singet, vnd zwar auffrichtig Poetisch; also daß es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen vnd andern Poeten durfft hören lassen."

Lasset wind vnd wetter blasen,
Flam der lieb vom blasen wächst;
Lasset meer vnd wällen rasen,
Wällen gehn zum Himmel nechst.

3. Ey doch lasset ab von schertzen,
Schröcket mich mit keiner noth;
Noch Soldat, noch Martis hertzen
Förchten immer kraut vnd loth.
Spieß vnd pfeil vnd blosse degen,
Rohr, pistol vnd büchsenspeiß
Macht Soldaten mehr verwegen,
Vnd sie lockt zum ehrenpreiß.

4. Lasset nur ihr hörner wetzen
Wind vnd wetter vngestumb,
Last die brummend wällen schwetzen,
Vnd die Trommen schlagen vmb;
Nord vnd Suden, Ost vnd Westen
Kämpffen last auff saltzem feld:
Nie wirds dem an ruh gebresten,
Wer nur fried im hertzen helt.

5 Wer wils vber Meer nit wagen,
Vber tausent wässer wildt,
Dem es mit dem pfeil vnd bogen
Nach viel tausent Seelen gilt?
Wem wil grausen für den winden,
Förchten ihre Flügel naß,
Der nur seelen denckt zu finden,
Seelen schön ohne alle maß?

6. Eya, starck vnd freche wällen,
Eya, starck vnd stoltze windt,
Ihr mich nimmer sollet fellen,
Euch zu stehn ich bin gesinnt.
Seelen, seelen muß ich haben!
Sattlet euch nur, höltzen Roß
Ihr must vber wällen traben:
Nur vom vfer drucket loß!"

2. Ermahnung zum lob Gottes in seinen Wercken.

1. AVff, auff, Gott wil gelobet sein,
Der Schöpffer hoch von ehren!
Vns last die Laut vnd Harpffen rein
Mit seiten süß vermehren.
Die Sonn mit edlem stralen-crantz
Den schöpffer täglich weiset;
Der Mond mit rundem sternen-tantz
Den Schöpffer nächtlich preiset.

2. Auff, auff, Gott wil gelobet sein,
Der Schöpffer groß von machten!
Ich bey dem Sonn vnd sternen schein
Thu seinen glantz erachten:
Wie klar muß er dan leuchten selb
Wie wunder, wunder glitzen,
Weil jene fackeln gülden gelb
So reines liecht besitzen!

3. Auff, auff, Gott wil gelobet seyn!
Du blawes feld vnd wasen,
Euch Himmel ich dort oben meyn,
Ihr zelt von glaß geblasen;
Auch ihr, vnsichtbar wässer klar
So droben allerwegen
Von aussen bleibet immerdar
Den himmeln vberlegen.

4. Auff, auff, Gott wil gelobet sein,
Ihr erd- vnd Himmel-globen!
Ihn loben alle Geister sein
Im Tempel sein dort oben.
Fast alles voller seiner macht
Laut vberall erschallet;
Das Meer in stäter wällen-jagt
Mit brüllen weit erknallet.

5. Auff, auff, Gott wil gelobet sein!
Ihn loben wind vnd regen,
Ihn loben blitz vnd wetterschein
Zusampt den donner-schlägen;
Ihn lobet auch der regen-creiß,
Der bogen bunt gefärbet,
Reyff, wetter, wind vnd sommerreiß
In kisel klein zerkerbet.

6. Auff, auff, Gott wil gelobet sein!
Der lufft auch musiciret;
Die morgenröth sich stellet ein,
Mit rosen roth gezieret.
Die wohlgemahlte vöglein schwanck
Ihr zünglein süßlich stimmen,
Dem Schöpffer sagens lob vnd danck,
Auff, ab in lüfften klimmen.

7. Auff, auff, Gott wil gelobet sein,
Last ihn mit frewden preisen!
Schaw da die krausse vögelein
Den Lufft mit sang durchreisen.
Vns laden sie bey schöner zeit
Zum gleichen jubiliren,
Vns wincken sie mit flügeln beid
Mit bestem coloriren.

8. Auff, auff, Gott wil gelobet sein,
Last ihn mit lüsten preisen!
Geschöpff vns laden, groß vnd klein,
Zum Lob vns vnderweisen·
Laut vberall in aller welt
Das Gottes-lob sich höret;
Wer nunmehr sich nit vnderstellt,
Ist freylich ja bethöret.

9. Auff, auff, Gott wil gelobet sein!
Ihm Lilgen schön vnd rosen
In gelb vnd purpur mäntelein
Gar lieb- vnd freundlich kosen:
Sie lächlen ihm gar schön geferbt
In kraut- vnd blumengärten,
Von ihm die schönheit han ererbt
Sampt ihren mitgefärten.

10. Auff, auff, Gott wil gelobet sein,
Ihr kräuter, staud vnd hecken!
Ihn loben alle blümelein,
So nur nach ihm thun schmecken.
Ihn lobet alle kräuter-krafft,
Mags niemand nit verneinen,
Auch Oel, getreid vnd Reben-safft,
Den vns die trauben weinen.

11. Auff, auff, Gott wil gelobet sein
Wil sein von vns gepriesen!
Ihn loben alle berg vnd stein,
Ihn felder all vnd wiesen;
Ihm alles holtz in wälden grün,
Gar mütig außgerecket,
So freylich aller keck vnd kün
Das Haupt in wolcken strecket.

12. Auff, auff, Gott wil gelobet sein!
Ihn loben alle flüß vnd brunnen,
Ihn wässer all vnd wässerlein,
So gang vnd lauff gewunnen.
Schaw da, was reines wasser-glaß
Mit frewden kompt gezogen,
Was manche fliessend silber-gas,
Was bächlein, krum gebogen!

13. Auff, auff, Gott wil gelobet sein,
Ihr warm vnd heisse bäder,
Ihr wolgesotten stralen fein,
Du schwebelreichs geäder!
Ihn lobet auch das Ertz vnd stahl,
Ihn silber, golt vnd eysen;
Ihn alle Berg, werck vnd Metal
Aus holer Erden preisen.

14. Auff, auff, Gott wil gelobet sein
Bey schönen Sommer-tagen!
Last vnserm Gott, last ihm allein
Die Laut vnd Harpffen schlagen!
Fewr, wasser, lufft, erd aller endt
Die wunder sein verkünden,
Vns alle Welt vnd Element
Zu seiner lieb entzünden.

3. Trawr-Gesang von der Noht Christi am Oelberg in dem Garten.

1. BEy stiller Nacht zur ersten wacht
Ein stim sich gunt zu klagen,
Ich nam in acht, was sie doch sagt,
Thät hin mit Augen schlagen.

2. Ein junges Blut von sitten gut
Alleinig ohn gefehrdten
In grosser noht fast halber todt
Im Garten lag auff Erden.

3. Es war der liebe Gottes Sohn,
Sein Haupt hat er in Armen,
Viel weiß- vnd bleicher, dan der Mon,
Ein stein mögt es erbarmen.

4. „Ach, Vatter, liebster Vatter mein,
   Vnd muß den Kelch ich trincken?
   Vnd mags dan ja nit anders sein,
   Mein Seel nit laß versincken!“
5. „Ach liebes Kind, trinck auß geschwind,
   Dirs laß in trewen sagen:
   Sey wol gesinnt, bald vberwind,
   Den handel mustu wagen!“
6. „Ach Vatter mein, vnd kans nit sein,
   Vnd muß ichs ja dan wagen,
   Wil trincken rein den Kelch allein,
   Kan dies ja nit versagen!
7. Doch sinn vnd muht erschrecken thut,
   Soll ich mein leben lassen.
   O bitter Todt! mein angst vnd noht
   Ist vber alle massen.
8. Maria zart, Jungfräwlich art,
   Solt du mein schmertzen wissen,
   Mein leyden hart zu dieser fahrt,
   Dein Hertz war schon gerissen.
9. Ach Mutter mein, bin ja kein stein,
   Das Hertz mir dörfft zerspringen;
   Sehr grosse pein muß nehmen ein,
   Mit todt vnd marter ringen.
10. Ade, ade zu guter nacht,
   Maria, mutter milde!
   Ist niemand der dann mit mir wacht
   In dieser wüsten wilde?
11. Ein Creutz mir für den Augen schwebt:
   O weh der pein vnd schmertzen!
   Dran soll ich morgen werdn erhebt,
   Das greiffet mir zum hertzen.
12. Viel Ruthen, Geissel, Scorpion
   In meinen Ohren sausen;
   Auch kombt mir vor ein dörnen Kron:
   O Gott, wem solt nit grausen!
13. Zu Gott ich hab geruffen zwar
   Auß tieffen todtes banden,
   Dennoch ich bleib verlassen gar,
   Ist hülff, noch trost vorhanden.
14. Der schöne Mon will vndergahn
   Für leid nicht mehr mag scheinen,
   Die Sternen lahn ihr glitzen stahn,
   Mit mir sie wollen weinen.
15. Kein vogelsang noch frewdenklang
   Man höret in den Lüfften,
   Die wilden Thier trawrn auch mit mir
   In Steinen vnd in Klüfften.“

Johannes Heermann.



Von weit größerem Einfluß auf die geistliche Dichtung, als Spee, war Johannes Heermann, welcher dem Kirchenlied das Gepräge der neuern Kunstdichtung aufdrückte. Er wurde am 11. Oktbr. 1585 zu Raudten in Schlesien geboren, besuchte verschiedene Schulen, darunter die zu Fraustadt, wo er im Haus des auch als Liederdichter bekannten Valerius Herberger wohnte, der durch seinen frommen Sinn wohlthätig auf ihn einwirkte. Schon dort entwickelte sich seine Dichtergabe, so daß, als er später auf die Schule nach Brieg kam, seine dichterischen Versuche großes Aufsehen erregten und er am 8. Oktober 1608 als 23jähriger Jüngling unter großer Feierlichkeit zum Dichter gekrönt wurde; doch ist es wahrscheinlich, daß ihm diese Auszeichnung nicht wegen seiner deutschen, sondern wegen seiner lateinischen Dichtungen widerfuhr. Leider konnte sich bei seiner fortwährenden Kränklichkeit (er soll sich nicht eines gesunden Tages erfreut haben) und bei den Drangsalen des Kriegs, in welchen ihm dreimal sein ganzes Hab und Gut geraubt wurde, und er eben so oft auf dem Punkt stand, sein Leben zu verlieren, sein Talent nicht so frei und allseitig ausbilden, als es unter glücklicheren Verhältnissen ohne Zweifel geschehen wäre. Diese Leiden hatte er in Köben an der Oder zu erdulden, wo er im J. 1611 als Prediger angestellt worden war, nachdem er seine Studien in Leipzig, Jena und als Aufseher einiger jungen Edelleute in Straßburg vollendet hatte. Als seine Kränklichkeit so groß geworden war, daß er die Kanzel nicht mehr besteigen konnte, zog er sich (1636) nach Lissa in Großpolen zurück, wo er unter fortwährenden Körperleiden noch neun Jahre lebte; er starb den 17. Februar 1647.

Seine Kirchenlieder, die er meistens während seines Aufenthaltes in Köben dichtete, zeichnen sich nach zwei Seiten höchst vortheilhaft aus, durch die Form und den Gehalt. Er war der erste, welcher die Gesetze der neuen Kunstdichtung auf das geistliche Lied anwendete, und bewies hierin nicht blos große Gewandtheit, sondern auch gebildeten, feinen Geschmack; seine Lieder gehören mit Rücksicht auf die Klarheit und Zierlichkeit des Ausdrucks und auf die Regelmäßigkeit des Versbaues zu den bedeutendsten Erscheinungen der Zeit, wie er sich denn bemühte, sie durch fortgesetzte Verbesserungen der größtmöglichsten Vollendung nahe zu bringen. Die meisten sind in den gewöhnlichen Strophenformen gedichtet, doch gebrauchte er auch öfters andere Formen der neuen Kunstdichtung, z. B. die sapphische Strophe, und einigemal sogar den Alexandriner, den er übrigens geschickt zu behandeln wußte (1). Aber auch ihrem Gehalte nach verdienen sie die größte Auszeichnung. Sie sind nicht bloß meistens in streng kirchlichem Sinne gehalten, von der innersten und wahrsten Frömmigkeit, dem lebendigsten Glauben durchdrungen, es weht in ihnen auch ein wohlthätiger poetischer Hauch, der sie weit über die Reflexionspoesien der späteren Dichter erhebt. Gedankenreich und von tiefer Empfindung, besonders wenn seine Lieder den Menschen zur christlichen und gottergebenen Geduld in den ihm aufgelegten Leiden ermahnen, und ihm den im Glauben liegenden Trost mit siegender Kraft verkünden, wurde Heermann einer der Lieblingsdichter des hartbedrängten Volkes, und viele haben sich bis heute in den Gesangbüchern erhalten. Er selbst gab mehrere Sammlungen heraus; die besten stehen in der „Haus- und Herz-Musica“ (zuerst Lpz. 1639).

1. Trost aus den Wunden Jesu.

1. JESU, deine tieffen Wunden,
Deine Qval vnd bitter Todt,
Geben mir zu allen Stunden
Trost in Leibs- vnd Seelen-Noth.
Fällt mir etwas arges ein,
Denck ich bald an deine Pein;
Die erleidet meinem Hertzen,
Mit der Sünde nicht zu schertzen.

2. Wil sich dann in Wollust weiden
Mein verderbtes Fleisch vnd Blut,
So gedenck ich an dein Leiden,
Bald wird alles wieder gut.
Kommt der Sathan vnd setzt mir
Hefftig zu, halt ich ihm für
Deine Gnad vnd Gnaden Zeichen:
Bald muß er von dannen weichen.

3. Wil die Welt mein Hertze führen
Auff die breite Wollust-Bahn,
Da nichts ist als jubiliren,
Als denn schau ich embsig an
Deiner Marter Centner Last,
Die du ausgestanden hast:
So kan ich in Andacht bleiben,
Alle böse Lust abtreiben.

4. Ja, für alles, das mich kräncket,
Geben deine Wunden Krafft;
Wann mein Hertz hinein sich sencket,
Krieg ich neuen Lebens-Safft.
Deines Trostes Süssigkeit
Wend in mir das bittre Leid,
Der du mir das Heyl erworben,
Da du für mich bist gestorben.

5. Auf dich setz ich mein Vertrauen,
Du bist meine Zuversicht;
Dein Todt hat den Todt zerhauen,
Daß er mich kan tödten nicht.
Daß ich an dir habe theil,
Bringet mir Trost, Schutz und Heyl;
Deine Gnade wird mir geben
Aufferstehung, Liecht und Leben.

6. Hab ich dich in meinem Hertzen,
Du Brunn aller Gütigkeit,
So empfind ich keine Schmertzen
Auch im letzten Kampff und Streit.
Ich verberge mich in dich:
Welch Feind kan verletzen mich?
Wer sich legt in deine Wunden,
Der hat glücklich überwunden.

2. Ein täglich Gebet.

1. O GOTT, du frommer GOTT, du Brunnqvell guter Gaben,
Ohn den nichts ist, was ist, von dem wir alles haben,
Gesunden Leib gieb mir, und daß in solchem Leib
Ein unverletzte Seel und rein Gewissen bleib.

2. Hilff, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Worzu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ichs thue bald zu der Zeit, da ich sol;
Vnd wann ichs thu, so gieb, daß es gerathe wol.

3. Hilff, daß ich rede stets, womit ich kan bestehen;
Laß kein unnützlich Wort aus meinem Munde gehen:
Vnd wann in meinem Ampt ich reden sol und muß,
So gieb den Worten Krafft und Nachdruck ohn Verdruß.

4. Findt sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen,
Gieb einen Helden-Muth, das Creutz hilff selber tragen;
Gieb, daß ich meinen Feind mit Sanfftmuth überwind,
Vnd wenn ich Rath bedarff, auch guten Rath erfind.

5. Laß mich mit iederman in Fried und freundschafft leben,
So weit es christlich ist. Wilt du mir etwas geben
An Reichthum, Gut und Geld, so gieb auch dies dabey,
Daß kein unrechter Scherff mit untermenget sey.

6. Sol ich auf dieser Welt mein Leben höher bringen,
Durch manchen sauren Tritt hindurch ins Alter dringen,
So gieb Gedult: für Sünd und Schanden mich bewahr,
Auf daß ich tragen mag mit Ehren graues Haar.

7. Laß mich an meinem End auf Christi Todt abscheiden,
Die Seele nimm zu dir hinauf zu deinen Freuden;
Dem Leibe gieb, daß er, wo seiner Eltern Grab,
Alsdann auch seine Ruh an ihrer Seiten hab.

8. Vnd wann du endlich wirst die Todten auferwecken,
Wollst du auch deine Hand zu meinem Grab ausstrecken:
Reiß aus des Todes Macht den Leib, und laß ihn schön
Verklärt mit dir ins Reich der Herrlichkeit eingehn!

Julius Wilhelm Zinkgref.

Vorzüglich durch seine „Scharfsinnige Sprüch“, die wir später ausführlicher besprechen werden, und dadurch bekannt, daß er die erste Ausgabe der Opitzischen Gedichte veranstaltete, welchen er Lieder mehrerer anderer Dichter beifügte, die ohne ihn verloren gegangen sein würden (z. B. von Melissus und Denaisius), verdient Julius Wilhelm Zinkgref doch auch als Dichter genannt zu werden. An seinen Freund Opitz sich anschließend, bewahrte er doch große Selbstständigkeit und blieb dem volksthümlichen Elemente, wie in der Form, so auch in dem Ausdruck und der Darstellung getreu, indem er sich, wie Weckhrlin, bemühte, dasselbe künstlerisch zu entfalten. Freilich konnte seine Bemühung dem allgewaltigen Einflusse Opitzens gegenüber keinen weiteren Erfolg haben, doch hätte er vielleicht größere Bedeutung gewinnen können, wenn er mehr gedichtet hätte. Es ist vorzüglich sein „Soldaten-Lob“ berühmt geworden, welches er im Jahre 1622 während der Belagerung von Heidelberg nach „Form und Art der Elegien des Griechischen Poeten Tyrtäi“ verfaßte; und ob er es gleich im Ganzen etwas steif gehalten und zu weitschweifig ist, verdient es doch wegen des oft kräftigen Ausdrucks lobende Anerkennung. Bedeutender sind jedoch seine kleineren Gedichte, aus denen wir das durch seine Lieblichkeit und seine volksthümliche Haltung ausgezeichnete Liebeslied mittheilen. Auch seine Sonette sind, wenngleich etwas hart, doch im Ganzen wohlgerathen und zeugen von tiefer Empfindung. („Von der Liebsten Flucht in Kriegszeiten“. Vff ein Kleinodi“.)

Liebt.

1. MEin feines Lieb ist fern von mir,
Ich hat mit jhr sehr kurtze frewdt,
Sehr kurtze frewdt hat ich mit jhr,
Das macht mir desto grösser leidt.
Mein Tag bring ich mit seufftzen zu
Mit lauter Vnruh meine Ruh:
Mein Hertz hat sie genommen mit,
Es halff kein Klag, es half kein Bitt.

2. Ihr seufftzen, ach ihr seufftzen mein,
Die jhr so heuffig eilt von mir,
Fahrt hin zu meinem Liebelein,
Fahrt hin vnd sagt der Edlen Zier,
Daß jhr getrewer Diener sich
Vmb sie bekümmer inniglich,
Ohn vnderlaß in solchem schmertz
Gedencket an jhr Keusches Hertz.

3. Gleich wie ein Turtelteubelein,
Das sein Gesellen hat verlohrn,
So sitz ich trawrig vnd allein:
Das schwinde scheiden thut mir zorn.
Ach scheiden, ach zum letzten mahl,
Da fing erst an die rechte Qual,
Zum letzten mahl, da sie fort ruckt,
Mein Hertz ich in jhr Leffzen truckt.

4. Ich hab euch zwar so lang erwehrt,
Daß mich kein Jungfraw fangen solt,
Nun seh ich wohl, euch ist beschert,
Daß ich euch muste werden holdt:
Ihr ward die jenig, jhr allein,
Ihr seyt es vnd jhr solt es sein,
Die mich durch ihre lieblichkeit
Vnd Tugent also hat verleit.

5. Ach, liebstes Lieb, kehrt wieder vmb,
Kehrt vmb, ach liebstes Liebelein,
Eh dann ich gantz vnd gar vmbkumb,
Vnd geb mir nur ein zeichen klein,

Kan es nit mit dem Leibe sein,
So last es doch ein Schreiben sein:
Hab ich so vil genad bey euch,
So frag ich nach keim Königreich.

Sibylla Schwarz.



Eine in jeder Hinsicht merkwürdige Erscheinung der Zeit ist die Dichterin Sibylla Schwarz, welche von Mehreren allerdings zu hoch gestellt, von Andern aber gewiß zu wenig beachtet, im Ganzen kaum bekannt wurde, da die Sammlung ihrer Gedichte sehr selten zu sein scheint. Im Jahre 1621 zu Greifswalde geboren, erhielt sie eine sorgfältige, ja selbst gelehrte Erziehung; sie lernte Latein und wurde auch mit den neueren Dichtern, besonders mit den holländischen, bekannt, was sie schon im 13. Jahre zu eigenen Versuchen anregte; und obgleich sie sich hiedurch oft dem Tadel oder gar dem Spott ihrer Freundinnen, vielleicht sogar ihrer eigenen Aeltern ausgesetzt sah, blieb sie der Dichtkunst doch bis zu ihrem Tode getreu, der sie freilich schon 1638 in der Blüthe ihrer Jugend in ihrem 17. Jahre hinwegraffte. Es ist uns nicht bekannt, ob sie längere Zeit vorher kränklich war, so viel ist jedoch sicher, daß der Gedanke an den Tod sie sehr oft beschäftigte und daß sie, obgleich wehmüthig gestimmt, doch gelassen und ruhig von ihm sprach und sang. Dadurch und durch ihre gelehrte Bildung erscheint sie gereifteren Geistes, als die Mädchen ihres Alters, aber sie verlor doch auch den kindlichen Sinn nicht, der ihren Jahren entsprach, und so machen ihre Dichtungen einen eigenen Eindruck, da sich in ihnen so ganz Entgegengesetztes zur festen Einheit verbindet. So spricht sie von der Liebe mit dem ganzen Ernste einer langen Erfahrung, sie hat ein tiefes Gefühl von dem, was die Liebe gibt und nimmt, und doch hat sie dieselbe kaum anders als aus ihren Büchern, oder etwa aus den Erzählungen ihrer Freundinnen gekannt; sie macht Hochzeitsgedichte, in denen sie der Freundin zuruft, dem geheimen Wunsche nachzugeben und den Bräutigam ins Bett zu begleiten; aber dies spricht sie so unschuldig naiv aus, daß wir uns bald überzeugen, sie habe dabei eben nur die gewöhnlichen Formeln solcher Gedichte nachgeahmt. Es ist kaum eine Spur von Schalkheit darin, obgleich auch dieser Zug in ihren Gedichten nicht fehlt, und er sich sogar in dem Gedicht „An den unadelichen Adel" bis zum bittern Spotte steigert. Am heitersten ist sie in den Gedichten, in welchen sie ihr geliebtes Fretow, den Meierhof ihres Vaters, besingt, der ihr jedoch auch Veranlassung zu rührender Klage gab, als er während des Kriegs im J. 1638 verbrannte. Die Natur und die Freundschaft schien überhaupt neben der Ahnung eines baldigen Todes ihr ganzes Wesen zu erfüllen, und wir möchten sie darum mit dem eben so liebenswürdigen Hölty zusammenstellen, mit dem sie überhaupt unverkennbare Aehnlichkeit hat. Sie hat sich auch in größeren Dichtungen versucht und z. B. im Sinne der Zeit eine Schäferei „Faunus" in Prosa mit eingemischten Liedern, die „Geschichte der Daphne" in einer Reihe von balladenähnlichen Gesängen geschrieben, und die „Susanna" dramatisch zu bearbeiten versucht; allein am bedeutendsten sind ihre kleineren Gedichte, unter welchen ihre sechszehn Sonette einen vorzüglichen Rang einnehmen, von denen mehrere ganz vollendet genannt werden könnten, wenn die Sprache etwas glätter und reiner wäre.

1. Ein Lied gegen Ihren Seel. Abschied.

1. PFui, Pfui dich, du schnöde Welt,
du trübe Jammer-Schule,
du Störefried, du Kummerfeld,
du rechter Satans-Buhle!
Fahr hin, fahr hin, ich lasse dich,
Gott, mein Erlöser, fordert mich.

2. Fahr hin mit deiner stoltzen Pracht,
mit deinem geilen Hauffen;
wie schwerlich wirstu Gottes Macht
und reiffem Zorn entlauffen.
Fahr immer hin, Gott ist bey mir:
mein bleiben ist nicht mehr bey dir.

3. Wer ist, der in dir Ruhe find,
der Bässerung verspüret?
Gott Lob! mich als ein seeligs Kind
die Allmacht Gottes führet,
da ich, entbürdet aller Last,
sol seyn ein wehrter Himmels-Gast.

4. Drumb schwinge, schwinge dich empor,
du mein geplagtes Herze!
Auf, auf! gib keinem nicht das Ohr,
das Zagen macht und Schmerze!
Wirf alles frey aus deinem Sinn,
was Welt und eitel ist, dahin!

5. Sieh da, des Jacobs Leiter steht
schon Himmelwerts erhoben;
das Englische Geleide geht
und bringt die Post von droben.
Auf, auf mit uns in schneller Frist!
der Zeiger ausgelauffen ist!

6. Kein Noht noch Tod erschrecke dich,
kein böses laß dir träumen!
Da Lottes Weib sah hinter sich,
mußt sie die Stette räumen:
drumb gehe frisch und freudig fort
den engen Weg zur Himmels-Pfort.

7. Den harten Todes-Kampf tritt an,
du meine liebe Seele,
geh an die wehrte Himmels-bahn,
laß deines Cörpers Höle!
der wird gar bald zu seiner Zeit
dir nachzufolgen seyn bereit.

2. (Das Herz der Geliebten.)

ISt Lieb ein Feur und kan das Eisen schmiegen,
bin ich voll Feur und voller Liebes-Pein:
wohrvohn mag doch der Liebsten Hertze seyn?
Wans eisern wär, so würd eß mir erliegen;
wans gülden wär, so würd ichs können biegen

durch meine Gluht: solts aber fleischern seyn,
so schließ ich fort: Es ist ein fleischern Stein.
Doch kan mich nicht ein Stein, wie sie, betriegen.
Ists dan, wie Frost, wie kalter Schnee und Eiß,
wie preßt sie dann auß mir den Liebesschweiß?
Mich deucht, Ihr Hertz ist, wie die Lorbeerblätter,
die nicht berührt ein starcker Donnerkeil:
Sie, sie verlacht, Cupido, deine Pfeil,
und ist befreyt für deinem Donnerwetter.

3. (Mein Alles ist dahin.)

MEin Alles ist dahin, mein Trost in Lust und Leiden,
mein ander Ich ist fort, mein Leben, meine Zier,
mein liebstes auff der Welt ist wegk, ist schon von hier
(die Lieb' ist bitter zwahr, viel bittrer ist das Scheiden).
Ich kann nicht von dir seyn, ich kan dich gantz nicht meiden,
O liebste Dorile! Ich bin nicht mehr bey mir,
Ich bin nicht, der ich bin, nuhn ich nicht bin bey dir.
Ihr Stunden, lauft doch fort! wolt ihr mich auch noch neiden?
Ey, Phöbus, halte doch die schnelle Hengste nicht!
fort, fort! ihr Tage, fort! komb bald, du Monden-Licht!
Ein Tag ist wie ein Jahr, in dem ich nicht kan sehen
Mein ander Sonnenlicht! fort, fort, du faule Zeit!
spann doch die Segel auff, und bring mein Lieb noch heut,
und wann sie hier dan ist, so magstu langsam gehen!

Ernst Christoph Homburg.

Ernst Christoph Homburg, im J. 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, wurde wahrscheinlich nach vollendeten Studien Gerichtsaktuarius und Rechtsconsulent in Naumburg, wo er am 2. Juni 1681 starb. Wenn wir noch hinzufügen, daß er in der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welche er im J. 1648 aufgenommen wurde, „der Keusche" und im Schwanenorden „Daphnis" hieß, so ist dies Alles, was wir von seinen Lebensumständen wissen. Doch war er zu seiner Zeit sehr angesehen und galt für einen der besten Lyriker, wie er auch einer der fruchtbarsten war. Er hat sowohl weltliche, als geistliche Lieder gedichtet, die letzteren in schon gereifterem Alter, und, wie er selbst in der Vorrede zu denselben (Naumb. 1658) berichtet, durch eine schwere Krankheit und häusliche Noth veranlaßt. Mehrere derselben sind in die Gesangbücher aufgenommen worden, aber sie erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit und stehen seinen weltlichen Gedichten bedeutend nach, welche er im J. 1638 unter dem Namen Erasmus Chrysophilus Homburgensis herausgab („Schimpff- vnd ernsthaffte Clio"). Ohne gerade besonderes Talent zu haben, behandelt Homburg die Sprache mit Leichtigkeit und er weiß sich das Fremde gewandt anzueignen. Viel hat er den Franzosen, noch mehr den Holländern entlehnt, von denen er auch die Schilderung einzelner Zustände gelernt hat, worin er gar nicht unglücklich ist. Seine Lieder sind leicht gereimt und bewegen sich in mannigfaltigen und singbaren Formen. Oft weht in ihnen ein schalkhafter Humor, der zwar auch wohl an das Bedenkliche streift, aber gegen die Poesien der spätern Dichter noch ganz rein erachtet werden kann. Doch bereute er es später ganz ernstlich, seine „Clio" herausgegeben zu haben („Clio, ach! es reuet mich, Daß ich vor gesungen dich!"). Auch er hat Gelegenheitsgedichte geschrieben, doch nur in mäßiger Zahl, dagegen viele Liebes- und Trinklieder. In jenen erinnert er hie und da an die Minnelieder, indem er gern von der Betrachtung der Natur ausgeht; die Trinklieder, in denen er zum frohen Lebensgenuß ermahnt, sind voll heitern Geistes; alle aber durch ihren Wohllaut erfreulich.

1. Ode dactylica et bacchica.

1. OBgleich der Winter die Herrschafft bekommen,
Vnd durch den Norden (O Blumen-Tyrann!)
Alle behägliche Lust vns benommen,
Keiner muß jemals sich kehren daran!
Was diese dir rauben,
Sol gelten die Trauben,
Muß büssen der Wein.
Mein Bruder las sincken,
In Floribus trincken!
Bacchus muß vnser Bezahler doch seyn.

2. Braucht Hyppocrene, geehrten Freundinnen,
Vnd wem beliebet derselbige Tranck,
Itzo bedarff ich nicht Schärffung der Sinnen,
Wasser zu trincken, verdienet nicht Danck.
Der Wein, der bestehet,
Die Sinnen erhöhet,
Macht fewrig den Geist;
Der Safft von den Reben
Verdoppelt das Leben,
Vns dem ruhlosen Betrüben entreißt.

3. Närrisch ist dieser vnd schlechtes Geblüte,
Der sich vor hiesigem Römer verfährt;
Bacchus, der liebet ein freyes Gemühte,
Feige, die sind auch des Wassers nicht werth.
Was Fröligkeit häuffet,
Was Sorgen zerschleiffet,
Ist besser, denn Geld;
Das Geld nie bekleibet,
Die Frewde verbleibet,
Wann wir schon alle gesegnet die Welt.

4. Frühling, Herbst, Sommer vnd Winter vergehen,
Kehren auch wieder, wie Ebbe, wie Fluht,
Doch wann die Menschen nur einmal entstehen,
Sind sie darnider, nichts hilfft sie ihr Gut;
Die zierlichen Wangen,
Das Reichseyn vnd Prangen
Hat schlechten Gewin;
Die Parcen, die reissen
Die Kinder vnd Greissen,
Alle mit einerley Sichel dahin.

5. Darumb las, Bruder, vns beyderseits trincken,
Tantzen vnd springen, als Bacchus vns lehrt,
Ehe wir fort vnd im Lethe versincken,
Bacchus muß von vns auch werden geehrt.
Die Edelen Gaben
Von Bacchus wir haben,
Den endlichen Lohn:
Las doppelt vns letzen,
Mit Bacchus ergetzen:
Morgen so sind wir doch alle davon.

2. Ode trochaica.

Winter-Lied.

1. DEmnach Berg vnd Thal
Vnd was vberal,
Rauhen Frost muß leiden,
Als ist, Schönste mein,
Nunmehr nicht gut seyn
Hier auff vnser Haiden.

2. Las vns früh auffstehn
Vnd von hinnen gehn,
Weil der Winde Heulen
Grimmig auff vns dringt,
Schnee vnd Hagel bringt:
Auff, auff, las vns eilen!

3. Schawe, wie der Wald
Ist so vngestalt
Vnd mit Leid vmbfangen.
Liebste, nim in acht,
Wie die grüne Pracht
Dem Gebüsch entgangen.

4. Der zu-wilde Nord
Machet diesen Ort
Gäntzlich vnbesungen,
Weil schon ingemein
Alle Vögelein
Sich hinweg geschwungen.

5. Ja, der Linden-Baum,
Da ich manchen Traum
Längst von dir erlitten
In der Schalen auch
Nach dem Schäffer-Brauch
Mich vnd dich geschnitten.

6. Eben der, sag' ich,
(Ach, es kräncket mich!)
Steht in vollem Trawren,
Der doch würdig war,
Daß sein grünes Haar
Ewig möchte tawren.

7. Alle Brünnelein,
So Chrystallen rein
Durch die Wiesen flossen,
Durch den gelben Klee,
Sind gleich von dem Schnee
Fest vnd hart verschlossen.

8. Jede Zunfft der Thier,
Aller Wälder Zier
Sich zur Höhlen schwinget;
Der Najaden Chor
Nimmer, wie zuvor,
Bey den Flüssen singet.

9. Echo nichts mehr spricht,
Wann das Sonnen-Liecht
Kömpt hoch her gegangen
Aus dem trüben Meer;
Auch der Blumen Heer
Nicht, wie vor, wil prangen.

10. Da man sahe sonst
Gar aus keuscher Brunst
Sich die Täublein letzen,
Muß man sehen fort,
Daß sich an den Ort
Schwartze Raben setzen.

11. Summa: Es ist hin,
Was der Hirten Sinn
Köndte Frewde schencken.
Weil nun dis vorbey,
Kömpt Melancholey
Vnd todt-blasses Kräncken.

12. Darumb, Schönste mein,
Ist nicht mehr gut seyn
Hier auff vnser Heyden,
Demnach Berg vnd Thal,
Vnd was vberal,
Rauhen Frost muß leiden.

3. Aus seiner *Tragico-Comedien* (Dulcimunda)

1. WAs ist Lieben?
Sich betrüben,
Sich stets wiedmen krancker Pein.
O wie weise,
Der so leise
Gehet vnd mag sicher sein!

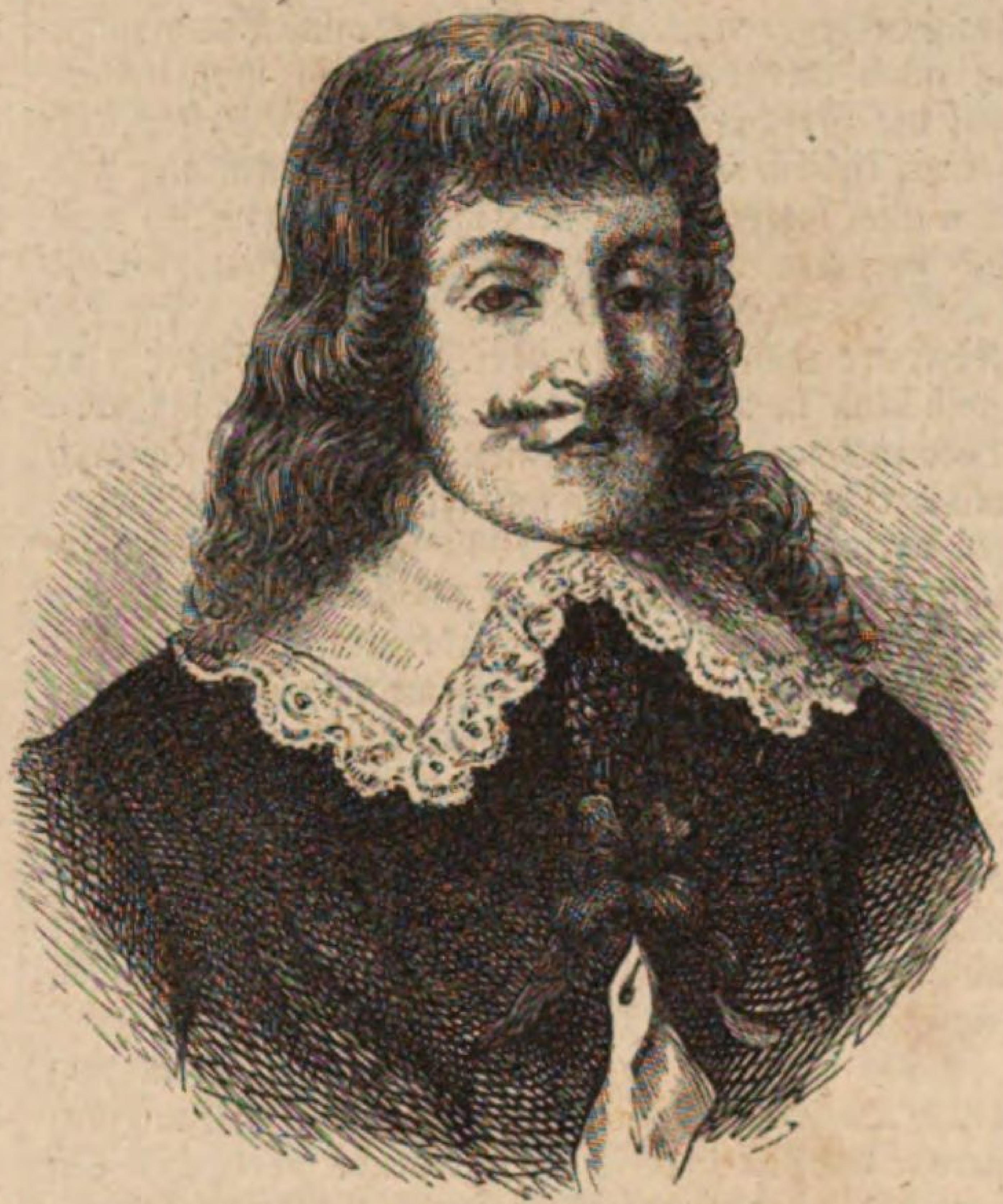
2. Lieb' erwecket
Lust, vnd schmecket
Anfangs einem jeden gut;
Bald sich wendet,
Kurtzweil endet,
Martert, daß es wehe thut.

3. Amor, Spötter
Aller Götter,
Amor, aller Schalckheit voll,
Ohne Wunden
Geht verbunden,
Nur daß man ihn klagen sol.

4. Liebes-Fewer
Hat noch hewer
Sonst auch thränend' Augen bracht;
Bald gegeben
Dem das Leben,
Diesen kranck vnd todt gemacht.

5. Drumb ist Lieben
Nur Betrüben,
Götter-Menschen-Narretheu;
Man muß lachen
Ob den Sachen,
Ob der klugen Phantasey.

Paul Flemming.



Die erste Stelle unter allen Lyrikern, ja man kann wohl sagen unter allen Dichtern des Zeitraums nimmt Paul Flemming ein, der zwar auch, wie beinahe alle seine Zeitgenossen, die von Opitz vorgezeichnete Bahn einschlug, aber dieselbe mit der größten Freiheit und Selbstständigkeit verfolgte und eine dichterische Kraft entwickelte, von der jener keine Ahnung hatte. Am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge geboren, erhielt er von seinem Vater, der zuerst Lehrer, dann Pfarrer war, und sich eines schönen Wohlstands erfreute, eine liebevolle und zweckmäßige Erziehung. Seine höhere Bildung begann er auf der Fürstenschule zu Meißen, von wo er die Universität zu Leipzig bezog, um sich der Medicin zu widmen, welche er mit ernstem Fleiße studirte. Mit eben solchem Ernste und wohl auch mit noch größerer Liebe pflegte er aber die Poesie, in der er sich schon früh versucht hatte; und seine Dichtungen fanden bald solchen Beifall, daß er noch als Student die Würde eines Kaiserlichen gekrönten Poeten erhielt. Freundschaft, Liebe und Kunst vereinigten sich, ihm ein schönes Dasein zu verschaffen, als der unselige Krieg, der damals sein Vaterland verwüstete, ihn aus demselben vertrieb. Er bewarb sich um eine Stelle bei der Gesandtschaft, welche der Herzog von Schleswig-Holstein nach Persien zu schicken beabsichtigte, um mit diesem fernen Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Sein Wunsch wurde erfüllt und er hatte sogar das Glück einer ersten Gesandtschaft nach Moskau beigegeben zu werden, welche die Aufgabe hatte, den Czar günstig für die Hauptunternehmung zu stimmen. Auf der Rückreise wurde er mit vielen andern von den Gesandten in Reval zurückgelassen, wo er in höchst angenehmen Verhältnissen mehrere Monate verblieb, bis die große Reise angetreten werden konnte. Dies geschah im Oktober 1635. Wir können hier auf die Einzelnheiten der Reise nicht eingehen, welche von dem Gesandtschaftssecretär Olearius meisterhaft beschrieben wurde; wir müssen

uns darauf beschränken, zu erwähnen, daß er, obgleich der Gesandtschaft in untergeordneter Stellung beigegeben (er war „Hofjunker und Truchseß"), in allen Verhältnissen, die sich nicht unmittelbar auf die Geschäfte bezogen, durch sein Talent und seinen liebenswürdigen Charakter die Achtung und Liebe der meisten seiner Reisegefährten gewann, und sich ihm nur diejenigen abgeneigt zeigten, welche seiner Freundschaft nicht würdig waren. Auf der Rückreise verweilte die Gesandtschaft wieder eine Zeit lang in Reval, wo er nicht nur die früheren Bekanntschaften wieder erneuerte, sondern sich auch mit der Tochter des angesehenen Kaufmanns Niehusen verlobte. Im Juni 1639 langte die Gesandtschaft wieder in Gottorf an; doch verweilte Flemming nicht lange daselbst, sondern reiste bald darauf nach Leiden, um sich dort die medicinische Doctorwürde zu erwerben. Von dort ging er nach Hamburg, wo er sich als praktischer Arzt niederzulassen und sich mit seiner schönen Braut zu vermählen gedachte; aber er sollte des so sehr ersehnten Glückes nicht theilhaftig werden; es ergriff ihn nicht lange nachher eine heftige Krankheit, welcher er am 2. April 1640 im 31. Jahre seines Lebens erlag.

Ohne daß man sagen könnte, es sei Flemming durch Opitz und dessen Vorgang zur Dichtkunst angeregt worden (ein so entschiedenes poetisches Talent hätte sich unter allen Verhältnissen entfaltet), ist es doch sicher, daß er sich ihm bezüglich der Form unbedingt anschloß und ihn überhaupt als den Begründer der neuen deutschen Poesie mit wahrer Begeisterung verehrte. Er hatte ihn schon im J. 1630, als derselbe auf seiner Reise nach Paris durch Leipzig kam, kennen gelernt, und zwei Jahre später übersandte er dem verehrten Meister ein Trauergedicht auf den Tod seines Freundes Gloger. Es ist uns nicht bekannt, wie Opitz den poetischen Versuch seines jungen Bewunderers aufnahm; dagegen ist es gewiß, daß Flemming ihm auch später noch mit gleicher Verehrung zugethan war, daß er ihn fortwährend für seinen Meister ansah, und daß er ihn nicht nur, wie die ganze Zeit, viel zu hoch stellte, sondern daß er sich ihm sogar mit der eines wahren Talents würdigen Bescheidenheit unterordnete (3. 18). Erst in den letzten Zeiten seines Lebens scheint er das Bewußtsein gewonnen zu haben, daß selbst Opitz ihm an poetischer Begabung nachstehe, so daß er in der Grabschrift, die er sich selbst auf seinem Todtbette machte, mit stolzem Selbstgefühl ausrufen konnte: „Kein Landsmann sang mir gleich" (25). Es zeigt sich aber auch eine große Verschiedenheit zwischen den früheren und späteren Dichtungen Flemmings, nicht allein darin, daß die ersteren, wie ganz natürlich, den letzteren an Reife nachstehen, sondern hauptsächlich darin, daß er in den späteren die Weise Opitzens, welcher er in seinen Jugendarbeiten unverkennbar nachstrebte, immer entschiedener verließ, und allmählich zu einer Freiheit und Selbstständigkeit gelangte, deren sich kein anderer Dichter der Schule rühmen kann. Während seine frühern Dichtungen nämlich ganz im Sinne seines Vorbildes zunächst Erzeugnisse des reflektirenden Verstandes sind, die gelehrten Beziehungen, die gehäuften und oft gesuchten Bilder, das Haschen nach geistreichen oder sogar nach witzigen Wendungen als das Werk der kalten Ueberlegung und nicht selten der Nachahmung erscheinen; entströmen die späteren unmittelbar der rein dichterischen Empfindung, welcher sich stets der angemessenste Ausdruck voll Wärme und Wahrheit darbietet. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß die früheren Gedichte sein Talent nicht schon ahnen ließen, vielmehr ist dasselbe auch in den schwächsten Erzeugnissen seiner Jugend unverkennbar; nur konnte sich dasselbe nicht rein, nicht kräftig entfalten, oder es war sogar die Ursache von mancherlei Mängeln, denen eine kältere und prosaischere Natur, wie Opitz, nicht ausgesetzt war, da dieser ein künstlerisches Maß leichter bewahren konnte, als der feurige, mit reicher, überströmender Phantasie begabte Jüngling, der sich leicht in übertriebenes Auftragen von Glanz und Farbe, oder in Ueberladung von seltsamen Bildern verlieren konnte. Es hätten sich diese Auswüchse bei fortgesetzter Nachahmung Opitzens ohne Zweifel auch verloren, aber wenn wir an die unbegränzte Verehrung denken, welche der junge Dichter gegen den Meister hegte, wenn wir uns daran erinnern, wie mächtig dessen Ansehen und Einfluß war; so dürfen wir beinahe mit Sicherheit annehmen, daß Flemming unwiderstehlich in die Bahn gezogen worden wäre, welche Opitz geöffnet hatte, daß er sich, wie dieser, der Nachahmung des Fremden ganz hingegeben hätte, wenn er dem Einflusse seines Vorbildes nicht entzogen worden wäre. Es ist daher ein großes Glück für ihn und für uns gewesen, daß er durch seine Entfernung vom Vaterlande diesem mächtigen Einflusse früh genug entzogen, und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, sein Talent selbstständig zu entwickeln, und um so viel mehr volksthümlich zu bleiben, als er von dem herrschenden Einflusse der gelehrten Poesie frei blieb. Zwar kannte auch er die fremden Literaturen, er übersetzte auch wohl aus dem Lateinischen, Französischen, Italienischen (12), aber im Vergleich zu andern Dichtern doch nur sehr wenig, wie denn die Fremden nur äußerlich auf ihn wirkten, nicht aber auf die poetische Auffassung und Entwickelung seiner Dichtungen.

Flemming ragt vor allen seinen Zeitgenossen vornehmlich dadurch hervor, daß er ein objektiver Dichter im vollen Sinne des Wortes war, daß er sich nicht erst Verhältnisse erfand, sondern diese aus seinem reich bewegten innern und äußern Leben entnahm und mit aller dichterischen Freiheit behandelte. Dabei kam ihm seine klare Weltanschauung, sein offener Sinn für alle Erscheinungen des Lebens und der Natur zu Hülfe, wodurch sich ihm eine Mannigfaltigkeit des Stoffs sowohl als der Auffassung anschloß, die wir bei andern Dichtern der Zeit vergeblich suchen. Mit ächt poetischem Sinn erfaßte er das Leben und dessen Erscheinungen, und gestaltete es zu einem künstlerischen Bilde voll Wahrheit und Wärme, und er durchdrang selbst die fremdesten, ihm entlegensten Verhältnisse mit solcher Sicherheit, daß sie uns in seiner Darstellung mit der lebensvollsten Wahrheit entgegentreten. Wir machen in dieser Beziehung jetzt nur auf das vortreffliche „Lob eines Soldaten zu Rosse" (2) und das eben so schöne „Lob eines Soldaten zu Fuß" aufmerksam, das wir leider wegen des Raums nicht auch mittheilen konnten. In beiden Gedichten ist der Charakter der damaligen Soldateska unübertrefflich dargestellt und manche Stellen können den ähnlichen Schilderungen Schillers in „Wallensteins Lager" an die Seite gesetzt werden. Ausgezeichnet sind insbesondere die Stellen, in welchen sich die leichtsinnige Todesverachtung

jener Glücksjäger ausspricht, und man wird überhaupt kein anderes Gedicht in der ganzen Zeit finden, das so ganz auf unmittelbarer Wahrheit beruht, wie jene beiden Stücke. Auch stimmen wir dem Urtheil Morhofs ganz bei, welcher die Behauptung aufstellte, daß Flemming vor Allen im Stande gewesen sei, das Epos zu bearbeiten, da aus jenen Gedichten erhelle, daß er Alles vereinige, was zu einem Epiker gehöre, „angenehme und neue Erfindung, kräftige, heldenmäßige Darstellung, naturgemäße und ganz ungesuchte Ausführung" des gut gewählten Stoffs.

Wenn Flemming, von seinem dichterischen Geist getrieben, in den erwähnten Gedichten die wilde Soldateska verherrlichte, deren Leben allerdings manche poetische Elemente darbot, so war sein Gemüth keineswegs gegen das Elend verschlossen, welches deutsche und fremde Heere über das Vaterland verbreiteten, vielmehr zeugen viele Gedichte von dem innigsten Antheil, das seine Seele erfüllte. Als Protestant und als Sachse neigte er sich natürlich der Partei zu, welche in Gustav Adolf ihren gewaltigsten Kämpfer verehrte, und manche Gedichte betrauern dessen frühzeitigen Tod in rührenden Ausdrücken; im Ganzen aber stand er über den Parteien, und er wünscht besonders in seinen späteren Jahren nicht sowohl den Sieg der Seinigen, als die allgemeine Versöhnung und den Frieden, in welchem allein er das Heil für das ganze Vaterland erblickte. Doch konnte seinem durch geistvolle Beobachtung geschärften Blick nicht entgehen, daß die Kraft des Volks durch den traurigen Krieg immer mehr niedergebeugt werde, und daß es je länger je mehr der Schmach entgegengehe. Mehrmals beklagt er die Schwäche und die Erbärmlichkeit der Zeit, am gewaltigsten und einschneidendsten in dem Sonett: „Er beklagt die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen" (17), welches lebhaft an Rückerts „geharnischte Sonette" erinnert*). Wie tief er aber für das Vaterland fühlte, beurkunden viele Gesänge, die er in der weiten Fremde dichtete, und die von der größten Sehnsucht nach der Heimat erfüllt sind; und er denkt nicht bloß in Zeiten des Ungemachs an sie, es kann auch das fröhliche und selbst wollüstige Leben in der Fremde das Andenken an das Vaterland nicht schwächen, wie uns die tiefgefühlte, im Lande der Tscherkessen geschriebene „Elegie" (1) beweist.

Neben der Vaterlandsliebe bildet die innigste und wahrste Frömmigkeit einen Hauptzug seines menschlichen und dichterischen Charakters; sie erscheint nicht bloß in den eigentlichen geistlichen Gedichten, sondern tritt beinahe überall und ungesucht hervor, und macht durch ihre Kraft und Innigkeit den wohlthätigsten Eindruck, besonders in den Gedichten, in denen sich die Ahnung eines frühzeitigen Todes ausspricht. So entschieden diese aber auch ist, so kann sie die frohe Lebenslust nicht unterdrücken, die den kräftigen Jüngling beseelte, und die Gedichte, welche diese besingen, sind so ganz von ihr erfüllt, daß man den im Hintergrunde lauschenden Todesgedanken nur selten wahrnimmt.

*) Man vergleiche den Schlußvers mit folgenden Zeilen aus Rückerts drittem Sonett:
„Was schreibest Dichter du?" — „In Glutbuchstaben Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande, Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Vaterland, Freundschaft, Liebe und Natur, das sind die Stoffe, die er vorzugsweise besingt; und es steht ihm hiebei ein so unerschöpflicher Reichthum von Gedanken und Empfindungen zu Gebote, daß er diese Verhältnisse immer wieder von einem neueren Standpunkte auffaßt, und dadurch, sowie durch die Fülle des Inhalts und die Vollendung der Form die höchste Bewunderung erregt. Seine Compositionen sind meistentheils außerordentlich glücklich und wirkungsvoll und werden durch die treffliche Sprache noch bedeutend gehoben. Diese bewegt sich in leichtem, gefälligem Rythmus und ist, besonders in den Oden und Liedern, von schönem Wohllaut. Er ist reich und glücklich in neuen, dem Gedanken angemessenen und ächt poetischen Wortbildungen; der Ausdruck ist rein und voll Kraft, lebendig, rasch, oft kühn, hier und da auch wohl seltsam, aber auch dann glücklich und ungesucht, denn es ist immer der natürlichste Ausfluß seines lebendigen Gefühls und Gedankens; denn so lebendig und glühend seine Phantasie auch ist, so fehlt ihr doch selten oder nie der angemessene Ausdruck. Doch ob er gleich Alles leistete, was mit der Sprache zu leisten war, die er vorfand, und obschon er sie in mannigfacher Beziehung erhob und ihr einen Schwung gab, den sie vor ihm nicht hatte, und den sie nicht weiter ausbildete, so ist doch nicht zu verkennen, daß ihre noch mangelhafte Ausbildung ihn in seinem Fluge oft hindert, und er bei einer gebildeteren Sprache noch weitaus Größeres geleistet hätte, wie dies unter Andrem aus dem schon erwähnten, sonst in jeder Beziehung so trefflichen „Lob eines Soldaten" (2) ersichtlich wird.

Gerade weil sich Flemming von der gelehrten Richtung entfernte, welche durch Opitz angebahnt war, weil er die Poesie tiefer erfaßte als seine Zeitgenossen, wie er denn von ihrer göttlichen Macht durchdrungen war (18), fand er die ihm gebührende Anerkennung nicht (er war nicht einmal in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden), so daß sein reiches und belebendes Talent ohne direkten Einfluß auf die weitere Entwickelung der Poesie blieb. Morhof war der erste, der seine Bedeutung anerkannte und es auszusprechen wagte, daß er höher stehe, als Opitz. „Es stecket ein unvergleichlicher Geist in ihm", sagte er, „der mehr auff sich selbst, als fremder Nachahmung beruht", während es bei Opitz freilich ganz das Gegentheil war. Erst in späterer Zeit nehmen wir einen nicht unbedeutenden Einfluß seiner Dichtung wahr, indem die Erhebung Niedersachsens, wo er am bekanntesten geblieben war, zunächst dem lebendigen Geist derselben zuzuschreiben ist.

Ohne Zweifel trug auch sein früher Tod und der Umstand, daß seine Gedichte, einige wenige ausgenommen, erst nach seinem Ableben gedruckt erschienen, viel dazu bei, daß er so bald in Vergessenheit gerieth. Dieselben wurden nämlich erst im J. 1642 von dem Vater seiner Braut gesammelt und herausgegeben; eine große Anzahl war jedoch verloren gegangen und darunter gewiß sehr viele, deren Verlust, schon nach den aufbewahrten Ueberschriften zu urtheilen, sehr zu bedauern ist. Die Sammlung zerfällt nach der Sitte der Zeit in vier Abschnitte: Poetische Wälder, Ueberschriften, Oden und Sonette. Die Ueberschriften oder Epigrammen sind meistens nach fremden Vorbildern bearbeitet. Die „poetischen Wälder" sind ausschließlich in Alexan-

drinern geschrieben. Er behandelt diese zwar viel freier und lebendiger, als Opitz, und gibt ihnen namentlich oft dadurch Reiz, daß er Sinn und Satz gegen die Regel mitten im Verse schließt; allein es konnte selbst einem Talent, wie Flemming, nicht immer gelingen, diese der deutschen Sprache so wenig zusagende Form ganz zu besiegen, welche selbst dem leichtesten, beweglichsten Gedanken eine gewisse, unüberwindliche Steifheit gibt, und für den Ausdruck lyrischen Gefühls am wenigsten passend erscheint. Er ist daher auch in den Oden und Liedern am höchsten, deren leichter gefälliger Rhythmus der Beweglichkeit und Zartheit seiner Empfindungen am meisten zusagte.

Jeder der erwähnten Abschnitte beginnt mit geistlichen Gedichten. Dieselben können seinen weltlichen Dichtungen nicht gleichgestellt werden, und es sind insbesondere die in Alexandrinern geschriebenen von einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Breite, aber doch läßt sich auch in ihnen ächter Dichtergeist nicht verkennen; und sie zeichnen sich vor andren ähnlichen Gedichten durch Fülle der Bilder und Lebhaftigkeit der Empfindung aus. Die „Bußpsalmen" und ein schönes „Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi" wurden schon von ihm selbst herausgegeben; doch sind die eigentlichen Lieder bedeutender, besonders das „Nach des 6. Psalms Weise" (5), das er theils vor, theils während der Reise dichtete, und das mit einigen Veränderungen, welche durch die darin ausgedrückten Beziehungen geboten waren, in die Gesangbücher übergegangen ist. Wie dieses, so ist auch ein zweites „Laß dich nur nichts nicht tauren" (4) von dem tiefsten und innigsten Gottvertrauen durchdrungen; es ist zudem von solchem Wohlklang und von so edler Einfalt, daß es nur ein Dichter, wie Flemming, gedichtet haben kann, diejenigen daher gewiß irre gehen, welche es dem Finckelthauß zuschreiben. Eben so werthvoll ist das Lied „Tugend ist mein Leben" (6), welches von der edlen und rein sittlichen Gesinnung des Dichters zeugt.

Die Zeit und die Verhältnisse, in welchen Flemming lebte, brachten es mit sich, daß er eine große Anzahl von Gelegenheitsgedichten verfaßte; aber freilich steht er gerade in dieser Beziehung weit über allen gleichzeitigen Dichtern. Denn wenn auch manche eben nur für die Gelegenheit geschrieben sind, so erheben sich doch weitaus die meisten über dieselbe, und der Dichter weiß auch dem besondersten Verhältniß ein allgemeines poetisches Interesse abzugewinnen, und selbst die weniger bedeutenden überraschen durch geistreiche Wendungen und leichte anmuthige Darstellung. Dies gilt besonders von den vielen „Glückwünschungen", welche sich eben so sehr durch Gedankenreichthum, als durch kernhafte und lebendige Sprache auszeichnen. Viele derselben sind auf der Reise entstanden, welche ihm überhaupt oft Stoff und Anlaß zu Gedichten gab, sei es, daß er die festlichen Tage der Gefährten, oder besondere Erlebnisse, wie Abenteuer oder die Merkwürdigkeiten der Reise besang; besonders entlockten ihm sein offener und empfänglicher Sinn für die Natur und ihre Schönheiten manche treffliche Gesänge voll lebenswarmer Schilderungen, in denen er überhaupt äußerst glücklich war (1. 9. 19). Eines seiner berühmtesten Gelegenheitsgedichte ist das auf Gustav Adolf's Tod, welches Neumeister geradezu für sein bestes hält; allein so treffliche Gedanken es auch hat, so geht ihm doch die seelenvolle Innigkeit ab, die den Dichter sonst erfüllte, und die in andern ähnlichen Gedichten so wohlthätig durchdringen, wie im schönen Leichengesang „Auff Herrn Poli Töchterlein" (7), der, wie auch andere, in der ganzen Haltung an Schillers frühere Dichtungen erinnert.

Die Hochzeitgedichte gehören zu den vollendetsten Erzeugnissen der Gattung; sie sind voll Leben und der liebenswürdigsten Heiterkeit, die freilich nach der Sitte der damaligen Zeit die geheimsten Beziehungen oft in einer für uns zu grellen Weise hervorzieht, aber doch niemals so tief sinkt, als es bei späteren Dichtern so häufig der Fall ist. Unter den in Alexandrinern geschriebenen Hochzeitgedichten nimmt die „Liefländische Schneegräfin", die wir leider wegen des zu großen Umfangs nicht mittheilen konnten, weitaus die erste Stelle ein. Erfindung, Composition, Ausführung, mit einem Worte, Alles ist darin vortrefflich. Es ist voll Leben und Bewegung, und bei der glücklichen, in epischer Breite durchgeführten Schilderung eines Trinkgelages mit heiterer Unterhaltung, Spiel und Tanz, welche die Grundlage bildet, wird es bei seiner Länge nicht ermüdend. Wir heben aus den Hochzeitsgesängen noch die zwei unten mitgetheilten auf Scherlls und auf Schröters Hochzeit hervor. Das erste (8), dessen einleitende und dann wiederholte Verse dem bekannten Gedichte Catulls entnommen sind, ist reich an schönen und ächt poetischen Gedanken, und vielleicht hat der, mit welchem die 3. Strophe beginnt, Anlaß zu Logaus berühmt gewordenem Epigramm gleichen Inhalts gegeben. Vortrefflich ist die Erinnerung an den Krieg und die traurige Zeit, wodurch das Ganze eine ernstere Färbung erhält, ohne daß jedoch der heitere Grundzug gestört würde, der gegen das Ende sogar in muthwillige Schalkheit übergeht, welche die vollständige Mittheilung des Gedichts unmöglich machte. Das zweite Lied „Auf Schröters Hochzeit" (9) ist ein wunderlieblicher Brautgesang voll Zartheit der Empfindung, Anmuth und Naivetät.

Von den übrigen zahlreichen Gelegenheitsgedichten erwähnen wir nur noch das „Auf den Namenstag einer Jungfrau" (10), welches sich durch liebenswürdige Einfachheit und geistreiche Wendung des Schlusses auszeichnet, um sogleich zu einer andern Reihe von Gedichten überzugehen, in welchen Flemming seine Zeitgenossen noch entschiedener übertrifft, zu denjenigen nämlich, in welchen er die Liebe besingt. Es sind auch diese zwar nicht alle von gleichem Werthe, manche sind von der damals herrschenden gesuchten Weise nicht ganz frei, und dies gilt insbesondere von denen, welche in Alexandrinern geschrieben sind. Dagegen sind seine Liebesoden durchaus vortrefflich, und zeichnen sich vor denen anderer Dichter namentlich dadurch aus, daß sie nicht auf eingebildete Verhältnisse gemacht sind, sondern auf der unmittelbarsten Wahrheit der Empfindung beruhen, und aus dem Herzen strömen, dessen Gefühle sie mit lebendiger Innigkeit in einer höchst wohllautenden Sprache darstellen. Dabei erfreuen sie durch eine außerordentliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Gedanken, die sich in den zierlichsten und geistreichsten Wendungen bewegen, so daß alle zugleich durch den Reiz der Neuheit überraschen. Die unten mitgetheilten Lieder dieser Gattung gehören allerdings zu seinen trefflichsten, allein Flemming ist so reich an poetischen Gedanken und

glücklicher Darstellung derselben, daß sich noch viele finden ließen, die jenen an die Seite gesetzt werden könnten. Doch werden die wenigen, die wir angeführt haben, hinreichen, ein Bild von der großen Mannigfaltigkeit seiner Anschauungen zu geben; er ist gleich groß und trefflich, mag er das Lob der Treue verkünden (13), oder den Schmerz der Trennung (14), oder die Hoffnung des Wiedersehens (16), oder endlich den Liebesscherz (15) besingen.

Flemmings ächt poetisches Gemüth war für die Heiterkeit des Lebens nicht weniger empfänglich, als für dessen Ernst; er schilderte beide Seiten mit gleicher Vollendung. So gehören seine Trinklieder zu den besseren nicht bloß seiner Zeit, ganz vortrefflich sind aber die Lieder, in welchen er zum heiteren Genuß des Lebens auffordert, wie das von horazischem Geist beseelte „An einen guten Freund" (11) oder das herrliche Gedicht „Aus dem Italiänischen" (12), in welchem die Vergleichung des Tanzes mit den verschiedensten Naturerscheinungen äußerst glücklich durchgeführt ist.

Wir haben endlich noch seine Sonette zu betrachten, von welchen ein neuerer Kritiker so ganz bezeichnend sagt, daß sie in einer ganzen Reihenfolge fast wie ein zusammenhängender Roman zu lesen seien. Sie stehen in ihrer Zeit, wie schon Neumeister anerkannte, ganz unübertroffen da, und lassen sich den besten Erscheinungen aller Zeiten und Völker an die Seite setzen. Flemming hat das Wesen des Sonetts in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt und hat ihm eine Lieblichkeit, Anmuth und Zartheit eingehaucht, die nur wenige Dichter in diesem Umfang erreicht haben, und der Vollendung der Form entspricht die Kernhaftigkeit und Fülle des Inhalts. Sie sind zwar meistens in Alexandrinern gedichtet, aber dieser ist gerade in denselben mit einer solchen Lebendigkeit behandelt, daß seine steife Natur vollständig überwunden wird. Nur selten bewegt sich der Dichter in freierem Rhythmus, aber dann auch mit großem Glück (22). Es ist kaum möglich, einzelne auszuzeichnen, so gelungen und vollendet erscheinen alle; doch dürfen wir wohl nächst denen, welche schon früher besprochen wurden, auf diejenigen aufmerksam machen, welche seiner Liebe gewidmet sind, in denen die Tiefe des Gefühls mit geistreicher Erfindung auf das Schönste gepaart ist (23. 20).

1. Elegie an sein Vaterland.

AGh! daß ich mich einmahl doch wieder solt' erfrischen
  an deiner reichen Lust, du edler Mulden-Fluß,
Da du so sanffte gehst inn bergichten Gepüschen,
  da, da mein Harttenstein mier boht den ersten Kuß.
Wie iung, wie klein ich auch ward iener Zeit genommen
  aus deiner süßen Schooß, so fällt miers doch noch ein,
Wie offt ich lustig hab' inn deiner Fluth geschwommen;
  Mier träumet offte noch, als sollt' ich ümm dich seyn.
Itzt wolt' ich mier erst Lust, und dier Ergötzung schaffen,
  inn dem ich nach der Kunst, die mich und dich erheebt,
Ein unerhörtes Lied, nicht von Gendivus Waffen,
  für dem du nun, Gott loob, itzund hast außgebeebt,
Ein Lied von stiller Ruh' und sanfftem Leben spielte,
  wie unser Maro itzt bey seinem Bober thut,
Ein Lied, das Himmel hätt' und etwas solches fühlte,
  das nach der Gottheit schmekk' und rege Muth und Bluth,
Als ich denn pflag zu thun vor sieben halben Jahren,
  (wo ist sie itzund nun, die liebe, schöne Zeit?)
Da ich so helle sang bey Philyrenens Paaren,
  daß sich mein Thoon erschwung biß an die Ewigkeit.
Ich sang der Deutschen Ruhm und ihrer theuren Printzen,
  Biß Mars mich da treib' auß, der Unhold aller Kunst.
Da macht' ich mich beloobt bey vielerley Provintzen,
  das Lief- und Rußland auch mier boten ihre Gunst.
Rubelle, die ich pflag, mehr als mich selbst zu lieben,
  Rubelle, von Gestalt und Sitten hooch-benahmt,
Dieselbe hatte mier die Pest auch auffgerieben,
  doch hat sich ihre Frucht inn mier sehr reich besaamt.
Die weisse Bathie, ümm die zu einem Schwane
  Zevs itzt auch würde nach, fing mich mit ihrer Zier;
Nach dieser ward mir hold die lange Roxolane,
  ach! aber ach! wie weit binn ich von beyden hier!
Zwar es verstattet mier das Kaspische Gestade,
  daß ich ümm seinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur zeit zu Ihrem schönen Bade
  auff urlaub des Hyrkans manch' Asische Siren':
Ich binn den Nymfen lieb, den weichen Zirkassinnen,
  dieweil ich ihnen fremd' und nicht zu heßlich binn;
Und ob einander wier schoon nicht verstehen können,
  so kan ihr Auge doch mich günstig nach sich ziehn.
Was aber soll ich so und auff der Flucht nur lieben?
  Kupido wird durch nichts, als stättigkeit vergnügt;
Was den zu loben scheint, das macht ihm nur betrüben,
  der allzeit alles hat, und niemals nichts doch kriegt.
Ich stürbe miers denn ab, so hoff' ichs zu erleeben,
  daß, wenn ich diesen Lauff zu ende habe bracht,
Ich dier den ersten Kuß, o Landsmannin wil geeben:
  Was ferner kan geschehn, das laß ich ungedacht.

Vor Terkij der Zirkassen, 1636 den 9. Novemt.

2. Loob eines Soldaten zu Rosse.

EIN frischer Heldenmuht ist über alle Schätze,
Ist über allen Neid: er selbst ist sein Gesetze,
Sein Mahl, sein Sold, sein Preiß. Er reisset durch die Zeit,
Vergnüget sich durch sich, läßt bey sich Ruh und Streit
Inn gleicher Waage stehn. Den adelichen Rittern
Wird dieses angebohrn: wenn andre stehn und zittern,
Beseufftzen ihren Todt und bitten ümm Quartier,
So setzen sie den Ruhm auch tausend Leeben für,
Die man erbitten muß und doch nur Schande geeben;
Sie sterben Tugendhafft, wenn sie noch könten leeben.
Was ist das für ein Feind, der seinem Feinde fleht?
Ist einer so gesinnt, wenn er zum Treffen geht,
So bleib' er lieber da. Ein redlicher Soldate
Darff nicht in zweiffel stehn, ob auch der Sieg gerahte;
Den Sieg hat er bey sich, wenn er sich tapffer hält.
Was kann ihm helffen wohl das überwunden Geld,
Das er zu geeben beut? ist doch schoon alles seine.
Er richt' ihn lieber hinn, so bleibt sein Eydschwur reine,
Und er versichert sich, schlägt er ihn heute todt,
So darff er morgen nicht für ihm stehn in der Noht,
Daß er sich rechen wird. Wenn wil der Krieg sich enden,
Wenn er verschonen wil und sich zuer Gnade wenden,
Wenn man sol ernsthafft seyn? Vor alters gieng es nicht;
Es wurden Könige beym Treffen hingericht.
Was gielt hier die Persoon? Ein Feind hat mit dem Nahmen
Sein Leeben schon verbührt; so bleibt er stets bey Samen,
Wenn man ihn ab läßt ziehn. Und er gedenkt es doch,
Und pfiff' er einmahl noch so auff ein lindes Loch.
Es lehrt ihm dieß die Noht. Wenn er zur Freyheit kömmet,
So steht und tichtet er, wie er ihm Vortheil nimmet,
Nimmt aller Sachen wahr. Im fall, daß er vermerckt,
Daß sein Verschoner liegt, er steht, wie er sich sterckt,
Vergißt der alten Treu' und seiner guten Worte,
Setzt unvermerckt an ihn und fellt ihn an dem Orthe,
Da man es nicht gedacht. Alsdenn so ists zu spaat,
Wenn man bereuen wil, daß man geschonet hat
Und so barmhertzig war: ich hab' es wohl erfahren.
Dem Kriege zih' ich nach nun bey so vielen Jahren:
Ich weiß des Krieges Brauch. Ich gebe kein Quartier,
Und kähm ein General und König selbst mir für.
Ich achte dessen nicht, daß er von höhern Stamme,
Als ich, gebohren ist. Dieß eben macht die Flamme,
Daß ich mehr siegen wil, indem er grösser ist
An Ahnen, nicht an Muth. Ein dapfrer Geist erkiest
Ihm stets ein höhers aus, mit dem er möge ringen.
Der Ruhm, der wächst mit ihm, daß er aus hohen Dingen
Vorhinn entsprossen ist. Kein Adel dient vor mich:
Diß Schwerd, das adelt mich; mein Ritter Sitz bin Ich;
Mein Leib ist mein Pallast. Ein Krieger ist vergnüget,
Daß er von einem mahl aus andern so viel krieget,
Als er benötigt ist. Was hilfft ihm Land und Gut?
Die Feigen sehn auff diß: Ich zahle baares Blut
Vor meine Güter aus. Wem ließ ichs wohl zu erben,
Solt' etwan heute noch ich vor dem Feinde sterben,
Den ich mir wünsche stets? Ich lobe meinen Sinn:
Mein Leben lieb' ich nicht! Ein andrer ziehe hinn
Und karge, wie er wil. Wir kommen leicht zu Gelde

Und leichtlich wieder drümm: wir nähmens auff dem Felde
Und gebens in der Stadt. Uns ehret Jedermann,
Und wer nicht wil, der muß. Es ist uns unterthan
Nicht ein Land nur: die Welt, die muß uns Herren heißen,
Wenn Herren uneins sind. Wir können uns nicht beissen,
Wie alte Mütter thun: man schlägt mit Fäusten drein,
Mit Degen und Pistool, wenn man nicht Freund wil seyn;
Und das heißt recht geherscht. Wir sterben, wie wir leben,
Frisch, dapfer, ritterlich; wir sind dem Todt ergeben;
Wier wuchern auff das Blut. Das theure Gut, der Kodt,
Ist keines ieden Kauff: Uns ist es täglich Brodt,
Was andern seltzam ist. Wer wünscht ihm doch, zu siechen,
Und ümm die Ofenbanck erbärmlich her zu kriechen,
Wie es zu Hause geht? Es ist ümm einen Blick,
So fällt uns ein Pistool, ein Degen oder Stück;
Man fühlt nicht, daß man stirbt. Das Feld ist unser Bette;
Der Gottes-Acker auch. Wir leben ümm die Wette,
Und sterben auch also. Wer härmet sich darümm,
Es sey hieb oder stich; wenn wier nur kommen ümm,
So ist uns wohl geschehn. Lob' einer nun das seine,
Sein Leben, wie es sey, Ich lobe stets das meine.
Du lebest nicht für mich; Ich sterbe nicht für dich:
Ein ander bleibe sein', Ich bleibe so für mich.

3. Ueber Herrn Martin Opitzen auff Boberfeld sein Ableben.

SO zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
Und untermenge dich mit diesen grossen Leuten,
Die gantz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.
Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
Der itzt nichts gleiches hat. Du Hertzog deutscher Seiten,
O Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt!
Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre gantze Treue;
Die Mutter, die ist hin: hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Recher und sein Arm. Last, last nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig seyd, und macht euch nur davon:
Die Welt hat warlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

4. Geistliches Lied.

1. LAß dich nur nichts nicht tauren
mit trauren!
Sey stille!
Wie Gott es fügt,
So sey vergnügt,
mein Wille!

2. Was wilst du heute sorgen
auff morgen?
der eine
steht allem für;
der giebt auch dir
das deine.

3. Sey nur in allen Handel
ohn Wandel,
Steh' feste!
Was Gott beschleust,
das ist und heisst
das beste.

5. Nach deß vi Psalmens Weise.

1. IN allen meinen Thaten
laß ich den höchsten rahten,
der alles kan und hat.
Er muß zu allen dingen,
sols anders wol gelingen,
selbst geben Raht und That.

2. Nichts ist es spat und frühe
ümm alle meine Mühe,
mein sorgen ist ümmsonst:
Er mags mit seinen Sachen
nach seinem Willen machen;
Ich stells in seine Gunst.

3. Es kan mir nichts geschehen,
als was er hat versehen,
und was mir selig ist.
Ich nähm' es, wie ers giebet:
was ihm von mir geliebet,
das hab' ich auch erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden,
die mich für allen Schaden,
für allem übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen, was mir nützt.

5. Er wolle meiner Sünden
in Gnaden mich entbinden,
durchstreichen meine Schuld!
Er wird auff mein Verbrechen
nicht stracks das Urtheil sprechen,
und haben noch Gedult.

6. Ich zieh in ferne Lande,
zu nützen einem Stande,
an den er mich bestellt:
Sein Segen wird mir lassen,
was gut und recht ist, fassen,
zu dienen seiner Welt.

7. Bin ich in wilder Wüsten,
so bin ich doch bey Christen
und Christus ist bey mir:
Der Helffer in Gefahren,
der kan mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier.

8. Er wird zu diesen Reisen
gewünschten Fortgang weisen,
wol helffen hin und her:
Gesundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr.

9. Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie:
Durch seinen Zug, den frommen,
sind wir so weit nun kommen,
und wissen fast nicht wie.

10. Leg' ich mich späte nieder,
erwach' ich frühe wieder,
lieg' oder zieh ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stoßt zu handen,
so tröstet mich sein Wort.

11. Hat er es denn beschlossen,
so wil ich unverdrossen
an mein Verhängnuß gehn;
Kein Unfall unter allen
wird mir zu harte fallen,
Ich wil ihn überstehn.

12. Ihm hab' ich mich ergeben,
zu sterben und zu leben,
sobald er mir gebeut,
Es sey heut' oder morgen;
dafür laß ich ihn sorgen:
Er weiß die rechte Zeit.

13. Gefällt es seiner Güte,
und sagt mir mein Gemühte
nicht was vergeblichs zu:
So werd ich Gott noch preisen
mit manchen schönen Weisen
daheim in meiner Ruh.

14. Indeß wird er den meinen
mit Segen auch erscheinen,
ihr Schutz, wie meiner, seyn,
Wird beyderseits gewehren,
was unser Wunsch und Zähren
ihn bitten überein.

15. So sey nun, Seele, deine,
und traue dem alleine,
der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
dein Vater aus der Höhe
weiß allen Sachen Raht.

6. (Tugend ist mein Leben.)

1. TUgend ist mein Leben,
der hab' ich mich ergeben,
den gantzen mich;
Tugend wil ich ehren.
Tugend wird mich lehren,
was sie selbst kan mehren:
sie wächst durch sich.

2. Nicht des Weges länge,
noch des Pfades enge
schreckt mich davon:
Laß die Dornen stechen,

Füß und Kleider brechen,
Sie wird alles rechen
durch ihren Lohn.

3 Weil die andern karten,
Lust und Schlaffes warten,
so säum' ich nicht:
Itzt ist Zeit zu eilen;
dem wird alles feilen,
der sich wird verweilen
und itzt verbricht.

4. Alles ander alles
hat die art des Palles,
der steigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Zügel,
Lust kommt aus dem Bügel:
Die Tugend hält.

5. Hab' ich Gott und Tugend,
so hat meine Jugend,
was sie macht wehrt:
Diese schönen beide
wehren allem Leide,
lieben alle Freude,
So man begehrt.

7. Auf Herrn Timothei Poli neugebohrnen Töchterleins CHRISTINEN Ihr Absterben.

1. ISts denn wieder schon verlohren?
War es doch kaum recht gebohren,
das geliebte schöne Kind!
Ja! sobald es vor ist kommen,
So bald ist es auch genommen:
Schaut doch, was wir Menschen sind!

2. Etwan wie ein Tausendschönlein,
das gemahlte Lentzen Söhnlein,
mit dem frühen Tag' entsteht,
welches, wie es mit ihm wachet,
mit ihm scheinet, mit ihm lachet,
so auch mit ihm untergeht:

3. Also hastu dich verborgen,
Blümlein, ümm den sechsten Morgen:
Liegest todt nun hingestreckt,
und hast durch das schnelle scheiden
deinen frommen Eltern beyden
ein sehr langes Leid erweckt.

4. Klagt, betrübte, wie Ihr sollet!
Sie ist doch, wo ihr hin wollet:
Uns ist übel, Ihr ist wol!
Ihr Geist, der ist voller prangen,
Nur ihr Leib ist hingegangen,
wohin alles ist und sol.

5. Wo selbst die Natur hin stehet,
wo die grosse Welt hin gehet,
der eilt auch die kleine zu;
Sterben und geboren werden
ist das stete Thun der Erden:
Nun ihr Todt ist ihre Ruh.

6. Babels Mauren sind versuncken,
Rhodus sein Koloß ertruncken,
Nilus Wercke giengen ein:
Sterblich waren alle Wunder,
wie die Meister; wie itzunder
wir und künftig alle seyn.

7. Aßur wurde theil den Persen,
Diß dem Griechen; dessen Fersen
folgte nach die ewge Stadt;
Doch wie ewig sie gewesen,
kan man hören, sehn und lesen:
Schein ists, was sie ewigs hat.

8. Alles wird darümm gebohren,
daß es wieder sey verlohren:
Nichts bleibt allzeit, was so ist.
Alles, was sich angefangen,
gehet stets in dem Verlangen,
daß es seinen Todt erkiest.

9. Sterben ist der Weg zum Leben:
Fönyr wird es Zeugnüß geben,
Selbst sein Vater, selbst sein Kind.
Soll es morgen wider tagen,
so wird heute hingetragen,
wo viel tausend gestern sind.

10. Es ist alles Gottes Gabe.
Alles, was ich itzund habe,
hab' ich vormahls nicht gehabt.
Der irrt, der es ewig gläubet:
Wucher ists, so lang es bleibet,
was uns unsern Sinn erlabt.

11. Als Gott sie euch überreichet,
habt ihr euch mit ihm vergleichet,
daß sie dennoch seine sey;
Daß Er, wenn Er auch nur wolte,
Sie hinwieder nähmen solte,
mustet ihr ihm stellen frey.

12. Vnd die Warheit rauß zu sagen,
Neid ists, daß wir sie beklagen.
Wol dir, O du kurtzer Gast!
Wol dir, die du in sechs Tagen
eines ieden Alters Plagen
gäntzlich überstanden hast!

13. Kleine tochter, sey nun seelig,
und zeuch uns auch stets allmählig
nach dir auf und Himmel an,
Daß auch wir der Zahl der Frommen,
in die du bist aufgenommen,
balde werden zugethan!

14. Diesen Korb voll Anemonen,
der der Frost stets sol verschonen,
streuen wir auf deine Grufft.
Schlaffe ruhsam in dem kühlen!
ümm dich her sol ewig spielen
die gesunde Meyen-Lufft!

8. Auff Herrn Heinrich Scherlls mit Jungfr. Annen Sophien Grünewalds Hochzeit.

1. FReye, was vor nicht gefreyt!
Was vor hat gefreyet, freye!
Itzund sagt die neue Zeit,
daß man sich nun auch verneue:
Billich, daß die kleine Welt
sich nach art der großen hält.

2. Zwar, es kan sich wol so gut
einmahl, wie das ander, lieben,
wenn es aber Alles thut,
soll es denn der Mensch verschieben,
der zu der vergünten That
gleiches Recht und Anspruch hat?

3. Neulich war die Erde Braut,
Itzund liegt sie in den Wochen:
Laub und Blumen, Saat und Kraut
haben die Gebuhrt gebrochen,
Vnd die reiche Fruchtbarkeit
wird noch täglich außgestreut.

4. Freye, was sich nähmen kan!
Junge Leute sollen lieben;
Alte geht es gleichsfalls an,
die es ja so sehnlich üben.
Wer es hindert und verbeut,
der thut wieder Billigkeit.

5. Vnsre junge Mannschafft kriegt,
kömmt ümm Jugend, Leib und Leben.
Wie manch schönes Bild erliegt,
seit wir in dem Jammer schweben,
der uns halb hat ümmgebracht,
und noch täglich dünner macht!

6. Amor fleugt durch freye Lufft
mit der Mutter offnem Schreiben,
rufft und schreyet, schreyt und rufft,
daß man nicht soll einsam bleiben.
Wer mir, spricht er, itzt ist feind,
mit dem ist kein Gott nicht freund!

7. O wie wohl vermählt ihr Euch,
Ihr zwey unbefleckten Münde,
Das erfreute Sternen-Reich
unterschreibt die beyden Bünde:
Hymen, den es abgesandt,
schlägt durch die gepaarte Hand.

9. Auf H. Johann Friedrich Schröters und Marien Magdalenen Weinmans Hochzeit.

An das Frauenzimmer und Gesellschaft.

1. HEute sind der Götter Schaaren
außspazieret allzumahl,
haben sich verfügt bey Paaren
in den weiten Sternen-Saal,

Pflücken Blumen, winden Kräntze,
führen liebe Lobe-Täntze.

2. Venus hertzet ihren Buhlen,
Mars vertauscht den rothen Streit,
Zynthius die blassen Schulen
mit der süssen Müssigkeit,
Pflücken Blumen, winden Kräntze,
führen liebe Lobe-Täntze.

3. Zeres springt auf allen Reinen
mit der frohen Bauer-Welt
ümm die Tennen, ümm die Scheunen,
ümm das abgethane Feldt.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

4. Ihr auch, Götter und Göttinnen,
nur nicht ohne Sterbligkeit,
lebet nach deß Himmels sinnen,
dem ihr sonst gantz ähnlich seyd.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

5. Hier steht riechender Lavendel,
da gesunde Saturey,
Eyßwig, Poley, Narde, Quendel,
Tausendschön und Allerley.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

6. Müntze, Rosmarin, Zypressen,
Nelcken, Scharlach, Amaranth
bleiben gleichfalls unvergessen,
und was noch nicht ist genannt.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

7. Pflücket, windet ümm die wette,
Alles soll von Farben seyn!
Führet auff ein Blumen-Bette
legt die zwey verliebten drein.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

8. Legt sie drein! Pflückt, windet immer,
streuet auff das Liebes-Paar!
Tantzet ümm ihr buntes Zimmer,
und ümmschrenckt sie gantz und gar.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze;

9. Lobe Täntze, so die Wercke
der Welt-vermehrerinn vermehren,
und deß großen Knaben stärcke,
den die Zyprus-Bürger ehrn.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

10. Pflücket, windet, streuet, springet,
tantzet, jauchzet, was ihr könnt!
aller Himmel hats gedinget,
alle Welt ist so gesinnt.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

11. Biß der Gott der güldnen Gluten,
der die braunen Mohren brennt,
in die Hesperischen Fluten
freygelaßnes Zügel rennt.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

12. Biß die silberne Diane
zu dem lichten Wagen kehrt,
und am blancken Himmelsplane
ihr gestirntes Häupt empört,
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

13. Gleiches Glücke wartet Eurer,
geb' es Gott, noch dieses Jahr,
da man wird ümm neue freyer,
hier und da und dort ein Paar,
Blumen pflücken, Kräntze ziehren,
und so Lobe-Täntze führen.

10. An eine Jungfrau auf dero Nahmens-Tag.

1. SChöne, schaut, der Sonnen Schein
will heut' euer eigen seyn,
Ihrer Strahlen güldnes Licht
giebt sich heut in eure Pflicht.

2. Sie ist froh, als wie sie war,
da sie euch zur Welt gebahr,
Wie sie noch in euch gebiehrt,
was euch keuschen Jungfern ziehrt.

3. Euer schöner Nahme macht,
daß sie mehr als frölich lacht:
Lacht auch frölich, edle Zier,
Ihres Glantzes Glantz seyd Ihr.

4. Vnterdessen seht nicht an,
daß ich euch nichts schencken kan;
Gläubt, was euer Hertze spricht:
Liebe sieht auf Gaben nicht.

5. Diß Band setz' ich bey euch ein,
daß es soll ein Pfand nur seyn;
Ich bin wol versichert mir:
Pfand und Band, das seyd selbst Ihr.

11. An einen guten Freund. (1632.)

1. LAß der Zeit nur ihren Willen,
und vergönn' ihr ihren Lauf,
Sie wird sich selbst müssen stillen,
wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meistes Elend wird verschmertzet,
wenns man nicht zu sehr behertzet.

2. Ist es heute trübe Wetter,
morgen wird es heiter seyn;
Stimmen doch die großen Götter
stets an Lust nicht überein:
Vnd wer weiß, wie lang' er bleibet,
der uns itzo so vertreibet.

3. Ob die Sonne gehet nieder,
und den Erdkreiß traurig macht,
Doch so kömmt sie frölich wieder
nach der überstandnen Nacht:
Herrschen itzund Frost und Winde,
balde wird es seyn gelinde.

4. Vnterdessen sey der deine,
Brich nicht ab der ersten Kost,
Labe dich mit altem Weine,
und versuch den jungen Most;
Laß uns einen Rausch noch kauffen,
ehe denn wir müssen lauffen.

12. Aus dem Italiänischen.

1. LAst uns tantzen, last uns springen!
Denn die Wollust-volle Heerde
tantzt zum Klange der Schallmeyen:
Hirt' und Heerde muß sich freuen,
Wenn im Tantz auff grüner Erde
Böck und Lämmer lieblich ringen.

2. Last uns tanzen, last uns springen!
Denn die Sternen, gleich den freyern,
prangen in den liechten Schleyern;
was die lauten Zirckel klingen,
Nach dem tanzen sie am Himmel
Mit unsäglichem Getümmel.

3. Last uns tanzen, last uns springen!
Denn der Wolcken schneller Lauf
steht mit dunckeln Morgen auf;
ob sie gleich sind schwartz und trübe,
dennoch tantzen sie mit Liebe
nach der Regen-winde singen.

4. Last uns tantzen, last uns springen!
Denn die Wellen, so die Winde
lieblich in einander schlingen,
die verwirren sich geschwinde;
wenn die buhlerische Luft
sie verschläget an die Kluft,
tantzt der Fluhten Fuß zu sprunge,
wie der Nymfen glatte Zunge

5. Last uns tantzen, last uns springen!
Denn der bunten Blumen schaar,
wenn auf ihr bethautes Haar
die verliebten Weste bringen,
geben einen lichten Schein,
gleich als soltens Täntze seyn.

6. Last uns tantzen, last uns springen,
last uns lauffen für und für,
denn durch tantzen lernen wir
eine Kunst von schönen Dingen.

13. (Das getreue Hertze.)

1. EIn getreues Hertze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preiß;

Der ist seelig zu begrüssen,
der ein treues Hertze weiß!
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

2. Läufft das Glücke gleich zu zeiten
anders, als man wil und meynt,
ein getreues Hertz' hilfft streiten
wieder alles, was ist feind.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

3. Sein vergnügen steht alleine
in des andern Redligkeit,
Hält des andern Noth für seine,
Weicht nicht auch bey böser Zeit.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke
Geld und Reichthum, das zersteubt,
Schönheit läst uns bald zurücke,
Ein getreues Hertze bleibt.
Mir ist wol im höchsten Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

5. Eins ist da seyn und geschieden:
Ein getreues Hertze hält,
Giebt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es nieder fällt.
Ich bin froh bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

6. Nichts ist süßers, als zwey Treue,
wenn sie eines worden seyn.
Diß ists, daß ich mich erfreue
Vnd sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir ist wol bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertze!

14. (Was säumst du dich?)

1. WAs säumst du dich, O Seele zu zerspringen
für Angst, für Quahl, die dich und mich ümmringen?
Vnd bist noch du, mein Hertze nicht entzwey?
Thus doch! thus bald! und mach' uns beyde frey.

2 O daß ich doch den Tag erleben müssen,
der mir verbeut, das schöne Kind zu küssen,
der mir versagt, das liebe Kind zu sehn!
Ach mir, was mehr? Es ist ümm mich geschehn!

3. An stat daß ich nicht eine Viertelstunde
vor kunte seyn von ihrem süssen Munde,
da muß ich nun seyn ewig ohne Sie.
Wo? Ach! wo ist Sie nun, die wehrte die?

4. Sagt's sicher nach, ihr stummen Wasser-Scharen,
wie hertzlich oft wir beyde bey euch wahren!
bringts kühnlich aus, ihr Lüfte, was ihr wißt,
wie vielmahl wir uns haben laß geküßt!

5. Du blasser Mund, was ists nun mehr gewesen,
daß du so oft von ihrem bist genesen?
Wo ist dein Geist, Ihr süsser Athem hin,
von dessen Kraft ich noch verzäubert bin?

6. Ich ruff' euch an, O Sonn, O Mohn, O Sternen,
und was uns sonst das Glücke wirckt von fernen,
Ich ruff' euch an, seyd Zeugen über mir,
was ich für Angst hier leide wegen ihr!

7. Gehabt euch wol, Ihr schönsten meiner Tage,
die ich mit ihr so viel zu haben pflage,
Gehab dich wol, du manche süsse Nacht,
die ich mit ihr in Liebe durchgebracht!

8. Ade, O Platz, den Göttern selbst begehret,
der du sie mir so vielmahl hast gewehret,
Sey tausentmahl, sey tausent, tausentmahl
gegrüßt! Du bleibst in Lust, ich leb' in Quahl!

9. Ihr Bäch', ihr Püsch', ihr Gärten und Gefilder,
und was ihr hegt; Ihr schönen Lentzes-Bilder,
Du Sommer-Lust, du Herbst, du Winter-Zier,
zu guter Nacht! Ich scheid': Ihr bleibt bey Ihr!

15. Wie Er wolle geküsset seyn.

1. NIrgends hin, als auf den Mund,
da sinckts in des Hertzen grund;
Nicht zu frey, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu fauler Zungen.

2. Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beydes wird sonst Kinderspiel;
Nicht zu laut und nicht zu leise:
Beyder Maß' ist rechte weise.

3. Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Diß macht Kummer, jenes Leid;
Nicht zu trucken, nicht zu feuchte,
wie Adonis Venus reichte.

4. Nicht zu harte, nicht zu weich,
Bald zugleich, bald nicht zugleich;
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn unterscheid der Stelle.

5. Halb gebissen, halb gehaucht,
Halb die Lippen eingetaucht,
Nicht ohn Vnterscheid der Zeiten,
Mehr alleine, denn bey Leuten.

6. Küsse nun ein Jederman,
wie er weiß, will, soll und kan;
Ich nur und die Liebste wissen,
wie wir uns recht sollen küssen.

16. An Basilenen.

Nachdem Er von Ihr gereiset war.

1. IST mein Glücke gleich gesonnen,
mich zu führen weit von dir,
O du Sonne meiner Wonnen,
So verbleibst du doch in mir:
Du in mir und ich in dir,
sind beysammen für und für.

2. Künftig werd' ich gantz nicht scheuen,
Kaspis, deine fremde Flucht,
und die öden Wüsteneyen,
da man nichts, als fürchten, thut:
Auch das wilde macht mir zahm,
Liebste, dein gelobter Nahm'.

3. Ueberstehe diese Stunden,
Schwester, und sey unverwandt;
Ich verbleibe dir verbunden,
und du bist mein festes Band:
Meines Hertzens Trost bist du,
und mein Hertze selbst dazu.

4. Ihr, ihr Träume sollt indessen
unter uns das beste thun;
Kein Schlaff, der soll ihr vergessen,
Ohne mich soll Sie nicht ruhn,
Daß die süsse Nacht ersetzt,
was der trübe Tag verletzt.

5. Lebe, meines Lebens Leben,
stirb nicht, meines Todtes Todt,
daß wir uns uns wiedergeben,
abgethan von aller Noth.
Sey gegrüßt, bald Trost, itzt Quahl,
tausent, tausent, tausentmahl.

17. Er beklagt die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen.

ITzt fällt man ins Konfect, in unsre vollen Schalen,
wie man uns längst gedräut: Wo ist nun unser Muth?
der außgestählte Sinn? das kriegerische Blut?
Es fällt kein Vnger nicht von unserm eiteln pralen.
Kein Pusch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmahlen
schreckt den Krabaten ab. Das ansehn ist sehr gut,
Das ansehn meyn ich nur, das nichts zum schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Föbus kan bestrahlen,
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht ümm sich leiden kan?
Des grossen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne!
Der Degen schändet ihn! Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auf den Schein, so ists üm uns gethan,
Vns Nahmens-Deutsche nur! Ich sags auch mir zum Hohne.

18. An das Frauenzimmer, wider die Mißgönner der Deutschen Poesie.

KAn denn der Himmel auch, die Götter und Göttinnen,
für dir nicht bleiben frey, du schlangen-arger Neid?
Du bläsest deinen Gift auch auf die Ewigkeit?
auf Opitz ersten Ruhm, die Deutschen Kastalinnen?
Schmäch immer, was du kanst, du Kind der Plutoninnen,
mein Opitz bleibet wol! Er überlebt die Zeit,
und dich und deinen Schein. Dein Lohn ist für dein Leid,
wo Styx und Phlegethon mit Hartz und Schwefel rinnen.
Wenn ihr nun, schönstes Volck, Ihr Mensch-Göttinnen, wißt,

daß Euch die neue Kunst zu Lob erfunden ist,
wie denn ihr euren Preiß so hört durch sie vermehren,
So mag des Lobes Alp gleich drücken, was er kan,
wir kommen doch empor. Der steiget Himmel an,
was Gott und Götter gleich auf diesem Boden ehren.

19. Auff eine Hochzeit.

DJe warme Frülings-Luft macht ihren Himmel klar:
Seht, wie das güldne Liecht der Sonnen heller blicket;
der felder schwanger Schoß ist zur Geburt geschicket,
die grüne See geht auf, die Quellen springen gar
Aus ihren Adern auf; der Blumen bunte Schaar
mahlt ihre Gärten aus; die felsen stehn erquicket,
die Thäler auf geputzt, die Auen ausgeschmücket;
der Berge Zierath glänzt, den Wäldern wächst ihr Haar.
Seh' ich diß Alles an, so acht ich unvonnöthen,
daß auf diß Hochzeit-Fest die emsigen Poeten
so ernstlich seyn bemüht. Ihr, balde Frau und Mann,
Erkennt des Glückes Gunst. Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Gärten, Felß, Thal, Auen, Berge, Wälder,
die stimmen euch itzund ein süßes Braut-Lied an.

20. An Sich.

SEy dennoch unverzagt! Gieb dennoch unverlohren!
Weich keinem Glücke nicht, steh höher, als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
hat sich gleich wider dich Glück', Ort und Zeit verschworen!
Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren,
Nim dein Verhängnüß an! Laß alles unbereut!
Thu, was gethan muß seyn, und eh man dirs gebeut:
Was du noch hoffen kanst, das wird noch stets gebohren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Diß alles ist in dir; laß deinen eiteln Wahn
Und eh du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
dem ist die weite Welt und alles unterthan.

21. Herrn Dietrich von dem Werder.

ES sagts Jerusalem, es sagets Krieg und Sieg,
und hundert anders mehr, was, werther Held, dein Dichten
und dein Verrichten sey. Du giebest den Geschichten
Ihr Leben durch dein Thun; machst, daß dein Sieg und Krieg
Sich kriegt und übersiegt, den sonst die Zeit verschwieg
in einer langen Nacht. Du kanst dich dir verpflichten,
daß dich und deinen Ruhm kein Todt nicht mag vernichten,
Weil ritterliche Kunst ihn sieghaft überstieg.
Ich lobe diese Faust, die Leib und Nahmen schützt,
Selbst schreibt, was sie selbst thut. Auff Krafft und Kunst ihr eigen,
auff beyderley gelehrt, was beyder Seiten nützt.
Ihr Röhmer, tretet auff; Ihr Griechen, gebet Zeugen,
Wird Agamemnon nun selbst sein Homerus nicht?
Eneas sein Virgil? Wer ists, der wiederspricht?

22. Auff Ihre Gesundheit.

WAS ich schlaffe, was ich wache,
Was mir träumet für und für,
was mir Angst macht, was begier,
was ich lasse, was ich mache,
Was ich weine, was ich lache,
was ich nähm an Kost zu mir,
schreibe, lese, dencke hier,
Die und die und diese Sache,
Was ich nicht thu, was ich thu',
nichts und alles, was ich ruh',
Angst und Freuden, Lust und Schmertzen,
Dieses alles, alles das
thu ich hier ohn unterlaß
Auff Gesundheit meines Hertzen.

23. Auf Ihr Bildnüß.

VND darff ein frecher Kiehl sich dieses unterfangen,
daß er die gantze Zier, die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?
Wahr ist es! Dieses Haar, die Stirne, diese Wangen
Sind denen ähnlich gantz, die an derselben prangen;
die Augen seh' ich da, üm die ich offt geweint,
und diß hier ist der Mund, der meinen nennet freund.
Gantz diß! das ist gantz das, nach dem ich muß verlangen.
Die Zucht, diß freundlich sehn, die Sitten, diese Tracht,
und alles steht vor mir, was sie so trefflich macht,
Nur daß es sich nicht regt und nicht will Antwort geben.
Sey drüm nicht halb so stoltz, du kühner Pinsel du,
das schönste, das man wünscht, gehöret noch hierzu:
Entwirffstu ihren Leib, so mahl' auch drein sein Leben!

24. An seinen Ring.

SO reise denn auch du, du freundlicher Smaragd,
zu meiner Freundinn hin, und lasse dir behagen,
daß eine solche Hand dich förderhin soll tragen,
die auch, wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht,
Sey üm sie, wenn sie schläfft, sey üm sie, wenn sie wacht.
Offt wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen:
Halt andrer Steine Brauch, die nichts nicht wieder sagen,
Schweig, was du siehst und hörst, und nim dich selbst in acht.
Geschieht es etwan denn, daß Sie dir in Gedancken
ein feuchtes Küßlein reicht, so heb' es auff für mich
biß morgen gegen Nacht. Vnd wolten etwan sich
Die Lüffte, die es sehn, hierüber mit dir zancken,
und mir es bringen eh', als ich mich stellet' ein,
So send' es mir durch sie, und laß es heimlich seyn.

25. Grabschrift,

so er ihm selbst gemacht in Hamburg den 29 Tag des Mertzens 1640 auff seinem Todtbette, drey Tage vor seinem seel. Absterben.

ICH war an Kunst und Gut, an Stande groß und reich,
Deß Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frey, Meine; kunte mich aus meinen Mitteln nehren;
Mein schall floh überweit: kein Landsmann sang mir gleich;
Von reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Biß daß die letzte Glut diß alles wird verstören.
Diß, Deutsche Klarien, diß gantze danck ich Euch!
Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag Euch gute Nacht und trete willig ab:
Sonst alles ist gethan biß an das schwartze Grab.
Was frey dem Tode steht, das thu er seinem Feinde!
Was bin ich viel besorgt, den Othem auffzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Robert Roberthin.

Robert Roberthin wurde im J. 1600 zu Königsberg geboren, wo er als churfürstlicher Rath, auch Ober- und Regiments-Secretarius den 7. April 1648 starb. Weitere Nachrichten von seinem Leben sind nicht bekannt geworden. Er war ein Freund Opitzens, und hatte sich schon mit der Poesie beschäftigt, ehe er Simon Dach kennen lernte. Obgleich selbst nicht ohne Talent, erkannte er doch die höhere Gabe seines jungen Freundes gern an, und munterte ihn auf, dieselbe auszubilden. Aber er scheint nicht bloß diesen, den er besonders liebte, sondern auch andere junge Männer zur Ausübung der Dichtkunst aufgemuntert und unterstützt zu haben. Dadurch wurde er ein einflußreiches Mitglied des Königsberger Vereins, der in Albert seinen musikalischen und in Dach seinen poetischen Mittelpunkt hatte. Er führte in demselben den Namen „Berrintho", mit dem mehrere seiner Lieder unterzeichnet sind, welche in den Albert'schen Sammlungen stehen. Diese sind auch die einzige Quelle für die Kenntniß seiner Dichtungen, da er in seiner Bescheidenheit keine Sammlung derselben veranstaltete. Seine Lieder, die weltlichen, wie die geistlichen, sind in der schlichten und natürlichen Weise gehalten, welche in den Dichtungen des Königsberger Vereins charakteristisch ist; in der Form lassen sie mit Rücksicht auf ihre Zeit wenig zu wünschen übrig; der Aus-

druck ist einfach und ungesucht, aber warm, wie die Empfindungen, die sie darstellen. Wie seine Freunde Albert und Dach, liebt er es, die Nichtigkeit aller Dinge, die Vergänglichkeit des Lebens und die Täuschung, welcher sich der weltlichgesinnte Mensch hingibt, zum Gegenstande seiner Dichtung zu machen, wie in dem schönen „Zwiegespräch zwischen der Jungfrau und dem Rosenstock". Der Gedanke an den Tod beschäftigt ihn oft, er bricht selbst in heiteren Liedern durch, denn für ihn hat der Tod keine Schrecknisse, er ist ihm vielmehr ein Beweis der Liebe des Allmächtigen (1). Auch das leichte weltliche Lied gelingt ihm, und wie in seinen ernsten Gedichten, knüpft er auch in diesen seine Gedanken gern an einfache, der Natur entnommene Bilder an (2).

1. (Frühzeitiger Tod.)

1. DAß alle Menschen sterben müssen,
Befrembdet vnser keinen mehr,
Weil wir es neben Gottes Lehr
Aus aller Tag Erfahrung schliessen.
Was einmal seinen Anfang nimmt,
Dem ist sein Ende gleich bestimmt.

2. Nur dieses scheinet zu beklagen,
Wenn man gantz wider Hoffen sieht,
Daß einer aus der besten Blüth
Ins finstre Grab wird hingetragen,
Eh' er des lieben Lebens Tag
Bis an die helffte bringen mag.

3. Der Vnmuth aber muß sich stillen,
Vnd eintzig seyn an dem begnügt,
Was sich mit vnserm Leben fügt,
Nach dem (ohn zweifel) weisen Willen
Deß, der vns seinen Athem giebt
Vnd weg nihmt, wenn es Ihm geliebt.

4. Als, wenn in vnsern Sommer-Tagen
Die Jungfraw eine Rose bricht,
Vnd achtet andrer Blumen nicht,
Die Rose sich nicht kan beklagen,
Als sey Ihr Leid daran geschehn,
Daß sie für andern werd ersehn.

5. Sie hat mehr Vrsach hoch zu prangen
Daß Sie in ihrer schönsten Arth
Von lieber Handt geraubet wardt,
Da andre, die noch blieben hangen,
Der Sonnen- oder Regens-Neid
Verzehrt ohn alle Nutzbarkeit.

6. So wenn Gott einen, den Er liebet,
Aus seinem besten Stande nimpt,
Vnd seinen Tod jhm früe bestimmt,
Seyn wir mit Vnrecht drumb betrübet:
Er weiß die rechte Zeit gar wol,
Wann vnser Tod vns nützen sol.

2. (Bitte um einen Kuß.)

1. ICh kan hinfort die harten Plagen,
Damit mich Ewer Grimm beschwert,
Wo jhr mich keiner Gunst gewehrt,
(Wie gern ich wil) nicht länger tragen:
Was grosses Wesen ist ein Kuß,
Daß ich so viel drumb reden muß?

2. Was schadet Euch einmal zu küssen?
Der Acker wird das Jahr hindurch
Geküsst von seiner Wasser-Furch,
Die Wiese von den kühlen Flüssen:
Was grosses Wesen ist ein Kuß,
Daß ich so offt drumb bitten muß?

3. Die Rose, vnsers Frühlings Prangen,
Muß leiden, daß jhr Dornen-Strauch
Sie küsset, vnd Ihr streichet auch
Die Ros' an ewre zarte Wangen:
Was grosses Wesen ist ein Kuß,
Daß ich so lang drauff warten muß?

4. Lasst euch, o Liebste, doch erbitten,
Geniest der Jugend, weil sie grüent,
Braucht ewrer Schönheit, weil sie dient,
Nach dieser Zeit gemessen Sitten!
Ein grosses Wesen, ob jhr lasst,
Was jhr an euch schier selbsten hasst!

Heinrich Albert.

Heinrich Albert, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Alberti genannt, wurde den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren. Er bezog nach vollendeten Schuljahren die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmete sich aber ganz ausschließlich der Musik, die er endlich auch zu seinem Lebensberufe wählte, und er ging daher nach Dresden, um sich darin auszubilden. Im J. 1626 wendete er sich nach Königsberg, wo er sich durch seine schönen Compositionen so beliebt machte, daß er im J. 1631 die Stelle eines Organisten erhielt. Von den einflußreichsten Personen geachtet und im innigen Freundesverbande mit den gleichgestimmten Simon Dach, Roberthin und Georg Mylius, die sich gewöhnlich in seinem Garten versammelten, lebte er bis zu seinem Tode (6. Oct. 1688) in angenehmen, nur selten durch den Neid getrübten Verhältnissen.

Albert, der in dem Freundeskreise der obgenannten Dichter „Damon" hieß, wurde vornämlich durch seine musikalischen Sammlungen berühmt („Poetisch Musikalisches Lustwäldlein" und besonders „Arien" 8 Thle. Königsberg 1638—50, welche in kurzer Zeit, die Nachdrücke ungerechnet, fünf Auflagen erlebten). Abgesehen von ihrem musikalischen Werth, der zu ihrer Zeit sehr hoch geachtet wurde, sind diese Sammlungen für die Geschichte der Literatur äußerst wichtig, da sie nicht nur die einzigen Quellen für Albert's und Roberthins Dichtungen sind, sondern auch die meisten und schönsten Lieder Simon Dachs, so wie viele, zum Theil recht gute Gesänge anderer Dichter enthalten, z. B. von Andr. Aderßbach, Mich. Behm, Christoph Kaldenbach, Georg Mylius, Peter Titz u. a. m., die zum Theil nur aus diesen Sammlungen bekannt geworden sind.

Seine eigenen Lieder sind meist geistlichen Inhalts, und beschäftigen sich, wie die ähnlichen seiner Freunde, gerne mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit des Menschen und an den Tod; doch herrscht keineswegs eine trübe oder niedergebeugte Stimmung in ihnen; die Wehmuth, die den Dichter bei diesen Empfindungen erfüllt, erhält durch den innigsten Glauben an Gottes Güte einen belebenden Charakter von seelenvoller Freudigkeit, der den Leser wohlthätig durchdringt. Mehrere dieser Lieder sind, jedoch nicht ohne Entstellung, in die Gesangbücher übergegangen; so die unten mitgetheilten, das „Morgen-Lied" (1) und das schöne Begräbnißlied (2), dessen einfache und gewöhnliche Bilder bei ihrem schlichten und ungesuchten, aber edlem Ausdruck von großer Wirkung sind. Auch die wenigen weltlichen Lieder, die Albert gedichtet, verdienen wegen ihrer gefälligen und anmuthigen Darstellung lobende Erwähnung, namentlich ein Hochzeitslied, welches Herder unter dem Titel „Amor im Tanze" in seine Volkslieder aufnahm. Auch einige heitere Parodien auf Lieder von Opitz und Dach sind ihm wohl gelungen.

1. Morgen-Lied.

1. GOtt des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht lässt werden,
Sonn' und Mond uns scheinen heist,
Dessen starcke Hand die Welt
Vnd was drinnen ist, erhelt.

2. GOTT, ich dancke dir von Hertzen,
Daß du mich in dieser Nacht
Für Gefahr, Angst, Noht und Schmertzen
Hast behütet und bewacht,

Daß des bösen Feindes List
Mein nicht mächtig worden ist.

3\. Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergehn!
O HERR JESU, laß mich finden
Deine Wunden offen stehn,
Da alleine Hülff' und Raht
Ist für meine Missethat!

4\. Hilff, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich aufferstehen mag
Vnd für meine Seele sorgen!
Daß, wenn nun dein grosser Tag
Vns erscheint und dein Gericht,
Ich davor erschrecke nicht!

5\. Führe mich, O HERR, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort,
Sey und bleibe Du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort!
Nirgends, als von dir allein,
Kan ich recht bewahret seyn.

6\. Meinen Leib und meine Seele
Sampt den Sinnen und Verstand,
Grosser GOTT, ich Dir befehle
Vnter deine starcke Hand:
HErr, mein Schild, mein' Ehr' und Ruhm,
Nimb mich auff, dein Eigenthum!

7\. Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende,
Vnd mich halt in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu!

2\. Als Ihr Gestr. Herr Ernst Rappe ꝛc.
diese Welt gesegnet.

1\. DAß alle Menschen sterblich seyn,
Das macht die Sünde nur allein,
Die Adam hat begangen:
Der Eifer Gottes stieß uns aus
Vom Himmel in dieß Jammer-Hauß,
Da uns der Tod muß fangen.

2\. O weh! wie übel sind wir dran,
Weil niemand sicher leben kan
Für dieses Feindes Wüten!
Er würget, wie er an uns trifft,
Jung oder Alt, sein Grimm und Gifft
Ist gar nicht zu begüten.

3\. Du armer Mensch, bedencke doch,
In was für einem schweren Joch
Du fort und fort must ziehen!
Du soltest ja umb Ehr' und Geld
Vnd was gut scheint auff dieser Welt
Dich nicht so sehr bemühen.

4\. Der Tod sich deinem Schatten gleicht,
Der niemals Haar-breit von dir weicht,
Vnd folgt dir aller Enden;
Sein Bildnüß stelt Gott stündlich dir
An allen Creaturen für,
Wo du dich hin magst wenden.

5\. Die Rose blüht, bald fällt sie ab:
Jetzt lebstu, Mensch, und must ins Grab,
Wenn deine Zeit wird kommen.
Der Vogel flog vorüber nur,
Vnd niemand ist, der seine Spur
Hett irgends war-genommen.

6\. Der Rauch vergeht; Das Glaß zerbricht;
Das Kleid verschleust und dauret nicht;
Ein Hauß muß endlich fallen!
Der Baum wird seines Schmucks beraubt,
Vnd, eh mans innen wird, entlaubt:
So geht es mit uns allen!

7\. Drumb lebe so, daß du allzeit
Zum Tod seyst fertig und bereit,
Vnd hüte dich für Sünden;
Laß dich berichten Gottes Wort,
Das wird dich einen sichern Ort
Im Himmel lehren finden.

8\. Du kanst durch Christi thewres Blut,
Das gnug für deine Sünde thut,
Ins Paradeiß gelangen!
So dancke deinem Schöpffer nur,
Der dich, sein arme Creatur,
So herrlich wil umbfangen!

Simon Dach.



Der bedeutendste und fruchtbarste unter den Königsberger Dichtern ist Simon Dach, den man jedoch höher gestellt hat, als billig ist. Am 29. Juli 1605 zu Memel in Preußen geboren, zeigte er schon früh seltene Fähigkeiten, namentlich auch großes Talent für die Musik, in welcher er schon als Knabe große Fortschritte machte. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt, worauf er nach einander die höhern Schulen in Königsberg, Wittenberg und Magdeburg besuchte, in denen er sich gründliche Kenntnisse namentlich in den alten Sprachen erwarb. Gut vorbereitet, bezog er im J. 1626 die Universität Königsberg, um sich der Theologie und Philosophie zu widmen. Im Jahre 1633 wurde er Collaborator an der Domschule daselbst; doch wäre er bei seinem schwächlichen Körper der eben so schlecht belohnten als ermüdenden Arbeit erlegen, wenn ihn nicht Roberthin durch Unterstützung und belebenden Umgang wieder aufgerichtet hätte, der sich außerdem noch dadurch sehr um ihn verdient machte, daß er ihn in seinen poetischen Versuchen leitete. Im J. 1636 wurde er Conrector und drei Jahre später Professor der Poesie an der Universität, was er einem poetischen Glückwunsch zu verdanken hatte, den er dem großen Kurfürsten überreicht hatte, als dieser im Jahre vorher nach Königsberg gekommen war. Später bat er den Fürsten in einem naiven Gedicht, in welchem er seine Verdienste um die deutsche Poesie mit zwar kräftig, aber doch in edler Weise ausgesprochenem Selbstgefühl darstellte*), um ein Stückchen Land;

*) „Phöbus ist bey mir daheime;
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir;
Meine sind die ersten Saiten:
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier."

glücklicher, als später die Karschin, erhielt er das kleine Gut Cuxheim zum Geschenk. Da er zudem seit 1641 in einer glücklichen Ehe lebte, und sich der fortgesetzten Freundschaft seines Wohlthäters Roberthin erfreute, und in dem Umgange mit diesem und den andern uns schon bekannten Dichtern des Königsberger Kreises die heiterste Befriedigung für Geist und Gemüth fand, genoß er längere Zeit eines Glücks, das er in seiner Jugend nicht zu ahnen gewagt hätte. Doch wurde dasselbe durch den Tod mehrerer Freunde getrübt, was einen solchen Eindruck auf den zartgebauten Mann machte, daß sich, besonders nach Roberthins Tod, eine trübe Stimmung seines Gemüths bemeisterte, welche zuletzt zur vollsten Hypochondrie wurde. Nach jahrelangem Krankenlager starb er den 15. April 1659.

Simon Dach hat eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Liedern geschrieben, die aber in keiner Sammlung vereinigt sind. Nur die Lobgedichte auf den großen Kurfürsten und dessen Haus sind unter dem Titel „S. Dachs Poetische Werke" (Königsb. 1696. 4.) nach seinem Tode gesammelt worden, aber es sind diese weitaus seine unbedeutendsten Erzeugnisse, in welchen sich kaum Spuren von Talent zeigen. Die besten stehen, wie schon erwähnt, in Alberts „Arien", wo sie theils mit seinem Namen oder den Anfangsbuchstaben desselben oder mit den durch Buchstabenversetzung gebildeten Namen „Chasmindo" und „Sichamond" bezeichnet sind.

Wenn ihm auch poetisches Talent nicht abzusprechen ist, so ist er doch keineswegs so bedeutend, als man gewöhnlich behauptet. Zunächst mangelt es ihm an Mannigfaltigkeit der Gedanken, wie des Ausdrucks, daher er meistens die nämlichen Stoffe in den nämlichen oder ähnlichen Wendungen wiederholt. Eben so vermißt man eine tiefere poetische Auffassung; ja wenn auch einzelne Lieder mit ächt poetischen Gedanken beginnen, so weiß sie der Dichter nicht festzuhalten, und er sinkt oft zur bloßen Reimerei herab. In manchen Gedichten erfreuen uns lebendige Anklänge an den Volksgesang; allein auch in diesen geht dieser Ton selten bis zum Ende durch, und wir möchten beinahe glauben, daß S. Dach diese volksmäßigen Stellen aus wirklichen Volksliedern entlehnt habe. Die Sprache ist zwar im Ganzen gebildet, aber ebenfalls sehr ungleich, und wir finden oft in einem und demselben Gedichte neben den edelsten Ausdrücken auch viele prosaische oder gar anstößige Wörter und Wendungen. Dies hat er zwar mit der ganzen Zeit gemein, und wir wissen, daß selbst Flemming in dieser Beziehung öfters verletzt; allein während es bei diesem im Ganzen doch hauptsächlich nur in seinen frühern Gedichten vorkommt, finden wir es bei Dach beinahe durchgängig und in einem viel auffallendern Grade. Bei alle dem ist S. Dach als Dichter liebenswürdig, weil er sich in den Gränzen hält, welche ihm durch sein beschränktes Talent vorgezeichnet waren. Er ist naiv, treuherzig und natürlich, und ist namentlich in den Liedern glücklich, in welchen er mit heiterer Seele Zufriedenheit und Genügsamkeit (1) lehrt oder das Lob der Freundschaft besingt (2); eben so gelingen ihm heitere Trinklieder, Braut- und Tanzgesänge, und gern preist er das Glück der Ehe, zu welcher er oft auffordert (4). Alle diese Lieder sind voll Anmuth, in allen spricht sich eine Wahrheit des Gefühls aus, die um so wohlthätiger berührt, als wir sie bei den gleichzeitigen Dichtern nur selten wahrnehmen. Sein größtes Verdienst beruht aber in dem Wohllaut seiner Dichtungen, zu welchem er durch seinen musikalischen Sinn geleitet war, und mehrere Lieder haben es gewiß diesem Umstande vorzüglich zu verdanken, daß sie auch Eingang bei dem Volke fanden, wie namentlich das in niederdeutscher Sprache gedichtete „Aennchen von Tharau" (5), welches er einer früheren Geliebten gewidmet hatte. Seine geistlichen Lieder, die er meistens in späteren Jahren dichtete, theilen diesen Vorzug, und stehen durch die größere Gleichmäßigkeit des Ausdrucks im Ganzen höher, als seine weltlichen Gedichte. Sie sind von wahrer Frömmigkeit und dem innigsten Glauben durchdrungen, beschäftigen sich oft und gern mit Todesgedanken, die aber, wie bei Albert, durch die hoffnungsvolle Ueberzeugung seines kindlich vertrauenden Gemüths, daß der Tod ein höheres Leben anbahnt, den Dichter zur wehmüthigen Sehnsucht nach dem bessern Dasein stimmen, so daß er seinen ihm vorangegangenen Freunden zuruft: „Freuet Euch, ich komme bald!" Unter den vielen Sterbe- und Begräbnißliedern, die er gedichtet, ist das auf seinen Freund und Wohlthäter Roberthin das schönste, und reiht sich den besten der Art würdig an (6). Er hatte es „allbereit etzliche Jahr vorher, auf Begehren des nunmehro in GOtt ruhenden lieben Mannes geschrieben".

1. (Ich liebe Kunst und freien Muth.)

1. WOl dem, der sich nur läſſt begnügen
Daran, was Jhm auff Gottes Gunst
Das Glück vnfeilbar zu muß fügen,
Vnd nährt sich redlich seiner Kunst!
Ein ander halt' auff Geld vnd Guth,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

2. Wie bald kan Reichthumb dich verlassen,
So bist du elend gnug daran;
Kunst aber wird dich stets vmbfassen,
Sie nähret trewlich jhren Mann.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

3. Giebt Sie mir nicht viel Goldes-Tonnen,
So macht Sie mich doch besser satt,
Als den sein Geld, der viel gewonnen,
Vnd Herr nicht ist deß, was er hat.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

4. Wie manchem hat der Krieg genommen,
Was jhm vorhin das Glücke gab,
Der jetzt für alles Geld bekommen
Nur einen kahlen Bettel-Stab.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

5. Wer was gelernt, schewt keiner Waffen,
Die Kunst ist jhm für alles Geldt;
Der muß in steten ängsten schlaffen,
Der nur den Schatz im Kasten hält.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

6. Was ich besitz', ist nicht im Kasten;
Wil jemand meinen Gütern an,
Der muß mein Leben selbst antasten:
Ist dieß nun hin, was darff ich dann?
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

7. Bring mich dahin aus diesem Lande,
Wo nie der Tag recht bricht herfür,
Durch Kunst kan ich im fremden Sande
So seelig leben, gleich wie hier.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

8. Muß gleich die Kunst nach Brot jetzt gehen,
Wie man von jhr verächtlich schwätzt,
So wil ich dennoch bey jhr stehen,

Weil sie mich inniglich ergetzt.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

9. Wenn mir der Höchste das nur giebet,
Was mir zu leben nötig ist,
Vnd eine Seele, die mich liebet,
Vnd mich vor allen außerkiest,
So lieb' ich über Geld vnd Gut
Sie vnd die Künst' vnd freyen Muth.

2. (Lob der Freundschaft.)

1. DEr Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundschafft halten kan;
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Hertzen, Mund und Hand.

2. Die Red' ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur sollen leben,
Vnd fern von Leuten seyn;
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auff guten Raht,
Das Leid einander klagen,
So vns betreten hat.

3. Was kan die Frewde machen,
Die Einsamkeit verheelt?
Das giebt ein duppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt;
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

4. GOtt stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann sol mir auch gefallen
Der mir sich hertzlich giebt.
Mit diesen Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein vnd Noht,
Geh' auff dem Grund der Hellen
Vnd breche durch den Tod.

5. Ich hab', ich habe Hertzen,
So trewe, wie gebührt,
Die Heucheley vnd Schertzen
Nie wissentlich berührt.
Ich bin auch jhnen wieder
Von grund der Seelen hold,
Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

3. (Eitelkeit des Lebens.)

1. WAs wilst du, armes Leben,
Dich trotzig noch erheben,
Du must ohn Seumnüs fort,
Recht wie, fern von der Erden,
Die schnellen Wolcken werden
Zerflattert durch den Nort.

2. Das, was man vmb dich spüret,
Was dich betrieglich zieret,
Dein Ansehn, deine Gunst,
Ist nur ein Hauß der Plagen,
Vnd, recht davon zu sagen,
Ein Schatten, Rauch vnd Dunst.

3. Du zeigst an allen Enden
Vns mit vntrewen Händen
Der Wollust falschen Schein;
Die sich verleiten lassen,
Was müssen sie erfassen?
Die strenge Seelen-Pein.

4. Drumb weil ich ja muß sterben,
So wil ich mich bewerben
Vmb ein recht gutes Gut,
Vmb ein standhafftes Leben,
Das Christus mir kan geben
Durch seiner Vnschuld Blut.

5. HErr Jesu, Zwang der Hellen,
Der Du vns tausent Stellen
Im Himmel auffgeräumbt,
Nimm mich in Deine Hände,
Weil meines Lebens Ende
Sich nahet vngesäumbt!

6. Eil' aus den finstern Hölen
Mit meiner armen Seelen,
Vnd bring mich an das Licht,
Da du selbst, Glantz vnd Sonne,
Mit Strahlen deiner Wonne
Verklährst mein Angesicht!

7. So werd' ich selbst anschawen,
Worauff wir hie nur bawen
Durch Glauben an dein Wort,
Vnd mit der Schaar der Frommen
Aus Sturm vnd Wellen kommen
Zu dem gewünschten Port.

4. Jung gefreyht Hat nie gerewt.

1. WIltu nichts vom Bräutgam hören,
Wünschest dir für ihm den Tod?
Laß dich nicht, mein Kind, bethören,
Setz dich willig nicht in Noht!
Denck, was dieses sey für Pein,
Alt vnd doch noch Jungfraw seyn.

2. Lieben und geliebet werden,
Ist das beste von der Welt,
Ist, was blos dieß Hauß der Erden
Frey vor allem Fall erhält.
Was nicht lieben wil noch kan,
Wo zu taug es umb und an?

3. Wenn der Scheitel dir wird blecken,
Vnd du wirst die Zähne nicht
Mehr für Alter können decken,
Runtzlecht seyn im Angesicht,
Ach, hett' ich doch vor der Zeit,
Wirstu sagen, noch gefreyht!

4. Wie die Aepffel sampt den Zweigen
Vor dem Garten-Herren sich
Vmb die Herbst-Zeit niederbeugen,
Vnd fast sprechen: „Pflücke mich!"
Wie der damals reiffe Wein
Seufftzt und wil gelesen seyn;

5. Wie die volle Ros' im Lentzen
Kläglich thut nach deiner Hand,
Wil, dein Härchen zu bekräntzen,
Von dir werden angewandt;
Wie auch gern die reiffe Saat
Ihren Trost, die Schnitter, hat:

6. Also reiffen deine Gaben,
Vnd, treugt mich das Auge nicht,
Wollen einen freyer haben,
Was dein Mund dawider spricht;
Wo nicht du, doch deine Zier
Suchet einen Bräutgam dir.

7. Komm zu mir, mein Obst und Traube,
Ros' und Saat, erfrewe mich!
Komm! nach dieser Früchte Raube
Sehnet meine Seele sich:
Dieß Obst sättigt meinen Sinn,
Ob ich sonst gleich Obst-schew bin.

5. (Anke von Tharaw.)

Trewe Lieb' ist jederzeit
Zu gehorsamen bereit.

1. Anke von Tharaw öß, de my gefallt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.

2. Anke von Tharaw hefft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.

3. Anke von Tharaw mihn Rihkdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet!

4. Quöm allet Wedder glihk ön ons tho schlahn,
Wy syn gesönnt, by een anger tho stahn.

5. Kranckheit, Verfälgung, Bedröfnös on Pihn,
Sal vnsrer Löve Vernöttinge syn.

6. Recht as een Palmen-Bohm äver söck stöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht;

7. So wardt de Löw' ön ons mächtich on groht
Dörch Kryhtz, dörch Lyden, dörch allerley Noht.

8. Wördest du glihk een mal von my getrennt,
Leewdest dar, wor öm dee Sönne kuhm kennt;

9. Eck wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhß, dörch Ihsen, dörch fihndlöcket Hähr.

10. Anke von Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven schluht öck ön dihnet henönn.

11. Wat öck geböde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lätstu my stahn.

12. Wat heft de Löve dách ver een Bestand,
Wor nich een Hart öß, een Mund, eene Hand?
13. Wor öm söck hartaget, kabbelt on schleyht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht.
14. Anke von Tharaw, dat war wy nich dohn,
Du böst myn Dyhfken, myn Schahpken, mihn Hohn.
15. Wat öck begehre, begehrest du ohck,
Eck laht den Rock dy, du látst my de Brohk.
16. Dit öß dat, Anke, du söteste Ruh,
Een Lihf on Seele wart uht öck on Du.
17. Dit mahckt dat Lewen tom Hämmlischen Rihk,
Dörch Zanken wart et der Hellen gelihk.

6. Bey Hintritt Herrn Robert Robertihns.

Christliche Todes-Erinnerung.

1. IEh bin ja, HErr, in deiner Macht,
Du hast mich an dieß Liecht gebracht;
Du unterhälst mir auch das Leben,
Du kennest meiner Monden Zahl,
Weist, wenn ich in diesem Jammerthal
Auch wieder gute Nacht muß geben,
Wo, wie und wann ich sterben soll:
Das weist Du, Vater, mehr als wol.
2. Wen hab' ich nun, als Dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Trost und Raht weiß zu zuspringen?
Wer nimmt sich meiner Seelen an,
Wann nun mein Leben nichts mehr kan,
Vnd ich muß mit dem Tode ringen?
Wenn aller Sinnen Krafft zerbricht,
Thust Du es, GOtt, mein Heyland, nicht?
3. Mich dünckt, da lieg' ich schon vor mir
In grosser Hitz, ohn Krafft, ohn Zier,
Mit höchster Hertzens-Angst befallen;
Gehör und Rede nehmen ab,
Die Augen werden mir ein Grab,
Doch kränckt die Sünde mich für allen:
Des Sathans Anklag' hat nicht Rhu,
Setzt mir auch mit Versuchung zu.
4. Ich höre der Posaunen Thon,
Vnd seh auch den Gerichts-Tag schon,
Der mir auch wird ein Vrtheil fällen.
Hier weiset mein Gewissens-Buch,
Da aber des Gesetzes Fluch
Mich Sünden-Kind hinab zur Höllen,
Da, wo man ewig, ewig: Leid!
Mord! Jammer! Angst! und Zetter schreyt.
5. Kein Geld und Gut errettet mich,
Vmbsonst erbaut ein Bruder sich,
Den andern hie erst lohs zu machen:
Er muß es ewig lassen stehn,
Wir werden ewig nicht entgehn,
Kriegt einmal uns der Hellen Rachen.
Wer hilfft mir sonst in dieser Noht,
Wo du nicht, GOtt, du Todes Todt?
6. Der Teuffel hat nicht Macht an mir,
Ich habe blohs gesündigt Dir,
Dir, der du Missethat vergiebest:
Was masst sich Sathan dessen an,
Der kein Gesetz mir geben kan,
Nichts hat an dem, was du, HErr, liebest?
Er nehme das, was sein ist, hin:
Ich weiß, daß ich des HErren bin!
7. HErr JEsu, ich, dein thewres Gut,
Bezeug' es mit selbs deinem Blut,
Daß ich der Sünden nicht gehöre:
Was schont denn Sathan meiner nicht,
Vnd schreckt mich durch das Zorn-Gericht?
Komm, rette deine Leidens Ehre!
Was giebest du mich frembder Hand,
Vnd hast so viel an mich gewandt?
8. Nein, nein! ich weiß gewiß, mein Heil,
Du lässest mich dein wahres Theil
Zu tieff in deinen Wunden sitzen.
Hie lach' ich aller Macht und Noht,
Es mag Gesetz, Höll' oder Todt
Auff mich her donnern oder blitzen:
Dieweil ich lebte, war ich dein,
Jetzt kan ich keines Frembden seyn!

Johann Peter Titz.

Johann Peter Titz wurde am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren; er besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium in Breslau, und seit 1636 die höhere Anstalt in Danzig, von wo er sich 1639 nach Rostock und später nach Königsberg begab. Schon in früher Jugend durch seinen großen Landsmann Opitz, bei dessen Grabe er ein Trauergedicht vortrug, für die deutsche Kunst gewonnen, wurde die Bekanntschaft mit Roberthin, Albert und Dach, mit welchen er einen innigen Freundschaftsbund schloß, für seine poetische Entwickelung einflußreich, da er durch sie auf das musikalische Element der Poesie gewiesen wurde, von welchem bekanntlich Opitz keine Ahnung hatte. Im J. 1642 war er wahrscheinlich wieder in Danzig (wenigstens wurde seine „deutsche Poetik" in diesem Jahre dort gedruckt); 1648 wurde er Conrector an der dortigen Marienschule und 1651 Professor am akademischen Gymnasium, in welcher Eigenschaft er beinahe 40 Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolge wirkte. Er starb am 7. Sept. 1689, nachdem er seines hohen Alters wegen ein Jahr vorher seine Entlassung gegeben hatte.

Titz war ein gründlicher Kenner der alten und neuen Sprachen, an deren Literatur er seinen Geschmack ausgebildet hatte, von dem seine deutschen Gedichte das schönste Zeugniß geben; welche hohe Ansicht er von der Dichtkunst hatte, das hat er in einem seiner besten Lieder (2) selbst ausgesprochen. Seine Gedichte sind leider weder von ihm, noch nach seinem Tode gesammelt worden, und so mögen sich manche ganz verloren haben. Von seinen größeren erzählenden Gedichten kann erst später die Rede sein; seine lyrischen, von welchen mehrere in Alberts Sammlungen stehen, zeichnen sich durch Tiefe des Gefühls, Reichthum der Gedanken und geistreiche Behandlung des Stoffs, so wie durch Leichtigkeit und Anmuth der Form aus. Das größere elegische Gedicht „Knemons Sendschreiben an Rhodopen" ist uns leider nicht bekannt; nach den kurzen Andeutungen zu urtheilen, die man darüber liest (Jahrb. f. deutsche Sprache, Berlin 1853), muß es voll Gefühl sein, was auch von den Gedichten auf S. Dachs Hochzeit und auf den Tod seines Freundes und Wohlthäters Nic. Pahl in Danzig gilt. Das vollendetste, was er geschrieben, mag aber wohl das unten mitgetheilte Lied „Christliche Stille Music" (1) sein, das einen schönen, abgerundeten Gedanken in einfacher und wohllautender Form darstellt, und dem wir kaum ein ähnliches an die Seite zu setzen wüßten.

1. Christliche Stille Music.

1. WIlstu in der Stille singen,
Vnd ein Lied dem Höchsten bringen,
Lerne, wie du kanst allein
Sänger, Buch und Tempel seyn.

2. Ist der Geist in dir beysammen
Voller Eifer, voller Flammen,
Dieser Sänger ohne Mund
Thut GOTT dein Begehren kund.

3. Ist dein Hertz, als sichs gebühret,
Recht mit Andacht ausgezieret,
Dieses Buch dann bringet dir
Wort' und Weisen gnug herfür.

4. Wo dein Leib vom Wust der Sünden
Rein und sauber ist zufinden,
Diesen Wohn-Platz, dieses Haus
Sieht jhm GOTT zum Tempel aus.

5. Kanstu so in Stille singen,
Kanstu dieß dem Höchsten bringen,
Dann wirst du dir selbst allein
Sänger, Buch und Tempel seyn.

2. (Lohn der Musen.)

1. WOl dem, der ihm vor allen Dingen
Der Musen Gunst hat außerkiest,
Der seinen Sinn nicht lässet zwingen
Durch etwas, das nur eitel ist!
Die Musen machen, daß der Mann
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

2. Ist etwas bessers auch zu finden,
Als wenn man ihnen sich ergiebt
Vnd solche Liebe sich läßt binden,
Die stets ergetzt und nie betrübt?
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

3. Das kurtze Leben, das wir haben,
Erlängern wir durch kluge Kunst;
Daß man uns nicht kan gantz begraben,
Macht der Gelehrten Musen Gunst.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

4. Wer andern Frewden nach wil streben,
Vnd stellt den Sinn auff Eitelkeit,
Der bleibt stets an der Erden kleben,
Vnd stirbet gantz auff eine Zeit.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

5. Ob unser Geist zwar muß verlassen
Des Leibes bitter-süsses Joch,
Muß schon der rothe Mund verblassen,
So lebt doch unser Name noch.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

6. Wer falscher Wollust nachgegangen,
Trägt Rew und Vnlust nur davon;
Die Musen mehren das Verlangen
Vnd geben ungeschminckten Lohn.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

7. Was Nutzen können wir empfinden,
Wenn uns ein falscher Traum ergetzt?
Nicht anders muß auch das verschwinden,
Was man vors höchste Gut offt schätzt.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

8. Der stoltze Scepter muß erliegen,
Vnd wird der Schauffel gleich geacht;
Der Tod weiß allem obzusiegen,
Fragt nicht nach Reichthum oder Macht.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

9. Wo könnt jetzt ihr gefunden werden,
Carthago, Babylon, Athen?
Auch Rom, die Königin der Erden,
Die du doch soltest ewig stehn?
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kann.

10. Die Zeit zerbricht die starcken Mauren
Vnd fällt der hohen Seulen Pracht;
Ertz, Stahl und Eisen kan nicht dauren,
Stirbt endlich durch des Rostes Macht.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kann.

11. Blitz, Donner, Hagel, Schnee und Regen
Auch Fewer, Wasser, Sturm und Wind
Kan doch den Ruhm nicht niederlegen,
Den hier ein Musen-Freund gewinnt.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

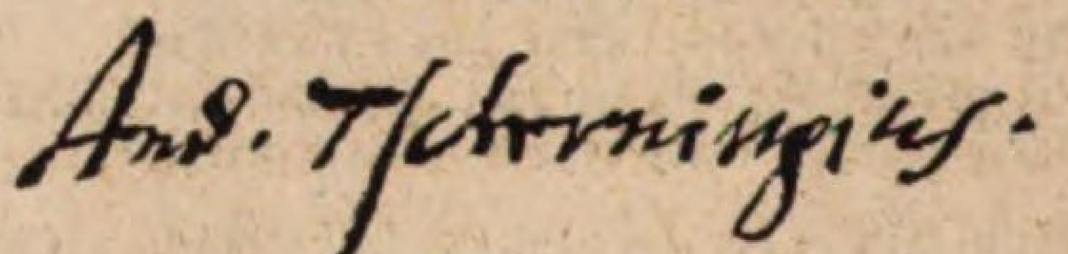
12. Wer könte von Alcides wissen,
Wenn ihn nicht aus der langen Nacht
Der Musen Volck hätt' ausgerissen,
Vnd bis auff unsre Zeit gebracht?
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

13. Meinstu, daß vor Achillis Zeiten
Kein kühner Held gewesen sey?
Doch weiß man nichts von ihren Streiten,
Weil kein Poet nicht war dabey.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

14. Der Alten Deutschen grosse Thaten,
Die sie dem Himmel selbst gezeigt,
Sind in die stille Nacht gerahten,
Ohn was uns Tacitus nicht schweigt.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

15. Drumb wol dem, der vor allen Dingen
Der Musen Kunst ihm auserkiest,
Vnd lässet seinen Sinn nicht zwingen
Durch etwas, das nur eitel ist!
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

Andreas Tscherning.



Unter den Dichtern, welche von ihrer Zeit überschätzt und bis auf unsere Tage herab selbst von Solchen zu hoch geschätzt wurden, welche das frühere Urtheil nicht unbedingt annahmen, ist auch **Andreas Tscherning** zu nennen, der seinen Ruf beinahe nur äußeren Umständen zu verdanken hat, vor allem dem, daß er, wie Opitz, in Bunzlau geboren war (18. Nov. 1611); denn nicht Wenige erblickten darin einen Fingerzeig, daß er der Nachfolger des Meisters werden, ihn nach seinem Tode ersetzen solle. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt, dann die in Breslau besucht hatte, ging er 1635 nach Rostock, wohin er von Opitz, der ihn wegen seiner poetischen Versuche liebgewonnen hatte, empfohlen wurde. Nachdem er zwei Jahre lang mit angestrengtem Fleiße gearbeitet, und unter Anderm auch die arabische Sprache gelernt hatte, sah er sich gezwungen, Rostock wieder zu verlassen, da ihm die Seinigen nicht hinlängliche Unterstützung geben konnten; er wandte sich nach Breslau, wo sich der kais. Rath Matthäus Apelles von Löwenstern, den wir schon als Dichter von geistlichen Liedern genannt haben, seiner väterlich annahm; dieser verschaffte ihm auch später in Verbindung mit andern Freunden die Möglichkeit, wieder nach Rostock zurückzukehren, wo er bald nach seiner Ankunft im J. 1644 die Magisterwürde und kurze Zeit darauf die Professur der Poesie erhielt, und somit seinen höchsten Wunsch erfüllt sah. Nachdem er dieses Amt fünfzehn Jahre lang mit großer Gewissenhaftigkeit und unter allgemeinem Beifall verwaltet hatte, starb er an einer Brustkrankheit den 27. Sept. 1659 im 48. Jahre seines Alters.

Tscherning war ein Gelehrter, aber kein Dichter; es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihn weniger der innere Trieb, als der Vorgang seines Landsmannes Opitz anregte, sich der Kunst zu widmen. Auch erscheint er nur als ein getreuer Nachahmer des von ihm verehrten Meisters, den er jedoch in keiner Weise erreichte, da ihm die äußeren Mittel fehlten, durch welche jener bedeutend wurde. So gelang es ihm wohl, sich eine correcte Sprache anzueignen und reine Verse zu bilden, aber er ist weder gedankenreich, noch glücklich in der Erfindung, und seine Gedichte zeugen nicht einmal von gebildetem Geschmack. Daher ist der Ausdruck derselben selten würdevoll, ja er sinkt sogar zur Gemeinheit herab, wenn er die Sprache der Leidenschaft reden will, von der er keine Ahnung hat, so in der „Klage Rachels über den Kindermord Herodis". Er hat meistens Gelegenheitsgedichte geschrieben, die er selbst am besten charakterisirt, wenn er sagt: „Ich habe viel auff anderer Befehl und gegebene masse der Zeit hingeschrieben" und „habe offters darüber geklaget, wann ich tichten müssen, nicht worzu ich selber Lust getragen, sondern was mir ist vorge-

schrieben worden." Man sieht diesen Gedichten auch nur zu sehr an, wie er sich abgequält hat, Gedanken zu finden und diese in Worte und Reime zu bringen. Oefters versucht er sich in anapästischen oder daktylischen Versmaßen, oder in Nachbildung antiker Strophenformen; aber abgesehen, daß er bei letzteren, wie es zu seiner Zeit nicht anders erwartet werden konnte, den Reim anwendet, sind die in solchen Strophen geschriebenen Gedichte meistens inhaltsleer. Am besten sind noch seine kleineren Lieder, besonders die geistlichen, welche zwar weder mit Begeisterung empfangen, noch mit Schwung ausgeführt sind, aber einfache Gedanken doch in correcter und sogar gewandter Sprache darstellen. Er gab seine Gedichte in zwei Sammlungen heraus: „Deutscher Getichte Früling", Bresl. 1642 und „Vortrab des Sommers deutscher Getichte", Rostock 1655. Nach der Dedication zu dem „Früling", aus welcher auch obige Stelle entnommen ist, scheint er die Absicht gehabt zu haben, seine „reiferen" Poesien in einem „Sommer deutscher Getichte" zu vereinigen; wahrscheinlich hinderte ihn der Tod daran; doch wir dürfen es wohl nicht bedauern, da der „Vortrab" zu seinem Sommer noch weit weniger Werth hat, als die erste Sammlung. Eine Frucht seiner Studien war die Uebersetzung der arabischen Sprichwörter des Ali in lateinischen und deutschen Distichen; aber auch darin weht kein poetischer Geist; die schönen Gedanken sind meistens unbeholfen und geschmacklos wiedergegeben.

1. Auff die Music.

1. Wer vngereget
Die Sinnen träget,
Wann Künstler singen
Vnd Saÿten klingen,
Ist taub an Ohren
Vnd kranck gebohren,
Weil sunst sich reget,
Was Sinnen träget.

2. GOtt wil durch singen
Vnd Saÿten-klingen
Nicht nur auff Erden
Gerühmet werden;
Man sol ihn oben
Auch also loben,
Da wird das singen
Viel schöner klingen.

3. Mehr Lust für Ohren
Ist nicht gebohren.
Sie treibt vom Hertzen
Verdruß vnd Schmertzen,
Kan Eyfer dämpffen,
Gibt Mut zu kämpffen,
Macht durch die Ohren
Vns neu gebohren.

4. Was hier sich reget
Vnd Athem träget,
Heist David singen.
Er heisset klingen
Vor Gottes Ohren,
Was ie gebohren,
Weil er gereget
Denn Liebe träget.

2. Denck' an GOtt.

1. DEnck an GOtt zu aller zeit,
Vberlege seine Güte
Tag vnd Nacht dir im Gemüte,
Die schon wärt von Ewigkeit.
Er ist vnser Fels in Noth:
Denck' an GOtt!

2. Thustu heimlich was allein,
Oder bringst du dein beginnen
In der Nechsten Augenschein,
Wiltu Lob vnd Ruhm gewinnen,
Vnd entfliehn der Seelen todt,
Denck' an GOtt!

3. Hastu gutten Stand vnd rhu,
Geht dir alles nach behagen,
Schreib' es ihm mit Dancke zu;
Kommt dann Trübsal eingeschlagen,
Treiben Menschen auß dir Spot,
Denck' an GOtt!

4. Fallen Krieg' und Seuchen ein,
Wer an seinen GOtt gedencket,
Kan im Glauben sicher sein.
Wird der Brodt-korb hoch gehencket,
Regnet doch der Himmel Brodt:
Denck' an GOtt!

5. Jüngling, weil dir deine Knie
Noch bey grünen Kräfften blühen,
Sey nicht stoltz, gebrauche Sie,
Schone dich nicht zubemühen;
Aber halt' auch dieß Gebot:
Denck' an GOtt!

6. Weil du schwach wirst, alter Greiß,
Weil dein kaltes Haupt beschneyet,
Weil der matten Glieder eiß
Schon das ende prophecevet,
Weil du wägst das letzte Lot,
Denck' an GOtt!

7 Weil des Herren Augenlied
In die Winckel aller Erden,
In das Hertze selber sieht,
Dem nichts kan verhelet werden,
So verlaß der Erden koth,
Denck' an GOtt!

Martin Rinckart.

Martin Rinckart, oder Rinckhart, geb. in Eilenburg den 23. April 1586, bezog schon in seinem 15. Jahre die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wo er sich seinen Unterhalt durch Unterricht in der Musik erwarb. Nachdem er seit 1610 mehrere Aemter bekleidet hatte, wurde er im J. 1617 Archidiakonus in seiner Vaterstadt, in welcher Stellung er lange Jahre segensreich wirkte und sich namentlich in den traurigen Zeiten, da Eilenburg durch die Pest, dann durch Hungersnoth und endlich durch schwedische Besatzung dem fürchterlichsten Elend Preis gegeben war, große Verdienste um seine Mitbürger erwarb, denen er seinen geistlichen Trost und sein Vermögen reichlich spendete, wofür er jedoch in der Folge nur den bittersten Undank erntete. Er starb den 8. Dec. 1649.

Außer einigen weltlichen Gedichten, die nicht besonders hervorzuheben sind (sie stehen in seinem „Mathematischen Gedenck-rinck", 1644), und dem schon oben (S. 112) erwähnten Drama schrieb Rinckart eine nicht große Zahl von geistlichen Liedern, die ihm zu seiner Zeit großen Ruhm erwarben. Aber gerade diejenigen, für welche ihm seine Zeitgenossen das höchste Lob und selbst Bewunderung spendeten, haben am wenigsten Werth, ja sie sind zum Theil sogar geschmacklos und voll gesuchter Ausdrücke und falscher Bilder. Jetzt sind sie freilich ganz vergessen und nicht mit Unrecht; dagegen haben sich andere Lieder von ihm in den Gesangbüchern erhalten, welche in einfacher und schmuckloser, aber edler Darstellung den frommen Glauben und das innige Gottvertrauen des Dichters aussprechen. Das unten mitgetheilte Lied soll er nach Einigen zum vorläufigen Dankfest wegen des westphälischen Friedens (10. Dec. 1648) verfaßt haben, es scheint dies aber unrichtig, da es in seinem „Jesu Hertzbüchlein", Lpz. 1663, als Tischgebet bezeichnet wird.

Tisch-Gebetlein.

1. NVn dancket alle Gott
Mit Hertzen, Mund und Händen,
Der grosse Dinge thut

An uns und aller Enden,
Der uns von Mutter-Leib
Vnd Kindes-Beinen an
Vnzehlich viel zu gut
Vnd noch ietzund gethan.
2. Der ewig-reiche Gott
Woll uns auff unser Leben
Ein immer-fröhlich Hertz
Vnd edlen Frieden geben,
Vnd uns in seiner Gnad
Erhalten fort und fort,
Vnd uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort.
3. Lob, Ehr und Preiß sey Gott,
Dem Vater und dem Sohne,
Vnd dem, der, beiden gleich,
Im höchsten Himmelsthrone,
Dem ewig-höchsten Gott
Als es anfänglich war *),
Vnd ist und bleiben wird
Jetzund und immerdar.

Andreas Gryphius.

Wenn wir in Flemming unbedingt das größte poetische Talent der Zeit verehren, so tritt uns in Andreas Gryphius das vielseitigste entgegen, da er nicht bloß, wie jener, Lyrisches dichtete, sondern auch größere dramatische Werke schuf, welche seinen Ruhm begründet haben. — Andreas Gryphius, geb. am 11. Oct. 1616 zu Groß-Glogau in Schlesien, hatte eine sehr unglückliche Jugend. Schon im 5. Jahre verlor er seinen Vater, den, wie er selbst in dem Gedicht „In einer tödtlichen Kranckheit“ sagt, ein falscher Freund vergiftet hatte; im J. 1628 starb auch seine Mutter, die sich wieder verheirathet hatte, und so stand er schon im 12. Jahre ganz allein in der Welt, da sein Stiefvater sich, wie es scheint, nicht gut gegen ihn benahm, sondern ihn sogar durch allerlei Ränke um sein väterliches Erbe betrog. Daher verließ er ihn und ging 1631 nach Görlitz, um die dortige Schule zu besuchen; doch trieben ihn die Kriegsunruhen von dort wieder weg, und auch in Glogau, wohin er sich darauf gewendet hatte, konnte er nicht bleiben, da bald nach seiner Ankunft die Stadt in Feuer aufging. Nun brachte ihn sein Stiefvater nach Fraustadt, wo er seine Studien mit Eifer fortsetzte und nicht bloß die klassischen Sprachen, in denen er schon gute Kenntnisse besaß, sondern auch Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch betrieb, so wie er auch durch Umgang Polnisch und Schwedisch erlernte; und da er sich später auf seinen Reisen auch das Holländische, Französische, Italienische und Englische und selbst das Spanische aneignete, so besaß er eine solche Fülle von Sprachkenntnissen, wie wenige seiner Zeitgenossen sich rühmen konnten. Unter diesen Studien fand er noch Muße zu poetischen Versuchen, unter welchen seine Biographen „den Kindermorder Herodem“ mit großem Lob erwähnen, welcher aber verloren zu sein scheint **). Von Fraustadt, wo die Pest zwar nicht seine Studien, aber doch die Schulen unterbrochen hatte, zog er 1634 nach Danzig, wo er das Gymnasium besuchte und zugleich Unterricht ertheilte. Hier gab er auch seinen ebenfalls verloren gegangenen „Erneueten Parnaß“ heraus, dessen Titel vermuthen läßt, daß er schon früher öffentlich aufgetreten war. Nach einem kurzen Aufenthalte bei seinem Stiefvater (1636) erhielt er die Stelle eines Aufsehers bei den Kindern des kais. Pfalzgrafen G. v. Schönborn (bei Freistadt in Schlesien), wo sein Talent und sein Charakter liebevolle Anerkennung fanden, so daß ihn der Herr von Schönborn vermöge des ihm als Pfalzgrafen zustehenden Rechts (I, 590) zum kaiserl. Dichter krönte, zum Magister der Philosophie ernannte und ihm sammt seinen Nachkommen alle Rechte und Freiheiten Adeliggeborner ertheilte, von denen er jedoch nie Gebrauch machte, ob er gleich von einem adeligen Geschlechte abstammte *). Das Glück und die Ruhe, deren er hier genoß, dauerte nicht lange; es brachen Verfolgungen gegen ihn aus, deren Ursache wohl seine den Katholiken verhaßte Religionstreue war, zu welchen aber seine Beschreibung des Brandes von Fraustadt oder eine lateinisch geschriebene Abhandlung „über das Feuer“, welche sogar öffentlich verbrannt worden zu sein scheint, den Anlaß gab. Da um diese Zeit (1637) sein Beschützer starb, sein älterer Bruder Paul, Pfarrer in Freistadt, vertrieben wurde, um einem katholischen Geistlichen Platz zu machen, und er selbst seines Lebens nicht sicher war, verließ er das Vaterland und ging über Danzig nach Leiden, um seine mit Hülfe der Sammlungen seines Gönners eifrig betriebenen Studien fortzusetzen, wozu ihm ein Vermächtniß des vortrefflichen Mannes die Mittel gab. Bald trat er selbst als Lehrer auf und er hielt unter großem Beifall Vorlesungen über die verschiedenartigsten Wissenschaften, über Philosophie, Geschichte, Alterthümer, Mathematik, Physik, Astronomie, ja selbst über Physiognomik und Chiromantik, zuletzt über Anatomie, deren Studium er erst in Leiden begonnen hatte. Auch hier blieb er der Dichtkunst getreu; er ließ 1639 die erste Sammlung seiner Epigramme und Sonette drucken (Amst. Elzevir) und hielt auch Vorträge über die Dichtkunst im Allgemeinen und über die dramatische Poesie insbesondere, wie er denn schon damals an seinen dramatischen Werken arbeitete. Sein Aufenthalt in Leiden blieb jedoch nicht ungetrübt; während dieser Zeit starb sein Bruder Paul und eine geliebte Schwester, und er selbst fiel in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Im J. 1644 nahm ihn ein reicher Pommer, Namens Schlegel, zum Reisegesellschafter an, und er bereiste mit diesem zwei Jahre lang die Niederlande, Frankreich und Italien, verweilte längere Zeit in Paris und in Rom, deren Wunder einen mächtigen Eindruck auf ihn machten. Während seines Aufenthalts in Florenz ließ er drei Bücher Gedichte drucken, die er der Republik Venedig widmete und in feierlicher Audienz dem Dogen überreichte. Auf der Rückreise (1646) hielt er sich ein Jahrlang in Straßburg auf, wo er ganz der Poesie gelebt zu haben scheint. Nach einem längeren Besuch bei seinem Reisegesellschafter Schlegel kehrte er Ende des J. 1647 nach Fraustadt zurück. Bald darauf erhielt er einen Ruf nach Frankfurt an der

*) So das noch erhaltene Autographon; in dem späteren Drucke: „dem dreymal-einen Gott, Als er ursprünglich war.“

**) Das Sonett „An Pœtus“ (6) trägt in allen Ausgaben die Jahrzahl 1627; Gryphius muß es daher schon im 11. J. geschrieben haben. Obgleich der Inhalt entschieden zu widersprechen scheint, ist doch kein Grund vorhanden, an der Angabe zu zweifeln. Verhält es sich aber also, dann ist das Gedicht höchst merkwürdig sowohl wegen des Stoffs, als wegen der Ausführung und der Form.

*) Seine Vorfahren hießen Greif; erst sein Großvater latinisirte den Namen.

Oder, und einen zweiten nach Upsala, aus Liebe zur Heimat lehnte er jedoch beide ab. Seine Verdienste wurden aber endlich auch im Vaterlande anerkannt; er wurde von den Landständen des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndikus gewählt, welches Amt er zur allgemeinen Zufriedenheit bis zu seinem Tode verwaltete. Er starb den 16. Juli 1664, von einem Schlage getroffen, mitten in einer großen Versammlung der Landesältesten. Noch kurz vor seinem Tode war er unter dem Namen „der Unsterbliche" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden.

Bei wenigen, ja vielleicht bei keinem Dichter der Zeit stehen Leben und Schriften in so enger Wechselbeziehung, als bei A. Gryphius, dessen Dichtungen ein vollständiges Bild seines vielbewegten Lebens geben würden, wenn sie chronologisch geordnet und vollständig erhalten wären. Die traurigen Schicksale seiner Jugend, wozu noch das namenlose Unglück seines engeren und weiteren Vaterlandes kam, das er in einem seiner besten Sonette mit eben so viel Tiefe des Gefühls als Kraft der Darstellung geschildert hat (5), haben seinem Gemüth eine trübe, düstere Stimmung gegeben, die er auch später nicht ganz bewältigen konnte, als das Glück ihm endlich zu lächeln begann, wenn auch die finstere Schwermuth allmählich verschwand, die sich in den früheren Jahren seiner bemeistert hatte. Die aus seiner Jugend stammenden Gedichte (und zu diesen gehören die meisten seiner lyrischen Poesien, während er seine dramatischen Dichtungen in der zweiten glücklicheren Hälfte seines Lebens verfaßte) tragen großen Theils das Gepräge dieser Stimmung; sie sind in düsterem Tone gehalten und behandeln beinahe ausschließlich den Gedanken, daß auf der Welt Alles eitel und vergänglich sei, daß im Leben Nichts Bestand habe (4) und daß selbst die größte Herrlichkeit zu Staub und Asche werden müsse (2). Aber wenn er allerdings durch die unabläſſige Wiederholung dieser Gedanken, die er von jeder nur denkbaren Seite und mit Rücksicht auf die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens darstellt, einseitig und selbst eintönig werden mußte, so wurde sein Talent dadurch vor den Abwegen bewahrt, in welche Opitz und dessen unmittelbare Anhänger verfallen waren. Zwar hat er sich, wie die ganze Zeit, formell nach Opitz gebildet, und er lehnt sich unverkennbar in der Behandlung der Sprache und des Verses an jenen an, ob er gleich auch hierin eine große Selbstständigkeit bewahrt und sich Abweichungen von den Opitzischen Gesetzen, ja selbst offenbare Härten erlaubt, wenn er sie nicht vermeiden konnte, ohne der Klarheit oder der Kraft des Gedankens zu schaden. Allein schon daraus ersehen wir, daß es nicht die äußere Kunstvollendung war, nach der er zunächst strebte, wie dies bei Opitz unbedingt der Fall war, und sodann bemerken wir bei dem flüchtigsten Durchlesen seiner Dichtungen, daß er eine ganz andere Ansicht von der Poesie hatte, als die, welche damals allgemein galt. Er wollte nicht zugleich belehren und ergötzen (S. o. S. 243), es findet sich daher in seinen Schriften keine Spur von der didaktischen Richtung, welche wir als den Grundcharakter der Opitzischen Schule haben kennen lernen. Auch erschien ihm die Poesie nicht wie ein äußeres Mittel, das sich jeder mehr oder weniger aneignen könne, um jeden beliebigen, nahe oder fern liegenden Gegenstand in eine kunstgerechte Form zu bringen; seine Dichtungen entstanden aus dem unwiderstehlichen Drange, seinem innern Leben, das ihn so mächtig bewegte, Form und Gestaltung zu geben. Opitz dichtete, weil er wollte, Gryphius dichtete, wie Flemming, weil er mußte. Daher sind seine Dichtungen auch der unmittelbarste und reinste Ausdruck seiner Empfindungen und Gefühle. Es weht uns die vollste Wahrheit aus jedem Worte an, das er sagt; da ist nichts Willkürliches und Erfundenes, es strömt Alles aus der tiefsten Quelle seines Gemüths, und eben deshalb herrscht selbst in den auffallenden Uebertreibungen, in Gedanken, Bildern und Ausdruck, von denen viele seiner Dichtungen angefüllt sind, eine unverkennbare Wahrheit, die uns unwillkürlich besticht, so tief wir auch den Mangel an höherer Schönheit fühlen, während wir uns von den Uebertreibungen der späteren Schlesier mit Widerwillen abwenden, weil sie absichtlich gesucht sind und nicht als Aeußerung der innern übersprudelnden Kraft erscheinen. Sehr häufig sucht Gryphius die Kraft seiner Empfindungen auch durch die Kraft des Ausdruckes darzustellen, und es reden seine Zeitgenossen oder spätern Bewunderer oft von seinen „Donnerworten"; auch hier aber ist Wahrheit und Natur, und selbst die auffallendsten Stellen dieser Art, die übrigens vornämlich in seinen dramatischen Werken zu finden sind, unterscheiden sich hiedurch wesentlich von den Reim- und Wortkünsteleien der Nürnberger und Anderer, die eben nichts sind, als kindisches Spiel. Endlich trennt sich Gryphius von seinen Zeitgenossen darin, daß er, obgleich nach fremden Mustern, den Holländern, Italienern und den römischen Dichtern gebildet, doch seine Selbstständigkeit in hohem Grade bewahrte, wenigstens in seinen lyrischen Poesien, von denen wir hier allein zu sprechen haben. Auch hat er wenig übersetzt, am besten eine Reihe von ältern Kirchenliedern, die ihm vortrefflich gelungen sind.

Bildet auch die Nichtigkeit des Irdischen den Grundton seiner Dichtungen, und führt er uns, um diesen Gedanken zur lebhaftesten Anschauung zu bringen, nicht bloß an das offene Grab, das alle Menschen verschlingt, sondern in die Grüfte selbst, um die grauenvollsten Bilder der Verwesung vor unserm schaudernden Blick zu entfalten, so namentlich in den „Kirchhofs-Gedancken", einem Gedichte, das bei allem Uebermaß der Darstellung von ächt poetischer Auffassung zeugt, so verliert sich seine finstre, schwermüthige Stimmung doch nicht in Trostlosigkeit und Verzweiflung. Hinter dem Grab und dem Tod leuchtet ihm eine schönere Zukunft (7), die ihm die Kraft gibt, die härtesten Prüfungen zu erdulden, ja selbst seine Leiden dichterisch zu gestalten, wie er denn viele schöne Gedichte in seiner Krankheit und mitten unter den Fieberfrösten geschaffen hat. Diese Hoffnung aber beruhte auf dem festesten Gottvertrauen, das er oft in den gefühlvollsten und innigsten Tönen, vielleicht am edelsten und wahrsten in dem schönen Sonett: „Dominus de me cogitat" (8) ausgesprochen hat. Weil aber Gott die Liebe selbst ist, so ist ihm die Liebe überhaupt etwas Göttliches, das daher auch den Tod, das Grab und die Verwesung überdauert, wie er in dem schönen Gedichte „Auf seine Vermählung" (3) mit der Kraft der innigsten Ueberzeugung ausspricht.

Seine meisten Gedichte sind unmittelbar aus seinem Leben hervorgegangen, er hat in ihnen Alles,

was er erfahren und erduldet, sein Glück und Unglück, seine Liebe und seinen Haß niedergelegt, und sie sind daher recht eigentlich Gelegenheitsgedichte, aber freilich in einem ganz andern Sinne, als die der meisten Dichter jener Zeit, denen die gegebene äußere Veranlassung auch äußerlich blieb, während sie bei ihm ein Stück seines innersten Lebens war*). Daher sind auch die wenigen Gedichte, in denen er mehr heitere Lebensverhältnisse darstellt, eben so wahr, als seine übrigen Dichtungen. Uebrigens sind der heitern Gedichte nur sehr wenige, in denen nicht auch der seinen Charakter bezeichnende Ernst durchbricht. Eben deshalb neigt er sich aber auch zur Satyre, wie schon in dem epigrammatischartigen Sonett „An Cleandrum" (9) und mit entschiedenem Hang zu bitterem Spott, ja selbst verletzendem Hohn in einigen andern Sonetten und in zwei Gedichten, die er selbst „Straffschriften" nennt. Diese und einige andere, meistens Gelegenheitsgedichte, sind in Alexandrinern geschrieben, alle übrigen sind entweder in strophischer oder in Sonettenform abgefaßt. Unter den ersteren zeichnen sich die „Thränen über das Leiden des Herrn" durch schlichte Darstellung aus, in der er sich „so vil möglich an die Worte der heiligen Geschichte gebunden", da er darin „nichts als die Andacht gesuchet", und sich daher „bekanter Melodien und der gemeinsten Weise zu reden" beflissen hatte. Diesen einfachen Kirchenstyl bewahrt er auch in einigen andern Liedern; doch war er keineswegs der Meinung derer, „die alle Blumen der Wolredenheit und Schmuck der Dichtkunst aus Gottes Kirche bannen wollten", daher viele seiner Lieder sich im höchsten poetischen Schwunge bewegen. Dies gilt namentlich von denjenigen, welche in der Form pindarischer Oden aus Satz, Gegensatz und Zusatz oder Abgesang, wie er es auch nennt, bestehen (1). Aber auch in den andern bewegt er sich gern in kühnen Bildern, die der Kühnheit seiner Gedanken entsprechen. Seine Sonette sind ebenfalls meist geistlichen Inhalts, das fünfte und sechste Buch, „Sonntags- und Feiertags-Sonette", enthalten nur solche. Diese gehören zu seinen frühesten dichterischen Arbeiten und wahrscheinlich hat er sie während seines Aufenthalts bei dem Herrn von Schönborn, zum Theil vielleicht noch früher, gedichtet (10). Im Ganzen behandelt er das Sonett mit entschiedenem Glück; er hat das Wesen desselben vollständig erfaßt, daher er sich auch mit Vorliebe in dieser schönen Form bewegt und seine Gedanken über Gott, Welt, Menschen, über sich und seine häuslichen Verhältnisse gern darin ausspricht. Sie sind von um so größerer Wirkung, als sie trotz der Beschränkung, welche die Form auferlegt, von wunderbarer Gedankenfülle sind, so daß er hierin an Flemming reicht, ja ihn in einzelnen vielleicht noch übertrifft, während er ihm im Ganzen, wenn auch nicht an poetischer Begabung, doch an künstlerischer Entwickelung nachsteht, da ihm vor Allem, wie schon von Andern bemerkt worden ist, die schöne Mäßigung fehlte, die wir an Flemming, namentlich in dessen späteren Dichtungen, bewundern.

---

*) Gryphius hat übrigens auch, durch die Mode gezwungen, Gelegenheitsgedichte gewöhnlicher Art geschrieben: es sind aber nur wenige derselben von Werth, und es ist den meisten anzusehen, daß ihm die Arbeit widerstrebte oder wenigstens gleichgültig war.

1. Qui seminant in lacrumis.

1. Satz.

WAs seh' ich dort für Schmertzen volle Hauffen,
Wie daß sie so die Brüste schlagen,
Mit überhäufften Thränen klagen,
Vnd ihr verwirrtes Haar ausrauffen?
Was streuen sie für Saamen in die Erden,
Die ihrer Zehren Regen netzt?
Wer mag es seyn, der sie verletzt,
Wie daß sie so kleinmütig werden?

1. Gegensatz.

ACh dise sinds, die, wenn der Frost wird schwinden,
Wenn diser Wetter Sturm vergangen,
Vnd Aecker, Bäum' und Felder prangen,
Mit höchster Lust sich frölich werden finden,
Vnd ohne Trübsal mit einander lachen,
Auch sich an diser Saate Frucht
Nach der betrübten Tage Flucht
Mit scharffgewetzten Sicheln machen.

1. Zusatz.

ITzt gehen sie, sie gehen, Kind und Mann,
Mit blossen Füssen,
Vnd stossen offt an Felß und Disteln an,
Daß man auch flissen
Auff jeden Tritt die Purpur Tropffen siht,
Gleich wie die Ros' aus ihren Dornen bluht.

2. Satz.

DIe Augen sind von Weinen gar verdorben,
Die herbe Flut durchbeist die Wangen,
Das Hertz mit heisser Angst umbfangen,
Ist schir in Bangigkeit erstorben.
Wie wenn ein Schiff sich scheitert an die Klippen,
So hört man, daß ein jeder rufft;
Das Winseln dringt durch Well' und Lufft,
Doch jedes Wort stirbt auff den Lippen.

2. Gegensatz.

SIe werffen weg, sie streuen auff den Acker,
Was sie durch so vil Noth und Sorgen
Erschwitzt, worüber sie der Morgen
Vnd Abendröt' und Mitternacht fand wacker.
Doch seyd getrost! der Schad ist nicht zu achten!
Was itzund nimt, wird wider geben,
Was itzund stirbt, wird wider leben,
Ihr solt nicht ewig also schmachten.

2. Zusatz.

IHr werdet bald, voll mehr denn höchster Lust
Zurücke kommen,
Vnd keiner Noth euch ferner seyn bewust.
Was itzt benommen,
Wird durch der Garben Menge schon ersetzt:
Wol dem, der auff sein Creutz so wird ergetzt!

2. Vanitas! Vanitatum vanitas!

1. DIe Herrlikeit der Erden
Muß Rauch und Aschen werden,
Kein Fels, kein Aertz kan stehn;
Diß, was uns kan ergetzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

2. Was sind doch alle Sachen,
Die uns ein Hertze machen,
Als schlechte Nichtikeit?
Was ist des Menschen Leben,
Der immer umb muß schweben,
Als eine Phantasie der Zeit?

3. Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unsterblich achten,
Ist nur ein falscher Wahn.
So bald der Geist gewichen,
Vnd dieser Mund erblichen,
Fragt keiner, was man hir gethan.

4. Es hilfft kein weises Wissen:
Wir werden hingerissen
Ohn einen Vnterscheid.
Was nützt der Schlösser Menge?
Dem hie die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

5. Diß alles wird zerrinnen,
Was Müh' und Fleiß gewinnen
Vnd saurer Schweiß erwirbt;
Was Menschen hir besitzen,
Kan für dem Tod nicht nützen,
Diß alles stirbt uns, wenn man stirbt.

6. Ist eine Lust, ein Schertzen,
Das nicht ein heimlich Schmertzen
Mit Hertzens-Angst vergällt?
Was ists, womit wir prangen?
Wo wirst du Ehr' erlangen,
Die nicht in Hohn und Schmach verfällt?

7. Was pocht man auff die Throne,
Da keine Macht noch Krone
Kan unvergänglich seyn?
Es mag vom Todten-Reyen
Kein Zepter dich befreyen,
Kein Purpur, Gold, noch edler Stein.

8. Wie eine Rose blühet,
Wenn man die Sonne sihet
Begrüssen dise Welt,
Die, eh der Tag sich neiget,
Eh sich der Abend zeiget,
Verwelckt und unversehns abfält:

9. So wachsen wir auff Erden,
Vnd hoffen, groß zu werden,
Vnd Schmertz- und Sorgen frey;
Doch eh wir zugenommen,
Vnd recht zur Blüte kommen,
Bricht uns des Todes Sturm entzwei.

10. Wir rechnen Jahr auff Jahre:
Indessen wird die Bahre
Vns für die Thür gebracht;
Drauf müssen wir von hinnen
Vnd eh wir uns besinnen,
Der Erden sagen gute Nacht.

11. Weil uns die Lust ergetzet,
Vnd Stärcke freye schätzet,
Vnd Jugend sicher macht,
Hat uns der Tod bestricket,
Die Wollust fort-geschicket,
Vnd Jugend, Stärck vnd Mutt verlacht.

12. Wie vil sind itzt vergangen,
Wie vil liebreicher Wangen
Sind disen Tag erblast,
Die lange Räitung machten,
Vnd nicht einmal bedachten,
Daß ihn ihr Recht so kurtz verfast.

13. Auff, Hertz! wach' und bedencke,
Daß dieser Zeit Geschencke
Den Augenblick nur dein:
Was du zuvor genossen,
Ist als ein Stromm verschossen;
Was künftig, wessen wird es seyn?

14. Verlache Welt und Ehre,
Furcht, Hoffen, Gunst und Lehre,
Vnd fleuch den Herren an,
Der immer König bleibet,
Den keine Zeit vertreibet,
Der einig ewig machen kan.

15. Wol dem, der auff ihn trauet!
Er hat recht fest gebauet,
Und ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort bestehen,
Vnd nimmermehr vergehen,
Weil ihn die Stärcke selbst erhält.

3. Auff seine und seiner Ehegelibten Vermählung.

1. MEine Lib' ist's, die nichts zwinget,
Ob der Erden Abgrund kracht,
Ob durch schwartze Lüffte dringet
Der entbranten Seelen Macht;
Keiner Thaten Wunder-Wercke
Dämpffen treuer Libe Stärcke.

2. Spannt der Tod schon seinen Bogen,
Steckt er Trauer-Fackeln an,
Sie hat ihre Sehn gezogen,
Der nichts widerstehen kan.
Ihre Glut brennt, wenn wir Erden
Vnd zur Handvoll Aschen werden.

3. Wenn die Helle sich erschüttert,
Vnd mit Ach und Folter schreckt,
Vnd der Aengsten Angst sich wüttert,
Wird ihr Eyver mehr entsteckt.
Lib ist nichts, denn Glut und Flammen,
Wie Gott, Licht und Feur zusammen.

4. Last die stoltzen Wellen toben,
Schäumt, ihre Meere, braust und schmeist,
Wenn der strenge Nord von oben
In des Saltzes Täuff einreist,
Wird doch Wind und Wassers kämpffen
Nicht den Brand der Liebe dämpffen.

5. Lib ist, der nichts gleich zu schätzen;
Wenn man alles Gold der Welt
Gleich wolt' auff die Wage setzen,
Lib ist, die den Außschlag hält.
Lib ist trotz der Silber-Hauffen
Nur durch Libe zuerkauffen.

4. Es ist alles Eitel.

DV sihst, wohin du sihst, nur Eitelkeit auff Erden,
Was diser heute baut, reist jener morgen ein;
Wo itzund Städte stehn, wird eine Wisen seyn,
Auff der ein Schäfers-Kind wird spielen mit den Herden.
Was itzund prächtig blüht, sol bald zutretten werden,
Was itzt so pocht und trotzt, ist Morgen Asch und Bein;
Nichts ist, das ewig sey, kein Ertz, kein Marmorstein:
Itzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn;
Sol denn das Spil der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach, was ist alles diß, was wir vor köstlich achten,
Als schlechte Nichtikeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wisen-Blum, die man nicht wider find't?
Noch wil, was Ewig ist, kein einig Mensch betrachten.

5. Thränen des Vaterlandes. (1636.)

WIr sind doch nunmehr gantz, ja mehr denn gantz verheeret!
Der frechen Völcker Schaar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwerdt, die donnernde Carthaun,
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret,
Das Rathauß ligt im Grauß, die Starcken sind zerhaun,
Die Jungfern sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Hertz und Geist durchfähret.
Hir durch die Schantz' und Stadt rinnt allzeit frisches Blut;
Dreymal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.
Doch schweig ich noch von dem, was ärger, als der Tod,
Was grimmer, denn die Pest und Glut und Hungersnoth,
Daß auch der Seelen Schatz so vilen abgezwungen.

6. An Pœtum. (1627.)

DV **Pœtus**, du beginst, die Musen denn zu hassen,
Vnd **Phillis** wird dein Weib, es sey uns lib und leid,
Die **Phillis**, die nichts weiß von Ehr und Redligkeit,
Vnd die sich ohne Mann hat Mutter nennen lassen?
Du Thor, du glaubest noch, daß itzt auf allen Gassen
Ein jeder dir die Braut mißgönn' aus herbem Neid?
Ja wol! der Vogel selbst, der uns die heisse Zeit
Anmeldet, wird dir auch ein Hochzeit Lid verfassen.
Dein Glück ist freylich groß, du nimst für eigen an,
Was **Quintus** hat bezahlt, und doch nicht haben kan:
Lucullus seet, dir bleibt der Acker mit den Früchten.
Stell' alle Sorgen ein, wirff Recht und Bücher hin!
Wenn **Phillis** müssig geht, dann trägt es mehr Gewinn,
Als wenn du gantze Jahr' wilst Zanck und Händel schlichten.

7. Morgen Sonnet.

DJe ewig helle Schaar wil nun ihr Licht verschlissen,
Diane steht erblaßt, die Morgenrötte lacht
Den grauen Himmel an, der sanffte Wind erwacht,
Vnd reitzt das Federvolck, den neuen Tag zu grüssen.
Das Leben diser Welt eilt schon, die Welt zu küssen,
Vnd steckt sein Haupt empor, man siht der Stralen Pracht
Nun blincken auff der See. O dreymal höchste Macht,
Erleuchte den, der sich itzt beugt vor deinen Füssen!
Vertreib die dicke Nacht, die meine Seel umbgibt,
Die SchmertzenFinsternüß, die Hertz und Geist betrübt,
Erquicke mein Gemüt, und stärcke mein Vertrauen!
Gib, daß ich disen Tag in deinem Dienst allein
Zubring; und wenn mein End' und jener Tag bricht ein,
Daß ich dich, meine Sonn, mein Licht, mög ewig schauen!

8. Dominus de me cogitat.

IN meiner ersten Blüt, im Früling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurikeit umbhüllt, mich hat die herbe Macht
Der Seuchen außgezehrt. Ich schmacht in stetter Plage,
Ich theilte meine Zeit in Seufftzer, Noth und Klage;
Die Mittel, die ich offt für feste Pfeiler acht,
Die haben (leider!) all' erzittert und gekracht:
Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.
Doch nein! der treue Gott beut mir noch Aug und Hand,
Sein Hertz ist gegen mir mit Vatertreu entbrand,
Er ists, der iderzeit vor mich, sein Kind, muß sorgen.
Wenn man kein Mittel find, siht man sein Wunderwerck,
Wenn unsre Krafft vergeht, beweißt er seine Stärck,
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

9. An Cleandrum.

DU fragst, wie Bibulus die Zeit zu Rom vertreibe?
Er sucht kein' alte Schrifft, noch Bild, noch Buch, wie du,
Er kümmert sich nicht vil, was man zu Hofe thu,
Er fragt nicht, ob der Bapst Bann oder Ablaß schreibe.
Er acht kein Vatican, da ich voll Wunder bleibe,
Er spricht Gesandten nicht, nicht Cardinälen zu,
Er gönnt Gelehrten wol die hoch-gewündschte Ruh;
Du weißt, daß er sich nicht an Ketzermeister reibe.
Von Kirchen hält er nichts, von Gärten nicht zu vil,
Er lacht, wenn ich die Grufft der Märtrer suchen wil;
Gut ists, daß er sich nicht auff liben hat verlibet.
Kein Schauplatz steht ihm an; kein singen geht ihm ein,
Er schläfft, wenn man dem Volck ein künstlich Feur-Werck gibet:
Was hält ihn denn zu Rom lang auff? Albaner Wein!

10. Uber sein Sontag- und Feyrtags Sonnette.

IN meiner ersten Blüt, ach! unter grimmen Schmertzen,
Bestürtzt durchs scharffe Schwerdt und ungeheuren Brand,
Durch libster Freunde Tod vnd Elend, als das Land,
In dem ich auffging, fil; als toller Feinde Schertzen,
Als Läster Zungen Spott mir rasend drang zu Hertzen,
Schrib ich diß, was du sihst, mit noch zu zarter Hand,
Zwar Kindern als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand.
Tritt, Leser, nicht zu hart, auff Blumen Erstes Mertzen.
Hir donnert, ich bekenn, mein rauer Abas nicht,
Nicht Leo, der die Seel' auff dem Altar außbricht;
Der Märtrer Helden-Muth ist anders wo zu lesen.
Ihr, die ihr nichts mit Lust, als frembde Fehler zehlt,
Bemüht euch ferner nicht! Ich sag' es, was mir fehlt,
Daß meine Kindheit nicht gelehrt, doch fromm gewesen.

Johann Rist.

Johann Rist, geb. am 8. März 1607 zu Pinneberg im Holsteinischen, besuchte die Schulen in Hamburg und Bremen, worauf er, um Theologie zu studiren, die Universität Rinteln, später die in Rostock, Leipzig, Utrecht und Leiden bezog. Da er außer seiner Berufswissenschaft auch noch Mathematik, Chemie und Medicin betrieb und sich in allen diesen Zweigen nicht unbedeutende Kenntnisse erwarb, so kehrte er mit dem Rufe eines großen Gelehrten in sein Vaterland zurück, das ihn auch mit Ehrenbezeigungen aller Art überhäufte, wozu jedoch das Ansehen, dessen er als Dichter sich erfreute, wohl das Meiste beitrug. So wurde er nicht nur Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er „der Rüstige" hieß, und des Pegnitzordens, unter dem Namen „Daphnis aus Cimbrien", er wurde auch zum kaiserlich gekrönten Dichter, ja selbst zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, als welcher er selbst eine große Menge von Dichtern krönte. Doch war seine Eitelkeit noch nicht damit zufrieden, und er stiftete selbst eine poetische Gesellschaft, den „Schwanenorden an der Elbe" (S. o. S. 224), in welchem er sich bald „Daphnis", bald „Palatin" nannte. Er starb in Wedel an der Elbe, in der Nähe von Hamburg, wo er seit 1635 als Prediger gewirkt hatte, am 31. Aug. 1667.

Rist's Ansehen als Dichter war unter seinen Zeitgenossen außerordentlich groß, die ihn als den nordischen Apoll, als den Fürsten aller Poeten, den Gott des deutschen Parnasses, den großen Cimberschwan priesen und ihm überhaupt die übertriebenste Verehrung widmeten. Er selbst gab sich übrigens die größte Mühe, dieses Ansehen durch die verschiedenartigsten Mittel zu vermehren, besonders durch das übertriebenste Selbstlob oder pöbelhafte Angriffe auf seine literarischen Gegner, so wie durch Schmeicheleien aller Art, die er an Fürsten und Vornehme oder an Gelehrte und andere Dichter verschwendete. Doch überlebte ihn sein Ruhm nur kurze Zeit, und mit Recht, denn er hatte ihn keineswegs verdient. Zwar kann man ihm ein gewisses Talent nicht absprechen; er schrieb und reimte mit Leichtigkeit, auch gelang ihm das leichte Lied gar nicht übel und er verstand es besonders gut, sich fremde Gedanken anzueignen, und dieselben in einer gefälligen Form vorzutragen. Aber diese Leichtigkeit war eben sein Verderben, denn er verfiel bald in die allergewöhnlichste, und man kann wohl hinzufügen in die allerelendeste Reimerei, welcher jeder Gegenstand gleichgültig war. Aus den Tausenden von größeren und kleineren Gedichten, die er seit seinen Schuljahren schrieb, denn schon damals entwickelte er große Fruchtbarkeit, ließen sich vielleicht einige Dutzend finden, welche recht wohl neben denen besserer Dichter bestehen möchten; allein wer könnte wohl alle seine Sammlungen, sein „Seelenparadies", seine „himmlischen Lieder", seine „Passions-", „Fest-" und „Katechismusandachten", seine „Seelenlust" und „Musikalische „Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule", seinen „Lustgarten" und „Poetischen Schauplatz", seine „Galathea" und „Florabella" und noch viele andere Gedichtsammlungen um sich vereinigen, und wer möchte, wenn es auch gelänge, ihrer aller habhaft zu werden, sich durch die zahllosen Reimereien hindurcharbeiten, um einige wenige gute Gedichte ausfindig zu machen, welche doch die Mühe keineswegs belohnen würden. Denn selbst diese besseren sind im Ganzen wenig erfreulich, weil sie meistens von einer abschreckenden Länge sind, und die guten Gedanken, die ihnen zum Grunde liegen, auf das Vollständigste verwässern. Dies gilt selbst von seinen geistlichen Liedern, die vorzüglich seinen Ruhm begründet haben, und zu ihrer Zeit, wie Neumeister sagt, bis zum Himmel erhoben wurden. Diese Breite, die es auch unmöglich macht, mehrere Gedichte von ihm mitzutheilen, rührt namentlich daher, daß er es nicht verstand, die Verhältnisse und Zustände in großen Massen und Bildern zusammenzufassen, indem er vielmehr Alles in kleinere Bildchen auflöste, die er, meistens ohne lebendigen Zusammenhang aneinander reihte. Solcher Art ist z. B. sein bekanntes Gedicht „Germania's Klagelied", welches in 15 Strophen weit weniger Inhalt hat, als das Sonett „Thränen des Vaterlandes", in welchem A. Gryphius den nämlichen Gegenstand behandelt. Nicht gerade die schlechtesten, aber doch herzlich matt und prosaisch sind bei aller Geziertheit die vielen „Schäfergedichte", in denen kaum Ein guter Gedanke oder Eine ächt poetische Auffassung zu finden ist. Unter seinen geistlichen Liedern, deren er 658 geschrieben

hat, finden sich mehrere, die allerdings einige gute Stellen haben, und die daher auch in die Gesangbücher aufgenommen worden sind; bei weitem die meisten aber sind, wenn auch fließend und correct geschrieben, nur gereimte Prosa, ohne Innigkeit und ohne Schwung, den er oft durch hochtrabende Phrasen zu ersetzen sucht. Freilich sind viele auf Verhältnisse geschrieben, die ihm ganz entfernt lagen (so dichtete er geistliche Lieder für Soldaten, für Handwerksburschen, für Reisende, sogar Höllen- und Himmelslieder); er hatte aber viel zu wenig schaffendes Talent, als daß er solche ihm fremdartige Verhältnisse hätte beherrschen und poetisch auffassen oder gar gestalten können.

Ein Abendgesang.

1. WErde munter mein Gemühte,
Und ihr Sinne geht herfür,
Daß ihr preiset Gottes Gühte,
Welch' er hat gethan an mir,
Als Er Mich den gantzen Tag
Für so mancher schweren Plag'
Hat erhalten und beschützet,
Daß Mich Satan nicht beschmitzet.

2. Lob und Danck sey dir gesungen,
Vater der Barmhertzigkeit,
Daß Mir ist mein Werck gelungen,
Daß du mich für allem Leid'
Und für Sünden mancher Art
So getreulich hast bewahrt,
Auch die Feind hinweg getrieben,
Daß Ich unbeschädigt blieben.

3. Keine Klugheit kan verstehen
Deine Güt und Wunderthat,
Ja, kein Menschenkind kan sehen,
Was dein Hand erwiesen hat:
Deiner Wohlthat ist zu viel,
Sie hat weder Maaß noch Ziel.
HErr, du hast mich so geführet,
Daß kein Unfall mich berühret.

4. Dieser Tag ist nun vergangen,
Die betrübte Nacht bricht an,
Es ist hin der Sonnen Prangen,
Welch' Uns all' erfreuen kan.
Stehe mir, o Vater, bey,
Daß dein Glantz stets vor mir sey,
Und mein kaltes Hertz erhitze,
Wenn ich gleich im Finstern sitze.

5. HERR, verzeihe mir aus Gnaden
Alle Sünd' und Missethat,
Die mein armes Hertz beladen
Und so gahr vergifftet hat,
Daß auch Satan bös und still
Mich zur Höllen stürtzen wil;
Aber, Herr, du kanst mich retten,
Straffe nicht mein Uebertreten.

6. Bin ich gleich von Dir gewichen,
Stell' ich mich doch wieder ein,
Hat uns doch dein Sohn verglichen
Durch sein Angst und Todes Pein.
Ich verläugne nicht die Schuld;
Aber deine Gnad' und Huld
Ist viel grösser, als die Sünde,
Welch' ich stets in mir befinde.

7. O du Liecht der frommen Seelen,
O du Glantz der Ewigkeit,
Dir wil ich Mich gantz befehlen
Diese Nacht und allezeit.
Bleibe doch, mein GOtt, bey mir,
Weil es nunmehr dunckel schier,
Und ich mich drob sehr betrübe;
Tröste mich mit deiner Liebe!

8. Schütze mich fürs Teufels Netzen,
Für der Macht der Finsterniß,
Die mir manche Nacht zusetzen,
Und erzeigen viel Verdrüß.
Laß mich dich, O wahres Liecht,
Nimmermehr verlieren nicht:
Wenn ich dich nur hab' im Hertzen,
Fühl' ich nicht der Seelen schmertzen.

9. Wenn mein' Augen schon sich schl'essen,
Und ermüdet schlaffen ein,
Muß mein Hertz dennoch geflissen
Und auff dich gerichtet seyn.
Meiner Seele mit Begier
Träume stets, O Gott, von dir,
Daß ich fäst an dir bekleibe,
Und auch schlaffend dein verbleibe.

10. Laß mich diese Nacht empfinden
Eine sanfft und süsse Ruh',
Alles Ubel laß verschwinden,
Dekke mich mit Segen zu:
Leib und Seele, Muht und Bluht,
Weib und Kinder, Haab und Guht,
Freünde, Feind' und Haußgenossen,
Sind in deinen Schutz geschlossen.

11. Ach, bewahre mich für Schrekken,
Schütze mich für Uberfall,
Laß mich Kranckheit nicht aufwekken,
Treibe weg des Krieges Schall;
Wende Feür und Wassersnoht,
Pestilentz und schnellen Tod;
Laß mich nicht in Sünden sterben,
Noch an Leib' und Seel' verderben!

12. O du grosser Gott, erhöre,
Was dein Kind gebeten hat!
Jesu, den ich stets verehre,
Bleibe ja mein Schutz und Raht,
Und mein Hort, du wehrter Geist,
Der du Freünd und Tröster heist,
Höre doch mein sehnlichs Flehen:
Amen, Ja, das sol geschehen!

Zacharias Lundt.

Zacharias Lundt aus Nübel im Herzogthum Schleswig, wo er am 5. April 1608 geboren wurde, besuchte seit 1628 das Gymnasium in Hamburg, später die Universitäten Leipzig, Wittenberg und Königsberg. Er hatte sich anfänglich der Theologie widmen wollen, doch ward er durch historische und philologische Studien derselben entfremdet; auch war er in Wittenberg durch seinen Lehrer Aug. Buchner für die neuerwachte deutsche Dichtkunst gewonnen worden. Nachdem er, von der Universität zurückgekehrt, sechs Jahre als Privatlehrer gewirkt und umsonst auf eine Anstellung gewartet hatte, begleitete er einige Jünglinge auf Reisen, auf welchen er den größten Theil von Deutschland und andere Länder besuchte. Nach seiner Rückkehr ward er 1645 Rector der lateinischen Schule zu Herlof in Seeland, dann Bibliothekar des dänischen Reichsgrafen Seefeld und endlich königl. dänischer Hofsecretär und Vicarius des Stiftes Aarhus, als welcher er den 8. Juni 1667 starb.

Um Lundt als Dichter gerecht zu beurtheilen, braucht man ihn nur neben Rist zu stellen. Beide waren Zeitgenossen und Landsleute, beide hatten ihre Schulbildung vielleicht zu gleicher Zeit und an demselben Gymnasium erhalten, beide hatten sich als Dichter ganz nach Opitz gebildet; aber wie verschieden zeigen sie sich in ihren Dichtungen. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß ein Lied des Einen mehr werth ist, als die sämmtlichen Gedichte des Andern. Bei Lundt ist alles Leben und Wahrheit, man findet keine Spur von der schwerfälligen Breite, die uns in Rist so anwidert. Allerdings hat sich Lundt, wie seine Zeitgenossen beinahe ohne Ausnahme, nach fremden Mustern gebildet, besonders nach den Franzosen und Holländern, und viele seiner Gedichte mögen Uebersetzungen sein; aber sie sind auch als solche von Werth, weil er die Leichtigkeit und geistreiche Beweglichkeit seiner Vorbilder mit entschiedenem Glücke bewahrt. Die Gedanken,

die er behandelt, sind einfach, aber ihnen entspricht auch die einfache, leichte und heitere Darstellung. Heiterkeit ist überhaupt der Grundzug seines dichterischen Charakters, und er weiß auch da anmuthig und geistreich zu scherzen, wo der Gegenstand dem Scherze zu widerstreben scheint, z. B. in dem „Lobe des Höckers". Ein Freund hat seine Geliebte verlassen, weil sie einen Höcker trägt. „O geh wieder in die Schule," ruft er ihm zu, „Lerne noch, was du nicht weißt, Was vollkommen ist und heißt." Vollkommen aber, fährt er fort, ist in der ganzen Welt nur das Runde: Sonne, Mond und Erde, selbst der Regentropfen ist rund; rund sind die Bäume, die Rosen und der Thau; „Selbst der Mensch, die kleine Welt, Ist in runder Art gestellt. — Schau die allerschönsten Weiber! Alles ist an ihnen rund: Runde Wangen, runder Mund, Runde Arm' und runde Leiber, Runde Nas' und rundes Kinn, Runde Köpfe, runder Sinn." — „Nun (schließt er) so geht nach diesem allen Runder Rücken ebnem für; Ja ich weiß, daß selbst auch dir Runde Verse baß gefallen. Rund und wankend ist das Glück, Fest und steif ein runder Rück." Von der nämlichen Heiterkeit erfüllt ist ein Hochzeitsscherz, in welchem er mit gar ernster Miene dem Bräutigam und der Braut die Sorgen aufzählt, die sie im Ehestande erwarten; aber dann plötzlich zur Schilderung der Freuden übergeht, denn, sagt er, wozu hälfe es den Leuten das Herz schwer zu machen, da sie sich doch nicht abwendig machen lassen, was man ihnen auch vorpredigen mag. Viele seiner Lieder, so auch der unten mitgetheilte „Traum" (2) haben eine epische Unterlage, und gewinnen dadurch eine erfreuliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Aber auch selbst wo dies nicht der Fall ist, weiß er der Darstellung eine Bewegung zu geben, von welcher Rist z. B. keine Ahnung hatte.

1. Wie Liebe bindet.

1. FReilich kan vns Liebe binden;
Aber, Schönste, nicht die Hand.
Was hilfft schöne Bänder winden?
Liebe brauchet gar kein Band;
Liebe muß das Hertze fassen,
Liebe muß nicht abelassen.

2. Freilich kan vns Liebe binden,
Aber nicht durch Reim' allein.
Wörter müssen bald verschwinden,
Liebe wil beständig seyn:
Sie darff keine Verse schreiben,
Was sie band, muß doch fest bleiben.

3. Freilich kan vns Liebe binden,
Warumb aber diesen Tag?
Wird man denn mehr keinen finden,
An dem Liebe binden mag?
Liebe wil nicht seyn gebunden,
Bindet selber Tag vnd Stunden.

4. Freilich kan vns Liebe binden,
Lösen aber ist ein Tandt;
Wer mag wol die Kunst erfinden,
Auffzulösen Liebeband?
Liebe bindet gar zu fest,
Das sich nicht leicht lösen läßt.

5. Nun so seyd durch sie gebunden,
Nicht durch Band vnd Wort allein!
Ihr solt alle Tag vnd Stunden
Fort vnd fort gebunden seyn,
Biß ihr werdt die Lust empfinden,
Wie die Liebe pflegt zu binden.

2. Der Trawm.

1. HIlff Gott, was hab ich heint zu Nacht im Trawm gesehen!
Ich sah mein schönstes Lieb vor meinem Bette stehen,
Süß waren ihre Wort', ihr Hertz war voller Ruh,
Ihr' Augen warffen mir viel Liebes-Zeichen zu.

2. Ich weckte mein Gemüht vnd fing fast an zu klagen
Der langen Ewigkeit so vieler schweren Tagen,
Des Lebens ohne Frewd, des Endes ohne Schmertz,
Vnd ihrer stählern Seel' in einem eysern Hertz.

3. Auß meinen Augen kam ein Thränen-Strom geflossen,
Die Seufftzer wolten mir das Hertze schier abstossen;
Ich bate sie vmb Gnad, umb Endschafft meiner Noth,
Jetzt durch die Gegenlieb, dann einen schnellen Todt.

4. Sie schloß ihr Kästlein auff, das Kästlein voller Küsse,
Den Hafen meiner Wündsch', die Fessel meiner Füsse;
Die Lippen regten sich, indem sie also sprach:
„Was sol diß Trawren seyn? was Klag' vnd Vngemach?

5. Sieh', die dich hat verwundt, kan wiederumb verbinden,
Vnd die dir zornig war, solst du jetzt günstig finden!
Sie setzet zwar in Noth, verzuckert doch die Pein,
Sie wechselt Hertz vmb Hertz vnd wil dein eigen seyn!"

6. O Schlaff! O süsser Schlaff! Ich lag in Venus Wiegen;
Doch ach! wie kan das Glück die Träumenden betriegen!
Ich hatt' an ihren Mund den meinen kaum gebracht,
Ach! kurtze Trawmeslust! In dem war ich erwacht.

7. Vnd ob ich gleich versucht, eins wieder ein zu schlaffen,
Vnd durch dergleichen Trawm mir newe Lust zu schaffen,
So war es doch vmbsonst! Ich fandt nicht ohne Pein
Noch meine Frewde falsch, mein Angst noch wahr zu seyn.

3. Vogelfrey.

1. ALs der Vogel, der dem Bogen
Vnd dem Tode ist entflogen,
Da der Vogler auff seim Heerd
Ligt vnd lauret, pfeifft vnd finget,
Biß er sie ins Netze bringet,
Als jhn die Erfahrung lehrt;

2. Schwingt sich in die hohe Lüfften,
Dann durch Wälder, dann durch Klüfften,
Dann auff einen grünen Ast;
Vnd bald vnter sich auff Erden
Andre sieht gefangen werden,
Singt von erst entgangner Last:

3. Also nun ich auch entbunden,
Frey und heyl von Liebeswunden,
Sing vnd sag ich nur von Frewd,
Weis von sorgen, weder zagen,
Weder Seufftzen, weder Klagen,
Weder Furcht vor fernerm Leid.

4. Weg, Cupido, Gallen-Schencker,
Weg, du blinder Hertzen-Hencker,
Nun ich einmal ledig bin,
Nun ich frey von Liebes Bänden,
Solt du mich nicht mehr verblenden,
Noch verleiten meinen Sinn.

5. Wirff frey von dir deine Seile;
Deinen Bogen, deine Pfeile,
Deinen Köcher brich entzwey,
Deine Fackel leg jetzt nieder,
Geh vnd komm mir nimmer wieder:
Ich bin froh, daß ich bin frey.

6. Danck hab alles sawer sehen,
Danck hab alles hönisch schmehen,
Danck hab ihr verhärtes Hertz,
Danck hab alles spöttisch sprechen,
Danck hab alles heimlich stechen,
Daß gemindert ist mein Schmertz.

7. Hette sie mich nicht betrübet,
Vnd mich, wie ich sie, geliebet,
Wer sie nicht so hart gewest,
Hette sie mich flugs verbunden,
Seß ich heut zu dieser Stunden
In der Noth noch eben fest.

Andreas Heinrich Bucholtz.

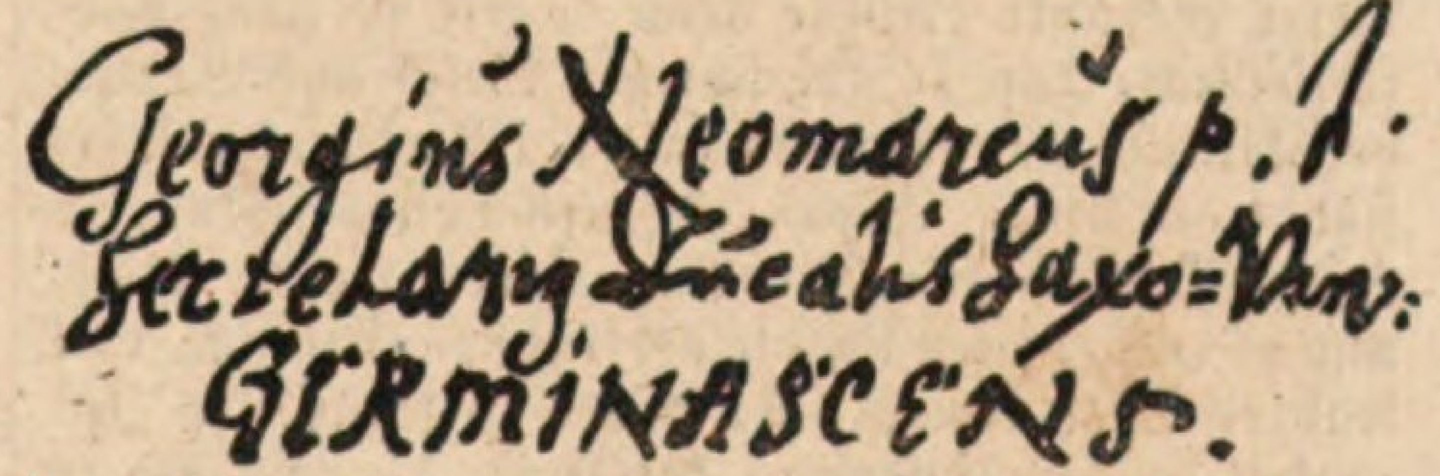
Andreas Heinrich Bucholtz (oder Buchholtz) ist vorzüglich durch seine Romane berühmt geworden, von denen erst später die Rede sein kann, doch muß er auch schon hier, wenn auch nur in ra=

scher Uebersicht, wegen seiner geistlichen Gedichte erwähnt werden. Er wurde am 25. Nov. 1607 zu Schöningen im Herzogthum Braunschweig geboren, bezog 1628 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren, und trat schon im J. 1632 in das praktische Leben. Zuerst verwaltete er das Conrectorat in Hameln, wurde im J. 1637 Rector in Lemgo, von wo ihn aber, wie schon früher von Wittenberg, die Kriegsunruhen vertrieben. Er flüchtete nach Rinteln, und hielt dort Vorlesungen über verschiedene Gegenstände mit solchem Beifall, daß er im J. 1641 zum Professor der Philosophie und Dichtkunst ernannt wurde. Im J. 1663 wurde er zum Superintendenten und Hofprediger nach Braunschweig berufen, wo er am 20. Mai 1671 starb.

Unter seinen zahlreichen geistlichen Gedichten ist zunächst der „Deutsche poetische Psalter Davids" (Rinteln 1640) zu erwähnen, eine gereimte Uebersetzung oder vielmehr breite Umschreibung der Psalmen, in welcher der hohe, feurige Geist der Urschrift bis zur Unkenntlichkeit verwässert ist. Und doch scheint sie zu ihrer Zeit gefallen zu haben, da er sie später als ersten Theil seiner „Geistlichen deutschen Poemata" (Braunschw. 1651) wieder herausgab. Der zweite Theil enthält größere religiöse Gedichte, z. B. eine gereimte Kirchengeschichte. In denselben hat er nach der Vorrede die Erbauung „mit der Erlustigung verbinden" wollen, weshalb er sich zu entschuldigen für nöthig erachtet, „denn", sagt er, „ohne die Einmischungen solcher Verblümungen würde das Werklein seiner gebürlichen Anmuht beraubet werden." Das erste ist zugleich das bedeutendste: „Betrübte und getröstete Sion" in zwei Theilen, in deren erstem „die nohtleidende Kirche Gottes über die langwierige elende Krieges-Last und sehr ärgerliche Glaubens-Spaltung ihre ängstige Klage führet". Die Kirche ist als Braut Christi personificirt; sie beginnt mit der Klage über den ihr geraubten Schmuck, und gedenkt der Zeit, da ihr Bräutigam sie liebkoste, wobei der Dichter die meisten Bilder und Ausdrucksweisen des Hohenlieds benutzt. Damals, jammert die Kirche, war sie von aller Furcht befreit, Niemand wagte, ihr Böses zu thun, da sie mit des Geliebten Hülfe die mächtigsten Feinde besiegte und vor dem Schall ihrer Posaunen selbst Mauern niederstürzten. Nun habe sie aber ihr Geliebter verlassen und sie dem größten Elend Preis gegeben. Ihre Schwester im Osten (die griechische Kirche) sei von den Türken hart bedrängt, und ihr würde es nicht besser gehen, denn die Streitigkeiten unter Katholiken, Lutheranern und Calvinisten öffneten den Feinden den Weg. Diese ganze Stelle ist breit und prosaisch; die darauf folgende Bitte der Kirche an ihren Bräutigam, sich ihrer wieder anzunehmen, ist lebendiger, besonders wenn sie die Schönheit des Geliebten schildert, wobei freilich die Farben wieder dem Hohenliede entnommen sind. Im zweiten Theil hält Gott der Kirche ihre Sünden vor, worauf er sie tröstet und sie seiner Gnade versichert. Derselbe, der noch bedeutungsloser ist, als der erste, ist in Alexandrinern geschrieben, während jener in Strophenform abgefaßt ist. Das Beste, was er gedichtet, ist ein größeres, so viel wir wissen noch nirgends genanntes Gedicht, „Christliche Weinacht-Frewde vnd hertzlicher Friedes-Wunsch" (Rinteln 1643. 4.), in welchem ein Anflug von wahrer Begeisterung nicht zu verkennen ist, die aber freilich nur zu oft von matten und prosaischen Stellen unterbrochen wird. Das Gedicht ist aber auch durch die Form bemerkenswerth, da es in der italienischen Octave geschrieben ist, welche trotz dem Vorgange Dietrichs von dem Werder wenig bearbeitet wurde. — Bucholtz hat auch eigentliche Kirchenlieder gedichtet (sie stehen nebst Reimgebeten in den „Christlichen Hausandachten", Braunschw. 1663), aber auch diese sind von keiner großen Bedeutung, obgleich mehrere in die Gesangbücher übergegangen sind (z. B. Kommt, laßt uns doch anhören Die Vögel durch den Wald). Endlich bemerken wir noch, daß Bucholtz es zuerst versucht hat, die Oden des Horaz in deutsche Reime zu bringen (Rinteln 1659).

Georg Neumark.





Georg Neumark, geb. den 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, besuchte seit 1630 das Gymnasium in Schleusingen, und ging wegen der Kriegsunruhen, die das Leben besonders im mittleren Deutschland unsicher machten und die zum Studiren nöthige Ruhe nicht verstatteten, im Jahr 1642 nach Königsberg, um die Rechtswissenschaft zu studiren, beschäftigte sich aber zugleich mit Musik, zu welcher er großes Talent hatte, und mit der Dichtkunst, wodurch er sich in Königsberg sowohl, als später in Danzig und in Thorn manche Freunde und Gönner erwarb. Besonders fühlte er sich in letzter Stadt, in welcher er die Jahre 1649 und 1650 verlebte, sehr glücklich und er trennte sich nur mit Schmerz von den vielen Lieben, die er dort gefunden, um in sein Vaterland zurückzukehren. Auf der Rückreise gerieth er in Hamburg in die größte Noth, so daß er sogar seine Kniegeige, die ihn auf

allen seinen Wanderungen begleitet hatte, versetzen mußte*). Als jedoch die Noth am höchsten war, kam auch die Rettung; in Folge dringender Empfehlung und glücklich bestandener Prüfung nahm ihn der schwedische Resident, Schering Rosenhan zum Secretär mit 100 Thalern Besoldung. Als Neumark sein geliebtes Instrument wieder einlöste, soll er das schöne Lied, „Wer nur den lieben Gott läßt walten" (3), gedichtet haben, und nachdem er es auch componirt hatte, spielte er es das erste Mal unter Vergießung vieler Thränen. Im Jahr 1651 wendete er sich nach Weimar, wo er theils durch den Einfluß seines mütterlichen Oheims Plathner, welcher dort Hof- und Consistorialrath war, theils in Folge des schon gewonnenen Rufes als Dichter, von dem Herzoge Wilhelm IV., der ein Freund der deutschen Dichtkunst und Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft war, und dem er sich durch Uebersendung einiger poetischen Schriften empfohlen hatte, zum Kanzleiregistrator und Bibliothekar ernannt wurde. Im Jahr 1653 wurde er unter dem Namen des „Sprossenden" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und drei Jahre später erhielt er die Stelle eines „Erzschreinhalters" derselben, als welcher er zur Belebung des Ordens wesentlich beitrug, dessen Geschichte er auch unter fleißiger Benutzung des Archivs beschrieb („Der neusprossende Palmbaum" Nürnberg 1668). Im Jahr 1679 wurde er auch Mitglied des Blumenordens unter dem Namen „Thyrsis II. oder der Obersächsische". Früher schon war er zum herzoglichen Archivsecretär befördert und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt worden. Bald nach dem Tode des letzten Oberhauptes des Palmenordens starb auch (am 8. Juli 1681) Georg Neumark, dessen letzter Erzschreinhalter.

Neumark hat geistliche und weltliche Lieder geschrieben, aber es sind nur die ersteren von Bedeutung, weil nur diese aus der innersten Tiefe seines Gemüths entsprungen sind, während es bei den letzteren unbetheiligt blieb. Er hatte nur für Einen Gedanken Raum: es war dies der Glaube an Gott, an seine Allmacht und seine unerschöpfliche Güte; dieser Gedanke erfüllte seine Seele so ganz ausschließlich, daß er alle übrigen Welt- und Lebensverhältnisse nur mit dem kalten reflectirenden Verstande auffaßte. Wenn er jenen Ton anschlug, so erschlossen sich alle bildenden Kräfte seiner Seele; und es entströmten ihr die herrlichsten Gesänge, voll wahrer Begeisterung, Tiefe des Gefühls und Innigkeit der Empfindung, Gesänge, die uns um so mächtiger ergreifen, als sie sein auch in den schwersten Prüfungen unwandelbares, im Glück und Unglück gleich kräftiges Vertrauen auf Gott in den einfachsten Ausdrücken darstellen.

So trefflich aber seine geistlichen Lieder sind, so bedeutungslos sind seine weltlichen Gedichte, und zwar nicht bloß die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die er zum Lobe des Herzogs, oder bei festlichen Gelegenheiten in der Familie desselben verfaßte, sondern auch diejenigen Lieder, durch welche er die Pegnitzschäfer gewinnen wollte, und auf welche er daher die größte Mühe und seine ganze Kraft verwendete. Alle sind trocken, matt, prosaisch, so daß selbst die reine Sprache und die leichte Darstellung ohne Eindruck bleibt. Hat er auch einmal einen guten Gedanken, so weiß er ihn nicht zu benutzen, oder ihm eine poetische Seite abzugewinnen, so sehr er ihn auch hin- und herwendet. Gewöhnlich fühlt er selbst, daß seine Seele verschlossen bleibt und dann sucht er den Mangel an poetischer Entfaltung durch Anhäufung von Beispielen aus der Geschichte zu ersetzen, oder er nimmt seine Zuflucht zu Reimspielen nach Art der Nürnberger (4).

1. Trostlied.

1. SEy nur getrost und unverzaget,
Wenn Dich, o Israel, mein Kind,
Betrübniß, Angst und Wehmuth plaget,
Wenn Dir der Nördlich Unglükswind
Mit seinem Sturm und starkem Sausen
Wil rasend unter Augen Brausen.

2. Steh als ein Mann, laß dich nicht schrekken,
Halt aus und bleibe fest bestehn,
Laß Dir es keine Furcht erwekken,
Laß dieses Wetter über gehn:
Du wirst sehr grosse Freud' empfinden,
Nach diesen herb- und rauhen Winden.

3. Laß ab von deinen schweren Sorgen,
Ich habe ja mein Angesicht
Nur eine kleine Zeit verborgen,
Und von Dir, Israel, gericht;
Ich wil nur sehn in solchen Fällen,
Wie Du, mein Kind, Dich an wirst stellen.

4. Ich wil ein wenig nur versuchen,
Wie groß doch deine Liebe sey,
Ob Du Mir auch wirst trotzig fluchen,
Und wie beständig deine Treu;
Ich steupe Dich, um zu- zu- sehen,
Wie Du bei deinem Gott wirst stehen.

5. Ich habe Dich bey deinem Nahmen
Geruffen und Mir außerwehlt,
Ich habe Dich und deinen Sahmen
Erlöset und mang Die gezählt,
Die sich gehorsamlich erzeigen;
Denn, Israel, Du bist mein eigen!

6. Geh sicherlich durch Wasserfluhten,
Du wirst gantz unverletzet gehn,
Geh ungescheut durch Feuersgluhten,
Kein Brandmal wird man an Dir sehn,
Denn Ich wil alzeit bei Dir bleiben,
Und allen Unfall von Dir treiben.

7. Kan Ich Dich nun in Diesen schützen,
Was meinstu wol, mein Israel,
Was Ich Dir werde können nützen,
Wenn Dich betreffen andre Fäll'?
Ich bin dein Heyland, dein Erretter,
Drüm fürcht Dich nicht im Unglükswetter!

2. Bußlied.

1. HAlt inn, o grosser Gott, zu strafen,
Wenn sich Dein Zornenfeur entzündt;
Wenn Huld und Gunst bey Dir entschlafen,
So straf doch nicht Dein Sündenkind!
Ach schone meiner, liebster Gott,
Und mache Mich nicht gar zu Spott!

2. Schau, wie Ich bin mit Angst beladen,
Wie Ich mein böses Thun bereu'!
Ach Gott, erbarme Dich aus Gnaden,
Und dänk an Deine Vatertreu'!
Es kan, wenn Du nach Recht wilst gehn,
Kein Mensche nicht vor Dir bestehn.

3. Ich lege mich zu Deinen Füssen;
Ach HErr, verstoße mich doch nicht,
Laß Mich der Vatergunst genießen,
Und geh mit Mir nicht ins Gericht!
Ach nim Mich auf und sieh nicht an
Daß Ich so wieder Dich gethan!

4. Errette Mich aus diesen Nöhten,
Reiß Mich aus dieser Unglükssee,

*) Wahrscheinlich dichtete er damals, um der Verzweiflung zu entgehen, seine schönen Trost- und Bußlieder, „Sey nur getrost und unverzagt" (1), „Halt ein, o grosser Gott" (2) und einige andre, doch könnte er auch mehrere derselben schon vorher verfaßt haben, da er während seines Aufenthaltes in Königsberg mehrfache schwere Prüfungen zu bestehen hatte; unter andern verzehrte ihm eine Feuersbrunst im Jahr 1646 seine ganze Habe „bis auf den letzten Heller".

Die mich gedänket fast zu tödten,
Daß Ich darinn nicht untergeh'!
Im Fall Du nicht wirst bey mir stehn,
So ist es bald mit Mir geschehn.

5 Ich muß es zwar, mein Gott, bekennen,
Daß meine Sünd und Missethat
Die rechte Quelle sey zu nennen
Daß, was mich nun befallen hat,
Und daß mein eigne Schnödigkeit
Mich hat gestürtzt in dieses Leid.

6. Drüm will Ich gerne stille halten,
Und leiden alles mit Gedult;
Laß aber über mich auch walten,
Mein liebster Vater, Deine Huld,
Und mach es endlichen also,
Daß Ich auch wieder werde froh!

3. Trostlied.

1. WEr nur den lieben GOtt läst walten,
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird Ihn wunderlich erhalten,
In aller Noht und Traurigkeit:
Wer GOtt dem Allerhöchsten traut
Der hat auf keinen Sand gebaut.

2. Was helfen uns die schwere Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseuftzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreutz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig stille,
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers GOttes Gnadenwille,
Wie sein Allwissenheit es fügt;
GOtt, der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weis auch sehr wohl, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechte Freudenstunden,
Er weis wohl, wenn es nützlich sey;
Wenn ER uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heucheley,
So kömmt GOtt, eh wir uns versehn,
Und lesset uns viel Guts geschehn.

5. Denk nicht in Deiner Drangsalshitze,
Daß Du von GOtt verlassen seyst,
Und daß GOtt dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glükke speist:
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

6. Es sind ja GOtt sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich:
GOtt ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürtzen kan.

7. Sing, bet, und geh auf GOttes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird Er bey Dir werden neu:
Denn Welcher seine Zuversicht
Auf GOtt setzt, den verläst er nicht!

4. Kettenreime.

Grosser GOTT

Streue	deinen göldnen	Regen	auf dieß Paar und Sie er-	freue,
Schaue	Sie in vollem	Segen	und mit Nectar Sie be	thaue,
Blikke	Deiner Gütig	keit	wollen Sie in gutem	Glükke
Sehen	lange Jahr und	Zeit	als den grauen Nestor	stehen:
Fernen	soll sich alles	Trübe	von den ädlen Fürsten	sternen,
Leiden,	Haß und Zwist der	Liebe	soll sich weit von Ihnen	scheiden:
Kertzen	der getreuen	Gunst	blinket stets in ihren	Hertzen,
Leget	täglich zu der	Brunst,	was da keusche Flammen	heget,
Sachsen	wolle durch die	Beide	als ein grüner Palmbaum	wachsen,
Dessen	Zweige voller	Freude	an der Mehrung uner	messen,
Sprossen,	grünen alle	Jahr	von dem Himmel wohl be	gossen:
Amen	spricht all Hürten	schaar	in des Allerhöchsten	Nahmen.

Georg Philipp Harsdörffer.

Einer der Stifter des Pegnesischen Blumenordens, ist Georg Philipp Harsdörffer auch bei weitem der talentvollste unter den Pegnitzschäfern, und er würde, wenn er sich nicht der affektirten Richtung, welche jenen Orden bezeichnet, allzusehr hingegeben hätte, ohne Zweifel eine weitaus bedeutendere Stellung in der Geschichte unserer Literatur einnehmen, als ihm jetzt zugewiesen werden kann. Harsdörffer, den 1. Nov. 1607 in Nürnberg geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, so daß er schon in seinem 16. Jahre die Hochschule in Altdorf beziehen konnte, welche er 1626 mit der in Straßburg vertauschte. Neben dem Studium der Rechtswissenschaft betrieb er Philosophie, Mathematik, Geschichte, alte und neue Sprachen mit solchem Erfolg, daß er von seinen großen Reisen, durch Frankreich, Holland, Deutschland und Italien den größten Nutzen zog. Er sammelte auf denselben nicht allein mannigfaltige Lebenserfahrungen, er bereicherte auch seine Kenntnisse in so reichem Maße, daß seine Gelehrsamkeit allgemeine Bewunderung erregte. Auch in seiner Heimat, in welche er im Jahr 1631 zurückgekehrt war, wurde seine vielseitige Tüchtigkeit bald anerkannt, und da er zudem aus einem der ältesten Patriziergeschlechter stammte, gelangte er bald zu den höchsten Staatsstellen; nachdem er längere Zeit Mitglied des Stadtgerichts gewesen, wurde er im Jahr 1655 einstimmig in den Hohen Rath gewählt. Noch schmeichelhafter waren die Huldigungen, die ihm aus den übrigen Theilen Deutschlands zuströmten; wir erwähnen bloß, daß er im Jahr 1642 unter dem Namen des „Spielenden" (welchen er seinen „Frauenzimmer-Gesprächspielen" verdankte) in den Palmenorden und 1644 in die Deutschgesinnte Genossenschaft, in welcher er der „Kunstspielende" hieß, aufgenommen wurde. In dem von ihm mitgestifteten Blumenorden (1644) führte er den Namen „Strephon". So thätig er in der Verwaltung seiner Aemter war, so fand er doch noch Muße zu zahlreichen gelehrten Arbeiten, die zu ihrer Zeit große Anerkennung fanden, aber doch keinen bleibenden Werth hatten, so daß sie jetzt kaum mehr genannt werden; eben so thätig war er als Dichter, so daß der Geschichtschreiber des Blumenordens nicht weniger als 36 Schriften in mehr als 50 Bänden von ihm über die verschiedenartigsten Gegenstände in deutscher und lateinischer Sprache aufzuführen weiß. Es ist daher glaublich, was Birken von ihm berichtet, daß er nämlich mit gleicher Leichtigkeit in deutscher und lateinischer Sprache schrieb, und seine Schriften, wie sie ihm aus der Feder auf das Papier geflossen, zum Druck übergeben habe. So lebte Harsdörffer, glücklich durch seine Thätigkeit, die Achtung seiner Mitbürger und die Liebe der Seinigen in den angenehmsten Verhältnissen, bis ihn der Tod am 22. Sept. 1659 abrief.

Wie die Gesellschaft der Pegnitzschäfer von Hars-



dörffer in Verbindung mit seinem Freunde Klaj gegründet worden ist, so haben ihr auch beide den Charakter aufgedrückt, den sie so lange bewahrte, als sie nach Außen wirkte. Wahrscheinlich wurde Harsdörffer während seines Aufenthaltes in Italien für die Richtung gewonnen, der er später in Deutschland so weit verbreiteten Eingang verschaffte; jedenfalls wurde Marino schon früh sein Vorbild, und das erste Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, war die Uebersetzung der „Dianea“ des Italieners Loredano. Ob er gleich aber jedenfalls wesentlich dazu beitrug, die oben (S. 223) näher bezeichnete Richtung zur Geltung zu bringen, so verirrte er sich nicht so tief in die Abwege, in welche die andern Pegnitzschäfer geriethen, wovor ihn sein im Ganzen gesunder und praktischer Sinn bewahrte. Er ist zwar auch der Ansicht, daß die wahre Poesie nur im Schäferleben zu finden sei, weil sich der Mensch nur in diesem Zustande frei und natürlich entwickeln könne, er ist daher bei der Gründung des Blumenordens thätig, weil er der Hoffnung lebt, es könne in demselben die verschwundene Schäferwelt bis auf einen gewissen Grad wieder hervorgezaubert werden, aber er verfaßte doch keine eigentlichen Schäfergedichte, wie Klaj, Birken und Helvig; denn obgleich das „Pegnesische Schäfergedicht“ seinen Namen mitführt, so ist dasselbe doch eigentlich von Klaj geschrieben, und Harsdörffer hat wohl nur einen untergeordneten Antheil daran gehabt. Er liebt die Bilder und Gleichnisse, und ist ganz entschieden der Ansicht, daß die Poesie malen müsse, aber er bleibt auch hierin gewöhnlich in den Schranken des Möglichen, welche von den übrigen Pegnitzschäfern stets überschritten wurden. So liebt er, Sinnbilder poetisch zu erklären, aber diese Erklärungen können auch ohne das beigefügte Bild verstanden werden, und von der Spielerei mit Reimbildern hält er sich im Ganzen fern, oder macht nur solche, in Verbindung mit seinen Freunden, oder als Beispiele der Reim- und Strophengebäude, welche bei den Pegnitzschäfern so beliebt waren (s. o. S. 231) z. B. in der unten mitgetheilten „Abbildung eines Reichsapfels“ (7). Doch ist er von der Spielerei seiner Zunftgenossen keineswegs ganz frei, und es finden sich dergleichen z. B. in den „Andachtgemählen“, in welchen er z. B. statt des Wortes, welches irgend einen äußern Gegenstand bezeichnen soll, die Zeichnung desselben einfügt, also sogenannte Rebus macht. Ebenso finden sich in manchen Gedichten die bei den Pegnitzschäfern häufigen Spielereien mit Binnenreimen oder mit solchen Wörtern, welche die Stimme der Vögel oder anderer Thiere, ja selbst den Klang, welche leblose Dinge bei ihrer Bewegung hervorbringen, nachahmen sollen; doch ist er auch hierin im Ganzen viel mäßiger, als seine Freunde (6), obgleich er eigentlich die Veranlassung zu dieser geschmacklosen und bis zur Widersinnigkeit ausgearteten Wortmalerei war.

Seine lyrischen Gedichte stehen meistens in verschiedenen Schriften, den „Gesprächspielen“, dem „Nathan und Jothan“ u. a., so wie in den Werken anderer Pegnitzer zerstreut, in dem schon erwähnten „Pegnesischen Schäfergedicht“ und in der „Nymphe Noris“ von Hellwig, wenn wohl auch nicht alle, welche unter seinem Namen angeführt sind, wirklich von ihm herrühren. Eine größere Zahl von geistlichen Liedern findet sich in Dilherr's „Weg zur Seligkeit“ (Nürnb. 1662). Diese und seine anderen geistlichen Lieder sind von wahrem Gefühl durchdrungen und haben meistentheils eine würdige Haltung. Wir haben aus denselben das „Andachts-Lied“ (3) mitgetheilt, welches wohl eine Nachbildung des uns bekannten ähnlichen und jedenfalls älteren Gedichts von Titz zu sein scheint (s. o. S. 267), dasselbe aber weder an Innigkeit, noch an Lieblichkeit der Darstellung erreicht. Auch unter seinen weltlichen Liedern finden sich viele, welche, ohne gerade besonders ausgezeichnet werden zu können, doch Anerkennung verdienen; denn wenn er auch kein großes Dichtertalent hatte, so fehlte es ihm doch nicht an sinnreichen Gedanken, die er durch eine leichte, zierliche, öfters sogar wohllautende Darstellung zu beleben wußte. Am besten gerathen ihm die Lieder, in denen er die Natur schildert und preist; er erscheint darin oft recht gemüthlich, besonders wenn er fromme Betrachtungen anknüpft, die, ohne tief zu sein, doch ächtes Gefühl verrathen. Es muß endlich herausgehoben werden, daß er in allen seinen Schriften, und so auch in seinen Gedichten als durchaus rein und sittlich erscheint, und in dieser Beziehung seinen italienischen Vorbildern durchaus keinen Einfluß gestattet hat.

1. Lehrgedicht.

1. In den grünlich halben Matten,
unter einer Eiche Schatten,
hat ein freyer Wandersmann
seine Laute hingeleget,
weil er von dem Schlaf erreget,
Mund und Augen zugethan.

2. Auf nechst beigelegnen Auen
weidet' in dem kühlen Tauen,
ein darob erstaunter Knab:
Als er nun nichts mehr vernommen,
ließ er dort den Hirtenstab,
und ist näher hingekommen.

3. Er kniet bei der Laute nider,
die zuvor so holde Lieder

und den wunderreinen Klang,
diesen Knaben zu bethören,
durch den strengen Seidenstrang,
in den Lüfften lassen hören.

4. Er wolt dem Gehör nicht trauen,
und mit seinen Augen schauen,
wie des stummen Holtzes Stern
könte sonder Sinn und Leben,
(wolt er selbsten sehen gern)
So beliebte Stimme geben?

5. Als er nun nicht mögen sehen,
und nicht wust, wie es geschehen,
rühret er die Seiden an:
bald die Laute murmelnd klagte,
und das, was der Knab gethan,
ihrem rechten Herren sagte.

6. „Sind nicht in des Holtzes Krümmen
aller Vögel zarte Stimmen,
die ich hier noch nicht geschaut,
aber mit dem Ohr vernommen,
daß der wundersüße Laut
ist aus diesem Holtz gekommen?

7. Wie kan aus des Bauches Klufften
etwas tönen in den Lufften?
Sag mir, lieber Wandersmann,
Sag mir, wie doch mag geschehen,
das ich hab gehöret an,
was ich doch nicht mögen sehen?"

8. „Knab, du must den Ohren trauen,
was du hörst, komt nicht zu schauen:
Dich vergnüge das Gehör.
Man muß seinen Sinn betauben,
und der Gnadenreichen Lehr,
in des höchsten Worte glauben."

2. Weinlied.

1. Nach der Blumenschnellen Flucht,
prangt die röthlich-gelbe Frucht
und der Laub-begrünte Reben,
schenkt den Freudenbecher ein,
Ach! es ist der Menschen Leben
Weh und Weinen, ohne Wein.

2. In dem kalten Norden Land
ist berühmt das Rauhgewand:
Füchse, Matter, Bärenhäute,
Zobel, Luchs und Reihenthier,
hitzen selbe rauhe Leute,
wie der Wein uns wärmet hier.

3. In dem heissen Süden Land
bringt der Sonnenstralen Brand,
Viel Pomrantzen, Oehl, Granaten,
Pfeben und Salat herfür,
sie zu kühlen, wann sie braten;
uns beliebt der Wein allhier.

4. Von der Donau bis an Rhein
träget jeder Hügel Wein,
und viel Eichen, zu befassen
solchen süssen Keltersaft:
Wer wil dann die Teutschen hassen,
wann sie lieben diese Kraft?

5. Seht, wir folgen der Natur,
und betreten ihre Spuhr,
wann wir unsre kalte Mägen,
nach der sauren Arbeit-Zeit,
hitzen mit dem Wintzer Segen,
in beschrenkter Frölichkeit.

3. Andachts-Lied.

1. WAnn dein Hertz will mit süssem Klang
beginnen GOttes Lobgesang,
so lerne, wie du kannst allein
der Singer, Buch und Tempel seyn.

2. Es muß dein Sinn und Geist beysamm
sich schwingen gleich der Feuerflamm,
und diesen Singer ohne Mund
erhöret GOtt dieselbe Stund.

3. Ist nun dein Hertz, wie sichs gebührt,
mit waarer Andacht ausgeziert,
so lernet dich dein eigen Buch
entfliehen aller Sünden-Fluch.

4. Es soll dein Leib sich waschen rein
und deine Hand voll Unschuld seyn,
dann dieses bald verfallne Haus
ersieht ihm GOtt zum Tempel aus.

5. Hast du dich nun die Sabbathszeit
nach dieser Lehre zubereit,
so kanst du selbsten dir allein
der Singer, Buch und Tempel seyn.

4. Gleichnisse.

1. Schön ist der Sonnen Glantz,
dessen Gold wir täglich schauen,
das ob unsern fetten Auen
bildet einen Stralen-Krantz;
aber doch muß schöner seyn
jener Himels-Freudenschein.

2. Hell ist dieses Himmels-Heer,
diesen Mond und Silber-Sterne
schauet unser Aug von ferne
und ertheilen solche Lehr,
daß viel heller werde seyn
seines Himmels Freudenschein.

3. Rein ist der Krystallenbach,
lispelnd lieblich in den Gründen
und kann schlanke Wege finden,
sich verfolgend nach und nach:
doch wird nach Verlauff der Zeit
einer seyn der Frommen Freud.

4. Das Smaragdengrüne Feld,
mit der Blumen Zier versetzet,
unser Hertz und Aug ergetzet,
und gleicht der erneuten Welt;
doch ist grösser jene Freud
in der Seelen Ewigkeit!

5. Die Immen.

1. EIn Liedlein will ich singen
von Hönig-Vögelein,
die hin und her sich schwingen,
wo bunte Blumen seyn,
das Völklein in dem Grünen,
des Zeitlers Nutz und Freud':
Ich singe von den Bienen,
dem Bild der Christenheit.

2. Der Winter hält gefangen
das zarte Jungfer-Volk,
bis daß der Schnee vergangen,
Frost, Schauer, Nebel, Wolk;
und wann die Westen stimmen
nach linder Lentzen-Art,
so machen sich die Immen
auf ihre Blumen-Fahrt.

3. Sie ziehen mit der Trummel,
der Stachel weist das Schwert;
Ihr Brummel und Gehummel
hat niemand nicht gefährt.
Sie nehmen sonder Morden
Den zarten Blumen-Raub,
und ihre Beut' ist worden
der Baum- und Blüten-Laub.

4. Wie sie die Wachsburg bauen
vom guldnen Pergament,
kan niemand nicht beschauen,
Ja keines Künstlers Händ
hat man so sehr verwundert:
Die Zimmer alle gleich;
sechseckigt wird gesondert
Das Hönig-Königreich.

5. Man sieht sie friedlich leben
ohn Eigennutz und Streit,
in steter Mühe schweben
zu Lentz- und Winters-Zeit.
Sie pflegen einzutragen
der Blumen Safft und Tau,
und führen mit Behagen
gesammt den Zuckerbau.

6. Im Sommer, wann die Sonne
Im warmen Zeichen steht,
Da sihet man mit Wonne,
wie daß der Schwarm entgeht.
Man schläget auff dem Becken
ting — tang — ting — tang — ting — tang;
Ting — tang soll sie erschrecken
und treiben sonder Zwang.

7. So sollen alle Christen
Das Hönig waarer Lieb'
ohn Haß und Neid gelüsten
aus freyem Herzenstrieb,
die Freundschaft distilliren
der Zuckersüßen Treu,
und die Gnad ob sich führen,
die alle Morgen neu.

6. Das Vogel-Gesang.

1. Flüchtige Vögel grüsset den Morgen!
Wecket der Menschen tägliche Sorgen!
Singet und klinget dem Höchsten ein Lied,
welcher uns gibet Segen und Fried.
Danket dem HERREN, lobet ihn alle,
stimmet mit gleich erhabenem Schalle;
Echo der Thäler gegen euch halle!

2. Nachtigal führe der Vögelein Reyen!
Töne, wann andre freyen im Majen!
Lispele, wispel, Reiter zum Pferd,
klage mit Schlagen, mache dich werth!
Lasse das zarte Stimmelein steigen:
Orgel und Pfeifen, Lauten und Geigen
müssen verstummend gegen dir schweigen.

3. Schwalben, die swirren, Finken, die binken,
Zeißlein und Henffling pfeiffen den Zinken,
Amsel und Nüstler halten mit ein;
keiner, der will der Letztere seyn.
Spielet dem HERREN, danket, psalliret!
jedes Geschöpf die Gnade verspüret,
welche die schönen Zeiten bezieret.

4. Flügende Psalter, machet euch weichen,
Wolken und Lufft mit Fittigen streichen,
Schwinge dich höher, liebliche Lerch,
zehle der Hirten fruchtende Pferch,
krauffel die Stimme, führe die Terzen;
andre Register weisen das Scherzen,
dieses behagt den traurigen Herzen.

5. Aber wir Menschen pflegen zu nehmen
mancherley Gab ohne Danken und Schämen,
Keiner fast GOttes Güte betracht,
was er empfäht für Schuldigkeit acht.
Lasset uns die Vögelein lehren,
welche deß Schöpfers Lobe vermehren,
ihren GOtt danken, preisen und ehren.

7. (Abbildung eines Reichsapfels.)

O
wie süß
aber süß
seyn des Friedes Flüß'!
jeder sie erküß!
Krieges - Flut
kränket Muth
alls verhört,
alls zerstört.
Teutsche Reich
Ist nicht gleich
ihm itzt mehr
Gott erhör'!
und bescher
uns den Friedenglantz,
uns nicht gar verheere gantz!
Deiner Gnaden Aug über uns auf wache,
uns die treue Lieb' und Eintracht belache,
darmit auf dem Plan dieses runden Weltgebäu,
Ach, dein Lob erschall', und sich deine Kirch erfreu!
Mächtig ist dein Wort, kräftig deine Stimm,
leg des Feindes Haff, steure seinen Grimm!
Grosser Zebaoth, unsre Bitt' gewer',
auff dz wachß und sich vermehr
biß dein Eigenthum,
Dir zu Preiß und Ruhm.

Sigmund von Birken.



Das zweite Oberhaupt des Blumenordens, Sigmund von Birken (eigentlich Betulius) wurde am 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger geboren, erhielt aber seine Erziehung in Nürnberg, wo sein Vater eine Anstellung als Diakonus gefunden hatte, nachdem er aus seinem Vaterlande der Religion wegen hatte flüchten müssen. Im Jahr 1643 bezog Birken die Universität Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, neben welcher er die Philosophie und Redekunst ernstlich betrieb. Doch mußte er schon nach zwei Jahren wieder nach Nürnberg zurückkehren, weil sein Vater die Mittel zu seinem weiteren Aufenthalte nicht mehr geben konnte. Er gewann bald die Freundschaft und Anerkennung der beiden Stifter des Blumenordens, in welchen er 1645 unter dem Namen „Floridan" aufgenommen wurde; allein, da er in Nürnberg keinen ihm entsprechenden Wirkungskreis finden konnte, nahm er einen Ruf des Herzogs August in Wolfenbüttel an, der ihm, nebst Schottel, die Erziehung seiner zwei jüngern Söhne anvertraute, deren einer der als Romanendichter bekannte Herzog Anton Ulrich war. Da das Hofleben ihm nicht zusagte, gab er seine Entlassung ein, die ihm der Herzog nur ungern ertheilte. Nach längeren Reisen im Norden von Deutschland kehrte er Ende des Jahres 1648 nach Nürnberg zurück, wo er sich durch Unterricht, besonders der adeligen Jugend, die nöthigen Unterhaltungsmittel erwarb. Da gerade dazumal in Nürnberg eine Reichsversammlung tagte, so ergriff er die Gelegenheit, sich mit den bedeutendsten und einflußreichsten Männern bekannt zu machen, und da man zudem durch eine deutsche Rede über den Krieg und Frieden, welche er im Jahr 1649 vor einer großen Versammlung gehalten hatte, auf ihn aufmerksam gemacht worden war, erhielt er im Jahr 1650 bei dem großen „Fried- und Freuden-Mahl" den Auftrag, dasselbe durch ein Schauspiel zu verherrlichen. In Folge davon wurde er in den Adelstand erhoben und zugleich zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, bei welcher Gelegenheit er seinen Namen Betulius mit dem deutschen Birken vertauschte. Später wurde er auch zum kaiserlichen Dichter gekrönt, unter dem Namen des „Erwachsenen" in die Fruchtbringende Gesellschaft und unter dem des „Riechenden" in die Deutschgesinnte Genossenschaft

aufgenommen; im Jahr 1662 erwählte ihn der Blumenorden zu seinem Vorsteher und 1679 wurde ihm endlich die Auszeichnung zu Theil, zum Mitglied des Venetianischen gelehrten Ordens de' Ricovrati ernannt zu werden. In der Heimat, wie im Auslande geehrt, starb er am 12. Juni 1681.

Die vielfältigen Ehren- und Gnadenbezeigungen, mit welchen Birken überhäuft wurde, hatte er freilich nicht bloß, ja vielleicht nur zum geringern Theil seiner Begabung, sondern auch seiner Gewandtheit zu verdanken, den Großen mit Anstand zu schmeicheln, deren Verherrlichung er auch sein Talent vorzugsweise widmete, daher seine zahlreichen Schriften meistens Gelegenheitsarbeiten sind. Seine lyrischen Gedichte, welche zum größten Theil in seine Schäfereien und Schauspiele eingewebt sind, zeichnen sich vorzüglich durch die unverkennbare Sucht aus, neu und seltsam zu erscheinen, welche ihn nicht bloß verleitet, nach den ungewöhnlichsten Ausdrücken und Wendungen zu haschen, sondern auch die auffallendsten Formen der Darstellung zu wählen und in diesen die größte Mannigfaltigkeit zu offenbaren, wobei Schönheit und Geschmack auch nicht im Entferntesten in Berücksichtigung kam. So finden wir im „Teutschen Kriegs Ab- und Friedens-Einzug" Strophen mit Zeilen von 16 und 5 Sylben, sapphische Strophen in Anapästen, Gedichte in der Alamodischen Mischsprache, und Lieder mit nachhallendem Echo (1); in andern Schriften wieder andere Formen. Andere Spielereien nicht zu erwähnen, häuft er gerne klangnachahmende Wörter, wodurch seine Dichtungen oft ganz abschreckend werden, da es ihm so gut gelingt, die Sprache der Thiere nachzubilden, daß seine Verse den menschlichen Organen nicht mehr zugänglich sind. Man vergleiche nur z. B. das der „Fortsetzung der Pegnitz-Schäferei" entnommene Gedicht, das unter der Form eines Wechselgesangs zwischen ihm und Klaj die abenteuerlichsten Nachahmungen von Thierstimmen und andern Naturlauten*) anhäuft (2). Wenn es Harsdörffern bei allen seinen Irrthümern mit der Poesie und der Ausbildung der Muttersprache ohne Zweifel Ernst war, so suchte Birken in seinen Dichtungen nur eine Gelegenheit zu glänzen, und sollte es auch durch die widersinnigsten Mittel geschehen; von Poesie ist daher in seinen meisten Gedichten keine Spur zu finden, seine Phantasie artet in Phantasterei aus und nur in seinen einfacher gehaltenen geistlichen Gedichten ist noch wahres Gefühl zu erkennen**).

1. (Der Schäfer und das Echo.)

Edle Nymfe, die ich ehre,
Echo, mach, daß ich dich höre! E. ich höre.

Weist du auch, der so gar greulich,
von dem Teutschen Krieg? sag treulich! E. Freylich.

Soll denn nicht einmal auf Erden
ein End an dem Elend werden? E. entwerden.

Ach, solt ich den Tag bald sehen!
Sag! ach wär es schon geschehen! E. geschehen.

Sollen denn die Waffen rosten?
Wer gibt uns den Feind zu kosten? E. Osten.

Ost und Süd sind nicht alleine;
gibt es dann aus Norden keine? E. Eine.

Wer hat dann gestillt ihr Toben?
Wer ist er? daß wir ihn loben. E. Oben.

Aber ist auch was so süsses,
solche Zeitung was gewisses? E. wiß es!

Wer ist, dem ich mich verpflichte,
der mich auch hiervon berichte? E. Gerüchte.

2. Frülings-Willkomm.

(Wechselgesang zwischen Floridan und Klajus.)

Flor. ES fünken und flinken und blinken
Kl. Buntblümichte Auen;
Es schimmert und wimmert und glimmert
Fl. Frü-perlenes Tauen.
Es zittern und flittern und splittern
Kl. Frischläubichte Aeste;
Es säuseln und bräuseln und kräuseln
Fl. Windfriedige Bläste.
Es singen und klingen und ringen
Kl. Feld-schlürffende Pfeifen;
Den Mayen am Reyen Schalmeyen
Fl. Der Hirten verschweiffen.
Es bellen und gellen und schellen
Kl. Die Rüden und Heerden;
Es stralet und pralet, bemahlet
Fl. Das Stikkwerk der Erden.
Die Schatten und Matten begatten
Kl. Ein völliges Lachen;
Das Rieseln und Blüseln und Kieseln
Fl. Bekleidet die Brachen.
Es lallet vnd wallet und schwallet
Kl. Am gläsernen Strande;
Es strudeln und brudeln und wudeln
Fl. Die Wellen zu Rande.
Es lispeln und wispeln und fischpeln
Kl. Krystallinne Brünnen,
Vnd spritzen und schwitzen und nützen
Fl. Mit kräußlichtem Rinnen.
Es streichen und schleichen in Teichen
Kl. Die schuppichten Fische.
Vnd krümmeln und schwimmeln und wimmen
Fl. Mit Hauffen zu Tische.
Es witzschern und zitzschern und zwitzschern
Kl. Die hupfenden Büsche;
Es rauschet und lauschet und zauschet
Fl. Ihr holdes Gezische.
Es dirdirlir, dirdirlir, dirdirlir,
Kl. lieret die Lerche;
Es klappern und bappern und blappern
Fl. Schlankbeinichte Störche;
Es krekken, krerekken und quekken
Kl. Grüngelbliche Frösche,
Sie lechzen und ächtzen und krächtzen
Fl. Mit hellem Gedrösche.
Es summeln und brummeln die Hummeln
Kl. In heiteren Lüften;
Es spielet und sület und wület
Fl. Das Wald-Wild bei Klüften.
Was klimmet und schwimmet und brümmet, will Frölichkeit machen:
Kl. Was lebet und schwebet und lebet, verjünget sein Lachen.

Philipp von Zesen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des ganzen Zeitraums ist Philipp Zesen*), dessen Talent und ernstes Streben unverkennbar ist, und dessen Irrungen ein Erzeugniß eben so wohl seiner Zeit,

*) „Auch die Tiere und Elemente, ja unbeseelte Geschöpfe reden teutsch", fügt er in einer Note zu dem mitgetheilten Gedicht bei, in welchem dieses „etlicher massen wird vorstellig gemacht".

**) Nächst Harsdörffer und Birken haben auch Klaj und Helwig in ihren Schäfereien und dramatischen Dichtungen viele lyrische Stücke, welche den aus Birken mitgetheilten Nichts an Abenteuerlichkeit und falschem Geschmack nachgeben; allein wir glauben, daß es an den gegebenen Beispielen genug sei, um die Leser in den Stand zu setzen, sich über diese traurigen Verirrungen der Pegnitzschäfer ein Urtheil zu bilden.

*) Er selbst schrieb seinen Namen auf verschiedene Weise; man findet in seinen Schriften die Formen: Phil. Zese, Cäsien, Filipp Zesen, von Zesen, oder Fil. Zesen von Fürstenau, und endlich auch latinisirt Philippus Cæsius oder Cœsius. Er soll eigentlich Blau geheißen haben, unter welchem Namen er auch seinen Roman „die Adriatische Rosamund" herausgegeben hat.

als seines eigenen zum Theil allerdings seltsamen Wesens sind. Er wurde am 8. Okt. 1619 zu Priorau (oder Prirau) in der Nähe von Dessau geboren, besuchte das Gymnasium in Halle, wo ihm durch den Rector Gueinz, den wir schon früher als einen rüstigen Arbeiter im Gebiete der deutschen Sprachkunde kennen gelernt haben (S. 222), die Liebe für die vaterländische Sprache und Poesie eingeflößt wurde, die ihn nie wieder verließ. In Wittenberg, wohin er sich nach vollendeten Schuljahren begab, fand er bei Buchner ähnliche Anregung, und so entschloß er sich denn, sich ganz ausschließlich dem Studium der deutschen Sprache und Poesie zu widmen, und im Sinne der vielseitig angeregten Reform zu wirken. In diesem Geiste arbeitete er in Leipzig fort, wohin er sich von Wittenberg begeben hatte, und dann in Hamburg, wo er im Jahr 1643 die „Teutschgesinnte Genossenschaft" stiftete, in welcher er den Namen „des Färtigen" trug. Nachdem er längere Zeit daselbst verweilt hatte, begab er sich nach Amsterdam, dann nach Paris und später wieder nach Amsterdam, überall mit Mangel kämpfend, denn er scheint vermögenslos gewesen zu sein und sich nur durch Schriftstellerei, wohl auch durch Besorgung von Correcturen in verschiedenen Buchdruckereien nothdürftige Mittel zur Fristung seines Lebens erworben, oft auch in der Mildthätigkeit seiner Freunde gefunden zu haben. Seitdem lebte er abwechselnd in Amsterdam und in Hamburg, bis er sich gegen das Jahr 1683 in letzter Stadt bleibend niederließ, wo er am 13. November 1689 starb. Er hatte nie eine Anstellung angenommen, obgleich ihm mehrere angeboten worden waren, dagegen hatten ihn verschiedene Ehrenbezeigungen, mit denen er in der letztern Zeit seines Lebens beinahe überhäuft worden war, mehr als billig erfreut, weil sie seine Eitelkeit, einem Grundzuge seines Charakters schmeichelten. Er war nämlich zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, in den Adelstand erhoben und zum Dichter gekrönt worden; und mehrere sächsische Höfe hatten ihm den Rathstitel ertheilt. Seine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft fällt dagegen in eine frühere Zeit; diese Ehre, welche durch den ihm gegebenen Namen des „Wohlsetzenden" noch höheren Glanz erhielt, wurde ihm schon im Jahr 1648 zu Theil.

Seinen weitverbreiteten Ruhm hatte er vorzüglich seinen zahlreichen und mit begeistertem Eifer durchgeführten Arbeiten über die deutsche Sprache zu verdanken, deren Reinigung von den fremden Einmischungen und deren Veredlung überhaupt ihm in der That, wie keinem Andern, am Herzen lag. Wir haben seine überspannte und durch das Uebermaß schädliche Richtung in diesem löblichen Bestreben schon kennen gelernt, und auch erwähnt, daß er sich nicht nur begeisterten, oft kindischen, manchmal auch verständigen Anhang erwarb, sondern auch zahlreiche und rastlose Feinde zuzog, die ihn mit dem bittersten Hohne verfolgten und mit nicht immer redlichen Waffen bekämpften, wie unter Andern J. Rist, der offenbar den vielseitig gefeierten Nebenbuhler aus kleinlichem Neide anfeindete. Auch Harsdörffer gehörte zu seinen Feinden, und dessen nicht löblichen Umtrieben gelang es, die Fruchtbringende Gesellschaft, von der Zesen schon vorher aufgenommen worden war, und die seinen Bemühungen um die deutsche Sprache Wohlgefallen bezeigt hatte, von ihm abzuwenden. Merkwürdig bleibt es nur, daß man die Feindseligkeit, die man ihm bewies, vorzüglich damit zu begründen suchte, daß er sich zu viele und zu auffallende Neuerungen in der Orthographie und Wortbildung erlaube, obgleich seine Gegner gerade hierin auch vorzügliche Thätigkeit entwickelten und meistens den nämlichen Tadel verdienten, den sie in so bitterer Weise gegen ihn aussprachen. Weit weniger wurden seine Dichtungen angefeindet, obgleich auch hier boshafte Bemerkungen nicht fehlten, aber immerhin bewirkten diese fortgesetzten Verspottungen und Beschuldigungen, daß er bei dem größten Theile seiner Zeitgenossen nicht die Anerkennung fand, die ihm gebührte, und daß er sogar von den Späteren, wie Weise und Neumeister, verkannt wurde, deren Urtheil sich sonst durch die Ansichten der früheren Zeit nicht bestimmen ließ. Ja selbst bis in die neue Zeit herab, wurden Zesens Verdienste als Dichter nicht unparteiisch gewürdigt, und doch ist er ohne Zweifel Einer der begabtesten Dichter seiner Zeit gewesen, der seinen Gegnern, und selbst dem gebildeten Harsdörffer weit überlegen war und diesem auch an Umfang der Gelehrsamkeit kaum nachstand. Es ist wahrscheinlich, daß sich Zesen nach Flemming gebildet hatte, dessen Dichtungen in Hamburg immer große Anerkennung gefunden hatten, während sie im übrigen Deutschland beinahe vergessen worden waren. Auch war er einer der Ersten, welche es wagten, jenen großen Dichter ausdrücklich über Opitz zu setzen, was freilich in den Augen Vieler eine unverzeihliche Ketzerei sein mochte. Dies allein bürgt schon dafür, daß Zesen ein ächtes, ungetrübtes Gefühl hatte, und seine Dichtungen geben davon das vollste Zeugniß. Freilich ist er kein Dichter, wie Flemming, oder A. Gryphius, er besitzt weder deren Tiefe, noch ihre Phantasie und gestaltende Kraft, und größere Gedichte, wie „Prirau oder Lob des Vaterlandes" gelingen ihm deshalb nicht. Dagegen gehört er unter die bessern Liederdichter der Zeit, und außer jenen beiden großen Dichtern und dem spätern Günther, werden wenige sein, denen er nicht gleich steht, und viele erreichen ihn nicht. Allerdings hat er sich auch oft zu Spielereien mit der Form verleiten lassen, aber selbst dann bricht der bessere Sinn durch und man sieht bald, daß es immer, wie ein neuerer Kritiker sehr gut sagt, die angeborene Lust an der Form ist, welcher er sich zu unbedingt hingibt. Auch er gebraucht gern klangnachahmende Wörter, aber er ist hierin noch viel mäßiger, als Harsdörffer, es sind gewöhnlich nur einzelne Laute, die er nachbildet, (2. 5). Seiner Freude an der Form ist aber auch die reine, anschauliche Sprache, es ist ihr vor Allem der Wohllaut zuzuschreiben, der seine meisten Gedichte belebt und sie für musikalische Composition eignet, wie denn auch viele derselben in Musik gesetzt wurden. Doch ist es nicht die Form allein, die uns an seinen Liedern erfreut; sie verdienen auch durch die Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er behandelt, so wie durch die Wahrheit des Gefühls, das sich in ihnen ausspricht, lobende Anerkennung. Seine bewegliche, erregbare und empfängliche Natur, seine lebendige Phantasie macht ihn fähig, die verschiedenartigsten Verhältnisse mit dichterischer Lebendigkeit aufzugreifen, und er behandelt ernste Gegenstände (1) mit eben so viel Wahrheit, als heitere (4), das geistliche Lied (10) gelingt ihm eben so gut, als der Trinkspruch (6), die Naturschilderung (2) so gut, als das Liebesgedicht (7. 9). Es er-

weckt schon ein günstiges Vorurtheil für Zesen, daß er sich zu beschränken weiß, oder vielmehr, daß er eine größere Fülle von Gedanken und Bildern in anschaulicher Kürze zusammenzufassen versteht, und nicht leicht in die breite und inhaltsleere Weitschweifigkeit verfällt, die an seinem Gegner Rist so widrig wird. Wir dürfen dagegen nicht verbergen, daß es ihm selten gelingt, seinen Gedichten eine wahrhaft künstlerische Einheit zu geben, und daß neben wahrhaft ausgezeichneten Stellen oft beinahe ganz unbedeutende zu finden sind, daß oft das Ende dem Anfang nicht entspricht (3) oder auch umgekehrt das Ende sich zu wahrer poetischer Auffassung erhebt, während die einleitenden Strophen sich matt bewegen; doch findet sich auch manches Gedicht, in welchem der leitende Gedanke bis zum Ende vortrefflich durchgeführt ist (8. 10). Wir haben schon auf die Reinheit und Lebendigkeit seiner Darstellung aufmerksam gemacht; man wird aus den mitgetheilten Gedichten ersehen, daß er überhaupt die Sprache mit großer Leichtigkeit behandelt, und bemerken, daß er sie in hohem Grade ausgebildet hat. Sein feiner Sinn ließ ihn meistens selbst die Ausdrücke vermeiden, welche damals noch allgemein in der Poesie geduldet wurden, uns aber unangenehm berühren, und wenn er sie gebrauchte, so war es wohl seine Vorliebe für malerische Bezeichnungen, die ihn dazu verleitete (3. Str. 4).

Es ist sehr zu bedauern, daß die meisten Sammlungen seiner Gedichte („Frühlingsluft" Hamburg 1642; „Jugend- und Liebes-Flammen" Ebend. 1651; „Gekreuzigte Liebesflammen" Ebend. 1653; „Dichterisches Rosen- und Lilientahl" Ebend. 1660 u. a. m.) sehr selten sind, ob sie gleich sämmtlich mehrmals aufgelegt wurden, weshalb wir auch gezwungen wurden, die mitgetheilten Gedichte einer neueren Sammlung zu entnehmen, in welcher die bei Zesen charakteristische Schreibweise nach dem heutigen Gebrauch umgewandelt ist*).

1. Morgenlied.

1. Die Nacht, das schreckenvolle Kind
Die schwarze Dämmerung zerrinnt,
Der frühe Tag sich zeiget;
Die goldne Morgenröth' entspringt,
Der Sonnen Glanz hernachher bringt
Und auf gen Himmel steiget,
Singet, Klinget!
Freudenlieder Soll ein jeder
Gott zu ehren
Aus dem Munde lassen hören.

2. Wohlan, mein Herz, erhebe dich,
Und denke, wie der Höchste sich
Bemüht, für dich zu wachen!
Er hat behütet diese Nacht
Vor aller Angst und Kriegesmacht,
Vor Noth und Tod uns Schwachen,
Singet, Klinget!
Freudenlieder Soll ein jeder
Gott zu danken,
Schütten aus des Herzens Schranken.

3. Brich an, du Sonne meiner Seel'
In meines finstern Herzens Höhl',
Du goldner Glanz der Freuden!
Erquicke mich mit deinem Geist',
Und mir gewünschten Beistand leist'
In meinem Thun und Leiden!
Aus Noth Und Tod
Hilf mir Armen Mit Erbarmen!
Mein Hantieren
Laß mich vollends wohl ausführen!

4. Ach, brich hervor, du Trost und Licht,
Wann mich der Sünden Wurm ansicht
Und mein Gewissen naget!
Nimm weg die schwere Sündenlast,
Dieweil du sie gebüßet hast,
Und dich für mich gewaget!
Aus Noth Und Tod
Hilf mir Armen Mit Erbarmen!
Mein Hantieren
Laß mich vollends wohl ausführen!

2. An seine Gedanken bei herzunahendem Frühlinge.

1. Auf, meine Gedanken, seid lustig von Herzen
In diesem angenehmen fröhlichen Märzen!
Ach sehet, der Frühling erneuert sich nun,
Die Erde will ihre Schatzkammer aufthun.

2. Bald werden die lieblichen Blumen aufschießen,
Bald werden Zeitlosen und Rosen entsprießen,
Bald werden wir holen die blaue Viol,
Die jeden ergötzet und riechet so wohl.

3. Bald werden die Tulpen und Lilien aufblühen,
Die manchen zu ihrer Anmuthigkeit ziehen,
Da könnet ihr, meine Gedanken und Sinn,
Euch völlig ergötzen und letzen forthin.

4. Man höret die lieblichen Kinder der Lüfte
Schon singen, daß wieder erklingen die Klüfte;
Frau Nachtigall rufet, daß Hügel und Wald,
Daß Thäler und Berge, daß alles erschallt.

5. Sie loben den Schöpfer, der ihnen das Leben,
Die fertige Zunge zum Singen gegeben,
Die Lerche tririret ihr Tirtelier,
Es binken die Finken dem Bulen auch hier.

6. Die Auen stehn lustig mit Perlen bethauet,
Es werden die Hirsche mit Freuden geschauet,
Wie fertig sie springen durch Kräuter und Klee,
Wie lustig sich machet das lustige Reh.

7. Was unsere Dichter muß zieren und schmücken,
Das Lorbeerlaub siehet man grünlicher blicken,
Und machet uns einen recht fröhlichen Muth;
Auf, meine Gedanken, mein Leben und Blut!

8. Auf, meine Gedanken, seid lustig von Herzen
In diesem angehenden fröhlichen Märzen!
Auf! sehet, der Frühling erlustigt euch recht;
Auf, meine Gedanken, mein ganzes Geschlecht!

3. Tanzlied,
einem edeln Pferde gesungen.

1. Auf, Weißchen! richte Brust und Köpfchen in die Höh'!
Laß fliegen um den Hals der blanken Mähne Schnee!
Laß spielen Aug' und Ohren,
Laß spielen Fuß und Bein;
Du bist zur Lust erkoren;
Auf, Weißchen, tritt herein!

2. Auf, Weißchen, auf! Ich seh', dein' Ohren werden spitz,
Dein' Aeuglein spielen süß und flinkern, wie der Blitz.
Hüpf' auf, mein Rößchen, hüpfe!
Du weißt der Sprünge Schnitt;
Und daß dein Fuß nicht schlüpfe,
Versetze Tritt um Tritt!

3. Auf, Weißchen, auf! Laß sehn, was deine Kunst vermag!
Nimm, wie du pflegst, in Acht den halb und ganzen Schlag.
Dein Sänger singet süße;
Bald steigt, bald fällt sein Klang;
So thun auch deine Füße,
So thut dein Heldengang.

4. So recht! so, Weißchen, so! So schwingt dein Fuß sich wohl,
Bald vor, bald hinter sich, bald seitwärts, wie er soll;
Bald siehet man ihn drehen
Ein Rädlein in der Luft,
Bald leis' und prächtig gehen,
Bald trampeln, daß es pufft.

5. Den Witz, der Hadrians, der Alexanders Pferd
Geschickt zur Pracht und Jagd gemacht, so lieb und werth,
Den machst du, edles Weißchen,
Durch deinen Witz zu nicht;

*) Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, begonnen von W. Müller, fortges. von K. Förster. 13. Th. Leipzig 1837. — Nur das letzte Gedicht haben wir (nach Pischon) in der ursprünglichen Orthographie mitgetheilt.

Du nimmst das Palmenreischen,
Das dein Verstand dir bricht.

6. Schweigt, Sybariten, schweigt! schweigt, Kardier, nun gar
Von eurer Rosse Witz, der ganz nicht witzig war,
Indem er euch verrathen
Und bracht' in Feindes Hand!
Thut wohl so dumme Thaten
Ein witziger Verstand?

7. Dies Weißchen, geht euch vor, dies Vieh — doch nicht ein Vieh! —
Dem mehr Geschicklichkeit Natur und Zucht verlieh,
Als manchem Adamskinde,
Bei dessen Seel' ich nicht
Mehr eigne Kraft oft finde,
Als — daß es deutlich spricht.

4. Ermunterung zur Fröhlichkeit.

1. Lasset uns Maien und Kränze bereiten!
Sehet, ach sehet die fröhlichen Zeiten,
Sehet, ihr Brüder, und merket dabei,
Welche Veränderung solches nur sei.

2. Lasset uns Weinen und Trauern vertreiben,
Klagen und Zagen soll heute verbleiben,
Klagen und Zagen verjaget jetzund:
Heute seyd lustig und machet es kund!

3. Lasset uns Birkene Meier bestellen,
Daß wir euch schenken, ihr guten Gesellen;
Lasset den Birkenen Meier umgehn,
Lasset die Gläser nicht stille stehn.

4. Lasset die Lauten und Geigen erklingen,
Lasset uns eilen zum Tanzen und Springen,
Nehmet die Kegel und Bossel in Acht,
Lasset uns spielen, biß kommt die Nacht!

5. Lasset uns geistlich und weltliche Lieder
Klingen und singen, ihr liebsten Brüder!
Lasset uns letzen, die Jugend vergeht,
Wehmuth und Trauern im Alter entsteht.

5. Auf einen schönen Lustplatz.

1. Wohl dem, der sich für und für
Letzen kann und laben hier,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die glatten Hirsche gehn.

2. Hier ergießet sich ein Fluß,
Der das Feld befruchten muß;
Von den Alpen nimmet er
Seinen Gang und läuft anher.

3. Hier ist ja die güldne Spur,
Hier bekleidt sich die Natur
Mit Tapeten überall,
Untermenget mit Korall.

4. Das verbuhlte Luftvolk singt,
Mit dem Staar die Lerche ringt,
Unsrer Vögel Meisterin
Nimmet doch den Palmen hin.

5. Hat Athen wohl solche Lust,
Als die jezund uns bewust?
Hat Adonis und Lucan
Solche Lust geschauet an?

6. Nein! Hier ist der Götter Sein,
Hier ist Floras Sitz allein,
Hier ist Venus und ihr Sohn,
Hier ist Phöbus und sein Thron.

7. Drum sei fruchtbar fort und fort,
Du, o wunderschöner Ort,
Blühe, grüne, weil aufsteht
Phöbus und zu Bette geht.

8. Und ihr Vögel, tierelirt,
Weil das Gold die Sonne führt,
Macht euch lustig, euer Schall
Soll erklingen überall!

6. Trinklied eines Deutschen in Holland.

Es geht rund um! Ein Trunk schmeckt auf den Schinken!
Die Rechte faßt das Glas, und mit der Linken
Führ' ich den Schlag und singe hochdeutsch drein,
Ob ich schon jetzt muß mit holländisch seyn.
Nun setz ich an, will nach der Reihe trinken,
Weil uns annoch die güldnen Sternlein winken:
Nun schlagt die Laut' und blaset mit dem Zinken.
Was ficht uns an die allgemeine Pein?
Es geht rund um!
Das Glas ist aus. Nun lass' ichs wieder sinken.
Hab ichs vollbracht, so laß ichs mich bedünken,
Sie lebe noch von unserm klaren Wein.
Wohl, Nachbar, laß hier wieder schenken ein:
Auf Rosemund Gesundheit sollst du trinken!
Es geht rund um!

7. Des Schlaflosen Klage.

1. Der Abend bricht herein, die kühle Nacht entspringet,
Da man der Liebe Lied mit vollen Freuden singet;
Die Kinder kühler Luft sind auch in stolzer Ruh,
Der Nachhall wachet noch und ruft mir immerzu
Die letzten Worte nach. Ich sehe, wie den Sternen
Der fast erblaßte Mond zuwinken kann von fernen;
Nur ich bin ohne Trost und wache ganz allein,
Und seufze fort und fort, wenn Andre schlafen ein.

2. Du ruhest, Hedewig, und liegst in stolzem Frieden
In deinem Federzelt; ich muß mich noch ermüden
Und schlaflos bringen zu die ganze lange Nacht,
Da ich allein auf dich, o Hedwig, bin bedacht.
Der Herzens Vorhof liegt, dein Rosenmund gestillet,
Dein edles Haupt ist auch in Küssen eingehüllet;
Nur bin ich ohne Trost und wache ganz allein,
Und seufze fort und fort, wenn Andre schlafen ein.

3. Es kann ein Wandersmann mit Lust zu Bette gehen,
Wann auf der Himmelsburg die güldnen Sterne stehen;
Wann er den müden Tag mit Reisen durchgebracht,
So ruht er sorgenfrei und schläft die ganze Nacht;
Und wann der frühe Tag die Sonne wieder bringet,
So steht er freudig auf und seinen Gott ansinget:
Nur bin ich ohne Trost und wache ganz allein,
Und seufze fort und fort, wenn Andre schlafen ein.

4. Ich bin in Angst und Furcht, die Eul erbärmlich schreiet,
Ich höre, wie sie mir den bittern Tod schon dräuet.
Ach, Schmerz! ach, Weh! ach, Leid! Ich ächze durch die Nacht,
Und liege schlaflos da, bis unsre Sonn' erwacht.
Es schläft der Arbeitsmann, der Drescher ruhet süsse,
Das stolze Pferd ruht aus, fühlt nicht die müden Füße:
Nur ich bin ohne Trost und wache ganz allein,
Und seufze fort und fort, wenn Andre schlafen ein.

5. Ei nun, gehab dich wohl! ich geh', du stolze Dirne,
Ich rufe noch dazu zu Zeugen die Gestirne:
Euch ruf' ich, Zeugen an, ihr Thäler, meine Zier,
Ihr Wiesen, Berg' und Büsch', und das auch wohnet hier,
Das Luft-Kind ruf ich an; und kann es nit mehr zeugen,
So wird es dennoch nicht mein letztes Wort verschweigen,
Daß ich war ohne Trost und wache ganz allein,
Und seufze fort und fort, wenn Andre schlafen ein.

8. Heiter und trübe.

Der Himmel ist oft hell und giebt auch Regen,
Deckt seine schönen Lichter zu,
Die gleichsam auch verhüllt zu trauern pflegen;
Die Eigenschaften hast auch du.
Lachest oft und siehst oft trübe,
Regnest Thränen ohne Zahl,
Wenn dich täuscht die schnöde Liebe,
Und verhüllst den Sternen Saal.
Dann sieht man wieder Licht aufgehn,
Und die schönsten Blumen stehn,
Lilien zieren deine Wangen,
Tausendschönen mischen sich,
Wo die keuschen Rosen hangen
Und erfreuen dich und mich.

9. Abdankung der Liebe.

1. Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebeslust,
Die mir, ach blinde Welt, vor diesem war bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen,
Ade, du Gift der Zeit!

2. Ich bin gesinnet nur, der Tugend nachzugehn,
Und nicht mehr bei der Welt, der eitlen Welt zu stehn;
Ich will mich von ihr reißen
Aus Ekel und Verdruß,
Und mich der Zucht befleißen,
So daß ich sagen muß:

3. Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebeslust,
Die mir, ach blinde Welt, vor diesem war bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen:
Ade, du Gift der Zeit!

10 **Verachtung der welt-Freude, und verlangen nach dem ewigen seeligen Leben.**

1. Wan der tag, das kind der sonnen,
aus dem güldnen zimmer geht,
wann die Fakkel ist entbronnen,
und das Feld entdekket steht,
wan die vogel singen
und die Flügel schwingen,
ist mein hertze schon bereit,
dich, o Höchster, anzusprechen;
meine seuftzer wollen brechen

2. Nach demselben mich verlanget,
das dem himmel ist bewust,
der mit solchen sachen pranget,
da nur lauter lieb' und lust,
da die Gherubienen
ihrem Schöpfer dienen,
da die Engel alzumahl
ihre stimmen hoch erschwingen,
und die süßen lieder singen
durch den grossen himmels-sahl.

3. Da ist freude, da ist wonne,
da empfindt man keine nacht,
da entspringt die Lebens-sonne,
die aus trauren Freude macht,
da wir in dem leben
ewig werden schweben
und geniessen solcher lust;
da die lebens-kwälle fließen
und in ströhme sich ergießen,
wie den Frommen ist bewust.

4. Drüm entweicht, ihr schnöde sachen!
keine lust ist auf der welt,
die uns kann recht fröhlich machen,
sie ist nur ein trauer-feld;
ihre Freude weichet,
ihre lust verbleichet,
alles ist nur eitel hier:
drüm hab ich mich Gott ergeben,
und verhoffe, bald zu leben,
in verklährter leibes-zier.

Georg Greflinger.

Georg Greflinger, von dessen Lebensumständen wenig Genaues bekannt ist, stammte aus Regensburg; er scheint sich Anfangs den Wissenschaften gewidmet zu haben, später aber, da sie ihm während des Kriegs keine Aussicht gewährten, in Kriegsdienste getreten zu sein; in der Widmung zum „Ferrando" heißt es: „Vielleicht erlange ich durch den Degen, was ich durch die Feder und Küssen niemals erwerben können", wogegen er freilich in einem Liede sagt, daß er wenig von Schlachten sagen könne (1), was aber wohl nicht so ganz streng nach dem Wort aufzufassen ist, wie er denn auch in demselben Liede behauptet, daß er nicht französisch verstehe, während er dieser Sprache unzweifelhaft mächtig war. Ob er sich in Frankfurt aufgehalten hat, wie behauptet wird, ist unsicher; wahrscheinlicher ist, daß er eine Zeitlang in Preußen gelebt hat. Mit Sicherheit wissen wir allein, daß er ein kaiserlich gekrönter Poet war und daß er sich zuletzt in Hamburg niederließ, wo er wohl erst um das Jahr 1682 als Notarius starb. Wahrscheinlich trug ihm diese Beschäftigung nicht so viel ein, daß er davon hätte unabhängig leben können, wenigstens ließ er während seines Aufenthalts in Hamburg eine große Zahl von Schriften drucken, bei welchen er gewiß keine andere Absicht hatte, als Geld zu erwerben. Unter den 36 Schriften, die von ihm angeführt werden, finden sich nämlich außer mehreren großen und kleinern Büchern über die Zeitgeschichte und Uebersetzungen poetischer Werke aus dem Französischen, Spanischen und Holländischen, ein „Complimentirbüchlein nebst Tranchirbüchlein" (wenn letzteres wirklich von ihm ist), und verschiedene Anleitungen zur Kochkunst, zur Pastetenbäckerei, zur Gartenkunst, die er ebenfalls aus dem Französischen oder Holländischen übertrug. Diese berühren uns freilich nicht, aber sie geben uns doch wenigstens ein Bild von seiner ziemlich ausgebreiteten Sprachkenntniß, die, wie die dürftigen Umrisse seiner Lebensgeschichte, uns den Schluß erlauben, daß er sich in seinem bewegten Leben und auf seinen verschiedenen Wanderungen eine nicht gewöhnliche Welt- und Menschenkenntniß erworben haben mag, was durch seine Dichtungen unzweifelhafte Bestätigung erhält. Die Sammlungen seiner Gedichte*) gehören meistentheils zu den Seltenheiten, so daß selbst die Herausgeber jener oben erwähnten Sammlung (S. 285 Anm.) ihn nicht gekannt haben, was aus ihrem Stillschweigen über ihn gefolgert werden darf, da sie einen für seine Zeit so bedeutenden Dichter gewiß nicht übergangen haben würden. Denn Greflinger, oder „Seladon („Celadon) von der Donau", wie er sich nannte, verdient unter den Dichtern seiner Zeit wirkliche Auszeichnung, und er kann wenigstens dem Zesen an die Seite gestellt werden, mit welchem er wohl in näheren Verhältnissen stand und der in dichterischer Beziehung wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist.

Er ist besonders im leichten, scherzhaften Liede bedeutend, obgleich auch seine ernsthafteren Dichtungen weltlichen und religiösen Inhalts keineswegs ohne Werth, sie vielmehr von wahrem Gefühl durchdrungen sind und sich, wie seine Gedichte überhaupt, in gewandter, wohllautender und zugleich reicher Sprache bewegen. In seinen scherzhaften Liedern ist seine südliche Abstammung nicht zu verkennen; die muthwillige Laune, die bis zum Leichtsinn sich steigernde Heiterkeit, wie sie im Süden so häufig gefunden wird, bildet auch den Grundzug seiner Lieder, und die volksthümliche Ader, die hier und da in denselben schlägt, erinnert nicht weniger an seine Heimat, in welcher der Volksgesang noch lebendiger wirken mochte, als im Norden, wo die steigende Kunstbildung denselben vollständig zurückdrängte. Bei ihm ist alles wahre, freilich auch oft derbe Natur; aber selbst das Derbste ist durch die Schalkhaftigkeit, mit der es behandelt wird, dem bloß Gemeinen entzogen. Seine Gedichte athmen die ungetrübteste Lebenslust, die leichtsinnigste Fröhlichkeit, die daher beiläufig auch alles verspottet, was ihr entgegensteht, und so nimmt er keinen Anstand, sich selbst über die Gelehrten lustig zu machen, welche damals doch in so hohem Ansehen standen. Er hat auch einige Zeitbegebenheiten, wie die Enthauptung Karls I. von England, den Sieg der Venetianer über die Türken u. s. w. besungen und auch in diesen überragt er die historischen Reimereien der Zeit, wenn sie auch seinen andern Liedern nicht an die Seite gesetzt werden können.

1. Sein Erstes an Floren.

1. JUngfraw, wollet ihr mich lieben,
Geld vnd Gut ist nicht bei mir,
Edel werd ich nicht geschrieben,
Auch ist sonsten keine Zier
An den Kleydern, die ich trage,
Dann ich nichts nach Hoffart frage.

---

*) „Seladons Beständige Liebe", Frankfurt 1644. Deutsche Epigrammata, Danzig, 1645. „Celadons weltliche Lieder" Frankfurt 1651 und andere Sammlungen weltlichen und geistlichen Inhalts.

2. Viel zu Stutzen, viel zu Lügen,
Viel zu Buhlen weiß ich nicht;
Ich weiß mehr vom Felder pflügen,
Wie man säet, wie man bricht;
Was mein Vater hat getrieben,
Ist auch noch bey mir geblieben.

3. Ich kann nicht von Schlachten sagen,
Mir geliebt der Helicon;
Mancher hat ein Hun erschlagen,
Schreyet von Occasion,
Leipzig liegt auf vieler Zungen,
Wenig haben da gerungen.

4. Was ich hab, ist junges Leben,
Frisches Hertze, freyer Muth,
Sinnen, die nach Ehren streben,
Keine Schulden, frisches Blut:
Was ich kan, kan Brodt erwerben,
Läst mich leichtlich nicht verderben.

5. Zwar die Warheit zu bekennen,
Ich hab etwas schlecht studiert,
So weiß ich auch nicht zunennen,
Was bey vns so güldig wird;
Hier gab ich mich klärlich an,
Daß ich nichts Frantzösisch kan.

6. Hat es aber einen Nutzen,
Was man bey den Teutschen sieht,
So kan ich noch manchen trutzen;
Zwar ich bin vielmehr bemüht
Vber ewer hohen Gunst,
Als ich vber keiner Kunst.

7. Wer ich bin, habt ihr erfahren,
Weiber Schönheit hab' ich nicht;
Frisch von Augen, schwartz von Haaren,
Braun in meinem Angesicht,
Vnd dabey gesundes Leibes
Dürfftig eines jungen Weibes.

8. Wollet ihr dieselbe werden,
Die ich ewig lieben soll,
Solt für allen ihr auff Erden
Ewig mir gefallen wol.
Wolt ihr mich, so gebt ein Zeichen,
Daß ich nicht von euch darff weichen.

2. Seladons Armuth.

1. FLORA, meines Lebens-Leben,
Siehe nicht auff Geld vnd Pracht,
Derer keines mir gegeben,
Derer Lob bey mir verlacht:
Mir geliebt ein trewer Sinn,
Vnd was ich wol selber bin.

2. Mancher stutzet auf der Gassen,
Scheinet seyden hin vnd her,
Kann sich trefflich hören lassen
Vber Land vnd vber Meer,
Tausent, tausent muß es seyn,
Trifft es kaum mit hundert ein.

3. Ich bin nicht aus jenen Lechen,
Wo sich das Gesinde findt,
Welche Männer im versprechen
Vnd im halten Jungen sind:
Was mein Hertze dir gesagt,
Hat dein Hertze nie beklagt.

4. Trag ich schon nicht newe Kleyder,
Ey so mahnet mich auch nicht
Weder Schuster, weder Schneider,
Wie wol manchem offt geschicht:
Hab ich keinen guten Hut,
So ist das darunter gut.

3. Auf die zurück-Reise.

1. GUte Nacht, ihr Teutschen Städte,
Gute Nacht, mein Vatterland!
Daß ich meinen Cörper rette
Vor den Waffen, vor dem Brand
Vnd vor andern deinen Plagen,
Kan ich dir kein andres sagen.

2. Ob nun zwar der Vatter-Erden,
Welches fast natürlich scheint,
Schwerlich kann vergessen werden,
Vnd was sonst ein lieber Freund,
Ist es mir doch eine Frewde,
Daß ich einmal von dir scheyde.

3. Brand-stadt, Blut-feld, Sitz der straffen,
Aller Rauber Dummel-Plan,
Wehland, Zeughauß böser Waffen,
Wol, wer dich entfliehen kan!
Es ist mir die höchste Frewde,
Daß ich einmal von dir scheyde.

4. Sey gegrüsset, edles Preussen,
Sey gegrüsset, Balther-Strand,
Wo das zancken vnd das beissen,
Etwas minder ist bekant,
Wo die Recht- und Friedens-Hertzen
Lieblich mit einander schertzen;

5. Wo sich meine Seele findet,
Wo sich meine Frewde helt,
Wo mein Fewer, was mich bindet,
Wo mein höchstes, meine Welt,
Wo mein All, mein Ich, mein Leben,
Der ich mehr als mir ergeben.

6. Fuge, fuge, Wind von Westen,
Laß die Segel schwanger gehn,
Deine Crafft dient vns am besten,
Sol ich was zu rücke stehn;
Geh voran, sag meiner FLORGN,
SELADON sey vor den Thoren.

4. Der Ehe-Hasser.

1. Schweyget mir vom Frawen-nehmen,
Es ist lauter Vngemach:
Geld außgeben, wiegen, grämen,
Ein mal Juch und drey mal Ach!
Ist sie reich, so wil sie rechten,
Ist sie arm, wer schaffet Brod?
Ist sie jung, so wil sie fechten,
Ist sie alt, so ist's der Todt.

2. Ich wil drüm nicht, daß man sage,
Daß ich nicht recht männlich bin,
Weil ich mich des Weibs entschlage,
Buhlen, Buhlen ist mein Sinn.
Hewte die, die andre morgen,
Das ist eine Lust vor mich,
So darff ich für keine sorgen,
Jede sorget selbst für sich.

3. Denkt, was auff die Hochzeit lauffet,
Was die Braut zur Kleidung frißt;
Wenn man dann ein Kindlein tauffet,
Das der nechste Haußrath ist,
Was die Amme, die es säuget,
Was das Mägdlein, das es stillt,
Daß es mir zu nachtes schweyget,
Mich nicht wecket, wenn es brillt.

4. Vnd was kosten Kasten, Kisten,
Schlüssel, Schüssel, Teller, Rost,
Mägde, die vns kochen, misten,
Dencket, was der Hauß-zins kost,
Was die Kannen, Tische, Bäncke,
Hand-vaß, Hand-tuch, Tisch-tuch, Licht,
Stühle, Küchen, Küchenschräncke,
Vnd was kost die Kleydung nicht!

5. So viel Mäuler abzuspeißen!
Vnd was frißt der Hund, die Katz;
Vnd wann sich die Freunde weisen,
Was für Geld bleibt auff dem Platz!
Aber Fische, Wein vnd Gritze,
Bier vnd Wein vnd liebes Brodt!
Vnd wann erst die Fraw nichts nütze,
Scheyde Gott die liebe Noth!

6. Wann die Fraw wil Hosen tragen,
Vnd dem Manne widerspricht,
Dann so geht es an das Jagen,
Eine solche taugt mir nicht,
Dann so kommen ihre Freunde,
Rechten, schreyen wider mich,
Dann so werden Freunde Feinde,
Dann geht alles hinter sich.

7. Dann so geht der Mann vom Hause,
Suchet ihm, was ihm geliebt,
Lebet Tag vnd Nacht im Sause,
Ob sich schon die Fraw betrübt,
Sitzt zu Hause mit den Kleinen,
Hat nicht Bier, noch Brodt, noch Geld,
Er ist lustig mit den Seinen,
Vnd fürwahr ein freyer Held.

8. Ich wil keine so betrüben
Ich wil bleiben, wer ich bin,

Ich wil keine hertzlich lieben,
Buhlen, Buhlen ist mein Sinn;
Buhlen ist mir hönig-süße,
Buhlen ist es, was ich thu,
Und verbuhl' ich schon die Füße,
So behalt ich doch die Schuh.

Kaspar Ziegler.

Kaspar Ziegler, geb. zu Leipzig am 5. Sept. 1621, widmete sich zuerst der Theologie, vertauschte sie aber mit der Rechtswissenschaft, in welcher er sich gründliche und umfassende Kenntnisse erwarb. Nach vollendetem Studium wurde er Doctor der Rechte; die ziemlich zahlreichen juristischen Schriften, die er nun herausgab, zogen die Aufmerksamkeit auf ihn, und er wurde Professor, dann Appellationsrath und endlich zum Director des Consistoriums zu Wittenberg ernannt, wo er am 17. April 1690 starb.

Ziegler war ein ernster, praktischer Mann; Zesens Neuerungen behagten ihm nicht, und er spricht sich offen, ja derb genug aus, ja er geht sogar so weit, daß er dem Purismus desselben gegenüber die Einmischung fremder, namentlich lateinischer Wörter geradezu vertheidigt; überhaupt dachte er von der deutschen Sprache kühler, als seine Zeitgenossen, und er wagte es, der allgemein verbreiteten Ansicht von der „Majestät und Herrlichkeit der deutschen Haupt- und Heldensprache" gegenüber die Vorzüge der lateinischen und selbst der neueren Sprache, namentlich der italienischen anzupreisen. Als Dichter hat er sich vorzüglich durch seine „Madrigale" (Leipz. 1653) bekannt gemacht, welche zu seiner Zeit in großem Ansehen standen, so wie der „Bericht von der Arth und Eigenschafft eines Madrigals", den er seinen Versuchen voranschickte, lange Zeit Gesetzkraft hatte. Wir können in seine ausführliche, man kann wohl sagen, breite Darstellung seiner Ansichten nicht eingehen; es genügt zu erwähnen, daß das Madrigal ihm dem Wesen nach nichts Anderes ist, als ein Epigramm, von dem es sich hauptsächlich in der Form unterscheide und den wesentlichen Vorzug habe, sich der musikalischen Behandlung zu fügen. Alle die einzelnen Gesetze, welche er über die Zahl der Verse und ihrer Sylben, über Cäsur und Reime u. s. w. aufstellt, hat er den italienischen Dichtern entnommen, für welche er überhaupt eine große Vorliebe hatte, und die er auch in seinen eigenen Versuchen nachahmte. Wenn auch die Lobeserhebungen, welche ihm Neumeister spendet, sehr übertrieben sind, der nichts Süßeres und Abgerundeteres kennt, als seine Verse voll Wohllaut, Klarheit und Adel seines Ausdrucks, wenn vielmehr gerade die Sprache viel zu wünschen übrig läßt, die oft steif und prosaisch ist, auch seine Gedanken häufig matt und gewöhnlich sind (müssen ihm sogar die Pandekten Stoff zu seinen Madrigalen geben); so darf ihm eine gewisse Gewandtheit in der Behandlung der Form nicht abgesprochen werden, und unter seinen Versuchen finden sich mehrere, die es erklären, daß sein Vorgang eine Menge Nachahmungen hervorrief.

Noch gab Ziegler eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Jesus oder XX Elegieen über die Geburt, Leiden und Auferstehung unsers Heilandes" (Leipz. 1648) heraus, welche zu ihrer Zeit sehr bewundert wurden, die aber nach dem Beispiele zu urtheilen, welches Rambach in seiner „Anthologie christlicher Gesänge" mittheilt, höchstens wegen des leichten und fließenden Reims genannt zu werden verdienen.

1. Wer ist klug, wenn er liebt?

Verliebt und weise sein,
stimmt nicht zusammen ein:
Es sol es kaum ein Gott zusammen bannen.
Ich achte den vor einen weisen Mann,
Der brünstig liebt und das verbergen kann.

2. Silvia ist ein offenbahrer Dieb.

ex l. Fur est manifestus 3. ff. de Furt.

So bist du nun, mein Lieb,
ein offenbahrer Dieb:
Ich finde hier mein Hertz in deinen Händen.
Wohin damit? wohin?
Ach, daß Ich mir nun selbst gestohlen bin!
Wohlan, du must mich vierfach wieder geben,
Ich klag auff Leib und Leben.
Ich ruff und schrey: „Ein Dieb, ein Dieb ist da!
halt auff, halt auff! Es ist die Silvia!"

Vid. Cujac. II. Obs. 38.

3. Auff der Elbe zwischen Hamburg und Stade.

Da schweb Ich nun und kan nicht ferner schwimmen,
das Schiff ist ungesund
und allenthalben wund,
der Donner stürmt und plitzt mit Feuerflammen.
Flut, Wetter, Lufft und Wind
sind wider mich gesinnt,
es sammlet sich das Unglück recht zusammen.
Ich fürchte mich noch nicht,
und bin voll Zuversicht.
Es ist mir eins schöner Tag und Regen:
Poeten sind dem Wetter überlegen.

4. An eine Barbara.

Die alten Römer hiessen
Als wie das Land, da jhre Waffen siegten,
Darumb sie auch so manchen Namen kriegten.
Nahm einer Cretam ein,
der must ein Creter sein;
der nur Cartago sah,
den hiesse man den Held aus Africa.
Ihr zwingt mit euern Wangen
ein Hertz von Stahl und Bley
und selbst die Barbarey:
da habt Ihr auch den Namen her empfangen.

5. Ein alter Greiß an eine Junge.

Ach Celia, verachte keinen Alten,
sie sind noch zu behalten;
Aurora ware jung,
und liebte doch so einen alten Freyer.
Ich bin dem Etna gleich,
von aussen weiß, im Hertzen lauter Feuer.
Die Asche macht wohl eine Kohle bleich,
Sie ist drumb nicht verglommen,
und hat noch wohl im Feuer zu genommen.
Du heltst mich zwar vor einen alten Greiß:
versuche mich, was gilts? Ich bin noch heiß.

David Schirmer.

Von den Lebensverhältnissen des Dichters, den wir jetzt zu betrachten haben, ist nur sehr Weniges und Ungenügendes bekannt. David Schirmer wurde gegen das Jahr 1623 in Pappendorff bei Freiberg geboren; er besuchte zuerst wahrscheinlich die Schule in Freiberg, dann die in Halle, wo sein Talent von dem öfters genannten Rector Gueintz mit Liebe gepflegt wurde, wie später von Buchner in Wittenberg, wohin er gezogen war, um seine Studien fortzusetzen, die er in Leipzig begonnen hatte. Im Jahr 1647 wurde er unter dem Namen des „Beschirmenden" in die Deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen, und 1650 nach Dresden berufen, wo er, ohne den Titel eines Hofpoeten zu führen, der erst später gebräuchlich wurde, die Aufgabe hatte, die festlichen Gelegenheiten zu besingen. Sechs Jahre später erhielt er die Stelle eines Bibliothekars, welches Amt er bis 1682, wo er seine

Entlassung erhielt, wahrscheinlich weil die Bibliothek unter seiner Verwaltung in Unordnung gerathen war. In welchen Verhältnissen er seitdem lebte, ist eben so unbekannt als das Jahr seines Todes.

David Schirmer, der von Einigen sehr hoch gestellt, von Andern aber so tief herabgesetzt wird, verdient weder dieses große Lob, noch diesen übermäßigen Tadel. Zwar läßt sich ihm kein besonderes poetisches Talent nachrühmen, er besitzt weder Tiefe des Gefühls noch Schwung, und seine Dichtungen bewegen sich meistens in den gewöhnlichsten Anschauungen und Gedanken; dagegen ist seine Darstellung leicht und von erfreulichem Wohllaut, was denn auch wesentlich dazu beitrug, daß viele seiner Lieder allgemein gesungen wurden, wie unter andern sein Freund Schoch bezeugt *). Auch läßt sich ihm ein ziemlich gebildeter Geschmack nicht absprechen, der ihn auch vor den Uebertreibungen der Nürnberger immer zur rechten Zeit warnt. Er hat es zwar gern mit Schäfern und Zubehör zu thun, aber er bleibt dabei doch natürlich, und wenn er auch manchmal von dem Beifall, der den Pegnitzschäfern gespendet wurde, verleitet, sich etwa auch einmal in der Thiersprache versucht, und die Frösche koaxen und quaxen und murren, die Tauben turteln und lachen und gurren, die Finken die grünen Gemächer bepinken und die Lerche tireliren läßt, so lenkt er doch bald in eine natürlichere Darstellung ein. Seine besten Gedichte stehen in der Sammlung, welche er unter dem Titel „Poetische Rosen-Gepüsche" (Halle 1650) herausgab; eine andere Sammlung: „Poetische Rauten-Gepüsche" (Dresden 1663) enthält die größeren und kleineren Gelegenheitsgedichte, welche er dem Sächsischen Hofe zu Ehren oder auf dessen Auftrag verfaßte. Eins seiner besten Gedichte ist die unten mitgetheilte Parodie auf Opitzens bekanntes Lied (S. 245), welches überhaupt mehrere dergleichen Nachbildungen hervorgerufen hat, so z. B. eine von Klaj.

Marnia und ein Buch.

1. NUn empfind ich keinen Grauen,
Daß ich, Phöbus, für und für,
Bin gesessen neben dir.
Andre mögen um sich schauen,
Vnd bei jenen Springe-Quällen
In den Wiesen sich ergehn:
Ich wil bey den Büchern stehn,
Vnd auff sie mein Dichten stellen.

2. Artlich läst es sich studiren,
Wenn man weit vom Vngemach
Leitet seinen Lebens-Bach.
Der, weil wir ihn weißlich führen,
Wird kein Theil dem Tode werden,
Denn der kluge Geist und Sinn
Schwingt sich durch die Wolcken hin
Und kömmt gar nicht in die Erden.

3. Holla, Junger, geh' und frage,
Wo das beste Buch mag seyn!
Laß den Opitz binden ein!
Diese Frist der kurtzen Tage,
Die wir Menschen auf uns haben,
Wil ich in den Bienen-Safft,
Den die Musen abgerafft,
Tiefer, als in Sand, vergraben.

4. Kauffe gleichfalls andre Sachen
Vnd vergiß den Tscherning nicht!
Schau', daß Keiner dir gebricht!
Jener mag recht thörlich lachen,
Der bey seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kräncken pflegt,
Und ohn' Lust sich schlaffen legt:
Ich wil mich mit Büchern letzen.

5. Bitte die gelehrten Brüder
Auff die Musick und auff das,
Wobey stäts der Plato saß;
Bringe mit die schönen Lieder!
Marnia, dich laß' ich erben,
Bey den Büchern und bey dir
Wil ich bleiben für und für:
Bücher lassen Keinen sterben.

Johannes Scheffler.

Während die neue poetische Richtung ohne allen Zusammenhang mit der älteren Zeit steht, mit der sie völlig gebrochen hatte, führt uns plötzlich ein Dichter wieder in frühere Perioden zurück, aber freilich weder durch die Form, noch durch die Sprache seiner Dichtungen, sondern durch deren Inhalt, welcher sich vielfältig an die Mystiker des 14. Jahrh. anlehnt. Es ist dies der berühmte Johannes Scheffler oder Angelus Silesius, wie er sich vor seinen bedeutendsten Werken nannte. Derselbe wurde im Jahr 1624 zu Breslau geboren; er besuchte das dortige Gymnasium, wo sein dichterisches Talent theils durch seine Lehrer, den Rector Elias Major (s. o. S. 232) und den durch seine Lobrede auf Opitz bekannt gewordenen Professor Christoph Coler entwickelt wurde, theils durch gleichstrebende Mitschüler, darunter Andr. Scultetus (S. 232), Nahrung erhielt. Im Jahre 1643 bezog er die Universität zu Straßburg und reiste sodann nach Holland, wo er sich wenigstens zwei Jahre lang aufhielt und die Schriften Jakob Böhme's kennen lernte, so wie auch mit den dort sich aufhaltenden Mystikern in nähere Berührung kam. Von dort begab er sich nach Padua, wo er seine Studien fortsetzte und im Jahr 1648 Doctor der Medizin wurde. Noch in demselben Jahre kehrte er in die Heimat zurück, und schon im folgenden wurde er zum Leibarzt des Herzogs von Oels ernannt, welche Stelle er jedoch schon nach 3 Jahren wieder aufgab, um einen gewiß schon lange vorher beabsichtigten Schritt zu thun: er ging nämlich am 12. Juni 1653 zur römischen Kirche über, in Folge dessen er den Titel eines k. k. Hofmedicus erhielt, ohne daß man jedoch Grund hätte seinem Uebertritt selbstsüchtige Zwecke

---

*) Wir theilen die betreffende Stelle aus Schochs Zuschrift zu seinem „Blumen-Garten" mit, weil man daraus ersieht, wie beschränkt die damaligen Ansichten über die Poesie waren, und wie sehr die Dichter sie für ein ausschließliches Vorrecht der Gebildeten oder Gelehrten hielten. „Es ist sehr zu betauren," heißt es, „in was für Gemeinschafft, ich sage, in was für Verachtung unsere Gedichte heut zu Tage gerathen, daß sich nicht nur so herrliche und gute Lieder in allen Dorff-Schäncken, Bier-Bäncken und Wachtstuben herumher steblen, sondern auch, leider! fast auff allen Klöppel-Küssen gefunden werden. — — Dieses verdreust mich, daß unsere Lieder nunmehro, als ob sie eben zu diesem Ende da, alle Holluncken, Nassen, Fliegen und Bier-Zapffen, so oft sie die Nase begossen, auffwarten und zu Gebothe stehen müssen. — — Herr Dav. Schirmers sein kaum ausgeblühetes Rosen-Gebüsche — — in was für böse Gesellschafft seynd sie in so kurtzer Zeit gerathen? Vnter vielen eines zu gedencken, unser gewöhnliches Leib-stückgen: „Immer hin, fahr immer hin" ꝛc. (**), wie geschwind ist es in die Wiederdeu gerathen, und so gar gemeine geworden, daß nunmehro kein Schneider-Geselle (mit Verläub) auff seiner Werkstatt ein paar Strümpffe flicken, oder kein Schlösser-Junge eine Kanne Bier auff dem Keller holen kann, wenn es nicht von ihnen gesungen oder gepfiffen würde."

**) Allerdings ist dies eins der besten Lieder Schirmers, welches Schoch auch nachgeahmt hat; wir haben es aber wegen seines zu großen Umfangs nicht aufnehmen können.

unterzulegen, da er durch jenen Titel höchstens eine leere Auszeichnung gewann; vielmehr ist es gewiß die Abneigung gegen die steife, alles innere Leben verbannende Orthodoxie der lutherischen Kirche gewesen, welche ihn zu jenem bedeutungsvollen Schritte bewog; denn es ist leicht begreiflich, daß, wenn er sich einmal dem Zwange unterwerfen mußte, er vorzog, sich der größeren, lebensvolleren Kirche zu unterwerfen, in welcher er zudem eher Nahrung für seine mystischen Ansichten fand, als der kleineren Gemeinschaft, die damals nur am starren Buchstaben hing und alles Leben mit Erbitterung verdammte und verfolgte. Im Jahre 1661 trat er in den Minoritenorden*) und erhielt die Priesterweihe; drei Jahre später ernannte ihn der Fürstbischof von Breslau zum Hofmarschall und bischöflichen Rath. Von nun an ließ er eine Reihe von Schriften gegen den Protestantismus erscheinen, in denen man zwar die Festigkeit und Kraft seiner Ueberzeugung anerkennen, aber zugleich tief beklagen muß, daß er sich oft ganz unwürdiger Waffen bediente, wobei ihm nicht zur Entschuldigung gereichen kann, daß seine zahlreichen Gegner eben so grobe und pöbelhafte Widerlegungen erscheinen ließen. In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Scheffler, nachdem er seine Stellen aufgegeben hatte, in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias, wo er seine Muße zur Sammlung seiner theologischen oder vielmehr polemischen Schriften benutzte. Er starb nach langen Leiden am 9. Juli 1677 im 53. Jahre seines Alters.

Die dichterische Thätigkeit Schefflers ging seiner theologischen voran; die beiden Sammlungen seiner Gedichte erschienen im J. 1657, vier Jahre vor seiner Priesterweihe und eben so viele nach seinem Uebertritt zum Katholicismus. Wann sie entstanden sind, ist nicht bekannt, sie sind aber gewiß das Erzeugniß einer längern Reihe von Jahren, da er ja schon in früher Jugend dichtete. Die eine dieser Sammlungen wird uns erst später beschäftigen; dagegen haben wir jetzt auf die andere einzugehen, welche Schefflers lyrische Dichtungen enthält. Sie führt den Titel: „Heilige Seelenlust, oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche“ (zuerst Breslau o. J., aber gewiß 1657, dann mit einem vierten und endlich, 1668, mit einem fünften Theil vermehrt) und enthält im Ganzen 205 Lieder, welche in ihrer Haltung, wie ihrer Richtung und Sprache oft an den älteren Spee erinnern. Man hat zwar diesen Zusammenhang zwischen Spee und Angelus Silesius läugnen wollen, aber es ist ein solcher doch ganz unverkennbar, wenn auch letzterer eigenthümlich genug bleibt, daß an ein bestimmtes Nachbilden freilich nicht zu denken ist. Die in vielfacher Beziehung verwandte Natur der beiden Männer mag allerdings manche Aehnlichkeit in ihren Dichtungen erklären, aber dies allein reicht doch nicht hin, die große Uebereinstimmung zu begründen, die in vielen ihrer Lieder zu finden ist. Wie in Spee, so finden wir auch in Angelus ein tiefes Gefühl für die Natur, und wie jener, so lehnt auch dieser seine frommen Betrachtungen an die Darstellung der Frühlingswelt, welche ihm die Nähe des Urbildes aller Liebe, des Bräutigams der Seele eröffnet (2. 3). Wie bei Spee, so ist auch bei ihm das Ringen nach der innigsten Gemeinschaft mit Gott, besonders aber die glühende Sehnsucht nach Christus (1) der Grundzug seiner Lieder, weshalb er auch, ja noch mehr als jener, seiner Liebe den Ausdruck sinnlicher Empfindung verleiht, der oft sogar in tändelnde Spielerei ausartet. Wie Spee, so stellt auch Angelus die Liebe der Seele zu ihrem himmlischen Bräutigam gern in dem Gewande der Schäferpoesie dar, aber während jener vorzüglich durch das hohe Lied zu dieser Auffassung angeregt wurde, wählte Scheffler dieselbe wohl in der Absicht, den weltlichen Schäfergedichten geistliche entgegenzusetzen, und es sind einzelne Spuren vorhanden, wo er die Pegnitzer offenbar nachahmt. So viele Vergleichungspunkte aber beide Dichter darbieten, so ist doch eine große Verschiedenheit in ihnen bald wahrzunehmen: Angelus ist nämlich durchaus weich und sentimental, was bei Spee keineswegs der Fall ist, woraus auch zu erklären ist, daß Schefflers Lieder bei den Pietisten lebhaften Anklang fanden, während die Gesänge Spees von ihnen ganz unbeachtet blieben, wenigstens keine Aufnahme in ihre Gesangbücher fanden. Daher ist Angelus aber auch für die Geschichte des Kirchenlieds höchst bedeutend, dessen spätere Entwickelung sich vielfältig an ihn anlehnt; die süßliche Tändelei der Herrnhuter hat in seiner schwärmerischen Sentimentalität ihr erstes Vorbild. Nur fehlt den späteren Liedern der tief poetische Sinn, den wir an den Gedichten Schefflers selbst in seinen Verirrungen anerkennen müssen, es fehlt ihnen die Wahrheit des Gefühls, die Tiefe der Empfindung, in deren Ausdruck Scheffler so überaus reich und trefflich ist. Doch finden sich unter seinen Gedichten manche, die schon ganz im Sinne und in der tändelnden Weise der Herrnhuter gedichtet sind (4); aber gerade diese lassen seinen poetischen Geist am wenigsten erkennen. Uebrigens sind keineswegs alle seine Lieder in dem nämlichen weichen Geiste abgefaßt, mehrere sind von einer Kraft der Empfindung erfüllt, welche unwiderstehlich hinreißt (7). Es sind diese aber sämmtlich späteren Ursprungs, und man erkennt daran, wie mächtig der Uebertritt zum Katholicismus auf sein ganzes Wesen eingewirkt hat. Vor demselben, da er sich von den ihn abstoßenden kalten Formen des Protestantismus in sein Inneres zurückzog, versenkte sich seine Seele ganz in die schwärmerische Liebe zu ihrem himmlischen Bräutigam; nach dem Uebertritt, wo er sich zum Kampfe gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen vorbereitete oder denselben schon bestand, sind seine Lieder von einer Kraft, von einem feurigen Schwung erfüllt, in welchem sich die eine Thatkraft ausspricht, die eben so entschieden ist, als seine frühere weichliche Hingebung. Aus dem schmachtenden Liebhaber war ein ernster Mann geworden, der für das, was er liebt, die Waffen zu ergreifen und sein Leben zu opfern fähig ist. Der Lieder aus dieser späteren Zeit sind freilich nur wenige, denn seine polemische Thätigkeit ließ ihm wohl keine Muße zu dichterischen Arbeiten zu; aber es sind diese wenigen Lieder den früheren weit vorzuziehen. Alle sind aber formell vorzüglich gelungen; die Sprache ist reich, der Ausdruck poetisch und von hoher Anschaulichkeit, die Darstellung ungezwungen und gewandt, rhythmisch meistens untadelhaft und von großem Wohllaut, der sie auch zum Gesange eignet, wie sie denn schon früh componirt wurden. Der Reichthum seiner Sprache, der

*) Die früher allgemein geltende Meinung, daß er in den Jesuitenorden getreten sei, ist gänzlich unbegründet.

aber mehr in der andern, später zu besprechenden Sammlung, dem „Cherubinischen Wandersmann", als in der „Seelenlust" hervortritt, gründet sich zumeist auf das Studium der älteren Mystiker, namentlich Taulers, von dem er eine Reihe von allerdings sehr bezeichnenden Ausdrücken entlehnt hat.

1. Psyche verspricht sich, Ihn biß in Tod zu lieben.

1. JCh wil dich lieben, meine Stärcke,
Ich wil dich lieben, meine Ziehr,
Ich wil dich lieben mit dem Wercke
Und immerwehrender Begihr:
Ich wil dich lieben, schönstes Licht,
Biß mir das Hertze bricht.

2. Ich wil dich lieben, O mein Leben,
Als meinen allerbesten Freind;
Ich wil dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glantz bescheint;
Ich wil dich lieben, Gottes Lamm,
Als meinen Bräutigam.

3. Ach, daß ich dich so spät erkennet,
Du Hochgelobte Schönheit du,
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Gut und wahre Ruh!
Es ist mir leid und bin betrübt,
Daß ich so spät geliebt.

4. Ich lieff verirrt und war verblendet,
Ich suchte dich und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet,
Und liebte daß geschaffne Licht:
Nu aber ists durch dich geschehn,
Daß ich dich hab ersehn.

5. Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glantz hat licht gebracht
Ich danke dir, du Himmels-Wonne,
Das du mich fro und frey gemacht,
Ich danke dir, du güldner Mund,
Daß du mich machst gesund.

6. Erhalte mich auff deinen Stegen,
Und laß mich nicht mehr irre gehn;
Laß meinen Fuß in deinen Wegen
Nicht straucheln oder stille stehn;
Erleucht mir Leib und Seele gantz,
Du starker Himmels glantz.

7. Gib meinen Augen süsse Thränen,
Gib meinem Hertzen keusche brunst;
Laß meine Seele sich gewöhnen,
Zu üben in der Liebe-Kunst,
Laß meinen Sinn, Geist und Verstand
Stäts sein zu dir gewand.

8. Ich wil dich lieben, meine Krone,
Ich wil dich lieben, meinen Gott,
Ich wil dich lieben ohne lohne
Auch in der allergrösten Noth;
Ich wil dich lieben, schönstes Licht,
Biß mir das Hertze bricht.

2. Sie sucht ihren Bräutigam.

1. WO ist der Schönste, den ich liebe,
Wo ist mein Seelen-Bräutigam?
Wo ist mein Hirt und auch mein Lamm,
Um den ich mich so sehr betrübe?
Sagt an, ihr Wiesen und ihr Matten,
Ob ich bei euch ihn finden soll,
Das ich mich unter seinen Schatten
Kann laben und erfrischen wol?

2. Sagt an, ihr Lilien und Narcissen,
Wo ist das zarte Lilien-Kind?
Ihr Rosen, saget mir geschwind,
Ob ich ihn kann bei euch genießen.
Ihr Hyacinthen und Violen,
Ihr Blumen alle manigfalt,
Sagt, ob ich ihn bei euch sol holen,
Damit er mich erquicke bald.

3. Wo ist mein Brunn, ihr kühlen Brünne?
Ihr Bäche, sagt, wo ist mein Bach,
Mein Ursprung, dem ich gebe nach,
Mein Quell, auf den ich immer sinne?
Wo ist mein Lust-wald, O ihr Wälder?
Ihr Ebenen, wo ist mein Plan?
Wo ist mein grünes Feld, ihr Felder?
Ach zeigt mir doch zu ihm die Bahn.

4. Wo ist mein Täublein, ihr Gefieder?
Wo ist mein treuer Pelican,
Der mich lebendig machen kan?
Ach, daß ich ihn doch finde wieder!
Ihr Berge, wo ist meine Höhe?
Ihr Thäler, sagt, wo ist mein Thal?
Schaut, wie ich hin und wieder gehe,
Und ihn gesucht hab' überall.

5. Wo ist mein Leitstern, meine Sonne,
Mein Mond und ganzes Firmament?
Wo ist mein Anfang und mein End?
Wo ist mein Jubel, meine Wonne?
Wo ist mein Tod und auch mein Leben?
Mein Himmel und mein Paradeis?
Mein Hertz, dem ich mich so ergeben,
Das ich von keinem andern weiß?

6. Ach Gott, wo sol ich weiter fragen?
Er ist bei keiner Creatur!
Wer führt mich über die Natur?
Wer schafft ein Ende meinem Klagen?
Ich muß mich über Alles schwingen,
Muß mich erheben über mich,
Dann, hoff' ich, wird mirs wol gelingen,
Daß ich, o Jesu, finde dich.

3. Sie vergleicht das JEsulein einem Blümelein.

1. JCh weiß ein liebes Blümelein
Mit Gottes Thau begossen,
In einem Jungfräulichen Schrein
Zur Winters-Zeit entsprossen:
Diß Blümelein heißt JEsulein,
Ew'ger Jugend, grosser Tugend,
Schön und lieblich, reich und herrlich:
Menschen-Kind,
Wie selig ist, der dieses Blümlein findt!

2. Es hat so lieblichen Geruch,
Erquikket Leib und Seele,
Vertreibt die Gifft, verjagt den Fluch,
Und giebt ein heilsam Oele;
Es stillt den Schmertz und stärkt das Hertz,
Bringt im Leide süsse Freude,
Kan uns geben ewges Leben:
Menschen-Kind,
Wie selig ist, der dieses Blümlein findt!

3. Ich hab mir dieses Blümelein
Für allen außerlesen;
Wils meinem Hertzen proppfen ein,
Auff das ich kan genesen.
Ich wils allzeit in Lieb und Leid
Bey mir haben, mich zu laben,
Und mit Freuden abzuscheiden:
Menschen-Kind,
Wie selig ist, der dieses Blümlein findt!

4. Sie bittet, daß ihr sein Leiden möge zu statten kommen.

1. DJe Seele Christi heilge mich,
Sein Geist verzukke mich in sich,
Sein Leichnam, der für mich verwundt,
Der mach mir Leib und Seel gesund.

2. Das Wasser, welches auf den Stoß
Deß Speers auß seiner Seiten floß,
Das sey mein Bad und all sein Blut
Erquikke mir Hertz, Sinn und Muth.

3. Der Schweiß von seinem Angesicht
Laß mich nicht kommen ins Gericht,
Sein gantzes Leiden, Creutz und Pein,
Das wolle meine Stärke sein.

4. O JEsu Christ, erhöre mich,
Nihm und verbirg mich gantz in dich,
Laß mich in deine Wunden ein,
Daß ich fürm Feind kan sicher seyn!

5. Ruff mir in meiner letzten Noth
Und setz mich neben dich, mein Gott,
Daß ich mit deinen Heilgen alln
Mög' ewiglich dein Lob erschalln!

5. Sie ergibet sich der ewigen Liebe.

1. LJebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,

Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wieder bracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

2. Liebe, die du mich erkohren,
Eh als ich geschaffen war,
Liebe, die du Mensch gebohren,
Und mir gleich wardst gantz und gar,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

3. Liebe, die für mich gelidten
Und gestorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erstritten
Ewge Lust und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich
Dein zu bleiben ewiglich.

4. Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sin,
Liebe, die mich überwunden,
Und mein Hertze hat dahin,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

5. Liebe, die mich wird erwekken
Auß dem Grab der Sterbligkeit,
Liebe, die mich wird umbstekken
Mit dem Laub der Herrligkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

6. Sie gibt Bericht, wo JEsus anzutreffen sey.

1. WOlt ihr den HErren finden,
So sucht jhn, weil es Zeit;
Wolt jhr den Bräut'gam binden,
So thuts, weil ers verleiht;
Wolt jhr die Kron empfangen,
So rennet nach dem Ziel:
Wer viel meint zu erlangen,
Der sucht und müht sich viel.

2. Sucht jhn mit Kinds-Geberden
Im Kriplein auf dem Heu,
Denn wer kein Kind wil werden,
Der geht jhn straks vorbey.
Sucht jhn, den reinen Knaben,
In der Jungfrauen Schoß,
Denn wer diß Gold wil haben,
Muß seyn von Keuschheit groß.

3. Sucht jhn, soll er sich zeigen,
Im Straß-Weg der Geduld:
Wer meyden kan und schweigen,
Der findet seine Huld.
Sucht jhn in Wüsteneyen
Und Abgeschiedenheit:
Die mit der Welt sich freuen,
Die fehlen seiner weit.

4. Sucht jhn in Creutz und Leiden,
In Trübsal und Elend,
Denn durch der Wollust Freuden
Wird man von jhm getrennt.
Sucht jhn, wo er im Grabe
Der Welt gestorben ist,
Denn wer nicht allm stirbt abe,
Wird nicht von jhm erkiest.

5. Sucht jhn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim,
Denn die jhn liebend loben,
Sind nicht sehr weit von jhm.
Sucht jhn in eurem Hertzen
Mit tieffer Innigkeit,
So werdt jhr quitt von Schmertzen
Jetzt und in Ewigkeit.

7. Sie vermahnet zur Nachfolgung Christi.

1. MIr nach! spricht Christus, unser Held,
Mir nach, jhr Christen alle!
Verläugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruff' und Schalle,
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auff euch, folgt meinem Wandel nach!

2. Ich bin das Licht, ich leucht euch für
Mit heil'gem Tugend-leben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darff nicht im Finstern schweben:
Ich bin der Weg, ich weise wol,
Wie man wahrhafftig wandeln sol.

3. Mein Hertz ist voll Demütigkeit,
Voll Liebe meine Seele;
Mein Mund, der fleußt zu jeder Zeit
Von süssem Sanftmut-Oele;
Mein Geist, Gemüte, Krafft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auff ihn.

4. Fällt's euch zu schwer? ich geh' voran,
Ich steh' euch an der Seite,
Ich kämpffe selbst, ich brech' die Bahn,
Bin alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still darff stehn,
Wenn er den Feldherrn an sieht gehn!

5. Wer seine Seel' zu finden meynt,
Wird sie ohn' mich verlieren;
Wer sie umb mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen.
Wer nicht sein Kreutz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier.

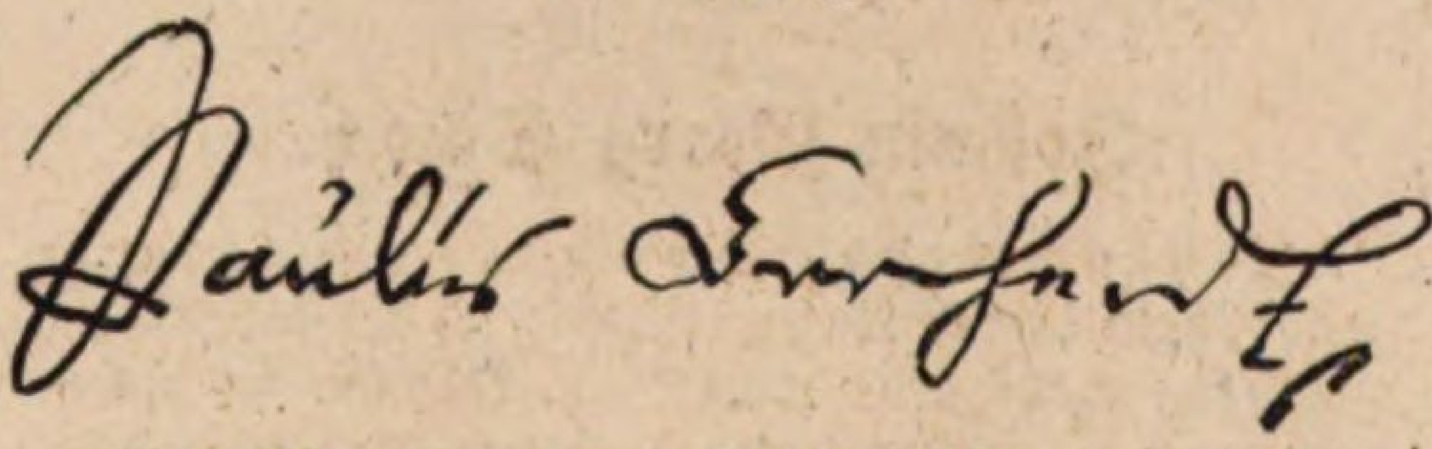
6. So lasst uns denn dem lieben HErrn
Mit unserm Kreutz nachgehen,
Und wolgemut, getrost und gern
In allen Leiden stehen:
Wer nicht gekämpfft, trägt auch die Kron'
Deß ewgen Lebens nicht davon!

Johann Georg Schoch.

Johann Georg Schoch aus Leipzig wurde wahrscheinlich erst im zweiten Viertel des 17. Jahrh. geboren; wenigstens nennt ihn Buchner in einem seinen im J. 1660 herausgegebenen Gedichten vorangestellten lateinischen Epigramm einen Jüngling. Wir wissen überhaupt von seinen Lebensumständen nur, daß er später als praktischer Jurist in Naumburg lebte, und wie aus seiner Unterschrift in der Sammlung seiner Gedichte hervorgeht, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, als welches er den Namen des „Grünenden" führte. Er gab außer einer „Comödie", von welcher später die Rede sein wird, einen Band Gedichte unter dem Titel „Neu-erbaueter Poetischer Lust- und Blumengarten" (Leipzig 1660) heraus, dessen Blumen jedoch wenig Lust gewähren. Wir haben wenigstens in den „Hundert Schäffer- Hirten- Liebes- und Tugendliedern, den zweyhundert Lieb- Lob- und Ehren-Sonnetten und den vierhundert Denck-Sprüchen, Sprüch-Wörtern, Retzeln, Grab- und Ueberschrifften, Gesprächen und Schertz-Reden", aus denen die Sammlung besteht, nicht Ein Stück entdecken können, das der Mittheilung werth wäre, man müßte denn nachweisen wollen, daß der bekannte Schmidt von Werneuchen in der Darstellung der allergewöhnlichsten Verhältnisse des Landlebens schon einen Vorgänger hatte. Schochs Personen sind natürlich Schäfer und Schäferinnen, die in einander und in das Hirtenleben verliebt sind, und daher nicht fertig werden, die Herrlichkeit desselben zu preisen. Denn herrlich ist Alles und der liebeseufzende Filidor oder Damon geräth schon in Entzücken, wenn er daran denkt, wie er seiner Griete „die Schu' abtrocken Vnd gelinde schmieren" will. Doch fehlt es bei all diesem Glück auch nicht an Liebesschmerz, und oft ist der arme Hirte daran, sich die Kehle abzuschneiden oder eine andere, noch unpoetischere Todesart zu wählen; allein es scheint, daß er endlich Erhörung findet oder die Spröde selbst verläßt, denn der Roman beginnt stets von Neuem wieder.

Paul Gerhardt.





Wie Flemming im weltlichen Liede, so nimmt Paul Gerhardt im geistlichen unbestritten die erste Stelle ein, ja in noch bestimmterer Weise, als jener, da er, ob ihm gleich an poetischem Talent untergeordnet, in der Gattung, die er behandelte, einen großen und bleibenden Einfluß auf seine mitlebenden und die späteren Dichter ausübte, während Flemmings Dichtungen dessen Zeitgenossen, man kann wohl sagen ganz unberührt ließen, nur auf wenige spätere Dichter des Zeitraums Einfluß ausübten. Es muß Gerhardt daher unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich ziehen. Derselbe wurde wahrscheinlich im J. 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen geboren. Von seiner Jugend und seinen Studien wissen wir nichts Genaueres, eben so wenig ist von seinen nachfolgenden Schicksalen bis zum J. 1651, da er von Berlin, wo er sich aufhielt, zum Probst in Mittelwalde ernannt wurde. Schon fünf Jahre darauf erhielt er einen Ruf als Diakonus bei der St. Nicolaikirche in Berlin, in welcher Eigenschaft er an den bekannten Verhandlungen zwischen Reformirten und Lutheranern Theil nahm, welche der große Kurfürst anbefohlen hatte, um wo möglich eine Vereinigung der beiden Religionsparteien herbeizuführen. Seine Unbeugsamkeit trug große Schuld daran, daß diese Vereinigung nicht zu Stande kam, und da er sich dem Religionsedict des Kurfürsten nicht unterwerfen wollte, welches zunächst den lutherischen Geistlichen verbot, in ihren Predigten die Reformirten zu verketzern, wurde er seines Amts entlassen. Zwar wurde er auf die wiederholten Vorstellungen des Magistrats und der Bürgerschaft von Berlin wieder in dasselbe eingesetzt, aber er verzichtete freiwillig darauf, weil er dann doch jenes Edict hätte befolgen müssen. Nachdem er längere Zeit ohne Anstellung in Berlin geblieben war, wo er von der Unterstützung seiner ehemaligen Gemeinde lebte, die ihm in herzlicher Liebe ergeben war, wurde er im J. 1668 zum Archidiakonus in Lübben ernannt, wohin er sich Ende Mai 1669 begab. Er starb daselbst am 7. Juni 1676 in seinem 70. Jahre.

Gerhardts geistliche Lieder, die seit 1649 in verschiedenen Gesangbüchern zerstreut gedruckt waren, erschienen zuerst gesammelt in einer von seinem Freunde Ebeling besorgten Ausgabe (Berlin 1667). Es sind deren im Ganzen 120, die beinahe ohne Ausnahme Muster des evangelischen Kirchenlieds genannt werden können, weshalb denn auch jedes Gesangbuch eine zahlreiche Auswahl darbietet, und manche derselben zu wahren Volksliedern geworden sind, die sich seit zwei Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben und sich auch ohne Hülfe des Drucks vererbt haben würden. Wir haben oben Gerhardt mit Flemming zusammengestellt, indem wir sie als die beiden Häupter der lyrischen Dichtung im vorliegenden Zeitraum bezeichnet haben; sie haben noch mehr Gemeinsames, und als solches erkennen wir vor Allem den Gegensatz, der sich in ihnen gegen die Opitzische Richtung kund gibt, ein Gegensatz, der jedoch ganz innerlicher Natur ist, während sich beide Dichter formell an Opitz und seine Schule anschließen. Wir haben nicht nöthig, diesen Gegensatz, wie er sich in den Dichtungen Flemmings offenbart, auseinander zu setzen, er geht aus der früheren Darstellung genugsam hervor (S. 253 ff.), es genügt, einfach zu wiederholen, daß er der betrachtenden und didaktischen Weise Opitzens die Poesie des Gefühls und der Phantasie entgegensetzte, während er sich formell entschieden an ihn anschloß. Gerhardt trat hauptsächlich in anderer Weise der herrschenden Richtung entgegen: er führte nämlich das Kirchenlied auf den volksmäßigen Ton zurück, der durch Luther so großartig angeschlagen worden war, und rettete es dadurch von dem Verderben, dem es in den Händen der Kunstdichter entgegenging, welche ihm Sprache und Form des weltlichen Lieds gegeben hatten. Zwar verwarf Gerhardt keineswegs die von der neuen Dichtung errungene künstlerische Bildung, vielmehr lag ihm stets daran, wie aus seinem mit zahlreichen Verbesserungen versehenen Handexemplare zu ersehen ist, nach welchem später eine neue Ausgabe seiner Lieder veranstaltet wurde (Zerbst 1707), die möglichste Vollendung in Sprache, Ausdruck und Rhythmus zu erreichen. Und indem er so einerseits die schlichte Haltung des alten Kirchengesangs wieder einführte, andrerseits dessen Form veredelte, wurde er der zweite Schöpfer des deutschen Kirchenlieds, das sich jetzt von Neuem in erfreulicher Weise entfaltete, und von nun an den Charakter bewahrt, der ihm durch Gerhardt gegeben war, ja diesen Charakter selbst in den Verirrungen zeigte, in die es sich eine Zeitlang verlor. Gerhardt trennte sich darin von dem altlutherischen Liede, daß er es, der Zeit und ihren Bedürfnissen entsprechend, in das Gebiet der subjectiven Anschauung führte. Denn wenn auch das kirchliche Gemeindebewußtsein in den Liedern Gerhardts noch mächtig durchbricht, so stellt er doch hauptsächlich die besondern Beziehungen des Einzelnen zu Gott dar; er spricht zwar Gefühle und Empfindungen aus, welche alle Christen erfüllen können und sollen, aber nicht in so ferne sie Glieder der großen Christengemeinde sind und sich als solche fühlen, sondern mit vorwaltendem persönlichem Bewußtsein. Luthers Lieder waren Schlachtgesänge gegen den Bösen, als den allgemeinen Feind

der Christenheit, es waren Jubel= und Danklieder nach erfochtenem Sieg, an dem die ganze Gemeinde Theil genommen hatte; Gerhardts Lieder sind Ergießungen des in Andacht aufgelösten Gemüths, das von der ihn umgebenden Welt unberührt bleibt. Sie entfernen sich dadurch allerdings von dem eigentlichen Wesen des allgemeinen Kirchenlieds, aber sie nähern sich demselben wieder dadurch, daß die dargestellte Empfindung der Einzelnen auch zugleich die aller Christen sein muß. Daher zieht sich auch durch alle Lieder Gerhardts Ein Gedanke durch, der die Grundlage aller wahrhaft christlichen Gesinnung sein muß; es ist dies der unerschütterliche Glaube an Gottes Liebe, die den Menschen von seiner Geburt bis zum Tode und selbst jenseits des Grabes begleitet, die ihn auch dann nicht verläßt, wenn das Unglück ihn zu zerschmettern scheint, weil ja die strengste Prüfung selbst ein Ausfluß jener unendlichen Liebe ist. Es ist begreiflich, daß dieser Glaube gerade in der trostlosen Zeit des Jammers und Elends, unter dem alle Völker Deutschlands seufzten, lebendig werden mußte; Gerhardt hat in der That in seinen Liedern nur ausgesprochen, was Millionen Herzen fühlten; aber er hat es als Dichter, das heißt in einer Weise ausgesprochen, daß Jeder darin die geheimsten Empfindungen seiner Seele wieder erkannte und mit einer Klarheit und Lebendigkeit ausgesprochen fand, wie er selbst nie hätte in Worte kleiden können. Aus dieser mächtigen Wahrheit, die in Gerhardts Liedern lebt, ist es auch zu erklären, daß sich die stets geschäftige Sage schon frühe ihrer bemächtigte. Das unerschütterliche Vertrauen auf Gottes Güte und Liebe schien in dem schönen Gesang: „Befiehl du deine Wege“ (2) so mächtig ausgedrückt, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es habe der Dichter auch unmittelbar nach dessen Abfassung den vollsten Lohn dafür erhalten müssen *).

Gerhardts Lieder sind sämmtlich von ziemlich großem Umfange, aber es ist derselbe eine Folge seines großen Gedankenreichthums und der Kunst, mit welcher er den Hauptgedanken poetisch zu entfalten versteht. Hiezu bedient er sich jedoch nur der einfachsten Mittel, wie sie das Volkslied zeigt. Ueberhaupt ist seine Darstellung höchst einfach, oft wahrhaft kindlich, aber eben dadurch mächtig ergreifend, wie das Volkslied, wie denn auch manche derselben wirkliche Volkslieder geworden sind und noch jetzt häufig vom Volke gesungen werden.

1. Morgen-Segen.

1. DIe güldne Sonne, Voll Freud' und Wonne,
Bringt unsern Grentzen Mit ihrem Gläntzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Häupt und Glieder, Die lagen darnieder,
Aber nun steh' ich, Bin munter und frölich,
Schaue den Himmel mit meinen Gesicht.

2. Mein Auge schauet, Was Gott gebauet
Zu seinen Ehren Und uns zu lehren,
Wie sein Vermögen sey mächtig und groß,
Und wo die Frommen Dann sollen hinkommen,
Wann sie mit Frieden Von hinnen geschieden
Auß dieser Erden vergänglichen Schooß.

3. Lasset uns singen, Dem Schöpffer bringen
Güther und Gaben; Was wir nur haben,
Alles sey Gotte zum Opffer gesetzt.
Die besten Güther Sind unsre Gemüther,
Danckbare Lieder Sind Weyrauch und Widder,
An welchen Er sich am meisten ergetzt.

4. Abend und Morgen Sind seine Sorgen,
Segnen und mehren, Unglück verwehren,
Sind seine Wercke und Thaten allein.
Wenn wir uns legen, So ist er zugegen;
Wenn wir auffstehen, So läst Er auffgehen
Ueber uns seiner Barmhertzigkeit-Schein.

5. Ich hab' erhoben Zu dir hoch droben
All meine Sinnen: Laß mein Beginnen
Ohn allen Anstoß und glücklich ergehn.
Laster und Schande, Des Lucifers Bande,
Fallen und Tücke Treib fern zurücke,
Laß mich auff deinen Geboten bestehn.

6. Laß mich mit Freuden Ohn alles Neiden
Sehen den Segen, Den du wirst legen
In meines Bruders und Nähesten Hauß.
Geistliches Brennen, Unchristliches Rennen
Nach Guth mit Sünde, Das tilge geschwinde
Von meinem Hertzen und wirff es hinauß.

7. Menschliches Wesen, Was ists gewesen?
In einer Stunde Gehts zu Grunde,
So bald das Lüfftlein des Todes drein bläst:
Alles in allen Muß brechen und fallen;
Himmel und Erden, Die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschöpffung gewest.

8. Alles vergehet, Gott aber stehet
Ohn alles Wancken; Seine Gedancken,
Sein Wort und Willen hat ewigen Grund:
Sein Heyl und Gnaden, Die nehmen nicht schaden,
Heilen im Hertzen Die tödtlichen Schmertzen,
Halten uns zeitlich und ewig gesund.

9. Gott, meine Krone, Vergib und schone,
Laß meine Schulden In Gnad und Hulden
Auß deinen Augen seyn abgewandt.
Sonsten regiere Mich, lenke und führe,
Wie dirs gefället: Ich habe gestellet
Alles in deine Beliebung und Hand.

10. Wilt du mir geben, Wormit mein Leben
Ich kan ernähren, So laß mich hören
Allzeit im Hertzen diß heilige Wort:
Gott ist das Gröste, Das Schönste und Beste,
Gott ist das Süßte Und Allergewißte,
Auß allen Schätzen der edelste Hort.

11. Wilt du mich kräncken, Mit Galle träncken,
Und sol von Plagen Ich auch was tragen,
Wolan, so mach es, wie dir es beliebt!
Was gut und tüchtig, Was schädlich und nichtig
Meinem Gebeine, Das weist du alleine,
Hast niemals keinen zu sehre betrübt.

12. Creutz und Elende, Das nimmt ein Ende:
Nach Meeres-Brausen Und Windes-Sausen
Leuchtet der Sonnen gewünschtes Gesicht.
Freude die Fülle Und selige Stille
Hab ich zu warten Im himmlischen Garten:
Dahin sind meine Gedancken gericht.

2. Befiehl dem Herren deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wol machen!

1. BEfiehl du deine Wege,
Und was dein Hertze kränckt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenckt:
Der Wolcken, Lufft und Winden
Gibt Wege, Lauff und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

2. Dem Herren must du trauen,
Wann dirs sol wolergehn,
Auff sein Werck must du schauen,

*) Die Sage läßt nämlich den Dichter, aus Berlin verbannt, mit seiner Gattin flüchtig umherirren und in die äußerste Noth gerathen. Als sie eines Tags in dem ärmlichen Wirthshause eines kleinen Dorfes saßen, berichtet die Sage weiter, und Gerhardts Frau über ihr hartes Geschick klagte, erinnerte er sie an die herrlichen Worte des 37. Psalms: „Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen!“ und dichtete sogleich im nahen Garten das Lied, dessen Strophen in ihren Anfängen jene Worte enthalten. Es verfehlte seinen Eindruck nicht, und die Frau wurde ruhiger; bald aber mußte sie sich ihres Kleinmuths schämen, denn es kamen Abgesandte des Herzogs von Merseburg, welche den Verbannten schon lange vergeblich aufgesucht hatten, mit einem Schreiben des Herzogs, durch welches er ihm ein ansehnliches Jahrgeld bis zu seiner weiteren Versorgung zusicherte.

Wenn dein Werck sol bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen,
Und mit selbst eigner Pein
Läst Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß erbethen sein.

3. Dein' ewge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sibt,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt.
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starcker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Raht gefällt.

4. Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dirs nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Liecht.
Dein Werck kan niemand hindern,
Dein Arbeit darff nicht ruhn,
Wann du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, wilst thun.

5 Und ob gleich alle Teufel
Hier wolten wiederstehn,
So wird doch ohne Zweiffel
Gott nicht zu rücke gehn.
Was Er Ihm vorgenommen,
Und was Er haben wil,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziehl.

6. Hoff', O du arme Seele,
Hoff', und sey unverzagt!
Gott wird dich auß der Höle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit grossen Gnaden rucken;
Erwarte nur der Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

7. Auff! auff! gib deinem Schmertze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was dein Hertze
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente,
Und führet alles wol.

8. Ihn, Ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wann Er, wie Ihm gebühret,
Mit wunderbahrem Raht
Die Sach hinauß geführet,
Die dich bekümmert hat.

9. Er wird zwar eine Weyle
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solst du für und für
In Angst und Nöhten schweben,
Fragt Er doch Nichts nach dir.

10. Wirds aber sich befinden,
Daß du Ihm treu verbleibst,
So wird Er dich entbinden,
Da dus am wengsten gläubst:
Er wird dein Hertze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem bösen
Bißher getragen hast.

11. Wol dir, du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Danck-Geschreye
Den Sieg und Ehren-Kron.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freuden-Psalmen
Dem, der dein Leyd gewandt.

12. Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noht,
Stärck unsre Füß und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen seyn,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

3. Sommer-Gesang.

1. GEh aus, mein Hertz, und suche Freud
In dieser lieben Sommer-Zeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Garten-Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

2. Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seyde.

3. Die Lerche schwingt sich in die Lufft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völcklein aus,
Der Storch baut und bewahrt sein Haus,
Das Schwäblein speißt ihr Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh
Ins tieffe Graß gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und mahlen sich und ihren Rand
Mit schatten reichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabey,
Und klingen gantz von Lust-Geschrey
Der Schaff und ihrer Hirten.

6. Die unverdroßne Bienenschaar
Zeucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr edle Honigspeise;
Des süssen Weinstocks starcker safft
Kriegt täglich neue stärck und krafft
In seinem schwachen Reise.

7. Der Weitzen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt,
Und rühmt die grosse Güte
Deß, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das Menschliche Gemüthe.

8. Ich selbsten kan und mag nicht ruhn;
Des grossen Gottes grosses Thun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem höchsten klingt
Aus meinem Hertzen rinnen.

9. Ach, denck ich, bist du hier so schön,
Und läßst du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was wil doch wol nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden!

10. Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wol in Christi Garten sein!
Wie muß es da wol klingen,
Da so viel tausent Seraphim,
Mit eingestimmtem Mund und Stim
Ihr Alleluja singen!

11. O wär ich da! o stünd ich schon,
Ach süsser Gott, für deinem Thron
Und trüge meine Palmen,
So wolt' ich nach der Engel Weis
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausent schönen Psalmen!

12. Doch wil ich gleichwol, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Hertze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

13. Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der von Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe;
Gib, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht erziehe.

14. Mach in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wol bekleiben;
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum
Und Pflantze möge bleiben.

15. Erwehle mich zum Paradeis,
Und laß mich bis zur letzten Reis
An Leib und Seele grünen,
So wil ich dir und deiner Ehr
Allein, und sonsten keinem mehr
Hier und dort ewig dienen.

4. Abend-Lied.

1. NUn ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläfft die gantze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr solt beginnen,
Was eurem Schöpffer wolgefällt.

2. Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr hin, ein andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Hertzen scheint.

3. Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmels-Saal:
So, so werd ich auch stehen,
Wann wird mich heissen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

4. Der Leib, der eilt zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterbligkeit;
Die zieh ich aus: dargegen
Wird Christus an mir legen
Den Rock der Ehr und Herrligkeit.

5. Das Haupt, die Füß und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sey.
Hertz, freu dich! du solst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frey.

6. Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

7. Mein Augen stehn verdrossen,
Im huy sind sie verschlossen,
Wo bleibt denn Leib und Seel?
Nim sie zu deinen Gnaden,
Sey gut vor allen Schaden,
Du Aug und Wächter Israel!

8. Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nim dein Küchlein ein:
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Diß Kind sol unverletzet seyn!

9. Auch euch, ihr meine Lieben,
Sol heute nicht betrüben
Kein Unfall, noch Gefahr!
Gott laß euch ruhig schlaffen,
Stell euch die güldnen Waffen
Umbs Bett, und seiner Helden Schaar!

5. Danck-Lied vor die Verkündigung des Friedens.

1. GOttlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freuden-Wort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die spieß und schwerter und ihr Mord.
Wol auf, und nim nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen vollen Chor!
Erhebe dein Gemüthe,
Und dancke Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

2. Wir haben nichts verdienet,
Als schwere Straf und grossen Zorn,
Weil stets noch bey uns grünet
Der freche, schnöde Sünden-Dorn;
Wir sind fürwar geschlagen
Mit harter, scharffer Ruth,
Und dennoch muß man fragen:
Wer ist, der Busse thut?
Wir sind und bleiben böse,
Gott ist und bleibet treu,
Hilfft, daß sich bei uns löse
Der Krieg und sein Geschrey.

3. Sey tausend mahl willkommen,
Du theure, werthe Friedens-Gab!
Jetzt sehn wir, was vor Frommen
Dein bey uns Wohnen in sich hab,
In dir hat Gott versencket
All unser Glück und Heyl:
Wer dich betrübt und kräncket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Hertzleids in das Hertze,
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Freuden-Kertze
Mit seiner eignen Hand!

4. Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel und Hertz hinein,
Als ihr, zerstörten Schlösser,
Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder
Mit frischer Saat bestreut,
Itzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Heyd,
Ihr Gräber voller Leichen
Und tapffren Helden-Schweiß,
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

5. Hier trübe deine Sinnen,
O Mensch, und laß die Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen!
Geh in dein Hertz und dencke nach:
Was Gott bisher gesendet,
Das hast du außgelacht;
Nun hat er sich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Von Grimm und scharffem Dringen
Zu deinem Heyl zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb und gutes thun.

6. Ach, laß dich doch erwecken!
Wach auf, wach auf, du harte Welt,
Eh als das letzte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt!
Wer aber Christum liebet,
Sey unerschrocknes Muths!
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles guts:
Er will dir Lehre geben,
Das Ende naht herzu,
Da sollt ihr bey Gott leben
In ew'gen Fried und Ruh.

6. Lobgesang.

1. SOlt ich meinen Gott nicht singen,
Solt ich ihm nicht frölich sein?
Denn ich seh in allen Dingen,
Wie so gut ers mit mir mein.
Ist doch nichts als lauter lieben,
Das sein treues Hertze regt,
Das ohn Ende hebt und trägt,
Die in seinem Dienst sich üben:
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

2. Wie ein Adler sein Gefieder
Ueber seine Jungen streckt,
Also hat auch hin und wieder
Mich des Höchsten Arm gedeckt
Also bald im Mutterleibe,
Da er mir mein Wesen gab,
Und das Leben, das ich hab,
Und noch diese Stunde treibe.
Alles Ding wehrt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

3. Sein Sohn ist ihm nicht zu theuer,
Nein, er giebt ihn für mich hin,

Daß er mich vom ew'gen Feuer
Durch sein theures Blut gewin.
O du unergründter Brunnen,
Wie wil doch mein schwacher Geist,
Ob er sich gleich hoch besleisst,
Deine Tieff ergründen können.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

4. Seinen Geist, den edlen Führer,
Gibt er mir in seinem Wort,
Daß er werde mein Regierer
Durch die Welt zur Himmelspfort,
Daß er mir mein Hertz erfülle
Mit dem hellen Glaubens-Licht,
Das des Todes Reich zerbricht
Und die Hölle selbst mache stille.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

5. Meiner Seelen Wolergehen
Hat er ja recht wol bedacht:
Wil dem Leibe Noth zustehen,
Nimmt er's gleichfalls wol in Acht.
Wenn mein Können, mein Vermögen
Nichts vermag, nichts helfen kan,
Kömmt mein Gott und hebt mir an,
Sein Vermögen beyzulegen.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

6. Himmel, Erd' und ihre Heere
Hat er mir zum Dienst bestellt;
Wo ich nur mein Aug hinkehre,
Find ich, was mich nährt und hält:
Thier und Kräuter und Getraide,
In den Gründen, in der Höh,
In den Püschen, in der See,
Ueberall ist meine Weyde.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

7. Wenn ich schlafe, wacht sein sorgen,
Und ermuntert mein Gemüth,
Daß ich alle liebe Morgen
Schaue neue Lieb und Güt.
Wäre mein Gott nicht gewesen,
Hätte mich sein Angesicht
Nicht geleitet, wär ich nicht
Aus so mancher Angst genesen.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

8. Wie so manche schwere Plage
Wird vom Satan rum geführt,
Die mich doch mein Lebetage
Niemals noch bißher gerührt!
Gottes Engel, den er sendet,
Hat das böse, was der Feind
Anzurichten ist gemeynt,
In die Ferne weggewendet.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

9. Wie ein Vater seinem Kinde
Sein Hertz niemals gantz entzeucht,
Ob es gleich bißweilen Sünde
Thut und aus der Bahne weicht,
Also hält auch mein Verbrechen
Mir mein frommer Gott zu gut,
Wil mein Fehlen mit der Ruth
Und nicht mit dem Schwerte rächen.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

10. Seine Straffen, seine Schläge,
Ob sie mir gleich bitter seynd,
Dennoch, wenn ichs recht erwege,
Seynd es Zeichen, daß mein Freund,
Der mich liebet, mein gedencke,
Und mich von der schnöden Welt,
Die uns hart gefangen hält,
Durch das Creutze zu ihm lencke.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

11. Daß weiß ich fürwar, und lasse
Mirs nicht aus dem Sinn entgehn,
Christen Creutz hat seine masse,
Und muß endlich stille stehn.
Wenn der Winter außgeschneyet,
Tritt der schöne Sommer ein:
Also wird auch nach der Pein,
Wers erwarten kan, erfreuet.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

12. Weil den weder Ziel noch Ende
Sich in Gottes Liebe find,
Ey, so heb ich meine Hände
Zu dir, Vater, als dein Kind,
Bitte, wollst mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht
Zu umbfangen Tag und Nacht
Hier in meinem gantzen Leben,
Biß ich dich nach dieser Zeit
Lob und Lieb in Ewigkeit.

Johann Frank.

Der von Gerhardt angeschlagene Ton fand vielseitigen Wiederklang; nur wurde er leider nicht in allen seinen Eigenthümlichkeiten nachgeahmt: man verließ allmählich die volksmäßige Haltung, welche seinen Liedern so große Bedeutung gegeben hatte, und bildete nur die subjective Seite seiner Auffassung und zwar je länger je mehr in überwiegender Weise aus. Ihm am nächsten steht Johann Frank, dessen Lieder aber doch auch schon die zunehmende Entwickelung des subjectiven Elements verkünden. Derselbe war am 1. Jan. 1618 zu Guben in der Niederlausitz geboren; er studirte auf mehreren Universitäten, darunter auch in Königsberg zu Dachs Zeit, der wohl auch auf die Ausbildung seines poetischen Talents von Einfluß war. Nach vollendeten Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück, deren Dienst er seine Thätigkeit widmete; er wurde im J. 1648 zum Rathsherrn, 1661 zum Bürgermeister und 1670 zum Landesältesten der Markgrafschaft Niederlausitz ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode am 18. Juni 1677 bekleidete.

Seine „Teutschen Gedichte" (Guben 1674) zerfallen in zwei Theile, „Geistliches Zion" und „Irdischer Helikon". Die weltlichen Lieder, welche den zweiten Theil bilden, erheben sich nicht über die gewöhnlichsten Erzeugnisse der Zeit; wie so vielen Andern, so galt auch ihm der poetische Gedanke wenig, die Form Alles, und in dem einseitigen Bestreben nach Kunstvollendung geht er in spielender Künstelei unter, wobei ihm wohl zunächst die Pegnitzer Vorbilder waren. Wie Neumark, so ist er aber in seinen geistlichen Dichtungen ein ganz anderer Mensch; sein im weltlichen Liede durch das Haschen nach schöner oder, was ihm dasselbe war, nach seltsamer Form unterdrücktes Talent zeigt sich in seinen Kirchenliedern rein und unverkümmert, ob er gleich auch in ihnen großes Gewicht auf die Darstellung legt. Aber weil hierin Luther und die Bibel, namentlich die Psalmen, seine Führer sind, so ist der Ausdruck auch bei dem höchsten Schwung doch wahr und innig. Dagegen vermissen wir schon in ihm die volksthümliche Haltung der Gerhardtschen Lieder und noch mehr die kirchliche Grundlage; es ist das subjective Element noch weit entschiedener ausgeprägt, als bei Gerhardt, er schlägt schon Töne an, die im spätern pietistischen Liede zur vollen Entfaltung gelangt sind, er spricht schon die Sehnsucht nach der Vereinigung der liebenden und gläubigen Seele mit Christus in einer Weise aus, wie sie damals bei den protestantischen Dichtern noch unbekannt war. An die Spielereien seiner weltlichen Gedichte erinnert aber seine „Vater-Unsers-Harfe" (1646), eine Sammlung von 333 kurzen Gedichten über das Vaterunser.

1. Auf das Fest der Reinigung Mariä

1. HErr Jesu, Licht der Heyden,
Der Frommen Schatz und Lieb,
Wir kommen itzt mit Freuden
Durch deines Geistes Trieb
In diesen deinen Tempel
Vnd suchen mit Begier
Nach Simeons Exempel
Dich grossen Gott allhier.

2. Du wirst von uns gefunden,
O HErr, an jedem Ort,
Dahin du dich verbunden
Durch dein Verheischungs-Wort;
Vergönnst noch heut zu Tage,
Daß man dich gleicher Weis'
Auf Glaubens-Armen trage,
Wie hier der alte Greiß.

3. Sey unser Glantz in Wonne,
Ein helles Licht in Pein;
In Schrecken unsre Sonne,
Im Creutz ein Gnaden-Schein,
In Zagheit Gluth und Flamme,
In Noth ein Freuden Strahl,
In Kranckheit Artzt und Amme,
Ein Stern in Todes-Quahl.

4. HErr, laß auch uns gelingen,
Daß letzt, wie Simeon,
Ein jeder Christ kan singen
Den schönen Schwahnen-Thon:
„Mir werden nun mit Frieden
Mein' Augen zugedrückt,
Nachdem ich schon hienieden
Den Heyland hab' erblickt."

5. Ja, Ja! ich hab' im Glauben,
Mein JEsu, dich geschaut:
Kein Feind kan dich mir rauben,
Wie hefftig er auch braut.
Ich wohn in deinem Hertzen,
Und in dem meinen du;
Uns scheiden keine Schmertzen,
Kein Angst, kein Tod darzu.

6. Hier blickst du zwar zu weilen
So scheel und schwuel mich an,
Daß offt für Angst und Heulen
Ich dich nicht kennen kan;
Dort aber wirds geschehen,
Daß ich von Angesicht
Zu Angesicht sol sehen
Dein immer-klahres Licht.

2. Lob- und Danck-Lied.

1. JESU, meine Freude,
Meines Hertzen Weide,
JESU, meine Zier,
Ach, wi lang, ach lange
Ist dem Hertzen bange,
Vnd verlangt nach dir.
Gottes Lamm! Mein Bräutigam!
Außer dir sol mir auff Erden
Nichts sonst liebers werden!

2. Vnter deinen Schirmen
Bin ich für den Stürmen
Aller Feinde frey:
Laß den Satan wüttern!
Laß die Welt erschüttern!
Mir steht JEsus bey!
Ob es jtzt Gleich kracht und blitzt,
Ob gleich Sünd' und Hölle schrecken
JEsus wil mich decken.

3. Trotz dem alten Drachen!
Trotz dem Todes-Rachen!
Trotz der Furcht'darzu!
Tobe Welt, und springe,
Ich steh' hier und singe
In gar sichrer Ruh:
Gottes Macht Hält mich in Acht,
Erd' und Abgrund muß verstummen
Ob sie noch so brummen.

4. Weg mit allen Schätzen!
Du bist mein Ergötzen,
JEsu, meine Lust!
Weg, ihr eitlen Ehren!
Ich mag euch nicht hören,
Bleibt mir unbewust!
Elend, Noth, Kreutz, Schmach und Tod
Sol mich, muß ich gleich viel leiden,
Nicht von JEsu scheiden.

5. Gute Nacht, O Wesen,
Daß die Welt erlesen,
Mir gefällstu nicht!
Gute Nacht, ihr Sünden,
Bleibet weit dahinden,
Kommt nicht mehr ans Licht!
Gute Nacht, O Stoltz und Pracht!
Dir sey gantz, O Laster-Leben,
Gute Nacht gegeben!

6. Weicht ihr Trauer-Geister!
Denn mein Freuden-Meister,
JEsus, trit herein.
Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betrüben
Lauter Zucker seyn.
Duld ich schon Hier Spott und Hohn,
Dennoch bleibst du auch im Leide,
JEsu, meine Freude.

3. Lob- und Dancklied.

1. DU, O schönes Weltgebäude,
Magst gefallen, wem du wilt;
Deine scheinbarliche Freude
Ist mit lauter Angst umhült:
Denen, die den Himmel hassen,
Wil ich ihre Welt-Lust lassen:
Mich verlangt nach dir allein,
Allerschönstes JEsulein!

2. Müden, die der Arbeit Menge
Und der heisse Straal beschwert,
Wünschen, daß des Tages Länge
Werde durch die Nacht verzehrt,
Daß sie nach so vielen Lasten
Könten sanfft und süsse rasten:
Mein Wunsch ist, bey dir zu seyn,
Allerschönstes JEsulein!

3. Ach! möcht' ich in deinen Armen,
So wie ich mir wünschen wolt',
Allerliebster Schatz, erwarmen,
So wolt' ich das feinste Gold,
Das in Ophir wird gegraben,
Nicht für dies' Ergötzung haben,
Wenn ich könte bey dir seyn,
Allerschönstes JEsulein!

4. Andre mögen durch die Wellen,
Und durch Wind und Klippen gehn,
Ihren Handel zu bestellen,
Und dar Sturm und Noth ausstehn:
Ich wil meine Glaubens-Flügel
Schwingen an die Sternen-Hügel,
Ewig dar bey dir zu seyn,
Allerschönstes JEsulein!

5. Tausendmal pfleg' ich zu sagen,
Und noch tausendmal darzu:
Ach, würd' ich ins Grab getragen,
Ey, so käm' ich ja zur Ruh!
Und mein bestes Theil, das würde,
Frey von dieser Leibes-Bürde,
Ja und ewig umb dich seyn,
Allerschönstes JEsulein!

6. Komm', O Tod, du Schlaffes-Bruder,
Komm', und führe mich nur fort!
Löse meines Schiffleins Ruder,
Bringe mich in sichern Port!
Es mag, wer da wil, dich scheuen,
Du kanst mich vielmehr erfreuen,
Denn durch dich komm ich herein
Zu dem schönsten JEsulein!

7. Ach! daß ich den Leibes-Kercker
Heute noch verlassen müst',
Und käm' an den Sternen-Ercker,
Wo das Haus der Freuden ist:
Da wolt' ich mit Wort-Gepränge
Bey der Engel grossen Menge
Rühmen deinen Gottheit-Schein,
Allerschönstes JEsulein!

8. Doch, weil ich die Seelen-Auen
Und den güldnen Himmels-Saal
Itzt nicht kan nach Wünschen schauen,
Sondern muß im Thränen Thal

Noch am Kummer-Faden spinnen,
Ey! so sollen meine Sinnen
Unterdeß doch bey dir seyn,
Allerschönstes JEsulein!

Jakob Schwieger.

Wer sich im 17. Jahrh. von der durch Opitz angebahnten Dichtweise entfernte oder die Spielereien der Pegnitzschäfer nicht nachahmte, und Natur und Wahrheit mit Phantasie vermählen wollte, der wurde entweder nur nebenbei und aus äußern Gründen genannt, wie Flemming, oder verhöhnt und verfolgt, wie Zesen, oder blieb auch ganz unbeachtet, wie Greflinger und der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben. **Jakob Schwieger** (oder **Schwiger**) wurde im zweiten Viertel des 17. Jahrh. in Altona geboren, wo er wahrscheinlich seine erste Bildung erhielt. Gegen 1650 finden wir ihn in Wittenberg, wo er sich ohne Zweifel der Theologie widmete, da er sich später in Stade als Prediger versuchte. Im J. 1654 ging er nach Hamburg, wo er unter dem Namen des „Flüchtigen" in die Deutschgesinnte Genossenschaft und später als „Filidor der Dorferer" in den Elbschwanenorden aufgenommen wurde. Dort scheint er von dem Ertrage literarischer, namentlich poetischer Arbeiten gelebt zu haben, welche jedoch nicht über den Kreis des Gelegenheitsgedichts hinausgingen. Wahrscheinlich weil ihm diese Thätigkeit ein hinreichendes Auskommen nicht gewährte, nahm er im J. 1657 Dienste im Heere des Königs von Dänemark, und zog mit demselben nach Polen. Zwar kehrte er schon am Ende des nämlichen Jahres wieder nach Hamburg zurück, aber das rege Leben und Treiben, das er nun aus eigener Anschauung hatte kennen lernen, noch mehr vielleicht eine glühende Leidenschaft, die sein Gemüth zu dieser Zeit erfüllt zu haben scheint, hatte auf sein Talent die wohlthätigste Wirkung gehabt, und seine während seines Kriegerlebens entstandenen Gedichte sind weitaus allen seinen früheren Versuchen vorzuziehen, und auch seine späteren stehen ihnen meistentheils nach, was sich daraus erklären läßt, daß sie zum größern Theil nicht freie Erzeugnisse seines innersten Lebens, sondern gebotene Gelegenheitsgedichte waren. Denn es scheint, daß er seit seiner Rückkehr aus Hamburg wieder zu dichterischen Lohnarbeiten seine Zuflucht nehmen mußte. Zwar darf man nach der Zuschrift in seiner „adelichen Rose" annehmen, daß er gegen das Jahr 1659 eine Anstellung in Glückstadt gefunden habe, allein diese mag wohl nur vorübergehend gewesen sein. Ob er später am Hofe zu Rudolstadt gewesen und er überhaupt derselbe Filidor ist, von welchem Dramen erhalten sind, ist kaum wahrscheinlich; von seinen übrigen Lebensumständen ist aber Nichts weiter bekannt, und selbst die Angabe, daß er im J. 1665 gestorben sei, beruht wohl nur auf ungegründeter Vermuthung, da noch im J. 1667 eine Schrift von ihm unter dem Titel „Filidors erstentflammte Jugend" zu Kopenhagen im Druck erschien, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er, der Holsteiner, der zudem in dänischen Kriegsdiensten gestanden, sich nach Dänemark gewendet habe, wo vielleicht nähere Nachrichten über ihn zu erhalten wären.

Seine früheren Gedichte („Liebesgrillen", 2 Th. Hamb. 1654—56; „des Flüchtigen flüchtige Feldrosen". Ebend. 1655 u. s. w.) sind zwar immer besser, als die der meisten übrigen Dichter, von denen ihn nur wenige an Leichtigkeit und Wohllaut der Darstellung erreichen; er ist selbst in seinen ersten Versuchen einfacher und natürlicher, als man es damals zu sein pflegte; und wenn er auch nach der Sitte der Zeit ein Schäfergewand anlegt, so bleibt er doch dem affectirten Wesen fern, das sich sonst so gern damit verband. Bei alledem verbreitet sich über diese ersten Gedichte eine gewisse Kälte, welche nur zu sehr daran erinnert, daß sie nicht aus seinem Innern kamen, sondern durch äußere, ihn kaum berührende Gelegenheiten hervorgerufen worden waren*). Dies wird aber aus der Vergleichung derselben mit seinen späteren Gedichten recht ersichtlich, namentlich denen, welche er während seiner kriegerischen Laufbahn dichtete und unter dem Titel „Geharnschte Venus" (Hamb. 1660) herausgab. In diesen ist Leben, Wahrheit und Natur, und man bedürfte seiner Versicherung nicht, daß er darin seine und seiner Freunde verliebte Gedanken, kurzweilige Begegnisse und Erfindungen erzähle, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß sie aus der lebendigen Wirklichkeit hervorgegangen sind. Denn die Wärme und Innigkeit des Gefühls, die darin herrscht, die oft überraschende Zartheit der Empfindung, die Frische und Lebendigkeit, mit welcher er die Zustände des Herzens darstellt, kann nur aus einer von wirklicher Leidenschaft erfüllten Seele strömen. Wie der Glaube und das Gottvertrauen in Neumark den dichterischen Funken entzündete, so hat ihn die Liebe zum Dichter gemacht**). Allerdings hat er nicht die Tiefe des Gefühls, welche wir an Flemming bewundern, eben so wenig besitzt er den unerschöpflichen Gedankenreichthum desselben, noch die bildende Dichterkraft, welche in allen Erscheinungen des Lebens das poetische Element herausfühlt und es befruchtet; aber ist Schwiegers Talent auch viel beschränkter, so ist es in dieser Beschränkung immerhin bedeutend und erfreulich. Besonders gelingt ihm das Liebeslied, das sich bei ihm meistens in heiterer Frische und Lebendigkeit bewegt, aber auch öfters in ernsteren Tönen klingt. Doch ist fröhliche Heiterkeit und Lebenslust der Grundzug seines Charakters, und er singt daher am liebsten von den Freuden der Liebe, von Kuß und Umarmung im Schatten der blühenden Bäume, von heimlicher Zusammenkunft im Garten oder auf der einsamen Wiese. Unerschöpflich ist er in den Aufforderungen, die Zeit der Liebe und Jugend zu benutzen und dem Genuß sich hinzugeben, welchen die Welt und das Leben darbietet. Freilich überschreitet hiebei sein kecker Muthwille oft die Gränzen des Anstands, wie er denn ausdrücklich bemerkt, daß er die Lieder dieser Art nur für sich allein geschrieben habe.

1. Wer küßt die greisen Haare?

1. LAß uns, Kind, der Jugend brauchen,
Weil uns noch die Schönheit blüht!
Wenn die Geister einst verrauchen,

*) „Ich bezeuge es vor Jedermann," sagt er ausdrücklich im Vorworte zum zweiten Theile der „Liebesgrillen", „daß kein einziges Lied darunter zu finden, welches ich für mich einer einzigen Jungfrau zu gefallen verfertiget." Vielmehr, fügt er hinzu, habe er seine Gedichte nur seinen Freunden zu Willfahrung aufgesetzt.

**) „Stracks bin ich ein Poete, Wenn ihrer Wangenröhte Im weißen Alabaster blickt" — — „Ich bin ein Jungfernlieber, Die Zunge geht mir über, Von dem, was aus dem Herzen quillt." (Liebe, der Poeten Wetzstein.)

Und die Todten-farb' umzieht
Unser runzlichtes Gesichte
Wer begehrt dann unsern Kuß?
Nim sie an, der Rosen Früchte,
Eh' ihr Blatt verwelken muß.

2. Ob die Alten mürrisch zancken,
Nehmen sie der Freuden wahr,
Muß man drum mit ihnen krancken?
Nein, ich acht' es nicht ein Haar.
Sollte der mich Sitten lehren,
Der bereits hat aus gelehrt?
Dann werd' ich mich auch bekehren,
Wenn mein Alter sich verkehrt.

3. Die besüßten Frühlingstage
Lauffen flügel-schnelle fort;
Denn so hilfft uns keine Klage,
Kein erseufftzend Bitte-wort.
Sie gedencken nie zurücke,
Was hin ist, das bleibet hin:
Dieß beruht auf einem Blicke,
Das ich froh und traurig bin.

4. Drum, so brauch, mein Kind, der Zeiten,
Weil die Zeiten grünend seyn!
Was uns bleibt, seyn Traurigkeiten,
Gehn uns dise Zeiten ein.
Ey, wie plötzlich komt die Stunde,
Das uns Klotho in der Eil'
Schießt die Rosen von dem Munde
Durch des Todes Frevelpfeil.

5. So sey mit den Scharlach-Wangen,
Schöne, ferner nicht zu theu'r,
Lindre meiner Oval Verlangen,
Kühl', ach kühl' der Liebe Feu'r!
Wo von den besüßten Fluthen
Deines Zucker-Mündgens Naß
Mir kein Thau ist zu vermuthen,
Werd' ich noch vor Abends blaß.

6. Gieb zwei Küßchen, gieb mir eines,
Soll es ja kein mehres seyn;
Gieb mein Schatz, mir nur nicht keines,
Wiltu mich dem Todten-Schrein
Auff ein wenigs noch ersparen.
Was nützt den ein kalter Kuß,
Wann ich auff der Leichen-Bahren
Deiner Reu' erst warten muß?

2. Vergißt mich Sie nur nicht.

1. WAs frag' ich nach den Trauer-fahnen,
Was nach den Wapen vieler Ahnen,
Und ob mich denn ein Marmor ziert,
Wenn einstens zu den blassen Schaaren
Mein Geist ist übern Fluß gefahren,
Vor uns der Ehre Sucht nicht rührt?

2. Es mag auch, wer da will, beklagen,
Mag sauer sehn und Leide tragen,
Ich achte nicht deß Pöfels Spiel:
Hin, Filidor! nur hingestorben,
Bleibt nur dein Nachruhm unverdorben
Bey Rosilis, der Reime Ziel.

3. Ich weiß, es werden deine Zeilen
Bey ihr nicht zum vergessen eilen,
Sie wird dich lesen Tag und Nacht
Und sagen: „Was ist hier geschrieben,
Hat Filidor aus treuem lieben
Auff unser beyder Brunst erdacht.

3. Wer tröstet mich nun?

1. ES hielte mich das Norden-land,
Wo Zyntius zu Bette gehet,
Die Gegend war mir unbekand,
Ihr fremder Steig mit Schnee verwehet:
Da stund' ich auß Gefahr und Noht,
Es stritten mit mir Furcht und Tod,
Der scharffe Sebel der Barbaren
Ist offters um mein Haupt gefahren.

2. Gradivus ließ mich keiner Ruh
In vielen Nächten nicht geniessen:
Du-Bug, und strenges Masau du,
Ihr werdet mir es zeugen müssen.
Doch hab' ich in so vieler Müh,
Angst, Sorg' und Furcht geklaget nie.
Warum? Der Stern der Fröligkeiten,
Rosille, leuchtte mir zur Seiten.

3. Rosill' ist mir Gewerb und Hauß,
Freund, Eltern, Vaterland und alles,
Bey ihr halt' ich all Elend auß,
Bey ihr befürcht' ich keines Falles.
Will sie, ich geh mit ihr zur See,
Wann Sturm und Blizz spielt auff der Höh;
Ich wage mich in ferne Wüsten
Und wohne, wo die Schlangen nisten.

4. Jezt hält mich ein beqweemer Ort,
Mich kühlt ein Zefyr auß der Gehre,
Ich bin bedienet fort für fort,
Mir mangelt nichts an Gunst und Ehre,
Doch wird mir mein Gesichte blaß,
Der Augen Lauge macht mich naß,
Ich bin ein Schäm und Schein zu nennen,
Und kan mich selber kaum erkennen.

5. Der weite Weg, der mich von ihr
In so geschwinder Zeit verstossen,
Entädert meines Leibes Zier,
Ich gleiche Leten Haußgenossen,
Weil ich so mancher süssen Lust,
Des Kusses, der beliebten Brust
Auff ewig, ach! in dieser Erden
Muß mangeln und beraubet werden.

6. Zwar bin ich, schlechter Mensch, nicht wehrt,
Daß ihr, der Schönen, meinetwegen
Ein einig Seuffzgen nur entfährt,
Sich mög ein Trähnen-tröpfchen regen;
Doch will ich schweren, daß sie sich
Mehr qwält und ängstigt, weder ich:
Ach! möcht' ich doch nur bey ihr stehen
Und ihr Betrübniß an- mit sehen.

7. Glükkselig ist der, welcher kan
In Gegenwart der Liebsten weinen.
Glükkselig ist, wer siehet an,
Wie ihr Herz auch nicht sey auß Steinen.
Ich weiß nicht, was die thrähnensaat
Für stille Freuden in sich hat,
Wenn sie sich läßt zusammensprengen
Und treulich in einander mengen.

8. Nun, weil ich nicht kan um sie sein,
So sind mir diese zarten Felder,
Die Elis auch nichts räumen ein,
Thessaljen schwarz-vergiffte Wälder.
Führ mich dahin, Südwesten-wind,
Wo die Rosille Blumen bindt,
Ich wil mein Schiffgen allen Wellen
Ganz unverzagt entgegenstellen.

4. Felder-Freyheit.

1. DIe Freud' hat sich auffs Land begeben,
Was mach' ich in der Stat?
Ein Narr ist, wer allhier zu leben
Sich überredet hat.
Auff! spannet an den leichten Wagen,
Ich wil hin zu Rosillen jagen.

2. Das Lach-gesicht der Charitinnen
Giebt ihr ein Lust-geleit:
Auff! trag mich, Pegasus, von hinnen
Zu ihrer Freundligkeit;
Was acht' ich dieser öden Gassen,
Wenn sie die Rosilis nicht fassen?

3. Selbst Venus wil zur Hirtin werden,
Nu sie der Schaafe wacht,
Der Amor fleuget um die Heerden
Und treibet ein zu Nacht.
Er weiß mit Melcken um zu gehen,
Und lernt den schlanken Drüschel drehen.

4. Solt' ich mich denn des Pflügens schämen,
Wenn sie mir Essen bringt?
Mich um die Bauer-arbeit grämen,
Wenn sie zu Abend singt
Ein Lied, das jene frohen Felder
Der Echo schikken in die Wälder?

5. Jetzt brennt der Sonne heisse Kerze
Im wilden Hundes-stern;
Was acht' ich Hitze, Schrunden, Schwärze,
Ist mir mein Kind nicht fern.
Bey ihr und ihres Hammels Glocke
Schmeckt mir, was ich in Wasser brocke.

6. Zu Delphi schwieg die Pytho stille,
Als Phöbus war entbrandt,
Ihm liebt Admetens Schaaf-gebrülle,

Als Amor ihn verbant;
Aus Liebe pflegt' ein Gott der Heerden:
Solt' ich denn nicht ein Schäfer werden?

7. Um Rosilis, um meine Schöne,
Um welch' ich eine Stat
Nicht nur, besondern alles höne,
Was Wäll' und Mauern hat?
Weg, Memphis, weg! weg alle Schlösser!
Rosillens Bauern-hauß ist grösser.

8. Die alte Welt wohnt' in den Hütten
Und aß die Eichel-nuß;
Ihr Trunck stand allen in der Mitten,
Ein Brunn und heller Fluß.
Da hat sich Phillis beigesetzet,
Und frei mit Koridon ergetzet.

9. Da war kein Hüter, der die Pforten
In harte Riegel schloß;
Die Freyheit war an allen Orten
In ihrer Freyheit groß.
Es liebt' und hertzte sich ein jeder:
Kommt, ihr Gebräuche, kommt doch wieder!

5. Nachtglück.

1. Willkommen, Fürstinn aller Nächte,
Prinz der Silberknechte,
Willkommen, Mond, aus düstrer Bahn
Vom Ozean!
Dies ist die Nacht, die tausend Tagen
Trotz kan sagen,
Weil mein Schatz
Hier in Priapus Platz
Erscheinen wird, zu stillen meine Pein:
Wer wird, wie ich, wol so beglükket seyn?

2. Beneidet, himmlische Laternen,
Weiß-geflammte Sternen,
Mit einem schelen Angesicht,
Ach, mich nur nicht!
Kein Mensch, als ihr nur, möget wissen,
Wie wir küssen.
Alle Welt
Hat seine Ruh' bestelt;
Wir beyde nur, ich und mein Kind, sind wach,
Und Flammen, ihr, an Bronteus Wolcken-dach.

3. Es säuselt Zefyr aus dem Weste
Durch Pomonens Aeste,
Es seufzet sein verliebter Wind
Nach meinem Kind.
Ich seh' es gerne, daß er spieket
Und sie kühlet,
Weil sie mir
Folgt durch die Garten-thür,
Und doppelt den geschwinden Liebes-tritt:
Bring, West, sie bald, und tausend Küsse mit

4. Was werd' ich, wenn sie kömmt gegangen,
An doch erstlich fangen?
Küss' ich die Hand, die Brust, den Mund
Zur selben Stund'?
Ich werd', ich weiß, kein Wort nicht machen;
So viel Sachen,
Die an Zier
Den Göttern gehen für,
Und auff dieß Schöngen seyn gewendet an,
Erstaunen mich, daß ich nicht reden kan.

5. Komm', Flora, streue dein Vermügen
Dahin, wo wir liegen!
Es sol ein bunter Rosen-hauff'
Uns nehmen auff,
Und Venus, du solst in den Myrthen
Uns bewirthen,
Bis das Blut
Der Röht' hervor sich thut. —
Was Schein ist das? Die Schatten werden klar:
Still, Lauten-klang! Mein Liebgen ist schon dar!

Katharina Regina von Greiffenberg.

Unter den Dichterinnen des Zeitraums verdient neben der schon genannten Sibylla Schwarz vor Allen **Katharina Regina von Greiffenberg, Freiherrin von Seyßenegg**, hervorgehoben zu werden. Dieselbe war im J. 1633 zu Seyßenegg in Oesterreich geboren; sie verlor ihren Vater schon frühe und wurde von ihrem Oheim erzogen, der ihre Liebe zur deutschen Dichtkunst mit Theilnahme pflegte. Wahrscheinlich lebte dieser in Nürnberg, wo sie auch ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Im J. 1676 wurde sie in die Deutschgesinnte Genossenschaft unter dem Namen „die Tapfere“ aufgenommen, in welcher sie Obervorsitzerin und Zunftmeisterin der zweiten oder Lilienzunft war. Sie starb, wahrscheinlich unverheirathet, zu Nürnberg im J. 1694.

Ihre Gedichte wurden von ihrem Oheim Hans Rudolf von Greiffenberg, Freiherr zu Seyßenegg, ohne ihr Wissen unter dem doppelten Titel: „Geistliche Sonette, Lieder und Gedichte zu Gottseeligem Zeitvertreib“ und „Der Teutschen Uranie Himmel-abstammend- und Himmel-auffflammender Kunst-Klang und Gesang“ (Nbg. 1662) herausgegeben; nach letzterem Titel wurde sie selbst häufig die „deutsche Uranie“ genannt*). Die Sammlung zerfällt in zwei Theile, von denen der erste 250 Sonette, der zweite, „Kunst-Gesang“, fünfzig Lieder enthält. Alle ihre Gedichte sind von wahrer, inniger Frömmigkeit durchdrungen, vorzüglich begeistert sie das feurige Verlangen, Gott, seine Allmacht, Weisheit und Güte zu preisen. Am höchsten stehen ihre Sonette, in denen sie einen großen Gedanken- und Bilderreichthum bei kräftiger und reicher Sprache entfaltet. Die meisten sind in Alexandrinern geschrieben, einige in Daktylen, doch erreichen diese bei dem für das Sonett unpassenden Rhythmus die andern weder an Kraft, noch an Schönheit der Darstellung. Am höchsten steht sie, wenn sie ihr lebendiges Gottvertrauen ausspricht, oder des Allmächtigen unerschöpfliche Gnade in seinen Werken bewundert, wo sich dann die innigste Empfindung zum feurigen Jubelgesang erhebt. Weniger befriedigend, obgleich immer noch von dem Talent der Dichterin zeugend, sind die Sonette, welche Darstellungen aus der heiligen Schrift, namentlich aus Jesu Lebens- und Leidensgeschichte enthalten. Ihre Lieder erheben sich nicht zu dem begeisterten Ton der Sonette, sie fließen ruhiger und sind einfacher in Sprache und Darstellung; aber auch sie sind von tiefem religiösen Gefühl erfüllt, welches von dem Streben nach künstlicher Form keineswegs zurückgedrängt wird, sondern vielmehr in dieser und durch sie zur lebendigen Erscheinung gelangt.

1. Auf GOttes tieffe Wunder-Verzuckung.

Als an dem Meergestadt der Wunder ich spaziret,
und in Betrachtung mich der tieffen Tieff vertiefft,
bedunckt mich, daß ein Schall mir aus den Wellen rüfft:
„Dich hat des Himmels schluß zu diesem Fluß geführet,
Daß unergründlich werd sein Ertzabgrund gespüret.
Kein Anker oder Bley den gnaden-sandgrund trifft;
doch mit dem Glaubenskahn er glücklich wird beschifft:
ein ferne Reiß zum Preiß des Himmels dir gebühret.
Die Wallfisch seiner Krafft ein grosse Wasserquell,
Daß sich dein Schiff empor könn heben, schnell ergiessen:
Der wunder-wellen-schwall wird es so stark fort schiessen,
Das deinem Sinn-begrieff sein Glückes lauff zu schnell.
Jetzt sey dir unsre Flut ein spiegel seiner zier,
Dann werd' ein Fluß, daß sich die Nachwelt schau in dir.“

*) Auch nannte man sie zuweilen die „teutsche Clio des Isterstrandes“, ein Name, mit dem sie zuerst der Freiherr von Stübenberg bezeichnet hatte.

2. Das vermehrte Verlangen.

Gleichwie der Wind sich pflegt gemählig anzufangen,
und mehrt sich mehr und mehr, biß er mit grossem Schall
Die dicken Büsch durchdringt und brauset überall,
weil immer fort mehr Dämpff' und Lüfft ihm zugegangen:
Also vermehrt sich auch, HErr JEsu, mein verlangen
nach dir, dieweil es mehrt der Gnaden-starke Schwall,
Der im Gedächtniß fand den Lobes-Wiederhall,
daß aus dem Vorzug sie der hell-erklingung rangen.
Zu Zeiten bringt der Wind auch Regens Fruchtbarkeit:
ingleichen GOttes Gnad der Amteswerk gedeyen;
bißweilen würket er die Sonnenklare Zeit,
Wie diese uns auch kan herzinniglich erfreuen.
Der Wind hat in dem Wald nie so viel Laub bewegt,
als GOttes Gnad in mir hat Hoffnungs-Trost erregt.

3. GOtt-lobende Frühlings-Lust.

Jauchzet, Bäume! Vögel singet! danzet Blumen! Felder lacht!
springt, ihr Brünnlein! Bächlein rauscht! spielet, ihr gelinden Winde!
walle, Lust-bewegtes Träid! süsse Flüsse, fliest geschwinde!
opffert Lob-Geruch dem Schöpffer, der euch frisch und neu gemacht!
Jedes Blühlein sey ein Schale, drauff Lob-Opffer ihm gebracht,
jedes Gräslein eine Seul, da sein Namens-Ehr man finde;
an die neubelaubten Aestlein, GOttes Gnaden-Ruhm man binde,
daß, so weit sein Güt sich strecket, werd' auch seiner Ehr gedacht.
Du vor alles, Menschen Volck, seiner Güte Einfluß Ziele,
aller Lieblichkeit Geniesser, Abgrund, wo der Wunderfluß
endet und zu gut verwendet seinen Lieb-vergulten Guß,
GOtt mit Herz, Hand, Sinn und Stimm lobe, preiße, dicht' und spiele
Laß vor Lieb' und Lobes-Gier Muht und Blut zu Kohlen werden,
lege Lob und Dank darauff Gott zum süssen Rauch auff Erden.

4. Neu Jahr-Lied.

1. HErr JEsu! hilff das Jahr anfangen
mit Gottes-Furcht und wahrer Lieb!
ach lasse mich nur dich verlangen,
daß alles, was ich würk und üb,
ersprüß zu deines Namens Ehr!
Ach JEsu, mir nur dis gewähr!

2. Erfüll, o Hort, mein Herz mit Glauben,
Die Seele mit dem höchsten Gut,
Das keine Macht noch List könn' rauben,
mit Geistes-Freud den blöden Muht,
den Mund mit deines Namens Ehr'
in Freud und Leid: HErr, mich gewähr!

3. Richt meine Füß in deine Wege,
zu wandlen auf der Tugend-Bahn,
und zeige mir die schmalen Stege,
darauf man langet Himmel an;
richt meinen Gang zu deiner Ehr'
und führ ihn aus: HErr, mich gewähr!

4. HErr, laß mein offt-erseufztes Flehen
gelangen doch vor deinen Thron,
und mir Elenden Hülf geschehen,
daß mir aufgeh ein Gnaden-Sonn.
O JEsu, mich diß Jahr gewähr
deß, was hier dient zu deiner Ehr!

5. In deine nie-versagte Güte
befehl ich Seel, Ehr, Leib und Freund;
durch deine Allmacht uns behüte,
bekehr auch gnädigst unsre Feind.
Ach, es gereicht zu deiner Ehr
und unsrem Heil: drum mich gewähr!

6. Wann dir, zu proben mich, beliebet
an irgend einem Unglück-Stein,
auf daß mein Glaube werd geübet,
so giebe, daß er rein mag seyn,
daß sich mein Creutz zu deiner Ehr'
erstrecken muß! O mich gewähr!

7. Ja kurz, all meiner Sinne sinnen,
des Herzens Wunsch, der Lippen Wort,
der Hände Werck, all mein beginnen,
gereiche dir, o höchster Hort,
zu deines süssen Namens Ehr'!
in allen mich diß Jahr gewähr!

5. Widertritt.

1. UNglück ist mein täglichs Brod:
Ach, was Freuden-Hungers-Noht!
Lieber litt ich Hunger-Noht,
als ich iß solch täglich Brod.

2. Täglich stürmen auf mich ein
Boßheit, Unlust, einsam-Pein:
doch versüßt die einsam-Pein,
was mir giebt der Himmel ein.

3. Offt treibt mir das Unglück
alle Lust und Freud zurück;
doch treibt wider offt zurück
Herz und Muht das Unglück.

4. Wann ich so viel leiden muß,
ist mir Tugend offt ein Buß:
leid doch willig solche Buß,
die mich letzlich krönen muß.

5. Ich lig' als ein Tugend-Held
mit der Boßheit offt zu Feld:
wann ich dann behalt das Feld,
krönt sie mich als einen Held.

6. In dem sauren Unglücks-Meer
wird mir offt das Schiffen schwer:
Ich stürz mich, wird mir's zu schwer,
aus in GOttes Gnaden-Meer.

7. Wann die Trübsal Wolken sehn,
Als ob sie wolten nider gehn,
kan ein Freuden-Sonn' aufgehn,
wann wir schon kein Anzeig sehn.

8. Wann mir wanket Muht und Herz,
und mich brennt der Kummer-Kerz,
kan mir doch die Geistes-Kerz
Krafft-anflammen Muht und Herz.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau.



Wir gelangen nun zu einem Dichter, der der deutschen Poesie eine neue, einflußreiche Wendung gab.

eine Wendung, die jedoch mehr durch den mächtigen Gegensatz wirkte, den sie hervorrief, und aus welchem sich die spätere Blüthe der Poesie entwickelte, als durch ihre eigene Bedeutsamkeit, obgleich auch diese nicht zu verkennen ist, was ja schon daraus hervorgeht, daß sie eine Zeitlang zur ausschließlichen Herrschaft gelangte und die frühere ganz zurückdrängte. Wir haben die Stellung und den Einfluß dieser neuen Schule schon in den einleitenden Bemerkungen angedeutet, wir werden in den folgenden Zeilen noch näher darauf eingehen können.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geb. den 25. Dec. 1618 zu Breslau, besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, später das Gymnasium zu Danzig, wo er in Opitz einen theilnehmenden Führer in seinen dichterischen Versuchen fand. Später bezog er die Universität Leyden, von wo er im Gefolge eines Fürsten von Tremonville die Niederlande, England, Frankreich, Italien bereiste. Ueber Wien nach Hause zurückgekehrt, gefiel es ihm in der Heimat nicht; in dem Treiben der vornehmen Welt, das er in seinem ganzen Glanze, aber wohl auch in aller seiner Sittenlosigkeit hatte kennen lernen, war ihm der Sinn für das einfachere Leben in der Heimat verloren gegangen und er hätte die Einladung des kaiserlichen Gesandten von Greiffenklau, ihn nach Konstantinopel zu begleiten angenommen, wenn ihm sein Vater die Erlaubniß hiezu ertheilt hätte. Um ihn an die Heimat zu fesseln, bemühte sich dieser, ihm eine Anstellung zu verschaffen, die seinen hohen Ansprüchen genügte, und es gelang ihm auch; obgleich Hoffmannswaldau das gesetzliche Alter noch nicht hatte, wurde er schon im Jahr 1646 zum Rathsherrn der Stadt Breslau ernannt. Er rechtfertigte die Empfehlungen seines Vaters und das in ihn gelegte Vertrauen auf das Vollkommenste, indem er in seiner Amtsführung eben so viel Eifer, als Rechtlichkeit und Humanität an den Tag legte. Seine erfolgreiche Thätigkeit fand auch lebhaft Anerkennung bei seinen Mitbürgern; er wurde mehrmals in wichtigen Geschäften an den kaiserlichen Hof nach Wien, wo er im Jahr 1657 den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt, gesendet, und in demselben Jahre wurde er zum Präses des Breslauischen Raths, so wie zum Director des Königl. Burglehns Namslau ernannt. In dieser Eigenschaft starb er den 18. April 1679.

Seine Gedichte gab er erst wenige Jahre vor seinem Tode heraus („Deutsche Uebersetzungen und Gedichte", Breslau 1673), und er hätte sie wohl gar nicht veröffentlicht, wenn er nicht von „etlichen vorwitzigen Leuten" dazu genöthigt worden wäre, die mehrere seiner Arbeiten und zwar nach fehlerhaften Abschriften, durch den Druck bekannt gemacht hatten. Aber diese von ihm veranstaltete Sammlung enthielt bei weitem nicht alle Gedichte, welche er seit seiner Jugend abgefaßt hatte; „die Lust-Gedichte", berichtet er selbst in der Vorrede, „so noch unter meinen Händen liegen, habe ich, zu ungleichem Urtheil nicht Anlaß zu geben, mit Fleiß zurücke gehalten, massen denn auch viel dergleichen meiner Poetischen Kleinigkeiten allbereit in unterschiedenen Händen seyn." Dies sind nun freilich zum Theil gerade diejenigen, in denen sich sein dichterischer Charakter am entschiedensten ausspricht, und durch welche er auch vorzugsweise berühmt geworden war. Nach seinem Tode gab zwar Neukirch eine ziemlich große Anzahl seiner bis dahin ungedruckten Gedichte heraus*); allein theils sind ihm manche zugeschrieben, die von Andern herrühren, z. B. einige von Besser, theils hat Neukirch auch nach eigenem Geständniß manche Veränderungen an denselben vorgenommen. Nichts desto weniger bleibt diese Sammlung eine Hauptquelle für die Kenntniß des Dichters, wenn sie nur mit der möglichsten Vorsicht gebraucht wird**).

Hoffmannswaldau zeigte schon sehr frühe Lust und Liebe zur Dichtkunst; im neunten Jahre las er den „Theuerdank" mit großer Begierde und lernte daran die Sylben zählen; später lernte er Opitz kennen, „dessen Schreibart mir so wohl gefiel," sagt er in der Vorrede zu seinen Gedichten, „daß ich mir auß seinen Exempeln Regeln machte und bey Vermeidung der alten rohen Deutschen Art sich der reinen Lieblichkeit, so viel möglich gebrauchte, biß nachmahls ich auff die Lateinischen, Welschen, Frantzösischen, Niederländischen und Englischen Poeten gerieth, darauß ich die sinnreichen Erfindungen, durchdringende Bey-Wörter, artige Beschreibung, anmuthige Verknüpffungen, und was diesem anhängig, mir ie mehr und mehr bekannt machte, umb nicht, was sie geschrieben, nachzuschreiben, sondern nur derer Arth und Eigenschafft zubeobachten, und solches in meiner Mutter-Sprache anzuwehren". Fügen wir zu dieser Stelle noch die am Anfange der Vorrede gemachte Bemerkung hinzu, daß er „alleine zu seiner eigenen Belustigung" gedichtet habe, so haben wir aus seinem eigenen Munde ein vollständiges Bild seines dichterischen Charakters; denn was noch zum sichern Verständniß desselben hinzugefügt werden muß, liegt in jenen Aeußerungen enthalten. Es wird, wenn wir ihn vernehmen, in der That von selbst klar, daß er von der Poesie keine höhere Ansicht hatte, daß sie ihm nur zu untergeordneten Zwecken diente, und daß er vorzugsweise die formelle Seite derselben im Auge hatte. In dieser Beziehung bildete er sich zunächst nach Opitz, und er blieb dessen Gesetzen auch treu, als er in anderer Rücksicht die von jenem eingeschlagene Bahn verließ; und seine Sprache unterscheidet sich von der seines Vorgängers nur dadurch, daß sie lebendiger, mannigfaltiger, glänzender und üppiger wurde, bei aller Regelmäßigkeit und Correctheit den steifen Pomp der Opitzischen Schule verließ, was eine nothwendige Folge der verschiedenen Ansicht war, welche beide von der Poesie hatten. Beiden war sie freilich nur ein Mittel, aber Opitz wollte durch sie nützen, Hoffmannswaldau dagegen „belustigen". Wenn bei jenem daher das didaktische Element vorherrschte und vorherrschen mußte, so verschwand es bei diesem dagegen ganz. Allerdings ist Hoffmannswaldaus Ansicht von der Poesie an sich richtiger, und sie mußte ihn dahin führen, der Phantasie größere Rechte einzuräumen; allein er verfiel dabei auf den allerschlimmsten Abweg, indem er unter dem Vergnügen, welches die Poesie gewähren sollte, nur die gemeinste sinnliche Lust verstand. Nun ist es begreiflich, daß er seine Muster nicht mehr, wie Opitz, bei den steifen, aber züchtigen Niederländern, son-

---

*) „Des Herrn v. Hofmanswaldau und andrer Deutschen auserlesene und bißher ungedruckte Gedichte". Leipz. 1695—1727 in 7 Theilen, von denen jedoch nur die ersten von Neukirch besorgt wurden.

**) In „des Schlesischen Helikons auserlesenen Gedichten" (Frankf. und Leipz. 1696) stehen ebenfalls einige, aber höchst unbedeutende Gedichte von ihm.

dern bei den frivolen Italienern suchte, und unter den Römern nicht mehr, wie jener, den ernsten, rhetorischen Seneca, sondern den muthwilligen, von sinnlicher Glut erfüllten Ovid nachahmte. Dadurch traf er zugleich den Ton, der an den Höfen und unter den Vornehmen herrschte, bei welchen die Sittenlosigkeit auf einen schaudererregenden Grad gestiegen war, und es wird leicht erklärlich, warum seine Gedichte so außerordentlichen Beifall fanden; denn auch die pedantischen Gelehrten, welche mit sclavischer Demuth zu Fürsten und Adel hinaufschauten und Alles für trefflich und vollkommen hielten, was von diesen ausging, ließen sich in den Strudel ziehen, den ihnen der bewunderte Dichter eröffnete. So wurde denn die Liebe der Mittelpunkt seiner dichterischen Thätigkeit. „Daß ich eben auf verliebte Sachen in meiner Poesie gerathen," sagt er in der Vorrede zu seinen Heldenbriefen, „ist nicht zu verwundern; ich weiß gar wohl, daß Gedichte in allerhand Bewegungen des Gemüthes und von allerhand Arthen geschrieben werden können; doch scheinet es, daß die Poesie überall Fremdling und in dem Lande der Liebe allein zu Hause ist, und saget ein gelehrter Ausländer nicht ungereimt, daß man der Poesie mit Entziehung der Liebes Sachen die Hertzwurzel versteche, und hergegen der Liebe durch Entziehung der Poesie den lieblichsten Blumengarten verschlüssen würde." So richtig und wahr dies ist, so wurde es bei ihm eben dadurch falsch und verderblich, weil er eben nur die gemeine sinnliche Liebe darunter verstand und er nicht sowohl die „Bewegungen des Gemüths", als die Regungen der Wollust und den gemeinsten Trieb nach sinnlichem Genuß schilderte, wie die Lieder, in denen er zum Lebensgenuß aufmuntert, schon mehr oder weniger deutlich errathen lassen, was er vorzugsweise unter diesem versteht (1). Und darin überbot er selbst seine Vorbilder, wie die deutschen Höfe den französischen überboten hatten, bei welchem die größte Zuchtlosigkeit immer noch einen gewissen äußeren Anstand bewahrte, oder durch einen geistreichen Anstrich gemildert erschien, während sie sich bei den deutschen Vornehmen in der rohesten Weise darstellte. So ist auch bei Hoffmannswaldau nichts von dem Humor, man kann selbst sagen Naivetät zu finden, welche bei Italienern und Franzosen selbst die bedenklichsten Schilderungen mildert; und auch da, wo er in der Weise der südlichen Dichter das Nackte durch feine und geistreiche Wendungen zu verdecken sucht, ist er plump und gemein. Selbst das, was ihn als Menschen ehrenwerth macht, gereicht ihm als Dichter zum offenbarsten Nachtheil. Er war nämlich ohne Zweifel im Leben durchaus ehrbar (das Gegentheil wäre sicherlich berichtet worden); aber weil dies der Fall ist, so fehlt seinen Dichtungen auch die unmittelbare Wahrheit; seine Liebesgedichte mit aller ihrer körperlichen Sinnlichkeit beruhen eben so wenig auf der Wirklichkeit, als die sentimentalen Liebesseufzer der Pegnitzschäfer, und wie diese den Mangel des Gefühls, das sie heuchelten, durch gesuchte und übertriebene Darstellung zu ersetzen suchten, so auch er. Und dies ist ein zweiter wesentlicher Zug seines poetischen Charakters. Seine Sprache ist zwar gewandt und beweglich, ja selbst glänzend; aber die Sucht, „Neues und Ungemeines" hervorzubringen, verleitet ihn zu Geschmacklosigkeiten aller Art, besonders zu Anhäufungen von gesuchten Bildern, abenteuerlichen Metaphern und unnatürlichen Ausdrücken, die seiner Darstellung ein so eigenthümliches Gepräge geben, daß sie am Ende beschränkt erscheint und man bei der steten Wiederkehr derselben Stoffe glauben möchte, es fehle ihm an Reichthum und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, was doch keineswegs der Fall ist. Es ist unter seinen Liebesgedichten kaum Eins zu finden, wo nicht Ambra, Nektar und Marcipan, Rubine und Saphire, überhaupt alle Edelsteine, Bisam und Zibet, Purpur und Seide, Marmor und Alabaster bis zum Ueberdruß und dazu meistens in den unnatürlichsten Verbindungen verschwendet wären, und viele bestehen beinahe nur aus einer fortlaufenden Kette von gesuchten und falschen, ja selbst gemeinen und widrigen Bildern. Man lese nur eines seiner berühmtesten Gedichte, die „Lob-Rede an das liebwertheste Frauenzimmer", in welcher er die Schönheit des weiblichen Busens preist, um sich zu überzeugen, bis zu welcher Geschmacklosigkeit, und bis zu welchem Unsinn er diese Bilderhäufung trieb. Wir können das Gedicht selbst aus leicht erklärlichen Gründen nicht aufnehmen (wie überhaupt grade diejenigen, in welchen seine Eigenthümlichkeit am entschiedensten hervortritt, ausgeschlossen werden müssen); dagegen theilen wir unten ein anderes mit, welches einen ganz ehrbaren Gegenstand behandelt, „Abriß eines falschen Freundes" (2), um daran seine Manier zu zeigen. Man sieht leicht ein, daß bei einer solchen Anhäufung von Bildern die sinnliche Anschaulichkeit verloren gehen muß, selbst wenn die Vergleichungen an sich gut wären, weil die Wirkung der Einen durch die nachfolgende gestört wird; man sieht, daß es ihm mehr um witzige oder sinnreiche Einfälle zu thun war, als um poetische Gedanken, und diese Einfälle wurden bei seinen Lieblingsstoffen stets zu lüsternen Zweideutigkeiten oder gemeinen Zoten. Am reichsten ist er in dieser Beziehung in den „Hochzeitgedichten" und noch mehr in seinen „Heldenbriefen" oder Heroiden, deren er in Nachahmung des Ovid eine ziemliche Anzahl schrieb. Aber wie tief steht er unter seinem Vorbild! Von einer Berücksichtigung der Zeit, der Localität, der Personen und ihrer Verhältnisse ist keine Spur; alle sind in demselben Tone gehalten, ob der Graf von Gleichen an eine Mahometanerin, oder Eginhard an Emma, oder Abelard an Heloise schreibt. Er nimmt die Verhältnisse, wie sie ihm die magere Ueberlieferung an die Hand gibt, ohne sie poetisch entwickeln zu können, und ergeht sich dann in den gewöhnlichsten Gemeinsprüchen, denen er nur durch die schwülstige Darstellung, ganz besonders aber durch die lüsternsten Andeutungen oder schmutzigsten Obscönitäten etwas „Neues und Ungemeines" verleihen kann. Die Uebertreibung war ihm so zur andern Natur geworden, daß er sie selbst in den geistlichen Liedern, denn er hat auch solche gedichtet, nicht ablegen konnte; auch in ihnen ist Ueberfüllung von Bildern, die in ihrer Art eben so gemein sind, als die in seinen weltlichen Gedichten.

Bei alle dem ist ihm Talent nicht abzusprechen, allein er hat dasselbe nicht ausgebildet, oder vielmehr er ist bei den beschränkten, sich immer wiederholenden Stoffen, die er behandelte, bei der ganz äußerlichen Auffassung derselben, und endlich bei der geschmacklosen Manier, der er sich völlig hingab, so ganz niedergedrückt worden, daß es nur noch in der leichten und gewandten Behandlung der Form, namentlich in seinen kleineren Gedichten zur Erschei-

nung gelangt, von denen manche allerdings recht lieblich sind (4. 5.) Auch seine Sonette (3), auf deren Inhalt und Darstellung die obigen Bemerkungen in vollem Umfange gelten, sind formell wohl gelungen, und wie er überhaupt die Entwickelung der Poesie zu seiner Zeit bestimmte, so ist auch die Form des Sonetts von seinen Nachahmern sehr häufig bearbeitet worden.

1. Scherz-Gedancken.

1. WAs willst du dich im Leben selbst begraben?
Kein sterblich Mensch entlauft ihm wahrlich nicht;
Wer der Natur zuwieder thut und spricht,
Wird vor die Müh gar schlechten Lobspruch haben:
Gott schuf uns Fleisch und Blut, darein der Geist sich regt
Und hat nicht kaltes Eiß in unsre Brust gelegt.

2. Es wird kein Mensch sich recht entmenschen können,
Mensch muß nur Mensch, und Engel Engel seyn,
Die Kiesel wird ja niemals Marmelstein;
Der Tugend Fluß muß zwischen Thränen rinnen,
Was sich der Erd' entbricht und zu den Sternen will,
Lernt, warumb Icarus verbrennt ins Wasser fiel.

3. Sich in ein Buch, das tod ist, zu verlieben,
Und nach der Schnur der Worte stets zu gehn,
Heist bey Vernunft, nicht deutlich zu verstehn,
Was uns das Rom und Griechenland geschrieben,
Der Keuschheit reine Schein quoll ihn aus geiler Hand,
Ihr Wort war voller Schnee, ihr Hertze voller Brand.

4. Viel' schreiben gut, und wissen nicht zu leben,
Ein Artzt verschreibt, und braucht doch selber nicht;
Was Seneca und Arianus spricht,
Hat uns vielleicht ihr Hochmuth übergeben:
Ihr goldgestücktes Hertz umhüllte Mesolan,
Und schauten übers Buch die schönsten Weiber an.

5. Die Lust als Lust wird niemals Sünde heissen,
Der Apffel wächst, das ich ihn essen mag,
Die Rose kommt zum riechen vor den Tag;
Wer wil sich selbst zu martern sich befleissen?
Freud und auch Heyligkeit, die können Schwestern seyn,
Und Trauersucht bleibt stets verwand der Höllenpein.

2. Abriß eines falschen Freundes.

WAs ist doch ingemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel der vergrößt und fälschlich schöner machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält;
Ein Wesen, so aus Zorn und bittrer Galle lachet,
Ein Strauchstein, dessen Glantz uns Schand' und Schaden bringt;
Ein Glas, an Tituln gut, und doch mit Gifft erfüllet,
Ein Dolch, der schreckend ist, und uns zu Hertzen bringt;
Ein Heilbrunn (wie er heist), aus dem Verderben quillet,
Ein Goldgestickter Strang, der uns die Gurgel bricht;
Ein Freund, der ohngefehr das Hertze hat verlohren,
Ein Honigwurm, der stets mit süssem Stachel sticht;
Ein weisses Henneney, das Drachen hat gebohren,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreist;
Ein recht Sirenen-Weib, das singend uns erträncket,
Ein Safft, der lieblich reucht, und doch die Haut durchbeist;
Ein Mann, der uns umhalst, wenn seine Hand uns hencket,
Ein Gifftbaum voller Bluth, ein Moloch Musicant;
Ein übergoldte Perl, ein Lock-Aß zu den Nöthen,
Ein Apffel von Damasc', ein falscher Diamant;
Ein überzuckert Gifft, ein Irrlicht, uns zu tödten,
Ein Pfeiffer in das Garn, ein Spötter unser Pein;
Ein goldner Urtels-Tisch und eine faule Stütze,
Ein Zeug, der bald verschleist, ein ungegründter Schein,
Dem Teuffel allzusehr, dem Menschen wenig nütze.
Ein mehres läßt mir jetzt die Ungedult nicht zu;
Mein Leser, fleuch den Krahm von solchen falschen Waaren,
Was diesen Eifer-Reim erpreßt, das meide du:
Ach, hätt' ich, was ich schrieb, nicht auch zugleich erfahren!

3. Vergänglichkeit der schönheit.

ES wird der bleiche Tod mit seiner kalten hand
Dir endlich mit der zeit um deine brüste streichen,
Der liebliche corall der lippen wird verbleichen,
Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand;
Der augen süsser blitz, die kräffte deiner hand,
Für welchen solches fällt, die werden zeitlich weichen,
Das haar, das itzund kan des goldes glantz erreichen,
Tilgt endlich tag und jahr als ein gemeines band.
Der wohlgesetzte Fuß, die lieblichen gebärden,
Die werden theils zu staub, theils nichts und nichtig werden,
Denn opffert keiner mehr der gottheit deiner pracht.
Diß und noch mehr als diß muß endlich untergehen:
Dein hertze kann allein zu aller zeit bestehen,
Dieweil es die natur aus Diamant gemacht.

4. Bitte um Erhörung.

1. ICh singe tauben ohren,
Dein schönes antlitz kennt mich nicht;
Hab ich der freundschafft süßes Licht,
Mein bestes kleinod gantz verlohren?
Wird denn mein tag zu düstrer nacht?
Soll ich mich lebendig begraben,
Und deiner augen schöne pracht,
Wo vormals sonne war, itzt zu cometen haben?

2. Was sind es doch für sünden,
Davor ich peinlich büssen muß,
Und aller schmertzen überfluß
Als übelthäter itzt empfinden?
Doch laß der übelthäter recht
Mich, eh' ich sterbe nur geniessen,
Und mache, daß dein armer knecht,
Was er verbrochen hat, mag vor dem tode wissen?

3. Vor was hab ich zu büssen?
Vor göttin hab ich dich erkannt,
Mein hertz als weyrauch dir gebrannt,
Und mich gelegt zu deinen füssen.
Straft mich der himmel oder du?
Dir hab ich mich in mir verzehret,
Der himmel stürmet auf mich zu,
Dieweil ich dir zu viel und ihm fast nichts gewähret.

4. Ach, zürne nicht, Melinde,
So mir diß freche wort entfährt!
Ein sünder ist erbarmenswerth;
Du fühlest nicht, was ich empfinde!
Nicht lache, wenn dein sclave fällt:
Du weist, verwirret seyn und lieben
Hat allbereit die erste welt
Mit schrifft, die nicht verlöscht, zusammen eingeschrieben.

5. Doch wilt du göttin heissen,
Zu der dich deine tugend macht,
So must du auch bey solcher pracht,
Dich der erbarmung stets befleissen,
Reiß deinen kalten vorsatz ein,
Nicht mache meine noth zum schertze:
Die hölle lehret grausam seyn,
Der himmel, dem du gleichst, verträgt kein steinern hertze!

5. An Doris.

1. WAs wilt du, Doris, machen?
Brich deinen stoltzen geist!
Diß, was du schönheit heist,
Sind blumen-gleiche sachen,
Die unbeständig sind,
Und fliehen wie der wind.

2. Es wird auf deinen wangen
Nicht steter frühling seyn;
Es weicht der sternen schein,
Als wie der blumen prangen.
Die Zeit, so alles bricht,
Schont auch des leibes nicht.

3. Was ist der schönheit gläntzen,
Als ein geschwinder blitz?
Sein zubereiter sitz
Besteht in engen gräntzen.
Kein fluß verrauscht so bald,
Als schönheit und gestalt.

4. Was heute purpur träget,
Und alabaster führt,
Was sich mit rosen ziert,
Wird morgen hingeleget,
Und ruhet ungeacht
In seiner todes-nacht.

5. Nun, Doris! lerne kennen,
Was falscher hochmuth sey,
Bleib nicht alleine frey,
Laß deine jugend brennen,
Und laß der liebe glut
Durchwandern hertz und blut.

6. Gebrauche deine schätze,
Weil blut und blüte siegt;
Wann dich die Zeit betrügt,

So trennet auch das netze,
So vormahls um dich hieng
Und manche seele fieng.

7. So du dich selbst kanst lieben,
So nimm die Warnung an,
Die ich dir itzt gethan:
Ich werde mich betrüben,
So diese rose stirbt
Und ohne lust verdirbt.

Daniel Caspar von Lohenstein.

Obgleich Daniel Caspar von Lohenstein vorzüglich im Drama und im Roman bedeutend ist, und seine lyrischen Gedichte jenen Leistungen gegenüber untergeordnet sind, müssen wir ihn doch auch hier schon nach seiner allgemeinen Erscheinung betrachten, weil er auf die Entwickelung der Poesie überhaupt von großem Einfluß war und auch die lyrischen Dichter seiner Zeit ihn nebst seinem Freunde Hoffmannswaldau zum Muster und Vorbilde nahmen.

Lohenstein wurde am 25. Jan. 1635 zu Nimptsch im Fürstenthum Brieg geboren. Er entwickelte sich außerordentlich früh und schnell, so daß er schon im 7. Jahre das Gymnasium in Breslau besuchen konnte, wo er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregte, da er nicht bloß in den Schulwissenschaften rasche und glänzende Fortschritte machte, sondern auch Trieb und Talent zur Dichtkunst entfaltete; er war erst 15 Jahre alt, als er sein Trauerspiel „Ibrahim Bassa" dichtete, das er mit Hülfe seiner Mitschüler aufführte. Gut vorbereitet für höhere Studien, bezog er im Jahr 1650 die Universität Leipzig, wo er neben der Rechtswissenschaft besonders die neueren Sprachen betrieb. Nachdem er noch eine Zeitlang in Tübingen studirt und sich dort das Doctordiplom erworben hatte, machte er große Reisen; er ging zunächst in die Schweiz, von da auf dem Rhein in die Niederlande, und später nach Oestreich und Ungarn. Auf den Wunsch seines Vaters gab er den Plan auf, auch noch Frankreich und Italien zu bereisen, er kehrte in die Heimat zurück, wo er bald eine reiche Erbin heirathete. Im Jahr 1666 ward er Wirtembergisch-Oelsnischer Regierungsrath, später ward er als Syndicus in den Rath der Stadt Breslau berufen, wo er sich durch seine große Thätigkeit und seine Geschäftskenntnisse das vollste Vertrauen erwarb, so daß er, wie früher Hoffmannswaldau, in Angelegenheiten der Stadt nach Wien gesandt wurde. Die glückliche Beendigung des ihm aufgetragenen Geschäfts erwarb ihm den Titel eines Kaiserlichen Raths und die Ernennung zum Protosyndicus von Breslau, wo er am 28. April 1683 starb.

Lohenstein sagt zwar in der Vorrede zu seinen Gedichten, daß er die Dichtkunst nur als einen Zeitvertreib angesehen habe, und verwahrt sich entschieden dagegen, daß er durch sie Gewinn gesucht hätte. Können wir das Letztere unbedingt für richtig gelten lassen, so dürfen wir dagegen annehmen, daß die erste Behauptung nicht ganz richtig ist, denn offenbar war seine dichterische Thätigkeit das Erzeugniß eines unwiderstehlichen Triebs, dem er sich möglicherweise und sogar wahrscheinlich nur in Stunden der Muße hingab, ohne daß jedoch seine Beschäftigung mit der Poesie den Charakter eines „Zeitvertreibs" angenommen hätte. Denn Lohenstein war ohne Zweifel ein bedeutendes dichterisches Talent, und er hätte gewiß Großes geleistet, wenn er nicht durch die Nachahmung Hoffmannswaldaus und der spätern Italiener seine schöne Gabe verkümmert, und nicht zugleich der von Opitz aufgestellten Ansicht gehuldigt hätte, daß der Dichter vor Allem nützen müsse, wodurch er sich verführen ließ, seine Dichtungen, namentlich seine größeren, die Trauerspiele, wie den Roman, mit einem Schwall von Gelehrsamkeit auszustatten, welcher ihm oft die Flügel lähmt, und seiner Darstellung einen pedantischen Anstrich gibt, während er seiner ganzen Natur nach weit von allem Pedantismus entfernt war. Seine unbegränzte Verehrung der Hoffmannswaldauischen Dichtung, deren äußerer Glanz ihn bestach, verleitete ihn, sich die Manier desselben anzueignen und sie in seiner Weise auszubilden. Er hat nämlich in seinen lyrischen Dichtungen die lüsterne Seite derselben beinahe ganz vermieden, und selbst in Gedichten, wie die „Venus", die doch so viel Gelegenheit dazu bot, Schilderungen in der Art seines Vorbildes einzuflechten, deutet er nur an, wo jener mit Vorliebe ausgemalt hätte, und nur in den „Heroiden", welche er nach dem Vorgang Hoffmannswaldaus dichtete, thut er es diesem nach, ja er überbietet ihn sogar in einzelnen Stellen. Hat er sich aber im Ganzen von der frivolen Ueppigkeit Hoffmannswaldaus frei gehalten, so hat er dagegen dessen Sprache und Darstellung im vollen Umfang angenommen, ja er hat sich den „Schein gefärbter Worte", wie er selbst in der „Epicharis" (II, 1.) so bezeichnend sagt, in noch viel höherem Grade zu Schulden kommen lassen, als jener, was sich freilich dadurch erklären, wenn auch nicht entschuldigen läßt, daß er als dramatischer Dichter vorzüglich nach Effect strebte und, wie Seneca, welchem er nacheiferte, die Wirkung im Rhetorischen suchte.

Lohensteins lyrische Gedichte haben im Allgemeinen mehr Leben, als die seines Freundes, denen sie hingegen an Leichtigkeit und Wohllaut der Darstellung nachstehen. Man erkennt in ihnen den dramatischen Dichter wieder, welcher zu gestalten gewöhnt ist. So sind in dieser Beziehung seine „Heroiden" denen seines Vorbildes weit vorzuziehen; sie sind viel individueller gehalten und es sind die Charaktere der Personen schärfer durchgeführt. Freilich wird der gute Eindruck der besseren Auffassung durch die bis zum Ekel getriebene Ausführung wieder verwischt, was besonders in der „Rede der Maria Coronelia" der Fall ist, die sich, um den Lockungen der Wollust zu entfliehen, das Leben auf widerliche Weise nimmt. In der Sammlung seiner Gedichte (Breslau 1680) sind die Heroiden, die Liebes- und Hochzeitgedichte unter der Ueberschrift „Rosen" zusammengestellt; die Begräbnißgedichte, unter welchen die auf A. Gryphius und auf den Sohn des Dichters Logau besondere Erwähnung verdienen, sind als „Hyacinthen" bezeichnet, alle diese Gedichte aber unter dem Titel „Blumen" vereinigt. Die geistlichen Gedichte sind unter dem Titel „Himmel-Schlüssel" gesammelt, an welche sich die „Geistlichen Gedanken über das 53. Capitel des Propheten Esaias", und die „Thränen der Mutter Gottes unter dem Creutze des Herrn", der „Maria Magdalena" und „eines armen Sünders" anschließen.

1. Das von der Sonne gesungene Lob der Rose.

DIs ist die Königin der Blumen und Gewächse,
Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind,
Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechze,

Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glantz Rubin beschämet,
Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schnecken Blutt,
Weil ihr Geruch die Lufft mit Balsame besämet,
Wenn der beliebte West ihr tausend Hold anthut.
Führ'n Hyacinthen gleich des Ajax Helden-Nahmen,
So ist die Schönheit selbst auf Rosen abgemahlt;
Ist gleich der Juno Milch der Lilgen edler Samen,
So denckt, daß hier das Blut der Liebes-Göttin pralt:
Was die Geschöpfe sonst nur einzelweis' empfangen,
Mit allem dem macht die Natur die Rosen schön.
Sie selber schämet sich und röthet ihre Wangen,
Weil sie, vor ihr beschämt, sieht alle Blumen stehn.
Kurtz! sie ist ein Begrieff der schönen Welt, ein Spiegel
Der Anmuth, und der Lieb ihr wahres Eben-Bild;
Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glantz, das Laubwerck ist ihr Schild.
Sie muß zwar selbten Tag, da sie gebohrn, erblassen,
Allein ich Sonne selbst verschwind' jedweden Tag;
So wil der Himmel auch sie nicht vergrauen lassen,
Weil er kein altes Weib zur Buhlschafft haben mag.
Der Mohnde träncket sie mit Thau, sie säugt die Bienen,
Die ihren edlen Saft in süssen Honig kehrn;
Ja ihres Purpurs muß sich ieder Mund bedienen,
Wenn ein nicht todter Kuß ist nöthig zugewehrn.
Der Morgen selbst muß sich mit eitel Rosen färben,
Wenn er der Herold ist des Auges dieser Welt,
Auch muß der güldne Tag in ihrem Purpur sterben,
Wenn mir die Abend-Röth ein falsch Begräbniß hält.
Ich Sonne werde selbst nie angebethet werden,
Wenn sich mein Antlitz nicht in Rosen hüllet ein;
Ja, wie die Rose wird die Sonne seyn auf Erden,
So muß der Sonne Rad des Himmels Rose seyn;
Und daß der Erd-Kreiß recht mög unser Bündnüs wissen,
Wie Sonn' und Rose sind einander zugethan,
Solln Rosen solcher Arth in Morgen-Land aufschüssen,
Die, wie der Tag, schneeweiß den Morgen fangen an,
Die, wie das Mittags-Licht so dann mit Feuer brennen,
Des Abends, wie die Nacht, kohlschwartz im Trauren gehn:
Wer nun die Sonne wil fürs Sternen-Haupt erkennen,
Der muß den Königs-Krantz auch Rosen zugestehn.
Was aber wird das Lob der Rosen viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Preiß:
Die Red' ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen,
Dadurch sie sich allein recht auszustreichen weiß.

2. Ueber die Blumen der Hermione.

FLieht, Blumen, die ihr mir vor Herz und Augen stehlet,
Flieht, Hermione kömmt! Flieht, weil ihr ja wol wißt,
Daß ihr für ihrer Pracht Geruch und Farb einbüßt:
Schaut, daß ihr Glantz euch ja bey leibe nicht bestrahlet.
Flieht, Rosen, ob ihr gleich mit Venus Blutte prahlet,
Weil ihr Korallen-Mund noch dreymal röther ist.
Ihr Lilgen schaut, daß ihr wo düstre Gräser küßt,
Denn ihre Brüste sind mit Lilgen mehr gemahlet.
Ihr Tulpen schaut, wie ihr den Purpur-Rock versteckt,
Weil ihrer Wangen-Feld nur Milch und Purpur deckt.
Narcissen, daß ihr euch ja in den Schatten bücket;
Hebt an kein Siegel-Kwell die Häupter in die Höh;
Denn Hermionens Leib, wie weit ihr ihn beblicket,
Halß, Hände, Stirn und Brust sind Perlen, Milch und Schnee.

3. Das Hertze.

NIcht zürne, daß mein Hertz so heissen Brand ausübet,
Weil deine Schönheit selbst der Flammen Zunder hegt,
Schuld und Entschuldigung in ihren Augen trägt,
Das Meer kann nicht darfür, daß sich der Himmel trübet,
Sich mit den Wolcken armt, der Erde Dünste liebet;
Die Sonn' ists, die das Saltz in allen Dingen regt,
Der Klüffte Glutt beseelt, den Geist der Welt bewegt,
So Schnee als Eise Brand, den Steinen 's Leben giebet.
Sol meine Seele nun entseelter, als ein Stein,
Mein Hertze fröstiger, als Eise-Zapfen seyn?
Es brennt, und ist von Lieb als schmeltzend Ertz zerronnen;
Denn Lieb ist ja die Glut der Seelen; sie erfüllt
Mit Feuer unser Hertz, das aus den Augen kwillt;
Die sind der Liebe Brunn, der Seelen ihre Sonnen.

4. Auff einen namens-tag.

O Venus, leihe mir den zierath deiner wahre,
Vergiß ja keine schminck, umzircke doch die haare
Der schönsten Tharackin, nimm diamanten-stein,
Und was noch köstlicher, als alles diß, kann seyn,
Das leg' ihr um das Haupt. Vergiß auch nicht der ohren,
Laß deinen kleinen sohn bald lauffen zu den mohren
Und bringen perlen her, die jenen gäntzlich gleich,
So die Cleopatra, da sie ihr schönes reich
Zu zeigen emsig war, in einer nacht verschwendet,
Damit das schöne haupt, dem wir so hoch verpfändet,
Noch schöner möge seyn, und dessen wunder-pracht
Zu zeigen, wie ein stern, der bey gewölckter nacht
Den weiten himmel ziert. Komm, Flora, binde träntze,
Ihr Nymphen, säumt euch nicht, und heget neue täntze
Um eure königin! Bekennet auch dabey,
Daß ihr berühmter leib der schatz der schönheit sey.
Ach, könnt ich Paris seyn! Solt ich ein urtheil fällen,
Wem doch mit würden sey der apffel zuzustellen,
Den Venus überkam; ich nähme deine hand,
Ich gäb ihr einen kuß und dieses schönheits-pfand.

Joachim Neander.

Joachim Neander, im Jahr 1610 in Bremen von reformirten Aeltern geboren, widmete sich der Theologie, die er jedoch Anfangs mit leerem Herzen und als Mittel zu einer künftigen Stellung betrieb, bis die Predigten des Pfarrers Underryk, die er zuerst aus Neugierde, ja sogar, um aus ihnen Stoff zu Spöttereien zu holen, besuchte, so gewaltigen Eindruck auf ihn machten, daß sein ganzes Wesen eine ernste Richtung gewann. Bald darauf ging er als Führer einiger Jünglinge nach Heidelberg, wo er seine Studien mit dem lobenswürdigsten Eifer fortsetzte. Als er diese in ihre Heimat, Frankfurt am Main, zurückführte, lernte er den berühmten Spener kennen, mit dem er fortwährend in Verbindung blieb. Hierauf wurde er als Rector des reformirten Gymnasiums nach Düsseldorff berufen, wo er im Geiste A. H. Franckes und Speners segensreich wirkte, aber bei den Vorstehern der reformirten Gemeinde nur schnöden Undank erntete, weshalb er einen Ruf seiner Vaterstadt, die ihn zum Prediger ernannt hatte, mit freudiger Dankbarkeit annahm. Aber schon im folgenden Jahr raffte ihn der Tod nach einer heftigen und kurzen Krankheit weg, am 31. Mai 1680.

Man hat ihn den reformirten Paul Gerhardt genannt, und nicht mit Unrecht; jedenfalls ist er der bedeutendste Liederdichter der reformirten Kirche. Seine Lieder, welche er kurze Zeit vor seinem Tode unter dem Titel: „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen“ (Bremen, 1679) herausgab, fanden gleich nach ihrem Erscheinen einen ausgezeichneten Beifall, den sie auch in vollem Maße verdienten. Denn stehen sie auch an poetischem Werthe denen des begabten Gerhardt nach, so erreichen sie dieselben doch durch die Wahrheit, Kraft und Wärme des religiösen Gefühls, so wie durch die tiefe Gemüthlichkeit, die in ihnen lebt, und die von unwiderstehlicher Wirkung auf das andächtige Herz sind. Seine Sprache ist einfach, aber durchaus edel und würdig; auch zeichnet sie sich durch musikalischen Wohllaut aus, wie er denn selbst musikalisch gebildet war und mehrere seiner Lieder in Musik gesetzt hat.

1. Der Demuth Liebende.

1. ACh, was bin ich, mein Erretter
Und Vertretter
Bey dem unsichtbaren Licht?
Sieh', ich lieg' in meinem Blute;
Ja das Gute,
So ich wil, das thu ich nicht.

2. Ach! was bin ich, mein Bluträcher?
Ich bin schwächer,
Als ein Strohalm für dem Wind;
Wie ein Weberspuhl sich windet,
So verschwindet
Aller Menschen Thun geschwind.

3. Ach, was bin ich, mein Erlöser?
Täglich böser
Find' ich meiner Seelen Stand;
Drum, mein Helffer, nicht verweile,
JEsu, eile,
Reiche mir die Gnaden Hand.

4. Ach, wann wirstu mich erheben
Zu dem Leben?
Komm, ach komm und hilff mir doch!
Demuth kan dich bald bewegen:
Lauter Segen
Wirstu lassen fliessen noch.

5. Trotzig ist, O GOtt, mein Hertze,
Das bringt Schmertze,
Ja es ist mir Leyd dazu.
Höre mich, hör' an das Quälen,
Artzt der Seelen,
Schaffe meinem Hertzen Ruh!

6. Gib, daß mir der Tod nicht schade,
HErr, gib Gnade,
Laß mich seyn dein liebes Kind!
Ein Demühtiger und Kleiner,
Aber Reiner,
Endlich Ruh' und Gnade find.

2. Der Lobende.

1. Lobe den HErren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebte Seele, das ist mein Begehren,
Kommet zu hauff,
Psalter und Harffe wacht auff,
Lasset die Musicam hören!

2. Lobe den HErren, der alles so herrlich regieret,
Der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet,
Der dich erhält,
Wie es dir selber gefällt;
Hastu nicht dieses verspühret?

3. Lobe den HErren, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet;
In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige GOtt
Über dir Flügel gebreitet!

4. Lobe den HErren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet;
Dencke daran,
Was der Allmächtige kan,
Der dir mit Liebe begegnet!

5. Lobe den HErrn, was in mir ist, lobe den Namen,
Alles was Othem hat, lobe mit Abrahams Samen!
Er ist dein Licht:
Seele, vergiß es ja nicht!
Lobende, schließe mit Amen!

3. Der zum Singen sich Auffmunternde.

1. Sieh, hie bin ich,
Ehren-König,
Lege mich für deinen Thron;
Schwache Thränen,
Kindlich sehnen
Bring' ich dir, o Menschen-Sohn.
Laß dich finden, Laß dich finden
Von mir, der ich Asch' und Thon!

2. Sieh doch auf mich,
HErr, ich bitt dich,
Lencke mich nach deinem Sinn;
Dich alleine,
Ich nur meine,
Dein erkauffter Erb' ich bin!
Laß dich finden, Laß dich finden
Gib dich mir und nimm mich hin!

3. Ich begehre
Nichts, O HErre,
Als nur deine freye Gnad,
Die du giebest,
Den du liebest,
Und der dich liebt in der That.
Laß dich finden, Laß dich finden!
Der hat alles, wer dich hat.

4. Himmels-Sonne,
Seelen-Wonne,
Unbeflecktes Gottes-Lamm!
In der Höle
Meine Seele
Suchet dich, O Bräutigam!
Laß dich finden, Laß dich finden,
Starcker Held aus Davids Stamm!

5. Hör', wie kläglich,
Wie beweglich
Dir die treue Seele singt,
Wie demüthig
Und wehmüthig
Deines Kindes Stime klingt:
Laß dich finden, Laß dich finden,
Dann mein Hertze zu dir dringt.

6. Dieser Zeiten
Eitelkeiten,
Reichthum, Wollust, Ehr' und Freud,
Seynd nur Schmerzen
Meinem Hertzen,
Welches sucht die Ewigkeit.
Laß dich finden, Laß dich finden:
Grosser GOtt, ich bin bereit.

4. Der seine Tage Zehlende.

1. WIe fleugt dahin der Menschen Zeit!
Wie eilet man zur Ewigkeit!
Wie wenig dencken an die Stund
Von Hertzen-Grund!
Wie schweigt hievon der träge Mund!

2. Das Leben ist gleich wie ein Traum,
Ein nichtes werther Wasserschaum,
Im Augenblick es bald vergeh't
Und nicht besteh't,
Gleich wie ihr dieses täglich seh't.

3. Nur du, Jehova, bleibest mir,
Das, was du bist; ich traue dir:
Laß Berg' und Hügel fallen hin,
Mir ist Gewin,
Wann ich allein bey Jesu bin.

4. So lang ich in der Hütten wohn,
Sy lehre mich, O Gottes Sohn,
Gib, daß ich zehle meine Tag,
Und munter wach,
Daß, eh' ich sterbe, sterben mag!

5. Was hilfft die Welt in letzter Noth?
Lust, Ehr' und Reichthum in dem Tod?
O Mensch, du laufst dem Schatten zu:
Bedenck' es nu,
Du komm'st sonst nicht zu wahrer Ruh

6. Weg Eitelkeit, der Narren Lust!
Mir ist das Höchste Gut bewust,
Das such ich nur, das bleibet mir.
O mein Begier,
HErr JEsu, zeuch mein Hertz nach dir!

7. Was wird das seyn, wenn ich dich seh'
Und bald für deinem Throne steh'?
Du unterdessen lehre mich,
Daß stetig ich
Mit klugem Hertzen suche dich.

Christian Knorr von Rosenroth.

Näherte sich Neander der pietistischen Glaubensansicht, so gehört dagegen Christian Knorr von Rosenroth entschieden der mystischen Richtung, in welcher Angelus Silesius zum Theil sein Vorbild war. Er wurde am 15. Juli 1536 zu Altreuden im Fürstenthume Wohlau geboren, besuchte die Schulen zu Fraustadt und Stettin, und sodann die Universitäten zu Leipzig und Wittenberg, wo er sich besonders mit Chemie und orientalischen Sprachen beschäftigte, worauf er eine große Reise durch Frankreich, England und Holland unternahm. In Amsterdam machte er die Bekanntschaft einiger Männer, welche sich mit alchymistischen und kabbalistischen Studien beschäftigten und ihn für dieselben gewannen. Er arbeitete mit solchem Eifer in diesen geheim-

nißvollen Wissenschaften, daß er sich ausgebreitete Kenntnisse in denselben erwarb und sich dadurch die Gunst des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach gewann, der, von seiner mystischen Richtung getrieben, zur katholischen Kirche übergetreten war. Derselbe ernannte ihn im Jahr 1668 zu seinem Geheimen Rathe und ersten Minister, welche hohe Stelle er bis zu seinem Tode mit Auszeichnung bekleidete. Wahrscheinlich hatte er es auch der Verwendung des Pfalzgrafen zu verdanken, daß ihn Kaiser Leopold in den Freiherrnstand erhob. Er starb den 4. Mai 1689.

Knorr von Rosenroth war ein Mann von seltsamem Geiste, der sich bei einer Fülle der mannigfaltigsten Kenntnisse der Erforschung unergründlicher Geheimnisse hingab, oder sogar nach leeren Phantasiegebilden jagte und nach dem Stein der Weisen und ähnlichen Träumereien mit einem Eifer suchte, der durch keine Hindernisse, selbst nicht durch das Fehlschlagen aller Versuche abgekühlt werden konnte. Er hat viele dahin schlagende Schriften, namentlich kabbalistische verfaßt, welche uns hier nicht berühren; doch mußte diese eigenthümliche Richtung des geistreichen Mannes erwähnt werden, weil sie nicht ohne Einfluß auf seine geistlichen Gedichte blieb, deren Sammlung er noch wenige Jahre vor seinem Tode besorgte („Neuer Helikon oder geistliche Sittenlieder". Nürnberg 1684). Mehrere derselben sind Uebersetzungen lateinischer Hymnen oder Umarbeitungen älterer deutscher Lieder, bei noch anderen hat er die Gedanken aus dem „Trost der Philosophie" von Boethius entlehnt, an dessen damals erschienener Uebersetzung er Antheil hatte. Diejenigen Lieder, die sein alleiniges Eigenthum sind, beurkunden zwar den mystischen Geist, der ihn beseelte; doch tritt dieser keineswegs im Uebermaß hervor, dagegen sind seine meisten Lieder von einer großen Innigkeit und einem ächt dichterischen Schwung beseelt. Mehrere derselben sind in die Gesangbücher aufgenommen worden („Am Ziel ist er", „Ach Jesu, meiner Seelen Freude", „Morgenglanz der Ewigkeit"). Seine mystische Anschauung tritt in einem noch ungedruckten Gedichte, das wir unten mittheilen, weit mehr hervor, als in seinen „Sittenliedern"; freilich liegt das Geheimnißvolle, das er hineinlegte, zum großen Theil in den kabbalistischen Andeutungen, die er als Note beifügte, die wir hier jedoch billiger Weise auslassen. Auch in diesem Gedichte, in welchem er so sehr durch die besondere Weise der Auffassung beschränkt war, läßt sich sein poetischer Sinn nicht verkennen, und selbst die Sprache ist von einer unter den gegebenen Umständen bewundernswerthen Fülle und Lebendigkeit, e n Vorzug, der auch in seinen Liedern hervortritt *).

1. (Morgenlied.)

1. MOrgen-Glantz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick' uns diese Morgen-Zeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib' durch deine Macht
Unsre Nacht.

2. Die bewölckte Finsterniß
Müssen deinem Glantz entfliehen,
Die durch Adams Apffel-Biß
Uns, die kleine Welt beziehen,
Daß wir, HErr, durch deinen Schein
Selig seyn.

3. Deiner Güte Morgen-Thau
Fall auf unser matt Gewissen,
Laß die dürre Lebens-Au
Lauter süssen Trost geniessen,
Und erquick uns, deine Schaar,
Immerdar!

4. Gieb, daß deiner Liebe Glut
Unsre kalte Wercke tödte,
Und erweck uns Hertz und Muth
Bei entstandner Morgen-Röthe,
Daß wir, eh wir gar vergehn,
Recht auffstehn.

5. Laß uns ja das Sünden-Kleid
Durch des Bundes Blut vermeiden,
Daß uns die Gerechtigkeit
Mög als wie ein Rock bekleiden,
Und wir so vor aller Pein
Sicher seyn.

6. Ach, du Anfang aus der Höh,
Gib, daß auch am jüngsten Tage
Unser Leichnam aufferstehe,
Und entfernt von aller Plage,
Sich auf jener Freuden-Bahn
Freuen kan.

7. Leucht uns selbst in jener Welt,
Du verklärte Gnaden-Sonne,
Führ' uns durch das Thränen-Feld
In das Land der süssen Wonne,
Da die Lust, die uns erhöht,
Nie vergeht.

2. HECATOMBE

oder

Hundert Lob-Sprüch vor so viele Wohlthaten Gottes alle Tage zu sprechen, wie denn auch dergleichen zur Zeit Christi und der **Aposteln**, unter den **Haebreern** Täglich im gebrauch gewesen, in Teutsche Reimen gesetzt und nach der Heiligen **Cabala** eingerichtet.

Gelobet seyestu, o GOtt, du Vater aller wesen
Durch **JESUM**, der von dir zum Christ ist außerlesen!
Du Ausfluß aus der Höh, der du so trittst herfür,
Und schaffst der Seelen Schaar so nach und gleich nach dir,
Formirst um Preiß und dienst so vieler Engel Hauffen,
Machst Lichter in der Höh und heist die Himmel lauffen,
Machst Erd und Element, Gewächs, Gestein und Thier,
Und zeuchst demselben mich als einen Menschen für;
Hast wachsthum, Speiß und Tranck und Opffer gnug gegeben,
Läst mich gesund und starck an Leib und Sinnen leben,
Bewegst durch Gluth und Geist in mir der Glieder krafft,
und regst die Seel in mir durch manche leidenschafft;
Giebst aber unsern Geist auch krafft, dich zu verstehen,
Und willst uns durchs Gemüth hinauff zu dir erhöhen;
Giebst Schlaff und weckst uns auff, wenn wir vor Todt da sind,
und läst die Augen nicht in stetten Schatten blind.
Du richtest frisch empor, waß schwach und müde lieget,
Du stützst und hilffest auff, wenn wo ein Fall sich füget;
Du welbst der Erden Grund zu aller Menschen Bahn,
Und giebst den Schenckeln Krafft, damit man schreiten kann.
Du kleidest auch, waß Nackt, daß keines sich darff schämen:
Der Mensch kann deine krafft zum gürthel umb sich nehmen.
Du zihrst auch unser Haupt mit deiner eigen pracht
Und lehrst den unterschied der zwischen Tag und Nacht
Ich bin in {Mannes / Weibes} Geschlecht gemacht zu deinen Freuden,
Gezeigt im Christenthumb weit von der arth der Heyden,
Nicht in Leibeigenschafft, darzu in Christo frey,
Und du giebst, waß ich darff, es sey auch waß es sey.
Auch seystu hochgelobt, du Vater aller Sachen
Durch **JESVM**, der als Christ uns dir kann ähnlich machen,
Daß du durch diesen auch uns mit so viel ergötzt
Und ihn schon vor der Welt zum Heyland ausgesetzt,
Durch ihm den alten Bund von anbeginn Regieret,
Hernach durch deinen Geist Ihn in daß Fleisch geführet,
Daß Er gebohren ward aus Jungfreulichen Bluth,
Und ward des Heiles Grund für uns, und uns zu gutt,
Drauff Er auch bey der Tauff des Geistes Salb empfangen,

*) Im „Schlesischen Helikon" findet sich eine Anzahl weltlicher Gedichte, die mit seinem Namen bezeichnet sind. Einige derselben gehören ohne Zweifel ihm an, und dieselben sind von lobenswerther Erfindung, nicht ohne Humor geschrieben und leicht gereimt, obgleich sich der Einfluß Hoffmannswaldaus nicht verkennen läßt. Andere scheinen einem andern weniger bedeutenden Dichter desselben Namens anzugehören, den wir jedoch nicht kennen.

Von Dir als Sohn erklährt, durch den Wir Heyl erlangen:
Auch nachmals vorgestellt, daß man ihn hör allein,
Wie er denn auch gelehrt, wie man Gerecht soll seyn,
Dazu die Gottes arth gezeiget mit dem Leben,
Verkündigt, waß sich soll mit straff und Lohn begeben,
Mit wunder thun bezeugt, daß Er **Messias** sey,
Und durch den neuen bund von bösen uns befrey.
Drum Er auch seinen Leib zu eßen uns geschenckt,
Und durch des Bundes Bluth zum neuen Geist getrenckt.
Drauf Er mit herben Kampff, von Juda dargestellt,
Mit bänden ward verstrickt zur Freiheit aller welt,
Biß er, von seinem Volck gerichtet und geschlagen,
Von Römern hart gepeitscht, verhönt mit vielen plagen,
Mit Dornen auch gekrönt, gekreutzigt, nackt und bloß,
Als Bundes Opffer starb, und all sein Bluth vergoß.
Darauff mann Ihn begrub und Er hinfur zur Höllen,
Bald aber aufferstund, verklährt nach allen Fällen,
Und drauff gen Himmel fuhr zu Gottes Rechten Hand
Und wird ein Richter seyn für aller Menschen stand.
Noch seystu Hochgelobt, Du Vater aller Dinge,
Durch **JESVM**, den ich hier als Christum vor dich bringe,
Daß auch durch deinen Geist uns deine Gunst beblickt
Und du den als ein Feur am Pfingstag abgeschickt,
Hernach den deinen auch beim Tauchen Reich gegeben,
Und noch durch glauben giebst, daß Er recht helffe leben;
Daß, wo Übung ist, Er zu lehren weißheit giebt,
Und Gnade zum verstehn dem, der dein Leben liebt,
Und voll erkäntnüs macht, was vor gantz leer gewesen,
Und Gnad und Licht verleih, dadurch man kann genesen,
Und Krafft giebt, daß die Lust in uns werd unterbracht,
Und uns durch deinen Sohn zu seinen Kindern macht,
Und hilfft uns über Fleisch und Welt und Hölle siegen,
Und reitzt, daß wir viel lob gen Himmel laßen fliegen,
Und macht gerecht und from, giebt Andacht überall,
Und richt ein Reich hier auff, wie in dem Himmel Saahl.
Diß alles thut dein Geist durch wort von deinen Bunde.
Da zeugt mann, wie mann sey verderbt biß gar in grunde,
Und stellt drauff Christum für und dessen Lebensarth,
Und nur waß für begierd in dem erfunden ward,
Und nur was Er gehofft und auch allso zu hoffen,
Und sich, wie der, zu freun, wenn ihm was Freudigs troffen,
Und nichts zu hassen hier, als nur waß er gehaßt,
Und nur was Er zu fliehn, und nicht, wie wirs gefast;
Zu fürchten, was Er auch gefürchtet hier auff Erden,
Und bloß allein, wie er, vor Schmertz betrübt zu werden,
Wie Er gezürnt allein zu zürnen auff der Welt,
Und daß mann nur, was Er, vor hoch und niedrig helt.
In diesen deinen Geist wirstu nun auch gepriesen
Für das, waß du, O! GOTT, uns durch die Kirch erwiesen,
Durch Christum deinen Sohn, o den du ausgewehlet,
Uns Heyden, die du sonst, nich vor dein Volck gezehlet,
Und du auch, Israel, du nicht gar wirst verwerffen,
So läst du noch dein wortt vor Jung und alte schärffen,
Giebst auch noch Obrigkeit zu äuserlicher Zucht,
Und mehrest stets dein Reich durch Eh und dessen Frucht.
Wie wohl du einsten wirst des Geistes Einfluß mehren,
Und mit mehr Heiligkeit von uns dich lassen Ehren,
Auch näher bey uns seyn mit deiner gegenwartt,
Und straffen, waß nicht ist nach deiner Lebensart,
In des kann auch, was from, sich mit Gemeinschafft laben,
Offt in versamlung gehn und unterredung haben,
In einer heiligkeit dir suchen, gleich zu seyn
Und durch ein einig Lob bei dir gehn auß und ein,
Auch einerley Gebeth vor deine tempel bringen,
Und durch den neuen Bund vereinigt zu dir dringen,
Und so in einer Reyh, gleich nach den Lamme gehn,
Wie du den Schuld vergiebst, wenn wir im Glauben stehn,
Nimbst an, wenn dir dein Sohn und Bund wird fürgetragen,
So daß wer sich bekehrt, nun nicht mehr darff verzagen;
Wie dann die Kirch auch glaubt der Todten aufferstehn,
So vor als nach im Reich, da mann für Recht soll stehn.
Und drauff verheissestu ein ewig seelig Leben
Nach staffeln, wie du auch den bösen Lohn wirst geben.
Indessen hörstu uns bey lob und bethn an,
Und seegnest noch dein Volck, wie du vor auch gethan.
Nur dir gebührt die Kron, die Weißheit und daß Lehren;
Dich muß mann stets als Mild, Scharff, Schön verehren,
Der Sieg, daß Lob, der Grund, daß Reich gehört vor dich:
Mach, Form, Schaff uns recht, Fleuß in uns Ewiglich!



Quirin Kuhlmann.

Ein noch größerer Schwärmer, als Knorr von Rosenroth, aber unstreitig auch ein weit größeres poetisches Talent war sein Landsmann **Quirin Kuhlmann**, der mit allen Anlagen zu einem bedeutenden Dichter begabt war und gewiß Großes geleistet haben würde, wenn er sich nicht in die tiefsten Abgründe der religiösen Schwärmerei verloren hätte. Er war am 25. Februar 1651 zu Breslau geboren, wo er das Gymnasium besuchte. Sein angebornes Talent zur Dichtkunst entwickelte sich schon früh, aber zugleich auch Hand in Hand mit demselben seine Anlage zur Schwärmerei, so daß ihm schon der Rector des Gymnasiums prophezeite, er werde entweder ein großer Theolog oder ein großer Ketzer werden. Erst 13 Jahre alt, schrieb er die „Himmlischen Liebesküsse", welche er jedoch erst später (1671) drucken ließ. Von 1668 bis 1671 studirte er in Erfurt, Leipzig und Jena, wo er während einer tödtlichen Krankheit Visionen hatte, die seiner angeborenen Schwärmerei neue Nahrung gaben und schon damals in ihm den Glauben erweckten, daß er zu einem Heiligen berufen sei. Mit tüchtigen Kenntnissen in der Rechtswissenschaft ausgerüstet, ging er nach Leiden, um sich den Doctorgrad zu erwerben, aber bald wurde sein Widerwille gegen die „Hohenschulteufeleien" und gegen den „antichristlichen Thorentitel eines Doctors" so groß, daß er sich entschloß, alle Beschäftigung mit den weltlichen Wissenschaften aufzugeben und sich ganz der Erforschung der geheimen Weisheit zu widmen, wozu die Schriften Jak. Böhme's wesentlich beitrugen, mit denen er unterdeß bekannt geworden war. Andere Schwärmer, an die er sich angeschlossen hatte, und unter denen Einer, Namens Roth, die Ankunft eines neuen messianischen Reichs verkündigte, zogen ihn immer tiefer in die Abgründe der Schwärmerei. Bald hielt er sich selbst dazu ausersehen, eine neue Jesusmonarchie zu begründen, die er das Kuhlmannsthum nannte, als deren Aufgabe er namentlich aufstellte, daß sich Christen und Juden in ihr zu einem einzigen Volk Gottes vereinigen sollten. Von der Wahrheit seiner Sendung überzeugt, begann er, seine neue Religion zu verkünden; nach

längerem Aufenthalte in Holland, wo er sich mit einer schon bejahrten Wittwe verheirathet hatte, durchzog er England und Frankreich, und kam selbst im Jahr 1678 nach Constantinopel, wo er den Sultan für das Kuhlmannsthum zu gewinnen suchte. Nur mit Noth der Gefahr, gespießt zu werden, entgangen, kehrte er auf weiten Umwegen nach Amsterdam zurück, wo er seinen „Kühlpsalter" herausgab. Von steter Unruhe getrieben, ging er nach Rußland; aber da er auch dort seine neue Religion offen predigte, wurde er in Moskau auf Befehl des Patriarchen verhaftet und nach kurzem Prozeß am 4. Okt. 1689 lebendig verbrannt.

Kuhlmann hat viele Schriften, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache verfaßt, in denen er seine religiösen Ansichten verkündigte, wenn man anders diesen Ausdruck für seine bis zum gränzenlosesten Unsinn gesteigerte Schwärmerei gebrauchen kann. Wir haben uns hier mit denselben nicht zu beschäftigen, eben so wenig mit denjenigen unter seinen Dichtungen, in denen die Schwärmerei alle Poesie zurückdrängt und die Phantasie in offenbaren Unsinn ausartet. In seinen ersten Gedichten, „den himmlischen Liebesküssen" und den „Grabeschrifften" schließt er sich in Form und Sprache ganz der Hoffmannswaldauischen Schule an; namentlich tritt dies in den Grabschriften, einer Reihe von Epigrammen, klar hervor, deren Hauptverdienst in den witzigen, und oft wirklich geistreichen Einfällen liegt. In den „Liebesküssen", welche ihren Stoff aus dem Hohenlied nehmen, findet sich neben der schwülstigen Darstellung Hoffmannswaldaus die Spielerei der Pegnitzer, welche freilich durch den abenteuerlichen Sinn des Dichters ein ganz eigenthümliches Gepräge erhält. Später riß sich Kuhlmann von seinen früheren Vorbildern los, deren Irrthümer er in dem lesenswerthen „Straff-getichte über di Mißgebrauchte Verskunst" („Tugendblumen" S. 27 ff.) mit großer Einsicht darlegt. Sein poetisches Hauptwerk ist aber die Sammlung, welche er unter dem Titel „Kühlpsalter, Oder die Funffzehengesänge" (Amsterdam 1684) herausgab, und denen später mehre Fortsetzungen folgten*). Wir lassen diejenigen Gedichte, und sie sind freilich ziemlich zahlreich, ganz außer Betracht, in welchen die Schwärmerei die Poesie besiegt, obgleich auch in diesen oft die trefflichsten Stellen zu finden sind; in den übrigen aber, deren noch eine nicht kleine Zahl ist, zeigt sich Kuhlmann als einen Dichter von nicht geringem Talent. Sie sind von wahrer religiöser Begeisterung durchdrungen, zeugen von tiefem Gefühl, lebendiger Phantasie und klarer Anschauung. Mag der Dichter in seinem Vorworte ihnen auch nachrühmen, daß in ihnen die geheimnißvollsten Wahrheiten seines Kuhlmannsthums oder, wie er auch sagt, seines großen Kühlungswerkes tief verborgen lägen, und daß sie nur in dem Stande völlig verstanden werden könnten, in welchem sie geschrieben; das hindert uns nicht, den bessern Geist darin zu erkennen, der ihn bei ihrer Abfassung erfüllte, den Geist der lebendigen, begeisterten Frömmigkeit, der ihn so mächtig erfüllte, daß die Schwärmerei vor ihm ganz verschwand, oder als edlere Mystik hervortrat. Und in der That sind diese Gedichte den besten geistlichen Liedern eines Spee oder Scheffler an die Seite zu setzen und sie übertreffen die der Pietisten an Schwung, Kraft und Reichthum der Sprache, an Fülle der Gedanken und der poetischen Anschauung, so wie an Wahrheit der Empfindung, schon deswegen, weil er sie meistens bei wichtigen Vorfällen seines Lebens dichtete, in denen er sich mit voller Seele zu Gott wandte.

*) Des Kühlpsalter 2. Th. 1685; Wesentlicher Kühlpsalter, Das Wunder der Welt, 1686; des Kühlpsalter 3. Th. 1686 und endlich desselben 10. Buch, 1687. (Letzteres ist uns unbekannt geblieben.)

1. Der 3 Gesang.

1. SOlte ich di Jugend zeiten
Mit Wollüsten bringen zu?
Lasset mich in Libe streiten,
Welche gibet Himmelruh,
Welche unsern Geist ergetzet,
Wann zu Jesus ich versätzet.

2. Alle Libe diser Erden
Ist manch tausend Schmertzen vol;
Eitler Weltruhm bringt beschwerden,
Ehrsucht machet nimmer wohl,
Jesus Libe kan erquikken
Und mit Gnaden-golde blikken.

3. Heilig, heilig, heilig singen,
Ist im Himmel sonder zil;
Heilig, heilig, heilig klingen,
Ist ein stetes Engelspil;
Heilig, heilig, heilig loben,
Ist das schönste Thun dort oben.

4. Seelge Geister seelger Seelen,
Di ihr dort bei Jesus schwebt,
Und in lichten Wolkenhöhlen
Bei dem allerlibsten lebt,
Ihr habt alles schon gefunden
Was mich hir noch hält gebunden.

5. Werd' ich, Jesus, nicht entrükket
In der Ewigkeiten Land?
Wi glänzt alles ausgeschmükket,
Mehr als noch ein Mensch erkand!
Alle Zungen müssen fehlen
Einen Zeitblikk hir zuzehlen.

6. Höre ich die Seraphinen
In dem güldnen Sonnenkohr?
Seh ich lichte Cherubinen
Jesus nahmen singen vor?
Welche übersüsse Lider!
Si erfreuen meine Glider.

7. Alle Patriarchen stimmen
Jesus Lob gantz himmlisch an;
Der Aposteln Hertz entglimmen
In des Lammes Sigesfahn:
Jeder wil nur Jesus rühmen
Und sein hohe Zir ausblühmen

8. Liebste Seele, steige ferner
Ach, zum Jesus Angesicht!
Sammle hier Genadenkörner,
Seelewig, nur säume nicht!
Reisse dich von Welt und Ketten,
Um die Sonnenburg zutretten.

9. Schaue, Lebensströhme flüssen
Uberhäuffig in dein Hertz!
Wollustmeere wollen güssen
In dich lauter Himmelschertz!
Fliehe hin von Erd und grüfften,
Da dich Jesus Lüfft umlüfften.

10. Thränenschlösser, Weltpalläste,
Weichet nun von meinem Geist!
Lebet wohl, ihr Erdengäste,
Welche lauter Qual umschleust!
Ihr vermöget nur von Plagen,
Ich von Himmellust zu sagen.

11. Jesus heisset meine Sonne,
Jesus ist die Lebenslehr;
Jesus heisset meine Wonne,
Jesus ist die Weißheit-lehr;
Jesus wil sich mein erbarmen,
Jesus faßt mich in die Armen.

12. Hier pflegt Anmut, dort nur Leiden,
Hir Ergetzung, dort nur Pein,
Hir bestehen, dort das scheiden

Sonder einen Schlus zu sein:
Seelig, welche können wohnen,
Wo die Jesusländer trohnen!

2. Der 11 Kühlpsalm.

1. LObsinget Gott dem Herrn, der alles wohl gemacht!
Was dise Welt verstößt, das nimmet Gott in acht!
Gott ist, der dis gethan, Gott ist darob zu preisen;
Drum ist alleine Gott Danksagung zu erweisen!

2. Unauszusprechen bleibt des Allerhöchsten Gnad!
Gott war, und ist, und wird mein Weg, mein Rath und Pfad!
Auff Gott ruht mein vertraun, durch Gott ist überwunden,
Drum hab' ich auch in Gott gewünschte Ruh gefunden.

3. Davidisir, mein Geist, mit disem Lobeslid,
Gib ehre deinem Gott vor seinen wunderfrid!
Ach bitte, das dein Gott dich lasse nimmer wanken!
Versprich alleine ihm auf ewigst auch zudanken!

3. Der 13 Kühlpsalm.

1. WAs betrübt dich, mein Gemütte?
Lobe Gottes grosse Gütte
In der zugeflossnen Plag,
Lobe Gott bei Nacht und Tag!
Gott der Herr wird alles wenden
Und du must zum Port anlenden.

2. Ist nicht Gott dein Vater worden?
Bist du nicht im Engelorden?
Jesus ist dein Bruder ja!
Gott der heilge Geist bleibt nah,
Weil er Freund und Tröster bliben,
Und dir Jesus wort bekliben.

3. Meine Seele, wilstu zagen,
Das du Jesus kreutz solst tragen?
Nihm die Zeichen seiner Gnad!
Folge Jesus Lebens Pfad!
Jesus ist so vorgegangen,
Du must Jesus weg verlangen.

4. Welcher Krigsman wolte flihen,
Wan er an den Sig solt zihen?
Und du wolltest flüchtig sein,
Nuhn die Ehrenkrohne dein?
Weil dich gantz wil Jesus fassen,
Müssen Freund und Feind dich hassen.

5. Meine Seele, jauchtze prächtig,
Weil dein Jesus in dir mächtig;
Du bist nicht von diser Welt!
Schau, wer um dich Wache hält!
Drum las fälschlich mit dir handeln,
Das du magst bald freier wandeln.

6. Steh in Jesus sonder wanken!
Du wirst ihm auf ewig danken,
Wann die Falschheit sich verflucht,
Weil sie sich, nicht Gott, gesucht.
Selig ist, auf Erden weinen,
Und dort voller wonn erscheinen.

7. Lobe Gott in allen dingen,
Weil dir alles nutz mus bringen
Hir und dort in Ewikeit;
So geneust du Engelfreud:
Denn ohn unterlas Gott loben
Machet Engel hier und droben.

4. Der 16 Kühlpsalm*).

1. GElobet seist du, Gott! Gott Vater, Sohn und Geist!
Gelobt dein heilger Nahm, und sonder end gepreist!
Der Tag wird dir geweiht, mein Gott, zu deinen ehren,
Drüm soll mein gantzes Haus mit mir dein Lob vermehren.

2. Gelobet seist du, Gott, von mir in diser Stund,
Darin mit Aa zuerst verherrlicht dich mein Mund,
Der du gantz wunderlich das Leben mir gegeben,
Und wunderlicher noch dich lässest itz erheben!

3. Gelobet seist du, Gott! Du riffst mich, eh ich war,
Eh meine Mutter mich mit schmertzen dargebahr;
Du hast von Ewikeit mich zu dem Werk erkohren,
Und wilst vollenden gleich, zu dem du mich gebohren.

4. Gelobet seist du, Gott, vor meiner Zeiten lauff!
O Wonn, dein Jahr ist dar! Vil tausend warten drauff!
Du hast mich hingeführt durch nigehörte gänge,
Und räumlich durchgebracht durch tausend Angstgedränge.

5. Gelobet seist du, Gott, unendlich so vil mahl,
Als weggeflossen mir Minuten an der zahl!
Komt, Engel! Engel komt, und was bei Jesus oben,
Um Gott vor seine Gnad an mir mit uns zu loben!

6. Gelobet seist du, Gott, mit neuempfangner Krafft!
Schon dises neuen Jahrs vor neue Gnadenschafft!
Wi dise neue Uhr dem innern wil beginnen,
So las dem euserem auch solches Licht zurinnen!

7. Gelobet seist du, Gott, vor mein verpfeiltes Leid,
Das sich verwandelt hat, nunmehr in lauter Freud!
Vil meinten bös mit mir, di mich sehr böslich schalten;
Doch du machst, das ich kan dein Dankfest frölich halten.

8. Gelobet seist du, Gott, vor deinen Wunderschlus,
Der längst beschlossen ward, nach dem mirs gehen mus!
Ich seh und seh ihn wohl im Spigel der Propheten:
Si mochten Joseph ni, ni Daniel ertödten.

9. Gelobet seist du, Gott! Gott Vater, Sohn und Geist!
Gelobt dein heilger Nahm und sonder end gepreist!
Der Tag wird dir geweiht, mein Gott, zu deinen ehren;
Drum sol mein gantzes Haus mit mir dein Lob vermehren.

*) Als er an seinem 27. Geburtstage ein dreifaches Dankfest hielt, den 25. Hornung 1678.

5. Der 19 Kühlpsalm.

1. GEfährlich ist Erleuchter thun,
Wo si nicht sind in Gott gelassen;
Gott kan in ihnen nicht mehr ruhn,
Wann si in sich die Selbstheit fassen.
Der Heilge Geist entweichet fern,
Dann herschen über si die Stern,
Und sind vom irdschen Führer trunken
Ob si sich meinen Gott versunken.
Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Nie sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

2. Ein Mensch wird zwar gar Sonnengleich,
Wann Gottes Sonn in ihm aufgehet,
Doch bleibet er im Feuerreich,
Weil er vom Feuersquell bestehet.
Das Feuer ist der Seelen grund,
Und wird im Lichte nimmer kund;
Doch wo di Seel ihr selbst erspigelt,
So ist das Licht von ihr geflügelt.
Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Ni sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

3. Vil stunden einst in Gottes glantz,
Di heute säen irthumssahmen;
Ach, si versahen Wall und schantz,
Als si statt Nichts das Ichts annahmen.
Drauf wich von ihnen Gottes hall;
Doch merken si nicht ihren fall:
Was wunder, das si sich verlauffen
Und ihren Bruder mit verkauffen?
Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Ni sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

4. Was half dem Saul, das ihn Gott krönt,
Als er den Ruf von Gott vergessen?
Kein David hat di Sünd beschönt,
Kein Petrus, als er sich vermessen.
Ob Jonas trug die Christfigur,
Doch fällte ihn, wie uns, Natur.
Kein Heilger ward so hoch gestellet,
Das sich nicht Sünd ihm zugesellet,
Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Ni sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

5. Der fehlet meist, der nimmer fehlt,
Der irret stets, der ni wil irren;
Welch Mensch sich ni um Sünde quält,
Der wird sich selbst und vil verwirren.
Wer schon in allem heilig gleiss't
Der ist, der sich von Gott abreiss't,
Weil Gottes Gnad er ihm zuschreibet,
Di eh verdirbt, eh si bekleibet.
Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Ni sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

6. Di eusre Schrifft ist unser buch,
In welcher wir die innre kennen;
Den triffet Gottes Zorn im Fluch,
Der dise wil von jener trennen.
Wem schon di eusre Schrifft zu schlecht,
Der hat di innre Schrifft ni recht.
Seel, Geist und Leib sind ni zutheilen:
Wi wolten vil nicht itzo feilen?

Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Ni sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

7. Wann die Vernunfft im Lichte fleugt,
So mus di Demutt straks verlodern;
Dann fängt si glast, der leugt und treugt,
Und eher wil, als wir, vermodern.
Di Geister reichen Gunst und Dunst,
Doch ist si weit von Himmelkunst,
Vom heilgen Lichte weggegangen,
Ob si schon wil, wie erstlich, prangen.
Drum, Jesu Christ, sei stets mit mir zur hutt!
Ni sicher sein, als nur in dir, ist gutt.

Heinrich Mühlpforth.

Heinrich Mühlpforth, geboren am 10. Juli 1639 zu Breslau, wollte sich Anfangs der Malerkunst widmen, für die er jedoch kein Talent hatte, trat dann als Lehrling in eine Apotheke, woran er keine Freude fand, so daß sich seine Verwandten (sein Vater war ihm schon früh gestorben) endlich entschlossen, ihn die wissenschaftliche Laufbahn ergreifen zu lassen, für die er Anlagen und Lust zeigte. Nach vollendeten Schuljahren bezog er 1680 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Medizin zu widmen; doch ging er schon 1650 nach Wittenberg, weil ihm der Aufenthalt in Leipzig, so wie sein Studium durch ein zanksüchtiges Weib verleidet worden war, mit dem er sich in jugendlicher Uebereilung verbunden hatte. Er widmete sich nun der Rechtswissenschaft, ward Doctor und erhielt bald darauf die Stelle eines Notars bei dem Consistorial- und Vormundschaftsgericht in seiner Vaterstadt. Er starb, nachdem er lange von Gichtschmerzen geplagt worden war, am 1. Juli 1686.

Mühlpforth stand mit Hoffmannswaldau in näherer Verbindung und ahmte dessen Manier getreulich nach; seine Gedichte (2. Thl. Breslau 1686) wurden daher von demselben sehr gelobt und fanden außerdem großen Beifall, besonders waren seine Gelegenheitsgedichte beliebt, welche übrigens den größern Theil der Sammlung bilden, da er bei allen möglichen Gelegenheiten in Anspruch genommen wurde, denn er betrieb die Dichterei auch wohl als Erwerbszweig, da er, wie es scheint, für seine Bedürfnisse mehr brauchte, als ihm seine Stellung eintrug*). Daher klagt auch schon Neumeister über die Eile, mit welcher er dichtete, und die an der häufigen Ungleichheit seiner Dichtungen bemerkbar sei. Barth. Feind (Vorr. zu dessen Ged.) wirft ihm Mangel an „Scharffsinnigkeit und gutem Urtheil" vor, und gewiß nicht mit Unrecht; wenn er aber „offt viel Feuer" in seinen Gedichten findet, so hat er sich wohl durch die schwülstige nur auf Effect berechnete Darstellung täuschen lassen; wir wenigstens haben nicht finden können, daß er sich auch in seinen besseren Stücken über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhebe. So wenig übrigens zu verkennen ist, daß er in seinen Gedichten in Sprache und Form seinen Gönner Hoffmannswaldau nachgeahmt hat, so hat er sich dagegen doch von der lüsternen Weise desselben frei gehalten.

Hans von Assig und Siegersdorff.

Wenn auch nicht von bedeutenderem Talent als Mühlpforth, doch von größerer Tiefe des Gefühls war dessen Landsmann Hans von Assig und Siegersdorff. Am 8. März 1650 in Breslau geboren, erhielt er seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, worauf er in Leipzig die Rechtswissenschaft studirte. Er trat später in schwedische Kriegsdienste, kehrte im Jahr 1678 in die Heimat zurück, und ward Kurbrandenburgischer Schloßhauptmann und Director des Burglehens in Schwiebus, wo er am 5. Aug. 1694 im 44. Jahre seines Alters starb.

Unter seinen Gedichten, welche erst nach seinem Tode gesammelt erschienen (Breslau 1719), sind die weltlichen unbedeutend; sie sind ganz in der Manier Hoffmannswaldaus gehalten, und suchen zunächst durch witzige Einfälle zu unterhalten, unter welchen sich freilich auch manche befinden, deren Witz in pöbelhafter Gemeinheit besteht (z. B. in „Cupidinis Testament"). Er würde daher auch nicht zu erwähnen sein, wenn er sich nicht in seinen geistlichen und andern ernsten Liedern (darunter mehrere schöne Begräbnißgedichte) von einer vortheilhafteren Seite zeigte. Diese gehören zwar auch nicht zu den hervorragendsten Erscheinungen der Zeit, sie sind zum Theil von zu großem Umfang, welcher mit dem öfters mageren Inhalt in Widerspruch steht; allein in den meisten lebt doch ein inniges und wahres Gefühl, zu dessen Ausdruck er sich einer schlichten, aber doch warmen Sprache bedient. Eins seiner schönsten Gedichte ist das „Auf das Absterben der Frau von Saurmann", welches er im Krankenbette dichtete, als er selbst den Tod erwartete. Leider ist es zu lang, als daß wir es mittheilen könnten.

Der sterbende Stephanus.

1. So versiegelt der Gerechte
Sein Bekenntniß durch den Tod,
Er verlacht die Henkersknechte,
Denn er stirbt in seinem Gott.
Er kann als ein Ueberwinder
Unter einem Hauffen Stein',
Sanffter, als ein frecher Sünder
Auff dem Bette, schlaffen ein.

2. Und was darff er weiter hoffen?
Sieht sein sterbend Auge doch
Selbst den hellen Himmel offen;
Sein Erlöser lebet noch;
Denn er steht zu Gottes Rechten
Und zeigt Stephano die Kron',
Die er seinen treuen Knechten
Schenket für ihr Blut zu Lohn.

3. Nun will er auch sterbend treten
Vor des Höchsten Throngericht.
Hört für seine Feind ihn beten:
„Herr, behalt die Sünde nicht!"
Also gehn die Lebensgeister
Unter Steinen ihren Lauff;
Er rufft: „Jesu, lieber Meister,
Nimm, ach! meinen Geist nimm auff!"

4. Trautster Knecht du bist gegangen
Zu des Herren Freudenzelt;
Du kanst mit der Krone prangen,
Die den Glantz der Sonne hält.
Dir sind deine Martersteine
Nun in Stern' und Gold verkehrt,
Die zerschmetterten Gebeine
Mehr vor Gott als Damant werth.

5. Seelig, wer für Christus Ehre
Waget Leben, Leib und Gut,
Und die unverfälschte Lehre
Gar versiegelt durch sein Blut!

*) Wenigstens muß er, nach der von Hoffmannswaldau verfaßten und von Neumeister überlieferten Grabschrift „Eines berühmten Teutschen Poetens", unter welchem er zu verstehen sei, gern getrunken haben. Sie lautet also:
„Neun Wörter und nicht mehr soll dieses Grabmahl haben:
Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben!"

Seelig, wer zur letzten Stunde
Schließt, wie Stephanus, den Lauff,
Rufft mit Hertzen und mit Munde:
„Jesu, meinen Geist nimm auff!"

Hans Aßmann Freiherr von Abschatz.

Einer der letzten Bekenner der Hoffmannswaldauischen Schule ist auch zugleich einer der bedeutendsten und talentvollsten Dichter der zweiten Hälfte des Zeitraums; es ist dies der Freiherr Hans Aßmann von Abschatz. Derselbe wurde am 4. Febr. 1646 auf dem Gut Wörbitz in Schlesien geboren. Seine Kindheit war mit zahlreichen Unglücksfällen bezeichnet; in seinem 4. Jahre wurde er von den Blattern befallen, im folgenden verlor er seinen Vater, bald darauf brannte das Schloß Wörbitz ab, wobei er in Lebensgefahr gerieth, und als er 13 Jahre alt war, starb auch seine Mutter, welche seinen ersten Unterricht mit großer Sorgfalt geleitet hatte. Seine Verwandten, denen nun obstand, seine Erziehung zu leiten, schickten ihn nach Liegnitz, wo er das Gymnasium besuchte, und sechs Jahre später nach Straßburg, und von dort nach Leiden, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Bei rastlosem Fleiß und seinen glücklichen Gaben, erwarb er sich eine reiche Fülle von Kenntnissen, so wie er seinen Geist theils durch fortgesetzte Beschäftigung mit der alten Literatur und den neueren Sprachen, theils nach vollendeten Universitätsstudien durch größere Reisen in Holland, den Niederlanden, Frankreich und Italien ausbildete und bereicherte. Dreiundzwanzig Jahre alt kehrte er in die Heimat zurück, wo er die Verwaltung seiner väterlichen Güter übernahm, was ihn auch bald veranlaßte, sich zu verheirathen. Als im Jahr 1675 die Herzogthümer Brieg, Wohlau und Liegnitz an den Kaiser Leopold fielen, und man einsichtsvoller und kräftiger Männer bedurfte, um den zu erwartenden Eingriffen des Kaisers in die Freiheiten des Vaterlands zu begegnen, wurde er Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz und Ordinär-Deputirter bei den Fürstentagen zu Breslau. Außerdem wurde er bei wichtigen Anlässen zweimal als Gesandter nach Wien geschickt, wo er sich die Gunst des Kaisers erwarb, der ihn in den Freiherrnstand erhob. In den letzten Jahren seines Lebens ward er wieder von manchem Unglück heimgesucht, es starben ihm nahe und geliebte Verwandte, der Krieg und die Kriegssteuern lasteten schwer auf ihm und zudem fühlte er schnelle Abnahme seiner Kräfte. Er starb den 22. April 1699 und nach siebenundzwanzig Stunden folgte ihm seine treue Gattin, mit der er 30 Jahre lang Freud und Leid getheilt hatte. Beide wurden unter großer Feierlichkeit in eine gemeinschaftliche Gruft der Oberstadtkirche zu Liegnitz beigesetzt.

Seine Gedichte, welche erst nach seinem Tode gesammelt wurden (Breslau 1704), verläugnen allerdings den Charakter der Schule, zu welcher sich er bekannte, nicht ganz, und es tritt in manchen derselben die schwülstige Manier Hoffmannswaldaus noch deutlich genug hervor. Doch folgte er hierin offenbar nur der Mode, oder er gab wohl auch dem Einflusse Lohensteins nach, mit welchem er in freundschaftlichem Verkehre stand. Seinem eigenen Gefühle und besseren Geschmack sagte der falsche Pathos keineswegs zu und wenn er auch oft, namentlich in seinen geistlichen Liedern zu viel Bilder anhäuft, so stehen diese doch in lebendigem Zusammenhang mit dem Gedanken, dem sie in angemessener Weise sinnliche Annehmlichkeit gewähren. Auch ist ihm die Anhäufung von Bildern keineswegs so zur Natur geworden, wie den übrigen Dichtern der Schule, vielmehr finden sich manche geistliche Gedichte, welche den einfachen Gedanken auch in schlichter Sprache darstellen, wie in der „Morgen-Andacht" (1) und in den „Oster-Gedancken" (4). Im weltlichen Liede hat er sich unverkennbar die Italiener zum Muster genommen, wie er denn Vieles aus dem Italienischen übersetzt hat, namentlich den „treuen Schäfer" von Guarini, und zwar mit weit größerem Glücke als Hoffmannswaldau), allein meistens wählte er die einfacheren Dichter zu seinen Vorbildern, in deren Geist denn auch ein großer Theil seiner weltlichen Lieder gedichtet sind. Auch da wo die schwülstige Manier der Schule sichtbar wird, und wo der geistreiche Einfall die poetische Anschauung ersetzt, wie in „Ihre Augen" (8), bewahrt er immer noch eine seinen Zeitgenossen unbekannte Mäßigung des Ausdrucks; am schärfsten trennt er sich aber von ihnen in der rein sittlichen Grundlage seiner Dichtung. Wenn er zur Freude auffordert (6), ist keine Spur von jener Gemeinheit, und auch seine Liebesgedichte, in denen oft wahre Empfindung lebt, sind weit von jener wilden Genußsucht entfernt, die wir bei Hoffmannswaldau gefunden haben, welchen er übrigens in der leichten Beweglichkeit und Anmuth der Sprache beinahe erreicht. Was ihn aber über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt, ist die warme Vaterlandsliebe, die Tiefe des nationalen Bewußtseins, das ihn zu einigen schönen und tiefgefühlten Liedern begeistert hat (u. a. m.) „Deutscher Ehren-Preiß" (2); „Eisenhütte" (3).

1. Morgen-Andacht.

1. Der erblaßte Monden ziehet
Sein geschwächtes Silber ein,
Und der Sternen Heer entfliehet
Vor der Sonne nahem Schein:
Auff, mein Hertz, und laß der Sünden
Trübe Nacht bey dir verschwinden.

2. Schau, wie Lerch und Nachtigallen,
Die man früher hört, als sieht,
GOtt zu Ehren lassen schallen
Ein erfreutes Morgen-Lied:
Folge nach, mein Hertz, und singe
GOtt, dem Schöpffer aller Dinge.

3. Herrscher über Tod und Leben,
Meister über Nacht und Tag,
Dir muß billich Ehre geben,
Was nur Athem ziehen mag,
Und dich, seine Pflicht zu weisen,
Mit den Morgen-Sternen preisen.

4. Himmels-Fürst und Erden-König,
Großer HERR der Herrlichkeit,
Meine Zung' ist viel zu wenig,
Daß sie deinen Ruhm ausbreit;
Aber laß dir doch das Lallen
Deines Kindes wohl gefallen.

5. Daß ich deiner Sonne Blincken
Und der hellen Tages Zier,
Daß ich deiner Sternen Wincken
Und biß gantze Welt-Refier
Deiner Wercke voll gesehen,
Ist durch deine Macht geschehen.

6. Daß ich mit gesundem Leibe
Frölich Athem schöpffen kan,
Und in meinem Stande treibe,
Was mir ist befohlen an,
Daß ich Kleid und Nahrung habe,
Nenn ich billich deine Gabe.

7. Daß ich freudig im Gewissen,
Frey von Sünd und Höllen-Noth,

Auff dein theures Blutvergiessen
Geh durch Sorge, Schmertz und Tod,
Daß ich ewig dich soll sehen,
Ist und wird durch dich geschehen.

8. Fahre fort, mich so zu pflegen,
Halt mich unter deiner Hutt,
Kröne mich mit deinem Segen,
Gieb, was hier und ewig gutt,
So soll dir mit Engel-Zungen
Werden Lob und Danck gesungen.

2. Deutscher Ehren-Preiß.

1. Hört, Helden-Söhne,
Mein Barden-Gethöne,
Gebt fleissig Acht,
Was aus dem Hayne
Darinn ich erscheine,
Wird an euch bracht.

2. Ihr müst euch fleissen,
Im Fall ihr wolt heissen
Ein edles Blutt,
Bey Schwerdt und Eisen
Im Felde zu weisen
Den kühnen Mutt.

3. Der Jugend Gaben
In Ruhe vergraben,
Steht übel an:
Auff Kriegs-Geschäffte
Verwenden die Kräffte,
Ist wohl gethan.

4. Zu Hause liegen,
Die Gläser bekriegen
Und stifften Zanck,
Bringt euch ja Schande,
Vom Fürsten und Lande
Geringen Danck.

5. Laßt euch doch tauren,
Im Miste zu sauren
Auff fauler Haut:
Geht, liebe Deutschen,
Die Feinde zu peitschen,
Und fecht't ums Kraut.

6. Wo Waffen knallen
Und Hörner erschallen,
Das ist das Feld,
Wo euren Tagen,
Auff Ehre zu jagen,
Der Raum bestellt.

7. Diß hat der Alten
Gedächtniß erhalten,
Das man noch weiß:
Mit Sturm und Ringen
Die Feinde bezwingen,
Gibt Ehr und Preiß.

3. Eisen-Hättel.

1. Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Crocodils verdirbt.
Herbey, daß man die Krötten,
Die unsern Rhein betretten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Son und Seine schicke.

2. Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wendt Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmutt kan;
Last euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Fässel nicht bestricken.

3. Laßt Lerch und Falcken fliegen,
Sezt alle Kräffte bey,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hahnes Praleren.
Er prangt mit euren Federn,
Drum müsst ihr ihn entädern,
Und jeder sich bemühen,
Das Seine weg zu ziehen.

4. Wollt ihr euch unterwinden
Zu thun, was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden,
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlaffe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh erjagen.

4. Oster-Gedancken.

1. Laßt uns mit den frommen Frauen,
Nun der frühe Tag anbricht,
Für erwachtem Sonnen-Licht
Zu des HErren Grabe schauen!
Last uns Salb' und Speccrey
Seinem Körper bringen bey!

2. Seht Aurorens Röth' auffsteigen!
Und der helle Morgen-Stern
Wird uns selbst den Weg zum Herrn
Durch den kühlen Thau anzeigen.
Aber ach, der schwere Stein
Kömmt mir unterwegens ein.

3. Kan ich mit dem Stein der Sünden,
Der mir auf dem Rücken liegt,
Tausend Centner überwiegt,
Mich zur heilgen Stätte finden?
Wo treff ich den Sümson an,
Der den Stein abweltzen kan?

4. Unverzagt! dir ist gerathen:
Der, den du besuchen wilt,
Hat den Kummer schon gestillt;
Seine Treu kömmt dir zu statten,
Hebt den Stein für sich und dich,
Und nimmt deine Last auff sich.

5. Mag ihn Sünd und Tod nicht zwingen,
Hält ihn nicht der Höllen Klufft,
Kan er sich durch Stein und Grufft
Lebend in die Höhe schwingen,
So wird auch kein Sünden-Stein
Ihm bey dir zu mächtig seyn.

6. Schau, das leere Grab ist offen,
Wo dein liebster Heyland lag;
Nun hast du den Oster-Tag
Froher Seligkeit zu hoffen,
Und durchs kühle Schlaff-Gemach
Folgst du ihm in Himmel nach.

5. (Ringelgedicht.)

Allzeit war
Tugendhafft das Schweigen;
Alles machen offenbar,
Ist der Thorheit eigen;
Allzeit war
Tugendhafft das Schweigen,
Reden kan
Leichtlich Unlust bringen;
Irthum sieht den selten an,
Der die Zunge weiß zu zwingen:
Allzeit war
Tugendhafft das Schweigen.

6. (Aufmunterung zur Freude.)

1. Ergötzet die Sinnen
Mit frohem Beginnen,
Doch dencket dabey,
Daß Leyden und Scheiden
Der irdischen Freuden
Verwechselung sey.

2. Die Sähne vom Bogen,
Die immer gezogen,
Bricht endlich und reist.
In stetigem Trauren
Das Hertze vermauren
Erstecket den Geist.

3. Vernünfftiges Schertzen
Ermuntert die Hertzen,
Erfrischet das Blutt:
Drum brauchet der Jugend
In Ehren und Tugend
Mit frölichem Mutt!

4. Lacht, spielet und singet,
Schwätzt, tantzet und klinget,
Die Blüthe geht hin!
Diß, was ihr empfunden
In lustigen Stunden
Ist euer Gewin.

5. Die traurigen Tage,
Verdrüßliche Plage
Sammt kräncklicher Zeit
Sind Früchte der Jahre,
Biß Sterben und Bahre
In Rechnung bereit.

7. (An ihre Augen.)

1. Ihr Augen, die ich lieb' und ehr',
Ihr meine Lust und süsse Pein,
Was netzet ihr die trüben Wangen,
Was sagt mir euer blasser Schein?
Habt ihr mein Hertze nicht empfangen?
Was fordert, was verlangt ihr mehr?

2. Ihr Augen, die ich lieb' und ehr',
Ihr sehet meine Schmertzen an,
Und kennt die Menge meiner Plagen,
Wofern ich euch vergnügen kan,
Will ich mit Lust den Tod ertragen:
Was fordert, was verlangt ihr mehr?

8. (Ihre Augen.)

Ich bin kein Adler nicht, der deiner Sonnen Blincken,
Der deiner Wangen Glantz kan schauen unverwand:
Wann deiner Augen Glutt in meinen widerstralt,
Und ihrer Flammen Schein auff meine Wangen malt,
So müssen sie beschämt zur Erden niedersincken.
Doch aber will ich nicht der scheuen Eule gleichen,
Die vor des Tages Ziehr erwählt die braune Nacht:
Ich eile nach dem Feu'r, das mich zur Asche macht,
Verdirbt die Mücke gleich durch selbst gesuchten Brand,
Der edle Phönix wird doch eben so zur Leichen.

9. Liebestod.

1. „Diesen tödtet Bley und Eisen,
Jenen müssen Schmertz und Weh
Zu dem kalten Grabe weisen:
Liebe macht, daß ich vergeh!

2. Mancher muß sein Leben schlüssen
In dem Schos der grünen See,
Ich zu Galatheens Füssen:
Liebe macht, daß ich vergeh!"

3. Also klagte seine Schmertzen
Filidor im grünen Klee,
Sagend mit betrübtem Hertzen:
„Liebe macht, daß ich vergeh!"

4. Es bewegten sich die Steine,
Doch nicht seine Galathee;
Echo ruffte durch die Hayne:
„Liebe macht, daß ich vergeh!"

10. Hoffnung.

1. Hoffnung gleichet einem Wilde,
Das ein jeder fangen kan,
Sie ist allen Hertzen milde,
Wer sie will, der trifft sie an,
Aehnlicht einem Schatten-Bilde,
Folget der Begierden Bahn:
Hoffnung gleichet einem Wilde,
Das ein jeder fangen kan.

2. Solche Freude quillt vom Hoffen,
Die bei allen kehret ein;
Keiner, der nach ihr geruffen,
Höret ein betrübtes Nein.
Wer ihr Ohr und Hertz hält offen,
Kan allzeit vergnüget seyn:
Solche Freude quillt vom Hoffen,
Die bey allen kehret ein.

11. (Glück, nicht zu lieben.)

O wie glücklich, wer nicht liebet!
Wer nicht fühlt in seinem Hertzen
Heisse Schmertzen
Von dem Triebe
Blinder Liebe,
Der die Welt sich untergiebet!
O wie glücklich, wer nicht liebet,
Den kein falscher Blick betrübet,
Dem das Zürnen und Liebkosen
Zweyer Rosen
Ohne Sehnen
Ohne Thränen
Weder Furcht noch Freude giebet,
O wie glücklich, wer nicht liebet!

Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz.

Friedrich Rudolf Freiherr von Canitz wurde zu Berlin am 27. Nov. 1674 wenige Monate nach dem Tode seines Vaters geboren, und da sich seine Mutter bald darauf wieder verheirathete, nahm ihn seine Großmutter zu sich, die ihn mit treuer Liebe pflegte und ihm eine vortreffliche Erziehung geben ließ. Im 17. Jahre bezog er die Universität Leiden, und ein Jahr später die zu Leipzig; nach vollendeten Studien bereiste er Italien und Frankreich, England und die Niederlande. Mit tüchtigen Kenntnissen bereichert und durch den längeren Aufenthalt an Höfen und in großen Städten zu einem vollkommenen Weltmann herangebildet, fand er bald eine ehrenvolle Stellung in der Nähe des großen Kurfürsten, den er drei Jahre hinter einander auf seinen Feldzügen als Kammerjunker begleitete, worauf er zum Amtshauptmann befördert wurde. Seit 1682 zum Hof- und Legationsrath ernannt, wurde er mit mannigfaltigen diplomatischen Sendungen beauftragt, in denen er so viel Geschick und Gewandtheit entwickelte, daß er zur Belohnung eine einträglichere Amtshauptmannschaft erhielt, 1688 zum Geheimenrathe ernannt und im Jahre 1697 vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben wurde. Als er in Haag an den daselbst eröffneten diplomatischen Unterhandlungen Theil nahm, nöthigte ihn zunehmende Kränklichkeit im Jahre 1699, um seine Abberufung nachzusuchen; nicht lange nach seiner Ankunft in Berlin starb er am 11. Aug. des nämlichen Jahres.

Wenn Abschatz sich, von seinem besseren Gefühl geleitet, allmählich von der Manier der zweiten Schlesischen Schule entfernte, so geschah es vielleicht, ohne daß er es sich selbst bewußt war. Ganz anders Canitz, der, in seinen Jugendgedichten noch dem Einfluß der herrschenden Dichtung hingegeben, sich mit aller Entschiedenheit von demselben losriß, als er während seines Aufenthalts an den Höfen des Auslands, namentlich Frankreichs, mit der feineren gesellschaftlichen Bildung und mit den besseren französischen Dichtern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. bekannt geworden war. Von nun an bemühete er sich, in seinen eigenen Dichtungen die Klarheit und Eleganz nachzuahmen, durch welche sich jene französischen Dichter auszeichneten, und dem Schwulst der Darstellung eine feine, natürliche Sprache entgegenzusetzen. Er hatte dabei gerade so viel Einsicht und Geschmack, als erforderlich war, um alles das zu vermeiden, was dem Ton der gebildeteren Gesellschaft widerstrebte, namentlich also jegliche Art von Uebertreibung und Schrankenlosigkeit, und er besaß nicht mehr poetisches Talent, als gerade nöthig, um sich in der beschränkten Sphäre zu gefallen, die ihm durch die Franzosen eröffnet wurde, unter denen vor Allen der verständige, aber nüchterne Boileau sein Führer und Muster wurde, wie er denn auch im Didaktischen weit glücklicher war, als im Lyrischen, wozu ihm Lebendigkeit des Gefühls und höherer Schwung fehlte. Dies wird an seinem berühmtesten Gedichte, der „Klagode auf den Tod seiner ersten Gattin", recht ersichtlich, in welcher das Streben nach klarer und logischer Entwickelung des Gedankens die tieferen Gefühle, welche hie und da hervorbrachen, nicht zur vollen Entfaltung gelangen läßt. Auch seine übrigen ly-

rischen Gedichte sind kalt und prosaisch, zwar verständig gedacht, aber ohne Tiefe und Kraft des Gefühls; man sieht, daß sein höchster Zweck darin besteht, den Reim mit der Vernunft in Einklang zu bringen *). Aber darin besteht eben auch sein unbestreitbares Verdienst und sein unverkennbarer Einfluß auf die weitere Entwickelung der Literatur, da durch seinen Vorgang der Sinn für einfache, klare und gebildete Darstellung geweckt wurde. Wie bedeutend aber sein Einfluß war, zeigt sich schon in der großen Menge von Ausgaben, die seine Gedichte erlebten, deren wenigstens 14 zu zählen sind. Die erste („Nebenstunden unterschiedener Gedichte“ Berl. 1700), erschien erst nach des Dichters Tod, aber seine Gedichte waren doch auch während seines Lebens vielfältig bekannt, und hatten wenigstens in den höhern Kreisen der Gesellschaft ungetheilte Anerkennung gefunden, was freilich nicht wenig dazu beitrug, ihnen auch bei den Gelehrten Eingang zu verschaffen, als sie veröffentlicht wurden.

1. Abend-Lied.

In des Verfassers letzter Kranckheit.

1. WEnn Blut und Lüste schäumen,
So stärcke meinen Geist,
Daß er sich auch im träumen
Aus Satans Netze reißt.
Hilff für mein Bestes sorgen,
Verändre meinen Sinn,
Und mache, daß ich morgen
Ein neu Geschöpffe bin.

2. Ich seh' das Licht verschwinden,
Die trübe Nacht bricht ein,
Ach HErr, laß meine Sünden
Auch mit verschwunden seyn;
Streich sie aus deinem Buche,
Das mich zum Schuldner macht,
Und rette mich vom Fluche,
Der mir schon zugedacht.

3. Wenn heut mein Ziel der Jahre
Mein letzter Abend ist,
Wohlan! wenn ich nur fahre,
Wo du, mein Vater bist!
Doch soll ich länger leben,
So laß den festen Schluß
Mir stets für Augen schweben,
Daß ich einst scheiden muß.

2. Zufriedenheit im niedrigen Stande.

1. ICh trachte nicht nach solchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich sind;
Mein Geist scheint nirgend durchzubringen,
Als wo er leichte Bahne findt.
Ich ruhe sanfft bis an den Morgen,
Wenn mancher, welcher voller Sorgen,
Nach eitler Hoffnung ängstlich ringt,
Der blinden Göttin Weyrauch bringt.

2. Ich mercke, daß in unserm Leben
Was Göttliches mit unter spielt;
Wer sich will zu den Sternen heben,
Und diesen Trieb nicht bey sich fühlt,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
In sich selbst Höll' und Hencker werden,
Weil der, der sich am meisten quält,
Zu erst offt seinen Zweck verfehlt.

3. Wer will, mag in den Lüfften fliegen,
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit;
Ich lasse mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.
Ein andrer mag sich knechtisch beugen,
Um desto höher aufzusteigen,
Ich neid ihn nicht in meinem Sinn,
Und bleibe gerne, wer ich bin.

Christian Gryphius.



Christian Gryphius, der älteste Sohn des berühmteren Andreas, wurde den 29. Sept. 1649 zu Fraustadt geboren. Sein Vater leitete seinen ersten Unterricht; nach dessen Tode kam er nach Gotha, wo er das Gymnasium besuchte, und bezog hierauf die Universitäten Jena und Straßburg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach vollendeten Studien kehrte er 1673 in sein Vaterland zurück, und schon im folgenden Jahre wurde er zum Professor der alten Sprachen am Elisabethanischen Gymnasium ernannt, und im Jahr 1686 zum Rector des Magdalenen-Gymnasiums befördert, mit welcher Stelle er seit 1699 die eines Bibliothekars bei der Magdalenenkirche verband. Er starb den 6. März 1706.

Wie schwach und eines sicheren Urtheils unfähig die damalige Kritik war, ersehen wir an dem unmäßigen Lobe, welches ihm Neumeister spendet, der ihn sogar weit über seinen Vater erhebt. Er hatte von diesem aber nichts geerbt, als den reinen Sinn, der ihn vor den Abwegen bewahrte, in welche die Schlesier gerathen waren, ob er gleich in seinen früheren Jahren ein erklärter Bewunderer Hoffmannswaldaus und namentlich Lohensteins war, den er selbst über die Griechen setzte. Später sagte er sich entschieden von ihnen los und warnte vor dem Haschen nach „zwar köstlich lautenden, aber vielmal wenig oder nichts bedeutenden Worten und dem hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Gallimatias und Phœbus zu heißen pflege“. Daher hält sich die Darstellung seiner Gedichte, die

*) Als er seinem Freunde Zapfa schrieb:
„Laß Vers und Lieder uns hier in die Wette schreiben,
Hier, wo Vernunfft und Reim gern bei einander steht,“
schwebte ihm, wie immer, wenn er dichetete, Boileaus bekannter Ausspruch in dessen Art poétique (I, 27. 28.) vor:
„Quelque sujet qu'on traite, ou plaisant ou sublime,
Que toujours le bon sens s'accorde avec la rime“,
womit auch dessen zweite Satyre an Molière zu vergleichen ist.

früheren etwa ausgenommen, in den Schranken der verständigen Mäßigung, und er kann in dieser Beziehung neben Canitz gestellt werden, den er jedoch an Gewandtheit und feiner Bildung nicht erreichte. Unter seinen sehr zahlreichen Gedichten, die er zuerst zu Frankfurt im Jahr 1698 unter dem Titel: „Poetische Wälder" herausgab, einem Titel, der schon den Rückblick auf Opitz und seine Zeit andeutet, sind nur wenige, in denen sich wahrhaft poetische Gedanken finden, und auch diese verlieren sich meist in der breiten und doch inhaltsleeren Ausführung. Am besten gelingen ihm noch die geistlichen Gedichte, in denen oft wahres Gefühl durchbricht, am ungenießbarsten ist er in den beinahe zahllosen Gelegenheitsgedichten auf Begräbnisse, Hochzeiten und andere Familienfeste, unter denen nur einige wenige durch eine ihm sonst ungewöhnliche Heiterkeit Erwähnung verdienen. Da es im Ganzen ziemlich gleichgültig ist, was von dessen Gedichten mitgetheilt wird, da sie durchschnittlich nur sehr mittelmäßig sind, so wählen wir dasjenige, welches er während der Belagerung von Wien (durch die Türken) da niederschrieb, weil wir an demselben recht lebendig wahrnehmen, wie tief das nationale Bewußtsein und die Volkskraft zu jener Zeit herabgesunken war. Es ist bezeichnend, daß die höchste vom Erbfeind bereitete Noth nur weibische Klagen hervorrief und der Gedanke an muthige Abwehr nicht einmal durchschimmert.

Seufzzer unter währender Wienerischer Belagerung.

1. ACh GOTT, die gantze Christenheit
Schwimmt itzt in Blut und Thränen,
Der Feinde Schwarm ist schon bereit,
Sich einen Weg zu bähnen
In unser armes Vaterland.
Man hört die Post von Raub und Brand
An allen Orten schallen:
Die edle Stadt, der Käyser-Sitz
Soll durch des Achmets schnellen Blitz
In Asch' und Grauß verfallen.

2. Dort zeucht ein andrer Hauffen auf
Mit hundert tausend Horden,
Und setzet den geschwinden Lauff
Biß an den kalten Norden.
Man greifft, o ungeheurer Schmertz,
Uns mit Gewalt biß an das Hertz,
Man spannt das Volck in Ketten,
Und will mit deinem Heiligthum,
O HErR, auch deines Namens Ruhm
Mit Macht zu Boden treten.

3. Nun müssen wir es wohl gestehn,
Es sind verdiente Straffen!
Kommt, laßt uns nur zurücke gehn:
Wie haben wir geschlaffen,
Als uns der Wächter angerufft?
Umsonst! Der Schall flog in die Lufft,
Wir schimpfften die Propheten;
Wir scheuten weder Pest noch Tod,
Befahrten uns vor keiner Noth,
Und lachten der Cometen.

4. Itzt geht der Thon des Jammers an
Der Weh und Ach verkündigt,
Da heißts: Wir haben es gethan,
Wir haben so gesündigt!
Da kommt uns erst der Frevel ein,
Wenn mancher unter Lust und Wein
Und unter tollen Possen
In die vorhin entbrannte Gluth
Durch seinen stoltzen Frevel-Muth
Noch heisses Oehl gegossen.

5. Ich bin auch einer aus der Zahl,
Die Holtz zum Feur getragen,
Ich hab' aus toller Narren-Wahl
Den Segen ausgeschlagen,
Und den verdammten Fluch beliebt:
Itzt aber, da uns Gott betrübt,
Bereu' ich meine Sünden,
Und ruff' in dieser Krieges-Noth:
Wo soll man unter Gluth und Tod
Gewünschte Rettung finden?

6. Wird aber auch des Höchsten Huld
Die späte Reu belieben?
Zwar trägt er iederzeit Gedult,
Und pflegt biß zu verschieben,
Was sein gerechtes Urtheil dräut,
Wenn der bekehrte Sünder schreyt;
Wo aber Falschheit wohnet,
Wo nur Betrug im Schwange geht,
Und Heucheley das Haupt erhöht,
Da hat er nie geschonet.

7. Itzt weinen wir, weil Mechmet wacht,
Sind aber zehnmal schlimmer
So bald der göldne Friede lacht,
Wie ein verwegner Schwimmer,
Der, wo das meiste Volck ertrinckt,
Sich dennoch durch die Wellen schwingt,
Und mit den Wogen spielet,
Biß er in gleiche Noth versinckt,
Und, wenn ihn Fluth und Tod bezwingt,
Zu spät den Frevel fühlet.

8. Ach, HErR, soll deiner Gnaden Glantz
Sich über uns erheben,
Soll endlich der Oliven-Krantz
Einst wieder ob uns schweben,
So müssen wir mit ernster Reu'
Den Saurteig schlimmer Heucheley
Aus unsern Hertzen fegen.
Wo diß nicht alsobald geschiht,
So wird der Brand, der itzo glüt,
Uns in die Aschen legen.

9. HErR, gönn' uns doch den rechten Geist,
Der uns zum Guten leite,
Den Geist, der kräfftig bethen heißt,
Damit er vor uns streite,
Der alles, was nach Sünde schmeckt,
Und unser Feyer-Kleid befleckt,
In tiefften Abgrund werffe;
Der uns mit Eyfer aus der Höh
Beständig an der Seiten steh,
Und unsre Seuffzer schärffe.

10. Erlangen wir nur dieses Pfand,
So wird sich alles geben;
Das itzt betrübte Vaterland
Wird bald sein Haupt erheben.
Des Achmets ungeheurer Schwarm
Wird durch des Höchsten starcken Arm
In einem Huy verfliegen
Wir werden unter GOttes Schutz
Der ungeheuren Feinde Trutz
Mit starcker Hand besiegen.

Christian Weise.

Auf anderem Wege, als Canitz, trat auch Christian Weise der herrschenden Schule und ihrem falschen Wortprunk entgegen, und trug nicht weniger bei, denselben zu verdrängen. Derselbe war am 28. April 1642 in Zittau geboren; von seinem Vater, der daselbst Lehrer war, erhielt er eine vortreffliche, höchst verständige Erziehung, die nicht bloß darauf ausging, dem Knaben gründliche und vielseitige Kenntnisse beizubringen, sondern die auch seinen Geist stärkte und entwickelte. Im J. 1660 bezog er die Universität Leipzig, wo er mit rastlosem Eifer Theologie, Medicin und Jurisprudenz, mit besonderer Vorliebe aber Naturwissenschaften studirte. Im Jahr 1669 trat er selbst schon als Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphilosophie auf; bald darauf folgte er der Einladung des Grafen von Leiningen-Westerburg in Magdeburg, der ihn zu seinem Secretär wünschte. Seine Hoffnung, auf diesem Wege in die öffentlichen Geschäfte eingeführt zu werden, ging leider nicht in Erfüllung, da der Graf bald Kriegsdienste nahm und Weise ihm nicht

folgen wollte. Er ging nun nach Helmstädt, wo er durch die Empfehlung des Professors Conring eine Hofmeisterstelle erhielt, in welcher er bis zum Jahr 1670 verblieb, wo er einem Rufe als Professor der Politik und Beredsamkeit in Weißenfels folgte, wo er acht Jahre mit seltenem Erfolge wirkte. Im Jahr 1678 nahm er das ihm angebotene Rectorat des Gymnasiums in seiner Vaterstadt an, das er 30 Jahre lang in so ausgezeichneter Weise führte, daß die ihm anvertraute Schule bald zu einer hohen Blüthe stieg, und Zöglinge von allen Seiten herbeiströmten. Im Jahr 1708 legte er wegen Abnahme seiner Kräfte sein Amt nieder, und er starb bald darauf am 21. Oct. desselben Jahres.

Weise hat eine außerordentlich große Zahl von Schriften über die mannigfaltigsten Gegenstände des Wissens verfaßt, welche sämmtlich schon darum von Werth waren, weil er sie meistens mit Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner Schüler schrieb. Wir haben es nur mit denen zu thun, welche auf den Gang der deutschen Literatur von Einfluß waren, oder zu ihr doch in irgend einer Beziehung stehen, und auch von diesen sind hier nur seine lyrischen Dichtungen zu erwähnen, wobei es uns jedoch zugleich möglich sein wird, ein allgemeines Bild seines dichterischen Charakters und seiner Wirksamkeit zu entwerfen.

Als Weise zu dichten begann, war er ein heiterer, leichtfertiger Student, voll jugendlichen Uebermuths, dem das ganze Leben in heiterem Lichte erschien. Voll Geist und Humor und mit dem Talente begabt, seine Gedanken in leichten und flüssigen Reimen auszudrücken, dichtete er eine Reihe von Liedern, („Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend" Leipz. 1668), zu welchen ihm das frische, heitere Studentenleben Stoff und Anlaß gab. Dazu paßte nun freilich die gesuchte und geschraubte Weise der Schlesischen Schule nicht; seine Darstellung mußte schon deshalb natürlich sein, weil das Publikum, für welches er schrieb, die bei Bier oder Wein versammelten Studenten, eine andere nicht verstanden hätten, oder von ihr nicht angezogen worden wären. Wahrscheinlich nahm er sich die damals üblichen Studentenlieder oder auch wohl ächte Volksgesänge zum Vorbilde, die gewiß oft an den Biertischen angestimmt worden sein mögen, und so erhielten seine Lieder eine Frische, Lebendigkeit und natürliche Wahrheit, die von dem gesuchten Glanz der Schlesier weit absticht, so wie sie auch nichts von der lüsternen Frivolität derselben an sich tragen, so keck und sogar zügellos sie auch manchmal sind. Als Weise älter und gesetzter geworden war, und er theils andere Stoffe, theils andere Formen bearbeitete, blieb er diesem natürlichen Charakter seiner ersten Dichtungen getreu; denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, um wie viel wirksamer der natürliche, ungesuchte Fluß der Rede sei, als der gesuchte Wortschwall der damaligen Dichter, die bei aller Pracht der Darstellung doch immer kalt ließen. Es bildete sich daher in ihm der Grundsatz, daß die Darstellung vor Allem natürlich und ungezwungen sein müsse, ein Grundsatz, den er nun in seinen Vorträgen als Lehrer und in seinen Schriften fortgesetzt verkündigte. „Ich meines Orts," sagt er unter Anderm, „halte von deutschen Sachen nicht viel, die man nicht eher verstehen kan, als biß ein Lateinischer Commentarius darzu kömmt. Doch, wer so schreiben will, mag seine Freyheit verantworten, ich will meine Simplicität im Reden behalten"*). Alles, was affektirt war, widerstrebte ihm und wurde von ihm bekämpft, daher nicht nur der Schwulst der Schlesier, sondern auch die gesuchten Wortbildungen Zesens und Andrer, in ihm einen entschiedenen Gegner fanden; ja er ging in diesem Widerspruche so weit, daß er in den entgegengesetzten Fehler verfiel und den Gebrauch fremder Wörter wieder in zu weitem Umfange gestattete.

Bei alle dem war der von ihm aufgestellte und mit so großer Entschiedenheit ausgesprochene Grundsatz durchaus vortrefflich, und es hatte von der Durchführung desselben um so eher Bedeutendes erwartet werden dürfen, als er sich hierbei nicht an fremde Muster lehnte, wie Canitz, sondern den eigenthümlich deutschen Geist wollte frei und ungezwungen wirken lassen. Allein der Erfolg entsprach keineswegs einer solchen Hoffnung, weil es ihm und noch mehr seinen Nachahmern an einer höhern Ansicht von dem Wesen der Poesie fehlte. Auch ihm war sie nur eine angenehme Beschäftigung in müssigen Stunden, auch ihm sollte sie vor Allem nützen. Die Dichtkunst hat dreierlei Nutzen, sagt er in den „Curiösen Gedancken von deutschen Versen": man kann den Leuten damit einen Dienst erweisen, man kann seine Affekten vergnügen, und endlich kann man sich und Andern zur Erholung Etwas aufsetzen. Das Höchste an einem Gedichte war ihm die Durchführung irgend eines passenden Einfalls, was zur Genüge beweist, daß er nicht über das Gelegenheitsgedicht in seiner gewöhnlichsten Auffassung hinausging. Bei solcher Auffassung der Kunst konnte es nicht fehlen, daß das Natürliche und Ungezwungene endlich zum Platten und Trivialen führen mußte, was denn auch der Charakter seiner spätern Gedichte sowohl, als der seiner zahlreichen Nachahmer wurde, und bei diesem um so mehr, als keiner den vielseitig gebildeten Geist hatte, der ihm nicht abzusprechen ist. Daher blieb auch seine Wirksamkeit weitaus beschränkter, als sie sonst hätte sein können, und sie liegt vorzüglich darin, daß er mit Erfolg der affektirten Schreibart entgegenarbeitete, was freilich an sich schon ein sehr bedeutendes Verdienst ist.

1. Auf ein verwelcktes Rößgen.

1. Ach, mein rößgen ist verwelckt,
Welches meiner augen weide,
Meine wollust, meine freude,
Welches durch das gantze jahr
Meine liebste farbe war,
Dieses eilet so behende
Zu dem unverhofften ende:
Ach, mein rößgen ist verwelckt!

2. Ach, mein rößgen ist verwelckt!
Wann ich etwas am geruche
Von der kraft und schönheit suche,
Find' ich nur ein dürres blat,
Welches schlechte reitzung hat.
Gleichwol konte mein verlangen
Gestern in derselben prangen!
Ach, mein rößgen ist verwelckt!

3. Ach, mein rößgen ist verwelckt!
Und die zeit, die allen dingen
Muß ihr letztes urtheil bringen,
Raubt mir auch das schöne pfand
Gar zu zeitlich aus der hand,
Daß ich von dem edlen stücke
Kaum den schatten noch erblicke!
Ach, mein rößgen ist verwelckt!

4. Ach, mein rößgen ist verwelckt!
Und indem ich sie betrachte,

*) Curiöse Gedancken von deutschen Versen, S. 133.

So empfind ich still und sachte
Mein gewisses ebenbild
In den leichnam eingehült,
Daß ich bald auch werde müssen
Meine junge zeit beschliessen.
Ach, mein rößgen ist verwelckt!

5. Ach, mein rößgen ist verwelckt!
Und je länger ich die räncke
Dieser eitelkeit bedencke,
Kommt mir auch die süsse zier
Mehr und mehr betrübter für.
Drum, indem ich sie beklage,
Kann ich nicht, als daß ich sage:
Ach, mein rößgen ist verwelckt!

2. Dorindgen muß sich einer zauberei beschuldigen lassen.

1. DOrindgen, darff ich's sagen,
Und darff ich ohne scheu
Dich öffentlich verklagen
Mit deiner zauberey?
Ach, du verwandelst meinen sinn,
Daß ich mir selbst nicht ähnlich bin!

2. Sonst ist mein junges hertz
Bey allen mädgen kalt
Und giebt der liebes-kertz
Gar schlechten auffenthalt;
Doch du verwandelst meinen sinn,
Daß ich bey dir verliebet bin.

3. Verlier ich ja bey andern
Manchmal ein gutes wort,
So bin ich nun von Flandern
Und geh bey zeiten fort:
Doch du verwandelst meinen sinn,
Daß ich bey dir beständig bin.

4. Ich habe meine brüder
Ohn' allen schein geliebt,
Sie haben mich auch wieder
Mit willen nicht betrübt:
Doch du verwandelst meinen sinn,
Daß ich den freunden untreu bin.

5. Ich bin zur lust gebohren;
Die hängt mir allzeit an,
Und giebt mich nicht verloren
So lang ich lispeln kan:
Doch du verwandelst meinen sinn,
Daß ich bißweilen traurig bin.

6. Ich kan an andern orten
Vortrefflich lose seyn,
Und lasse mich mit worten
In manche kurtzweil ein:
Doch du verwandelst meinen sinn,
Daß ich gar eingezogen bin.

7. Wie schlimm hast du gehandelt!
Ich kenne deine list!
Ich werde so verwandelt,
Du bleibest, wie du bist.
Ach, kind! verwandle deinen sinn,
Wie ich bey dir verwandelt bin!

3. Der ordentliche Liebes-Process.

1. Freyheit.

WOl dem, der seinen jungen jahren
Die süsse freyheit gönnen kan!
Er mag die zarten kräffte spahren,
Und legt die stunden besser an,
Als einer, der sich tag und nacht
Mit liebes-grillen müde macht.

2. Das erste Blickgen.

Doch halt, mein geist! besinne dich!
Sieh' auff! Das mädgen zeiget sich:
Du must es doch betrachten!
Ich hab' es vormahls nicht gewust;
Man darff dergleichen Augen-Lust
In warheit nicht verachten!

3. Die erste Liebe.

Hätt' ich das zuvor bedacht,
Daß ein blickgen solche Macht
Gegen unsre seelen hätte.
Ach, so ging ich auffgericht,
Und mein hertze läge nicht
An der strengen liebes-kette!

Nun ist meine freyheit hin,
Und ich muß den armen sinn
An die eitle schönheit binden!
Meine freude liegt daran,
Ob ich bey der liebsten kan
Liebe, gunst und gnade finden.

4. Die erste Bekandtschafft.

Lustig! Mein liebgen, das lernet mich kennen;
Sie lacht mich schon ein büßgen an.
Lustig! Mein hertze mag braten und brennen,
Wenn ich mich hier erqvicken kan.
Lustig! Mein kindgen, mein engel, mein liecht
Lässet sich küssen und wehret sich nicht.

5. Der Liebsten Zorn.

Mein schwacher geist, so schick' dich in die trauer
Dein süßes kind sieht aus der massen sauer:
Ein jeder blick, darburch sie sich bewegt,
Ist wie ein blitz, der mich zu boden schlägt.
Ist diß der lohn für meine treue liebe,
Daß ich mich nun biß auff den tod betrübe?
Zu guter nacht, du allerliebstes hauß!
Ich seh es wohl, es ist für dißmahl aus!

6. Die Versöhnung.

Mein liebgen, so hast du dich besser besonnen,
Und darff ich wieder zu dir gehn?
Hat endlich die unschuld dein hertze gewonnen,
Und lernst du meinen sinn verstehn?
Mein freundliches hertzgen, versichere dich frey:
Ich bleibe dein diener und ewig getreu.

7. Die vollkommne Besitzung.

Mein gemüthe, sey verschwiegen!
Kanst du dich gleichwohl vergnügen
An der milden freundlichkeit.
Zwey personen müssen spielen;
Dahingegen unter vielen
Wird die freude leicht zerstreut.

Laß dich streicheln, laß dich küssen!
Darff es doch kein ander wissen,
Wann du nur versichert bist,
Daß dein liebgen unter allen
Dir zu Lieb' und wohl gefallen
Stiller gunst verbunden ist!

8. Die erloschne Liebe.

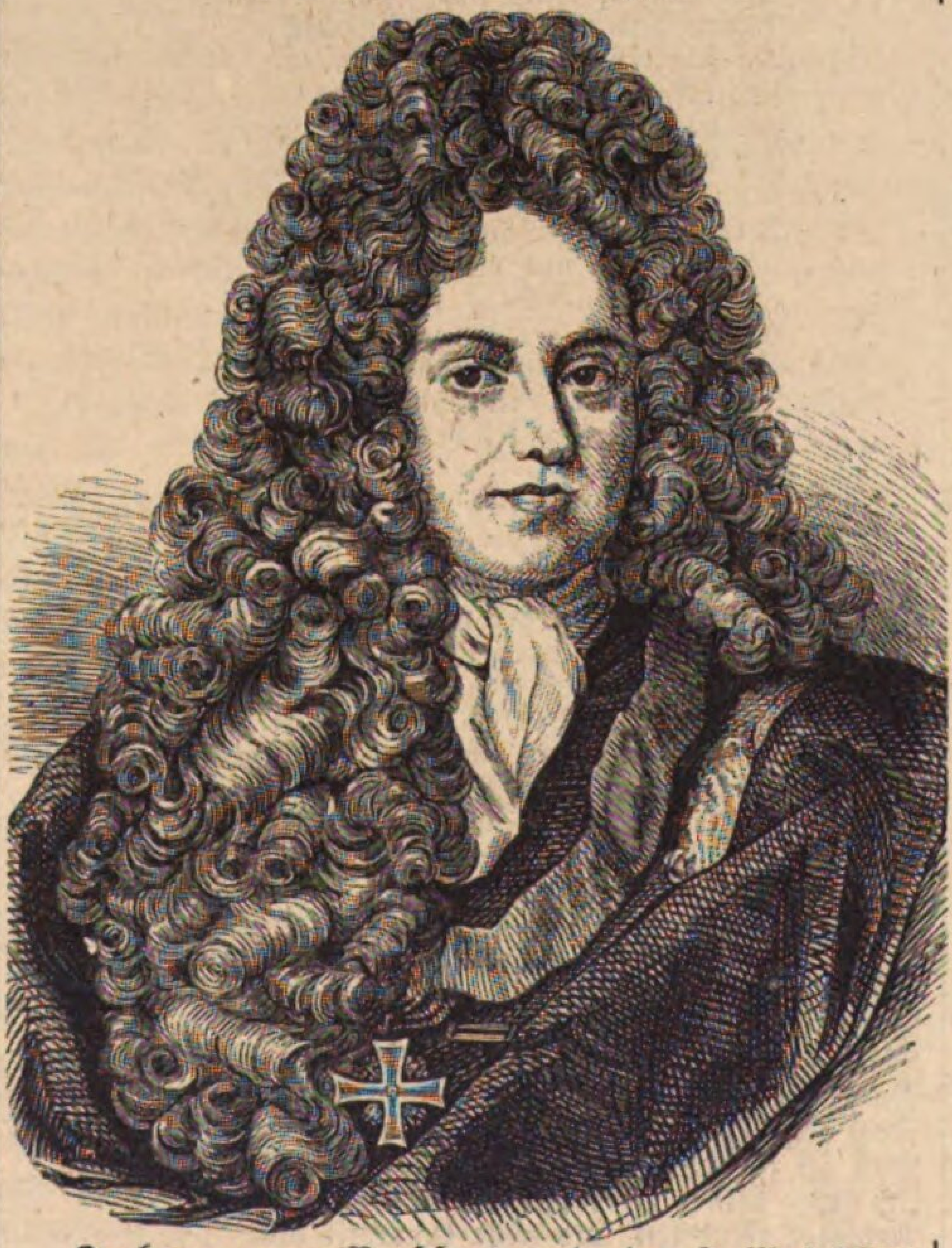
Wir jungen leute sind wohl narren
Wann uns die liebe fressen will,
Da hat ein jeder seinen sparren
Zu wenig oder doch zu viel.
Ich habs versucht ein halbes jahr:
Ich weiß, wie mir zu muthe war.
Nun muß ich meiner selbsten lachen,
Daß wir uns solchen kummer machen.
Ich lege lust und eitelkeit
Zu meines mädchens füssen nieder,
Und suche die gelegenheit
So gar geschwinde wohl nicht wieder.
Ich halte mein triumph-geschrey:
Ich war verliebt; nun bin ich frey!

4. An das hochwerthe Deutschland wegen dieser lieder.

DU liebstes vaterland, vergönne deinem sohne,
Daß er sein eitles thun der welt zu schauen giebt:
Ich sehne mich darbey nach keinem andern lohne,
Als wann die hohe gunst den guten willen liebt.
Ich muß es zwar gestehn, es sind geringe sachen,
Daraus ein blosser schertz und sonsten nichts entspringt
Jedoch ein kurtzes lied kan sich belieblich machen,
Wann nur die rechte Zeit es auf die Bahne bringt.
Ich bin kein Opitz nicht; der bleibt noch unser Meister,
Und sein berühmter thon reist durch das sternen-dach;
Hingegen fliegen sonst die lobens-werthen geister
Kaum auf den halben weg mit schwachen federn nach.
Wiewohl ich darff mich nicht in die gesellschafft mengen,
Die durch den lorber-zweig das haar um sich verbindt,
Mein glücke führt mich sonst auf kunst-beliebten gängen,
Da dieses neben-werck gar wenig stunden findt.
Doch liebstes Vaterland, ich werde dir gefallen,
Daß ich im schreiben nicht ein sprach-tyranne bin:
Ich folge deiner zier, und richte mich in allen
Auf alte reinigkeit und neue kurtzweil hin.
Ich bin so eckel nicht, ich lasse mir belieben,
Was die gewohnheit itzt in langen brauch gebracht:
Hätt' unser alterthum nicht so und so geschrieben,

So hätt' es dieser kiel auch anders nachgemacht.
Und weil die Teutschen viel aus andern sprachen borgen,
So muß ich ebenfalls mich auch darzu verstehn:
Ein ander, dens verdreust, mag sich zu tode sorgen,
Gnug, daß die Verse gut, die Lieder lieblich gehn.
Ist diß nicht puppenwerck, wer etwas grosses heissen,
Und seinen lorbeer-krantz mit golde zieren will,
Der muß das ABC aus seiner ordnung schmeissen:
Bald hat er nicht genug, bald hat er gar zu viel.
Da ist ein wort nicht recht, das haben die Lateiner
Gelehnt und nicht geschenckt; das kommt aus Griechenland;
Da wird der thon zu lang, da wird die sylbe kleiner,
Die sprache, die wird nur nicht gäntzlich umbgewandt.
Der arme Zizero ist auch ins Z gerathen,
Der sonst fast oben an in seiner reihe steht,
Vielleicht weil ein gemüth in diesen helden-thaten
Gar langsam auf den glantz der redens-künstler geht.
Sanct Felten ist hinauff biß an das F gestiegen,
Und er verdient fürwahr die ehr-bezeugung nicht:
Der Kwarck muß in das K aus seinem neste fliegen,
Ob gleich die gantze welt den händeln widerspricht;
Der Käyser soll bey uns nicht weiter Käyser heissen,
Er soll dafür ein Ertz- und grosser König seyn.
Wer uns diß tapffre wort will aus der zunge reissen,
Raubt uns der völcker ruhm mit unsers landes schein;
Ein solcher klügling hat gewiß nicht viel gelesen,
Und hat ers ja gethan, so möcht er in sich gehn,
Daß unsre Deutschen auch nicht narren sind gewesen,
Und daß man alles kan ohn diesen tand verstehn.
Ein ander mag sich mehr mit diesen leuten zancken,
Mein ungebundner fuß geht in der einfalt fort,
Und mein erregter sinn verwickelt die gedancken
Mehr in der sachen selbst, als in ein kahles wort.
Hier hab ich nur gescherzt, doch wird man leicht gedencken,
Daß, wie ich meiner lust allhier genug gethan,
Ich, wann ich künfftig will die augen höher lencken,
Mit gleicher fertigkeit die feder richten kan.
Ich bin auch nicht so kühn, den Momus zu verfluchen,
Weil er den höhnschen mund nur an die Götter setzt.
Solt er diß schlechte werck zu seiner rache suchen?
Nein, er ist viel zu stoltz, wann er die zähne wetzt.
Drum bin ich auch vergnügt, und lege diese lieder
Halb furchtsam und darbey halb trotzig vor die welt.
Es falle, wie es will, so komm ich doch nicht wieder:
Der himmel hat den fleiß mir sonst wohin bestellt.

Johann von Besser.



Johann von Besser wurde den 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, wo sein Vater Prediger war, der ihn ebenfalls zum Theologen bestimmte und daher, als er die gehörige Reife hatte, auf die Universität nach Königsberg schickte, wo er bei anhaltendem Fleiß sich solche Kenntnisse erwarb, daß er als Magister promoviren konnte. Im J. 1675 begleitete er einen jungen Kurländer nach Leipzig; dieser wurde aber bald darauf in einem Zweikampf erschossen, und Besser verlor die Aussicht, durch den Einfluß der angesehenen Familie desselben im Vaterlande eine angemessene Stellung zu gewinnen. Da er aber unterdessen mit einer reichen Erbin bekannt geworden war, entschloß er sich, die Theologie aufzugeben und sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er ging hierauf (1680), vom Fürsten von Dessau dringend empfohlen, nach Berlin, wo er bald zum Kurfürstlichen Rathe und 1681 zum wirklichen Legationsrathe mit 300 Thalern Gehalt ernannt wurde, worauf er 1682 in Folge persönlicher Verwendung des Kurfürsten seine Braut heirathete. Im J. 1684 wurde er in diplomatischen Geschäften nach London geschickt, wo er die Gelegenheit erhielt, das Hofceremoniel in seiner ganzen Pracht und seinem ganzen Umfang kennen zu lernen, was ihm später von großem Nutzen war, da er im J. 1690 die Stelle eines Ceremonienmeisters erhielt, wobei er zugleich in den Adelstand erhoben wurde, und 1701 wurde er zum Oberceremonienmeister und Geheimenrath ernannt. Diese Beförderungen hatte er vorzüglich seinen Lob- und Ehrengedichten auf besondere Veranlassungen im Kurfürstlichen und später Königlichen Hause zu verdanken, die ihm zugleich bedeutende Geschenke eintrugen. Der Tod des Königs Friedrich (1713) war für ihn von traurigen Folgen, da dessen Nachfolger ihn sogleich entließ, wodurch er in eine sehr bedrängte Lage gerieth, bis er endlich im J. 1717 vom Kurfürsten von Sachsen zum Geheimen Kriegsrathe und Ceremonienmeister ernannt wurde. Zugleich kaufte ihm derselbe seine für die damals hoch geachtete Wissenschaft des Ceremonialwesens sehr gut besetzte Bibliothek, die er jedoch unter der Bedingung in seinem Hause behalten durfte, daß er Jemanden in die Tiefen der genannten Wissenschaft einführen solle, wozu er den späteren Hofpoeten König wählte. Er starb nach einem sehr glücklichen Alter den 10. Febr. 1729.

Auch er hatte in seinen frühern Jahren im Geschmacke Hoffmannswaldaus gedichtet; einige Arbeiten dieser Art wurden als Meisterwerke gepriesen und selbst Leibnitz bewunderte die Kunst, mit welcher er in der „Ruhestatt der Liebe" das Unanständigste mit so bescheidenem Anstand dargestellt habe, weshalb er das Gedicht der Kurfürstin von Hannover mittheilte, die es mit gleicher Bewunderung aufnahm und sogleich der Herzogin von Orleans schickte. Wir können freilich in dem Gedicht nur die schamloseste Lüsternheit erkennen, es hat aber doch wenigstens die Bedeutung, daß wir in den erzählten Umständen einen weiteren, unwidersprechlichen Beweis von der entsetzlichen Verdorbenheit der Sitten an den Höfen der damaligen Zeit haben. Noch gemeiner erscheint Besser in andern Gedichten, die uns in der Neukirchischen Sammlung erhalten worden sind und welche ihm nach dem Zeugnisse seines Biographen König unzweifelhaft angehören. Später riß er sich von dieser Manier los, indem er sich, seines Freundes Canitz Vorgang nachahmend, einer einfachen und im französischen Geschmack ge-

bildeten Darstellung befleißigte. Aber freilich ging in den Lob- und Ehrengedichten, die er nun vorzugsweise verfertigte, das Bischen Poesie ganz unter, das in seinen früheren Gedichten hie und da durchblickte, und jene von dem Kurfürsten so glänzend belohnten Gedichte sind in der That nur matte und wässerige, mühsam zu Stande gebrachte Reimereien, wie denn Besser außerordentlich langsam arbeitete, und er z. B. für ein Gedicht auf den Tod von Canitzens Gemahlin beinahe ein Jahr nöthig hatte, oder eine gereimte Antwort von sechs Zeilen auf eine ihm bei einem Feste dargebrachte Gesundheit erst nach einigen Wochen Arbeit und Ueberlegung zu Stande bringen konnte. Unter den kleineren Gedichten aus der späteren Zeit finden sich jedoch mehrere, in welchen er sinnreiche und selbst zarte Gedanken mit großem Glück darstellt, und die ihm vorschwebende Eleganz und Glätte der französischen Dichter erreicht.

1. Gespräch der sterbenden Climene und ihres sie beklagenden Lisis.

CLimene starb, und sprach im Scheiden:
„Nun Lisis, nun verlaß' ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich, so sehr als ich."
„Ach!" sprach er, „mag dich das betrüben?
Climene, nur dein Tod ist schwer:
Kanst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr!"

2. Das Hertz.

Aus dem Singspiel: „Sieg der Schönheit über die Helden".

Ein Hertz mit seiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer
Unter seinem Stürmen,
Anstatt sich dadurch zu schirmen
Giebt er in den grösten Stürmen
Seine Schätz und Perlen her,
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär.
Will es wallen, will es stürmen,
Kan es minder sich beschirmen:
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär.

3. An seine Laute.

Diß ist die treue Trösterin
Von allen meinen Kümmernissen,
Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wissen.
Das Hertz der strengen Ehrengard
Ist leider gegen mich zu hart,
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen.
Ihr aber, meine Saiten ihr,
Seyd viel mitleidiger mit mir,
Ihr hört zum minsten meine Klagen,
Und wißt, so offt ich euch berühr,
Mein Leiden wieder nachzusagen.

4. Er sucht vergeblich der Liebe zu entfliehen.

Ach Gedancken, last mich ziehen,
Ich will Iris Macht entgehn,
Ihre Schönheit heist mich fliehen,
Der ich nicht kan widerstehn:
Aber was hilfft mein entrinnen?
Durch euch bin ich stets bei ihr:
Süsses Blendwerck meiner Sinnen,
Wie gefährlich seyd ihr mir!

5. Macht der Liebe.

O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!
Alle Schmertzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Hertz hinein!
O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!

Benjamin Neukirch.

Benjamin Neukirch, am 27. März 1665 zu Reinke, einem Dorfe in Schlesien, geboren, studirte in Frankfurt, Halle und Leipzig die Rechtswissenschaft; aber die Beschäftigung als praktischer Jurist behagte ihm nicht, deshalb ging er von Breslau, wo er eine Zeitlang als Advokat gelebt hatte, nach Frankfurt, wo er öffentlichen Unterricht in der Poesie und Beredsamkeit ertheilte, und von da nach Berlin. Seine Hoffnung, durch Besser, an den er sich wandte, eine passende Anstellung zu erhalten, ging nicht in Erfüllung; auch waren alle seine Bemühungen, durch Gedichte, die er bei allen möglichen Gelegenheiten zum Lob der königlichen Familie bekannt machte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, stets vergeblich, so daß er lange in den gedrücktesten Verhältnissen, ja sogar im Elend lebte. Es ging ihm nicht besser, als er im J. 1703 an der neu errichteten Ritterakademie in Berlin zum Professor ernannt ward, denn die damit verbundene Besoldung war so karg, daß er kaum die allernothwendigsten Bedürfnisse bestreiten konnte. Zudem wurde diese im Jahr 1718 wieder aufgehoben und ihm der kleine Gehalt entzogen; aber nun begann ihm endlich das Glück zu lächeln, da er bald darauf nach Anspach als Lehrer des Erbprinzen berufen wurde, wo er bis zu seinem Tode in angenehmen Verhältnissen lebte. Er starb am 15. August 1729.

Wie Besser, war auch Neukirch Anfangs ein begeisterter Anhänger Hoffmannswaldaus; in der von ihm veranstalteten Sammlung der „auserlesenen Gedichte des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen" finden sich nicht wenige von ihm, welche in Form und Inhalt denen des von ihm verehrten Meisters an die Seite gesetzt werden können. Sein Aufenthalt in Berlin, wo er Canitz und Besser kennen lernte, war für ihn entscheidend, er sagte sich von jener Manier los, die er selbst nicht ohne Witz in einem Hochzeitsgedichte lächerlich machte, und betrat die Bahn, auf der jene ihm vorangegangen waren, das heißt, er suchte, wie sie und namentlich Canitz, durch Nachahmung der Franzosen zur Natürlichkeit zurückzuführen. Zugleich aber wandte er sich vorzugsweise der didaktischen Dichtung zu, weshalb wir ihn auch später noch zu erwähnen haben. Unter den nicht zahlreichen lyrischen Gedichten aus seinen spätern Jahren nehmen die „geistlichen Oden" den ersten Rang ein: sie zeugen oft von wahrem Gefühl, während seine weltlichen Lieder matt und prosaisch sind. Nicht besser erscheinen seine „heroischen Gedichte", in denen die schönen Gedanken, die er dazu aus den französischen Klassikern, namentlich den Kanzelrednern, entlehnt (z. B. im Gedichte auf den Todesfall der Königin Sophie Charlotte), nur zu häufig verwässert werden.

Benjamin Schmolck.

Benjamin Schmolck, geb. am 21. Dec. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz, wo sein Vater Pfarrer war, bereitete sich auf mehrern Schulen zur Universität vor, und ging im J. 1693 nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Hause zurück, wo er (1701) in Anerkennung seines großen Rednertalents seinem Vater als Gehülfe beigegeben wurde, doch



Benjamin Schmolck.

wurde er schon ein Jahr darauf als Diakonus nach Schweidnitz berufen. Er gewann sich durch seine Predigten, wie durch sein frommes Leben, noch mehr durch seine Lieder so großen Beifall, daß er nach und nach zum Archidiakonus, zum Senior und endlich zum Pastor Primarius ernannt wurde und er, von der allgemeinen Achtung umgeben, ein stilles, aber zufriedenes Leben führte. Im J. 1730 ward er vom Schlage getroffen; zwar wurde er so weit hergestellt, daß er wieder predigen konnte, aber der Schlag wiederholte sich, er wurde blind, die Schwäche nahm immer mehr überhand und endlich erlag er am 12. Febr. 1737 seinen langen Leiden.

Von seinen weltlichen Gedichten haben sich nur wenige erhalten; doch sind es auch nicht diese, welche ihn bekannt gemacht haben, sondern seine geistlichen Lieder. Die Zahl derselben ist sehr groß; sie erschienen zuerst in verschiedenen kleineren Sammlungen unter meistens geschmacklosen und gesuchten Titeln, wie sie zu jener Zeit gebräuchlich waren, und wurden erst nach seinem Tode in einer jedoch nicht ganz vollständigen Sammlung vereinigt (Sämmtliche Trost- und Geistreiche Schrifften". 2 Thle. Tüb. 1740. 2. Aufl. 1760). Es hat sich kaum je ein Dichter von geistlichen Poesien eines so großen Beifalls zu erfreuen gehabt, als er; die zahlreichen Sammlungen seiner Lieder, deren er im Ganzen über tausend verfaßt hat, wurden bald nach ihrem Erscheinen reißend gekauft, so daß sie zum Theil wieder aufgelegt werden mußten und auch wohl nachgedruckt wurden. Was aber seinen Liedern eine so große Anerkennung verschaffte, das war die tief gemüthliche Frömmigkeit, die sich in ihnen ausspricht; es war die seelenvolle Innigkeit, mit welcher er, selbst von reiner Liebe zu Gott und den Menschen erfüllt, die Liebe des Allmächtigen verkündigte; es war das ächt kindliche Vertrauen auf Gott, das ihn und seine Dichtungen beseelte und die Leser seiner Lieder mit unwiderstehlicher Kraft ergriff; es war endlich die edle, reine und wohllautende Sprache, die ächt poetische Auffassung und Behandlung der religiösen Gedanken, die er durch glücklich gewählte Bilder zu beleben verstand. Bei der großen Menge seiner Lieder, von denen viele nur flüchtig hingeworfen wurden, stehen freilich nicht alle auf gleicher Höhe, und in manchen hat er sogar dem falschen Geschmack der Zeit zu viel Einfluß gestattet; sehr viele verlieren durch die Ueberfülle von Bildern, von denen er manche zudem viel zu häufig wiederholt, so daß sie am Ende unangenehm berühren; aber im Ganzen sind sie durch den tiefgefühlten Inhalt und die reine Form gleich erfreulich und den besseren, wenn auch nicht den besten geistlichen Liedern beizuzählen, von denen viele in die Gesangbücher aufgenommen und einzelne zu wahren Volksliedern geworden sind.

1. Seelige Zufriedenheit.

1. SEele, sey zufrieden,
Was dir GOtt beschieden,
Das ist alles gut.
Treib aus deinem Hertzen
Ungedult und Schmertzen,
Fasse frischen Muth!
Ist die Noth Dein täglich Brodt,
Mußt du weinen mehr, als lachen:
GOTT wirds doch wohl machen!

2. Bringt der Feinde Menge
Alles ins Gedränge,
Was die Wahrheit liebt,
Will man deinen Glauben
Von dem Hertzen rauben,
Sey nur unbetrübt!
Stellt man dir Viel Elend für,
Brummen der Verfolger Rachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

3. Scheint der Himmel trübe,
Und der Menschen Liebe
Stirbet gantz dahin;
Kommt das Unglücke
Fast alle Augenblicke
Und quält deinen Sinn:
Nur Gedult! Des Himmels Huld
Sieht auff alle deine Sachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

4. Ungedult und Grämen
Kan nichts von uns nehmen,
Macht nur grössern Schmertz;
Wer sich widersetzet,
Wird noch mehr verletzet,
Drum Gedult, mein Hertz!
Aus dem Sinn Mit den Sorgen hin!
Drücket gleich die Last dich Schwachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

5. Wer ein Christ will heissen,
Muß sich auch befleissen,
Alles auszustehn.
Mag doch alles wittern,
Erd und Himmel zittern,
Ja zu Grunde gehn;
Der steht fest, Den GOtt nicht läßt:
Drum laß alle Wetter krachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

6. Auff die Wasserwogen
Folgt ein Regenbogen,
Und die Sonne blickt;
So muß auff das Weinen
Lauter Freude scheinen,
Die das Hertz erquickt.
Laß es seyn! Wenn Angst und Pein
Mit dir schlafen, mit dir wachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

7. Kronen sollen tragen,
Die des Kreutzes Plagen
In Gedult besiegt.
Fröhlich ausgehalten

Und GOTT lassen walten,
Das macht recht vergnügt.
Drum nimm dir, O Seele, für,
Alles Unglück zu verlachen:
GOTT wirds doch wohl machen:

8. Nun, so solls verbleiben!
Ich will mich verschreiben,
GOTT getreu zu seyn:
Beydes, Tod und Leben,
Bleibet ihm ergeben,
Ich bin Sein, Er mein,
Denn mein Ziel Ist, wie Gott will.
Drum sag' ich in allen Sachen:
GOTT wirds doch wohl machen!

2. Der himmlische Gottlieb.

1. Ich lebe, wo ich liebe,
Ich bin nicht, wo ich bin,
Und geh' in meinem Triebe
Stets nach dem Himmel hin:
Dort wohnet meine Seele,
Mein Schatz ist, wo mein Hertz,
Der Sinn geht aus der Höhle
Nur immer himmelwärts.

2. Weg Erd und Eitelkeiten,
Ihr seyd der Seelen Pest,
Und gläntzet zwar von weiten,
Doch wer sich fangen läßt,
Kriegt Koth vor Edelsteine,
Und vor die Perlen Sand:
In eurem Zauber-Weine
Liegt Gifft bey Zucker-Kand.

3. Ich liebe, was zum Himmel,
Nicht was zur Erden führt;
Der Welt ihr Lust-Getümmel,
Und was ihr sonst gebührt,
Tret ich getrost mit Füssen,
Und schwinge mich empor;
Denn jenes Leben wissen,
Geht aller Weisheit vor.

4. Hinauf, mein Hertz, mit Freuden!
Dort oben ist gut seyn!
Geh durch Gefahr und Leiden
Nur immer Himmel ein!
Laß andre nach dem Triebe
Der Erden-Kinder gehn:
Ich liebe, wo ich liebe,
So leb und sterb ich schön.

3. Abend-Opffer.

1. DJe schwartze Nacht zieht ihren Flor
Um unser Schlaffgemach;
Der Himmel führt das Sternen-Chor
Dem blassen Monden nach.

2. Nur Du, mein JEsu, bleibest Licht,
Wenn alles dunckel ist;
Dein Gnaden-Glantz verfinstert nicht,
Ist gleich die Sonn zurüst.

3. Ach, aber was vor Finsterniß
Erblick ich doch in mir!
Mein sündlichs Hertze stellt gewiß
Die schwärtzste Nacht mir für.

4. So offt ich diesen Tag vollbracht,
Was dich betrüben kan,
So offte sieht der Höllen Nacht
Mich im Gewissen an.

5. Doch weiche darum nicht von mir,
Du Gnaden-Sonne, du;
Ich sage dir, mein GOTT, hinfür
Ein neues Leben zu.

6. Die Abend-Röthe weiset mich
Auf dein vergoßnes Blut,
Diß bring ich, HErr, mit Reu vor Dich
Es machet alles gut.

7. Schleuß mich in deine Armen ein,
Dein Hertz laß meinen Pfühl,
Dein Auge meine Decke seyn,
Wann ich mich legen will.

8. Schaff, daß mein Hertze zu dir wacht,
Wenn sich das Auge schließt;
Daß Dich mein Geist die gantze Nacht
In süssen Träumen küßt.

9. Gieb, daß die Morgenröthe mich
Frisch und gesund erweckt,
Damit mein Hertz von neuem Dich
In Deiner Güte schmeckt.

10. So geh ich auf mein Bette zu,
Wer weiß, wann in das Grab?
Drum hilff, daß ich die letzte Ruh
Stets in Gedancken hab.

11. Ihr Engel, kommt, deckt meinen Ort
Mit eurer Flügel-Wacht;
Ich schlaffe schon, doch noch ein Wort:
Mein JEsu, gute Nacht!

4. Das vergnügte Hertze bey der sparsamen Erndte.

1. WAs GOTT thut, das ist wohl gethan,
So dencken GOttes Kinder;
Er sieht sie offt so sauer an,
Und liebt sie doch nicht minder.
Er zieht ihr Hertz Nur himmel-wärts,
Wenn er sie läßt auf Erden
Ein Ziel der Plagen werden.

2. Was GOTT thut, das ist wohl gethan!
Gibt Er, so kan man nehmen;
Nimmt Er, wir sind nicht übel dran,
Wenn wir uns nur beqvemen.
Die Lincke schmertzt, Die Rechte hertzt
Und beyde Hände müssen
Wir doch in Demuth küssen.

3. Was GOTT thut, das ist wohl gethan!
Er weist uns offt den Segen,
Und eh er noch gedeyhen kan,
Muß sich die Hoffnung legen:
Weil er allein Der Schatz will seyn,
So macht er andre Güter
Durch den Verlust nur bitter.

4. Was GOTT thut, das ist wohl gethan!
Man laß ihm seinen Willen:
Hängt er den Brod-Korb höher an,
Er wird ihn besser füllen,
Obgleich das Feld Nicht Erndte hält.
Man kan auch bey den Brocken
Vergnügt seyn und frohlocken.

5. Was GOTT thut, das ist wohl gethan!
Das Feld mag traurig stehen,
Wir gehn getrost die Kirchen-Bahn
Und wollen GOTT erhöhen.
Sein Wort ist Brodt, So hats nicht Noth!
Die Welt muß eh verderben,
Als wir vor Hunger sterben.

6. Was GOTT thut, das ist wohl gethan!
So wollen wir stets schließen.
Ist gleich bey uns kein Canaan,
Wo Milch und Honig fliessen,
Doch ists genung Zur Sättigung,
Wenn GOTT den Löffel segnet,
Obs gleich nicht Scheffel regnet.

5. Himmlische Mayen-Lust.

1. SO wird die Mayen-Lust zu Thränen,
So bricht der Tod die Blumen ab!
So schließt der Eltern heisses Sehnen
Sich in ein früh-gebautes Grab!
Ach ja! so hat es GOTT bestimmt,
Der Kinder giebt und Kinder nimmt.

2. Ich war nur neulich auffgeblühet,
Die Liebe trug im Winter Frucht;
Doch da man nun den Frühling siehet,
So nimmt mein Leben nun die Flucht,
Die Blätter werden welck und bleich,
Der Garten einer Wüsten gleich.

3. Ihr, deren Trost und Augenweide
Ich hier im Thränen-Thale war,
Beweinet nun die kurtze Freude
Bey meiner kleinen Todtenbahr.
Sechs Kinder hat der Himmel schon,
Nun eilt das siebende davon.

4. Die Wunde wird nun auffgerissen,
Die auch der andern Sterben schlug;
Ihr sollt nun wieder was vermissen,
Was neue Hoffnungsblüthen trug.
Soll denn der Kirchhof nur allein
So reich von euren Schätzen seyn?

5. Dergleichen thränenreiche Klagen
Legt euch der Schmerz wohl in den Mund,
Allein vergesset nicht zu sagen:
Der Tod macht unser Kind gesund!
Und glaubet gleich wohl, daß der May
Ein Bild von meinem Sterben sey.

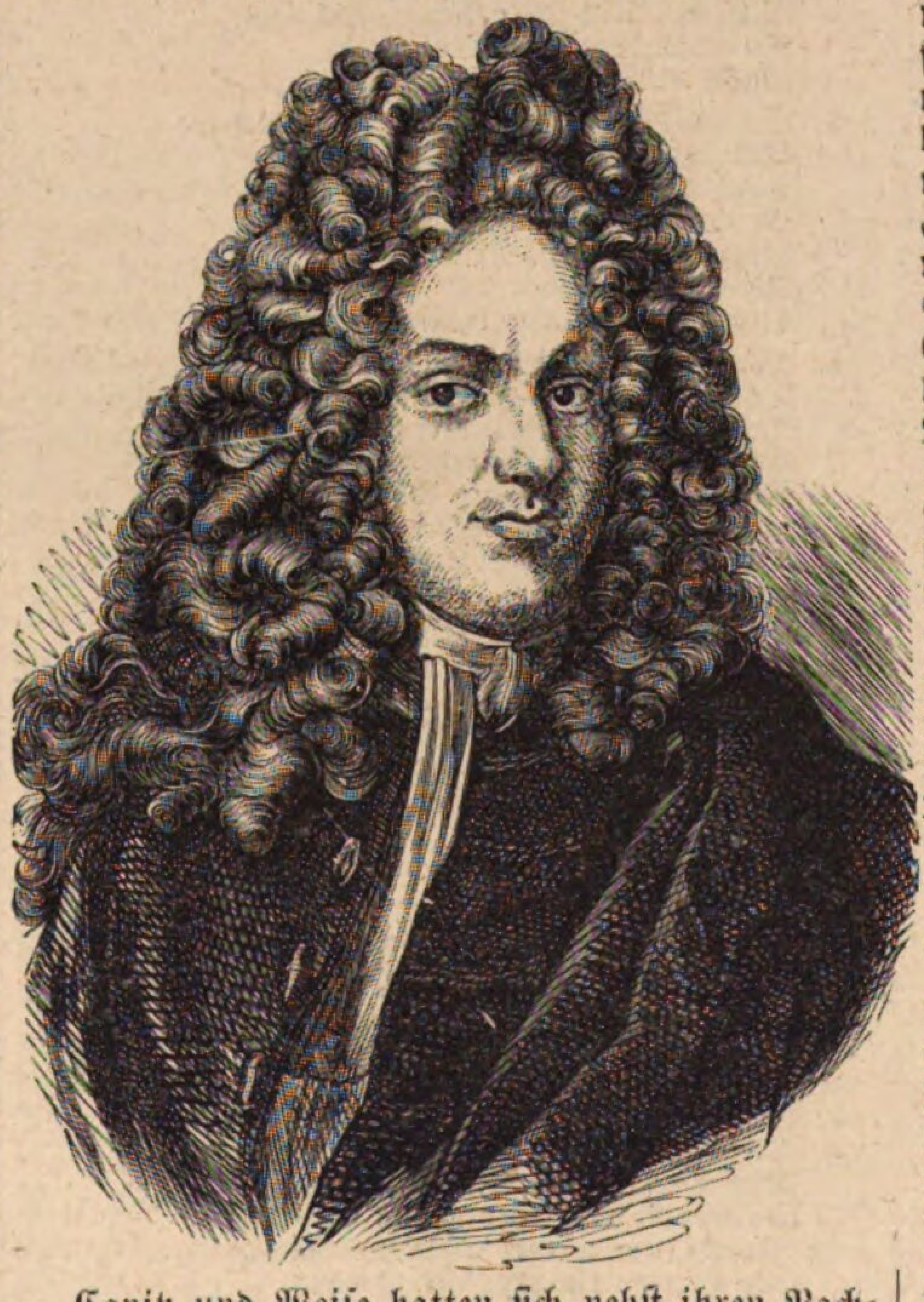
6. Die Welt war nicht der rechte Garten,
Ich sollte nur im Himmel blühn:
Hier pfleget manches auszuarten,
Was eine Tugendblume schien.
Wohl dem, den GOttes Hand versetzt,
Daß ihn kein Mehlthau mehr verletzt!

7. Hier wär ich eine Rose blieben,
Die unter lauter Dornen steht;
Dort aber bin ich recht beklieben,
Wo nie der May zu Ende geht,
Wo Sarons schöne Blumen-Tracht
Auch Salomonis Schmuck verlacht.

8. Laßt meinen blassen Leib verwelcken.
Im Sande bleibt die Blume frisch.
Bestreut mein Grab mit Ros' und Nelcken,
Setzt Freuden-Brod auf euren Tisch:
Denn wo ich fortgepflanzet bin,
Da reichen keine Thränen hin.

9. Es wird ein andrer Früling kommen,
Wann Erd und Himmel wird vergehn,
Da alle, die euch Gott genommen,
In schönster Blüthe werden stehn:
Da wird ein May voll Sonnen-Schein,
Und nicht, wie hier, voll Regen seyn.

Barthold Heinrich Brockes.



Canitz und Weise hatten sich nebst ihren Nachahmern vorzüglich bemüht, die Poesie in formeller Hinsicht zur Wahrheit zurückzuführen; sie hatten der gesuchten und mit Bildern überladenen Darstellung eine einfache, natürliche Sprache entgegengesetzt, den äußerlich glänzenden Wörterpomp mit einem einfachen Ausdruck vertauscht; dagegen hatten sie im Ganzen die nämlichen Stoffe behandelt, wie die Schlesier, oder ihnen, wenigstens im Lyrischen, neue nicht entgegengesetzt. Das Verdienst, dies gethan und dadurch mit jenen einen vollständigen Umschwung in der Literatur angebahnt zu haben, gebührt dem Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben. Barthold Heinrich Brockes wurde am 22. Sept. 1680 zu Hamburg geboren; er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, welche seine Mutter mit der ganzen Hingebung eines mütterlichen Herzens leitete, da er seinen Vater schon im 13. Jahre verloren hatte. Nach gründlicher Vorbereitung auf den Schulen seiner Vaterstadt bezog er im J. 1700 die Universität Halle, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Sobald er seine Studien vollendet hatte, ging er nach Wetzlar mit dem Zwecke, sich in der kameralistischen Praxis zu üben, doch trieb ihn die heiße Sehnsucht, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, bald wieder weg. Er reiste zuerst an den Rhein; statt aber die Schweiz zu besuchen, wie er es zuerst im Sinne gehabt hatte, wandte er sich nach Nürnberg, wo er mit dem berühmten Sandrart bekannt wurde, in dessen Umgang seine Vorliebe für die Kunst (er hatte schon auf der Schule mit großem Fleiß gezeichnet) reiche Nahrung fand. Noch mehr war dies der Fall in Italien, wohin er nun reiste; der Anblick der großen Kunstwerke des Alterthums und der neueren Zeit, so wie der schönen Natur machten einen unauslöschlichen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth. Auf der Rückreise gerieth er wegen der Kriegsunruhen mehrmals in große Gefahr; doch gelang es ihm endlich, nach Genf zu kommen, wo er längere Zeit verblieb und von da Lausanne besuchte, wo er mit dem Philosophen Crousaz bekannt wurde. Hierauf reiste er über Paris nach Holland; aber seine Absicht, auch noch England zu besuchen, wurde vereitelt, weil ihn seine durch den Tod seiner Schwester tiefgebeugte Mutter nach Hause berief. Er blieb nur noch so lange in Leiden, wo er den Maler Mieris kennen lernte, bis er sich die Würde eines Licentiaten der Rechte erworben hatte. Im Jahr 1704 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er ganz seiner geliebten Mutter und den Wissenschaften lebte. Erst im J. 1720 widmete er sich dem öffentlichen Dienst, indem er als Beisitzer in den Rath seiner Vaterstadt eintrat, welcher ihn mehrmals in politischen Angelegenheiten an verschiedene Höfe, unter andern auch nach Wien, schickte, wo er die Würde eines Kaiserlichen Pfalzgrafen erhielt. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er 1735 die einträgliche Verwaltung des Amtes Ritzebüttel auf sechs Jahre, nach deren Verlauf er nach Hamburg zurückkehrte, wo er am 16. Jan. 1747 starb.

Bei hervorragenden Talenten ist Alles von Bedeutung, was sie geschaffen haben, weil Alles entweder von besonderm Einflusse auf die Entwickelung der gesammten Literatur war, oder doch zur tieferen Ergründung ihres eigenen dichterischen Charakters dient. Bei untergeordneteren Geistern ist dagegen meistens nur das der Beachtung werth, was sie in der höchsten Entwickelung ihres Talents hervorgebracht haben, weil dieses allein für die Geschichte der Literatur von Wichtigkeit ist und ihre übrigen Leistungen oft auch ohne besondern Einfluß auf das Bessere waren, das sie geschaffen, oder nur matte Nachklänge desselben geblieben sind. Ein solch untergeordnetes Talent ist auch Brockes, und wir haben aus den angegebenen Gründen weder seine früheren Dichtungen zu beachten, meistens Gelegenheitsgedichte der gewöhnlichsten Art, noch seine späteren, in denen er nur immer wieder die gelunge-

nen Dichtungen seiner besseren Zeit wiederholte. Diese stehen in den ersten Theilen des „Irdischen Vergnügens in Gott", während die letzten Bände (es sind deren im Ganzen neun) nur solche Gedichte enthalten, welche wir als matte Nachklänge der bessern Zeit bezeichnet haben. Brockes war, wie zum Theil schon angedeutet worden ist, ein Mann von vielseitiger Bildung, der nicht nur neben den alten auch die meisten modernen Sprachen verstand (außer der französischen und italienischen auch die englische, holländische und spanische), sondern auch ein geschmackvoller Kenner der bildenden und der Tonkunst, die er beide auch nicht ohne Geschick ausübte. Diese verschiedenen Kenntnisse und Befähigungen verfehlten nicht, den eingreifendsten Einfluß auf seine eigenen Dichtungen zu haben: er bildete sich zum Theil nach den Dichtern jener Nationen; durch die Musik wurde er auf die Verwandtschaft derselben mit der Dichtkunst aufmerksam gemacht und durch die Malerei auf die besondere Form der poetischen Darstellung geführt, die seinen Ruf begründete und durch die er Einfluß auf die weitere Gestaltung der Literatur gewann, so wie er andrerseits in ihr den Einfluß der Schlesischen Schule und der Italiener überwand, dem er sich in seinen frühern Versuchen hingegeben hatte. Sein „Irdisches Vergnügen in Gott" ist nämlich eine Sammlung von Gedichten, in denen er die Natur in ihren einzelnen Erscheinungen mit der Absicht schilderte, die Größe, Güte und Weisheit Gottes in seinen Werken darzustellen. Alles, was die schaffende Natur seinen Blicken darbot, das Größte, wie das Kleinste, das Firmament, der gestirnte Himmel, das Meer, die Berge, aber auch jede einzelne Blume, der kleinste Käfer gab ihm den Stoff zu größeren und kleineren Gedichten, die alle darin übereinstimmen, daß sie ihren Gegenstand mit der größten Genauigkeit zergliedern, in der Blume jedes Staubgefäß, im Thiere jeden Nerv berühren; denn es lag ihm zunächst nicht daran, ein poetisches Bild des von ihm geschilderten Gegenstands zu geben, sondern vielmehr an demselben die Weisheit und Macht des Schöpfers darzuthun. Freilich ist auf diesem Wege die dichterische Anschauung oft ganz verloren gegangen, und wir haben nicht viel mehr als eine gereimte Naturbeschreibung, die mit oft matten Reflexionen moralischen oder religiösen Gepräges schließt. Doch gilt dies ganz vornämlich von den späteren Dichtungen; in den früheren zeigen die moralischen Betrachtungen eine unverhältnißmäßig größere Tiefe der Empfindung, und die Schilderungen sind von einer weitaus größern Frische und Lebendigkeit, so daß sie bei ihrem genauen Detail oft die Wirkung eines niederländischen Gemäldes machen. Zugleich wirken seine besseren Gedichte durch die musikalische Behandlung, auf welche er viel Gewicht legte, und daher auch den einförmigen Alexandriner entweder ganz aufgab, oder ihn mit freieren Versen vermischte, was in der Folge häufig nachgeahmt wurde. Abgesehen davon, daß er viele Gedichte geradezu zum Gesang bestimmte und ihnen die Form der Cantate mit Arie und Recitativ gab, suchte er auch wohl durch den Laut zu malen, wie früher die Pegnitzer, aber freilich in einer mehr verständigen und würdigen Weise, als jene, indem er keineswegs nach abenteuerlich gebildeten und seltsam klingenden Wörtern haschte, sondern dabei in den Gränzen der weisesten Mäßigung blieb, so daß zwar die Wirkung seiner Absicht nicht ausbleibt, diese aber nicht widerlich berührt, wie bei den Nürnbergern. Ein solches Gedicht ist die unten mitgetheilte Beschreibung eines Gewitters, in welcher der Laut R als das Rollen des Donners vorzüglich bezeichnend, gehäuft erscheint, während dieser Laut in der Schilderung der vorangehenden und nachfolgenden Stille ganz vermieden ist. Indem er die Schilderung der Natur zum Zweck seiner Gedichte machte, schlug er eine ganz neue Bahn ein; denn wenn auch einzelne Dichter, namentlich die früheren Hamburger, mit denen er in dieser Beziehung zusammenhängt, in ihren Dichtungen ein tieferes Gefühl für die Schönheiten der Natur zeigten, so war ihre poetische Darstellung derselben doch nur ein Rahmen, mit dem sie den Hauptgedanken umgaben, und zudem waren sie zu Brockes Zeiten wohl ziemlich vergessen. Um so mehr Eindruck machte daher das „Irdische Vergnügen", deren erste Theile in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebten (der erste fünf in 11 Jahren), und es hat Brockes unbestreitbar das hohe Verdienst, wieder zur poetischen Darstellung der Natur geführt zu haben, wie denn schon in Hagedorn der Einfluß seines Vorgangs nicht zu verkennen ist. Mit seiner Vorliebe zur Schilderung der Natur hängt es zusammen, daß er Thomsons „Jahreszeiten" übersetzte; wir erwähnen dies aber vorzüglich deshalb, weil er hiedurch als Einer der Ersten auf die englische Poesie leitete, welche später so bedeutenden Einfluß auf die deutsche gewann, und er also auch in dieser Beziehung für dieselbe von Bedeutung wurde.

1. Das Firmament.

ALs jüngst mein Auge sich in die Sapphirne Tieffe,
Die weder Grund, noch Strom, noch Ziel, noch End'
umschrenckt,
Ins unerforschte Meer des holen Lufft-Raums senckt,
Und mein verschlung'ner Blick bald hie bald dahin liefe,
Doch immer tieffer sanck; entsatzte sich mein Geist,
Es schwindelte mein Aug', es stockte meine Seele
Ob der unendlichen unmäßig-tieffen Höle,
Die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn End' und Anfang, stammen;
Es schlug des Abgrunds Raum, wie eine dicke Fluth
Des Boden-losen Meers auf sinckend Eisen thut,
In einem Augenblick auf meinen Geist zusammen.
Die ungeheure Grufft des tieffen danckeln Lichts,
Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schrancken,
Verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken;
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punct, ein
Nichts,
Und ich verlohr mich selbst. Diß schlug mich plötzlich
nieder;
Verzweiflung drohete der gantz verwirrten Brust,
Allein, o heylsams Nichts! glückseliger Verlust!
Allgegenwärt'ger GOtt, in dir fand ich mich wieder.

2. Die auf ein starckes Ungewitter erfolgte Stille.

NAchdem die Sonne jüngst seit zweymal fünfzehn Tagen
Die neü-beblümte Welt beständig angelacht;
Schwamm alles, was man sah, in Wollust und Be-
hagen:
Die Gluth, die alles hell, die alles lebhafft macht,
Beflosse Stadt und Land, bedeckte See und Flüsse,
Sie senkte sich so tief in Tellus Schoß hinein,
Daß Feld und Felsen glüt'; es glänzte Sand und Stein,
Man kennete fast nicht die feuchten Wolcken-Güsse,
Bis endlich sich einmal, bey schwülen Mittagsstunden,
Ein kleines Wölckchen zeigt', und in dem Augenblick
Sich auszuspannen schien; die Lufft ward plötzlich dick;
Das Licht ward allgemach vom Schatten überwunden.
Es stiegen Nebel, Duft und Wolcken in die Höh';
Des Tages Gold erbleicht; es schwand das heit're Blau;
Die dicke trübe Luft beschattete die See;
Die Bäche schienen schwartz, die Flüsse braun und falbe:
Der gantze Luftkreiß ward von Duft und Regen schwer:
Kein Vogel war zu sehn, die auch schon scheuche Schwalbe

Schoß nur allein, jedoch gantz niedrig, hin und her;
Er ließ, als wollte sie in Erd' und Fluth vor Schrecken
Vor dem, was in der Luft ihr droh'te, sich verstecken.
Solch eine Stille füllt' und drückte recht die Welt,
Daß man, wie sich kein Blat, kein Kraut vor Schrecken rührte,

Vor Furcht selbst unbeweg't, mit starren Augen spür'te.
Es schien selbst die Natur erstaunet und entstellt
Vor Warten und vor Furcht der Dinge,
Die sie bedroheten; bis plötzlich ein Orcan
Die bange Stille brach, so daß der Lüfte Bahn,
Wie eine wilde Fluth, schnell an zu rauschen fienge.
Von allen Winden ward der Erd-Kreiß überfallen;
Ein Wirbel füllete die Luft mit Sand und Staub;
Es schien der Wald ein Meer, drin grüne Wellen wallen,
Die Zweige heulten recht, es brausete das Laub;
Bald wurden der gepeitschten Blätter Wogen
Mit sausendem Geräusch' empor geführt,
Bald plötzlich unter sich gezogen,
Daß offt der Wipffel selbst die lose Wurtzel rührt!
Hier borst und brach ein dickbelaubter Ast;
Dort kracht und stürtzt, vom Wirbel aufgefaßt,
Ein tief-gewurtzelter bejahrter Eich-Baum nieder.
Der Blätter Heer, von Zweigen abgestreifft,
Flog durch die graue Luft, wie Kohlen, hin und wieder;
Es schien, daß Boreas noch stets die Kräfte häuft:
Viel' Erlen wurden umgekehrt;
Drey Tannen in die Luft gerissen,
Und lange, welches unerhör't,
Entsetzlich hin und her geschmissen.
Aus der ergrimmten Fluth geschwärtzten Flächen
Sah man der Wellen Schaum, wie weisse Flammen, brechen,

Die, um den starren Strand mit Nachdruck zu bestürmen,
Sich Himmel-hoch, wie steile Felsen, thürmen.
Ein fürchterliches Braun färbt die erzürnte Fluth,
Die Luft ein gräßlich Grau. Man sieht das Wasser schäumen,

Die Wellen heben an erschrecklich sich zu bäumen.
Es wütet, wall't und wanckt die gantze Wasser-Welt,
Sie brauset nicht, sie brüll't, da sie bald steigt, bald fällt.

Wann zwischen regen Höh'n und nimmer stillen Bergen
Manch flücht'ger Thal sich voller Wirbel zeiget,
Und eh' man sich's versieht, beschäumt selbst aufwärts steiget,

Erschrickt ein schwindelnd Aug' ob solcher nahen Noth:
Von jeder Welle scheint ein feuchter Tod,
Der unvermeidlich ist, uns gräßlich anzublecken,
Und seinen schwartzen Arm schon nach uns auszustrecken.
Dem, der diß hör't, vergeht Empfinden, Hören, Sehn;
Man fühlet, gantz erstarr't, das Haar zu Berge stehn.
Nichts kan, wie so gar nichts der Mensch, uns überführen,

Als wenn wir die Gewalt der Elemente spühren.
Der Ost-Wind rasete mit unsichtbarer Macht,
Dem stürmte, voller Wuth, der strenge West entgegen;
Es stieß der Süd-Wind sich, gehüllt in dicken Regen,
Mit dem erzürnten Geist der frost'gen Mitternacht.
Brach dieser jenes Wuth, so hielt der dieses Lauf
Mit heulendem Gezisch, Gepfeif und Brüllen auf;
Ein jeder strebt ergrimmt, des andern Wuth zu schwächen,
Darüber musten nun die stärck'sten Mauren brechen.
Was hoch war, sprang wie Glas, wie schwer es gleich, wie groß,

Indem sie Thürme selbst aus ihren Klammern huben,
Und unter Schutt und Stein und Graus das Feld begruben.

Drauf brach das Wetter selbst noch erst mit Schrecken loß:
Der Donner rollt' und knallt, Blitz, Ströhme, Strahlen, Schlossen

Vermischten ihre Wuth; die rothen Flammen flossen,
Und wallten überall, als wie ein feurig Meer,
In der geborst'nen Luft entsetzlich hin und her,
Worin zu gleicher Zeit, mit ungestümmen Wogen,
Verdickte Regen-Ström' und gantze Flüsse flogen,
Die öfters Boreas so durch einander trieb,
Daß die Gestalt nicht einst vom Wasser überblieb,
Indem es, wie gepeitscht, des Tages Licht verhüllte,
Und mit ganz weissem Schaum die schwarzen Lüfte füllte,
Ein steter Wolcken-Bruch stürtzt' eine dicke Fluth,
Mit brausendem Geräusch, von oben durch die Gluth,
Daß beydes rauscht und zischt, beströmt das trokne Feld,
Verschluckte das Getraid', ein allerschütternd Krachen
Brach allenthalben aus; es zitterte die Welt;
Die Berge wanckten recht; es riß die schwartze Luft
Die düstern Pforten auf; sie schien ein weiter Rachen
Voll Flammen, Dampf und Gluth, ja eine Höllen-Gruft,
In deren lichtem Pful und ungeheuren Tiefe
Ein schütternd Stralen-Heer, das Licht erschrecklich hell
Bald rund, bald Schlangen-weis', und unbeschreiblich schnell,

Mit zackigter Bewegung, liefe:
Dann schloß sich diese Kluft so plötzlich wieder,
Und schlug der Sterblichen erschrockne Augen-Lieder
Mit dicker Dunckelheit und so Pech-schwartzer Nacht,
Daß es noch ungewiß,
Ob Licht, ob Finsterniß
Dem Hertzen gröss're Furcht gemacht,
Da blitzt es kurtz, hier auch, wenns dorten zehnfach wittert,

Weil in dem langen Blitz der gantze Luft-Kreiß zittert.
Noch stral'te Blitz auf Blitz mit fürchterlichem Schein;
Der Donner rollte noch mit gräßlichem Gebrülle.
Allein im Augenblick nahm eine sanfte Stille
Die fast betäubte Welt gemach von neuen ein;
Die Wolcken theilten sich, so Duft als Nebel schwand;
Das holde Sonnen-Licht, des weissen Tages Quelle,
Goß eine See von Glantz auf das benetzte Land,
Und macht' im Augenblick so Welt als Himmel helle.
Die Wiesen funckelten; es gläntzte Feld und Wald;
Ja selbst die Sonne wies in tausend feuchten Spiegeln,
Und bildet' auf das Laub die flammende Gestalt.
Die Blumen haucheten an den bewachs'nen Hügeln,
In doppelt-schönem Schmuck den lieblich-süssen Duft,
Wie edlen Balsam aus, und fülleten die Luft.
Das Land-Volck kommt gemach aus den bemoss'ten Hütten;
Zu Anfang bleibet es an Zäun- und Hecken stehn,
Schaut allenthalben hin, und, wenn sie endlich sehn,
Daß Weizen, Obst und Dach noch nicht so viel gelitten,
Als sie in Angst geglaubt, und, daß sie Wind und Fluth
Nicht viel beschädiget, ist alles wohlgemuth,
Und leb't von neuen auf, wie man im Lenzen thut.
Da wendet man das Heu; hie mäh't, da bindet man;
Ja das Gefilde lebt, so weit man sehen kan.
Es heb't die gelbe Saat die Halmen in die Höh,
Was eingeknickt, fängt an, aufs neu gesteift zu schwellen,
Wie eine flache See mit sanft-beweg'ten Wellen.
Des milden Himmelssaft liegt glänzend auf dem Klee,
Als wie ein feuchtes Glas, indem das glatte Vieh,
Wenn es mit schlanckem Hals' oft bis an Bauch und Kniee

Im Klee und Blumen geht, von den gespalt'nen Füssen
Die duncklen Zeichen läßt: die hellen Bäche fliessen,
Und rollen sanft dahin: sie bilden Bäum' und Büsche,
Im holden Gegen-Schein, so deutlich, daß man kaum
Das schwimmende Gebüsch, den feuchten Schatten-Baum
Von dem gewachs'nen kennt. Die Schuppen-volle Fische,
Wann sie dem Ansehn nach auf hohen Wipfeln schweben,
Sieht man, den Vögeln gleich, in blauen Lüften leben.
Des Schilfs beweglich Laub, wie schwancke Degen-Klingen,
Die, wo die Fluth sich endet, stehn,
Und sich, mit lispelndem Gethön,
Zum Schmuck und Lust des Landes schwingen,
Belustigt das Gesicht; zumal wann, wie ein Glas,
Das jüngst gefall'ne Himmels-Naß
Auf dem gesteiften Laub, wo sich's gemählig bieget,
Wie Diamant'ne Kugeln lieget,
In welchen sich samt den beblümten Hügeln,
Die Wiesen, Büsch' und Bäume spiegeln,
Daß alles glänzt und lacht. Die schnellen Vögel schwingen
Die feuchten Fittigen von Zweig' auf Zweig', und singen
Aus einem neuen Thon, so lieblich, hell und schön,
Daß solche Stimmen uns fast an die Seele gehn.
Die laue Luft ist voll; die Schatten sind beleb't
Von seltsam-spielenden geschwinden jungen Fliegen,
Die Hitz' und Näße zeügt: bald steigt, bald fällt, bald schweb't

Die Meng', indem sie sich bald theilen und bald fügen;
Es läßt, ob kämpfe stets diß neu-beleb'te Völkchen;
Bald öffnet es sich schnell, bald schliessen sie sich dicht:
Aufs dunkle scheinen sie, wie Gold-Staub; und im Licht
Ein falbes, sumsendes und lebendiges Wölckchen.
Mit wenigem, es schien Luft, Wiese, Wald und Feld
Ein altes Eden noch, und eine neue Welt.
Elpin, den itzt die Lust, wie vor der Schrecken, triebe,
Besang mit frohem Muth des Schöpffers Eigenschafft.
Es ist die helle Sonn' ein Bild von GOttes Liebe,
So wie des Donners Grimm die Probe seiner Krafft.

3. Kirsch-Blüthe bei der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüthe
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,

In kühler Nacht beym Mondenschein;
Ich glaubt', es könne nichts von grössrer Weisse seyn.
Es schien, ob wär' ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinste Ast
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weissen runden Ballen.
Es ist kein Schwan so weiß, da nemlich jedes Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder Schwärtze hat.
Unmöglich, dacht' ich, kan auf Erden
Was weissers angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe:
Sah' ich von ungefehr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
Der tausend mal so weiß, der tausend mal so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee schien schwartz zu seyn
Bei diesem weissen Glantz. Es fiel mir ins Gesicht
Von einem hellen Stern ein weisses Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.
Wie sehr ich mich am Irdischen ergetze,
Dacht' ich, hat GOtt dennoch weit grössre Schätze.
Die gröste Schönheit dieser Erden
Kann mit der Himmlischen doch nicht verglichen werden.

4. Die Ameise.

In dieser holden Frühlings-Zeit,
Da alles voller Glantz und neuer Herrlichkeit,
Trat ich, gerührt durch solchen Schein,
In Frommholds schönen Garten ein,
Woselbst in reinem Schmuck die saftgen Bäume blühten,
Woselbst in bunter Gluth der Floren Kinder glühten.
Ein jeder Vorwurf war recht unvergleichlich schön,
Recht angenehm, recht herrlich anzusehn.
Ein Balsamreicher Duft
Erfüllete die laue Luft.
Das Wasser schien bemüht, mit tausend bunten Bildern
Die glatte Fläche zu beschildern:
Man sah mit Lust die schattichten Alleen
Im gelblich grünen Schmuck der jungen Blätter stehen.
Auf manchem Pomeranzen-Baum
Fand ich mit ungemeinem Prangen
Bey silberweisser Blüth fast güldne Aepfel hangen,
Und kurtz, mein Auge konnte kaum
Sich satt an aller Schönheit sehen.
In diesem holden Ort' und schönen Lust-Revier
Erblickt' ich einen Ameis-Hauffen.
Ich sah Verwundrung voll diß kleine Thier,
Mit unverdrossnem Fleiß und eifriger Begier,
Sich stets bewegen, rennen, lauffen.
Es eilte sonder Ruh', und hatte keine Zeit,
Die ungemeine Pracht, die holde Zierlichkeit,
Verändrung, Farben, Glantz, Schmuck, Ordnung, Seltenheit
Des Gartens anzusehn. Ach! rief ich überlaut:
Du scheinst, wie sehr mir auch vor der Vergleichung graut,
Uns zum belehrenden Exempel vorgestellt.
Die Ameis' ist der Mensch, der Garten ist die Welt.

Johann Christian Günther.

Wie der Zeitraum mit einem der größten poetischen Talente begann, so schloß er auch mit einem solchen, und beide, Flemming und Günther, bieten zudem manchen Vergleichungspunkt dar, was Letzterer im Bewußtsein seines Werthes selbst fühlte und auch wohl bescheiden andeutete*).

Johann Christian Günther wurde den 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, wo sein Vater Physikus war. Derselbe erzog ihn sehr sorgfältig, so daß der Knabe sich geistig eben so rasch als erfreulich entwickelte; und die Liebe, mit der ihn sein Vater behandelte, welcher trotz seiner beschränkten Verhältnisse es dem Sohne an nichts fehlen ließ, hatte den heilsamsten Einfluß auf dessen Charakter. Die schöne Zeit der ersten Jugend blieb ihm daher auch in späteren Jahren, als Unglück und eigene Schuld ihn drückten, in lebendiger Erinnerung und er gedachte ihrer öfters in seinen Gedichten, unter denen das unten mitgetheilte (7) durch die tiefe und wahre Empfindung mächtig ergreift. Als Günther 14 Jahre alt war, konnte der Unterricht des Vaters ihm nicht mehr genügen, doch sah sich dieser aller Möglichkeit beraubt, Mittel zur weiteren Ausbildung des Knaben herbeizuschaffen, weshalb er ihn sogar zu überreden suchte, ein Handwerk zu erlernen. Doch sollte sein brennendes Verlangen, sich den Wissenschaften zu widmen, erfüllt werden: ein Freund seines Vaters, der Doctor Thiem von Schweidnitz, nahm den talentvollen Knaben zu sich und ließ ihn die dortige Schule besuchen, wo er sich bald durch seinen Fleiß und sein liebenswürdiges Wesen, vorzüglich aber durch sein poetisches Talent die ungetheilte Liebe seiner Lehrer und Mitschüler, so wie aller derjenigen erwarb, die ihm zuerst aus Mitleiden Unterstützung gewährt hatten. Mit dem 20. Jahre verließ er Schweidnitz, nachdem er noch vorher ein von ihm verfaßtes Schauspiel von seinen Mitschülern hatte aufführen lassen („Die von Theodosio bereute Eifersucht"), welches zwar von keinem Werth ist, aber für die Entwickelungsgeschichte des Dichters Interesse darbietet. Im J. 1715 bezog er die Universität Wittenberg, um sich der Medicin zu widmen; allein die Liebe zur Poesie zog ihn trotz aller Ermahnungen seines Vaters von einem ernsten Studium ab, namentlich da zugleich eine feurige Liebe zur Tochter des Doctor Jachmann, die er unter dem Namen Leonore oder Lorchen besingt, sein ganzes Wesen erfüllte. Die Aussicht auf eine baldige Verbindung mit der Geliebten hätte ihn vielleicht zu gedoppelter Anstrengung und zur Ueberwindung seines Widerwillens gegen die Medicin bewegen können; allein jene



*) „Es dörffte mir ein Freund noch manch Gedächtniß weihn,
Ich würd' im Tode mehr, als jetzt im Leben, seyn:
Der stille Rosen-Thal ergetzte meinen Schatten,
Und läßt sich ihn vielleicht mit Flemmings Geiste gatten."

wurde ihm untreu und heirathete schon am Anfang des folgenden Jahres (1716). Der Schmerz über den Verlust seiner Leonore ergriff ihn mit der unwiderstehlichsten Gewalt; selbst die Poesie verlieh ihm keinen Trost, und nun suchte er sein Unglück im Rausche der Vergnügungen zu vergessen. Er gerieth in Schulden, sein Vater entzog ihm alle Unterstützung, und nun beginnt die Zeit des Elends, die ihn endlich dem gänzlichen Untergange zuführte. Er hatte im Juni 1717 Wittenberg verlassen und sich nach Leipzig begeben, wo er sich von Neuem allen Lockungen des ungebundenen Studentenlebens hingab, und sich durch Gelegenheitsdichterei dürftiges und doch bald wieder verpraßtes Einkommen erwarb. Doch verließ ihn auch da sein Talent nicht; und wie er in Wittenberg den Schmerz unglücklicher Liebe in den rührendsten Weisen besungen hatte, bald mit dem Ausdrucke der wilden Verzweiflung (5), bald in dem Tone wehmüthigen Entsagens (4), so besang er nun den Lebensgenuß. Aber wie in diesen Liedern, die zum Theil noch jetzt von den Studenten gesungen werden (6), der Ausdruck der wilden Lust durch die Hinweisung auf die Flüchtigkeit des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen veredelt ist, so erhob sich sein Geist mitten im Strudel der berauschendsten Vergnügungen zu den reinsten und frömmsten Anschauungen, die er mit begeisterter Wärme aussprach (1). Durch sein Talent gewann er sich die Neigung des berühmten Burchard Mencke, der sich seiner thätig annahm; durch dessen Vermittelung übersendete Günther sein berühmt gewordenes Gedicht auf den Prinzen Eugen an den Kaiserlichen Hof, allein es trug ihm nichts als leeres Lob ein. Glücklicher waren Menckens Bemühungen, ihm am Sächsischen Hofe eine Stellung zu verschaffen (1719); allein theils durch seine Schuld, da er sich nicht in den Gränzen des am Hofe nothwendigen Anstands zu bewegen wußte, theils durch den Neid der Höflinge, welche von ihm verdrängt zu werden fürchteten und die er zudem durch satyrische Ausfälle beleidigte, wurde er nach kurzer Zeit wieder entlassen. Er nahm dieses neue Unglück mit der Kraft einer Seele auf, die sich ihres höhern Werthes bewußt ist; blieben ihm ja die höchsten der irdischen Güter, die Poesie und die Liebe (3), denn unterdessen war Leonore Wittwe geworden und es knüpft sich das alte Verhältniß von Neuem; nur sein Vater bleibt gegen alle seine Bitten unerweichlich, da er einsieht, daß die Geliebte durch ihn nicht glücklich werden könne, trennt er sich freiwillig auf immer von ihr. Nun beginnt eine Zeit unstäten Herumschweifens, das erst mit seinem frühzeitigen Tode endigte. Wo er hinkam, gewann er sich bald theilnehmende Freunde, verlor sie aber eben so schnell wieder durch seine Ausschweifungen, namentlich durch seine Trunksucht, der er sich trotz der besten Vorsätze immer wieder hingab. Einmal schien das Glück ihm wieder blühen zu wollen: er hatte sich mit der Tochter des Predigers in Bischdorf verlobt; entschlossen, seine medicinischen Studien zu beendigen, eilt er in die Heimat, um die Versöhnung des Vaters zu erflehen (8); unbarmherzig stößt ihn dieser von sich, und nun ist alle seine Kraft gebrochen. Er verzichtet auf alles Glück (2), irrt in Schlesien umher, von Gelegenheitsgedichten lebend; aber das Vaterland wird ihm verhaßt, er verläßt es mit blutendem Herzen und gelangt nach Jena, wo er sein Glück noch einmal versuchen wollte. Allein Elend und Ausschweifungen hatten seine Lebenskraft geknickt, so daß er einer Krankheit, die ihn bald darauf befiel, am 15. März 1723 erlag. Er war, als er starb, noch nicht völlig 28 Jahre alt.

Was Varnhagen von Flemming sagt, daß seine Lieder auch sein Leben seien, gilt eben so auch und vielleicht in noch höherem Grade von Günther; es ist kaum ein Gedicht von ihm zu finden, das nicht mit seinem innern oder äußern Leben in naher Beziehung stünde, und davon sind die zahlreichen Gelegenheitsgedichte nicht ausgenommen, die er um des lieben Brodes wegen verfaßte. Aber eben deshalb unterscheidet er sich auch so wesentlich und so sehr zu seinem Vortheil von seinen meisten Zeitgenossen, die gleichsam aus sich selbst herausgingen, wenn sie dichteten; ebendeshalb ist auch das Schlechteste, was er geschrieben, nicht bloß interessant, sondern auch, wenigstens in einzelnen Stellen, von dem ächt poetischen Geist erfüllt, der ihn beseelte. Denn Günther war ein „Dichter im vollen Sinne des Worts", wie Göthe, der zuerst sein Talent in seiner ganzen Bedeutung erkannte, mit Ueberzeugung von ihm sagte: „Ein entschiednes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig, und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Wilde und Rohe daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise, und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten."

Dieser vortrefflichen Charakteristik Günthers haben wir kaum Etwas beizufügen, oder vielmehr es bleibt uns nur übrig, die einzelnen Züge zu erweitern. Sein Talent war, wie schon Göthe andeutet, weit größer, als es sich in seinen Dichtungen zeigt; er bewegt sich nur in einem engen Kreise von Gefühlen und Dichtungsarten, aber wir können aus den vorhandenen Erzeugnissen die Ueberzeugung gewinnen, daß er unter günstigeren Verhältnissen Umfassenderes hätte leisten müssen. Dafür bürgt vor Allem das schon erwähnte Lobgedicht auf den Prinzen Eugen, das zugleich von der höchsten lyrischen Begeisterung und von lebendigem Humor, ja selbst von epischem Talente zeugt. Freilich macht das Ganze dennoch keinen wohlthätigen Eindruck, weil es weder Maß noch Gleichheit des Tons bewahrt; aber wenn man dem beschränkten Stoff und den beengenden Umständen Rechnung trägt, unter welchen das Gedicht verfaßt wurde, so werden die vortrefflichen Stellen unsere Bewunderung in noch höherm Grade in Anspruch nehmen, und wir werden zu ahnen vermögen, was er bei einem belohnenderen Stoffe und unter andren Verhältnissen zu leisten fähig gewesen wäre. Neben Flemmings „Lob eines Soldaten zu Rosse" (S. 257) wüßten wir kaum ein andres Gedicht aus der ganzen Zeit zu nennen, in welchem die Wirklichkeit mit so großer poetischer Wahrheit dargestellt wäre, als in diesem Gedichte Gün-

thers*). Die eben berührte Ungleichheit ist überhaupt ein durchgreifendes Merkmal, wie seines Lebens, so auch seiner Gedichte, in denen wir neben dem Vortrefflichsten wieder ganz Unzureichendes, selbst Rohes und Gemeines erblicken. Am höchsten steht er in seinen Liebesgedichten, in welchen sich die Tiefe und Wärme des Gefühls in einer lebensvollen, ächt poetischen Darstellung und dabei in einer Mannigfaltigkeit der Anschauung ausspricht, die um so mehr Bewunderung erregt, wenn wir die stereotype Haltung der Liebesgedichte selbst seiner begabtesten Zeitgenossen damit vergleichen. Man sieht bald, es war ihm die Poesie nicht bloß angenehme Beschäftigung, wie jenen Dichtern, sondern sie war Leben von seinem Leben, sie war der Erguß seines innersten Wesens, so daß ihm nur, wie dem gleich begabten Bürger, größere Festigkeit und Kraft fehlte, um, wenn auch nicht das Höchste, doch so Bedeutendes zu erreichen, daß die deutsche Kunst durch ihn einen belebenden Aufschwung hätte nehmen können. So aber blieb sein großes Talent beinahe ohne alle Wirkung; in einer Zeit, die vorzüglich äußere Glätte und Ruhe neben dem moralischen Nutzen zur Hauptbedingung der Dichtkunst machte, wurde die ächt poetische Seite des Dichters über dem Rohen und Gemeinen, das seine Poesien darboten, leicht vergessen, und als man später wieder auf ihn aufmerksam wurde, hatte sich die deutsche Kunst schon so mächtig entwickelt, daß Günthers Dichtungen nicht mehr bestimmend eingreifen konnten. Dagegen muß Günther lange Zeit ein Lieblingsdichter des größeren Publikums geblieben sein, denn nur so läßt sich erklären, wie seine Gedichte in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit so viele Auflagen erleben konnten, deren man von 1723 bis 1766 wohl über zwölf zählen kann.

1. Abend-Lied.

1. ABermahl ein theil vom Jahre,
Abermahl ein Tag vollbracht!
Abermahl ein [...]
Und ein Schritt [...]
Also nähert sich d[...]
Nach und nach der[...]
Also müssen wir a[...]
Zu dem Tode reiffe[...]

2. HErr und Schöpffer [...]
Der du mir den Tag v[...]
Höre, was ich thränend [...]
Laß mich würdig nieder [...]
Nimm das Abend-Opffer [...]
Das ich heute schuldig bin, [...]
Denn es sind nicht schlechte [...]
Welche mich dazu verbinden.

3. Treuer Vater! Deine Güte
Heisset überschwenglich groß,
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frey und loß!
Gieb der Busse stets Gehör,
Denn dein Knecht verspricht nunmeh[r]
Dein Gesetz und deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

4. Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heyland scharff gefühlt,
Hat in seinen Todes-Stunden
Deine Zorn-wuth abgekühlt.
Schweig, wenn dieses Löse-Geld
Meiner Schuld die Waage hält,
Und beschicke mich im Schlaffe
Durch kein Aufboth deiner Straffe.

5. Laß mich an der Brust erwarmen,
Die am Kreuze nackend hieng!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schächer noch umfieng!
Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schild-Wacht vor,
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

6. Schätze den, der meiner Liebe
An das Hertz gebunden ist,
Daß kein Fall sein Ohr betrübe,
Das vielleicht den Seiger mißt.
Stärck ihm den betrübten Geist,
Wenn er bittre Salsen speißt,
Und laß noch in diesem Leben
Uns einander wieder geben!

7. Trag das Alter meiner Eltern
Auf den Flügeln deiner Huth,
Tritt vor sie die Schwachheits-Keltern!
Mehre derer Haab und Guth,
Die mir jemals Guts gethan!
Nimm dich meiner Freundschafft an
Und verzeih den Läster-Zungen,
Uber die ich offt gesprungen.

8. Seegne die gerechten Waffen
Deiner werthen Christenheit,
Uns den Frieden her zu schaffen,
Den der Feind zu stehlen dräut!
Halt den Schatten rechter Hand
Über unser Vaterland,
Daß die drey berühmten Plagen
Weder Vieh noch Völcker schlagen.

9. Gute Nacht, ihr eitlen Sorgen,
Ich begehre meine Ruh.
JEsus schliesset bis auf Morgen
Auge, Thür und Kammer zu.
Sanfftes Lager, sey gegrüßt,
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermahleinst im Grabe
Sicher zu gewarten habe.

2. Die seuffzende Gedult.

1. MOrgen wird es besser werden!
Also seufftzt mein schwacher Geist,
Den die Menge der Beschwerden
Uber allen Abgrund reist.

2. Aber ach! wenn bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die so langen Sorgen
Nach und nach vergessen kan?

3. Sclaven auff den Ruder-Bäncken
Wechseln doch mit Müh und Ruh;
Diß mein unaufhörlich Kräncken
Läßt mir keinen Schlummer zu.

---

*) 1. Eugen ist fort. Ihr Musen nach!
Er steht, beschleußt und ficht schon wieder,
Und wo Er jährlich Palmen brach,
Erweitert Er so Gräntz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiehrt dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärckt der Völcker Hertz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Macht
Die Flügel nach dem Monden strecken.

3. Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Lufft erthönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolck strebt,
Den wilden Hauffen anzurennen:
Und wer nicht schärffer sinnt, als sieht,
Der dörffte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Hertze nennen.

Und in andrer Weise und anderm Ton die Schilderung des allgemeinen Jubels über den wiedergeschenkten Frieden, die Freude des heimkehrenden Kriegers, die Geliebte seines Herzens wiederzufinden; alles dies ist trefflich, nicht weniger die Erzählung des Soldaten am Wirthstische, die von der lebendigsten Wahrheit ist.

21. Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbars Hans erzehle.
Hanß ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Da spricht er: „Schwäger, seht nur her,
Als wenn nun diß die Donau wär
(Hier macht er einen Strich von Biere),
Da streifften wier, da stand der Feind,
Da gieng es schärffer, als man meynt!
Gott straff! Ihr glaubt mir ohne Schwüre."

...weres Leiden,
...nd Pein.
...ch verscheiden,
...enschein!

...gerne fassen,
... Trost erquickt,
...Verlassen
...e Grube schickt.

...ßden den 10. Aug. 1719.)

... danckt mein treu Gemüthe,
...was gelt und bin;
...eurer reichen Güte
...schon auf die Nach-Welt hin.
...ich von Geburt umfangen,
...geführt, geschützt, ernährt,
...n mir Freud und Trost entgangen,
...ertzen allen Gram verwehrt.

...mögen andre meines gleichen
...Ehrgeitz mit nach Ungarn gehn,
... bey des Adlers Sieges-Zeichen
...schlecht und Stand und Glück erhöhn.
...h schmeichle keiner grossen Zofe,
...ch bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkühr ziehn und werffen kan.

...Ein Lager an den grünen Flüssen
Ergetzt mich in gelehrter Ruh,
Hier kan ich alle Noth versüssen,
Hier richtet niemand, was ich thu.
Hier spiel ich zwischen Lufft und Bäumen,
So offt die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

4 Sprecht mehr, ihr Hochmuths-vollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beydes einerley:
Wen wahre Lieb und Weißheit adeln,
Der ist allein von Sterben frey.

4. An Leonoren.

1. GEdenck an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entrißnes Kind,
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts, als dich, verehren werde.

2. Gedenck an mich in allem Leiden,
Und tröste dich mit meiner Treu!
Die Lufft mag jetzt empfindlich schneiden,
Die Wetter gehn doch all vorbey,
Und nach dem ungeheuern Knallen
Wird auch ein fruchtbar Regen fallen.

3. Gedenck an mich in deinem Glücke;
Und wenn es dir nach Wunsche geht,
So setze nie den Freund zurücke,
Der bloß um dich in Sorgen steht!
Auch mir kan in dem besten Leben
Nichts mehr, als du, Entzückung geben.

4. Gedenck an mich in deinem Sterben!
Der Himmel halte biß noch auf;
Doch sollen wir uns nicht erwerben,
Und zürnt der Sterne böser Lauf,
So soll mir auch das Sterbe-Kissen
Die Hinfahrt durch dein Bild versüssen.

5. Gedenck an mich und meine Thränen,
Die dir so offt das Hertz gerührt,
Und die dich durch mein kräfftig Sehnen
Zum ersten auf die Bahn geführt,
Wo Kuß und Liebe treuer Hertzen
Des Lebens Ungemach verschmertzen.

6. Gedenck auch endlich an die Stunde,
Die mir das Hertz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde
Die letzten Abschieds-Worte sprach.
Gedenk an mich und meine Plagen:
Mehr will und kan ich jetzt nicht sagen!

5. Als ihm seine Liebste ein andrer entführte.

1. WIll ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh ich sonst das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starcken Triebe,
Und des Hertzens bange Qual!
Also bitter schmeckt der Liebe
So ein schönes Hencker-Mahl.

2. Laß dich etwas bessers küssen!
Alles gönn und wünsch ich dir,
Aber frag auch dein Gewissen!
Dieser Zeuge bleibet mir.
Lerne doch nur weiter dencken,
Dörfft es dich auch einmal reun?
Dörfft auch mein verstoßnes Kräncken
Deines Ehstands Hölle seyn?

3. Sieh, die Tropffen an den Bircken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund:
Weil verliebte Thränen wircken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese Zähren-volle Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

4. Dieses rührt die todten Bäume:
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch säume,
Da dein Scheiden gar nichts spricht;
Gönnt mir doch, ihr holden Lippen,
Eine kurtze gute Nacht,
Eh der Raum an solchen Klippen
Mein Gemüthe scheiternd macht.

5. Gute Nacht, ihr liebsten Armen!
Meiner Glieder Müdigkeit
Wird nicht mehr in euch erwarmen:
Ach! wie quält die alte Zeit!
Gute Nacht, ihr schönste Brüste!
Macht nun andre Hände voll:
Jetzo geh ich in die Wüste,
Wo mein Elend schlaffen soll.

6. In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaysten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräffte sich verschreyn:
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Hertze seyn!

7. Kan ich dich an Treu beschämen,
Will ich noch dein Conterfey
In dem Tod ins Hertze nehmen,
Daß er recht beweglich sey.
Sieht es niemand von den Leuten,
Sieht es doch der Himmel an,
Der dich bey gelegnen Zeiten
Wohl damit noch straffen kan.

8. Wirst du einmal durch die Sträuche
Halb verirrt spatzieren gehn,
Ey so bleib bey meiner Leiche
Nur mit andern Augen stehn!
Zeige sie dem neuen Schatze,
Der dir das Geleite giebt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
„Dieser hat mich auch geliebt!"

9. Ach! wo bleibt ihr, theuren Schwüre?
Ach! wo ist ein treuer Sinn,
Den ich schmertzlicher verliehre,
Als ich selbst gebohren bin?
Nimm das letzte Sehnsuchts-Zeichen,
Nun, mein Kind, besinne dich!
Dieses kan dich nicht erweichen:
Nimm es, und gedenck an mich!

6. Studenten-Lied.

1. BRüder, laßt uns lustig seyn,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnen-Schein
Unser Laub verkläret!
Grab und Bahre warten nicht:
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Crantz bescheret.

2. Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eyfersucht
Macht ihr stetig Flügel:

Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

3. Wo sind diese, sagt es nur,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und frölich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand:
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

4. Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirch-Hof fragen:
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen,
Kan uns doch der Himmel bald,
Eh die Morgen-Glocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

5. Unterdessen seyd vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinckt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten.
Fort! mir wässert schon das Maul!
Und ihr andern seyd nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

6. Dieses Gläßgen bring ich dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!
Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So lebt der edle Rebe!

7. Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte.

1. Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süssen Stunden,
Worinn ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohl gefiel,
Und durft an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

2. Die Einfalt gab mir Fried und Ruh,
Der Unverstand viel Glücke;
Es setzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeitz plagte Geist und Sinn,
Ich lebt in aller Hoffnung hin
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

3. Ich schwör es, die Zufriedenheit
Der armen Christtagsbürde
War dort von größrer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Domherr würde;
Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weyhnachttextes höre.

4. Von Fabeln bey der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

5. Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergötzte.
Oft war ein Nest voll Vogel da,
Da klang ein froher ευρηκα,
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad entsprungen.

6. Die Nachbarskinder liessen mir
Die Ehre, sie zu lencken;
Da spielt- und lacht- und sprungen wir
Auf Rasen, Berg- und Bäncken.
Was dieser hört und jener sah,
Das in der großen Welt geschah,
Das sucht auch ich mit vielen
Im kleinen nachzuspielen.

7. Der Schweden Beyspiel weckt einmal
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen;
Der Eifer war mehr Ernst, als Schein,
Und unser täglich Himmelschreyn
Hat etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verschlagen.

8. Wie ernstlich war ich dort ein Christ!
Wie brannt oft mein Verlangen,
Dich, der du unser Heiland bist,
Persönlich zu umfangen!
Wie freudig dacht ich an den Tod!
Ach Gott, gedenck einmal der Noth
Vor die ich als ein Knabe
Voraus gebethet habe!

9. Mit was vor Liebe, Trost und Treu
Konnt eins das andre klagen,
Wenn etwann blinde Tyranney
Das Stiefkind hart geschlagen!
Wir stritten leicht; doch aller Streit
War stündliche Versöhnlichkeit,
Und von der Eltern Gaben
Mußt jeder etwas haben.

10. Jetzt lern ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen:
Es ist doch nichts, als Wind und Müh,
Wornach wir sehnlich rennen.
Es gaukeln Reichthum, Stand und Kunst,
Die Wollust macht nur blauen Dunst,
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu gebähren.

11. Mein eignes Kreuz ist überhaupt
Ein Bündniß aller Schmerzen,
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach! Himmel, mindre meine Qual!
Wo nicht, so laß mich doch einmal
Nur eine Gunst erwerben,
Und mehre sie zum Sterben!

8. Nach der Beichte an seinen Vater.

1. Mit dem im Himmel wär es gut;
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wohl, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Flehn und Schmerz
Der Eltern Blut nicht rühren sollen?
Ich dächt, ich hätt in kurzer Zeit
Die allerhärtste Grausamkeit
Bloß durch mein Elend beugen wollen!

2. Ich bin und bin auch nicht verwayßt:
Dieß Räzel kostet mich viel Thränen.
Ach Vater, bist du, was du heißt,
So höre mein gerechtes Sehnen.
Ich küsse dich mit Mund und Hand:
Du kannst ja wohl dieß Ehrenpfand
Nicht ganz und gar zurücke schlagen.
Verschmähst du auch dieß Lösegeld,
Zu welchem soll ich auf der Welt
Mehr Neigung, Herz und Zuflucht tragen?

3. Ich bitte, prüfe Straf und Schuld!
Dein Eifer streckt sich in die Länge;
Er stiehlt mir aller Gönner Huld,
Er mehrt der Feinde Spott und Menge,
Mein künftig Wohlseyn geht in Grund.
Verleumdet uns der Eltern Mund,
Was wollen Fremde thun und glauben?
Behält dein Herz noch eine Spur
Der ehmals gütigen Natur,
So mußt du mir die Frag erlauben:

4. Wer sündigt mit Entschuldigung,
Der alle Rechte Statt vergönnen?
Die Strafe dient zur Besserung:
Ja, wenn wir sie gebrauchen können.
Allein wer gar zu Boden liegt,
Und nirgends Rath noch Hülfe kriegt,
Der ist den Kranken beyzuzählen,
Die, wenn der Brand das Haupt gewinnt,
Ohn eigne Schuld vernunftlos sind
Und Gift vor Mithridat erwählen.

5. Was bringen dich vor Laster auf,
Und was vor Bosheit reizt die Rache?

Was ist, wodurch mein Lebenslauf
Der Eltern Zucht zu Schanden mache?
Ich falle: ja, wie jeder fällt,
Dem Fleisch und Jugend Netze stellt;
Und hätt ich etwas Grobs begangen,
So würde nach bewiesner That
Ein Strafbrief und geheimer Rath
Vielmehr als Fluch und Schimpf verfangen.

6. Was zwischen uns vor Streit geschehn,
Was darf denn dies die Misgunst hören?
Sie wird sich desto stolzer blehn:
Auch dir gereicht es nicht zu Ehren;
Sie misbraucht deinen frommen Sinn,
Und schwärzt mich anders, als ich bin.
Ach, schone doch dein eignes Herze!
Der Himmel weis, ich klage dich,
Du weinst und trauerst über mich,
Und machst dir Lüg' und List zum Schmerze.

7. Sieh endlich, wenn du ja so willst,
So will ich mich verlohren nennen,
Und, weil du mich in Larven hüllst,
Auch mehrers, als ich weis, bekennen.
Hält Demuth oft die Tyranney
Und macht die Busse Sclaven frey,
So muß auch dir das Herze brechen
Ich falle dir in Zorn und Arm:
Ach, Vater! Vater, ach erbarm,
Und laß die Thränen weiter sprechen!

8. Du hast mit grosser Lieb und Müh
Gezeugt, ernährt, gelehrt, gezogen;
Und daß ich schon an Künsten blüh,
Das zeigt, dein Fleiß sey nicht betrogen.
Verwirfst du ietzo deinen Sohn,
So kommst du endlich um den Lohn:
Wer wird dein Trost im Alter bleiben?
Wer wird dein Frommseyn und dein Leid,
Dein Wohlthun, deine Redlichkeit
Der Nachwelt zum Exempel schreiben?

9. Ach! mach uns nicht das Ende schwer!
Ich will mit Lust noch größre Plagen,
Und wenn es selbst dein Sterben wär,
Als solchen Haß noch länger tragen:
Der Nothzwang lehrt uns freylich viel.
Versöhnt dich weder Mund noch Kiel,
So ist doch nichts umsonst geschrieben:
Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Womit ich dir ergeben bin,
Du magst mich hassen oder lieben.

Gerhard Tersteegen.

Gerhard Tersteegen, geb. am 25. Nov. 1697 zu Mörs in Westphalen, wurde schon in seinem 16. Jahre, als er bei einem mütterlichen Oheim zu Mühlheim die Kaufmannschaft erlernte, für ein mystisch beschauliches Leben gewonnen, weshalb er auch später den Handelsstand aufgab und ein Bandweber wurde, ein Geschäft, das ihm zwar geringen Erwerb verschaffte, aber ihm Muße zu religiösen Betrachtungen gewährte. Dabei lebte er so einfach (er genoß nur Mehl, Wasser und Milch), daß er bei seinem spärlichen Einkommen doch den Armen viel Gutes thun konnte. In seinem 30. Jahre begann er in Versammlungen von Gläubigen zu reden, und er fand so großen Beifall, daß er sich gezwungen sah, sein Handwerk niederzulegen, um den Anforderungen zu genügen, die deshalb an ihn gestellt wurden. Wer sich an ihn wendete, fand Trost und Beruhigung, zumal er mit Hülfe seiner Freunde den Armen stets bereitwillig Unterstützung gab und Arzneien für die Kranken unentgeldlich vertheilte. Obgleich in den letzten dreißig Jahren seines Lebens fortwährend kränklich, wirkte er bis zu seinem Tode in dem Geiste der Liebe und Milde, die sein Wesen bezeichnete; er starb 72 J. alt am 5. April 1769.

Seine Lieder („Geistliches Blumengärtlein" 1731; 7. Aufl. 1768) sind meistens in seinen frühern Jahren entstanden; sie sind der einfache und innige Ausdruck seiner mystischen Anschauungsweise, deren Grundgedanke der war, daß Gott in uns gegenwärtig sei, weshalb wir nur reinen Willen nöthig hätten, um zur innigsten Gemeinschaft mit ihm zu gelangen, wie er denn von der lebendigsten Ueberzeugung durchdrungen war, daß Gott auf eine besondere Weise in ihm gegenwärtig sei.

Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes.

1. GOtt ist gegenwärtig — Lasset uns anbeten
Und in Ehrfurcht vor ihn treten.
GOtt ist in der Mitte! — Alles in uns schweige,
Und sich innigst vor ihm beuge.
Wer ihn kennt, Wer ihn nennt,
Schlag die Augen nieder;
Kommt erhebt euch wieder.

2. GOtt ist gegenwärtig, dem die Cherubinen
Tag und Nacht gebücket dienen:
Heilig! heilig! singen alle Engelchören,
Wann sie dieses Wesen ehren:
Herr, vernimm Unsre Stimm,
Da auch wir Geringen
Unsre Opfer bringen.

3. Wir entsagen willig allen Eitelkeiten,
Aller Erden-Lust und Freuden;
Da ligt unser Wille, Seele, Leib und Leben,
Dir zum Eigenthum ergeben:
Du allein Sollst es seyn,
Unser GOtt und HErre;
Dir gebührt die Ehre.

4. Majestätisch Wesen, möcht ich recht dich preisen,
Und im Geist dir Dienst erweisen!
Möcht ich, wie die Engel, immer vor dir stehen,
Und dich gegenwärtig sehen!
Laß mich dir Für und für
Trachten zu gefallen,
Liebster GOTT, in allen.

5. Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben,
Aller Dinge Grund und Leben,
Meer, ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder,
Ich senk mich in dich hinunter:
Ich in dir, Du in mir;
Laß mich ganz verschwinden,
Dich nur sehn und finden.

6. Du durchdringest alles: laß dein schönstes Lichte,
HErr, berühren mein Gesichte:
Wie die zarten Blumen willig sich entfalten,
Und der Sonne stille halten;
Laß mich so, Still und froh,
Deine Strahlen fassen,
Und dich wirken lassen.

7. Mache mich einfältig, innig, abgeschieden,
Sanfte, und im stillen Frieden;
Mach mich reines Herzens, daß ich deine Klarheit
Schauen mag im Geist und Wahrheit:
Laß mein Herz Ueberwärts,
Wie ein Adler, schweben
Und in dir nur leben.

8. HErr, komm in mich wohnen: laß mein' Geist auf Erden
Dir ein Heiligthum noch werden:
Komm, du nahes Wesen, dich in mir verkläre,
Daß ich dich stets lieb und ehre;
Wo ich geh, Sitz und steh,
Laß mich dich erblicken,
Und vor dir mich bücken.

Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf.

Der berühmte Stifter der Herrnhuter Gemeinde, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, geb. zu Dresden am 26. Mai 1700, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters von seiner Großmutter, der uns auch als Dichterin geistlicher Lieder bekannten Freifrau von Gersdorf (S. 240) erzogen, die seinen Geist und Herz vorzüglich auf religiöse Gegenstände richtete, und ihm ihre innige Glaubens-



wärme mittheilte. Sein gläubiges Gemüth fand die liebreichste Entwickelung, als er später in seinem 11. Jahre in das von A. H. Francke geleitete Pädagogium kam, in welchem er fünf Jahre verblieb, worauf ihn sein den Halleschen Pietisten abgeneigter Vormund nach Wittenberg schickte, um die Rechtswissenschaft zu studiren, die er zwar mit Eifer betrieb, aber alle seine Muße auf theologische Studien verwendete. Von 1719 an machte er Reisen durch Holland, Frankreich und die Schweiz; nach seiner Rückkehr trat er in Staatsdienste, die ihn jedoch von dem Zwecke seines Lebens nicht abzogen. Im J. 1721 gab er einer Anzahl mährischen Christen, welche um des Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten, die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln, welche Niederlassung den Namen Herrnhut erhielt. Als diese immer größer wurde, denn es hatten sich auch viele Lutheraner und Reformirte dort eingefunden, welche sich nach einer lebendigeren Gemeinschaft in der Kirche sehnten, legte er sein Amt nieder, zog selbst hin und bewog die Bewohner, sich zu einem abgeschlossenen kirchlichen Verein zu verbinden, welcher bei der feierlichen Gründung den Namen Herrnhut'sche Brüdergemeinde annahm. Im J. 1734 trat er förmlich in den geistlichen Stand ein; doch erregte die Gemeinde Mißtrauen und er wurde aus Herrnhut und ganz Sachsen verbannt. Diese Zeit benutzte er zu Missionsreisen, zuerst in Liefland und Preußen, dann in Nordamerika, wohin er sich zweimal begab. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, sich wieder in Herrnhut aufzuhalten, das er seitdem auch nur auf kurze Zeit verließ, um andere Brüdergemeinden, die unterdessen gegründet worden waren, zu besuchen. Er starb den 9. Mai 1760.

Zinzendorf hat gegen 2000 Lieder gedichtet, von denen die wenigsten während seines Lebens gedruckt wurden. Bei weitem die meisten sind zum Gebrauche der Brüdergemeinde abgefaßt, und tragen ganz das Gepräge des in derselben herrschenden Geistes, ja sie zeigen sogar die Wandelungen, welche die Gemeinde noch zur Lebenszeit ihres Stifters durchmachte, denn wenn er auch das „neue Kirchlein in der großen Kirche" gründete und es zunächst von ihm seine Richtung empfing, so machten sich auch mit der Zeit andere geltend, denen er selbst huldigte. So finden sich viele Lieder, die in jenem kindisch tändelnden und übertreibenden Tone abgefaßt sind, der eine Zeit lang Mode war, und an dessen Einführung er übrigens selbst nicht geringe Schuld trug. Aber selbst seine in ersterem Geiste abgefaßten Lieder haben immer noch etwas Weichliches, Auflösendes, was sie den kernhafteren Gesängen der Mystiker unterordnet, zudem sie formell selten genügen.

1. (Begräbnißlied.)

1. Die Christen gehn von Ort zu Ort,
Gerade durch den Jammer,
Und kommen in den Friedens-Port,
Und ruhn in ihrer Kammer.
GOTT hält der Seelen Lauf
Durch Sein Umarmen auf;
Das Waitzen-Korn wird in sein Beet
Auff Hoffnung reicher Frucht gesät.

2. Wie seyd ihr doch so wohl gereist,
Gelobt seyn eure Schritte,
Du allbereit befreyter Geist,
Du noch verschloßne Hütte!
Den rührt der Bräutigam
Mit sanfter Liebes-Flamm;
Die deckt in ungestörter Ruh
Der Liebe stiller Schatten zu.

3. Wir freun uns in Gelassenheit
Der grossen Offenbarung,
Indessen bleibt dein Pilgerkleid
In heiliger Verwahrung.
Wie ist dein Glück so groß!
Sey froh im Gnaden-Schooß!
Die Liebe führ uns gleiche Bahn
So tief hinab, so hoch hinan!

2. Henochs Leben.

1. Vor Seinen Augen schweben,
Ist wahre Seligkeit,
Ein unverrücktes Leben
In Eingesunkenheit:
Nichts können und nicht wissen,
Nichts wollen und nichts thun,
Als JEsu folgen müssen,
Das heißt im Friede ruhn.

2. Man steht von seinem Schlafe
In Christi Freundschaft auf,
Man fürchtet keine Strafe
Im ganzen Lebens-Lauf;
Man ißt und trinkt in Liebe,
Man hungerte wohl auch;
Man hält im Gnaden-Triebe
Beständig einen Brauch.

3. Wenn man den Tag vollendet,
So legt man sich zur Ruh;
Von Christo unverwendet
Thut man die Sinne zu,
Und weiß auch denen Träumen,
Wenns ja geträumt soll seyn,
Nichts anders einzuräumen,
Als Christi Wiederschein.

4. Man geht in einer Fassung
Dahin bey Tag und Nacht,
Und ist auf die Verlassung
Der ganzen Welt bedacht:
Man hört, und sieht, und fühlet,
Hört, sieht und fühlt doch nicht,
Und wenn uns Schmerz durchwühlet,
Weiß man nicht, was geschicht.

5. Gewiß, wer erst die Sünde
In Christi Blut ertränkt,
Und hurtig und geschwinde
Auf JEsum zugelenkt,
Der kan sehr heilig handeln,
Und kan bald anders nicht.
HErr JEsu, lehr uns wandeln
In deiner Augen Licht!

3. (Das Reich Gottes.)

1. Herz und Herz vereint zusammen,
Ruht in GOttes Herzen Ruh:
Lasset eure Liebes-Flammen
Lodern auf den Heiland zu!
Er ist's Haupt, wir seine Glieder,
Er das Licht, und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind sein.

2. Kommt, ach kommt, ihr Gnaden-Kinder
Und erneuert euren Bund!
Schwöret unserm Ueberwinder
Lieb' und Treu aus Herzens-Grund;
Und wenn eurer Liebes-Kette
Festigkeit und Stärke fehlt,
O so flehet um die Wette,
Bis sie Jesus wieder stählt.

3. Tragt es unter euch, ihr Glieder,
Auf so treues Lieben an,
Daß ein Jeder für die Brüder
Auch das Leben lassen kan.
So hat uns der Freund geliebet,
So zerfloß er dort in Blut;
Denkt doch, wie es ihn betrübet,
Wenn ihr Euch selbst Eintrag thut.

4. Einer reize doch den andern,
Unserm Blut-befreund'tem Lamm
Vor das Läger nachzuwandern,
Das für uns zur Schlachtbank kam.
Einer soll den andern wecken,
Alle Kräfte Tag für Tag
Nach Vermögen dran zu strecken,
Daß man ihm gefallen mag.

5. Nichts nur, als des Bräut'gams Stimme,
Sei die Regel unsrer That,
Weil Er nicht im Löwen-Grimme
Uns in Staub getreten hat,
Sondern mit gehäuften Strömen
Seines Bluts den Zorn ertränkt:
Ey! so muß sich jedes schämen,
Das sich Ihm nicht willig schenkt.

6. Halleluja! welche Höhen,
Welche Tiefen reicher Gnad,
Daß wir Dem ins Herze sehen,
Der uns so geliebet hat;
Daß der Vater aller Geister,
Der der Wunder Abgrund ist,
Daß du, unsichtbarer Meister,
Uns so fühlbar nahe bist!

7. Ach, du holder Freund, vereine
Deine Dir geweihte Schaar,
Daß sie sich so herzlich eine,
Wies dein letzter Wille war.
Ja, verbinde in der Wahrheit,
Die Du selbst im Wesen bist,
Alles, was von Deiner Klarheit
In der That erleuchtet ist.

8. So wird Dein Gebet erfüllet,
Daß der Vater alle die,
Welche Du in Dich verhüllet,
Auch in Seine Liebe zieh,
Und daß, wie Du eins mit ihnen,
Also sie auch Eines sein,
Sich in wahrer Liebe dienen,
Und einander gern erfreun.

9. Liebe, hast Du es geboten,
Daß man Liebe üben soll,
O so mache doch die todten,
Trägen Geister lebensvoll!
Zünde an die Liebes-Flamme,
Daß ein jeder sehen kan;
Wir, als die von einem Stamme,
Stehen auch für einen Mann.

10. Laß uns so vereinigt werden,
Wie Du mit dem Vater bist,
Bis schon hier auf dieser Erden
Kein getrenntes Glied mehr ist,
Und allein von Deinem Brennen
Nehme unser Licht den Schein:
Also wird die Welt erkennen,
Daß wir Deine Jünger seyn.

Das Volkslied.

Die Zeitverhältnisse während der ganzen Periode waren für die Entwickelung des **Volkslieds** nicht günstig, zudem trat dasselbe vor der Kunstdichtung immer mehr zurück, die von Tag zu Tag eine breitere Grundlage gewann, so daß selbst Poesien der Gelehrten „an Biertischen" u. s. w. gesungen wurden, was diese, wie wir gesehen haben (S. 290) mit Entsetzen erfüllte, da sie darin eine Entwürdigung der Kunst erblickten. Das Zurücktreten des Volksgesangs gibt sich schon darin kund, daß im ganzen Zeitraum auch keine oder nur sehr wenige Liedersammlungen veranstaltet wurden, während deren in der vorigen Periode eine so große Menge erschienen war. Es ist begreiflich, daß während des schrecklichen Kriegs, der Deutschland so lange Jahre zerfleischte, der Gesang verstummte, und höchstens religiöse Lieder angestimmt wurden, von denen einzelne überaus vortrefflich sind, wie das schöne „**Abendlied**" (5), welches uns im Simplicissimus aufbewahrt worden ist; nur im Süden, besonders in Oesterreich, mag die angeborene Liebe zur Poesie und zum Gesang noch hie und da neue Lieder hervorgebracht haben, aber auch diese werden, wie das unten mitgetheilte (2), gewiß in ihrer großen Mehrheit einen düsteren Charakter gehabt oder zugleich an die Kriegsverhältnisse erinnert haben (1). Nur das **Kriegs- und Soldatenlied** konnte sich lebendiger entfalten. Viele derselben mögen verloren gegangen sein, weil sie nicht aufgezeichnet und in den späteren Friedensjahren vergessen wurden; manche mögen sich auch wohl erhalten haben, aber bis jetzt noch nicht wieder hervorgesucht worden sein, da gerade diese Seite des Volksliedes am wenigsten Berücksichtigung gefunden hat. Viele Soldatenlieder aus dem 30jährigen Krieg, und namentlich diejenigen, welche von den Protestanten gesungen wurden, haben eine religiöse Grundlage, so die uns von Moscherosch aufbewahrte Parodie auf Luthers Gesang: „**Eine feste Burg**" (4). Den Soldatenliedern gegenüber erwähnen wir die Klag- und Jammerlieder, welche das Elend dem vom Kriege heimgesuchten, von den rohen und grausamen Landsknechten mißhandelten Volk auspreßte, unter denen „**Der Soldaten Vatter unser**" (3) häufig gesungen worden zu sein scheint, wie es sich denn noch sehr lange im Munde des Volks erhalten und vielerlei Bearbeitungen erfahren hat. Bedeutender ist wohl das Lied „Ach was für unaussprechliche Pein" gewesen, von dem der Verfasser des Simplicissimus berichtet, daß es während des 30jährigen Kriegs sehr häufig gesungen wurde (2, 174), von dem uns jedoch nichts weiter bekannt ist.

An historischen Volksliedern findet sich eine ziemlich reiche Zahl, besonders waren sie zu Anfang des 30jährigen Kriegs sehr häufig; auch brachten die spätern Türken- und Franzosenkriege viele hervor; allein sie stehen denen der früheren Jahrhunderte bedeutend nach. Bei weitem die meisten sind in der Form roh und unbeholfen, dazu von einer gewöhnlich erschreckenden Breite und sie prunken oft mit einer falschen Gelehrsamkeit, welche sich mit dem volksthümlichen Element nicht verträgt. Dieses tritt noch in dem bekannten „Lied auf den Winterkönig“ und in dem „Gustav Adolfs Lied“ am kräftigsten hervor; allein auch diese verfehlen bei aller Frische und Lebendigkeit einzelner Stellen durch die ermüdende Breite und die abschreckende rauhe Form, was namentlich von dem letzteren gilt, einen großen Theil ihrer Wirkung. Das bis jetzt noch nicht gedruckte, einer Dresdner Handschrift entnommene Spottlied „Auf Ueberlingen“ (6) gehört zwar keineswegs zu den besseren, noch weniger aber zu den schlechteren historischen Liedern der Zeit, deren Charakter es übrigens vollständig veranschaulicht. Aus der Zeit der Türkenkriege haben wir das bekannte Lied auf den Prinzen Eugen mitgetheilt (7), das sich aus jener Zeit allein noch im Munde des Volks erhalten hat.

1. Es warn einmal zwei Bauernsöhn.

1. Es warn einmal zwei Bauernsöhn,
Die hatten Lust in Krieg zu gehn,
:|: Wohl ins Soldatenleben. :|:

2. Sie blieben aus ein lange Zeit,
Erbeuten Gold und Gut dabei
:|: Und ungrische Dukaten. :|:

3. Und als sie wieder vom Kriege kamn,
Frau Wirthin vor dem Fenster stand
:|: Mit ihren kohlschwarzen Haaren. :|:

4. „Frau Wirthin, hat Sie die Gewalt,
Zwei Gäste über Nacht zu behalt,
:|: Zwei Reuter zu gastieren?“ :|:

5. „Ja, die Gewalt, die hab ich schon,
Die eine Frau Wirthin haben soll;
:|: Zwei Reuter kan ich logieren.“ :|:

6. Und als der ein in die Stub nein trat,
Den Geldgurt auf den Tisch er warf:
:|: „Frau Wirthin soll ihn aufheben!“ :|:

7. Sie trug ihn auf ein weissen Tisch,
Und stellte drauf gebacne Fisch
:|: Und einen Krug mit Weine. :|:

8. Und als es war um Mitternacht,
Frau Wirthin zu ihrem Manne sprach:
:|: „Wir wolln den Reuter morden!“ —

9. „Laß du den Reuter Reuter seyn:
Er hat dir nichts zu Leid gethan,
:|: Laß du dem Reuter sein Leben!“ :|:

10. Sie machte heiß ein Pfann voll Schmalz,
Und goß dem Reiter in sein Hals:
:|: „Der Reuter muſt verbrennen!“ :|:

11. Sie nahm ihn bei der weißen Hand,
Und grub ihn untern Kellersand:
:|: „Hier ruh, und bleib verschwiegen!“ :|:

12. Des Morgens früh der Tag anbrach,
So kam des Reuters Kamerad,
:|: Und sagt: „Wo ist der Reuter?“ :|:

13. „Der Reuter, der ist nicht mehr hier,
Ist gestern nicht hier gebliebn,
:|: Er ist noch weiter geritten!“ :|:

14. „Wie kan der Reuter weiter seyn?
Sein Pferd steht noch im Stalle drein
:|: Mit Sattel und mit Zügel!“ :|:

15. Sie suchten aus das ganze Haus,
Sie suchten aus das Kellerhaus,
:|: Drin fanden sie ihn liegen. :|:

16. „Habt ihr dem Reuter was Leids gethan,
So habt ihrs eurem Sohn gethan,
:|: Der aus dem Krieg ist kommen!“ :|:

17. Der Mann erhenkt sich in den Stall,
Die Frau in den Brunnen sprang:
:|: Drei Mordthat an einem Morgen. :|:

18. O du verfluchtes Geld und Gut,
Bringst manchen um sein Hab und Gut,
:|: Bringst manchen um sein Leben! :|:

2. Das Schloß in Oesterreich.

1. Es ligt ein schloß in Oesterreich
das ist ganz wol erbauwet
von silber und von rotem gold,
mit marmelstein vermauret.

2. Darinne ligt ein junger knab
auf seinen hals gefangen,
wol vierzig klafter tief unter der erd
bei nattern und bei schlangen.

3. Sein vater kam von Rosenberg
wol vor den turm gegangen:
„Ach sone, liebster sone mein,
wie hart ligst du gefangen!“

4. „Ach vater, liebster vater mein!
so hart lig ich gefangen,
wol vierzig klafter tief unter der erd
bei nattern und bei schlangen.“

5. Sein vater zu dem herren gieng:
„Gebt mir los den gefangen!
Drei hundert gülden will ich euch geben
wol für des knaben sein leben.“

6. „Drei hundert gülden, die helfen da nicht,
der knabe, der muß sterben:
er tregt von gold ein ketten am hals,
die bringt in umb sein leben.“

7. Tregt er von gold ein ketten am hals,
die hat er nicht gestolen,
hat im ein zarte jungfrauwe verert,
darbei hat sie in erzogen.“

8. Man bracht den knaben wol auß dem turm,
man gab im das sacramente:
„Hilf, reicher Christ vom himmel hoch!
es get mir an mein ende.“

9. Man bracht in zum gericht hinauß,
die leiter muſt er steigen:
„Ach meister, lieber meister mein,
laß mir ein kleine weile!“

10. „Ein kleine weile laß ich dir nicht,
du möchtest mir sonst entrinnen;
langt mir ein seiden tüchlein her,
daß ich im seine augen verbinde.“

11. „Ach, meine augen verbind mir nicht!
ich muß die welt anschauwen,
ich sihe sie heut und nimmermer
mit meinen schwarzbraun augen.“

12. Sein vater beim gerichte stund,
sein Herz wolt im zerbrechen:
„Ach sone, liebster sone mein!
deinen tod wil ich schon rechen.“

13. „Ach vater, liebster vater mein,
meinen tod solt ir nicht rechen!
bringt meiner selen ein schwäre pein,
umb unschuld wil ich sterben.

14. Es ist nicht umb mein stolzen leib,
noch umb mein junges leben,
es ist umb mein frauw mutter daheim,
die weinet also sere!“

15. Es stund kaum an den dritten tag,
ein engel kam vom himmel:
man solt den knaben nemen ab,
sonst würd die stat versinken.

16. Es stund kaum an ein halbes jar,
der tod, der ward gerochen:
es wurden mer, dann dreihundert man
umbs knaben willen erstochen.

17. Wer ist, der uns diß liedlein sang?
so frei ist es gesungen:
das haben getan drei jungfrewlein
zu Wien in Oesterreiche.

3. Der Soldaten Vatter vnser.

Wan der Soldat zum bauren keret ein,
Grüset er ihn mit freundlichem schein:
„Vatter!“
Danket ihm daneben zu aller frist:
„Baur, was du hast, alles ist
vnser.“
Dagegen danket ihm der baur:
„Der Teuffel furet dich her, du laur,
Der du bist!
Sey gewiß, das dich noch straffen wirt
Der Herr, der oben auff Regieret
ihnn dem himel.“
Ich glaube, das man kaum einen findt,
Der auf diesem verfluchten gesindt
geheiliget werde.
Ach Godt, kein volk lebet auff dieser erden,
Durch wellichen mehr gelestert werde
dein name.
Ihr meisten wort ist jedes mahl:
„Was der baur hatt, dasselbe alle
zu kumpt vns!“
Ja lieber herr, wen sie nur kunten,
Zu Plundern sie sich vnderstunden
dein reiche.
So du sie wurdest erslagen,
So wurde die gantze burgerschafft sagen:
„Dein wille geschehe!“
Wan wir queit weren dieser pein,
So weren wir armen bauren fein,
wie ihm himmel.
Ich weiß nicht, wo das gesindt hinfert
Ihm himmel sein sie nicht viel werdt
also auch auff erden.
Sie nemen vnser gudt vnd haab,
Vnd sneiden vns vor dem maul ab
vnser teglich brodt.
Das wier sie all ihn dieser nacht
Mugen erslagen mit grosser macht,
Gib vns heute!
Wier haben dieß gleichwol all verschult,
Nim vns, herr, wieder auff zu hult,
vndt vergib vns.
Wo diese leute lange bei vns bleiben,
So werden sie vns ihn elendt vertreiben.
Wollen slaffen bey vnsern tochtern vnd weibern,
als auch wier.
Was nur ansehen die augen ihr,
Mussen wier alles vmsunst schier
vergeben.
Niemandt bleibt, darumb auch wier
Mussen bezahlen die schulde ihr
vnseren schuldigeren.
Niemandt kan brauchen die roslein fein,
Ohn vnterlaß heist es: „Paur, span ein
vnd fhure vns!“
Ihn dem hause ist alle Tage viel Prassen;
Gar offt sie vns ihn der stuben lassen
nicht,
Welliches den smertzlich eindringett,
Vnd mannigen erlichen Man off bringet
Ihn versuchung.
Auch alle, die solliches boses Treiben,
Die laß, herr, nicht lange bey vns bleiben,
sondern erlose vns!
Die frommen aber spar gesundt,
Vnd behute sie zu aller stundt
vor allem vbell. Amen.

4. Ein veste Burg.

1. GOtt ist der Christen Hülff vnd Macht,
Ein veste Citadelle:
Er wacht vnd schillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond vnd Sentinelle.
JESVS ist das Wort,
Brust-Wehr, Weg vnd Port,
Der rechte Corpoural,
Haupt-Mann vnd General,
Quartier vnd Corps de garde.

2. Mit vnser Macht ist nichts gethan,
Es ist bald übersehen,
Dann wers mit Mänschen fanget an,
Vmb den ists leicht geschehen.
Offtmals Glauben bricht
Ein Freund: drumb wer nicht
Auff Gott trawt gantz allein,
Muß stets in Sorgen seyn
Vmb Leib, Ehr, Gut vnd Leben.

3. Offt der, der vns verfechten soll,
Weiß weder Wehr noch Waffen,
Ligt auff der Haut, ist blind vnd voll,
Thut seine Rond verschlaffen:
Doch Gott ist nicht weit
Von vns selber Zeit,
Vnd so wir bleiben frumm,
Ihn Kindlich bitten drumb,
Die Engel vns verwachen.

4. Vnd seh der Feind noch eins so sawr,
Als wolt er vns verschlingen,
Vnd käme schon bis auff die Mawr,
Soll ihm doch nicht gelingen.
Gott, der mit vns ist,
Entdeckt seine List,
Vnd in eim Augenblick
Stoßt ihn hinab zurück,
Daß er mit Schand muß weichen.

5. Gott Ehr vnd Preiß, der vns zu Gut
Die Feind mit Furcht thut schlagen,
Vnd über vns hat trewe Hut
Auff seinem Fewer-Wagen;
Sein gantz himmlisch Heer
Rondet vmb vns her.
Lobsingt, Lobsinget ihm,
Lobsingt mit heller Stimm:
Ehr sey Gott in der Höhe!

6. Lob, Ehr vnd Preiß sey seiner Macht!
Er ist die Citadelle,
Er wacht vnd schillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond vnd Sentinelle.
JESVS ist das Wort,
Brust-Wehr, Weg vnd Port,
Der rechte Corpoural,
Hauptman vnd General,
Quartier vnd Cordegarde.

5. (Abendlied.)

1. KOmm, Trost der Nacht, O Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freuden-Schall
Aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm vnd lob den Schöpffer dein,
Weil andre Vöglein schlaffen seyn,
Und nicht mehr mögen singen:
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen. Dann vor allen
Kanst du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben!

2. Ob schon ist hin der Sonnen-Schein,
Und wir im Finstern müssen seyn,
So können wir doch singen
Von GOttes Güt und seiner Macht,
Weil uns kan hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, Dann vor allen
Kanst du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

3. Echo, der wilde Wider-Hall,
Will seyn bey diesem Freuden-Schall,
Und lässet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaff bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, Dann vor allen
Kanstu loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

4. Die Sterne, so am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lob GOttes sehn,
Und Ehre ihm beweisen:
Die Eul auch, die nicht singen kan,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch GOtt thu preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, Dann vor allen
Kanst du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

5. Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die fäulste seyn,
Vnd schlaffen ligen bleiben,
Vielmehr biß daß der Morgenröth

Erfreuet diese Wälder öd,
In GOttes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, Dann vor allen
Kanst du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

6. Ueberlingen. (1644.)

1. O Vberlingen, Du vestes Hauß,
Mit Deiner Jungfraw ist es auß!
Hast gemeint Du, werst gar Hochgeborn:
Vor eim Jahr hast Dein Granz verlohrn.

2. Die Jungfrauwschafft auch nit allein;
D' Franzosen han auch g'schlagen drein:
Ach wie wirstu doch nun bestahn,
Wann Dich der Mercj auch wil han.

3. Du hast fürwar noch grosse gnad:
Darumb danckh Du dem lieben Gott,
Daß Du bekriegest ein solchen G'mahl,
Der Dich Erlösst von Disem Fahl.

4. Do Du vil Jahr vß Luter pracht
Manchen Soldaten außgelacht,
Die offt vmb Dich han g'halten an:
Hast allzeit g'sagt, Du wölst kein Mann.

5. Darauf bist worden gleich Zur Hur,
Dem gantzen Land g'macht ein Aufrur,
Durch Dich vil Dörffer g'steckht in Brand,
Dem Kaysser als Zu spott vnd schand.

6. Kehr vmb, Kehr vmb, hast lang gnug g'felt.
Der Bayer Fürst hat auch noch gelt.
Laß fahren Deinen Monsieur praf;
Wann Er gleich ist vom Blüt ein Graf,

7. So ist Er Doch ein Landterleü,
Zahlt Dich nur aus mit Curtasej:
A Vous Servis, mon bien monsieur,
Wie Ihr Brauch ist vnd auch manier.

8. Wilt nit mit lieb, must Z'letst mit g'walt:
Man wirt Dich zwingen dergestalt;
Mit Feür vnd sturm in grossem grauß
Wirt man Dir Ziehen für das Hauß.

9. Von Dir wirt man D'Franzosen Treiben,
Laß Dich nur dessen nit betrüeben:
Man hat Dir schon 3. Ader glahn,
Daß Kompt D'Franzosen spannisch an.

10. Dem Weissen Thurn, gebawt von quader,
Hat man schon geöffnet die Haupt Ader;
Dem Mitlern Thurn, dem weissen Thor,
Die Median mit grosser g'fahr.

11. Dem Dritten Thurn am Galler Zu,
Dem last man auch gar wenig ruh
Vnd greifft im Tieff ins Herez hinein,
Daß Du schier kompst von Deinem sinn.

12. Wann es an Disem nit genug,
Wird man Dir öffnen ohn Verzug
Die Brand Ader; mit Feür vnd Brand
Wird man Dich bringen schon Zur Hand.

13. Zu Letst wirt man Dich recht purgirn,
Von Dir D'Franzosen gancz curirn;
Dann wirt Mercj der General
Dir Lieb erzeigen ohne Zahl.

14. Darumb gib Dich gedultig Drein,
Vnd schlag Dein Monsieu vß dem Sinn,
Auß den Augen vnd gar vom Hertzen,
So wirst erlediget Deines schmertzen.

15. Darauf thu Mercj dem General
Vor Ihm Demütig ein Fußfall,
Vnd wann Er Dich vff gnad begert,
Verheiß Ihm d'Ehe gleich ohnbeschwert.

16. Hierzu wünsch Ich von hertzen grund
Daß Sie vil Jahr, auch Tag vnd stund
Mit Friden Lebten dergestalt,
Daß Sie beysamen werden Alt.

7. (Prinz Eugen vor Belgrad.)

1. Printz Eugenius, der edle Ritter,
Wolt dem Kayser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgarad:
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunt mit Stuck und Wagen
Frey passiern den Donaufluß;
Bey Semmalin schlug man das Lager,
Alle Türcken zu verjagen,
Ihn zum Spott und zum Verdruß.

3. Am 21sten August so eben
Kam ein Spion bey Sturm und Regen
Schwurs dem Printzen und zeigts ihm an,
Daß die Türcken futragiren,
So viel als man kunt verspüren,
An die 300,000 Mann.

4. Als Printz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein General und Feldmarschall;
Er thät sie recht instrugiren,
Wie man solt die Truppen führen,
Und den Feind recht greiffen an.

5. Bey der Parole thät er befehlen,
Daß man solt die Zwölfe zählen
Bey der Uhr um Mitternacht:
Da solt alls zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Krafft.

6. Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerdte,
Gantz still ruckt man aus der Schantz;
Die Musquetier, wie auch die Reiter
Thäten alle tapffer streiten:
Es war fürwahr ein schöner Tantz

7. Ihr Konstabler auff der Schantzen,
Spielet auff zu diesem Tantzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den grossen, mit den kleinen,
Auff die Turcken, auff die Heyden,
Daß sie lauffen all davon.

8. Printz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Printz Ludewig ritt auff und nieder:
„Halt euch brav, ihr deutschen Brüder,
Greifft den Feind nur hertzhafft an!"

9. Printz Ludewig, der must auffgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Bley:
Printz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

II. Didaktische Poesie.

So vorwiegend didaktisch die ganze Richtung im vorliegenden Zeitraum war, so wurde die didaktische Poesie als solche doch nur sehr wenig bearbeitet; und dies ist leicht erklärlich. Da alle und jegliche Poesie, lyrische, wie dramatische, vor Allem belehren sollte, so verfiel man weniger darauf, Gedichte mit ausschließlich didaktischem Zwecke abzufassen oder, besser gesagt, mit der ausgesprochenen Absicht, eine Reihe von Gedanken über irgend einen moralischen oder wissenschaftlichen Stoff in der Sprache der Poesie darzustellen. Eigentliche Lehrgedichte fehlen daher beinahe ganz, obgleich Opitz, dessen Beispiel und Vorgang in allen Dingen sonst so mächtig wirkte, mehrere verfaßt hatte, welche mit großer Bewunderung aufgenommen worden waren. Aber selbst Opitz bewahrte die reine didaktische Form nur selten, vielmehr lehnte er seine Betrachtungen gern an äußere Gegenstände, die er mit aller Ausführlichkeit schilderte, wodurch seine hieher gehörigen Werke äußerlich wenigstens zu beschreibenden Gedichten wurden. Neben ihm ist höchstens noch Christian Hoffmann aus Breslau zu erwähnen, dessen „Bergprobe" (Jena 1674) eine Schilderung und Erklärung des Bergbaues, einzelne gelungene Stellen enthält.

An kleineren didaktischen Gedichten ist die Zeit weniger arm, doch auch diese sind in ihrer weitaus größten Zahl weder wegen des Inhalts, noch bezüglich der Sprache und Darstellung auszuzeichnen. Am gedankenreichsten sind Barthold Feinds Gedichte „Die fürnehmsten Weltweisen" und „die Fortpflanzung der menschlichen Seele", die sich jedoch in Form und Sprache nicht über die gewöhnlichste Reimerei erheben, so daß die philosophische Bildung, welche in ihm unverkennbar ist, mit dem falschen und ungebildeten Geschmack, der seine Gedichte charakterisirt, in seltsamem Widerspruch steht. Meistens aber wählten die Dichter die Form der Epistel oder der Satyre, wenn sie ihre Gedanken über irgend ein Lebensverhältniß darstellen wollten, namentlich in der späteren Zeit, weil auch hierin der Vorgang der Franzosen zur Nacheiferung reizte; doch erscheinen die beiden Formen auch schon früher, wenn auch nicht sehr häufig. Die Epistel wurde schon von Opitz mit Glück bearbeitet, auch Flemming dichtete mehrere, in denen jedoch das lyrische Element vorwaltet. Von den Späteren sind als Dichter von poetischen Briefen Canitz, Neukirch und Günther zu nennen. Von höherer Bedeutung sind die Satyren, deren auch eine weit größere Zahl gedichtet wurde. Die meisten und besten sind freilich in prosaischer Sprache abgefaßt, weshalb sie auch erst später zu betrachten sind; aber auch von denen in poetischer Form sind viele der Beachtung werth. Unter den Satyrendichtern steht Hans Wilmsen Lauremberg ganz eigenthümlich da, indem er in Sprache, Form und Auffassung mehr volksmäßig erscheint, während die übrigen eine kunstmäßige Behandlung erstrebten und entweder die Römer oder die Franzosen zu Mustern und Vorbildern nahmen. So bildete sich A. Gryphius in den „Strafgedichten", die wir von ihm besitzen, vorzugsweise nach Juvenal, dessen herbe Sprache seiner Natur am meisten zusagen mußte. Das erste derselben, in welchem er die Verdorbenheit der Sitten in seinen Tagen geißelt und mit der Reinheit und Einfalt der früheren Zeiten vergleicht, ist von dem Geiste seines Vorbilds erfüllt, und enthält viele vortreffliche Stellen voll Feuer und Wahrheit. Interessant ist die „Epistel des Capitain Rodomont Schwermer an die Schönste und Edelste dieser Welt", weil sie denselben Stoff behandelt, den er in seinem „Horribilicribrifax" dramatisch bearbeitet hat. Wahrscheinlich ist Mart. Kempe's „Sieges-Pracht der Dichtkunst gegen die übelgesinnte Zeit in drei Strafgedichten" (Königsb. 1676) historisch wichtig; da wir es jedoch nicht kennen, müssen wir uns beschränken, darauf aufmerksam zu machen. Wie A. Gryphius, nahm auch Joachim Rachel die römischen Satyriker zu seinen Mustern, während sich Canitz und Neukirch ausschließlich nach Boileau bildeten, den sie vielfach benutzten und übersetzten. Obwohl auch bei Günther dieser Einfluß nicht zu verkennen ist, so zeigt er sich doch weit selbstständiger, als jene beiden, was schon darin ersichtlich ist, daß er nicht von einer allgemeinen Idee ausgeht, die er mehr oder weniger logisch entwickelt, sondern stets diejenigen Zustände und Verhältnisse geißelt, welche das Leben und die Erfahrung ihm zunächst bietet. Seine Satyren sind beinahe ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte, in denen er mit meistens geistreicher Wendung seine Betrachtungen über die verschiedensten Zustände mit keckem und treffendem Spotte entwickelt. Und es beherrschte ihn seine Neigung zur Satyre so ganz, daß er selbst aus Hochzeits- und Lobgedichten die bittersten Satyren auf Menschen und Verhältnisse machte. Am häufigsten und schönsten geißelt er die schlechten Poeten; und es sind die hiehergehörigen Gedichte schon deshalb wichtig, weil sie uns zeigen, welche hohe Ansicht er selbst von der Poesie hatte.

Unter den didaktischen Dichtungsarten wurde das Epigramm, von den damaligen Dichtern „Sinngedicht, Bei-, Auf- oder Ueberschrift", auch wohl „Kurzgedicht" genannt (z. B. von Grob und Knittel), bei weitem am häufigsten, aber zugleich auch am tüchtigsten bearbeitet, und es erscheint dasselbe nicht nur in außerordentlicher Fülle, sondern auch in der größten Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände, der Auffassung und der Form, denn, was letztere betrifft, so erscheinen die Epigramme nicht bloß in der gewöhnlichen kurzen Form, man gab ihnen sogar oft die von Sonetten, Rundgedichten und Madrigalen, wie wir uns erinnern, daß K. Ziegler (S. 289) letztere nur für eine besondere Art von Epigrammen hielt; und da diese, wie Logau in der Vorrede zu den seinigen ausdrücklich bemerkt, den Dichtern nur für eine kürzere Satyre galt, wie hinwiederum die Satyre nur für ein längeres Epigramm, so ist es erklärlich, daß dieses sich oft zu einem längeren Gedichte erweiterte. Aus dieser Ansicht von dem Wesen des Epigramms ergibt es sich auch, daß in demselben das satyrische oder witzige Element bedeutend vorherrschte, doch finden sich auch viele, welche an die Spruchdichtung der früheren Zeiten erinnern, und häufig sind die Epigramme sogar nichts weiter, als die mehr oder weniger glückliche gereimte Umschreibung von Sprichwörtern. Selbst diejenigen, welche vorzugsweise auf der geistreichen Darstellung eines Gedankens beruhen, haben in den früheren Zeiten eine vorwiegend sittliche Tendenz; später wich diese einem bloß geistreichen Spiel mit Worten und Gedanken, und der Einfluß der zweiten Schlesischen Schule machte sich auch hier geltend, so daß sich nun viele lüsterne und selbst obscöne Epigramme finden, und erst gegen das Ende des Zeitraums wurden sie wieder ernster und würdiger, obgleich gerade in dieser Form jener Einfluß am längsten sichtbar blieb.

Die im Epigramm behandelten Gegenstände sind bei der großen Menge derselben auch von großer Mannigfaltigkeit, und es werden von den Dichtern nicht bloß die verschiedensten Zustände des äußeren Lebens, sondern auch religiöse Verhältnisse, und zwar von einzelnen Dichtern vorzugsweise oder sogar ganz ausschließlich behandelt. Eine sehr beliebte Form des Epigramms war die „Grabschrift", welche bald ernst, bald witzig und satyrisch aufgefaßt wurde und sehr oft wirkliche Todesfälle betraf, was bei der Neigung zur Gelegenheitsdichterei leicht erklärlich ist, einer Neigung, die sich außerdem noch in einer großen Menge von andern Epigrammen kundgibt. Wegen dieser Mannigfaltigkeit und bei der vorherrschenden satyrischen Auffassung sind die Epigrammensammlungen, abgesehen von ihrer literarischen Bedeutung, auch für die Sittengeschichte der Zeit von unverkennbarer Wichtigkeit; denn wenn sich auch die meisten Epigramme mit den allgemeinen Gebrechen beschäftigen, welche ein Erbtheil der menschlichen Natur sind und sich daher

stets wiederholen, so berühren doch auch sehr viele auch solche Mängel oder Laster, welche der damaligen Zeit eigenthümlich waren, oder doch wenigstens in höherem Grade und Umfange erschienen, als in andern Jahrhunderten.

Wie in der Satyre, so bildeten sich die Dichter auch im Epigramm nach fremden Vorbildern, und zwar zunächst nach den lateinischen des Martial, dann aber auch nach dem Engländer Owen, dessen im Geiste jenes Römers abgefaßten Epigramme erst kurz vor Beginn des Zeitraums gesammelt erschienen waren (Lond. 1612) und die schon am Ende der vorigen Periode Nachahmung gefunden hatten (s. o. S. 67). Auch sind sehr viele Epigramme in der That nur Uebersetzungen oder Nachbildungen fremder und namentlich der obengenannten zwei Hauptdichter, von denen einzelne Stücke, mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt, beinahe in jeder Sammlung anzutreffen sind, da jeder spätere Uebersetzer oder Nachahmer eine Ehre darin setzte, seinen Vorgänger theils durch richtigere Auffassung des Gedankens, theils durch bessere und angemessenere Darstellung zu übertreffen, was freilich keineswegs immer der Fall war.

Es haben sich beinahe alle Dichter des Zeitraums im Epigramme versucht, und wir müßten daher diese sämmtlich aufzählen, wenn wir eine vollständige Uebersicht der Epigrammendichter geben wollten. Eine solche Ausführlichkeit wäre jedoch nur in einer besonderen Geschichte der Dichtungsart an ihrem Platz; uns genügt es, die bedeutendsten Bearbeiter herauszuheben und nebst diesen noch diejenigen zu erwähnen, welche aus irgend einem Grunde Beachtung zu verdienen scheinen. Den ersten Rang nehmen ohne Vergleich Fr. v. Logau, Joh. Grob und Chr. Wernicke ein, und unter denen, welche religiöse Gegenstände behandelten, ist von Allen Angelus Silesius zu nennen. Wir werden auf diese ausführlicher zurückkommen, die übrigen können wir hier in gedrängterer Kürze zusammenfassen.

Opitz hat eine nicht kleine Zahl von Epigrammen geschrieben; allein die meisten derselben sind Uebersetzungen aus alten und neuen, aus griechischen, lateinischen und französischen Dichtern, darunter Pibracs „Vierverse" und Cato's „Distichen"; die meisten sind schwerfällig und breit, wie er denn überhaupt kein Talent für diese Dichtungsart zeigte. Die wenigen, die er selbstständig gedichtet hat, können ebensowenig auf Auszeichnung Anspruch machen. Auch Flemming hat viele fremde Epigramme übersetzt; aber in diesen, wie in seinen eigenen, zeigt er ein weit größeres Talent, als Opitz; Gedanken und Wendungen sind gleich geistreich und die Form durchaus angemessen. Die Lebensfrische und Wahrheit, die wir in Greflinger's lyrischen Gedichten finden, findet sich auch in seinen „Ueberschriften", die sich in den mannigfaltigsten Versmaßen bewegen; er hat das satyrische und das gnomische Epigramm mit gleichem Glück bearbeitet. Unter den Pegnitzern hat vorzüglich Harsdörffer Epigramme geschrieben; viele derselben stehen in seinem „Nathan und Jotham", von dem wir unten Weiteres berichten werden, unter der Benennung „Räthsel", wie denn beide Dichtungsformen oft hart an einander streifen; andre theilt er als „Spielreime" in seinen „Gesprächspielen" mit. Sie sind im Ganzen unbedeutend, enthalten aber doch manchen guten Gedanken; viele sind in der That Spielereien, aber es sind diese nicht gerade die schlechtesten *). Uebrigens finden sich ähnliche Spielereien bei den meisten Dichtern der Zeit, und besonders lieben sie es, aus Namen durch Buchstabenversetzung irgend ein Motto oder eine Sentenz zu bilden, und diese mit Beziehung auf die Person, um die es sich handelt, in epigrammatischer Form auszuführen **). Homburg und Tscherning haben unter vielen Epigrammen einzelne gute gedichtet, im Ganzen stehen sie jedoch nicht höher, als ihre übrigen Dichtungen. Dagegen ist Wenzel Scherffer in seinen Sinngedichten glücklicher, als in den lyrischen; besonders gelingt ihm der gutmüthige Spott auf die kleineren Gebrechen seiner Freunde. Valentin Löber aus Erfurt (gest. das. 1685) ist als Uebersetzer der sämmtlichen Epigramme Owens zu nennen (Hamb. 1653), dessen klare Leichtigkeit er jedoch nur sehr selten wiedergibt. Obgleich weniger bekannt, verdient auch Georg Martini von Steinau lobende Erwähnung, der seine „deutschen Epigramme und Sonette" (Bremen 1653) meistens „im Felde zusammengebracht" hat; er hat mehrere Sentenzen und Epigramme aus den Römern und neueren lateinischen Dichtern nicht ohne Geschick übersetzt, und in seinen eigenen finden sich manche gute Sprüche oder glückliche Einfälle, die er in ungesuchter und meistens fließender Sprache darstellt ***). Doch erreicht er den A. Gryphius nicht, der im ernsten, wie im humoristischen und satyrischen Epigramme gleich Befriedigendes geleistet hat, wenn auch die knappe Form im Ganzen seiner Natur widerstrebt. Samuel Erich (1643 Rector in Hameln, später Pastor in Einbeck) bewegt sich gern in Vergleichungen und Bildern, die er auch mit Geschick zu behandeln weiß. Hoffmannswaldaus Epigramme bestehen meistens in Grabschriften, welche die nämliche gesuchte Darstellung darbieten, wie seine andern Dichtungen und in den Gedanken eben so unwahr und geschraubt sind, nicht einmal zu erwähnen, daß er auch hier seine Lieblingsstoffe zur Genüge wiederholt. Unter den Epigrammen, welche J. L. Prasch aus Regensburg (1637—1690) mit seinen übrigen Gedichten bekannt gemacht hat, finden sich einige Sprüche, in welchen der kernhafte Gedanke und die abgerundete Darstellung gleich zu loben sind; doch kommt er auch in seinen besten weder an Tiefe der Gedanken, noch an Tüchtigkeit der Darstellung dem Freiherrn Hans Aßmann von Abschatz gleich, der zudem reich an sprichwörtlichen Sentenzen ist, von denen freilich manche unmittelbar dem Volksmund entnommen und von dem Dich-

---

*) „Sag her, was ist der Baur? Ein Raub zu dieser Zeit:
Er und sein gantzes Sein ist der Soldaten Beut."

**) So hat selbst Flemming den Namen „Michael Scholtz" auf vierfache Weise versetzt („Ich mache stoltz", „Ach solte michs", „O stille Schmach" und „Lächelt im Schooß") und epigrammatisch behandelt. Z. B.
„Dein Nahme sagt: Ich mache stoltz den Mann!
Ja recht, weil er auff dich so trutzen kan."

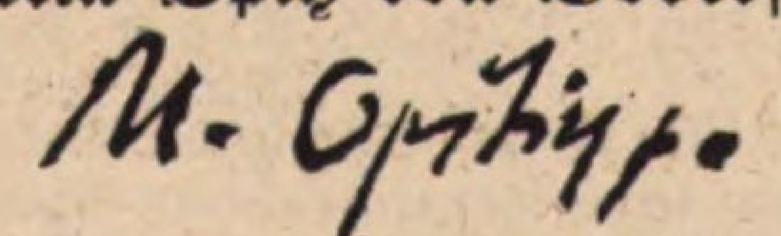
***) Nur folgende als Beispiel:

1. Gott ist der gewiste Freund. (4.)
Ein Gott ist vns gewiß, sehr vngewiß ein Freund:
Die meisten lieben nur, weil sonn vnd glücke scheint.

2. Auff die Deutschen. (161.)
Kein arbeit ist so groß vnd wichtig ja zu sagen,
Ein Deutscher wird sie leicht, nicht aber durst ertragen.

ter etwa in eine kunstgerechtere Form gebracht worden sein mögen. Eine solche Aneignung volksmäßiger Sprüche findet man ziemlich häufig, wie denn überhaupt das Sprichwort die einzige Seite war, nach welcher die Gelehrten mit dem Volke zusammenhingen, weshalb denn auch, wie früher, so auch jetzt noch Sammlungen von Sprichwörtern und Volkssprüchen veranstaltet wurden, über welche wir weiter unten noch einige Bemerkungen machen werden. Außer den obengenannten haben auch noch folgende uns beinahe ohne Ausnahme schon bekannte Dichter Epigramme geschrieben: Zinkgref, Rist, Schneuber, Zesen, Simler, Morhof, Mühlpfort, Kaldenbach, Canitz, Chr. Gryphius, Besser (von dem wir übrigens schon einige epigrammenartige Gedichte mitgetheilt haben (s. o. S. 323), Paullini, Hunold, Neukirch, Christoph Weissenborn („Poet. Frühlingslust", Jena 1705), J. B. Mencke, Corvinus, Wolterack, Beccau, Stolle, Nic. v. Bostel, Amthor, König, Brockes, Gottfr. Benj. Hanke (Geistl. und moral. Ged. 1723) und Günther, der übrigens für diese Dichtungsart kein besonderes Talent hatte. Unter den zahlreichen Epigrammen dieser Dichter finden sich wohl viel einzelne, die als durchaus gelungen bezeichnet werden können, allein im Allgemeinen können sie alle den besseren oben genannten Epigrammendichtern nicht an die Seite gesetzt werden. Eben so wenig sind ihnen rücksichtlich der Darstellung die Epigramme von J. H. v. Traunsdorff („Drei Tausend deutscher weltlicher „Poematum". Bern 1642) gleichzustellen, aber es sind diese in anderer Beziehung bemerkenswerth. Traunsdorff scheint (dafür zeugt unter Anderm die harte, ungefüge Sprache) ein Oesterreicher gewesen und in Folge politischer Verhältnisse nach Bern gekommen zu sein, wo er „mit den Seinigen in ihrem betrübten exilio sonderbahre wol- und gutthaten empfing". Seine Gedichte, meistens Epigramme und Sprüche, erhalten dadurch Werth, daß er in ihnen meistens die Zustände und Sitten der Zeit behandelt, die er als ein erfahrener und weitgereister Mann lebendig und sicher erfaßt. Obgleich vielseitig gebildet und selbst gelehrt, war er doch von dem steifen Pedantismus der damaligen Gelehrten weit entfernt und wahrscheinlich hätten sich nicht viele seiner Zeitgenossen zu der freien Ansicht erheben können, die er von der Sprache des Volkes hatte („Man kan ein Sprach ehe in der Kuchn Lehrnen, als in den Büchern suchn."), was seit Luther Niemand wieder ausgesprochen hatte (S. 195).

Martin Opitz von Boberfeld.



Opitz war kein schaffendes Talent; er besaß nicht die Gabe, welche vor Allem den Dichter bildet, die Erscheinungen der Welt zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten, oder das innere Leben in solcher Weise darzustellen, daß seine Darstellung als der wahre und nothwendige Erguß der Gefühle des menschlichen Herzens erschienen wäre; er war weder ein lyrischer, noch ein epischer oder dramatischer Dichter; es war nicht die schaffende Phantasie, sondern der kalt überlegende Verstand, die Reflexion in ihm vorherrschend. Da er aber zugleich das Talent der Sprachdarstellung besaß, und sich durch Beobachtung und vielseitige Studien darin eine ungewöhnliche künstlerische Bildung angeeignet hatte, so drängte es ihn, dieses Talent und diese Bildung auch zu offenbaren, wozu sich ihm zwei Wege zeigten, die er beide mit gleichem Eifer einschlug. Der eine bestand darin, daß er sein Talent in der Sprachdarstellung an Uebersetzungen aus fremden Sprachen übte und zeigte, wodurch er zugleich Gelegenheit erhielt, die Deutschen mit den Dichtern bekannt zu machen, welche ihm als die vollgültigsten Muster der Poesie galten, deren Sinn und Geschmack er in die heimische Dichtung verpflanzen wollte, also zunächst die Niederländer, dann die Griechen und Römer. Wir werden bei der Darstellung seiner Thätigkeit in der dramatischen Poesie auf seine Uebersetzungen aus den alten Sprachen zurückkommen; für jetzt erwähnen wir nur, daß er außer vielen kleineren Stücken, die er ganz oder „fast" aus dem Holländischen übersetzte, namentlich des Daniel Heinsius „Lobgesang Bacchi" und desselben „Lobgesang Jesu Christi" in deutsche Reime brachte, welche Gedichte schon deshalb von Wichtigkeit sind, weil sie von folgenreichem Einfluß auf Opitzens dichterische Bildung waren. Der andere Weg, der sich ihm darbot, war der, daß er, das Gebiet der Phantasie und der Empfindungen verlassend, die Welt der Gedanken in das Bereich der Poesie zog, und das, was an sich kein Stoff für poetische Darstellung sein kann, dadurch für dieselbe zu gewinnen suchte, daß er alle äußeren Mittel der Poesie dabei in Anwendung brachte, und die abstracten Gedanken als Empfindungen und Ergüsse des fühlenden Herzens erscheinen ließ. Unter den äußeren Mitteln, die sich am leichtesten und natürlichsten anwenden ließen, stehen die Schilderungen oben an; einige seiner größeren Lehrgedichte nehmen sogar die Form von Schilderungen an, so „Zlatna" und „Vielguet"; in andern werden größere oder kleinere Schilderungen eingewebt. Es ist nicht zu verkennen, daß Opitz Talent für Naturbeschreibung hatte, aber wenn die einzelnen Schilderungen an sich auch gefallen, so stehen sie mit den übrigen Theilen der Werke doch in keinem organischen Zusammenhang und man merkt es ihnen nur zu leicht an, daß sie nicht durch die überwallende Kraft der Empfindung hervorgerufen wurden, sondern ein Ergebniß der Reflexion waren; man fühlt es ihnen an, daß er sie an ihren Stellen nur deshalb einreihte, weil er überlegt hatte, daß es wieder einmal Zeit sei, die Darstellung durch ein Kunstmittel zu heben. Auf dieselbe Weise werden Bilder und Gleichnisse angebracht; von denen sehr viele zudem älteren und neueren Dichtern entlehnt sind, was er aber keineswegs zu verbergen sucht, indem er vielmehr oft in beigesetzten Noten die Dichter und Stellen genau angibt, welche er nachgeahmt oder geradezu aufgenommen hatte.

Wie tief die didaktische Richtung in seinem Wesen begründet lag, erhellt schon daraus, daß er sich schon in seiner Jugend dem Lehrgedichte zuwandte. Als er sich bei seinem Freunde Hamilton in Holstein aufhielt, verfaßte er, erst 24 J. alt, das „Trostgedicht in Wiederwertigkeit des Kriegs", das er erst später herausgab (1633). Es ist dieses, als poetisches Werk betrachtet, noch weniger genügend, als seine späteren Gedichte der gleichen Gattung, da es in der That nur eine logisch strenge Entwickelung

einer Reihefolge von Gedanken über den Krieg und das von demselben herbeigeführte Elend ist, dem sich die Darstellung der Trostgründe anschließt, die dem Menschen die Kraft geben können, dieses Elend mit Hingebung zu ertragen. Diese Gedanken selbst sind freilich an sich schön und gut, sie zeugen von vaterländischer Gesinnung und von dem frommen Geiste des Verfassers; aber es fehlt dem Vortrag alle poetische Wärme, und wir vernehmen eher den Redner, der die einzelnen Gedanken zerspaltet, als den Dichter, der sie zur wirkungsvollen Anschaulichkeit zu bringen sucht. Selbst der einzelne Ausdruck ist oft prosaisch und matt, ja er streift oft an das Niedrige und Triviale, was auch in seinen späteren Gedichten nicht selten der Fall ist, und übrigens selbst bei den größeren Dichtern Flemming und A. Gryphius nicht selten unangenehm berührt. Am gelungensten ist noch die Schilderung der Gräuel, welche der Krieg mit sich bringt, da sie auf Anschauung und Wahrheit beruht, aber auch da sinkt die Sprache oft tief herab, und das Ganze ist überhaupt noch nicht von dem geschmackvollen Sinn erfüllt, in welchem der größte Werth seiner späteren Werke besteht. Die Gedichte „Zlatna oder von Ruhe deß Gemüths" (1623) und „Vielguet" (1629) lehnen sich an Schilderungen der im Titel benannten Oertlichkeiten, an welche der Dichter die Gedanken anreiht, welche ihm der Aufenthalt in jenen Gegenden erweckte. „Zlatna" ist seinem Hauptgedanken nach ein Gegenstück zum „Trostgedicht"; wie er in diesem dargethan hatte, daß man auch in den unglücklichsten Zeitverhältnissen bei frommer und gottergebener Gesinnung zum innern Frieden gelangen könne, so wollte er im „Zlatna" darstellen, daß man an jedem Orte zufrieden leben könne, wenn man nur Gemüthsruhe besitze; diese aber erwerbe man sich am leichtesten in der Einsamkeit des Landlebens, das er nun dem Leben in Städten und an Höfen entgegensetzt (1). Die Schilderungen des Landgutes Zlatna in Siebenbürgen und der genannten Lebensverhältnisse geben dem Ganzen Leben und Bewegung, indem sie zugleich die moralischen Betrachtungen heben, die sich durch das Ganze ziehen, ohne daß der Dichter hiebei einen strengen Gedankengang beobachtete, während dies im „Vielguet" mehr der Fall ist. Er beginnt darin nämlich mit der Schilderung der verschiedenen Leidenschaften, welche die Menschen bewegen; die Einen streben nach Reichthum oder nach Ehr und Würden, Andre halten die Schönheit oder die Sinnenlust für das Wünschenswertheste. Alles dieses aber, fährt er fort, kann das wahre Glück nicht begründen, das nur im tugendhaften, von keiner Leidenschaft getrübten Leben besteht. Wir sehen, daß sich in diesen Gedichten, denen wir noch das „Lob des Feldlebens", eine Umschreibung der bekannten Horazischen Ode, beifügen können, die Hauptgedanken eben so wiederholen, wie die Art und Weise der Ausführung, und in der That hatte Opitz im Ganzen auch einen nur beschränkten Kreis von Ideen, und da er diese zum großen Theil seinen griechischen und römischen oder französischen und holländischen Vorbildern verdankte, aus denen er eine Menge von bedeutenden Stellen seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, die sich ihm stets wieder darboten, so mußte dies Wiederholungen erzeugen, die auch häufig unangenehm berühren. In keinem Gedicht ist aber der Einfluß, namentlich alter Dichter, sichtbarer, als in dem „Lobe des Kriegsgottes", welches zudem ganz verfehlt ist, da der Dichter offenbar zwischen Ernst und Ironie schwebt, so daß man nicht recht weiß, wie das Gedicht eigentlich aufzufassen ist. Der „Vesuvius" ist zwar auch mit viel zu viel Gelehrsamkeit ausgestattet, die so sehr auf dem Gedichte lastet, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, einen weitläufigen Commentar mit Erklärung der schwierigen Stellen und Verweisungen auf die benutzten Schriftsteller sogleich mitten in den Text einzufügen; und insbesondre machen die Versuche, die Ursachen der vulkanischen Erscheinungen zu erklären, eine unangenehme Wirkung: allein es ist dieses Gedicht in Bezug auf die Anlage doch den übrigen vorzuziehen, von denen es sich dadurch zu seinem Vortheile unterscheidet, daß nicht die moralische Betrachtung, sondern die Schilderung die Grundlage des Ganzen bildet. Es ist auch deshalb merkwürdig, weil es das erste beschreibende Gedicht in der deutschen Literatur ist; und es ist um so auffallender, daß er hierin wenig Nachfolger fand, als gerade die beschreibenden Stellen am meisten Werth haben.

In demselben Geiste, wie das Lehrgedicht, behandelt Opitz auch die Episteln, deren er eine ziemliche Anzahl dichtete. Sie sind zum Theil an Freunde, meistens aber an Große gerichtet, und da er in ihnen entweder seine Ansichten über die Poesie und ihre Behandlung, überhaupt über die literarischen Zustände seiner Zeit (2) spricht, oder seine Verhältnisse zu den Fürsten und Herren berührt, zu denen er in Beziehung stand, so gewähren sie mannigfaches Interesse, und sind für die Beurtheilung seines sittlichen, wie seines dichterischen Charakters von Bedeutung.

1. Aus „Zlatna". (Das Stadt- und Landleben.)

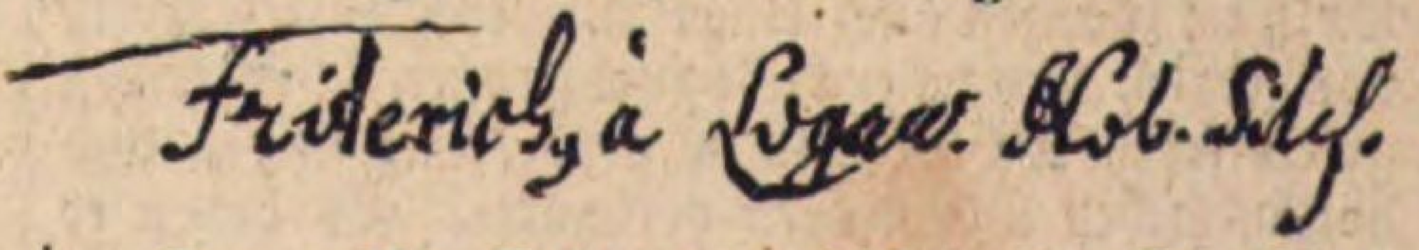
O wol demselben, wol, der so kan einsam leben,
Vnd seine gantze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust vnd jhren falschen Schein,
Da offt zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu seyn!
Er darff sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wann er nach Hofe kömpt, vnd für der Thür erkalten,
Eh' als der Audientz (Verhör ist viel zu schlecht)
Zu wegen bringen kan vnd vngerechtes Recht.
Da pralet einer her mit grossen, weiten Schritten,
Der, wann ein guter Mann jhn hat vmb was zu bitten,
Der besser ist, als er, vnd vielmehr weiß vnd kan,
So siehet er jhn kaum halb vber Achsel an,
Vnd fertigt jhn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wann niemand drauff gedenckt, so geht er selbst zu Grunde,
Vnd seine Pracht mit jhm: es pflegt nun so zu gehn.
Man muß hier, wie es kömpt, bald liegen vnd bald stehn:
Noch blehen sie sich auf vnd dörffen sich erheben,
Als jeder, gebe Gott, mußt' jhrer Gnade leben,
Verbringen mit Pancket vnd Spielen jhre Zeit,
Vnd mangelt jhnen nichts, als bloß die Frömmigkeit.
Das weiß ein Feldmann nicht, vnd was die Stätte haben,
Da der ein Weib jhm freyt, ein andre läßt begraben.
Der läufft, der weint, der lacht, die meisten suchen Geldt,
Vnd wann es funden ist, so muß es in die Welt.
Da sieht man eine Fraw, die, jhren Mann zu schonen,
Der ohne diß schwach ist, den Knechten pflegt zu lohnen,
Vnd gibt vmbsonst hinweg das, was jhr dennoch bleibt,
Vnd was man weiter noch in solchen Oertern treibt,
Da List, da Hurerey, da schweren, schelten, fluchen
Gemeine Sachen sind, da nichts ist, als besuchen,
Als tieffe Reverentz, die nicht von Hertzen kömpt;
Da einer dem sein Gut, vnd der dem andern nimbt.
Das weiß ein Feldtmann nicht! Die grawsame Trompette
Noch auch der Trummel Schall jagt jhn nicht auß dem Bette,
Wie er noch halb voll Schlaff muß auff die Wälle gehn
Auß seines Weibes Schoß, vnd in der Rüstung stehn.

Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind vnd Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürtzen zu der Höllen,
Vnd stossen an den Grund. Er ehrt den Herren nicht,
Der offtmals wenig hält vnd dennoch viel verspricht.
Sein thun ist schlecht vnd recht: man sieht jhn niemand neiden,
Noch an des Nechsten Noth die falschen Augen weyden;
Nicht wündschen, was jhm fehlt, ist seine gantze Lust,
Lebt ausser Furcht vnd Trost vnd ist jhm wol bewust.
Er liebt das grüne Feld für allen andern Sachen,
Kan in der freyen Lufft sich etwas grösser machen,
Vnd faßt jhm frischen Muth. Da gehen seine Küh,
Mit Lämmern vntermengt, inß Graß biß an die Knie.
Der schwartze Schäffer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auff den Stab, vnd schneidet in die Rinden
Der Liebsten Namen ein; bald schwingt er in die Höh
Ein trewes Hirtenlied von seiner Galathee.
Nicht allzuweit darvon da sieht er seine Stutten
Vor Geilheit lustig seyn, vnd nagen an den Rutten;
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schawt, wie zwey grimme Heer offt an einander ziehn,
Vnd vmb des Nachbars Klee sich bey den Stöcken zancken,
Die voller Honig sind; führt nachmals seine Rancken
Vnd junge Reben auff. Indessen kömpt sein Weib,
Die nicht nach Bisam reucht, vnd jhren schnöden Leib,
Wie falscher Wahr geschieht, vollauff an allen Enden
Hat prächtig außgebutzt; sie trägt in jhren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Vnd Rosen einen Krantz vnd krönet jhren Mann.
Bald setzt sie sich mit jhm bey einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin vnd wieder
Fleußt, heller noch als Glaß. Der leichten Vögel Schar
Springt auff den Aesten vmb, der grüne Specht, der Star,
So offte reden lernt. Die Nachtigall vor allen
Singt dem, der sie ernehrt, vnd jhnen zu gefallen;
Die Lerche schreyt auch: Dir, Dir, lieber Gott allein
Singt alle Welt, Dir, Dir, Dir will ich danckbar seyn!
In dessen schleicht der Schlaff, der Mittler aller Sachen,
Durch ihre Glieder ein, vnd wann sie dann erwachen,
Daß nun die Sonne fast zu Golde gehen soll,
So führet sie jhn heim vnd setzt den Tisch bald voll
Mit Speisen, die sein Hoff vnd Landgut selber träget:
Ein Eyer oder drey, die jetzt erst seyn geleget,
Die Henne selbst darzu, ein frisches Haselhun,
Nach dem die Bürger sonst die Finger lecken thun;
Ein Lamb, das heute noch lieff neben seiner Mutter,
Den festen Rom der Milch vnd Quittengelbe Butter,
Vnd Käse neben bey, wie Holland selbst kaum hat,
Auch Obst, das sonsten ist so thewer in der Statt.
Diß hat er vnd noch mehr; ißt, was er kan verdäwen,
Legt fein jhm selber vor, darff sich mit nichten schewen.
Obgleich er auff den Tisch die Ellebogen stützt,
Vnd nit mit steiffer Brust, wie eine Jungfraw, sitzt.
Dann fasset er den Krug mit allen beyden Händen,
Trinckt seinen Fernewein, biß daß er auß den Lenden
Drauf Athem holen muß; ist gäntzlich vnbedacht,
Das nicht ein guter Freund jhm etwas beygebracht:
Der reissende Mercur vnd das, so jungen Pferden
An jhren Stirnen hängt, wann sie gebohren werden,
Das bleiche Wolffeskraut, vnd was von Gifft das Landt
Bey vnserm Pontus trägt, ist Dörffern vnbekandt.
Dann macht der Wirth sich erst auß Müdigkeit zu Bette:
Sie spinnt mit dem Gesind' indessen vmb die Wette,
Vnd netzt die Finger wol, biß sie auch allgemach
Das Haupt legt auff die Brust, vnd folgt dem Manne nach.

2. An Herrn Zincgrefen.

NEcht also, liebster Freund! Du lässest dich die Zeiten,
Die Sitten, diesen Grimm der Kriege nit bestreiten,
Vnd da das Vatterland Verfolgung leyden muß,
Bringst du es wiederumb durch Schreiben auff den Fuß,
Sagst, was diß edle Volck für schöne Geister trage,
Suchst nach ihr kluges Wort auff eine kluge Frage,
Daß künfftig keiner nicht, wie etwan Welschland thut,
Sich vberreden darff, daß gar zu kaltes blut
Bey vnsern Knochen sey, vnd etwan ein Gestirne
Vom newen Zembla her vns härte das gehirne,
Damit es weiter nicht gedencke, dann es sieht.
Mars, wüte, wie du kanst, die güldne sprache blüht
Bey deinem eisen auff. Ich weiß, viel edle sinnen
(Dich, Zincgreff, sonderlich), die besser schreiben können,
Als Länder, die bißher jhr volck hinauß gesandt,
Zu fechten wider vns, dem wol die Teutsche hand,
Wo Gott wil vnd die zeit, den Lohn soll wider geben.
Du hörest niemals auff, behertzt zu gegen streben
Der wilden Barbarey, vnd lässest vngefragt,
Was dieser oder der vor Vrtheil von vns sagt,
Dem ein gelehrtes buch ein Dorn ist in den augen.
Soll mir der Harm das blut auß allen adern saugen,
Wann hier ein Eselskopff, der nichts versteht noch kennt,
Und alle Tugend haßt, mich den Poeten nennt,
Vnd schertzt mich, wie er meint? Ich wolte, daß ich's were!
Weil ich nun nicht seyn kan, was ich zu seyn begehre,
So kränckt mich's, daß ich nicht deß Lobes würdig bin,
Das jemand mir für spott gedencket anzuziehn.
Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die sinnen vber halß vnd kopff in reyme bringen,
Der wörter hencker seyn: wer nicht den himmel fühlt,
Nicht scharff vnd geistig ist, nicht auff die Alten ziehlt,
Nicht jhre schrifften kennt, der Griechen vnd Lateiner,
Als seine Finger selbst, vnd schawt, daß jhm kaum einer
Von jhnen aussen bleibt, wer die gemeine bahn
Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es ist sich zu besorgen,
Weil allbereit bey vns fast alle newe morgen
Ein newer Tichter wächst, daß diese schreibesucht
Der sprache Zierligkeit wird wider in die Flucht
Verjagen, als zuvor. Es sagt mirs kein Prophete,
Hier seh ich's zu Pariß, da Ronsard nicht Poete
Mehr heisset, wie vorhin, da Bellay betteln geht,
Da Bartas vnklar ist, da Marot nicht versteht,
Was recht Frantzösisch sey, da Jodel, da Baif
Nicht also reine sind, wie jetzt der newe Grieff
Vnd Hofemuster wil. Heißt dieses nicht entlauffen
Dem wasser, wo es quillt, vnd aus der Pfütze sauffen?
Wer nie gesegelt hat, will nie beym ruder seyn;
Wer keinen artzt nicht gibt, der gibt auch keinem ein;
Wer nicht zu spielen weiß, der läst den ball doch liegen;
Er nimpt den degen nicht, wer nicht vermeynt zu siegen.
Hier schreibt, wer hände hat: weiß einer sonst nichts mehr,
Es muß der Teutsche her, der säufft ihm gar zu sehr,
Ist nüchtern nicht ein narr. Wird endlich doch der menge
Der Reymen schon die Pfaltz, der weite baw, zu enge;
Es sind von solcher last die beyden Brücken schwer:
Der große Heinrich selbst sieht zornig vber her,
Vnd denckt, soll dieser schwarm noch mehr im schwange gehen,
So wird er lenger kaum darzwischen sicher stehen.
Du Außzug der natur, O Statt, der erden liecht,
Der Weißheit Sängerin, ich meyne gäntzlich nicht
Die hochberühmbte Schar, die an der Seyne Strande
Ihr die gelehrte Welt macht mit der Weißheit Pfande
Zu einer Schuldnerin, die theiles selber schreibt
Vnd theiles embsig schawt, daß nichts dahinten bleibt
Von büchern, die vorher im finstern mit den schaben
Vnd Motten Krieg geführt, vnd nie gesehen haben
Von tausend Jahren her den angenehmen Tag.
Ich halte mir es doch, daß ich mich letzen mag.
Mit jhrer Gegenwart. Mein rechter Eyfer brennet
Nur wider dieses Volck, das sich Poeten nennet
Bey dir vnd auch bey vns, an welchem vmb vnd an
Ja nichts Poetisch ist, als daß es lügen kan.
Doch laßt uns diese pest der sprachen vnvertrieben:
Kein Verß vom Bavius vnd Mevius ist blieben;
Der Venusiner Schwan, der Preiß von Mantua,
Vnd Naso vnd Catull, die sind noch alle da.
Laß du, O Zincgref, auch den guten Zweck nicht liegen,
Zu helffen, wie du thust, das Finsternüß besiegen,
Das teutscher reden ziehr bißher vmbhüllet hat.
Kriegt gleich ein Nesselstrauch bey rosen seine stat,
So blühen sie gleichwol. Wir wollen nicht bedencken,
Daß träge Hummeln sich an diesen Bienstock hencken.
Ein Cörper bleibet doch, ob gleich deß Schattens Schein
Mich grösser macht, als er: die Zeit soll Richter seyn.

Friedrich von Logau.



Der größte Epigrammendichter der Deutschen, Friedrich von Logau, wurde im Juni 1604 zu Nassebrockut bei Nimptsch geboren. Von seiner Jugend und dem Wege seiner Bildung ist uns Nichts bekannt; jedenfalls aber besuchte er die Hochschule, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, da er

später Kanzleirath bei dem Herzog Ludwig von Brieg wurde und in der nämlichen Eigenschaft bei demselben verblieb, als dieser das Fürstenthum Liegnitz übernahm. Aus seinen Gedichten läßt sich entnehmen, daß er zweimal verheirathet war und einige Kinder hatte, sonst ist aber über seine Lebensverhältnisse nichts Näheres bekannt geworden, als daß er im J. 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde. Er starb in Liegnitz den 5. Juni 1655.

Logau hat zwar auch größere Gedichte geschrieben, die an sich alle Beachtung verdienen, und sowohl für die nähere Kenntniß seines Charakters als Mensch und als Dichter, als auch für die Sittengeschichte von Werth sind, und so ist z. B. „Die auffgeweckte Chimæra" höchst bedeutend, in welcher die allmähliche Entwickelung des 30jährigen Kriegs veranschaulicht, wie er zuerst ein Löwe und „Deutschland noch Deutsch" war, wie er dann, da man nur auf Raub und Plünderung dachte, zur „Ziege" wurde, die mit scharfem Zahn Alles zernagt, zuletzt zum „Drachen" wurde, der „ins Teuffels Art" Alles, „was nur menschlich ist, verwirfft, verbannt, veracht". Allein es treten diese Gedichte im Ganzen doch vor seinen Epigrammen so sehr zurück, und sie haben überhaupt so wenig Eigenthümliches, daß wir sie füglich mit Stillschweigen übergehen können, um so mehr, als seine „Sinn-Getichte" auch jene Seiten reichlich vertreten; auch war er selbst so sehr von der größeren Bedeutsamkeit der letzteren überzeugt, daß er sie nur gelegentlich jenen beigefügt hat und mehrere sogar zu den Sinngedichten rechnet. Und in der That hatte er ein so entschiedenes Talent für das Epigramm, daß sich ihm jeder Gedanke, jeder Einfall, jede Anschauung gleichsam unwillkürlich zu einem solchen gestaltete, wie denn der Stoff, den er behandelte, höchst mannigfaltig ist. Freilich sind unter der außerordentlich großen Menge von Epigrammen, die er gedichtet (es sind deren über vierthalbtausend *), sehr viele, die durchaus werthlos sind, und weder durch ihren Inhalt, noch durch ihre Form befriedigen. Namentlich findet sich eine große Anzahl, deren Darstellung mangelhaft genannt werden kann. Denn wenn er sich auch nach Opitz gebildet hatte, dessen Verdienste um die Veredlung der Sprache er dankbar anerkannte und den er als Dichter, wie seine ganze Zeit, zu hoch stellte (30), so bemühete er sich keineswegs, die von demselben aufgestellten Gesetze genau zu befolgen; er ließ sich meistens gehen, und so erscheint seine Darstellung gar häufig nicht bloß vernachlässigt, sondern sogar steif und unbeholfen, namentlich in denjenigen Stücken, welche in Alexandrinern oder in achtfüßigen Trochäen geschrieben sind, während die in kurzen Reimen abgefaßten Sprüche meistens wenig zu wünschen übrig lassen. Aber auch in jenen andern Epigrammen ist oft die Darstellung musterhaft, und insbesondere ist die Kraft und Schärfe des Ausdrucks zu bewundern; aber auch leichte Anmuth ist ihm nicht fremd.

*) Die von ihm herausgegebene Sammlung führt den Titel: „Salomons von Golaw Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend". (Bresl., wahrscheinlich 1654); allein das zweite Tausend hat eine, und das dritte zwei Zugaben von zusammen 553 Stücken, welchen noch 6 größere (ungezählte) Gedichte beigefügt sind. Das erste Hundert derselben hatte er schon früher (1638) bekannt gemacht.

Logau lehnt sich mit einem großen Theile seiner Epigramme an den volksthümlichen Spruch der früheren Zeiten, viele, und darunter die besten, sind in Form und Inhalt ganz in der Weise jener alten Sprüche gehalten (1—10), und wie später manche der seinigen zum Allgemeingut und als ein Eigenthum des ganzen Volks ohne seinen Namen gedruckt und wieder gedruckt wurden *), so mag er wohl selbst auch schöne alte Sprüche der Vergessenheit entrissen haben; ebenso hat er auch viele Sprichwörter unter seine Sinngedichte aufgenommen, und sie, wie später auch Göthe that, entweder nur der Sprache seiner Zeit angepaßt oder sich durch völlige Umgestaltung des Ausdrucks ganz angeeignet (7. 11. 12). Ja es lag ihm die volksthümliche Darstellung so sehr nahe, daß er sogar öfters die Priamelform nachahmt (13). Und im Grunde beruht auch seine große Vorliebe zu Bildern und Vergleichungen, durch welche er seine Gedanken mit außerordentlichem Glücke zu beleben weiß (5. 14—20), auf dieser volksthümlichen Richtung. Doch blieb, wie schon erwähnt, die neue Kunst nicht ohne Einfluß auf seine Dichtungen, und so finden wir sehr viele Epigramme in den neuen Formen, namentlich im Alexandriner, den er jedoch selten mit Geschick behandelt.

Seine Stoffe sind äußerst mannigfaltig; doch lassen sie sich füglich nach zwei Gesichtspunkten betrachten; sie behandeln nämlich entweder allgemeine Verhältnisse des innern und des äußern Lebens oder die besondern Zustände seiner Zeit. Jene erste Gattung ist, wie natürlich, zahlreicher vertreten, schon deshalb, weil auch die Uebersetzungen oder Nachahmungen fremder Dichter darunter begriffen sind, die übrigens nicht sehr zahlreich sind, weil er wohl selbst einsehen mochte, daß ihm das Geschick hiezu ganz abging, während ihm die Darstellung um so besser gelang, je mehr der dargestellte Gedanke aus seinem eigenen Innern hervorgegangen war. Dies ist vor Allem in den Sinngedichten der Fall, in welchen er die Schätze seiner Erfahrung niederlegt und Lehren der Weisheit ertheilt (16. 17. 32. 56—58), deren Anzahl so groß ist, daß er sich wohl vorzüglich mit Bezug auf dieselben Salomo genannt, und zu denen auch diejenigen gerechnet werden können, welche das Verhältniß des Menschen zu Gott, überhaupt seine Ansichten über Religion und Kirche aussprechen, die sowohl von seiner ungeheuchelten, innigen Frömmigkeit und seiner Glaubenstiefe, als von seiner freien, aller Heuchelei und pfäffischen Zanksucht abholden Gesinnung zeugen (5. 14. 59. 61—67). Alle diese Epigramme oder vielmehr Sprüche sind zwar geistreich in Gedanken und Wendungen, aber, wie es sich nach dem Stoff von selbst versteht, nicht witzig; sie sind aus dem lebendigen Gefühl des Dichters hervorgegangen, und wenden sich ausschließlich an das Gemüth. Logau ist jedoch im witzigen Epigramm eben so groß, als im reinen Spruch, und er ist in dieser Art eben so scharf und schneidend, als er in jener mild und gemüthlich ist, und beide Gattungen sind sich nur darin gleich, daß in allen die tüchtige, redliche Gesinnung gleich kräftig hervortritt. Denn in seinen satyrischen Epi-

*) So stehen in der Sammlung des Burgdorfer Buchbinders Hans Rud. Grimm unter alten Sprichwörtern und Sprüchen mehrere von Logau (5); auch in der Sammlung von Schill kommen ziemlich viele vor (5. 21.)

grammen, in welchen er vorzugsweise die politischen und sittlichen Zustände seiner Zeit behandelt, beurkundet sich nicht nur der nämliche Adel der Gesinnung, dasselbe tiefe Gefühl für Wahrheit und Sittlichkeit, wie in seinen Sprüchen, es spricht sich darin auch die wärmste Vaterlandsliebe und ächter Freiheitssinn aus. Die unglückliche Zeit des 30jährigen Kriegs und die noch trostlosere des nachfolgenden Friedens erfüllte ihn mit dem lebendigsten Schmerz, aber auch mit edlem Zorn, den er in scharfen Worten aussprach. Vor Allem trauerte er über den tiefen Verfall der Sitten seiner Zeit und seines Volks (13. 21—31), dessen hauptsächlichste Quelle er mit seinem ungetrübten Blick in der Selbstsucht und in der Nachahmung der Fremden, namentlich der Franzosen, erkannte, weshalb er seine schärfsten, bittersten Worte gegen dieses traurige, alles Nationalgefühl vernichtende Unwesen richtet (20. 31—36). So sehr er über das Elend trauert, das der verderbliche Krieg, den selbst „die Vergessenheit nicht vergessen kann", über sein Vaterland brachte, so schmerzt ihn der schmachvolle Friede doch noch mehr, der Deutschland so tief herabwürdigte, und nur den Fremden Vortheil brachte (26. 35—39). Gerade aber wenn er am bittersten ist, tritt seine warme Vaterlandsliebe recht lebendig hervor, und dies nicht bloß, wenn er durch Hohn zur Erhebung aufstachelt und hiebei an die Vorfahren erinnert, sondern auch selbst, wenn er an der Möglichkeit besserer Zustände trostlos verzweifelt (20. 22. 27. 31. 40—42). Wie sein Vaterland und sein Volk, so liebt er auch die Muttersprache, deren Vorzüge er lebendig fühlt, weshalb er sowohl die freilich schwachen Verdienste der Sprachgesellschaften um die Reinheit der Sprache mit Dank anerkennt, als auch die Sprachverderber geißelt (33. 43—45), unter welchen er übrigens auch die Neuerer und namentlich Zesen versteht, den er in einem eigenen Epigramm wegen seiner verfehlten Wortbildungen verspottet.

Nebst dem Kriege und dessen Folgen waren die Fürsten und die Höfe eine Hauptquelle des Elends, dem Land und Volk erlag; Logau, der selbst an einem Hofe lebte, fühlte es tief, wie schwer die Fürsten auf dem Volke lasteten, und obgleich er von einem solchen abhing, sprach er sich doch auch hierüber mit aller eines edlen Charakters würdigen Freimüthigkeit, ja selbst mit Schärfe aus, und er tadelt nicht bloß die Heuchler und Schmeichler, welche die Fürsten verderben, sondern auch diese selbst, denen er zu sagen wagte, daß sie nur des Volks wegen da seien und sich als dessen Knechte betrachten müßten, wenn sie anders ihrem hohen Beruf entsprechen wollten (46—54). Vielleicht zeigt sich aber sein freier, aufgeklärter Sinn noch mehr darin, daß er, der aus einem altadeligen Geschlechte stammte, doch die thörichten Anmaßungen des Adels demüthigte (55), ob wir gleich nicht verbergen dürfen, daß er, wie einige Epigramme beweisen, die Vorurtheile seines Standes nicht ganz zu besiegen vermochte.

So hoch Logau über seiner Zeit stand, so wurde er doch auch hie und da von der herrschenden Sitte fortgerissen, nicht bloß darin, daß er sich öfters Spielereien, z. B. mit Buchstabenversetzungen (40. 54), erlaubte, sondern, was bedeutender ist und wodurch er mit seiner Sittenstrenge in Widerspruch geräth, sehr häufig unzüchtige Stoffe wählt, die er denn auch in derber, oft nur zu derber Sprache darstellt, und es dient ihm daher nicht immer zur Entschuldigung, daß er eben die Sitten seiner Zeit schildern und strafen wollte, wie er zu seiner Rechtfertigung ausdrücklich bemerkt (69). Nur wenn er diese Stoffe in Form von Anekdoten bringt, oder vielmehr wohl volksmäßige Geschichtchen in seiner epigrammatischen Weise erzählt (25), was freilich nicht häufig vorkommt, ist er weniger anstößig. Aber selbst in diesen Verirrungen ist er stets witzig oder geistreich, wie denn überhaupt kaum ein anderer Dichter diese beiden Eigenschaften in so hohem Grade verband, als er. Es gab kein Verhältniß des Lebens, keine Erscheinung der Natur oder der innern Welt des Menschen, die er nicht von einer neuen, bedeutenden Seite angeschaut hätte (25. 29. 41. 59—67), und eben so entdeckte sein unerschöpflicher Witz in allen Gebrechen und Thorheiten der Menschen sogleich das Lächerliche, das er bald gutmüthig verspottete, bald mit dem bittersten Hohn geißelte (21. 23—25. 28. 44. 68).

1. **Grabschrifft.** (I, 1, 21.)

Da ich solte, kont ich leben,
Da ich solte, kont ich sterben,
Denn das ewig zu erwerben,
Kont ich sterblich leichte geben.

2. **Hoffnung.** (I, 1, 22.)

Auff was gutes ist gut warten,
Vnd der Tag kommt nie zu spat,
Der was gutes in sich hat:
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

3. **Prüfe, denn liebe!** (I, 1, 37.)

Kenne vor vnd traw nicht bald;
Traw wol hat das Pferd verrieten;
Kenne nicht hat frembde Sitten;
Frühe-zeitig wird nicht alt.

4. **Gedult.** (I, 2, 74.)

Leichter träget, was er träget,
Wer Gedult zur Bürde leget.

5. **Der Sonnen vnd deß Menschen Untergang.** (I, 2, 96.)

UNtergehn und nicht vergehn
Ist der Sonnen Eigenschaft;
Durch des Schöpffers Will vnd Krafft
Stirbt der Mensch zum aufferstehn.

6. **Vermessenheit.** (I, 3, 19.)

Zum Wercke von dem Wort
Ist offt ein weiter Ort.

7. **Trauen.** (I, 3, 92.)

EJnem trauen, ist genug,
Keinem trauen, ist nicht klug;
Doch ist's besser, keinem trauen,
Als auff gar zu viele bauen.

8. **Menschliche Thorheit.** (II, 5, 36.)

Wann keine Thorheit mehr wird seyn,
So wird die Menschheit gehen ein.

9. **Die Warheit.** (II, 5, 69.)

OB Warheit sich verkrochen,
Die Zeit, die wird sie suchen.
Sie wird sie wol auch finden,
Sie bleibet nicht dahinden.

10. **Versuchen.** (II, 9, 58.)

SEine Schwachheit gibt an Tag,
Wer versucht vnd nicht vermag;
Eh man was versuchen soll,
Muß man vor sich prüfen wol.

11. **Die beste Artznei.** (I, 4, 41.)

Freude, Mässigkeit vnd Ruh
Schleust dem Artzt die Thüre zu.

12. Geld. (III, 2. Zug. 241.)

Wer nichts thut, wo nicht Geld gefellt,
Thut alles, wenn jhm nur kümmt Geld.

13. Heutige Welt-Kunst. (I, 9, 71.)

ANders seyn vnd anders scheinen,
Anders reden, anders meinen,
Alles loben, alles tragen,
Allen heucheln, stets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Bös- vnd Guten dienstbar leben,
Alles Thun vnd alles Tichten
Bloß auff eignen Nutzen richten,
Wer sich dessen wil befleissen,
Kan Politisch heuer heissen.

14. Tod vnd Schlaf. (I, 5, 100.)

Tod ist ein langer Schlaf; Schlaf ist ein kurtzer Tod:
Die Noth, die lindert der, vnd jener tilgt die Noth.

15. Der May. (II, 4, 34.)

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künfftig eine Mutter werde.

16. Der May. (II, 10, 35.)

Einmal nur ist May im Jahr; jmmer lacht das Glücke nicht:
Wer, wann Glücke blühet, trotzt, zaget auch, wann Glücke bricht.

17. Zeit-Folge. (III, 5, 29.)

Wer lieblich singen wil, muß fallen bald, bald steigen:
Wer ruhig leben wil, muß reden jetzt, jetzt schweigen.

18. Die Welt ein Buch. (III, 8, 11.)

DJe Welt ist ein Buch, ein jeder eine Letter;
Die Länder sind der Bund, die Zeiten sind die Blätter;
In diesem findt man mehr bethört, als kluge Sachen,
In diesem findt man mehr zum klagen, als zum lachen;
In diesem findt man mehr zu meiden, als zu üben,
In diesem findt man mehr zu hassen, als zu üben.

19. Die Warheit. (III, 1. Zug. 65.)

Wann die Frösch im finstern quaqen, zünde nur ein Wind-liecht an,
Ey, wie werden sie bald schweigen: Warheit stillt den Lügenmann.

20. Verwandelung. (III, 2. Zug. 200.)

Daß auß Menschen werden Wölffe, bringt zu glauben nicht beschwerden:
Siht man nicht, das auß den Deutschen dieser Zeit Frantzosen werden?

21. Die schamhafftige Zeit. (I, 3, 13.)

SJe sey sonst, wie sie sey, die Zeit,
So liebt sie doch Verschämkigkeit:
Sie kan die Warheit nackt nicht leiden,
Drum ist sie emsig, sie zu kleiden.

22. Deutschland. (I, 6, 18.)

DEutschland bey der alten Zeit
War ein Stand der Redligkeit,
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand vnd Schmach,
Was auch sonsten auß- man fegt,
Andre Völcker abgelegt.

23. Heutige Sitten. (I, 8, 36.)

WOzu soll doch sein Kind ein Vater aufferziehn
Bey so bewanter Zeit? Er darff sich nur bemühn,
Daß sein Sohn keine Schew vnd kein Gewissen hat,
So ist schon alles gut, so ist schon allem Rath.

24. Die Natur duldet nichts leeres. (I, 3, 22.)

Der da saget, daß kein leer
Irgend wo zu finden wär,
Der hat nicht gesehn so weit
In die Beutel vnsrer Zeit.

25. Auff Zweifligundam. (I, 8, 78.)

ZWeifligunda gieng zur Beicht
Vnd im trauren gleich vielleicht,
Als der Pfarr fragt ohngefehr,
Ob sie eine Jungfer wär,
Sprach sie: „Ja, ich armes Kind!
Aber wie sie heuer sind.“

26. Der deutsche Friede. (II, 2, 87.)

WAs kostet vnser Fried? O wie viel Zeit vnd Jahre!
Was kostet vnser Fried? O wie viel graue Haare!
Was kostet vnser Fried? O wie viel Ströme Blut!
Was kostet vnser Fried? O wie viel Tonnen Gut!
Ergetzt er auch dafür vnd lohnt so viel veröden?
Ja! Wem? Frag Echo drum; wem meint sie wol?
(Echo) den Schweden!

27. Das gewandelte Deutschland. (II, 6, 27.)

Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind gestiegen;
Scheint also, man laß an Worten mehr als Thaten jhm genügen.

28. Franckreich. (II, 8, 59.)

Franckreich hat es weit gebracht, Franckreich kan es schaffen,
Daß so manches Land vnd Volck wird zu seinen Affen.

29. Fremde Tracht. (II, Zugabe, 177.)

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sichs wandelt aussen, wandelt sichs auch innen.

30. Fremde Kleidung. (III, 1, 20.)

DEutsch zu reden, deutsch zu schreiben, sind die Deutschen jetzt beflissen;
Wie sie sich recht Deutsch bekleiden, künnen sie zur Zeit nicht wissen,
Biß zum kleiden, wie zum reden, eine Gnoßschafft sie beschließen.

31. Die Deutschen. (III, 2. Zug. 165.)

Die Deutschen sind nicht Männisch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wann sie etwas neues sehn, thun töblich, thum vnd zach.

32. Selbst-Erkäntnüß. (II, 2, 5.)

Wilstu fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen;
Ist mir recht, dir wird die weile zu den fremden Fehlern fehlen.

33. Deutsche Sprache. (I, 3, 57.)

DAs deutsche Land ist arm, die Sprache kan es sagen,
Die jetzt so mager ist, daß jhr man muß zu tragen
Auß Franckreich, was sie darf vnd her vom Tiber-Strom,
Wo vor Latein starb auch mit dir, UnRömisch Rom;
Zum Theile schickts der Iber: das andre wird genummen,
So gut es wird gezeugt, vnd auff die Welt ist kummen
Durch einen Gerne-Klug der, wenn der Geist jhn rürt,
Jetzt dieses Prale-Wort, jetzt jenes rauß gebiert.
Die Musen würckten zwar durch kluge Tichter-Sinnen,
Das Deutschland solte deutsch vnd artlich reden künnen,
Mars aber schifft es ab, vnd hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist Blut-arm, drum geht es so geflickt.

34. Die deutsche Sprache. (II, 8, 50.)

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt. von der Liebe lieblich spricht?

35. Gereisete. (I, 3, 60.)

Die Deutschen zohen starck in Franckreich, acht zu geben
Auff dieser Sprache Laut vnd auff der Leute Leben;
Frantzosen ziehn jetzt starck in vnser Deutschland auß,
Zu rauben vnser Gut, zu nemen vnser Haus.

36. Frantzösische Kleidung. (I, 9, 83.)

DJener tragen in gemein jhrer Herren Leverey:
Solls dann seyn, daß Franckreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Kriecherey!

37. Frieden-Hindernüß.

Ey, es wird bald Friede seyn! Freue dich, du deutscher Man:
Miß-vertraun vnd Eigen-nutz, ein Paar Wörtlein stehn nur an.

38. Der deutsche Krieg. (II, 9, 23.)

Was hat doch bracht das deutsche Kriegen?
Daß wir nun ruhn, weil wir ja liegen.

39. Ungelegenheit deß Krieges. (III, 9, 35.)

Der Drang, den Krieg vns thut, der war also gethan,
Daß die Vergessenheit ihn nicht vergessen kan.

40. Teutschland, versetzt Scheulandt. (I, 3, 52.)

EIn Scheuland bist du jetzt, O liebes Teutschland, worden,
Durch Zorn, Neid, Krieg, Gewalt, durch rauben und durch morden;
Ein jeder scheut sich nun, in dich zu bauen ein,
Weil mehr kein Mensch in dir, nur lauter Teuffel seyn.

41. Der alten Deutschen Schrifft. (III, 3, 39.)

DEr Deutschen jhr Papier
War jhres Feindes Leder;
Der Degen war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier.

42. Die blühende deutsche Sprache. (II, 3, 7.)

DEutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wann sie lernen doch auch wolten,
Wie recht deutsch sie handeln solten.

43. Die deutsche Sprache. (III, 5, 67.)

Kan die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kan sie doch auch spielen, schertzen, liebeln, gütteln, kürmeln, lachen.

44. Ihrzen. (III, 2. Zug. 196.)

Ists deutscher Art gemäß, mit Worten so zu spielen?
Wir heißen Einen „Ihr", vnd reden, wie mit vielen.

45. Vom Opitio. (II, Zugabe, 133.)

Im Latein sind viel Poeten, immer aber ein Virgil:
Deutsche haben einen Opitz, Tichter sonsten eben viel.

46. Schalcks-Narren. (I, 5, 35.)

Ein Herr, der Narren hält, der thut gar weißlich dran,
Weil, was kein Weiser darff, ein Narr jhm sagen kan.

47. Hofe-Künste. (I, 7, 91.)

Künste, die zu Hoff im Brauch,
Wolt ich, dünckt mich, künnen auch,
Wann nur eine mir wolt ein,
Nämlich vnverschämt zu seyn.

**48. Wilstu seyn bei Hofe da?
Ey so lerne sprechen: JA!** (I, 8, 42.)

Viel Sprachen reden künnen ziert einen Hofemann;
Wer, was der Esel redet, der ist am besten dran.

49. Hofe-Regel. (I, 9, 75.)

Fürsten wollen keinen Diener, der da wil, daß Tranck vnd Essen
Soll nach Ordnung vnd Vermögen seyn getheilt vnd abgemessen;
Fürsten wollen keinen Diener, der da wil voran verkünden,
Was auff jhr verkehrtes Wesen für Verterben sich wird finden;
Fürsten wollen keinen Diener, der da wil, daß jhr Gewissen
Sich von allem arg Beginnen kehren soll zu ernstem Büssen.

50. Obrigkeit vnd Unterthanen. (II, 1, 61.)

Ob die Untren von den Obren, ob der Untren Obre wegen,
Fragstu, sind? Frag, ob am Hirten ohne Heerd ist viel gelegen?

51. Ein König vnd Tyrann. (II, 2, 63.)

David war ein frommer Hirte, Nimrod ein gewaltsam Jäger;
Fürsten sollen seyn deß Volckes nicht Zerstreuer, sondern Häger.

52. Eines Fürsten Amt.

EIn Fürst ist zwar ein Herr; im Fall er herrschet recht,
So ist er seinem Volck als wie ein treuer Knecht;
Er dient zu jhrem Heil, er müht sich, daß er schwitzt,
Daß sein vertrautes Volck gedieg- vnd rühglich sitzt.
Er wacht, damit sein Volck fein sicher schlafen kan,
Er stellt sich für den Rieß, nimmt allen Anlauff an,
Ist Nagel an der Wand, daran ein jeder henckt,
Was jhn beschwert vnd drückt, was peiniget, was drängt.
An Ehren ist er Herr, an Treuen ist er Knecht:
Ein Herr, ders anders meint, der meint es schwerlich recht.

53. Eines Fürsten Bewust von den {Seinen / Schweinen. (I, 3, 8.)

JSt deß Fürsten gröste Tugend, daß er die kennt, die sind Seine?
Ist deß Fürsten gröste Tugend, daß er kennt die wilden Schweine?
Jenes, wil ich feste glauben, sey deß Fürsten eigne Pflicht;
Dieses, glaub' ich, sey deß Försters, sey des Fürsten eigen nicht.

54. Herschen, versetzt Schehren. (II, 8, 39.)

Grosse Herren, die da herschen, mögen schehren, nur nicht schinden;
Hirten nehmen so die Wolle, daß sie Wolle wieder finden.

55. Adel. (I, 2, 100.)

HOher Stamm vnd alte Väter
Machen wol ein groß Geschrey;
Moises aber ist Verräther,
Daß dein Vrsprung Erde sey.

56. Enderung deß Anschlages. (II, 10, 91.)

Zu Wasser muß nach Hause, wer nicht zu Lande kan:
Wem ein Rath nicht gelinget, greiff einen andren an.

57. Ein Weltverständiger. (III, 3, 20.)

Tapffre Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Löwen,
Daß Betrieger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

58. Beginnen. (III, 6, 54.)

Fang alles an nur mit Bedacht, führ alles mit Bestand:
Was drüber dir begegnen mag, da nim Gedult zur Hand!

59. Der Tod. (II, 1, 15.)

DEr Tod ist vnser Vater, von dem vns new empfängt
Das Erdgrab, vnsre Mutter, vnd was in jhr vermengt;
Wann nun der Tag wird kommen vnd da wird seyn die Zeit,
Gebiert vns diese Mutter zur Welt der Ewigkeit.

60. Glauben. (II, 1, 100.)

Luthrisch, Päbstisch vnd Calvinisch, diese Glauben alle drey
Sind verhanden, doch ist Zweiffel, wo das Christenthum dann sey.

61. Der Köhler-Glaube. (III, 2, 85.)

Was die Kirche glauben heist, soll man glauben ohne wancken:
Also darff man weder Geist, weder Sinnen, noch Gedancken.

62. Der Morgen. (II, 8, 77.)

Vom Bette steh ich auff auß meines Leibes Ruh:
Gib Gott, daß ich vom Grab ersteh dem Himmel zu.

63. Der Mittag. (II, 8, 78.)

Dein Wort, HErr, scheint so klar, als wol kein Mittags-Licht;
Hilff, daß es mich erleucht vnd alle Blindheit bricht.

64. Der Abend. (II, 8, 79.)

Der Abend kümmt heran, ich geh dem Tode zu:
Gib Gott, daß, wann er kümmt, ich nichts verbotnes thu!

65. Die Nacht. (II, 8, 80.)

Der Schlaf gibt neue Krafft; hilff, daß des Grabes Nacht,
O Gott, auf jenen Tag mich ewig freudig macht!

66. Poetinnen. (II, 2, 52.)

Wann Weiber Reime schreiben, ist dupelt jhre Zier,
Dann jhres Mundes Rose bringt nichts als Rosen für.

67. An Rhodiam. (III, 2. Zug. 24.)

Rhodia, nicht geh ins Feld! Werden Bienen deiner jnnen,
Wird sich dein Gesicht vnd Mund jhrer nicht erwehren künnen,
Werden lassen Ros' vnd Klee, werden alle Blumen lassen,
Werden deinen Honig nur, werden deinen Zucker fassen.

68. Ein geschmünckter Freund. (II, 9, 37.)

Ptochus ruffte seinen Freund in der Noth um Beyschub an;
Dieser schickt ihm Hülffe zu, spannet aber Krebse dran.

69. Von meinen Reimen. (III, 6, 2.)

Ich weiß wol, daß man glaubt, daß einer gerne thu
Das, was er gerne sagt; allein es trifft nicht zu:
Die Welt ist umgewand. Ich kenne manchen Mann,
An Worten ist er Mönch, an Thaten ist er Hahn.
Mein Reim ist manchmal frech, die Sinnen sind es nicht.
Der eine Zeug ist Gott, der ander das Gerücht.
Ich höhne Laster aus, ich schimpffe böse Zeit,
Dann die macht grosses Werk von grosser Uppigkeit.

Hans Wilmsen Lauremberg.

Die volksthümliche Richtung, die wir in Logaus Sprüchen erkannt haben, tritt noch auf eine viel entschiedenere Weise in den Dichtungen Laurembergs hervor, der dieselbe sogar mit Bewußtsein den neuen Bestrebungen in der Kunst entgegensetzte. Hans Wilmsen Lauremberg, im J. 1591 zu Rostock geboren, machte wahrscheinlich nach vollendeten Studien größere Reisen, worauf er Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt wurde, die er jedoch schon im J. 1623 verließ, als er zum Professor der nämlichen Wissenschaft an die Ritterakademie zu Soroe in Dänemark berufen wurde, wo er im J. 1659 starb.

Laurembergs Ruhm gründet sich vorzüglich auf seine Satyren, die er erst in seinen spätern Jahren verfaßt zu haben scheint, da er in denselben von seinen grauen Haaren spricht. Er veröffentlichte sie zuerst unter dem Titel: „De nye poleerte Utiopische Bockes-Büdel. Entworpen in veer Schertz-Gedichte. In Nedderdütisch gerymet dörch Hans Willmsen L(auremberg) Rost(ochiensem). Gedrücket in düssem itzigen Jahr. (O. O. u. J.); die bekanntere Ausgabe: „De veer olde beröhmede Schertz-Gedichte ꝛc. Mit eenem Anhang van etlicken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Mißbrücken. Gedrücket in düssem itzigen Jahr" (1654) ist ohne Zweifel eine zweite, vermehrte Auflage. In diesen Gedichten tritt Lauremberg in den entschiedensten Gegensatz zu seiner Zeit, deren Gesammtentwickelung er als innig zusammenhängend betrachtete, weshalb ihm die Quelle des Verderbens nicht bloß in der Sittenlosigkeit, in der Nachahmung fremder Sitten und Trachten, oder in der Mischsprache lag, sondern auch in der neuen Kunstdichtung selbst, deren ausländischer Ursprung seinem kernhaften und ächt vaterländischen Sinn nicht weniger mißbehagte, als jene übrigen Nachäffereien des Auslands. So steht er neben Schuppius in seinen Bestrebungen beinahe allein da, und wenn die Bedeutsamkeit eines Dichters ausschließlich nach seinem Einflusse auf den Gang der Literatur bemessen werden dürfte, so würde er eine der untergeordnetsten Stellen einnehmen, denn er blieb zu seiner Zeit beinahe ganz unbeachtet, und seine Opposition gegen die neue Kunst hatte nicht den geringsten Erfolg. Es muß das Urtheil aber ganz anders ausfallen, wenn man neben dem Talent auch die Richtigkeit der Ansichten in die Wagschale legt, denn Lauremberg hatte in seinem Verlangen, daß die Poesie vor Allem auf rein nationaler Grundlage sich entwickeln solle, offenbar das vollste Recht, und seine Satyren sind selbst das schönste Zeugniß dafür. Wir müssen sie daher sowohl wegen ihres Inhalts, als wegen der geistreichen und talentvollen Ausführung genauer betrachten.

Schon der Umstand, daß er sie in der Mundart seiner Heimat schrieb, ist bedeutsam; das Hochdeutsche war ihm der Repräsentant der neuen Kunstdichtung, er glaubte, daß sich in demselben das volksthümliche Element nicht fassen lasse. Freilich hatte er darin Unrecht, und vielleicht hätte er größeren Einfluß gewonnen, wenn er nicht in diesen Irrthum verfallen wäre; aber derselbe war zu seiner Zeit gewiß schwer zu vermeiden.

In seiner ersten Satyre: „Von der Mynschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren", behandelt er dasselbe Thema, welches Logau in so mannigfaltiger Abwechselung vorführt, die Nachahmung fremder Sitten und Trachten. Die Entwickelung ist durchaus geistreich und sprudelt von dem witzigsten Humor. Pythagoras, beginnt er, habe einst die Seelenwanderung verkündigt. Wenn dessen Lehre wahr sein sollte, so würde ihm, dem Dichter, die Entscheidung schwer fallen, in welches Thier seine Seele fahren sollte; am liebsten möchte er aber doch ein Schooßhündchen werden, denn da würde er es besser haben, als ein armer Mensch, er würde Alles in Fülle bekommen, und auf weichen Pfühlen ruhen oder im Schooß einer Jungfrau, wie es nun der Gebrauch sei. Als Mensch möchte er am liebsten dem Mittelstand angehören. Freilich thue ihm auch da die Wahl wehe: ein Kaufmann sei gar unsicher, ein Zöllner sei schon besser, denn die seien keine armen Sünder mehr, wie zur Zeit Christi, denn:

„Een Armer ys nich ryck, een Sünder hefft keen Ehr,
Drum ys een Tölner nu keen armer Sünder mehr."

Ein Handwerker sei am Ende das Beste, denn Handwerk habe goldnen Boden, und am liebsten möchte er ein Schneider werden, aber keiner von den gewöhnlichen, sondern ein Schneider von Paris, einer von denen, die auf der Nadelspitze Ehre und Reichthum erklommen hätten. Wie schmeichelhaft wäre es nicht, wenn ein großer Herr zu mir käme, fährt er fort, mich um Rath zu bitten, weil er wohl wüßte, daß die Mode in allen Ländern von mir abhänge. Dies bringt ihn auf die Betrachtung des Einflusses, welchen Frankreich auf die deutschen Sitten ausübt, und er spottet besonders darüber, daß Alles nach Frankreich reise, als ob man dort Wissenschaft, Kunst und Verstand essen und trinken könnte. Er habe, schließt er, eine Mode ausgedacht, die so lange währen könne, bis der menschliche Leib eine andere Gestalt bekomme; allein was helfe es, wenn sie auch bei harter Strafe geboten würde: wenn es sich um die Mode handle, sei auch die härteste Strafe bei den Weibern unwirksam.

In der zweiten Satyre: „Von Alemodischer Kleder-Dracht", entwickelt er die ganze Derbheit seines Humors, und man muß gestehen, daß die Modethorheiten nicht besser, nicht schneidender gezüchtigt werden konnten, weshalb man es ihm wohl verzeihen kann, wenn er oft in der Ausführung die Gränzen des Anstandes überschreitet. Diese Satyre ist, wie auch die folgenden, durch die glückliche Einschaltung von witzigen Anekdoten außerordentlich belebt, und das Ganze macht bei der launigen und oft muthwilligen Darstellung den ergötzlichsten Eindruck; nur muß man sich die Derbheiten gefallen lassen, die hier übrigens auch ganz an ihrer Stelle sind. — Ich kann von den Modethorheiten, heißt es am Anfang, keine andere Ursache finden, als daß die Menschen sich jetzt über ihren Stand erheben wollen.

Namentlich wollen die Frauen niederen Standes es immer den adeligen nachthun: da diese früher als Nonnen einhergingen, seien jene als Beduinen gekommen; jetzt, da sie offenen Busen tragen, gehen die Bürgermädchen halb nackt. Diese Mode, welche auch dem Logau Stoff zu zahlreichen Epigrammen gibt, erzählt er weiter, sei folgendermaßen entstanden. Als es Mode gewesen, die Brust zu decken, habe man den Mangel der Natur beim Kaufmann ersetzen können; nun seien einst einer Jungfrau die papiernen Brüste auf die Erde gefallen, und von da sei die Sitte aufgekommen, den Busen zu zeigen, um nicht in Verdacht zu gerathen, ihn bei einem Krämer geholt zu haben. Es sei gut, wenn es dabei bleibe, aber eine andere Geschichte, die sich neulich begeben, könnte weiter führen. Denn ein junger Mensch habe sich als Mädchen verkleidet und sei als Zofe in die Dienste einer Jungfrau getreten, was sehr schlimme Folgen gehabt habe. Seit dieser Zeit stehe jedes Mädchen in Verdacht, sie möchte ein verkleideter Mann sein; um die Ruhe wieder herzustellen, wäre es daher am besten, wenn man zur Natur zurückkehrte und wie die Indianer ganz nackt umherginge. Doch was ich im Scherze sage, fährt er fort, ist nur zu wahr, denn schon hat die Mode den Männern den Bart beinahe ganz weggefressen (es sind nur zwei kleine Knebelchen unter der Nase geblieben) und den Frauen ist es nicht besser ergangen, da ihnen die Mode tagtäglich mehr von den Kleidern wegfrißt, so daß sie in der That bald ganz nackt gehen werden. Eine eben so thörichte Mode sei das Parfümiren, welches doch nur aus Noth aufgekommen sei, da ein französischer Cavalier es erfunden habe, um den üblen Geruch, den er verbreitete, zu besiegen. Eben derselbe habe auch die Perrücken aufgebracht, als sein Haar von einer ekelhaften Krankheit abgefallen sei; und was er erfunden habe, um seine Schmach zu verbergen, das gelte jetzt für Hoheit und Zierde.

Von dem dritten Gedicht: „Von vormengen der Sprake unde Tituln", das einen damals vielfach bearbeiteten Stoff behandelt, heben wir nur die eigenthümlichsten Stellen hervor. Der Dichter knüpft es an das vorhergehende an, wie das nachfolgende an dieses. Es hätte am Ende nicht so viel zu bedeuten, sagt er, daß man die Kleider aus der Fremde holt; aber schlimmer ist es mit der Sprache. Wenn Einer eine Frau in einem fremden Kleide sieht, so weiß er doch immer, daß es ein Frauenkleid ist, aber wenn Jemand die vermengte Sprache hört, so weiß er nicht, was er davon zu halten habe. Die deutsche Sprache hat jetzt Schiffbruch gelitten; die französische hat ihr die Nase abgeschnitten und ihr eine fremde angeflickt. Die alten Niedersachsen haben gesprochen, wie ihre Ahnen, man nannte das Rechte gleich und das Krumme schief, aber jetzt heißt eine Hure Curtisane, und der Diener Page. Die da raubten, nannte man früher Diebe und hing sie auf; jetzt heißt stehlen künstlich anpacken, davonlaufen heißt retiriren und ein Schlingel ist ein Cujon. Im Marsch begriffen sein, war ein unfläthig Wort, jetzt braucht man es von den Soldaten, wenn sie in Ordnung fortrücken. Hätte man früher den Jungfrauen gesagt: „Gott grüß euch, schöne Damen", so hätten sie den Rücken gekehrt und allenfalls geantwortet: „Was bildest du dir ein, und was meinst du, grauer Esel? Weißt du, Bärenhäuter, nicht, wie ich heiße? Mein Name ist Annemieken oder Grete. Ich bin keine Dame, deine Mutter, die Hure, war ein solch Ding!" Jetzt will Alles Monsieur heißen, Fuhrleute, Stallknechte und Scheerenschleifer. Die Sucht, die fremde Sprache nachzuahmen, hat die Titelsucht nach sich geschleppt, die noch lächerlicher ist. Jetzt ist der Hofmeister ein Präceptor, der Schreiber ein Secretarius, die Magd eine Jungfer; der Zimmerknecht wird Baumeister, und der Quacksalber ein Doctor genannt.

In literarischer Beziehung ist die vierte Satyre: „Von Poesie unde Rym-Gedichten", die wichtigste, da der Dichter darin seine schon oben angedeuteten Ansichten über die Dichtkunst entwickelt. Wir theilen sie unten mit, brauchen daher nicht so ausführlich in dieselbe einzugehen: auf die Hauptstellen müssen wir jedoch aufmerksam machen, zunächst auf die, in welcher er über die Menge von Dichtern spottet, die zu seiner Zeit aufgetaucht waren (S. 228). Jeder will jetzt Verse machen, läßt er einen reichen Kornhändler sagen; junge Bengel, die noch kaum lesen können, wollen schon Poeten sein; es werden bei jeder Gelegenheit Gedichte fabricirt, Niemand kann geboren werden, heirathen oder sterben, ohne daß gecarmet und gereimt wird, ja selbst Mädchen legen poetische Windeier (235—338). — Es läßt sich das Unwesen nicht besser und anschaulicher schildern, als es in der angegebenen Stelle geschehen ist; aber der Dichter hat es nicht eigentlich auf die Dichterlinge abgesehen, sondern auf die Chorführer selbst und auf die ganze neue Kunst. Auch ich bin an jener Seuche krank gelegen, fährt er fort; ich habe Verse geschrieben, aber sie haben mir wenig Gewinn gebracht *), weil sie schlecht und recht geschrieben waren. Hätte ich gedonnert und in hochtrabenden Worten gesprochen, hätten sie mir mehr eingetragen; aber so gelten meine Verse Nichts, weil man sie ohne Commentar verstehen konnte. Ich könnte freilich eben so hoch traben, als Andere, so daß Niemand verstehen sollte, was ich sage. Nun führt er einige Beispiele solch hochtrabender Darstellung aus irgend einem Dichter an, von denen er eine höchst ergötzliche Erklärung gibt, worauf er also fortfährt: Solch hoch erleuchtete Rede bringt den neuen Poeten einen ewigen Namen, und es ist jetzt lächerlich, so zu schreiben, daß es Jedermann verstehen kann. „Man muß seine Federn hoch in die Luft schwingen, Und mit poetischem Styl durch die Wolken dringen." Ich aber bleibe doch lieber bei den Alten, bei meiner simplen Weise **). Man tadelt mich, daß meine Verse nicht nach der neuen Manier gebildet sind und bald zu viel und bald zu wenig Sylben haben; ich habe aber noch in keinem Gesetzbuch gelesen, wie lang ein deutscher Vers sein muß; es ist noch kein Decret ausgegangen, wie schmal, wie dick und breit sie sein müssen. Es sind darüber noch keine königlichen Mandate verkündet worden, und ich kenne den Herrn nicht, durch dessen Befehl wir an die

*) V. 374 ff. Daraus ließe sich schließen, daß er früher schon gedichtet habe; wir kennen von ihm außer den Scherzgedichten nur noch zwei oder drei Dramen, die er hier doch kaum meinen kann.

**) Noch ausdrücklicher heißt es in dem einleitenden Gedicht:

„Kleder, Sprake, Versche schryven
Endert sich fast alle Jahr;
Man ick echt ydt nich een Haer:
By den Olden will ick blyven,
Höger schall myn Styll nich gahn,
Als myns Vaders hefft gedaen."

Sylbenzahl gebunden sein müßten, wie der Hund an die Kette. Zwar hat mir ein Freund gesagt, er habe beim Buchbinder den 28. Theil des 12. Bandes eines Grundrisses der deutschen Prosodie gesehen; aber dennoch glaube ich, es sei ziemlich gleichgültig, ob ein Vers kürzer oder länger sei, als der andere. Wenn es den Kritikern nicht gefällt, so dürfen sie ja nur vom langen Etwas abschneiden und dem kurzen zufügen, so ist dem Uebel ja leicht abgeholfen. Auch tadelt man mich, daß ich mich der hochdeutschen Sprache nicht bediene, aber Jedem gefällt seine Muttersprache eben am besten. Uebrigens ziehe ich das Niederdeutsche schon deswegen dem Hochdeutschen vor, weil es beständig und fest bleibt, während sich dieses aller fünfzig Jahre verändert. Auch ist die Bibel früher in niederdeutscher Sprache geschrieben und gedruckt worden, als in der hochdeutschen, und in weltlicher Weisheit ist kein Buch, das mehr Ruhm und Lob verdient, als der „Reinecke Vos“, ein schlichtes Buch, in welchem Verständigkeit als ein theurer Schatz verborgen liegt, wie Feuer unter der Asche.

Nachdem wir unsere Leser mit dem Inhalte der „Scherzgedichte“ bekannt gemacht haben, aus denen die Stellung des Dichters zu seiner Zeit deutlich genug hervortritt, bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über die Ausführung zu sagen. Lauremberg hat einen stets bereiten Witz und er ist, wie überhaupt reich an Gedanken, so insbesondere reich an glücklichen Einfällen voll ächt komischer Kraft. Freilich ist er dabei nicht bedenklich; er sagt alles frei und keck heraus, und schreckt auch vor Ungezogenheiten nicht zurück, aber er bringt selbst die bedenklichsten Dinge mit einer durch und durch kernhaften Natürlichkeit vor, die von aller Lüsternheit oder gemeinen Frivolität weit entfernt ist. Er nennt eben das „Krumme schief“, wie es seine Vorfahren gethan. Ein streng logischer Zusammenhang der Gedanken, wie etwa bei Opitz, ist seine Sache ebenfalls nicht; aber wenn er sich auch hie und da Sprünge erlaubt, so diente ihm dies nur dazu, den Hauptgedanken in ein noch lebendigeres Licht zu setzen, und zudem ist seine Plauderei immer geistreich und voll Humor. Seine Darstellung ist durchaus volksthümlich, einfach aber voll Leben und Wahrheit. Er wendet gern Sprichwörter an, wie er überhaupt Ausdrücke, Wendungen und Bilder aus dem gewöhnlichen Leben liebt, ohne daß er jedoch zum Platten herabsänke, vielmehr gewinnt seine Darstellung dadurch an Frische und Beweglichkeit, so wie sie durch die eingeflochtenen Erzählungen oder Gespräche episch anschaulich, oder dramatisch lebendig wird.

Die kleinern Gedichte, welche den Anhang bilden, sind zum Theil ähnlichen Inhalts, wie die Satyren, zum Theil enthalten sie Bilder aus dem Volksleben; auf diese kommen wir später wieder zurück.

Dat veerde Schertz-Gedichte,
Van Allemodischer Poësie un Rymen.

DAt gerne jederman sick sülvest höret röhmen,
Darinne kan man ehn nicht lastern noch verdömen:
Dat ys nu von Natur een angebarne Lust,
De wy gesagen hebt auth unser Moder-Brust,
Wowol wen wy uns wiln mit unser Maate meten,
Wy avertüget syn dörch egenes Geweten,
Dat sulckes Loff herkümpt uth luter Hüchelеy,
So laten wy ydt doch passeren quidt un frey,
Un meenen, eenen Mann unbillick Loff tho wenden,
Sy beter, als mit Recht un Billigkeiten schenden.
De Titel un de Ehr, de een dem andern gifft,
Wen he en redet an, eddr wenn he an ehn schrifft,
Darin kan man een Bild der Döget hörn un lesen,
De in demsülven ys, edder in em scholde wesen.
De Zweck un Richtemahl de Titel allesampt,
Ys dat se tügen an de Hochheit edder Ampt.
Wen schon de Titel feilt in der Persohn offtmahlen,
De sülcken Loff un Ehr van wyden nich kan halen,
Erinnert he ehm doch, als dat ydt ehm gebõhrt,
Dat he sick werdig maack den Titel, den he föhrt.
Wol averst alltho sehr mit Titeln sick will klauen,
Un sines Standes Ehr will alltho hoch upstauen,
Glyck als dat Wetter deit, dat mit Gewalt sick streckt,
Hoch gegen synen Dam, als den de Dam dörchbreckt,
Un krigt een groot wyet Lock, nich ahn des Landes Schaden,
Dar ligt de Titel den, un ys nich wol geraden.
Man röhmt jo billig den, de dar ys röhmenswerth,
Un wem dar Ehr gebõrt, de ward mit Recht geehrt;
Man Myßbruck, de verderfft veel Ding schentlyker Wyse,
De an sick sülvest sind in hogem Lave un Pryse.
Nu möcht ick doch wol weten geren,
Wat doch dat vor Lüde gewesen weren,
De am ersten sülcke Dorheit bedacht,
Un de Titel hebben so hoch gebracht.
Ick hebbe wol ehr gehört van eenem olden Buren,
Der were een sünderlyke Art van Creaturen,
De mit Spitzhöden un den Voßschwantz tho strykent,
In der gantzen Welt nich hadden ehres glyken;
Mit schmeicheln erwerven der Herren Gunst,
Dat wer er Meisterstuck un groteste Kunst.
Desülven Lüde wurden nu genöhmt Poeten;
Mit dem Namen leten se sick sülvest heten.
Van ehn synd erstlyk gekamen un entsprungen
De hogen Titel un Reden mit krummen Tungen,
So sede der Buer. Alsobald quam dar een Mann,
De hadde een groff thoflicket Wammes an:
Keene Lues kunde hechten up siner Kappe.
Vör de Knee hat een groet leddern Lappe;
Een Stück vam Hembde hinck ehm uth de Brook,
Dat nich recht vel nah Rosen roock.
Syn schmerig Hoot was gantz thoreten,
De Thöne hadden syne Scho dörch gebeten
Ick dachte by my sülvest, ick dörste wedden,
Dat wy hier eenen von den Poeten hebben.
Uth siner Lumme langde he her een Papier,
Dat was gantz vett un thoreten schier;
He sprack: „Könne gy Latyn, dat lath my weten.“
Ick sede: „Myn Latin hab ick bald vergeten:
Ick hebbe wol ehr in beyden Stylen
Mit Latin my könnt herümmer kielen,
In Ligaten un ock in Prosen,
Dat ys im gebunden Stiel un im losen;
Wat ich nu noch kan, wert my weinig nütte,
Ick kan wedder Speck davör köpen, noch Grütte.“
He sprack: „Glyck ys by glyken gekahmen,
Vögel von eener Fedder flegen gern thosamen,
Doch juw ys dat Gelück noch beter gewagen,
Mit eenem golden Klede sind gy angetagen.
Daruth ick wol kan gissen un ermethen,
Dat gy synd in eenem ehrliken Stande geseten,
Ick weet nich, wor ick my schall henwenden,
Kuem kan ick bedecken myne nakede Lenden.
De Orsake, dat ick geh in sülcken Lumpen,
Ys, dewyl ick nich kan bringen grote Grumpen:
Ick kan nich pludern, schnorcken, noch pralen,
Noch andre över de Hekel halen.
Denn nu ys mich veel daran gelegen,
Offt eener studeret hefft tho degen,
Kan he man groot spreken und praleren,
So kan he wol kamen tho Ehren.
Wol gebruken kan dat grote Messer,
De wart wol Rector adder Professer.
Dat Sprickword, dat myn Oldervader sprack:
Grote Wörde füllen nich den Sack,
Dat will tho dyssen Tyden nich gelden,
Ydt drapt nich in, eder jo gar selden.
De Upschniederey un Rodomontade,
De füllen nu den Büdel drade,
Wol simpel by der Erden will krupen,
De kriegt weder tho freten, noch tho supen;
He wart nich veele prospereren,
In kenem Ansehn kahmen by groten Heern.
Van ehm ward man dat Ordeel fellen;
Dat ys eener van den schlichten Gesellen,
De kan synen Kraem nich tho Markede bringen,
Noch discureren von Politischen Dingen.
Uth synem oltfrenkischen Wams kan man verstahn,

Dat ydt wert syn een schlecht Urian.
Man kan den Pracher wol wahnen laten
In eenem olden verfallenen Katen,
Darin een Dörp-Schoster sick schulde schemen,
Mit den Knechten syne Residentz tho nehmen.
Seet, Heer, myns gelyken, so geit ydt hüden,
So spöket de Düvel mit den Lüden,
Dewyl ick nich wil pralen un hoch spreken,
So heb ick kum dat leeve Brod tho breken,
Un moet wol offtmahls gar schmale byten,
Un de Kleder up den tyve verschlyten.
Man de Poeten, de dar hebben den Nahmen,
Dat se nüwlyck vam Parnass synd gekahmen,
Un hebben den gantzen Helicon upgeschlaken,
De könen sick ere Versche wohl tho nütte maken,
De krigen wol up eenmahl verehrt
Staatlyke Geschenck, wol hundert Daler werth.
Dat gesapene Sap uth der Hipocrene,
Dat kan se setten up de Bene.
Wy, arme Stümpers, de nich veel dögen,
Wenn wy een Carmen schryven na unsen Vermögen,
So goet, als wy ydt hebben gelehrt,
Kriege wy doch selden, wat davör hört.
Man meent, ydt schal gode Recompense wesen,
Wen se dree adder veer Regen darvan lesen,
Un könnan de Arbeit wol verschülden,
Wenn se dem Drücker betahlen eenen Gülden.
Dat sülve Gelücke hab ick ock gehat,
Ick hebbe studeeret, wat helpt my dat?
Seet hier, dyt Carmen heb ick nüwlych geschreven,
Un eenen Daler davör tho drücken geven:
Wille gy ydt lesen, un flytig betrachten,
So schöln gy bekennen un erachten,
Dat Apollo mit den Musen alle negen
Ydt hebben entfangen in erem Bregen,
Un dat at ys uth Cyrtha geslaten,
Als ick ydt hebbe willn in de Fedder vaten.
Ick weet, gy werdet beter darvon richten,
Als eener deed van den Bösewichten,
Van den kalen verbrüdeden Esels-Gesellen.
Settet juw wat dael, ick willt juw vertellen:
Ydt ys ungefehr een Maent adder wat,
Dat ick quam in eene vörnehme Stadt
Up myn Apostel-Parode gereden;
Wyl dat ydt ys eene von den beröhmsten Steden,
So was myne Mening, ick wolde etlyken Heren
Dyt Carmen, dat gy sehn, offereren,
Darmit ick konde een Viaticum erlangen,
Un een Stücke Geldes van een entfangen.
Erer etlike sick sehr römlick heelden,
Un my eene ehrlike Gave mitdeelden,
Darmit ick myne heete Lever kölde,
Un de Schwarichheit vam Harten spölde.
Etlyke my nichtes geven wulden
Un my noch dartho de Huet vul schulden.
Under andern quam ick in een Huß gegahn,
Dat schönste, dat in der Straten möchte stahn,
Ick dachte: Hier waent gewiß een Excellentz,
Edder ys eenes hochgeleerden Residentz;
Thom weynigsten waent hier de Decanus.
Ick makede eene zierlike Baselmanus
Vör twe Megden, de my quamen entgegen,
Un lachenden, so bald als se my segen,
Ich sprack: Jungfern, willet my tho willen dohn,
Un helpen my thor Audientz by dem Patron?
De eene Magd sede: Gode Frund, gy drömet!
Hyr ys nemand, de Patron werd genöhmet.
De Here hyr int Hues, dar gy na fraget,
Ys etlyke Jahr gewesen een Vaget,
Nu ys he een Koopman, un handelt mit Koren.
(Ick dachte in my sülvest: dat synd spöttische Horen!)
Ys etwas an juwem Warff gelegen,
So will ick ydt em antögen yuwentwegen.
Lange stund ick dar un luerde by der Dör,
Bath endlick de eene Magd quam wedder hervör.
Se sag my glupisch an un sede: Unser Vaer,
De hefft nu nichts Behoff von juwer Waer;
Wen he wart upt Jahrmarckt wandeln,
So wil he juw wol etwas affhandeln.
De Heer sampt de Magd, de weren so alvern,
Un meenden, ick were een von den Quacksalvern,
Un hedde tho kope Kruet vör de Wörmen,
De den jungen Kindern de Büke störmen,
Edder dat ick konde böten de Rupen,
De in den Garden up de Böme krupen.
De andre Magd sede tho er: Ey scharn,
Du bist nich wys, myn gode lille Marn,
Du sühst een vör eenen unrechten an:
Dat ys gewiß desülve Mann,
De unsen Schwynen plecht uthnehmen ere Saken,
Un van den jungen Bullen kan Ossen maken.
Ick dachte in my sülvest: Gy Schand-Teven,
Dat juw de Bödel den Segen möte geven!
Hed ick juw allene an eenem Ordt,
Ick wolde juw de Wörme so dryven forth,
Un juw de Saken so uthnehmen,
Gy scholden juw een gantz Jahr dröm gremen.
Nu dat ys dat. Ick brachte ydt endlyck so fern,
Dat ick ward ingelathen tho dem Hern
In eene Stuve, dar was ydt althomahl
So prächtig, als in eenes Försten Sael.
Ick dede een grote Reverentze maken;
He satt so styff, als een Hoppenstaken.
Wol synd gy? sede he, gevet juw kund!
Will gy Garsten edder Roggen etlyke Pund?
De köne gy bekahmen hüte edder morgen
Vör baren Gelde un nich tho borgen.
Ick sprack: Grotgünstiger, hochgeehrter Heer,
Ick schetze my glückseelig der groten Ehr,
Hieher tho kamen an dissen Orth,
Un mit dem Heren tho wesseln etlyke Wort.
Der Gelehrden Patron wert de Heer genöhmt,
Davör ys he in der Welt beröhmt:
Em will ick dyt Carmen offereren,
Un in syne hoge Gunst my recommenderen.
Synes Nahmens will ick röhmlick gedencken,
Un in den Tempel der Memorie hencken.
Der Heer sat lang un sach my an;
Endlyck sede he: Gode Mann,
Ick weet nich, wat ick scholl uth juw maken;
Gy schnackt wunderlick seltzame Saken.
Velicht werd gy een Magister syn,
Un den Kindern in de Schole leeren Latin;
Edder mögen wol gahr een Bakelaers wesen,
Un in der Academe den Studenten vörlesen.
Laet my ydt hören, dat ick kan weten,
Wo ick juw schall titeleren un heten.
Ick sede: Groetgünstige Heer un Patron,
Dyt Carmen wert uthwysen myne Profession;
Ock bin ick een Poet van veelen Jahren,
In der edlen Poësie gelehrt un erfahren.
Hed ick so veel Glücks als Geschicklicheit,
Ydt würde my so nich gahn, als ydt my geit.
Phœbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Marte överwunden im fryden;
Pandora, törnig över de maten,
Hefft ere gantze Büsse över my uth gegaten:
Darvon bin ick nu een Irus worden,
Un getreden in der Mendicanten Orden. —
Gy reden tho hoch, sprack de Mann thor stund,
Yuwe Wörte synd alltho kakelbunt.
Doch so veel als ick daruth vornehmen kan,
Synd gy een Poet un gelehrder Mann.
Wowol ick nu nich eegentlyk weet,
Wat dat tho saggen ys: Poet,
So hebbe ick doch van andern my lathen berichten.
Dat ydt de syndt, de Versche dichten,
De da könen allerley Ryme schryven,
Darmit se allenthalven eeren Handel dryven,
Up Hochtyden, Kindtöpen un by Doden,
Un wor se sünst etwas synd vermoden.
Wo gy ock eener von dem sülven sydt,
So kame gy hier nich tho rechter Tydt,
Den gy sehen wol, myn gode Heer,
Dat hyr ys weder Köste noch Kindelbeer.
My wundert nich weynig, dat gy synd so geck,
Un bewehren juw mit sulcken Dreck.
Dat Handwarck ys yo so gar tho gemeen,
Verse will itzunder schryven yder een.
De jungen Bengels, de kuem könt lesen,
De willen alle Poeten wesen.
In allen Brudtlachten dat drütte Gericht
Ys wißlyck een Hochtyd-Gedicht,
Darmit gilt de Wien henin desto sachter,
So kan man lustig seggen blanck achter.
Wenn begraven schal werden een Lyck,
Ys ydt gewesen jemand Vörnehm un Ryck,
Strar möthen uthgedeelet werden Carmen,
Glyck als men Almissen utheelt den Armen,
By si bona moeth ein Carmenwesen,
Dat eene wert gesungen, dat ander wert gelesen;
In bedrövet schwart Papier ys ydt ingebunden,
Dat dryfft de Trurigkeit weg thor Stunden,
De Seele wert glyck up nahm Hemmel geföhret,

Trotz eenem Düvel, de ehr een Heer anröhret,
Deßglyken wenn man wil frische Magisters backen,
So werden Carmen uthgedeelet mit gantzen Sacken;
In Dänisch, in Düdisch un Latin
Moeth ydt gecarmet un gerymet syn;
De geven sülcke stattlyke Resonantz,
Als een Furt in eenem Kalverdantz.
De Ryme mögen springen edder hincken,
De Boockbinder moet etwas hebben tho drincken.
Ja dat noch mehr ys, ick heb my lathen seggen,
Dat ock Deerens Poetische Wind-Eyer leggen:
Se maken düdische Carmen so hüpsch un fyn,
Dat ydt mag een Lust tho lesen syn.
Darmit wünschen se Glück un Seegen,
Erem Broder, wenn he hefft eene Fruwe gekregen,
Können also syne Hochtydt schmucken;
Ydt were beter, se saten by den Mucken,
Edder neyeden een lang Halßlaken,
Edder wat sunst van andern Jungferliken Saken.
Wowol ick my nich kan vermethen,
Dat ick darvon scholde tho richten weten,
Höre ick doch van den, de ydt verstahn,
Dat se gar lappisch darmit ümmegahn,
Un dat se nich goet syndt tho andern Wegen,
Als de achter Porte damit tho fegen.
  Noch sind etlicke Dagdeve,
De herümme lopen mit Pracher-Breve;
De heten se ock Carmen, als gy seggen:
Wat dat ys, mögen de Gelehrden uthleggen.
Se kamen tho den Lüden in de Hüser gelopen,
Mit undütschen Dütsch fangen se an tho ropen,
Un langen een Stück van eener Scharteken,
Davör man en schal eene Verehringe reken.
Sobald se den Lüten de Hiehasen angetagen,
Un se üm een Stückschen Geldes betragen,
So fangen se an, ehre dröge Kehle tho salven,
Un supen herüm by helen un by halven.
De Tabarpipe moet darby syn strackx,
Darmit offern se ehrem Gott Bax.
Wenn denn dat Geldeken ys vertheret tho hope,
So muth de kahle Mantel blyven im lope,
Edder schölen ock den Hoot tho Pande lathen,
Un gahn mit eenem Stave langs der Straten.
Denn kümpt Heer Poët mit synen Carmen wedder,
Un bruket syn falsch bedregersch Mundledder.
Myn günstiger Heer, sagt he, de Krieg hefft my geplaget,
Van den Fienden bin ick int Elend verjaget,
Ick bin gefellen vnder mörderische Boven,
De my all dat myne hebben willen beroven. —
Se seggen de Warheit mit lögenhafftigen Munde,
Wenn ydt de, de ydt höret, man recht verstunde:
Er gelevede Vaterland, dat was de Kroog,
De Kröger was er Fiend, do he ehn den Rock uthtoog;
Se müsten ere gode Fründe verlathen,
De dar wanen in Beer-Tunnen un Wyn-Vaten. —
Ach helpet my, seggen se, dat ick bald wedderkehr
An den Orth, da my hen verlanget sehr! —
Will man wyken, edder will man wenden,
Se schölen etwas hebben in den Händen,
Profoss so moet dat syn gedahn,
Ehr se willen uth dem Huse gahn.
Doch wat segg ick darvan mit verdreet?
Gy wetent sülvest am besten, Herr Poët,
Gy hebben wol offtmals practisert,
Un syndt dar meisterlyck up uth gelehrt.
Nemt hen dissen Ricksmarck, un darmit thofreden syd:
Ich werde yuw doch sonst uth dem Huse nich quyt. —
Van dissem Discours ward my de Kopf so krueß,
My ruwde, dat ick was gekahmen in dat Hueß.
Ich konde my nich länger holden, sündern sede:
Wat synd dat vör fantastische Rede?
Uth juwen Wörden kan man woll ermeten,
Dat gy nich vel sind by den Bökern geseten,
Dewyl gy yuw Ordeel dörfften laten gahn;
Aver gy de Dinge gantz nich verstahn.
In sülvern Kannen sind gy beter gelehrt,
Un hebben in Peter Mäfferts Boock länger studeert.
De Ehre, de ick yuw hebbe angebaden,
De ys vör my gar schlecht geraden.
Ydt ys nich goet, un plecht nich tho dögen,
Dat men de Parlen werpet vör de Sögen.
Yuwen Ricksmarck möge gy beholden geren,
Stecket en in den Ers, so wert he nich verfreren —
Hyrmit ick ungesegnet uth der Stuven leep,
De eene Magt my achter naa reep:
Hyr, gy Mann, hebbe gy nie Leder tho singen
Edder sünst etwas van andern schnackschen Dingen?
Desemknöpe, Balsambüssen, Rottenkruet? —
Yck sede: Du Hoer, een Dreck up dyne Schnuet! —
Seht so höhnisch werden de Poeten verachtet,
Apollo mit synen Süstern schier gantz verschmachtet.
Darmit ick nich mehr lyde sülcke Schande,
Will ick wedder reisen nach mynem Vaderlande:
Yck wil sehn, dat ick kan werden een Schoelmester
In eenem Flecken, edder up eenem Dörpe een Köster. —
  Mit dyssen Wörden nam de Mann syn Affscheet,
Un van my weg up de Post tho Fote reet.
Ick ward up velerley Gedancken geföhret;
Syne Worde hadden my dat Hert geröhret.
Wat he sede ys wol all nich wahr,
Doch will ick ydt nich verwerpen gar.
Idt ys nu een gemeen Averganck;
An dersülven Süke bin ick gelegen kranck.
De Versche, de ick wol ehr hebbe geschreven,
Synd my tho keenem groten Profit gebleven;
Gar wenig Ehre hebb ick darmit ingelegt,
Dewyl se sind geschreven so schlecht un recht.
Hedd ick gedonnert un se so hoch erhaven,
So hedde ick wol gekregen grote Gaven.
Idt ys myne egene Schuld: ick bringe up de Baen,
Dat man kan ahne Commentarien verstahn.
Ick konde wol so hoch draven, wen ick wolde,
Dat ydt nemand, als ick alleen, begripen scholde.
Wan ick als de grote Poet schryven würde:
„Die Frau hat abgelegt ihrs Leibes reiffe Bürde,
Versieglend ihr Eh-Bett mit einem theuren Pfand,"
Wol würde ergründen disses Radels Verstand?
He meent darmit, de Fruw, de hefft ein Kind gekregen,
Welckes im Ehstand is een eddel Gades Segen;
Man eener, dem so hüpig nich is ingegaten
Dat hemlische Licht, würde ydt düden sülcker maten,
Als wenn de Fruw ere Kleder van dem Bedde
Genahmen un in Pand versettet hedde.
Een ander, der dar meent, he würd ydt beter weten,
Lede ydt so uth, dat Wyff hefft int Bedde gescheten.
De sülve Poet, dar he künstlick verklaret,
Wo syn Fründ up den Meer in eenen Schepe fahret,
Syne hochflegende Flögel mit dyssen Wörden uthbreidet:
„Auff einem höltzern Pferd das nasse blaw durchschneidet,
Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewächs."
Een halff Gelehrd, als ick, laß dysse schware Lex,
He spindeseerde lang, ehr he se kond ergründen;
Endlick sprack he, de Poet, de eenen syner Fründen
Beklagen, dat he must upm holten Esel ryden,
Un synen natten Ers dar brun un blau tho schniden,
Un dat de sülve Fründ Neptun um syn Verbreken
Up dem Kake mit Roden were uthgestrecken.
  Sülke hocherlüchtede Rede, de nu ys upgekamen,
Bringet den nien Poeten eenen ewigen Nahmen.
Ydt ys nu lacherlick, schriven, dat jederman,
Ja ock een Schoester edder old Wyff vornehmen kan.
Man moet sine Fedder hoch aver de Lufft upschwingen
Un mit Poetischen Stiel dörch die Wulken dringen.
Dat ys nu de Maneer. Ick blyve by dem olden,
Un wil myne simpele Wyse hernamals beholden.
Ick weet wol, dar findt veele hoge Vates-Götter,
Ere egene Römer, aller anderer Bespötter,
De hinder mynem Rüggen een Adelars Schnabel dreyen,
Under den ick bin als een Ul manck den Kreyen:
Averst er Spott kan my wedder schaden noch baten.
  Nüwlick kemen tho my twe der Parnassischen Vaten,
Der Rymen Aristache, de sick leten veel düncken,
De Ryme ehn uth dem Hals als bröstisch Knuffloeck stüncken;
Ehr de graue Katte kunde twe Eyer leggen,
Konden se dichten un uthwendig herseggen
Negen hundert schöne Versch sampt negentig un negen,
All uth des Phœbi Lunge und der Minervæ Bregen,
All uth der Musen-Knee gar künstlyck uthgehickt,
So sehr subtil, als wenn de Buck se hed gelickt.
De eene sprack tho my: „In eener Campanyen
Hab ick etwas gesehn van yuwer Poesien,
De gy vor korter Tyet in dütsche Rym gebracht;
Twar ick bekenne, dat ick se wol nich veracht,
Doch lav ick se ock nich, als de wol hebbn gedahn,
De sick nich up de Zier der Poesi verstahn.
Gy heet noch nich recht gelehrt ut den Poeten,
Wo men de Versche schal in rechte Forme geten.
Dat rechte Meister syn, de holden just un even,
Ein jeder Distichon moet also syn gedreven,
Dat in dem eenen Vers nich kamen Sylben mehr,
Als in dem andern sind; dat ys nu de Maneer.
Man yuwe Rym un Vers, de gahn al up un dael,
Himphang; de eene, de ys breet, de ander, de ys schmal;
De eene ys scheef un krum, de ander lyck un even,

Als wenn uth eenem Dörp de Schwine werdn gedreven,
By eener vetten Söy lopen sös maare Farken,
Juw eene Ryms ys groet, als sünt Niclaus Karken,
De ander ys so kleen, als eenes Beckers Bode,
Dar man itzund verköefft Compendia van Brode.
Dat hefft gantz keenen Schick! Will gy yuw exerceeren,
So mochte gy noch wol de rechte Mode leeren,
Un endlick ock dardörch erlangen eenen Nahmen,
Un mit uns in den Tall goder Poeten kahmen."
Ick antworde em: „Hocherlüchtede Heer Poet,
Berömt in aller Welt! Ick wolde, ydt were my leet,
Dat gy yuw edle Tydt so övel angewandt,
Un myne kale Versch genahmen in de Hand.
Ick hebb noch nich gelehrt schriven mit sülker Zier,
Als gy, dem Phœbus hefft geschenket syne Lyr.
Ick bekenne, myne Rym, de sind so schlicht un recht,
Als de ruge Mütz, de myne Groetmöme drecht.
Sie findt nich lyke lanck, noch van eener Statur,
Dat maeckt, ick weet nich recht ere eegentlyke Mensur.
In Bökern der Gesette heb ick noch nicht gelesen,
Wo lanck een jeder Düdscher Rym moet wesen.
De Juristen hebben darvan tho setten vergeten,
Mit welker Ele man desülve schal uthmeten;
Darvan ys noch thor Tydt ut gegahn keen Decret,
Wo schmal se möten syn, wo dick un ock wo breet.
Wo vele Föte dar syn, ere vulkömlyke Mate,
Darvan sind keene Königlike Mandate
Publiceret dörch Breve edder Trommeten,
Darmit ick nu een jeder datsülve konnte weten.
Wol ys doch den de Heer, dörch wes Authoritet,
Commendement, Befehl, un wo de Hochheit heet,
Wy schölen an der Tall der Sylben sin gebunden,
Glyck als men eene Ked anhangt den bösen Hunden?
De wahre Ryme-Kunst nich so gedrücket ys,
Wowol my een goet Fründ gesegt hefft vör gewiß,
Dat he in der Bookbindri gesehn hefft half un heel
Deß twolfften Tomi dat acht un twintigste Deel
Van Epitome der Düdschen Prosodie:
Dat wert ein Böckschen syn, gelövet my man frie,
Darup men friezen wert tho gnagen un tho kauen,
Ehr man datsülve wert in sine Maag verdauen.
Ydt ys ock yo altydt gewesen gar gemeen,
Dat een groet Vers ys lenger als een kleen,
Un dat gemeenlick weeniger Sylben hangen
In eenem korten Rym, als in eenem langen.
Wen schon de eene Vers een weenig löpt vöran,
De korte in eenem Loop em bald inhalen kan.
Gelyck als wenn veele Lüde thosamen wandern,
So süht men nich den eenen als den andern:
De een ys kleen, de ander ys groot,
Disse ys beter, als yener, tho Foot.
De eene ys als eene Rese, de ander als een Dwarck,
Un hebben eren Ganck nich alle glyke starck.
Wen schon de eene blifft een weenig bestahn,
Un leth de andern etwas vöruth gahn,
Wen he hefft wat hinter dem Thune tho seggen,
Un dar moet syne Schüldicheit affleggen,
So kan he doch darna in eenem Tholope
By synen Gesellen bald wedder kahmen tho hope.
Wen schon een Vers sick etwas fern uthrecket,
Un syne Mate över den Schreve strecket,
De ander dajegen is getagen un kort,
Als een dröch Sünnen-Koke edder Nünneken-Fort,
Ick meene, dar sy nich veel angelegen:
Een jeder moet dem andern helpen dregen.
Hefft de eene Vers veer Elen, de ander acht,
So werden doch tweemahl sös thosamen gebracht.
Wolden de Cretici man recht richten,
So wehre de Sake balde tho schlichten.
Laet de langen Vers schniden in Stücken,
Un etlyke Stücke darvan an den Korten flicken,
So kriegen se alle rechte Mensur:
Dat ys yo eene licht un geringe Cur.
Darüm, myn gude Heer, wilt my doch nich verhönen,
Dat myne Ryme gehn up ungelike Beenen:
Dat hindert en gar nichts. Man schal se ock nich singen,
Noch na ere Cadantz in den Balletten springen.
Synd se nu nicht geacht, vellicht na unsem Dode
Wert disse Arth van Rym werden de beste Mode." —
Hyrmit de eene schweeg, un gaff sick fyn tho freden;
De ander, een Hochdüdsch, finck also an tho reden:
„Mein Herr, was ihr geredet, hab ich mit Lust vernommen,
Kan aber noch nicht recht zu eurer Meynung kommen,
Weil sie verdunckelt wird durch unbekante Wort,
Die nicht gebräuchlich sind an eingem Teutschen Ort,
Da man, was Lieblichkeit und Zier der Rede heisset,
In steter Ubung hat und sich darob befleisset.
Eur Rede scheint was grob, die bey uns unbekandt
Un nicht geachtet war in meinem Vatterland.
Darumb was ihr geredet, kan ich nicht wohl außdeuten.
Ja selbst in eurem Land, bey euren Landes-Leuten
In allen Cantzeleyn ist unsre Sprach gemein:
Was Teutsch geschrieben wird, muß alles Hochteutsch seyn;
In Kirchen wird Gotts Wort in unsrer Sprach gelehret,
In Schulen, im Gericht wird nur Hochteutsch gehöret.
Eur eigen Mutter-Sprach ist bey euch selbst unwerth;
Wer öffentlich drein redt, den hält man nicht gelehrt.
Bey euer Sprach kein Zier, kein Liebligkeit man spüret,
Ihr selbsten euer Wort wie Entenschnattern führet;
An euern Versen mir gantz nichtes mißgefält,
Als nur die leysche Sprach, die ist zu schlecht bestelt."
Ick sprack: „Myn gode Heer, dat gy also erheven
Yuwe Modersprack, un er dat Loff vör andere geven,
Dat wert yuw nich verdacht: gy redet, als yuw Vör-
fahren,
Un als noch redt dat Volck im Land, dar gy gebahren.
Datsülve do ick ock: myne Spraeck my wolgefelt;
Keenr ys in unsem Land, de nich veel von uns helt.
Meenet gy, dat myne Sprack darüm ys nichtes werth,
Dat gy se nich verstahn: gy schold se hebben leert,
So hed gy se gekont. My gefelt nu so myn Schnack,
Ick spreke, als myns Grot-Vaders Older-Möme sprack.
Wat kan man hyr vör Argument un Gründe,
Darmit jemand van yuw richtig bewisen künde
De Meening, dat van Hochdüdscher Sprake mehr,
Als unser Nedderdüdschen, tho holen wehr?
Unse Sprake blifft altydt bestendig un vest;
Als se ersten was, even so ys se ock lest.
Yuwe verendert sich alle vöfftig Jahr;
Dat können de Schrifften bewysen klar:
Wille gy nich gelöven, so möge gy upsöken,
Wat geschreven un gedrücket ys in olden Böken.
Eener kan mit groter Möy kuem dre Regen lesen
Van der Spraek, de domaln ys in Gebruek gewesen:
Se ys so lappisch un so verbrüdisch,
Dat man schier nich weet, off ydt Welsch ys edder Düdisch;
So bunte ys se un so vernaten,
Als wenn sie in eene nie Form were gegaten.
Ja se ys so jämmerlick verworen,
Als were se gewest bym Babylonischen Toren.
Wen de Sprake in gantz Nedder-Saxen Land
Blyfft unverrückt un hefft Bestand:
Dar wert geredt van althomalen
In Meckelnborg, Pommern un Westfahlen,
In den andern Landschoppen desgelyken
Eenerley Sprake, darvan se nich wyken.
Averst wen man reist in juwen Ländern,
So höret man de Spraken sich vorändern:
In der Pfaltz, Schwaben, Schweitz un Düringen
Gar underscheedlyck se ere Uthrede bringen.
De eene ys uth eenem halven Vate,
De ander kümbt nich wol tho mate,
De ander syne Wort her mummelt un knüllet,
Als hedde he dat Muel mit hetem Brie gefüllet.
Men kan wol hören an eren Reden,
Dat en de Kekelrehm nich ys geschneden.
Dat de Neddersachsche Sprake nich ys so gemeen,
Als de Hochdüdsche, welckes man kan sehn,
Wyl gar weenig Böker darin synd geschreven,
Un weinig gebruket werd dabeneven
Van den Gelehrden tho Have un in den Karken,
Daruth kan man ere Weinicheit marcken.
Den wat gemeen ys an allen Oerden,
Dat ys nich in sülken Prys un hogen Werden,
Als wat man nich hebben kan alle Faert,
Een jeder syne hochtydtlike Kleder spaert.
De Saxen willen ere Sprake so nich verhundaten,
Dat se de willen allenthalven henkamen laten.
Veel gemeener synd Buren, als Eddellüde,
Groff Laken werd mehr gedragen, als Sammit un Syde
Semmel is nich so gemeen als Rogen-Brood,
Mehr werd gebrueckt dat böse, als dat goot.
Men unse Sprake so gemeen were, als yuwe,
Ick wolde dar nich vör upstahn, by myner Truwe!
Doch möge gy weten un gelöven gewiß,
Dat mennig staetlick Boeck geschreven ys
In unse Nedderdüdsche Tungen malen,
Daruth men kan Verstand un Wyßheit halen.
Ja, beyde Testament, dat Olde un dat Nye,
Dat hilge Gades Wort, gelövet ydt my frye,
Ys erstlick verdolmetschet un gedrücket
In Neddersarstisch, un also geschmücket
In eegentlicher Meening un Vorstande,
Ehr ydt ys uthgegahn im Hochdüdschen Lande,

Dat ydt wol ys tho Profit un nütte gekahmen.
Un hefft veel Möy un Arbeit benahmen
Den, de sick underwunden der hogen Sake,
Un ydt övergesettet in der Hochdüdschen Sprake.
In weltlicker Wyßheit ys keen Boeck geschreven,
Dem man billick mehr Rohm un Loff kan geven,
Als Reincke Vos, een schlicht Boeck, darinnen
Tho sehnd ys een Spegel hoger Sinnen:
Vorstendicheit in dem ringen Gedicht
Als een dürbahr Schat verborgen licht,
Glyck als dat Führ schulet in der Asche,
Un güldne Penninge in eener schmierigen Tasche.
Men hefft sick twar tho martert, dat Boeck tho bringen.
In Hochdüdsche Spraek, man ydt will gantz nich klingen;
Ydt klappert yegen dat Original tho reken,
Als weu man plecht een Stücke vul Holt tho breken,
Edder schmit eenen olden Pot yegen de Wand.
Dat maket, dewyl ydt yuw ys unbekandt
De natürlike Egenschop dersülven Rede,
Welcke de angebahrne Zierlichkeit bringt mede.
Gy könt nich löchnen, dat bald yderman
By uns Hochdüdisch verstahn un reden kan;
Men by yuw under hundert man kuem eenem fünde,
De unse Spraeck verstahn, veel weeniger reden künde.
Darmit möte gy unse Geschicklicheit röhmen,
Un yuw sülvest der Dumheit verdöhmen:
Yuwe Vorstand ys tho stump, gy musten en erst schlipen,
Dat he wat scharper würd, sunst kond gy nich begripen.
Derwegen wy yu ock de Curtosie ertögen,
Un unse Höfflicheit na yuwer Groffheit bögen.
Wan in den Kercken wert gepredigt Gades Wort,
Eddr man sünst Rede holt am öffentlickem Ort,
Darmit gy, wat dar werd gehandelt, können weten,
Un stahn nich als een Matz dem't Muel ys vul geschmeten,
So sind wy yegen yuw so barmhertich un fram,
Un reden, dat ydt yuw tho dem Verstande kamn.
Men darüm schöle gy yuw in den Sinn nich nehmen,
Als wenn wy wolden unse Spracke beschemen.
Gy bilden yuw wol in, dat nemand reiner spreckt,
Als gy an eengen Orth, so wyt sick Düdschland streckt;
Fruw Riken meend ock, dat ere Apen-Kinder
Weren schöner, als Venus, edder yow nich veele minder;
Dem Ossen düncket, dat keen beter Spyse was
Des Winters, als dat How, des Sommers als dat Gras.
Men Reincke ys anders Sins: he sede, Flesch van Höner
Ys vel gesunder un schmeckt nütliker un schöner,
Een yder van dem, der he ys tho gewendt,
Un dat van Jöget up he altydt hefft gekennt.
Gy meenen ock, dat yuwe Sprack schal zierlick syn,
Un soldn so veel darven, als van den Strundt een Schwyn.
Wat köne gy vör Wörde edder Nahmen herreken,
De wy nich zierlick, als gy, könen uthspreken?
Ys nich „unse Möme“ so goet als „eure Mutter?“
„Myn Foder“ schmeckt dem Vieh so wol, als „euer Futter,“
„Ihr trincket aus dem Becher;“ „wy drincken ut dem Stope;“
„Eur Magd ein Leibchen hat,“ „unse deren drecht ein
Jope;“
De „Platteisen“ by yuw schmecken als unse „Schullen,“
Yuwe „Stier“ hebben Hörner, als unse „Bullen.“
„Ihr schindet ewer Aas,“ „de Rackers unse villen,“
„Ihr sitzet auff Arsbacken,“ „wy sitten up den Billen“.
Wol eigenliker hefft geredet van uns beyden,
Darin wert de Pawest uns nich können scheiden,
Un welcker Spraeck mehr Zier ys tho tho schriven,
Darüm hab ick gesehn twe Buren syck dapper kyven.
De eene seed: „Ey, mein, was sprichstu, lieber Gim?
Du machst dat Maul so krues, daß ich dich nicht vernim:
Ich kan dich nicht verstehn, du schnatterst, wie ein Gans!“
De ander antworde em: „Brüd dyne Möme, Hans.
Hestu de Keeck vul Dreck? Du Hundsfot, sprick uth der
Schnuet!“
Hyrmit grepen se eenander dichte up de Huet.
Wol nu van dissen tween heb Overhand gekregen,
Datsülve tho seggen, laet ick wol underwegen.
Ick fürchte, dat disse Strydt nich ehr werd bygelecht,
Bet dat de Tartar-Cham syn Ordeel darvan secht.“
Mit disser Rede wy unsen Discours beschlöten,
De beiden Heeren nach Complementischen gröten
Een na dem andern tho Huß gingen syn sachten:
Dat moeten sülvest bestahn, wat se do van my dachten.

Johann Scheffler.

So bedeutend Schefflers lyrische Dichtungen sind, so haben diese doch nicht seinen weitverbreiteten Ruhm begründet, er hat ihn vielmehr seiner Spruchsammlung zu verdanken, welche er unter dem Titel „Joannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende“ (Wien 1657; 2. mit dem 6. Buch vermehrte Ausg. Glatz 1674) herausgab*). Das Ganze enthält 1675 in Alexandrinern geschriebene Sprüche, von denen weitaus die meisten aus nur zwei Alexandrinern bestehen. Er hat die sechs Bücher zu verschiedenen Zeiten gedichtet; es ist aber nicht bloß das sechste Buch, das er erst 17 Jahre nach der Veröffentlichung der fünf ersten herausgab, späteren Ursprungs, als diese; es ist wohl auch keinem Zweifel unterworfen, daß er die beiden ersten und vielleicht einen Theil des dritten früher dichtete, als die andern; und das erste, welches er nach seiner eigenen Bemerkung in Zeit von vier Tagen niederschrieb, mag wohl schon während seines Aufenthalts in Holland entstanden sein, wo er, wie wir wissen, mit Jac. Böhme's Schriften bekannt geworden war. Es ist für die Beurtheilung Schefflers keineswegs unwichtig zu wissen, wann die einzelnen Theile seines Buchs entstanden sein mögen, da sie hinsichtlich der darin herrschenden Anschauung sehr verschieden sind, indem nämlich die früheren uns in das tiefste Dunkel der Mystik einführen, während die späteren, namentlich die des sechsten Buches bei aller Innigkeit und Tiefe des Glaubens doch kaum eine Spur seines frühern Mysticismus darbieten, sondern die lauterste Moral in ächt christlichem Sinne verkünden, oder allgemeine Gedanken über Welt und Menschen enthalten, denen zwar der religiöse Hintergrund nicht fehlt, die aber die gewöhnliche Anschauungsweise nicht verlassen, und in jedem gläubigen oder frommen Gemüth entstehen können (1—8). Doch so bedeutend die in diesem Geiste gedichteten Sprüche sind, so würden sie doch das außerordentliche Aufsehen nicht hervorgebracht haben, welches den „Cherubinischen Wandersmann“ seit seinem Erscheinen stets begleitet hat; der Dichter würde durch sie immerhin eine sehr ehrenvolle Stellung in der Geschichte der deutschen Poesie einnehmen, er würde auch als religiöser Schriftsteller Liebe und Anerkennung gefunden, sich aber nicht zugleich bei den Einen den Ruf eines gottbegeisterten Sehers, bei den Andern den eines bis zum Unsinn dunklen Schwärmers erworben haben. Dies hat er nur seinen früheren Sprüchen zu verdanken. Nun hat er aber gerade diejenigen, welche seine Mystik aussprechen, höchst wahrscheinlich als Protestant geschrieben, und es findet sich hiedurch unsere frühere Bemerkung bestätigt, daß Scheffler aus innerer Nothwendigkeit zum Katholicismus übertrat, in welchem er Stoff und Grund für seine im Gedanken entsprungene, aber von der Phantasie gesäugte und großgezogene Ansichtsweise fand, während die protestantische Kirche mit ihrer steifen Beschränkung auf den Buchstaben mit derselben in Widerspruch stand und ihn deshalb zurückstoßen mußte. Hatte ihn aber der Mysticismus in den Schooß der katholischen Kirche geführt, so mußte ihn diese, als er sich ihr mit allem Feuer der Ueberzeugung hingab und gläubig unterordnete, bei ihrer strengen äußeren Bestimmtheit allmählich wieder vom Mysticismus

*) Wir konnten leider diese ältere Ausgabe nicht auftreiben, weshalb wir die neue (München 1827) benutzen mußten.

entfernen, weshalb er auch in der Vorrede zur zweiten Auflage die letzten Ergebnisse seines Mysticismus, die pantheistische Weltanschauung ausdrücklich zurücknahm und die nackt ausgesprochene Göttlichkeit des Menschen (9. 25. 39. 48.) für eine innere, nur durch die Gnade Christi mögliche Vereinigung der Seele mit Gott erklärte (33—36).

Die Sprüche, aus denen der „Cherubinische Wandersmann" besteht, sind nicht nach ihrem Inhalt geordnet, sondern sind bald mehr, bald weniger durch einander gewürfelt, und auch dies ist bezeichnend, da unzweifelhaft daraus hervorgeht, daß der Dichter in ihnen nicht eine streng zusammenhängende Darstellung seiner Ansichten geben wollte, und sie auch gewiß nicht in dieser Absicht, sondern sie so niederschrieb, wie der Augenblick sie ihm eingab, und dies gilt sogar von denen des ersten Buchs, welche er unmittelbar nach einander abfaßte. Dadurch mußte die Darstellung allerdings gewinnen, da jeder einzelne Spruch ein Erzeugniß des innern Drangs ist, der den Dichter antrieb, seinen Gedanken Gestalt zu geben; da er aber auf diesem Wege oft einen einzelnen, hervorragenden Gedanken aus einer ganzen Gedankenreihe herausriß, und ihm somit alle vorhergehende Begründung fehlt, so mußte die Darstellung oft dunkel, ja sogar unverständlich werden, und man wird wohl niemals zum Verständniß mancher einzelnen Sprüche gelangen, da man den Zusammenhang, durch welchen sie hervorgerufen wurden, nicht kennt. In andere wird man vielleicht Licht bringen können, wenn man die Stellen früherer Mystiker auffindet, die ihnen zum Grunde liegen; denn Scheffler hat die meisten deutschen Mystiker von Tauler bis Weigel und Böhme wohl gekannt und benutzt, und auch ausländische Mystiker haben viel zu seiner Entwickelung beigetragen.

So ungeordnet die Sprüche des „Wandersmanns" sind, so lassen sich doch die Hauptgedanken, welche den Dichter beseelten, ohne große Schwierigkeit im Großen zusammenstellen; wir haben es in der nachfolgenden Auswahl versucht, welche freilich viel zu beschränkt ausfallen mußte, als daß sich auch nur annähernde Vollständigkeit hätte erzielen lassen. Doch haben wir diejenigen Sprüche auszuwählen gesucht, welche seine Ansichten am schärfsten aussprechen und seine Darstellungsweise am schlagendsten charakterisiren.

Gott, dessen Wesen sich als die unendliche Liebe bezeichnen läßt, ist ewig, allmächtig, allgütig (9. 10.); der Mensch, ein an sich unbegreifliches Wesen mit doppelter Natur (11—13) ist böse, wenn er von der Welt in Banden gehalten wird (14. 15). Doch kann er sich zu Gott erheben und sich auf das Innigste mit ihm vereinigen (12. 13. 16), aber nicht durch die Wissenschaft, sondern allein durch uneigennützige Liebe (17—19), durch innige Gottesverehrung, Gebet und Demuth, durch Aufgeben seiner selbst, welches zur höchsten Freiheit führt, durch Hingebung an Gott und Losreißen von der Welt (20—26). Damit der Mensch aber zur innigsten Vereinigung mit Gott gelangen könne, muß vor Allem auch sein Gemüth rein sein und er selbst muß göttlich werden (27—29), es muß Christus, der von Ewigkeit ist und sich fortwährend aufopfert, in ihm neu geboren werden, da dessen Gnade allein zu Gott führt (30—36). Wie Christus durch sein Todesopfer zu Gott gelangte, so ist auch für den Menschen keine Vernichtung; der Tod ist nur die Besiegung der die Welt umhüllenden Finsterniß, er ist ein neues Leben in Gott (37. 38).

So weit läßt sich freilich Alles rechtfertigen, und wir können unter der vom Dichter verlangten Vereinigung mit Gott den sogenannten Quietismus, das Versenken in die Anschauung Gottes verstehen, was den Mittelpunkt der Lehre so vieler anderer Mystiker bildet; allein es finden sich auch häufige Stellen, in welchen diese Gottesvereinigung eine ganz andere Gestalt gewinnt, in denen sie das entschiedenste Gepräge des vollkommensten Pantheismus trägt, wenn es heißt, daß Gott ohne den Menschen nicht bestehen könne (39), daß er seine Seligkeit vom Menschen empfangen habe (40), daß der Mensch so groß sei, als Gott, und dieser so klein, als jener (41), daß der Mensch, wie Gott, von Ewigkeit war und sein wird (45), daß zwischen Gott und dem Menschen kein Unterschied sei, als die „Anderheit" (47), welche aber durch die Vereinigung mit Gott sich aufhebe (48) u. s. w. Wir mögen wohl glauben, daß Scheffler in späterer Zeit diese bedenklichen Stellen selbst in dem oben angegebenen Sinne verstand, aber sie sprechen zu deutlich, als daß man sie in der milderen Weise auffassen könnte, und wenn man bedenkt, daß der Uebergang von der mystischen Anschauungsweise einer innigen Versenkung in das göttliche Wesen zum Pantheismus und zur Vergöttlichung des Menschen näher liegt, als von der einfachen kirchlichen Gottesverehrung zu jener Lehre der Mystiker, so wird man kaum einen Augenblick zweifeln, daß es dem Dichter mit jenen Sprüchen vollkommen Ernst war.

Aus dem „**Cherubinischen Wandersmann**".

1. Das größte Heiligthum. (III, 93.)

Kein größer Heiligthum kan man auf Erden finden,
Als einen keuschen Leib mit einer Seel ohn Sünden.

2. Der Jahres-Beschluß. (III, 249.)

Es wird das alte Jahr, das sich nun schleußt, gehalten,
Als wenns vergangen wär; und dieß ist wahr, mein Christ,
Wo du ein neuer Mensch in Gott geworden bist;
Ists nicht, so lebst du noch wahrhaftig in dem alten.

3. Den Himmel kann man stehlen. (V, 105.)

Wer heimlich Gutes wirkt, sein Geld austheilt verhohlen,
Der hat das Himmelreich gar meisterlich gestohlen.

4. Der Seele ist es nie Nacht. (V, 128.)

Mich wundert, daß du darfst den Tag so sehr verlangen;
Die Sonn' ist meiner Seel noch niemals untergangen.

5. Der Reiche ist warhaft arm. (V, 157.)

Der Reiche, wann er viel von seiner Armuth spricht,
So glaub' es ihm nur gern: er lügt wahrhaftig nicht.

6. Die neue und alte Liebe. (V, 210.)

Die Liebe, wenn sie neu, braust, wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, ie stiller wird sie seyn.

7. Der selige Weise. (VI, 11.)

Wie selig ist der Mensch, der alle seine Zeit
Mit anders nicht verbringt, als mit der Ewigkeit,
Der jung und alt allein betrachtet und beschaut
Der Weißheit Schloß, das Gott sein Vater hat gebaut,
Der sich auf seinem Stab, das ew'ge Wort, aufstützt,
Und nicht, wie mancher Thor, in fremden Sande sitzt,
Der nicht nach Haus und Hof, nach Gold und Silber sieht,
Noch seines Lebens Zeit zu zählen sich bemüht!
Ihn wird das blinde Glück nicht hin und her verirren,
Noch etwa eitler Durst zu fremden Wasser führen;
Er weiß von keinem Zank, er liebt nicht Krämerey,
Er trachtet nicht darnach, daß er gesehen sey;

Er ist der Welt ein Kind, die allernächste Stadt
Ist ihm so viel bekannt, als die, so Japan hat;
Er schaut nur über sich, so frei er immer kann,
Sein rechtes Vaterland, den lieben Himmel an.
Sein Alter rechnet er nicht nach der Jahre Zahl;
In Gott vollkommen seyn, daß heißt er alt zumal.
Die Sonne leuchtet ihm in seinen Acker ein,
Und, wenns gleich Abend wird, so bleibt ihm doch ihr Schein.
Er sieht des Lebens Baum im Geist begierlich an,
Und geht mit allem Fleiß zu ihm die nächste Bahn.
Er kümmert sich um nichts; was neben ihm geschieht,
Ist ihm so fremd und klar, als was ein Blinder sieht,
Doch ist er stark und frisch, er scheuet keinen Feind,
Wenn gleich Welt, Teuffel, Fleisch und mehr beisammen seynd.
Ein andrer laufe hin, zerstreu' sich mit der Welt;
Dieß ist das Leben und die Bahn, die mir gefällt.

8. Die Welt muß belach't und beweint werden. (VI, 223.)

Fürwahr, wer diese Welt recht nimmt in Augenschein,
Muß bald Demokritus, bald Heraklitus seyn.

9. Gott ist das, was Er will. (I, 40.)

Gott ist ein Wunderding, Er ist das, was Er will,
Und will das, was Er ist, ohn' alle Maaß und Ziel.

10. Gott weiß Ihm keinen Anfang. (III, 180).

Du fragst, wie lange Gott gewest sey um Bericht?
Ach schweig! es ist so lang: Er weiß es selber nicht.

11. Man weiß nicht, was man ist. (I, 5.)

Ich weiß nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiß;
Ein Ding und nicht ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreiß.

12. Die Augen der Seele. (III, 228.)

Zwey Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

13. Der Mensch. (IV, 70.)

Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel seyn.

14. Das Bös' entsteht aus dir. (I, 129.)

Gott ist ja nichts, als gut: Verdammniß, Tod und Pein,
Und was man böse nennt, muß, Mensch, in dir nur seyn.

15. Dein Kerker bist du selbst. (II, 85.)

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

16. Die Morgenröthe und die Seele. (III, 144.)

Die Morgenröth' ist schön, noch schöner eine Seele,
Die Gottes Strahl durchleucht in ihres Leibes Höhle.

17. Ohne Warum. (I, 289.)

Die Ros' ist ohn Warum: sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

18. Die Liebe sucht nicht Lohn. (II, 47.)

Mensch, liebst du Gott den Herrn, und suchest Lohn dabei,
So schmeckest du noch nicht, was Lieb' und Lieben sey.

19. Der nächste Weg zu Gott. (V, 320.)

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür;
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

20. Das Höchste ist stille seyn. (II, 19.)

Geschäftig seyn ist gut; viel besser aber beten,
Noch besser stumm und still vor Gott den Herren treten.

21. Die gelaßene Schönheit. (I, 288.)

Ihr Menschen lernet doch vom Wiesenblümelein,
Wie ihr könnt Gott gefalln und gleichwohl schöne seyn.

22. Wie wird man Gott gleich? (I, 84.)

Wer Gott will gleiche seyn, muß allem ungleich werden,
Muß ledig seiner selbst und loß seyn von Beschwerden.

23. Auch unter Dornen blühen. (III, 86.)

Christ, so du unverwelckt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Rose blühst, wie selig wirst du seyn!

24. Der Geist bleibt allzeit frey. (I, 118.)

Schleuß mich, so streng du wilt, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frey vnd ungefesselt seyn.

25. Wer Gott dient, ist hoch adelich. (IV, 229.)

Mir dient die ganze Welt. Ich aber dien allein
Der Ew'gen Majestät: wie edel muß ich seyn!

26. Die Einsamkeit. (II, 117.)

Die Einsamkeit ist noth: doch sey nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüsten seyn.

27. Was fein ist, das besteht. (I, 1.)

Rein, wie das feinste Gold, steif, wie ein Felsenstein,
Ganz lauter, wie Cristall, 'oll dein Gemüthe seyn.

28. Gott kommt nur in keusche Herzen. (V, 180.)

Den Bräut'gam meiner Seel verlanget ein zu ziehn:
Blüh' auf! er kommet nicht, biß das die Lilgen blühn.

29. Man muß ganz göttlich sein. (I, 4.)

Herr, es genügt mir nicht, daß ich Dir englisch diene,
Und in Vollkommenheit der Götter vor Dir grüne;
Es ist mir viel zu schlecht und meinem Geist zu klein:
Wer dir recht dienen will, muß mehr als göttlich seyn.

30. Christus ist gewesen, eh er war.

Daß Christus lang zuvor, eh daß Er war, gewesen,
Ist klar, weil man ihn aß und trank, daß man genesen.

31. Gott ist nicht das erstemal am Kreuz gestorben. (V, 103.)

Gott ist nicht 's erstemal am Kreuz getödtet worden,
Denn schau, er ließ sich ja im Abel schon ermorden.

32. In dir muß Gott geboren werden. (I, 61.)

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem gebor'n,
Und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verlor'n.

33. Die Perlen-Geburt. (III, 248.)

Die Perle wird vom Thau in einer Muschel-Höhle
Gezeuget und gebor'n, und dieß ist bald beweist,
Wo du's nicht glauben willst; der Thau ist Gottes Geist,
Die Perle Jesus Christ, die Muschel meine Seele.

34. Die ewige Gnadenwahl. (I, 147.)

Ach zweifele doch nicht! Sey nur aus Gott gebor'n,
So bist du ewiglich zum Leben auserkor'n.

35. Der Himmel wird zur Erden. (III, 32.)

Der Himmel senket sich, er kommt und wird zur Erden;
Wann steigt die Erd' empor, und wird zum Himmel werden?

36. Eins kann nichts ohn das Andere. (II, 48.)

Zwey müssen es vollziehn (ich kanns nicht ohne Gott,
Und Gott nicht ohne mich), daß ich entgeh dem Tod.

37. Die Welt vergehet nicht. (II, 109.)

Schau, diese Welt vergeht. Was? sie vergeht auch nicht:
Es ist nur Finsterniß, was Gott an ihr zerbricht.

38. Der ewige Tod. (I, 29.)

Der Tod, aus welchem nicht ein neues Leben blühet,
Der ist's, den meine Seel aus allen Töden fliehet.

39. Gott lebt nicht ohne mich. (I, 8.)

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben:
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.

40. Ich habe von Gott und Gott von mir. (I, 9.)

Daß Gott so selig ist und lebet ohn Verlangen,
Hat er so wohl von mir, als ich von Ihm empfangen.

41. Ich bin wie Gott und Gott wie ich. (I, 10.)

Ich bin so groß, als Gott, Er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht seyn.

42. Ein Christ so reich, als Gott. (I, 14.)

Ich bin so reich als Gott; es kann kein Stäublein seyn,
Das ich (Mensch, glaube mir!) mit Ihm nicht hab gemein.

43. Die Rose. (I, 108.)

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

44. Die Weite der Seelen. (I, 187.)

Die Welt ist mir zu eng, der Himmel ist zu klein:
Wo wird doch noch ein Raum für meine Seele seyn?

45. Immer dasselbige. (I, 203.)

Ich ward das, was ich war, und bin, was ich gewesen,
Und werd' es ewig seyn, wenn Leib und Seel genesen.

46. Gottes Eigenschaft. (I, 132.)

Was ist Gotts Eigenschaft? Sich ins Geschöpf ergießen,
Allzeit derselbe seyn, nichts haben, wollen, wissen.

47. Der Mensch, der andre Gott. (II, 201.)

Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid:
Es ist mit einem Wort nichts, als die Anderheit.

48. Vom Seligen. (IV, 181.)

Die sel'ge Seele weiß nicht mehr von Anderheit;
Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.

Joachim Rachel.

Joachim Rachel, nächst Lauremberg der bedeutendste Satyriker des Jahrhunderts, wurde am 28. Februar 1648 zu Lunden im Norderdithmarsen geboren. Er besuchte das Gymnasium in Hamburg, dann die Universitäten Rostock und Dorpat, wo er sich vorzüglich mit den alten Sprachen beschäftigte. Nach vollendeten Studien wurde er Hauslehrer bei einem liefländischen Edelmann, kehrte aber im Jahr 1652 in die Heimat zurück; er wurde Rector in Haide, 1660 zu Norden in Ostfriesland und 1667 in Schleswig, wo er am 3. Mai 1663 starb.

Rachel bildet den schärfsten Gegensatz zu Lauremberg, indem er sich eben so entschieden zur Opitzischen Schule bekennt, als jener sich von ihr abwandte, und seine Satyren eben so sehr in der gelehrten Weise des Meisters gehalten sind, als jene nach volksthümlichem Ton streben. Noch verschiedener sind beide Dichter in der Wahl ihrer Stoffe; denn während Lauremberg ganz ausdrücklich die Sitten seiner Zeit geißelt, beschäftigt sich Rachel vorzugsweise mit allgemeinen, stets wiederkehrenden Verhältnissen, ob er gleich selbst sich für die Aufgabe der Satyre erklärt, „die Laster seiner Zeit der Vernunfft entgegenzuhalten" (VIII, 481 ff.); es ist seine Satyre daher mehr gegen die Menschen überhaupt oder gegen die Mängel, die ihnen vermöge ihrer Natur ankleben, als gegen besondere Erscheinungen oder Persönlichkeiten gerichtet. Schon deshalb kann sich bei ihm die kecke, einschneidende Sprache, aber auch die kräftige Zeichnung nicht finden, die Laurembergs Gedichten so viel Leben und Bewegung verleiht. Wie wenig übrigens Rachel die Absicht hatte, mit seinen Satyren zu strafen, geht schon daraus hervor, daß die drei ersten derselben ursprünglich Hochzeitsgedichte waren, in welchen es dem Dichter, so Ernst es ihm auch mit seinen Ansichten sein mochte, doch zunächst nur um einen freundlichen Scherz zu thun war. So bespricht er in der ersten Satyre („Das Poetische Frauen-Zimmer oder Böse Sieben"), sieben Arten von bösen Weibern, denen er am Schluß das Bild einer trefflichen Hausmutter entgegensetzt, welches er in der dritten („Die gewünschte Hausmutter") noch weiter ausmalt; in der zweiten („Der vortheilige Mangel") zeigt er, wie der Mann, um mit seiner Frau glücklich zu leben, sich immer daran erinnern solle, daß jeder Fehler seine gute Seite habe; so gefalle die Häßliche keinem Andern und die Unreinliche sei nicht gefallsüchtig. In diesen, wie in den drei folgenden („Die Kinderzucht," „Vom Gebet" und „Gut und Bös"), welche er nach den römischen Dichtern Juvenal und Persius, nach denen er sich überhaupt bildete*), nicht ohne Selbständigkeit bearbeitet hat, spricht sich ein ernster, würdiger Sinn aus; doch tritt in ihnen, wie in den übrigen das didaktische Element zum Nachtheil der poetischen Anschauung zu grell hervor. Er versteht es nicht zu individualisiren, wie Lauremberg, daher auch die Schilderung der Modethorheiten in der sechsten Satyre weit weniger lebendige Wirkung macht, als bei jenen. Statt einzelne, lebensvolle Persönlichkeiten vorzuführen, an welchen er die gerügten Thorheiten und Laster veranschaulichen könnte, faßt er die Erscheinungen in abstrakter Weise auf und zerlegt sie in ihre verschiedenen Gattungen, z. B. in der siebenten Satyre („Freundt"), die er zwar mit Einsicht, Scharfsinn und selbst mit Geist darstellt, aber eben nicht poetisch belebt. Es ist dies selbst in seiner besten, der achten, der Fall („Der Poet"), welche übrigens den andern darin nachsteht, daß sie keinen festgeordneten Gedankengang hat, und die einzelnen Theile nicht lebendig zusammenhängen. Er hat eigentlich die Absicht, die Dichter gegen ihre Ankläger und Verläumder zu rechtfertigen, er verliert aber den Faden und spricht von den tadelnswerthen Richtungen einzelner Poeten, oder von dem Mißbrauch, der überhaupt mit der Kunst getrieben wird, bis er sich zuletzt besinnt, und eben so wieder ohne innere Nothwendigkeit auf den ersten Gedanken zurückkommt, den er jedoch beschränkter auffaßt, indem er lediglich den satyrischen Dichter im Auge behält. Bei alle dem ist dieses Gedicht von mannigfaltigem Interesse, namentlich wenn man es mit dem gleichartigen von Lauremberg vergleicht. Rachel ist ein gelehrter Dichter im Sinne seines Meisters Opitz; ohne Gelehrsamkeit ist für ihn keine Poesie, ohne dieselbe ist ihm nur Posse denkbar, und es ist für ihn und Lauremberg recht bezeichnend, daß er die Gelegenheitsdichterei bei den Ungelehrten findet, jener sie gerade für ein Erzeugniß der pedantischen Gelehrsamkeit hält, worin er wohl im Ganzen mehr Recht haben mag. Eher im Sinne seines ältern Vorgängers ist seine Abneigung gegen dichtende Frauen, aber obgleich dies mit seinen in den ersten Satyren ausgesprochenen Ansichten über die Aufgabe des Weibes übereinstimmt, so scheint es doch, daß er hier mehr als die Frauen, den Stifter der Deutschgesinnten Genossenschaft im Auge hatte, welcher den Frauen sogar den Eintritt in seinen Orden gestattet hatte. Wenigstens kommt er bald darauf auf denselben zu sprechen, indem er seine neue Wortbildung lächerlich zu machen sucht (250—264), ein Gegenstand, der ihm so sehr am Herzen

*) Er sagt selbst ausdrücklich in der kurzen Vorrede, er habe die 4. Satyre aus der 14. des Juvenal, die 5. aus der 4. des Persius übersetzt, „doch mit solcher Freyheit, daß ich sie wol zum theil mag meine nennen". Noch selbstständiger zeigt er sich in der sechsten, bei welcher ihm die 10. des Juvenal Muster und Vorbild war.

liegt, daß er ohne Noth wieder darauf zurückkommt (370—400), nachdem er von der Sprachmengerei gesprochen, deren Thorheit er in langer Nachahmung des Modeunsinns darstellt (265—369).

Diese Satyren enthalten sämmtlich viele gute und der Beherzigung werthe Gedanken; es lebt in ihnen ein ernster, würdiger Geist; allein die poetische Wärme geht ihnen durchgehends ab. Die Darstellung ist immer, oft sogar bis zur Unverständlichkeit breit; der Ausdruck ist sehr ungleich, oft gehoben und selbst gesucht, oft aber auch niedrig und gemein, auch da, wo der Stoff eine edlere Sprache verlangt. Wie die meisten Dichter der Zeit, und selbst Opitz ist hierin nicht auszunehmen, ist er oft von Reim und Versmaß abhängig.

In einigen Ausgaben von Rachels „Satyrischen Gedichten“ finden sich noch zwei weitere Satyren, „Die Jungfern-Anatomie“ und „Jungfern-Lob“, welche einige Kritiker für untergeschoben halten, und in der That unterscheiden sich diese in Sprache, Versbau und Darstellung von den übrigen so sehr, daß man auf einen andern Verfasser rathen möchte. In der „Jungfern-Anatomie“ will der Dichter zeigen, was eine Jungfer sei; sie ist, sagt er, „Ein Thier durchaus gefüttert Mit Falschheit, Wahn und Witz, mit Stoltzheit gantz begütert.“ Zuerst spricht er von der Tracht, welche er weitläufig beschreibt und mit Bitterkeit verspottet, dann zeigt er, wie sich „die Jungfer“ vor dem Spiegel oder auf der Gasse benimmt, und bespricht die Art und Weise, wie sie die Männer beurtheilen. In dem „Jungfern-Lob“ entschuldigt er sich, daß er gegen die Weiber geschrieben habe, und fügt dann ein verkehrtes Weiberlob hinzu, das nicht ohne Witz ist. Beide Gedichte sind leichter und leichtsinniger, aber auch lebendiger gehalten, als man es bei Rachel gewohnt ist; doch dürfte dies nicht hinreichen, um sie unbedingt für das Erzeugniß eines andern Dichters zu halten, da sich auch in den übrigen, die unzweifelhaft Rachels Eigenthum sind, Spuren ähnlicher Anschauung finden. Jedenfalls müssen, damit man mit Sicherheit entscheiden könne, noch äußere Gründe zu den innern kommen.

Außer seinen Satyren hat Rachel noch ein niederdeutsches Volkslied verfaßt, das wir leider nicht kennen; wir zweifeln nicht, daß es eher gekannt zu werden verdient, als sein „Christlicher Glaubens-Unterricht oder Gespräch zwischen Vater und Sohn. Meistentheils aus dem Lateinischen Hugonis Grotii.“ (4. Aufl. Halberst. 1687), welches die gewöhnlichlichsten Katechismusfragen in den mattesten Reimen vorträgt.

Der Poet.

SO soll ich nicht einmahl empfindlich mich erzeigen,
Und wie ein stummer Fisch dem Midas Bruder schweigen?
Wer hat denn eben ihm zum Schmäben nur vergunt,
Und mir zur Noth und Schutz verschlossen meinen Mund?
Ist der Poet ein Narr, Verläumbder, kahler Lauser?
Wie theur der hundert eins? ein guter Brocken Mauser?
Ich sage billig Danck der allzuhohen Ehr,
Der Reussen Großfürst hat nicht fast der Titel mehr.
Mein Tscherning, höchster Freund, Ihr Meister in den tichten,
Der Ihr ein trefflich Werck selbst machen könnt und richten,
Den die gelahrte Kunst hat Welt-berühmt gemacht,
Und hoch bei Königen und Fürsten aufgebracht,
Wie, lieber, kommt doch diß, daß solche Himmels Gaben,
Die niemand als von Gott und seinem Geist kan haben,
Die nicht zu kauffen stehn umb Wahren oder Geldt,
Ja die mit Ehren krönt das höchste Haupt der Welt,
Von manchen Rücke-Maul so schimpflich wird verlachet,
So liederlich geschmäht, so höhnisch außgemachet?
Was unter Funffzigen kaum Fünffen wol gelückt,
Das wird zum Schabernack itzunder aufgerückt.
Ich, der Geringste nur, und würdig nicht zu schätzen,
Den man in dieser Zahl soll neben andre setzen,
Muß nur zu lautrer Schmach auch solches Nahmens seyn,
Sonst ließ ich mich gar nicht zu dieser Antwort ein.
Wie aber geht es zu? Wer kan es doch errathen,
Daß dieser Ruhm nun stinckt, als wie ein Schneiderbraten?
Ich wette, so du wilt, und setz ein gutes Pfand,
Der Ursprung dieses Hohns sey Neid und Unverstand.
Der schlaue Rencke Fuchs war einmal außgerissen,
Und hatte seinen Schwantz zur Beute lassen müssen:
Der Schimpf verdroß ihn sehr, dorft kaum sich lassen sehn;
Damit er aber möcht dem Spott entgegen gehn,
Verlachet er zuvor gantz hönisch seine Brüder.
„Was traget ihr,“ sprach er, „das häßlichst aller Glieder?
Wozu dient das Geschlep? was bringt der Weidel ein,
Als daß wir so viel ehr der Jäger Beute seyn?“
So gar kan alle Ding der Neyd zu nichte machen:
So kan mein Theon auch Poeterey verlachen,
Weil er zu dieser Kunst so gar gerecht ist schier,
Als eine Sau zur Leyr, der Esel zum Clavier.
Daß aber man so gar das Gute darff beschmeissen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heissen,
Das thut der Unverstand, weil mancher Büffel zwar
Hat einen grossen Kopf, doch Bregens nicht ein Haar,
Sieht Kupffer an für Gold, die Rüben für Granaten,
Die Ganß für einen Schwan, die Kötel für Muskaten,
Weiß keinen Unterschied, hat keiner Dinge Wahl,
Den Kuckuck preiset er für einen Nachtigal.
Wahr ist, daß Phoebus Volck fast lustig ist von Hertzen,
Und meistentheils gescheut, doch hoflich auch in schertzen,
Bevor ab so sie so nur in etwas sind getränckt
Mit dem berühmten Safft, so uns Lyäus schenckt.
Da wissen sie bald eins und anders vorzubringen
Zur angenehmen Lust, jedoch von solchen Dingen,
Die nicht verdrießlich sein. Ist da der rechte Mann,
Sie machen ihm wol eins, jedoch gar höflich an:
Ihr Stich, der blutet nicht. So (hab ich wol gelesen)
Soll aller Francken Ruhm, der Taubmann, seyn gewesen,
So auch der Buchenau, Minervens liebstes Kind,
Dem weder Römer, Griech, noch Teutscher abgewinnt.
So war der Venusin, den selbst Augustus ehrte,
Der nach des Pindars Kunst die Römer spielen lehrte,
Zum Lachen wie gebohrn, im Schertzen außgeübt,
Wie sein berühmtes Buch noch heute Zeugniß gibt.
Wenn nun ein grobes Holtz, ein Eulenspiegels gleichen,
Läst einen Pfuy dich an mit guten Willen streichen,
Bringt kahle Zoten vor, verschluckt ein gantzes Ey,
Und rültzet ins Gelach, und schwätzet in den Brey;
Wann er sich lustig macht mit solchen Bubenpossen,
Die auch kein Hurenwirth solt hören unverdrossen;
Da lacht die Unvernunfft, daß ihr die Lufft entgeht,
Und spricht wohl: „Hey, das ist ein lustiger Poet!“
O all zu theurer Nahm für solche grobe Hachen,
Kan denn ein fauler Stanck sobald Poeten machen?
Ein unverschämtes Wort? O weit vom Ziel gefehlt:
Es muß ein ander seyn, der mit will seyn gezehlt
In diese wehrte Zunfft; die keuschen Pierinnen
Sind keinen Unflath hold, sie hassen grobe Sinnen.
Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reimen machen kan:
Der auß den Römern weiß, den Griechen hat gesehen,
Was für gelahrt, beredt und sinnreich kan bestehen,
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn und Saltz im Munde führt,
Der durch den bleichen Fleiß auß Schrifften hat erfahren,
Was mercklichs ist geschehn vor vielmahl hundert Jahren,
Der guten Wissenschafft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oehl als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht,
Der endlich auß sich selbst was vorzubringen waget,
Das kein Mensch hat gedacht, kein Mund zuvor gesaget,
Folgt zwar den Beßten nach, doch ausser Dieberey,
Daß er dem Höchsten gleich, doch selber Meister sey,
Darzu gemeines Ding und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet,
Der keinen lahmen Verß läst untern Hauffen gehn,
Viel lieber zwantzig würgt, die nicht für gut bestehn.
Nun, wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen nennen,
Der muß kein Narr nicht seyn, so wol was gutes können,
Als unser Tadelgern, der neugebohrne Held,
Der nicht geringen Muth und Titul hat für Geldt.

Geh', wie Diogenes, des Tages bey den Flammen,
Und bringe dieser Arth, so viel du kanst zusammen,
Setz gute Brillen auf, für eine zweymahl drey,
Komm dann, und sage mir, wie theur das hundert sey?
Es werden kaum so viel sich finden aller Orthen,
Als Nilus Thüren hat und Thebe schöne Pforten,
So viel du Finger hast, die Daumen ohngezehlt,
Im Fall dir einer noch von gantzen Hauffen fehlt.
Zwar tausend werden sich und vielmahl tausend finden,
Die abgezählte Wort' in Reime können binden:
Des Zeuges ist so viel, als Fliegen in der Welt,
Wann auß der heissen Lufft kein Schnee noch Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitmahl da kommen offt geflogen
Des künstlichen Papiers bei vier und zwantzig Bogen.
Ein schöner Vorrath, traun! bevorab zu der Zeit,
Wann etwan Heu und Stroh nicht allzu wol gedeyht.
Kein Kindlein wird gebohrn, es müssen Verse fliessen,
Die offt so richtig gehn und treten auff den Füssen,
Als wie das Kindlein selbst, die (wie es ist bekant)
Auch haben gleichen Witz und Kindischen Verstand.
Stirbt jemand, so muß auch des Truckers Arbeit sterben,
Wie wohl den Trucker nicht so schädlich, als den Erben:
Bald kommt der Dichter selbst, erwartet bey der Thür
Des Halses süssen Trost, der Faust und Kunst Gebühr.
Nun eben diese sinds, die guten Ruhm beschmeissen:
Diß Lumpen Völcklein will (mit Gunst) Poeten heissen,
Das nie was guts gelernt, das niemahls den Verstand
Hat auf was wichtiges und redliches gewand,
Die nichts denn Worte nur zu Marckte können tragen,
Zur Hochzeit faulen Schertz, bei Leichen lauter Klagen,
Bey Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weißheit spuhr,
Kein Saltz noch Essig ist, als bloß der Fuchsschwantz nur.
Drumb dürffen sich auch wol in diesen Orden stecken,
Die niemahls was gethan, als nur die Feder lecken.
Ein Schrifftling, der kein Buch, als Teutsch, hat durchgesehn,
Will endlich ein Poet und für gelahrt bestehn:
Es thut ihm eben sanfft, wenn solche Titul fallen.
Warumb nicht? Der im Hoy, ja zwischen Feur und Knallen
Hat einen Verß gemacht, in zweyer Tage Zeit
Hat er ein gantzes Buch fünff Finger dick bereit.
O Meister Hämmerling, leg ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts, als Flöhe nur zu fangen:
Was mit der langen zeit soll wachsen und bestehn,
Das muß nicht okes boks, wie auß der Taschen, gehn.
Sieh, des Moecenas Freund, im setzen wol erfahren,
Gibt guten Versen zeit von zwey und sieben Jahren;
Zwölfmahl hat Cynthius durchrennt sein rundes Pfad,
Eh das Eneas Lob das Licht gesehen hat.
Itzund wenn einer nur kan einen Reim herschmatzen:
„Die Leber ist vom Huhn und nicht von einer Katzen",
Da heißt er ein Poet. Komm, Edler Palatin,
Leg deinen Lorbeer-Krantz zu seinen Füssen hin.
Was mag doch Griechenland Homerus Wercke loben,
Und Welschland den Virgil? O dieser Dreck schwebt oben.
So gar sticht Teutschland nun die andern Völcker auß,
Greifft einen Opitz ehr, als Codrus eine Lauß.
Ja endlich haben wir erlebt die güldne Jahren,
Daß auch das Weiber-Volck läst Spul und Haspel fahren,
Und macht ein Kunstgedicht. Sie wenden klüglich für,
Sind nicht die Musen all auch Jungfern, gleich wie wir?
Ist nicht Minerva selbst, die Fürstin kluger Sinnen,
In beyden gleich geübt, in schreiben, wie in spinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Ist irgendswo ein Mann,
Der einer Schürmannin sich gleich erweisen kann?
Ihr schlechte Tauben ihr, wo sonderliche Gaben
Fast wider die Natur sich eingefunden haben,
Was geht euch solches an? Umb aller Welt Gewinn
Bringt ihr mir nimmermehr noch eine Schürmannin.
Was von Minerva wird geschrieben und gelesen,
Ist niemahls in der That geschehen, noch gewesen:
Sie hat so wenig Fleiß an Büchern je verlohrn,
Als sie auß dem Gehirn des Vaters ist gebohrn.
Diß Bild will mit Verstand also seyn angenommen,
Daß Kunst und Weißheit nur vom Himmel müsse kommen:
Die Musen alle Neun sind Wissenschafften nur,
Die uns sind abgemahlt in Weiblicher Figur.
Was Sappho nun betrifft, so wirstu ihre Sitten
Sampt aller ihrer Kunst nicht wünschen oder bitten:
Ein ehrlich Weibes bild, ein fromm gewehntes Kind
Wird nimmermehr also wie Sappho seyn gesinnt.
Die Schrifften seind fürwar Gezeugen unsrer Hertzen:
Die keusch ist von natur, die wird nicht unkeusch schertzen.
Das bild ich mir gewiß und ohne zweiffel ein:
Die so wie Thais spricht, die wird auch Thais seyn.
Wär aber irgendwo ein Weib, das geil von Munde
Und in der Feder wär, jedoch sich keusch befunde,
Die wäre wehrt, daß sie für Allen schau geführt,
Und nackend solte stehn mit Purpur außgeziehrt.
Man solte billig sie und andre ihres gleichen
(Wo sonsten andre sind) mit güldnen Ruthen streichen.
Wo aber findet man solch Kleinoth in der Welt?
Da weisse Raben sind und schwartzer Hagel fält.
Drumb wünsche nicht, daß die, so vorsteht deinem Hause,
Mit Versen sich bemüh und in Poeten mause.
Der Weiber Vorwitz ist schon aller Welt bekand,
Sie nehme wol sobald den Daphnis in die Hand,
Als Risten Himlisch Buch. Gelegenheit macht stehlen,
Sie möchte wol dadurch ihr einen Daphnis wehlen,
Indem du süsse schläffst, der lieber wehr, als du,
Und schreiben den Vertrag ihm in den Versen zu.
Auch setz ich, daß ein Weib, geübt in solchen Sachen
(Wie etwan müglich ist), was treflichs könte machen:
Woher die liebe Zeit? (Mein Urtheil rühret nicht,
Als nur gemeines Volck. Ob schon ein Himlisch Licht
Heldinnen tüchtig macht, was köstliches zu schreiben,
Zu setzen ein Gedicht an statt der Klapper schreiben,
Das gehet auch nicht an.) Ein Weib, die Flachs und Woll,
Hauß, Keller, Küchen, Mägd und Kind beschicken soll,
Hat mehr, den allzuviel, in allen beyden Händen,
Weiß den Verstand und Zeit viel besser anzuwenden.
Zuletzt kein Männerwitz hat bey den Weibern Art:
Den Männern nur gehört die Feder und der Bart.

Nun hola! wo hinauß? laß uns zurücke kehren!
„Huy, Blinder, hie geh her!" sprach Hans zu seiner Mähren.
Wir lassen nun hinfort die weissen Schürtzen gehn,
Und sorgen, wie uns selbst die Hosen recht anstehn.
Noch sag ich, ein Poet muß seyn von solchen Gaben,
Die nicht ein jederman, geschweig ein Weib kan haben.
Kunst-übung, steter Fleiß, die machen einen Mann,
Der endlich ein Poet mit Ehren heissen kan.
Ja wer nicht von Natur hiezu ist wie gebohren,
Bey dem ist Kunst und Fleiß und übung auch verlohren.
Hör, was der Römer spricht: „Die Stadt gibt jährlich zwar
Der Bürgermeister zwey, jedoch nicht alle Jahr
Kompt ein Poet hervor." So viel hat das zu sagen,
Wenn jemand will mit Recht dac Lorbeer-Kräntzlein tragen.
Doch diß eilt dahin nicht, daß diese Schwürigkeit
Dich lässig machen soll. Der Gaben Unterscheid,
Der hebt nicht alles auff. Kanstu den über-Reichen
An seinem grossen Schatz und Vorraht nicht wol gleichen,
So ist nur wenig gnug: spann' alle Sinnen an,
Wer weiß, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben-kan.
Schreib wenig, wo nicht viel, das nach der Arbeit schmecket:
Ein kleines Wercklein hat offt grossen Ruhm erwecket.
Zwey Zeilen oder drey, von Buchnern auff gesetzt,
Sein billig mehr, als diß mein gantzes Buch geschätzt.
Nur eine Fliege, wohl nur nach der Kunst gemahlet,
Ist seines Lobes werth und wird so wol bezahlet,
Als nach des Lebens Maß ein grosser Oliphant,
Den nur ein Sudler hat geschlagen von der Hand.
Kanstu kein Opitz sein, kein theurer Flemming werden,
O es ist raum genung vom Himmel biß zur Erden.
Ist schon der Eymer nicht biß an den Henckel voll,
Was dann? die süsse Milch schmeckt darumb eben wohl.
Hat Holland Heins' und Cats? Es finden sich wol minder;
Ist Ronsard Franckreichs Sohn? Es hat wol schlechtre Kinder.
Ob schon die Fichte scheint, die Wolcken anzugehn,
Noch darff ein Rosenbusch sich auch wol lassen sehn.
Alleine meng dich nicht mit den vermeßnen Thieren,
Die alles ohn bedacht fort in das Buch hinschmieren;
Auch sieh dich eben für, daß deine Arbeit nicht
Sey allzu sehr genau und sorglich eingericht
Nach Hirsen Pfriemers Art, wann er also darff setzen:
„Der Ertz-Gott Jupiter, der hatte, sich zu letzen,
Ein Gastmahl angestellt: die Weidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Thoback, der Sahl ward angefüllt;
Die Obstin trug zu Tisch in einer vollen Schüssel,
Die Freye saß und spielt mit einem Liebes-Schlüssel.
Der kleine Liebreitz sang ein Tichtling auf den Schmauß,
Der truncke Heldreich schlug die Tageleuchter auß;
Die Feurinn kam dazu auß ihrem Jungfern-Zwinger
Mit schnäbeln angethan, Apollo ließ die Finger
Frisch durch die Saiten gehn; des Heltreichs Wald-Hauptmann
Fing lustig einen Tantz mit den Huldinnen an."

Je daß ich! je, so schreib! Diß Elend ist entsprungen
Vom guten Vorsatz her, weil man mit frembden Zungen
Die edle Muttersprach zu schänden auffgehört,
Und unsre Teutschen hat das reine Teutsch gelehrt.
Es war ein neu Gespräch gemählig auffgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen,
Daß eine Zunge nur, ein Teutscher Mann allein
Auß nüchtern Munde sprach Frantzösisch, Welsch, Latein;
Und daß der späten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich selbst hab einen hören sprechen.
Ein praver Capitain, ein alter Freyers-Mann
Hub seinen Mengel-Mueß mit diesen Worten an:
„Ça maistre, mache mir en façon der Frantzosen
Für gut contentement ein paar geraumer Hosen.
Ich selber bin mir gramm, mir knort der gantze Leib,
Daß ich jusqu'à présent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan, was hab ich nicht erlitten,
O Cloris, dein amour und Schönheit zu erbitten,
Weil dein éclat so weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kiesel steht?
Soleil de nostre temps! O Außzug aller Tugend!
O Himmlischer trésor! O Krone dieser Jugend!
Was hab ich nicht gewagt, daß sich dein nobler Sinn
Zu meiner Basseté doch möchte lencken hin?
Und endlich möcht ich wol von einer Damen wissen,
Warumb man mich nicht will, wie andre Kerrel küssen?
Hab ich nicht Mauls genug? verhindert sie der Bart?
Hab ich der Baisemains und meines Huts gespaart?
Wie manche Gasse bin ich dir zu Dienst gegangen,
Wenn man des Abends pflegt die Flädermäuß zu fangen!
Wie offtmahl hab ich dir zu später Mitternacht
Auf meiner Cornemuse ein Dudeldey gebracht!
Noch gleichwol kan ich nicht, solt ich darüber sterben,
Ein freundliches regard von einer auch erwerben:
Du lässest mir zu Schimpff den jungen Lecker ein,
Ich muß vieillard le gris und schwartzer Michel seyn.
Und was ist denn an dir so sonderlichs zu fressen,
Farouche, Rabenaaß, daß du so gar vermessen
Auff mich dich hönisch machst? Bin ich gleich ziemlich alt,
Doch ist mir weder Hertz, noch Hand, noch Finger kalt.
Der Magen däuet wol, denn geht es an ein schwärmen,
Kan ich ein Nössel Wein, sechs, sieben, acht erwärmen.
Die Zähn, assurez-vous, sind alle noch gesund:
Versuchs und stecke nur den Daumen in den Mund.
Ich habe manches Land und Herrschafft durchgereiset,
Und mich mit Augen-Lust und Schönheit nur gespeiset,
Da war mein ordinair mit Damen umbzugehn,
Da war ich, par ma foy, was besser anzusehn,
Da war ich hoch berühmt im Fechten, Spielen, tantzen,
Bracht Masqueraden an und frische Mummenschantzen,
Ich redte Spanisch, Welsch, Krabatisch und Latein,
Paris und Orléans ließ mich für Bürger ein.
Ist irgend ein Banquet, da man mir rufft zu Tische,
So schneid ich treflich wol Geflügel oder Fische,
Chapons, perdrix, boreaux. Man zeige mir den Mann,
Der so genau als ich den Gecken stechen kan.
Und eben hier soll ich mich lassen cujoniren
Und meine Renommée auf einmahl gantz verlieren
Bey einer schwartzen Haut, die kaum des Odems werth,
Der solchem Cavalier auß seinem Hindern fährt?
Viel lieber will ich gar versetzen mein Verlangen,
Und meine pucelage an einen Nagel hangen,
Wie manche Dame thut, wenn ihrs zu lange fält,
Die Speck und Mäusefall umbsonst hat auffgestellt."
Diß war die güldne Kunst zu reden und zu schreiben.
Nun denck ihm einer nach, wann dieses noch solt bleiben,
Als wie der Anfang war bey jedermann gemein,
Welch eine Sprache solt in Teutschland endlich seyn!
So hat die Barbarey das gut Latein zerstücket,
Und Gotisch, Wendisch, Teutsch mit Macht hinein geflicket:
Dadurch kam allererst der Mischmasch auff die Welt,
Den Franckreich, Welschland selbst und Spanjen noch behält.
Der Gentleman hat auch sein Theil darvon bekommen,
Ein Wörtlein hie und da, von allen was genommen,
Und eben dieses wehr den Teutschen auch geschehn,
Wenn nicht mit allem Ernst da wehre zugesehn,
Der Lapperey gewehrt, das reine Teutsch erzwungen,
Das nichts erbetteln darff von frembder Sprach und Zungen.
Es kompt mir eben vor, als wenn man ein Gesicht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Liebligkeit gebricht,
Nach geiler Weiber Art noch will mit Pflastern schmücken,
Die künstlich sein geschnitzt als Käffer oder Mücken.
O unbesonnen Werck! Was hat die stoltze Pracht
Nicht wider die Natur gewürckt und außgemacht!
Kähm irgends auff die Welt ein Kind mit solchen Flecken,
Wie sorglich solte man die Mißgeburt verdecken!
Wann öffentlich Hans Wurst will außgelachet seyn,
So fleckt er das Gesicht, wie Euch nun ist gemein.
Nun solch ein Narr ist auch, und würdig seiner Kappen,
Der unser schönes Teutsch mit der Frantzosen Lappen
Noch besser machen wil. Vor vielen Jahren schon
Sprach auch ein geistlich Mann auß einem hohen Thon:
„Monsieur, ich bin nicht werth, daß ihr zu meiner Thüren
Und in mein schlecht Logis solt mit mir hin marchiren.
Un mot! sprecht nur ein Wort! ich weiß zu dieser Stund
Et tout incontinent, so wird mein Knecht gesund.
Zwar ich bin nur ein Mensch, und daß ichs gern gestehe,
Ein schlechter Cavalier; noch wann ich einen sehe
Von meiner Compagnie und ruff ihn zu mir her:
Ça Garçon! er ist prompt, verricht sein devoir."
Der gute Redner wolt des Hauptmanns Wort außsprechen,
Der zu den Herren kam in Nöhten und Gebrechen,
Wie jonsten ist bekant. Nun aber, Danck sey GOtt,
Ist diese Mummerey den Teutschen nur ein Spott.
Hergegen andre sind (wie vorgesagt) zu finden,
Die allzu gar genau uns suchen einzubinden,
Sie haltens einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefehr nur ähnlich solte seyn.
Ein solcher Klügling wird nicht leiden, daß man sage,
Wie er an seinen Kopf auch Naaß und Ohren trage,
Denn beydes ist Latein; der Fuß sieht Griechisch auß,
Der Spiegel ist nicht Teutsch, noch minder Katz und Mauß.
Nun, Lieber, laß uns auch was gutes doch erdencken,
Und nach der neuen Kunst die Zunge klüglich lencken,
Was wird man seltzam Werck, was wird man Wunder sehn!
„Ey, Liebste, lasset doch den grauen Murmur gehn,
Nehmt mich in euren Schoß! Der fahle Häckselmen
Frist die getruckte Milch. Neigt eure Lüfftleinsfänger
Doch meiner Rede zu. Geht zu dem Gleicher hin,
Der Schnauber ist euch schwartz; sonst seyd ihr meinem Sinn
Und gutem Urtheil nach mit allen Schönheitswahren
Vollkommlich außgeputzt von Scheitel und den Haaren
Biß auff die Trittung zu. Wenn euer Pflantzherr wolt
Und eure Seuge mir so zugethan und holdt
Noch heute könte seyn, daß ihr, mein liebstes Leben,
Euch mir zum Eigenthum besitzlich wolten geben,
So flög ich voller Glück biß an das blau Gezelt,
Wo Phoebus prächtig steht, der Süchtling aller Welt."
Wer hat das Zipperlein so schwer an Händ und Füssen,
Der dieses Narren-Wercks nicht solte lachen müssen?
Wer so unsichtbar geht, führt solche Rätzel ein,
Der wird in Warheit auch den Teutschen unteutsch seyn.
Wer wolte nicht viel ehr des Wahlen Wort verstehen:
„Paur, hale mir die Pferd, last ju der Schuch besehen!
Allegro macht ju fort! Bezahl die Pinckebanck!
Geh, Moder, in den Stall, der Kuh sein Kind ist kranck!"
Zum letzten hilfft auch viel den wahren Ruhm zu schmähen,
Weil man nicht ohne Zorn und Lachen zu muß sehen,
Wie umb so schlechte Kunst, doch umb ein ziemlich Lohn
Auff allen Köpffen paß die grüne Daphniß-Krohn.
So leicht ein Roscius Muscaten her kan machen,
Sybil ein Kind von Stroh, Crispinus in den Rachen
Ein halbes Stübchen geußt, so leicht ein Gauckelsmann
Auß einem Bauren-Rock Ducaten schütteln kan,
So leichtlich als ein Held von etwa sechszehn Jahren
Mit einer roten Mütz zu Hause kömmt gefahren,
So leicht ein Mörsel-knecht, ein junger Kräuter-Koch
Mit einem Doctor kreucht auß einem Schornsteinsloch,
So leichtlich als die Katz ein Mäußlein kan erwischen,
Thrasyllus auß der Lufft ein Dutzet Lügen fischen,
So leichtlich als ein Ey ist in den Sack gebracht,
So leichtlich ist ein Schock Poeten weg gemacht.
Was Teuscherey ist das? Mag doch kein Schiffer heissen,
Der keinen Wind versteht; wer keinen Fisch kan reissen,
Der kan kein Koch nicht seyn; wer keinen Pechdrat kennt,
Der mag mit Warheit ja kein Schuster seyn genennt.
O daß ihr mit dem Krantz auch plötzlich dabeneben,
Ihr Herren von der Pfaltz, Gelahrtheit kontet geben,
Ich hett euch all mein Guth, ich hett euch all mein Geldt
(Ihr wißt noch nicht, wie viel) vorlängst schon zugestellt.
Mag aber das nicht seyn, ist sonsten nichts zu fangen,
Als mit den Tituln nur und grossen Brieffen prangen,
So taug der Handel nicht. Man gibt in Zeit der Noth
Kein Speck und Fleisch darvor, kein Butter oder Brodt.
Doch hievon mehr als gnug! Was sol ich aber machen

Mit denen, die so gern den Bettelsack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da ist ein ledig Hauß,
Da hängt (spricht Güldengreiff) ein armer Teuffel auß.
Gedult! was will man thun? Man muß es zwar gestehen,
Wer zu den Reichthumb eilt, muß anders was ersehen,
Als Versemacher-Kunst. Wer plötzlich reich will seyn,
Der löß umb wenig Geld gestohlne Wahren ein,
Der trage Zungen feil, bediene faule Sachen,
Doch daß er beyde Theil ihm kan zu Freunden machen,
Geb einen Schreiber-knecht und suche sein Gewinn:
Was nicht ins Käßtlein fält, das fält beneben hin.
Wer plötzlich reich will seyn, muß grosse Rente heben,
Und zahlen wenig auß: das kan ihm Beute geben.
Bedient er Vormundschafft, er muß auff sich auch sehn,
Und solten gleich hernach die Mündlein barfuß gehn.
Wem dieses nicht gefält, der mag ein Kauffmann werden,
So lang es halten wil, mit Kutschen und mit Pferden
Zum Prunck sich lassen sehn, bald gar unsichtbar seyn
Und stellen mit Vertrag sich endlich wieder ein.
Ist das nicht seines Thuns, so kan er Leder stehlen,
Und lassen doppelt theur ihm für die Stieffeln zehlen.
Der Künste seyn so viel, als wie des Ufers Sandt,
Den Meistern doppelt mehr, als mir, Gott lob, bekant.
Nun aber ein Poet weiß nichts von solchen Sachen;
Es soll die gute Kunst auch keinen Schinder machen,
Sie dient zu guter Lust, sie dient zu guter Lehr,
Sie dient Verständigen und Gott zu seiner Ehr.
Wer Brodt erwerben will und Mittel zu dem Leben,
Der muß auf anders was hauptsächlich sich begeben,
Das Küch und Keller füllt. Wer so die Sach angeht,
Der hat, was er bedarf, und bleibt doch ein Poet.
Nach abgelegter Pflicht so mag er sich ergetzen
Und einen guten Verß hin zu den andern setzen.
Der Wechsel machet offt, daß uns kein Werck verdreust,
Wo sonst die Dinten gern und ungezwungen fleust.
Kommt dann zu rechter Zeit ein guter Freund gegangen,
So läßt er wol einmahl ein kühles Trüncklein langen,
Sticht einen Pegel an, versucht die kalte Schal:
Ein halber Gulden macht ihm doch kein Capital.
Indem er also sitzt, bedencket er mit lachen,
Wie offt das grosse Gut den Reichen arm kan machen.
Je mehr dem Geitzigen trägt sein Vermögen ein,
Je mehr muß er bescharrt und wol behungert seyn:
So offt er einmahl trinckt, so muß er überschlagen,
Ob seine Zinsen auch die Kosten mag ertragen.
Der Hauptstuhl ist sein Gott, den tastet er nicht an,
Greifft lieber hinter sich, als nach der vollen Kann.
Hergegen mein Poet sagt, daß der Sonntagsbraten
Und sein Gerichtlein Fisch nicht übel mag gerathen,
Singt seinem lieben Gott so freudig, als er mag,
Der weiter für ihn sorgt und für den andern Tag.
Zuweilen sitzet er, hält der Vernunfft entgegen
Die Laster seiner Zeit, die irgend sich erregen,
Schont aller Menschen zwar, doch keiner Thorheit nicht;
Und ob sein Urtheil selbst ihm ins Gewissen spricht,
So schweigt er mit Gedult, beseufftzt die bösen Thaten,
So kan die Warheit ihm zum höchsten Heyl gerathen.
Ist dieser Essig scharf, er ist dennoch gesund,
Und beißt das faule Fleisch herauß biß auff den Grund.
Gleich wie Machäon brennt und heilt mit klugen Händen,
So mag doch ein Poet zwar straffen, doch nicht schänden,
Und wer dann solchen Mann zu den Verläumbdern schreibt,
Der wisse, daß ihm selbst der Ertzverläumbder treibt.
Es ist Poeten Werck, mit frembden Nahmen spielen,
Und also mit Gelimpf auf wahre Laster ziehlen:
Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an,
Wer ist in aller Welt, der solches endern kan?
Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben,
Wer Hirßen-Pfriemer heist, mag Hirßen-Pfriemer sterben.
Wenn beym Horatius also geschrieben steht,
Gorgon stinckt wie ein Bock, Ruffin riecht nach Ziebet,
Da kan es gleiche viel dem guten Tichter gelten:
Wer will, mag sich Gorgon, wer will, Ruffinus schelten.
Ein Frommer eifert nicht; sein Hertz, das spricht ihn loß:
Wer schuldig ist, der spricht, und gibt sich selber bloß.
Wem sein Gewissen beist, mag seine Thorheit hassen;
Hab ich den Geck erzürnt, ich kan es noch nicht lassen.
Ich biete Recht und Trutz dem, der mir solches wehrt:
Wer Laster strafft, der hat die Tugend recht gelehrt.

Johann Grob.

Johann Grob, geb. am 6. Sept. 1643 zu Grobenengenschwyl im Toggenburgischen, zeigte schon frühe gute Anlagen, so daß ihn sein Vater auf die Schule nach Zürich schickte, wo er bedeutende Fortschritte machte. Als er 17 J. alt war, trat er in die Compagnie schweizerischer Hellebardiere, welche Kurfürst Georg II. von Sachsen damals anwerben ließ. Nach Vollendung seiner Dienstzeit (1664) bereiste er Deutschland, Holland, England, Frankreich und wahrscheinlich auch Italien, worauf er in seine Heimat zurückkehrte und einen Leinwandhandel betrieb, den er auch dann noch fortsetzte, als ihn sein Landesherr, der Fürstabt von St. Gallen, zum bischöflichen Commissarius ernannte. Doch sah er sich in der Folge genöthigt, wegen der Religion die Heimat zu verlassen; er begab sich nach Herisau im Canton Appenzell, wo er sich mit Mathematik und Dichtkunst beschäftigte. Später erhielt er auch Gelegenheit, sich auf dem Gebiete der Politik Verdienste zu erwerben. Als im J. 1688 bei der Stellung der französischen und kaiserlichen Heere an der Gränze der Schweiz dieser große Gefahr drohte, ließ er eine mit Freimüthigkeit und Wärme abgefaßte Flugschrift drucken, welche nicht ohne Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten blieb und ihm das Vertrauen Kaiser Leopolds erwarb, der ihn in den Adelstand erhob, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht zu haben scheint, wie er selbst über diese Erhebung scherzt (II, 10). Im J. 1690 schickten ihn die Appenzeller nach Augsburg, wo sich der Kaiser aufhielt, um bei demselben die Aufhebung der für die Schweiz drückenden Getreidesperre zu erwirken, was ihm auch gelang, weshalb er zur Belohnung das Landrecht von Appenzell erhielt und von den Herisauern in den Rath berufen wurde. Bei dieser Gelegenheit scheint er auch zum kaiserlichen Dichter gekrönt worden zu sein. Er starb zu Herisau am 1. April 1697.

Grob war ein durch Studium und Erfahrung vielseitig gebildeter Mann, er kannte fünf Sprachen und schrieb das Lateinische nicht ohne Gewandtheit und Eleganz, wie seine in dieser Sprache abgefaßten Gedichte bezeugen. Ob er gleich selbst nur mit der größten Bescheidenheit von seinem poetischen Talente dachte, wie mehrere Stellen in seinen Gedichten beweisen, so war dasselbe doch keineswegs gering. Wahrscheinlich war er während seines Aufenthalts in Sachsen mit der neueren deutschen Literatur und insbesondere mit Logau bekannt und zu eigenen Versuchen angeregt worden: eine große Zahl seiner Dichtungen scheint sogar in dieser Zeit entstanden zu sein, da sich unter seinen nachgelassenen Papieren eine vollständige und sogar mit der Vorrede versehene Handschrift der „Dichterischen Versuchgabe“ vom J. 1665 vorfindet, die er erst viel später (Basel 1678) herausgab. Nach seinem Tode erschien, wahrscheinlich von seinem Sohn herausgegeben, eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Reinholds von Freientahl Poetisches Spazierwäldlein, Bestehend in vielerhand Ehren- Lehr- Scherz- und Strafgedichten.“ (O. O. 1700), welche ihm ohne Zweifel zuzuschreiben ist, da in sieben noch vorhandenen, von dem Dichter eigenhändig geschriebenen Heften nicht bloß die Gedichte der „Versuchgabe“, sondern auch die des „Spazierwäldleins“ aufgezeichnet sind. Beide Sammlungen enthalten Lieder und Epigramme. Seine Lieder (er nennt sie „Stimmgedichte“), die wir schon vorübergehend erwähnt haben (S. 233), gehören zu den besseren der Zeit, und sind bald voll tiefen Ernstes, bald voll

muthwilliger Laune; die Epigramme, die wir hier allein zu betrachten haben, sind zum Theil Sprüche, in welchen er seine Weltanschauung niederlegt, oder Lebens- und Klugheitsregeln voll milden, aber doch ernsten und würdigen Sinns ertheilt (I, 8. 15—19. II, 1—5), und denen er oft die alte Form der Priamel gibt (I, 24. II, 5, 9). Diese Sprüche sind jedoch nicht, wie bei Logau, in den ihnen eigenthümlichen kurzen Versen, sondern, wie auch die übrigen, entweder in Alexandrinern oder achtfüßigen Trochäen geschrieben. Die größte Zahl seiner Epigramme, die er „Aufschriften" oder „Kurzgedichte" nennt, sind satyrischer Art und spotten entweder in harmloser, theils auch in scharfer Weise über allgemeine moralische oder körperliche Gebrechen (I, 9—14. II, 7. 8) oder geißeln die Thorheiten und Laster der Zeit, deren Sitten ihm freilich Anlaß genug zu Spott und Tadel geben (I, 1—8. II, 6). Die Nachäfferei der Franzosen ist, wie bei Logau, so auch bei ihm, ein beinahe stehender Stoff, doch dringt er zuweilen auch tiefer in die öffentlichen Verhältnisse und stellt namentlich die Schlechtigkeit der Rechtspflege dar (I, 1. 5) oder ergeht sich in witzigem Spott über den Adel und dessen Nichtigkeit (I, 2. 3. 17. II, 9). Auch die literarischen Verhältnisse bleiben nicht unberührt, er verspottet, wie Lauremberg und Rachel, die Abwege, in welche die Poeten seiner Zeit geriethen, namentlich die Gelegenheitsdichterei, an mehr als einem Orte (I, 22. II, 8). So sind die Hochzeitsreimer auch Gegenstand eines größern Gedichts, das voll Witz und Bitterkeit gegen jenes Gesindel ist. Sein Vaterland, das er aufrichtig liebt, gibt ihm auch hie und da Stoff zu strafenden Bemerkungen, besonders tadelt er die schlimme Gewohnheit, fremde Kriegsdienste zu nehmen, mit aller Kraft der Ueberzeugung, die ihm sein eigenes Leben hatte aufdringen müssen (I, 6. 20. 21).

Grob hat sich zwar offenbar nach der Opitzischen Schule gebildet, aber er bewahrt dabei eine lobenswerthe Selbstständigkeit, deren er sich auch bewußt ist, so daß er wohl einmal das allzusklavische „Opiziren" tadelt. Seine Sprache ist im Ganzen gebildet, seine Darstellung tüchtig und kernhaft, sein Ausdruck kräftig, manchmal wohl auch schneidend, wie die Gedanken, wie er selbst einmal mit Anspielung auf seinen Namen gesteht (I, 23). Jedenfalls ist Grob einer der bessern Dichter der Zeit und es verdienten sowohl seine Lieder, als seine Epigramme, mit Benutzung seiner hinterlassenen Handschriften durch eine neue Ausgabe wieder vorgeführt zu werden.

I. Aus der „Dichterischen Versuchgabe".

1. Verblendete Gerechtigkeit. (I, 25.)

Themis hat ihr angesicht zwar noch jmmerzu verbunden,
Nur das alt' und neue band werden nicht gar gleich befunden:
Jenes war von dikem tuche für den augen überschlag;
Dieses ist von dünnem flore, den sie wol durchsehen mag.

2. Halber Adel. (I, 40.)

BEi den Alten hieß es vor, manche ritterthat begehen,
Dan so mocht ein schlechter mann bei dem starken adel stehen:
Diß ist nun in abgang kommen: wer erschröklich fluchen kan,
Ist zu diesen lasterzeiten schon ein halber Edelmann.

3. Gesundheiten. (I, 76.)

UNsrer Deutschen redligkeit läst sich augenscheinlich sehen,
Wan die spate rindertrünk' auf gesundheit umher gehen:
Ach, ich muß der thorheit lachen, ist es nicht ein feiner schwank?
Andre ganz gesund zu machen, sauffen sie sich selbsten krank.

4. Frankreich und Africa. (I, 122.)

JN dem innern Africa gibt es stets was neus zu sehen;
Eben solches pfleget auch nun in Frankreich zu geschehen:
Jenes bringet mißgeburten, dieses an der alten statt
Neue kleider à la mode, die man nie erhöret hat.

5. Rechtshändel machen übung. (II, 49.)

WEr das tanzen lernen wil, darf nicht fort in Frankreich lauffen,
Diese kunst in fremden land' um das Deutsche geld zu kauffen;
Wer das tanzen sucht zu lernen, fahe nur zu rechten an;
Dieses gibt so vil zu lauffen, daß man endlich tanzen kan.

6. An den Gebhard. (II, 104.)

GEbhard, du beklagest dich, daß dein sohn zu Hause kommen,
Welchen haubtmann Wenignuz mit sich in den krieg genommen,
Doch derselbe habe leider nichts dan laster heimgebracht,
Und es werde dir das leben durch sein leben saur gemacht;
Denn dein ganz verderbter sohn gehe müssig, fresse, sauffe,
Lauffe schlimmen Dirnen nach, spiele, fluche, wüt' und rauffe:
Aber dieses ist kein wunder, Gebhard, weil du sicher weist,
Daß er aus dem kriege kömmet, der die lasterschule heist.

7. Schneider. (II, 106.)

BIllich wird das schneiderhandwerk durch das Deutsche land veracht,
Weil es an die modekleider nicht zugleich auch schellen macht.

8. Reisen brauchen leute von eisen. (II, 140.)

MAncher wandersmann verderbt auf der reise leib und glieder:
Leute, die in Frankreich ziehen, kommen oft aus Krankreich wieder:
Hitz' und kälte, durst und hunger sind im reihen gar gemein,
Zukerbäuch und seidenmägen mögen nur zu hause sein.

9. Auf den schmelzkünstler Dieterich. (II, 15.)

DU kanst, o Dieterich, im grunde künstlich handeln,
Gold, silber, zinn und erz in feuchten wein verwandeln;
Du hast auch sehr behend', in dem du ganz erpicht,
Aus deiner nasen blei ein kupfer zugericht.

10. Uber eines Beken neues haus. (II, 88.)

JHr burger dieser stadt, komt her und nemt in acht,
Wie euer kleines brot so grosse häuser macht.

11. Von dem Gerolden. (II, 89.)

HErr Gerold hat gewiß sein' herkunft von den Riesen:
Daß wird auch sicherlich durch seine nas' erwiesen,
Denn diese zeiget uns die rechte riesenart,
Ob schon sein andrer leib das wachsthum sehr gespart.

12. Auf den Dieterich. (I, 99.)

DJeterich, was führst du viel über meine hoffart klage,
Weil ich, wo es sich gebürt, einen kleinen türkis trage;
Führest du auf deiner nasen doch so manchen edlen stein,
Welche theurer, als rubine; solst du dan nicht stölzer sein?

13. Von der Clare. (II, 107.)

CLare wil zur hochzeit gehn, jezund geht es an ein schmüken,
Alles muß von seiden sein oder gar von silberstüken,
Ketten, armband, edle ringe, deren stekt sie so viel an,
Daß sie schwerlich ihre finger vor denselben biegen kan.
Wan sie dan zur tafel kömt, pflegt sie wol für sich zu sehen,
Daß sie nicht beschmüzet werd', als oft leichtlich kan geschehen:
Wie, daß eine solche Dame so für ihre kleider sorgt?
Ach, sie sorgt für andre leute, denn sie hat sie nur geborgt.

14. Auf den Alberich. (II, 122.)

JCh vernem, o Alberich, daß du einem viel bezahlet,
Daß er dir den lebenslauf aus dem himmel fürgemahlet,
Was die hoh' und niedre sterne für bestralung zugeschikt,
Welche zu der stunde herschten, als du diese welt erblikt.

Lieber, warum hast du mich nicht zuvor hierum gefraget?
Meine stern erfahrne kunst hätt es dir umsonst gesaget:
Vierzig tage kurz vor ostern dreüen dir alzeit gefahr,
Denn man treibt das stokfischessen niemals strenger durch das jahr.

15. Fleiß bringt zu ehren. (I, 30.)

Tummle dich, O junges blut, wilt du nicht verachtet ligen,
Niemand ist durch müssiggang in der welt empor gestiegen:
Fleiß ernehret, arbeit ehret, laß nur bald die kinderschuh;
Müh und tugend hört der jugend, raht und ruh dem alter zu.

16. Faulkeit. (I, 52.)

EJn fauler schaffet nichts, und frißt doch in die wette,
Deßwegen schadt er mehr, als läg er krank zu bette:
Wer diese seuche hat, dem gebe man ein pfund
Gedörrte stabwurz ein, so wird er straks gesund.

17. Lebensbemerkung. (I, 72.)

Thu alles mit bedacht, und zäume deinen willen,
Meid' unmuht, stolz und neid, laß dir den zorn bald stillen,
Dien' andern, wo du kanst, und scherze sonder schmach,
So sagt kein ehrenmann dir etwas böses nach.

18. Verschwiegenheit. (I, 75.)

SChweigen ist ein hübsche kunst, sonderlich zu diesen tagen,
Da es oft gefährlich ist, auch die warheit aus zu sagen:
Wer die augen und die ohren werkeltage halten läst,
Und die zunge feiren heißet, thut gewiß das allerbest.

19. Jung gewohnt, alt gethan. (II, 5.)

MAn sol den tugendfleiß nicht in das alter sparen,
Das schönste lebenswerk gehört den schönsten jahren·
Wenn sich der laster rost so tief in geist gesezt,
So wird er nach der zeit gar schwerlich ausgewezt.

20. Die Schweiz. (I, 131.)

ES bringt kein hoher berg, noch enger paß zu wegen,
Daß meine leute noch der stolzen freiheit pflegen,
Kein schneller wasserstrohm, kein unergründter see:
O nein! die einigkeit macht, daß ich noch besteh'.

21. Von einem Werber. (II, 73.)

WEr ist doch jener dort, der in dem scharlachrocke
Mit seinem federbusch und silberreichem stoke
So prächtig einher trit, als wären seiner drei?
Ich höre, daß er nur ein ochsenhändler sei.
Soln diese bursche dan auch federbüsche tragen?
Ja freilich, solche wol, die nach den ochsen fragen,
Die nur zweifüssig seind und die der trommelschlag
Zu ganzen rotten hin zur schlachtung bringen mag.

22. Auf den Melindo. (I, 109.)

DU wärest kein Poet, Melindo, wie ich achte,
Wann niemand tods verblich' und keiner hochzeit machte;
Und zwar was wil man mehr? du schreibest freud und leid;
Doch haben deine vers' oft wenig unterscheid.

Selbs antwort.

JCh glaube sicherlich, du bleibest auch dahinden,
Wenn sich kein laster mehr wurd' an den menschen finden;
Du, Spötter, schreibest nur, was an uns übel steht:
Wär alles tugendrecht, du wärest kein Poet.

23. An den Leser. (II, 132.)

VErwundre dich ja nicht, daß, was ich hier geschrieben,
Nicht zart ist, sondern hart und gleichsam ungerieben;
Des namen eigenschaft liegt meinem dichten ob:
Es bleibet wol darbei, ich heiß' und schreibe grob.

24. Etliche verachte stände. (II, 135.)

EJn Weidmann ohne hund', ein Fuhrmann ohne wagen,
Ein Buler ohne geld, ein Freier ohn' erfragen,
Ein Schäffer ohne herd, ein Spielmann ohne scherz,
Ein Sänger ohne stimm', ein Hofmann ohne herz,
Ein Redner ohne tük', ein Priester ohne segen,
Ein Krämer ohne wahr', ein Kriegsmann ohne degen,
Ein Haubtmann ohne volck, ein Reuter ohne pferd,
Seind billich in der welt nicht eines sperlings wert.

II. Aus dem „Poetischen Spazierwäldlein".

1. Zänkisches Christentuhm. (S. 73.)

UNsre zeit hegt immer zank, und vergißt der Christen pflichten,
Aber Gott wird auf das tuhn und nicht auf das wissen richten:
Wo sich keine Liebe findet, wo man mehr den Eigenruhm,
Als des Höchsten ehre suchet, da ist wenig Christentuhm.

2. Zorntahten, Reutahten. (S. 80.)

EJn Mann, bei dem der zorn die meisterschaft bekommen,
Ist einem schiffe gleich, wann ihm das steur benommen.
Dann solches strandet bald und ist der wellen spiel:
So ist auch reu' und spott des Grimmes zoll und ziel.

3. Elende Vorsehung. (S. 81.)

WEr den Feind zum Richter hat, zum Beschüzer den Soldaten,
Und den Juden Vormund heist, o der ist nicht wol berathen!

4. Graue Haare erinnern der Baare. (S. 86.)

WAs sol es sein, daß ich schon kreidenweisse Haare
Um meine schläff herum und um das kinn gewahre?
Die Kreide deines Haubts ermahnet dich gar fein,
Daß deine jahr hinfort berechnet wollen sein.

5. Vier weltverderbliche Mängel. (S. 119.)

DEr Pfaffen zank und haß, die schalkheit der Juristen,
Der ärzt unwissenheit, der Gerneweisen tand
Verderbet geist und leib, beraubet stadt und land,
Zertrennet Gottes Kirch' und macht viel böse Christen.

6. Deutsche Briefe mit Franzosischen überschriften. (S. 213.)

WAs für grillen kommen iezt von dem alamodeleben?
Frankreich muß die überschrift auf die Deutschen briefe geben,
Die ein Deutscher einem Deutschen auf dem Deutschen boden sendt,
Und darzu durch Deutsche Boten, die biß narrenwerk oft blendt.
Wann ein Franzmann gleiches täht innert seines landes grenzen,
Würde man mit alberlaub' ihm das blöde haubt bekränzen;
Aber Deutschland scheint bezaubert, daß es mit der kleidertracht
Samt dem gehen, tuhn und schreiben sich zum Frankreichs affen macht.

7. Der einbildische Ortlieb. (S. 173.)

ORtlieb wär' ein wakrer Kerel und berühmt in aller Welt,
Wan er andern halb gefiele, wie er selbst sich ganz gefellt.

8. Des Melindo fürtrefflichste Liebste. (S. 205.)

MElindo schrieb ein lied von seiner Phyllis gaaben,
Da wird das schöne Kind schier himmelan erhaben,
Da wird der augen bliz, der lipen rosenpracht,
Der glieder heilger schnee erstaunlich kund gemacht.
Nachdem ich solches lied erwischt und abgelesen,
Ist mir diß wunderbild zu kennen noht gewesen,
Und als ich es zulezt unfehlbarlich erfragt,
War diese Tyndaris des Schornsteinfegers magd.

9. Geringheit des armen Adels. (S. 97.)

WAs ein baum ist ohne laub, was ein kirchturn ohne gloken,
Was ein keller ohne wein, eine supe sonder broken,
Was ein schiff ist ohne segel, was ein anker ohne grund,
Was ein Schüze sonder pulver und ein Jäger ohne hund,
Was ein Weber ohne garn, was ein Schlosser sonder eisen,
Was ein Beker ohne mähl, und ein Garkoch ohne speisen,
Was ein Fuhrmann ohne wagen und ein Bauer ohne feld,
Diß und zehen mahl noch minder ist der Adel ohne geld.

10. An den Cassian. (S. 133.)

JCh gewahr', o Cassian, daß du maul und stirne rümpfest,
Und mich, deinen alten freund, nunmehr hin und wieder schimpfest

Nur aus unverdientem neide, nemlich weil dich dieses kränkt,
Daß mir Leopold gewogen und mir Schild und Adel schenkt
Wegen meiner Pieris, die sich mit den Oreaden
Ihm zu singen hat erkühnt: nun was wird dir solches schaden?
Laß mein glük dich nicht verdriessen: giebt mir gleich der Keiser stand,
Bleiben doch noch zwei zurücke, nemlich geld und Ritterland.

Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz.



Canitz wurde vorzüglich durch seine didaktischen Gedichte, seine Episteln und Satyren, bedeutend und einflußreich, weil er in diesen mehr als in seinen lyrischen Gedichten die französische Bildung und Verständlichkeit darlegen konnte, welche er der Hoffmannswaldauischen Schule entgegensetzte. Auch hat er sich in diesen Dichtungen auf das Entschiedenste der französischen Weise angeschlossen; Boileau ist so sehr sein Vorbild, daß wir den französischen Dichter auch da wieder erkennen, wo er ihn nicht ausdrücklich nachahmt; es ist nicht bloß geistreich, sondern auch wahr, was ein früherer Kritiker (Fr. Jakobs) von ihm behauptet, daß er sich nämlich auch da, wo er selbstständig arbeitete, immer selbst fragte, wie würde hier Boileau geschrieben haben? würde ihm dieser Gedanke, dieser Ausdruck Genüge thun? u. s. w. Er kannte zwar auch die Alten, deren hohen Werth er lebendig fühlte (140 ff.), er kannte insbesondere die römischen Satyriker (seine zwölfte und dreizehnte Satyre sind aus Horaz und Juvenal übersetzt); aber seine ganz französische Bildung gestattete ihm nicht, deren Geist auch in seine Dichtungen zu übertragen; er bewunderte die Wahrheit, mit welcher die Alten die Natur dargestellt hatten, aber er selbst vermochte noch nicht, entschieden natürlich und wahr zu sein. Dazu fehlte es ihm an ächtem poetischem Talent, worin er offenbar selbst seinem französischen Vorbilde nachstand; was in Boileaus Satyren besonders werthvoll ist, die kräftige Zeichnung der Charaktere, die Darstellung des individuellen Lebens, das vermissen wir vor Allem in Canitz und nur selten gelingt es ihm, die allgemeinen Betrachtungen zu lebensvollen Bildern zu gestalten, wie z. B. die Schilderung des zerstreuten Dichters (71—88) in der dritten Satyre („der Poet"). Selbst der Stelle, in welcher er die Gelegenheitsdichterei zum Gegenstand seines Spottes macht (109—190), fehlt es an lebensvoller Gestaltung, und er steht in dieser Beziehung dem älteren Lauremberg entschieden nach. Und doch ist diese Satyre in dieser Hinsicht bei weitem die beste; in den übrigen, die erste etwa ausgenommen („Der Tod des ungerechten Geizhalses") ist der Mangel an gestaltendem Talent noch weit fühlbarer, während sie jene an Klarheit der Anordnung und der Entwickelung meistens übertreffen. So liegt Canitzens Verdienst nicht sowohl in dem poetischen Werth seiner Dichtungen, als vielmehr in der Reinheit und Richtigkeit seiner Sprache, und in der glücklichen und bewußten Vermeidung derjenigen Mängel, welche damals die deutsche Poesie schändeten, in der ernsteren Auffassung des Lebens und der Kunst, wovon die zahlreichen, auf Wahrheit und Beobachtung gegründeten Sentenzen Zeugniß ablegen. Das Streben nach Klarheit und Verständlichkeit hat ihn zwar häufig zur Breite verleitet, welche noch lange Zeit ein Charakterzug der deutschen Poesie bleibt, allein wir müssen, um gerecht gegen ihn und seine Nachfolger zu sein, bekennen, daß die mangelhafte Ausbildung der Sprache einen großen Theil der Schuld an diesem Uebelstande trug, und daß derselbe durch die Nachahmung französischer Vorbilder wesentlich gefördert wurde, was aus dem ganz verschiedenen Charakter der beiden Sprachen leicht zu erklären ist.

Die dritte Satyre. Von der Poesie.

Auf! säume nicht, mein Sinn, ein gutes Werck zu wagen,
Und aller Tichterey auf ewig abzusagen:
  Gieb weiter kein Gehör, wenn die Syrene singt,
  Und such ein ander Spiel, das bessern Nutzen bringt.
Wie? sprichst du, soll ich schon den Zeitvertreib verschwören,
Dadurch ich bin gewohnt, die Grillen abzukehren,
  Der mir in Sicherheit bißher die Stunden kürtzt,
  Anstatt, daß mancher sich aus Lust in Unlust stürtzt,
Und weil ein schwartzer Punct in Würffeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Besitz der Güter wird getrieben?
  Ich thu mir schon Gewalt, wenn ich viel Thorheit seh,
  Die ich bescheidentlich mit schweigen übergeh,
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nechsten Schaden,
Nein, sondern nur mein Hertz der Bürde zu entladen,
  Daß ich durch einen Reim, was ich den gantzen Tag
  Geduldig angemerckt, mir selbst vertrauen mag.
Da schenck ichs keinem nicht, kein Ort ist, den ich schone,
Von schlechten Hütten an biß zu des Königs Throne.
  Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
  Die Streit-Axt in der Hand, die Augen voller Grimm,
Der Auserwehlten Sitz verschleußt für meines gleichen,
Muß, wie ein schüchtern Reh, von seiner Macht entweichen,
  Wenn mein gerechter Zorn erst an zu brennen fängt
  Und sich biß in die Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve vom Gesicht des Lasters weg zu reissen.
Weh dem, der thöricht ist, und dennoch klug will heissen!
  Denn wo sein Name nur sich in die Verse schickt,
  So wird er alsofort dem Mayer beygerückt.
In meinem Schüler-Stand, auf den bestäubten Bäncken
Hub sich die Kurtzweil an. Solt ich auf Sprüche dencken,
  Die man gezwungen lernt und länger nicht bewahrt,
  Als biß der kluge Sohn nach Papageyen-Art

Sie zu der Eltern Trost dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen,
Da mahlt ich ungeübt in meiner Einfalt ab,
Wenn Meister und Gesell mir was zu lachen gab,
Biß nach und nach die Zeit den Vorhang weggeschoben,
Und mir, was scheltens-werth, hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir selber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach ich mir zu nutz und durch des Himmels Güte
Werd ich ie mehr und mehr bestärckt, daß ein Gemüthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgesiegt,
Und seine Freyheit kennt, gantz Peru überwiegt:
Das ists, was offt mein Kiel schreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergestalt in Unschuld kan ergetzen,
Wozu mich die Natur ..... Halt ein, verführter Sinn,
Drum eben straff ich dich, weil ich besorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht ist zu verstöhren,
Sich endlich unvermerckt in die Natur verkehren.
Wo hat Justinian das strenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantast wird Vogel-frey gemacht?
Und da ein weiser Mann diß für was grosses schätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedancken setzet,
Ist wohl der beste Rath, man seh, und schweige still,
Und stelle jedem frey zu schwärmen, wie er will,
Indem es fast so schwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Priesterschafft das Beicht-Geld abzubringen.
Ein Spiegel weiset uns der Narben Heßlichkeit,
Doch wird er offtermahls deswegen angespeyt.
Du meinst zwar, was du schreibst, soll nie das Licht erblicken,
Wie bald kan aber diß auch dir eins mißglücken?
Von deinem schönen Zeug entdeck ich, wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht;
So wirst du ein Poet, wie sehr du es verneinest:
Wer weiß, ob du nicht bald in offnem Druck erscheinest?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müssigganges Frucht,
Noch bey der späten Welt einmahl hervorgesucht,
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ohngefehr in Löschpapier gewunden —
Schreibt dir dein bester Freund, der deinen Rath begehrt,
So scheints, als hieltest du ihn keiner Antwort werth;
Bringt jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zieht, du läßt ihn draussen stehen;
Trifst du Gesellschafft an, die ein Gespräch ergötzt,
Wo der Bekümmertste sein Leyd beyseite setzt,
So runtzelst du die Stirn in so viel hundert Falten,
Daß du offt für ein Bild des Cato wirst gehalten.
Ein jeder wolte gern erfahren, was dich quält;
Indessen schleichst du fort, weist selbst kaum, was dir fehlt.
Dein Hauß wird zugesperrt, die Schlösser abgespannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geister bannet;
Und da dieselbe Welt von aller Arbeit ruht,
Weckst du den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und späte Lampe schreckt, die dich im Finstern zeigen,
Als woltst du Thurm und Dach aus Mond-Sucht übersteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was ists? Was macht dich toll?
Ein Wort! Was für ein Wort? Das hinten reimen soll.
Verdammte Poesie! Mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Niese-Wurtz darff lassen zubereiten.
Greiff erst die Fehler an, die du selbst an dir siehst,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehst;
Denn solt' ich hier die Müh, dich zu erforschen, nehmen,
Wir müsten, ists nicht wahr? uns vor einander schämen.
Kurtz! Wer das Richter-Ammt auf seine Schultern nimmt,
Der seh ob sein Gesetz mit seinem Wandel stimmt.
Wird doch die Cantzel roth, wann ein erhitzter M(ayer)
Der geilen Heerde schwetzt von Sodom, Rach und Feuer
In Cloris Gegenwart, die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.
Ists möglich? kan dir noch die Tichter-Kunst gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unsre Lieder schallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit sich das Gebieth des Teutschen Bodens streckt.
Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füssen;
Wo sieht man Hofmanns Brunn und Lohnsteins Ströhme fliessen?
Und nehm ich Bessern aus, wem ists wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Qvell der Hyppocrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinckt, tritt in Poeten-Orden,
So daß der Helikon ein Blocksberg ist geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans erthönt,
Der seine Sänger-Zunfft mit Hasen-Pappeln krönt.
Vor alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen;
Und eine Redens-Art, die Göttlich solte seyn,
Ward zu derselben Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der diß Geheimniß schonet?
So bald er einen merckt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkaufftes Lob biß an den Himmel trägt,
Den wir mit solcher Post so offt zum Zorne reitzen,
Und öffter noch vielleicht, als sich die Sterne schneutzen.
Daß grossen Theils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weyrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kan,
Der, wie ein Erden-Schwamm, sich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet.
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und schnöden Goldes zehlt. —
Man denckt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Vernunfft kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht,
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht,
Da doch ein ieder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kan erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliehrt,
Wenn er wird in Gestalt des Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust des Aeneas Abentheuer:
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so glücklich vorgestellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich, Dido, dich von Lieb und Undanck sprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Tichter die Natur,
Sie ist ihm viel zu schlecht, er sucht sich neue Spur,
Geußt solche Thränen aus, die Lachens-würdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.
Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht:
Kein Wort kömt für den Tag, das nicht auf Steltzen geht.
Fällt das geringste vor in diesen Krieges-Zeiten,
So, dünckt mich, hör ich schon die Wetter-Glocke läuten:
Ein Flammen-schwangrer Dampf beschwärtzt das Lufft-Revier,
Der Straal-beschwäntzte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt und spielt mit Schwefel-Keilen,
Der Leser wird betrübt, beginnet, fort zu eilen
Bis er ins Trockne kommt, weil doch ein Wolcken-Guß
Auf solchen starcken Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropff der Welt zur Straffe reimen,
Wie ein Beseßner pflegt, in seiner Angst zu schäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in einem Flecken ab,
Mein GOtt, wie rasen nicht die Tichter um sein Grab!
Der Tod wird ausgefiltzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist als achtzig Jahr gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht;
Minerva, wenn sie gleich in ihrem Hertzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor, die müssen wider Willen
Sich traurig ohne Trost in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter sieht man offt auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmertz mit hundert Gauckel-Possen,
Daß man gesundern Witz bey jenem Täntzer spührt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt,
Was er von Kindheit an aus Büchern abgeschrieben,
Das wird mit Müh und Zwang in einen Vers getrieben.
Die Seufftzer, wie er meint, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit und wohlbelesen seyn.
Des Aetna Feuer-Klufft muß seiner Liebe gleichen,
Und alles Alpen-Eis der Liebsten Kälte weichen.

Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weiß nicht was sie fühlt, wann sie dergleichen hört;
Ja, wenn ihr Coridon, gebückt zu ihren Füssen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu versüssen,
Nichts andres als Zibeth und Ambra von sich haucht,
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht,
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinen Tichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrifft richten.

Christian Wernicke.

So großes Aufsehen auch Christian Wernicke während eines ziemlich langen Zeitraums in der Literatur erregte, so sind doch die Nachrichten über sein Leben im Ganzen sehr dürftig. Wir wissen nicht einmal genau, wie er geheißen hat, denn während er in den Meisten Wernicke genannt wird, heißt er bei Morhof, der den rechten Namen freilich wissen konnte, Wernigk und Andere nennen ihn Warneck und Warnecke. Von seinen früheren Lebensverhältnissen gibt er selbst in seinen Gedichten gelegentliche Andeutungen; so sagt er in der Note zu einem Epigramm des zweiten Buchs, in welcher er den Gebrauch eines in Preußen gewöhnlichen Ausdrucks in Schutz nimmt, daß er von Geburt ein Preuße, sein Vater ein Sachse und seine Mutter eine Engländerin gewesen sei, und in der Vorrede zu seinen Epigrammen erwähnt er, daß man ihn der „Aufsicht und Unterweisung Morhofs anvertrauet habe", als er im J. 1685 die Universität Kiel besuchte. Durch Morhof wurde er auch auf die Epigrammendichtung geführt, indem eine Aeußerung des berühmten Mannes, daß es unmöglich sei, im Deutschen gute Epigramme zu machen, ihn anspornte, darin mit den Römern zu wetteifern. Seine Versuche erwarben ihm die Freundschaft der Herzogin von Mecklenburg, an deren Hof er drei Jahre zubrachte, ohne jedoch eine feste Anstellung erhalten zu können. Hierauf reiste er nach Frankreich und später nach England, wo er Anstellung bei einer Gesandtschaft fand und Gelegenheit erhielt, sich Verdienste zu erwerben, die aber die gehoffte Belohnung nicht fanden, weil er heimliche Feinde hatte. Daher verließ er seine Stellung und ging vermuthlich vor 1697 nach Hamburg, wo er sich schon früher einmal aufgehalten hatte. Wie lange er dort lebte, ist unbekannt; jedenfalls verließ er es erst nach 1704; ob erst nach 1710, ließe sich vielleicht aus der in diesem Jahre erschienenen Ausgabe seiner Ueberschriften ermitteln, die uns leider nicht zugänglich ist. Während seines Aufenthalts in Hamburg war man auf seine politischen Talente aufmerksam geworden, und da er zudem nicht bloß die alten Sprachen kannte, sondern auch die französische und englische vollkommen gut sprach und schrieb, und wenigstens auch Italienisch und Spanisch verstand, so ernannte ihn der König von Dänemark zu seinem Staatsrath und sandte ihn als Residenten nach Paris, wo er wahrscheinlich vor 1720 starb.

Wir haben schon erwähnt, was ihn darauf brachte, sich in der Abfassung von Epigrammen zu versuchen; eine große Anzahl derselben dichtete er während seines Aufenthaltes am Hofe der Herzogin von Mecklenburg, welche, wie er selbst sagt, „wenig Tage vorbey streichen ließ, in welchen sie nicht einige kurtze Poetische Gedancken" von ihm gefordert hätte. Mehrere derselben sind an die Herzogin selbst gerichtet, welche er „Amarillis" nennt. Zuletzt wurde die Anzahl dieser kleinen Dichtungen so groß, daß er sie in sechs Bücher eintheilte. Als er nach Frankreich und dann nach England reiste, übergab er sie nebst andern Schriften einem Freunde in Hamburg; nach seiner Rückkehr ließ er einen Theil gleichsam zum Versuche drucken (Amsterd., wahrscheinlich aber Hamb., 1697), worauf er 1701 eine zweite (8 Bücher) und 1704 eine dritte (10 Bücher) vermehrte Ausgabe veröffentlichte. Ob die vierte (1710) von ihm selbst besorgt wurde, vermögen wir nicht zu bestimmen. In der dritten Ausgabe scheint er übrigens mehrere Epigramme nicht aufgenommen zu haben, welche in den früheren standen, wenigstens theilt Barth. Feind, welcher ihn hoch schätzte, eines mit, das nicht in der Ausgabe von 1704 steht *). Wernicke, der die Natur des Epigramms vollkommen richtig aufgefaßt hatte (10. 11), theilt die seinigen selbst in historische und satyrische ein; die erstern, sagt er, habe er meistens in der ersten Jugend, und seien mit mehr Hitze und Witz geschrieben, die satyrischen seien meistens in reiferen Jahren und „mit mehr Nachdenken, mit mehr Verstand und Absehen verfaßt; in jenen habe er die Laster eifrig und gleichsam mit der Peitsche in der Hand verfolgt, in diesen die Thorheiten der Welt mit lächelndem Munde aufgezogen". Diejenigen, welche er als historische bezeichnet, haben für uns weniger Bedeutung; wenn ihm auch Witz und Reichthum an sinnreichen Einfällen nicht abgesprochen werden kann, so kann er doch weder mit Logau, noch mit Grob zusammengestellt werden, denen er auch in Sprache und Darstellung nachsteht, was wohl zum Theil seinen Grund darin hat, daß er durch den langjährigen Gebrauch der fremden Sprachen (wahrscheinlich hatte er Englisch schon von Jugend auf gesprochen) die Leichtigkeit des Ausdrucks in der Muttersprache verloren haben mochte **). Bei alledem sind auch in dieser Gattung viele gute zu finden, die entweder als Sprüche oder als geistreiche Einfälle vollkommen befriedigen (2—5), und unter welchen wir besonders die herausheben, welche seine warme Vaterlandsliebe beurkunden (6. 9). Denn ob er sich gleich in seiner poetischen Thätigkeit vorzugsweise die Franzosen zum Muster nahm, so ließ er sich keineswegs, wie so viele seiner Zeitgenossen, zu Mißachtung der eignen Sprache und Literatur verleiten oder durch den äußeren Schein blenden (6) und wußte die unverschämte Anmaßung eines Bouhours und Genossen mit der gebührenden Schärfe zu züchtigen (7). Wie tief er die selbstverschuldete Erniedrigung des Vaterlandes fühlte, spricht er in

*) Es ist keines der schlechtesten, wie schon daraus zu entnehmen ist, daß Feind sein Urtheil durch dasselbe begründen wollte. „Es ist ein gelahrter und wohlbesoner Mann", sagt er; „er läst einen ungemein hohen Geist, grosse Scharffsinnigkeit und Bescheidenheit sehen, welches nach meinem Urtheile alle Härte wiederum vergütet, und weiß ich niemand, der dem Herrn von Lohenstein jemals näher gekommen." Eine merkwürdige Zusammenstellung, aus der ersichtlich ist, daß Feind die späteren Epigrammen Wernickes nicht kannte, während er ihn doch unter dem ihm beigelegten Spottnamen „Narweck" anführt, den er übrigens gewiß für den wahren hielt. Im Register steht jedoch die Form Warneck, und aus allen diesen Umständen möchte man schließen, daß ein Theil der Gedichte Feinds, welche 1708 erschienen, schon vor 1704 gedruckt gewesen sei.

**) Er hat Epigramme auf den König von England selbst ins Lateinische, Französische und Englische übersetzt, und es ist nicht zu läugnen, daß die Uebersetzungen viel fließender sind, als das deutsche Original und in ihnen namentlich die geistreiche Spitze viel kräftiger und verständlicher hervortritt.

mehrern Epigrammen kräftig und eindringlich aus (8. 9), bei welchen wir gern vergessen, daß er seiner eigenen Ansicht vom Epigramm untreu geworden ist, daß er nicht bloß „zur Ader kitzelnd läßt" (10), sondern tief ins Fleisch einschneidet.

Von größerer Wichtigkeit sind diejenigen Epigramme, welche sich auf die deutsche Poesie beziehen; es haben dieselben sogar historische Bedeutsamkeit gewonnen, da sich an dieselben die literarische Bewegung am Ende des Zeitraums anknüpft. Wernicke war zwar, wie beinahe alle seine Zeitgenossen in früherer Zeit, ein entschiedener Bewunderer Lohensteins und Hoffmannswaldaus (12), später aber, als er mit der französischen und englischen Literatur und den besten lateinischen Dichtern vertrauter geworden war, konnte ihm die unnatürliche Manier der Schule nicht länger behagen, und er setzt in der Anmerkung zu einem andern Epigramm aus seinen früheren Jahren, in welchem er Hoffmannswaldaus Ruhm verkündigt hatte (13), weitläufig auseinander, wie sehr sich Hoffmannswaldau gegen die Wahrheit versündigt hat, und wie seine besten Gedanken durch den gesuchten Ausdruck schief und sogar falsch werden, so wie er in dem Epigramme „Auf gewisse Trauerspiele" (14) Lohensteins „Gelahrtheit" und „grosse Worte" verspottet. Je höher im Verlauf der Zeit seine Forderungen an die Dichter stiegen, und je richtiger seine Ansichten von dem Wesen und dem Zwecke der Poesie wurden (15), desto strenger wurde sein Urtheil gegen die Schlesier, deren auf äußeren Glanz gerichtete Manier er in vielen Epigrammen tadelt (16—19). Diesen sind meist Anmerkungen beigefügt, in welchen er seine Ansichten weitläufiger entwickelt, und die nebst den in der Vorrede ausgeführten Bemerkungen schon als der erste Versuch kritischer Beurtheilung von Wichtigkeit sind, auf welche er durch den Vorgang der Franzosen geführt worden war, da er während seines Aufenthalts in Frankreich die Ueberzeugung gewonnen hatte, „daß, was die Frantzösische Schreib-Art zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rührt, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte Critique gleich auf den Fuß nachfolgen solte, worinnen man die von dem Verfasser begangene Fehler sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerke, sintemahl dadurch ohne alle Aergernüß dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührenden Schrancken gehalten werde." Daß aber eine solche Kritik der Zweck seiner hieher gehörigen Ueberschrifften, der Anmerkungen und der Vorrede sei, fügt er ausdrücklich hinzu. Dieser weitere Gesichtskreis brachte es natürlich mit sich, daß er nicht bloß die Schlesische Schule in ihren Häuptern und deren Nachahmern, sondern auch die übrigen poetischen Bestrebungen der Zeit der kritischen Betrachtung unterwarf, so die Wortspielerei der Pegnitzschäfer (20), bei welcher Gelegenheit er das Unwesen verspottet, das mit den Dichterkrönungen getrieben wurde *). In jenen oben angeführten Epigrammen meinte er übrigens mehr die geistlosen Nachahmer Hoffmannswaldaus und Lohensteins, als diese selbst, deren Talent er oft genug rühmt, wenn er auch ihre Mängel an das Licht zieht. Dies fühlten jene recht wohl, und bald machten sie ihrer Wuth Luft, unter ihnen besonders der Operndichter Postel, der ein Sonett gegen Wernicke veröffentlichte, in welchem er sich freilich den Schein gab, als ob er Lohensteins Andenken in Schutz nehmen wollte. Er verglich darin diesen mit einem todten Löwen, auf welchem der Hase Wernicke herumspringt. Auf dieses Sonett erwiederte Wernicke nicht bloß mit einem Epigramm (2), sondern bald darauf auch mit einer größeren Satyre „Ein Helden-Gedichte, Hans Sachs genannt" (Altona 1703), in welchem der alte treffliche Nürnberger Meister, den Wernicke freilich als das Urbild aller schlichten Reime darstellt, den armseligen Postel (er nennt ihn Stelpo) zu seinem Nachfolger in der Pritschmeisterei im Opernhause zu Hamburg feierlich krönt. So unbedeutend dieses Gedicht auch ist, so fühlte sich Postel doch durch dasselbe so getroffen, daß er von nun an schwieg. Dagegen trat der Vielschreiber Hunold (Menantes) in verschiedenen Schriften gegen ihn auf, am schärfsten oder vielmehr am gröbsten in der Comödie „Der thörigte Pritschmeister oder der schwermende Poete", welche jedoch ohne allen Witz und von der höchsten Gemeinheit war. Wernicke erscheint darin als Pritschmeister unter dem Namen „Wecknarr" und als lustiger Bedienter unter dem Namen „Narrweck", und diese Verdrehung seines Namens ist vielleicht das Witzigste im ganzen Stück. Die literarische Beziehung tritt beinahe gar nicht hervor, und das Ganze dreht sich eigentlich bloß darum, daß Wernicke viele niedersächsische Ausdrücke gebrauche und daß er eine übertriebene Meinung von sich habe. Um aber dem Ganzen mehr Saft zu geben, springt Hunold bald in die pöbelhafteste Gemeinheit über, indem er die Sitten seines Gegners angreift (ob mit Recht, bezweifeln wir), den er als den Ausbund aller Liederlichkeit darstellt. Wernicke war Anfangs Willens, ihm mit einem zweiten Theile des Hans Sachs zu antworten, doch unterließ er es nach näherer Ueberlegung und begnügte sich, den elenden Scribler durch einige scharfe Epigramme zu züchtigen *). So kleinlich dieser ganze Streit auch war, so wird er doch dadurch bedeutend, daß er der erste dieser Art war und daß ihm bald wichtigere und einflußreichere nachfolgten.

1. Auf Hänsgen.

Als ich nechst nach Hänsgen fragte,
Hört ich, daß die Mutter sagte:
„Hänsgen läst sich gar nicht zwingen,
Denn er machet lauter Schlingen,
Schlingen, daß er Vögel fange,
Schlingen, daß er Fische lange,
Schlingen, daß er Frösche schinde,
Schlingen, daß er Mäuse finde,
Schlingen, daß er Mücken kriege,
Schlingen, daß er Leut betriege."

---

*) Zu der Zeile: „Wo snatternd alle Gänſ' in Schwanen sich verkehren", fügt er folgende Anmerkung bei: „Durch Hülffe eines Lateinischen Pfaltz-Grafen, welcher, wie die unechte Kinder Echt, also auch einen Dudenkopff zu einem gekrönten Poeten machen kan; so das folgends einige dieser Pfaltz-Grafen ihre Macht so weit mißgebraucht, daß sie gantze Gesellschaften gestiftet, welche den schönen Pegnitz-Strand verunehret, und den Ruhm einiger geschickten Leute, die sich drunter befunden, durch die Anzahl und den Schwarm der andern verdunckelt haben." (Ausg. v. 1704. S. 143.)

*) Leider ließ er sich auch zu einer unwürdigen Rache verleiten, indem er den Hunold wegen eines Gedichts auf den verstorbenen König von Spanien bei dem spanischen und französischen Gesandten denuncirte, welche den Hamburger Rath um Bestrafung des Dichters angingen, der er auch nur durch eine klug ausgesonnene List entging.

So schling und schlinge! fiel mir ein;
Muß Hänsgen nicht ein Schlingel seyn?

2. Cornelius Tacitus. (I. Buch, S. 56.)

Wir deuten jedes Wort mit viel Verstand und Müh,
Die Leser machen ihn gelehrter, als er sie.

3. Auf die unnütze Klagen über die itzige Zeiten. (IV, 106.)

Man klagt, daß alte Lieb' und Treue sey verlohren,
Daß aller Seegen sich verkehrt in einen Fluch;
Allein wenn ich die Zeit, die vorhergeht, durchsuch',
So danck ich GOtt, daß ich in dieser bin gebohren.

4. Uneigennützige Liebe. (V, S. 167.)

Lieb' ist der Großmuht Frucht, und die sich darin üben,
Die schlagen in den Wind der Liebe Wiederschein:
Du kanst, sey, wie du wilt, geliebt, unglücklich sein,
Sey, wie du wilt, unglücklich, dennoch lieben.

5. Verflossene und gegenwärtige Zeit. (V, 186.)

Wenn man der alten Zeit Geschichte fleissig list,
Und, was jetzt im Gebrauch, nicht läßt aus seiner Hutt,
So ist die alte Zeit, so wie die Neue, gut:
Man lernt, wenn man bedachtsam ist,
Von jener, was am besten glücket,
Von dieser, was sich bestens schicket.

6. Auf die Menge Frantzösischer Bücher. (I, S. 24.)

Daß ein Frantzöscher Bel-Esprit
Manch artlich Buch vergüldt im Schnitt
In Holland vns beschert,
Daß er uns nicht sein Pfund verhehlt,
Daß Jahr durch Monat-Bücher zehlt,
Ist nicht Verwunderns wehrt;
Er macht kaum seine Feder naß,
Und künstelt ohne Müh':
Wahr ist's, er schreibt, ich weiß nicht wie,
Doch auch ich weiß nicht was.

7. Auf den witzigen Burrhus. (VI, S. 197.)

Wann Burrhus fraget, ob es müglich
Vor einem Deutschen sey, ein Bel-esprit zu sein,
So antwort' ich, wie er, mit einem klugen Nein,
Und setz' hinzu, doch unnachzüglich,
Daß uns ein Bel-esprit, ein Greiff und Elephant
Auf gleiche Weise sind bekant:
Denn wenn man einen Bel-esprit
Aus Franckreich in Person auf Deutschem Boden sieht,
So glaubt man allezeit, daß er ein Antichrist,
Ein Gauckler oder Gaudieb ist.

8. Auf die Frantzösische Donnerworte: *Car tel est notre plaisir.* (VII, S. 229.)

Zu Regenspurg fünf kurtze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Meinung sagen,
Und zu Versailles so viel Wort',
Die manche Hand ausführt, an mehr als einem Ort,
Die machen, daß uns Franckreich drücket,
Und die verstellte Kröt' offt unsern Adler pflücket:
Bey uns heist's: „Ob? Wie? Wenn? Was? Wer?"
Und dort in einem Zug: „Denn das ist mein Begehr."

9. Auf die Buhlerey der Deutschen in Franckreich. (VIII, 266.)

Daß Franckreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns hernach besticht;
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden,
Geht eh' in meinen Kopf hienein,
Als daß wir dort die Krafft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen,
Und unsrer Feinde Vätter sein.

10. Beschaffenheit der Uberschriffte. (I, S. 3.)

DEnn läßt die Uberschrifft kein Leser aus der Acht,
Wenn in der Kürtz' ihr Leib, die Seel' in Witz bestehet,
Wenn Sie nicht allzutief mit ihrem Stachel gehet,
Und einen Abriß nur von einer Wunde macht,
Wenn Thränen sie allein den Lachenden auspreßt,
Und dem, der's nöthig hat, zur Ader kitzelnd läßt.

11. Helden-Gedichte und Uberschriffte. (II, 33.)

EIn Heldenmäßiges Gedicht
Ist gleich der steten Glut, die aus dem Etna bricht;
Die Uberschriffte sind hergegen
Wie Funcken, die aus stahl zerstreut zu springen pflegen.

12. Ursprung und Fortgang der Teutschen Poesie. (VII, 257.)

Den Deutschen Pegasus setzt' Opitz erst in Lauf,
Und Gryph verbesserte, was an ihm ward getadelt;
Hernach trat Lohenstein mit Hoffmanswaldau auf,
Die unsre Dichter-Kunst und sich durch die geadelt:
Die setzten Zierd und Pracht zu jenes Eigeuthum;
Der hat den ersten zwar, doch die den grösten Ruhm.

13. Auf die Schlesische Poeten. (V, S. 170.)

Der sich durch falschen Wahn entehret,
Und Deutschlands Urtheil wiederstrebt,
Der dort, wo Cicero gelebt,
Von keinem Redner hat gehöret,,
Demselben ist auch kein Poet,
Der jedes Dings Natur versteht
Und sinnlich die vorstellt, bekant
In Hoffmanswaldaus Vaterland.

14. Auf gewisse Trauerspiele. (IX, S. 325.)

An stat Mittleiden oder Schrecken
In seinen Hörern zu erwecken,
So füllt Archombrotus mit viel
Gelahrtheit seine Trauerspiel'.
Er hält auch mehr an allen Orten
Von grossen als geschickten Worten,
So daß man alle Helden sieht,
Die er auf seinen Schauplatz zieht,
Stat Römscher Tracht in sammtnen Peltzen
Und stat der Socken gehn auf Steltzen.

15. Fabeln und Historien oder Gedichte und Geschichte. (VI, 205.)

Sucht nach der Warheit in Gedichten,
Und nach den Lügen in Geschichten,
Daß die Gedicht' euch nützlich sein,
Und die Geschicht' euch nicht betrügen;
Denn jene zeigen uns die Warheit unter'm Schein
Der Lügen; unter'm Schein der Warheit diese Lügen.

16. An unsre Deutsche Poeten. (II, S. 47.)

Ihr Tichter, wenn ein Verß aus eurer Feder quillt,
Um eure Phillis zu bedienen,
So zeigt sich gleich ein Marmor-Bild,
Ihr Aug' ist von Achat, die Lippen sind Rubinen,
Die Adern aus Saphier gemacht,
Und eure Buhlschafft wird, weil ihr sie preißt, verlacht.
Die Welschen sind zwar auch nicht klug,
Weil sie in einem weiten Flug
Mit einer Göttin stets biß an die Sterne fliegen;
In Franckreich macht man sie von lauter Geist und Witz,
Der Freundschafft fähig und verschwiegen,
Kurtz, ein Gefäß ohn' eine Ritz;
In Engeland, wo sie schalt- und walten,
Da werden sie von nichts als Blut und Fleisch gehalten:
Ihr aber wollt verkehrt Pigmalions alle sein,
Denn eure Phillis ist ein Bild, und Bild von Stein.

17. Auf Artemons Deutsche Gedichte. (III, 73.)

Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort,
Ein unverständlich Nichts durch auffgeblasne Wort
In wollgezehlte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen;
In jedem Abschnitt hört man klingen
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam und Zibebt,
Sammt, Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröht',
Die sich in Unverstand verschantzen,
Und in geschloßner Reihe tantzen.
Zwar les' ich selten sie vom Anfang biß ans End',
Doch klopf' ich lachend in die Händ',
Und denck', es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.

18. Ueber gewisse Gedichte. (VI, S. 108.)

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließ woll. Der Reim? geschickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts, als der Verstand verrückt.

19. Blumenreiche Gedichte. (IX, S. 319.)

Man findt, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unser Deutsche Vers' anfüllen oder schliessen,
Mit dem Verstand des Tichters überlegt,
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

20. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten. (IX, 329.)

Astolph beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich' als seinem Neste lebet;
Das um unwegsame Gebürge brummend schwebet,
Und offt auch nicht des Bluts des müden Pillgrims schont;
Merck' aber, wie er dich durch falschen Pracht betrüge:
Du denckst, es sey ein Löw', und es ist eine Fliege.

21. Auf das Wörter-Spiel. (V, 143.)

Das keine schlechte Wort' ein Pegnitz-Schäffer spricht,
Daß er die Freud' und Lust der Sinnen Sonne nennet,
Und vor ein Stirn-Gestirn der Phillis Aug' erkennet,
Verwundert mich im Minsten nicht.
Denn wenn an diesem fruchtbarn Ort,
Wo snatternd alle Gäns' in Schwanen sich verkehren,
Parnassus schwanger ist, so pflegt er zu gebähren,
Stat einer Mauß ein Zwillings-Wort.

22. Auf ein gewisses Sonnet. (IX, 307.)

Es schreibt Pirecles ein Sonnet,
In welchem der Verstand in steter Irre geht,
In welchem nach der letzten Zeilen
Die dreyzehn erstere, wie in ihr Wirthshauß eilen,
Denn ist gleich weder falsch, was vorhergeht, noch wahr,
So ist der Endspruch dennoch klar:
Er schleußt durch ein grob Wort sein danckeles Gedichte,
Und spritzt die Feder aus dem Leser ins Gesichte.

Benjamin Neukirch.

Wie ganz sich Benjamin Neukirch nach Canitz und durch diesen nach Boileau gebildet hatte, ersehen wir vornämlich aus seinen Satyren und Episteln, welche zwar ihr Vorbild keineswegs erreichen, aber wenigstens in der Composition denen des Canitz vorzuziehen sind, wie er diesen auch in der Leichtigkeit und Glätte des Styls übertrifft. Er hat mit einem Worte größere technische Fertigkeit, als jener und man sieht es seinen hiehergehörigen Dichtungen an, daß er sich früher schon vielfältig in der poetischen Darstellung geübt hatte. Darin besteht freilich ihr größter Werth, und sie haben die große Anerkennung, die sie zu ihrer Zeit gefunden, vorzüglich ihrer äußern Rundung und gefeilten Glätte zu verdanken. An dichterische Auffassung und poetischen Schwung ist freilich bei Neukirch eben so wenig zu denken, als bei Canitz, und er ist auch wohl weniger reich an Geist und an Gedanken, als dieser, dagegen ist er mannigfaltiger an Stoff und den Mangel an eigenen Gedanken weiß er durch Benutzung fremder oft glücklich genug zu verdecken. Seine Episteln, oder „poetische Sendschreiben", wie er sie nennt, stehen den Satyren unbedingt nach; er verfällt in ihnen ganz besonders in die unerquickliche Breite, welche ihn und seine Nachahmer überhaupt charakterisirt; ein glücklicher Einfall, der bei Logau oder Wernicke die Form eines kurzen Epigramms angenommen hatte, wird bei ihm zu einem langen Gedicht, wodurch der Gedanke an seiner Kraft und Wirkung verliert, wie z. B. in dem „Schreiben der Aurora an den König von Preussen". Aber freilich war es ihm in diesen Episteln vorzüglich darum zu thun, Lob und Schmeichelei in der größtmöglichsten Fülle auszuspenden, und dazu bedurfte er natürlich eines umfassenden Rahmens. Unter den Satyren, deren erste („Wider die Wollust") und zweite („Wider die falsche Ehrsucht"), sowie die vierte („Wider die heutige Erziehung der Jugend") die Sitten der Zeit geißeln, hat namentlich die sechste „Wider unwissende Richter" für uns Interesse, weil sie seine Stellung zur Literatur und seine Ansichten über die Poesie bespricht. Sie ist an einen Freund gerichtet, den er abmahnt, sich der Dichtkunst hinzugeben, weil sie doch nur „auf den Weg der Hungerwiesen führe", wie er aus eigner Erfahrung wisse*). Denn die Kunst gehe zu Grabe, wogegen das Wespenheer der Dichterlinge täglich zunehme, welche bei den Großen beliebter seien, als die wahren Dichter. Ueberhaupt sei der Geschmack der Deutschen ganz ungebildet; „ein halb mit Pickelscherz vermengtes Operettchen, ein stinkender Roman, ein geiles Myrthenlied, ein lügenvolles Lob, ein rohes Trauerspiel, ein Brief Adams an Eva, welche beide doch hatten weder schreiben noch lesen können, ein kreißendes Sonnett", würde für das „größte Meisterstück" gehalten. So lange er in dieser Weise gedichtet und die Schlesier nachgeahmt, so lange er „dem Bilde der Natur die Schmincke vorgezogen, der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeschmückt und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt" habe, sei er für einen großen Dichter gehalten worden; man wolle aber nichts mehr von ihm wissen, denn seitdem er der Vernunft folge, gelte er nichts mehr. Zwar könne er wohl auch noch, wenn er wolle, ein Jammerlied drechseln, allein er habe die alte Thorheit ein für allemal aufgegeben. Am Vernünftigsten sei es, ruft er dem Freunde am Schlusse zu, wenn er Nichts schreibe, die Bavius und Genossen nach Herzenslust reimen lasse, sich aber mit griechischer Vernunft und sittlichem Latein über das Elend der Zeit tröste und den Geist der Alten zu ergründen trachte, dann werde er finden, was er suche und was uns mangle. Jücke ihn aber das Dichtersalz in den Adern, so solle er der Jugend alten Graus sammeln, ein Buch daraus machen, und dann sterben, so würde die Welt glauben, es sei an ihm mehr verloren worden, als an Homer und Virgil.

Die sechste Satyre. Wider unwissende Richter.

Laß doch Lysander ab, mit Reimen dich zu plagen,
Und einer Bettelkunst halb rasend nachzusagen,
Die zwar die Phantasie durch süße Träume rührt,
Dich aber auf den Weg der Hungerwiesen führt,
Und endlich, wo du dich läßst ihre Grillen treiben,
Mit Meistersängern wird in eine Rolle schreiben.
Das eben ist das Gifft, das wie die Missethat,
Gleich mit der Muttermilch mir ins Geblüte trat.
Wie glücklich wär ich doch, wenn mich zu rechter Stunden,
Ein kluger Arzt davon durch Kräutersaft entbunden,
Und alles, was ich nun von Versen angeblickt,
Durch hebend Antimon hätt in die Luft geschickt;
So dürft ich nicht wie itzt in Kummerwinkeln sitzen,
Und bey geborgter Lust von langen Sorgen schwitzen.
So hät ich auch vielleicht den Wuchergriff erlernt,
Wie man durch Ränke sich von der Vernunft entfernt;

*) Daß er hier die vollste Wahrheit spricht, haben wir oben gesehen (S. 323); seine traurige Lage während seines Aufenthalts in Berlin, schildert er in der 7. Satyre „Wider sich selbst" in den lebendigsten Farben; es ist dieselbe, als poetisches Werk betrachtet, wohl seine beste, und sie läßt uns zudem einen Blick in den jammervollen Zustand der zahlreichen Gelegenheitsdichter jener und der unmittelbar folgenden Zeit werfen.

Den Trieb der Redlichkeit mit Silberzäumen lenket;
Den Geist der Gottesfurcht in klugen Schlaf versenket,
Ein reiches Lasterweib zu seinem Willen beugt;
Durch höflichen Betrug auf Ehrenbänke steigt,
Und endlich, wenn die Kraft der Jugend uns verlassen,
Bey voller Tafel kann von fremdem Gute prassen.
So hab ich manchen Tag, und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Lust in Zucker zugemessen;
Betrüger reich gemacht; mich aber gar vergessen,
Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut,
Und Preussens Salomo, den ich mit Recht gepriesen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewiesen;
Ward doch durch seinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wuchrerschaar bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen,
Die Zungendrescherey den Musen nachgesetzt,
Und wahre Weisheit mehr als Geld und Gut geschätzt,
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht noch zu rechter Zeit in Schulenstaub gesprungen,
Die matte Dürftigkeit in Mäntel eingehüllt,
Mit leerer Wissenschaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wöchentlich ein Lied für Thaler hingeschrieben.

Hiebey verbleibt es nicht. Die schwärmende Vernunft
Der von der Hungersucht bethörten Dichterzunft,
Die sich durch falsche Kunst auf den Parnaß geschlichen,
Von der gesetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen schmiert,
Und alle Messen fast ein todtes Werk gebiert,
Wird so verwegen schon, daß sie Gesetze stellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderclassen weist,
Horazens Dichterbuch verrauchte Grillen heißt,
Und alles, was sich nur nach alter Kraft beweget,
Auf lüsterndem Papier mit Dinte niederschläget.
Da nun das Wespenheer von Tag zu Tage wächst,
Und jeder Knabe schon nach Narrenwasser lechzt,
Was Wunder ist es denn, wenn Ruhm und Ehre stirbet,
Die Kunst zu Grabe geht, die Tugend gar verdirbet?
Es ist nicht mehr die Zeit, da noch Augustens Hand
Die Nebenstunden selbst zum Dichten angewandt,
Da Kaiser und Poet an einer Tafel saßen,
Und beyde doch dabey nicht ihre Pflicht vergaßen.
Die Tage sind vorbey, da Barbarossens Hof
Bey vollen Gläsern noch nicht den Verstand versoff;
Da kluge Frauen noch auf Tugendlieder hörten,
Und halbe Reime oft mit großen Preisen ehrten.
Wir sind nicht zu Paris, wo man nicht Tag aus Nacht,
Und gleich Abgötterey aus jedem Wurme macht;
Wo man, was Scudery, was Chapelain gewesen,
Ohn alle Farben kann in Stachelschriften lesen.
Viel Große lieben wohl noch Alexanders Schwert,
Nicht aber auch die Kost die seinen Geist ernährt.
Sie jauchzen wohl mit ihm, wenn ihre Drommel klinget,
Nicht aber, wenn Homer von weisen Sitten singet.
Das Frauenzimmer haßt, was ihr Gewissen schreckt,
Und das Geblüte nicht zu steter Lust erweckt;
Und wer den Thoren itzt die Wahrheit wollte sagen,
Der müßte jeden erst um seine Meynung fragen.

So viel als Reimen sind, so viel und mancherley
Wirkt in der Poesie nun auch die Phantasey.
Ein halb mit Pickelscherz vermengtes Operettchen,
Ein stinckender Roman vom rasenden Chrysettchen,
Ein geiles Myrrthenlied, und ein nach dem Adon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schooß bis auf den Grund entdecket,
Und Büsch und Bronnen draus, und Vogelnester hecket;
Ein Lügenvolles Lob, das uns ins Angesicht
Den Lastervollen Ruf der Todten widerspricht;
Ein rohes Trauerspiel in dem die Regeln fehlen,
Und so viel Schnitzer fast, als Sylben sind zu zählen;
Ein Brief, den Adam schon der Eva zugesandt,
Da beyde dazumahl doch keine Schrift gekannt;
Ein kreissendes Sonett, das mit dem Tode ringet,
Und der Gedanken Rath so wie die Reime zwinget;
Und ein nach Pöbelart gepriesner Buhlerblick,
Ist oft bey dieser Zeit das größte Meisterstück.
So lang ich meinen Vers nach gleicher Art gewogen,
Dem Bilde der Natur die Schminke vorgezogen,
Der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeschmückt,
Und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt,
So war auch ich ein Mann von hohen Dichtergaben;
Allein so bald ich nur der Spure nachgegraben,
Auf der man zur Vernunft beschämt zurücke kreucht,
Und endlich nach und nach nur den Parnaß erreicht,
So ist es aus mit mir: So kömmt von seinem Susgen
Ein mit Ebräerwitz gesticktes Philomusgen,
Klaubt ihm ein Jugendwort in meinen Schriften aus,
Und untergräbt damit mein ganzes Ehrenhaus.

Was soll ich Aermster thun? Soll ich noch einmal rasen,
Und durch mein Haberrohr zum Federsturme blasen?
Nein, mein Lysander nein! Ich will zurücke stehn,
Und der erlauchten Schaar nur aus den Augen gehn:
Sonst wirft der Schwindelgeist der klugen Weisianer
Mich endlich auf die Bank der reimenden Qvintaner;
Und jagt mich, ob ich gleich halb Notenmäßig bin
Ins Re, Mi, Fa, Sol, La der Hübneristen hin,
Die sich doch ohnedem an Odenmusen reiben,
Studentenzungen nun zu Mammelucken schreiben.
Und alles was durch Kunst der Pleisse nicht geschehn,
Von Eigenliebe kaum mit halben Augen sehn.
Zwar weich ich darum nicht, als ob ich, wenn es brennte,
Nicht auch ein Jammerlied im Tanze drechseln könnte,
Und ob der Trippelact der leichten Reimerey
In Wedekindens Schooß allein zu Hause sey.
Mir ist ja wohl bekannt, wie man den Schädel seifen,
Und solche Spötter kann mit Lauge wieder täufen:
Wie mancher ohne Bart in Phöbus Auen springt,
Und wie ein kollernd Pferd sich auf den Pindus schwingt.
Allein ich hab einmal die Thorheit aufgegeben:
Es reime wer da will, ich will im Friede leben.

Hast du, Lysander, Witz, so folge meinem Rath:
Der ist der klugste Mann, der nichts geschrieben hat.
Laß einen Kirchenschwan Bär, Schaf und Rinder reimen,
Laß einen Bavius von Heldenthaten träumen;
Vertrag im Madrigal Hirschfeldischen Verstand,
Erheb den Schäferton von Kärndt- und Bayerland;
Und wenn ein Nordenhals mit rauher Kehle knastert,
So sprich, daß er den Weg zum Musenberge pflastert,
Und daß er doch dabey mehr süße Lieblichkeit,
Als Hofmanswaldau kaum und Opitz ausgestreut.
Gib alles willig zu, und laß die blinden Schützen
Um ihren Lorbeerkranz mit eignem Lobe blitzen.
Inzwischen tröste dich bey deiner klugen Pein,
Mit griechischer Vernunft, und sittlichem Latein,
Und trachte, den Verstand der Alten zu ergründen,
So wirst du, was du suchst, und was uns mangelt, finden.
Dann geh, und werde klug, und setze dich zur Ruh,
Und sieh der Kinderlust mit Männeraugen zu;
So hast du, wenn du willst, bey täglich neuen Sachen
Papiere zum Toback, und Zeug genug zum lachen.
Doch wo das Dichtersalz dich in den Adern jückt,
Und dich ein böser Geist aus deinem Cirkel rückt,
Der dich im Sprunge will zum Flötenritter schlagen,
So fang es endlich an mit halber Furcht zu wagen:
Versammle, wo du kannst, der Jugend alten Graus,
Und pflanze Stück auf Stück, und mach ein Buch daraus.
Dann stirb, so glaubt die Welt, daß mehr mit dir verdorben,
Als am Homer Athen, Rom am Virgil, gestorben.

Schau, dieses ist der Weg, der dir bisher gefehlt,
Und dennoch deinen Geist auch nicht zu Tode quält.
Schieb andern Müh und Schweiß in ihren Jammerbusen:
Ein ausgeführtes Werk ist nur für Bettelmusen;
Und der hat wahrlich mehr als mancher Fürst gethan,
Der seinen Unverstand mit Kunst verbergen kann.

Volksmäßige Sprüche.

Hatte man im vorigen Zeitraume Sammlungen von Sprichwörtern angelegt, veränderte sich dieser Geschmack im vorliegenden wenigstens in so fern, als man mehr darauf ausging, Sprüche und Sentenzen zu sammeln, wobei man zwar auch das Volksthümliche vorzüglich beachtete, daher man auch gern gereimte Sprichwörter sammelte, aber keine Rücksicht darauf nahm, ob die mitgetheilten Sprüche im Volke selbst entstanden waren, oder von Kunstdichtern stammten. In den näher zu bezeichnenden Sammlungen stehen daher viele, welche bestimmten Dichtern angehören, aber es sind dann doch immer solche, welche wegen ihres Inhalts oder auch wohl ihrer Form mehr oder weniger in das Eigenthum des Volks übergegangen waren.

Von den hiehergehörigen Sammlungen ist Lehmanns schon früher bei Gelegenheit des Sprichworts (S. 189) berührter „Politischer Blumengarten" (o. O. 1630) auch jetzt zu erwähnen, weil derselbe eine nicht geringe Anzahl von Sprüchen und Sentenzen enthält. Es stammen die meisten freilich wohl aus den früheren Zeiten, wie z. B. einer der mitgetheilten (10) schon bei Freidank vorkommt, allein dies mag auch zum großen Theil bei den späteren Sammlungen der Fall sein, und hier können wir daher nur auf die Zeit der Veröffentlichung Rücksicht nehmen. Lehmanns „Blumengarten" zeichnet sich durch die treffliche Auswahl aus, und würde, wie W. Grimm schon vor Jahren anregte, eine neue Ausgabe verdienen.

Eine zweite Sammlung ist das „Teutsche Stamm-Buch" welches im Jahr 1647 erschien und den uns schon bekannten J. H. Schill zum Herausgeber hat. Die 300 Sprüche, aus denen das Büchlein besteht, stammen zum größten Theil aus früherer Zeit, daher es in der Vorrede heißt, man dürfe sie „nicht vff den heissen Probirstein der heutigen Teutschen Poesie streichchen, denn sie seynd gut, natürlich, einfältig Teutsch, wissen von anstreichung und schön machchung mit andern Farben gar nichts". Doch hat er auch gleichzeitige Dichter, insbesondere, wie schon bemerkt wurde (S. 345), Logaus Epigramme benutzt.

Noch weit mehr hat Hans Rudolf Grimm, Buchbinder in Burgdorf, in seinem „Poetischen Lustwäldlein" (Bern 1703) die Dichter des 17. Jahrhunderts benutzt, wahrscheinlich hat er sogar Manches unmittelbar aus Schills „Stammbuch" (so II, 1. 6. 7), und aus Lehmanns „Blumengarten" (I, 15) entnommen; aber viele Sprüche und Priameln hat er gewiß aus älteren Dichtern gezogen, oder im Munde des Volkes vorgefunden; es ist daher auch diese Sammlung für die Kenntniß der volksthümlichen Sprüche und Sentenzen von Werth, und jedenfalls wird sie dadurch von Bedeutung, weil wir aus ihr erkennen, welche Sprüche der kunstmäßigen Dichter im Laufe der Zeit zum Allgemeingut geworden sind.

I. Aus „Lehmanns Blumengarten".

1. Offt scheint ein Mann schlecht und gering,
Und Gott wirkt durch ihn große Ding.

2. Wer will haben Gemach,
Der bleib' unter seinem Dach;
Wer will haben Ruh,
Der bleib bei seiner Kuh.

3. Wo ist ein Mann und kein Weib,
Da ist ein Haupt und kein Leib;
Wo ein Weib ist ohne Mann,
Da ist ein Leib und kein Haupt dran.

4. Wer in Frieden will walten,
Der muß leiden und still halten.

5. Glaub' nicht bald!
Das Dein' behalt!
Was weg ist, laß fahren!
Thu nicht häßlich dich gebahren!

6. Ists nicht gut gemacht,
So ists doch gut gedacht.

7. Der Frommen Hoffnung fehlet nicht,
Denn was sie glauben, das geschicht.

8. Selig sind die Reichen,
Recht und Wahrheit muß ihnen weichen.

9. Fromme Leute lobt jedermann
Und läßt sie doch betteln gan.

10. Frauen haben lange Haare, kurze Sinne,
Wer es nicht glaubt, der werd' es inne.

11. Ich lebe, weiß nicht, wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht, wann,
Ich fahre, weiß nicht, wohin —
Mich wundert, daß ich noch so fröhlich bin.

12. Hast du Lust zu Tugend und Ehren,
So wird sich die Trägheit von dir kehren;
Denn welcher liebt der Tugend Schein,
Der mag nicht faul und schläfrig seyn.

13. Viel sehen, wenig sagen,
Das gehört zu guten Tagen.

14. Welt, wie du wilt!
Gott ist mein Schild.

15. Langsam zum Seckel, hurtig zum Hut,
Hilfft manchem jungen Blut.

II. Aus J. H. Schills „Teutschem Stamm-Buch".

1. Grosse Wind und starker Regen
Ist mir offtermals entgegen;
Ich duck mich, laß fürüber gahn,
Das Wetter will sein Fortgang han.

2. Wenn wir thäten, was wir solten,
So thät auch Gott, was wir wolten.

3. In Leid und Scherz,
In Freud und Schmerz
Mein Seel und Herz
Gedenckt auffwärts.

4. Fremd hie, Fremd dort, an allem Ort!
Wenn ich nichts hab, wer hilfft mir fort?

5. So bauen alle Feste
Und sind doch fremde Gäste;
Und da sie solten ewig sein,
Da bauen sie gar wenig ein.

6. Acht dich klein, halt dich rein,
Sei gern allein, mach dich nicht gemein!

7. Trinck ich Bier, so werd' ich faul,
Trinck ich Wasser, häng ich's Maul,
Trinck ich Wein, so werd' ich voll,
Weiß nicht, was ich trincken soll.

8. Auf zwei und nicht einen Mund,
Baut die Warheit ihren Grund;
Drumb kan der nicht gelten viel,
Der sich selber loben wil.

III. Aus Grimms „Poetischem Lust-Wäldlein".

1. Wer allzeit hinter dem Ofen sitzt,
Macht Grillen und die Ohren spitzt,
Und frömbde Länder nicht beschawt,
Der ist ein Aff in seiner Haut.

2. Es flog kein Vogel nie sohoch,
Er sucht sein Speisen auff Erden doch.

3. Die bösen nach viel guten Tagen
Sind desto schwerer zu ertragen.

4. Wer bey Lügen will bestahn,
Der muß ein gut Gedächtnuß han.

5. Wer gern will wissen, wer er sey,
Der schelt nur seiner Nachbaurn drey.

6. Da die Treue ward geborn,
Floh sie in ein Jäger-Horn,
Der Jäger bließ sie in den Wind,
Daher man sie jetzt selten findt.

7. Der liebe Schencker ist gestorben,
Der Gibewider ist verdorben,
Der Leyh-mir hat nicht viel erworben.

8. Nach dem Krachen, nach dem Knallen,
Nach dem Donnern, nach dem Schallen,
Kommt der helle Sonnenschein,
Man muß durch das Wetter dringen;
Will es heute nicht gelingen,
Wird es dennoch morgen seyn!

9. Heimlich buhlen kann ich nicht,
Freundlich sehen hilfft mir nicht,
Gelt, das hilfft, das hab ich nicht.

10. Frisch, frölich, ehrlich, fromm und frey:
Das ander Gott befohlen sey!

III. Epische Poesie.

Am traurigsten steht es in diesem Jahrhundert um die epische Poesie, wie denn keine Dichtungs-

art so genau mit der Thatkraft eines Volks zusammenhängt, als eben diese, und wenn Opitz über die Möglichkeit des Epos in seiner Zeit Zweifel äußerte*), so hatte er wohl eine Ahnung dieses Zusammenhangs, ohne daß er ihm freilich zum klaren Bewußtsein gekommen wäre. Mit dem erstorbenen Nationalgefühl war auch die letzte Erinnerung an das alte Volksepos und die deutsche Sage verschwunden, zwar nicht ganz bei dem Volke, das immer noch an den alten Volksbüchern mit treuer Liebe hing, um so mehr aber bei den Gelehrten, welche erst anfangen mußten, sich auf dem Wege der Gelehrsamkeit wieder mit der alten Bildung und der alten Kunst bekannt zu machen. Ein lebendiger Zusammenhang mit derselben war gar nicht mehr vorhanden, und von älteren Gedichten wird nur Wirnts von Gravenberg „Wigalois" erneuert, aber bezeichnend genug in der schon früher erwähnten jüdisch-deutschen Uebersetzung (I, 405). Am meisten Beachtung fand noch der „Reineke Vos", der nicht bloß mehrmals wieder gedruckt, sondern auch in das Hochdeutsche übersetzt wurde, und der „Theuerdank", von welchem Matth. Schultes eine schlechte Umarbeitung herausgab (Ulm 1679). Aber diese Erneuerungen alter Gedichte blieben ganz ohne Einfluß auf die Entwickelung der Poesie. Wie sehr der Sinn für die epische Dichtung verloren gegangen war, erhellt auch daraus, daß selbst der Schwank kaum mehr erscheint, welcher doch im vorigen Zeitraume noch so schöne und zahlreiche Bearbeitungen gefunden hatte. Nur einige von den Gedichten, welche Lauremberg seinen Satyren angehängt hat, können den Schwänken beigezählt werden. Aber ob sich derselbe gleich die Aufgabe stellte, das volksthümliche Element dem gelehrten entgegenzusetzen, so sind doch auch seine komischen Erzählungen nicht ganz frei von der didaktischen Richtung des Zeitraums. Trotzdem verdienen sie, so wie auch die in seine Satyren eingeschalteten kurzen Geschichtchen schon deswegen Erwähnung, weil sie so ganz allein dastehen. In „Matz hefft de Kiepe kregen" wird erzählt, wie Matz freien will, aber nicht weiß, wie er es anfangen soll, daher ein altes Weib zu Hülfe nimmt, das ihn betrügt, worauf er es selbst probirt, aber eitel dummes Zeug macht. Aehnlichen Inhalts ist „De betragene Jan Gatt". Dagegen behandelt die dritte Erzählung „Eene lustige Geschicht thom Beschluth" wahrscheinlich eine wirkliche Begebenheit. Hans John, ein geborner Hühner- und Eierdieb, wird bei einer Hochzeit zugelassen, er will die Gelegenheit benutzen, sein altes Handwerk zu treiben, wird erwischt und tüchtig durchgeprügelt. So unbedeutend der Stoff an sich ist, so hat ihn der Dichter doch nicht ohne Geschick und mit vielem Humor behandelt. Daß Wernickes „Hans Sachs", der ebenfalls den epischen Gedichten komischen Inhalts beizuzählen ist, weder in Anlage nach in Ausführung befriedigt, haben wir schon oben berichtet (S. 368). Hatte schon im vorigen Zeitraume der Schwank zuweilen die allerkürzeste Form angenommen, wie z. B. bei Lazarus Sandrub (S. 106), so kommt dies jetzt noch viel häufiger vor und er erscheint sehr oft in der Form des Epigramms. Einzelne Beispiele finden sich schon bei Logau und Scherffer, noch mehr bei Grob, und das zehnte Buch von Wernickens Ueberschriften besteht sogar nur aus solchen epigrammatischartigen Schwänken, bei welchen aber freilich das epische Element vollständig verschwindet, und sie konnten auch schon deswegen nicht zur epischen Poesie gezählt werden, weil es den Dichtern hiebei nicht sowohl auf die Darstellung der Begebenheiten, als auf die Hervorhebung der epigrammatischen Spitze ankommt.

Man hätte erwarten sollen, daß die während des ganzen Zeitraums vorherrschende Nachahmungssucht die Dichter hätte anspornen sollen, es den neuen Italienern nachzuthun, welche zudem durch Dietrichs von Werder Uebersetzungen der großen Gedichte Tassos und Ariosts näher gerückt worden waren, aber der Sinn für epische Darstellung, besonders für die Sagenwelt war so ganz erstorben, daß nicht nur kein einziger Versuch gemacht wurde, ähnliche Dichtungen zu schaffen, sondern auch der Vorgang Dietrichs v. Werder selbst ohne Nachahmung blieb. Erst gegen das Ende des Zeitraums wurden wieder Versuche in Uebersetzungen epischer Gedichte des Auslands gemacht, aus welchen wir nur Postels „Listige Juno" nach dem vierzehnten Buch der Iliade, die Uebersetzung von Marinos „Kindermord" von Brockes und Neukirchs gereimte Bearbeitung von Fenelons „Telemach" erwähnen.

Es hat allerdings auch nicht an Versuchen zu größeren oder kleineren epischen Dichtungen gefehlt, aber unter allen ist auch keine einzige, welche auch nur den besseren Erzeugnissen der lyrischen und didaktischen oder dramatischen Poesie an die Seite gestellt werden könnte. Den Stoff nahmen die Dichter meistens aus den Zeitereignissen, wodurch sie sich an das historische Volkslied anlehnen, von dem sich ihre Dichtungen in der That auch nur durch die gelehrte und mehr kunstmäßige Behandlung unterschieden. Wie schon Weckhrlin den großen Schwedenkönig besungen hatte (S. 44), so wurde er auch jetzt noch öfters zum Gegenstand der epischen Darstellung gewählt, so von Jos. Sebastian Wieland, einem gekrönten Poeten in Heilbronn („Der Held von Mitternacht" Heilbr. 1633). Der berühmte Philolog Joh. Freinsheim aus Ulm (1608—1668) suchte in seinem „Teutschen Tugend-Spiegel, oder Gesang von den Stammen und Thaten des Alten und Newen Teutschen Herkules" (Straßb. 1634) den Herzog Bernhard zu Weimar zu verherrlichen. Das Gedicht erhält dadurch einige Bedeutung, daß man in ihm das Bestreben durchblicken sieht, es den Alten in Composition und Darstellung nachzuthun, und es finden sich einzelne beschreibende Stellen, welche für die Zeit als gelungen bezeichnet werden können; im Ganzen ist aber auch ihm die noch unbeholfene Sprache hinderlich. Andere versuchten sogar den ganzen dreißigjährigen Krieg dichterisch zu bearbeiten, doch war der Stoff bei dem ganz unentwickelten Sinn für epische Darstellung viel zu schwierig, auch lag er viel zu nahe, als daß er wirklich poetische Gestaltung hätte gewinnen können. So erhebt sich selbst Greflinger, der jedenfalls mehr Talent hatte, als die eben genannten Dichter, in seinem größeren Gedichte „Der Deutschen dreißigjähriger Krieg, poetisch erzählt"

*) Im 5. Cap. seines Büchleins „Von der Deutschen Poeterey" sagt er: „Ob bey uns Deutschen so bald jemand kommen möchte, der sich eines vollkommen Heroischen Werkes unterstehen werde, stehe ich sehr im Zweiffel, und bin nur der Gedancken, es sey leichter zu wünschen, als zu hoffen."

(Hamb. 1657) nicht über die gewöhnlichste Reimerei, und es ist nicht ohne Grund, wenn ein neuerer Bearbeiter der deutschen Literatur behauptet, daß Greflinger in diesem Gedichte mehr historisches als poetisches Talent an den Tag lege.

So wenig erfreulich diese Dichtungen auch sind, so stehen sie doch immer noch viel höher, als ähnliche epische Darstellungen aus der Zeitgeschichte, welche in der zweiten Hälfte des Zeitraums erschienen. Es sind dieselben durchgehends noch viel weniger von epischem Geiste erfüllt, und da Dichter meistens nur die Absicht haben, irgend eine fürstliche Persönlichkeit zu loben, so ist ihnen jeder Stoff, auch der bedeutungsloseste, genehm, wenn er ihnen nur Gelegenheit gibt, ihre Helden mit Schmeicheleien aller Art zu überhäufen, und es ist dies überhaupt so ganz allein ihr Zweck, daß ihnen die Darstellung der Begebenheiten nur ein Anhaltepunkt ist, an den sie ihre Lobeserhebungen knüpfen, welche sie meistens in so übertriebener Weise darstellen, mit so knechtischer Gesinnung ausführen, daß uns diese Gedichte schon deshalb anwidern mußten, selbst wenn sie mit größerem Talente ausgeführt wären. Solcher Art sind die heroischen Gedichte Bessers, unter welchen sich das unvollendete „Lobgedicht" auf den großen Kurfürsten zu seiner Zeit eines ganz unverdienten Beifalls erfreute. Noch bedeutungsloser sind die ziemlich zahlreichen Lobgedichte des Wiener Hofdichters K. Gustav Heräus, der von dem „Hispanischen Feldzug" und dem Sieg bei Saragossa (1710) eine „mehr Historische, als Poetische Erzählung" gab, die Wahl Karls VI., den „Rastädtischen Frieden" (1714) und andere mehr untergeordnete Begebenheiten in breiten, langweiligen Versen besang, welche Gedichte er in einer für jene Zeit prachtvollen Ausstattung veröffentlichte (Wien 1715. 4. und Nürnberg 1721. 8.). Einen größeren Ruf erwarb sich Joh. Valentin Pietsch durch einzelne „Helden- und Lobgedichte", ja er stand in so hohem Ansehen, daß ihn Gottsched zu denjenigen Dichtern zählte, welche das goldene Zeitalter der deutschen Poesie herbeigeführt hätten; doch war auch er ohne alles poetisches Talent, und sein berühmtestes Gedicht „Karls VI. im J. 1717 erfochtener Sieg über die Türken" ist von einer ermüdenden Breite und trotz den zahlreichen, weitschweifig ausgeführten Gleichnissen ohne alle Anschaulichkeit. Aehnlicher Art sind die Gedichte Joh. Ulrichs von König, der auch darin seinem Vorbilde Besser gleicht, daß es ihm an Kraft fehlte, größere Dichtungen zu Ende zu bringen; er hatte sich in dem ersten Gesange seines Heldengedichts „August im Lager", welches aus sechs Gesängen bestehen sollte, so ganz erschöpft, daß er nie im Stande war, es fortzusetzen. Der erste Gesang, welcher bei seinem Erscheinen das höchste Aufsehen erregte, ist nichts als eine trockene Erzählung der Zusammenkunft des Königs von Polen und von Preußen in dem Lustlager zu Radewitz, welcher in Form einer Episode eine geschmacklose und lächerliche Allegorie von der Eintracht und der Zwietracht beigefügt ist. Außer diesen könnten noch eine ziemlich große Zahl ähnlicher historischer Dichtungen genannt werden, allein es sind dieselben noch viel schlechter als die erwähnten, welche schon vollkommen hinreichen, den traurigen Zustand der epischen Dichtkunst zur Anschauung zu bringen.

Höher als diese „Lob und Heldengedichte", welche ebensosehr von allem Mangel und poetischem Talent, als von der knechtischen Gesinnung, namentlich der späteren Dichter zeugen, stehen einige andere epische Dichtungen, welche schon durch die Wahl des Stoffs mehr Beachtung verdienen. Namentlich begreifen wir darunter den „Habsburgischen Ottobert" von Wolf Helmhard von Hohenberg, und den „Wittekind" von Christian Heinr. Postel, von denen zwar weder der Eine noch der Andere hervorragendes Talent hatte, die aber schon deshalb vor den übrigen Dichtern der Zeit auf besondere Auszeichnung Anspruch machen können, weil sie ihren Stoff der ältern Geschichte Deutschlands entnahmen. Die Sage und Geschichte des Alterthums, die namentlich im Drama vielfache Bearbeitung fand, wurde seltener in epischer Weise dargestellt; es sind von dahin gehörigen Gedichten nur die „Unvergnügte Proserpina" von Hohenberg und die „Lucrezia" von Joh. Peter Titz zu nennen. Ohne allen Werth sind dagegen G. Neumarks poetische Erzählungen aus dem Alterthum („Kleopatra", „Sophonisbe" u. a.), die er zum Theil dem Holländischen nachbildete. Bei seiner entschiedenen religiösen Richtung sollten wir erwarten, daß ihm der Bibel entnommene Stoffe besser gelungen wären, allein auch diese („Der sieghafte David", „Die verständige Abigail") sind trocken, matt und langweilig erzählt. Kaum besser ist die in breiten Alexandrinern abgefaßte Geschichte des „Königs David von Juda", welche der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig in Form einer Episode seinem Roman „Octavia" einverleibte. Die größeren, dem Holländischen des J. Cats nachgebildeten Erzählungen „Cyrus und Aspasia" (Lpz. 1654) und „Spanische Zigeunerin" (Eb. 1656) von J. Rist sind in dessen breiter Manier abgefaßt, die oft an Unbeholfenheit gränzt, so daß er z. B. ohne es zu wollen und sich bewußt zu sein, die schmutzigsten Dinge sagt. Die „Spanische Zigeunerin" gewinnt höchstens dadurch einiges Interesse, daß sie die durch P. A. Wolfs und M. v. Webers Oper bekannt gewordene Geschichte der „Preziosa" erzählt. — Eigenthümlicher Art ist Schefflers „Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge zu heilsamen Schröcken und Auffmunterung aller Menschen" (Schweidnitz 1675), welche in vier Abschnitten vom Tod, dem jüngsten Gericht, der ewigen Pein der Verdammten und den ewigen Freuden der Seligen handelt. Mit Ausnahme des ersten einleitenden Abschnitts ist das Ganze beschreibend; aber die erklärte Absicht des Dichters, die Menschen durch seine Schilderungen zu schrecken, verleitet ihn zu den geschmacklosesten, ja selbst widrigsten Ausschweifungen, er führt uns im dritten Abschnitt Bilder des Entsetzens vor, vor welchen selbst die Inquisition zurückschaudern müßte und es ist hier Alles zusammengestellt, was die ausschweifendste Phantasie an Gräßlichem und Ekelhaftem nur ersinnen kann, so daß man das Gedicht wohl eine Fundgrube des Häßlichen und Abscheulichen nennen kann. Ist auch Alles mit der lebendigsten Anschaulichkeit ausgemalt, so fühlen wir doch bald, daß Solches kein Gegenstand der Kunst sein kann und sein darf, ebensowenig als die plastische Darstellung ekelhafter Krankheiten.

Außer den „Schäfereien", welche wir bei der Prosadichtung zu besprechen haben, finden sich auch einzelne kleinere, in Reimen abgefaßte Idyllen

oder Eclogen, so in den frühern Jahren von Joh. Rist, in den spätern von Wernicke, dessen „Schäffer-Gedichte“ freilich wenig oder nichts mit der Idylle der Alten gemein haben, aber doch in Erfindung, Anlage und Ausführung Rists „Schäfer-Gespräche“ weit übertreffen, und schon als gelungene Gelegenheitsgedichte Lob verdienen; in den beiden ersten nämlich („Daphnis“ und „Damon“) wollte der Dichter sein „Mittleiden“ über den Hinschied zweier hohen Personen, in den zwei andern („Gentiana“ und „Argenis“) seine „Vergnügung“ über eine Geburt und ein Beilager poetisch darstellen.

Die Fabel, welche noch im vorigen Zeitraume so vielfach und zum Theil mit Glück bearbeitet worden war, verschwindet in dem vorliegenden beinahe ganz, was wider beweist, wie sehr sich der Trieb für epische Dichtung verloren hatte. In der ersten Hälfte der Periode findet sich die gereimte Fabel gar nicht mehr, es müßte denn Huldrich Wolgemuths „Newer vollkommener Esopus, darinnen allerhand lustige, newe und alte Fabeln, Schimpfreden u. s. w.“ (Frankf. 1613. 2 Thle.) dergleichen enthalten, den wir ebensowenig, als andere Literarhistoriker aufzutreiben im Stande waren. Dagegen finden sich einzelne Versuche von Fabeln in Prosa, auf welche wir, sowie auf die prosaischen Parabeln später zurückkommen werden. Erst gegen das Ende des Zeitraums tauchte die Liebe zu den Fabeln wieder auf; zwar wurden nur wenige in selbstständiger Weise gedichtet, von Mencke, Hunold und einigen andern, und diese tragen nur in entfernter Weise den eigentlichen Charakter der Fabel; dagegen wurden die Fabeln des Aesop und des Phädrus, so wie die französischen von Lafontaine und Lamotte häufiger bald in Prosa, bald in Versen, bald ganz und bald nur in einzelnen Proben übersetzt, (so die des Aesop von J. Fr. Riederer, und die des Lafontaine von Balthas. Ricksch, Brockes u. A.), wodurch die spätere Vorliebe für die Fabeldichtung wenigstens schon vorbereitet erscheint.

Wir haben von den erwähnten epischen Dichtern nur wenige näher zu betrachten, und auch diese meist nur wegen ihrer vergleichungsweise höhern Bedeutung.

Dietrich von dem Werder.

Dietrich von dem Werder, geb. zu Werdershausen bei Köthen am 17. Jan. 1587, erhielt als Leibknabe des Landgrafen von Hessen zu Marburg eine sorgfältige Erziehung, bereiste hierauf Frankreich und Italien, und trat nach seiner Rückkehr in die Dienste des Landgrafen von Hessen, von dem er zum Geh. Rath und Aufseher der neu errichteten Erziehungsanstalt in Marburg ernannt und zu mancherlei Gesandtschaften verwendet wurde. Im Jahr 1622 gerieth er trotz seiner zahlreichen Verdienste in Ungnade; er zog sich auf sein väterliches Gut zurück und widmete sich den Wissenschaften, bis er nach der Schlacht bei Leipzig von Gustav Adolf berufen wurde, der ihm ein Regiment anvertraute, an dessen Spitze er sich vielfältig durch Muth und militärische Talente auszeichnete. Im Jahr 1635 nahm er seinen Abschied, und widmete seine Zeit theils dem Dienste des Fürsten von Anhalt, theils den Wissenschaften, denen er selbst im Getümmel des Kriegs treu geblieben war. Er starb auf seinem Gute Reinsdorf am 18. Dec. 1657.

Dietrich von dem Werder hatte sich schon früh mit der Dichtkunst beschäftigt, und sich solches Lob erworben, daß er im Jahr 1620 unter dem Namen des „Vielgekörnten“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde. Auch hat er im Verlauf seines langen Lebens ziemlich viel gedichtet, z. B. „Hundert Klinggedichte vom Krieg und Sieg Christi, da in einer jeden Reimzeile die Wörter Krieg und Sieg zum wenigsten einmal befindlich“. Seinen wohlverdienten Ruhm hat er aber zunächst den Uebersetzungen von Tasso's „Befreitem Jerusalem“ („Glücklicher Heerzug in das heylig Landt“, Frankf. 1626; 2. verb. Aufl. „Gottfried, oder erlösetes Jerusalem“, Frankf. 1651) und der dreißig ersten Gesänge von Ariost's „Rasendem Roland“ die er nach einander erscheinen ließ *), zu verdanken. Tasso's Jerusalem ist in der italienischen Stanze, Ariosts Roland dagegen in achtzeiligen Strophen mit gepaarten Reimen übersetzt, beide in Alexandrinern, welche schon damals so allgemein geworden waren, daß sich selbst Werder nicht von ihnen befreien konnte, welcher doch durch seine Uebersetzungen hinlänglich beurkundet, daß er Sinn für die schöne Form hatte, und die größten Schwierigkeiten zu bewältigen im Stande war. Er wäre schon den bedeutendsten Dichtern der Zeit beizuzählen, wenn wir auch nur diese Seite seiner Uebersetzungen ins Auge faßten, aber es ist auch die Ausführung selbst, wenn wir uns die Zeit vergegenwärtigen, in welcher der Dichter lebte, ohne zu übertreiben, meisterhaft zu nennen, und wir müssen namentlich bewundern, wie tief er in die Anschauungsweise seiner beiden Vorbilder eingegangen ist, und mit welchem Geschick er ihre ganz verschiedene Natur, den religiösen Ernst des Einen und den muthwilligen Humor des Andern wiedergegeben, wodurch er glänzend beurkundet hat, daß er nicht bloß Uebersetzer, sondern ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war, der nicht nur die Schönheiten seiner Vorbilder mit empfänglichem Geiste auffaßte, sondern dieselben mit schaffender Kraft in die noch rauhe und unbeholfene Muttersprache übertrug, welcher vor Allem die Mängel zuzuschreiben sind, die ihn an höherer Vollkommenheit hinderten.

Aus dem 1. Ges. des „Rasenden Rolands“.

33. Sie (Angelica) fleucht durch dick vnd dünn vnd durch gar finstre Wälder,
Durch manchen rauhen Ort vnd vnbewohnte Felder;
Bewegen kunten sich die Aest' und Felder kaum
An einem Vlm- vnd Buch- Eich- oder Fichtenbaum,
So ward sie so entferbt vnd so erschrocken drüber,
Daß sie gleichsam verblendt rant vber Gruben nüber;
Sie fürchte sich, wann sie nur einen Schatten sah,
Als ob Rinaldo schon wer' jhrem Rücken nah.

34. Gleich wie ein junges Reh vnd Hindin ist bemühet,
Wann zwischen Büschen sie in einem Walde sihet,
Daß jhre Mutter gleich ein Leopard ergreifft,
Vnd sie zureißt vnd jhr das Fell vom Leibe streifft,
Daß sie von Wald zu Wald dann möge reiß' aus geben:

*) „Drey Gesänge vom Rasenden Rolandt, aus dem Italienischen Poeten Ariosto zur Prob vnd Anfang vbergesetzt. 4. Lpz. 1632. „Fernrer Verlauff der History vom Ras. Roland“ Eb. 1634. (4—10. Ges.) „Noch weiterer Verlauff der Hist. u. s. w.“ Eb. 1634. (11—20. Ges.) „Folge der Historv u. s. w.“ Eb. 1636. (21—30. Ges.) Die erste Abth. scheint im Jahr 1636 wieder aufgelegt worden zu sein, wenn sie nicht etwa bloß mit einem neuen Titel versehen wurde.

Sie zittert, vnd ihr Leib vnd alle Glieder beben;
Wann sie ein Stamm anrührt, in des sie laufft vorbey,
Meynt sie, wie sie im Maul des wilden Thieres sey.

35. Denselben Tag vnd Nacht vnd noch den andern Morgen
Rant dieses Frewlein fort in solcher Angst vnd Sorgen,
Vnd weiß doch nicht, wohin, biß sie ein Wäldlein find,
Im selben wehet gleich ein lieber, sanffter Wind;
Zwey kleine Bächlein da mit sanfften rauschen flossen,
Es stunden da vmbher vil Blümlein auch entsprossen;
Der Vöglein waren da vmbher so mancherley,
Vnd stimten so mit ein mit ihrer Melodey.

36. Vnd weil sie meynt, sie sey nun vom Rinaldo ferne,
Vnd wolt' auch ohne das einmal nun ruhen gerne,
Denn sie war abgematt vom Weg' vnd von der Hitz,
Also erwehlet sie ihr einen grünen Sitz,
Vnd steig ab von dem Roß vnd ließ es ledig gehen,
Daß es sich ohne Zaum nach Weyde möcht vmbsehen:
Dasselbe gieng herumb an dieser Bäche Strand,
Da es denn frisches Laub vnd Graß genugsam fand.

37. Nun schaw, in kurtzen drauff so sihet sie da Fernen
Der rothen Rosen Meng' auff einen Pusch von Dörnen,
Der für dem Wasser, gleich als auff einem Spiegel, stund,
Vnd da für Bäumen nicht die Sonn' einscheinen kunt:
Derselbe wolt ihr da ein solchen Platz verstatten,
Der frisch vnd kuhle wer vnd wohl verwehrt vom Schatten;
Die Blätter vnd die Aest', die waren also dicht,
Daß kein Schein kam hinein, ja im geringsten nicht.

38. Daß jung vnd grüne Graß hierin ein Bette machte,
Das einen gleichsam recht mit seiner Ruh anlachte;
Das schöne Frewlein, sich setzt in die Mitt' herein,
Vnd legte sich vnd schlieff allda allmählich ein.
Sie aber hatte noch nicht lange hier geschlaffen,
Do dünckt ihr, wie sie hört ein gehn, vnd klang der Waffen,
Sie richtet sächtiglich sich auff, vnd sihet dar,
Vnd sihet, daß dahin ein Ritter kommen war.

39. Obs Freund sey oder Feind, kan sie annoch nicht wissen;
Furcht, Hoffnung ihr das Hertz bey nah in Stücken rissen,
Sie wil erwarten da der Abenthewer End,
Drumb keinen Seufftzer sie noch Athem von sich sendt.
Am Vfer dieses Baches der Ritter nunter steiget,
Er legt sich, vnd den Kopff auff einen Arm nab neiget,
Vnd fengt zu dencken an so tieff in seinem Sinn,
Also daß einem Stein er vnbeweglich schien.

40. Der hochbetrübte Held an dieses Vfers Grunde
Tieffsinnig so verblieb bey einer gantzen Stunde;
Darnach so fieng er an gar trawr- vnd ängstiglich
Mit einem hellen Thon so sehr zu klagen sich,
Daß wohl ein Felsen hett drob mögen gar zerspringen,
Vnd sich ein Tieger selbst zur Güte lassen bringen;
Mit seufftzen weinet er, daß sein Gesicht bey nah
Dem Bach, vnd seine Brust dem Fewer ähnlich sah.

41. „Gedencke (saget er), der du mein Hertze brennest,
Vnd es für grosser Pein schier in zwey Stücke trennest,
Was mach ich nun, da ich zu langsam kommen bin?
Ein ander aber hat die Frucht genommen hin!
Kaum hab' ich Wörter nur vnd das Ansehn bekommen,
Ein ander aber gantz den reichen Raub genommen.
Ich kriege weder Frucht noch Blut vmb meine Müh;
Ey, was soll ich mich denn mehr kräncken noch vmb sie?

42. Dem Jungfräwlein es gleich, wie einer Rosen, gehet,
Die frisch im Garten jetzt auff ihrem Stengel stehet;
So lang als sicher sie vnd wol bewart allein
Für Menschen vnd dem Vieh als noch kan ruhig seyn,
So ist schier keine Lufft, kein Wasser sampt der Erde,
Ja nichtes auch, davon sie nicht geliebet werde,
Verliebte Jungfräwlein vnd der Jünglinge Schaar,
Die lieben sie zur Zier im Busen vnd im Haar.

43. So bald sie aber ist vom Stiel' herab gebrochen,
Vnd drauff von diesem hier, von andern da berochen,
So ist verschwunden schon die Schönheit, Gunst vnd Gnad',
Die sie bey Menschen sonst vnd bey dem Himmel hatt'!
Also die Jungfraw auch, wann sie hat hier gegeben
Die Blumen, die sie mehr solt hegen, als ihr Leben,
So wird ihr Ruhm vnd Preis vnd ihrer Schönheit Pracht
Von denen, die sie erst hochliebten, gantz veracht.

44. Den andern ist sie schlim, vnd von dem hochgeliebet,
Dem sie sich gantz vnd gar hin vnd zu eigen giebet,
Das Glück vnd Vnglück ist alleine mein Verderb;
Ein ander sibt, vnd ich aus lauter Mangel sterb!
Hat sie mir ihre Gunst dann gantz vnd gar versaget?
Kan ich verlassen dann, was mir allein behaget?
Vielmehr wolt ich nicht selbst seyn meinem Leben hold,
Eh sie mich nicht, vnd ich sie auch nicht lieben solt."

45. Wann in vertrawen mich allhier der Leser fraget,
Wer der doch sey, der sich so sehr am Flusse klaget,
So sag' ich, daß es sey der König Sacripant,
Ein sehr verliebter Printz, Herr im Circosser Landt;
Ich sagt' auch, wann man mich mit Fragen weiter triebe,
Daß seiner Pein Vrsach alleine sey die Liebe;
Darzu so liebt er die, die jetzt nah ist bey ihm,
Vnd sie kant ihn auch wol, am Wesen, an der Stim.

Johann Peter Titz.

Obgleich weit weniger reich an ächt poetischem Talent, als Dietrich von dem Werder, nimmt doch auch Joh. Peter Titz unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und zwar um so mehr, als die ganze Zeit an epischen Dichtungen so ganz unfruchtbar ist. Er hat zwei größere erzählende Gedichte verfaßt. Das erste, „Leben aus dem Tode, oder Grabesheirath zwischen Gaurin und Rhoden" (Danzig 1644), berichtet die öfters erzählte Geschichte von einer durch den Geliebten aus dem Grabe erretteten jungen Frau mit einigen nicht unglücklichen Abweichungen von der gewöhnlichen Ueberlieferung. Das zweite, „Lucrezia" (Danz. o. J.) enthält die Erzählung der bekannten Geschichte, wobei sich der Dichter so streng und beinahe sclavisch an die römischen Berichte hält, daß sein Gedicht oft nur eine gereimte Paraphrase desselben ist. Von künstlerischer Anordnung ist im ganzen Verlauf keine Spur; Alles geht den einfachsten, chronologischen Gang. Der Dichter beginnt mit der Erzählung von der Thronbesteigung Tarquins und führt uns, Schritt vor Schritt, seinen Gewährsmännern folgend, bis zum Tode der Lucrezia und der Vertreibung des Königs aus Rom. Die Charaktere haben wenig oder nichts Individuelles; dem Dichter, der doch mit dem Alterthum genau bekannt war (S. 267), gelingt es namentlich nicht, uns auf lebendige Weise in die Verhältnisse einzuführen, unter welchen sich die erzählten Begebenheiten entwickeln. Dagegen schildert er einzelne allgemein menschliche Zustände des äußern und innern Lebens nicht ohne Glück, und einzelne Stellen sind von lebendiger Anschaulichkeit und tiefer Empfindung, die sich freilich oft, besonders wenn er die Personen sprechen läßt, in rhetorische Breite auflöst.

Wolf Helmhard Freih. v. Hohenberg.

Es darf der Dichter, den wir jetzt zu erwähnen haben, als eine seltene Erscheinung bezeichnet werden, zwar nicht wegen der Trefflichkeit seiner Dichtungen, sondern weil er der einzige Repräsentant der neuen Kunst im südöstlichen Deutschland ist und er, wenn auch nicht in der Ausführung, doch in der Wahl seiner Stoffe glücklich war. Wolf Helmhard, Freiherr von Hohenberg (Hohberg oder Hochberg) stammte aus Lengenfeld in Nieder-Oesterreich, wo er im J. 1612 geboren wurde. Er widmete sich der militärischen Laufbahn und diente dem Kaiser von 1632 an 11 Jahre lang, ohne die wissenschaftlichen Beschäftigungen aufzugeben, zu denen er schon in frühen Jahren hingezogen worden war, und denen er seine ganze Muße widmete, als er sich seit dem Jahre 1643 von dem Kriegsdienste zurückgezogen hatte. Seine Liebe zur Poesie und heimatlichen Dichtkunst erwarb ihm schon im

J. 1652 die Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft, in welcher er den Namen des „Sinnreichen" erhielt. Als die protestantische Religion in Oestreich immer mehr unterdrückt wurde, verkaufte er seine Güter und begab sich nach Regensburg, wo er im Jahr 1686 starb.

Wie die meisten Dichter der Zeit, verfaßte auch er geistliche Gedichte; doch ist es nicht seine Uebersetzung der Psalme, „Lust- und Arzney-Garten, oder die mit deutschen Sayten überzogene Cronharfe des königl. Propheten Davids", Regensb. 1675), die seinen Namen erhalten hat, sondern seine freilich eben so wenig gelesenen epischen Dichtungen. Die erste derselben, „Die unvergnügte Proserpina" (Regensb. 1661) verdient deshalb Erwähnung, weil sie eines der wenigen Gedichte ist, welches die altgriechische Sage behandelt. Bezüglich der Anlage und Ausführung verdient es übrigens ebensowenig Lob, als sein zweites Epos „Der habsburgische Ottobert" (Erf. 1664), das in beinahe 40000 Alexandrinern den Stammvater des Habsburgischen Hauses, den Kaiser Rudolf, besingt, aus welchem er freilich im Geiste der Prosaromane der Zeit einen abenteuerlichen Helden bildet, in welchem man den geschichtlichen Grafen und König nicht wieder zu erkennen vermag, weshalb auch von verschiedenen Seiten behauptet wird, es habe der „Ottobert" mit K. Rudolf Nichts gemein. Das Gedicht, dessen Sprache und Verse rauh, ungefüg und schwerfällig sind, ermangelt bei der erdrückenden Menge von Begebenheiten, die ohne alle künstlerische Anordnung durcheinander geworfen sind, aller Bewegung und Anschaulichkeit; es ist überhaupt nur die vaterländische Gesinnung daran zu rühmen, die sich schon in der Wahl des Stoffs ausspricht.

Nach einer Andeutung im Anfange des „Ottobert" muß Hohenberg schon in früheren Zeiten „Hirtenlieder" gedichtet haben; es ist uns unbekannt, ob sie noch vorhanden oder verloren sind, oder ob sie überhaupt jemals gedruckt wurden.

Christian Heinrich Postel.

Christian Heinrich Postel, den wir schon oben als Gegner Wernickes kennen gelernt haben (S. 368) und dem wir später als dramatischen Dichter wieder begegnen werden, wurde am 11. Okt. 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln geboren. Er besuchte das Gymnasium in Hamburg, und 1680 die Universitäten Leipzig und Rostock, um die Rechte zu studiren. Nachdem er im J. 1683 die Würde eines Licentiaten beider Rechte erworben hatte, bereiste er Holland, England, Frankreich, Italien und Deutschland, worauf er sich als Advokat in Hamburg niederließ, für dessen Bühne er eine große Zahl Opern schrieb. Im J. 1700 unternahm er eine zweite Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Italien, kehrte sodann nach Hamburg zurück, wo er am 22. März 1705 starb.

Postel hatte sich durch seine Opern, in denen er sich der Manier der Schlesier angeschlossen hatte, einen großen Ruf erworben, der nicht einmal durch Wernickes Satyre erschüttert werden konnte. Noch größeren Ruhm erwartete er wohl von seinem Heldengedichte „Der große Wittekind", an dessen Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Sein Verehrer Weichmann gab es, wie er es vorfand (10 Gesänge, von denen der letzte noch nicht abgeschlossen ist) im J. 1724 heraus, in der Ueberzeugung, Deutschland mit einem Meisterwerk zu beglücken, in welchem es, wenn es vollendet wäre, nach seiner Meinung einen Tasso und einen Marino zugleich erhalten hätte. Freilich können wir nicht einmal den letzteren darin finden, und der „Wittekind" hat nur wie der „Ottobert von Hohenberg", insofern Anspruch auf Berücksichtigung, als er einen nationalen Stoff behandelt, den er übrigens auch verständiger auffaßt, als jener, indem er die geschichtliche Grundlage bewahrt. Aber abgesehen davon ist der Wittekind ein durchaus ungenügendes Machwerk, das hinsichtlich der Erfindung so wie der Ausführung des Einzelnen aus den verschiedensten Dichtern des Alterthums und der neuern Völker zusammengestoppelt ist, und zwar mehr, als der Dichter selbst eingesteht. Denn ob er gleich an unzähligen Orten die Gedichte anführt, aus denen er seine Gedanken, seine Gleichnisse und Bilder, ja sogar die Erfindung entnommen hat, so finden sich noch zahlreiche Stellen, die er selbst aus deutschen Dichtern, (z. B. Besser und Brockes) gezogen hat, ohne dieselben zu erwähnen. Dem Gedicht ist eine Uebersicht der darin vorkommenden Schilderungen und Gleichnisse beigefügt; wir wissen nicht, ob sie vom Dichter oder von seinem Herausgeber herrührt; aber ist Letzteres der Fall, so hat dieser ganz im Sinne des Dichters gehandelt, denn es erscheint nur zu deutlich, daß ihm die Fabel nur untergeordnet und ein Mittel war, die aus Homer und Virgil, aus Tasso und Silveira, aus der Scudery und Spenser und hundert andern Dichtern zusammengesuchten Gleichnisse, Schilderungen und Sentenzen anzubringen, die er übrigens theils falsch anwendet, theils geschmacklos erweitert. Namentlich sind seine Schilderungen von der breitesten Weitläufigkeit, was ihn nicht selten zu der abgeschmacktesten Uebertreibung verleitet, wogegen er in der Erzählung der Thatsachen kurz und unklar ist. Seine große Belesenheit und vertraute Bekanntschaft mit den besten Dichtern der alten und neuen Zeiten blieb ohne Einfluß auf seine Darstellung; Sprache und Vers sind gleich unbeholfen; er ist arm an Ausdrücken und Wendungen, die sich stets wiederholen, nicht zu erwähnen, daß die besten meistens Lohensteins Eigenthum sind.

IV. Dramatische Poesie.

Unter allen Gattungen der Poesie wurde keine durch den verderblichen Einfluß des Kriegs so sehr herabgedrückt, so sehr aus ihrer Entwickelung herausgeworfen, als die dramatische, da zu den allgemeinen, schon oben besprochenen Gründen noch der weitere kam, daß vor Allem Ruhe und Wohlstand eine Grundbedingung theatralischer Vorstellungen ist. Gedichte, die für das Lesen oder den Gesang bestimmt sind, finden auch in den traurigsten Zeiten noch einzelne Freunde, Dramen, die nicht sowohl eine Veröffentlichung durch den Druck, als eine mit Kosten und Zeitaufwand verbundene Aufführung vor einem möglichst zahlreichen Publikum erheischen, können in Zeiten des Elends nicht gedeihen. Und so hören nicht allein die theatralischen Darstellungen während des ganzen 30jährigen Kriegs beinahe überall auf, es verschwinden mit dem Publikum zugleich auch die Dichter (von dieser ganzen Zeit sind kaum einige Dutzend Stücke bekannt) und,

was die traurigste Folge davon war, es verschwindet allmählich auch der Zusammenhang mit dem alten Drama, so daß, als der Friede auch die Lust nach theatralischen Aufführungen wieder erwachte, weder die alten Spiele mehr der geistigen Entwickelung des Volks angemessen waren, noch die neuen Dichter an dieselben anknüpfen konnten.

Obgleich das volksmäßige Schauspiel keineswegs ganz verschwindet, sondern vielmehr nach dem Frieden in ziemlich reicher Fülle wieder auftaucht, so erscheint es nicht mehr in seiner reinen Form, wie wir es im 16. Jahrh. verlassen haben, sondern mit einer Menge von Zuthaten, die es theils vom Ausland, theils von den gelehrten Dichtern entlehnte. Der Einfluß des Auslandes hatte sich schon im vorigen Zeitraume geltend gemacht; die englischen Komödianten und ihre Dramen hatten sich nicht allein in Deutschland selbstständige Bahn gebrochen, sie waren auch Muster und Vorbilder der bedeutendsten Dichter am Ende der Periode geworden. Es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese englischen Komödien auch während des Krieges in einzelnen Städten, die von den Gräueln desselben weniger zu leiden hatten, aufgeführt wurden, wenigstens spricht dafür, daß noch im J. 1670 eine dritte Ausgabe veranstaltet wurde, was auf eine fortgesetzte Bekanntschaft mit denselben hindeutet, während ursprünglich deutsche Dramen des 16. oder beginnenden 17. Jahrhunderts mit Ausnahme von zwei Fastnachtspielen des Hans Sachs („Von eines Bawren Sohn, der zwei Weiber haben will", und „Vom schwangern Bawern" Frankf. 1628) im vorliegenden Zeitraum keine Abdrücke veranstaltet wurden. Als daher nach dem Kriege die dramatischen Vorstellungen wieder begannen, wandte man sich zu denjenigen Stücken, die am längsten in der Erinnerung geblieben waren, und zwar um so mehr, als das Volksschauspiel nunmehr von den Höfen und Gelehrten ganz sich selbst überlassen wurde und es hiedurch ausschließlich in die Hände der wandernden Komödianten gerieth. Es wurden daher entweder die alten „englischen Komödien" wieder aufgeführt, oder neue in dem Sinne derselben geschriebene Dramen auf das Theater gebracht. Und diese sind nichts Anderes, als die vielgenannten „Haupt- und Staats-Actionen", welche lange Zeit zur höchsten Ergötzung des schaubegierigen Publikums von den Bühnen beinahe ausschließlich Besitz ergriffen. Daß diese eine Fortsetzung der „englischen Komödien" sind, geht sowohl aus ihrem Inhalt, als aus ihrer Darstellung und Form hervor. Sie behandeln nämlich, wie jene, vorzugsweise Stoffe aus der alten Geschichte oder Sage, seltener aus der Geschichte oder Sage des Mittelalters, noch seltener aus der Gegenwart. Dieser Nachahmung der alten englischen Komödien ist es allerdings auch zum Theil zuzuschreiben, daß nur selten vaterländische Stoffe behandelt wurden; doch rührte dieses wohl zum größern Theil von der gänzlichen Vernichtung des Nationalbewußtseins her; es war das nationale Selbstgefühl so gänzlich verschwunden, daß man heimische Verhältnisse der theatralischen Darstellung nicht für fähig hielt, weil man gewohnt war, das Große und Bedeutsame nur in der Fremde zu suchen. Der rohe Sinn, der in den englischen Komödien geherrscht hatte, blieb auch jetzt noch vorherrschend; war doch das Gefühl des Volks durch die entsetzlichen Gräuel des Kriegs noch mehr abgestumpft worden. Es hatten die gräßlichsten Scenen, die ihm auf der Bühne vorgestellt wurden, und die er zum Theil vielleicht in noch höherem Maße erlebt hatte, in seinen Augen noch das Verdienst der Wahrheit, und es mußte ihm zugleich die Darstellung derselben eine eigene Lust gewähren, weil es die Segnungen des Friedens tiefer fühlte. Aus diesem Grunde erschienen die mit Gräueln aller Art überfüllten englischen Komödien als ganz zeitgemäß, und es mußte ihre Auffassungsweise daher auch in die neuern, ihnen nachgebildeten Dramen übergehen. Dies konnte aber um so leichter stattfinden, als jene Komödie in den lustigen Personen und komischen Episoden eine Art Gegengift gegen die blutigen Scenen darboten und die Zuschauer sich an den ausgelassenen Späßen des Pickelhärings, Hanswurstes, Harlekins, oder wie der Lustigmacher immer hieß, von dem Entsetzen wieder erholen konnte, das die Haupthandlung in nur zu reicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Zudem war die lustige Person, wie wir uns erinnern, eine ächt deutsche Figur, in welcher das Volk Jahrhunderte lang schon Lust und Erholung, zugleich aber auch einen Bundesgenossen gegen die Unterdrückung der höhern Stände gefunden hatte, da es im Charakter dieser lustigen Person lag, die Mängel und selbst die Verbrechen jener Stände rücksichtslos mit Witz und Spott zu verfolgen.

Da die englischen Komödien sich in Deutschland vollständig eingebürgert hatten, so kann man allerdings die „Haupt- und Staatsactionen" als eine organische Entwickelung und Ausbildung des deutschen volksthümlichen Dramas ansehen, und da sie alle Elemente einer künstlerischen Entwickelung in sich trugen, so hätte sich auch jetzt noch aus ihnen ein deutsches Drama entfalten lassen, wenn ihnen von den gelehrten Dichtern die Beachtung zu Theil geworden wäre, die sie jedenfalls verdienten. In der That finden wir in den Stücken der Art, die in letzter Zeit bekannt gemacht worden sind *), viele, die an dramatischer Anlage, Reichthum der Entfaltung und glücklicher Entwickelung der Charaktere Alles übertreffen, was die gelehrte Poesie des Zeitraums geleistet hat, und es sind die erhaltenen Stücke vielleicht nicht einmal die besten. Die Verfasser dieser Stücke sind unbekannt geblieben, denn sie wurden nicht gedruckt, vielmehr hielten die Directoren der wandernden Komödientruppen damit aus leicht begreiflichen Gründen zurück; sie wollten nämlich nicht, daß sie in andere Hände kamen, weil ein großer Theil ihres Rufs sich darauf gründete, daß sie beliebte Dramen besäßen, die außer ihnen Niemand zur Darstellung bringen konnte. Wahrscheinlich sind manche der hiehergehörigen Dramen von einzelnen Directoren oder Schauspielern selbst gedichtet worden; wenigstens haben Veltheim und Stranitzki, sowie die Schauspieler J. G. Ludovici und Wezel einzelne Haupt- und Staatsactionen abgefaßt. So selbstständig diese Dramen in Auffassung, Anlage und Entwickelung erscheinen, und in dieser wichtigsten Beziehung die dramatischen Dichtungen der gelehrten Dichter wenig oder gar keinen Einfluß auf sie ausgeübt haben, so ist ein solcher betreffs der Darstellung dagegen nicht ganz ausgeblieben, und in manchen derselben macht

*) Karl Weiß, die Wiener Haupt- und Staatsactionen. Wien 1854.

sich das Streben sichtbar, die hochtrabende Sprache der schlesischen Dichter nachzuahmen, und „die Glorreiche Marter Joannes von Nepomuck“ enthält Stellen, welche dem Lohenstein und selbst dem A. Gryphius abgeborgt zu sein scheinen. Im Allgemeinen blieben aber diese Dramen von jeglichem Einfluß unberührt, und erst gegen das Ende des Zeitraums machte sich der Einfluß der gelehrten Poesie auf dieselben geltend, oder vielmehr sie wurden von derselben ganz zurückgedrängt. Schon Veltheim begann, um auch die höheren Stände an sich zu ziehen, französische Stücke auf die Bühne zu bringen, und als später Gottsched den Hanswurst feierlich auf der Bühne verbannen ließ, war das Publikum schon an die regelmäßigeren Stücke gewöhnt *).

Schon deshalb, weil die „Haupt- und Staatsactionen“ keinen Einfluß auf die weitere Entwickelung des deutschen Dramas hatten, kann hier eine weitere Betrachtung derselben keinen Platz finden; es gehört dieselbe in die besondere Geschichte der dramatischen Kunst; für uns genügt eine allgemeine Charakteristik dieser Gattung, und der Nachweis, daß sie als letzter Ausläufer des volksthümlichen Dramas zu betrachten sei, so wie die weitere Bemerkung, daß sie sich, als sie von den Bühnen verbannt wurden, in die Marionettentheater flüchteten, auf welchen sie noch lange zum Ergötzen des Volkes dargestellt wurden.

Neben den Haupt- und Staatsactionen wurden aber von den wandernden Komödianten noch viele andere größere und kleinere Stücke aufgeführt, deren Stoffe sich zum Theil an die Fastnachtspiele der früheren Zeit anlehnten, als deren Fortsetzung sie überhaupt angesehen werden müssen. Sie behandelten einfache Verhältnisse aus dem gewöhnlichen Leben oder auch wohl sagenhafte Stoffe, wie z. B. die Geschichte des Doctor Faust, in welchem Falle aber sie sich dann meistens schon der Behandlungsweise jener größern Dramen anschlossen. Daß in diesen Stücken die lustige Person nicht fehlen durfte, bedarf kaum der Erwähnung; sie nahm mit der Zeit sogar eine immer bedeutendere Stellung ein, so daß sie endlich der Mittelpunkt des Spieles wurde, und die reine „Hanswurstkomödie“ entstand, die namentlich in Wien durch einige ausgezeichnete Schauspieler lange zur beinahe ausschließlichen Herrschaft gelangte. Auch in diesen Stücken lag sehr oft ein tüchtiger Kern, aus welchem sich bei kunstreicherer Behandlung ein tüchtiges volksthümliches Lustspiel hätte entwickeln lassen. Freilich bestand die komische Kraft dieser Stücke, wie Paullini („Erbauliche Lust“ 1, 697) berichtet, in „ungesalzenen Scherzen und unflätigen Possen des Pickelhärings“; aber wenn solche auch in den meisten Spielen der Art anzutreffen sind, so war in manchen doch neben einer tüchtigen Anlage und Durchführung auch viel ächter Witz und Humor zu finden. Zu den besten gehören diejenigen, in welchen alte Schwänke und Anekdoten dramatisch bearbeitet wurden, wie z. B. der „Visierliche Exorcista“ (Rappersweil 1675), in welchem der früher auch schon dramatisch bearbeitete Schwank von einer Frau dargestellt wird, die zweien Mönchen den Heuboden zur Lagerstatt anweist, um ihren Buhlen in Abwesenheit ihres Mannes ungestörter empfangen zu können, worauf diese bei der unvermutheten Rückkehr des Mannes die Frau durch Angabe der versteckten, für den Buhlen bereiteten Leckerbissen u. s. w. zur Verzweiflung bringen. Obgleich in Sprache und Darstellung äußerst roh und unbeholfen, so ist das Stück, abgesehen von den zahlreichen witzigen Einfällen, doch schon deswegen wichtig, weil es recht deutlich zeigt, daß das volksthümliche Drama im Vergleich zu den früheren Fastnachtspielen schon eine breitere innere Entwickelung gewonnen hatte. Aber es gilt von diesen Possenspielen dasselbe, wie von den Haupt- und Staatsactionen: sie blieben ohne Einfluß auf die weitere Ausbildung des Dramas und verloren sich, wie jene, in das Puppentheater.

Es haben allerdings auch mehrere gelehrte Dichter Dramen mit mehr volksthümlicher Haltung geschrieben: allein obgleich einzelne Dichtungen derselben wirklich vortrefflich sind, z. B. von A. Gryphius, so sind dieselben doch so ganz ohne allen Einfluß auf das Volksschauspiel selbst geblieben, daß wir sie füglicher bei dem Kunstdrama erwähnen, zu dessen Betrachtung wir sogleich übergehen werden, nachdem wir noch einige Worte über die S c h u l d r a m e n vorangeschickt haben, die auch in dieser Periode häufig gedichtet und vorgestellt wurden. Man hielt sie auch jetzt noch für ein treffliches Bildungsmittel, geeignet namentlich die Knaben und die Jünglinge in das gesellschaftliche Leben einzuführen und ihre Scheu und furchtsame Schamhaftigkeit vor älteren Leuten oder größeren Zusammenkünften zu besiegen. Am häufigsten finden sich Schulkomödien in Mitteldeutschland, in Thüringen, Sachsen und dann in Schlesien; doch sind die meisten derselben durchaus unbedeutend und lassen sich nicht einmal mit denen des vorigen Zeitraums zusammenstellen, welche, wenn auch keinen künstlerischen Werth, doch historische Bedeutung hatten. Wir erwähnen nur der Vollständigkeit wegen den „Unglückseligen Soldaten“ von J. Seb. M i t t e r n a c h t (Lpz. 1662), der außerdem noch viele, meistens ungedruckte Dramen geschrieben, den „Gekreuzigten Jesus“ (1680) von J. J a c o b i, einem Mitgliede des Schwanenordens, die „Charmosyne“ (1692) von Sam. G r o s s e r, Rector in Görlitz, und die geistlichen Opern von J. Christoph W e n z e l, Schuldirector in Zittau. Nur die Schulkomödien von Chr. W e i s e verdienen nähere Erwägung; wir werden später ausführlicher von ihnen berichten. In den katholischen Ländern wurde das Schuldrama vorzüglich von den Jesuiten gepflegt, von welchen es schon im vorigen Zeitraum mit großer Vorliebe aufgenommen worden war (S. 109). Freilich waren diese Schulkomödien beinahe ausschließlich in lateinischer Sprache abgefaßt, aber wenn das schaulustige Publikum dadurch abgestoßen werden mochte, so wurde es andrerseits durch den Glanz der Darstellungen wieder mächtig angezogen, auf welche die Jesuiten großes Gewicht legten, und wodurch sie Einfluß auf die Ausbildung der theatralischen Darstellungen gewannen; denn was sie begonnen hatten, wurde auf den fürstlichen Theatern oder auf denen der größeren Städte bald

*) Allerdings entlehnten die Dichter der „Haupt- und Staatsactionen“ auch schon früher ihre Stoffe aus der Fremde, namentlich aus holländischen, spanischen und französischen Dramen, wie auch aus den deutschen Romanen der Zeit, allein die Behandlung dieser Stoffe ist ihnen durchaus eigenthümlich, und aus der bloßen Entlehnung der Stoffe kann man noch nicht auf einen directen Einfluß schließen.

nachgeahmt. Die Stoffe ihrer Dramen waren äußerst mannigfaltig; sie entnahmen sie aus der alten und neuen Geschichte, aus dem alten und neuen Testamente, vorzüglich gerne aus den Legenden und dem Leben der Märtyrer, häufig waren es auch allegorische Spiele, in denen nicht selten die tiefsten Gedanken mit dem krassesten Unsinn Hand in Hand gingen.

Indem wir nun zur Betrachtung des von den Gelehrten gepflegten Kunstdramas übergehen, brauchen wir kaum die Bemerkung vorauszuschicken, daß dasselbe, wie die ganze Dichtung der Zeit überhaupt, mit Vernachläßigung der volksthümlichen Elemente und der bisherigen Entwickelung auf Nachahmung beruhte. Zunächst wies Opitz, der auch auf die Ausbildung des Dramas bestimmend einwirkte, auf die Alten. Er selbst wagte sich zwar nicht an eigene Schöpfungen, aber seine Uebersetzungen der „Antigone“ des Sophokles und namentlich der „Trojanerinnen“ des Seneca wurden für die ganze Folgezeit in sofern maßgebend, als er durch sie zur Nachahmung der antiken Tragödie leitete. Wie er in Seneca den höchsten Gipfel der tragischen Kunst verehrte, so wurde dieser der Führer der späteren Dramatiker, wozu noch der Umstand wesentlich beitrug, daß auch die neueren Völker, welche sich die Deutschen jener Zeit stets zu Vorbildern nahmen, die Franzosen (Jodelle) und, diesen nachstrebend, die Holländer (Joost van den Vondel) ihr Drama nach dem römischen Tragiker ausbildeten. Die späteren Dramatiker Frankreichs fanden zwar in diesem Zeitraum mancherlei Uebersetzungen; so wurde schon 1650 Corneille's „Cid“ von G. Greflinger in deutsche Verse übertragen, und gegen das Ende des Jahrh. mehrten sich die Uebersetzungen in auffallender Weise; allein das neuere französische Drama blieb bei alle dem noch ohne wesentlichen Einfluß auf das deutsche, es machte sich derselbe erst im folgenden Zeitraum geltend. Eben so wurden auch hie und da spanische Dramen übersetzt, z. B. von Harsdörffer, G. Greflinger („Der verwirrte Hof“ aus Lopez de Vega. Hamb. 1652), Mart. Kempe („Prinz Turbino, ebenfalls nach Lopez, 1674); allein ein durchgreifender Einfluß des spanischen Theaters läßt sich doch wohl nicht nachweisen. Außer den genannten antiken Tragödien übersetzte Opitz auch zwei Singspiele aus dem Italienischen, die „Daphne“, wahrscheinlich aus der gleichnamigen Oper des Ottavio Rinuccini, und die „Judith“, dessen Original unbekannt ist. Dadurch wurde er nicht nur der Begründer der Singspiele und Opern, so wie der Schäferspiele, sondern er wurde zugleich auch die erste Veranlassung, daß in diesen Gattungen die italienische Anschauungs- und Auffassungsweise vorzüglich maßgebend wurde. Diese beiden Richtungen nun, welche Opitz vorgezeichnet hatte, die römische, welche bald nach ihm den französisch-holländischen Typus annahm, und die italienische, blieben während des ganzen Zeitraums vorherrschend, und erst gegen das Ende desselben wurde, namentlich von Chr. Weise, der Versuch gemacht, sich von dem drückenden Einflusse des Auslandes zu befreien. Im Uebrigen drückt sich auch im Drama der Charakter der verschiedenen Schulen aus, welche im Laufe des Zeitraums der Poesie ihr besondres Gepräge aufdrückten: in den Dichtern der ersten Schlesischen Schule, von welcher das Drama jedoch im Ganzen nicht häufig bearbeitet wurde, erkennt man den ernsteren Sinn, der sie erfüllte; in den dramatischen Arbeiten der Pegnitzschäfer begegnet man den gewohnten Spielereien kaum weniger, als in ihren übrigen Dichtungen, und die Dramen der späteren Schlesier sind in Auffassung und Darstellung eben so schwülstig, gesucht und widernatürlich, als deren lyrische Poesien. Doch haben diese besonderen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schulen, wenn sie sich auch kräftig genug aussprechen, im Allgemeinen keinen solchen Einfluß auf die Gesammtbehandlung des Dramas gehabt, daß die Uebersicht der dramatischen Erzeugnisse des Zeitraums nach denselben zu bestimmen wäre, es erscheint vielmehr zweckmäßiger, diese nach den besondern Gattungen folgen zu lassen.

Es waren die Begriffe, wie von dem Wesen des Dramas überhaupt, so auch von den einzelnen Arten desselben, höchst unbestimmt und man begnügte sich, einige äußerliche Kennzeichen festzustellen, wie schon Opitz in seiner „Poeterei“ den Unterschied der Tragödie von der Komödie darin legt, daß in ersterer fürstliche oder königliche Personen, in der andern dagegen Leute niedern Standes auftreten, daß die Tragödie von „Todschlägen, Verzweiffelungen, Kinder- und Vättermorden, Brande, Blutschanden, Kriege und Auffruhr, Klagen, Heulen, Seuffzen“ handelt, die Komödie dagegen von „Hochzeiten, Gastgebotten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmräthigern Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen redet, die täglich unter gemeinen Leuten verlauffen“, weshalb er auch diejenigen tadelt, welche „Keyser und Potentaten“ in den Komödien eingeführt haben, weil „solches den Regeln derselben schnurstracks zu wieder laufe“. Offenbar hatte er bei letzterer Bemerkung die Volksspiele im Auge, die sich freilich um solche willkürliche Gesetze wenig bekümmerten und das Lächerliche überall darstellten, wo es sich darbot; die angegebene Abgränzung hatte er dagegen seinem Gewährsmanne Scaliger (S. 227) entlehnt, und sich, wie dieser, dabei von den in den antiken Dramen behandelten Stoffen leiten lassen. In ähnlicher Weise sprechen sich auch Andre aus, nur fügen die Nürnberger noch eine dritte Gattung, das „Waldgedicht“ oder „Schäferspiel“, dessen Personen aus dem bäurischen Nährstand zu nehmen seien, wie das „Freuden- und Lustspiel“ dem bürgerlichen Mehrstand, und das Trauerspiel dem fürstlichen Ehrstand entsprächen. Die „Endursache“ des Trauerspiels findet Harsdörffer in dem „Nutzen und dem Beluste“; „der Nutzen aber“, sagt er, „bestehet in Bewegung der sonst unbeweglichen Gemüther, gestelt auf das scharfsinnige Machtwort, gleichsam als ein schneller Pfeil, der Zuhörer Hertzen durchschneidet, und einen Abscheu vor den Lastern, hingegen aber eine Begierde zu der Tugend eindrukket.“

Die Form des kunstmäßigen Trauerspiels wurde durch Opitz begründet und durch A. Gryphius festgestellt. Es zerfiel wohl ohne Ausnahme in fünf Acte und schloß sich dadurch an das antike Drama und die französische Nachbildung desselben, daß die Acte mit Chören schlossen, welche auch „Reien“ hießen und in denen entweder allegorische Personen, Götter und Göttinnen aus der griechischen Fabelwelt, Geister, oder auch wirkliche, mithandelnde

Personen ihre Gefühle in lyrischen Weisen aussprachen oder sangen. Seltener kamen Reien auch in der Mitte der Acte vor. Schon Gryphius führte sogenannte stille Vorstellungen ein, die von einigen späteren Dichtern häufiger nachgeahmt wurden. Sie wurden auf einer zweiten kleineren, im Hintergrunde angebrachten Bühne aufgeführt, und bestanden darin, daß einzelne Scenen, die nicht zur eigentlichen Handlung gehörten, pantomimisch dargestellt wurden; besonders liebte man es, Visionen, Träume und dergleichen, von welchen die sprechende Person berichtete, durch solche pantomimische Gemälde auch den Zuschauern zur Anschauung zu bringen. Die Trauerspiele waren ausschließlich in Alexandrinern mit gepaarten Reimen geschrieben, doch wurden, abgesehen von den Reien oder Chören, die stets in lyrischen Strophen abgefaßt waren, auch in einzelnen Stellen, welche besonders hervorgehoben werden sollten, z. B. in den Prologen, in Monologen, Gebeten u. s. w. freiere Versmaße gebraucht.

Die Stoffe der Trauerspiele waren meistens aus der Geschichte entnommen, besonders häufig aus der griechischen und römischen, dann aber auch aus der orientalischen, seltener aus der Geschichte der neueren europäischen Völker, am seltensten aus der deutschen. Außerdem findet man auch geistliche Trauerspiele, und solche, die ihren Stoff aus bekannten Romanen und Novellen, namentlich der Italiener, entlehnt hatten, und endlich einige wenige, die zum sogenannten bürgerlichen Trauerspiel zu rechnen sind.

Neben A. Gryphius und im Allgemeinen nach seinem Vorgange hat vorzüglich C. D. v. Lohenstein das Trauerspiel bearbeitet; außer diesen beiden größten Dichtern sind jedoch noch einige andere zu erwähnen. Mich. Johannsen, ein Prediger in der Nähe von Hamburg, schrieb ein „Christliches Trauerspiel von Cain dem Brudermörder" in Versen mit Chören (Hamb. 1652). Im Geschmack und Sinn Lohensteins dichtete Joh. Christian Hallmann aus Breslau (1650—1716) mehrere Trauerspiele, unter denen „die beleidigte Liebe oder die großmüthige Marianne" (1670) durch ihre bis zum Unsinn gesteigerte schwülstige Sprache, und „die himmlische Liebe oder die beständige Märterin Sophia" (1671) durch ihre unzüchtigen Keckheiten am lebendigsten an sein Vorbild erinnern. Ueberhaupt fehlte es ihm nicht an Erfindungsgabe und Phantasie, dagegen, wie schon Feind bemerkte, an Scharfsinn und gesundem Urtheil. Obgleich auch unverkennbar Lohenstein nachahmend, ist A. A. von Haugwitz, ein Lausitzer Edelmann, im Ganzen doch selbstständiger; namentlich ist er, wenn auch oft gesucht, doch weit weniger übertrieben, und besonders vermeidet er das Allzugräßliche in der Darstellung. So wird zwar in der „Maria Stuart" (Dresden 1683) die Handlung bis zu dem Augenblicke der Hinrichtung geführt, aber dieselbe wurde durch das Herabfallen eines innern Vorhangs den Augen der Zuschauer entzogen. Die „Maria" ist, wie der „Soliman" (Ebend. 1684) in Alexandrinern geschrieben; in beiden Stücken fehlen die Reien nicht, und im Soliman, den er ein „Mischspiel" nennt, sind hie und da Arien eingemischt. Auf größere Selbstständigkeit macht Joh. Ludw. Prasch ausdrücklich Anspruch. Er schrieb nämlich eine „Getreue Alcestis" (Regensb. 1681), welche er zwar im Sinne und in der Form des Gryphius verfaßte und mit einem Chor nach Art der Alten versah, aber zugleich einen „Christenchor" einführte, der, außerhalb der Handlung stehend, christlich moralische Betrachtungen über die religiöse und sittliche Anschauungsweise der Griechen anstellte und das Christenthum dem Heidenthum mit allem Ernst entgegensetzte. Eigenthümlicher Art sind die Dramen des Pegnitzer Joh. Klai (geb. 1616 in Meißen, nach längerem Aufenthalt in Nürnberg als Pastor in Kitzingen gestorben 1656), welche schon vor denen des Gryphius erschienen, weshalb Harsdörffer sie ausdrücklich als die Anfänge des Trauerspiels in Deutschland bezeichnet. In der That sind seine Stücke nichts Anderes als eine Nachbildung der älteren Mysterien im Geschmacke der Zeit; auch wurden sie unter Musikbegleitung in der Kirche aufgeführt. Was die dramatische Behandlung betrifft, so stehen sie noch unter den Mysterien. Eine Hauptperson zweier dieser Stücke („Engel- und Drachen-Streit". Nbg. o. J. und „Höllen- und Himmelfahrt Christi". Ebend. 1644) ist der Poet, welcher vor oder auf der Bühne stehend, eine Art Chor repräsentirt und Alles berichtet, was nicht vorgestellt werden kann, auch wohl die Reden der einzelnen Personen einleitet, indem er andeutet, was sie nun sprechen werden, und oft auch beschreibt, welchen Eindruck das Vorhergehende auf sie gemacht hat und wie sie diesen Eindruck durch Gebärdenspiel bezeichnen sollen. In „Herodes, dem Kindermörder", wird Alles dies zwischen den Reden der handelnden Personen in prosaischer Erzählung berichtet, ohne daß bemerkt wäre, ob der Poet oder irgend ein anderer Schauspieler dies vorzutragen habe. Die Entwicklung entspricht ganz dieser abenteuerlichen Form; weder die Thatsachen, noch die Gedanken stehen in irgend einer Verbindung und der Dichter überläßt sich durchgehends so ganz seiner wild herumspringenden Phantasie, daß er oft das Fremdeste herbeizieht. Wenn z. B. im „Herodes" die Bethlehemitischen Weiber nach dem Kindermorde den Tyrannen wegen seiner Grausamkeit fluchen, fällt es dem Dichter bei, daß auch in Deutschland der Bluthaten viele geschehen seien, und sogleich läßt er das personificirte Deutschland auftreten und über den Jammer der Zeit „ihr Mütterliches Hertz brechen", womit das Stück schließt. Die Sprache endlich ist gesucht und geschraubt, wie wir es bei den Pegnitzern gewöhnt sind, dabei aber auch von einer Plattheit und oft von einer Gemeinheit, die sich kaum bei Bänkelsängern vorfindet. An Spielereien aller Art fehlt es natürlich nicht.

Das Lustspiel hielt sich im Ganzen mehr frei von den äußeren Einflüssen, welche das Trauerspiel beherrschten, und bewahrte auch, wie schon oben bemerkt wurde, mehr von der volksthümlichen Art und Auffassung; denn obgleich viele Dichter ihre Stoffe aus dem Auslande entlehnten, und theils nach fremden Novellen und Romanen, theils selbst nach ausländischen Dramen arbeiteten, so eigneten sie sich das Fremde im Ganzen ziemlich selbstständig an, und mit Ausnahme der eigentlichen Uebersetzungen tragen die hiehergehörigen Stücke entschieden volksthümliches Gepräge. Aber sie können auch die Zeit nicht verläugnen, in der sie entstanden sind; sie sind meistens roh in Sprache und Darstellung und künstlerische Anordnung ist nur in wenigen wahrzunehmen. Dies gilt namentlich auch von den Lustspielen

der Gelehrten, und es wird aus diesen Stücken recht ersichtlich, wie wenig sie in der That durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum und durch die Bekanntschaft mit den Literaturen und Sitten der neueren Völker zu feinerer Bildung gehoben worden waren. Was sie und die höheren Stände dadurch gewonnen hatten, beschränkte sich auf einen äußern Firniß, der jedoch sogleich verschwand, sobald die Natur wieder in ihre Rechte trat. Aber obgleich das Lustspiel an äußerer Glätte dem Trauerspiel entschieden nachsteht, so ziehen wir es diesem im Allgemeinen doch unbedingt vor, weil sich in ihnen mehr Wahrheit und natürliches Leben ausspricht; es hat aber auch, abgesehen von der poetischen Seite, schon deshalb größeren historischen Werth, weil es meistens deutsche Lebensverhältnisse darstellt und uns in die damaligen Sitten und Anschauungsweisen der verschiedenen Stände, namentlich aber des Mittelstandes einführt. Das Lustspiel, zu welchem wir auch die Possen und kürzeren Zwischen- und Nachspiele rechnen, deren es eine große Anzahl gab, war beinahe ausschließlich in Prosa geschrieben, was schon auf größere Selbstständigkeit und Befreiung vom fremden Einflusse hinweist; oft wurden aber auch Lieder und größere Gesangstücke eingefügt.

Einer der ältesten Lustspieldichter der Zeit war der Altdorfer Professor Daniel Schwenter aus Nürnberg (1585—1636), der die bekannte Episode aus Shakspeares „Sommernachtstraum" wahrscheinlich nach einer selbstständigen englischen Bearbeitung zu Altdorf auf das Theater brachte. In wie weit er das engliche Vorbild benutzte, ist nicht bekannt, da sich seine Arbeit nicht erhalten hat; wir wissen nur, daß sie späterhin von A. Gryphius benutzt wurde, der, wie im Trauerspiel, so auch im Lustspiel eine hervorragende Stelle einnimmt, weshalb wir ihn auch in dieser Beziehung näher zu besprechen haben. Von Hans Wilmsen Laurembe rg haben sich zwei Komödien erhalten („Aquilo" und die „Harpyen") und vielleicht ist auch das niederdeutsch geschriebene Lustspiel „Teweschen Hochtiet" von ihm; sie sind uns aber nicht zu Gesicht gekommen, was wir um so mehr bedauern, als sich von der eigenthümlichen Natur des Dichters erwarten läßt, daß er sich auch hier in selbstständiger Weise bewegt haben wird. Bekannter ist Joh. G. Schoch's „Comoedia vom Studenten-Leben" (Lpz. 1658) geworden, in welcher er uns „den Anfang, Mittel und Ende eines Studenten, sowol in Bösen als Guten, vor Augen stellt". So sehr seine Absicht dabei Anerkennung verdient, denn er wollte vor dem traurigen Unwesen warnen, das damals auf den deutschen Universitäten herrschte, und die unglücklichen Folgen desselben in anschaulicher Weise vorführen, und so werthvoll seine „Comödia" für die Kenntniß der damaligen Zustände ist, denn es werden auch andere Lebensverhältnisse behandelt, so gering ist ihr Kunstwerth; und der Dichter, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, versteht sich so wenig auf dramatische Behandlung, daß er gar Vieles bloß pantomimisch darstellen läßt, und daß ganze lange Stellen in Erzählung von dem bestehen, was die Personen auf der Bühne thun, ohne daß dabei auch nur Ein Wort gewechselt würde. Eine Hauptperson ist der Pickelhäring, den der Dichter übrigens zu nicht geringem Vortheil seiner Arbeit aus dem Volksschauspiel bewahrt hat, weil die bedeutendsten Situationen durch ihn herbeigeführt oder gehalten werden. Auch ist die Sprache roh und unbeholfen, und der Dichter befleißigt sich, das Gemeine der Handlung auch in den gemeinsten, oft widrigsten Ausdrücken darzustellen. Es fehlt dem Stück nicht an guten Einfällen, aber nicht wenige sind geborgt, und es ist uns sogar nicht unwahrscheinlich, daß Schoch Manches aus Ayrers Spielen gezogen hat.

Von weit größerem Talente zeugen die Lustspiele, welche zum Theil unter dem Namen „Filidor" erschienen sind und gemeiniglich dem Jacob Schwieger zugeschrieben werden, und wie im Drama überhaupt, so nimmt auch insbesondere im Lustspiel Chr. Weise eine bedeutsame Stellung ein, wogegen Fr. Christian Henrici (Picander) in seinen Lustspielen („der akademische Schlendrian", „der Erzsäufer" und „die Weiberprobe"), wie man sich schon aus den Titeln überzeugt, roh und gemein ist.

Ehe wir zur Oper übergehen, welche neben dem Trauer- und Lustspiele diejenige dramatische Form ist, welche am häufigsten bearbeitet wurde, ja die übrigen Gattungen zuletzt vollständig überflügelte, haben wir noch einige besondere Arten des Dramas zu erwähnen, welche im Laufe des Zeitraums zum Theil mit großer Vorliebe bearbeitet wurden. Unter diesen tritt uns schon der Zeit nach das Schäferspiel entgegen, welches, wie wir schon wissen, durch Opitz und dessen „Daphne" eingeführt wurde. Dieselbe, die uns als Uebersetzung oder wenigstens sehr sklavische Nachbildung eines fremden Vorbildes (S. 380) nicht näher berührt, rief bald Nachahmungen hervor. Schon im J. 1638 gab Herm. Heinr. Scheren in Hamburg eine „Schäferei von der Liebe Daphnis und Chrysilla" heraus, in welche eine „Waldkomödie" von „einem Schaafdiebe" eingeschoben war, und Chr. Homburg im J. 1643 seine „Tragikomödie von der verliebten Schäferin Dulcimunde", welche eben nichts Anderes als ein Schäferspiel ist. Ob Zesens „Waldspiel Roselieb" hieher gehört, wissen wir nicht, wohl aber ist „Hochbetrübt verliebter Held Myrtillus" (Königsb. 1649) von G. Neumark, der auch „politische Gesprächspiele" (Weimar 1662) geschrieben hat, hieherzuzählen. Aber weder diese, noch der Sibylla Schwarz halb erzählende, halb dramatisirte „Daphne" oder Const. Fr. Dedekinds „Filareto" oder des Göttingers Heinr. Tolle „Kundegis" (1670), „Wahrgilt" (1672) und „Willibald" (1673) erheben sich über die allergewöhnlichste Mittelmäßigkeit, und erreichen in keiner Weise die italienischen Vorbilder, welche daher vielfach übersetzt wurden, so Tassos „Amyntas" von Mich. Schneider und der „Treue Schäfer" des Guarini von Hoffmannswaldau und später, aber bedeutend besser von Aßmann von Abschatz. Eine nicht kleine Anzahl von Schäferspielen wurde zur Feier besonderer Verhältnisse abgefaßt und aufgeführt, namentlich waren sie an den Höfen beliebt, wo man sich wenigstens im Spiele mit den untern Ständen vertraut machte. Doch findet man dergleichen auch zur Verherrlichung gewöhnlicher bürgerlicher Verhältnisse, Hochzeiten, Taufen u. s. w. Weder die einen noch die andern haben jedoch literarischen Werth, und dies gilt auch zum größten Theil von den zahlreichen Schauspielen anderer Gattung, welche zur Feier

mehr oder weniger bedeutender Begebenheiten, oder bei Hof- und andern Festen aufgeführt wurden. Sehr häufig hatten diese Fest- und Gelegenheitsspiele eine allegorische Anlage, welche nicht selten mit den Verhältnissen, die sie verherrlichen sollten, in keiner Beziehung, ja wohl sogar in lächerlichem Widerspruche standen. Alle kommen aber beinahe ohne Ausnahme darin überein, daß sie zu ihrer meistens ziemlich inhaltsleeren Entwickelung eine Menge von sprechenden und stummen Personen brauchen und je nach dem Inhalt den ganzen Olymp oder eine zahlreiche Reihe von allegorischen Gestalten oder wirklicher Menschen aufbieten, welche die Dichter aber begreiflich nicht zu beherrschen vermögen. So klein der Sib. Schwarz „Trawer-Spiel wegen einäscherung jhres Freudenorts Fretow" ist (es umfaßt nicht einmal volle acht Seiten), so läßt sie doch darin neun Götter und Göttinnen, und Chöre der Musen, der Schäfer und der Freunde auftreten, die aber die einfache Begebenheit so wenig leiten können, daß ihnen der „Autor" mit einer verhältnißmäßig langen Schilderung nachhelfen muß. In dieser rohen, unbeholfenen Weise sind die Gelegenheitsstücke meistens gehalten, ja selbst bessere Dichter haben sich in ihren Allegorien nicht von Geschmacklosigkeit fern zu halten gewußt. In der „Sorbuisa" von Sim. Dach, einem Festspiele, das 1644 bei dem hundertjährigen Jubelfeste der Universität Königsberg aufgeführt wurde, wird dargestellt, wie „Sorbuisa (Preußen) von Wustlieb (der preußischen Barbarei) befreit wird, da Prussiarch (Albrecht I.) Apollo und die Musen anführt. Als sich Wustlieb durch Hülfe des Wurschkaytes, eines heidnischen Götzenpfaffen, in die Gestalt des Saberius (Sabinus hieß der erste, durch seine Zanksucht bekannte Rector in Königsberg) verwandelt, und Uneinigkeit unter die Gelehrten bringt, wird auch das entdeckt und beide, Wustlieb und Wurschkaytes, räumen das Land, worüber Sorbuisa herzlich erfreut und getröstet wird". Eine große Anzahl von Gelegenheitsstücken hat der allzeit fertige J. Rist geschrieben, der, wenn wir seinem Worte trauen dürfen, nicht nur von Fürsten, was sehr glaublich ist, da theatralische Aufführungen an den Höfen immer mehr zur Mode wurden, sondern auch von Schauspielertruppen zur Abfassung passender Stücke aufgefordert wurde. Allerdings erinnern seine uns bekannten Dramen in Anlage und Darstellung an das volksthümliche Schauspiel, wie sie denn auch in Prosa geschrieben sind, aber der wahre Humor, der im Volksschauspiel auch dann noch Lachen erregt, wenn er in Unsinn ausartet, geht ihm ganz ab; sein Witz ist gesucht und frostig. An Allegorien fehlt es ihm natürlich auch nicht, denn diese Art der Erfindung ist die bequemste, wohlfeilste und jedem erreichbar, der nur etwas Belesenheit besitzt. Am bekanntesten sind sein „Friedewünschendes" und „Friedejauchzendes Teutschland"; beide sind ohne alle eigentliche Handlung und erscheinen als eine geschmacklose Häufung aller damals bekannten theatralischen Mittel: Tänze, Gastmähler, Trompetengeschmetter, Zwischenspiele, stille Vorstellungen, Engel und Götter, mit Einem Worte Alles, was nur an solchen Dingen in andern Dramen mehr oder weniger zerstreut gefunden wird, das ist bei ihm zu einem verwirrenden Ganzen vereinigt; aber es läßt sich auch daraus erklären, daß sie wegen des Effects Beifall gefunden haben. Merkwürdig und literarisch interessant ist das „Friedejauchzende Teutschland" wegen des Zwischenspiels, in welchem er den ihm so sehr verhaßten Zesen lächerlich zu machen sucht, was ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelingt. Der 30jährige Krieg, die Sehnsucht nach dem Frieden und die endliche Verkündigung desselben gab sehr häufig den Stoff zu allegorischen Dramen oder Festspielen. Solcher Art ist Enoch Gläsers „Friedeerlangendes Deutschland" (Wittenberg 1649), in welchem der Dichter alle möglichen Versmaße und Reimarten zusammenbringt, „nicht allein aus lust zu dehrer übung, sondern vielmehr weil dieser Person diese, eine andre einer andern besser bequem zu sein geschienen". Auch Klaj's „Geburtstag deß Friedens", und „Irene" gehören hieher, zwei formlose Dichtungen, in welchen epische Erzählung oder Beschreibung und dramatische Behandlung in roher Willkürlichkeit mit einander abwechseln und zunächst die Feier des Friedens in Nürnberg darstellen, daher selbst das Bankett des damals dort versammelten Reichstags geschildert und in „Kupferstücken" abgezeichnet wird. Denselben Gegenstand behandelt der schon oben (S. 282 und 283) erwähnte „Teutsche Kriegs Ab- vnd Friedens Einzug" (Nbg. 1650) von Sigm. von Birken, und auch hier bewegt sich das ganze Stück in einer verunglückten Allegorie und Benutzung der griechischen Fabel. Die Zwietracht entsetzt sich, daß der Friede in Deutschland eingezogen sei, sie will, um den Krieg wieder herbeizuführen, einen „Goldapfel" auswerfen, auf welchem geschrieben steht, „dem Stärkeren", wird aber durch die Eintracht daran gehindert, die sie zu Boden reißt und mit Füßen tritt; der Frieden und die Gerechtigkeit kommen dazu und mit vereinten Kräften schleppen die drei, zu denen sich, lustig genug, drei Teufel gesellen, ihre Feindin in ein „Feuerwerkschloß, allda sie unter den Mittelthurn gesetzet und zuletzt mit verbrant wird". Damit aber schließt das Stück keineswegs, sondern wird mit Hülfe eines Soldaten fortgeführt, der in „macaronischer", d. h. in der alamodischen Mischsprache seinen Verdruß über den Frieden zu erkennen gibt, und eines Schäfers, der sich über denselben freut, des Mars, der von Deutschland Abschied nimmt, der Venus und des „ganß nakend" umhergehenden Cupido, welche auf friedliche Eroberungen denken. Zuletzt wird ein „kostbares Feuerwerk verbrennet und nimmt dieses Fürstliche Freudenmahl mit unerſinlicher Lust ein ergetzliches Ende". In dem allegorischen Schauspiel „Margenis", das schon 1651 in Nürnberg „von einem jungen Baron und 21 jungen Patriziern recht preislich vorgestellt", aber erst 1679 gedruckt wurde, ist „die Geschichte von damaligem Teutschen Frieden als der Kern in der Schale verborgen". Das Stück, das in Prosa mit untermischten Liedern und andern gereimten Stücken geschrieben ist, wird durch ein Vorspiel eröffnet, welches nach einem ähnlichen in Harsdörffers Gesprächsspielen „abgesehen" ist, aber nur in sofern mit dem eigentlichen Drama in Verbindung steht, als nach langen Reden der darin auftretenden Personen eine derselben, Mercurius, endlich den Inhalt des Ganzen mittheilt, was von der dramatischen Unbeholfenheit des Verfassers hinlänglich zeugen mag. Die Hauptpersonen sind Schäfer, denn, heißt es im Vorbericht, „der Friedens Stand kan durch nichts bässer, als durch das

ruhige Schäfer- und Feld-Leben gebildet werden." Aber was er auch vom Schäferleben rühmt, er hat es damit, wie die meisten alten und neuen Dichter von Schäfereien, es ist ihm mit dieser Vorliebe nicht so ernst, als er thut, daher sind seine Personen auch keine eigentlichen Schäfer, sondern Prinzen und Prinzessinnen, und da sie zugleich allegorische Personen sind, so haben wir in der „Margenis" eine Vereinigung der beliebtesten dramatischen Gattungen: sie ist zugleich ein Festspiel, eine Schäferei und eine Allegorie. Unter den zahlreichen ähnlichen Spielen, welche die Zeitverhältnisse in allegorischer Weise darstellen, erwähnen wir nur noch „die wieder errungene Freyheit oder Gabile und Salibert, Heldenspiel", von Alexander Romanus (1674), welcher den Krieg Hollands gegen Ludwig XIV. dramatisch behandelt. Die allegorische Auffassung beschränkte sich aber keineswegs auf die Darstellung der Zeitgeschichte, sie ergriff vielmehr ohne Unterschied alle möglichen Lebensverhältnisse und hatte bald moralische, bald wissenschaftliche Zwecke, wie Tollens obenerwähnte Schäfereien (S. 382), welche „des menschlichen Verstandes Wissen-Unwissenheit" und „des menschlichen Willens Verführung zur Untugend" veranschaulichen wollten, oder, wie Casp. v. Stielers „Willmut", das die Irrfahrten des Jünglings, wie die „Psyche" von Birken, welche die Erschaffung, den Abfall und die Erlösung der Menschen sinnbildlich darstellt und des uns schon bekannten Chr. Knorr von Rosenroth (S. 309) „Geistliches Lust-Spiel", das „die Vermählung Christi mit der Seelen sinnbildlich darstellt, ein Stück, das immer noch mehr inneren Grund hat, als des nämlichen „Coniugium Phoebi et Palladis, oder die durch Phoebi und Palladis Vermählung erfundene Fortpflanzung des Goldes" (1677).

Die Opern und Singspiele, welche, wie schon bemerkt, durch Opitzens „Daphne" und „Judith" eingeleitet wurden, erscheinen im Anfang des Zeitraums nur einzeln, vermehren sich aber nach dem Frieden allmählich in solcher Weise, daß sie endlich beinahe alle übrigen dramatischen Gattungen zurückdrängen. Nach Gottsched's Berechnung kommt gegen den Anfang des 18. Jahrh. nur ein Schauspiel auf zwanzig und mehr Opern. Zuerst von den Höfen begünstigt, deren Prachtliebe in dieser Art der theatralischen Darstellungen am besten Befriedigung fand, gewannen sie allmählich auch Eingang auf den Theatern der größten Städte, unter welchen namentlich Hamburg eine blühende Pflanzstätte derselben wurde. Wie später Gottsched, so müssen auch früher schon sich Stimmen gegen die Oper erhoben haben, man muß namentlich dieselbe als unnatürlich dargestellt haben; darauf scheint die Bemerkung Barth. Feinds in den „Gedanken von der Opera" zu deuten, welche er seinen Gedichten vorgesetzt hat. „Was ist wohl das Singen anders," sagt er, „als die Erhöhung der Rede und Stimme mit der höchsten Kraft und Nachdruck? Eine erhöhete Rede aber bleibt darum doch eine Rede, ob sie gleich in einem andern Thon recitirt wird, und gar nicht etwas unnatürliches." In diesen wenigen Worten, denen er noch die Bemerkung beifügt, daß das Unnatürliche von den schlechten Schauspielern herrühre, ist die Berechtigung der Oper glücklich vertheidigt. Wenn er auch nicht geradezu erklärt, daß er nur solche Opern für berechtigt halte, in welchen das poetische Element nicht hinter dem musikalischen zurücktritt, sondern nur diejenigen, welche auch ohne musikalische Begleitung ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Kunstwerk bilden, so geht dies schon aus seiner mitgetheilten Aeußerung hervor, noch entschiedener aber aus andern Bemerkungen, die wir hier nicht mittheilen können. Nur ist dies im vollen Umfange freilich von keiner einzigen Oper der Zeit zu rühmen, und es sind deren sogar nur sehr wenige, welche sich diesen Anforderungen nur einigermaßen nähern. Wie das Trauerspiel des 17. Jahrh. keine organische Entwickelung des volksthümlichen Dramas war, sondern in seiner schon bestimmten Form aus der Fremde nach Deutschland verpflanzt wurde, so geschah es auch mit der Oper. Der Keim einer deutschen Oper, wie er in den Singspielen Ayrers (S. 116 u. 138) und zum Theil auch in den geistlichen Spielen der früheren Jahrhunderte zu finden war, blieb gänzlich unbeachtet; Opitz führte durch seine „Daphne" die Form ein, wie sie sich in Italien ausgebildet hatte; und wie dieses erste Singspiel, so waren die meisten Opern der Zeit entweder aus dem Italienischen übersetzt, oder einem italienischen Vorbilde bald mehr, bald weniger frei nachgebildet, jedenfalls blieb die italienische Behandlungsweise vorherrschend, und es läßt sich sogar die stufenweise Entwickelung der italienischen Oper auch an der deutschen nachweisen.

Es lassen sich füglich zwei Perioden in der Geschichte der deutschen Oper im vorliegenden Zeitraum nachweisen, eine frühere, in welcher das poetische Element noch kräftig neben dem musikalischen besteht, oder vielmehr der Text immer als wesentlich und bestimmend gilt, die Zeit des Singspiels, während in der späteren die dichterische Ausführung ganz untergeordnet erscheint, die Zeit der eigentlichen Oper. Die Singspiele würden meistentheils für Hoffeste abgefaßt (doch sind nicht wenig Singspiele und selbst auch Opern für Schulen geschrieben worden), und nahmen ihre Stoffe entweder aus der griechischen Mythologie oder aus der Schäferwelt; häufig bestanden sie auch in allegorischen Erfindungen. Unter den Dichtern solcher Singspiele ist zunächst David Schirmer in Dresden zu nennen, welches überhaupt lange ein Hauptsitz für musikalische Dramen blieb. Er schrieb das Ballet „Paris und Helena" (1650), welches von Gottsched als die erste Dresdner Oper genannt und als die bezeichnet wird, welche die Anregung zu allen nachmaligen Opern gegeben habe, außerdem noch mehrere andere („der triumphirende Amor" 1652, „das Ballet der Glückseligkeit" 1655 u. s. w.). Auch A. Gryphius und Filidor dichteten Singspiele, welche wir weiter unten berühren werden, während wir die „Sophia" von Sig. von Birken (1662) nur zu erwähnen brauchen.

Die eigentliche Oper bildete sich vorzüglich an dem Bedürfnisse der Höfe aus, welche, an Schaugepränge aller Art gewöhnt, dieses nun auch von den theatralischen Aufführungen verlangten, um so mehr, als die Fürsten und Höflinge oft persönlich an denselben Theil nahmen. Es mußte sich in ihnen Alles vereinigen, was die Sinne nur ergötzen, woran man Pracht und Aufwand an den Tag legen konnte, und so begnügte man sich nicht mehr mit der einfachen Vereinigung von Poesie und Musik, es mußten auch die andern Künste, es mußte die Malerei

und die Architektur das Ihrige zur Erhöhung des Genusses beitragen; es mußten Tänze, Aufzüge jeglicher Art, Feuerwerke angebracht, und vor Allem mußte das Auge durch die prachtvollsten Decorationen ergötzt werden und, um eines der wichtigsten Dinge nicht zu vergessen, es durften gesalzene Hanswurstiaden und Pickelhäringspossen nicht fehlen, an welchen die hohen Herrschaften in den Hoftheatern eben so große Freude hatten, als der Pöbel in den städtischen Bühnen. So waren die Dichter gezwungen, sich nach den Wünschen der hohen Zuschauer und Mitspieler, nach den Bedürfnissen nicht nur der Componisten, sondern auch der Tanzmeister, der Decorationsmaler, der Maschinisten, der Ceremonienmeister und unzähliger anderer Personen zu richten, welche alle bei der Anordnung des Festes betheiligt waren. Wie die Höfe, so verlangten auch die größeren Städte Glanz und Pracht, und so ist es erklärlich, daß die Opern zu wahren Ungeheuern wurden, in denen von Poesie nicht mehr die Rede sein konnte, aber es ist eben so begreiflich, daß bald ein Gegenstoß erfolgen mußte, welcher die Oper endlich beinahe ganz von der Bühne vertrieb. So traurig es aber auch im Ganzen mit der Oper als Dichtung steht, so müssen wir doch der Vollständigkeit wegen die Männer erwähnen, welche zu ihrer Zeit in dieser Gattung als hervorragend genannt wurden, woran sich zugleich ein Ueberblick der Stoffe knüpfen wird, welche dabei behandelt wurden. Constantin Friedrich Dedekind, ein kaiserl. gekrönter Poet und Mitglied des Schwanenordens, als welcher er „Concord" hieß, dichtete mehrere geistliche Opern, darunter „den siegenden Jesus" (1670), ein „Spektakelstück der wildesten Art, in welchem die Teufel in der offenen Hölle schreckliche Arien singen". Eben so platt in der Darstellung, aber gemäßigter, ist die Oper „Liebe kröhnt Eintracht" (1664) von Dav. Elias Heidenreich, Consistorialrath in Weißenfels und Secretär der Fruchtbringenden Gesellschaft, während der Memminger Student Mich. Schuster in seiner „Lavinia", welche bei dem Einzug der neuverehelichten Herzogin von Würtemberg (1674) in Stuttgart aufgeführt wurde, alle verfügbaren Maschinen und Decorationen in Bewegung setzte und zwischen den Acten geschmacklose Sinnbilder mit aller möglichen Pracht aufstellen ließ, deren Erklärung von Waldnymphen abgesungen wurde. „Die siegende Großmuth" (Gött. 1693) von Joach. Meyer (Prof. am Gymnasium zu Göttingen) behandelt die Liebes- und Brautgeschichte des Prinzen Heinrich, des Sohnes Heinrichs des Löwen; das Stück ist nicht gerade übel angelegt, aber geistlos ausgeführt, und in einer harten, pedantischen Sprache geschrieben, die sich in den gemeinsten Ausdrücken bewegt. Mich. Kongehls Stücke „Innocenzia" und „Phönizia" (1680), die er Misch-Spiele nennt, stehen in der Mitte zwischen Schauspiel und Oper, wie es ihm überhaupt vorzüglich um Schaugepränge zu thun war. Von Chr. Adam Negelein (S. 240), der in Wien als Hofpoet angestellt war und die Aufgabe hatte, die Opern seines italienischen Collegen Cupeda „zu verteutschen, auch dann und wann teutsche Theatralia zu inventiren", ist nur der „Abraham" bekannt geworden. Paul Thiemich, Schulcollege in Leipzig, welchen Neumeister wegen der Anmuth seiner Sprache in den Arien und Chören außerordentlich rühmt, schrieb mehrere Opern, darunter die nach dem Italienischen des Aureli bearbeitete „Alceste" (1693), die sich jedoch nach Wielands ausführlicher Mittheilung zu urtheilen („Ueber einige ältere deutsche Singspiele") weder in Anordnung und Gehalt, noch in der Sprache über das gewöhnliche Maß der damaligen Zeit erhebt. Das Hamburger Theater, auf welchem die Oper, wie schon erwähnt, vor allen übrigen Gattungen bevorzugt wurde, hatte in dem uns schon bekannten Chr. H. Postel (S. 377) einen fruchtbaren Dichter, der nicht weniger als 25 Opern verfaßte, die er theils nach fremden Mustern, theils selbstständig bearbeitete. Sein berühmtestes Werk der Art ist „die Iphigenia" (1699), welche er nach der gleichnamigen Tragödie des Euripides bearbeitete, von dem er nur darin abweicht, daß er eine Liebesgeschichte zwischen Achilles und Deidamia einflocht, die sich beim griechischen Dichter begreiflicher Weise nicht findet. Wenn auch die Lobeserhebungen, die er von seinen Zeitgenossen Weichmann und Feind erhielt, sehr übertrieben sind, so gebührt ihm doch jedenfalls der Ruhm, die Oper in würdigerer Weise aufgefaßt zu haben, als seine Vorgänger, wobei er freilich oft in Uebertreibungen aller Art verfiel. Weit tiefer stehen die Vielschreiber August Bohse (Talander), dessen Schüler, der uns schon bekannte Christian Fr. Hunold (Menantes), die wir beide später als Romanschreibor nochmals zu nennen haben, F. C. Bressand aus Durlach und Luc. v. Bostel aus Hamburg (1644—1716), die beide vorzüglich nach äußerem Effect strebten. Wie diese, schrieben auch J. U. v. König, Joach. Beccau, Rector in Neumünster, und Barthold Feind für die Hamburger Bühne; es verdient aber nur dieser nähere Berücksichtigung, der überhaupt ein sehr merkwürdiger Mann war *) und sich durch Kenntnisse, Erfahrung, Geschmack und Tiefe des Geistes auszeichnete. Seine fünf Opern, darunter „Masagniello", in welchen auch italienische Arien eingemischt sind, zeigen ein überlegtes Bestreben, in Anlage und Ausführung den ihm vorschwebenden Gesetzen der Kunst zu genügen, und wenn er darin auch nicht immer glücklich ist, so finden sich doch im Einzelnen häufig gute und kräftige Gedanken, besonders in den Arien, die zudem nicht ohne Wohllaut sind. Wichtiger als seine Opern und seine übrigen Gedichte (Zusammen Stade 1708) ist die Vorrede „Von dem Temperament und Gemüthsbeschaffenheit eines Poeten und Gedancken von der Opera", welche höchst interessant ist, und nicht bloß von physiologischen und psychologischen Einsichten, sondern auch von Scharfsinn, von Welt- und Menschenkenntniß, so wie von großer Belesenheit, namentlich in der schönen Literatur der Alten und Neueren zeugt. Sein Urtheil über die deutschen Dichter seiner und der unmittelbar vorhergehenden Zeit ist gut und begründet, wobei man freilich den damaligen Zustand der Literatur und der Kritik nicht übersehen darf. Wie er übrigens in seinen eigenen Dichtungen weni-

*) Er war im J. 1678 zu Hamburg geboren, wo er sich auch nach vollendeten Universitätsjahren eine Zeitlang aufhielt, aber durch einige satyrische Schriften in Verwickelungen gerieth, in Folge deren dieselben öffentlich durch Henkershand verbrannt wurden. Nachdem er hierauf Italien und Frankreich bereist hatte, trat er in schwedische Dienste, wurde aber, weil er gegen die dänische Regierung geschrieben hatte, bei einem Besuch in Schleswig (1717) verhaftet und bis zu seinem Tode (1721) in Rendsburg gefangen gehalten.

ger Dichtergabe, als kernhaften, gedankenreichen Geist zeigt, so zieht ihn auch bei den andern Dichtern mehr der Gedanke, als die poetische Erfindung und Darstellung an. Wir haben im Verlaufe der Darstellung schon einige Mal Gelegenheit gehabt, von seinen Ansichten über die Kunst zu sprechen; wir wollen hier nur noch erwähnen, daß er ein Gegner der lustigen Person in den Dramen war, die er aber durch komische Scenen zu ersetzen suchte, und daß er, tiefer eingehend, als Gottsched, sich gegen die beschränkten und beengenden dramatischen Gesetze der Franzosen auf das Entschiedenste erklärte, namentlich dagegen, daß dieselben in der Tragödie die wichtigsten Begebenheiten nur erzählen und nicht vor den Augen des Zuschauers darstellen lassen, was für die Entwickelung des deutschen Dramas von bedeutsamen Folgen gewesen wäre, wenn man es beherzigt hätte.

Waren die einfacheren Singspiele der früheren Zeit von den Fürsten und ihren Umgebungen selbst aufgeführt worden, so konnte dies bei der in jeder Beziehung zusammengesetzteren Oper nicht mehr Statt finden; da die Lust an eigener Bethätigung bei Gesellschaften und Festen aber nicht verschwand und die Aufführung der Opern zudem mit solchen großen Kosten verbunden war, daß sie nur in längeren Zwischenräumen wiederholt werden konnten*), so wurden mit der Zeit wieder einfachere Darstellungen eingeführt, welche man **Wirthschaften** nannte und die besonders an den Höfen von Wien und Berlin beliebt waren. Sie bestanden in festlichen Aufzügen, bei welchen die Theilnehmer mythologische, historische oder allegorische Personen, Nationen, Stände und Gewerbe in glänzenden Costümen, aber meistens ohne Gesichtsmaske darstellten, und gewöhnlich Verse hersagten, welche von den Hofdichtern dazu abgefaßt wurden. Wenn die hohen Personen es liebten, bei diesen Gelegenheiten von ihrer Höhe herabzusteigen und sich in gewöhnliche Menschenkinder zu verwandeln oder wenigstens umzukleiden, so muß man gestehen, daß es ihnen mit Hülfe ihrer Hofdichter vortrefflich gelang, denn was der Hanswurst der Haupt- und Staatsactionen an Possen, besonders aber an schlüpfrigen und geradezu unzüchtigen Reden darbot, das findet man auch in den Wirthschaften, und nicht einmal mit feineren Wendungen wieder. Als Verfasser solcher Wirthschaften sind vorzüglich die Hofdichter v. **Canitz**, v. **Besser** („Der Scheerenschleifer") und v. **König** zu nennen.

Es mußten schon im Verlauf der Darstellung einzelne Andeutungen über das Theaterwesen während des Zeitraums gegeben werden; wir haben noch Einiges hinzuzufügen. Im Allgemeinen verhielt es sich damit am Anfang der vorliegenden Periode wie am Ende der vorigen; d. h. es waren nur an wenigen Orten wirkliche Theater und so gab es der Schauspieler von Beruf auch nur wenige. Allmählich gestaltete sich aber Alles ganz anders; es wurden immer mehr neue Theater erbaut, so daß gegen den Anfang des 18. Jahrh. wohl nur wenige größere Residenzen ohne Theater waren, und auch die andern bedeutenderen und reicheren Städte solche hatten. Nach Feinds Bemerkung (Vorrede S. 89) hatte zu seiner Zeit Leipzig das pauvreste, Hamburg das weitläuffigste, Braunschweig das vollkommenste und Hannover das schönste. Eben so vermehrten sich die Schauspielertruppen von Jahr zu Jahr. Anfangs wurden die meisten Dramen noch von Schülern, Studenten oder Bürgern, und an den Höfen von den Fürsten und ihren nächsten Umgebungen aufgeführt. Zwar bestehen theatralische Aufführungen an den Schulen durch Schüler noch lange fort, allein es treten dieselben doch immer mehr zurück und erhalten einen immer mehr beschränkten Charakter, namentlich im protestantischen Deutschland, während sie sich freilich in den katholischen Ländern bis zur Aufhebung des Jesuitenordens fortwährend in steigender Blüthe erhalten. Die früheren wandernden Schauspielertruppen hatten sich, wie leicht denkbar, während des Kriegs ganz verloren, und erst nach dem Frieden kommen deren wieder zum Vorschein. Zuerst mögen dieselben freilich vorzugsweise oder ausschließlich aus Abenteurern und wirklichem Gesindel bestanden haben, später schlossen sich immer häufiger verdorbene Studenten an dieselben an*); aber so roh das Universitätsleben damals auch war, so brachten diese doch eine gewisse geistige und ästhetische Bildung mit, welche nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der theatralischen Kunst bleiben konnte. Ob **Joh. Veltheim** aus Leipzig zu denen gehörte, welche, durch eigene Verschuldung oder auch wohl durch äußere unglückliche Umstände aus ihrer Laufbahn gerissen, ihre Zuflucht zum Theater nahmen, wissen wir nicht; dies ist aber sicher, daß er als Jüngling die Universität seiner Vaterstadt besuchte und später die Wissenschaften mit dem Berufe des Schauspielers vertauschte. Er gründete mit der Zeit, meistens aus Studenten, eine eigene Gesellschaft, welche bald alle übrigen überstrahlte, und sich sowohl durch anständiges Benehmen, was damals allerdings eine seltene und auffallende Erscheinung war, als durch ihre künstlerischen Leistungen auszeichnete, was ohne Zweifel nur seiner tüchtigen Persönlichkeit zu verdanken war, denn Veltheim war, nach Allem zu schließen, ein kenntnißreicher und wahrhaft gebildeter Mann, dem die Kunst am Herzen lag, wie er denn auch das Repertorium der deutschen Bühne durch Aufführung französischer und anderer Stücke bereicherte, und auch Molière'sche Lustspiele übersetzte. Dabei blieb er jedoch dem volksthümlichen Wesen des Dramas getreu und namentlich hielt er am Liebling des Publicums, dem fröhlichen Hanswurste, fest, den er mit großem Geschick auch in solche Stücke einfügte, in denen er an sich nicht vorkam. Nach seinem Tode (wahrscheinlich 1704) leitete seine Wittwe noch eine Zeitlang die von ihm herangebildete Gesellschaft, aber freilich ohne ihn zu ersetzen, und so löste sie sich endlich vollständig auf, nachdem sie viele Jahre hindurch viele Städte, namentlich im nördlichen Deutschland, mit früher unbekanntem Kunstgenuß erfreut hatte. Von den Schauspielern, die sich unter Veltheim ausgebildet hatten, erwarb sich vor Allen **Jos. Ant. Stranitzky** aus Schlesien großen Ruf. Als er die Veltheimsche Gesellschaft verließ, wendete er

*) „Unter Karl VI. wurden, nach Keyßler, am Wiener Hofe nur zwei Opern jährlich, aber jede mit einem Aufwande von 60,000 Gulden gegeben". Gervinus.

*) Die Frauenrollen wurden lange, ja bis gegen das Ende des 17. Jahrh., von Männern gespielt, wenigstens muß es nach einer Stelle in Paullini's „Erbaulicher Lust", welche 1695 erschien, noch in diesem Jahre allgemeiner Gebrauch gewesen sein. „Bey solchen Schau-Spielen müssen Männer in Weibs-Kleidern sich vorstellen, was dem HErrn ein Greuel ist" (I, 698).

sich nach Wien, wo er eine eigene Gesellschaft gründete. Er erwarb sich durch sein komisches Talent bald großen Beifall, und führte, was übrigens schon Veltheim versucht hatte, das Extemporiren ganzer Scenen ein, so wie er die eigentliche Posse begründete, welche sich, wenn auch in mancherlei Umgestaltungen, bis auf den heutigen Tag in Wien erhalten hat. Mit Ausnahme dieser und einiger wenigen andern Truppen waren die übrigen meistens in jeder Beziehung erbärmlich und das höchst unsittliche Leben, welches die herumwandernden Komödianten führten, erregte solchen Anstoß, daß man den Umgang mit Schauspielern immer entschiedener floh. Dazu kam, daß auch die Geistlichkeit ihre Stimme gegen die theatralischen Aufführungen erhob, dieselben als gotteslästerlich darstellte, die Schauspieler für verdammt erklärte, ihnen sogar den Genuß des Abendmahls verweigerte, und verschiedene Versuche machte, Verbote gegen die dramatischen Vorstellungen zu erwirken, was ihnen freilich nicht gelang, da weder die Fürsten, noch das Volk ihre Lieblingsbelustigung entbehren wollten. Aber wenn man auch fortfuhr, das Theater zu besuchen, und die Schaulust sogar von Tag zu Tag zunahm, so wurden die Schauspieler doch allgemein als verächtliche, von Gott verabscheute Menschen angesehen, mit denen kein rechtlicher und in bürgerlichen Ehren stehender Mann Umgang pflegen dürfe, was natürlich unter denselben eine noch größere Entartung herbeiführte.

Andreas Gryphius.



Opitz hat allerdings durch seine schon erwähnten Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen (S. 380) den Weg vorgezeichnet, den die dramatische Literatur nehmen sollte, aber A. Gryphius war der erste, der diesen in eigenen Schöpfungen betrat, und in so fern kann er der Vater, wenn auch nicht, wie früher allgemein gesagt wurde, des deutschen Dramas, doch jedenfalls der gelehrten Behandlung desselben genannt werden. Früh schon wendete er sich der dramatischen Poesie zu; er schrieb als fünfzehnjähriger Knabe ein Trauerspiel, den „Kindesmörder Herodes", der zwar 1634 gedruckt wurde, aber gänzlich verloren gegangen zu sein scheint; und als er in Leiden über dramatische Poesie Vorlesungen hielt (S. 270), that er dies sicherlich nicht ohne bestimmte Rücksicht auf seine eigenen Arbeiten, die ihn schon damals beschäftigten. Gryphius hat Trauerspiele und Lustspiele geschrieben, in beiden aber ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen befolgt, so daß dieselben in der Betrachtung ganz auseinander gehalten werden müssen, und wir beginnen daher mit der Darstellung seines Wesens und Charakters als tragischer Dichter.

Wie Opitz, nahm auch er die Alten, insbesondere den Römer Seneca zum Muster; doch blieben die Holländer nicht ohne großen Einfluß auf ihn, und namentlich war es Vondel, der sein Vorbild wurde, von welchem er auch ein Trauerspiel „die Gibeoniter" und zwar wahrscheinlich noch während seines Aufenthalts in Leiden übersetzte. Wir müssen diese Anlehnung an Seneca und die Holländer um so mehr bedauern, als aus derselben alle Fehler hervorgegangen sind, welche sich in seinen Trauerspielen finden, während alles Tüchtige in ihnen sein unbestrittenes Eigenthum ist. Dadurch, daß er, wie jene, die Zeit der Handlung auf 24 Stunden beschränkte, sah er sich gezwungen, die Handlung selbst auf die kleinste Zahl von Vorgängen zurückzuführen, und nicht bloß die vorangehenden Verhältnisse, sondern auch einen großen Theil der die eigentliche Handlung bildenden Begebenheiten durch Erzählungen zur Kenntniß des Zuhörers zu bringen. Ist aber dadurch eine kunstmäßige Exposition unmöglich gemacht, so ist eine durch den Gegensatz der Vorgänge herbeigeführte Verwickelung noch weniger möglich; in den mittleren Acten (Gryphius nennt sie Abhandlungen) kann sich daher die Handlung nicht weiter bewegen, weil alle oder doch die meisten Begebenheiten, die darin hätten entwickelt werden sollen, schon in dem ersten erzählenden Acte mitgetheilt worden sind. Um diese Lücken auszufüllen, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als der, welchen er auch bei seinen Vorbildern fand, nämlich sich in breiten Betrachtungen über die Verhältnisse zu ergehen, und diese bald in Monologen, die er überhaupt sehr liebte, bald in Gesprächen zwischen den verschiedenen Personen des Dramas zu ergehen. Je länger diese Betrachtungen sind, desto mehr müssen sie sich in allgemeine Phrasen verlieren, so daß sie meistens nicht mehr als Gedanken der handelnden Personen, sondern als Reflexionen des Dichters erscheinen. Wie schädlich dies auf die Zeichnung der Charaktere wirken muß, leuchtet von selbst ein, da auf diese Weise alle Individualität verloren gehen muß. So tritt an die Stelle dramatischer Entwickelung rhetorische Darstellung, die der Dichter durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu heben und zugleich zu verbergen sucht, namentlich durch Häu-

fung von Schilderungen, von Gleichnissen, durch gewaltige und sentenzenreiche Sprache. Im letzten Act soll nun auf einmal aller dramatische Effect vereinigt erscheinen; aber es wird derselbe vorzüglich durch Häufung alles Gräßlichen und Schrecklichen hervorgebracht, den die Phantasie des Dichters erfinden kann, und worin er sein Vorbild Seneca nur zu getreu nachahmt. In dem Vorhergehenden liegt schon ausgesprochen, daß Gryphius die Charaktere nicht zu zeichnen versteht; seine Personen sind zu allgemein gehalten, es spricht sich in ihnen weder die Eigenthümlichkeit der Zeit aus, in welcher sie leben, noch des Volks, dem sie angehören, noch endlich eine besondere Individualität, oder, wenn er doch darnach ringt, so sucht er es durch Uebertreibung in der Charakteristik zu erreichen, ein Fehler, der sich auch in seinen Lustspielen nicht verkennen läßt. Meistens beschränkt er sich aber in Charakteristik auf Anhäufung einzelner Züge, die ihm seine reiche Belesenheit an die Hand gibt. Eben so wenig versteht er, die dargestellten Begebenheiten zu motiviren; selten erscheint die Katastrophe als nothwendige Folge der ihr vorangehenden Ereignisse, und wenn er auch, wie z. B. im Carl Stuart, eine Ahnung von retardirenden Motiven hat, so weiß er sie nicht zu benutzen.

Wie Seneca hat auch Gryphius den Chor in das Trauerspiel eingeführt (er nennt ihn nach Vorgang der Holländer „Reyen"), aber er hat dessen Wesen eben so wenig verstanden, als jene; bei dem Deutschen, wie bei dem Römer steht der Chor außer allem Zusammenhang mit dem Drama; die Betrachtungen, die er in übrigens meist schönen Gesängen ausspricht, sind durchaus allgemeiner Natur und stehen mit dem Inhalt des Trauerspiels in keiner innern oder nothwendigen Beziehung. Ja es hat Gryphius die Natur des Chors noch weniger erkannt, als Seneca; denn während dieser dazu Gestalten wählt, welche für Zeit und Verhältnisse der Handlung passen, ist der deutsche Dichter in dieser Wahl meistens eben so unglücklich, als geschmacklos. Schon daß er am liebsten allegorische Personen zum Chor benutzt (die Tugenden, den Tod, die Liebe, die Jahrzeiten, die Rasereien), ist der Natur des Dramas ganz zuwider, aber daß er auch mythologische Gestalten, wie die Syrenen, bei einem Stoffe aus der Zeitgeschichte, in dem „Carl Stuart", gebraucht, zeugt von gänzlicher Verkennung der allerersten und einfachsten dramatischen Gesetze, eine Verkennung, die bei dem gelehrten Dichter nicht, wie bei Hans Sachs, ihre Entschuldigung in der naiven Auffassung hat. Auch Geister gebraucht er gern als Personen des Chors, jedenfalls mit größerem Recht, als die allegorischen oder mythologischen Figuren, da er selber an Geister und Gespenster glaubte, über welche er sogar ein eigenes Büchlein geschrieben hat. Geister und Gespenster waren für ihn wirkliche Erscheinungen, und sie haben sich daher der dramatischen Behandlung weit besser gefügt, als jene haltlosen allegorischen Wesen.

Auch in der Sprache zeigt sich Senecas Einfluß; der rhetorische Schmuck und das Unnatürliche im Ausdruck, welches vorzüglich durch das Bestreben nach einer gewaltigen und effectvollen Sprache hervorgebracht wurde, die gesuchten Bilder und Gleichnisse, alles dies sind Nachahmungen seines Vorbildes, wie er selbst darin von Lohenstein nachgeahmt und freilich überboten wurde. Bei allen Mängeln ist jedoch der ächte Dichter nicht zu verkennen und oft ist die Darstellung wirklich trefflich, und zeugt auch in ihrer Ausartung von der gewaltigen und stets schaffenden Phantasie des Dichters.

Wie in seinen lyrischen Gedichten, liegt auch in seinen Trauerspielen die Idee zum Grunde, daß alles Irdische eitel und vergänglich sei (S. 271); wie aber neben seinen eigenen Erfahrungen vorzüglich die Betrachtung des Elends, in welchem sein Vaterland schmachtete, diese Idee in ihm erzeugt und ausgebildet hatte, so gewann sie eben hiedurch in seinen Trauerspielen eine eigenthümlich ausgeprägte Form. Er stellt in ihnen nämlich nicht sowohl den Kampf der Menschen mit einem gewaltigen Schicksal dar, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", sondern vielmehr das sich selbst aufgebende, in thatenloser Geduld hinsterbende Leiden; es spricht sich in ihnen beinahe durchgehends das Verzweifeln am Sieg des Bessern und die aus der Erfahrung gewonnene Ueberzeugung aus, daß das Gute der Gewalt des Bösen unterliegen muß. Daher weht durch seine Trauerspiele ein düsterer, trüber Geist, der den Leser oder Zuschauer eher niederbeugt, als daß er ihn erhöbe, und selbst die Hinweisung auf eine bessere Zukunft kann diese Stimmung nicht besiegen, weil diese doch außer allem Zusammenhang mit dem im Drama dargestellten irdischen Leben steht.

Seine Stoffe wählt Gryphius meistens in der Geschichte vergangener Zeiten; nur im „Carl Stuart" behandelt er eine gleichzeitige Begebenheit. Dagegen findet sich kein einziges Trauerspiel, in welchem er einen nationalen Gegenstand behandelt hätte, worin er den Holländern und Franzosen seiner Zeit nachfolgt; es ist dies aber auch ein Beweis, wie sehr das nationale Bewußtsein und der Zusammenhang mit der größeren Vergangenheit des Volks selbst bei Gryphius verschwunden war, dem doch tief vaterländische Gesinnung nicht abzusprechen ist. Nur in einem Trauerspiel, „Henricus der Fromme, oder Schlacht der Christen und Tartaren vor Liegnitz", das er bis auf die Chöre und Anmerkungen vollendet hatte, das aber von seinem Sohne nicht herausgegeben wurde, und jetzt verloren gegangen ist, hat er einen Stoff behandelt, der nationale Grundlage hatte; allein es ist schon aus dem Titel, vorzüglich aber aus dem Charakter und der überwiegend religiösen Richtung des Dichters anzunehmen, daß er weniger die nationale, als die allgemein christliche Bedeutung des Stoffs wird hervorgehoben haben.

Nach dieser ausführlicheren Charakteristik seiner Trauerspiele im Allgemeinen, können wir die einzelnen Stücke in rascherer Uebersicht betrachten. Das erste ist der „Leo Arminius", den er im J. 1646 vollendete. Im ersten Acte läßt der Kaiser seinen Feldherrn Michael, dem er den Thron verdankt, der sich nun aber gegen ihn verschworen hat, gefangen nehmen; im zweiten wird Michael verhört und verurtheilt, und die Kaiserin bittet für ihn um Gnade, ohne jedoch etwas Anderes zu erreichen, als daß die Hinrichtung wegen des Christtags verschoben wird. Nun bleibt aber die Handlung stehen; der dritte und vierte Act werden mit nichtssagenden Geistererscheinungen und überflüssigen Besprechungen ausgefüllt, und im fünften Acte werden wir durch die Nachricht überrascht, daß Alles schon vorbei ist, daß die Verschworenen sich empört und den Kaiser ermordet haben, was denn Alles in breiter Erzählung berichtet

wird. Besser ist ohne Zweifel „Cardenio und Celinde“, deren Geschichte ihm in Italien erzählt worden war. Zwar ist auch hier des Dichters Schwäche in der dramatischen Composition störend, ja noch mehr, als in andern Stücken, weil er reicheren Stoff hatte, und er denselben nicht zu benutzen verstand; zum großen Theil wurde er jedoch offenbar durch die von ihm angenommene Beschränkung der Zeit auf 24 Stunden an besserer Benutzung des Stoffes verhindert. Aber wenn auch viel zu viel bloß erzählt wird, was bei besserer Anlage hätte dramatisch entwickelt werden können, so ist darin im Ganzen doch weit mehr Handlung, als in den übrigen Stücken, auch ist eine recht gute Verwickelung bemerkbar, die sonst kaum anzutreffen ist. Cardenio, dies ist im Kurzen der Inhalt des Trauerspiels, liebt die ihm durch unwürdige List Lysanders entrissene Olympia; er will sie um jeden Preis wieder erwerben, und er schaudert selbst nicht vor dem Morde Lysanders, ihres Gatten, zurück. Zu gleicher Zeit ist Celinde in Cardenio verliebt, und will dessen Gegenliebe zuletzt durch Zaubermittel gewinnen. In diesen Gegensätzen liegt nun die Verwickelung. Als Cardenio dem Lysander auflauert, erscheint ihm ein Gespenst in Gestalt Olympias; da er es für die Geliebte hält, folgt er ihm, und so wird Lysander gerettet. Cardenio war mit dem Gespenste in einen Lustgarten gekommen; als er aber die Geliebte zu umarmen gedenkt, wird sie zu einem Todtengerippe, worauf Lysander entflieht und auf den Kirchhof gelangt, wo eben Celinde mit Zaubereien beschäftigt ist; auch diese hat sich in Folge der beschworenen Erscheinungen bekehrt (1), und nun gehen beide zu Lysander und Olympia, denen sie ihre Reue mittheilen. Bei allen Mängeln dieses Stücks halten wir es doch für das beste Trauerspiel des Dichters, der hier das Leben mehr als in andern auf sich wirken läßt und sich in einer einfacheren Darstellung bewegt, denn ob er gleich dieses für einen Nachtheil des Dramas ansieht, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, so ist es doch gerade der wesentlichste Vorzug desselben; und hätte er mehr dergleichen Stoffe behandelt und die beschränkte Form mehr überwunden, würden wir wohl die Geschichte der deutschen Tragödie bei ihm beginnen können*). Die „Catharina von Georgien“ ist durch die Häufung gräßlicher Scenen geradezu abschreckend; man kann sich kaum denken, wie der Dichter auf den Gedanken kommen konnte, die gefolterte und halbzerrissene Catharina wieder auf der Bühne erscheinen zu lassen, wo ihr der Todesstoß gegeben wird, und eben so wenig läßt sich denken, wie solches wirklich aufgeführt werden konnte. Die „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus“ schrieb der Dichter unter dem ersten Eindruck der Nachricht von der Hinrichtung Karls I. (1649) und er war so sehr von seinem Stoff erfüllt, daß er das Stück in einem Zeitraum von wenigen Tagen vollendete. Doch arbeitete er es später (1663) wieder um, und wir kennen es nur in dieser letzten Gestalt. Trotz dieser neuen Bearbeitung ist der „Carl Stuard“ doch eins der schwächsten Stücke, gewährt aber schon dadurch Interesse, daß es uns zeigt, wie sehr der Glaube an das göttliche Recht der Könige bei den Gelehrten der damaligen Zeit eingewurzelt war, denn das Ganze ist in der That nichts als eine Beweisführung dieses Rechts, wobei freilich der Dichter die Geschichte in so fern verletzt, als er auch zugleich den König als in jeder Beziehung trefflich darzustellen sucht. Auch in diesem Stücke lag der Keim zu einer ächt dramatischen Verwickelung; der General Fairfax beschließt nämlich auf die eindringliche Vorstellung seiner männlich gesinnten Gemahlin den König zu retten, aber ob sich ihm gleich verschiedene Mittel darbieten, läßt er den günstigen Augenblick vorübergehen, ohne auch nur das Geringste zu wagen, so daß alle dahingehörigen Scenen als durchaus überflüssig erscheinen, während das Ganze bei gehöriger Benutzung des Gedankens zu lebendigem Interesse hätte gesteigert werden können. So verflüchtigt sich Alles in nutzlosem Hin- und Herreden auch zwischen den andern Personen, und das Ganze entbehrt beinahe aller Handlung, was auch von dem „Sterbenden Papinian“ gilt, das, wie das letzte, so auch das schwächste seiner Trauerspiele ist. Wie die schon genannten „Gibeoniter“ (S. 387), so erwähnen wir die ebenfalls übersetzte „Felicitas“ nicht (aus dem Lateinischen des Jesuiten Caussinus), und schließen die Betrachtung seiner Trauerspiele mit der Bemerkung, daß außer den schon berührten „Herodes“ (S. 387) und „Heinrich der Fromme“ (S. 388) noch zwei andere, die er nicht ganz vollendet hatte, verloren gegangen sind, eine selbstständige Bearbeitung der „Gibeoniter“ und „Ibrahim“.

So verfehlt seine Trauerspiele sind, in denen zwar wirkliches Talent nicht verkannt werden kann, die aber bei der mangelhaften Entwickelung desselben nur mit Rücksicht auf die immer männliche und kräftige, freilich auch oft schwülstige und übertriebene Darstellung, so wie auf die Menge von guten und starken Gedanken zu loben sind; so erfreulich sind dagegen seine Lustspiele, die sowohl in der Wahl des Stoffs, als in Anlage und Ausführung gleich tüchtig sind. Wenn in seinen Trauerspielen die Charaktere verschwimmen, und sich in allen so genau gleichsehen, daß sie nur durch den Namen und die Kleidung unterschieden werden können, haben seine Personen in den Komödien ausgeprägte Eigenthümlichkeit; und bei aller Uebertreibung, die auch hier nicht fehlt und wohl sogar bis zur Carricatur gesteigert wird, dennoch innere, lebensvolle Wahrheit, so daß er offenbar Personen und Charaktere seiner Zeit geschildert hat. Auch übertreffen sie die Trauerspiele darin, daß sich in ihnen eine bestimmte Handlung fortschreitend bewegt, und endlich, was seinen Beruf zum Lustspieldichter außer allen Zweifel setzt, seine Sprache ist volksthümlich und dem heitern Spiele so ganz angemessen, daß er sich nicht scheut, bei Gelegenheit auch die derbsten Ausdrücke zu gebrauchen. So entfernt er in seinen Trauerspielen von Allem ist, was auf nähere Bekanntschaft mit dem Volk und mit der volksmäßigen Literatur schließen ließe, so viele Andeutungen sind in seinen Lustspielen*), daß er jenes und diese kannte und sich daran freute, würden wir sagen, wenn nicht die „Absurda Comica oder

*) Es haben auch zwei neuere Dichter, Achim von Arnim („Halle und Jerusalem“) und Immermann („Cardenio und Celinde“) den nämlichen Stoff nach Gryphius behandelt; sind diese Dramen aber auch äußerlich gelenker, als das des ältern Dichters, so stehen sie ihm an wahrhaft poetischer Auffassung doch gewiß nach.

*) Um nur Eines zu erwähnen, verfehlt Bullabut im „Peter Squenz“ immer den Reim, gerade wie die Bewerber um die Schultheißenstelle in den „Schildbürgern“.

Herr Peter Squenz“ eine unverkennbare Satyre auf die Dichter und Schauspieler des Volks wäre. Indem er aber die Volksschauspiele lächerlich macht, bedient er sich hiezu aller Mittel desselben, und erreicht gerade dadurch, ohne daß er sich dessen bewußt würde, weit Bedeutenderes, als in seinen Trauerspielen. Neben jenen Seiten des deutschen Lebens persiflirt er aber auch noch andere, das kleinstädtische Leben mit seiner Titelsucht und ganz besonders die Scheingelehrsamkeit gelehrter Schulmeister, denn wie die Gelehrten in pedantischer Nachahmung des Alterthums, die gebildeten Stände in der des Auslandes befangen waren, so äfften die Schulmeister und ähnliche Leute die Gelehrten nach, was diesen überaus komisch erschien, weil sie die Unzulänglichkeit dieser Nachäffung verstanden. Der Inhalt des „Peter Squenz“ ist sehr einfach; die ehrsamen Bewohner von Rumpelskirchen wollen die Durchreise des Fürsten durch ein Schauspiel verherrlichen; es wird ein solches gedichtet und vorgetragen, Dichtung und Vortrag fallen elendiglich aus, gewähren aber gerade dadurch dem Fürsten und seiner Begleitung großes Vergnügen. Die Ausführung ist voll Witz, Leben und Wahrheit und die Charaktere sind mit meisterhafter Sicherheit gezeichnet.

Von noch größerer komischen Kraft ist der „Horribilicribrifax oder der wehlende Liebhaber“, in welchem er das bramarbasirende Wesen der Söldner und überhaupt die Sitten der verschiedenen Stände nach dem 30jährigen Kriege in ihrer ganzen Ehrlosigkeit und Verdorbenheit schildert. Wir sehen in lebendig anschaulicher Darstellung, wie Treue und Glauben aus dem Leben verschwunden, wie Alles auf den Schein gerichtet ist, und Jeder nur dahin strebt, die Andern zu betrügen. Dies führt die lustigsten Verwickelungen herbei und der Dichter führt uns zugleich eine große Reihe von Charakteren vor, wie sie die Zeit hervorgebracht hatte, prahlerische, aber feige Söldner (2), Pedanten, intrigante Frauen und Mädchen, Kupplerinnen; er gibt uns das lebhafteste Bild der traurigen Sprachmengerei, die damals herrschte; der Schulmeister Sempronius spricht mehr lateinisch, als deutsch, und selbst griechische Brocken fehlen nicht; der Hauptmann Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen mischt immer italienische, und der Capitain Daradiridatumtarides Windbrecher von Tausendmord fortwährend französische Wörter und Redensarten ein (2), und der Jude Isaschar gebraucht sogar holländische und jüdische Ausdrücke. Freilich hält der Dichter auch hierin das Maß nicht, er verfällt selbst in den Fehler, den er verspottet, und es wird durch die übertriebene Anhäufung von Wörtern und ganzen Sätzen in fremden Sprachen das Ganze unverständlich, wenigstens für die Masse der Zuschauer. So gut und sinnreich jede Sentenz gewählt ist, welche Sempronius bald dem Virgil, bald dem Cicero oder andern Römern entlehnt, so komisch die Mißverständnisse sind, die aus dem Gebrauch der fremden Sprache der alten Kupplerin gegenüber entstehen, so wird die ewige Wiederholung am Ende langweilig, während die bloße Andeutung, wie in Shakspeares „lustigen Weibern“, den höchsten Effect hervorbringt. Bei alle dem ist das Lustspiel bedeutend; der Dichter beweist darin eine große Erfindungsgabe und wahrhaft dramatisches Talent, denn es ist nicht allein reich an komischen Situationen, die Schlag auf Schlag auf einander folgen, es ist auch die Anordnung derselben durchaus zweckmäßig, so daß die Wirkung stets gesteigert ist, und wo der Stoff den Dichter nicht zu Uebertreibungen verleitet, wie in den Unterredungen zwischen den beiden armen adelichen Fräulein und ihren Müttern (2), erscheint Gryphius den größten Dramatikern ebenbürtig.

Ganz anderer Natur, als die beiden eben genannten Lustspiele, ist die „Gelibte Dornrose“, die in das Singspiel „Verliebtes Gespenste“ verschlungen ist, so daß je auf einen der vier ersten Acte des Singspiels ein Aufzug des Scherzspiels folgt. Nur am Schluß vereinigen sich die „Reyen der Verliebten“ aus dem Gesangspiel und die „Reyen der Bauren“ aus dem Scherzspiel, um das Glück der Liebe zu besingen, denn das Ganze war ein Festspiel zu Ehren des Herzogs Georg von Liegnitz und seiner Braut, der Herzogin Charlotte von Bayern. Das „Verliebte Gespenst“, welches in Alexandrinern abgefaßt ist, hat keinen Werth, und wenn man auch in der Anlage einzelne gute Gedanken nicht verkennen kann, so ist dagegen die Entwickelung gewöhnlich, ja sie zeigt zum Theil offenbaren Mangel an Ueberlegung. Den vollkommensten Gegensatz bildet die „Dornrose“ dazu, und schon der Gedanke, zwei Liebesgeschichten, die eine aus den höhern Ständen, die andre aus dem Bauernstande in zwei an sich unabhängigen, aber auf die angegebene Weise durch einander geschlungenen Stücken neben einander gehen zu lassen, ist eben so neu als sinnreich. Der Dichter hat ohne Zweifel dadurch den unermeßlichen Abstand zwischen den Vornehmen und Gebildeten einerseits und den einfachen Dorfbewohnern andrerseits zeigen, er hat den Vorzug zeigen wollen, der jenen gebühre, und deshalb auch die Personen des Singspiels in der hochtrabenden Sprache seiner Trauerspiele reden lassen, während sich die Bauern des Scherzspiels der schlesischen Mundart bedienen, mit Ausnahme des Amtmanns und der Dornrose, welche „städtisch“, d. h. hochdeutsch, spricht, weil sie bei allen übrigen Vorzügen auch den der höheren Bildung vor den andern Bauern haben soll. Aber für uns ist gerade die Wirkung umgekehrt, indem wir an den schlichten, natürlichen Bauern weit mehr Vergnügen empfinden, als an jenen gezierten Wesen des Singspiels. Auch ist die „Dornrose“ nicht allein wenigstens eben so gut in der Anlage, als das „Gespenst“, sie steht in der Ausführung ohne Vergleich höher. Die Exposition ist besser, als in allen seinen Trauerspielen; sie versetzt uns nicht nur in lebendiger Weise in die Verhältnisse beim Beginne der Handlung, sie ist selbst schon ein Theil dieser Handlung und der Dichter benutzt sie mit sicherem Griff, um uns mit dem Charakter eines Theils der bedeutendsten Personen bekannt zu machen (3). Diese sind überhaupt scharf und richtig gezeichnet, nur der Amtmann Wilhelm von Hohen Sinnen ist etwas schwankend aufgefaßt, doch nicht in solcher Weise, daß sich dieses Schwanken nicht auch poetisch rechtfertigen ließe, und man daher nur größere Sicherheit der Auffassung vermißt. Dagegen sind die Bauerncharaktere vortrefflich gezeichnet, die streitsüchtigen Jockel Dreyeck und Bartel Kletzmann mit ihrem Geldstolz, der gutmüthige Gregor Kornblume, der rohe Matz Aschewedel, durch den wir auch an die Sittenlosigkeit und die Gewaltthätigkeiten des Kriegs erinnert werden, die alte Frau Salome, welche die Gemeinheit, aber auch die durchtriebene Pfiffigkeit des Bauerweibes glücklich reprä-

sentirt, während wir in der „Dornrose" die tief poetische Natur des Landmädchens erkennen. Ueberhaupt hat der Dichter an ihr die vollendetste Meisterschaft bewährt, dadurch nämlich, daß er sie schon in ihrer Sprache über alle andern Personen gehoben und ihr doch den Charakter des Landmädchens vollständig bewahrt hat. Aeußerst glücklich ist auch der Gegensatz zwischen dem Amtmann und der Dornrose; obgleich beide hochdeutsch reden, so ist ihre Sprache doch durchaus verschieden; der Amtmann spricht pedantisch, geschraubt und gesucht, bringt gern, aber ohne widerliche Uebertreibung, fremde Wörter vor, die er verunstaltet, und dabei hat seine Sprache immer die Färbung des Dialekts, wodurch seine mangelhafte, affectirte Bildung recht lebendig hervortritt, während Dornrose in durchaus reinem, aber höchst einfachem und schlichtem Hochdeutsch spricht. Solche Feinheit der Auffassung aber ist nur einem großen Dichter möglich. Wir halten die „Dornrose" für die gelungenste Arbeit des Dichters, der darin nicht nur seinen gewöhnlichen Fehler, die Uebertreibung, vermieden, sondern auch einen höchst einfachen Stoff durch die einfachsten Mittel zu wahrhaft dramatischem Leben gehoben hat; wir möchten ihr unter allen Lustspielen der Deutschen nur H. von Kleists „Zerbrochenen Krug" gleichstellen, mit welchem sie überhaupt vielfache Aehnlichkeit darbietet.

Von seinen andern Lustspielen ist eines, „die Fischer", verloren gegangen, die zwei andern sind Uebersetzungen, „der schwermende Schäfer" aus dem Französischen des jüngern Corneille, „die Säugamme" aus dem Italienischen des Hieronymus Razzi. Endlich hat er auch zwei Sing- und Festspiele gedichtet, welche aber seinen übrigen Werken in jeder Beziehung nachstehen. Die „Majuma", ein frostiges Schäferspiel, welches er zur Feier des Friedens geschrieben, ist die geschmackloseste von allen seinen Arbeiten, gelehrt und voll mythologischer Anspielungen. Den Inhalt des „Piastus", den er zu Ehren des Herzogs Christian von Liegnitz dichtete, bildet die Sage von dem Bauern Piast, der von den Fürsten seines Landes zum König von Polen erhoben wurde; er schließt mit Prophezeihungen über den Ruhm und die Fortdauer des Piastischen Stammes.

1. Aus „Cardenio und Celinde".

(IV. Abhandlung.)

Cardenio. Das Gespenst in Gestalt Olympiens.

Der Schau-Platz verwandelt sich in einen Lust-Garten.

Card. Mein Trost! wir gehn so fern und wechseln keine Worte!
Treugt mich das Auge nicht, so sind wir an dem Orte,
Den Sie bey stiller Nacht zu trauren ihr erwehlt!
Mein Engel! dessen Grimm mein reuend Hertze quält,
Ist Ihr gerechter Zorn denn nicht zu überbitten?
Ich hab, es ist nicht ohn, weit ausser Pflicht geschritten,
Mehr aus verzweiffeln, denn aus Abgunst gegen Ihr!
Sie, Göttin, Sie verzeih'! Die Seel' erstirbt in mir,
Wofern Sie, Schönste, nicht hir wil den Haß ablegen,
Den meine Schuld entsteckt. Sie lasse Sich bewegen
Der heissen Thränen-Fluß! Der sanffte Westen-Wind,
Der durch die Sträucher rauscht, beseufftzet und empfindt
Die unaußsprechlich Angst, die meine Seele drücket.
Diane, die bestürtzt und tunckel uns anblicket,
Bejammert meine Noth, und bittet, wie es scheint,
Vor disen, der für Ihr auff seinen Knien weint.
Sie gönne mir doch nur Ihr liblich Angesichte,
Das Mond und Sternen trotzt und mach' in mir zu nichte
Durch einen süssen Kuß, wo etwas allhir lebt,
Das nicht Olympen hold! Die Nacht, so umb uns schwebt,
Sey Ihr statt einer Wolck der zart-gewirckten Seiden!
Mein Engel, Sie wird ja von Ihrem Diner leiden,
Daß er, dafern ihr Haß beständig zürnen wil,
Doch nur die Hüll' abzih, und recht das blitzen fühl,
So aus den Augen stralt — — — —

Der Schau-Platz verändert sich plötzlich in eine abscheuliche Einöde, Olympie selbst in ein Todtengerippe, welches mit Pfeil und Bogen auf den Cardenio zilet.

O Himmel, ich verschwinde!

Ol. Schau an, so blitzt mein Stral, dein Lohn, die Frucht der Sünde.

Tyche (Zauberin). Celinde. Cleon (Kirchen-Bewahrer).

Der Schau-Platz stellet einen Kirchhof mit einer Kirchen vor.

Tyche. Der Mond ist ziemlich hoch, der kalte Wandel-Stern
Läst sich Nord-Ostlich sehn, das Licht ist gleich so fern,
Als uns der Abend steht, die muntern Geister lehren
Ein ihn verknüpffte Seel, indem sie schnarchen hören,
Die irrdisch sind gesinnt, biß sich der Vogel regt,
Der unserm Thun ein Zil durch seine Stimme legt.
Nunmehr ist keine Zeit, O Schönste, zu verliren,
Wo wir entschlossen sind, das Werck recht außzuführen.
Sie suche denn das Pfand der unerschöpfften Lust,
Der immer-festen Trew in Ihres Libsten Brust,
Indem ich seine Seel in jenem Thal erweiche,
Daß sie uns willig sey zum Darlehn ihrer Leiche.
Sie stell' Ihr Sorgen ein und zage ferner nicht!
Vor alles Schrecken din' Ihr diß gewehhte Licht.
Cel. Ach soll ich diser That allein mich unterfangen?
Tyche. Vmb immer-feste Lust und Ruhe zu erlangen!
Cel. Allein, in disem Ort? Tyche. Steht Cleon nicht bey Ihr?
Cl. Steht Ihr ein Vnglück vor, so widerfahr es mir!
Cel. Allein, den heilgen Ort die Stunde zu betreten!
Cl. Diß thu ich für und für, es sey, daß ich zu beten
Gesetzte Zeichen geb', es sey, daß man bedacht,
Zu fördern diß und das, worzu die stille Nacht
Vill angenehmer scheint. Cel. Diß Stück ist nie gewaget!
Tyche. Von diser mehr, denn offt, die Sie umb Rath gefraget.
Cel. Die leider mehr, denn ich, auff solchen Fall behertzt.
Tyche. Der Anfang fürchtet offt, wormit das Ende schertzt.
Cl. Was fürchten wir uns doch! es ist ein eitel Schwätzen,
Wormit man Einfalt sucht, in Traum und Wahn zu setzen,
Meynt man, daß sich ein Geist umb Bein und Grab beweg,
Daß hir sich ein Gespenst, dort ein Gesichte reg,
Vnd eifer umb sein Asch? Eröffnet nicht die Grüffte
Aegypten sonder Schew und bringt in freye Lüffte
Sein balsamirtes Fleisch, das über sie verschickt
Ein abgekränncktes Hertz im Siechbett' offt erquickt?
Entglidern nicht die Aertzt' ohn Einred und Bedencken
Vill Cörper, die man wolt in ihre Ruh einsencken,
Vmb andern darzuthun, woher die Seuch entsteh?
Wo greifft die Kunst nicht hin! Hat man der Menschen Weh
Nicht offt durch Menschen-Blutt, Fleisch, Glider und Gebeine
Vnd feistes Marck gestillt? Durch todter Niren Steine
Bricht der, der in uns wächst. Man gibt nichts neues an,
Doch sucht man hir bey Nacht, indem der Tag nicht kan
Bedecken derer Neid, die sich auff uns entzünden,
Weil wir zu aller Noth weit schneller Mittel finden,
Als ihre Kunst vermag, die so manch weites Land
Vor mehr denn Menschlich hält: Haß rührt aus Vnverstand.
Cel. Man kan ja jedes Bild mit schöner Farb anstreichen.
Tyche. Ich geh'. Ihr, fördert euch, last nicht die Zeit hinschleichen,
Die keinmal wider kömmt! Cel. Es sey gewagt! Cl. Die Thür
Ist offen; was wir thun, bleibt zwischen Ihr und mir.
Sie folg'; ich wil die Grufft des Ritters leicht entschliessen.
Cel. Wohin verfällt ein Weib, die so vil leiden müssen!

Cardenio (kommt).

Card. Ach! tödtlich Anblick! Ach! abscheulichstes Gesicht!
Ach grausamstes Gespenst! umb ringt mich noch das Licht?
Wie? oder ist der Geist bereits der Last entbunden,
Vnd hat die Frucht der Schuld, der Sünden Sold gefunden?
Wo bin ich? faul ich schon in einer finstern Grufft?
Trägt mich die Erden noch? Zih' ich noch frische Lufft
In die erschreckte Brust? Ich schaw den Himmel zittern,
Ich schaw der Sternen Heer Blutt-rothe Stralen schittern!

Wo bin ich? Ists ein Traum? heischt mich der Richter vor?
Klingt seine Rechts-Posaun durch mein erschälltes Ohr?
Wie? oder geh ich wol durch danckel grause Wege
So einsam, so allein durch ungebähnte Stege,
Wo des Gewissens Wurm stets die Verbrecher nagt,
Wo ein verdammter Geist, der von sich selbst verklagt,
Vnd durch sich überzeugt in ewig-neuem Schrecken
Sucht seine Missethat vergebens zu verstecken?
Ach Gott! der Götter Gott! geh ich noch in der Zeit?
Beschleust mich schon das Zil der langen Ewikeit?
Ich fühle ja, daß ich mit Glidern noch umbgeben!
Ists möglich, daß ich kan nach solchem Anblick leben?
Doch ja! du grosser Gott, du trägst mit mir Geduld
Vnd gönnst mir etwas Frist, die übermaste Schuld,
In die ich mich vertäufft, dir weinend abzubitten.
Ich, HErr, bin von der Bahn der Tugend abgeglitten;
Ich bins, der in dem Koth der Laster sich gewühlt,
Mehr vihisch als ein Vih, der nimmermehr gefühlt
(Wie hart du angeklopfft) dein innerlich anschreyen,
Der mehr, denn lebend, tod (ob schon du wilst befreyen)
Doch an der Sünden Joch die schwere Ketten zeucht,
Der vor dir, Heil der Welt! in sein Verderben fleucht.
Mein Vater, ich kehr' umb! ich knie vor dise Thüren,
Vor dein geweyhtes Hauß. — Was aber mag sich rühren?
Was poltern hör ich an? mir stehn die Haar empor!
Verfolgt mich diß Gespenst biß an die heilgen Thor?
Hat sich der gantze **Styx** die Nacht auff mich verbunden?
Hat sich **Cocytus** Heer in dise Stadt gefunden?
Mein Gott! ich muß von hir! halt inn! was gibst du an?
Halt inn, **Cardenio**! Ob auch ein Rauber kan
Sich an den stillen Ort bey stillem Dunckel wagen
Vnd an geweyhtes Gold die frechen Hände schlagen?
Was weiß ich, ob nicht Gott mich an den Tempel führ,
Zu retten seine Kirch? wie fein, daß ich verlir
Gelegenheit, das Schwert einmal vor Gott zu zucken,
Vnd Mördern aus der Faust den schweren Raub zu rucken!
Ist diß mein grosser Mutt? Ach nein! die Kling ist frey.
Der steh', auff den ichs wag, dem guten Vorsatz bey!
Die Thüre, wie ich fuhl, gibt nach und ist entschlossen:
Diß zeigt nichts redlichs an! die Rigel weggeschlossen!
Gewiß sind Rauber hir! Wie komm ich auff die Spur?
Dort hängt von oben ab an Gold gewürckter Schnur
Ein köstlich hell Cristall, in dem die Flamme lebet,
Die, durch ein Tacht ernährt, auf reinem Oele schwebet,
In reiches Silberwerck vor Anstoß eingesenckt.
Wie daß die Rauber nicht den schönen Schmuck gekränckt,
Der sich doch selbst entdeckt? Was kan ich hierauß schlissen?
Es geh nun, wie es geh, so muß ichs dennoch wissen!
Worumb entzünd ich nicht die Kertze vom Altar
Bey diser Ampel Glantz und suche, wo die Schar
Sich zu verbergen sucht? Hir ist noch nichts entwendet;
Doch haben sie villeicht das Stück nicht recht vollendet.
Was aber find ich hir? Wie? Ein entseelte Leich,
Gelehnt an dise Maur, von Fäule blau und bleich?
Verstelltes Todten-Bild! weit eingekrümpffte Lippen!
Was sind wir Arme doch? Sobald man an den Klippen
Des Todes scheitern muß, verschwindet die Gestalt,
Die vorhin frische Haut wird vor dem Alter alt,
Vnd Stanck vnd Staub und nichts! Was aber hir zu sagen?
Ob nicht der Görper wol aus seiner Grufft getragen,
Indem man Särg erbricht und mit erhitztem Mutt
Durchstanckert Asch und Bein, umb das verfluchte Gutt?
Wer rennt der Thüren zu, so lang, so schwartz bekleidet?
Halt-an! — Er ist dahin! Der frembde Fall beneidet
Die nie erschreckte Faust! Doch einer wird allein
Zu disem Kirchen-Raub nicht außgerüstet seyn?
Vnd recht! Dort stralt ein Licht aus dem entdeckten Grabe!
Wol, daß ich in dem Nest das Wild ergriffen habe!
Was habt ihr Mörder vor? **Cel.** Weh! weh mir! ich bin todt!
Card. O Gott! was find ich? **Cel.** Ach! ich sterb in höchster Noth!
Card. Ist diß **Celinde**? Wil mich ein Gespenst erschrecken?
Cel. Wil mich **Cardenio** aus diser Grufft erwecken?
Card. **Celinde**! schau ich Sie? **Cel.** Schickt Ihn der Himmel mir?
Card. Zu Ihr in dise Grufft! **Cel.** Mein Herr, ich sterb allhir!
Card. Ists möglich, daß ich Sie, **Celind'**, allhir soll schauen?
Cel. Er schau't mich hir verteufft in unerhörtes Grauen.
Card. Wer führt Sie in ein Grab? **Cel.** Verzweiffeln, Herr, und Er!
Card. O grauses Wunderwerck! **Cel.** Mir leider vil zu schwer!
Wofern Sein Haß auff mich noch, wie vorhin, erbittert,
So schaw Er auff ein Hertz, das in der Angst erzittert,
In die es sich gestürtzt, mein Herr, umb ihn allein,
Vnd stosse seinen Stahl, zu enden dise Pein,
Durch die entblöste Brust! Dafern Er mit mir Armen
Mitleiden tragen mag, so woll' Er sich erbarmen
Vnd führe mich von hir! **Card.** Ists? oder ists ein Schein?
Soll Sie **Celinde** denn in lauter Warheit seyn?
Nein, das Gespenst, das durch **Olympen** mich gefället,
Hat in **Celinden** sich den Augenblick verstellet,
Vnd läst, wofern ich sie mit einer Hand berühr,
Ein schändlich Todten-Bild, gleich als vorhin, für mir.
Cel. Er rette, wo er kan, Er rette mich Betrübte,
Er rette dises Hertz, das Ihn so hertzlich libte!
Card. Sie steige zu mir auff! **Cel.** Es hält mich etwas an,
Doch schaw ich nichts, als Ihn! Er reiche (wo er kan)
Mir den behertzten Arm! O Gott! last uns von hinnen!
Card. **Celinde**, möcht ein Mensch so frembden Fall ersinnen?
Wie komt Sie an den Ort bey ungeheurer Nacht?
Cel. Mein Herr, Er forsche nicht! Wenn ich von hir gebracht,
Will ich mein Elend Ihm ohn Vmbschweiff glatt außlegen.
Mein Herr, von hir! **Card.** Schau ich den Todten sich bewegen?
Er eilt dem Grabe zu, die Glider zittern mir,
Die Schenckel sind erstarrt! **Cel.** Mein Herr, mein Hertz, von hir!

Das Gespenst des Ritters.

Des Höchsten unerforschliches Gerichte,
Schreckt eure Schuld durch dises Traur-Gesichte,
Die ihr mehr todt, denn ich! O selig ist der Geist,
Dem eine Todten Grufft den Weg zum Leben weist!

2. Aus „Horribilicribrifax" (I. Auffzug 2. Scene).

Antonia (Mutter der) **Selene** (eine hochmüttige, doch arme Adeliche Jungfrau).

Ant. Liebes Kind, es ist nicht ohn, ich bin deine Mutter, und wolte bey dir thun, was einer ehrliebenden Frauen und Mutter zustehet; Du bleibest aber auff deinem Kopff, und wilst gutem Rathe nicht folgen. Du weissest, unsere Mittel sind in dem Kriege zerronnen, wir stecken in Schulden, und so es entdeckt wird, verlieren wir unser übriges **Credit**. Die Kleider, Perlen und Geschmeide, in welchen du herein gehest, gehören meiner Schwester, welche sie eher wird abzufordern wissen, als uns vielleicht lieb seyn möchte. Du weissest, daß wir über zwey gantze Hembde nicht in unserm Vermögen haben. Wer dich von oben besiehet, solte wol meinen, wir hätten den gantzen Spitze Kram von Brüssel erb-eigen. Wer aber etwas genauer auff uns acht giebet, wird wol erkennen, daß nicht alles Gold, was gleisset. Du bist nicht die jüngste: unter den Schönsten wird man dich nicht verlieren, und ich weis auffs beste, was hin und wider an dir zu meistern. Auff Fürsten darffst du nicht hoffen, das Küh- und Schaaff-Fleisch gilt itzt schier mehr, als Jungfern-Fleisch. Drumb sihe vor dich, und hilff dir und mir durch eine glückliche Wahl.

Sel. Frau Mutter, wol bedacht, hat Niemand Schaden bracht. Ich muß mit dem Manne leben, nicht Ihr. Es ist bald genommen, aber nicht so leicht, davon zu kommen.

Ant. Was mangelt **Possidonio**? Er ist reich, von hohem Ansehen, im blühenden Alter, hat vornehme Freunde, stehet wol zu Hofe und liebet dich von gantzer Seele.

Sel. Ha, Frau Mutter, solt ich meine Zeit mit dem wunderlichen Kopffe zubringen? lieber hettet ihr mich in dem ersten Bade ertrenckt.

Ant. Man wird dir mahlen müssen, was dir tügen solle. **Cleander**, der vor dich begehret, da er in geringerm Stande, wil dich ietzt nicht, da er gestiegen, durch einen zubrochenen Zaun ansehen. Was werden wir an **Palladio** zu tadeln haben? Du siehest, wie dessen Glücke zu blühen beginnet.

Sel. Wol, Frau Mutter! weil es blühet, so mag es

reiff werden! Gelehrte: Verkehrte. Ein Gebündlein Bücher und ein Packetlin Kinder ist ihre gantze Verlassenschaft. Was kan eine Dame von Qvalität vor contentament haben bey einem solchen Menschen? Des Morgens umb vier, oder auch eher, aus dem Bette und unter die Bücher, von dannen auf den Hoff, in die Kirche oder zu den Krancken. Sie traumen an der Taffel oder belegen die Teller wol gar mit Brieffen. Den gantzen Tag steckt ihnen der Kopff voll Mäusenester, und (was der Teuffel gar ist) wenn sie umb 12 Uhr widerumb zu Bette kommen, so schlagen sie sich mit tollen gedancken, machen Verse oder schicken die fünff Sinne gar in Ost Indien. Unsere alte wasche Magd, die schwartze Dorabelle, welche lange bey einem Königlichen Rath in Diensten gewesen, hat mich mit Eyd und Thränen versichert, daß eine Bauer-Greta viel besser sich auf den Strosack befinde, als des gelehrtesten Mannes Frau auff Schwanen Federn.

Ant. Sie sind nicht alle solche Träumer. Unsere Schwägerin, Frau Sulpitia, hat sich noch niemals beklagt; sie hat die Kasten voll, das Hauß beschicket, die Schüttboden versehen, die Keller sonder Mangel, die Küchen stets leuchtend; dahergegen Frau Gertrud, die den reichen Wucherer geheyrathet, hunger stirbt und mehr Maul Taschen als Kramets Vogel von ihren Mann aufffressen muß.

Sel. Dem sey so! ich wil vor mich von keinem Gelehrten wissen. Ein Land-Juncker stünde mir besser an.

Ant. Der seine Hunde lieber siehet, und die grosse Vieh Magd öffter küsset, als sein redlich Weib. Ich weis, daß dir das Maul nach dem Narrenfresser, dem Auffschneider, Capitain Lügner von der Bernhäuterey stincke.

Sel. Warumb, Frau Mutter, daß sie den redlichen Cavalier verkleinert? Ich sehe nicht, warumb ich ihm nicht günstig seyn solle: er vermag bey 30000 contenten, weis seine Person zu præsentiren, ist bey vornehmen Leuten berühmt und beliebet. Er — — —

Ant. Er hat dir vielleicht Brieff und Siegel über sein Vermögen gegeben?

Sel. Was solt er vor ursach haben, ein mehrers von sich außzugeben, als sich in der That befinden möchte?

Ant. Wer auf der Buler vorgebenes Reichthum trauet, befindet sich in dem Ehestande mit leeren Händen.

Sel. Nechst als er uns in den Garten tractiret, war ja der gantze Tisch mit Gold und Silber besetzet. Er streuete Ducaten aus, als wärens Stroh-Thaler. Die Diamantene Huttschnur und das Gehencke sind allein ein zehn oder zwölfftausend Reichsthaler werth.

Ant. Tochter, Tochter! ich sehe dein Verderben vor Augen.

Sel. Frau Mutter! könnet ihr mir nicht helffen, so hindert mich auffs wenigste nicht an meinem Glück. Ihr werdet anderwerts erfahren müssen, was euch nicht lieb ist.

Ant. Wehe den Eltern, die ihre Töchterlin zu sehr in der Jugend verzärteln!

Sel. Wehe den Töchtern, die nicht selber ihr bestes suchen, und es auff der wunderlichen Mutter Vorsorge ankommen lassen! (**Beide ab.**)

(3. Scene). Flaccilla (Mutter der) Sophia (Eine keusche, doch arme Adeliche Jungfrau).

Flac. Ach, mein Kind! wenn ich dich entweder nie gebohren hette, oder wenn du in meiner Schooß gestorben werest, wie vielem Hertzleid weren wir beyde zeitlich entkommen! Was nützet, aus hohem Geschlecht entsprossen seyn, wenn man nicht nur den Stand nicht führen, sondern auch das Leben nicht erhalten kan?

So. Frau Mutter, es gehe so harte zu, als es wolle, man bleibet dennoch nicht von GOtt verlassen.

Flac. Was wollen wir anfangen? womit wollen wir uns erhalten? alle Mittel sind hinweg! Dein Mannbares Alter erfordert einen Bräutigam, der Mangel aller Hülffe schneidet dir alle Hoffnung ab, deine Tugenden sind an diesem Orte ungangbare Müntze. Die grossen Versprechungen, dich zu befördern, werden zu Wasser: der Princessin, die dich in ihren Hoff vor diesem anzunehmen gesinnet, ist bereits eine andere auffgedrungen.

So. GOtt sorget dennoch für uns, und hat mehr als ein Mittel, die Seinigen zu erhalten.

Flac. Diese Worte füllen den Magen nicht, und tügen weder zu sieden noch zu braten. Wenn du jenem Edelmann werest etwas besser an die Hand gegangen, oder noch gehen woltest, es stünde beqvemer umb mich und dich.

So. Ha, Frau Mutter, lieber das Leben verlohren, als die Ehre! lieber Hunger gestorben, als die Keuschheit hindan gesetzt!

Flac. Man muß aus der Noth eine Tugend machen. Solche große Worte stehen reichen Damen, nicht verlassenen Kindern, an. Wir haben zwey Tage sonder Kirchen Gebot gefastet, und wissen noch heute weder Brodt noch Zugemüse. Wir haben nichts zu verkauffen, nichts zu versetzen, haben beyde kein gutes Kleid, und alles, was du an dem Leibe trägest, ist mit Nadeln zusammen gestecket, als die Schindeln auff einem Kirchen Dache mit den Nägeln. Wo du an den Wind kommest, so wehet er dir alle Flecke von der Haut. Was Rath bey diesem Zustand?

So. Ach meine Mutter! warumb mir nicht eher ein Messer durch die Brüste gestecket, als mich ermahnet, von der Tugend abzusetzen? Ist kein ander Mittel zu leben, so lasset uns dienen! Dünckt euch biß in diesem Ort zu schändlich, so lasset uns einen unbekandten suchen!

Flac. Fleug Vogel sonder Federn! Wo wollen wir uns hinmachen sonder Zehrung? Werden wir sobald für Mägde angenommen werden, wenn wir uns nur anmelden? Wer wird nicht dein Gesicht in Verdacht ziehen, und genau nach unserm Zustand forschen? Ich weis wol, mein Kind, daß ich wider GOtt und Stand und dich thue, indem ich auff solche Gedancken gerathe; aber der, dem das Wasser biß an die Lippen laufft, muß lernen schwimmen. Hetten wir indessen nur auff einen oder zwey Tage Vorrath, so könnten wir versuchen, ob und wie deinem Vorgeben nachzukommen.

So. Wir haben nichts, als uns selbst, zu versetzen oder zu verkauffen.

Flac. Auff dieses Pfand pflegt niemand nichts zu leihen, es verstehet sich zu geschwinde.

So. Wolan, ich habe noch etwas, das ich ausser meiner Ehre wagen kan.

Flac. Du hast vielleicht einen verborgenen Schatz gefunden, wie die Goldmacher, die in höchster Armuth von viel Tonnen Goldes zu reden wissen?

So. Der Schatz ist offenbahr, ob er wol nicht viel werth. Schneidet mir diese Haare von dem Haupt, und verkauffet sie irgend einer Hoff Damen.

Flac. Der Gewinn von dieser Kauffmanschafft wird so groß nicht seyn.

So. Geringe Handels Leute müssen nicht gar zu grossen Gewinn hoffen. Löset mir die Flechten auff! Lasset uns hinein, denn die Noth leidet keinen Auffschub. (**Beide ab.**)

(V. Aufzug. 9. Scene.) Daradidatumtarides. Horribilicribrifax.

Hor. Und wenn du mir biß in den Himmel entwichest, und schon auff dem Lincken Fus des grossen Beeren sessest, so wolte ich dich doch mit dem rechten Sporn-leder erwischen und mit zweyen Fingern in den Berg Aetna werffen.

Dar. Gardez vous, Follastreau! meinest du, daß ich vor dir gewichen? und wenn du des grossen Carols Bruder, der grosse Roland selbst, und mehr Thaten verrichtet hättest, als Scanderbeck, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen werest, soltest du mir doch keine Furcht einjagen.

Hor. Ich? ich wil dir keine Furcht einjagen, sondern dich in zwey und siebentzigmal hundert tausend Stücke zersplittern, daß du in einer See von deinem eigenen

Blute ersticken sollest. Io ho vinto l'inferno e tutti i Diavoli.

Dar. Ich will mehr Stücker von dir hauen, als Sternen ietzund an dem Himmel stehen, und will dich also tractiren, daß das Blut von dir flüssen soll, biß die eberste Spitze des Kirchturnes darinnen versuncken.

Hor. Per non lasciar piu oltre passar qvesta superba arroganza, will ich die gantze Belägerung von Troja mit dir spielen.

Dar. Vnd ich die Zerstörung von Constantinopel.

Hor. Io spiro morte e furore! Doch lasse ich dir noch so viel Zeit, befiehl deine Seele und bete ein Vater unser!

Dar. Sprich einen Englischen Gruß, und damit stirb!

Hor. Du wirst zum wenigsten die reputation in deinem Tode haben, daß du von dessen unüberwindlichen Faust gestorben, der den König in Schweden niedergeschossen.

Dar. Tröste dich mit dem, daß du durch dessen Hand hingerichtet wirst, der dem Tylli und Pappenheim den Rest gegeben.

Hor. So hab ich mein Schwerd außgezogen, in der Schlacht vor Lützen.

Dar. Morbieu, me voyla en colere! mort de ma vie! je suis fasché, par ma foy! So hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treffen vor Nerglingen.

Hor. Eine solche positur machte ich in der letzten Niederlage vor Leipzig.

Dar. So lieff ich in dem Waal Graben, als man Glogau hat einbekommen.

Hor. Ha! ha! Ist Er nicht qvesto capitaino, mit dem ich Kugeln wechselte bey der Gula?

Dar. O! ist Er nicht der junge Signeur, mit dem ich Brüderschafft machte zu Schlichtigheim?

Hor. Ha, mon signeur, mon Frére!

Dar. Ha, Fratello mio illustrissimo!

Hor. Behüte GOtt, welch ein Vnglück hätte bald geschehen sollen!

Dar. Welch ein Blutvergiessen! Massacre et strage, wenn wir einander nicht erkennet hätten!

Hor. Magnifici et Cortesi Heroi können leicht unwissend zusammen gerathen.

Dar. Les beaux Esprits lernen einander durch dergleichen recontre erkennen.

3. Aus der „Gelibten Dornrose" (I. Aufzug).

Greger Kornblume (verliebt in Dornrosen), Bartel Klotzmann (Kornbl. Vetter) bringet einen Hahn unter dem Arme mit sich, welchem der Fuß entzwey geschmissen.

Bart. Ja es gleebts ke Mensch ufm lichten breiten Gots Boden, wus das für a Kroitze iß, wen me en sulchen leechtfertigen Ihrvargaffenen Nookber hott.

Greg. O siß Klotzmann, mey Vetter! Ha wird wider uff Durnruses Nanne*) rasen. Ich will a bisseln hie hinger da Boom traten unde hüren, wasse draus warden wird.

Bart. O mey Haan! O mey Haan! O du armer Haan, siß key Haan in dam gantze Fürstenthum, dar dam Hahne die woge halt.

Jockeldreyecke (Dornrosen Vater) kommet von der andern Seiten und träget einen mit sidendem Wasser verbrandten Hund.

Jockel. Hulß der hänger! Iche kans nimme leiden, ha macht mer dar Pussen de länge ze vill. Ich steche noch e mohl e Messer in Bauch, dos em der dräck zur Wunde raus fährt!

Greg. Nu saht, wos der Teufel kon! Da brenget e Durnrusens Voter och har. Wu se nu enander begähnen, se wirds an gihn.

Jockel. Meine arme Lusche! O du arme Lusche! Se han dich verbrand, äse wenn de e Puleweesser werst.

Bart. O mey armer Haan! dan Schaden verwingest du unde iche nimmer mir!

Jockel. Du arme Lusche! hett ich doch garne weln behandeln unde bezahlen, was de gefrassen hust, wenn dich die heellusen Leute nich su getribeliret hetten. Nu ich schwere, se hans nicht dihre, oder wull mir gethan.

Bart. O du armer Han! Ich schwere, ich will nich ruhn, biß ich Jockels Cuntzens Been wider e zwie geschlain ha.

Jockel. Ich schwere! Ich will mäy Häytt nich sanffte leen, biß ich Bartels Gritte wider da Kupff verbrüht ha, das er de Wulle stüben soll.

Bart. War raset do fürne?

Jockel. War macht sich dorte hingen so breet?

Bart. O siß Jockel salber!

Jockel. Do kümt Bartel! Wos gilts, wir weln mit enander an schneiden?

Greg. Nu warn Handel über Handel warden! Iß wird noch a Krig aus dam Dinge intstihn, der grüsser als der Tartarsche und Türckische.

Jockel. GOtt grüß ich, Nuckber, und ga ich su vill Gluck, aß ihr ward seid!

Bart. Unde euch so vill, aß er verdinet hat!

Jockel. Wu stahm? Ich dencke allezeet, ich verdine besser Glücke, assa du.

Bart. Do wees mey Haan derven ze freen! Was hat der dar arme Karle gethon, das em dey Kuntze e ß' Been e zwee geschmissen hott?

Jockel. Do soll meine Lusche druff antwertten! Se hott der erne e Hünle der traten, das se deine Grüte su zugericht hott, aß wen se der Dibs Hänger halb geschungen hätte. Ich will der gar balde de Gusche su verbrämen, das der dar Baart aussahn sol, wie menner Luschen Faal.

Bart. De darfst mer nich gar vill, se will ich der alle beede Beene in kleene drümer schlon, das de uff den bots Fingern hem krichen salst. Mey orm Haan ging in meim egene Hofe, und kreete uff seime Miste, se schmiß ihm dey Knecht Cuntze ohne Schold und Vrsach, das e schrie, asse wen a rasend worden. Sich ock, wie em der Kamp henget!

Jockel. Unde meine Lusche hatten se in deinen Hoff eingelockt, die büse Buben! Se kümt deine Vettel, de Grütte, unde schmeest er de Topp noch, daß gar krachte.

Greg. Ja su gihts! Hie zebricht me Töppe, do Krüge. S' giht ock alles über da orme mich aus.

Jockel. Wen sich meine Lusche von heeleren Dinge verbrandt hette, welde ichs nich gruß achten; de Hoore würden er yü wider wachsen.

Bart. Wen mey Hahn schlächt wäg das Been gebrochen hätte, müste ich mich och zu ruhe gahn, und welde nicht e sulch Laben machen.

Jockel. Ich schisse dir uff den Hahn! Wos iß üm en Hahn? Saht olle har! Meine Lusche, och! Se wedelte su mit em Zahle, wen ich heem kam aus der Stodt oder von Hofe. Se hüppte, se sprang, se heuchelte mer, se that, aß wenn se mich wolde wilkummen hessen. S war ock schade, dasse key deutsch reden kunde. Se biß sich mit olle Hunden im Durffe rüm. Se vertrug sich su wuhl mit e Katzen; se wachte ze nachte besser aße zahn Mußkätenier. S kunde sich nich e Meusele rern, se gabse e zeechen. O se baal su schine! Wen ihrer noch dreyzehn wern gewast, unde mey Kater hatte myte ey gestimmet, 's hette besser geklungen, aße eene kleene Vrgel, die nicht gruß ist.

Bart. O mey Hahn! e hotte müh Verstand im Gehirne, asse manch Kolender macher; e hott es Wätter su gust im Kuppe, a krete stracks, wens anders waren sulde. Key Hahn im gantzen durffe nams mit em an. S' wor ock anne Lust, wen e smurgens de Leute uff weckte. Ho! de andern Haane kreeten weet weet hingerm har, und wen se su de wette mit enander kreeten, se wars nicht anders, asse wen der Leyermann unde der Bakpfeefer mit enander enß uffmachten; er fuchte mit allen Hahnen uff der Ow. Unde wen a gleich zehackt unde bluttig wor,

*) Vater.

wie eene Saw, se joitha doch de ändern olle ze winckel. O wer' ock me Hahn noch frisch unde gesundt! Ich schisse dir uff den reudigen Hund.

Jockel. De hast vill ze scheissen! Wirds ock ausbraichen, das dey Soy junge meene Binstöcke derbrochen hott? de wirst wuhl sahn, wiß gihn wird.

Bart. War wor dar, dar mer yeßmahl de junge Beume unden obgescheelet hotte, daß se verdorren müsten? wors nicht de gruß Knäicht? he?

Jockel. War wor dar, dar am Jemtige em Juncker de Krabse aus der Reuse gestolen hotte, und hotte se in der Stodt verkaufft, unde alle Haller versuffen? Wars nicht dene Mittelmoid? he?

Jockel. Wor war dar, dar mir alle Morallen gestohlen hotte unde hotte ses Junckern Weibe gebrocht? Worß nicht deene Vihmoid? he?

Bart. War wor dar, dar merß Kurn auffem Sacke uff der Mühle gestaulen hotte? Worß nicht dey Mittel Knaicht? he?

Jockel. Ju, ha iß nicht su geetzig, wie dey Gänse Mäideln, die milckt mer de Küh aus, wen se uffm Acker gibt, und frißt die Milch, das se dron derstiken möchte.

Bart. O de iß lange nich su klug, aß dey Schaffer: e drischt mers nachts de Weeze Garben uffm Fälde aus, und läst Christ Stritzel dervon backen, daß he dran derwurgen möchte.

Jockel. Hatte dey Pfarde Junge nicht menn Pfarden de Schwäntze ausgerofft, unde Hütschnüre droß gemacht, daß e dran muste gehangen werden?

Bart. Hotte deine Kasemutter nich Kalck ins Junckern Fischtrog gewurffen, daß em der grusse Haicht dervon war gestorben? he?

Jockel. He? Woß worn doß fer Nachtraben, de mer snachts as key Monschein wor, die Birnbeime schittelten? he?

Bart. Woß wurn doß für Gäste, die mir jeßmohl, ay e su reinte, die Pflaumen auffem Backufen frossen? he?

Jockel. Unde die, die uben uffm Schlüttboden meene Täuben mit em Schlaggarn fingen? he?

Greg. O des Dinges wird wider Ende noch uffhüren, wider zohl noch Schwantz. Ich muß ock hin gihn. O, ste kriegen enander schune bem Kuppe! Halt inne! halt inne! Friede! Gott grüß oich olle beede!

Bart. Ne sich! ie wos hast du hie zu schoffen?

Jockel. Wu führt dich der lützel hie har?

Greg. Ich kumme in Fride und Frindschafft. Ihr seed mer alle beede lieb: S iß schade, daß ihrch su mit enander kifelt. Inner ist mey Vetter, der ander könde noch wull mey Voter warden, wenns e mohl glückte. Und ihr schandfleckt und hollüppert enander hie, wie die kleine beschissene Kinder.

Bart. Dey Voter soll e warden? daß gestih ich nu und nimmer nich! e magß hängers undß büttels Voter warden!

Jockel. Woß? ich solde dey Voter warden? ie wälde ich meene Tochter labendig schinden, undß lader eem Weeßgarber verkauffen, asse me Kind in eene sütte Frindschifft hi gahn.

Greg. Je, thütt ock nich a su! Thütt ock nich a su! Iß doch der Schode nich e su schrecklich! Vetter, ich will in andern Hahn gahn; und ihr, Nuckber, seed ze fride! der Hund wird ju wider heelen. Ich soich ich zu, su wohr, aß ich ihrlich by, stirbet Lusche, se will ich oich ennen bessern schaffen, von eures Hundes Voter Muttern Bruders Suhnes Schwaster Kinde oder Zucht, wie meß heist, und selde ich meen neu Hütt und den lündischen Rauck druff setzen.

Bart. Sich doch, du Schloiluß, de hast gewaltig vill ze verschencken, du battelhund, du! Gih ausn Ogen, su weet dich deene Beine train. Wos mach ich, das giht nochem Schaulze zu; wos gilts, der Hahn sol mer theuer genung bezohlet warden? (Geht ab.)

Jockel. Gih, gih, se me dich hie träet! Ich will dich süst e su zurichten, das dich der Bader schmeeren soll!

Greg. Je doß derborme, dans derbormen kon! Je ney, Jockel, wir sein jmmer gude Frinde gewäst: ie, wie kümmts den, daß wir itzt olle Tage Händel kriegen und Streit hohn?

Jockel. War kon länger Ruh han, aß der Nuckber wil? Wos hot a mich mit meenem Hunde ze näcken?

Greg. Siß zins wie z' euch! Saht, eure Leute hetten auch wul unsen Hahn künn zufride lussen. Ihr wüßt wul, alde Leute seen wünderlich unde grämlich.

Jockel. Js ha wünderlich, ie su bi ich seltzem. Eis ims ander! Verstihst de mich wull?

Greg. Mey eefältiger Roth were, wer machten Fride. Schaff ihr eure Grüte wäeg, ich will men Vetter bereden, ha sol Euntzen och obschoffen: die zwee spinnen doch ollen okroot on, und — —

Jockel. Was und?

Greg. Und — — — Ey, ich kons nicht soyn.

Jockel. Ey soy har, du Narr — — — ich ho ze thun.

Greg. O ney! Ihr möcht büse warden

Jockel. Nu ney! soy inde har!

Greg. Wen er mer wölt — — —

Jockel. Was?

Greg. Wen er mer wölt — —

Jockel. Was soll ich denn wöllen?

Greg. Wen er mer wölt Eure — — —

Jockel. Je nu, wos den? Woß eure den?

Greg. Wen er mer wölt — — Eure — -- O, ich wees nischte, wie mer iß!

Jockel. Ney sich, wirst de doch rutt, wie enne tudte Leeche. Nu hurtig, soyß raaß!

Greg. Ja, wen er mers vor welt zu soyn.

Jockel. Nu ju, wu sichs ok thun läst.

Greg. Nu, de Hand druff!

Jockel. Nu sich, do hust du se! was welst de den nu?

Greg. Wen er mer wöllt — — wenn er mer wellt — — wen er mer wellt — — Eure — — Tochter gahn!

Jockel. Ju doch! Ey hyret doch! O doß iß gor e ander Wärck. Das Ding ho ich der nicht zugesoyt. Ney!

Greg. Jr hott mer ja de Hand gegahn!

Jockel. Nischte! ney! uff doß Ding nicht!

Greg. Je, bedenckt ich och recht! Saht, ich heesse Kornblume unde sie heest Durnruse: swürde su en schünen Krantz gahn, blow und Fleeschfarbe; swächst och su hübsch zesammen, swürde och — —

Jockel. Wag, wag! siß wider gehohn, noch gestochen! — — Schlag der ock de Grillen ossem Heete, und iß enne Mehre in der glüende Asche gebroten, se wird dich der Schwingel wul vergehn. (Jockel Dreyecke gehet ab.)

Greg. Nu das iß enß, dar seen nicht zwee. Die Stadter heessens an Kurb: ß' mag mer wul enne zimliche Side wanne seyn. Nu weeß ich bey meener treu nich, wie ichs soll anfangen. Ich mus worten, biß de Jungfer kümmt. Se hot mirs wull a su holb unde holb e bisseln zugesoyt. Ober woß iß? siß der Teuffel! Iche ho kin Zeugen, iche ho och kin guten Frind — — O mey Laben is su vul Elendes, aß e beladen Mistwahn vull Unrenikeet.

Bart. (indem er wiederkommet, zu Kornbl.) Hürst duß, du junger Rotzleffel! Wer hiß dich vor kummen und deine Nose in unsern Dräck stecken? Siß Schande und Sünde vor dan ihrlichen Leuten, doß sittene junge Schlingel den alden alle Ogenblick wälln übers Maul schären.

Greg. Ney, saht ock, Vetter, ich thu ju alles ims besten willen. Ich weeß die liebe Zeet nach wull, do ihr pflaite ze sayn, s' stünde alten Leuten hübsch an, wen sie sich frindlich mit enander begingen.

Bart. Sis dir in Hals geschissen! Ich weeß wull, wu dirß sitzt: s iß dir um die Moid ze thun, unde nicht um unse Frindschafft.

Greg. Je nu, Vetter, wers denne e su büse gemeent? Lise Durnruse iß jung, se iß schine, se iß reech, se iß frum, se siht mich och nicht ungern. Ich meene, wir können mit Gott und ehren noch wull e paar warden.

Bart. E paar warden? Doß muß nicht geschahn,

weil mer de Ogen uffstihn. Ich wil ie men alden Hols dran setzen.

Greg. Ey Vetter, bedenckt ich! Ihr ward mich doch syst verliren: wu ich de Jungfer nicht kriege, so mus ich starben.

Bart. Je stirb inde hie! Ich war mich doch och gruß drum hermen ümme eene sulche ungerothene büsse Blutter.

Greg. Nu Vetter, ir wards wull sahn!

Bart. Sahn? Sich, ich soy dirs mit nüchternem Maule: wo ich dich noch e mohl de Durnrusen finge, oder derfohre, daß de ock e enig Wort mit er gered huſt, se salst de nicht e bräckeln vun mir erben. Ich wölde ih mey Vermügen ins Hundsloch warffen, aß doß ich wissen wälde, daß mey Gutt do hie gerothen salte.

Greg. Vetter, macht mit mer, was er wällt, s' iß mir unmüglich. Ich kons nicht luſſen; ihr künnt nicht gleuben, welch e Dings üm die Liebe ist. Denckt og, wie euch war, do er nach ze nachte immer über de parchen stiget unde ze Muhme Bäschen uff de Buhlschafft gingt, wen eur alder Nanne meenete, ihr hett schune drei Stunden in Bette gelahn.

Bart. Je, du leichtfertiger, trötziger Vogel! Salst du mir mit sittenen Puſſen uffgegeun kummen? Gih mir auſſen Ogen! reume mers Haus, kumm mer bey lattige nicht wider ney! Dos dich bots geyr, bots raabe! Warde ich dich noch emoll hie antraffen, se muß ich zem arme Sünder an der werden! (Geht ab.)

Greg. Je, wos dünckt ich, ihr libe Freunde, wie eime seyn mus, wen e sich muß a su zehudeln luſſen? Ich muß schune vu meime Vetter stertzen. Wen ich ock wüste, wu ich erne de Kiuh eibrächte, die e mir unterhalten soll! Nu, siß ja zu allen Dingen roth, aſſe ok wider de tudt, s wird ju och ern e Mittel seyn. (Geht ab.)

Filidor.

Unter den Komödiendichtern der Zeit wird auch allgemein Jacob Schwieger genannt, und es werden ihm außer dem Lustspiele „der vermeinte Prinz", welcher den ersten Theil von „Filidors Trauer-, Lust- und Mischspielen" (Jena 1665) bildet*), noch einige andere in Rudolstadt gedruckte Dramen zugeschrieben, welche zwar ohne Namen erschienen sind, aber höchst wahrscheinlich von dem nämlichen Dichter stammen, welcher jenes erstgenannte Lustspiel geschrieben hat, was zum Theil wenigstens dadurch bewiesen werden mag, daß alle für den Rudolstädter Hof, in dessen Diensten der Dichter gewesen zu sein scheint, bearbeitet und von demselben ausgeführt wurden. Uns scheint es, daß Jac. Schwieger mit Unrecht für den Verfasser dieser Dramen gehalten wird **), und ziehen es daher vor, diesen mit dem Namen „Filidor" zu bezeichnen, unter welchem er wenigstens eines derselben herausgegeben hat.

Die sechs Stücke, die ihm zugeschrieben werden dürfen, haben zwar sämmtlich ihre Stoffe aus dem Ausland entnommen, doch hat der Dichter keineswegs „übersetzt", wie er selbst bescheiden genug auf dem Titel des „Vermeinten Prinzen" sagt, sondern nach Romanen gearbeitet, und es erscheint daher die dramatische Behandlung als sein alleiniges Eigenthum. Zwar hat er ohne Zweifel das italienische Theater gekannt, und dasselbe nach mancher Richtung hin benutzt; er gibt z. B. den lustigen Personen die bekannten italienischen Namen „Skaramutz" und „Pantalon", und was noch wesentlicher ist, seine Dramen sind Intriguenstücke, wie sie in Deutschland bis dahin unbekannt waren, das italienische Theater aber schon in reicher Entwickelung besaß; aber er hat sich die fremde Auffassung des Dramas mit der vollsten Freiheit angeeignet, und er ist in der Aneignung seiner italienischen Vorbilder weit selbstständiger geblieben, als A. Gryphius und Lohenstein in der Nachbildung Senecas und der Holländer, und so sind seine Personen, wenn sie auch fremde Namen führen, doch durchaus deutsch, wie die Lebensverhältnisse, die er darstellt, und deren südliche Färbung durch den überlieferten Stoff bedingt war. Der „Vermeinte Prinz" ist nicht aus dem Italienischen des Pellavicini übersetzt, wie der Titel angibt, sondern es hat der Dichter den Stoff nur aus einem Roman dieses Italieners entnommen und ihn mit Geschick dramatisch bearbeitet. Orimantes, König von Sicilien, hat seine Tochter als Sohn erziehen lassen, um ihr den Thron zu sichern; sie selbst hält sich für einen Jüngling, und es werden hiedurch höchst ergötzliche Verwickelungen herbeigeführt, deren Wirkung durch die Späße und Witze des kurzweiligen Raths Pantalon noch erhöht wird. Das Mischspiel „Ernelinde, oder die viermel Braut" und das Lustspiel „Der betrogene Betrug", dessen Stoff aus einer Novelle in Scarrons berühmtem „komischen Roman" entlehnt ist, enthalten nicht weniger glückliche Züge; weniger bedeutend sind „Die Wittekinde, ein Singe- und Freudens Spiel von des hochlöbl. Gräfl. Schwartzburgischen Uhralten Hauses Aufnehmen, Fortwachsen und Christenthum", das freilich ganz Gelegenheitsgedicht ist, während sich der Dichter in den übrigen, welche, wie dieses, bei festlichen Anläſſen aufgeführt wurden, von dem Drucke der Gelegenheit dadurch zu befreien suchte, daß er ihnen kleine Zwischenspiele beigab, welche, wie des Gryphius „Dornrose", zwischen die Akten des Hauptstückes vertheilt waren und die Beziehungen zum Fest darstellten. In diesen Zwischenspielen ist der Dichter ganz das Kind oder vielmehr das Opfer seiner Zeit, und er bringt in ihnen eben so geschmacklose Dinge zum Vorschein, als irgend ein anderer Hofdichter. So stellt er in dem Zwischenspiele zum „betrogenen Betrug", welches die Taufe eines „jungen Grafen und Herrleins" verherrlichen sollte, die griechische Sage von dem Liebeshandel Jupiters mit Danae

*) Ein Exemplar dieses Buchs enthält außer dem „vermeinten Prinzen" auch noch die „Ernelinde" und „die Wittekinde", und es scheint beinahe, als ob die Exemplare, welche nur jenes eine Stück enthalten, unvollständig seien.

**) Der einzige Grund, auf den man sich, so viel wir wissen, hiebei stützt, ist der, daß Schwieger auch den Beinamen „Filidor" führte. Nun kommt aber dieser Dichtername auch sonst noch vor; so hieß z. B. der gekrönte Dichter Laur. Wolfg. Woytt, Pfarrer zu Bibra und Mitglied des Blumenordens als solches ebenfalls Filidor, und es kann die Uebereinstimmung des Beinamens allein durchaus keinen Beweis für die Richtigkeit jener Ansicht abgeben. Gegen dieselbe aber spricht der Umstand, daß Schwieger im Norden lebte (S. 300) und uns keine einzige Andeutung vorliegt, aus welcher sich auch nur eine entfernte Vermuthung schöpfen ließe, daß er in späteren Jahren nach Thüringen gezogen wäre und am gräflichen Hofe von Rudolstadt gelebt hätte. Vielmehr ist das Gegentheil leichter wahrscheinlich zu machen, da gerade zu der Zeit, wo die Dramen des Rudolstädter Filidor erschienen (1665—1667), ein (uns übrigens unbekanntes) Buch des Altonaer Filidor in Kopenhagen gedruckt wurde („Filidors entflammte Jugend" 1667), und wir ihn nach demjenigen, was wir von Schwiegers Lebensumständen wissen, eher in Kopenhagen als in Rudolstadt suchen dürfen.

dar, und verfehlt nicht, der Ueberlieferung selbst in soweit treu zu bleiben, daß Jupiter als goldner Regen in den Schooß der Danae herabträufelt; noch geschmackloser aber ist es, daß Apollo und die neun Musen dem Neugetauften ein Wiegenlied singen. Doch wie gesagt, der Dichter gab hierin nur der Geschmacksbildung seiner Zeit und seiner fürstlichen Gönner nach, die sich ein Festdrama ohne mythologische Anspielung nicht denken konnten; er hat daher nicht ohne bestimmte Absicht in den Drucken seiner Werke die Zwischenspiele von den Hauptstücken getrennt, während sie bei der Aufführung in das Hauptspiel verflochten waren, wie bei Gryphius, bei welchem jedoch, wie man sich erinnern wird, die beiden Spiele durch den Gegensatz in Beziehung zu einander standen, was bei Filidor nicht der Fall ist. In dem Lustspiel „Basilene“ wird das Zwischenspiel ein „stummes“ genannt, und es wurde wirklich unter Begleitung von Musik ganz pantomimisch dargestellt.

Daniel Caspar von Lohenstein.



Die Art des Trauerspiels, welche A. Gryphius angebahnt hatte, wurde von Daniel Caspar von Lohenstein nachgebildet, ohne daß er irgend einen Fortschritt in der dramatischen Behandlung gemacht hätte. Die Trauerspiele des jüngern Dichters tragen ganz den Charakter, den wir in den Werken des älteren haben kennen lernen, und ihre dramatischen Dichtungen unterscheiden sich nicht in künstlerischer Beziehung, sondern nur insofern, als die Natur der beiden Männer ganz verschieden war. In denen des Gryphius spiegelt sich seine sittliche Reinheit, seine tiefe Religiosität ab und wir erblicken selbst in seinen Mißgriffen ein ernstes Streben; in den Trauerspielen des Lohenstein dagegen spricht sich die rohe und doch gesuchte Sinnlichkeit, die lüsterne Richtung der spätern Schlesier in ihrer ganzen Nacktheit aus, so wie das Bestreben, Effekt zu machen, und durch äußern Glanz zu bestechen. Formell stehen die Trauerspiele der beiden Dichter auf derselben Stufe; Lohenstein hat von Gryphius die ganze Einrichtung mit „Chören oder Reyen“ entnommen und führt, wie jener, gern Geister und Gespenster ein. Tieferes Verständniß der dramatischen Composition geht dem Lohenstein eben so ab, als dem Gryphius, er weiß eben so wenig von kunstmäßiger Anlage und Entwickelung, als dieser, seine Dramen haben eben so wenig Handlung, eben so wenig Charakterzeichnung; nur darin übertrifft er seinen Vorgänger, daß er das Gräßliche noch mehr häuft, und seine Sprache noch gesuchter und hochtrabender ist, daß er noch weit mehr rhetorisches Beiwerk anbringt, noch häufiger nach Gleichnissen und Schilderungen hascht, und seine Gelehrsamkeit noch in geschmackloserer Weise an den Tag legt, so daß seine Trauerspiele ohne die beigegebenen gelehrten Anmerkungen mit Citaten aus allen Dichtern und Prosaikern aller Zeiten und Nationen in allen möglichen Sprachen der alten und neuen Völker wirklich oft nicht zu verstehen wären. Seine Stoffe wählt er entweder aus der römischen Geschichte („Sophonisbe“, „Cleopatra“, „Agrippina“, „Epicharis“) oder aus der türkischen („Ibrahim Bassa“, „Ibrahim Sultan“), weil ihm diese die meisten Gelegenheiten geben, sein Haschen nach dem Auffallenden und Schrecklichen zu befriedigen, wie auch wiederum die Scenen des Gräßlichen und Unnatürlichen seiner gesuchten und hochtrabenden Darstellung am besten entsprechen. Es ist nicht zu verkennen, daß er im Einzelnen reich an glücklichen Gedanken ist, und dieselben oft in gewandter und ächt poetischer Sprache darstellt, wie z. B. in der „Cleopatra“ in den Reden der Geister, welche dem Antonius im Schlafe erscheinen, Stellen vorkommen, deren sich der größte Dichter nicht zu schämen hätte, so tief und wahr sind sie empfunden und so treffend sind sie dargestellt. Aber diese einzelnen Schönheiten verschwinden im Schwall der Unnatürlichkeiten und Uebertreibungen, die sich in den meisten seiner Trauerspiele einander jagen, und selbst in der angeführten Stelle der Cleopatra finden wir neben der durchaus glücklichen Rede des Antigonus, die bei aller ihrer schneidenden Schärfe in den Gränzen der Wahrheit und Mäßigung bleibt, in der Rede des Jamblichius alles Gräßliche und Unnatürliche gehäuft. (2)

Sein erster Versuch, „Ibrahim Bassa“, den er mit 15 Jahren dichtete, ist ohne Zweifel rücksichtlich der dramatischen Behandlung auch das Gelungenste, was er gedichtet, denn er ist auch darin seinem Vorgänger Gryphius ähnlich, daß er in der kunstmäßigen Auffassung keine Fortschritte gemacht hat, ja eher zurückgegangen ist. Im „Ibrahim Bassa“ ist mehr Handlung und mehr dramatische Entwickelung, als in allen seinen nachfolgenden Stücken, es sind die Charaktere natürlicher gehalten, und der spätere Schwulst bricht nur hier und da durch. Zwar fehlt es auch da nicht an Hinrichtung und Gräuelscenen, doch ist er darin, gegen spätere gehalten, noch sehr mäßig, wie z. B. in der „Epicharis“, wo alle möglichen Gräuel mit einer wahrhaft henkermäßigen Lust auf einander gehäuft werden, wo zu Dutzenden gepeitscht, gefoltert, geköpft und erwürgt, wo Zungen ausgerissen, und Adern geöffnet werden, wo die Martern, mit welchen der Geist des Jamblichius in der oben erwähnten Stelle nur droht, vor den Augen der Zuschauer wirklich ausgeführt werden, so daß es als eine wahre Wohlthat erscheint, wenn der Tod

nur im Giftbecher lauert. Beinahe eben so arg geht es im „Ibrahim Sultan“ zu, aber das Empörendste führt er in der „Agrippina“ vor, in welcher die Blutscenen vor den scheußlichsten Unzuchtsscenen zurücktreten, die der Dichter mit der ausgesuchtesten Breite schildert. Nicht genug, daß Otho sein Weib Pappäa dem Nero selbst überliefert, zeigt uns der Dichter, wie Neros Mutter Agrippina, aus Furcht ihren Einfluß zu verlieren, die Begierden des Sohnes auf sich zu leiten sucht, wie sie ihn durch die unzüchtigsten Worte und Gebärden reizt, und nur zufällige Störung die Vollendung des Gräßlichen stört. Unter allen seinen Stücken beleidigt die „Sophonisbe“ am wenigsten, wozu freilich der edlere Stoff das Meiste beitrug; in der dramatischen Behandlung steht sie aber vielleicht noch tiefer, als andere, da alle Begebenheiten in bunter Verwirrung durch einander laufen und die Charaktere, namentlich der der Heldin, im Verlauf des Stücks alle möglichen Gestaltungen durchlaufen. (1)

Bei allem dem ist ein großes Talent in Lohenstein nicht zu verkennen; ein Talent, das an der mangelhaften, oder besser gesagt, verkehrten Kunstbildung seiner Zeit und, was eine Folge davon war, daran zu Grunde ging, daß er seine Phantasie nicht zu zügeln wußte, die daher lauter Ungeheuer hervorbrachte, die zwar seine mächtige Schöpfungskraft, aber auch seinen völligen Mangel an Geschmack, an tieferem Sinn für Schönheit und Wahrheit beurkunden.

1. Aus der „**Sophonisbe**“ (5. Abhandlung).

Sophonisbe. Adherbal, Hierba (ihre Söhne), Tychaeus, Himilco, Micipsa. Das Frauenzimmer.

Soph. Vertrautste, nunmehr ist der güldne Tag erschienen
Des Glücks, der Eitelkeit, der tausend Seelen dienen,
Ihr Joch zu werffen ab; die Larve wegzuzihn
Gespenstern, die mit nichts sich uns zu schrecken mühn.
Der Todes-Schatten schafft nur blöden Augen schrecken;
Verwehnten Lippen wil nur Aloe nicht schmecken.
Ein Helden-Geist gleicht sich Gefässen, die Zibeth
Und Ambra hat durchwürckt. Was in denselben steht,
Zeucht den Geruch an sich, und ärgste Bitterkeiten
Verzuckert die Geduld. **Himilco.** O fremder Lauf der Zeiten!
Sol unsers Reiches Sonn' itzt schon im Grabe stehn?
Soph. Die Sonnen sind erst schön, wenn sie zu Golde gehn.
Mic. Was wird an uns für Schuld durch so viel Kwal gerochen?
Soph. Wir haben mehr, als nur der Himmel strafft, verbrochen.
Himil. Des Masanissen Schuld und Untreu bleibt verschont.
Soph. Sein Meyneid wird zur Zeit, wie meiner, sein belohnt.
Die Sünd' ist auf die Sünd' ein Werckzeug gleicher Straffen.
Diespiter schärft Keil' auch wenn er scheint zu schlaffen,
Führt wieder Erd und Welt mit diesem Schwefel Krieg,
Der aus der Erde vor als Dunst zum Sternen stieg.
Die Untreu schläget mich umb meines Syphax willen,
Dem ich vor untreu ward. Auf! laßt uns nun erfüllen,
Was das Verhängnus wil und Masanissa schaft!
Komm und entbinde mich, wahrhaffter Freyheits-Saft!
Mic. Durchlauchtste Königin, wie, wil Sie dem zu liebe,
Der nichts nicht lieber wünscht, als daß er Sie betrübe,
Zu seiner grimmen Lust aufopfern Geist und Blutt?
Soph. Dis Opfer ist mehr mir als Masinissen gutt.
Tych. Der sie blutt-dürstig frißt, als wie Saturn, die Kinder?
Soph. Ich leide zwar von ihm, doch er vom Ueberwinder,
Dem harten Scipio. **Tychaeus.** Ist er der Römer Knecht?
Soph. Obsiegender Gewalt ist alles Unrecht recht.
Tych. Könt' er Sie nicht befreyn, solt' er Sie selbst nicht tödten?
Soph. Der Tod ist ein Geschenk in solchen Freyheits-Nöthen.
Tych. Ein Greuel der Natur, der Rach und Ehrsucht Kind.
Soph. Glaubt, daß in diesem Gifft auch Oel der Liebe rinnt.
Himil. Ihr Ehherr baut sein Glück auf Ihre Todten-Beine.
Soph. Wir finden in der Gruft die schönsten Edelsteine.
Mic. Des Körpers scharffen Schmertz, der Feinde gröstes Leid.
Soph. Dem Schmerz hilft ab der Tod, das Leid versüßt die Zeit.
Himil. Die Götter haben noch nicht allen Trost verschrencket.
Soph. Die Römer uns bereit Halß-Eisen angehencket.
Mic. Der Himmel kan aus Band- und Eisen machen frey.
Soph. Wenn man den Lebens Drat selbst hertzhafft reißt entzwey.
Himil. Rom wird auf solch hoch Blutt nicht solch scharf Urthel sprechen.
Soph. Rom wird den Regulus in Sophonisben rächen.
Mic. Mißt Rom der Königin mit Fug zu frembde Schuld?
Soph. Das Recht liegt, wo man siegt, und schafft mir Ungeduld,
Sätzt mir nicht ferner zu, macht meinen Geist nicht irre,
Es muß gestorben sein. Dis giftige Geschirre
Bewirthet unser Heil, und macht zur Göttin mich.
Ward doch Amilcar auch vergöttert, weil er sich
Des Gelo Hand entzog, das Leben ihm verkürtzte,
Und in die Opffer-Glutt sich selbst zum Opffer stürtzte.
Ich sterb', Elissa nimm mich zur Gespielin an!
Melcarthos, weil ich dir kein Erstling schlachten kan,
Verwirff mich Todte nicht; Tychäus, nicht mein Bitten:
Sey auff dein Heil bedacht, entfleuch aus Cyrthens Hütten,
Zeuch deinen Helden-Arm nicht von Carchedon ab.
Tych. Ich wil ihr Beystand sein, dein Prister bis ins Grab.
Soph. So sterb' ich hoch vergnügt. Dis kummerhafte Leben,
Kan uns mehr keine Lust, die Zeit kein Heil mehr geben.
Mit meinem Syphax ging mir meine Glücks-Sonn auf,
Itzt sinkt sie auch mit ihm; und rennt mit schnellem Lauf
Aufs Meer des Unglücks zu, aus dem nur Dünste steigen,
Die übern Haupte Blitz, in Augen Thränen zeugen;
Obs Hertze schon mehr Blutt, als jenes Wasser weint;
Nicht, daß der Himmel mir mit schwartzen Sternen scheint,
Nicht, daß man Perl' und Gold von unser Scheutel scheidet,
Nicht, daß für Purpur uns ein Sterbekittel kleidet:
Nein nur der Kinder Fall, der Freunde Leid und Schmertz
Verwundet meine Brust, durchschneidet Seel und Hertz.
Ach! daß mein Fessel euch die Freiheit könt' erwerben!
Mein Blut sei euer Heil! Wir wolten froher sterben,
Mit Lust der Römer Joch den Achseln legen an.
Ach! aber schnöder Trost! Nichts, als der Tod nur kan
Der Freyheits Ancker sein, des Elends Hafen werden.
Spar't, liebsten Freunde spart, die ängstigen Gebehrden.
Ein steiler Felß und Geist bricht Sturm und Glücke nicht.
Die Eiche trotzt den Wind, der weiche Pappeln bricht.
Hertzliebste Kinder kommt, kommt laßt euch mich umbarmen,
Den letzten Kuß gewehrn. Die Götter woll's erbarmen:
Daß ich, ihr Freund', euch Trost und Hülfloß lassen muß.
Kommt und gesegnet uns auch noch durch einen Kuß.
Himilco, hier nimm dir den Ring mit unserm Siegel
Dir zum Gedächtnus hin; und Euch zu einem Spiegel,
Daß des Verhängnusses Hand alle Siegel bricht,
Oft uns ein Augenblick verleschet Glück und Licht.
Micipsa hier empfing zu süssem Angedencken
Der Sophonisbe Bild. Die Steine, die umbschrencken
Mit Sternen hellem Glantz ihr Antlitz, deutet an,
Daß auch ein Diamant zum Kiesel werden kann.
Orynthie nimm hin dis Kleinod; Elenisse
Dis Halsband, Agathe den Ring, und so viel Küsse
Als ein itzt sterbend Mund euch zu gewehren weiß.
Orynth. Mein Hertze wird mir kalt, und alle Glieder Eiß.
Soph. Nehmt mir die Perlen ab, Elissens Ohrgehencke,
Behalte diese dir, Elgada, zum Geschencke.
Mein itzt zertrümmert Stand bringt dir den Ursprung bey,
Warum ein löchricht Ohr des Adels Merkmal sey.
Elgada. Der Himmel woll' ihr Heil und ihr Gelück ergäntzen:
Soph. Gar recht, es wird geschehn. Drumb mögen wir mit Kräntzen,
Die welck und irrdisch sind, nicht länger treiben Pracht,
Drumb sagen wir der Erd' und Schatten gutte Nacht.

Elisse rufft mir zu, ich wehre frey gebohren.
Mein Schutz-Geist zupffet mich an den durchbohrten Ohren
Und sagt, so zeichne man zu Rom jedweden Knecht.
Allein ein hertzhafft Tod erwerb' ein kräfftig Recht
Uns zu der Ewigkeit. **Elgad.** So mögen unsere Leichen
Ihr heilig Vordrab sein. **Eleniss.** Laßt uns zuerst erbleichen;
Eh! als die Königin behertzt sich opfert auf.
Soph. Nein, liebsten Kinder, nein! hemmt euren Unmuths-Lauf,
Ermuntert Seel und Geist! Rom hat auf euch zu wüten
Nicht Uhrsach, wie auf uns. **Eleniss.** Solln wir die Stirne bieten
Des Unglücks ernstem Grimm, das grosse Riesen fällt,
Gekrönte Häupter schlägt? Der Blitz den Stamm erschellt,
Zermalmt die schwachen Aest! **Soph.** Er schont der kleinen Hecken.
Wenn er die Zedern trifft. Laßt euch den Fall nicht schrecken,
Noch in Verzweifeln ziehn. Ich wünsch' euch Heil und Trost,
Des Himmels Hold und Gunst, der sich auf Uns erboost.
Was aber wird itzt euch, hertzliebsten Kinder, lassen
Die Mutter, die der Schluß der Götter heist erblassen?
Die das Verhängnus schon umbs Erbgutt hat gebracht,
Eh als ihr Tod das Recht zu erben lebend macht?
Thron, Purpur, Kron und Reich ist in des Feindes Händen.
Zwey Schwerdter sind noch hier; dis hat des Syphax Lenden,
Dis die behertzte Faust des Adrubals geziert.
Die sollen das Erb-Gutt sein. Wo eure Seelen rührt
Der Tugend reger Geist, der Väter groß Gemütte,
Wo euch in Adern steckt ein Tropffen vom Geblütte,
Das Barchens Stamm gehegt, wird mit der Zeit der Stahl
Noch unser Rächer sein. Kommt, laßt zum letzten mahl
Die Mutter, die itzt stirbt, die Schwerdter umb euch gürten.
Jedoch, was schwermen wir? Die Lybier bewirthen
Nicht Drachen, die so wild' als unsre Feinde sind.
Wenn Rom ein Haupt abstürtzt muß des gestürtzten Kind
Auch auf die Fleischbanck fort. Ihr würdet doch erbleichen,
Durch dieser Löwin Grimm. Mit euren todten Leichen
Würd' ihm Rom Kurtzweil-Spiel, uns ärgstes Leid stelln an.
Der sterbe nur, der unschimpfflich leben kan!
Auf! laßt uns nun den Tranck von Masinissen schmecken!
Dis Gifft ist uns kein Gifft. Denn Heil und Freyheit stecken
In dieses Glaß vermischt. Euch Kindern trinck ich's zu.
Adherb. Sie glaube, daß ich Ihr vergnügt bescheiden thu';
Hierba. Ich lechze, dieses Gifft als Nektar zu genüssen.
Soph. Es schmeckt, weil Noth und Muth den bittern Tranck versüssen.
Hiemps. Sie reiche mir dis Glaß nun auch, Frau Mutter, her!
Soph. Macht unser Unglücks-Faß mit diesem Glase leer.
Himil. Micipsa, lassen wir der Fürsten Fall geschehen?
Hierba. Wollt ihr uns lieber nicht todt, als in Fesseln sehen?
Micipsa. Die Hülfshand ist ja noch den Göttern nicht verkürtzt.
Hiemps. Wer nicht guttwillig weicht, wird mit Gewalt gestürtzt,
Wenn das Verhängnus stößt. Laßt mich das Glaß nun fassen,
Indem du, Bruder, mir zu wenig hast gelassen.
Soph. Recht so: wer hertzhafft stirbt, lacht Feinde, Glück und Zeit;
Verwechselt Ruh und Ruhm mit Angst und Eitelkeit.
Kommt laßt, ihr Kinder, euch den Abschieds Kuß gewehren,
Auf Euch die Sterbende das Mutter-Herz ausleeren,
Die Augen starrn mir schon, ihr Licht verdüstert sich,
Die Glieder werden kalt. **Hiemps.** Umb-arme Sie und Mich
Mein Bruder, daß allhier bei unzertrennten Leiben
Die Seelen unzertrennt auch nach dem Tode bleiben.
Hierba. Ein Himmel schleußt die Seeln, ein Sarch drey Leichen ein.
Soph. Sol euer erste Wieg' auch eure Baare sein?
Orynth. Hilf Himmel! sie vergehn! sie sincken zu der Erden!
Sopb. Wir sterben, (gutte Nacht!) mit uns Angst und Beschwerden,
Eleniss. Uns geht der Unglücks-Stern auf, nun die Sonnen falln.
Himil. Sol über uns allein der Römer Zornsturm knalln?
Micipsa, laß uns auch durch ein behertztes Sterben
Schimpf und Gefängnus flihn, Ruh, Ehr und Ruhm erwerben!
Micip. Micipsa lobt den Schluß. Laß unser edles Schwerdt,
Eh als durch unsern Hals ein knechtisch Messer fährt,
Uns selbst durch tapfern Kampff und Purpur schöne Wunden
Den Fürsten, denen wir bis auf den Tod verbunden,
Großmüttig opffern auf. Ein Knecht hat's höchste Gutt
Der Treu und Ehr' erreicht, der durch verspritztes Blutt
Des Herren Leiche salbt. **Agathe.** Ihr unbarmhertz'gen Götter!
Was schüttet ihr auf uns nicht für ergrimmte Wetter,
Nun sich itzt Afrika durch eignen Stahl aufreibt,
Der Helden Faust das Schwerdt durch eigne Därme treibt.
Sie falln; ach Himmel Hilf! itzt falln des Reiches Säulen.
Laßt Schwestern uns nun auch zu der Erlösung eilen,
Der Brüste reine Milch bepurpern durch dis Schwerdt.

2. Aus der „Cleopatra" (3. Abhandlung).

Des Antigonus, Artabazes und Jamblichius Geister. Antonius auf einem Bette schlaffend. Eros, gleichfals, zu seinen Füssen.

Antig. Geist. Die Erde bricht, der Abgrund reißt entzwey,
Die Rache tagt mich aus den finstern Hölen,
Wo die mit Mord und Blutt besprützte Seelen
Sich laben durch ihr Angst-Geschrey.
Du Mörder, den stets Mord und Brand gelüstet,
Schau' an mein Schatten-Bild, den Nebel meiner Faust,
Mit Flamm' und Fackel ausgerüstet!
Dis Pech, die Glutt, für der dir graust,
Sind deines Untergangs ergrimmte Blut-Cometen,
Die deines Hertzens schwartze Nacht
Mit bebend-banger Furcht und stetem Ach erröthen.
Dein Gewissens-Wurm erwach't,
Und mein beschimpftes Bild gibt einen Spiegel dir,
Darinnen du kanst deine Laster schauen,
Für denen dir itzt selbst muß grauen,
Schau' an, erhitzter Löw', erbostes Tygerthier,
Wie du geweyhten Zepter Henckers-Hand zerbrechen liessest,
Und mit knecht'schen Peitsch' und Rutten der Gesalbten Leib zerrissest!
Wie du mein gekröntes Haupt Sklaven machtest unterthan,
Und an ein verdammtes Holtz nageltest die Glieder an.
Erzitterstu, wildes Unthier, so
Für deines ermordeten Königes Schatten?
Dis kommet, Tyrannen, euch billich zustatten,
Daß euch ein Espen-Laub, ein Rauch, ein raschelnd Stroh,
Ein schleichendes Gespenst, ein irrend Licht erschrecket,
Und mit bluttrothen Purpur-Farben
Euch abmahlt die Gewissens-Narben,
Daß ihr die Natter selbst in eurem Busen hecket,
Die euch beist, sticht und necket,
Ja, nicht nur schreckt, auch wol bezwinget;
Daß ihm ein Blut-Hund selbst verzagt sein Licht ausläscht,
Und sein ergrimmte Klau' im eignen Blutte wäscht,
Indem es ihm noch nicht so gutt gelinget,
Daß ihn ein fremder Dolch, ja nicht sein Knecht umbbringet.
Jedoch! schau her! ich will dir gnädig seyn,
Und dir den Dienst noch thun, den Sklaven dir versagen,
Die doch für deine Brust Schild, Helm und Harnisch tragen,
Zu säncken dir dis Schwerdt in Brunn der Adern ein,
Indem du doch wirst lernen müssen,
Wo nicht zuvor schon wissen,
Daß der Tirannen Sarg und Mantel stets sey roth,
Ihr bluttig Ende sey keinmal ein trocken Todt,
Und daß sie aufs Busiris Mord-Altaren
Zur gelben Zeres schwartzem Eydam fahren.
Artabaz. Geist. Halt, halt! verzieh! halt Stahl und Stoß zurücke!
Der Blutt-Hund ist nicht frembder Schwerter wehrt!
Recht ist's, daß der durch eigne Faust ersticke,
Der sich von Schweiß' und andrer Blutte nehr't.
Jamblich. Geist. Der Wütterich muß vor sich sterben fühln,

Denn ein geschwinder Tod ist Gnade, keine Straffe.
Der Hencker mag zwölff Tage mit ihm spieln,
Daß sein gekrümmter Leib vor auf dem Pferde schlaffe.
Sein Rücken fühle Peitsch und Bley!
Ein eisern Kamm zerkratze seine Glieder!
Die Schraube kwetsch' ihm Arm' und Bein entzwey!
Die Wippe lass' auf Nadeln ihn fall'n nieder,
Man schneid' ihm ab die Zung' und brech' ihm aus die Zähne!
Die Fuß-Sohln schlagt ihm ohne Zahl,
Die Nägel schnürt biß auff das Blutt mit einer Seene!
Reiß't alle Haar' ihm aus, doch eines auf ein mal.
Tropft Schwefel, siedend Ertzt und Oel ihm auf die Brust,
Schmiert ihn mit Honig ein, daß ihn stets Wespen stechen,
Bereitet ihn zu einer Mäuse-Kost,
Und laßt das Rad die Schienbein' ihm zerbrechen!
Wenn nun nach diesem Kurtzweil-Spiel'
Anton nicht länger tauern wil,
So sterbe ja der Hund, der mich hat todt gepeinigt!
Doch thut ihm hundert Tod' auf einmal immer an!
Er werd' in einen Sack mit Schlang' und Hund gethan!
Er werde, doch nicht todt, geröstet und gesteinigt!
Man wind' ihm seine Därmer aus dem Bauche,
Tränckt ihn mit Krötten-Safft, speist ihn mit Hütten-Rauche!
Neht ihn in Bären-Häut und werft ihn Hunden für,
Denn er war wüttender, als kein gebeissig Thier.
Setzt ihn auf einen Stuhl aus Stahl,
Krönt ihn mit einem Helm' aus gluend heissen Eisen,
Denn bratet ihn in Ochsen und am Pfal',
Und endlich mag sein Fleisch so Rab, als Geyer speisen.
Die Beine brennt zu Asch', und streut sie in die See!
Kratzt seinen Nahmen aus, sein gantzes Hauß vergeh!
Antig. Geist. Erschrecklicher Pallast, da so viel Geister irren,
Da so viel Zimmer nichts als Todten-Grüffte sein,
Was für Gespenste spieln sich durch die Pfosten ein?
Was hör' ich umb den Leib für güldne Ketten schwirren?
Die Häupter krönet Gold, die Füsse tragen Stahl,
Und ihr entblöss'ter Hals ein bluttig Wunden-Mahl.
Artab. Geist. Das Haupt Armeniens hat diesem Mörder müssen
Auch Füß und Bügel küssen;
Der Räuber samlete den Schweiß der Völcker ein,
Daß er durch meiner kostbar'n Fesseln Zierde
Bezeugte seine Mord-Begierde,
Nebst der meist ein Tirann verschwänd'risch pfleget sein,
Biß endlich er von Brunst und rasend-blindem lieben
Ward durch ein wüttend Weib getrieben,
Daß er doch ohne Schuld mir einen Blut-Spruch schrieb,
Krafft dessen mir das Beil den Kopf abhieb.
Jedoch, du Wütterich, den Drach und Molch gesäuget,
Der du den Purper hast durch so viel Blutt befleck't,
Der doch für Stab und Stahl die Erdens-Götter deckt,
Hast dir nur Gluth in's Haus, Würm' in die Brust gezeuget,
Und dein Blutt-fettes Schwerd gewetzt,
Das dein verzweifelnd Arm dir selbst ans Hertze setz't.
Auch trifft der Donner nicht nur dich,
Die Schlangen werden dir auch Gifft und Geist aussaugen,
Die als ein Basilisk' aus den entflammten Augen
Sprütz't eitel Mord und Tod um sich.
Du zaubernde Medea dieser Zeit!
Egyptens Helena! zwar durch dein lodernd Kleid,
Durch dein gebiesamt Gifft fällt der in Mördrisch rasen,
Der dich als seinen Abgott ehrt.
Jedoch Sie, die dis Feuer aufgeblasen,
Erstickt auch in dem Rauch, und wirst nebst ihm versehr't.
Erwache, grimmer Fürst, weil du dir durch die Brust,
Wie das Verhängnüß heist, dis Eisen treiben must!
Antig. } Wache, Tyranne! denn Donner und Rache
Jambl. } Krachet! Erwache, Verräther! erwache!

3. Aus der „Epicharis".

Reyen der Tyber und der sieben Berge in Rom.

Die Tyber.

So muß ich ewig blutig fliessen?
Hat Rom sein sieben-bergicht Haupt
Sonst nirgends hin zu legen wissen?
Euch andern Strömen sey erlaubt,
Das Haupt der Welt euch zu vermählen:
Ich wünsch', ein Ufer, wo die Flut
Nicht wandelt ihr Crystall in Blut,
Mit meinen Nymphen zu erwählen.

Die Berge.

Fleuch, edler Fluß, biß an des Taurus Klüffte,
Fleuch hin, biß wo der Nil entspringt!
Verbirg dich gar in Calpens finstre Grüffte,
Und wo der Anas sich verschlingt;
Du wirst doch nur dein silbern Kleid beflecken,
Weil alle Klippen in der Welt,
Seit Nero Schwerdt und Zepter hält,
Geronnen Blut und blasse Leichen decken.

Die Tyber.

Der Blutbrunn muß nach Rom gesetzet
Durch das Verhängniß worden seyn;
Eh' es auff frembde Stahl gewetzet,
Weicht es durch Bruders-Blut sich ein.
Ja, wo hat sonst sich dis begeben,
Was Tullia dem Vater thut?
Vom Nero treufft der Mutter Blut,
Der Priester bleibt an Tempeln kleben.

Die Berge.

Ihr Schutzherrn, ihr, ihr sieben Irrgestirne,
Schlagt ihr so sehr uns aus der Acht?
Eröffnet doch, daß euer Eifer zürne,
Wenn uns der Blut-Fürst fleckigt macht.
Laßt lieber uns die Adern gar verseugen,
Als daß aus ihnen Blut-Schaum quillt;
Wenn gleich kein Purpur uns umbhüllt,
So wolln wir euch doch sattsam Ehr erzeigen.

Die Tyber.

Diana, Mutter alles Feuchten,
Nicht flösse deinen Thau mir ein!
Laß mir nicht mehr dein Antlitz leuchten,
Weil selbst durch meinen Wiederschein
Die weissen Ochsen sich beflecken.
Wo nicht, so regne Tag und Nacht,
Daß meiner Stürmen Wellen Macht
Den Bluthund möge gar erstecken!

Die Berge.

Stopff immer auff die Alabaster Röhren,
Du heilger Vater Apennin,
Und lasse sich der Tyber Wellen mehren,
Daß sie den Bluthund reissen hin,
Den unsre Schultern kaum mögen tragen:
Denn wo verspielt der Menschen Witz,
Da müssen Berge, Flüsse, Blitz,
Ja Sternen selbst Tyrannen niederschlagen!

Christian Weise.

Unter allen dramatischen Dichtern der Zeit hatte Christian Weise vielleicht das bedeutendste Talent, und wenn seine zahlreichen Spiele (er hat deren wohl gegen hundert geschrieben, von denen bei weitem nicht die Hälfte gedruckt worden ist) zum großen Theil nicht mit seinem Talent übereinstimmen, so ist dies aus den äußeren Verhältnissen zu erklären, unter welchen er schrieb. Er verfaßte nämlich seine Dramen zunächst für seine Schule, und zwar nicht bloß, um dem in Zittau herrschenden Gebrauch zu genügen, sondern weil er selbst hohen Werth auf theatralische Uebungen legte, und dieselben für ein geeignetes Mittel hielt, die Schüler zur Fertigkeit der Rede und zum äußeren Anstand heranzubilden, weshalb er denn auch einzelne Spiele mit ganz besondern pädagogischen Zwecken verfaßte, wie die „Complimentir-Comödie", in welcher alle möglichen Arten von mündlichen und körperlichen Höflichkeitsbezeigungen angebracht sind. Diese ausschließliche Berücksichtigung der Schulzwecke blieb natürlich nicht ohne einflußreiche Wirkung auf seine Dramen, und nächst der Wahl der Stoffe und den Arten seiner Dramen ist aus jener Rücksicht namentlich die überaus große Menge der Personen zu erklären, welche in den meisten Spielen vorkommen (so sind in der „Verkehrten Welt" 103 Personen), denn er wollte vor Allem auch alle Schüler beschäftigen, und selbst kleineren Kindern die Möglichkeit

geben, auf der Bühne zu erscheinen, weshalb er viele Personen und Scenen anbrachte, welche bei vorwaltender künstlerischer Rücksicht unbedingt hätten wegbleiben müssen *). Was die Stoffe und die Gattungen seiner Dramen betrifft, so hat er sich selbst darüber erklärt. „Weil es auch eingeführet ist (heißt es in der Vorrede zu „Lust und Nutz der spielenden Jugend"), daß man drey Tage nach einander was neues hat sehen wollen, so machte ich bald im Anfange die Eintheilung, daß erstlich etwas Geistliches aus der Bibel, darnach was Politisches aus einer curiösen Historie, letzlich ein freyes Gedichte, und in solchen allerhand nachdenkliche Moralia die Zuschauer bei dem Appetit erhalten möchten." Wenn wir nun noch von ihm erfahren, daß er seine Stücke nur in Erholungsstunden verfaßte und sie, um schneller fertig zu werden, seinem Amanuensis in die Feder dictirte, so müssen wir gestehen, daß nur ein wirkliches Talent alle diese und noch mancherlei andere Beschränkungen so glücklich zu besiegen vermochte, als es bei seinen besseren Stücken in der That der Fall ist, und es hat unter solchen Umständen der Dichter den vollsten Anspruch darauf, daß man bei Beurtheilung desselben nur die besseren Stücke in Betrachtung ziehe.

Weise besaß die meisten Eigenschaften, welche den dramatischen Dichter bilden: er war reich und glücklich in der Erfindung, und hatte ein großes Talent, den Stoff dramatisch zu construiren, worin ihm vielleicht Shakspeare Vorbild war. Namentlich gelang es ihm, eine Reihe von Scenen verschiedenen Inhalts und verschiedener Färbung unmittelbar auf einander folgen zu lassen, die sich dann glücklich zu einem Gesammtbilde vereinigen, und so verstand er es auch, die Charaktere seiner Personen, so viele ihrer auch waren, mit Sicherheit zu zeichnen; und er verdient schon deswegen Anerkennung, daß er im Stande war, eine so große Masse von Personen in so weit zu beherrschen, daß oft selbst untergeordnete Erscheinungen einen fest ausgeprägten Charakter darbieten. Zu diesem glücklichen Erfolg trug aber nicht bloß seine Menschenkenntniß bei, die er durch fortgesetzte Beobachtung selbst an Wirthstischen, auf den Märkten und in Werkstätten zu vermehren und zu schärfen beflissen war, sondern auch der in anderer Weise nachtheilige Umstand, daß er „das Spiel nach den Personen und nicht die Personen nach dem Spiele richten mußte"; indem er die Charaktere der Eigenthümlichkeit der Spielenden anpaßte, damit diese ihre Rollen gut vortragen mußten, war er eben dadurch zu scharfer und richtiger Zeichnung der Charaktere geleitet und gezwungen; und so hatte die Nothwendigkeit, viele Personen anzubringen und eben deshalb auch mancherlei Episoden einzuflechten, die weitere Folge, daß seine Dramen lebendige Abwechselung erhielten und mannigfaltiges Interesse darboten. Freilich müssen wir sogleich hinzufügen, daß wenn die Anlage seiner Dramen im Allgemeinen das eben ertheilte Lob im hohen Maße verdient, die Ausführung dagegen jene Vorzüge zum Theil wieder aufhebt und der Gesammteindruck daher selten erfreulich ist. Oft ist namentlich die Entwickelung ungenügend, und sie ist so mager und unbeholfen, als die Schürzung des Knotens reich und geschickt angelegt ist. Der Dialog ist zwar, obgleich häufig zu breit, doch im Ganzen untadelhaft, aber die Darstellung läßt dagegen sehr viel zu wünschen übrig. Bei seiner auch im Drama vorherrschenden Absicht, dem Lohensteinischen Schwulst die Sprache der Natur und Wahrheit entgegenzusetzen, weshalb er auch mit Ausnahme eines Singspiels alle seine Stücke in Prosa schrieb, ist seine Darstellung allerdings klar und verständig, aber auch nüchtern und selbst trivial; weil er gegen die Ausschweifungen der Phantasie, an der es ihm keineswegs fehlte, stets auf seiner Hut war, blieb er immer kalt, und diese übermäßige Ruhe verließ ihn auch in den leidenschaftlichsten Momenten nicht. Wie sehr ihm vor Allem die Natürlichkeit am Herzen lag, geht schon aus der Bemerkung in der schon angeführten Vorrede zu „Lust und Nutz der spielenden Jugend" hervor, daß die Spielenden bei der Aufführung, obgleich er die Dramen im reinen Hochdeutsch geschrieben hat, ihre Mundart entweder ganz beibehalten oder das Hochdeutsch mundartisch färben sollten, wodurch sich Alles lebendiger und natürlicher gestalten würde. Bloß bei fürstlichen Personen könne man das „gezwungene Hochdeutsche" passiren lassen, weil sich die Zuschauer, die noch keine Fürsten hätten reden hören, sich „etwas ungemeines" dabei einbilden könnten. Trotz diesen wesentlichen Mängeln hätte das deutsche Drama doch mit Weisen eine gesunde Entwickelung beginnen können, wenn ihm nicht durch Gottsched die französische Weise entgegengesetzt und das volksthümliche Element, das in Weisens Spielen unverkennbar durchbricht, vernichtet worden wäre.

Unter den verschiedenen dramatischen Gattungen, welche Weise bearbeitete, stehen die biblischen Stücke am tiefsten, und es sind auch nur wenige derselben gedruckt worden. Nicht mit Unrecht glaubte er, daß sich die biblischen Stoffe, unter welchen er jedoch die aus dem Neuen Testamente aus religiösen Gründen vermied, zur dramatischen Bearbeitung deswegen vorzugsweise eigneten, weil ein Jeder schon im Voraus wisse, worauf er zu achten habe; aber gerade diese Stoffe gelangen ihm am wenigsten, weil er in ihnen aus zu großem Streben nach Natürlichkeit unnatürlich wurde, da er, um Personen und Zustände treu nach der Wahrheit zu schildern, dieselben aus seiner Zeit entnahm, und hiedurch die historische Wahrheit in allzugreller Weise verletzte. Dies gilt auch zum Theil von seinen historischen Dramen, bei welchen wir nur zu bald gewahr werden, daß er die größere Welt nicht kannte, was er übrigens selbst lebhaft fühlte; denn was er in der Vorrede zu seinem „Zittauischen Theatrum" zunächst mit Rücksicht auf die adelige Jugend sagte, daß „die Schule ein schattichter Ort sei, da man dem rechten Liechte selten nahe komme", bezog er ohne Zweifel auch auf sich und seine dramatischen Arbeiten. Diesem Mangel an Kenntniß der größeren Welt ist es denn auch vorzüglich zuzuschreiben, daß seine Helden und fürstlichen Personen, wenn sie auch „gezwungen hochdeutsch" reden, doch den rechten Ton nicht recht treffen können, der ihrem Stande oder den wichtigen Verhältnissen zukommt, in welchen sie auftreten. Dazu kam, daß er, was

*) „Was auch von Schäfern und Engeln deswegen eingemischet ist, daß rechtschaffene Leute ihre kleine Kinder dabey wissen und ansehen mögen, daß kan nach Belieben ohne Abgang einiger Action ausgelassen werden. Ja weme es an mehreren Personen ermangeln möchte, der könnte in der mitten manche Scene weniger machen." (Vorrede zu „Jacobs doppelter Heyrath".)

schon angedeutet wurde, durch sein Streben nach Natürlichkeit eingeengt, die Höhe der Tragödie nicht erreichen konnte. Bei alle dem gehören seine historischen Stücke zu den besseren der Zeit und unterscheiden sich durch die Wahl der Stoffe sehr zu ihrem Vortheil von denen seiner Vorgänger Gryphius und Lohenstein, welche, wie wir wissen, beinahe ohne Ausnahme nur Stoffe aus der römischen, byzantinischen oder türkischen Geschichte bearbeiteten, während Weise sie aus der näher liegenden Zeit entnahm und z. B. die Geschichte des Masaniello, der Marschälle Biron und d'Ancre, des böhmischen Königs Wenzel, des spanischen Ministers Olivarez dramatisch behandelte. Wie überhaupt, so strebte er ganz besonders in seinen geschichtlichen Stücken nach vielseitiger Handlung, und er bildete auch darin den entschiedensten Gegensatz zu Gryphius und noch mehr zu Lohenstein, daß er die langen Reden und rhetorischen Abschweifungen vermied und nicht bloß einerseits die antiken Chöre wegließ, sondern auch andrerseits nach der Weise des Volksschauspiels selbst in die rein tragischen Stücke komische Personen und Scenen einflocht. Die lustige Person behielt er jedoch nicht bloß deswegen bei, weil sie sich auch in den antiken Dramen vorfand („die leichtfertigen Sklaven waren doch nichts Anderes als leibhaftige Pickelhäringe"), sondern auch aus dem Grunde, damit „die satyrischen oder auch klugen Bemerkungen der Zuschauer während des Spiels ein Organ hätten". Das tüchtigste von seinen Trauerspielen ist das „Von dem Neapolitanischen Haupt-Rebellen Masaniello", in welchem sich, wie Lessing sagt, „des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von Shakspearischem Genie finden", ein Urtheil, das übrigens auch mehr oder weniger von allen seinen besseren Stücken, und nicht bloß von dem „freien Shakspearischen Gang" in der Anlage, sondern auch von der Ausführung einzelner Scenen gilt.

Weisens Talent tritt aber in den Dramen, die er „freie Stücke" nennt, am entschiedensten hervor. Diese mußten ihm schon deswegen am besten gelingen, weil er in ihnen weniger aus den gewöhnlichen, ihm bekannten Lebensverhältnissen heraustrat, und die Natürlichkeit der Darstellung und Sprache den Stoffen und Personen angemessen ist. Unter diesen Stücken sind, wie übrigens kaum angedeutet zu werden braucht, das gereimte Singspiel („die betrübte und getröstete Galathee") und die allegorischen Stücke*) am unbedeutendsten und werden von den Lust- und Possenspielen weitaus übertroffen, in denen der Reichthum an Erfindung im Allgemeinen und an heiteren Einfällen insbesondere gleich rühmenswerth ist. Um wie viel reicher er in dieser Hinsicht selbst als Gryphius ist, beweist die Vergleichung seines Nachspiels von Peter Squenz mit der bekannten Posse seines Vorgängers. Es war schon ein gewagtes Unternehmen, mit einem der besten Stücke des berühmten Dichters wetteifern zu wollen; aber man muß gestehen, daß Weise den Wettkampf glücklich bestanden und in Erfindung und Ausführung gleiche Selbstständigkeit bewahrt hat.

*) Außer der schon erwähnten „Complimentir-Komödie" das Spiel „Vom dreyfachen Glück", welches das allmähliche Wachsthum der Stadt und Universität Leipzig darstellt, und ein Zwischenspiel im „Niederländischen Bauern", das den eigenthümlichen Entwickelungsgang des Herzogthums Burgund veranschaulichen soll.

Schon darin unterscheidet sich sein Peter Squenz von dem des Gryphius und von dem Zwischenspiele des Shakspeare, daß ein Concurs für das darzustellende Schauspiel eröffnet wird, wozu sich nicht weniger als dreizehn Mitbewerber einfinden. Die von ihnen gewählten Stoffe sind nicht weniger ergötzlich, als die Gründe, die sie bei der Wahl geleitet haben. Der Blasebalgtreter Steffen Thats hat ein Gespräch zwischen den vier Winden aufgesetzt, die dem Wandersmann den Mantel nehmen wollten; ein ehemaliger Landstreicher, Melcher Tummernix, hat die Geschichte vom verlornen Sohn in ein Spiel gebracht, weil dieser bei seiner Schweintreiberei nicht viel besser gewesen sei als ein Vagabund; der Sackpfeifer und Vogelsteller Detlef Ziegenschwanz hat eine musikalische Opera von der verliebten Schäferin verfaßt, die er mit sieben Personen auf seine eigne Hand ohne Adjuvanten in seine Sackpfeiffe agiren könne; dagegen hat dem Todtengräber Kilian Schwalbennest die Geschichte vom Daniel in der Löwengrube am besten zugesagt, weil er die Grube ohne alle Hülfe selbst zu machen im Stande sei. Der Otterfänger Alexander Wunderlich hat die Legende von dem Ritter St. Georg gewählt, weil er am besten wisse, wie der Drache zu tödten sei, und der Kirchschreiber Bonifacius Lautensack hat wegen seiner Profession ein geistliches Stück erwählt, nämlich die Geschichte von dem alten Tobias und der Schwalbe u. s. w. Auch die Art und Weise, wie die Wahl des Stücks vor sich geht*) und die Rollen vertheilt werden, ist lustig und trotz der größeren Anlehnung an Gryphius doch selbstständig genug (1). Ehe die Aufführung vor sich geht, kommt noch manche ergötzliche Scene wegen der Rollenvertheilung vor; bald macht sich ein Schauspieler aus dem Staube, bald melden sich neue, die doch auch eingereiht werden müssen, und der arme Bonifacius, dessen Stücke die Ehre der Aufführung zu Theil geworden war, und dem daher die Leitung des Ganzen zukam, geräth schon vor der Aufführung in Verzweiflung, noch mehr aber bei der Aufführung selbst, die nicht selten durch Prügeleien der Schauspieler unterbrochen wird, so daß sie gar nicht zu Ende kommen kann. Damit schließt der dritte Act, und der Dichter hätte auch das ganze Stück damit schließen sollen, denn die zwei folgenden Aufzüge bewegen sich um unbedeutende, zum Theil nur ganz äußerlich mit der Hauptsache zusammenhängende Dinge, welche leicht in einer oder zwei Scenen hätten zusammengedrängt werden können.

Das Lustspiel „Von der verkehrten Welt" ist, obgleich es an Personen und mannigfaltigen Situationen überaus reich ist, doch mit großer Sicherheit durchgeführt. Den Gedanken hat der Dichter aus den, auch jetzt noch vorkommenden, die verkehrte Welt darstellenden Bildern entnommen, und er hat den Stoff, der jeder dramatischen Behandlung zu widerstreben scheint, mit vielem Glücke verarbeitet. Auch hier ist er reich an glücklichen Einfällen und heiterem Witze, und einige Situationen sind durchaus ergötzlich, z. B. wenn sich der Großvater in die Wiege legen muß und ihn der kleine Enkel schaukelt, oder ein Dieb den Richter ins Gefängniß stecken läßt, und Entschädigung verlangt und erhält, weil

*) S. unten. Diese Stelle ist gewiß eben so gut als das berühmte: „Monsieur Josse, vous êtes orfèvre etc." von Moliere, der den deutschen Dichter nur durch die freilich weit gebildetere Sprache übertrifft.

dieser ihn nicht an dem durch das Urtheil festgesetzten Tag hat henken lassen. — Das bedeutendste Stück dieser Gattung ist aber ohne Zweifel der „Bäurische Machiavellus“, in welchem er, wie er selbst an einer Stelle der Absurda Comica sagt, „unter einem geringen Bilde Alles vorstellen wollte, wie man zu Hof und sonsten in der Welt einander um das politische Glücke zu betriegen pfleget“. Noch näher entwickelt er seine Absicht im ersten Aufzug oder eigentlich dem Vorspiel. Die Tugendhaften und Redlichen klagen dem Apollo, daß Treue und Wahrheit aus der Welt verschwunden sei, seitdem Macchiavelli sein berüchtigtes Buch vom Fürsten geschrieben habe. Dieser rechtfertigt sich, er behauptet, sein Buch sei eine Satyre und von den Leuten mißverstanden worden; übrigens sei das, was man jetzt Macchiavellistisch zu nennen pflege, zu allen Zeiten in der Welt gewesen, und werde auch bei Leuten angetroffen, die sein Buch gewiß nicht gelesen hätten. Apollo beschließt deshalb, Commissarien auszusenden, welche untersuchen sollen, ob es sich wirklich so verhalte. Nun führt uns der Dichter in den Flecken Querlequitsch, wo die Stelle eines Pickelhärings erledigt ist. Bei der Wiederbesetzung derselben werden die mannigfaltigsten Intriguen gespielt, an denen alle einflußreichen Bewohner des Fleckens mehr oder weniger Theil nehmen, deren Seele aber der Cantor, Schulmeister und Consulent Scibilis ist. Die Intriguen durchkreuzen sich, und bald ist dieser Mitbewerber und sein Anhang, bald jener in Vortheil, bis wieder neue Ränke die Sache völlig umgestalten. Alles wird in Bewegung gesetzt, Bestechung, Kuppelei, Lügen, Verläumdungen, Schmeicheleien, selbst der Einfluß der Frauen, des Geistlichen und des regierenden Junkers; und wir haben ein vollständiges Bild des Unwesens an den damaligen kleinen und größeren Höfen mit ihren Intriguen, oder auch in den Reichsstädten mit ihren Kabalen, obgleich der Dichter keinen Augenblick aus den engen Verhältnissen von Querlequitsch mit der Wahl des Pickelhärings herausfällt. Am Ende bringt Scibilis mit seinem Candidaten, der seine Tochter zu heirathen versprochen hat, durch, weil es ihm gelingt, allen Schlingen zu entgehen, die ihm gelegt werden, und seinen Gegnern Fallen zu legen, in denen sie sich endlich fangen. Wir stehen nicht an, auszusprechen, daß dieses Lustspiel, welches mit der Freisprechung Macchiavellis von der gegen ihn erhobenen Anklage schließt, in Anlage, Erfindung, Composition und Lebendigkeit der Entwickelung wenig zu wünschen übrig läßt, und jedenfalls eine der besten deutschen Komödien ist, die mit geringen Veränderungen noch heut zu Tage mit Glück auf die Bühne gebracht werden könnte. Dies ist wirklich mit einem andern Stücke des Dichters geschehen, mit der „Triumphirenden Keuschheit“, welche von Halling unter dem Titel „Floretto“ neu bearbeitet worden ist. Ohne den „Bäurischen Machiavell“ zu erreichen, hat dieses Lustspiel einzelne vortreffliche Stellen, die dem größten Dichter zur Ehre gereichen würden, und in ernsten, wie in komischen Situationen sprühen uns öfters, um mit Lessing zu reden, Funken von Shakspearischem Genie entgegen*). Freilich stehen solche Stellen oft mitten unter andern, welche wegen ihrer gehäuften und gesuchten Bilder eher von Lohenstein eingegeben zu sein scheinen, wie denn dieses Stück auch eines seiner ältesten ist, da es schon im J. 1668 gedruckt erschien. Zu seinen besseren Stücken gehört endlich auch das Lustspiel vom „Niederländischen Bauern“, welches die allbekannte, von orientalischen und abendländischen Schriftstellern, unter Andern auch von Shakspeare als Vorspiel zu der Kaiserin Zähmung bearbeitete Geschichte nicht ohne Eigenthümlichkeit und Geschick selbstständig behandelt.

Aus der „Absurda Comica“.

Erster Handlung Funffzehnder Aufftrit.

Robert, Sieghart, Gräfliche Hoff-Räthe; **Bonifacius** Lautensack, Kirchschreiber zu Bettelrode; **Pancratius,** sein Sohn; **Veit** Habermuß, Avisen-Sänger und Zeitungs-Schreiber zur Habnenbeisse, ein langer Kerle mit einem grossen Bart; **Detlef** Ziegenschwantz, Sack-Pfeiffer und Vogelsteller zu Plumpenau; **Stephen** Thats, Blasebalg-Treter zu Lemmerswalde, ein kleiner Kerle; **Melcher** Tummernix, **Cantor** zu **Querlequitsch; Grolmus** Wetterhahn, Glockenleuter zu Rumpelskirche; **Kilian** Schwalbennest, Todtengräber zur Eselswiese, redet als ein Bauer; **Peter** Meffert, Kartenmacher zum Jachandelberge; **Alexander** Wunderlich, Otterfänger und Thyriacks-Krämer zu Purlewitz; **Merten** Fuchs, Sterngucker, Calendermacher und Wein-Visirer zu Ochsenfurt; **Nicodemus** Leyermann, wolverdienter Siegelgräber, Bildschnitzer, Korb- und Sandseigermacher auff der Lausche, ein alter Kerl im grauen Barte; **Fabianus Fabiani, Tobiæ Filius, Pædevterii Zitschdorfensis Collega Prima; Cursi,** der Cantzley Diener.

Rob. Nun ihr lieben Freunde, ihr seyd alle insonderheit verhöret worden, und es ist an dem, daß ein jedweder eine Wunder-schöne Comœdie geschrieben hat: Allein weil mein gnädigster Herr nur eine Comœdie zu sehen verlanget, so wird es uns schwer fallen, daß wir eben die beste Comœdie erwehlen.

Bon. Ihr wolweise Magnificentzen werden noch wol wissen, was ich gesagt hab: so hier geredet und niemanden was zu Leide nachgesaget, ich bin wol der beste, und also wird meine Erfindung nicht die schlimste seyn.

Veit. Derowegen können wir uns eben so viel mit unsern Künsten einbilden: wenn wir unsere Briefe auf die Wage legten, wer weiß, wer die schwersten Buchstaben gemacht hat.

Det. Ihr lieben Leute, stellt doch alles dem gnädigen Herrn anheim; so lange wir streiten, so wird ein jeder Schäfer seine Keule loben.

---

*) So sagt die Gräfin Clarissa, als sie den spröden Floretto durch den Anblick ihrer Schönheit besiegen will: „Was der unberedte mund nicht hat vollbringen können, soll dieser schneeweiße Leib durch seine stumme wohlredenheit bey dir verrichten. Schickt euch, ihr verliebten gliedmassen, zu aller ersinnlichen annehmlichkeit! ihr verliebten minen, ihr entzückten vorstellungen, spielt eure krafft zusammen und begeistert mein vornehmen durch eine liebselige empfindlichkeit! Ach, Floretto, wo verzeuchst du?“

Unter den vielen trefflichen Reden des Pickelhärings wollen wir nur folgende anführen. Als er aus dem Gefängnisse geholt wird, grüßt er die Zuschauer: „Ihr ehrlichen leute, seyd ihr noch da? ich erfreue mich einer guten gesundheit. Gehts euch noch wohl dadrunen? O ich bin gantz entzückt, als wenn ich aus einer andern welt käme. Fürwahr, wann ich nicht so eben wüste, daß ich im hunde-loche gestecket hätte, ich meynte, ich wär gar im nobiß-kruge gewesen. Es ist keine kröte und schlange auf dem erdboden, die nicht brüderschafft mit mir gemacht hat. Die eyderen haben unter meiner hals-krause junge ausgebrüt, und die widhoffe baute mir das nest gar ins maul; ich habe die strümpfe stets mit einer blind-schleiche zagebunden, und wann mir ein hosen-nestel fehlte, rieß ich nur einer grossen ratte den schwantz ab. Die fledermäuse waren meine schu-rosen, und um die hosen hingen mir lauter ottergezüchte, als wann es frantzösisch mode-band wär.“

26*

Rob. Nun, wisst ihr einen Vorschlag, wie wir aus der Sache kommen sollen?

Det. So weit kömmts. Ein jedweder wil das beste Lob verdienet haben.

Rob. Das wissen wir ohn dem wol. Ihr sollet einen Vorschlag thun, wie die beste Comœdie durch eine gute Probe könte ausgelesen werden.

Bon. Ich halte davor, man gebe sie dem gnädigsten Herrn hin: er ist ein verständiger Herr, und er dürffte die Sache nur einmahl lesen, so dürffte sichs bald weisen, wer sich am besten dürffte sehen lassen.

Steph. Ey! so ein vornehmer Herr hat eben Zeit, daß er die Briefe durchlieset; es wäre besser, wir nehmen einen Blasebalg, und bliesen drunter; wenn das leichte weggeflogen wäre, so würde das beste wol liegen bleiben.

Veit. Ich dachte, wir solten eine Wurfschauffel oder eine Futterschwinge nehmen; seht, welche am besten geschrieben ist (bleibt gewiß darinnen).

Melch. Ich habe mein Tage viel Narren-Possen gesehen, die zierlich geschrieben sind. Hengt die Comœdien alle an die Lufft; die der Wind am ersten wegführet, die ist gewiß die schlimste.

Grol. Ich dächte, wenn man eine Comœdie nach der andern an den Glockenstrang bindete, und liesse hernach läuten, bey welcher die Glocke am schönsten klänge, die müste auch wol die schönste seyn.

Kil. Ich, als ein Todtengräber, gedachte so: wen man den Plunder in die Erde verscharrete, welche hernach am ersten verfaulete, die müste wol die schlimste seyn.

Pet. Gebt eine Karte her, wir wollen drum spielen: wer den blaumäntlichten Scherwentzel kriegt, dessen Comœdie sol die beste seyn.

Alex. Gebt mir nur die Zettel zusammen: von welchen meine Ottern sterben, die werden gewißlich die kräfftigsten seyn.

Mert. Wir wollen im Kalender sehen: welche Comœdie im besten Zeichen gemacht ist, die wird unserm Herrn auch am gesündesten seyn.

Nic. Ich habe meinen Sandseiger bey mir; da last ein groß Glaß herum gehen, wer es am geschwindesten außtrincket, daß im Seiger der meiste Sand drinnen bleibet, der mag den Vogel abgeschossen haben.

Fab. Wir wollen darnach sehen, wer am meisten Latein eingemenget hat.

Curs. Ihr Herren, wenn ich einen Vorschlag thun darff, so wil ich mit einem guten Rathe darzwischen kommen. Ich habe einen Hund, der hat einen so subtilen Geruch, daß er flugs errathen kan, welcher Mann vornehmer ist, als der andere. Denn wenn unser Gerichts-Schultze kömt, so webelt er allemahl mit dem Schwantze zehn mahl; aber wenn der Thürwärter kömt, so liesse er sich eher todt schlagen, ehe er mit dem Schwantze mehr als zwey mahl webelte. Legt die Sachen nach einander hin: bey welcher Comœdie er am meisten webeln wird, dieselbe muß unstreitig die beste seyn.

Rob. Der Vorschlag ist nicht uneben: wo der Hund da ist, so wird der Art bald ein Stiel gefunden werden.

Fab. Ich sage mich loß. Der Hund verstehet nicht lateinisch. Ja wenn es Lycisca wäre apud Virgilium, so wüste ich wol, wer die andern abstechen solte.

Nic. Ey, die Hunde haben nur eine Sprache. Denn wie die Sprachen sind verwirret worden, da blieben die Hunde bey ihrer Stimme, einmahl wie das andere.

(Die Comœdien werden hingelegt, an dieselbe, die Bonifacius gemacht hat, wird ein Stücke Fleisch gebunden.)

Curs. (Bringt den Hund und locket ihn, biß er des Fleisches gewahr wird, und die Comœdie damit auffhebet, also nimt er ihm das papierne Zeug.) Meine Herren, der Hund hat nicht alleine gewebelt, sondern hat auch den Brief mit dem Munde selber auffgehoben.

Rob. Es ist ein verständiger Hund; ich halte immer, es ist einmahl ein Schatzgräber darein verbannt worden. Doch es bleibe darbey: Herr Bonifacius Lautensack, wolbestallter Kirchschreiber zu Bettelrode, sol seine Comœdie von Tobia und der Schwalbe noch heute diesen Tag vor der gnädigsten Herrschafft præsentiren.

Bon. Ihr wolweise Magnificentzen haben ja großen Danck, daß sie mir durch ein so gnädiges Urtheil zu statten kommen. Aber sol ich die Personen anderswo herbestellen?

Rob. Nein, es sollen die andern ehrlichen Leute nicht ausgeschlossen seyn; schreibet alle Personen auff einen Zettel und loset drum: wer eine kriegt, der sol sie auch behalten bey Vermeidung eines schweren Einsehens.

Bon. Die Personen dürffen nicht abgeschrieben werden; ich wil mir meinen Zettel da zerreissen. Aber die Personen möchten nicht rum reichen, darff ich hernach etliche Adjuvanten nehmen?

Rob. Das stehet euch frey; nur nehmet solche Leute, davon die andern keinen Schimpff haben.

Bon. Ach nein, es sind alle gar ehrlicher Leute Kinder: einer ist dabey, dem ist der Vater 14 Tage zuvor gehangen worden, ehe er ist auff die Welt kommen. Aber ich will nicht hoffen, daß er deßwegen an einer solchen Sache könte gehindert werden. Aber darff ich mir nicht eine Person außlesen? Ich bin der vornehmste, und also wäre ich gern der König zu Ninive.

Rob. Durchaus nicht! ihr habt Ehre genung, daß eure Comœdie gespielet wird: nun muß allerdings drum geloset werden.

Bon. So wil ich nur die Personen zuvor ablesen. Erstlich zwey Leuchter anstatt der Prologum und Epilogum.

Rob. Warum sollen sie die Leuchter seyn?

Bon. Es ist doch auff dem Theatro finster, so setzen sie die Lichter auff die Köpffe, und kommen zuerst heraus, gehen zuletzt hinein, so bleibet es immer lichte.

Rob. Nun, es mag seyn! leset weiter!

Bon. Zwey Musicalische Schäfer, der König zu Ninive, der alte Tobias, seine Frau, der junge Tobias, der Engel, die Leiche, die Wand, die Banck.

Sigh. Sind das alle Personen?

Bon. Man verachte mir meine Invention nicht, biß sie an das Tagelicht kömt! Ferner die Schwalbe, die Ziege, der Hund; nebst diesen die Musicanten von Vocalibus und Instrumentalibus.

Sigh. Wer sol nun die Zettel außtheilen?

Bon. Ich habe meinen Sohn drauffen, der ist unpartheyisch. Pancratien komm herein, du kriegst was zu thun!

Panc. (komt) Was sol ich thun, mein Vater?

Bon. Da hastu Zettel, gehe herum und theile sie aus! Von den übrigen magstu auch einen behalten.

Panc. Ich verstehe es schon, was ich thun soll. (Er geht zu Robert) Gestrenger Herr, einen Zettel!

Rob. Ich bedancke mich, ich spiele nicht mit.

Bon. Du tummer Schelm, machstu doch eine Sau, ehe die Personen außgetheilet werden. Komm doch, und mache bey mir den Anfang!

Panc. Der Herr verzeihe mir zwar! (Er theilet sie mit grossen Reverentzen aus. Sie machen die Zettel auff, einer nach dem andern tritt mitten auff den Platz und nennet seine Person.)

Bon. Ich kriege eine Haupt-Person, ich bin der Leuchter.

Steph. Ich bin auch kein Narr, ich kriege den alten Tobias.

Veit. Was werd' ich machen? ich bin des alten Tobiß seine Frau.

Melch. Ich bin der andre Leuchter.

Det. Ich habe keine Haupt-Person: ich bin die Banck, da setzt sich wol keiner mit dem Kopffe drauff.

Grol. Und ich bin die Wand. Macht mir nur das Schwalbennest nicht zu schwer, sonst werffe ich den garstigen Vogel aus dem Neste.

Pet. Nun mit Züchten zu melden, ich bin die Schwalbe. Herr Bonifacius mags verantworten, wo meine Action was mit bringt.

Kil. Je nein, je nein! kömt die Person an mich? je, daß mir nicht die Ehre weg kömt: ich bin der Engel.

Alex. Ich bin ein singender Schäffer.

Mert. Ach, ich armer Mann, wie komme ich zu dem Unglücke? ich bin der König! Wer wird mir einen Scepter leyhen? Ich muß doch die Küh-Hirtin bitten, daß sie mir ihr Ueberrücke in die Hände giebt.

Nic. Nun das Glücke theilt seine Gaben wunderlich aus: ich bin der junge Tobias.

Fab. Ich habs am besten! meine Person hat gewiß nicht viel zu reden, denn ich bin die Leiche.

Panc. So viel als ich aus dem Zettel sehe, so bin ich die Ziege.

Bon. So fehlt uns noch der Hund und ein Schäfer; die wollen wir schon zusammen kriegen.

Rob. Wegen der Kleider werdet ihr nun wissen, Anstalt zu machen; heute auf den Abend geht die Comœdie fort.

Sigh. Doch das sey euch bei Straffe eingebunden, daß keiner zum Zancke Anlaß giebt, noch viel weniger, daß einer den Herrn Director beschimpfft oder verachtet! Es heist eine Comœdie, das ist, es sol friedlich zu gehen. (Geht ab.)

Nic. Ich wil gerne sehen, wo wir alle Kleider werden her kriegen.

Bon. Ey, zum S. Velten, es geschicht bey Lichte, da nimt man alles nicht so genau. Man sieht wol ehe einen Esel vor ein Carnickelgen an. Den Leuchter wil ich schaffen.

Steph. Aber was hat der alte Tobias?

Bon. Einen feinen Schlaff-Peltz, und auff dem Kopffe eine Schlaff-Mütze. Denn alte Leute halten sich gerne warm.

Veit. Wo krieg ich denn Weiber-Kleider?

Bon. Die gantze Welt ist voller Weiber: da wil ich schon Rath schaffen.

Detl. Aber wo krieg denn ich Kleider, daß ich aussehe, wie eine Banck? Ich werde mich nimmermehr lassen mit Bretern verschlagen.

Bon. Es ist die Banck, da der alte Tobias drauff geschlaffen hat: wickelt euch in einen Teppicht, und legt euch dahin, so seyd ihr fertig.

Grol. Und ich bin die Wand; ich werde mich wol beym Mäuer weissen lassen,

Bon. Ach nein, der König besuchte den Tobiam; er hat wol die Vorhänge von dem Bette genommen und um die Wand gehangen. Ich wil schon sehen, daß ich euch putzen lasse; um das Schwalben-Nest dürfft ihr auch nicht sorgen.

Pet. Aber wie lange sol ich mich in den Federn herum weltzen, biß ich zur Schwalbe werde?

Bon. Zwey Gebund Flederwische thun vil. Die Leute wissens doch wol, daß ihr nicht die rechte Schwalbe seyd.

Kil. Wenn ich der Engel bin, so werd ich wol mein schwartz Ehren-Kleid anziehen?

Bon. Die guten Engel gehen auch in schwartzen Kleidern. Ein weiß Hembde, ein roth Band, ein geneht Schnuptuch um den Halß, eine gestrickte Haube vors Gesichte, und einen Krantz auff dem Kopff, einen grünen Zweig in der Hand, so gehen sie in unsern Dorffe, wenn S. Merten und S. Andres zum Kindern kömt. Aber ich wil alles schaffen, was der Schäfer, was der König und was die andern haben sollen. Ich wil die Ziege schicken, und wenn ich ihr ein Kalbfell um den Leib wickeln solte. Dem Hunde geb ich einen alten Besen, daß er damit wedelt: es ist alles gut. Komt nur und schreibt die Personen ab, daß wir mit dem Außwendiglernen zurechte kommen: die Zeit ist kurtz und der Sorgen sind viel.

Det. Das weiß ich wol; ohne Ferckel wirds nicht abgehen. Wer die Comœdien gemacht hat, der mag uns Einschlag geben, wie wir zurecht kommen.

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Was der poetischen Sprache des vorliegenden Zeitraums den größten und sehr oft den alleinigen Werth verleiht, die Reinheit, das fehlt der Prosa beinahe durchgängig; sie erhebt sich nicht nur nicht aus dem Verfall, in den sie schon gegen das Ende der vorigen Periode gesunken war, sie sinkt vielmehr immer tiefer herab, so daß sie endlich in die vollständigste Auflösung geräth. Die fremden Wörter und Redeweisen, auf deren allmähliches Eindringen am Ende des 16. Jahrh. und am Anfange des 17. wir schon aufmerksam gemacht haben, wurden nun massenhaft in die Sprache eingemischt, und es wurde dies so sehr zur Mode, oder vielmehr zur andern Natur, daß selbst solche Schriftsteller, welche die Reinheit der Sprache in der Poesie mit aller Entschiedenheit verfochten, sich in der Prosa die geschmackloseste Mischsprache erlaubten, und nur Wenige, unter diesen Zesen, sahen auch mit lobenswürdiger Eifersucht, aber in der schon bezeichneten unpassenden und nicht weniger geschmacklosen Weise (S. 223) auf die Reinheit der prosaischen Sprachdarstellung. So traurig und verderblich aber diese Unsitte schon an sich war, so hatte sie noch weitere höchst nachtheilige Wirkungen. Denn da durch die Einmischung der fremden Wörter der Sinn für den Wohllaut der Sprache allmählich vernichtet wurde, so verschwand endlich auch alles Gefühl für die rhythmische Bewegung des Satzes, und man verirrte sich nun in geschmacklose Nachahmung des lateinischen Periodenbaues, wodurch die Darstellung breit, weitschweifig, unbeholfen und unklar, ja oft völlig unverständlich wurde, besonders wenn man sich zugleich bestrebte, die galanten Redeformen der Franzosen nachzuahmen, was mit einer solchen Plumpheit und Geschmacklosigkeit geschah, daß man sich nichts Entsetzlicheres denken kann, und sich der damalige Styl, namentlich in Staatsschriften und Briefen, mit nichts Anderem vergleichen läßt, als mit dem Styl unserer neuen philosophischen Schriftsteller.

In einer solchen Sprache mußte begreiflich der beste Gedanke rettungslos verloren gehen, er mußte sich ausnehmen, wie ein Apollo in einer Allongeperücke oder eine Venus in einem Reifrocke; das leichte Spiel des Witzes wurde, in dieser Sprache ausgedrückt, steif und matt, der edelste oder tiefste Gedanke wurde roh und dunkel, die phantasiereichste Auffassung erstarb in der widrigen Form, in die sie gehüllt wurde. So ist es nicht zu verwundern, daß die ganze Zeit uns wenig Erfreuliches darbietet, und daß das wenige Bessere, das wir zu erwähnen haben, in der Masse von Wust beinahe ohne allen Zusammenhang erscheint. Am schlimmsten steht es mit der didaktischen Prosa. In den wissenschaftlichen Werken ist beinahe ohne Ausnahme der Gebrauch fremder Wörter, namentlich lateinischer und französischer, bis auf den höchsten Punkt getrieben, und auch in den Satzformen erkennt man kaum mehr die Natur der deutschen Sprache. Selbst die Schriften, welche sich mit der Sprache beschäftigen, sind davon nicht ausgenommen, und es gibt sogar wohl auch einzelne Schriftsteller, welche in der alamodischen Mischsprache vor derselben warnen. Erst gegen das Ende der Periode erhob sich die didaktische Prosa, wenn auch nicht sehr bedeutend, doch in einer für die Zukunft viel versprechenden Weise aus ihrer

tiefen Versunkenheit, was vorzüglich dem Vorgange des Thomasius zu verdanken ist, der es zuerst entschieden wagte, den Gebrauch der Muttersprache in wissenschaftlichen Forschungen und Schriften zu verlangen. Eben so traurig steht es um die rhetorische Prosa, welche freilich keine Gelegenheit hatte, sich lebenskräftig zu entwickeln. Wenn auch die historische Prosa nicht ganz so tief gesunken ist, und einzelne Schriften eine vergleichungsweise große Reinheit der Sprache darbieten, so können doch auch die besten Erzeugnisse mit den Leistungen der vorigen Periode in keiner Weise verglichen werden, und besonders ist auch hier über den beinahe durchgängigen Gebrauch undeutscher Satzbildungen, über Breite und Unbeholfenheit des Styls zu klagen. Der Roman und die übrigen Prosadichtungen haben sich unter allen prosaischen Sprachdarstellungen am reinsten erhalten; aber auch diese zeigen viele der erwähnten Mängel, und zwar um so mehr, je entschiedener die Schriftsteller nach kunstmäßiger Behandlung strebten, die sich in der Prosa noch mehr, als in der Poesie von der Natürlichkeit und Wahrheit entfernte.

I. Prosadichtungen.

Der Uebergang der Literatur zu den Gelehrten brachte auch in die Prosadichtungen einen großen, einflußreichen Umschwung; an die Stelle der kleineren Erzählungen und Novellen, wie wir sie im vorigen Zeitraum haben kennen lernen, traten nun größere Romane, und die sogenannten Schäfereien, welche zahlreich bearbeitet wurden. Zwar verschwanden die Volksbücher, die volksmäßigen Novellen und Schwänke keineswegs ganz, wie wir weiter unten noch näher besprechen werden; allein sie treten hinter jenen größeren Dichtungen doch ganz zurück und werden zudem von den eigentlichen Trägern der Poesie in dieser Periode, von den Gelehrten, nur selten bearbeitet.

Die Romane beruhten, wie alle Dichtungen der Zeit, auf Nachahmung insbesondere französischer Vorbilder, unter welchen vor Allem der „Amadis aus Gallien" und die eben so zahl- als bändereichen Romane des Fräulein Madeleine von Scudery erwähnt werden müssen. Der „Amadis", über dessen Ursprung wir hier nicht einzugehen haben, war zwar schon im 16. Jahrh. in Deutschland bekannt geworden (Frankf. 1583), allein seine Wirkung zeigte sich erst jetzt in vollem Maße, und zwar sowohl auf die gesellschaftliche Bildung, als auf die Literatur. Es war schon im J. 1593 zu Straßburg eine aus dem „Amadis" gezogene „Schatzkammer schöner Orationen, Sendbriefen, Gesprächen" u. s. w. gedruckt worden, weil der in diesem Roman herrschende Styl in solchen Darstellungen für unübertrefflich und für das wahre Muster der feinen und eleganten Rede gehalten wurde, und so läßt noch Grimmelshausen die „Landstörtzerin Courage" erzählen, daß man ihr den Amadis in die Hände gegeben habe, „um Complimenten daraus zu ergreifen". Wenn sich die vornehme Welt nach diesen Mustern bildete, verfehlten die Dichter von Romanen nicht, ebenfalls in diesem gesuchten und geschraubten Style zu schreiben und ähnliche Reden, Gespräche und Briefe zu drechseln. In anderer Weise entfernten sie sich freilich von ihrem Muster, aber in der That nur scheinbar, und nur in so fern es die Scudery gethan hatte, welche nämlich an der Stelle der Rittergeschichten des Amadis Geschichten aus der alten Welt bearbeitete, hiebei zwar die Verhältnisse, Sitten und die gesellschaftliche Bildung, ja selbst die Charaktere nach denen ihrer Zeit ummodelte, so daß zugleich auch sogenannte Schlüssel erschienen, in welchen nachgewiesen wurde, daß die Personen ihrer Romane eigentlich Zeitgenossen seien, aber auch die Auffassungs- und Darstellungsweise des Amadis noch vielfältig bewahrte, so daß die Römer (Clelia), die Perser (Artamene oder Cyrus) oder die Türken (Ibrahim) sich von den Rittergestalten des Amadis wesentlich nicht unterscheiden. Es erschienen nicht nur Uebersetzungen ihrer Romane, sondern sie wurden auch vielfach nachgeahmt, und die deutschen Nachbildungen tragen ganz den oben bezeichneten Charakter. Sie sind beinahe alle von einer abschreckenden Breite, sie wählen ihre Stoffe aus der alten und orientalischen Geschichte (wie das Trauerspiel), schildern aber ebenfalls unter den fremden Zuständen und Personen häufig Verhältnisse und Charaktere der Zeit, und sie haben daher auch zugleich die Absicht, zu belehren, eine Absicht, die oft in breiten Auseinandersetzungen jeglicher Art nur zu deutlich hervortritt. Aehnliche Werke, die zum Theil durch die der Scudery hervorgerufen worden waren, finden sich auch bei andern Völkern, und auch diese wurden den Deutschen durch Uebersetzungen zugeführt, und es ist als stets bereiter Uebersetzer der schon erwähnte Freiherr J. W. von Stubenberg (S. 235) zu nennen, der eine große Zahl französischer und italienischer Romane in die Muttersprache übertrug („Eromena", 4 Thle. „Clelie", 8 Thle. u. s. w.). Diese Gattung, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Heldenromane begreift, wurde vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich, in der ersten Hälfte des Zeitraums bearbeitet; in der zweiten Hälfte wurden sie aber durch die politischen und galanten Romane verdrängt, die theils wirkliche, theils erdachte Staatsverhältnisse darstellten, in welche seltsame und willkürlich erfundene Liebesgeschichten eingeflochten waren. Aber auch in diesen Romanen wurden nur selten deutsche Zustände geschildert; das Ausland hatte für männiglich so viel größeren Reiz, daß die Dichter mit Rücksicht auf die Wünsche ihrer Leser die Scenen gewöhnlich in fremde Länder verlegten, nach Spanien, Italien, Frankreich, Ungarn, ja selbst nach Asien und Afrika. So wenig künstlerischen Werth die Heldenromane auch haben, so stehen sie im Ganzen doch weit höher, als die politischen und galanten Romane, und die bessern Dichter Philipp von Zesen, Andr. Heinr. Buchholtz, Hans Jak. Christoff v. Grimmelshausen, Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, Dan. Casp. von Lohenstein und Heinr. Anselm von Ziegler und Klipphausen haben beinahe ausschließlich die erstgenannte Gattung bearbeitet. Unter den übrigen Romanendichtern haben wir noch folgende zu erwähnen: Der uns schon bekannte Dietrich von dem Werder übersetzte im J. 1644 die „Diana", von Loredano, welche jedoch dadurch einige Selbstständigkeit erhielt, daß er ihr in Form einer Episode die Geschichte des 30jährigen Kriegs einfügte. Christian Wilhelm Hagdorn, Oberst in dänischen Diensten und 1670 Gesandter in Spanien, schrieb einen zur Zeit beliebten Roman unter dem Titel:

„Aeyquan, oder der große Mogul, eine Chinesische Raths- Kriegs- und Liebs-Geschichte" (Amst. 1670), welcher jedoch nichts Anderes ist, als eine Uebersetzung der Cassandra von Calprenede; und beinahe die einzige Veränderung, die Hagdorn vorgenommen, besteht darin, daß er die Begebenheiten aus der griechisch-macedonischen in die chinesische Geschichte verlegt. Weit berühmter als diese und als die „Makarie" von H. Arn. Stockfleth (im Blumenorden „Dorus") wurde der unermüdliche Vielschreiber Eberhard Werner Happel (aus Marburg 1648—1690), dessen zahlreiche Romane große Verbreitung gehabt zu haben scheinen, und der alle möglichen Zeitverhältnisse, ja selbst Reisebeschreibungen, in meistens dickleibigen Büchern zu Liebes- und Heldengeschichten verarbeitete. So war damals durch die Jesuiten die Aufmerksamkeit auf China gezogen worden; daher schrieb er den „Asiatischen Onogambo, darin der jeztregierende große sinesische Kaiser Xunchius als ein umschweifender Ritter vorgestellet, dessen und anderer asiatischen Liebesgeschichten, Königreiche und Länder beschrieben werden" (Hamb. 1673), und im „Insulanischen Mandorell" (Ebd. 1682) gab er eine „geographisch-historische und politische Beschreibung aller Insulen in einer Liebes- und Heldengeschichte". Ja er verfiel sogar darauf, die merkwürdigen Begebenheiten der einzelnen Jahre in Geschichtsromanen darzustellen, und so sind der „Italienische Spinelli", der „Spanische Quintana", der „Französische Cormantin", der „Ottomanische Bajazet", der „Deutsche Carl", der „Engelländische Eduard", der „Bayerische Max", der „Sächsische Wittkind" und der „Schwäbische Ariovist" nichts Anderes als Erzählungen der Zeitgeschichte in den Jahren 1685—1693, in welche seltsame, aber auch langweilige Liebeshändel roh und willkürlich eingeflochten sind. Einigen Werth hat nur sein „Akademischer Roman" (Ulm 1690), theils weil er darin allerlei Züge aus dem akademischen Leben seiner Zeit mittheilt, theils aber und vorzüglich deswegen, weil er viele einzelne Volkssagen und Schwänke erzählt, welche durch ihn der Vergessenheit entrissen wurden. Manche derselben mag er aus dem Munde des Volks entnommen haben, die meisten derselben hat er aber ohne Zweifel aus älteren Büchern geschöpft, wie er denn eine nicht geringe Kenntniß der älteren Literatur, namentlich der volksthümlichen, gehabt haben mag, wie wir denn schon zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, daß er sogar einzelne Schriften Fischarts kannte (II, 87). Von noch geringerem Werth sind die Romane von Joachim Meier, dessen „Durchlauchtige Römerin Lesbia alle Gedichte des berühmten Poeten Catullus in einer anmuthigen Liebesgeschichte vorstellt" (Lpz. 1690), und von August Bohse aus Halle, zuletzt Professor in Liegnitz (1661—1730), der unter dem Namen „Talander" an 20 Liebes- und Heldengeschichten theils selbst verfaßte, theils übersetzte, die einander an Geschmacklosigkeit übertreffen, was auch von den Romanen des uns schon bekannten Menantes, oder vielmehr Christian Fr. Hunold (S. 368) gilt, die ein getreues Abbild seines zwar vielbewegten, aber zerrissenen und zum Theil in Gemeinheit zugebrachten Lebens geben. Am berühmtesten wurde sein „Satyrischer Roman" (Hamb. 1705), in welchem er ärgerliche Liebesgeschichten und Anekdoten der angesehensten Hamburger und Hamburgerinnen und anderer bedeutenden Personen erzählt, was so großes Aufsehen und Aergerniß erregte, daß das Buch von der Polizei confiscirt wurde und er sich sogar genöthigt sah, Hamburg zu verlassen, weil er seines Lebens dort nicht mehr sicher war. So schlecht diese Machwerke alle sind, so sind sie doch noch die besten unter den zahlreichen Romanen, die in der zweiten Hälfte des Zeitraums erschienen; höchstens können nur noch die von G. Christian Lehms (Pallidor) aus Liegnitz (1684—1717) und Joh. Leonh. Rost (Meletaon) aus Nürnberg (1688—1727) erwähnt werden.

Neben diesen Heldengeschichten, politischen und galanten Romanen wurden vorzugsweise die sogenannten Schäfereien mit großer Vorliebe bearbeitet, besonders von den Nürnbergern, wie übrigens kaum erwähnt zu werden braucht. Auch diese Schäfereien sind ein fremdes, auf deutschen Boden verpflanztes Gewächs. Von dem Portugiesen Montemayor, der jedoch in spanischer Sprache dichtete, durch die vielberühmte „Diana" eingeführt, und von dem Italiener Sannazaro in der „Arcadia", sowie von dem Engländer Sidney, der gleichfalls eine „Arcadia" dichtete, mit Glück nachgeahmt, gewann der Schäferroman durch Honoré d'Urfé große Verbreitung, dessen „Asträa" vielfach nachgebildet und übersetzt wurde. In Deutschland wurde der Schäferroman durch Opitz eingeführt, dessen „Hercynie" fortwährend als das höchste Erzeugniß der Gattung angesehen und verehrt wurde. Er ahmte seine fremden Vorbilder nicht bloß darin nach, daß er die von ihm geschilderten Begebenheiten in eine phantastische Schäferwelt versetzte, die mit der Wirklichkeit wenig oder gar keinen Zusammenhang hatte; er ahmte auch die ganz eigenthümliche Form der fremden Schäfereien nach, in welchen die prosaische Erzählung nur als ein Mittel erschien, die mannigfaltigsten Arten von Gedichten, und mit diesen abwechselnd, Schilderungen oder auch Gespräche anzubringen, in welchen allerlei mehr oder weniger interessante Lebensverhältnisse besprochen wurden. Selbst darin endlich hat Opitz seine Vorgänger nachgeahmt, daß die „Hercynie" den besondern Zweck hat, das adelige Geschlecht der Schaffgotsch zu verherrlichen. Bei allem Aufwand von dichterischen Mitteln ist die Dichtung jedoch unbedeutend, und es verdient weder die Anlage, noch die Ausführung, noch die Sprache das übertriebene Lob, welches ihm von den Zeitgenossen und von den Nachfolgern des Dichters zu Theil wurde. Aber es erhält dadurch historische Wichtigkeit, daß es eine große Anzahl von Nachahmungen hervorrief, welche sämmtlich jedoch noch weniger Werth haben, als die „Hercynie", was selbst von Zesen's „Götter- und Nymfen-Lust" und eben so von Schwiegers „verführten Schäferin Cynthia" (Glücksstadt 1660) gilt, die jedoch wegen ihrer Einfachheit (sie besteht beinahe nur aus der Klage der Cynthia über ihren ungetreuen Verführer) den Schäfereien der Nürnberger vorgezogen zu werden verdient. Diese haben nämlich die von Opitz festgestellte Form nicht bloß reichlich benutzt, sondern bis zur geschmacklosesten Uebertreibung erweitert, indem sie in ihren Schäfereien nicht bloß die willkürlichsten Allegorien und die gesuchtesten Schilderungen anhäuften, sondern auch alle möglichen metrischen Formen anzubringen suchten, welche ihnen um so werthvoller erschienen, je abenteuerlicher sie waren. Bei solcher

Behandlungsweise verschwindet die Einheit der Dichtung beinahe vollständig, die sich in lauter geschmacklosen Einzelnheiten auflöst. Doch lag freilich den Dichtern dieser Schäfereien wenig oder gar nichts an der epischen Ausführung; wenn sie auch eine Art Begebenheit zu Grunde legten, welche die einzelnen Abschnitte zu einem Ganzen zusammenfassen sollte, so war diese wenigstens nichtsbedeutend und ohne alles Interesse. Das erste Gedicht dieser Art, welches von den Nürnbergern verfaßt wurde, ist das „Pegnesische Schäfergedicht in den Berinorgischen (Nürnbergischen) Gefilden angestimmet von Strefon und Clajus" (Nbg. 1644. 4.) d. i. Harsdörffer und Klaj, den beiden Stiftern des Blumenordens. Wie wenig Ernst es ihnen (und so auch den übrigen deutschen und ausländischen Dichtern von Schäfereien) mit der Schilderung der Schäferwelt war, geht aus dem kurzen Vorbericht hervor. „Man möchte einwenden, heißt es, daß die Schäfer dergleichen Unterredungen nicht führen, ja solche zu verstehen nicht fähig weren: Hierauf wird geantwortet, daß bey Beschreibung ihrer Bäurischen Gespräche und groben Sitten mehr Verdrus als Belustigung zu befahren: und diese Schäfer durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigen Studieren müssige Stunden bemerket haben." So waren denn diese Schäfereien von vornherein auf geschmackloser Allegorie begründet, aus der alles Leben, alle Wahrheit, aber auch alle Poesie verschwinden mußte. Das „Pegnesische Schäfergedicht" erhält dadurch historisches Interesse, daß es den poetischen Wettstreit darzustellen sucht, welcher die Veranlassung zur Stiftung des Blumenordens wurde *). Wir theilen daher den Inhalt desselben ausführlicher mit, da dies uns zugleich eine vollständige Charakteristik der ganzen Gattung gewähren wird. Das Kriegselend, so beginnt das Gedicht, vertreibt den Schäfer Klajus aus seinem Vaterlande Sesemin (Meissen); er gelangt nach vielen Unglücksfällen an den Pegnitzfluß, den er, so wie die altadelige Neronsburg (Nürnberg) mit „Klingreimen" begrüßt. Er theilt hierauf mit seinem treuen Hund den letzten Brodvorrath, was ihm ein Klagelied über den Jammer seines Vaterlandes entlockt; doch wird er durch den Gesang eines nahen Schäfers unterbrochen, der das Glück des Schäferlebens besingt; es ist dies Strefon, der ihn einladet, ihm in seine Hütte zu folgen. Bald wurden sie aber von nahem Wehklagen unterbrochen; als sie dem Geschrei nachgingen, fanden sie die Schäferin Pamela, welche sich einbildete, „das arme und in letzten Zügen ligende Teutschland" zu sein, und in einem langen Lied ihr Elend beklagte. Umsonst suchen jene sie zu beruhigen, worauf sie von ihr scheiden und auf dem Heimwege zu einer Drath- und dann zu einer Papiermühle gelangten, welche ihnen Gelegenheit zu neuen Gedichten geben, so dem Klajus zu einem Sonett, in welchem er das Getöse der Drathmühle durch den Laut der Worte nachzubilden suchte, dem Strefon zu einem Gedichte „in Form eines Ambosses". Hierauf gingen sie weiter, bestiegen eine Anhöhe, von der sie die Gegend und die Stadt überschauen konnten, da kam „das geflügelte Gerüchte jnen in einer Wolken entgegen". Als es sie erreicht, zeigte es ihnen eine Fahne, auf welcher ein Lorbeerkranz mit der Ueberschrift „Dem Uberwinder" eingewirkt war, dann führte es die Schäfer zum „Tempel der Ehrengedächtnis", in welchem sie eine Reihe von Bildsäulen (bedeutender Nürnberger) mit Inschriften sahen; dann brachte sie das Gerücht in einen Garten, wo es dem von ihnen einen Preis zu geben verhieß, der das beste Hochzeitsgedicht auf ein von jenen Männern im Tempel abstammendes junges Ehepaar machen würde. Sie entsprechen dem Verlangen und versuchen sich nach und nach in verschiedenen Reimarten und über verschiedene Gegenstände (so dichtet Strefon ein Ringelgedicht über die Ringelblume). Ohne daß ein Urtheil gefällt wurde, erreichen „die wohlgemeinten Dichtungen ein erfreuliches Ende". So inhaltsleer dieses Gedicht ist, sind es auch die andern, die sich nur dadurch unterscheiden, daß sie noch mehr geschmacklose Spielereien anhäufen; so schon die „Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey, behandlend unter vielen andern rein-neuen freymuhtigen Lust-Gedichten und Reimarten derer von Anfang des Teutschen Krieges verstorbenen Tugend-berümtesten Helden Lob-Gedächtnisse: abgefasset von Floridan (Birken) und Klajus (Klaj), die Pegnitz-Schäfer mit Beystimmung jhrer andern Weidgenossen", (Nbg. 1645), noch mehr aber Montanos, oder Joh. Hellwigs (1609—1674) „Nymphe Noris, in zweyen Tagzeiten vorgestellet; darbey mancherley schöne Gedichte und warhafte Geschichte, nebenst unterschiedlichen lustigen Räzeln, Sinn- und Reimbildern, auch artigen Gebäuden mit angebracht durch einen Mitgenossen der Pegnitz-Schäfer" rc. (Nbg. 1650), in welcher der Dichter, wie er selbst in der Vorrede berichtet, „die Beschreibung seines lieben Vatterlands (Nürnberg) vorstellt, indem er nicht allein desselben von Gott reich gesegnete Landsart mit Poetischem Grieffel abreisset, sondern auch zugleich dessen hochrühmliche Regimentsform, benebenst denen Adelichen Geschlechten, denkwürdigsten Begebenheiten und namhaftesten Gebäuen lebhaft abmahlet". Die in der „Nymphe Noris" gebrauchten metrischen Formen haben wir schon oben erwähnt (S. 231). Endlich hat auch Sigm. von Birken mehrere Schäfereien gedichtet, die „Friederfreute Teutonia" (Nbg. 1652) zur Feier des Westphälischen Friedens, den „Ostländischen Lorbeerhain" (Nbg. 1657), in welchem er das Haus Oesterreich verherrlicht, und endlich „die Guelfis oder den Niedersächsischen Lorbeerhain" (Nbg. 1669) zum Preise des Herzogs von Braunschweig. Alle diese Dichtungen haben den Gang und die Form der uns schon bekannten Schäfereien, nur unterscheiden sie sich von jenen zu ihrem Vortheil dadurch, daß sie mehr Inhalt haben, indem der Dichter seinen Schäfern an die Stelle der langweiligen Schilderungen von Mühlen und Gebäuden die Erzählung geschichtlicher Verhältnisse oder einzelner Fabeln aus der griechischen Mythologie in den Mund legt.

Während sowohl die großen Heldengeschichten und die politischen oder galanten Romane, als auch

*) Bei einem Hochzeitsfest, an welchem die beiden Stifter Theil nahmen, wurden sie aufgefordert, das junge Ehepaar durch ein Lobgedicht zu verherrlichen, wobei zugleich demjenigen, der das beste liefern würde, ein Blumenkranz zur Belohnung ausgesetzt wurde. Da aber Niemand zu entscheiden wagte, wem der Preis gebühre, nahm sich jeder der beiden Dichter eine Blume aus dem Kranz; diese aber wurde auf Harsdörffers Vorschlag das „Merkmal einer Gesellschaft von Blumenhirten".

die Schäfereien in das Gebiet der phantastischen Dichtungen gehören (so wenig Phantasie die Dichter auch haben) und weder die erzählten Begebenheiten, noch die dargestellten Personen auf Wahrheit beruhen, haben wir jetzt eine freilich nicht große Reihe von Prosadichtungen zu erwähnen, welche auf Beobachtung des wirklichen Lebens beruhen und uns Verhältnisse und Personen der damaligen Zeit vorführen. Auch diese Gattung ist allerdings aus der Fremde auf deutschen Boden verpflanzt worden, aber sie mußte ihrem ganzen Wesen nach einen nationalen und selbst volksthümlichen Charakter annehmen, als man anfing, deutsche Verhältnisse zu schildern. Doch ehe wir auf diese späteren Erzeugnisse übergehen, müssen wir einige Worte der ganzen Gattung vorausschicken. Als das Ritterthum aus dem Bewußtsein der Völker verschwunden war und die Ritterromane daher die Lebendigkeit des Interesses verloren hatten, war doch die Liebe zum Abenteuerlichen, welches das eigentlichste Wesen jener Werke bildete, keineswegs verschwunden. Man suchte daher allmählich diese Vorliebe auf andere Stoffe zu übertragen. Wie dies bei den großen Heldenromanen geschehen war, haben wir schon oben gesehen, aber diese Geschichten waren viel zu sehr und beinahe ausschließlich für die höheren Stände berechnet, als daß sie ein größeres Publikum hätten erfreuen können, und selbst die vornehme Welt mußte bei den gedehnten und langweiligen Erzählungen oft wider Willen ein leicht erklärliches Mißbehagen fühlen, weil Geist, Gemüth und Phantasie doch gar zu wenig in Anspruch genommen wurde. Jene Rittergeschichten, welche durch die neuen Heldenromane ersetzt werden sollten, standen bei all ihrer Abenteuerlichkeit der Wirklichkeit in der That doch näher, als die neueren Erzählungen, deren höchstes Verdienst in einer vielen Lesern unverständlichen Allegorie bestand, die meistens nur durch einen beigegebenen Schlüssel vorübergehendes Interesse erhielten oder die Neugier befriedigten. Als daher beinahe um dieselbe Zeit eine neue Gattung von Romanen auftauchte, welche einerseits die immer noch vorherrschende Liebe zum Abenteuerlichen befriedigten, andrerseits aber Begebenheiten und Verhältnisse aus der Zeit darstellten, konnte diesen eine allgemein günstige Aufnahme nicht fehlen, und in der That sehen wir, wie sie sich bald von Spanien aus, wo sie zunächst entstanden, nach Italien und Frankreich und von da nach Deutschland verbreiteten. Wir begreifen unter dieser neuen Gattung nicht sowohl die abenteuerlichen Liebesgeschichten, obgleich auch diese hiehergehören, als vielmehr die zahllosen Lebensbeschreibungen von Landstreichern aller Art, welche nun den Ritterromanen mit der ausgesprochenen Absicht entgegengestellt wurden, dieselben, als nicht mehr zeitgemäß, zu verdrängen, wie es in der Einleitung des „Durchlauchtigsten Pilgrams" (12. D. D. u. J.) ausdrücklich gesagt wird. Was früher die irrenden Ritter waren, heißt es daselbst, das sind jetzt die Pilgrime; die äußere Erscheinung abgerechnet, sind diese jenen ganz ähnlich; die Pilgrime gehen auf Abenteuer aus, wie früher die Ritter, und namentlich sind es Liebesabenteuer, die sie aufsuchen und finden, daher der Reim:

„Es ist kein Frau/Magd so wild, die nit in Lieb entzücket
Ein Pilgram, wenn sie nur den Pilgramstab erblicket,
Kein Würthin so verboßt, daß sie ihn schlag hinaus,
Sie nimmt ihn auf, sie gibt ihm Herberg in dem Haus"*).

Nächst den Pilgrimen wurden Abenteurer anderer Art, Landstreicher, Schelme und Räuber die Helden dieser Gattung Romane, die zum Theil wirkliche Erlebnisse darstellten, jedenfalls aber das Leben und die Menschen mit weit mehr Wahrheit auffaßten, als die phantastischen Heldengeschichten und auch eine viel natürlichere Darstellung gewährten, als jene, was selbst noch in den meistens mißlungenen und beinahe rohen Uebersetzungen sichtbar blieb. Wir erwähnen von denselben nur die erste, weil sie die Gattung in Deutschland einführte; es ist dies der „Landstörtzer Gusman von Alfarache" **), welchen **Aegidius Albertini** (1560—1620) aus dem Spanischen des Aleman übersetzte (München 1615). Vielleicht durch die fremden Vorbilder angeregt, die er jedenfalls kannte, aber in höchst erfreulicher Selbstständigkeit beschrieb **Hans Jakob Christoff von Grimmelshausen** das Leben eines deutschen Abenteurers während des 30jährigen Kriegs unter dem Titel: „Der abentheuerliche Simplicissimus", welches so großen Beifall gewann, daß es nicht bloß in kurzer Zeit vielfache Auflagen erlebte, sondern auch eine lange Reihe von Nachahmungen hervorrief, welche aber zum Theil, wie der „Französische" (1682) und der „Ungarische Simplicissimus" (1683), wie der „Türkische Vagant" (1683) wieder fremde Lebensverhältnisse schilderten und sich also gerade darin von ihrem Vorbilde entfernten, wodurch dasselbe verdienstvoll geworden war. Im Simplicissimus und andern ähnlichen Werken des nämlichen Verfassers, die wir später zu erwähnen haben, müssen wir die höchste Blüthe des deutschen Romans im 17. Jahrh. erkennen und sie sind schon deshalb von hoher Bedeutung, weil sie in einem volksthümlichen Ton und Geist gehalten sind, durch dessen Bewahrung und Entwickelung der deutsche Roman eine dem englischen ähnliche Blüthe hätte erreichen können. Von allen übrigen Erscheinungen ist ihm keine andere ebenbürtig, und es verdienen neben denselben kaum noch zwei andere vorübergehende Erwähnung. Nicht ohne einige gute Einzelnheiten ist der „Güldne Hund", die Geschichte eines böhmischen Cavaliers, der in einen Hund verwandelt worden war ***), erzählt. Es ist dies eine nicht sehr glückliche Nachahmung des goldenen Esels von Lucian und Apulejus, die aber schon darin das Ungeschick des Verfassers zeigt, daß er der eigentlichen Erzählung einen zweiten Theil folgen ließ, in welchem er theils einzelne Begebenheiten des ersten ausführlicher darstellte, theils neu hinzufügte, wodurch das Ganze alle Einheit verliert, die bei einem solchen Werke gerade ein Haupterforderniß ist. In dieser Beziehung ist der „**Schelmufsky**" (1696) von einem unbekannten Verfasser bedeutender; sein

*) Dieser kleine Roman, vermuthlich eine Nachbildung aus dem Italienischen oder Spanischen, enthält viele gut angelegte Verwickelungen, die nur breit und unbeholfen ausgeführt sind, was wahrscheinlich dem deutschen Bearbeiter zur Last zu legen ist.

**) Der Held hieß eigentlich Picaro (d. h. Schelm), daher die Romane dieser Gattung auch „picarische" oder „Schelmenromane" heißen.

***) Ob dieser kleine Roman wirklich, wie auf dem Titel steht, aus dem Böhmischen übersetzt worden ist, möchten wir bezweifeln, wahrscheinlich wollte der Verfasser durch diese Angabe nur seine deutschen Leser anziehen, welche damals, wie jetzt, die fremden Erzeugnisse den heimatlichen vorzogen.

höchster Werth liegt aber darin, daß er unter dem Scheine, die Geschichte eines Landstreichers zu erzählen, in der That die Schelmenromane persiflirt und er also zu diesen einen Gegensatz bildet, wie sie selbst früher sich den Rittergeschichten entgegengestellt hatten.

Wir haben endlich noch eine weitere Gattung von Abenteuerromanen zu erwähnen; wir meinen die sogenannten „Robinsonaden". Wie der Name schon bezeichnet, wurden sie durch den „Robinson Crusoe" des Engländers Daniel Defoe hervorgerufen, von welchem im J. 1720 eine deutsche Uebersetzung erschien. Zwar findet sich der Hauptgedanke schon viel früher in deutschen Schriften. Die Abenteuer des Simplicissimus schließen damit, daß er auf eine Insel verschlagen wird, und sich auf derselben durch Nachdenken und Thätigkeit ein zufriedenes Leben bereitet, so daß er sie auch dann nicht verläßt, als ihm durch ein dahin verschlagenes Schiff die Möglichkeit gegeben wird, nach Europa zurückzukehren; auch in Happels „Insularischen Mandarell" (1682) und in dessen „Spanischem Quintana" (1686) kommen ähnliche Geschichten vor; es ist aber kaum anzunehmen, daß Defoe jene deutschen Werke gekannt und aus ihnen die Anregung zu seinem Roman geschöpft habe. Dieser fand in Deutschland nicht bloß die größte Verbreitung, er rief auch eine Unzahl von Nachahmungen hervor; in einem Zeitraume von 40 Jahren erschienen gegen 60 Romane, die sich entweder selbst als Robinsone bezeichneten oder doch demselben nachgebildet waren, und es war bald kein europäisches Land, keine deutsche Provinz, kein Stand und Beruf, von denen nicht ein „Robinson" oder eine „Robinsonin" geschrieben worden wäre*). Freilich waren die meisten Nachahmungen ohne Werth oder geradezu schlecht, keine einzige erreichte das gemeinsame Vorbild, weder rücksichtlich der Erfindung noch der Ausführung und es können unter jener großen Menge höchstens zwei oder drei als besser gelungen bezeichnet werden, unter den früheren „Der schlesische Robinson" (Breslau 1723) von einem unbekannten Verfasser, der vermuthlich zugleich auch den „Simplicissimus" im Auge hatte, und unter den späteren „die sogenannte Insel Felsenburg"**) von Ludw. Schnabel, so wie der „Schweizerische Robinson" von J. R. Wyß (4 Th. Zür. 1812), welche beide jedoch nicht mehr hieher gehören.

Neben den größeren zusammenhängenden Romanen der verschiedenen Gattungen findet sich auch eine Anzahl von Sammlungen kleinerer Novellen, Schwänke, Geschichten, Erzählungen und Anekdoten, welche jedoch denen des vorigen Jahrhunderts keineswegs an die Seite gesetzt werden können, und welche ihnen namentlich in der Darstellung bedeutend nachstehen, da die meisten in der pedantisch weitläufigen Weise ihrer Zeit geschrieben sind. Für die Geschichte des deutschen Schwanks und der Volkserzählung mögen sie zwar alle, die Einen mehr, die Andern weniger von Bedeutung sein, doch da wir uns hier mit denselben nicht besonders zu beschäftigen haben, wird es genügen, die bedeutendsten einfach zu erwähnen. Zu den besten gehört „S. Dach's kurzweilige Zeitvertreiber" (O. O. 1666 5. Aufl. 1700), eine gar nicht dürftige Sammlung, die nur in der Darstellung den älteren weichen muß. Wie schon von Anderen bemerkt wurde, ist „des Uhralten Leyer-Maß Lustiger Correspondenz-Geist" u. s. w. (O. O. 1668) für die Geschichte des gesellschaftlichen Witzes in Deutschland besonders bemerkenswerth. Große Verbreitung gewannen die hieher einschlagenden Schriften des Matthias Abele von und zu Lilienberg (in der Fruchtbringenden Gesellschaft der „Entscheidende"), von denen jedoch weniger seine „Seltsamen Rechtsfälle" als die „Künstliche Unordnung" (Nbg. 1670) hier zu erwähnen ist. Auch Harsdörffer gab ähnliche Sammlungen heraus, nämlich den „Grossen Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichten" (Nürnberg 1648), den „Großen Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten (Ebd. 1652) u. a. m.; am fruchtbarsten war aber Erasmus Finx gen. Francisci, dessen zahlreiche Werke jedoch eine weitere Anführung nicht verdienen. Die meisten der in diesen Sammlungen mitgetheilten Geschichten sind kurz und ohne alle Entwickelung; die Verfasser begnügen sich beinahe immer damit, den rohen Stoff in eben so roher Darstellung mitzutheilen, und haben selten oder nie eine Ahnung davon, daß der einfachste Stoff durch künstlerische oder geistreiche Darstellung gehoben werden könnte. Es finden sich freilich auch wohl Sammlungen, in welchen die einzelnen Geschichten mehr entwickelt und lebendiger dargestellt werden, allein es sind dies meistens oder vielleicht alle Uebersetzungen aus fremden Sprachen, wie z. B. „Die Seltzamen Liebes-Händel" (2 Thle. Lpz. 1691), welche zum großen Theil die Novellen des Scarron mittheilen, die jedoch dem Bearbeiter nicht unmittelbar vorgelegen zu haben scheinen.

Während die Fabel im poetischen Gewande kaum bearbeitet wurde, finden sich einzelne Versuche derselben in prosaischer Darstellung, so wie der verwandten Parabel, die auch Gleichniß oder Gleichnißrede genannt wurde, und die man zum Theil wohl mit besserem Rechte Allegorien nennen könnte. Es wurden dergleichen kleine Stücke öfters in größere Werke eingefügt, so von Moscherosch in dessen „Gesichten". Einige verfaßten aber auch eine größere Zahl solcher Fabeln oder Parabeln, die sie dann zu selbstständigen Sammlungen verbanden, oder mit andern kleineren Stücken verschiedenen Inhalts und verschiedener Form herausgaben, so Harsdörffer, Christian Scriver und Samuel von Butschky, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden. Neben ihnen verdient vor allem noch Justus Gottfried Rabener (gest. 1699 als Rector in Meißen), der sich in seinen „Nützlichen Lehrgedichten" (Dresden 1691) zwar den Harsdörffer zum Muster nahm, denselben aber rücksichtlich der Erfindung oft übertrifft, erwähnt zu werden.

Wie die Fabel und Parabel, so wurde auch die Satyre vorzugsweise in Prosa geschrieben, und es sind die prosaischen Werke dieser Gattung den gereimten im Ganzen weit vorzuziehen. Sie behandeln die nämlichen Gegenstände, wie die gereimten

*) So erschienen ein deutscher, italienischer, französischer, schwedischer, holländischer, dänischer, böhmischer, isländischer und biscayischer, ein sächsischer, schlesischer, niedersächsischer, thüringischer, schwäbischer, brandenburgischer, churpfälzischer, westphälischer, fränkischer, ostfriesischer und Leipziger, ein jüdischer, ein geistlicher, medizinischer, gelehrter, poetischer und ein Buchhändler Robinson, ein unsichtbarer und eine Jungfer Robinson.

**) „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii von Sisander" 4 Thle. Nordh. 1731—43.

Satyren, das heißt, sie schildern und geißeln die Sitten und Zustände der Zeit, die ihnen nur zu vielen Stoff darbot. Oft nimmt die prosaische Satyre die von den Spaniern entlehnte Form von Visionen und Träumen an, die in Deutschland vorzüglich durch Joh. Michael Moscherosch eingeführt wurde, doch sind auch sehr viele so ganz bloß abhandelnd, daß sie nur hie und da in das Gebiet der Dichtung streifen, oder sie nehmen, wie bei Chr. Weise und P. v. Winkler, die Form des Romans an, wobei die von Opitz aus dem Lateinischen des J. Barclay übersetzte „Argenis“ (Bresl. 1686) zum freilich unerreichten Vorbilde diente. Nächst Moscherosch sind vorzüglich noch Joh. Balthasar Schupp, Grimmelshausen und Abraham a Sancta Clara ausführlicher zu betrachten, andere nur vorübergehend zu nennen. Balthasar Kindermann aus Zittau (1636—1706) schrieb „Neue Gesichte“ (1673) in Nachahmung Moscheroschs, welche zu ihrer Zeit viel gelesen wurden. Interessanter ist der „Edelmann“ (1696) von Paul v. Winkler, als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Geübte“ genannt, dem wir auch eine Sammlung von deutschen Sprüchwörtern verdanken (1685). Ohne auf stylistischen, überhaupt künstlerischen Werth Anspruch machen zu können, ist er durch die auf Wahrheit beruhende Darstellung der Versunkenheit des Adels bedeutend und für die Sittengeschichte wichtig. Der Merkwürdigkeit wegen führen wir endlich noch den Jesuiten Franz Callenbach an, dessen Sittengemälde (z. B. Uti ante hac: „Auff die alte Hack“), unter welchen einige auch eine Art dramatischer Form haben („Wurmland, nach Landesart, Religion, Sitten und Lebenswandel“), zwar nicht ohne Witz, aber in einer durchaus rohen Sprache geschrieben sind, und den vollkommensten Gegensatz zu den geschraubten und vornehm thuenden Schriften des protestantischen Nordens bilden.

Philipp von Zesen.

Wenn Zesen auch in seinen Romanen die Bedeutung nicht erreicht, die er als lyrischer Dichter hat, und wenn er namentlich kein hervorragendes Talent für die epische Poesie an den Tag legt; so sind seine hiehergehörigen Schriften doch immer der Beachtung werth und können den meisten seiner Zeitgenossen füglich an die Seite gesetzt werden. Am tiefsten steht unter allen seinen Romanen eine Art Schäferei, „Poetischer Rosen-Wälder Vorschmack, oder Götter- und Nymfen-Lust“ (Hamb. 1642), die hauptsächlich aus langweiligen Schilderungen in gesuchtem Style besteht, da die eigentliche Erzählung sich so zu sagen in ein reines Nichts auflöst. Auch die eingestreuten Lieder sind matt und stehen tief unter seinen übrigen. Größeres Aufsehen dagegen machte die „Adriatische Rosamund“ (Amst. 1645), die er unter dem Namen „Ritterhold von Blauen“ herausgab, ohne daß sie in der That viel größeren Werth hätte. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er darin ein Leipziger Wäschermädchen habe verherrlichen wollen, und knüpften daran die ungereimtesten Beschuldigungen; seine Anhänger erblickten dagegen in der „Rosamund“, die er die adriatische nennt, weil sie auf dem adriatischen Meer geboren worden, einen überaus gelungenen Versuch, welcher ihn den besten Romanendichtern des Auslandes gleich stelle.



Zesen hat darin ohne Zweifel die Liebesgeschichten der romanischen Völker, namentlich der Italiener nachahmen wollen, welche nicht sowohl durch den Stoff und die Verwickelung desselben zu gefallen suchen, als sich vielmehr bestreben, durch die geistreiche Entfaltung der einzelnen Situationen Interesse zu erregen und durch eine gewisse lebendige Schwatzhaftigkeit leichte Unterhaltung zu gewähren; allein er verfiel hiebei ins Uebermaß: aus den anmuthigen oder neckischen Gesprächen wurden pedantische Discurse, die kein Ende finden konnten, die Schilderungen wurden zu großen topographischen Beschreibungen; und die geistreichen, mit Kunst in die Erzählung eingewebten Bemerkungen der Italiener verwandelten sich auch bei ihm in langweilige Abhandlungen. Es scheint, daß die „Rosamund“ viel früher geschrieben wurde, als sie im Druck erschien; wir durften daher beinahe annehmen, daß der ganze Ballast, mit dem sie überladen ist, erst später eingefügt wurde, als der Dichter die großen Heldengeschichten der Franzosen kennen lernte, die ihn, wie seine ganze Zeit, in die Irre führten. Er übersetzte selbst einen Roman des Scudery („Ibrahims oder der durchlauchtgen Bassa in der beständigen Isabellen Wundergeschichte“ 2 Th. Amst. 1645), in deren Vorwort „Schuz-räde an die unüberwindlichste Deutschinne“ er seine Ansichten über Reinheit der Sprache und Rechtschreibung kurz entwickelt; und später schrieb er zwei Romane nach diesem Vorbild. Die „Assenat“ (Amst. 1670) ist eine Erweiterung der Geschichte Josephs, wozu er den Stoff aus verschiedenen Werken des Auslands entlehnte. Das gelehrte Beiwerk, eine unerläßliche Zugabe der damaligen Dichtungen, fehlt auch hier nicht; es werden die Alterthümer Aegyptens weitläufig besprochen und in angefügten Noten mit Beweisstellen aus zahlreichen Schriftstellern belegt. Der „Simson“ (Nbg. 1679) bildet einen ziemlich dicken Band, doch hätte er nach der ersten Anlage noch viel größer werden sollen;

allerlei Umstände, von denen der Verfasser in der Vorrede Rechenschaft gibt, bewogen ihn jedoch, das Werk in engere Gränzen zu bringen. Diese Vorrede ist überhaupt wichtig, weil sie uns zeigt, wie Zesen bei der Bearbeitung seiner Romane verfuhr. Da er, heißt es, bei der Entwickelung des Stoffs auf das Wenige beschränkt war, was das Buch der Richter und Flavius Josef in seinen „Altheiten der Jüden" mittheilen, und selbst Ferrant Pellavizini's Lebensgeschichte des Simson (welche auch von Stubenberg übersetzt wurde) nur wenig darbot, so sei er „gezwungen worden, viel Dings nicht allein anderwärts her und aus andern Geschichten, sondern auch selbst aus eigner Erfindung, wie man sonst in dergleichen Heldengeschichten oder vielmehr Gedichten zu tuhn gewohnet, miteinzufügen." So habe er, fährt er fort, die ganze Riesengeschicht mit eingefügt, Anderes dagegen sei ganz von seiner eigenen Erfindung. Aber weder die abgeborgten, noch die selbst erfundenen Theile können befriedigen und das Ganze wird durch die gedehnten Betrachtungen, die überall eingeflochten sind, unüberwindlich langweilig. Nur die Darstellung darf insofern gelobt werden, als er sich von der breiten Manier der nachfolgenden Romanschreiber entfernt und statt der lang ausgesponnenen Phrasen meistens nur kleinere, oft freilich nur zu sehr abgebrochene Sätze darbietet.

Andreas Heinrich Bucholtz.

Der uns als lyrischer Dichter ebenfalls schon bekannte A. H. Bucholtz führt uns in die Reihe der dickleibigen Romane ein, bei welchen wir nicht wissen, ob wir mehr die Geduld derer, die sie schrieben, oder derer, die sie lasen bewundern sollen, denn Beides mußte wahrlich im Schweiße des Angesichts geschehen. Es wäre vergebliches Bemühen, eine kurze Inhaltsangabe seiner zwei Romane zu geben, und auch eine längere würde den Zweck nicht erreichen, da übersichtliche Entwickelung doch nicht möglich wäre. Ist es die Aufgabe des Romans, das Leben und die Welt darzustellen, so hat Bucholtz sowohl in „Herkules und Valiska" (Braunschw. 1659. 4.) als in „Herkuliskus und Herkuladisla" (Ebd. 1661. 4.) dieser mühevoll nachgerungen, denn es ist kaum ein zur Zeit der erzählten Geschichte (im 3. Jahrh. nach Christus) bekanntes Land zu finden, in welches der Dichter uns nicht führte. Schnell hintereinander versetzt er uns von Deutschland nach Schwaben, von da nach Italien, nach Griechenland und Syrien, nach Palästina, Medien, Persien u. s. w., wo überall die blutigsten Schlachten geliefert werden, in denen die Besiegten selten weniger als 300000 Mann verlieren. So reich die beiden Romane auch an Begebenheiten sind, so arm ist der Dichter an Erfindung und an Motiven. Er kennt beinahe kein anderes Mittel, der Geschichte einen Umschwung zu geben, als Räuber einzuführen, welche in Italien, wie in Persien, auf dem Land und auf dem Meere die Heldin gefangen nehmen, wodurch neue Verwickelungen, oder vielmehr neue Verwirrungen entstehen, so daß es wirklich eine schwere Aufgabe ist, dem Dichter zu folgen, wie es für ihn nicht weniger schwierig gewesen sein muß, den Faden der Geschichte zu behalten, namentlich wenn man die zahllosen Personen bedenkt, die er nach und nach auftreten läßt. Denn wie wir aus den Namensverzeichnissen entnehmen, die der Verfasser voranschickt, kommen in jedem der beiden Romane mehr als 400 handelnde Personen vor. Freilich sind viele darunter, die nur vorübergehend erscheinen, aber der wichtigeren bleiben noch so viele, daß es nur mit Anstrengung gelingt, sich dieselben stets wieder zu vergegenwärtigen, wo es nöthig ist.

Bucholtz schrieb seine Romane vorzüglich mit der Absicht, sie dem „Amadis" entgegenzusetzen, und den Leser „auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit zu erhalten", daher er denn auch, wie Thomasius von ihm rühmt, „fast die ganze Theologie und Philosophie hin und wieder in erbaulichen Discursen fürgebracht" hat, und so findet sich der abenteuerliche Geist der alten Ritterromane, die er doch in Bezug auf die Erfindung und Entfaltung der Begebenheiten nachahmte, mit dem düsteren und pedantischen Sinn der damaligen Gottesgelehrten zu einer seltsamen und höchst unerquicklichen Mischung vereinigt.

Georg Philipp Harsdörffer.

Wir erwähnen den Gründer des Blumenordens hier nicht wegen seines schon angeführten „Schauplatzes jämmerlicher Mordgeschichten", oder seines „Heraklitus und Demokritus", einer Sammlung von „hundert traurigen und fröhlichen Geschichten", die er zudem nach dem Französischen bearbeitete, sondern wegen seiner Fabeln und Parabeln, oder vielmehr Allegorien, welche er unter dem Titel: „Nathan und Jotham, d. i. geistliche und weltliche Lehrgedichte sampt einer Zugabe, genennet Simson, begreiffend hundert vierzeilige Räthsel" (2 Thle. Nbg. 1650. 2. Aufl. 1659) herausgab. Daß er unter Lehrgedichten nichts Anderes als Gleichnisse im Sinne der Bibel versteht, setzt er in der langen Vorrede weitläufig aus einander; als Beispiel führt er die bekannten Parabeln Nathans (2 Sam. 12.) und Jothams (Richter 9.) an, nach welchen er auch sein Buch nannte und eintheilte, so daß jeder Band (die Zugabe ungerechnet) in zwei Abschnitte zerfällt, von denen der erste (Nathan) die religiösen, der zweite (Jotham) die moralischen Lehrgedichte enthält. Waren auch die Parabeln des alten und neuen Testaments sein Vorbild, so hat er sie doch keineswegs erreicht; die schlichte und doch so bedeutungsvolle Sprache der heiligen Schrift lag dem Pegnitzschäfer zu entfernt, als daß er sie mit Glück hätte nachahmen können. Denn wenn er sich auch redlich bemüht hat, nach der größten Einfachheit der Darstellung zu streben, so ist es ihm dagegen doch nicht gelungen, derselben auch den poetischen Schwung und die tiefe Innigkeit zu verleihen, die uns an jenen trefflichen Parabeln der Bibel so wundersam berührt. Unter den sechshundert Stücken, welche die Sammlung enthält (worunter jedoch auch mehrere Lieder gerechnet sind), finden sich freilich sehr viele, welche als durchaus mißlungen bezeichnet werden müssen; im Ganzen darf dem Verfasser eine gewisse Gabe der Erfindung nicht abgesprochen werden, wie es ihm nicht an glücklichen Gedanken fehlt, die wohl auch von Späteren benutzt wurden, wie er selbst kein Hehl daraus machte, daß er sich Fremdes aneignete, wenn es seinen Zwecken entsprach.

Wir erwähnen hier zugleich Harsdörffers „Gespräch-Spiele", ob sie gleich nur zum Theil hieher gehören, da sie im Ganzen einen ganz ausgesprochenen didaktischen Zweck haben. Da manche Abschnitte derselben jedoch in das Gebiet der Prosa-

dichtung fallen, ziehen wir vor, sie hier zu berühren, um nicht noch einmal auf den Verfasser zurückkommen zu müssen. Diese „Gespräch-Spiele“ oder „Frauenzimmer-Gespräch Spiele“ (8 Bde. 12. Nbg. 1642—49) waren zu ihrer Zeit sehr beliebt, und nicht bloß Kuhlmann*), sondern auch Schupp**), der sonst den Nürnbergern nicht eben gewogen war, stellt ihn außerordentlich hoch. Es sind, wie der Titel besagt, Gespräche, welche unter sich nur in einem losen oder gar keinem Zusammenhang stehen, und bei welchen der Verfasser die Absicht hat, alle möglichen Dinge zu berühren, welche das Leben angenehm machen, oder ihm Bedeutung geben können; sie geben uns zugleich ein Bild von dem, was in den gebildeten Gesellschaften der Zeit Stoff und Gegenstand der Unterhaltung war, so wie sie uns mit den Ansichten der Nürnberger über Poesie und bildende Kunst genauer bekannt machen, als selbst die von ihnen geschriebenen Poetiken, weil sie oft ausführlicher ins Einzelne eingehen. Sie sind ferner durch die verschiedenen Zugaben (Lieder, längere Gedichte u. s. w.) nicht ohne Wichtigkeit, dagegen sind sie in formeller Beziehung sehr unbedeutend, da sie kaum auf mehr hinaus laufen, als auf Fragen und Antworten nach Art des Katechismus.

Aus „Nathan und Jotham“.

1. Der Glaub kommt aus dem Gehör.

EJn Schäfers-Jung hörte einen Wandersmann auf der Laute, oder wie die Spanischen Schäfer pflegen, auf der Gither spielen, und verwunderte sich sehr über den lieblichen und süssen Klang, weil er dergleichen zuvor niemals gehöret hätte. Es fügte sich aber, daß dieser Wandersmann unter einem Baum entschliesse und seine Laute neben sich liegen liesse. Der Knab schliche hinzu, kniet für der Laute nider, und will den Ton sehen, welchen er zuvor mit Verwunderung angehöret, kan aber nichts finden, als ein leeres rundes Holtz, über welches etliche Fäden (Säyten) gespannet. Indeme er nun die Laute anrühret, gibt sie einen Klang von sich, der den Wandersmann auffwecket und den Knaben, was er dar zu thun, befraget. Der Knab bate, er solte ihn doch sehen lassen, was er zuvor angehört und vermeine er, daß aller Vögelein wolklingende Stimme in diesem Holtz verborgen seyn müsse, u. s. w. Der Wandersmann lachte ob diesem Kindischen Wahn, spielte ihme zu Gefallen auf der Laute und berichtete ihn, daß der Ton, welchen man mit den Ohren verneme, mit den Augen nicht könne gesehen werden.

Also kommet der Glaub durch das Gehör (Röm. 10, 17); was man sehen und fühlen kan, bedarff keines Glaubens, dann der Glaub ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sihet, aber doch als wesentlich gegenwärtig glaubet. Hebr. 11, 1.

2. Die Veränderung. (1, 1, 126.)

DJe Pinsen verlachten die dürren Reben, daß sie sehr langsam sich begründeten, von den Menschen gedüngt, umgehacket, gebunden und beschnitten würden, welches ohne grossen Schmertzen und Verdruß nicht könne zugehen, da sie hingegen gnug zu trinken hätten und von niemand berührt würden. Es fügte sich aber, daß die Pinsen von dem Viehe vertretten, und ihr Bach von der Sonnen Hitze ausgetretten wurde, da hingegen dem Reben seine Threnen abgewischet und mit breitgespitztem Laub umhänget, seine Trauben zeitigten. Deßwegen die Pinsen sehr klagten, daß sie sich einem stinckenden Wasser vertrauet, auß Furcht des Rebenmessers, welches Schärffe doch so herrliche Früchte verursachte: geben deßwegen allen, die in Wollüsten lebten, eine solche Lehre, sie solten sich dem Creutz-last nicht entziehen, sondern mit Gedult der Fruchtzeite erwarten, und inzwischen alles über sich gehen lassen. Die Reben aber freuten sich nicht allein, die Frucht zu verlieren, sondern auch selbe in der Kelter auspressen zu lassen, dem Menschen zu dienen und sein Hertz zu erfreuen. Ein Poet, der dieses theils gehöret, theils gesehen, hat darüber solche Gedanken verfasset

Christen sollen, gleich den Reben
ihren Nechsten Früchte geben
und im Creutz gedultig leben.

*) „Die Gespräch-spile des Harsdörffers vergleichen sich mit einem Blumen-garten, darinnen die außerlesensten Weiß-heit Lehr- Hoff- und Tugend-blumen der Welschen, Frantzosen, Spanier und Holländer gepflantzet werden. Die Nachwelt sihet si mit Ergetzen und gebrauchet si mit höchsten Nutzen“ (Tugendblumen S. 15).

**) „Wenn du von deiner ordentlichen Arbeit müde bist, so suche deine recreation in — — — tugendhafften Spielen, darzu der Hoch-Edle Nürnbergische Rathsherr, der sinnreiche und arbeitsame Harßdörffer gute Anleitung gibt, welchem du einmal in meinem Namen auffwarten und sagen solt, daß er mit seinem Spielen mehr außgerichtet habe, als ein gantz Regiment Pedanten und Schulfüchse mit ihrem Arbeiten, Schlagen und Plagen.“ (Lehrreiche Schrifften S. 294.

Johann Michael Moscherosch.



Johann Michael Moscherosch, geboren am 5. März 1601 zu Wilstädt in der Graffschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß, stammte aus einem ursprünglich aragonischen Rittergeschlecht, dessen eigentlicher Name Musenrosch lautete. Im J. 1612 brachte ihn sein Vater nach Straßburg, wo er zuerst die lateinische Schule und dann seit 1620 die Universität besuchte. Nachdem er 1624 die Magisterwürde erlangt, reiste er nach Frankreich, da er aber weder an dem Volke, noch an dessen Sitten Gefallen fand, kehrte er bald wieder in die Heimath zurück (1625), und nahm eine Hofmeisterstelle an, die er mit Erfolg bekleidete, worauf er 1630 Amtmann des Grafen von Crichingen wurde. Im J. 1636 mußte er mit den Seinigen vor den Franzosen flüchten, die seinen Wohnort plünderten; doch fand er bald darauf neue Anstellung als Rath und Amtmann bei dem Herzog von Croy. In Vinstingen an der Saare,

wo er nunmehr lebte, hatte er neuerdings viel Unglück zu bestehen. Er wurde wiederholt vollständig ausgeplündert, gerieth öfters in Lebensgefahr, und da ihm zudem seine Stelle viele Feinde zugezogen hatte und endlich auch die Pest ausbrach, flüchtete er zum zweiten Male nach Straßburg, von wo er bald als schwedischer Kriegsrath nach der kleinen Festung Benefelden in Elsaß berufen wurde. In dieser Stelle erwarb er sich so großen Ruf, daß man sich von mehreren Seiten um seine Dienste bewarb; er entschloß sich, die ihm angebotene Stelle eines Sekretärs und Fiskals der Stadt Straßburg anzunehmen, die er bis zum J. 1656 mit Auszeichnung verwaltete, doch erfuhr er trotz seiner treuen und gewandten Geschäftsführung so vielen Undank, daß er einem Rufe des Grafen von Hanau folgte, der ihn zu seinem Geh. Rathe ernannte. Seine Amtsführung fand Anerkennung und Belohnung, er wurde Präsident der Kanzlei und Kammer, so wie des Kriegs- und Kirchenraths; allein auch hier hatte er heimliche Feinde, die ihm durch allerlei Ränke das Leben so verbitterten, daß er seine Stellen niederlegte. Seine Geschäftstüchtigkeit war jedoch so allgemein anerkannt, daß ihn bald darauf der Kurfürst von Mainz und die Landgräfin von Hessen-Cassel zu ihrem „Rath von Haus" ernannten, als welcher er zugleich die Raths- und Oberamtsstellen bei dem Grafen Cratzen und dem Rheingrafen zu Dhaun verwaltete. Als das Alter, noch mehr aber die Folgen seiner früheren Unglücksfälle ihm seine Amtsführung erschwerten, dachte er daran, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen; allein der Tod ereilte ihn, ehe er seinen Entschluß ausführen konnte; er starb auf einer Reise zu Worms am 4. April 1669. Er war schon im Jahr 1646 unter dem Namen des „Träumenden" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden.

Von den zahlreichen Schriften Moscherosch's in deutscher und lateinischer Sprache haben wir hier nur sein näher zu bezeichnendes Hauptwerk ausführlicher zu besprechen; sein „Christlich Vermächtniß, oder schuldige Vorsorg' eines treuen Vaters" (Straßb. 1643), welches vier Auflagen erlebte und sogar ins Dänische übersetzt wurde, sowie seine Uebersetzung von Wimphelings „Deutschland" sind nur als Zeugen seiner tüchtigen, Familie und Vaterland mit gleicher herzlicher Liebe erfassenden Gesinnung zu erwähnen. Das Werk, durch welches er berühmt wurde, und welches allerdings der größten Auszeichnung werth ist, da es nur wenige Bücher des Zeitraums gibt, die ihm an die Seite gesetzt werden dürften, führt den Titel: „Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, d. i. Straff-Schrifften." (Straßb. 1645. 2 Thle.) Er nahm darin die Visionen des Spaniers Quevedo zum Vorbilde, die er in den älteren Stücken häufiger, in den spätern kaum mehr benutzte, daher diese, abgesehen davon, daß sie auch ihrem Inhalte nach bedeutender sind, für uns wegen ihrer Selbstständigkeit größeren Werth haben. Die sieben ersten „Gesichte" schrieb er in den Jahren 1639 und 1640, die sieben folgenden zwischen 1641 und 1644, also in den Zeiten, in welchen er am meisten mit dem Unglücke zu kämpfen hatte, oder bald nachher, als sich in Straßburg das Leben zwar glücklicher für ihn zu gestalten begann, er aber noch die traurigen Ereignisse, die ihn an den Rand des Verderbens gebracht hatten, in ihrer ganzen Kraft fühlte, was nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung blieb, in welcher die Macht der Wahrheit und der Erfahrung noch jetzt mit der größten Lebendigkeit zu uns spricht.

Moscherosch hatte die Absicht, bei seinen „Gesichten" die Verhältnisse und Zustände des damaligen Lebens in ihrer ganzen Richtigkeit und Blöße zu zeigen, wobei er den strengsten sittlichen und vaterländischen Standpunkt einnahm, denn dies ist eine Hauptseite seines Wesens, daß er mit aller Entschiedenheit und aller Liebe ein Deutscher war und stets dahin trachtete, das schon in auffallender Weise absterbende Nationalgefühl wieder zu beleben. Wie von vaterländischem Sinn, so ist er auch von der tiefsten Frömmigkeit durchdrungen, die jedoch den entschiedensten protestantischen Charakter annimmt, denn in den Zeiten des Kampfs hatte er bei seinem festen männlichen Charakter auch entschiedene Parteistellung genommen.

Wir können nicht alle seine „Gesichte" genauer besprechen*); es wird aber, um ein vollständiges Bild seines schriftstellerischen Charakters zu geben, vollkommen hinreichen, in zwei oder drei derselben ausführlicher einzutreten. Während er in den meisten Abschnitten besondere Seiten, Zustände und Gebrechen oder Laster behandelt, hat er in dem sechsten Gesicht, den „Höllen-Kindern", das ganze Leben seiner Zeit geschildert; es ist in diesem auch schon die Vorrede wichtig, in welcher er den Standpunkt bezeichnet, den er bei seinen Satyren einnahm. Er will nicht, sagt er, besondere Erscheinungen oder bestimmte Personen darstellen, sondern die Sitten und Zustände in ihrer allgemeinen Erscheinung. Er behandelt seinen Gegenstand daher in ähnlicher Weise, wie früher Seb. Brant und andere Satyriker, nur mit dem Unterschied in der Ausführung, daß er die Verhältnisse schärfer auffaßt und die einzelnen Erscheinungen so zu individualisiren weiß, daß man allerdings leicht auf die Vermuthung gerathen konnte, er habe bestimmte Persönlichkeiten im Auge gehabt. Wie allseitig und tief zugleich sein Blick war, zeigen die „Höllen-Kinder" am schlagendsten, die uns in einem verhältnißmäßig kurzen Raume ein lebendiges und klares Bild der damaligen Zustände geben. Die Einleitung erinnert uns an die so beliebte Einbildung der älteren allegorischen Gedichte (Welschgattung, die Mörin u. a.), die auch noch bei Hans Sachs so häufig wiederkehrt. Der Dichter geht spazieren, geräth in unbekannte Gegend, in der sich ihm bald zwei Wege zeigen, von denen der eine rauh, steil und kaum betreten ist, während sich auf dem andern unzählige Menschen hindrängen, da Wirthshäuser und Erholungsörter aller Art die Reise erleichtern und angenehm machen. So kann er in großer Gesellschaft weiter gehen, mit der er uns nach und nach bekannt macht. Es ist dies aber der Weg zur Hölle, welche er endlich mit seinen Gefährten erreicht und dann nach allen Richtungen durchkreuzt, um ihre Bewohner sämmtlich kennen zu lernen. Diese werden uns dann nach und nach vorgeführt, und wir sehen alle die Gestalten, die uns Brant als Narren darstellt, hier als Diener und Eigenthum des Teufels. Daß er daher bei

*) Schergen-Teuffel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letztes Gericht, Höllen-Kinder, Hof-Schule; A la mode Kehrauß, Hanß hinüber, Ganß herüber, Weiber-Lob, Thurnier, Pflaster wider das Podagram, Soldaten-Lob, Reformation.

der Schilderung der einzelnen Stände und Verhältnisse kräftiger ins Fleisch einschneidet, als der Dichter des Narrenschiffs, geht aus der verschiedenen Anlage von selbst hervor. Wir können seinem Gange nicht folgen, nur so viel können wir bemerken, daß es vorzüglich die höheren und gelehrten Stände sind, die er in der Hölle antrifft, und von den niedern nur diejenigen, welche an dem Verderben der Sitten mehr oder weniger Antheil hatten, so die Schneider, weil sie der Modelust dienten. Ueberhaupt ist Moscherosch nicht bloß vaterländisch gesinnt, er ist auch ein Demokrat im wahren Sinne des Wortes; er liebt das Volk als solches schon deshalb, weil er in demselben mehr nationale Gesinnung fand, als bei den höhern Ständen.

Das erste Gesicht des zweiten Theils „A la mode Kehrauß" spricht seine vaterländische Gesinnung, seinen Haß gegen das Fremde am entschiedensten aus. Wir theilen den Gedankengang auch von diesem Gesichte in kurzen Zügen mit. Der Verfasser kommt in das Schloß Geroldseck, „von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzehlen hören, daß nemblich die vralte Teütsche Helden, die Könige Ariouistus, Arminius, Witchindus, der Hürnin Siegfried vnd viele andere in demselben Schloß zu gewisser Zeit deß Jahres gesehen werden, welche, wan die Teütsche in den höchsten Nöthen vnd am vndergang sein werden, wider da herauß vnd mit etlichen alten Teütschen Völckern denselben zuhülff erscheinen solten". Ariovist, der wirklich dort hauste, hält ihn wegen seiner Kleidung und seiner überhöflichen Sprache für einen Welschen, und droht ihm, weil sein alter Haß gegen die Römer durch die Schändlichkeiten der welschen Soldaten in den letzten Kriegen noch gesteigert worden ist. Am folgenden Tag wird er vor das Gericht geladen, welchem die Könige beiwohnen. Er soll beweisen, daß er ein Deutscher sei, wie er behaupte; denn damit stimme weder sein Name (Philander), noch seine Tracht, sein welscher Bart, seine Perücke. Philanders Entschuldigung, daß man sich nach der herrschenden Mode richten müsse, zieht ihm Spott und Hohn zu; aber die alten Helden finden noch mehr an den neumodischen Deutschen zu tadeln, die alle ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben, um den Welschen nachzuahmen. Die alte Treue und Redlichkeit, sagen sie, habe der Heuchelei und dem Fuchsschwänzen Platz gemacht, man thue es den Fremden in wollüstigen Gastereien nach, am schlimmsten gehe man mit der Sprache um, die auf das Schmählichste verdorben werde. Diese Mißachtung der Sprache künde gänzliches Verderben und Auflösung des mächtigsten Reichs an. Nachdem er von allen Seiten wegen dieser und anderer Dinge hart getadelt worden, wird er endlich entlassen, doch nicht eher, als bis er ein schriftliches Versprechen ausgestellt, daß er künftighin in deutscher Weise leben, deutsche Tracht anziehen und vor Allem „die Muttersprach rein vnd vnverfälscht reden, mit keinen fremden Wörtern beschmitzen, noch verunehren wolle". Während des Essens unterhält sich Philander mit einigen Personen vom Hofe, welche in demselben Sinne reden, wie die Fürsten; sie sind namentlich unerschöpflich in der Verhöhnung der neumodischen Kleidertracht, deren Ursprung sie auf ähnliche Gründe zurückführen, wie Lauremberg (S. 349).

Im „Soldaten-Leben" erzählt Philander, wie er unter eine Rotte Soldaten gerathen sei, die noch viele andere Leute gefangen hatte. Denen, welche sich um theures Geld loskaufen konnten, wurde die Freiheit versprochen, die andern, denen es unmöglich war, sich zu lösen, wurden auf das Entsetzlichste mißhandelt. Die Gräuelthaten, von welchen er berichtet, und die damals an der Tagesordnung waren, sind so entsetzlich, daß es widerstrebt, sie nur wieder zu erzählen. Philander traf zum Glücke einen alten Bekannten, der sich seiner annahm und ihn vor Mißhandlungen schützte; doch mußte er mit der Bande weiterziehen, die auf eigene Faust Krieg führte, aber nur gegen die armen Bauern und unbewehrte Reisende, welche alle geplündert und auf das Grausamste gefoltert wurden, um noch mehr von ihnen zu erpressen. Kamen sie auf ihren Streifzügen in die Nähe feindlicher Parteien, so lebten sie im besten Einvernehmen mit denselben; sie kamen überein, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen, vielmehr einander ungestört das Land ausplündern zu lassen, das ihrem Schutz anvertraut war. Indem nun Philander von allen den Streifzügen berichtet, die er mit jener Schaar machte, entwirft er uns das lebendigste Bild des Soldatenlebens zu jener Zeit, dem nur die ausführlichere Schilderung desselben im Simplicissimus an die Seite gesetzt werden kann.

Die Darstellung Moscherosch's ist lebendig, sicher, mannigfaltig und voll Witz, nicht zwar von jenem Witz des Verstandes, der das Lachen erregt, sondern von dem schneidenderen Witz des Gefühles, der sich tief ins Herz bohrt und blutende Wunden zurückläßt. Freilich blieben seine Worte unbeachtet; die Krankheit, die er bekämpfte, die Sucht, mehr oder anders scheinen zu wollen, als man in der That war (selbst die Soldaten waren es, wie wir gesehen haben, nur dem Scheine nach), war zu tief eingewurzelt, als daß sie durch bloße Worte hätte geheilt werden konnten. In den früheren Gesichten ist die Darstellung mit Anführungen fremder Schriften überfüllt, und die Sprache nähert sich der alamodischen, aber wie der Verfasser selbst in einem späteren Gesicht sagt, hat er dies mit Absicht gethan, theils um leichteren Eingang zu finden, theils um jene Mischsprache zu verhöhnen. In den späteren Gesichten ist die Darstellung dagegen beinahe durchgehends von untadelhafter Reinheit, und wenn er Stellen anderer Schriftsteller anführt, so sind es vaterländische, auch aus der älteren Literatur, die er kannte und liebte. Selbst die höfischen Dichter waren ihm nicht unbekannt (so führt er aus Reinmar von Zweter und aus dem Windsbecken die von uns mitgetheilten Stellen an I, 118 die Ehe, und I, 172); von den spätern sind ihm namentlich Seb. Brant und Ringwaldt gegenwärtig, aus denen er oft passende Stellen anführt. Fischart wird von ihm nicht erwähnt, aber er hat ihn ohne Zweifel gekannt und vielleicht auch benutzt, wie außer andern der unten mitgetheilte Abschnitt vermuthen läßt, der an die Stelle im Gargantua erinnert, die wir ebenfalls mitgetheilt haben (I, 162).

So wenig Moscherosch's „Gesichte" auf die Dauer wirkten, so wurde doch ihre Bedeutsamkeit schon bei ihrem ersten Erscheinen anerkannt. Sie wurden nicht nur gesammelt, ehe der Verfasser, der sie zuerst einzeln herausgegeben hatte, eine Gesammtausgabe veranstaltete; es enthalten die unächten Sammlungen (Frankf. 1645. 6 Th. Leiden 1646. 8 Thle.) auch eine Anzahl „Gesichte", die von Andern herrühren, wenn sie auch seinen Na-

men tragen, aber freilich sind sie bei ihrem geringeren Gehalt und ihrer unbeholfenen Darstellung von den ächten Arbeiten Moscherosch's leicht zu unterscheiden.

Aus dem „A la mode Kehrauß".

König Airouest hieß mich besser hinzu tretten. „Vnd hörestu," sprach er, „Ich bin auff meiner gestrigen meynung, je länger ich dich ansehe vnd höre, gestärcket, daß du nicht ein geborner Teütscher, sondern ein Walscher seyst vnd als ein Kundschaffter hiehero kommen. Dann es darumb nicht volget, weil dir die Teütsche Sprach bekant, daß du deßwegen ein Geborner Teütscher seyest vnd ein Teütsch Gemüth vnd Hertz habest."

„Gnädigster Herr König", sprach ich, „wie könte ich doch einem Walschen im Hertzen je vnd immer hold seyn, da ich doch alles Creutz vnd Ellend, alle Noth vnd Zwang von Ihnen bißhero habe dulden vnd erleiden müssen?"

„WArumb dann, so du ein Geborner Teütscher bist, hastu nicht auch einen Teütschen Namen? Was soll dir ein Grichischer vnd Hebreischer Name im Teutschland? was ist **Philander** für ein Gefräß? bistu von Sittewaldt, warumb hastu dann ein Wälschen Namen? was? Hm? was meynstu? Hä?"

„Gnädigster Herr König," sprach ich, „es sind solche Namen gemeyn bey vns!" „Gemeyn? ja, wie die Wälsche Laster auch. Was habt ihr vermeynte Teutsche dan für Trew in ewren Hertzen gegen ewrem Vatterland, wann ihr bedächtet, wie durch die Römische Tyrannen, insonderheit den **Caesar**, vnd durch die Wälsche Vntrew alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwol ihre Namen zu gebrauchen eüch noch gelüsten lasset? haben dann die Teütsche Namen nicht lusts vnd zierde genug, eüch zunennen? Ewere Tugenden vnd Thaten antag zugeben? Ist euch dan das liebe Teütsche sogar erleydet, daß Ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Baldfried, Karl, Kunrath, Degenbrecht, Eitellieb, Friederich, Gothfried, Adelhoff, Hartwert, Reichhart, Ludwig, Landshuld, Ottbrecht, Ruhprecht, Redewitz, Sigfried, Theurdanck, Volckhart, Witzreich, Wolrath 2c. vnd andere Liebe, Schönklingende Teütsche Namen nur über Achsel ansehet vnd verlachet? Muß eüch dann in eweren Bocks-Ohren das Grichische **Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus etc.** vnd andere besser lautten? Ja, so der ärgste ist, so von Gott je einem ein Teütscher Name widerfehret, als Adeloff oder Adulff vnd dergleichen, daß er sich doch vor eiteler Wahnwitz vielmehr belieben lasset, solche von dem Grichischen Ἀδελφὸς herzuerzwingen, als von dem warhafftigen Teütschen Vrsprung A d e l h o f f, Einer, der in den Adel hofft, A d e l h u f f oder A d e l h ü l f f, Einer, der dem Adel hülfft oder dem Adel huft, herzunehmen? Oder seinen angebornen Teütschen Nach-Namen mit wälschem Nähtz, Kalckh vnd Kath (als dem Hoffärtigen, Armutseeligen, Einbildigen **De**) Zuüberzuckern, Einzubeitzen vnd Einzusaltzen, damit der Vnflat nicht stinckend werde? Schämet ihr eüch denn ewrer selbest vnd ewerer redlichen Vorfahren? — Schäme dich für dem Teüffel, wann du ein ehrlich Teütsche Ader in deinem Leib hast, daß du einen andern Namen, einen Außländischen Namen, vnd den du vielleicht selbst weder verstehest, noch weissest, solst einem verständlichen, bekanten Teutschen Namen vorziehen, oder mit Wälschen Farben anstreichen, mit **De** vnd **Di** füttern wollen."

Wer sim anererbten Namen
Flickt mit wälschem Nätz zusamen,
Vnd wär gern ein Junckerlein,
Der hat mangel an eim sparren,
Vnd gehört ins Buch der Narren,
Solt er sonst ein **Doctor** sein.

„Kum hieher!" sprach Herr T e u t s c h M e y r; vnd als ich nahe zu jhm kam, „Solstu ein Teütscher sein?" sprach er; „dein gantze gestalt gibt vns viel ein anders zu erkennen. Vnd glaub ich gewiß, daß du darumb deinen Hut (den er mir mit grossem gelächter ließ vorweisen, dann sie hatten jhn zum schauspiel in den Saal an ein Hirschgewicht hencken lassen) vnderwegs von dir geworffen, nur daß man die närrische Form nicht sehen solte. Denn so bald kan nicht ein Wälsche närrische gattung auffkommen, daß jhr, vngerathene Nachkömlinge, nicht so bald dieselbe müst nachäffen vnd fast alle viertel Jahr ändern, auch darfür haltet, wo ein Ehrlicher gewissenhafter Mann bey seiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Halunck, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel sein müsse."

„Wie viel gattungen von hüten habt jhr in wenig Jahren nicht nachgetragen? Jetzt ein Hut, wie ein Anckenhaffen, dann wie ein Zucker-Hut, wie ein Cardinals-Hut, dann wie ein Schlapp-Hut, da ein stilp Ehlen breit, dort ein stilp fingers breit; dann von Geissenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut, als ein Schwartzwälder Käß, dann wie ein Schweitzer-Käß, dann wie ein Holänder-Käß, dann wie ein Münster-Käß. Vnd das ist heüt die newe närrische Tracht; bald komt ein andere in gestalt eines Fingerhuts hernach, die närrischer ist, vnd diese alle wolt jhr ellende leütte nach machen, also das erscheinet, all ewer Reichthum vnd Mittel seyen allein mit newen Trachten zuverschwenden erworben worden.

Dann trägt man kurtz, dann lange Röck,
Dann grosse Hüt, dan spitz, wie Weck,
Dann Ermel lang, dan weit, dann eng,
Dann Hosen mit viel farb vnd spreng.
Ein Fund dem andern kaum entweicht,
Dann Teütsch Gemüth ist also leicht:
Das zeigt, was in dem Hertzen leyt.
Ein Narr hat ändrung allezeit.

Vnd das zu lachen ist, wo jrgend ein König, ein Fürst, ein Herr, ein Reysender vmb des reysens, vmb des jagens willen ein solchen Hut, ein solchen Mantel, ein solchen Rock, ein solch Kleyd jhm zu seinem nutzen vnd Vortheil machen läst, vnd ein Newsüchtiger Monatsnarr, ein Schneider bey der Nadel, ein Schuster bey dem Knippen, ein Student bey den Büchern solches siehet, der doch wohl sein lebtag nicht auff ein Meil wegs reyset, noch weiter hinauß kompt, als seiner Mutter Fülle; weder reittet, noch jaget, weder hätzet, noch beyßet, dennoch es will nachäffen, einen solchen Mantel tragen, daß jhm der Regen deß Hauses die Knye nicht soll zerschlagen; ein **chapeau de fuyart** auffhaben, damit er jhm nicht abfalle, wan er davon will traben; ein par Stiffel biß an Latzen anziehen, damit jhm das Wasser nicht oben einlauffe, wenn er in den Regen des Weinfaß gerathet oder durch den Rhein seiner Stuben reitet.

Vnd wie zu vnserer zeit der Hut ein Zeichen war der Freyheit, also ist es nun in eweren zeiten dahien gerathen, daß der Hut ist ein Zeichen der Dienstbarkeit; dann warlich mit solchen newen Trachten halten die Wälsche ewre Hertzen gefangen vnd gebunden, vnd lencken sie, wohien sie wollen.

Du trägst ein Wälschen Hut:
Die Wälsche deiner lachen,
Vnd zwacken dir dein Gut
Vnd dich zum Narren machen.
Drumb wer hat Teütschen Muth
Hab Sorg zu seinen Sachen!

„Last jhn ein wenig sonst besehen!" sprach Herr K a l k o f e l ß; vnd als ich zu jhm trat, vnd Er mich bey den Haaren nahme, „Ist dann das ein Teütsches Haar?" sprach er. „Bist du ein Teütscher, warumb dann mustu ein Wälsches Haar tragen? warumb mustu ein Wälsches Haar tragen? warumb muß es dir also über die Stirne herunder hangen, als einem Dieb? Man soll ja einen Ehrlichen Mann aus der Stirne erkennen, welche guten theils seines Gemüths Zeügnuß ist; vnd wer seine Stirne also verhüllet, das ansehen hat, als er sich vor etwas müsse schämen, daß er ein Schelmenstück begangen habe. Warumb muß dir das Haar also lang über die Schultern herab hangen, als einem Weibe? warumb läst du es nicht, so du es länger tragen woltest, auff Teütsche weise überm Kopff einschlüpffen, als bey vns her brauch

ist? Komm her, laß vns sehen, hastu auch noch deine Ohren?"

„Ist das nicht ein lose Leichtfertigkeit! Diese lange Haare, also herunder hangend, sind rechte Diebs-Haar, vnd von den Wälschen, welchen vmb einer Missethat oder Diebs-stucks willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten, vnd man es nicht sehen oder mercken könte. Vnd ihr, die ihr Teütschen Ehrlichen-Namens vnd vnsere Nachkommen sein wollet, wolt solchen Lasterhafften Leüten in ihrer Vntugend, in deren sie sich selbst schämen, vnd die sie zu bemäntelung ihrer Schelmenstücke erfunden haben, nachäffen, vnd darin noch als in köstlichen schönen Dingen prangen? ja offt ewrer eignen Teütschen Haar eüch beschämen, da doch ein Römischer Keyser, wann er in seinem Pomp gehen vnd gar Herrlich sein wollen, ein Teütsches Haar für eine sondere Zierde hat auffgetragen? Ihr aber wolt hiengegen lieber eines Diebs oder Galgen-Vogels Haar eüch auff den Kopff setzen lassen! Aber

Wer sich seines Eignen Haares schämet, der
ist nicht werth, daß er einen Kopff hat."

„Soltestu ein Teütscher sein?" sprach Herr Friedmeyr; „sihe, was für einen Wälschen närrischen Bart hastu dann? Vnd da deine Ehrliche Vorfahren (wann du anderst eines Teütschen Mannes Sohn bist) es für die gröste Zierde gehalten haben, so sie ein rechtschaffenen Bart hatten, so wollet ihr den Wälschen vnbeständigen Narren nach alle Monat, alle Wochen ewre Bärte beropffen vnd bescheren, bestümmlen, bestutzen, ja alle Tag vnd Morgen mit Eysen vnd Fewr peinigen, foltern vnd marteln, ziehen vnd zerren lassen? jetzt wie ein Zirckel-Bärtel, jetzt ein Schnecken-Bärtel, bald ein Jungfrawen-Bärtel, ein Deller-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, ein Meykäfer-Bärtel, ein Entenwädele, ein Schmal-Bärtel, ein Zucker-Bärtel, ein Türckisch-Bärtel, ein Spannisch-Bärtel, ein Italienisch-Bärtel, ein Sontags-Bärtel, ein Oster-Bärtel, ein Lill-Bärtel, ein Spill-Bärtel, ein Drill-Bärtel, ein Schmutz-Bärtel, ein Stutz-Bärtel, ein Trutz-Bärtel ꝛc. Vnd indem ihr eüch der rechten Bärt vnd Knebel schämet, noch gar zu Bengeln werdet.

Zu vnsern zeiten hat man an den Federn erkennen lernen, was es für ein Vogel war, am Bart, was für ein Mann da war, vnd wurde ein Mann nicht für Ehrlich gehalten, wann er mit geschornem Bart vnder die leütte kam. Wie wolt es heüt immer müglich sein, da, je älter einer wird, jemehr er seinen Bart stutzen vnd stimmlen lasset, vnd also die Welt vnd das Jugend-liebende frawenzimmer überreden vnd bethören will, ob er ein Junggesell oder ein Jüngling wäre. Hat nicht jener vnser Teütscher Schweitzer redlicher gethan, als er gefragt worden, warumb er einen so langen Bart hätte, vnd gesprochen: „damit, wan ich diese Haar ansehe, ich gedencke, daß ich ein Mann seye vnd kein Weib, vnd mich Mannes-Thaten üben vnd befleissigen solle." Dann der Bart zieret den Mann vnd soll ihn anreitzen, daß er sich in allem Thun rechtschaffen, dapffer vnd als ein Mann verhalte. Wie hoch hat es der Hebräer König David empfunden, als ihm Hannon die Knechte bescheren ließ an ihren Bärten; dann sie waren geschändet vor Israel vnd allem Volck. Nun ist ewre meiste sorge, so bald ihr Morgens auffgestanden, wie ihr den Bart rüsten vnd zuschneiden möget, damit ihr vor Junge Narren vnd Lappen köntet durchwischen. O ihr Weiber-Mäuler! Ihr vnhäarige! In den Löffel-Jahren gehet ihr zuzapffen, zutrillen, zuropffen, biß die Gauchs-Haar heraus wollen; vnd wan ihr durch gunst der Natur dieselbige endlich erlanget habt, so wist ihr ihnen nicht marter gnug anzuthun, biß ihr sie wider vertreibet! Ihr Bart-Stimmler! Ihr Bart-Räuber! Ihr Bart-Schinder! Ihr Bart-Schneider! Ihr Bart-Stutzer! Ihr Bart-Zwacker! Ihr Bart-Felterer! Ihr Bart-Wipper! Ihr Bart-Marteln! Ihr Bart-Peiniger! Ihr Bart-Abtreiber! Ihr Falsche Bart-Müntzer! Ihr Bart-Verderber! Ihr Bart-Narren! Ihr Bart-Mörder!

Wälsch Bart, Weiber Art,
Lappen Bart nimmer gut ward.

Vor zeiten

„Ein Ehr wars etwan, haben Bärt:
Das war gar mannlich, schon vnd wert,
Da wurd man auch billig geehrt.
Jetzt hand die Wybschen Gäuch gelehrt,
Vnd schaben alle tag die Backen,
Sie wäschens, daß sie sollen schmacken,
Vnd schmiren sich mit Affenschmalz
Biß an die Augen vnd den Halß (S. Brand)."

„Soltestu ein Teütscher seyn?" sprach Hertzog Herman. „Man sehe deine Kleider an: was vor ein Wambst ist das? was für Hosen vnd Strimpff? Ich glaub, daß du allererst mit von Pariß kommest. Ein Wohlthörichter Tausch, den ihr da thut gegen solche Newe dinge! Das alte Teutsche Gelt wird häfflich vmbgetauscht! Aber Recht: die Wälsche können es ihnen fein zu Nutz machen! Meynt ihr, wann der Teutschen saurerworbnes Gut nicht alles nach Pariß für solche närrische newe Trachten übermacht wirde, es könte sonst nicht verthan werden? Habt ihr Teutsche (wan du je einer von vnsern vngeschlachten Nachkömmlingen bist) nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völckern Ihr eüch in Kleidung alsogleich stellet, vnd sie nachäffet, daß dieselbige dermahlen Eüch vnd ewre Hertzen bezwingen, Eüch vndertrucken vnd zur Dienstbarkeit zwingen werden? Dann sie ja schon Ewre Hertzen, das beste Bollwerck, die Schantzen der Augen vnd Aussenwerck der Sinne vndergraben, eingenommen vnd gewonnen haben. Ist eüch dan nimmermehr ichtwas gut genug, daß auß ewrem Vatterland kommet? Man spüret wol, daß Ihr Verächter Ewres Vatterlands seit vnd dessen Verräther. Wo ist ein Volck vnder der Sonnen, als die vngerathene Teütsche jetzt sind, in ihrem Kleidertragen so vnbeständig, so Eckel, so Närrisch? Wo siehet man deßgleichen bey Eweren Nachbauren geschehen?

Ich lob die Poln in ihrer Zier,
Sie bleibn bey der alten Monir,
Bekleiden sich nach Landes-brauch,
Wie Türck vnd Moscowitter auch.

Aber Ihr in dem Teütschen-Land
In Kleidung haltet kein bestand,
Daran man eüch mit wahrem grund
Wie andre Völcker kennen kund.

Sondern Ihr seit recht, wie Affen,
Nach Wälschen vnd Frantzosen gaffen,
So wohl nach Böhmen vnd dergleichen,
Die Ihrer Lande Grentz erreichen.

Was die an Rüstung, Roß vnd Wagen,
Gebrauchen vnd am Leibe tragen,
Das müssen Jungfrawen, Mann vnd Knaben
Auch allenthalben vmb sich haben.

Mit welcher Tracht vnd losen Dingen
Sie sich nur vmb die Heller bringen,
Vnd machen, wie mans wohl erfind,
Daß alles Gelt im Land verschwind.

Ja wan sie noch bey einem blieben,
Vnd nicht so offter Wechsel trieben
In Röcken, Wämbsen, Stiffel, Hut,
So gieng es hien, vnd wär noch gut.

Aber eh dann man sich vmbsicht,
So wird was Newes auffgericht,
Darauff so falln sie in gemein:
Wie solt ihr dann vermüglich sein?

Bedenckt doch diß in allem Stand,
Ihr liebe Leüt im Teütschen-Land,
Auff daß ihr nicht von ewrer Haab
Durch alamode nemmet ab!

(B. Ringwaldt, Lautere Warheit.)

O solte Keyser Karl der Grosse, Keyser Ludwig vnd Otto, die solche frembde Trachten einzubringen mit Ernst vnd Eyffer hochsträfflichen verbotten, deine a la mode Hosen vnd Wambest sehen, sie wirden dich als einen Wälschen Lasterbalg auß dem Lande jagen!" — — — —

Vnd Herr Kalkofelß, weist du nicht mehr, was vnlängst dein Frommer Herr Peter-Ernst von Krichingen dem Hertzog Heinrich von Lottringen geantwortet, als er ihn

gefragt, warumb er in Kleidung nicht auch so köstlich aufzöge, als andere Herren und Edele, sprach: „Genädigster Fürst! Ich bin schwaches Leibs vnd nicht so starck, als diese, deren Einer eine gantze Mühl, Einer ein Meyerhoff, Einer ein gantz Dorff am Halße trägt: das ist mir vnmüglich zu tragen. Ich will heut tragen, daß ich morgen wider tragen kan. Was sollen mir die Lumpen, die man höher achtet, als den Mann selbsten, die den Mann eines guten theils seiner Ehre berauben?"

„Meynstu," sprach Herr Teütschmeyr ferner, „das Kleid werde dich zum Manne machen? Sind schon deren, wie jhrer dann viel sind, die solches darfür halten, so seind sie desto mehr zu schelten, weil sie sonst nichts rühmliches an sich selbsten, sondern alle jhre Hoffnung auff das Augen-maaß gesetzet haben."

„Genädigste Herren," sprach ich, „so siehet man gleichwohl, daß ohn ein gut Kleid keiner geachtet wird, er seye so Geschickt, als er immer wolle. Hiengegen, wan ein Kerl schon nichts weiß oder gelernet hat, gleichwohl wann er brav daher geschritten kommet, vor andern herfür gezogen wird, geehret vnd geliebet vnd wohl heisset:

Vix bene vestitus pro vestibus esse peritus
Creditur a mille, quamvis Idiota sit ille.

Ein Mann, der schöne Kleider hat,
Geachtet wird eins Fürsten Rath,
Vnd für ein Glehrten angesehn,
Dafür er doch nicht kan bestehn.
Ist einer übel angethan,
Der mag kein Lob bey Leüten han,
Vnd wann er gleich wüst alle Kunst,
Noch hat er bey der Welt kein gunst;
Man gibt dem Weißheit vnd gewalt,
Der sich mit Kleidung macht gestalt."

(J. Strauß, Kleider-Teuffel.)

Johann Balthasar Schupp.



Noch mehr als Moscherosch neigt sich Schupp zur vollständigen Lehrprosa, und manche Schriften desselben greifen kaum mehr in das Gebiet der Prosadichtung; doch ist bei den wenigsten der rein belehrende Verstand allein thätig, bei den meisten, ja selbst in den Predigten, entfaltet sich poetischer Humor, und es ist diese Seite häufig so ganz vorherrschend, daß wir kein Bedenken tragen, ihn im vorliegenden Abschnitte näher zu betrachten.

Johann Balthasar Schupp, im Jahr 1610 zu Gießen geboren, entwickelte sich schnell und früh, so daß er schon im 15. Jahre die Universität Marburg beziehen konnte, wo er eine für seine Jugend und die damalige Zeit bewundernswürdige Selbstständigkeit in der Behandlung der Wissenschaften zeigte. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nicht allein die Bücher, sondern auch und vorzüglich das Leben den Menschen bilden, begab er sich auf Reisen, auf denen er wegen der Kriegsunruhen manches Abenteuer zu bestehen hatte. In Rostock, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, erwarb er sich die Würde eines Magisters der Philosophie, worüber er sich selbst in seiner heiteren Weise lustig macht*). Als Rostock von den Schweden belagert wurde, flüchtete er nach Lübeck, von da nach Hamburg und Bremen, später über Köln nach Holland. Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er 1635 in die Heimat zurück; er wurde noch in demselben Jahre Professor der Geschichte und Beredtsamkeit, als welcher er 1645 die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. Seit 1646 Hofprediger des Landgrafen von Hessen-Darmstadt erwarb er sich durch sein eben so kluges als freimüthiges Wesen dessen Achtung in solchem Maße, daß er ihn 1647 zu den Friedensunterhandlungen nach Münster schickte, wo ihm die allgemeinste Anerkennung von Seiten der dort versammelten Gesandten zu Theil wurde. Im J. 1649 folgte er einem Ruf als Prediger nach Hamburg. Seine volksthümliche Beredtsamkeit gewann ihm bald die Liebe seiner Gemeinde, aber gerade dies erweckte ihm Neider und Feinde, und es erschienen allerlei Schmähschriften, die ihn und seine Predigten mit Bitterkeit angriffen; besonders warf man ihm vor, daß er in seinen Vorträgen und Schriften Geschichten und Fabeln einflechte, welche der Würde seines Standes nicht geziemten. So wenig er sich dadurch in seinen Bestrebungen irre machen ließ, hatten die fortgesetzten Kränkungen doch den Erfolg, daß er sich immer mehr von den Menschen abschloß, und sein Mißmuth stieg zur Grämlichkeit, als eine zweite Ehe unglücklich ausfiel. Er starb den 26. October 1691.

Unter den ziemlich zahlreichen, aber meist kleinen Schriften Schupps**) gehört genau genommen nur „Corinna, die erbare und scheinheilige Hure" (1660) den Prosadichtungen an, in welcher er in scharfen Zügen das Leben und das Ende einer von ihrer eigenen Mutter zur Unzucht verführten Dirne darstellt; doch können, wie schon gesagt, auch seine übrigen

*) „Zum andern bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da ich zu Rostock Magister wurde und primum locum hatte. Wann ich damals einen hoffärtigen Kerl auff der Straßen sahe, da dachte ich: du magst dir einbilden, was du wilt, so bist du dennoch kein Magister! O wie spitzte ich die Ohren, wann nach der promotion bey dem angestellten convivio mein Promotor und grosser Freund, der Edle Petrus Lanremberg, ein Glaß mit Wein nahme und sagte: Salus, Herr Magister! Da dachte ich alsbald, das gilt mir! Der Mann bin Ich! Zwey gantzer Tage übte ich mich, biß ich ein schönes M. mahlen konte. Mein Pitschafft muste alsbald geändert werden, und bey meinem Namen ein M. stehen. Wann mein Jung, der mich zuvor Philander genannt hatte, hernach nicht sagte: Herr M. Philander, so bekame er Ohrfeigen." („Freund in der Noth" in s. Schriften. Ff. 1684. S. 268.)

**) Er hat sie zum Theil unter dem angenommenen Namen Antenor, Ehrenhold oder Meklambius herausgegeben.

Schriften mit Recht hier besprochen werden, da alle von poetischem Humor und ächt satyrischem Witze erfüllt sind, die meisten zudem Geschichten aller Art enthalten, die theils kurz berichtet, theils ausführlicher erzählt, immer glücklich dargestellt sind. Er brachte solche Erzählungen, Anekdoten, Gleichnisse und Allegorien selbst in seinen Kanzelvorträgen an, denn er wollte vor Allem auf seine Zuhörer wirken, und es erschien ihm jedes Mittel passend, durch welches er diesen Zweck erreichen konnte. Es war seine ganze Darstellung daher auch im vollsten Sinne des Wortes populär, und er bediente sich der kräftigen, bilderreichen Sprache des Volks, und scheute sich nicht, die kräftigsten Ausdrücke zu gebrauchen, die er bei dem Volke vorfand. Doch war es nicht allein die Rücksicht auf das Volk, welches ihn zu dieser populären Darstellung führte; der Trieb dazu lag in seinem eigenen Wesen, das alles Gesuchte, Geschraubte und Unwahre haßte, weshalb er eben so entschieden gegen das Ueberwuchern des Fremden, als gegen die affectirte Deutschthümelei auftrat; und wenn er einerseits ein erklärter Gegner aller Schulweisheit und des zu seiner Zeit herrschenden gelehrten Pedantismus war, so war ihm die Uebertreibung der Zesianer nicht weniger zuwider, und diesen zum Trotz bediente er sich sogar mehr als billig der von ihnen verdammten fremden Ausdrücke und Redensarten. Man erkennt daran den praktischen Sinn des Mannes, der sich überhaupt in allen seinen Schriften kund gibt. Unter diesen zeichnen sich durch Fülle der Gedanken und lebendige Mannigfaltigkeit der Darstellung der „Salomo oder Regenten-Spiegel" aus, in welchem er nach Anleitung des ersten Buchs der Könige das Staatsleben in allen seinen größeren und kleineren Verhältnissen bespricht. Höchst eigenthümlich, voll ächt populärer Beredtsamkeit ist die „Catechismus-Predigt von dem Dritten Gebot oder Gedenck daran, Hamburg", in welcher er die lebhaftesten Schilderungen der Sitten seiner Zeit entwirft, aber dieselben freilich auf eine Art bespricht, die uns mit der Würde der Kanzel unvereinbar erscheint und wohl an den Pater Abraham erinnert, obgleich zwischen beiden der mächtige Unterschied waltet, daß Schupp bei seiner Darstellungsweise keinen andern Zweck hat, als den Teufel zu malen, wie er ist, und sich hiezu aller ihm dienlichen Farben bedient, während Abraham wirklich die Absicht hat, durch Possen das Gelächter seiner Zuhörer zu erregen. Der „Freund in der Noth" ist ein treffliches Zeugniß von der tiefen Menschenkenntniß des Verfassers, der darin die schönsten und besten Lehren entwickelt, wie sich der junge Mensch in der Welt zu benehmen habe. Nicht weniger inhaltreich sind die beiden Schriften „Von der Einbildung" und „Die Kunst reich zu werden"; doch können wir nicht näher in dieselben eintreten, dagegen müssen wir noch zwei andere seiner wichtigsten besprechen. Seine wohlbegründete Abneigung gegen den gelehrten Pedantismus mußte ihn reizen, die Quelle desselben aufzusuchen, und er fand bald, daß die verfehlte Schulbildung seiner Zeit wenn auch nicht der einzige, doch ein Hauptgrund jener Erscheinung sei. Er ließ sich deshalb angelegen sein, das Schulwesen in seiner falschen Richtung darzustellen und auf bessere Zustände zu wirken. Dies that er vorübergehend in mehrern Schriften, z. B. im „Salomo", in der „Kraft der Einbildung", ausschließlich aber in dem „Ambassadeur Zipphusius, auß dem Parnaß wegen des Schulwesens abgefertiget, an die Chur-Fürsten und Stände deß heil. Röm. Reichs". Schon die Vorrede ist wegen der geschichtlichen Darstellungen merkwürdig und wichtig. Die eigentliche Schrift erzählt, wie Apollo nach wiederhergestelltem Frieden darüber mit den Musen und berühmtesten Gelehrten sich berathen habe, woher die Verdorbenheit in der Welt und namentlich in der Gelehrten-Republik herrühre, und wie ihr abzuhelfen sei. Unter allen Mitteln, welche nach und nach vorgeschlagen werden, gefällt der Vortrag der Polymnia dem Apollo am besten, welche auseinandergesetzt hatte, daß jede Verbesserung der menschlichen Zustände von den Schulen ausgehen müsse, worauf Comenius ein Bild von den damaligen Schulen entwirft. „Die erste Plage, sagt er, womit die zarte Jugend in den Schulen gequälet wird, ist, daß man sie mit unendlichen weitläufftigen, tunckeln und verwirten, auch meistentheils unnützen Grammaticalischen Reguln etlich Jahre auffhält. Darnach wird sie mit vielen Vocabulen oder Wörtern der Dinge, die sie niemals gesehen haben oder verstehen können, gleichsam außgepropffet, wird ihnen aber nicht zugleich dabey gezeiget, wie die Wörter zusammengefügt, und also auß dieser Zusammenfügung eine Rede erwachsen könne." Eben so wenig ist er damit einverstanden, daß man mit den Knaben lateinische Schriftsteller lese, welche weit über ihrem Gesichtskreise seien. Die Aufgabe der Schule sei es, zunächst den Verstand zu entwickeln, dies würde aber vollständig vernachläßigt. Es müsse vor Allem den Lehrern eingeschärft werden, sagt nun „Joh. Heermann, ein berühmter Prediger und Poet auß Schlesien", was sie thun sollten, denn die wenigsten wüßten es. Die meisten glaubten, fügt ein Anderer hinzu, „wie sie seyen geprügelt und geplaget worden, also müßten sie ihre Schüler wieder prügeln und plagen, und müßten ihnen die Sprache auß des Aristotelis posterioribus Analyticis herauß klopffen". Und in demselben Sinne sagt Apollo später: „Wenn man ungefehr an einem Ort vorbeygehet, da ein solcher Scholastischer Tyran sein Reich hat, ubi plus nocet, quam docet, hört man daselbst ein jämmerliches Heulen und Winseln, eben als ob Phalaris daselbst Hof halte, und daß es mehr eine Wohnung der Furien als der freyen Künste sey." Es werden noch mehr Meinungen vorgebracht, die wir nicht alle anführen können, und wir bemerken nur, daß sich manche Ansichten ausgesprochen finden, die später wirklich verwirklicht wurden. Endlich faßt Apollo selbst die Berathung zusammen. Man müsse zu allererst für gute Schulmeister sorgen, dieselben aber auch anständig bezahlen, denn „daß sich heutiges Tages kein generoses und tugendreiches Ingenium zum Schulwesen will gebrauchen lassen, rühret daher, daß man den Schul-Bedienten Zeißgen-Futter gibt und Esels-Arbeit auffleget", deßhalb solle man eine Gesandtschaft an die Stände des Reichs abschicken, um ihnen die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Schulwesens vorzutragen.

In der zweiten noch zu besprechenden Schrift „Der Teutsche Lehrmeister, oder ein Discurs von Erlernung und Fortpflanzung der freyen Künste und Wissenschaften in Teutscher Sprache" tritt Schupp dem Pedantismus noch schärfer entgegen und erhebt sich namentlich mit Entschiedenheit für den Gebrauch der Muttersprache in den Wissenschaf-

ten, wodurch er das schon anbahnte, was später Thomasius mit größerem Erfolg begann. Doch da wir unten die wichtigsten Stellen dieser lesenswerthen und auch durch ihre lebendige und witzige Darstellung ausgezeichneten Schrift mittheilen, wäre es überflüssig, sie weiter zu besprechen; nur so viel sei bemerkt, daß sie in Form eines „Discurses mit dem edlen Daphnis auß Cimbrien" (Rist) abgefaßt ist.

Wir fügen endlich unserem Bericht nur noch hinzu, daß Schupp auch einige Satyren gegen seine Verläumder schrieb: „Calender" (Wulffenb. 1659), „Deutscher Lucianus" (1659), „Eylfertiges Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig" (Altona 1659), welche eben so witzig als scharf und schneidend sind.

Aus dem „Teutschen Lehrmeister".

— — Daphnis empfing den Antenor sehr freundlich. Antenor danckte ihm höchlich und sagte: Hochgeliebter Bruder Daphnis, seine schöne und geistreiche meditationes von der verschmäheten Eitelkeit und verlangten Ewigkeit haben mich über alle Maß wol contentirt. — — Ich bitte, er wolle darinn fortfahren, und sonderlich alle occasion suchen, auß der Graecorum und Latinorum Patrum herrlichen Schrifften ein und ander geistreiches Liedlein in Teutscher Sprach zu machen. Alles, was in gantz Teutschland Verstand und ein gesundes Iudicium hat, wird erkennen, daß ihm Gott sonderbahre Gaben in der Teutschen Poesi mitgetheilet habe. Als nach Kayser Constantini des Grossen Zeiten sich gute Leute übten in Poësi und eloquentia sacra, machten allerhand schöne geistreiche Lieder, bewegten das gemeine Volck mit schönen geistlichen Orationen, da stund es um die Kirche Christi wol. Als hernach die Scholastici kamen und mit ihrem Darapti, Felapton, mit ihrer scala praedicamentali in den Himmel steigen wollten, da kam unter Grossen und Kleinen eine Confusion nach der andern. Mein Hochgeehrter Herr thue es Gott zu ehren, und gebe der Christlichen Jugend ferner Anlaß, sich in Eloquentia und Poesi Sacra zu üben. — — — Ich bitte ihn, er mache ein Compendium Theologicum, das da bestehe in lauter Liedern. Das ist gewiß, daß man besser im Gedächtniß behalte, was gesungen wird. D. Saccus schreibet, daß Chur-Fürst Joachim von Brandenburg zu ihm gesagt habe, Er habe das meiste Stück seiner Theologischen Wissenschafft geschöpfft auß den Kirchen-Gesängen, als: „durch Adams Fall ist gantz verderbt rc.", „Es ist das Heyl uns kommen her rc." Cicero saget, daß zu seiner Zeit die Leges XII Tabb. seyen gesungen worden, damit sie das gemeine Volck besser behalten möge. Umb eben dieser Ursachen willen haben die alten Teutschen ihrer Helden Thaten in Lieder gefaßt und gesungen. Daher sind die Meister-Singer kommen, welches Teutsche Poeten gewesen sind. Sonst bitte ich, er wolle die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschafft nach Stands-Gebühr in meinem Namen salutiren und sagen, daß ich dafür halte, daß die Intention der hochlöblichen Stifftern dieser Gesellschaft gut gewesen sey. Allein sie sollen selbst erwegen, ob die Mittel, die sie bißhero gebraucht haben, die Teutsche Sprache zu beförbern, allenthalben dienlich seyen? Der tapffere Kriegs-Held, der von N., hat seinen esprit genugsam an Tag gegeben in Versetzung des verfolgten Davids und anderer Schrifften. Allein, daß er alle frembde Wörter, welche die Bauern nicht mehr vor fremb halten, hat wollen Teutsch geben, darüber hab ich offtmals unter dem Lesen den Kopff geschüttelt. Unter andern nennet er sich an einem Ort (wo ich mich recht erinnere) Obergebietiger in Rostock. Wan ich damals alle Bauern in gantz Mechlenburg gefragt hätte: „Wer ist Obergebietiger in Rostock?" so würde es mir ergangen sein, wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeister fragte, wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater gewesen sey? Da erschrak der Schulmeister und konte nicht ein Wort antworten. Deß Abends kam er zu seiner Frauen und sagte: „Hör, liebes Weib, was mich doch der hoffärtige Pfaff fragte. Er fragte mich, wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater gewesen sey: wer wil mir das Ding sagen? Meynet er, daß ich zehen Jahre auff Universitäten gewesen seye, daß ich habe können Doctor werden, wie er? Ich diene hier für keinen Doctor, für keinen Superintendenten, sondern für einen Schulmeister." Die Frau hörte ihm zu und sagte: „Lieber Mann, seyd ihr denn so einfältig, daß ihr auf diese Frage nicht habt antworten können? Unser Müller hat drey Söhne; der erste heisset Jochim, der zweite Hanß, der dritte Peter. Wer ist nun der Lauren deß Müllers Kinder, Jochim, Hansen und Petern ihr Vater?" Da antwortet der Schulmeister: „Wer wil mir das sagen?" Die Frau antwortete; „Lieber Mann, Laur der Müller ist es!" Deß andern Tages kam der Schulmeister wieder zum Superintendenten und sagte: „Herr Superintendent, er fragte mich gestern etwas von den Kindern Noa; er frage mich jetzo, so wil ich ihm antwort darauff geben." Der Superintendent fragte: „Wer ist denn nun der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater?" Da antwortet er: „Laur der Müller." Eben also würde es mir ergangen seyn, wenn ich die Bauern in Mechelnburg gefragt hätte, wer Obergebietiger zu Rostock sey? Da würden sie sich verwundert und gesagt haben: „Obergebietiger? Obergebietiger? was ist das vor ein Ding?" Allein wenn ich gefragt hätte: „Wer ist Commendant in Rostock?", so würde jedermann geantwortet haben: „N. von N., der ehrliche, tapffere Cavallir, ist Commendant."

Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darinn die Zierligkeit der Teutschen Sprache nicht bestehe; und wenn sie auch schon darin bestände, so frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschafft, was mit disen Grammaticalischen Dingen, sonderlich mit der Teutschen Orthographia, damit sich etliche Leute wollen groß machen, dem Römischen Reich und der Teutschen Nation gedienet seye? Ich frage, wie die alten Teutschen geredet haben zu der Zeit, als Kayser Carol der Grosse das Schwerdt in Händen geführet und die Sachsen bezwungen hat? Im Hessenland ist ein Procurator gewesen, genannt der dicke Lorentz, welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen Reden sonderlich hatte befleissigen wollen. Einsmals hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: „Jung, hole mir mein Messer!" Damit er nun kund mache, daß ein Unterscheid sey zwischen ihm und einem gemeinen Hessischen Bauren, hatte er gesagt: „Page, bringe mir mein Brodschneidendes Instrument!" Eins mals hatte er zu seiner Frauen sagen wollen: „Frau, es hat neun geschlagen; gehe zu Bett, ich habe noch etwas zu thun." Damit nun die Frau wisse, daß er ein Hessischer Cicero sey, hatte er gesagt: „Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenlust! das gegoffene Ertz hat den neundten Thon von sich gegeben; erhebe dich auff die Seulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide! rc." Jener Phantast wolte zu seinem Jungen sagen, daß er ihm die Stieffeln außziehen solte; da sagte er: „Du, der du geringer bist, als ich, entledige meinen Untertheil deß Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut!" Ich muß solcher Phantasten offt von Hertzen lachen. Ich habe noch jüngst einen Tractat gelesen eines hochgelehrten Kaninichens, daß sich einbildete, daß es alle Philosophische und Philologische Weißheit mit Löffeln gefressen habe; das saget an einem Ort: „Die bunte Lufft-Kinder fingen an zu musiciren"; das sol so viel heissen: „Die Vögel fingen an zu singen." Es hat eine jegliche Sprache ihren eignen Genium; daher der weise Käyser Carol der Fünffte sagt, wenn er mit dem Frauenzimmer reden wolle, so wolle er Frantzösisch reden, denn das sey eine liebliche Sprache; wenn er mit Königen reden wolle, so wolle er Italiänisch oder Spanisch reden, denn es seyen Majestätische Sprachen; wenn er mit seinen Feinden reden wolle, so wolle er

Teutsch reden ꝛc. Es lautet offtmals in Frantzösischer Sprache etwas sehr wol, wenn man es aber von Wort zu Wort in die Teutsche Sprache versetzen wil, so klingt es eben, wie ein Instrument, das nicht gestimmt ist. Non verbum verbo curavit reddere fidus Interpres.

Es sind Narren, welche das Magnificat und Lutheri Version der Bibel corrigiren wollen. Lutherus hat gesehen auff den Sensum, und was die Art der Teutschen Sprache mit sich bringe. Einsmals begehrte ein vornehmer Herr, der eine grosse Rechts-Sache hatte, daß ich ihm eine Teutsche Schrifft ins Latein bringen solle. Als sie vertirt war, liesse ich sie dem Herrn überlieffern. Da wurde geantwortet auß der Cantzelley, daß sie sich mit dem Latein zwar contentirten, allein es sey nicht von Worten zu Worten vertirt. Ich schrieb wiederumb, wenn sie es wolten von Worten zu Worten vertirt haben, so solten sie es einem Knaben in der Schul geben; ich hätte betrachtet, was die Indoles und der Genius der Lateinischen Sprache mit sich bringe. Derjenige, welcher die Argenidem Barclaji in die Teutsche Sprach gebracht und die erste Wort Barclaji also vertirt hat: „Nondum orbis adoraverat Romam." „Die Welt hatte Rom noch nicht angebetet," wolle mir verzeihen, daß ich dieser Wort halben eine Erinnerung thue. „Nondum orbis adoraverat Romam" sol soviel heissen: „Es war noch kein Pabst zu Rom." Lutherus ist ein rechter Teutscher Cicero gewesen. Und wer recht gut Teutsch lernen wil, der lese fleissig die Teutsche Bibel, die Tomos Lutheri und die Reichs-Abschiede: Ich sage, daß man auß der Bibel zierliche teutsche Phrases sammlen könne. Sol derjenige, der den Menschen erschaffen und ihm die Zunge gegeben hat, nicht zierlich reden können?

Die junge Maul-Affen, welche mit Liebs-Gedancken umbgehen und mit der Leimstange zu lauffen pflegen, suchen eine sonderliche Zierligkeit in der affectaten Rede, und meynen, das Frauenzimmer müsse ihnen deßwegen hold seyn. Ich war einsmals auff einer Gasterey, und als ich wieder nach Hause gehen wolte, stunde ein junger Phantast bey einem Mägdlein in einer Ecken und löffelte mit ihr, brauchte unter andern diese Worte: „Allerschönste Jungfrau, indem ich verliere, gewinne ich, und indem ich gewinne, verliere ich. Indem ich verliere, scilicet meine vorige Gesellschafft, gewinne ich eure längst erwünschte Gegenwart, und indem ich eure Gegenwart gewinne, verliere ich meine Libertät. Eure Schönheit, welche weit über den Horizont der Vollkommenheit gestiegen, hat mein Hertz und Verstand so gefangen, daß, ob ich wol hiebevor die scharffe Pfeile deß Cupidinis verlachet, so muß ich doch jetzo vor dem Altar eurer Extraordinari Qualitäten niederknyen, und euch mein inbrünstiges Hertz in tieffer Demuth auffopffern. Ja, ich schwere euch bei dem höchsten Gott Jupiter, daß der kleine Knabe Cupido mein Hertz dermassen verletzet, daß es mir in meinem Leibe thut, als wolte es Capreol schneiben. O ihr allerschönste Venus, die ihr viel schöner seyd, als die Venus auß Cypern, was vor Superlativos sol ich doch jetzo brauchen, damit ich euch bezeugen könne, wie hoch ich eure perfection venerire? Ach Mademoiselle, die ihr so schön seyd, als unbarmhertzig, und so unbarmhertzig, als schön, ich könte euch billich vergleichen mit dem Käyser Nerone, welcher seine Lust daran hatte, daß er von einem Thurn die Stadt Rom brennen sahe. Denn ihr sehet auch von dem Thurn eurer hohen Meriten brennen nicht allein die Stadt und Vorstadt meines zu gar verliebten Hertzens, sondern auch die Kirche, so ich euch darinn gebauet habe. Es stehet in eurer Macht, mich in dieser Flamme zu salviren. Und warlich, werdet ihr mich in desperation bringen, und werdet euch nicht als eine schöne Rose lassen abbrechen von mir, der ich aus dem fonte nympharum caballino so manchen Trunck haustiços gethan, so wil ich den Phöbum bitten, daß er euch in eine Distel verwandeln solle, damit ihr endlich den Eseln zur Speise werdet. O ich klage gleichsam die Natur an, daß sie in einen solchen schönen Leib ein so steinernes Hertz gesetzet hat, daß sichs weder mit Thränen oder Seufftzen wil bewegen lassen. Wenn ihr euch nicht über mich erbarmen wollet, so wil ich die Eumenides und die Furias, auch alle Götter und Göttinnen, die nur Rache üben können, bitten, daß sie euch mit gleicher Plage verfolgen sollen." Ich konte dem Narren nicht länger zuhören, und muste über diese und andere harte Gebrauungen, die er auß dem Amadis hervor brachte, von Hertzen anfangen zu lachen. Ich muß bekennen, daß solche Reden im Frantzösischen nicht uneben klingen. Aber diejenigen, welche dergleichen Bücher ins Teutsche übersetzen, betrachten nicht, daß die Frantzösische Sprache eine andere Art und Genium habe, als die Teutsche Helden-Sprache. — — — — —

Ich frage, wo die Tyranney herkomme, daß heutiges Tages neue Prisciani in Teutschland auffstehen, welche als Feld-Marschälle im Teutschen Bello Grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieses oder jenes Wort schreiben solle? Worzu dienet die Sprache dem Menschen, als daß er seinen Willen, seine Meynung einem andern offenbahre, also daß er es verstehen könne? Da jüngst der Fürst Ragotzky zu der Kön. Majestät in Schweden kommen, wird der hochweise König wenig darnach gefragt haben, ob Ragotzky wisse, wie Bibo im præterito habe? ob man solt sagen bibi, bipsi oder bapsi? Sondern er wird gesehen haben, wie seine Reuterey und Infanterey beschaffen seye? Ich bin in meiner Jugend ein hundert Mal oder etwas weiter durch Polen gereyset, da mancher arme Jung in einem geringen Dorffe mir begegnete, und besser mit seinem Küchen-Latein zurecht helffen kunte, als wenn Cicero bey mir gewest wäre. Es sagte einsmals ein Sack-Pfeiffer in Polen zu mir: „Quid mihi Grammatica? Musica dat mihi gleba, i. e. panem." Was ist das für eine Thorheit, daß man in Erlernung der Sprachen so viele Jahre zubringe? Und hergegen die wenigste Zeit anwendet in Erlernung derer Dingen, damit man Gott und dem Nechsten dienen und ein Stück Brod erwerben kan? Was wäre mir damit gedienet, wenn ich bellen könte, wie ein Hund, oder schreyen, wie ein Hirsch oder Pferd? Und was ist mancher Stadt, manchem Lande damit gedienet, wenn der Bürgermeister oder der Fürst Frantzösisch oder Italiänisch reden kan, und weiß im übrigen nicht, wie er die Stadt oder das Land regiren und in gutem Wolstande erhalten solle? Der unvergleichliche Mantuanische Poet saget lib. VI. Aeneid.

„Excudent alii spirantia mollius æra,
Orabunt causas melius cœlique meatus,
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento!"

In Hessenland ist ein Fürstlicher Statthalter gewesen, Burchard von Gramm, welcher in seiner Jugend keine Lust gehabt zu dem Grammaticalischen Kriege, und hat von dem Feld-Marschall Prisciano seinen Abschied und Paßport begehret, nachdem er eine geringe Zeit für einen Mußquetirer gedienet hatte. Als er hernach in seinem hohen Ehren-Ampte gesessen, und mit vielen Obristen und Rittmeistern auß dem bello Grammaticali umbgehen müssen, sol er einsmals gesagt haben, er wolle hundert Goldfl. drumb geben, daß alle desinentia in A generis fœminini wären, und daß er in den Lateinischen Wörtern mit der letzten syllabe könne zurecht kommen. Allein er hat seinem Fürsten so wol gedienet, und dem Lande so wol fürgestanden, daß ihn Herr und Knechte mehr geliebet, und mehr Nutzen von ihme gehabt, als von andern, welche den Syntax und das Corpus Juris mit Löffeln gefressen hatten.

Es ist die Weißheit an keine Sprach gebunden, warumb solte ich nicht in Teutscher Sprache eben so wol lernen können, wie ich GOTT erkennen, lieben und ehren solle, als in Lateinischer? Warumb solte ich nicht eben so wol in Teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Krancken helffen könne auf Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italianer lernen und lehren alle Facultäten und freye Künste in ihrer Mutter-Sprache. Es ist mancher Cardinal, mancher grosse Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kan.

Als ich zu Leyden in Holland studirte, kam einsmals auff die Cantzel in der Lutherischen Gemeinde ein Mann, welcher ein Färbër gewesen war. Viel Baronen, Edelleute und andere **Candidaten Juris** trieben davon ein grosses Gespött, daß der Kerl sich erkühne, auff die Cantzel zu treten, da er doch das Latein nicht verstehe. Allein er verstunde die heilige Schrifft wol, und ich bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbauet worden, als durch zehen Postill-Reuter-Predigten. Wie manche Frau oder Jungfer ist in Franckreich, welche in ihrer Muttersprache von Philosophischen Wissenschaften, von allerhand Historien besser reden kan, als mancher **Magister** in Teutschland, welcher **primum locum** bey der Promotion gehabt hat? Ich muß an meinen hochgeehrten Herrn eine Frage thun, und bitte, er wolle die Fürnehmsten in der Fruchtbringenden Gesellschafft bitten, daß sie neben ihm darauff antworten wollen. Ich frage, worzu die Lateinische Sprache einem in Ober-Teutschland nutz sey? Wer predigen wil, muß in Teutscher Sprach predigen. Ich bin zehen Jahr **Professor Eloquentiae** und **Historiarum** auff einer fürnehmen Universität gewesen, und viel grosse Leute haben mir hiebevor theils schrifftlich, theils mündlich flattirt, und mich überreden wollen, daß ich auff die **Opinion** gerathen solte, ich seye werth, daß ich nicht nur Rittmeister, sondern Obrist-Leutenant in **bello Grammaticali** seyn möge. Allein ich habe immer an einen Licentiaten gedacht, welcher, als er **par raison d'Estat pro licentia** disputirt hatte, und nach der **Disputation Gratias agiren** solte, sagte: „**Quandoquidem nunc studiis meis finem imposui etc.**", „Ho, ho!" sagte darauff ein vornehmer Professor, „Ich bin **Doctor** gewesen, ehe der Kerl auff die Welt kommen ist, und kan doch nicht sagen: **Studiis meis finem imposui.** Ich kenne mich selbst, und weiß gar wol, was mir mangelt."

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen.

Weder in Moscherosch, noch in Schupp ist entschieden volksthümlicher Sinn zu verkennen, doch so kräftig dieser auch war, so vermochte er doch noch nicht in ihren Schriften eine ihm ganz entsprechende Gestaltung anzunehmen. Sie waren immer noch von den Fesseln des herrschenden Geistes so gebunden, daß sie sich nicht in der Freiheit bewegen konnten, nach der sie strebten; und selbst Schupp, der doch ein so entschiedener Gegner des gelehrten Pedantismus ist, kann denselben in seiner Darstellung nicht ganz überwinden, so daß derselbe oft in der nächsten Verbindung mit dem sprudelnden Humor und der kräftigen, ächt volksthümlichen Ausdrucksweise erscheint. Um so bewundernswürdiger muß uns daher der Schriftsteller erscheinen, dessen volksthümlicher Sinn so kräftig war, daß er ihn auch in seine Darstellung zu übertragen vermochte; es ist dies **Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen**, der eben deshalb als der beinahe alleinige, jedenfalls als der hervorragendste Träger der volksthümlichen Poesie in diesem Zeitraum erscheint. Obgleich seine Schriften eine seltene Verbreitung erhielten, und eine Lieblingslectüre seiner Zeitgenossen waren, wie die vielfachen Auflagen derselben beweisen, so fand er wegen seines volksthümlichen Wesens und seiner natürlichen Sprache und Darstellung begreiflich bei den eigentlichen Gelehrten wenig Beifall, und es ist auch daraus zu erklären, daß wir von seinen Lebensverhältnissen wenig wissen, ja daß selbst sein wahrer Name erst in der neuesten Zeit entdeckt wurde, denn da er, wie Fischart, beinahe in jeder Schrift einen andern Namen gebrauchte, welchen er freilich durch Buchstabenversetzungen aus seinem wahren gebildet hatte*), und er einmal mit ganz ernsthafter Miene einen dieser Namen (**Samuel Greifensohn von Hirschfeld**) für den wahren erklärt, so konnte man sich freilich leicht dadurch täuschen lassen und andrerseits auch wohl glauben, daß die verschiedenen Schriften von verschiedenen Verfassern herrührten.

Grimmelshausen wurde spätestens im J. 1625 zu Gelnhausen geboren; er ward als Knabe im J. 1635 von den Hessen aufgegriffen und wurde selbst Soldat. Wahrscheinlich hatte er vorher wenig oder gar keinen Unterricht genossen, und während seiner kriegerischen Laufbahn mochte sich ihm auch nur selten Gelegenheit darbieten, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Dagegen lernte er das Leben und die Menschen in einer Weise kennen, wie es aus Büchern, namentlich aus Büchern seiner Zeit, unmöglich gewesen wäre, und er bildete auf diesem Wege seinen Geist so kräftig aus, daß es ihm leicht werden mußte, die versäumte Schulbildung nachzuholen, als ihm später eine solche nothwendig wurde. Daß er sich aber in der That gelehrte Kenntnisse aneignete, geht aus seinen Schriften hervor, die seine Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum und der Literatur der neuern Völker außer Zweifel setzen; und auch seine spätere Anstellung als bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen (Großherzogthum Baden), das er nach seiner Weise durch Buchstabenversetzung Rheinnec, Cernhein und Hercinen nennt, beweist wohl, daß er die zu einer solchen Stelle erforderliche Bildung besaß. In Renchen ist er auch am 17. Aug. 1676 gestorben. Daß er katholisch gewesen, bezeugt außer dem Umstande, daß nur ein Katholik die Stelle eines bischöflichen Schultheißen bekleiden konnte, auch sein noch vorhandener Todtenschein; doch möchte man aus verschiedenen Gründen vermuthen, daß er Anfangs ein Protestant gewesen sei und sich erst später, wie sein Simplicius, zur katholischen Confession gewendet habe, ohne daß er jedoch in die bei Neubekehrten so häufige Uebertreibung gefallen wäre.

Ist uns Grimmelshausens Leben auch nur in dürftigen Umrissen bekannt, so können wir ihn dagegen aus seinen zahlreichen Werken als Schriftsteller genau beurtheilen. Wie einer der gründlichsten Kenner derselben (Passow) ganz richtig bemerkt, zerfallen diese in drei Klassen, die zum Theil weit von einander abstehen. Zur ersten gehören die Romane „Der keusche Joseph", „Dietwald und Amelinde" und „Proximus und Lympida", Werke, welche sich von den gewöhnlichen Helden- und Liebesgeschichten der Zeit nicht unterscheiden, welche, wie die Romane der Buchholtz und Anton Ulrich von Braunschweig, in Sprache und Entwickelung gleich gesucht und unwahr sind. Wir haben sie daher nicht

*) So nannte er sich: Germann Schleiffheim von Sultzfort (im Simplicissimus), Seigneur Meßmahl (Teutscher Michel), Philarchus Grossus von Trommenheim (Springinsfeld und Trutzsimplex), Michael Rechulin von Sehmsdorff (Vogelnest, erster Theil), **A c eee ff g hh ii mm nn oo rr sss t uu** (Vogelnest, zweiter Theil), Samuel Greiffn-Sohn von Hirschfeld (Joseph und Pilgram), Erich Stainfels von Grufensholm (Rathstübel Plutonis), Simon Lengfrisch (eigentlich und passender Leugfrisch) von Hartenfels (Verkehrte Welt), Israel Fromschmidt von Hugenfelß (Galgen-Männlein), Melchior Sternfels von Fugshaim (Ewigwährender Calender). Seinen wahren Namen behält er nur in drei Schriften bei (Dietwald, Proximus und **Ratio status**), einige andere sind ohne seinen Namen erschienen.

näher zu betrachten, zumal sie selbst zu ihrer Zeit keine große Anerkennung gefunden zu haben scheinen, was vielleicht aus ihrem geringen Umfange zu erklären ist, der damals ein wesentliches Erforderniß war, wenn der Roman den französischen Vorbildern ebenbürtig gehalten werden sollte. Jene Schriften Grimmelshausens gehören übrigens theilweise zu seinen frühesten, und er mag sie verfaßt haben, ehe er sein eigenthümliches Talent selbst erkannt hatte und sich bewußt geworden war, daß das Leben des eigenen Volkes auch die Aufgabe der poetischen Darstellung sein könne. Die Romane, in denen er sich diese Aufgabe stellt, bilden die zweite Reihe, welche auch bei weitem die bedeutendste ist und seinen Ruhm begründete. Diese Romane nehmen aber nicht bloß durch ihren aus dem Leben des Volks geschöpften Inhalt eine hervorragende Stellung ein, sondern auch durch die entsprechende volksthümliche Darstellung, in welcher er die herrschende Manier auf das Vollständigste vermeidet, und sich der einfachen und klaren, aber zugleich auch kräftigen und lebendigen Sprache des Volks bedient, die er mit großem Geschick zu behandeln weiß. Dadurch steht Grimmelshausen in der prosaischen Darstellung eben so ganz allein da, als Lauremberg in der poetischen; aber eben daraus erklärt sich auch, warum er auf die Entwickelung der Literatur ohne allen Einfluß blieb, welche ja ganz in den Händen einseitiger und pedantischer oder dem Volke und nationaler Gesinnung ganz entfremdeter Gelehrter lag. Zwar gebraucht er auch oft fremde Wörter, aber entweder sind es nur solche, die allgemein verständlich und sogar in das Bewußtsein des Volks gedrungen waren, oder er legt sie Pedanten oder andern Leuten in den Mund, die sich ihrer gewöhnlich bedienten, so daß die Charakteristik derselben dabei nur gewinnen konnte.

Der erste und zugleich auch bedeutendste dieser Volksromane Grimmelshausens ist der treffliche „Simplicissimus“ (zuerst 1669), den wir unbedingt für einen der besten deutschen Romane und zwar nicht bloß des 17. Jahrhunderts ansehen, und der sich den besten Erzeugnissen der Spanier und Franzosen und selbst der Engländer an die Seite stellen darf. Der „Simplicissimus“ vermeidet nicht bloß die Fehler der Romane seiner Zeit (es wäre dies nach dem über dieselben gefällten Urtheil nur ein sehr geringes Verdienst), er ist auch von denen frei, welche die späteren Werke dieser Gattung mehr oder weniger entstellen, und unter welchen wir namentlich die formlose Vermischung epischer Darstellung mit didaktischen Zwecken hervorheben, ein Mangel, welcher vornämlich dadurch entsteht, daß die Dichter die psychologische Entwickelung der Charaktere nicht auf dem Wege äußerer Gestaltung, sondern durch ein sogenanntes philosophisches Eindringen in die Seelenzustände der Personen erstreben. Im „Simplicissimus“ treten uns die Charaktere mit der lebensvollsten Wahrheit entgegen, indem uns der Dichter die Begebenheiten und Thatsachen vorführt, in welchen diese Charaktere zur Erscheinung gelangen, und weit entfernt, sein Buch mit philosophischen Gesprächen und sonstigen Betrachtungen über Verhältnisse des innern Lebens anzufüllen, mit Tagebüchern und wie alle diese unkünstlerischen Mittel heißen, durch welche eine psychologische Entfaltung der Charaktere erstrebt wird, werden bei ihm selbst die Gespräche seiner Personen zu Thatsachen und Begebenheiten (3), wie bei dem ächten dramatischen Dichter. Endlich ist der „Simplicissimus“ unverkennbar mit großer Kunst angelegt und zu einem abgerundeten, in sich abgeschlossenen Ganzen ausgeführt, in welchem uns der Dichter das Leben seiner Zeit in seinem vollsten Umfange, in allen seinen wesentlichen Richtungen darstellt, und sie alle im Leben seines Helden zu einem gelungenen Gesammtbilde vereinigt. Die Darstellung haben wir schon besprochen; wir müssen jedoch noch eine wesentliche Seite erwähnen, die Grimmelshausens sämmtlichen Schriften, namentlich aber seinen volksthümlichen Romanen, eine ganz eigenthümliche, in dem vorliegenden Zeitraum kaum sonst noch vorkommende Färbung gibt; wir meinen den eben so gemüthlichen als witzigen Humor, mit welchem er Zustände und Personen schildert, und durch den er einerseits seine lebendige Theilnahme, ja man könnte sagen seine Liebe zu den Charakteren, die er zeichnet, andrerseits seine höhere geistige Bildung und seine sittliche Ueberlegenheit beweist. Dieser Humor, den wir in solcher Fülle und solcher Wahrheit nur bei wenigen deutschen Schriftstellern, am entschiedensten bei den Engländern ausgeprägt finden, und der von Schupps ironischer oder sarkastischer, von Moscherosch's rein satyrischer Weise sehr zu unterscheiden ist, trägt nicht wenig dazu bei, der Darstellung Leben, Beweglichkeit und zugleich auch volksthümliches Gepräge zu geben; er verbreitet auch über dieselbe eine freundliche Heiterkeit, die uns zu dem Schriftsteller, als der Quelle derselben, unwiderstehlich hinzieht, weil sie in diesem Maße nur in einem edlen Gemüthe erscheinen kann, das zur vollsten innern Ruhe und zur Versöhnung mit der Welt gelangt ist.

Wir lassen eine kurze Darstellung des Inhalts folgen, aus der sich die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Urtheils über die künstlerische Anlage und Ausführung ergeben wird. Simplicissimus, der Sohn eines vornehmen Kriegsmanns, wurde nach seiner Geburt, welche seiner Mutter das Leben kostete, von einem armen Bauern im Spessart erzogen (1), wohin sich die unglückliche Frau nach der Schlacht bei Höchst geflüchtet hatte. Als er zehn Jahre alt war, wurde die einsam stehende Wohnung seines Pflegevaters von einer hereingebrochenen Reiterschaar verheert; er selbst entfloh und gelangte zu einem Einsiedler (2. 3), der ihn väterlich aufnahm und ihn zur Frömmigkeit erzog. Nach dem Tode desselben wurde er von Schweden aufgegriffen und zum Commandanten von Hanau gebracht, der ihn als Page annimmt, als er erfährt, daß jener Einsiedler sein Schwager gewesen, der sich von der Welt zurückgezogen hatte. Da sich Simplicius bei allem seinem gesunden Verstand in den neuen Verhältnissen nicht zu bewegen weiß, und deßhalb seiner Umgebung bewußt und unbewußt allerlei Streiche spielt, hält ihn sein Herr für einen Tölpel und will sich seiner als Narr bedienen; Simplicissimus stellt sich so, wie man ihn wünscht, ohne daß sein Herr und die Seinigen bemerken, wie er sie eigentlich zum Besten hat, und er spielt ihnen, durch seine Rolle geschützt, manchen argen Possen, oder sagt ihnen die derbsten Wahrheiten, welche sie oft mit Mißbehagen und Zorn erfüllen. Nicht lange hernach geräth er den Kroaten in die Hände, denen er jedoch bald wieder entwischt; er verbirgt sich in einem Walde, lebt dort eine Zeitlang als Einsiedler, ernährt sich aber von Diebstahl. Von jetzt an wird er mit Bewußtsein

ein Abenteurer. In Magdeburg, wohin er bald darauf gerieth, und bei einem Obersten wieder den Narren spielte, lernte er zwei Personen kennen, die großen Einfluß auf sein Schicksal hatten, Olivier, einen durchtriebenen Bösewicht; Herzbruder, mit welchem er Freundschaft schloß, eine ehrliche Seele, der ihm oft die weisesten Lehren gab. Nach vielen Irrfahrten wird Simplicissimus endlich selbst Soldat, und zeichnet sich auf den Streifereien durch Kühnheit und Gewandtheit aus und wird unter dem Namen des Jägers rings herum bekannt. Die Schilderung dieser Periode seines Lebens ist eine der schönsten und lebendigsten im Buch, und der ganze Abschnitt reich an buntem Wechsel der kühnsten und muthwilligsten Abenteuer. Simplicissimus ist nun das Muster eines Soldaten der damaligen Zeit, für den der Krieg keinen andern Zweck hat, als ihm Gelegenheit zu Plünderungen und Räubereien aller Art zu geben. Bei alle dem bewahrt er einen gewissen Adel der Seele, der ihn selbst im wildesten Strudel nicht ganz untergehen läßt. Indem der Dichter in diesem Abschnitt auch das unsägliche Elend schildert, das sich damals über ganz Deutschland ergossen hatte, und dessen Quelle er wohl erkannte, mußte es ihn drängen, auch auf die Mittel hinzuweisen, wie das Vaterland aus seiner Erniedrigung gerettet werden könne; aber indem er seinem Drange nachgibt, zeigt er sich wieder als wahren Dichter, indem er seine Ansichten in das Gewand eines Abenteuers einkleidet, das seinem Helden zustößt; und zugleich gibt er seine Hoffnungslosigkeit zu erkennen, indem er seine Vorschläge einem Narren in den Mund legt, der sich für den Gott Jupiter hält. Und doch waren sie gewiß sehr verständig und tief begründet; sie beruhten auf der klarsten Erkenntniß der deutschen Geschichte und der Entwickelung des deutschen Volks, dessen geistige und praktische Kraft ihren Mittelpunkt so lange in den Städten gehabt hatte. Freilich war dies zur Zeit des 30jährigen Kriegs schon geraume Zeit nicht mehr der Fall; die Reformation hatte den Fürsten das entschiedenste Uebergewicht gegeben; aber es konnte sich selbst ein scharfer Blick damals durch den noch bestehenden äußeren Schein leicht täuschen lassen und den Städten eine größere Lebenskraft zuschreiben, als sie in der That besaßen. Daher beruhen auch Grimmelshausens Vorschläge vor Allem auf einer Verbindung der Städte zu einer großen, geordneten Macht mit republikanischer Verfassung und Aufhebung aller aus der Adels- und Fürstenherrschaft entstande..en Beschränkungen der persönlichen Freiheit und des Eigenthums. Der Rückblick auf das, was die Städte einst gewesen, und was sie in ihren nun ganz beschränkten Vereinen geleistet hatten, konnte leicht die Ueberzeugung in ihm hervorbringen, daß ein allgemeiner Bund derselben sogar die Weltherrschaft erringen und eine Weltreligion schaffen könne (4. 5).

Was Simplicissimus in seinen Verhältnissen nur wünschen konnte, das hatte er damals: Ansehen bei Freunden und Feinden, die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden oder Untergebenen und vor Allem viel Geld, das er eben so großmüthig wieder ausgab, als er es auf seinen Streifzügen leicht erwarb. Doch sollte er das Unglück auch im vollen Maße kennen lernen. Er ward von den Schweden gefangen. Anfänglich führte er in der Gefangenschaft ein ganz behagliches Leben, da ihm ein großer Schatz, den er gefunden, die Gelegenheit verschaffte, die Rolle eines vornehmen und reichen Herrn zu spielen. Er suchte sich nun die Weltbildung zu verschaffen, die ihm bis dahin abgegangen, er las Romane und knüpfte Liebschaften an, fing sich jedoch dabei in ein ihm gestelltes Netz und sah sich zu einer ihm gar nicht angenehmen Heirath gezwungen. Bald darauf reist er nach Cöln, weil der Kaufmann, bei dem er seinen Schatz niedergelegt hatte, schlecht stand. Da seine Angelegenheit nur langsam betrieben wurde, benutzt er die Zeit, mit zwei jungen Adeligen nach Paris zu reisen, wo er eine Reihe verliebter Abenteuer hatte. Auf der Rückreise wurde er krank, er bekam die Blattern, die ihn auf das Schrecklichste verunstalteten; das Schlimmste aber war, daß ihm auch all sein Geld entwendet wurde. Theils bettelnd, theils Quacksalbereien verkaufend, gelangte er über den Rhein, wo er wieder Kriegsdienste that, dann mit jenem Schurken Olivier zusammentraf, der ein gemeiner Räuber geworden war und ihn beredete, sein Spießgeselle zu werden. Doch erwachte das Gewissen in ihm, und als Olivier in einem Scharmützel mit Soldaten erschlagen ward, verließ er den Unglücksort. Nach vielen andern Abenteuern will er sich endlich zur Ruhe begeben; er kauft ein Bauerngut, heirathet zum zweitenmale, aber die Ehe läuft nicht zum Besten aus, und so entschließt er sich, nachdem er mit seinem Pflegevater wieder zusammengekommen war und von diesem erfahren hatte, daß jener Einsiedler sein Vater, und die Schwester des Commandanten in Hanau seine Mutter gewesen, wieder auf neue Abenteuer auszuziehen. Denn noch hat er die innere Ruhe nicht gefunden, welche ihm allein die äußere kann genußreich finden lassen. Aber nun kann ihm Deutschland Nichts mehr darbieten; er durchzieht Europa und Asien, und kommt mit der Ueberzeugung in die Heimat zurück, daß das wahre Glück nur im eigenen Busen zu finden sei, weshalb er sich entschließt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und als Einsiedler ein frommes, Gott geweihtes Leben zu führen.

So weit ging die erste Ausgabe des Buchs, und hier schließt es auch in der That vollkommen ab. Es hat daher der Verfasser, als er eine Fortsetzung hinzufügte, die künstlerische Einheit gestört. Auch steht diese Fortsetzung dem früheren Theil bedeutend nach, und es sind die darin mitgetheilten Begebenheiten in ihrer großen Mehrheit nur willkürlich erfunden und zusammengestellt, während die des eigentlichen Buchs als nothwendige und organisch zusammenhängende Bestandtheile des Ganzen erscheinen. Interessant bleibt es freilich immer, daß er seinen Helden auf eine einsame Insel bringt, die er allein bewohnt, so daß wir, wie schon oben erwähnt (S. 410), im Simplicissimus zugleich die älteste Robinsonade besitzen. Da der Held sein Leben auf der Insel beschließt und selbst eine Gelegenheit, in die Heimat zurückzukehren, nicht benutzt, erscheint die Fortsetzung nur als eine Variation oder höchstens als eine Erweiterung des letzten Abschnitts im Hauptwerk.

Viel glücklicher war er in drei späteren Romanen, die nur äußerlich als Fortsetzungen des Simplicissimus erscheinen, an den sie sich anschließen, in der That aber durchaus selbstständig sind und uns mit andern Seiten des damaligen Lebens, so wie mit andern Arten von Abenteurern bekannt machen. Im

„Springinsfeld“ führt er uns einen „Landstörtzer“ und Bettler vor, im „Trutz Simplex“ oder der „Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin Courage“ eine weibliche Abenteurerin, wie sie im Gefolge der Heere damals wohl nicht selten zu finden waren; im „Wunderbarlichen Vogelnest“ endlich Bilder aus dem beschränkteren bürgerlichen Leben, das freilich an Gemeinheit dem der Lager oft nicht nachsteht, dagegen aber des poetischen Scheins des Abenteuerlichen entbehrt. In allen diesen Romanen erkennen wir, wenn sie auch den „Simplicissimus“ an Vollendung nicht erreichen, den geistreichen Maler der Sitten und Zustände, den geübten epischen Dichter, dem sich jede Erscheinung zum lebensvollen Bilde gestaltet, weil er das innere Leben mit Klarheit erkennt und ihm die entsprechende äußere Form zu geben weiß. Im ächtesten volksthümlichen Tone ist endlich auch die Sage vom „Ersten Bernhäuter“, welche Brentano nachgebildet, Ed. v. Bülow neu erzählt hat.

Die dritte Reihe der von Grimmelshausen verfaßten Schriften würde eine nähere Darlegung verdienen, wenn nicht seine Volksromane den Mittelpunkt seines literarischen Wirkens bildeten; neben diesen erscheinen aber jene untergeordnet, wenn sie auch an sich nichts weniger als unbedeutend sind. Dieselben sind sämmtlich didaktischer Natur, auch da, wo sie die Form der Erzählung annehmen, aber sie unterscheiden sich darin von einander, daß die Einen in dem volksthümlichen Ton des „Simplicissimus“, andere dagegen, (der „Satyrische Pilgram“ und die „Zweiköpffige Ratio Status“) in der geschraubten und gesuchten Weise und Sprache seiner Zeit geschrieben sind, weshalb wir auf diese nicht näher eingehen. Eben so wenig berühren wir die in der Weise Moscherosch's behandelten Schriften (die „Verkehrte Welt“, der „Fliegende Wandersmann“, die „Traumgesichte von Dir und mir“ und die „Reisebeschreibung nach der neuen Mondswelt“), so trefflich sie auch an sich sind; dagegen erwähnen wir auch die übrigen Schriften, in welchen er ausschließlich nationale Fragen behandelt, weil sie seinen vaterländischen Sinn von einer neuen Seite bezeugen. Der „Stolze Melcher“ und das „Rathstübel Plutonis“ besprechen die Erniedrigung Deutschlands durch die sclavische Nachahmung der Franzosen, der „Teutsche Michel“ insbesondere die Herabwürdigung der Muttersprache durch die Sprachmengerei. Es ist dies eine der bedeutendsten Schriften der Zeit, wenn nicht die bedeutendste, über diesen Gegenstand, den der Verfasser mit klarem Blicke und Geschmack anschaut, und der ihm so sehr am Herzen lag, daß er auch in andern Schriften denselben berührt, wie im „Satyrischen Pilgram“, in welchem er unter Anderm auch den Schwulst der späteren Schlesier mit eben so viel Witz als Bitterkeit geißelt. Wie sehr es ihm mit seiner Liebe zum Volk und dessen Hebung Ernst war, ersehen wir am deutlichsten aus dem „Ewig währenden Calender“, einer für jene Zeit wirklich bedeutenden Erscheinung, welche neben Erzählungen aus der Geschichte des Kriegs, Anekdoten, trefflich erzählten Schwänken u. s. w. eine Reihe treffender Bemerkungen über Hauswesen und Betreibung der Wirthschaft, und endlich Belehrungen über das Kalenderwesen und alles, was man zu jener Zeit damit verband, enthält, und dies in einem durch und durch populären, allgemein faßlichen Tone, den wir in dieser Meisterschaft erst über ein Jahrhundert später bei Hebel wieder antreffen. Der „Calender“ und die andern oben genannten Schriften enthalten mit einem Worte den vollständigsten Kommentar der im „Simplicissimus“ in epischer Weise veranschaulichten Ideen und Ansichten, die von einem Dichter, der sich künstlerisch weniger zu mäßigen gewußt hätte, ohne Zweifel in den Roman selbst eingeflochten worden wären.

Aus dem „Simplicissimus“.

1. Das Erste Capitel (des 1. Buchs) vermeldet Simplicii Bäurisch Herkommen und gleichförmige Aufferziehung.

Es eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt, daß es die letzte seye) unter geringen Leuten eine Sucht, in deren die Patienten, wann sie daran kranck ligen und so viel zusammen geraspelt und erschachert haben, daß sie neben ein paar Hellern im Beutel ein närrisch Kleid auf die neue Mode mit tausenderley seidenen Bändern antragen können, oder sonst etwan durch Glücksfall mannhaft und bekant worden, gleich Rittermäßige Herren und Adeliche Personen von uraltem Geschlecht seyn wollen, da sich doch offt befindet, daß ihre Vor-Eltern Taglöhner, Karchelzieher und Lastträger, ihre Vettern Eseltreiber, ihre Brüder Büttel und Schergen, ihre Schwestern Huren, ihre Mütter Kupplerin oder gar Hexen und in Summa ihr ganzes Geschlecht von allen 32 Anichen her also besudelt und befleckt gewesen, als des Zuckerbastels Zunft zu Prag immer seyn mögen; ja sie, diese neue Nobilisten seynd oft selbst so schwarz, als wann sie in Guinea geboren und erzogen wären worden.

Solchen närrischen Leuten nun mag ich mich nicht gleich stellen, ob zwar, die Warheit zu bekennen, nicht ohn ist, daß ich mir oft eingebildet, ich müsse ohnfehlbar auch von einem grossen Herrn oder wenigst einem gemeinen Edelmann meinen Ursprung haben, weil ich von Natur geneigt, das Junckern-Handwerck zu treiben, wann ich nur den Verlag und den Werckzeug darzu hätte. Zwar, ohngescherzt, mein Herkommen und Aufferziehung läst sich noch wol mit eines Fürsten vergleichen, wenn man nur den grossen Unterschied nicht ansehen wolte. Was? Mein Knan (denn also nennet man die Vätter im Spessert) hatte einen eignen Palast, sowol als ein anderer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird; er war mit Laimen gemahlet und anstatt des unfruchtbaren Schifers, kalten Bley und roten Kupffers mit Stroh bedeckt, darauff das edel Getreid wächst; und damit er, mein Knan, mit seinem Adel und Reichthum recht prangen möchte, ließ er die Mauer umb sein Schloß nicht mit Mauersteinen, die man am Weg findet oder an unfruchtbaren Orten auß der Erden gräbt, viel weniger mit liederlichen gebachenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrändt werden können, wie andere grosse Herren zu thun pflegen, auffführen, sondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürste und fette Schuncken wachsen, biß zu seinem vollständigen Alter über 100 Jahr erfordert. Wo ist ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? Seine Zimmer, Sääl und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erschwartzen lassen, nur darumb, dieweil diß die beständigste Farb von der Welt ist und dergleichen Gemählb bis zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen trefflichsten Kunststücken erfordert. Die Tapezereyen waren das zarteste Geweb auf dem gantzen Erdboden, denn die jenige machte uns solche, die sich vor Alters vermaß, mit der Minerva selbst umb die Wett zu spinnen; seine Fenster waren keiner andern Ursachen halber dem Sant Nitglaß gewidmet, als darumb, dieweil er wuste, daß ein solches vom Hanf oder Flachssamen an zu rechnen, biß es zu seiner vollkommenen Perfer-

tigung gelangt, weit mehrere Zeit und Arbeit kostet, als das beste und durchsichtigste Glas von Muran; dann sein Stand macht ihm ein Belieben zu glauben, daß alles dasjenige, was durch viel Mühe zu wegen gebracht würde, auch schätzbar und desto köstlicher sey; was aber köstlich seye, das setze auch dem Adel am verständigsten. An statt der Pagen, Laqueyen und Stallknecht hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Waid auffgewartet, bis ich sie heim getrieben. Die Rüst- oder Harnischkammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übet; dann hacken und reuthen war seine disciplina militaris, wie bei den alten Römern zu Friedens-Zeiten; Ochsen anspannen war sein hauptmannschafftliches Commando, Mist ausführen sein Fortificationwesen und Ackern sein Feldzug, Stall-außmisten aber seine Adeliche Kurtzweil und Turnierspiel. Hiermit bestritt er die gantze Weltkugel, so weit er reichen konte, und jagte ihr damit all Ernd ein reiche Beute ab. Dieses alles setze ich hindan, und überhebe mich dessen gantz nicht, damit Niemand Ursach habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobilisten außzulachen, denn ich schätze mich nicht besser, als mein Knan war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nemlich im Spessert ligen hatte, allwo die Wölff einander gute Nacht geben. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knans Geschlecht, Stammen und Namen vor dißmal docirt, beschihet umb geliebter Kürtze willen, vornehmlich weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stiftung zu thun ist, da ich soll auff schwören; genug ists, wenn man weiß, daß ich im Spessert geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knans Haußwesen sehr Adelich vermerckt wird, also kan ein jeder Verständiger auch leichtlich schliessen, daß meine Aufferziehung derselben gemäß und ähnlich gewesen, und wer solches davor hält, findet sich auch nicht betrogen, denn in meinem zehenjährigen Alter hatte ich schon die principia in obgemeldten meines Knans Adelichen Exercitien begriffen; aber der Studien halber konte ich neben dem berühmten Amplistidi hin passiren, von welchem Suidas meldet, daß er nicht über Fünffe zehlen konte; denn mein Knan hatte vielleicht einen viel zu hohen Geist und folgte dahero dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viel vornehme Leute mit studiren, oder, wie sie es nennen, mit Schulpossen sich nicht viel bekümmern, weil sie ihre Leut haben, der Blackscheisserei abzuwarten. Sonst war ich ein trefflicher Musicus auff der Sackpfeiffen, mit deren ich schöne Jalemy-Gesäng machen konte. Aber die Theologiam anbelangend, laß ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der ganzen Christenwelt gewest seye, der mir darinn hätte gleichen mögen, dann ich kennete weder GOtt noch Menschen, weder Himmel noch Höll, weder Engel noch Teuffel, und wußte weder Gutes noch Böses zu unterscheiden, dahero ohnschwer zu gedencken, daß ich vermittelst solcher Theologiæ wie unsere erste Eltern im Paradis gelebt, die in ihrer Unschuld von Kranckheit, Tod und Sterben, weniger von der Aufferstehung, nichts gewußt. O edels Leben (du mögst wol Eselsleben sagen), in welchem man sich auch nichts umb die Medicin bekümmert! Eben auf diesen Schlag kan man meine Erfahrenheit in dem Studio legum und allen andern Künsten und Wißenschafften, soviel in der Welt seyen, auch verstehen; ja ich war so perfect und vollkommen in der Unwissenheit, daß mir unmöglich war zu wissen, daß ich so gar nichts wußte. Ich sage noch einmal: O edles Leben, das ich damals führete! — — —

2. Das sechste Capitel (des 1. Buchs) Ist kurz und so Andächtig, daß dem Simplicio darüber ohnmächtig wird.

KAum hatte ich mich zum Schlaff accomodiret, da hörete ich folgende Stimm: „O grosse Liebe gegen uns undanckbare Menschen! Ach mein einiger Trost, mein Hoffnung, mein Reichthum, mein GOtt!" und so dergleichen mehr, das ich nicht alles mercken noch verstehen können.

Dieses waren wol Wort, die einen Christenmenschen, der sich in einem solchen Stand, wie ich mich dazumal befunden, billich auffmuntern, trösten und erfreuen hätte sollen. Aber, O Einfalt und Unwissenheit! es waren mir nur Böhmische Dörffer und alles ein gantz unverständliche Sprach, aus deren ich nicht allein nichts fassen konte, sondern auch ein solche, vor deren Selzamkeit ich mich entsetzte. Da ich aber hörete, daß dessen, der sie redete, Hunger und Durst gestillt werden solte, riethe mir mein ohnerträglicher Hunger, mich auch zu Gast zu laden; derowegen faßte ich das Hertz, wieder aus meinem holen Baum zu gehen und mich der gehörten Stimm zu nähern. Da wurde ich eines grossen Mannes gewahr, in langen schwartzgrauen Haaren, die ihm gantz verworren auff den Achseln herumb lagen; er hatte einen wilden Bart, fast formirt wie ein Schweitzer-Käß, sein Angesicht war zwar bleich-gelb und mager, aber doch ziemlich lieblich, und sein langer Rock mit mehr als 1000 Stückern von allerhand Tuch überflickt und auff einander gesetzt; umb Hals und Leib hatte er ein schwere eiserne Ketten gewunden wie S. Wilhelmus, und sahe sonst in meinen Augen so scheußlich und förchterlich auß, daß ich anfienge zu zittern wie ein nasser Hund; was aber meine Angst mehret, war, daß er ein Crucifix ungefähr 6 Schuh lang an seine Brust druckte; und weil ich ihn nicht kennete, konte ich nicht anders ersinnen, als dieser alte Greiß muste ohn Zweiffel der Wolff seyn, davon mir mein Knan kurtz zuvor gesagt hatte. In solcher Angst wischte ich mit meiner Sackpfeiff herfür, welche ich als meinen einigen Schatz noch vor den Reutern salvirt hatte; ich bließ zu, stimmte an und liesse mich gewaltig hören, diesen greulichen Wolff zu vertreiben, über welcher gehlingen und ohngewöhnlichen Music an einem so wilden Ort der Einsidel anfänglich nicht wenig stutzte, ohn Zweiffel vermeynende, es seye etwan ein teufflisch Gespenst hin kommen, ihne, wie etwan dem grossen Anthonio widerfahren, zu tribuliren und seine Andacht zu zerstören. So bald er sich aber wieder erholete, spottet er meiner als seines Versuchers im holen Baum, wo hinein ich mich wieder retirirt hatte; ja er war so getrost, daß er gegen mir gieng, den Feind des menschlichen Geschlechts genugsam auszuhöhnen.

„Ha!" sagte er, „du bist ein Gesell darzu, die Heiligen ohne göttliche Verhängnus ꝛc."

Mehrers habe ich nicht verstanden, denn seine Näherung ein solch Grausen und Schrecken in mir erregte, daß ich des Ampts meiner Sinne beraubt wurde und dorthin in Ohnmacht nider sanck.

3. Das achte Capitel (des 1. Buchs) Wie Simplicius durch hohe Reden seine Vortrefflichkeit zu erkennen gibt.

EInsidel: Wie heissestu? Simplicius: Ich heisse Bub. Eins. Ich sihe wol, daß du kein Mägdlein bist; wie hat dir aber dein Vatter und Mutter geruffen? Simp. Ich habe keinen Vatter oder Mutter gehabt. Eins. Wer hat dir dann das Hemd geben? Simp. Ey, mein Meüder. Eins. Wie heisset dich dann dein Meüder? Simp. Sie hat mich Bub geheissen, auch Schelm, ungeschickter Dölpel und Galgenvogel. Eins. Wer ist denn deiner Mutter Mann gewest? Simp. Niemand. Eins. Bey wem hat dann dein Meüder deß Nachts geschlaffen? Simp. Bey meinem Knan. Eins. Wie hat dich denn dein Knan geheissen? Simp. Er hat mich auch Bub genennet. Eins. Wie hiesse aber dein Knan? Simp. Er heist Knan. Eins. Wie hat ihm aber dein Meüder geruffen? Simp. Knan, und auch Meister. Eins. Hat sie ihn niemals anders genennet? Simp. Ja, sie hat. Eins. Wie dann? Simp. Rülp, grober Bengel, volle Sau, und noch wol anders, wann sie haberte. Eins. Du bist wol ein unwissender Tropff, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen nicht



weist. **Simp.** Eye, weist dus doch auch nicht. **Einſ.** Kanstu auch beten? **Simp.** Nain, unser Ann und mein Meüder haben als das Bett gemacht. **Einſ.** Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vatter unser kanst? **Simp.** Ja ich. **Einſ.** Nu so sprichs dann. **Simp.** Unser lieber Vatter, der du bist Himel, hailiget werde nam, zukommes dReich, dein Will schee Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern gebn, führ uns nicht in kein böß Versuche, sondern erlöß uns von dem Reich, und die Krafft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama. **Einſ.** Bistu nie in die Kirchen gangen? **Simp.** Ja, ich kan wacker steigen, und hab als ein gantzen Busen voll Kirschen gebrochen. **Einſ.** Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirchen. **Simp.** Haha, Kriechen? gelt, es seyn so kleine Pfläumlein? gelt du? **Einſ.** Ach daß Gott walte! weist du nichts von unserm HERR Gott? **Simp.** Ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden auff dem Helgen; mein Meüder hat ihn von der Kürbe mitgebracht und hingekleibt. **Einſ.** Ach gütiger GOtt, nun erkenne ich erst, was vor grosse Gnad und Wolthat es ist, wem du deine Erkantnus mittheilest, und wie gar nichts ein Mensch seye, dem du solche nicht gibst! Ach HErr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, umb diese hohe Gnad so eyfrig zu dancken, als freygebig du gewest, mir solche zu verleyhen. Höre du, Simplici (denn anderst kan ich dich nicht nennen), wann du das Vatter unser betest, so mustu also sprechen: „Vatter unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Nahm, zu komme uns dein Reich, dein Will geschehe auff Erden, wie im Himmel, unser täglich Brod gib uns heut, und" — **Simp.** Gelt du, auch Käß darzu? **Einſ.** Ach liebes Kind, schweige und lerne! Solches ist dir viel nötiger, als Käß. Du bist wol ungeschickt, wie dein Meüder gesagt hat; solchen Buben, wie du bist, stehet nicht an, einem alten Mann in die Red zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen, Wüste ich nur, wo deine Eltern wohneten, so wolte ich dich gerne wieder hin bringen, und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen solten. **Simp.** Ich weiß nicht, wo ich hin soll; unser Hauß ist verbrennet, und mein Meüder hinweg geloffen und wieder kommen mit dem Ursele, und mein Knan auch und unser Magd ist kranck gewest und ist im Stall gelegen. **Einſ.** Wer hat denn daß Hauß verbrennt? **Simp.** Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die seynd so auff Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselbe Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen, und da bin ich auch weggeloffen, und da ist darnach das Hauß verbrennt gewest. **Einſ.** Wo war dann dein Knan? **Simp.** Ha, die eiserne Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unser alte Gaiß die Füß geleckt, da hat mein Knan lachen müssen, und hat denselben eisernen Männern viel Weißpfennig geben, große und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne klitzerechte Dinger und hübsche Schnür voll weisse Kügelein. **Einſ.** Wann ist diß geschehen? **Simp.** Ey, wie ich der Schaf hab hüten sollen; sie haben mir auch mein Sackpfeiff wollen nemmen. **Einſ.** Wann hastu der Schaf sollen hüten? **Simp.** Ey, hörstus nicht? da die eiserne Männer kommen sind; und darnach hat unser Ann gesagt, ich soll auch weg lauffen, sonst würden mich die Krieger mit nehmen; sie hat aber die eiserne Männer gemeynet; und da seyn ich weggeloffen und seyn hieher kommen. **Einſ.** Wo hinauß wilst du aber jetzt? **Simp.** Ich weiß weger nit, ich will bey dir hier bleiben. **Einſ.** Dich hier zu behalten, ist weder mein noch dein Gelegenheit; esse, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen. **Simp.** Ey, so sag mir dann auch, was Leut vor Dinger seyn? **Einſ.** Leut seynd Menschen, wie ich und du; dein Knan, dein Meüder und euer Ann seynd Menschen, und wann deren viel bey einander seynd, so werden sie Leut genennt. **Simp.** Haha! **Einſ.** Nun gehe und esse!

Diß war unser Discurs, unter welchem mich der Einsidel offt mit den allertieffsten Seufftzen anschauete; nicht weiß ich, ob es darumb geschahe, weil er ein so groß Mitleiden mit meiner Einfalt und Unwissenheit hatte, oder aus der Ursach, die ich erst über etliche Jahr hernach erfuhr.

4. Das dritte Capitel (des 3. Buchs) Der grosse Gott Jupiter wird gefangen und eröffnet der Götter Rathschläg.

— — — — — — — — — — — — —

Ich sasse einsmals mit 25 Feur-Röhren nicht weit von Dorsten und paßte einer Convey mit etlichen Fuhrleutten auff, die nach Dorsten kommen solte. Ich hielte meiner Gewonheit nach selbst Schildwacht, weil wir dem Feind nahe waren; da kam ein einziger Mann daher, fein ehrbar gekleidet, der redte mit ihm selbst, und hatte mit seinem Meer-rohr, das er in Händen trug, ein seltzam Gefecht. Ich konte nichts anders verstehen, als daß er sagte: „Ich will einmal die Welt straffen, es wolle mirs dann das grosse Numen nicht zugeben!"

Worauß ich muthmassete, es möchte etwan ein mächtiger Fürst seyn, der so verkleidter Weis herumb gienge, seiner Underthanen Leben und Sitten zu erkundigen, und sich nun vorgenommen hätte, solche (weil er sie vielleicht nicht nach seinem Willen gefunden) gebührend zu straffen. Ich gedachte: „Ist dieser Mann vom Feind, so setzts ein gute Ranzion; wo nicht, so wiltu ihn so höflich tractiren und ihm dardurch das Hertz dermassen abstehlen, daß es dir künfftig dein Lebtag wol bekommen soll."

Sprang derhalben vor, präsentirt mein Gewehr mit auffgezogenem Hanen und sagte: „der Herr wird ihm belieben lassen, vor mir hin in Busch zu gehen, wofern er nicht als Feind tractirt seyn will."

Er antwortet sehr ernsthafftig: „Solcher Tractation ist meines gleichen nit gewohnt."

Ich aber dummelt ihn höflich fort und sagte: „Der Herr wird ihm nicht zuwider seyn lassen, sich vor dißmal in die Zeit zu schicken."

Und als ich ihn in den Busch zu meinen Leuten gebracht und die Schildwachen wieder besetzt hatte, fragte ich ihn, wer er seye. Er antwortet gar großmütig, es würde mir wenig dran gelegen seyn, wenn ichs schon

wüste; Er sey auch ein grosser GOtt. Ich gedachte, er möchte mich vielleicht kennen und etwan ein Edelmann von Soest seyn und so sorgen, mich zu hetzen, weil man die Soester mit dem grossen Gott und seinem gülbenen Fürtuch zu vexiren pflegt, wurde aber bald innen, daß ich an statt eines Fürsten einen Phantasten gefangen hätte, der sich überstudirt und in der Poeterey gewaltig verstiegen. Denn da er bey mir ein wenig erwarmte, gab er sich vor den Gott Jupiter auß.

Ich wünschte zwar, daß ich diesen Fang nicht gethan; weil ich den Narren aber hatte, muste ich ihn wol behalten, biß wir von dannen rückten; und demnach mir die Zeit ohne das ziemlich lang wurde, gedachte ich, diesen Kerl zu stimmen und mir seine Gaben zu nutz zu machen, sagte derowegen zu ihm: „Nun dann, mein lieber Jove, wie kempts doch, daß deine hohe Gottheit ihren himmlischen Thron verläßt und zu uns auff Erden steigt? Vergebe mir, ô Jupiter, meine Frag, die du vor fürwitzig halten möchtest, dann wir seynd den himmlischen Göttern auch verwandt und eitel Sylvani, von den Faunis und Nymphis geboren, denen diese Heimlichkeit billich ohnverborgen seyn solle."

„Ich schwöre dir beim Styx," antwortet Jupiter, „daß du hiervon nichts erfahren soltest, wann du meinem Mundschencken Ganymede nicht so ähnlich sehest, und wenn du schon Pans eigener Sohn wärest; aber von seinet wegen communicire ich dir, daß ein groß Geschrey über der Welt Laster zu mir durch die Wolcken gedrungen, darüber in aller Götter Rath beschlossen worden, ich könte mit Billichkeit, wie zu Lycaons Zeiten, den Erdboden wieder mit Wasser außtilgen; weil ich aber dem menschlichen Geschlecht mit sonderbarer Gunst gewogen bin und ohne das allezeit lieber die Güte, als eine strenge Verfahrung, brauche, vagire ich jetzt herum, der Menschen Thun und Lassen selbst zu erkündigen; und obwol ich alles ärger finde, als mirs vorkommen, so bin ich doch nicht gesinnt, alle Menschen zugleich und ohne Unterschied außzureuten, sondern nur die jenige zu straffen, die zu straffen sind, und hernach die übrige nach meinem Willen zu ziehen."

Ich muste zwar lachen, verbisse es doch, so gut, als ich konte, und sagte: Ach, Jupiter, deine Mühe und Arbeit wird besorglich allerdings umbsonst seyn, wenn du nicht wieder, wie vor diesem, die Welt mit Wasser oder gar mit Feur heimsuchest. Dann schickest du einen Krieg, so lauffen alle böse, verwegene Buben mit, welche die friedliebende, fromme Menschen nur quälen werden; schickstu eine Theurung, so ists ein erwünschte Sach vor die Wucherer, weil alsdann denselben ihr Korn viel gilt; schickstu aber ein Sterben, so haben die Geitzhäls und alle übrige Menschen ein gewonnen Spiel, in dem sie hernach viel erben; wirst derhalben die gantze Welt mit Butzen und Stil außrotten müssen, wann du anders straffen wilt.

5. Das vierte Capitel (des 3. Buchs) Von dem Teutschen Helden, der die gantze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Frid stifften wird.

JUpiter antwortet: „Du redest von der Sach, wie ein natürlicher Mensch, als ob du nicht wüstest, daß uns Göttern unmöglich sey, etwas anzustellen, daß nur die Böse gestrafft und die Gute erhalten werden. Ich will einen Teutschen Helden erwecken, der soll alles mit der Schärffe deß Schwerds vollenden; er wird alle verruchte Menschen umbbringen und die fromme erhalten und erhöhen."

Ich sagte: „So muß ja ein solcher Held auch Soldaten haben, und wo man Soldaten braucht, da ist auch Krieg, und wo Krieg ist, da muß der Unschuldig so wol als der Schuldig herhalten."

„Seyd ihr irdische Götter denn auch gesinnt, wie die irdische Menschen," sagte Jupiter hierauff, „daß ihr so gar nichts verstehen könnet? Ich will einen solchen Helden schicken, der keiner Soldaten bedarff und doch die gantze Welt reformiren soll. In seiner Geburt-Stund will ich ihm verleyhen einen wolgestalten und stärckern Leib, als Hercules einen hatte, mit Fürsichtigkeit, Weisheit und Verstand überflüssig geziert. Hierzu soll ihm Venus geben ein schön Angesicht, also daß er auch Narcissum, Adonidem und meinen Ganymedem selbst übertreffen solle; sie soll ihm zu allen seinen Tugenden eine sonderbare Zierlichkeit, Auffsehen und Anmütigkeit vorstrecken und dahero ihn bei aller Welt beliebt machen, weil ich sie eben der Ursachen halber in seiner Nativität desto freundlicher anblicken werde. Mercurius aber soll ihn mit unvergleichlich-sinnreicher Vernunft begaben, und der unbeständige Mond soll ihm nicht schädlich, sondern nützlich seyn, weil er ihm eine unglaubliche Geschwindigkeit einpflanzen wird. Die Pallas soll ihn auff dem Parnasso aufferziehen, und Vulcanus soll ihn in Hora Martis seine Waffen, sonderlich aber ein Schwerd schmiden, mit welchem er die gantze Welt bezwingen und alle Gottlosen nider machen ohne fernere Hülff eines einigen Menschen, der ihm étwan als ein Soldat beystehen möchte. Er soll keines Beystands bedörffen; eine jede grosse Statt soll von seiner Gegenwart erzittern, und ein jede Vestung, die sonst unüberwindlich ist, wird er in der ersten Viertelstund in seinem Gehorsam haben. Zuletzt wird er den grösten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, daß beydes, Götter und Menschen, ein Wolgefallen darob haben sollen."

Ich sagte: „Wie kan die Niedermachung aller Gottlosen ohne Blutvergiessen, und das Commando über die gantze weite Welt ohn sonderbaren grossen Gewalt und starcken Arm beschehen und zuwegen gebracht werden? Ô Jupiter, ich bekenne dir unverholen, daß ich diese Ding weniger als ein sterblicher Mensch begreiffen kan."

Jupiter antwortet: „Das gibt mich nicht Wunder, weil du nicht weist, was meines Helden Schwerd vor eine seltene Krafft an sich haben wird. Vulcanus wirds auß denen Materialien verfertigen, darauß er mir mein Donnerkeil macht, und dessen Tugenden dahin richten, daß mein Held, wenn er solches entblösset und nur einen Streich damit in die Lufft thut, einer gantzen Armada, wenn sie gleich hinder einem Berge eine gantze Schweitzer-Meilwegs weit von ihm stünde, auff einmal die Köpff herunder hauen kan, also daß die arme Teuffel ohne Köpff da ligen müssen, ehe sie einmal wissen, wie ihnen geschehen! Wenn er denn nun seinem Lauff den Anfang macht und vor eine Statt oder Vestung kompt, so wird er deß Tamerlani Manier brauchen und zum Zeichen, daß er Friedens halber und zur Beförderung aller Wolfahrt vorhanden seye, ein weisses Fähnlein auffstecken. Kommen sie dann zu ihm herauß und bequemen sich, wol gut; wo nicht, so wird er von Leder ziehen und durch Krafft mehrgedachten Schwerds allen Zauberern und Zauberinnen, so in der gantzen Statt seyn, die Köpff herunter hauen und ein rothes Fähnlein auffstecken. Wird sich aber dennoch niemand einstellen, so wird er alle Mörder, Wucherer, Dieb, Schelmen, Ehebrecher, Huren und Buben auff die vorige Manier umbbringen und ein schwartzes Fähnlein sehen lassen. Wofern aber nicht so bald die jenige, so in der Statt übrig blieben, zu ihm kommen und sich demütig einstellen, so wird er die gantze Statt und ihre Inwohner als ein halsstarrig und ungehorsam Volck ausrotten wollen, wird aber nur die jenige hinrichten, die den andern abgewehrt haben und ein Ursach gewesen, daß sich das Volck nicht ehe ergeben. Also wird er von einer Statt zur andern ziehen, einer jeden Statt ihr Theil Landes, umb sie her gelegen, im Frieden zu regieren, übergeben, und von jeder Statt durch gantz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nemmen, auß denselben ein Parlament machen, die Stätt mit einander auff ewig vereinigen, die Leibeigenschafften sampt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umgelten durch gantz Teutschland auffheben und solche Anstalten machen, daß man von keinem Fronen, Wachen, Contribuiren, Gelt geben, Kriegen, noch

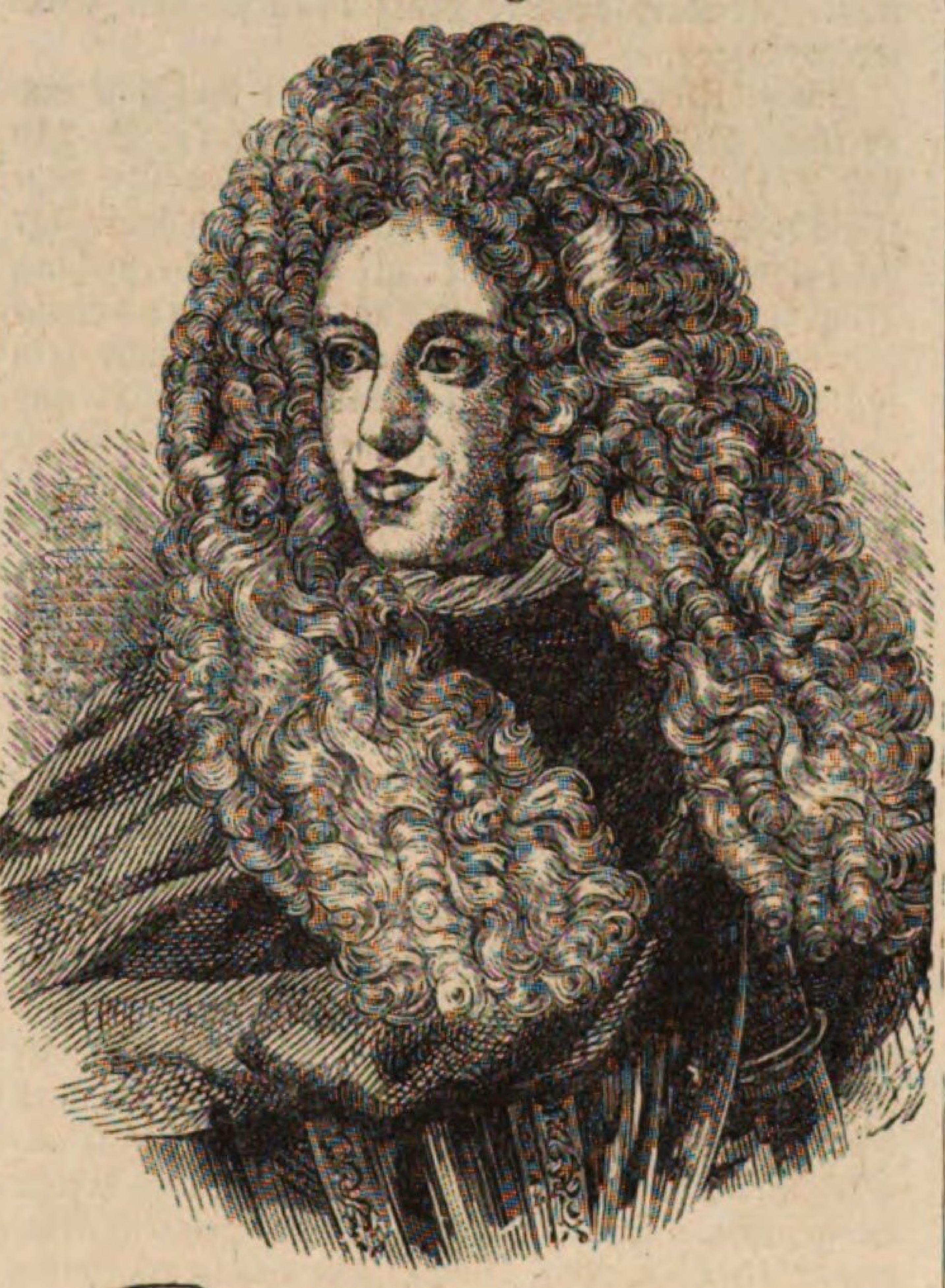
einiger Beschwerung beim Volck mehr wissen, sondern viel seeliger als in den Elysischen Feldern leben wird. Alsdann (sagt Jupiter ferner) werde ich offtmals den gantzen Chorum Deorum nemmen und herunder zu den Teutschen steigen, mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen. Da werde ich den Helicon mitten unter ihre Grentzen setzen und die Musen von neuem darauff pflantzen, ich werde Teutschland höher segnen mit allem Uberfluß, als das glückseelige Arabia, Mesopotamiam und die Gegend umb Damasco; die Griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die gantze Welt zu kommen lassen werde."

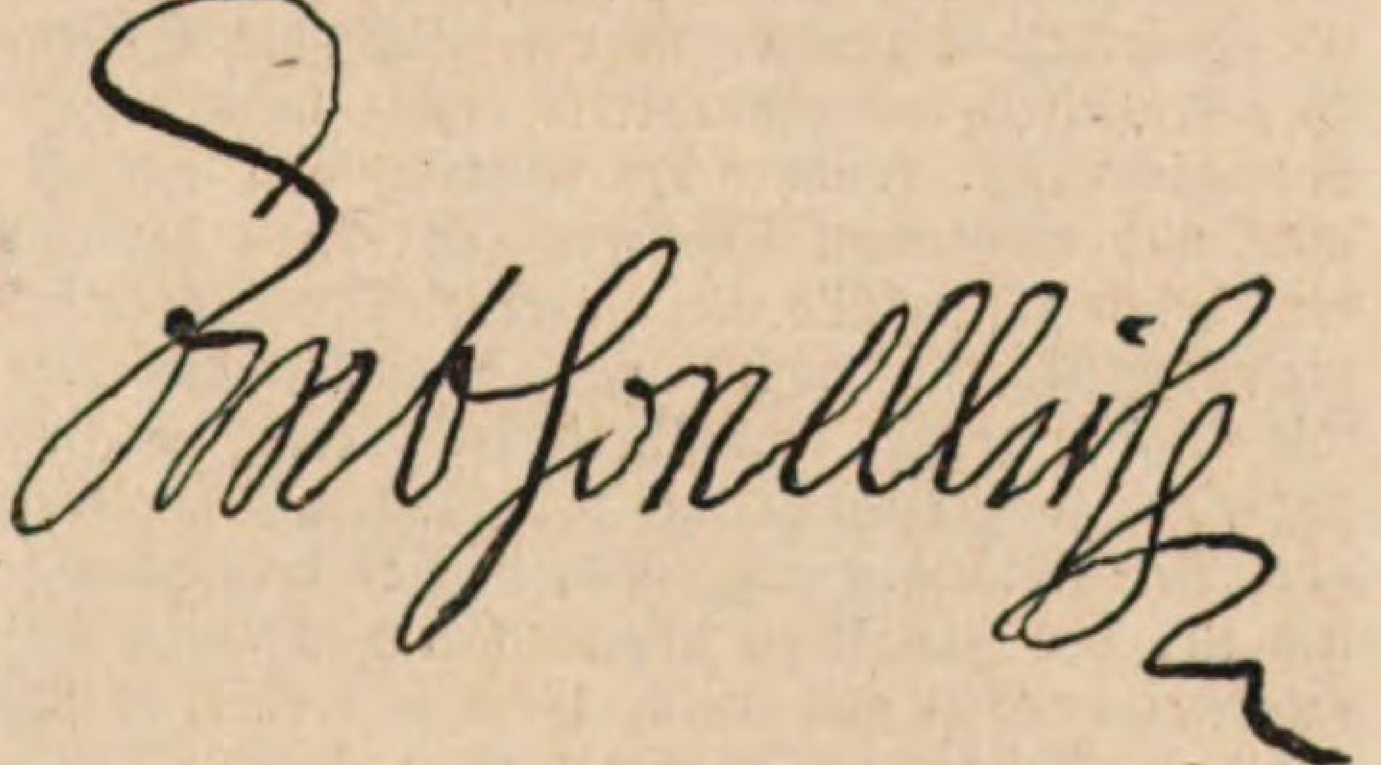
Ich sagte: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herrn dazu sagen, wenn sich der künfftige Held untersteht, ihnen das Ihrig so unrechtmässiger Weis abzunehmen und den Stätten zu underwerffen? werden sie sich nicht mit Gewalt widersetzen oder wenigst vor Göttern und Menschen darwider protestiren?"

Jupiter antwortet: „Hierumb wird sich der Held wenig bekümmern. Er wird alle Grosse in drey Theil unterscheiden, und die jenige so ohnexemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen straffen, weil seinem Schwerd kein irdischer Gewalt widerstehen mag; denen übrigen aber wird er die Wahl geben, im Land zu bleiben oder nicht. Was bleibt und sein Vatterland liebet, die werden leben müssen, wie andere gemeine Leut; aber das Privat-Leben der Teutschen wird alsdann viel vergnügsamer seyn, als jtzund das Leben und der Stand eines Königs, und die Teutsche werden alsdenn lauter Fabricii seyn, welcher mit dem König Pyrrho sein Königreich nicht theilen wolte, weil er sein Vatterland neben Ehr und Tugend so hoch liebte, und das seyn die zweyte. Die dritte aber, die Ja-Herren bleiben und immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn und Italia in die Moldau, Wallachey, in Macedoniam, Thraciam, Græciam, ja über den Hellespontum in Asiam hinein führen, ihnen dieselbe Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in gantz Teutschland mit geben und sie alldort zu lauter Königen machen. Alsdenn wird er Constantinopel in einem Tag einnehmen, und allen Türcken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpff vor den Hindern legen; daselbst wird er das Römische Kaiserthumb wieder auffrichten und sich wieder in Teutschland begeben und mit seinen Parlaments-Heeren (welche er, wie ich schon gesagt habe, auß allen Teutschen Stätten paarweis samblen und die Vorsteher und Vätter seines Teutschen Vatterlands nennen wird) eine Statt mitten in Teutschland bauen, welche viel grösser sein wird, als Manoah in America, und Goldreicher, als Jerusalem zu Salomons Zeiten gewesen, deren Wäll sich dem Tyrolischen Gebürg und ihre Wassergräben der Breite des Meers zwischen Hispania und Africa vergleichen soll. Er wird einen Tempel hinein bauen von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren, und in der Kunst-Kammer, die er auffrichten wird, werden sich alle Raritäten in der gantzen Welt versamblen von den reichen Geschencken, die ihm die Könige in China, in Persia, der grosse Mogor in den Orientalischen Indien, der grosse Tartar Cham, Priester Johann in Africa und der grosse Czar in der Moscau schicken; der Türckische Käiser würde sich noch fleissiger einstellen, wofern ihm bemeldter Held sein Käiserthum nicht genommen und solches dem Römischen Käiser zu Lehen gegeben hätte."

Ich fragte meinen Jovem, was dann die christlichen Könige bei der Sach thun würden. Er antwortet: „Der in Engeland, Schweden und Dannemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Franckreich und Portugall aber, weil die alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreich und incorporirte Länder von der Teutschen Nation aus freyen Stücken zu Lehen empfahen, und alsdenn wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger beständiger Fried zwischen allen Völckern in der gantzen Welt seyn."

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig.





Selbst zu seiner Zeit weniger und von einem kleineren Publikum gelesen, als Grimmelshausen, gewann Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, theils wegen seines Standes, theils weil er in seinen Romanen die Moderichtung befolgte, eine viel größere Berühmtheit, als jener. Er war am 4. Oct. 1633 zu Hitzacker, einem Städtchen im Herzogthum Lüneburg, geboren; sein Vater, Herzog August der jüngere, ließ ihm eine gelehrte Erziehung geben und wählte unter Andern zu seinen Lehrern zwei in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutende Männer, Schottel und Birken, die ihm vornämlich die Liebe für die Muttersprache und die Dichtkunst einflößten, welche ihn auch dann nicht verließ, als er zur Regierung des Landes gelangte. Wie groß die Erwartungen waren, die man in dieser Hinsicht von ihm hegte, beweist vielleicht der Name, den er in der Fruchtbringenden Gesellschaft erhielt („der Siegprangende"), als er im J. 1659 in dieselbe aufgenommen wurde. Sein älterer Bruder, Herzog

Rudolf August, nahm ihn im J. 1685 zum Mitregenten an, und als dieser 1704 ohne Erben starb, wurde er dessen Nachfolger. Politische Gründe bewogen ihn, sich im J. 1710 öffentlich zur katholischen Religion zu bekennen, zu welcher er übrigens schon seit längerer Zeit im Geheimen übergetreten war. Er starb am 27. März 1714 im 81. Jahre seines Alters.

Anton Ulrich, den wir schon als lyrischen und epischen Dichter haben kennen lernen (o. S. 239 und 274), erwarb sich bei seinen Zeitgenossen vorzüglich durch seine Romane einen großen Ruf, der sich sowohl auf den Inhalt, als auf die Darstellung gründete. Diese bewegt sich nämlich in der damals beliebten Manier, welche elegant und leicht sein sollte, aber steif, pedantisch und gesucht war, und eben dadurch die durchgreifende Geschmacklosigkeit um so greller hervortreten ließ. Hinsichtlich des Inhalts und wenn man von der künstlerischen Gestaltung absah, hatte man allerdings einigen Grund, seine Werke anzupreisen; denn da ihm der Roman vor Allem ein Mittel war, seine Ansichten über Welt, Leben und Politik mitzutheilen, und er ohne Zweifel ein Mann von vielem Geist und tiefen Einsichten war, wie er auch eine große Gelehrsamkeit und eine für seine Zeit große Feinheit der Bildung besaß, so enthalten seine Romane eine Menge von Stellen, die wirklich gehaltvoll genannt werden können und, bei größerer Freiheit der Darstellung, besonders aber in einem andern Rahmen noch jetzt Anerkennung finden müßten. Die Behandlung des Romans ist bei Anton Ulrich, wie bei Buchholtz, wie bei allen Nachahmern der französischen Helden- und Liebesgeschichten; sie sind breit angelegt und noch breiter ausgeführt. Die „Durchlauchtige Syrerin Aramena" (5 Thle. Nbg. 1669) führt uns in die Zeiten der Patriarchen zurück, aber freilich sind Sitten, Begebenheiten und Charaktere nichts weniger als patriarchalisch, sondern ein Gemisch von ritterlichem und modernem Schäferwesen; dazu herrscht eine solche Ueberfülle von einzelnen Begebenheiten, die sich willkürlich durchkreuzen, es werden dieselben mit einer so großen Ausführlichkeit erzählt, sie sind mit einer so großen Menge von langen Gesprächen oder Betrachtungen angefüllt, daß es rein unmöglich ist, den Inhalt zu beherrschen und einen Gesammteindruck zu gewinnen. Eben so verhält es sich mit der „Römischen Octavia" (Nbg. 1685—1707. 6 Thle., umgearbeitet und vermehrt, Braunschweig 1712. 6 Thle.), deren Grundlage die römische Geschichte von Claudius bis Vespasianus ist, die aber eine große Anzahl (48) Episoden enthält, welche weder unter sich, noch mit der Hauptgeschichte in irgend einem innern oder künstlerischen Zusammenhang stehen. Doch sind es nur diese Episoden, welche auch jetzt noch dem Roman einigen Werth leihen; sie erzählen nämlich verschiedene, zum Theil geschichtlich merkwürdige, zum Theil poetisch interessante Begebenheiten aus der Zeit des Verfassers; und obgleich man nur von einer den Schlüssel*) kennt (denn Personen und Localitäten sind unter erdachten Namen verborgen), so werfen sie doch auf das Leben und Treiben an den damaligen Höfen nicht geringes Licht. Diese Episode, „Geschichte der Prinzessin Solane" (in der 2. Ausgabe „Rhodegune") behandelt die bekannte Geschichte der unglücklichen Prinzessin Sophia Dorothea von Celle. Die Weitschweifigkeit auch dieser Erzählungen gestattet nicht, eine Mittheilung aus denselben zu machen, da ein kleineres Bruchstück vollkommen inhaltlos sein, ein größerer Abschnitt zu viel Raum einnehmen würde.

*) Ein vollständiger Schlüssel soll in Wien sein.

Christian Scriver.

Weniger von den Gelehrten und Literarhistorikern als vom Volke gekannt, zieht gerade deshalb Christian Scriver unsere Aufmerksamkeit auf sich. Am 2. Jan. 1629 zu Rendsburg im Holsteinischen geboren, hatte er schon früher mit Unglücksfällen aller Art zu kämpfen; als er 7 Jahre alt war, hatte er schon seinen Vater und einen liebreichen Stiefvater verloren, so daß seine und seiner Geschwister Erziehung der Mutter allein anvertraut blieb, welche bei den schweren Kriegszeiten, in welchen sie auch ihr Vermögen verlor, mit den drückendsten Sorgen zu kämpfen hatte. Glücklicherweise nahm sich ein Bruder seiner Großmutter des Knaben an und ließ ihn studiren. Im J. 1647 bezog er die Universität Rostock, und wurde, nachdem er eine Zeitlang als Hofmeister bei einer angesehenen Familie in Lübeck zugebracht hatte, im J. 1653 nach Stendal, und 1664 nach Magdeburg zum Prediger berufen, wo er auch Consistorialassessor und Inspector wurde. Sein Ruf als Kanzelredner und Seelsorger verbreitete sich weit hin, und er erhielt Einladungen nach Halberstadt, Berlin und selbst als Hofprediger nach Stockholm; doch schlug er diese aus, und erst im J. 1690 nahm er einen Ruf nach Quedlinburg als Oberhofprediger der Herzogin Anna Dorothea an. Aber die Ortsveränderung war seiner Gesundheit nicht günstig, er fing an zu kränkeln und starb in Folge eines Schlagflusses am 5. April 1693.

Unter mehreren erbaulichen und moralischen Schriften, die er verfaßt (z. B. einen „Christlichen Seelenschatz" 2 Bde. Fol.), ist vor Allem seine Parabelsammlung zu erwähnen, welche außerordentliche Verbreitung gewann und ein wahres Volksbuch geworden ist. Sie erschien unter dem Titel: „Gottholds zufälliger Andachten Vier Hundert" (zuerst Leipzig 1667 mit 300 Andachten; 12. Aufl. 1704). Er nahm darin die Gleichnißreden Jesu zum Muster, indem er seine Betrachtungen an irgend eine äußere Erscheinung knüpft, „nicht allein an die mancherley Geschöpffe Gottes, in welcher grossen Schöne und Geschäffte derselbigen Schöpffer als im Bilde kan erkennet werden, sondern auch an allerley Wercke der menschlichen Hände und dann auch an die mancherley Zufälle, Begebenheit, Händel und Geschäffte des menschlichen Lebens"; denn, fährt er fort (Vorrede zur 2. Aufl. 1671), „was sind die theils benahmte Wercke der Kunst und Natur anders als lebendige Sinnbilder? Was sind die Schickungen Gottes, die mancherley Fälle, die vielfältigen Geschäffte im menschlichen Leben anders, als wie der h. Augustinus redet, Verba visibilia, sichtbare Reden, oder wie der unvergleichliche Verulamius saget, Characteres reales, die uns in der That und würcklich viel guter Lehren, Trost, Ermahnungen und Warnungen vorstellen?" So sieht er, um mit Herder zu sprechen, „rings um sich her der Welt Allegorie", jede Erscheinung der Welt und des Lebens wird ihm zur „sichtbaren Rede"

Gottes, die er in schlichter, aber begeisterter Sprache und mit tiefpoetischer Auffassung den Menschen verkündigt. So einfach die epische Grundlage dieser Parabeln ist, meistens wird sie in wenigen Zeilen zusammengedrängt, so sehr die Deutung der angeschauten Erscheinungen und die daran geknüpfte moralisch-religiöse Betrachtung vorwiegt, so ist doch selbst diese weniger ein Ausfluß des überlegenden Verstandes als ein Erzeugniß der gestaltenden Phantasie, und gerade dieser ächt poetische Charakter der „Andachten" erklärt es, warum sie das Gemüth des Volks so mächtig anregen und befriedigen konnten.

1. Die Kirchthürme. (I, 9.)

GOttholb sahe in einer guten Stadt die Kirch-Thürme biß an die Wolcken rägen und verwunderte sich über den grossen Fleiß und Kosten der Alten, so sie auf solche Gebäu gewandt, welche doch, so viel er erachten könte, zu nichts als übrigen Pracht und äußerlichen Ansehen dienten. „Doch," sprach er, „kan ich die Hoffnung haben, daß die Alten hiemit, als mit einem grossen auffgereckten Finger an einer jeden Kirchen uns haben den Himmel zeigen und andeuten wollen, daß die Lehre, so in derselben geprediget würde, der Weg zum Himmel wäre, und wir demnach, so offt wir einen solchen Thurm ansehen, gedencken sollen, daß wir hie keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünfftige im Himmel suchen müssen." (Hebr. XIII, 14.)

2. Das spielende Kind. (I, 16.)

EIn kleines Kind lieff in der Stuben umher und machete ihm viel Spielens und kindlicher Lust: sein Geld waren Scherben, sein Hauß etliche Klötzlein, sein Pferd ein Stecken, sein Tractamenten ein Apffel, sein Sohn eine Puppe, und so fortan. Der Vater saß am Tisch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete und in gute Richtigkeit brachte, damit sie dermahleins eben diesem Spiel-Vöglein nutzen möchten, zu welchem das Kind offt hinan lieffe, viel Kindliche Fragen thäte und viel zu Beförderung seines Spiels begehrte. Der Vater beantwortete das wenigste, fuhr indessen in seiner Arbeit fort und hatte doch immer ein wachendes Auge auff das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. Gotthold sahe solches und gedachte: „Das ist eine artige Abbildung der väterlichen Vorsorge GOttes! Wir alte Kinder lauffen in der Welt umher und spielen offt thörichter als die Kinder; wir samlen und zerstreuen, wir hauen und brechen, wir pflantzen und reissen aus, wir reiten und fahren, wir essen und trincken, wir singen und spielen, und meynen, wir thun grosse Dinge, die GOtt sonderlich in Obacht nehmen müsse. Indessen sitzt der allwissende GOtt und schreibet unsere Tage auff sein Buch, er ordnet und schaffet, was wir vor oder hernach thun, er richtet alles zu unserm Besten und unser Seligkeit, und hat dabei stets ein wachendes Auge auff uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen. Mein Gott, solches Erkäntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kans zwar nicht begreiffen, aber doch will ich dich davor allezeit loben und preisen! Laß mich, mein Vater! auß deiner Acht und Aufsicht nicht, zuförderst dann, wann ich etwa, wie ein solch Kind, thöricht handle!"

3. Die Schnecke. (I, 69.)

GOtthold sahe eine Schnecke, mit ihrem Hause ihrer Art nach beladen, daher kriechen in grosser Behutsamkeit, massen sie dann ihre lange Hörner oder Ohren stets voraus streckte, und wann sie nur ein Läfftlein empfand oder ein Hälmlein ihr entgegen vermerckte, sich zusammen und in ihr Hauß zog. „Hier ists wohl wahr," sprach er, „daß einem nirgend besser ist, als in seinem Hause, darum denn dieses Thierlein mit dem seinigen lieber stets will belästiget, als dessen beraubt seyn. Ich wündsche von Hertzen, daß wir Christen, wenn wir mit weltlicher Gesellschaft umbgehen, dieses Thierleins Art an uns haben möchten, daß wir behutsam und fürsichtiglich wandelten, und keiner Lust und Ergetzlichkeit allzuviel traueten. Mein GOtt, meiner Seelen Hauß ist deine Gnade und Güte, und nirgend ist mir besser, als wann ich in stiller Andacht derselben nachdencken und mich gantz drinn verbergen und verschliessen mag. Da find ich Ruhe vor meiner Seele, da red ich in geheim und vertraulich mit dir, da tränckestu mich mit deiner Süssigkeit, daß ich trunken werde und in deinem Gnaden-Schoß unter dem Schatten deiner göttlichen Vorsehung sanfft und sicher schlaffe. Mit dieser meiner Wohnung will ich mich allezeit tragen, und wenn mir in der Welt Lieb und Leid widerfähret, zu derselben meine Zuflucht nehmen, so werd ich wohl gesichert seyn."

4. Der fruchtbare Baum. (II, 65.)

EIn schöner Obstbaum war mit seinen vielen Früchten so sehr belästiget, daß er seine Zweige sämtlich zur Erden gekrümmet und gleichsam mit vollen Händen den Menschen seine Aepffel zuhielte. Gotthold sahe ihn mit grosser Beliebung an, preisete GOttes Segen, und weil sie fast zeitig, gieng er hinan und wolte einen abbrechen. Wie er aber denselben ein wenig zu starck abrisse, und den schwancken Zweig zu sehr regte, fielen ihm viel andere entgegen. „Ey!" sagt er, „du liebes Bäumlein, wie milde bist-du! Gibst du mir doch mehr, als ich begehre. Mein GOtt, dieser Baum erinnert mich deiner unbegreifflichen und unverdienten Güte, die uns auch ihre Wohlthaten als fruchtbare Zweige zuwendet und sagt: Hie bin ich! Hie bin ich! (Es. 65, 1) Ja die da mehr thut, als wir bitten oder verstehen. (Eph. 3, 20) Hanna, das betrübte Weib, bittet um ein Kind und erhält sechse, (1 Sam. 1, 20. 2, 21) Salomo bittet um Weißheit, damit er seine Unterthanen löblich regieren möchte, und erhält sie nicht allein, sondern soviel Ehre und Reichthum dazu, als nicht leicht ein ander gehabt (1 Kön. 3, 12. 13.). Wir bitten offt nur um einen Apffel zum täglichen Brodt, und deine unerschöpffte Güte, mein Vater, gibt uns wohl 5 oder 10. Doch wie diese Aepffel mir so häuffig entgegenfallen, weil sie fast zeitig sind, also thust du auch mehr, als wir bitten, wenn es uns nütz und selig ist. Was soll ein Kind mit einem (ich geschweige mehr) unzeitigen Apffel? Also dienets mir nicht zu erlangen, wenn ich etwas bitte, daß meine Seele gefähren kan. Wir Menschen aber solten auch also seyn, und die Früchte des Glaubens allen, die ihrer benöthigt, anbieten, unsere gesegnete Zweige zu den Dürfftigen wenden und im Segen mit Ueberfluß willig geben. Weil aber solches so selten geschiehet, muß man befürchten, daß in Gottes Garten viel unfruchtbare Bäume stehen, die nur das Land hindern und also nichts als der Axt und des Feuers zu erwarten haben (Luc. 13, 7—9). Mein GOtt, mache mich fruchtbar und willig, meinem Nechsten zu dienen, wie mir alle deine Geschöpfe dienen!"

Samuel von Butschky.

Samuel Butschky, der Sohn eines protestantischen Geistlichen in Breslau, wurde daselbst im J. 1612 geboren; in seinem 20. Jahre bezog er die Universität Wittenberg, wo er bis 1637 die Rechtswissenschaft studirte. Doch widmete er sich, wie es scheint, keinem gelehrten Berufe; wenigstens finden wir ihn im J. 1654 als Besitzer einer Druckerei, und später, da er mehrere Güter erworben, scheint ihn die Verwaltung derselben beschäftigt zu haben. Um 1658 ging er zur katholischen Kirche über, und bald darauf wurde er von Kaiser Leopold I. geadelt, der ihm auch nach und nach verschiedene Aemter und zuletzt auch den Titel eines Röm. Kais. Raths verlieh. Er starb als K. K. Manngerichts-

und Landes-Aeltster des Fürstenthumes Breslau und Neumarktschen Weichbildes am 13. März 1678.

Butschky hat sehr viel geschrieben; seine Hauptwerke sind: „Fünf Hundert Sinnen-Geist- und Lehr-Reiche Reden" (Bresl. 1666), „Pathmos, enthaltend: Sonderbare Reden und Betrachtungen" (Leipz. 1677) und „Wohl-Bebauter Rosen-Thal in sechs hundert Sinnreichen ungemeinen Reden und Betrachtungen", welches erst nach seinem Tode (Nbg. 1679) erschien. Er zeigt sich in seinen Schriften als einen seinem großen Landsmann Angelus Silesius verwandten Geist; doch hielt ihn, so mystisch seine Richtung war, sein mehr praktischer Sinn ab, in das Ueberschwängliche zu verfallen, wie jener: er liebt zwar das Symbolische, aber er setzt es nicht an die Stelle dessen, was es bedeuten soll. Seine Reden und Betrachtungen berühren die wichtigsten Verhältnisse des inneren und äußeren Lebens, Glauben und Natur, Liebe und Ehe, Freundschaft, Poesie, Politik, überhaupt Alles, was den denkenden Geist beschäftigen und das tief fühlende Gemüth in Anspruch nehmen kann. Erscheinen seine Schriften auch auf den ersten Anblick als Erzeugnisse des überlegenden Verstandes, der über diese Zustände der Welt mit sich zu Rathe geht, so bemerkt man bei der Darstellung doch die durchgreifende Einwirkung der poetischen Anschauung. Es ist nämlich nicht nur seine Sprache voll Schwung und poetischer Lebendigkeit; er ist nicht nur reich an bedeutsamen und höchst glücklich gewählten Bildern; er neigt sich überhaupt zum Parabolischen, und nicht wenige Betrachtungen sind zu vollkommenen Parabeln geworden, einer Gattung, die er mit entschiedenem Glück behandelt, und in der sich seine tiefe Innigkeit und sein gläubiger Sinn im schönsten Lichte zeigt. Seine Schriften verdienen endlich auch schon darum Anerkennung, weil sie in einer für jene Zeit sehr reinen Sprache geschrieben sind, welche weder durch die gesuchte Anhäufung fremder Wörter, noch durch schleppende und endlose Sätze entstellt wird.

Die besten Freunde.

Der Welt Liebhaber (lieset man in Barlaams Leben) ist einem Menschen gleich, der drei Freunde hatte, und den einen mehr als sich selbst, den andern als sich selbst, den dritten aber weniger als sich selbst liebete. Als er nun eine böse That begangen, und deßwegen für den König zu erscheinen erfordert wurde, ging er mit traurigem Gemüthe zu dem ersten Freunde und bat beweglichst um Hülfe und Beystand, indem er ihn jederzeit mehr geliebet hätte als sich selbst, bekam aber zur Antwort, er kenne sein nicht, doch wolle er ihm ein Tuch zur Decke geben lassen.

Folgends erhub er sich zu dem andern Freunde, suchte gleichmäßige Hülfe bey ihm; der selbe entschuldigte sich, er hätte in seiner eigenen Angelegenheit allzuviel zu verrichten, könnte sich nicht abmüßigen, doch wollte er ihm das Geleite bis an den königlichen Hoff geben. Endlich eilete er zum Dritten und sprach: „Ich darff dich nicht wol anreden, denn ich habe dich nicht recht geliebet, wie ich billig hätte thun sollen; aber doch, Lieber, verlaß mich nicht, leiste mir Beystand, weil mich männiglich verlassen!"

Dieser dritte Freund antwortete mit fröhlichem Angesichte: „Du bist mir ein lieber Freund; ich wil mit dir zum Könige willigst gerne gehen, für dich um Gnade bitten."

Durch den ersten Freund wird bedeutet das Reichthum, wovon der Mensch viel Gefahr außstehet; aber zur Zeit des Todes hat er ein mehrers nicht davon zu gewarten, als ein verächtliches Todtenletzlach oder Tuch.

Durch den andern Freund wird verstanden Weib und Kinder, Blutsfreunde und Verwandten; die geben uns nur das Geleite zum Grabe und gehen wieder in ihre Geschäffte.

Der dritte Freund ist der Glaube, Hoffnung und Liebe; denn das Almosen und die christlöblichst guten Wercke gehen bey unserem Abscheiden auß dieser Welt vor uns her, bitten GOtt für uns und helffen uns auß deß Teuffels Gewalt in Christo erretten. Und dieses sind die rechten, wahren Freunde, die wir erwehlen sollen!

Daniel Caspar von Lohenstein.

Die Anerkennung, welche Daniel Caspar von Lohenstein durch seine lyrischen Dichtungen gefunden (S. 307), der weitverbreitete Ruhm, den ihm seine Dramen erworben (S. 397), genügte ihm noch nicht; er wollte ihn noch durch Leistungen auf einem andern Gebiete der Dichtkunst vermehren, in dem Gebiete nämlich, welches in der zweiten Hälfte des Zeitraums am meisten und nach der Meinung der Zeitgenossen auch so glücklich bearbeitet worden war. Und es gelang ihm in der That, sich neue Anerkennung, neuen Ruhm zu erringen; kaum erwarb sich ein Roman größeren und allgemeineren Beifall als sein „Arminius und Thusnelda", der freilich erst nach seinem Tode erschien (von Neukirch herausgegeben. Leipz. 1689. 2 Thle. 4.), wie er ihn denn nicht einmal ganz vollendet hatte, denn das letzte Buch ist von anderer Hand verfaßt *). Dieser Beifall, den die ganze gebildete und gelehrte Welt der Zeit dem „Arminius" zollte, weiset schon darauf hin, daß er in der stehenden Manier des damaligen Kunstromans geschrieben ist, was übrigens auch aus dem ungeheuern Umfange desselben entnommen werden kann, denn er umfaßt in der neuen von dem gelehrten Gebauer veranstalteten Ausgabe (Leipzig 1731. 4 Thle.) nicht weniger als 2868 Quartseiten mit Doppelspalten. Dieser übermäßige Umfang konnte aber nur dadurch erreicht werden, daß der Dichter den künstlerischen Zweck mit andern verband, und diese sogar in ungebührlichem Maße hervortreten ließ. Er hatte nämlich, sagt sein Herausgeber Neukirch, bei der Abfassung seines Werks „ein dreyfaches Absehen"; er wollte darin nicht nur eine Liebes-Geschichte erzählen, die zugleich den Mittelpunkt des Ganzen bilden sollte, „auf welchen alle Linien, so in dem Umfreiß dieses weitläufftigen Buchs befindlich seynd, sich beziehen", sondern er wollte zugleich auch eine allgemeine Geschichte der Deutschen geben, namentlich aber darthun, daß alles Große in der Welt wenigstens mittelbar von Deutschen ausgeführt worden sei, weshalb er z. B. die ganze römische Geschichte weitläufig erzählt, und überall Verhältnisse hinzudichtet, welche die Bedeutsamkeit des deutschen Volks nachweisen sollen. Noch würde die Ausführung dieser Absicht künstlerisch zu rechtfertigen sein, namentlich wenn sie nur nicht einen so übermäßigen Umfang einnähme; allein der Verfasser wollte nach Neukirchs ausdrücklicher Versicherung (und daß dieser vollkommen Recht hatte, beweist der Roman selbst auf das Unzweifelhafteste) auch noch „eine klügliche Anwen-

*) Wahrscheinlich ist dasselbe von Lohensteins Bruder Hans Caspar begonnen und vom Leipziger Pfarrer Chr. Wagner vollendet; nach Einigen hat es der letzte allein bearbeitet.

bung seiner so weitläuftigen Gelehrsamkeit geben. Denn bloß erdichtete Dinge zu schreiben, war vor ihn eine allzuschlechte Bemühung. Vielmehr müsten diese Gedichte ein Blendwerck nothwendiger und ernsthaffter Wissenschafften seyn, um diejenigen auch wider ihren Vorsatz gelehrt, klug und tugendhafft zu machen, welche daselbst nichts als verliebte Eitelkeiten suchen würden. Dannenhero schweifft er in seinen Unterredungen aus, bald auf den Ursprung, Glauben und Gebräuche aller frembder Völcker, bald auf die Geschichte unterschiedener beschriebener Weltweisen, bald auf die Beschreibung aller Tugenden, Laster und Gemüths-Regungen des Menschen, bald auf wichtige Staats-Händel und die hierüber entstandene Streit-Fragen, bald auf die grösten Wunder der Naturkündiger und Aertzte". So war dem Verfasser die künstlerische Behandlung in der That nur etwas ganz Untergeordnetes, sie war ihm nur ein Mittel für seine didaktischen Zwecke, und es leuchtet von selbst ein, daß es bei dem auf diesem Wege gewonnenen übermäßigen Umfange des Romans nicht möglich ist, eine vollständige Uebersicht seines Inhalts zu geben, weil eine solche selbst zu einem Buche werden müßte*). Wollte man aber nur eine Uebersicht der den Mittelpunkt bildenden Liebesgeschichte mittheilen, würde man wiederum ein ganz ungenügendes, ja selbst ein falsches Bild des Werkes geben. Wenn wir daher billiger Weise Beides unterlassen, müssen wir dagegen doch die Bemerkung machen, daß Lohenstein die verschiedenen Zwecke seines Romans mit viel größerem Tact verbunden hat, als die meisten Romanendichter seiner Zeit, und daß das Ganze mit unverkennbarem Geschick angelegt ist. Nur darin steht er auf derselben Stufe, wie jene, daß er der Darstellung der einzelnen Begebenheiten und Verhältnisse nicht die angemessene Färbung zu geben versteht, indem er Wichtiges und ganz Untergeordnetes mit der nämlichen Weitläufigkeit, mit der nämlichen „Wichtigthuerei" behandelt, und zum Beispiel die gegenseitigen Besuche vornehmer Personen mit der Genauigkeit schildert, als ob er aus den hinterlassenen Papieren eines ehemaligen Hofceremonienmeisters geschöpft hätte. Darin aber wurde er von dem Geiste seiner Zeit beherrscht, deren Pedantismus sich auch auf die vollständigste Weise in seinem Romane abspiegelt; überall, in jedem Satz, in jedem Wort erkennen wir den steifen, gezierten Höfling und Gelehrten des 17. Jahrhunderts, bei dem selbst die Leidenschaft einen abgemessenen, abgezirkelten Ausdruck haben mußte. Und so ist Lohenstein in seinem Arminius das vollste Widerspiel des Dramatikers Lohenstein; und wenn er in seinen Trauerspielen die Gränzen des Natürlichen überschreitet, so schnürt er dagegen in seinem Roman die Natur in die steifen Formen der deutschen Höfe seiner Zeit ein, daher Alles in einem und demselben Tone vorgetragen wird, dem man allerdings eine gewisse Würde, die Würde des Menuetschritts, nicht abstreiten kann, dem aber auch alle Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Bewegung abgeht.

Aus „Arminius und Thusnelda". (2, 3.)

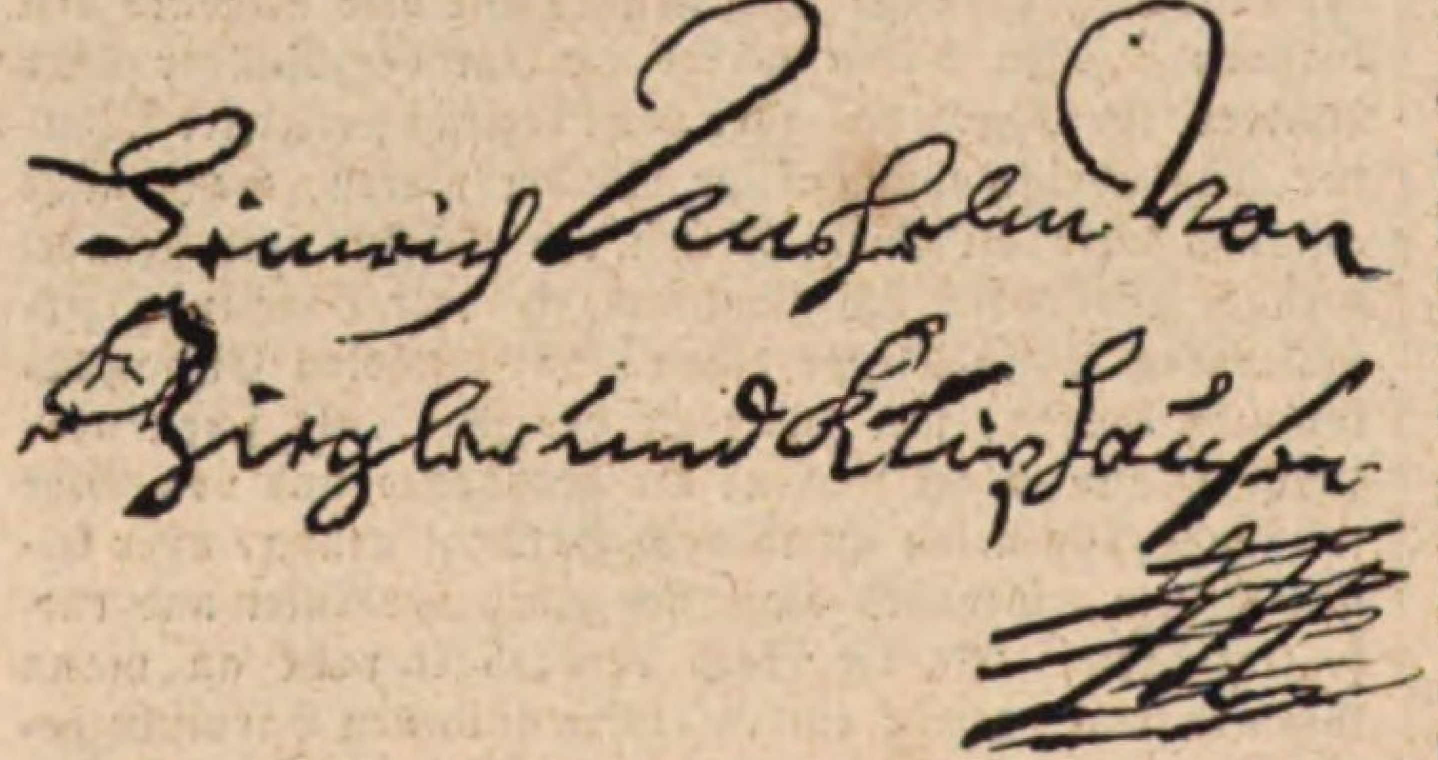
117. Gleichwohl nahm Segestes und Thusnelda auf des Keysers eigene Erinnerung den zehenden Tag nach Hertzog Herrmanns Abreise zu Rom Abschied, und segelte von Ostia mit gutem Winde geraden weges auf Gallien zu, allwo Segestes in den Rhodan einzulauffen und so ferner nach Deutschland zu reisen fürhatte. Sie kriegten den vierten Tag bey auffgehender Sonne allbereits das Vorgebirge von dem Eylande Ilva ins Gesichte, als sie zugleich zwey Schiffe recht auf sich und zwar von beyden Seiten zusegeln sahen, welches dem Segestes verdächtig fürkam und er deßwegen mit seinen Leuten sich auf allen Fall zur Gegenwehr rüstete. Demnach aber der Wind gerade Ost war, rieth der Steuer-Mann nach Corsica in den Fluß Tavola, an welchem Marius die Stadt Nicäa mit Römischem Volcke besetzt hätte, einzulauffen, weil es sonst in diesem wilden Eylande gefährlich wäre, ja vermuthlich diese zwey Raub-Schiffe Corsen aufhätten. Die Schiff-Leute thaten ihr bestes, sonderlich als sie die zwey andern Schiffe ungeachtet des veränderten Lauffs ihnen folgen und alle Segel auffspannen sahen. Allein diese waren so wohl besegelt und in zweyen Stunden dem Segestes so nahe, das die Schiffer Nicäa zu erreichen nicht getrauten, sondern gerade an dem Corsischen Ufer, wo das berühmte Schutz-Altar zu sehen ist, zu stranden riethen. Diß billigte die Fürstin, weil sie aus einer gleichsam heimlichen Eingebung oder in Ansehung dieses Altars daselbst aus der Gefahr zu entrinnen hoffte. Die Räuber ereilten sie dennoch zwey Stunden für Abends drey Meilen vom Lande, und setzten auf beyden Seiten ihnen hefftig zu, also daß, ob zwar Segestes auf einer und die gerüstete Thusnelde auf der andern Seiten durch ihre und der Ihrigen tapfere Gegenwehr die Enterung hinderten, sie dennoch von denen so häuffigen Pfeilen fast alle verwundet wurden. Endlich erreichten sie bey dem Schutz-Altare in der daselbst sich ausgüssenden Bach das Land. Allein die dieser Gegend besser kundige Räuber setzten auf Corsica so geschwinde Fuß, als die Flüchtigen, ungeachtet diese jene mit dem hinterlassenen Schiffe und der darinn befindlichen Beute zu sättigen gedachten. Diesemnach sich denn der Schiffs-Streit nunmehr in eine Feld-Schlacht verwandelte, wiewohl Segestens Theil hier alsobald den kürtzern gezogen haben würde, indem der Räuber über hundert, ihr Gegentheil aber nicht dreissig streitbare Männer, das übrige ohnmächtige Weiber waren, wenn nicht anfangs diese an einem Felsen den Rücken frey gehabt, hernach aus dieser sich gleichsam zu ihrer Errettung zerspaltenden Stein-Klippe einen unvermutheten Entsatz bekommen hätten, und zwar zu der Zeit, als schon über zwölf Mann erlegt waren, die hertzhaffte und von Blut trieffende Thusnelda zwar noch Hertzens genug, aber keinen Athem, Segestes auch sich gantz verblutet und entkräftet hatte. Als die Noth derogestalt recht an mann kommen war, drang ein in einem güldenen Harnische gerüsteter Held mit noch zwantzig streitbaren Kriegs-Leuten aus dem Munde einer Hölen herfür, welcher denen Bedrängten nicht nur Lufft machte, und den auf den Segestes von dem obersten Räuber gezückten Streich auffing, sondern auch die ebenfalls abgematteten Räuber so hertzhafft anfiel, daß sich der Streit alsofort ungeachtet der ungleichen Zahl in ein gleiches Gefechte, bald darauff aber, weil schon dreissig der kühnesten Räuber ins gras gebissen hatten, ihrer seits in die schimpflichste Flucht auf ihre Schiffe verwandelte, und derogestalt nicht nur Segestes mit seinem überbliebenen Volcke, sondern auch das Schiff, darauff das zurück gebliebene Frauenzimmer beynahe für Angst Seele und Geist verlohren hatte, errettet wurden.

118. Es war allbereit ziemlich dunckel, als dieser Kampf sich endigte, und also die Personen schwerlich zu erkennen. Gleichwohl aber waren die glänzenden Waffen Thusnelden, weil Segestes inzwischen für Mattigkeit zur Erde gesuncken war, ein genungsames Kennzeichen, das Haupt dieser ihnen gleichsam vom Himmel gefallenen Helffer zu erkiesen. Diesemnach sie denn sich ihm näherte und nach abgezogenem Helme ihm mit der tieffsten Ehr-Erbietung nicht sowohl als einem Erretter,

*) Der Herausgeber hat dem Werke eine solche Inhaltsanzeige vorangestellt; sie umfaßt 97 enggedruckte Quartseiten.

dann einem Schutz-Gotte für solche Erlösung danckte, iedoch zugleich als ein Unglück entschuldigte, daß sie demselben die ihr anständige Demüthigung nicht erzeigte, welche sie wegen so seltzamer Erscheinung und unvergleichlicher Tapferkeit nicht wohl für einen Menschen halten dörfte. Dieser hingegen verkleinerte seinen geringen Dienst, den er in Versagung der Räuber ihnen geleistet hätte, als welche Menschen schon wegen der in ihrem Hertzen steckenden Bosheit auch die derselben anklebende Zagheit im Busen trügen. Ueberdieß hätte er ihnen vielleicht mehr, als sie ihm zu dancken, indem er durch ihre Hülffe von diesem gefährlichen Raub-Ufer, an welchem sein von Ostia abgelauffenes Schiff für sieben Tagen gestrandet hätte, an einen sichern Ort zu entrinnen hoffte. Thusnelda hörte dieser annehmlichen und ihr in etwas kenntbaren Stimme sorgfältig zu; diese letztere Erzehlung aber lösete ihr vollends das Räthsel auf; und weil sie diesen ihren Schutz-Gott für den wahrhafften Hertzog Herrmann erkennte, fiel sie ohne einige fernere Antwort ihm mit beyden Armen, ihn küssende und sein Gesichte mit tausend Freuden-Thränen netzende, umb den Hals. Dieser, weil er ihm der Fürstin Thusnelda Reise von Rom nicht träumen lassen, noch sie aus der angenommenen männlichen Sprache erkennen konnte, stand wie ein unbewegliches Marmel-Bild und wuste ihm diese zwischen Helden ungewöhnliche Liebkosungen nicht auszulegen, bis Thusnelda endlich selbst anfing: „Hast du denn, mein liebster Herrmann, zwischen diesen rauen Felsen ihre unempfindliche Unart angenommen, daß du von deiner geliebten Thusnelda die wenigste Regung nicht empfindest?" Herrmann, der sich gleichsam von einem Meere der grösten Glückseeligkeit überschwemmt befand, wuste ihr mit nichts anders, als eben so viel Küssen, seine Freude auszudrücken, und hatten sie hierüber beynahe Segestens gantz vergessen.

Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen.



So unkünstlerisch und geschmacklos die Kunstromane waren, die wir bis jetzt haben kennen lernen, so werden sie doch hierin von einem andern weit übertroffen, der sich zu seiner Zeit des jubelndsten Beifalls erfreute. Der Verfasser dieses Romans ist Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen, geboren am 6. Januar 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz. Er entwickelte sich so frühzeitig, daß er schon im J. 1670 die Universität zu Frankfurt an der Oder beziehen konnte, nachdem er vorher das Gymnasium in Görlitz drei Jahre lang besucht hatte. Neben der Rechtswissenschaft studirte er die alten und neuen Sprachen, mit besonderer Vorliebe aber die schönen Wissenschaften und die deutsche Dichtkunst. Da er der Erbe eines ansehnlichen Vermögens war, bewarb er sich um kein öffentliches Amt und er nahm nur die Stelle eines Stiftsraths zu Wurzen an, weil ihn dieselbe nicht so sehr in Anspruch nahm, daß er seine Studien und literarischen Beschäftigungen hätte aufgeben müssen. Von Natur schwächlichen Körpers, verfiel er schon frühe in Hypochondrie, und er starb am 8. Sept. 1697 im 44. J. seines Alters.

Der Roman, der ihm so großen Beifall erwarb, „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend" (Leipz. 1688), hatte für das größere Publikum den nicht kleinen Vorzug, daß er einen nur mäßigen Umfang hatte und daher leichter zu bewältigen war, als jene bändereichen Geschichten, die an der Tagesordnung waren. Zudem lag der Stoff näher, als der in den deutschen, altorientalischen und altrömischen Romanen des Bucholtz, Anton Ulrich und Lohenstein; denn wenn die Geschichte auch im tiefen Asien und in einer längst vergangenen Zeit (dem Ende des 15. Jahrh.) spielt, so war man doch durch die zahlreichen Reisebeschreibungen und Wundergeschichten, welche von Asien handelten, mit diesem Welttheile vertrauter, als mit den Zuständen, welche jene Romane vorführten, und machte um so mehr bleibende Wirkung, als man sich die in der Banise geschilderten Verhältnisse als noch im vollen Umfang bestehend dachte. Die Darstellung „der wundersamen Gewohnheiten und Gebräuche der barbarischen Asiaten bey Heyrathen, Begräbnissen und Krönungen" erregte daher größeres Interesse, als die ähnlichen Schilderungen aus längst verflossenen Zeiten, bei welchen der Leser gleichgültig blieb. Man hatte hier eine Liebesgeschichte, eine Robinsonade und eine Art Reisebeschreibung zu gleicher Zeit. Der geringere Umfang des Werks hatte endlich noch die unausbleibliche Wirkung, daß die hier, wie dort gehäuften Abenteuerlichkeiten Schlag auf Schlag folgten, und eine leidenschaftliche Stimmung erregen mußten, was bei den lang gedehnten Romanen der Andern nicht der Fall war. „Es treten darinnen Helden auf," sagt der Verfasser der Vorrede zu einer späteren Ausgabe*), „die sich durch Muth und erhabene Tugenden auszeichnen, Tyrannen, die durch Mord, Grausamkeit und unmenschliche Leidenschaften den höchsten Abscheu erregen; die Heldin leuchtet als ein Bild vollkommener Keuschheit hervor und nie werden die Leser mit wollüstigen oder unflätigen Liebesgeschichten unterhalten." Dieses Alles mußte Wirkung machen, welche durch die über alle Maßen schwülstige und hochtrabende Darstellung nicht wenig erhöht wurde, ohne welche damals kein Roman bei dem gelehrten oder gebildeten Publikum laute Anerkennung gefunden hätte, und so galt namentlich der Anfang des Romans als ein Muster vollendeten Styls**). So bot die „Ba-

*) Königsb. u. Leipz. 1764. Es erschienen deren sieben oder acht, und im J. 1721 fügte J. G. Hamann einen zweiten Theil hinzu. Auch wurde die „Asiatische Banise" im Jahre 1710 als Oper bearbeitet, und in der „deutschen" und „anglischen" „Banise" nachgeahmt.

**) „Blitz, donner und hagel, als die gerechten werckzeuge des gerechten himmels, zerschmettere den pracht deiner gold-bedeckten thürme, und die rache der Götter verzehre alle besitzer der stadt, welche den untergang des Königlichen hauses befördert oder nicht solchen nach äusserstem vermögen, auch mit darsetzung ihres blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könten meine augen zu donner-schwangren wolcken, und diese meine thränen zu grausamen sündfluthen werden. Ich wollte mit tausend keulen als ein feuerwerck rechtmässigen zornes nach dem hertzen des vermaledeyten blut-hundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsbald dieser tyranne sammt seinem Götter- und menschenverhaßten anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches andencken über-

nise" Alles dar, was der Geschmack der Zeit nur verlangen konnte, und selbst die Unwahrscheinlichkeit der darin erzählten Ereignisse war den Lesern erfreulich.

Der Beifall, den die „Banise" erhielt, munterte den Verfasser auf, die „Helden-Liebe der Schrifft Alten Testaments in 16 anmuthigen Liebes-begebenheiten" herauszugeben, deren Vorrede vom J. 1691 datirt ist, von der wir aber keine frühere Ausgabe als die von 1706 (Leipzig) nachweisen können. In diesen Liebesgeschichten nahm er sich Hoffmannswaldau zum Muster, und fügte jeder derselben auch „Poetische Wechsel-Schrifften" (Heroiden) bei, welche eben so unzüchtig sind, als die seines Vorbildes, deren Gedanken und Bilder sich bis zum Ekel wiederholen. So widerlich sie daher auch sind, kann man sich doch des Lachens nicht enthalten, wenn man unter Andern den Briefwechsel zwischen der Wöchnerin Sara und Abraham, oder gar zwischen Adam und Eva zu Gesicht bekommt. Die prosaischen Erzählungen sind schwerfällig und pedantisch und mit den abgeschmacktesten Betrachtungen angefüllt, z. B. ob Adams Rippe, aus welcher Gott die Eva erschaffen, ein überflüssiges oder nothwendiges Bein gewesen sei.

Abraham a S. Clara.



Einer der wenigen Schriftsteller aus dem südlichen Deutschland, welche die Geschichte der deutschen Literatur berücksichtigen darf, verdient Abraham a S. Clara um so mehr nähere Betrachtung, als wir in seinen Schriften zugleich ein vollgültiges Zeugniß von dem Bildungszustand der katholischen Länder am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. erhalten. Ulrich Megerle, geb. am 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten unweit Mösskirch in Schwaben, trat 1660 in seinem 18. Jahr zu Mariabrunn in Oesterreich in den Orden der Augustiner-Barfüßer, wo er den Klosternamen Abraham a S. Clara annahm, unter welchem er berühmt wurde. Er studirte hierauf in Wien Theologie und Philosophie, wurde Priester und Doctor der Theologie und darauf Prediger in verschiedenen Klöstern seines Ordens, zuerst im Kloster Taxa in Bayern, dann in Wien und Gräz. Als solcher erwarb er sich einen so hohen Ruf, daß ihn Kaiser Leopold I. im J. 1669 als Hofprediger nach Wien berief, wo er während der großen Pest im J. 1679 durch seinen unermüdlichen und furchtlosen Eifer als Seelsorger die größte Anerkennung und Liebe bei Hohen und Niedern gewann. Im J. 1689 wurde er zum Provincialen seines Ordens in Deutschland gewählt; er starb zu Wien am 1. Dec. 1709.

Wir haben gesagt, daß seine Schriften ein vollgültiges Zeugniß von dem Bildungszustande der katholischen Länder zu seiner Zeit gäben, und in der That sind dieselben nicht bloß eine Schöpfung seines eigenen Wesens, sie sind eben so sehr aus der Nothwendigkeit hervorgegangen, sich in Sprache, Darstellung und Form nach dem Publikum zu richten, auf welches er wirken wollte. Sagt er doch selbst in seinem „Judas" (1. Th. 5. Cap.): „So lang ein Prediger ein schöne, zierliche, wolberedte, ein auffgebutzte, mit Fabeln vnd sinnreichen Sprüchen vnderspickte Predig macht, da ist jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann! ich hör ihm mit Lust zu 2c. Wann er aber ein scharpffen Ernst anfangt zu zaigen, wann er anfangt, grossen Herrn, denen hohen Ministris vnd Räthen, den Edl-Leuthen, den Gaistlichen, den Soldaten, dem Magistrat vnd Obrigkeiten, den Zimmerleuthen, Becken, Gartnern, Wirthen, den Bauren und Kindern, dem Frauen-Zimmer die Warheit zu sagen, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerdter, so bringt ihm solches Sagen Klagen. Er verfeindt sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leyden, die Kirchenstüel werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen wird bald werden, wie ein abgebrochener Jahrmarkt, an allen Orthen wird man hören: Was key ich mich vmb den Prediger." Seine Schriften entsprechen allerdings den Anforderungen, die, wie er sagte, an einen Kanzelredner gemacht wurden, wenn er gefallen sollte; Alles ist darauf berechnet, das Lachen zu erregen und durch den komischen Effect die Aufmerksamkeit zu fesseln, wodurch auch eine tiefere Wirkung herbeigeführt werden sollte. Die Darstellung ist daher im höchsten Grade burlesk und mit Wortspielen und Gleichnissen überfüllt, an denen er freilich unerschöpflich war und die sich ihm meistentheils ungesucht und in überraschender Menge darboten (2). Aber auch an eigentlichen Witzen ist er außerordentlich reich; stets ergreift er mit sicherem Blicke die lächerlichen Seiten der menschlichen Verhältnisse und Zustände und seine Schilderungen derselben beweisen, daß er eine seltene Beobachtungsgabe hatte. Eben so unerschöpflich ist er an Fabeln, Geschichtchen und Anekdoten jeglicher Art, die er bei jeder Gelegenheit anzubringen und wenn es nöthig ist, auch nach dem Bedürfniß umzugestalten weiß. Nicht selten sind sie mit wirklicher Meisterschaft, meistens

bliebe." — An gesuchten und geschmacklosen Wendungen ist Ziegler eben so reich, als irgend Einer; so werden bei ihm „die Nachtlampen ihres Amtes entlassen", und man kann „die Buchstaben der Liebe in den Augen lesen".

mit bewundernswürdiger Lebendigkeit erzählt; denn wie er Alles auf den Augenblick berechnet, so läßt er sich hinwiederum von dem augenblicklichen Eindruck beherrschen. Wenn ihm daher irgend eine Geschichte gefällt, so erzählt er sie mit eben derselben Behaglichkeit (3), als ob die Mittheilung derselben seine eigentliche Aufgabe wäre, und wenn sich ihm im Laufe der Rede irgend ein Gedanke darbietet, der eine glückliche Entwickelung verspricht, so verfolgt er denselben bis zu seinen letzten Folgerungen, mag auch der Zusammenhang des Ganzen dadurch unterbrochen werden. Sprache und Styl entsprechen dem Inhalt und der Auffassungsweise auf das Vollkommenste. Abraham a S. Clara spricht die Sprache des Volks, und sein Styl hat alle die Vorzüge, die daraus erwachsen können; er ist klar, lebendig, anschaulich, und von natürlichem Wohllaut; an Mannigfaltigkeit und Abrundung der Satzbildungen wird ihn kaum ein anderer Schriftsteller der Zeit, selbst nicht einmal Grimmelshausen, übertreffen. Reich an treffenden Ausdrücken, scheut er sich auch vor den kräftigsten nicht, wie er auch keinen Anstand nimmt, Possen und Zoten zu reißen. Zwar ist die Sprache im Ganzen hochdeutsch, aber mit einer Menge von österreichischen Provinzialismen versetzt, was den burlesken Charakter noch erhöht. Und so sind Megerles Schriften das ächteste Urbild von dem, was man gewöhnlich unter Capucinaden versteht, wie ihn denn Schiller in seiner Capuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" nicht allein nachgeahmt, sondern wesentlich benutzt, aber freilich zur bewußten künstlerischen Einheit gehoben und die Redensarten und Wortspiele Abrahams nicht selten besser und angemessener, obgleich ganz in dessen Sinn gestaltet hat, abgesehen davon, daß er manche neue schafft, die Abraham nicht besser hätte sagen können.

Unter seinen zahlreichen Schriften ist „Judas, der Erz-Schelm" (4 Thle.), der oft gedruckt und nachgedruckt wurde, die bedeutendste, und diejenige, weshalb wir ihn hier behandeln. Es bildet nämlich die sagenhafte und wol von ihm auch noch erweiterte Geschichte Judas Ischarioths den Rahmen des Werks, das auf diese Weise zu einer Art von Roman wird. Freilich ist es dem Verfasser nicht darum zu thun, einen solchen zu schreiben, sondern er benutzt die einzelnen Züge, die er Kapitel für Kapitel erzählt oder auch nur andeutet, gleichsam als Text zu einer Predigt, und so spricht er in seiner Weise nach und nach über die Träume, den Ehestand, das Hofleben, die Kinderzucht (1), die böse Gesellschaft, die Undankbarkeit (3) u. s. w., und das Ganze würde eine durchaus didaktische Haltung gewinnen, wenn er nicht wiederum durch seine oben schon berührte Gewohnheit, Alles durch Geschichten aus der Bibel und aus der Geschichte aller Zeiten und Völker, so wie durch Fabeln und Anekdoten, die er häufig dem Volksleben entnimmt, zu erläutern, in das Gebiet der Erzählung und selbst der Dichtung einlenkte. Aus demselben Grunde könnten daher auch seine Predigten, von denen er übrigens mehrere in den „Judas" eingeschaltet hat, hieher gezogen werden, da dieselben durchschnittlich ganz in derselben Weise gehalten sind, und von einer Predigt nichts als die äußere Form und den lebhaft rhetorischen Vortrag haben, der übrigens auch im „Judas" nicht zu verkennen ist, wie denn Abraham ein wahrhaft rednerisches Talent hatte, mit welchem er Großes hätte erreichen können, wenn er eine geschmackvollere Bildung (an vielseitigen Kenntnissen fehlte es ihm keineswegs) und vor Allem ein gebildeteres Publikum gehabt hätte. Aber dem Wiener Hof hätte wahrscheinlich der würdige Ernst eines Bossuet oder Fenelon, Abrahams Zeitgenossen, weniger behagt, als der possenhafte Vortrag seines Hofpredigers*).

Aus „Judas dem Ertz-Schelm".

1. (Die Kinderzucht. 1. Th. 6. Kap.)

Ihr Eltern thut zu vil, vnd thut zu wenig: ihr thut zu wenig straffen, ihr thut zu vil lieben euere Kinder. Ihr habt zweiffels ohne öffters vernommen auß der H. Schrifft, wie einest die Bäumer seynd zusammenkommen vnd auff ihrem hültzernen Reichstag einen König erwählt; die mehreste Stimmen seynd gefallen auff den Oelbaum, auff den Feigenbaum, auff den Weinstock ꝛc.; vom Birckenbaum geschicht keine einige Meldung. Meines theils, wann ich wäre gegenwertig gewesen, vnd als ein Mitglid auch ein freye Wahl hätte gehabt, so hätte ich vnfehlbar den Birckenbaum zum König erkisen; dann niemand glaubts, wie ruhmwürdig diser regieret, absonderlich in der Kinderzucht. Alle heilige Engel gefallen mir wol, einen außgenommen. Der Kostherr des Daniel war ein Engel, der gefallt mir wol. Der Artzt des Tobiæ war ein Engel, der gefallt mir wol. Der Abgesandte der Mutter GOttes war ein Engel, der gefallet mir wol. Deß Loths sein Salvo-Conduct war ein Engel, der gefallt mir wol. Die Schildwacht vor dem Paradeyß ist ein Engel, der gefallt mir wol ꝛc.; aber einer will mir schier nit gefallen, der jenige, welcher dem gehorsamen Patriarchen Abraham in den Säbel gefallen, vnd auffgeschryen: „Non extende manum tuam super puerum! Strecke dein Hand nicht auß über den Knaben, vnd thue ihm nichts!" Ich weiß gar wol, daß solches der Befelch deß Allerhöchsten war vnd dessenthalben hierinnfalls keines Fehlers zu beschuldigen. Wann ein Vatter, ein Mutter mit der Ruthen wird ein Streich führen über den Knaben, bin versichert, daß ihm kein Engel den Streich wird auffhalten, wie dem Abraham; ja die Engel werden ihn noch anfrischen mit ernstlichen Worten: „Extende manum tuam super puerum! Strecke dein Hand auß über den Knaben."

Ich schneid, ich schneid, ich schneid: was aber? ich schneid ab: was? die Nasen? nein, nein! Constantinus Pogonatus hat beeden seinen Brüdern Heraclio vnd Tiberio die Nasen abgeschnitten, damit sie nur nicht zur Cron vnd Regierung gelangen möchten. Das ist crudel vnd tyrannisch: das thue ich nit. Ich schneid, ich schneid, ich schneid: Was aber? ich schneid ab: was? die Ohren? nein, nein! Petrus hat dem Bößwicht Malcho das Ohr abgehaut, welchen schmertzlichen Schaden der gebenedeyte JEsus wieder geheilt hat. Das thue ich nit. Ich schneid, ich schneid, ich schneid: Was aber? ich schneide ab: was? die Zungen? nein, nein! Den streitbaren Blutzeugen Christi Hilario vnd Florentio seynd die Zungen außgeschnitten worden, nichts desto weniger haben sie gleichwol geredet vnd JEsum Christum gebenedeyet. Das thue ich nit. Ich schneid, ich schneid, ich schneid: was aber? ich schneide allen Eltern die Finger ab. Adonibezec, ein stoltzer vnd tyrannischer König, hat 70 anderen gefangenen Königen die Finger abgeschnitten: das war erschröcklich. Disem folge ich nach vnd möchte gern denen mehresten Eltern die Finger abschneiden, damit sie nit mehr so starck ihren Kinderen durch die Finger sehen, sondern dieselbige von Jugend auff straffen. So lange Moyses die Ruthen in Händen gehabt, ist sie ein schöne Ruthen verblieben, so bald ers aber auß der Hand fallen lassen,

*) Von den übrigen Schriften erwähnen wir nur „Mercks Wienn" (Schilderung der Pest), „Auf, auf ihr Christen" (eine Türckenpredigt, aus welcher insbesondere Schiller geschöpft hat), „Gantz neu ausgeheckte Narrennest", „Etwas für Alle", „Huy und Pfuy der Welt", „Heilsames Gemisch Gemäsch" u. s. w.

versa est in colubrum, da ist gleich ein Schlangen darauß worden. Also auch, meine liebste Eltern, so lang ihr die Ruthen in Händen habt, vnd ein gute scharpffe Zucht führet vnter denen Kindern, so bleibt alles gut; wann ihr aber die Ruthen fallen lasset, so wird gleichförmig ein Schlang darauß: ich will sagen, es ist lauter schädliches Gifft denen Kindern, so man die Ruthen nicht in die Hände nimbt.

Die Erd bringt kein Frucht, sondern Distl, wann man sie nit mit scharpffen Pflug-Eysen durchgrabt: die Jugend thut kein gut, wann man sie nit scharpff haltet. Das Eysen, so erst auß dem knopperten Bergwerck gebrochen, ist nichts guts, es komme dann der harte Hammerstreich darauff: die Jugend bleibt nichts nutz, so man der Streichen verschonet.

Der Weinstock wird nit tragen, sondern verfaulen, so nit ein Stecken darbey stehet: die Jugend wird nit fleissig seyn, sondern faul, wann nit die Ruthen darneben steckt.

Die Music wird auff Katzen-Arth vngereimbt verbleiben, wann der Tact-Streich des Capell-Meisters abgehet: die Jugend wird sich mehrist vngereimbt verhalten, wann der Tact der Eltern oder deß Præceptors manglet.

Die Leinwath des Mahlers wird kein schöne Bildnuß vorstellen, wann er den Streich-Bembsel nit an die Hand nimbt: die Jugend wird denen Eltern keine Zierde bringen, wann sie nicht wol mit dem birckenen Streich-Bembsel auff die Leib-Farb anhalten.

Wie nennet Clemens Alexandrinus die Kinder? er nennt sie Flores Matrimonii, Blumen des Ehestands. Gut, gut! die Blumen müssen vmbzeunt seyn mit Ruthen vnd Stecken, sonst kombt ein jede Sau darüber. Wie nennt der H. Vatter Augustinus die Kinder? er nennt sie Naviculas fluctuantes, kleine wanckende Schifflein. Gut, gut! zu disen Schifflein muß man Rueder brauchen, die der Besenbinder feil hat. Wie nennt der H. Gregorius Nazianz. die Kinder? Oculos suorum parentum, Aug-Apffel ihrer Eltern. Gut, gut; aber denen Aug-Apffel hat die Natur Augbraun gesetzt, welche wie die Ruthen gestellt seyn. Wann man aber die Ruthen spart, so kombt Schand vnd Schad über die Kinder. Nero wär kein solcher Böswicht worden, wann ihn sein Mutter Agrippina hätt schärpffer gehalten. Jener Sohn hätte bey dem Galgen der Mutter das Ohr nicht abgebissen, wann sie ihn hätte besser gezüchtiget in seiner Jugend. Derselbe Bub wäre wol nit schlimm worden, welchen der Beichtvatter befraget, ob er das Vater vnser könne, der antwortet mit nein, worauff der Pater widersetzt: „Ey, das ist nichts nutz!“ „Eben darumben,“ sagt der schlimme Schelm, „hab ich es nicht gelehrnet.“ Dieser wäre bei weiten nit so böß worden, wann seine Eltern öffters hätten die Ruthen gebraucht. Ein anderer ist drey Jahr in einer Schul wegen seiner Faulkeit vnd Unfleiß sitzen bliben, welches ihm der Vatter hart verwisen, deme aber der Sohn zugeredet: „Mein Vatter, verwundert euch doch nit so sehr über diß; ist doch mein Professor schon das vierdte Jahr in dieser Schul.“ Dieser Mauß-König wäre nicht so träg vnd faul gewesen, dafern er in der Jugend die Ruthen mehrer gekostet hätte.

2. (Die Jungfrau. 1. Th. 9. Kap.)

Ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie die Glocken am Charfreytag, muß sich nit vil hören lassen; die Männer können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn wie eine Orgel; so bald dise ein wenig angetastet wird, so schreyt sie; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie der Palm-Esel, der last sich im Jahr nur einmahl sehen; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Spittel-Suppen, die hat nit vil Augen, auch soll sie auch wenig vmbgaffen ꝛc.; ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Nacht-Eul, die kombt kein wenig ans Tagliecht; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Spiegel, wann man disem ein wenig zu nahen kombt vnd anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Liecht, welches versperrter in der Latern vil sicherer ist, als ausser derselben. Insonderheit aber soll seyn vnd muß seyn ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, dise ist allezeit zu Hauß, massen sie ihre Behausung mit sich tregt; also eine rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Hauß auffhalten zur Meidung aller bösen Gelegenheiten; denn gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vöglen ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auff Weeg vnd Gassen sich sehen lassen, von den Ertz-Vöglen gar nicht sicher. Wäre die Dina, deß Jacobs saubere Tochter, zu Hauß gebliben, so wäre sie niemahlens so spöttlich vmb ihr Ehr kommen.

3. (Der Bauer, die Schlange und der Fuchs.)
(1. Th. 16. Kap.)

Ein Bauer wollte einest etwas in die negst entlegene Statt tragen zu verkauffen; vnderweegs aber wegen deß schwären Lasts thät er bey einem Felsen rasten, in welchem Felsen ein grosse Schlangen versperrter gelegen. Wie dise den Bauren wahrgenommen, so fanget sie an inständig zu bitten, er wolle sich doch ihrer erbarmen. „Ich bitte dich vmb Gottes willen, welcher dem Moysi in dem alten Testament von dem Ertz- vnd Glocken-Speiß auff eine hohe Säulen mich zu setzen befohlen; ich bitt, ich bitt vnd bitt dich tausend vnd tausendmahl, hilff mir doch auß disem Loch, dann ich wegen des schwären Stains nicht kan herauß kriechen.“ „Wie wirst du mich aber belohnen?“ fragt der Baur. „O mein hertzallerliebster Mann, ich will dir den Danck geben, mit welchem die Menschen die gröſten Gutthaten pflegen zu bezahlen.“ „So seys dann!“ Der Baur weltzet den grossen Stain hinweck, daß also die Schlangen in freyen Lufft kommen vnd deß langen Arrests entlediget worden. Wie sie sich nun in der Freyheit befunden, so will sie mit grossem Gewalt den Baurn vmbbringen. „Holla!“ schreyt der Baur, „was ist das? ist das der Welt-Danck?“ „Ja!“ spricht die Schlangen, „die Menschen pflegen in der Welt das Gute mit dem Bösen zu vergelten, vnd solchen Welt-Danck hab ich dir versprochen.“ „Waist du was, mein Slangen“, entschuldiget sich der Baur, „ich bin ein einfältiger Mann vnd nit schrifftgelehrt; ich will mich mit dir ohne gelehrte Zeugen in kein Disputation einlassen, sondern wir wollen andere suchen, welche hierinnfalls verständig urthlen werden. Ist es Sach, daß ich vnrecht habe, so will ich gern sterben.“ Begeben sich demnach beede, der Baur vnnd die Schlangen, auff den Weeg, vnd treffen bald an einen alten Schimmel, welcher nichts als Haut vnd Bain tragte. Diser hatte sein Wayd auff einem dürren Feld vnd ware allebereits schon dem Schindophilio übergeben. „Willkomb, Herr Schimmel! Wie kombt es, daß ihr euch gantz alleinig auff disem öden Feldt auffhaltet? Auß was Ursachen ist der Herr nit zu Hauß im Stahl bey einer guten Haberkost?“ „Ach, meine Herrn,“ antwort der Schimmel, „ihr dörfft euch deßwegen nit so starck verwundern: es ist schon allbereits der Welt ihr Brauch. Ich bin 30 Jahr bey einem Edelmann gewest, dem dieses Geschloß vor euren Augen zugehörig, habe ihme gedienet, wie es einem reblichen Pferdt zustehet: Ich waiß mich wol zu erinnern, daß ich ihn in dem vorigen Türcken-Krieg bey Comoren etlich mahl hab vom Todt errettet. Jetzt daß ich alt, schöbig vnd gantz krafftloß bin, so hat er mich dem Schinder übergeben.“ „Siehest du es, Baur? hast es vernommen, wie die Welt das Gute mit dem Bösen belohnet?“ „Allo! jetzt bring ich dich vmb!“ sagt die Schlangen. „Gemach!“ bittet der Baur, „gemach! die Sach muß durch einen allein nicht geschlichtet werden. Wann mehrere dieses Urthls werden seyn, alsdann will ich mich gantz vrbietig ergeben.“ Gut! die zwey beurlauben sich von dem Schimmel vnd nemmen ferners ihren Weeg fort. Bald aber traffen sie einen Hund an, welcher an einem alten Strick an einem Zaun angebunden. „Willkomb, Herr Melampas! wie so melancholisch? Ihr müst ein schlechte Kost haben, weil ihr

so Vainträxlerisch außschauet. Wie kombt es, daß euer Hundheit also bey disem Zaun sich befindet?" "Ach!" seuffzet der Hund, "das ist mein Lohn, daß ich meinem Herrn so getreu gedient hab. Was Strapaza hab ich in mancher Jagd vnd Hötz außgestanden! wie vil Haasen hab ich meinem Herrn gefangen vnd ihme also mit eignen Zähnen manches Schnappbissel erhaschet! Will geschweigen, daß ich Schelmen vnd Dieb mit meinem wachen vnd bellen Nächtlicher Weil hab abgetrüben. Anjetzo da ich alt, matt, müd vnd verdrossen bin, hat er mich an den Zaun binden lassen, vnd wird bald einer kommen, der mich erschiessen wird." "Allo!" sagt die Schlang; "Baur, halt her! dein handel ist nun verlohren: zwey haben dich schon überstritten." "Ey, nit so gäh, mein Schlang! Dafern der dritte auch solcher Meinung wird seyn, so will ich mich nachmahlens keinesweegs waigern." In wehrendem Zanck last sich ein Fuchs sehen, welcher sich selbst freymüthig für einen Richter bey disen streitenden Partheyen auffgeworffen, rufft dahero den Baurn ein wenig beyseits vnd fragt denselben, ob er mit Hennen versehen seye, vnd wie vil er ihme wolle spendiren, wann er ihne auß diser äusserſten Lebens-Gefahr salvire. "Ich schencke dir alle Hennen, mein guldener Fuchs!" sagt der Baur. Ueber solches fangt der Fuchs mit besonderer Wolredenheit die Sach vorzutragen, alle Umbständ reiflich zu erwegen. "Damit aber hierinnfals keinem ein Unbild oder unrecht geschehe," sagt der Fuchs, "also ist nothwendig, den Augenschein einzunehmen, wie sich der Handl hat zugetragen." Begeben sich dahero alle drey zu dem Felsen. Der Fuchs schittlet den Kopff vnd last sich verlauten, als komme es ihme vnmöglich vor, daß die grosse Schlang in disem Loch seye gestecket. "Mein Schlangen! gehe her vnd zeig mirs: wie bist du darinnen gewest?" Die schliefft hinein, der Baur müste den Stain fürweltzen: alsdann fragt mehrmalen der Fuchs: "Mein Schlang, ist es also gewest?" "Ja, ja! gantz natürlich ist es also gewest!" "Nun, nun", antwortet der arge Fuchs, "ist es also gewest, so solle es also verbleiben!" Dergestalten ware der Baur auß seiner Gefahr errettet, vnd voller Freuden dem Fuchsen versprochen, er solle frühe Morgens vmb 7 Uhr im Hauß auff ein gute Hennensuppen erscheinen. Der Baur kombt etwas spatt nach Hauß, wessenthalben das Weib das Gestirn schon mit trutzigen Runtzlen außgespaliert, vnd den armen Mann mit rauhen Worten bewillkombt. "O mein Weib," sagt der Bauer, "wann du solt wissen, wie es mir ergangen, du wurdest weit anderst reden. Mein güldene Urschel! du hättest bey einem Haar dein Mann verlohren. Gedencke, was mir für ein Unstern begegnet: in augenscheinlicher Lebens-Gefahr bin ich gewest," vnd erzehlt ihrs mit allen Umbständen. "Doch hat der Himmel einen ehrlichen Fuchsen zu mir geschicket, der hat mich durch seinen Witz wunderbarlich erlediget, dessentwegen ich ihme auß schuldigster Danckbarkeit all vnsere Hennen versprochen, vnd Morgen, wills GOtt, in der Fruhe vmb 7 Uhr wird er dieselbige abhollen." "Was? hollen?" sagt sie, "Hennen hollen? meine Hennen hollen? soll dich der Teu! Was hast du mit meinem Geflüglwerch zu schaffen, du Schmarotzer? Wer wird dir nachmahls die Ayr legen? Du Pengl! Du Piffel! Komb mir nur der Fuchs, ich will ihm schon einen höltzernen Vergeltgott zu verkosten geben!" Der arme Fuchs wuste vmb all dise Boßheit nichts, dahero ist er in der Fruhe in guter Sicherheit vnd Vertrauen in das Hauß kommen, hoffte denselbigen Tag ein absonderliche Mahlzeit. Kaum aber daß er ein guten Morgen abgelegt, hat ihm die Bäurin mit ein Scheitholtz den Rückgrad eingeschlagen, daß also der arme Fuchs in disen seinen Todtsnöthen nichts mehrers lamentiert, als die Undanckbarkeit der Welt, wie solche das Gute mit dem Bösen so vilfältig vergelte vnd bezahle.

Christian Weise.

Die Romane von Christian Weise, den wir noch zu erwähnen haben, haben freilich alle bestimmt didaktische Zwecke, die er auch entschieden genug in den Vorreden ausspricht; allein er weiß dieselben in der epischen Behandlung aufgehen zu lassen, und er vermeidet namentlich die gelehrten und rhetorischen Abschweifungen gänzlich, welche den Kunstroman seiner Zeit charakterisirten. Seiner früher schon geschilderten Eigenthümlichkeit gemäß (S. 320) sind auch seine Romane einfach und natürlich: er will weder große Verhältnisse oder wunderbare Abenteuer darstellen, noch ist ihm an endlosen Verwickelungen gelegen, und so ist auch die Sprache eher trivial als gesucht oder schwülstig. Der didaktische Zweck tritt am offensten in den „Drei Hauptverderbern", die er im J. 1671 unter dem Namen „Siegismund Gleichviel" herausgab, hervor; es ist dies ein Gesicht in der Weise Moscherosch's, in welchem er die drei Hauptgebrechen des deutschen Volks (kirchliche Unduldsamkeit bei höchster Gleichgültigkeit in Sachen des Glaubens, Machiavellistische Grundsätze bei Hohen und Niedern neben Unzufriedenheit und blinde Modesucht) nicht ohne Kraft und treffenden Witz darstellt. Der zweite Roman: „Die dreiärgsten Erznarren durch Catharinum Civilem" 1672, hat schon einen entschiedener epischen Gang, obgleich auch hier die didaktische Absicht schon in der Art und Weise der Einkleidung deutlich hervortritt. Einer soll nämlich in Folge testamentarischer Verfügung die drei ärgsten Narren malen lassen und er unternimmt daher eine Reise, um diese aufzusuchen. Da trifft er nun die verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Mängeln und Gebrechen an; die mannigfaltigsten Charaktere und Zustände entrollen sich vor unsern Augen und zwar um so lebendiger und anschaulicher, als der Verfasser sie entweder handelnd auftreten läßt oder er wenigstens bedeutende Züge aus ihrem Leben erzählt. Dadurch erscheint das Ganze als eine Sammlung von Geschichtchen aller Art, die er zum Theil aus bekannten deutschen und französischen Schriftstellern entlehnt, und die meistens recht gut und lebhaft erzählt sind. Besonders gut sind die Schilderungen einzelner Personen und Charaktere, z. B. des Deutsch-Franzosen (im 4. Kap.), und es fehlt ihnen nichts als eine im Ganzen geschmackvollere und gebildetere Haltung, um denen des La Bruyere an die Seite gestellt werden zu können. Indem er so Bild auf Bild an einander reiht, schildert er, was seine nächste Absicht war, die Thorheiten der Menschen überhaupt und die seines Zeitalters insbesondere, unter welchen er weder die Alamode-Mischsprache, noch die neuen Wortbildungen des Zesen (7. Kap.) vergißt. Der Beifall, den dieser Roman erhielt (er erlebte fünf Auflagen), munterte den Verfasser auf, ein Gegenstück zu demselben in den „Drei klügsten Leuten von Cath. Civilis" (1673) erscheinen zu lassen. Die bekannte Episode des Ariosto ist zum Rahmen benutzt. Florindo, der nämliche, der die drei Erznarren gesucht hatte, trifft seine Frau, von der er eben Abschied genommen hatte, mit einem fremden Manne an, und als er darauf an den Hof gereist, findet er, daß auch die Fürstin einen Buhlen habe. Er entdeckt es dem Fürsten, und beide begeben sich auf Reisen, theils um die Ungetreuen zu vergessen, theils um die drei klügsten Leute aufzusuchen. Später ergibt es sich, und darin weicht Weise von Ariost ab, daß die beiden Frauen keineswegs untreu gewesen, sondern Florindo sich durch einen trügerischen Schein hatte täuschen lassen. Die

Frauen waren nämlich den Männern, die unterdessen allerlei Mißgeschick erfahren, nachgereist, hatten sie nach vielen zum Theil unglücklichen Irrfahrten wirklich aufgefunden, und ihnen solche Erklärungen gegeben, daß sie an der Treue ihrer Gattinnen nicht mehr zweifeln konnten. In diesen Rahmen werden, wie beim vorigen Roman, allerlei Gespräche über mannigfaltige Lebensverhältnisse und auch wohl Geschichten zur Veranschaulichung derselben eingefügt, aber keineswegs mit solchem Glück als in den „Drei Erznarren", indem das belehrende Element weit mehr vorwiegt. Noch mehr ist dies bei dem „Politischen Näscher von J. R. O." (1676) der Fall, in welchem die Geschichte, welche zur Einleitung dient, nicht einmal abgeschlossen ist, weil der Verfasser die Gedankenreihen, deren Entwickelung als sein eigentlicher Zweck erscheint, schon ausgeführt hatte, ehe die Erzählung beendigt war.

Das Hauptverdienst der Weise'schen Romane liegt, wie schon aus der gegebenen Darstellung erhellt, nicht sowohl in der künstlerischen Behandlung, sondern vielmehr darin, daß er, wie im Drama, wie in der Lyrik, so auch in dieser Gattung zur Wahrheit und Natürlichkeit zurückführte, daß er Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloße Phantasiegebilde schilderte, daß er mit Einem Worte das wirkliche Leben und zwar in der engen Begränzung darstellte, in welchem er selbst lebte und wirkte. Und so waren auch die didaktischen Theile seiner Romane von ganz anderer Natur, als die der früheren Schriftsteller; während diese eine dem Volke fernliegende Gelehrsamkeit zur Schau trugen, lehrte er eine einfache, wenn man will hausbackene Moral, die aber dem größeren Publikum eben so mundgerecht war, als seine Sprache und sein Styl, und es ist daher leicht erklärlich, daß seine Romane bald eine Lieblingslectüre wurden und zahlreiche Nachahmer fanden, von denen aber keiner den ernsten und ächt pädagogischen Sinn hatte, der sein ganzes literarisches Wirken belebte. Durch seine Romane insbesondere wollte er belehren, bilden, aufklären und er strebte in ihnen nach demselben Ziele, das später Justus Möser in seinen Zeitungsartikeln auf so allseitige und unübertreffliche Weise erreichte. Es läßt sich dem älteren Schriftsteller wohl kein größeres Lob geben, als wenn man ihn einen Vorläufer jenes großen Mannes nennt; daß er es aber, wie im Ganzen, so auch im Einzelnen war, beweist das hier mitgetheilte Bruchstück, das einen später auch von Möser bearbeiteten Gegenstand behandelt.

Aus den „Drey ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt". (Cap. XXVI.)

UBer dem Essen gedacht Gelanor an den alten gänseglauben, welchen er an dem schneider ob'ervirt, und belustigte sich trefflich mit der einfalt deß menschen; doch hörte er, daß dergleichen aberglauben so wohl bey vornehmen, als gemeinen leuten in dem schwange giengen. Denn da war ein frembder von Adel, der erzehlte Folgendes. „Mein Herr", sagt er, „wird hier zu lande nicht viel bekannt seyn, denn sonst würde er von solchen albertäten etwas erfahren haben, indem die leute auf die eitelen einbildungen mehr halten, als auff GOttes wort. Da geht mancher und will GOttes befehl zur schuldigen folge in die kirche gehen, doch weil ihm ein alte frau begegnete, so must GOttes befehl nachbleiben. Warum? Es ist nicht gut! Da liesse sich mancher eher erschlagen, ehe er durch zwey weibes-personen durchgienge. Ein ander zeucht sein weiß hembde am montage an, und gienge lieber nackend, als daß er sich am sonntage solte weiß anziehen. Etliche halten den tag, auff welchen der ehrliche Sanct Velten gefällig ist, durch das gantze jahr vor fatal, und nehmen an demselben nichts vor. Ich kenne leute, die stehn in der meynung, wenn sie nicht an der ascher mittwoch gelbe muß, am grünen Donnerstage ein grün kraut von neunerley kräutern, an der pfingstmittwoche schollen mit knobloch frässen, so würden sie noch dasselbe jahr vor Martini zu eseln. Und was soll ich sagen von braut und bräutigam, was sie mehrentheils vor sachen mercken müssen? Da sollen sie dicht zusammer treten, wann sie sich trauen lassen, daß niemand durchsehen kan; da sollen sie den zapffen vom ersten bier- oder weinfasse in acht nehmen; da sollen sie zugleich zu bette steigen; ja, was das poßirlichste ist, da soll sich der bräutigam wohl gar in einer badeschürtze trauen lassen. Mit einem worte, der händel sind so viel, daß man ein groß buch davon beschreiben könte."

Gelanor fragte, was doch solche aberglauben müsten vor einen ursprung haben. Dieser sagte: „Ich habe den sachen offt mit verwunderung nachgedacht, und befinde zwar, daß etliche aus blossen possen vorgebracht, und hernach von einfältigen leuten im ernste verstanden werden. Da nähme mancher nicht viel geld und wüschte das maul an das tischtuch, denn es heist: Wer das maul an das tischtuch wischt, der wird nicht satt. Ja wohl möchte ein narr hundert jahr wischen, er solte doch vom wischen nicht satt werden. Ingleichen sprechen sie, es sey nicht gut, wenn man das kleid am leibe flicken liesse; und mancher liesse lieber durch ein feuer, als daß er sich liesse einen stich am leibe thun. Doch ist es nicht thorheit? wenn es gut wäre, dürffte man es nicht flicken. Was vor händel geglaubt werden, die man thun solle, wann ein wolff oder ein haase über den weg läufft, ist verhoffentlich bekannt; denn wenn der wolff davon läuft, ist es ein besser zeichen, als wenn er dort bleibt. Aber läufft der haase davon, so ist es ein böses zeichen, daß er nicht soll in der schüssel liegen. Ingleichen ist an etlichen orten der brauch, daß sie das brod, welches zuletzt in den backofen geschoben wird, sonderlich zeichnen und es den wirth nennen; da halten sie davor, so lange der wirth im hause sey, mangele es nicht an brode, glauben derwegen, wenn das gezeichnete brod vor der zeit angeschnitten würde, so müste theuer zeit erfolgen. Doch es sind thorheiten: so lange das brod da ist, mangelt es nicht. Wie jener liesse sich einen zweyer in die hosen einnehen und rühmte sich, er hätte stets geld bey sich. Doch darff man alle aberglauben auff solche poßirliche auslegungen nicht führen. Das meiste kommt meines erachtens daher, weil die eltern ihren kindern ein und ander Morale haben wollen beybringen, und haben ihrem kindischen verstande nach eine ursache beygefüget, welche doch hernachmahls vor wahr genommen und in der welt als eine sonderliche weißheit fortgepflantzet worden. Zum exempel, es steht unhöfflich, wann man auff alles mit den fingern weiset. Drum hat ein vatter ungefehr wider sein kind gesagt: Bey leibe weise nicht mit dem finger, du erstichst einen Engel! Solches ist von dem kinde auffgefangen und auff die nachkommen gebracht worden, daß jetzund mancher nicht viel geld nähme und wiese mit den fingern in die höhe, wenn es auch die höchste noth erforderte. Ingleichen weiß ein jedweder, wie gefährlich es ist, wenn man das messer auff den rücken legt, denn es kan ein ander leicht drein greiffen und sich schaden thun; drum hat der vater gesagt: Liebes kind, lege das messer nicht so, die lieben Engel treten sich hinein! Nun ist der aberglauben so eingerissen, daß ich einen Priester in einer vornehmen stadt kenne, der in einem gastgebot öffentlich gesagt, wenn man zugleich ein kind im feuer und ein messer auff dem rücken liegen sähe, solte man eher dem messer als dem kinde zulauffen. Hätte nun ein solcher kerl nicht verdient, daß man ihn mit blossem rücken in die heisse asche setzte, und liesse ihn so lange zappeln, biß man ein messer zur ruh gelegt hätte? Noch eines zu gedencken: Es ist nicht

fein, daß man die becher oder kannen überspannt, denn es kan dem nachbar ein eckel entstehen, wenn man alles mit fäusten betastet; so hat der vater gesagt: Mein kind, thue es nicht; wer darauß trinckt, bekömmt das hertzgespann. Nun sind die leute so sorgfältig darbey, daß auch keine magd im scheuren über die kanne spannen darff. Mehr könt ich anführen, wenn es vonnöthen wäre."

II. Historische Prosa.

Die schöne Zeit der Geschichtschreibung ist vorüber, kaum treten uns schwache Nachklänge der früheren Blüthe entgegen. Die geschichtlichen Werke des Zeitraums sind beinahe ohne Ausnahme rücksichtlich der Form und der Darstellung verfehlt, ja sogar wahre Ungeheuer, und es beginnt die Zeit der trockenen, oft geistlosen Geschichtsforschung, die ihren Ruhm in der Masse der angehäuften, mit Mühe und unter Schweiß aus dem Staube der Archive und Bibliotheken zusammengetragenen Thatsachen sucht, aber von deren künstlerischen Behandlung keine Ahnung hat, und nicht weiß, daß der göttliche Geist, der durch die Geschichte zieht, nur durch die schöpferische Wiedergestaltung derselben zur Anschauung gebracht werden kann. Daher stehen unsere alten Chronisten, welche die Begebenheiten einfach auf sich wirken ließen, und sie der größeren oder geringeren Wirkung gemäß, welche dieselben auf sie machten, wieder abspiegelten, unendlich höher, als die neueren Historiker, da diese die Wichtigkeit der Thatsachen lediglich nach der Anstrengung zu bemessen scheinen, welche ihnen die Erforschung derselben verursacht hat. So bietet uns der vorliegende Zeitraum kein einziges geschichtliches Buch, das auch nur entfernt den Anforderungen entspräche, welches man von einem historischen Kunstwerk zu verlangen berechtigt ist, und es tritt gerode darin wieder recht lebendig hervor, wie wenig bildend die bloß gelehrte Beschäftigung mit dem Alterthum ist. Denn obgleich die Historiker die Meisterwerke der Griechen und Römer ihr ganzes Leben lang lasen und wieder lasen, so ging die großartige Auffassung der Alten sowohl, als deren vollendete Form in der Darstellung spurlos an ihnen vorüber; selbst die Uebersetzungen jener großen Geschichtschreiber wurden unter ihren Händen zu geschmacklosen und pedantischen Zerrbildern und von allen in diesen Zeitraum fallenden Uebertragungen macht nur **Wilhelm von Kalchums, Freiherrn von Lohausen** Uebersetzung von Sallusts „Catilinarischer Rottirung und Jugurthischem Kriege" (1629) eine Ausnahme, die ihm auch billiger Weise vielfache Anerkennung und die Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft zuzog, in welcher er „der Feste im Stande" hieß. Aber Kalchum war kein Gelehrter von Profession, sondern ein Kriegsmann und lebte zudem am Anfange der Periode, wo das Andenken an die besseren Historiker der früheren Zeiten noch nicht ganz verschwunden war. Obgleich von Neumark gelobt, ist die Uebersetzung des Tacitus von **Carl Melchior Grotnitz von Grodnaw** (Frankf. 1657) doch weit weniger bedeutend.

Im Verhältniß zu andern Sprachdarstellungen, namentlich zur didaktischen Prosa, ist die Sprache in den Geschichtswerken zum Theil rein zu nennen, aber an sich verdient sie dieses Lob keineswegs; und die Sprachmengerei, die sich schon am Ende des vorigen Zeitraums eindrängte (S. 148), nimmt auch in der historischen Prosa immer mehr zu und erreicht in einzelnen Werken den höchsten Grad, während einige andere sich freier davon erhalten. Die Satzbildung ist aber beinahe durchgängig pedantisch steif, und wird durch die damals beliebten langathmigen Perioden verwirrt und schwerfällig.

Bei diesem allgemeinen Charakter der Geschichtschreibung haben wir dieselbe nur in ihren allgemeinsten Umrissen zu besprechen und zwei oder drei Schriftsteller hervorzuheben, deren Werke theils durch den Inhalt, theils auch durch die etwas bessere Form Auszeichnung verdienen.

Die **allgemeine Geschichte** fand in diesem Zeitraum wenig Bearbeiter, und dies auch erst gegen das Ende desselben; wir nennen nur die „Historische Chronik oder Beschreibung der fürnehmsten Geschichte von Anfang der Welt bis 1619" (Ff. 1630 und öfter) des Straßburger **Joh. Philipp Abelin** (gest. 1646), der unter dem Namen Joh. Ludwig Gottfried oder Godofredus schrieb, und des gelehrten **Hiob Ludolf** aus Erfurt (1624—1704) „Schaubühne der Welt" (Ff. 1699). Häufiger und vergleichungsweise auch besser wurde die **Zeitgeschichte** behandelt, und manche hieher gehörige Werke sind als Sammlungen von Urkunden noch jetzt brauchbar, so **Martin Mayers** aus Schlesien (Philemerus Irenicus Elisius) „Diarium Europaeum" (Ff. 1659—83, in 45 Bden) und das von **Abelin** begonnene, von Andern fortgesetzte Theatrum Europaeum (Ff. 1635—1738, in 21 Bden.), das, wie die „Chronik" des Nämlichen, auch durch die vortrefflichen Kupfer Merians berühmt geworden und jedenfalls werthvoller ist, als der „Historische Schauplatz der Zeit" (Lpz. 1695—1700) von **H. A. v. Ziegler und Kliphausen**. Einflußreich durch die verständige Methode wurde **Samuels von Pufendorf** „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten in Europa" (Ff. 1682). Die **gesammte Geschichte Deutschlands** wurde erst gegen das Ende des Zeitraums bearbeitet, am besten von **J. J. Mascou**, und neben ihm von dem Grafen **Heinrich von Bünau** aus Weißenfels (1697—1762), dessen „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie" (4 Thle. Lpz. 1728—43) den praktischen Staatsmann durch die klare Auffassung und den einfachen, klaren Styl erkennen läßt. Nicht ohne Werth sind im Ganzen die **Geschichten der einzelnen Staaten**, die zum Theil an den älteren Chroniken vortreffliche Muster hatten, welche sie jedoch lange nicht erreichten. Die besseren Werke dieser Art und der Vorgänger nicht ganz unwürdig sind **Michael Stettlers** aus Bern (1580—1642) „Annales oder Beschreibung der vornehmsten Geschichten, so sich in Helvetia zugetragen haben" (Bern 1626. 2 Thle.), so wie die „Pommersche Chronik" (Stettin 1639) von **Joh. Micrälius** aus Cöslin (1597—1658). Ihnen reiht sich **Sigm. von Birken** an, dessen „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich" (3 Bde. Fol. Nbg. 1668) jedoch nur eine Bearbeitung des älteren Werks von Jac. Fugger ist (S. 167), welches schon dadurch verlieren mußte, daß der Verfasser genöthigt war, seine Arbeit einer Censur zu unterwerfen und Alles zu tilgen, was den Pabst und die Geistlichkeit oder sogar auswärtige Staaten hätte beleidigen können. Von geringerem Werthe ist die „Schlesische Chronik" (Jena 1625) von Jac.

Schickfuß von Neudorf (1574—1636). Als Bearbeiter einzelner Perioden der deutschen Geschichte, namentlich des 30jährigen Kriegs sind besonders zwei zu nennen: Bogislav Philipp von Chemnitz aus Stettin (1605—1678), und Friedr. Frisius aus Leipzig (1619—1680). Chemnitz, welcher zuerst Kriegsdienste that, dann von der Königin Christine von Schweden zum königl. Rath und Historiographen ernannt und zugleich geadelt wurde, schrieb den „Königlich schwedischen in Deutschland geführten Krieg" nach den ihm zugänglichen Quellen mit Geist und Scharfblick, aber in einer breiten und durch den häufigen Gebrauch fremder Wörter verunstalteten Sprache, wodurch selbst wirklich lobenswerthe Stellen beinahe ungenießbar werden, unter denen namentlich die Schilderungen der Charaktere (z. B. Gustav Adolfs) hervorzuheben sind*). Von Frisius haben wir eine „Erzählung der Eroberung Magdeburgs" (geschrieben um 1660, aber erst 1731 gedruckt), welche durch ihre Einfachheit und Anschaulichkeit anspricht (der Verfasser hatte die Schrecknisse, die er berichtet, selbst erlebt). In wie weit Harsdörffers „Geschichtsspiegel oder hundert denckwürdige Begebenheiten" (Nbg. 1654) hieher gehören mag, vermögen wir nicht zu bestimmen. Die zahlreichen Geschichtswerke des Vielschreibers Erasmus Francisci (eigentlich Finx, geb. 1627 in Lübeck, gest. zu Nürnberg 1694) können auf nähere Erwähnung keinen Anspruch machen. Die Kirchengeschichte fand in Gottfr. Arnold einen ebenso gelehrten als tiefdenkenden Bearbeiter. In der Biographie versuchten sich der ebengenannte Erasmus Francisci („Hoher Trauer-Saal grosser Herren" Nbg. 1665; „Leben und Thaten berühmter Seehelden". Ebd. 1681) und J. U. v. König, welcher die von ihm besorgten Ausgaben der Gedichte von Canitz und Besser mit Lebensbeschreibungen der Dichter begleitete, die freilich ohne höhern Werth sind. Viel besser ist die Selbstbiographie der Johanne Eleonore Petersen (1718), welche im Blumenorden den Namen „Phöbe" führte. Als äußerste Gränze der Geschichtschreibung sind endlich noch die Sammlungen von Reden, Sprüchen und geschichtlichen Anekdoten zu erwähnen, unter denen außer der bedeutendsten von Zinkgref auch die zu erwähnen ist, welche Zacharias Lundt seinen Gedichten (S. 275) als Anhang beigefügt hat, so wie Quirinus Kuhlmanns „Lehrhoff in sich haltend schöne Tugend-Blumen Geistlicher und Weltlicher Moral-Discursen ꝛc." (Jena 1672).

Von den allgemeinen geographischen Werken, deren eine nicht kleine Anzahl erschien, kann keines den früheren gleichgesetzt werden; wir begnügen uns, Happels „Wunderbare Welt" zu erwähnen (Ulm 1687), in welcher er besonders darauf ausgeht, die von alten und neuen Reisebeschreibern erzählten Wunderberichte zusammenzustellen. Auch an Reisebeschreibungen ist kein Mangel; und wenn auch die Deutschen im Verhältniß weniger reisten, namentlich in andere Welttheile, als die Engländer und Franzosen, so haben Einzelne doch die entlegensten Theile von Asien bis nach Indien und China hin, auch wohl Afrika und Amerika besucht, und manche Schilderungen dieser Reisen sind nicht ohne vielfältiges Interesse, namentlich solcher, welche von einfachen Bürgern und Handwerkern unternommen worden waren, z. B. des Oberbarbierers J. Merklein aus Windsheim „Reisebeschreibung nach Japan, Siam und Corea" (Nbg. 1672) und des Gärtners G. Meisters aus Sondershausen „Orientalisch-indianischer Kunst- und Lust-Gärtner" (Dresd. 1692). Aber von allen diesen zahlreichen Reisebeschreibungen zeichnen sich nur wenige durch lesbare Darstellung aus, so die „Orientalische Reisebeschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben" (Marienwerder 1694), und Michael Heberers von Bretten „Beschreibung einer dreyjährigen Dienstbarkeit und nachherigen Reisen in Böhmen, Polen, Schweden, Dänemark ꝛc." (Heidelb. 1610), welche später unter dem Titel „Pfälzischen Robinsons und Creuzbruders Heberer Reisen" (Frankf. 1747) herauskam, woraus schon hervorgeht, daß die darin geschilderten Abenteuer bei Weitem das Wesentlichste des Buchs ausmachen. Als wirklich bedeutendes Werk der Gattung ist nur die Reisebeschreibung von Adam Olearius zu erwähnen, welcher nur die „Morgenländische Reisebeschreibung" seines Reisegefährten Joh. Albrecht von Mandelslo (1616—1644) nahe kommt, der von Persien aus noch nach Indien gereist war.

Julius Wilhelm Zinkgref.

Julius Wilhelm Zinkgref wurde am 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Nach vollendeten Studien bereiste er von 1611 an fünf Jahre lang die Schweiz, Frankreich und die Niederlande; in die Heimat zurückgekehrt, wo er sich die Würde eines Doctors der Rechte erwarb und mit Opitz und andern bedeutenden jungen Männern bekannt wurde, lebte er dort in freundlichen Verhältnissen, bis ihn die Eroberung der Stadt durch Tilly dieselbe zu verlassen zwang (1623). Er war nämlich Generalauditeur der dortigen Besatzung geworden, und sah sich daher genöthigt, diese auf ihrem Abzug zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit verlor er beinahe sein ganzes Besitzthum. Da sich ihm in Frankfurt, wohin er sich zuerst gewendet hatte, keine Aussichten für die Zukunft darboten, ging er nach Straßburg und trat dort in die Dienste des französischen Gesandten Marescot, mit dem er als Secretär und Dolmetscher verschiedene deutsche Höfe besuchte; doch löste sich dieses Verhältniß bald wieder auf, da ihn eine Krankheit, die ihn in Stuttgart befallen hatte, an weiteren Reisen hinderte. Als er wieder gesund geworden, ging er wieder nach Straßburg und von da nach Worms, wo er Anstellung fand und bis 1626 blieb. In diesem Jahre wurde er zum Landschreiber in Kreuznach ernannt, und kurze Zeit darauf in der nämlichen Eigenschaft nach Alzei berufen. Die in Folge der Nördlinger Schlacht zunehmenden Unruhen veranlaßten ihn 1634 Alzei zu verlassen; auf der Reise zu seinem Schwiegervater nach St. Goar wurde er von streifenden Parteien des Herzogs von

*) Der 1. Th. (Stett. 1648) geht bis zum J. 1632, der 2. (Stockh. 1653) bis 1636. Ob die früher ausgesprochene Behauptung, daß dieser zweite Theil nicht von Chemnitz herrühre, obgleich dessen Name auf dem Titel steht, sondern von dem Kanzler Oxenstierna herrühre, begründet sei oder nicht, vermögen wir nicht zu entscheiden; doch scheint ihr die andere Nachricht zu widersprechen, daß weitere Theile des Chemnitzischen Werks im Archiv zu Holm handschriftlich aufbewahrt würden.

Weimar überfallen, verwundet und ausgeplündert, und kaum hatte er sich im Schooße der Seinigen von diesen Schrecknissen erholt, als ihn am 1. Nov. 1635 die Pest hinwegraffte.

Zinkgrefs wohlverdienter Ruhm begründet sich hauptsächlich auf seine Sammlung von Geschichten, Anekdoten und Sprüchen, die er unter dem Titel „Der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata genannt" (Straßb. 1626. 2. Th. 1631 und oft, der 1. Th. schon 1628 wieder gedruckt*), herausgab. Den Inhalt dieser Sammlung, welche Zinkgref aus einer großen Menge anderer Bücher zog, die er hinter der Vorrede namentlich anführt, gibt er in einem zweiten ausführlicheren Titel genau an; dieser lautet: „Teutscher Nation Klug-ausgesprochene Weißheit, d. i. deren auß Teutschen Landen erwehlten vnd erbornen Päbst, Bischoff, Keyser, König u. s. w. vnd jedes Standes wolbenahmter Personen Lehrreiche Sprüch, geschwinde außschläg, artige Hoffreden, denckwürdige Schertz-Fragen, antworten, gleichnussen u. s. w. Sampt einem Anhang weiser Spruchreden der vhralten Teutschen." Diese Sammlung zeugt nicht bloß von dem Fleiße und der großen Belesenheit des Verfassers, sie hat auch durch die von demselben getroffene Auswahl bleibenden Werth erhalten, denn er hat uns in derselben nicht allein einen reichen Schatz von trefflichen Sentenzen mitgetheilt, die sich über alle Lebensverhältnisse verbreiten, es sind auch die zahlreichen Persönlichkeiten, die er nach und nach vorführt, und unter denen man kaum ein paar bedeutendere Männer vermißt, durch die von ihnen berichteten Züge, Anekdoten oder Reden so scharf und bestimmt gezeichnet, daß uns ihr Charakter in lebendiger Klarheit entgegentritt. Das Ganze wirkt zudem wohlthätig durch den freien Geist und die innigste Vaterlandsliebe, überhaupt aber durch die kernhafte und edle Gesinnung, die den Verfasser bei seiner Arbeit leitete, deren gedrängte, aber klare und kräftige Darstellung ihren Werth nicht wenig erhöht. Daß diese Sammlung unter Andern auch Opitzens vollen Beifall fand, wissen wir aus dem oben (S. 344) mitgetheilten Gedichte desselben, welches er bei Erscheinung des Buchs an seinen Freund gerichtet hatte.

Aus „Der Teutschen Scharpffsinnigen Sprüchen".

1. Keyser Heinrich der erste, genandt der Vogler.

Als er gewehlet worden, vnd jhn der Papst ermahnet, auch von jhm die Salbung vnd die Krönung zu empfangen, hat er drauff geantwortet: „Wir schlagen diß begeren nit auß; aber weil es vnsere vorfahren nicht gepflegt zu empfangen, als ist es vns genug, daß wir auß Gottes gnaden vnd der Teutschen Fürsten Frombkeit zu einem König erkoren sein. Wir achten vns grosser ehren nicht, lassen dise Salbung jenen zu, welche begeren, frömmer zu sein, vnd sein an vnserem Titul bgnügt." Andere erzehlen es also: Als jhn Hetiger, Bischoff zu Mentz zum Keyser salben vnd krönen wolt, schlug ers ab vnd sagt: „Es ist ohne daß mehr dann zu vil, doß ich andern, die mehr sind, als ich, fürgezogen vnd für jhnen ein König genant werde. Ich dancke Gott für solche wohlthat; die Krönung vnd Salbung wollen wir auff einen andern sparen, welcher deren besser würdig ist, als ich."

2. Keyser Otto der erst, genant der Groß.

Als Berengarius sampt seinem Weib vor Hugo dem Capler auß Italien in Teutschland zu Keyser Otten geflohen, vnd Hugo dem Keyser durch Gesandten ein grosse Summe Gelds angebotten, das er jhm den flüchtigen Berengarium lifern solte, gab jhm der Keyser dise antwort: „Die Teutschen pflegen mit Eysen vnd nicht mit Gold zu kriegen, dem jenigen, der bey jhnen zuflucht sucht, vnd sich auff trew vnd glauben in jhren schutz vnd schirm ergibt, jhr obdach vnd Herberg nicht zuversagen, viel weniger denselben zuverachten, oder seinen Feinden zu vbergeben."

3. Keyser Friderich der erst, genant der Rothbarth.

Als die Abgesandten der Statt Rom in einer Glückwünschungsrede, damit sie den ankommenden Keyser empfingen, die wider auffrichtung jhrer alten Obrigkeitlichen ämpter, jhrer sitten, gewalt vnd freyheiten, vnd dann eine freygebige außspendung vor die gemeine Burger, wie etwan bey den alten Heydnischen Keysern zu Rom bräuchlich gewesen, fast vnverschämpt begerten, antwortet jhnen der Keyser also: „Wir begeren das Keyserthumb nit zu kauffen, vnd wann es auch verkaufft werden köndte, so wüsten wir es mit keinem andern Kaufschilling als mit Tugend an vns zu lösen. So kommen wir auch nicht mit Gelt vnd Gut, sondern mit einem löblichen Namen. Dann ein recht Teutsch Hertz trachtet nicht nach Reichthumb, sondern nach Ehr vnd Glimpff, vnd strebt nicht, wie es viel Gold vnd Silber gewinne, sondern wie es die jenigen vberwinde vnd beherrsche, die dasselbige in grosser menge besitzen. Ihr begert weiter, ich soll dem alten Recht vnd herkommen gemeß ein verehrung vnder ewere Bürger außtheilen lassen, vnd zwar eine Summe von 5000 Pfundt. Ist es nun ein Recht, so ist es kein verehrung; ist es aber ein verehrung, soll es nichts vorgeschriebenes, sondern ein freywilliges seyn, gestalt alle Fürstliche Gaben dergleichen seyn sollen, daß sich darüber der geber mehr, als der nemmer selbst zuerfrewen habe."

4. Keyser Maximilian der Erste.

Als er ein Bündnuß mit den Venedigern auffgericht, soll er gesagt haben, der König in Frankreich sey ein König der Esel, denn was er seinen Vnderthanen aufflege, das müssen sie thun; der König in Engelland ein König der Leut, denn was er jhnen aufferlegte, das theten sie gern, hetten jhren Herren lieb. Er selbst aber, der Keyser, were ein König der König; wann er seinen Fürsten etwas befehle, so theten sie es, wann es jhnen gefiele.

5. Conrad Engelhard von Zürich.

Dieser lag im belägerten Novarra. Als nun der Ort von den Frantzosen tag vnd nacht hefftig beschossen ward, schicket er einen Herold zu der Frantzosen Feldobersten hinauß vnd ließ jhm sagen, er könne disen grossen Kosten wol ersparen, erst ein loch in die Mauren zu schiessen, denn er hab von jhm selbst der Statthor eröffnen lassen; wann sie so gern hinein weren, möchten sie kommen, er sey jhrer gewärtig.

6. Doctor Johan Geiler von Keysersberg.

Drey Ding sagt er, seyen nicht zu ermüden: Ein Knab auff der Gassen, ein Meydlin am Tantz, ein Priester im Opffer. Drey Ding können alles tragen, was man jhnen aufflade: Eins Weibsbilds Kopff, eins Esels Ruck, eines Münchs Gewissen.

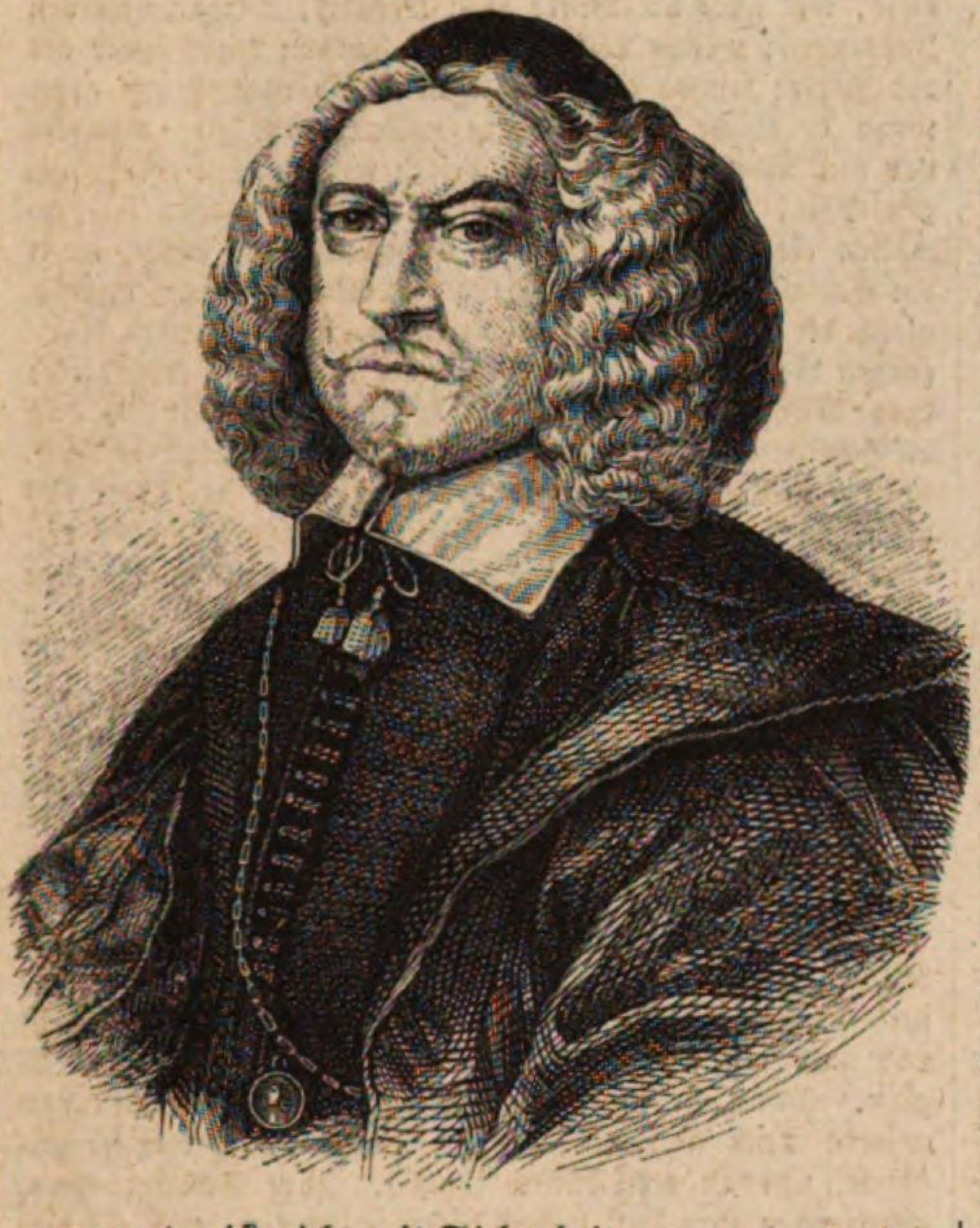
7. Philippus Melanthon von Bretten.

D. Luther klagte, er hab so gar ein schwache stimm; dem antwortet Philippus: „Aber man höret sie gar weit."

Adam Olearius.

Das Jahr, in welchem Adam Olearius (eigentlich Oelenschläger) aus Aschersleben gebo-

*) Sein Schwager J. L. Weidner gab sie mit einem dritten Theil vermehrt, neu heraus (Leiden 1644) und später erschien eine neue mit noch zwei Theilen vermehrte Ausgabe zu Amsterdam 1653.



ren wurde, ist nicht mit Sicherheit ausgemittelt, (die Angaben schwanken zwischen 1599, 1600 und 1603); eben so wenig ist Näheres über seine Jugend bekannt. Er studirte in Leipzig, wo er auch Assessor der philosophischen Facultät wurde, trat aber später, durch die Kriegsunruhen vertrieben, in die Dienste des Herzogs von Holstein-Gottorp als Hof-Mathematikus und Bibliotbekar. Im J. 1633 begleitete er die Gesandtschaft, welche der Herzog an den Czar von Rußland sendete, als herzoglicher Rath und Secretär, und in der nämlichen Eigenschaft nahm er 1635 auch an einer zweiten Gesandtschaft Theil, die über Rußland nach Persien ging, wobei er sich die größten Verdienste erwarb, da er die eigentliche Seele der Gesandtschaft war, die wichtigsten Geschäfte leitete, und die edleren Kräfte des bedeutenden Personals, unter welchem auch Flemming war, um sich schaarte und sie auch wohl vor den Anmaßungen des Gesandten Brüggemann schützte. Nach vierjähriger Abwesenheit kam er im August 1639 in Gottorp wieder an, wo er seine Mußestunden zur Verarbeitung seiner auf der Reise niedergeschriebenen Bemerkungen benutzte. Im J. 1651 wurde er unter dem Namen „Der Vielbemühte" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, was ihn veranlaßte, den „Gulistan" des persischen Dichters Sadi, von welchem er schon eine lateinische Uebersetzung verfertigt hatte, in deutscher Sprache herauszugeben. Er starb am 22. Februar 1671.

So tüchtig und für ihre Zeit bewundernswerth die sorgfältige und treue Uebersetzung des „Gulistan" ist, die schon darum das höchste Lob verdient, daß sich Olearius nicht verleiten ließ, sich hiebei der damals gewöhnlichen hochtrabenden Manier zu bedienen, sondern sie in reiner und einfacher, aber kräftiger, den Sinn des Vorbilds treu bezeichnenden Sprache zu schreiben, so hat ihm doch sein Reisewerk noch größeren Ruhm erworben, das er unter dem Titel „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung" (Schleswig 1647, und vermehrt 1656, 1663 und 1671) herausgab. Es zerfällt in 6 Bücher, von denen das erste die Schilderung der ersten Gesandtschaftsreise, die folgenden die der zweiten enthält, und zwar führt er uns im zweiten Buch bis nach Moskau, schildert im dritten Rußland und dessen Einwohner, beschreibt im vierten die Reise von Moskau nach Ispahan, handelt im fünften ausführlich von Persien, seiner natürlichen Beschaffenheit, Geschichte, politischen Verfassung und von den Sitten der Einwohner und erzählt endlich im sechsten die Rückkehr in die Heimat, Alles mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit. Das Werk des Olearius ist schon wegen seiner Zuverlässigkeit höchst bedeutend, weil er uns Verhältnisse schildert, die sich seitdem zum Theil wenigstens vollständig umgestaltet haben, wodurch es eine schätzbare Quelle für die Kenntniß der damaligen Zustände in Rußland und Persien wird; doch ist es nicht diese Rücksicht, die ihm eine Stelle in der Geschichte der Literatur sichert, es ist vielmehr die Darstellung, die durch ihre ungeschmückte Einfachheit, ihre schlichte Würde und Kraft zu jeder Zeit Anerkennung finden mußte, aber für die Zeit, in welcher er schrieb, erhöhte Bewunderung verdient, wie er denn auch in dieser Beziehung beinahe ganz allein dasteht. Es hat sich endlich Olearius auch dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben, daß er uns in seinem Werke mehrere treffliche Gedichte seines jungen Freundes Flemming aufbewahrt hat, wie er auch an der nach dem Tode des Dichters veranstalteten Sammlung seiner Dichtungen thätigen Antheil nahm.

Aus der „Moscowitischen und Persianischen Reisebeschreibung".

Von Kleidung der Perser (5. Buch 14. Capitel).

WAs der Perser Kleidung betrifft, vnd wie sie sich darinn stellen, beschreibet Ammianus Marcellinus zwar gar kurtz, aber sehr recht vnd wol, wenn er spricht: „**Persæ adeo dissoluti sunt, ut artuum laxitate, vagoque incessu jactantes se, ut effæminatos existimes, cum tamen sint celeberrimi bellatores.**" Die Kleider hangen jhnen loß vnd schludrig vmb den Leib, seynd in denselben von ferne als Weiber anzusehen, gehen vnd wancken als wie die Gänse von einer seiten zur ander, am allermeisten jhre Weiber, vnd habe ich wenig Perser gesehen, welche einen gravitetischen vnd ansehnlichen Gang gehabt. Ich halte, daß es von jhrer Art zu sitzen herkomme, denn sie alle wie die Schneider in Franckreich mit übereinander vnd vnter sich geschlagenen Beinen auff der Erden sitzen, vnd also von Kindesbeinen an die Schenckel nicht gerade gewehnen. Woher aber die Perser zu solcher halb Weibischen Tracht gekommen, gibt Diodorus nachricht, **lib. 2. p. 94.** daß sie nemblich von der **Semiramis** eingeführet sey, vnd hatte sich also zugetragen: Als der König Ninus einsten Krieg wieder die Bactrianer geführet, vnd die Hauptstadt **Bactra** belägert, hatte er unter andern fürnehmen Officieren auch den Menones, einen **Administratoren** über Syrien, bey sich gehabt. Dieser hatte eine uberausschöne vnd fürtrefflich kluge Fraw, Nahmens Semiramis (welche hernach des Königes Ninus Gemahl wurde vnd die Mauren zu Babylon erbawete) vnd als die Belägerung länger, als man wol vermutet, anlieff, verschriebe **Menones, amoris impatiens,** seine Fraw zu sich ins Lager zu kommen. Damit sie nun die Reise, welche etliche Tage erforderte, sicher durchkommen möchte, lässet sie jhr ein sonderlich Kleid machen, aus welchem man nicht erkennen kunte, ob sie ein Mann oder Weib wäre. Als sie also ins Lager kam, vnd durch jhren klugen Anschlag die belägerte Stadt bald erobert wurde, kam sie, zu mahl weil sie sehr schön, in ein groß Ansehen, vnd weil sie vermeinten, daß diese Kleidung wol

zierete, begunten die Meder vnd Perser auch sie darinnen nachzuaffen. **Tantaque vestis gratia erat**, spricht er: **ut Medi postea et Persæ Asia potiti, Semiramidis stolam gestarent.** Der König Cyrus hat jhm hernach aus gewissen Uhrsachen solche Tracht auch gefallen lassen vnd seinen Leuten zu tragen gerathen, denn man hätte in solchen Röcken ein schön vnd groß Ansehen, könten auch die Mängel des Leibes darunter fein verborgen seyn, wie hievon **Xenophon lib. 8. pag. 163.** mit mehrem zu lesen.

Wir wollen jhre Tracht ordentlich besehen. Die Männer tragen auff dem Kopffe grosse dicke von Cattun oder seiden Binden über einander gewundene Bunde, Mendil genandt, seynd gemeiniglich bundstreiffticht gewircket, deren etliche mit güldenen Faden durchgezogen, seynd gemeiniglich 16 vnd 18 Ellen lang. Der Geistlichen, sunderlich der Hafis jhre Bunde seynd in gemein weis, wie auch jhre andere Kleider. Etliche lassen an den Mendilen hinten einen Zipffel von einer halben Ellen herunter hangen, etliche auch nicht. Die Seid, das ist, die sich von Mahumeds Geschlecht rühmen, von dessen Nachkommen seyn wollen, tragen an solchen Zipffel nur grüne Farbe, oder sollen sie doch tragen, wiewol es etliche aus Hoffahrt vnterlassen. Etliche Perser, auch grosse Herren, tragen rauhe Mützen, inwendig vnd außwendig von krause Bucharischen Schaff Fellen überzogen: An den Vmbschlägen hänget die Wolle über Fingers lang herunter, ist weich als Seide anzugreiffen, vnd werden solche Mützen so hoch, als bey uns die Castor Hüte beliebet, muß auch eine, wenn sie schön ist, 50 Marck Lübisch oder über 16 Reichsthl. gelten. Solche Mendilen vnd Mützen tragen sie Winter vnd Sommer, und ist zu verwundern, wie sie des Sommers in so grosser Hitze den Kopff in solchen Mendilen vnd Mützen so warm halten können. Weil die Köpffe also gewehnet, bleiben sie weichlich, vnd könen nicht lang bloß bleiben, vnd gantz keine kühle Lufft vertragen. Hiebey erinnere ich mich was **Herodotus lib. 3.** schreibet, daß nach dem die Perser mit den Egyptiern einsmahl ein hart Treffen gethan, daß auff beyden theilen viel auff der Wahlstadt geblieben, die Gebeine der Erschlagenen seynd jegliche Nation auff einen besondern Ort gelegt worden, vnd als nach der Zeit etliche Hirnscheitel ohngefähr vnter einander geworffen worden, hat man sie daran zu vnterscheiden wissen, daß der Perser Köpffe so weich vnd mürbe gewesen, daß man sie mit einen kleinen Scherben durchbohren, vnd leicht zermalmen können, der Egyptier Köpffe aber seynd so hart gewesen, daß man sie mit einem grossen harten Steine kaum zerschlagen können. Die hat Herodotus selbst gesehen, vnd von den Einwohnern des Ortes die Uhrsache vernommen, daß nemblich die Egyptier starck von Jugend auff jhre Köpffe bescheren lassen, vnd also bloß in der Sonne giengen, daher wurden sie durch der Sonnen Hitz also gehärtet. Der Perser Köpffe wären aber daher so weich vnd zerbrechlich, weil sie jmmer in heissen **Tiaris** oder Mendilen vnd Mützen stecken. Solche Mützen vnd Bunde nehmen sie nicht ab, weder wenn sie beten, noch wenn sie vor Fürnehme, ja dem König selbst erscheinen. Ist also jetzt nicht mehr im Gebrauch, was **Eustachius in Dionys. de situ orbis** schreibet, daß, wenn die Perser einen grüssen wollen, sie den Bund vom Kopff ziehen solten; an statt dessen aber neigen sie sich, vnd legen die Hand ans Hertze. Sie tragen lange Röcke die jhnen biß auf die Waden gehen, seynd entweder von Cattun oder Seiden, alle bundgefärbet; die Cattune Röcke seynd in gemein mit bunten auffgedruckten vnd gemahlten Blumen gezieret, vnd also recht, wie Ammianus redet **Indumenta lumine colorum fulgentia vario p. 280**, seynd mit Baumwoll durchgenehet, gleich vnsere Madratzen, werden forne über einander geschlagen, vnd unter den lincken Arm zugebunden. Vmb die Hüfften werden sie mit einer Binde, so **Tzarkesi** heisset, weil sie vier Ellen lang, vmbwunden. Vnd wenn sie etwas Vermögent seynd, haben sie über selbe noch eine andere schöne seidene Binde, **Schal** genandt; diese, wie auch die Binde zum Mendil, werden von den Indianern, welche besser, vnd an Farben daurhaffter als der Perser seynd, gekaufft. Ein **Molla** oder Pfaffe aber, wenn er solche seidene Binde träget, muß sie, wenn er vor den Mehern stehen vnd bitten will, aus Demuth gegen Gott, ablegen. In selbigen Binden tragen sie bißweilen einen Dolch, Messer, Schnuptücher, Geld; ist er ein Schreiber, sein Schreibzeug vnd Wetstein, auch Brieffe, gleich die Russen in jhren Stieffeln. Ueber diesem Rocke tragen die, so etwas fürnehm, auch der König selbst, eine kurtze Kappe, **Kurdi** genandt, so jhnen auch nur biß auff die Hüfften gehet, ist ohne Ermel, hat forn herunter Auffschläge mit Zobeln besetzet oder behanget, wie bey vns die Schauben der Weiber. Wenn sie außgehen oder reiten wollen, hangen sie über solche Kleider noch einen Rock, so gemeiniglich von Seiden, vnd mit güldenen Blumen durchgewircket; dieser wird genandt **Jakob Chani** von einem Könige selbiges Nahmens, der sie zu tragen erst auffgebracht. Jhre Hosen von Cattun, gehen untern Kniehe spitzig zu, reichen biß auff die Knöchel, werden auff blosser Haut getragen, vnd mit einer Schnur in Falten geschoben, über welches jhre Hembden, die gemeiniglich roth streiffticht, hangen. Jhre Strümpffe sind von Tuch vnförmlich geschnitten, gehen gleich aus, vnd schlodern umb die Beine; jhrer viel tragen sie von grünem Tuche, welches den Türckel ein Grewel anzusehen, vnd auch ein stücklein ist der Zweytracht in jhrer Religion. Dann sie sagen, das Mahumed seine Mütze von grünen Tuch getragen, welche Farbe die Perser verunehren, vnd an den Füssen tragen. Jhre Schuhe, **Kes**, gehen vorn spitz zu, haben niedrige Hacken, daß sie dieselbigen, gleich wie vnsere Pantoffel strack drein vnd wieder heraustreten können. Dann wenn sie in jhren Gemächern gehen oder sitzen wollen, lassen sie allezeit die Schuhe vor der Thüre stehen. Ich habe es offt mit verwunderung angesehen, wie ich in Schamachin zum Chan gehen wollen, wenn er im Gericht gesessen, wie viel paar Schuhe vor der Thür gestanden: war wie ein Schuster-Kram anzusehen. Es wird denn gemeiniglich ein Auffseher über die Schuhe bestellet, welcher mit einen Stecken, in Form einer Gabel, den Leuten, wenn sie wieder herausgehen, die Schuhe zulanget.

Die Kleidung der Weiber seynd noch dünner als der Männer, werden auch vmb den Leib nicht gebunden; sie tragen Hosen vnd Hembden nach art der Männer, jhre Strümpffe seynd gemeiniglich von rothen vnd grünen Sammet, auff den Köpffen tragen sie keinen sonderlichen Zierath, lassen die Haare in viel Flechten forne vnd hinten herunter hangen. Vmb die Wangen vnd Kinn lassen sie eine oder zwey Reihen Perlen oder Spangen rund herumbgehen, daß also das gantze Angesicht in Perlen vnd Spangen stehet, wie solches alles neben der andern Persischen Tracht in beygefügter Figur abgebildet ist. Ich sehe das dieses eine gar alte Orientalische Tracht ist, denn im Hohen Lied Salomonis solche auch angedeutet wird, wenn da stehet: „Deine Backen stehen lieblich in den Spangen vnd dein Halß in den Ketten.“ Die Jungfern tragen auch in den rechten Naselöchern güldene Ringe mit Edelgesteinen, gleich die oberwehnte Tartarn; Sie ziern auch jhre Finger mit gülden Ringen, vnd die Arme mit silbernen breit geschlagenen Blechbändern. Die Ringe aber, so die Mannes Personen an Fingern tragen, müssen vermöge des Mahumedischen Gesetzes nicht von Golde, sondern nur silber seyn, daher der Reichs Cantzler Saru Taggi, als jhm von vnsern Gesandten ein schöner Diamant in Gold eingefasset verehret wurde, ließ den Stein alsbald außnehmen, in Silber setzen vnd verehret jhn also dem König. Die Weibes Personen, wann sie auff den Strassen gehen, lassen sich nicht untern Angesicht sehen, seynd mit langen, vom Kopff biß auf die Waden herunter hangenden weissen Tüchern bedecket, halten beym Gesichte nur einen Schlitz offen, durch welchen sie kaum sehen können. Hierunter seynd offt schöne, auch wol in schönen Kleidern heßliche Bilder verborgen. Was mir

einst mit solch einer zu Andebil begegnet, habe ich in meinen Persischen Rosenthal bey dem 56. Sprichworte im achten Buch erzehlet. Der sinnreiche Persische Poet Schich Saadi gebrauchet jhm dieses zum Gleichniß in Beschreibung eines Menschen, welcher in Reden vnd Geberden zwar einen guten Augenschein von sich gibt, aber wenn man sein Leben vnd Wercke besehen solte, wurde mans viel anders befinden. Seine Verse vnd Reime seynd hiervon diese:

Viel schätzt man schön, wenn sie im Tuch verhüllet gehen
Die doch, wenn sie entblösst, als alte Mütter sehen.

Das ist an den Persern zu lieben, daß, wie sie ihre Gemächer, also auch jhre Kleider sehr rendlich vnd sauber halten. Wenn fürnehmer Leute Kleider ein wenig beschmutzet oder beflecket seynd, müssen sie alsbald abgeleget werden; die gemeine Leute aber lassen sie fast wochentlich wieder außwaschen, welches der Russischen art gar entgegen laufft, denn bey ihnen sihet man mehr beschmierte, vnd von Test glänzende, als reine Kleider, gleich auch der gemeinen Russen Stuben nicht so wol als der Perser Pferdeställe außgeputzet seynd.

Gottfried Arnold.

Gottfried Arnold, geb. den 5. Sept. 1666 zu Annaberg, bezog, nachdem er in den Schulen seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhalten hatte, im J. 1682 das Gymnasium in Gera, und 1685 die Hochschule Wittenberg, wo er mit gleichem Eifer Philosophie, Philologie und Theologie studirte und schon im folgenden Jahre die Magisterwürde erhielt. Bald darauf ging er als Hauslehrer nach Dresden, wo er mit Spener bekannt wurde, der auf ihn und seine weitere Entwickelung mächtigen Einfluß übte, und dem er mit so großer Treue zugethan war, daß er lieber seine Stellung, als den Umgang mit dem väterlichen Freunde aufgegeben hätte. Er lebte nun eine Zeitlang in Frankfurt a. M., wo er in einer Buchdruckerei Beschäftigung als Corrector gefunden hatte und von 1693 an als Hauslehrer in Quedlinburg. Im J. 1697 zum Professor der Geschichte nach Gießen berufen, legte er diese Stelle schon nach einem Jahre nieder, weil ihn die Beschäftigung mit den Wissenschaften zu sehr von der religiösen Beschaulichkeit abzog und dies sein Gewissen beunruhigte. Er wendete sich wieder nach Quedlinburg, wo er im Hause des Pastors Sprögel lebte, dessen Tochter er bald darauf heirathete. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, der unterdessen zum Prediger und Inspector nach Werben in der Altmark berufen worden war, erhielt er dessen Stelle, die er 1707 mit der ähnlichen zu Perleberg in der Priegnitz vertauschte. Er starb dort in Folge eines Schreckens während des Gottesdienstes am 30. Mai 1714.

Unter seinen zahlreichen Schriften, deren er mehr als 40 herausgegeben hat, ist er vorzüglich durch seine „Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie" (2 Thle. in 4 Bden. Fol. Ff. 1699—1700) berühmt und einflußreich geworden, da er nach Seb. Frank (S. 172) es zuerst wieder wagte, die Meinungen der von der Kirche verdammten Ketzer zu prüfen und gegen die falschen Beschuldigungen zu vertheidigen, die von der herrschenden Partei gegen sie vorgebracht worden waren. Namentlich wollte er in seinem Werke darthun, daß die Verfolgungen der gotterleuchteten Christen meistens von der höhern Geistlichkeit ausgegangen waren und daß die Kirchenversammlungen schon deswegen keine Ergebnisse im Geiste Christi hätten haben können, weil auch sie nur aus hohen Geistlichen bestanden hätten, die von Selbstsucht, aber nicht vom heiligen Geist erfüllt gewesen wären. Allerdings ist Arnold, von seiner eigenen pietistischen Richtung befangen, in seinen Urtheilen nicht selten ungerecht; aber bei allen daraus fließenden Mängeln seiner Geschichte ist dieselbe doch in ihrer Gesammtheit von hohem und bleibendem Werth und man muß nicht nur die freie Auffassung anerkennen, sondern auch den Muth bewundern, mit welchem er der Kirchengewalt entgegenzutreten wagte. Es ist zu bedauern, daß die „Kirchenhistorie" nicht in einer besseren Sprache geschrieben ist; denn ist die Darstellung auch bei weitem nicht so barbarisch, als die seiner meisten Zeitgenossen, so ist sie doch immerhin unrein und schwerfällig, während einige unter seinen didaktischen Schriften auch in Bezug auf die Darstellung erfreulich sind.

Aus der „Kirchen- und Ketzer Historie".

Caspar Schwenckfeld.

Dieser hat mit seinem völligen namen Caspar Schwenckfeld von Oßing geheissen, gebohren in dem Schlesischen Hertzogthum Lignitz, 3 meilen von dieser stadt, aus einem uhralten vornehmen Adelichen Geschlecht, das aber nun ausgestorben, und ist von der Welt dieser sein stand mit so viel schmach verdunkelt worden. In seiner jugend hat er unter andern 2 jahr zu Cöln studiret, und etliche jahr lang hernach auf andern universitäten, worauf er sehr lange an unterschiedlichen Fürsten-Höfen sonderlich Hertzog Carls zu Münsterberg gewesen und einen Hoffmann abgegeben, in welcher Zeit und nach der damahligen art der aufferziehung, er freylich nicht alles nöthige von den Sprachen und andern Dingen so gründlich gefasset, sondern erst hernach die Griechische Sprachen von Valentino Krautwald gelernet, davon man auch viele merckmahle in seinen schrifften findet, daß ers wol verstanden, und sonderlich in denen alten Griechischen Patribus geübet gewesen. Nach dieser Zeit seiner unwissenheit, hat ihm Gott (wie man berichtet) sein Hertz gerühret, daß er nicht allein zum erkänntnuß seiner selbst, und vornehmlich Gottes und seines Sohnes, sondern auch des allgemeinen verderbens in der Christenheit gelanget, und sich mit grossem ernst nach etwas bessers umgesehen. In solchem verlangen, als dazumal ohne dem alles in Teutschland rege und wach war, hat er sich anfänglich zu den Protestanten wider die Papisten gehalten, und zu dem ende schon anno 1524 im januario ein buch herausgegeben, und dem Bischoff von Breßlau, Jakobo, zugeschrieben, ihn auch darinn nachdrücklich vermahnt, daß er die reine lehre des evangelii annehmen und befördern sollte. Dahero die scribenten anmercken, daß ers dazumahl mit Luthero gehalten, und ihn und dessen lehre, oder die allgemeine sache des evangelii öffentlich vertheidiget habe. Er hat aber gleichwohl in eben selbem jahr gleich im Junio drauff eine andere schrifft herausgegeben von dem mißbrauch des evangelii zur sicherheit des fleisches, und es dem Hertzog von Lignitz, Friderico, zugeschrieben, womit er ohne zweiffel bei vielen bereits keinen danck verdienet hat, sondern nur widerwillen, weil die damaligen änderungen den meisten wegen des freyen sichern lebens anstunden, und angenommen wurden. Eben dieses zeiget aber bereits an, daß es diesem mann ein großer ernst um die rechtschaffene früchte des evangelii war, und er sich so bald durch sein bekänntnuß und ermahnungen von den heuchlern absonderte, in welchem vorhaben er auch willich zu unterhalten und zu schützen gewesen wäre, nachdem man seiner auffrichtigkeit und treue gegen Gott und menschen, eigenem geständnuß nach, versichert gewesen; also daß man ihn freylich auch hätte in liebe und sanfftmuth tragen sollen, woferne man ja eine und andere meynung nicht alsbald begriffen können.

Johann Jakob Mascou.

Johann Jakob Mascou oder Mascov, geb. zu Danzig am 26. Nov. 1689, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, worauf er 1708 die Universität Leipzig bezog. Auf den Rath einiger ihm befreundeten Männer vertauschte er das Studium der Theologie, der er sich zuerst gewidmet hatte, mit dem der Rechtswissenschaft und der Geschichte, und der Erfolg zeigte, daß jene seinen wahren Beruf erkannt hatten. Nachdem er 1711 Magister geworden, besuchte er als Begleiter einiger Adelichen zuerst Deutschland und die Niederlande, dann England, Frankreich und Italien. Im J. 1714 kehrte er zurück und wurde Docent in Leipzig, 1719 außerordentlicher Professor der Rechte, und Rathsherr, 1723 Beisitzer des Oberhofgerichts, 1730 Kanonikus des Stiftes Zeitz, 1732 erhielt er den Titel eines Hofraths und wurde 1737 zum Stadtrichter, sowie 1741 zum Proconsul gewählt. Er starb nach einem äußerst thätigen Leben und vielseitiger Wirksamkeit am 22. Mai 1761.

Mascou gehört zu den bedeutendsten Geschichtsforschern der Zeit, aber auch als Geschichtschreiber verdient er Erwähnung, und zwar schon wegen seiner Darstellung, da er sich redlich und nicht ohne glücklichen Erfolg bemühete, die hergebrachte Schwerfälligkeit des Styls, in welcher man damals ein Zeichen der Würde und Erhabenheit erblickte, zu besiegen und die durch ihre unabsehbare Länge ermüdenden Perioden mit kürzeren, leicht verständlichen Satzbildungen zu vertauschen. Außer diesem höchst bedeutenden Vorzug, den man erst recht schätzen lernt, wenn man seine Sprache mit der vergleicht, welche in den meisten übrigen Geschichtswerken der Zeit vorherrscht, hat er auch das nicht geringere Verdienst, in seiner „Geschichte der Teutschen" (2 Bde. Lpz. 1726—37), die er leider nur „bis zu Abgang der Merovingischen Könige" fortführte, darnach gestrebt zu haben, den bis dahin gebräuchlichen Reichs- und Kaiserhistorien eine Geschichte des Volkes entgegenzusetzen und es sind in seinem Werke vorzüglich die Darstellungen der verschiedenen Zustände und der politischen Entwickelung der deutschen Völkerschaften rühmenswerth, da er in denselben neben gründlicher Kenntniß des Gegenstandes auch einen scharfen und vorurtheilsfreien Blick beurkundet.

Aus der „Geschichte der Deutschen".

Attilae Geschlecht, Hof und Character.

Dieser ist der Attila, der eine Zeitlang das Schrecken von Europa gewesen. So weit auch damals sein Name in der Welt erschollen, so dunckel ist jetzund seine Historie. Einige autores, so die alten Lieder von seinen Thaten, welche bey den Hunnen und Teutschen im Gebrauch geblieben, und vielleicht lange nach ihm erst gemacht worden, bey ihren Erzehlungen zum Grunde geleget, oder wohl gar allerhand Umstände selbst erdichtet, haben sie fast in einen Roman verwandelt. Zu gutem Glück sind noch einige Stücke aus PRISCI (der an Attilae Hof als Gesandter vom Käiser Theodosio gewesen) Gothischen Historie übrig geblieben, aus welcher wir die zuverlässigste Nachricht nehmen können. Was sein Geschlecht anbetrifft, so rühmt er desselben Adel und Hoheit bey PRISCO. Die Hunnische Macht war nach seines Bruders Tod unter ihm vereiniget worden, und erstreckte sich über die Ost-Gothen, und viele andere Teutsche und Sarmatische Völcker, die vormahls unter derselben Herrschaft gestanden, von der Donau und dem Schwartzen-Meer ziemlich tief gegen Norden. Doch hatte er auch einen großen Strich Landes zur Lincken des gedachten Flusses: PRISCUS giebt die Länge an, von der Sau bis an Noui in Thracien; die Breite aber 15 Tage-Reisen: und berichtet ferner, daß Naissus, jetzo Nissa in Servien, der letzte Ort gewesen, darinnen die Unterthanen des Römischen Reichs, und die Hunnen mit einander Handlung treiben können. Aus diesem Unterscheid der ihm unterworffenen Völcker ist es entstanden, daß an seinem Hofe, außer der Hunnischen, auch die Gothische Sprache, und ein verderbtes Latein geredet worden. Der Hauptsitz seines Reichs war in den Ländern der Rechten der Donau. Aus der Beschreibung, die PRISCUS von der Reise, so er als Gesandter dahin gethan, uns hinterlassen, erhellet, daß Attilae Lager damals zur Rechten der Donau gegen das jetzige Widin über, gestanden: und die Gesandtschafft von dannen noch 15 Tage-Reisen bis zu seiner Residentz gehabt. Sein Hof-Lager bestand aus vielen von Holtz zusammengefügten Gebäuden, und war so weitläufftig, so ordentlich, und so reinlich, daß es manche Stadt beschämen konnte. PRISCUS hat uns viel besondere Umstände von selbigem Hofe hinterlassen. Er thut dabey Meldung, von Attilae zweyen Gemahlinnen, denen er beyden aufgewartet, und von den verschiedenen Söhnen, die sich damahls um den König befunden.

Auf den Müntzen, die man von Attila erdichtet, hat man ihm fast keine menschliche Gestalt gegeben. Und was die Gemüths-Beschaffenheiten anbetrifft, stellen ihn die neuern ins gemein so wild vor, als wenn er sich selbst aus seiner Grausamkeit Ehre gemacht, und sich unter andern seltsamen Titeln auch eine Geissel Gottes genennet. Diesen setzen wir die Abbildung entgegen, welche uns IORNANDES, vielleicht aus PRISCI Historie entlehnet, hinterlassen. Er war kurtz von Person, hatte breite Schultern, einen groſſen Kopf, kleine Augen und eine gestutzte Nase. Die Begierde zu herrschen, machte bey ihm den mächtigsten Trieb; dabey war er so gütig gegen die, welche er einmahl in Schutz genommen, als schrecklich gegen die Feinde. Wie die Beschreibung seiner Gestalt mit dem, was von dem äusserlichen Wesen der Hunnen überhaupt bekannt ist, eintrifft, so kömmt auch die Bezeichnung seiner Gemüths-Eigenschafften, mit den Thaten, die der sicherste Spiegel des menschlichen Gemüths sind, überein. PRISCUS beschreibet ihn durchgehends als einen Herrn von ernsthafftigem Wesen, und lauffen einige Umstände mit unter, die etwas grausames zeigen. Wie bey feurigen Gemüthern insgemein die Bewegungen von Liebe und Zorn gleich hefftig sind; so haben bey Attila die letztern desto weiter gehen müssen, je nöthiger die Strenge, so wilde Völcker im Zaum zu halten, gewesen. Zum Kriege trieb ihn sein Ehrgeitz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein ander Mittel Ruhm zu erwerben kennete. Er bediente sich dabey des Aberglaubens seiner Unterthanen, um dem Volck desto mehr Vertrauen zu seinen Waffen zu machen: indem er ausbringen lassen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen Gott des Krieges verehrete, in seine Hände bekommen. Wie man aber von denen, die große Reiche gestiftet, allemal vermuthen kann, daß sie ihr Glück nicht bloß der Faust zu danken gehabt, so finden wir auch bei Attila viel andere Gemüths-Gaben, welche, wenn sie bey den Scythischen Helden angetroffen werden, desto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken, weil das bey ihnen bloß eine Würkung der Natur ist, was bey den Griechen und Römern vielmahl erst durch eine sorgfältige Erziehung herausgebracht worden. Er war nicht so wild, daß man nicht einige Funcken der natürlichen Religion, die sich unter den rohesten Heyden finden, in seinem Thun und Lassen hervor scheinen sähe. PRISCUS erzehlet, daß er unter seinen Söhnen den Jüngsten deswegen am liebsten gehabt, weil die Wahrsager prophezeyet, daß der Himmel demselben allein die Nachfolge zugedacht. Er wußte mitten unter dem Geräusche der

Waffen auch die ruhigen Künste des Friedens wohl zu gebrauchen. PRISCUS beschwehret sich fast, daß er gar zu viel Gesandtschafften geschicket. Er führte nicht allein sein Volck selbst im Kriege an, sondern saß auch in Person zu Gerichte. Und wer solte wohl vermuthen, daß, wenn Attila öffentliche Tafel gehalten, die Poeten dabey ihre Aufwartung gehabt, und die Gedichte, so sie auf seine Feldzüge gemacht, mit eine der Belustigungen des Hofes gewesen? Unerachtet er große Schätze zusammen gebracht, und seine Unterthanen viel von der Verschwendung und Pracht der Römer annahmen, so hielt er zwar einen Hof, der einem so großen Könige gemäß war, für seine Person aber blieb er bey der alten Sparsamkeit. Er hatte an seiner Kleidung, Gewehr und Pferde-Zeug nichts besonders; und PRISCUS schreibet an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit güldenen und silbernen Gefäßen besetzet gewesen, er doch vor sich nur einen hölzernen Becher, und ein Gerichte Fleisch in einer hölzernen Schüssel gehabt. Bey solcher Beschaffenheit könnte Attila vielleicht vor einen loblichen Regenten mitgehen, wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Völcker zu bezwingen, als die seinigen wohl zu regieren. Da aber die Eigenschaften der Fürsten ihren wahrhafften Preis daher bekommen, nachdem sie dem menschlichen Geschlecht zum Vortheil oder Schaden gereichen, so erneuert auch Attilae Andencken allemal zugleich den Vorwurff, daß seine Größe die Verwüstung so vieler Länder gekostet.

III. Didaktische Prosa.

In den einleitenden Bemerkungen (S. 405) wurde schon berührt, daß es in diesem Zeitraume um die didaktische Prosa am schlimmsten stand und daß in derselben namentlich die Sprache in unverantwortlicher Weise durch übermäßiges Einmischen fremder Wörter und Redeformen bis zur vollständigsten Verzerrung verunstaltet wurde; ja selbst die Werke, die es sich zur Aufgabe machten, auf Reinheit der Sprache zu dringen, sind nicht frei davon. Erst gegen das Ende des Zeitraums tritt auch hier eine Besserung ein. Wir werden daher auch in diesem Gebiete nur einen kurzen Ueberblick der Leistungen während des vorliegenden Zeitraums zu geben und nur wenige Schriftsteller einer nähern Prüfung zu unterwerfen haben.

Wie im vorigen Zeitraume, so war auch in diesem die lateinische Sprache Anfangs beinahe ausschließliches Darstellungsmittel für wissenschaftliche Gegenstände; daß gegen das Ende desselben auch die Muttersprache Eingang fand, haben wir zunächst den Pietisten und neben ihnen dem trefflichen Thomasius zu verdanken. Allerdings haben auch schon vorher Versuche dieser Art stattgefunden, und dies wohl zunächst in Folge der durch die Sprachgesellschaften, namentlich der Fruchtbringenden Gesellschaft gegebenen Anregung; allein diese Versuche bezogen sich meist ausschließlich auf Sprache und Verskunst (und von diesen wird weiter unten noch die Rede sein); von Schriften, welche andere Gegenstände behandelten, erschienen dagegen nur wenige, und von diesen wenigen erheben sich nur ein Paar, die wir im Verlauf der Darstellung anführen werden, über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit. Die Pietisten nahmen in dieser Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie die Reformatoren im 16. Jahrh. Wie diese kämpften sie gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche und gegen die Starrheit, in welche der Protestantismus verfallen war. Ihre Gegner waren daher gerade diejenigen Stände, welche bis dahin im ausschließlichen Besitze gelehrter Bildung waren, außer der Geistlichkeit die Fachgelehrten überhaupt, und zum Theil auch der Adel; sie mußten sich daher zunächst ein eigenes Publikum bilden und dieses unter den Ungelehrten suchen. Die Nothwendigkeit führte sie, wie einst die Reformatoren, zum Gebrauch der Muttersprache, und ihre ersten Versuche bezeichneten schon einen erfreulichen Fortschritt in der Behandlung derselben, da sie auch in ihrem Styl die Einfalt der Bibel und der Reformatoren nachzubilden strebten, so daß sie, vielleicht ohne es sich mit Bestimmtheit bewußt zu sein, hiedurch zugleich dem auf Schwulst und Bombast beruhenden falschen Geschmack der Zeit mächtig entgegenarbeiteten. Wie ihre Schriften auch bezüglich ihres Inhalts und ihrer Richtung wirkten, indem sie die Gemüthlichkeit anregten, die in dem ungemessenen Streben nach kunstgerechter Form und geistreicher oder auch bloß witziger Behandlung völlig untergegangen war, haben wir schon früher angedeutet (S. 226), so wie auch berichtet wurde, daß die Pietisten bald selbst in die Fesseln des dogmatischen Zwangs geriethen, die sie anfänglich bekämpft hatten, weshalb auch nur die ersten Verkündiger der Richtung, Spener und Arnold, zu nennen sind, da zudem ihre späteren Nachfolger auch in Bezug auf die Darstellung entarteten und sich in eine süßliche, gesuchte und sich stets gleichbleibende Manier verirrten, bei welcher die Einfalt nur scheinbar und im Uebermaße affektirt war. Philipp Jakob Spener, der später als Kanzelredner noch zu erwähnen ist, hat mehrere belehrende Schriften erbaulichen Inhalts geschrieben, in welchen sich sein sanftes und frommes Wesen in der vollsten Innigkeit abspiegelt. Am bedeutendsten sind darunter die „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" (1675), so wie die „Theologischen Bedencken" (4 Thle. Halle 1700—1702), eine Sammlung von Briefen und anderweitigen Schreiben über die mannigfaltigsten religiösen und kirchlichen Verhältnisse, wobei er auch oft Gelegenheit nimmt, über bedeutende in der Geschichte der Kirche hervorragende Männer sein Urtheil auszusprechen, das immer mild, wenn auch bezeichnend und tief eindringend ist. Sein jüngerer Freund Gottfr. Arnold, den wir schon als bedeutenden Geschichtschreiber haben kennen lernen, hat einige religiös-philosophische Werke geschrieben, deren tiefgefühlter Inhalt von der edlen Sprache in würdiger Weise getragen wird; es sind dies namentlich die „Göttlichen Liebesfuncken" (Leipz. 1697), „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" (Lpz. 1700), und die „Wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben" (Frankf. 1696), welches Werk jedoch eine historische Grundlage hat.

Einen weiteren Schritt wagte Christian Thomasius, welcher den Gebrauch der Muttersprache in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände und für den gelehrten Unterricht dringend anempfahl, ja geradezu verlangte, ein Schritt, der nicht nur auf die wissenschaftlichen Bestrebungen selbst, so wie auf die allgemeine Bildung den heilsamsten Einfluß ausübte, sondern zunächst für Sprache und Darstellung höchst bedeutsam wurde, da mit der umfassenderen Aufgabe auch die bis dahin verborgenen Mittel hervorgezogen wurden und die Sprache allmählich einen immer größern Reichthum in Ausdruck und Satzbil-

dung, und eine stets wachsende Beweglichkeit gewann. Doch blieb auch jetzt noch das Lateinische als Sprache der Wissenschaft vorherrschend und nur wenige Fachgelehrte brachten es über sich, dem pedantischen Herkommen zu entsagen; auch hätten es viele wohl selbst bei dem besten Willen nicht vermocht, ihre Gedanken mit Klarheit in deutscher Sprache darzustellen, weil sie ihnen nur als Mittel der gewöhnlichsten Unterhaltung bekannt war. So sind unter den Philosophen nur Gottfried Wilhelm von Leibnitz, und dieser nur in sehr beschränktem Maße, und sodann Christian von Wolff als solche zu nennen, welche sich in der Behandlung theils des Gesammtgebiets der Philosophie, theils einzelner philosophischen Gegenstände der deutschen Sprache bedienten. Schon vor ihnen hatte übrigens der Wolfenbüttelsche Hof-, Consistorial- und Kammerrath Justus Georg Schottel in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Suchende" (1612—1676) einen recht glücklichen Versuch im Gebrauch der Muttersprache für philosophische Erörterung gemacht; in seiner „Ethica, Sitten- oder Wollebenskunst" (Wolfenb. 1669) strebt er nicht ohne Erfolg, der Moral eine wissenschaftliche Begründung zu geben, so daß ihm bis auf Wolff herab kein Anderer an die Seite gesetzt werden kann; es ist das Werk auch in einer so reinen und kräftigen Sprache geschrieben, wie lange nachher kein wissenschaftliches Buch mehr aufwies. Die wissenschaftliche Theologie wurde nur von Spener in deutscher Sprache behandelt, das Staatsrecht zuerst und beinahe allein von Veit Ludwig von Seckendorf („Teutscher Fürsten-Staat". Frankf. 1665. „Christen-Staat". Lpz. 1706). Dagegen wurden wissenschaftliche Fragen allgemeinerer Natur oder einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften ziemlich häufig in deutscher Sprache erörtert, und es sind namentlich Schriften moralischen und religiösen Inhalts in nicht geringer Anzahl vorhanden. Hieher gehören außer Harsdörffers schon erwähnten „Gespräch-Spielen" (S. 412) auch ganz oder zum Theil einige schon früher berührte Männer, wie Moscherosch, Schupp, Grimmelshausen, Butschky und Abraham a S. Clara, deren Schriften wir jedoch ungeachtet ihrer belehrenden Absicht wegen ihrer Form bei einem andern Abschnitt behandelt haben. Neben diesen werden aber außer Christian Scriver nur noch zwei Mystiker zu erwähnen sein, nämlich J. G. Gichtl aus Regensburg (1638—1710), einer der bedeutendsten Schüler Jac. Böhme's, dessen „Theologia Practica. Halten und Kämpfen ob dem heiligen Glauben" öfters gedruckt wurde, und der uns schon bekannte Quirinus Kuhlmann („Neubegeisterter Böhme, begreiffend hundert funfzig Weissagungen 2c. und mehr als 1,000,000,000 Theosophische Fragen" Leiden 1674).

Der Vorgang Alb. Dürers, auch die Kunst in deutscher Sprache zu behandeln, fand erst spät Nachahmung, und auch da ist nur Joachim von Sandrart aus Frankfurt (1606—1688) zu erwähnen, dessen „Teutsche Akademie der edlen Bau- Bild- und Mahlerey-Kunst" (2 Bde. Fol. Nbg. 1675 ff.) jedoch mehr wegen ihrer vortrefflichen Kupfer und des tüchtigen Inhalts, als wegen der Darstellung berühmt geworden ist. Sehr zahlreich sind dagegen die Schriften über die Poesie und zwar zunächst über die deutsche Dichtkunst, welche sämmtlich aber beinahe nur die äußerliche Gestaltung, die Versbildung ausführlicher behandeln, während das eigentliche Wesen der Poesie und ihrer verschiedenen Gattungen nur oberflächlich und meistens mit großer Unklarheit berührt wird. Daß die „Deutsche Poeterey" von Opitz die erste und einflußreichste Schrift dieser Art war, haben wir schon früher bemerkt (S. 227); auch Aug. Buchners ausführlichere Behandlung der Opitzischen Grundsätze wurde schon erwähnt (S. 232). In demselben Sinne schrieben ferner J. Peter Titz („Von der Kunst hochdeutsche Verse zu machen. Danzig 1642), Justus G. Schottel („Deutsche Vers- oder Reimkunst" Frankf. 1656), und And. Tscherning („Unvorgreiffliches Bedencken über etliche mißbräuche in der Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey" Lüb. 1659). Seine eigenthümlichen Ansichten trug Phil. von Zesen in dem „Hochdeutschen Helikon" (Wittenb. 1640) vor, den Schwanenorden repräsentirt Balth. Kindermann („Kurandors deutscher Poet" Wittenberg 1664) und die Ansichten der Pegnitzschäfer wurden von G. Ph. von Harsdörffer, („Poetischer Trichter" 2 Thle. Nbg. 1647—48) Sigm. v. Birken („Deutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst" Nbg. 1679) und zum Theil von Magnus Dan. Omeis (Anleit. zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst" Alt. 1704) vertreten. Unter den Späteren ist wieder vor allen Chr. Weise zu nennen („Curiöse Gedancken von deutschen Versen" Lpz. 1691), der den Gegenstand in dem schon besprochenen Geiste darstellte; und von dessen Nachfolgern verdient Dan. Georg Morhofs „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie" Kiel 1682, der zugleich auch einen der ersten Versuche einer Literaturgeschichte enthält, rühmliche Erwähnung, während in Chr. Hunolds Machwerk („Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" von Menantes), zu welchem übrigens Erdm. Neumeister die Grundlage gegeben hatte, die Bestrebungen Weises nach Natürlichkeit bis zur plattesten Gemeinheit verzerrt werden.

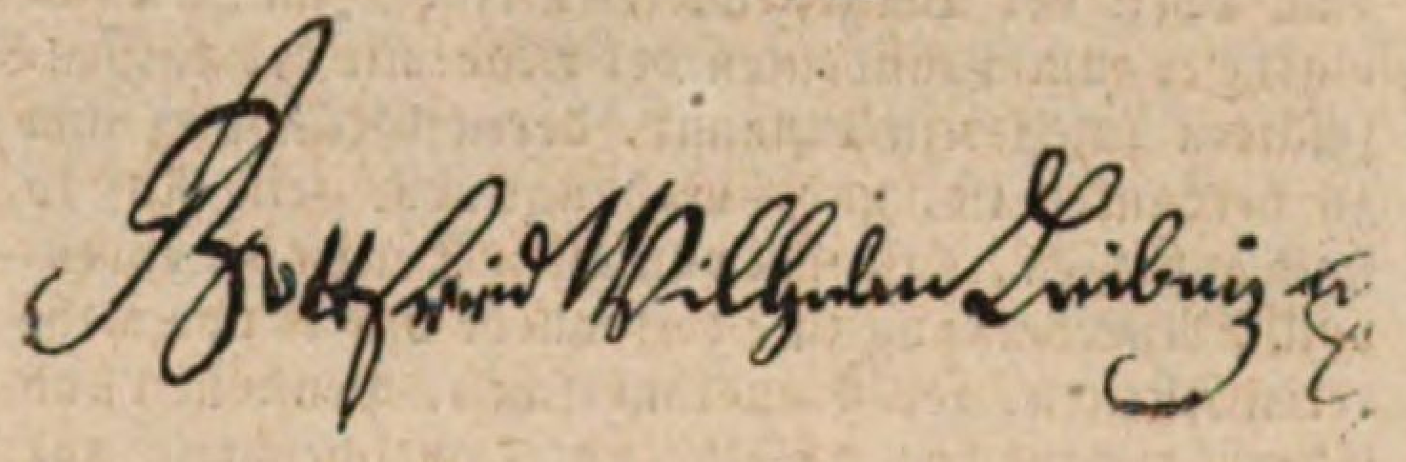
Alle diese Anweisungen zur Poetik wie zur Rhetorik waren, wie schon gesagt, nur auf das rein Aeußerliche der Darstellung gerichtet, von einem tiefern Eindringen in das Wesen der Kunst war nirgends eine Spur, kaum wurde der Gegenstand vorübergehend berührt, und wenn dies doch der Fall war, so geschah es mit ängstlicher Scheu in der hastigsten Eile und in den allgemeinsten Ausdrücken. Aber auch in dieser Beziehung wurde gegen das Ende des 17. Jahrh. durch die Gründung kritischer Zeitschriften in deutscher Sprache ein großer Schritt gethan, den wir wiederum dem trefflichen Thomasius zu verdanken haben, von dessen Thätigkeit in dieser Richtung wir unten ausführlicher berichten werden. Sein Vorgang fand bald Nachahmung, aber es erreichten ihn weder J. J. v. Ryssels „Freymüthige Gedancken über allerhand Bücher" (Halle 1690), noch Wilh. Ernst Tenzels „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern" (Lpz. 1689—1698), noch selbst J. G. Eccards „Monatlicher Auszug aus allerhand Büchern" (Hannover 1701—03), welchen sogar Leibnitz durch Beiträge unterstützte. Am besten und einflußreichsten waren die von dem späteren Halleschen Professor, Geheimenrath Nic. Hieron. Gund-

ling noch als Student herausgegebenen „Neuen Unterredungen, darinnen über allerhand Bücher raisonniret wird" (Lützen 1702), der später auch die von W. Türck unter dem Titel „Neue Bibliothec" begonnene Fortsetzung von Tetzels „Unterredungen" vom 13. Thle. an übernahm.

Der Anleitungen zur schönen Darstellung in Prosa im Allgemeinen und zur Beredtsamkeit insbesondere erscheinen weit weniger, und diese stehen auch im Allgemeinen tiefer als die Anleitungen zur Verskunst. Das Bedeutendste ist von Chr. Weise („Politischer Redner" Lpz. 1677. „Neu erläuterter polit. Redner" Ebd. 1685), der sich jedoch in zu viel pedantische und geschmacklose Einzelnheiten verliert, die ihm aber guten Theils von der Zeit aufgedrungen waren. Am häufigsten erscheinen die Anleitungen zum Briefschreiben, unter denen die von Caspar von Stieler („Der allzeit fertige Secretarius" Nbg. 1680) eine der frühesten, die von Chr. Weise („Curieuse Gedancken von deutschen Briefen" Dresden 1691), die von Benj. Neukirch („Unterricht von deutschen Briefen" Lpz. 1707) die berühmtesten, die verschiedenen Briefsteller von Aug. Bohse (Talander) und Chr. Fr. Hunold (Menantes) die geschmacklosesten waren.

Weitaus bedeutender sind die mannigfaltigen Arbeiten über die Sprache, welche zum Theil von der Fruchtbringenden Gesellschaft angeregt wurden, was jedenfalls ihr höchstes, aber auch beinahe einziges Verdienst ist. Zu diesen gehören namentlich die Werke des Rectors Chr. Gueintz in Halle (1592—1650), welcher im Palmenorden „Der Ordnende" hieß („Deutscher Sprachlehre Entwurf" Köthen 1641; über seine Rechtschreibung S. 222) und von Just. G. Schottel, neben dessen umfangreichem Werk („Ausführliche Arbeit von der deutschen Haupt-Sprache" Braunschw. 1663), das lange in hohem Ansehen stand und historisch auch jetzt noch von Wichtigkeit ist, endlich noch die gründliche Arbeit Joh. Bödikers („Grundsätze der deutschen Sprache" Cöln an der Spree 1690) zu nennen ist. Sehr häufig wurden einzelne Theile der Grammatik behandelt, insbesondere die Orthographie, wobei freilich jeder neue Grundsätze vorbrachte, die natürlich nur beschränkte oder vorübergehende Aufnahme und Nachahmung fanden. Die bedeutendsten Werke dieser Art sind die von Ph. von Zesen („Hochdeutsche Sprachübung" Hamb. 1643; „Rosen-mand" Ebd. 1651, in welchem er sich auch über den Ursprung der Sprache in seiner wunderlichen Weise verbreitet. Diesen Bestrebungen ist ferner der erste Versuch zu einem Wörterbuch der deutschen Sprache in größerem Maßstabe anzureihen, welchen Caspar von Stieler, im Palmenorden „der Spate", unternahm („Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz" Nbg. 1691), ein Werk voll des sorgfältigsten Fleißes, das aber bei seiner willkürlichen Anordnung nur schwer zu gebrauchen ist. Endlich haben wir noch von J. Augustin Egenolf (1683—1726) eine „Historie der deutschen Sprache" (2 Thle. Lpz. 1716—1720), welche freilich sehr unvollkommen ist, aber doch von fleißiger Forschung zeugt.





Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz.

Während die bedeutendsten philosophischen Schriftsteller der Engländer (Bacon, Hobbes, Locke, Reid, Shaftesbury), der Franzosen (Montaigne, Charron, Bodin, Descartes, Pascal, Condillac, Malebranche, Bayle, Helvetius und überhaupt die Encyklopädisten, Cousin) und selbst der Italiener (Vico, Romagnosi) sich zugleich als ausgezeichnete Stylisten um die Hebung ihrer Muttersprache verdient gemacht haben, müssen wir tief beklagen, daß die unsrigen entweder in fremder Sprache schrieben oder, daß sie, wenn sie sich der Muttersprache bedienten, dieselbe in unverantwortlicher Weise verunstalteten. Dies gilt namentlich von unsern Tagen, jenes war besonders in den früheren Zeiten der Fall, und so kann die Geschichte der deutschen Literatur, welche vor allem auf die Schönheit der Darstellung Rücksicht zu nehmen hat, nur die Namen weniger Philosophen aufnehmen, und wo sie es thut, geschieht es weniger darum, weil deren Werke wegen der vollendeten Form ausgezeichnet zu werden verdienen, als weil sie durch die darin niedergelegten Ideen Einfluß auf die weitere Entwickelung der Literatur hatten, oder weil es unter den angegebenen Umständen schon als ein großes Verdienst erscheint, wenn sie überhaupt nur in der Muttersprache geschrieben haben. Beides ist bei dem großen Manne der Fall, den wir jetzt zu besprechen haben, denn beinahe die gesammte Literatur des 18. Jahrhunderts ist von seinem Geiste durchdrungen, was sich bis auf einzelne Gedichte nachweisen läßt, und er hat wenigstens Einzelnes in der Muttersprache geschrieben.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, geboren den 3. Juli 1646 in Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte war, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, deren Universität er schon in seinem 15. Jahre bezog, die er zwei Jahre darauf mit der zu Jena vertauschte. Er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, sich zugleich aber neben andern vielseitigen Studien vorzüglich dem der Philosophie mit dem feurigsten Eifer gewidmet. Da man ihm in Leipzig, wohin er 1664 zurückgekehrt war, wegen seiner zu großen Jugend die Doctorwürde nicht ertheilen wollte, ging er nach Altorf, wo er nicht nur unter großem Beifall promovirte (1666), sondern sogar das Anerbieten eines Lehrstuhls erhielt, welches er jedoch ausschlug. Er machte jetzt größere Reisen, zum Theil in Staatsangelegenheiten, und hielt sich namentlich längere Zeit in Paris und London auf. Im J. 1676 zum Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover ernannt, entwickelte er in dieser Stellung die vielseitigste und erfolgreichste Thätigkeit. Da er beauftragt worden war, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, reiste er im J. 1687 nach Wien und Italien, um Archive und Bibliotheken zu benutzen. Von den lateinisch geschriebenen Werken, welche die Frucht seiner unabläßigen Forschungen waren, erwähnen wir nur die Sammlung von Schriftstellern zur Aufhellung der Geschichte Braunschweigs, weil sich darin auch ältere deutsche Schriftsteller aufgenommen finden, die er zum Theil der Vergessenheit entriß. Im J. 1700 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt, deren Gründung ihm zu verdanken ist, und überhaupt war sein Ruf so hoch gestiegen, daß ihm von allen Seiten die ehrenvollste Anerkennung zu Theil wurde und er von mehreren Fürsten, selbst ausländischen, Pensionen und Ehrenbezeigungen erhielt, unter welchen wir nur die erwähnen, daß er 1711 vom Kaiser zum Freiherrn und Reichshofrath ernannt wurde. Er starb an einem Gichtanfall zu Hannover am 14. Nov. 1716.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die umfassende Wirksamkeit des in beinahe allen Zweigen des Wissens hervorragenden Mannes zu schildern, der an Umfang der Gelehrsamkeit, Gründlichkeit der Forschung, Tiefe und Schärfe des Denkens wenige seines Gleichen hat, und der zudem mit der feinsten Weltbildung einen an den Mustern der Alten und Neuern gereiften Geschmack besaß. Wir haben nur das tiefe Bedauern auszudrücken, daß er diese großartigen Eigenschaften, die sich auf glänzende Weise in seinen zahlreichen lateinischen und französischen Schriften kund geben, nicht auch in einer größeren Reihe von deutschen Werken niedergelegt hat. Wie mächtig sein Vorgang hätte werden müssen, wenn er seine größeren Werke in der Muttersprache geschrieben hätte, können wir schon aus den wenigen deutschen Schriften ahnen, die wir von ihm besitzen und die zum größten Theile erst nach seinem Tode gedruckt wurden, so daß also auch diese wenigen auf die Entwickelung der deutschen Sprache von keinem Einfluß sein konnten. Es wäre zu wenig gesagt, wenn man bloß behaupten wollte, daß sie Alles, was seine Zeitgenossen geschrieben, an Klarheit und Bestimmtheit weit übertreffen, und daß sie zum Theil von einer überraschenden Reinheit sind (in einigen, namentlich in den Briefen läßt er sich offenbar von der damaligen Manier hinreißen); was wir an seiner Darstellung bewundern, und worin er noch jetzt als Muster gelten kann, ist die Lauterkeit und Kraft des Sprachgefühls, das uns den sichersten Beweis gibt, daß Leibnitz nicht nur aus den bessern Schriften der früheren Zeiten, sondern auch unmittelbar aus der lebendigen Sprachquelle, aus dem Volke schöpfte, was wiederum ein bedeutsames Licht auf den seltenen Mann wirft. Wie allseitig er die Muttersprache erforscht hatte, ersehen wir aus seinem vortrefflichsten und bekanntesten Aufsatz „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache", welchen er um das J. 1697 schrieb, wo er unter andern die Bemerkung macht, daß die deutsche Sprache, soweit sie vom Volke habe ausgebildet werden können, keiner andern nachstehe, daß dagegen die Seiten derselben, welche nur von dem Gelehrten oder dem Hofmanne entwickelt werden konnten, das heißt die Sprache der Wissenschaft und die des gesellschaftlichen Tons im Zustande der Rohheit verblieben seien, weil der Gelehrte und der Hofmann sich fast nur des Lateins oder anderer fremden Sprachen bedient hätten. Was das Volk erreicht habe, das wäre aber auch jenen sehr wohl möglich gewesen, wenn sie anders gewollt hätten. Die „Unvorgreiflichen Gedanken" sind freilich selbst in einer noch ziemlich steifen Sprache abgefaßt, was wohl der Eile zugeschrieben werden muß, in welcher sie geschrieben wurden (Leibnitz hatte sie nach seiner eigenen Aeußerung in ein paar Tagen entworfen), und wahrscheinlich hatte er den Aufsatz nicht wieder des Styles wegen durchgesehen, was er sonst wohl that; dagegen sind andere Aufsätze, denen er offenbar auch weit mehr Aufmerksamkeit widmete, durchaus vortrefflich, und wir tragen kein Bedenken, die mitgetheilte Abhandlung „Von der Weisheit" als ein Muster philosophischer Darstellung zu empfehlen, aus dem recht ersichtlich wird, wie auch die tiefsten Gedanken in faßlicher, klarer und abgerundet schöner Sprache dargestellt werden können.

Von der Weisheit.

Weisheit ist nichts anders, als die Wissenschaft der Glückseligkeit, so uns nemlich zur Glückseligkeit zu gelangen lehret.

Die Glückseligkeit ist der Stand einer beständigen Freude. Wer glückselig ist, empfindet zwar seine Freude nicht alle Augenblicke, denn er ruhet bisweilen vom Nachdenken, wendet auch gemeiniglich seine Gedanken auf anständige Geschäfte. Es ist aber genug, daß er in Stand ist, die Freude zu empfinden, so oft er daran denken will, und daß inzwischen daraus eine Freudigkeit in seinem Thun und Wesen entstehet.

Die gegenwärtige Freude macht nicht glücklich, wenn kein Bestand dabei, und ist vielmehr derjenige unglückselig, der um kurzer Freude willen, in lange Traurigkeit verfällt.

Die Freude ist eine Lust, so die Seele an ihr selbst empfindet. Die Lust ist die Empfindung einer Vollkommenheit oder Vortreflichkeit, es sey an uns oder an etwas anders; denn die Vollkommenheit auch fremder Dinge ist angenehm, als Verstand, Tapferkeit und sonderlich Schönheit eines andern Menschen, auch wohl eines Thieres, ja gar eines leblosen Geschöpfes, Gemäldes oder Kunstwerkes.

Denn das Bild solcher fremden Vollkommenheit in uns eingedrücket, macht, daß auch etwas davon in uns selbst gepflanzet und erwecket wird, wie denn kein Zweifel, daß wer viel mit treflichen Leuten und Sachen umgehet, auch davon vortreflicher werde.

Und obschon bisweilen fremde Vollkommenheiten uns

mißfallen, als zum Exempel, der Verstand oder die Tapferkeit eines Feindes, die Schönheit eines Mitbuhlers oder Glanz einer fremden Tugend, die uns verdunkelt oder beschämet, so geschieht es doch nicht aus der Vollkommenheit an ihr selbst, sondern wegen des Umstandes, dadurch uns Ungelegenheit entstehet, und wird alsdann die Süßigkeit der ersten Empfindung einer fremden Vollkommenheit durch den Erfolg und die Bitterkeit des Nachdenkens ausgethan und verderbet.

Man merket nicht allezeit, worin die Vollkommenheit der angenehmen Dinge beruhe, oder zu was für einer Vollkommenheit sie in uns dienen, unterdessen wird es doch von unserm Gemüthe, obschon nicht von unserm Verstande, empfunden. Man sagt ins gemein: es ist, ich weiß nicht, was, so mir an der Sache gefället, das nennet man Sympathie, aber die der Dingen Ursache forschen, finden den Grund zum öftern, und begreifen, daß etwas darunter stecke, so uns zwar unvermerket, doch wahrhafftig zu statten kommt.

Die Musik giebt dessen eines schönes Beyspiel. Alles was klinget, hat eine Bebung oder hin und her gehende Bewegung in sich, wie man an den Saiten siehet, und also was klinget, das thut unsichtbare Schläge; wenn solche nun nicht unvermerkt, sondern ordentlich gehen, und mit gewissen Wechsel zusammentreffen, sind sie angenehm, wie man auch sonst einen gewissen Wechsel der langen und kurzen Sylben und Zusammentreffen der Reimen bei den Versen beobachtet, welche gleichsam eine stille Musik in sich halten, und, wenn sie richtig, auch ohne Gesang angenehm fallen. Die Schläge auf der Trommel, der Takt und die Cadenz in Tänzen und sonst dergleichen Bewegungen nach Maaß und Regel haben ihre Angenehmheit von der Ordnung, denn alle Ordnung kommt dem Gemüthe zu statten, und eine gleichmäßige, obschon unsichtbare Ordnung, findet sich auch in den nach Kunst verursachten Schlägen oder Bewegungen der zitternden oder bebenden Saiten, Pfeiffen oder Glocken, ja selbst der Luft, so dadurch in gleichmäßige Regung gebracht wird, die denn auch ferner in uns vermittelst des Gehörs einen mitstimmenden Wiederschall machet, nach welchem sich auch unsre Lebensgeister regen. Daher die Musik so bequem ist, die Gemüther zu bewegen, obgleich insgemein solcher Hauptzweck nicht genugsam beobachtet noch gesucht wird.

Und ist nicht zu zweifeln, daß auch im Fühlen, Schmecken und Riechen die Süßigkeit in einer gewissen, obschon unsichtbaren, Ordnung und Vollkommenheit oder auch Bequemlichkeit bestehe, so die Natur darein geleget, uns und die Thiere zu dem, so sonst nöthig ist, zu reichen und daß also aller angenehmer Dinge rechter Gebrauch uns wirklich zu Statten komme, obschon durch Mißbrauch und Unmäßigkeit anderwärts ein weit größerer Schaden daraus zum öftern entstehen kann.

Vollkommenheit nenne ich alle Erhöhung des Wesens, denn wie die Krankheit gleichsam eine Erniedrigung ist und ein Abfall von der Gesundheit, also ist die Vollkommenheit etwas, so über die Gesundheit steiget; die Gesundheit aber selbst bestehet in Mittel und in der Waage, und leget den Grund zur Vollkommenheit.

Gleichwie nun die Krankheit herkommet von verletzter Wirkung, wie solches der Arzneiverständige wohl bemerket, also erzeiget sich hingegen die Vollkommenheit in der Kraft zu wirken, wie denn alles Wesen in einer gewissen Kraft bestehet, und je größer die Kraft, je höher und freier ist das Wesen.

Ferner bei aller Kraft, je größer sie ist, je mehr zeiget sich dabei Viel aus einem und in einem, indem Eines viele außer sich regieret, und in sich vorbildet. Nun die Einigkeit in der Vielheit ist nichts anders, als die Uebereinstimmung, und weil eines zu diesem näher stimmet, als zu jenem, so fließet daraus die Ordnung, von welcher alle Schönheit herkommt, und die Schönheit erwecket Liebe.

Daraus siehet man nun, wie Glückseligkeit, Lust, Liebe, Vollkommenheit, Wesen, Kraft, Freiheit, Uebereinstimmung, Ordnung und Schönheit an einander verbunden, welches von Wenigen recht angesehen wird.

Wenn nun die Seele in ihr selbst eine große Zusammenstimmung, Ordnung, Freiheit, Kraft oder Vollkommenheit fühlet, und folglich davon Lust empfindet, so verursachet solches eine Freude, wie aus allen diesen und obigen Erklärungen abzunehmen.

Solche Freude ist beständig und kann nicht betrügen, noch eine künftige Traurigkeit verursachen, wenn sie von Erkenntniß herrühret, und mit einem Licht begleitet, daraus im Willen eine Neigung zum Guten, das ist die Tugend entstehet.

Wenn aber die Lust und Freude so bewandt, daß sie zwar die Sinnen, doch aber nicht den Verstand vergnüget, so kann sie eben so leicht zur Unglückseligkeit, als zur Glückseligkeit helfen, gleichwie eine wohlschmeckende Speise ungesund sein kann.

Und muß also die Wollust der Sinnen nach den Regeln der Vernunft, wie eine Speise, Arznei oder Stärkung gebraucht werden. Aber die Lust, so die Seele an sich selbst, nach dem Verstand, empfindet, ist eine solche gegenwärtige Freude, die uns auch vors Künftige bei Freude erhalten kann.

Daraus denn folget, daß nichts mehr zur Glückseligkeit diene, als die Einleuchtung des Verstandes und Uebung des Willens, allezeit nach dem Verstande zu wirken, und daß solche Erleuchtung sonderlich in der Erkenntniß derer Dinge zu suchen, die unsern Verstand immer weiter zu einem höhern Licht bringen können, dieweilen daraus ein immerwährender Fortgang in Weisheit und Tugend, auch folglich in Vollkommenheit und Freude entspringet, davon der Nutzen auch nach diesem Leben in der Seele bleibet.

Was das für Dinge seien, deren Erkenntniß einen solchen glücklichen Fortgang verursachet, erfordert eine eigene Ausführung; inzwischen kann man sagen, daß Niemand leichter zu einer hohen Staffel der Glückseligkeit steigen könne, als hohe Personen, und doch Niemand in der That, wie Christus uns selbst gesaget, schwerlicher dazu gelange, als eben sie. Dessen Ursache ist, daß sie zwar viel Gutes thun können, aber selten ihre Gedanken darauf richten.

Denn weilen sie stets Gelegenheit zu sinnlichen Ergötzungen haben, so werden sie gewohnt, ihre Freude meist in der Wollust zu suchen, so vom Leib herrühret, und wenn sie sich hoch schwingen, so suchen sie doch mehr Lob und Ehre bei Andern, als eine wahre Vergnügung bei sich selbsten. Daher wenn die Wollust des Leibes durch Krankheiten, und der Ruhm durch Unglücksfälle abgehet, da höret der Selbstbetrug auf und sie finden sich unglücklich.

Sie haben von Jugend auf dem Trieb äußerlicher Dinge gefolget, wegen der Lust, so sie dabei gefunden, zumal weil es Anfangs etwas beschwerlich ist, diesem Strom zu widerstehen; haben also großen Theils die Freiheit des Gemüths verloren.

Daher es ein Großes, wenn eine Person sich selbst auch in Krankheit, Unglück oder Verachtung vergnüget; und zwar, wenn sie sich zufrieden geben kann nicht nur aus Noth, weil man siehet, daß es so seyn muß, welcher Trost nichts anders ist, als wenn man einen Schlaftrunk einnimmt, um die Schmerzen nicht zu empfinden, sondern durch Erweckung in sich selbst eine große Freude, so diese Schmerzen und Unglücksfälle überwindet. Solche Freude, welche der Mensch sich allezeit selbst machen kann, wenn das Gemüth wohl beschaffen, bestehet in Empfindung einer Lust an ihm selbst, und an seinen Gemüthskräften, wenn man in sich eine starke Neigung und Fertigkeit zum Guten und zur Wahrheit fühlet, sonderlich vermittelst der gründlichen Nachricht, die uns ein erleuchteter Verstand darstellet, also daß wir den Hauptquell, Lauf und Endzweck aller Dinge, und unglaubliche Vortrefflichkeit der Alles in sich begreifenden, höchsten Natur erfahren, und dabei über die Unwissenden empor gehoben werden, gleich als ob wir aus den Sternen herab

in die irdischen Dinge unter unsern Füßen sehen könnten. Zumal wir endlich daraus gar erlernen, daß wir Ursach haben, über alles, so bereits geschehen, und auch das noch geschehen soll, uns zum höchsten zu freuen, doch, daß wir gleichwohl suchen, was noch nicht geschehen, so viel an uns, auf das Beste zu richten. Denn das ist eines der ewigen Gesetze der Natur, daß wir der Vollkommenheit der Dinge und der daraus entstehenden Lust nach Maaß unsrer Erkenntniß, guter Neigung und vorgesetzten Beitrags genießen werden.

Wenn nun eine hohe Person dieses erlanget, also daß sie auch mitten in allem Ueberfluß und Ehren dennoch ihre große Vergnügung findet in den Wirkungen ihres Verstandes und ihrer Tugend, die halte ich doppelt für hoch. Vor sich, wegen dieser ihrer Glückseligkeit und wahren Freude, für Andere aber, weil ganz gewiß, daß diese Person wegen ihrer Macht und Ansehens kann und wird auch vielen andern Licht und Tugend mittheilen, indem eine solche Mittheilung eine Rückstrahlung auf sie selbst machet, und die, so dergleichen gemeinsamen Zweck haben, in Untersuchung der Wahrheit, Erkenntniß der Natur, Vermehrung menschlicher Kräfte und Beförderung ihres gemeinen Besten einander helfen und neues Licht geben können.

Erscheinet also die hohe Glückseligkeit hoher und dabei erleuchteter Personen daraus, daß sie zu ihrer Glückseligkeit so viel thun können, als wenn sie tausend Hände und tausend Leben hätten, ja als wenn sie tausendmal so lange lebten, als sie thun. Denn so viel ist unser Leben für ein wahres Leben zu schätzen, als man darin wohlthut. Der nun viel wohlthut in kurzer Zeit, der ist dem gleich, so tausendmal länger lebet; welches bei denen statt findet, so machen können, daß tausend und aber tausend Hände mit ihnen wirken, dadurch in wenig Jahren mehr Gutes geschehen kann zu ihrem höchsten Ruhm und Vergnügen, als sonst viel hundert Jahre nicht bringen könnten.

Die Schönheit der Natur ist so groß, und deren Betrachtung hat eine solche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Regung, so daraus entstehen, haben so herrlichen Nutzen bereits in diesem Leben, daß, wer sie gekostet, alle andern Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet. Thut man aber noch dazu, daß die Seele nicht vergehet, so daß jede Vollkommenheit in ihr Bestehen und Frucht bringen muß, so siehet man erst recht, wie die wahre Glückseligkeit, so aus Weisheit und Tugend entstehet, ganz überschwenglich und unermeßlich sey über alles, das man sich davon einbilden möchte.

Christian Thomasius.



Obgleich in jeder Beziehung dem großen Leibnitz weit untergeordnet, hat Christian Thomasius für die deutsche Literatur doch eine weit höhere Bedeutung erlangt, weil er das rechte Wort zur rechten Zeit aussprach und das Mittel angab, welches allein zum Zwecke führen konnte. Christian Thomasius oder eigentlich Thomas, wie er sich selbst schrieb, wurde am 12. Januar 1655 zu Leipzig geboren. Von seinem Vater, welcher Rector der Thomasschule war, in seinen Studien geleitet, bezog er schon im 15. J. die Universität seiner Vaterstadt und wurde im 17. Baccalaureus, im 18. Magister. Weil Leipzig wenig für die Rechtswissenschaft darbot, welcher er sich gewidmet hatte, ging er 1675 nach Frankfurt a. d. O., wo er jedoch seine Erwartung, bessere Lehrer anzutreffen, betrogen fand, weshalb er sich entschloß, selbst als Docent aufzutreten. Nachdem er im J. 1679 Doctor der Rechte geworden war und eine Reise nach Holland gemacht hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er sich zuerst der juristischen Praxis widmete, dann aber an der Universität Vorlesungen zu halten begann. Da er aber dem herrschenden Unwesen und gelehrten Pedantismus mit aller Entschiedenheit entgegentrat und er sich zugleich die orthodoxe Geistlichkeit dadurch zu Feinden machte, daß er sich den Pietisten anschloß, griff diese zu den unwürdigsten Mitteln, um ihn zu verderben, und erwirkte nicht nur ein Verbot seiner Vorlesungen, sondern sogar auch einen Verhaftsbefehl gegen ihn, dem er sich durch die Flucht entzog. Er fand in Berlin Schutz und Anerkennung; der Kurfürst ernannte ihn zum Rath und ertheilte ihm die Erlaubniß, in Halle Vorlesungen halten zu dürfen (1690). Als 4 Jahre später die Universität gegründet wurde, erhielt er die Ernennung zum Professor der Rechte; 1709 ward ihm der Titel eines Geheimenraths zu Theil, und 1710 wurde er Director der Universität. Er starb am 23. Sept. 1728.

Wenn Leibnitz durch seinen Geist groß war, so wurde es Thomasius durch seinen Charakter. Sein ganzes Leben war nämlich „dem Kampf mit der Barbarei der Schulen, der Gesetze und der Gerichte gewidmet“, wie er denn unter Anderm auch gegen die Hexenprocesse erfolgreich auftrat. Er verlangte daher vor Allem freie Bewegung in der Wissenschaft, wie in der Kirche und im Staat*); und wenn er sich mit den Pietisten verband, so geschah es vornämlich deshalb, weil er auch sie gegen die Gewalt der Kirche im Kampf begriffen sah. Später, als diese aus Unterdrückten Unterdrücker wurden und die Philosophie verfolgten, trennte er sich wieder eben so entschieden von ihnen. Schon frühe hatte er erkannt, daß wenn „die Gelahrtheit als ein geschlossen Hand-

*) „Dieses eintzige (die Freiheit der Bewegung) ist es, das denen Holländern und Engeländern, ja denen Frantzosen selbst (vor der Verfolgung der Reformirten) so viel gelehrte Leute gezogen, da hingegen der Mangel dieser Freyheit die Scharffsinnigkeit der Italiäner und den hohen Geist der Spanier untergedruckt.“ (Neue Erfindung, anderer Menschen Gemüther zu erkennen, in d. Kl. Schrifften S. 421.)

werck" behandelt würde, „die Wahrheit ihre Zweige nicht weit austreiben könne" und daß die Abgeschlossenheit der Gelehrten und der Wissenschaft durch Nichts so sehr befördert werde, als durch den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache in gelehrten Büchern und bei dem höhern Unterrichte. Daher verlangte er, daß die deutsche Sprache in ihre Rechte eingesetzt werde, und bewies die Nothwendigkeit davon in einem „Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle" (Lpz. 1687). Es erregte ungeheueres Aufsehen, als er dieses Programm an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlagen ließ, „welches noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war", wie Luden in der Biographie des trefflichen Mannes sagt; noch mehr, als er die Vorlesungen, welche er durch dasselbe angekündigt hatte, in deutscher Sprache hielt. Sein Hauptbeweis lag in der Vergleichung der deutschen Gelehrten mit den französischen, der deutschen mit der französischen Bildung, indem er zeigte, daß auf der Einen Seite der geistlose Pedantismus der Gelehrsamkeit allen Werth und Nutzen raube, während sie auf der andern durch geschmackvolle Behandlung in der Muttersprache in weite Kreise sich verbreite. Daher räth er denn an, hierin die Franzosen nachzuahmen, statt ihnen in Kleidung, Sitten und andern Aeußerlichkeiten nachzuäffen. Das Programm ist zwar in einer breiten und geschmacklosen Sprache, aber mit Scharfsinn, Witz und mit Kraft der Ueberzeugung geschrieben, und es gewann hiedurch auch andere Gelehrte für die, wir möchten sagen, heilige Sache, während der größte Theil derselben die revolutionäre Neuerung mit einer bis zur Wuth gesteigerten Bitterkeit anfeindete. Noch größeres Entsetzen erregte es aber, als Thomasius im folgenden Jahre (1688) auch eine gelehrte Zeitung in deutscher Sprache erscheinen ließ („Monats-Gespräche" 1688—90), in welche er das ganze Feuer, die ganze Unerschrockenheit, die freie Gesinnung seines Wesens niederlegte. Die Absicht, die er bei der Herausgabe dieser Zeitung hatte, geht schon aus der Vorrede hervor, in welcher er dem Pedantismus, der Heuchelei und den gelehrten Gesellschaften unumwunden den Krieg erklärt; und in diesem Sinne sind die „Monatsgespräche" fortgesetzt. Zwar ist auch in ihnen die Sprache noch sehr mangelhaft, dagegen sind sie mit viel Laune und Witz geschrieben. Die Form, die für die Zeit wunderbar gut gehalten ist, gibt dem Verfasser Gelegenheit, die verständigsten Ansichten über die wichtigsten literarischen Fragen auszusprechen, und man muß oft erstaunen, wie gesund er über einzelne Gegenstände, z. B. über den Roman urtheilt, dessen künstlerische Bedeutung er tiefer fühlte, als mancher Kritiker der späteren Zeiten. Als die „Monatsgespräche" namentlich wegen seiner Uebersiedelung nach Halle eingegangen waren, ließ er später andere Zeitschriften erscheinen, aber sie blieben weit hinter der ersten zurück, und auch von den mancherlei Nachahmungen, die diese hervorriefen, ist ihr keine an Gehalt und Tüchtigkeit zu vergleichen. Der Funke aber, den Thomasius in sein Programm und seine Monatsgespräche gelegt hatte, erwuchs immer mehr und mehr zur erwärmenden und belebenden Flamme, und Thomasius wird immer als der würdige Vorläufer Lessings zu verehren sein.

Aus dem „Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen nachahmen solle?"

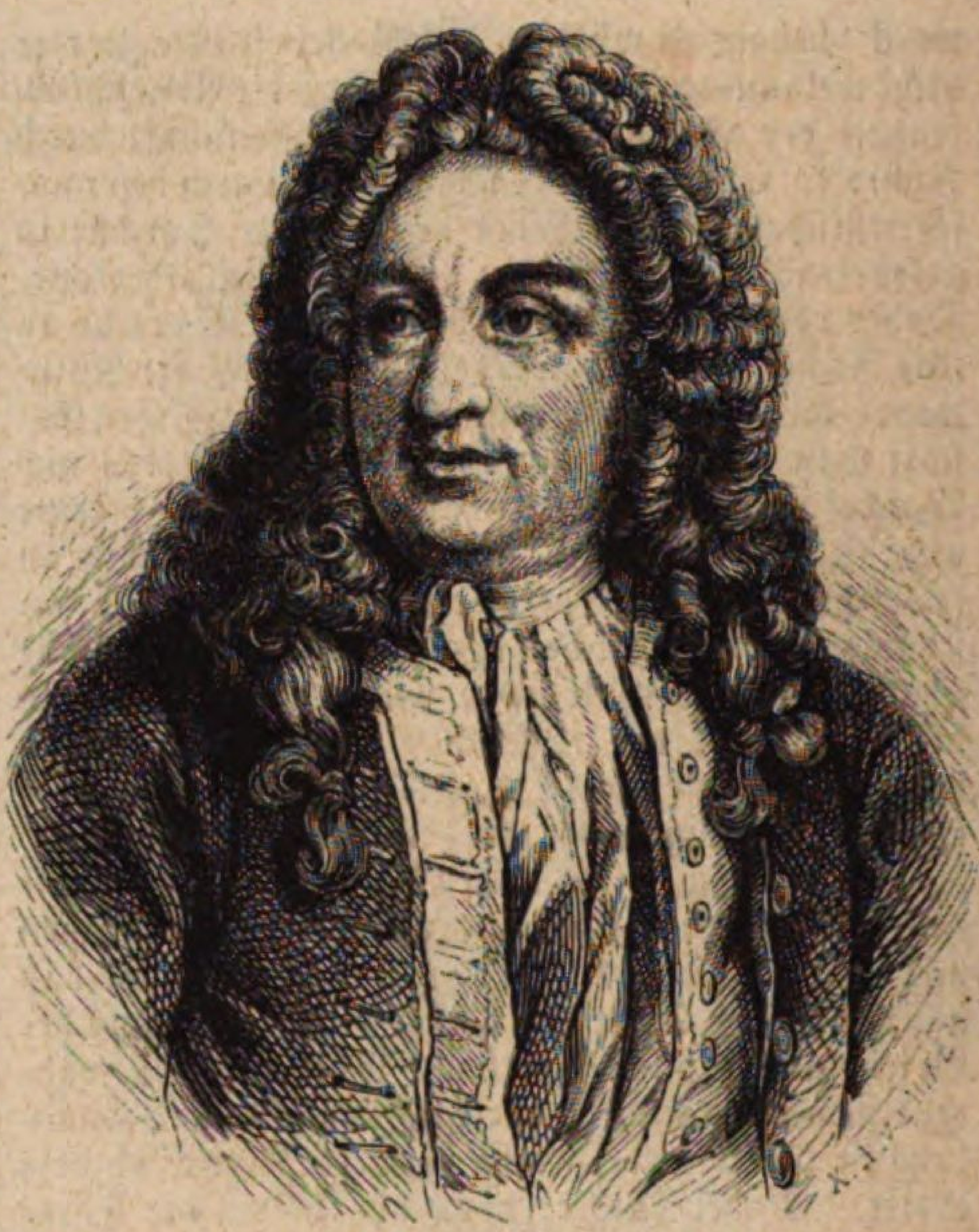
Was aber die Gelehrsamkeit betrift, so ist wohl kein Zweiffel, daß es heut zu tage unter denen Frantzosen mit denen Gelehrten auf das höchste kommen, in Ansehen dieselbigen durch die Magnificentz des Königs und die Hochachtung derer Grossen bey Hofe angefrischet, insgesamt embsig bemühet sind, anmuthige und nützliche Wissenschaften fortzupflantzen, und die unnöthigen Grillen derer Schulfüchse auszutilgen und aus dem Lande zu jagen. Petrus Ramus scheinet von den ersten mit gewesen zu seyn, der den Grund hierzu legen helffen. Und ob er wohl in seinem Haß wider den Aristotelem ein wenig die Gräntzen überschritten, auch seine Schriften eben für die vollkommesten nicht zu achten sind, so ist doch nicht zu läugnen, daß er zuerst das Hauptstück der Weltweißheit, welches einen Menschen anweiset, wie er seine Vernunft recht gebrauchen soll, von dem Unflat und Narrenpossen derer Schullehrer in Franckreich gesaubert, und so viel an ihm gewesen, sich äusserst bemühet, daß die Philosophie als ein taugliches Werckzeug derer höhern Wissenschaften gebraucht werden könne; wiewohl mit seiner größten Gefahr, ja mit Verlust seines Lebens. Ihme sind hierinne andere kluge Köpffe nachgefolget, und muß ich, nur eines einzigen Buchs zu erwehnen, gestehen, daß des Port Royal l'Art de penser, ob sie gleich durch und durch gantz Cartesianisch ist, dennoch sehr viel gute Sachen in sich begreiffe, und wohl verdiene, daß sie von einem, der in seinem Kopf ein wenig aufräumen will, mit Bedacht gelesen werde. Und was müßte ich für Zeit und Gelegenheit haben, wenn ich alle die gelehrten Frantzösischen Scribenten, welche die Mathematic, die Physic, die Sittenlehr und die hohen Facultäten mit vielen unvergleichlichen Schriften ausgeputzet haben, nur erzehlen wolte.

Dieses kan ich unangemerckt nicht lassen, daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Wercke mehrentheils in Frantzösischer Sprache herausgeben; sondern auch den Kern von denen Lateinischen, Griechischen, ja auch nach Gelegenheit Teutschen Autoren in ihre Mutter-Sprache übersetzen, denn dadurch wird die Gelahrsamkeit unvermerckt mit grossen Vortheil fortgepflantzet, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kan, und es sich nicht erst umb frembde Sprachen zu erlernen sauer werden lassen muß. Absonderlich ist an ihren versionen zu loben, daß hierzu sich Leute gebrauchen lassen, welche von männiglich für gelehrt und klug passiret werden müssen, auch beyder Sprachen, sowohl der Frantzösischen als der Griechischen oder Lateinischen, recht mächtig gewesen; und endlich nicht obenhin, wie die Schüler die argumenta zu machen pflegen, die Autores übersetzet, sondern mit guten Bedacht und scharffen Nachsinnen, so gar, daß mancher, der seine version öfters und fleißig übersehen, auch wohl in die zwantzig Jahr damit zugebracht, sich nicht verdriessen lassen, alles zu zerreissen und von fornen anzufangen, wenn ihm eine bessere methode gezeiget worden. — — — — — — — — — — — — —

Aber wir müssen uns auch unter uns umsehen, was es mit denen Gelehrten für eine Bewandniß habe. Es giebt ja noch in Teutschland gelehrte Leute, aber nicht so häuffig als in Franckreich, weil sich sehr viel von denen unsrigen auf die Abstractiones Metaphysicas derer Schul-Lehrer befleissigen (durch welche man weder dem gemeinen besten was nutzet, noch seiner Seelen Seligkeit befördert, und bey Welt-klugen Leuten mehr verhasst als beliebt sich machet,) oder die nöthigen Wissenschaften nur obenhin und ohne gründlichen Verstand, wie die Nonnen den Psalter lernen, und ist nichts neues, daß wenn zum Exempel ein gut Ingenium an statt der Trebern seinen Verstand mit vernünftigen Speissen nähren, und den Durandum de S Porciano etc. nicht für einen Heiligen passiren lassen, oder dem, was ihm in der Jugend fürgesungen werden, nicht nachpfeiffen will, selbiges in ja so scharffe Inquisi-

tiones fällt, als Petrus Ramus zu seiner Zeit, der sich für Königlichen Commissariis nachdrücklich defendiren mußte, daß er gelehret, man müßte die Logic definiren, und doch mit Mühe und Angst von derselben Inquisition erlediget wurde: oder wohl gar verketzert und aus heiligem jedoch unzeitigem Eyfer mit denen schimpflichsten Scheltworten beleget wird, wie etwan ein Geistlicher in Franckreich zu gedachten Rami Zeiten, der nach des Rami Lehre an statt Kiskis, Kankam, mischi; quisquis, quanquam, mihi etc. pronuncirte, von der Sorbone zu Pariß als einer, der eine Grammaticalische Ketzerey begangen hätte, seiner beneficien beraubet wurde. So ist auch offenbahr, daß wir in Teutschland unsere Sprache bey weiten so hoch nicht halten, als die Frantzosen die ihrige. Denn an statt, daß wir uns befleißigen solten, die guten Wissenschaften in Teütscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus, und bemühen uns die Lateinischen oder Griechischen Terminos Technicos mit dunckeln und lächerlichen Worten zu verhuntzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke, und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen in gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es aufs höchste kömmt, zu nichts mehr, als Historgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen oder deren höhern Facultäten Lehren und Grund-Regeln in selbigen vorzustellen. Denn wie viel sind unter uns, die da meynen, es sey die Wissenschaft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gelehrt seyn; ja ich wolte wetten, daß unter denen, so diesen meinen Discours lesen werden, fast die Helffte dieses ihre erste censur werden seyn lassen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich solchen nicht in Lateinischer Zunge verfertiget; so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten, der nur im geringsten in diesem Stück zu Beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wolte. Dannenhero auch kein Wunder ist, wenn es bey uns in Teutschland an guten Uebersetzungen mangelt. Zwar so viel die Frantzösischen Schriften betrift, dürffen wir eben die Exempel geschickter versionen so gar weit nicht holen, so von berühmten Männern nur bey ihren müssigen Nebenstunden verfertiget worden. Denn wer achtet die Dollmetschung Mosis Amyraldi von Unterscheid der Religionen, und Jean d'Espagne von allgemeinen Irrthümern, nicht für ein Meisterstück? Des Molinaei Seelen-Friede und anderer mehr anitzo zu geschweigen. Aber was Lateinische und Griechische Scribenten betrift, werden wir auch wohl einen einigen finden können, den wir ohne Praleren dem Vaugelas oder d'Ablancourt können dagegen setzen? Sind gleich unter uns einige, die hierzu nicht ungeschickt wären, so wäre es doch denenselben höchst vor übel zu halten, wenn sie mit so grossen Fleiß, als jene gethan, eine recht nette version ausarbeiteten, da man es ihnen doch kaum danck wissen, oder mit Mühe und Noth die Uebersetzung ungetadelt lassen würde. Die meisten Uebersetzungen derer Autorum Classicorum sind von Schulleuten verfertiget worden, die entweder aus itzt erwehnten Mangel guter Belohnung und daß sie öfters mehr famis sedandae als famae acquirendae gratia die Feder ergreiffen müssen, oder aber aus Mangel eines reinen und hochdeutschen Styli, als welchen man nicht in Schulen, sondern in Gesellschaft anderer Leute und Lesung anderer Bücher begreiffet, uns keine anmuthige version geben wollen oder können.

Christian Freiherr von Wolff.



Christian Wolff wurde am 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Bäckermeister, scheute keine Opfer, um dem talentvollen Sohne eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen; er ließ ihn das Gymnasium besuchen, wo sich schon seine Neigung zur Philosophie und Mathematik entwickelte. Nachdem er von 1699 an in Jena studirt hatte, ging er 1702 nach Leipzig, wo er im folgenden Jahre Magister wurde und Vorlesungen über seine Lieblingsfächer zu halten begann. Im J. 1707 als Professor der Mathematik und Naturlehre nach Halle berufen, erwarb er sich durch seine Vorträge, wie durch seine Schriften so großen Ruhm, daß er die ehrenvollsten Anträge nach Wittenberg, Leipzig und selbst St. Petersburg erhielt, die er jedoch ablehnte, weshalb er von dem Könige von Preußen zum Mitglied der Akademie in Berlin ernannt wurde und den Titel eines Hofraths erhielt. Aber nun begann der Neid einiger Collegen und die Unduldsamkeit der Pietisten sich zu regen; auf heimliche Verdächtigungen folgten öffentliche Anklagen, die mit so großer Geschicklichkeit und Ausdauer geführt wurden, daß sie endlich durchdrangen und Wolff als Religionsverächter, Ketzer, Gottesläugner, und wie die Beschuldigungen alle lauteten, von seiner Stelle entsetzt wurde, und er den Befehl erhielt, Halle und die preußischen Staaten bei Strafe des Strangs binnen 48 Stunden zu verlassen. Er fand jedoch Schutz bei dem Landgrafen von Hessen-Kassel, der ihn zum Hofrath und Professor in Marburg ernannte, und das Ausland beeiferte sich, ihm die ehrenvollste Anerkennung zu beweisen: er wurde Mitglied der Akademien in London, Paris und Stockholm; Peter der Große wollte ihn als Vicepräsident der Akademie von St. Petersburg dahin ziehen, und man suchte sogar, ihn wieder für Halle zu gewinnen; erst als Friedrich II. den Thron bestiegen hatte, ging er (1740) als Geheimerath, Professor des Naturrechts und Vicekanzler der Universität dahin zurück. Im J. 1743 wurde er zum Kanzler ernannt und 1745 von dem Kurfürsten von Bayern als Reichsvikar in den Freiherrnstand erhoben. Er starb den 9. April 1754.

Wolffs große Verdienste um die Philosophie sind hier nicht weiter zu berühren, nur so viel sei erwähnt, daß seine strenge, der Mathematik abgeborgte Methode einen weitgreifenden Einfluß auf die Behandlung sämmtlicher Wissenschaften hatte, da auch

sie nach der Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit streben mußten, die den Werth seiner Schriften so außerordentlich erhöhten. Was ihm aber auch eine bleibende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichert, das ist, daß er einen Theil seiner philosophischen Werke in deutscher Sprache schrieb, und diese mit der Klarheit und Bestimmtheit behandelte, die ein Grundzug seines Geistes war. Dieser seltenen Eigenschaft haben wir es auch zu verdanken, daß er sich bestrebte, für die Deutschen als solche und ohne Rücksicht darauf, ob sie gelehrt seien oder nicht, deutlich und verständlich zu schreiben und er daher die lateinischen Kunstwörter durch deutsche zu ersetzen suchte, was ihm in hohem Grade gelang, indem er hiebei eben so viel Einsicht als Geschmack bewies. Seine in deutscher Sprache geschriebenen Werke sind „Vernünftige Gedancken von den Kräften des menschlichen Verstandes" (Logik). Halle 1712; „Vernünftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" (Metaphysik). Frankf. u. Leipz. 1719; „Vernünftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen" (Moral). Halle 1720, und „Vernünftige Gedancken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen" (Halle 1721), welche sämmtlich vielfach aufgelegt wurden.

Aus den „Vernünftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen".

Eine Regel darnach wir verbunden sind, unsere freye Handlungen einzurichten, heisset ein Gesetze. Derowegen da wir verbunden sind nach der algemeinen Regel der freyen Handlungen dieselben einzurichten; so ist auch diese Regel ein Gesetze.

Insonderheit aber wird eine Regel ein Gesetze der Natur genennet, wenn uns die Natur verbindet, unsere freye Handlungen darnach einzurichten: gleichwie wir auch ein göttliches Gesetze heissen eine Regel, nach welcher uns GOtt unsere freye Handlungen einzurichten verbindet, und wiederum ein menschliches Gesetze eine Regel, darnach uns Menschen unsere freye Handlungen einzurichten verbinden.

Also entstehet der Unterscheid der Gesetze hauptsächlich aus der Verbindlichkeit, nachdem sie daher, oder dorther kommet. Derowegen wenn wir mehr als eine Verbindlichkeit haben, unsere freye Handlungen nach einer gewissen Regel einzurichten, z. E. wenn uns die Natur, GOtt und Menschen dazu zugleich verbinden, so ist diese einige Regel zugleich ein natürliches, göttliches und menschliches Gesetze.

Weil uns die Natur verbindet zu thun, was uns und unseren Zustand vollkommener machet, und zu unterlassen, was uns und unseren Zustand unvollkommener machet; so ist die Regel, thue, was dich und deinen Zustand vollkommener machet, und unterlaß, was dich und deinen Zustand unvollkommener machet, ein Gesetze der Natur. Da nun diese Regel sich auf alle freye Handlungen der Menschen erstrecket, so hat man kein anderes Gesetze der Natur mehr nöthig, sondern alle besondere Gesetze müssen daraus erwiesen werden auf die Art und Weise, wie schon erinnert worden. Und also ist diese Regel ein vollständiger Grund aller natürlichen Gesetze.

Wiederum, weil diese Regel wegen der Verbindlichkeit ein Gesetze wird, die Verbindlichkeit aber von der Natur kommet; so ist das Gesetze der Natur durch die Natur festgestellet worden, und würde stat finden, wenn auch gleich der Mensch keinen Oberen hätte, der ihn dazu verbinden könnte; ja es würde stat finden, wenn auch gleich kein GOtt wäre.

Und also irren diejenigen, welche ihnen einbilden, ein Atheist möge leben, wie er wolle, und werde auch alle Schandthaten und Laster in der That begehen, wenn er nur von bürgerlichen Strafen frey ist: denn dieses trift nur ein, wenn ein Atheist unverständig ist, und die Beschaffenheit der freyen Handlungen nicht recht einsiehet, daher bringet ihn eigentlich nicht die Atheisterey zum bösen Leben, sondern seine Unwissenheit und sein Irrthum von dem Guten und Bösen, aus welcher Quelle auch bey andern, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und unrichtiger Wandel entspringet.

IV. Rhetorische Prosa.

In einer Zeit, da das Volk entweder von den gräßlichsten Drangsalen eines langen mit Barbarei geführten Kriegs heimgesucht, oder von seinen Fürsten in entwürdigender Knechtschaft gehalten wurde, und die Theilnahme des Volks oder auch nur der bevorrechteten Stände an der Regierung der Staaten von den großen und kleinen Herrschern, die sich im Gefühl ihrer jungen Souverainetät Alles erlaubten, mit Gewalt zurückgedrängt wurde, konnte die Beredtsamkeit keine Blüthen treiben. Daß unter diesen Umständen die weltliche Rede nicht gedeihen konnte, ist an sich begreiflich, aber auch die geistliche Beredtsamkeit blieb von den unglücklichen Verhältnissen nicht unberührt, weil sie sich überhaupt nur an der Seite der weltlichen und von dieser getragen zur künstlerischen Vollendung erheben kann. Denn da die Beredtsamkeit ihrer ganzen Natur nach nur im lebendigen Kampfe der geistigen Kräfte erwachsen kann, ein solcher Kampf aber der kirchlichen Rede abgeht, so wird diese nie zu der Lebendigkeit und Beweglichkeit gelangen, die für einen mündlichen Vortrag unerläßlich ist, es wird ihr an Feuer, eindringlicher Kraft, selbst an wirksamer Vertheilung und Anordnung der Gedanken, mit einem Worte an allen den Eigenschaften fehlen, welche das eigentlichste Wesen einer Rede ausmachen, wenn sie sich nicht an der weltlichen Rede heranbilden kann. Dazu kam, daß die Träger der kirchlichen Beredtsamkeit, die Geistlichen, in ihrer überwiegenden Mehrheit entweder eine nur ganz mangelhafte oder gelehrt beschränkte Bildung hatten, welche sie vom Volke abschloß, und ihnen daher auch alle Möglichkeit raubte, die geistigen Bedürfnisse desselben wahrhaft zu erkennen. Daher waren die meisten Predigten der Zeit trockene und leblose Abhandlungen über irgend einen Glaubensartikel, über irgend einen Satz der christlichen Sittenlehre, deren geistloser Inhalt noch durch die rohe, geschmacklose Form und die oft gemeine *), beinahe aber immer unreine Sprache herabgedrückt wurde, denn die Kanzel war von dem allgemeinen Verderbniß der Sprache, namentlich von der Sprachmengerei, keineswegs frei geblieben. Nur einige Wenige waren von dem Geiste und dem Vorbild Joh. Arndts getragen, so daß ihre Predigten, so wenig sie auch das Gepräge ihrer Zeit verläugnen können, doch von größerem Geiste und namentlich von tieferer Gemüthlichkeit zeugen, so Joachim Lütkemann (1608—55),

*) „Selbst die bessern und beliebtern Prediger bedienten sich oft einer Sprache, daß man glauben sollte, sie hätten es eher auf einen komischen, als auf einen ernsten Effect abgesehen. Valerius Herberger (dessen wir schon als einen der spätern Liederdichter des vorigen Zeitraums gedacht haben S. 7) verglich den Sünder mit einem trunkenen Bauer: hebt man ihn von der Einen Seite in den Sattel, so purzelt er von der andern wieder herunter. Ein Anderer verglich die Sünder mit einem Loch im Strumpf, das Anfangs klein sei, hernach immer größer werde." (Hagenbach, Vorlesungen über Wesen und Gesch. d. Reformation 4, 503.)

Generalsuperintendent in Wolfenbüttel, dessen in verschiedenen Sammlungen herausgegebene Predigten voll Salbung sind, und seine beiden Schüler, die von uns schon erwähnten Heinrich Müller und Christian Scriver, die beide auch als Liederdichter bekannt wurden. Eine eigenthümliche Stellung nimmt J. Balth. Schupp auch als Kanzelredner ein, indem er in seinen Predigten die nämliche freie und volksthümliche Darstellungsweise bewahrte, die wir bei seinen satyrischen Schriften haben kennen lernen. Von den spätern Kanzelrednern sind noch Lassenius und Cober zu nennen. Joh. Lassenius, geb. am 26. April 1636 zu Waldau in Pommern, wurde vorzüglich durch seine merkwürdigen Schicksale berühmt*). Als Kanzelredner ist er der vollkommenste Gegensatz aller seiner Zeitgenossen, deren breiter Darstellung und endlosen Perioden er die übertriebenste Kürze und die Anhäufung von lauter einfachen, beinahe ohne alle äußere Verbindung an einander gereihten Sätzen entgegensetzte („Sionitische Erquickstunden"). Aehnlicher Art ist Gottlieb Cober aus Altenburg, welcher im J. 1717 noch jung als Candidat der Theologie zu Dresden starb („Der aufrichtige Cabinets-Prediger". Ff. u. Lpz. 1715). Einen wirklichen und ausgesprochenen Einfluß auf die Entwickelung der geistlichen Beredtsamkeit hatten erst die Pietisten, oder vielmehr deren Häupter Spener und Francke, welche mit Bewußtsein auf das Gemüth der Zuhörer zu wirken und durch ihre Vorträge zur Andacht und Erbauung zu führen strebten. Auf den erstern werden wir zurückkommen; dagegen können wir von dem zweiten hier schon das Nöthige anbringen. August Hermann Francke, geb. am 23. März 1663 zu Lübeck, hatte schon in Leipzig, wo er Vorlesungen hielt, von Seiten der Orthodoxen Verfolgungen zu erdulden, wobei Thomasius muthig für ihn eintrat. Als er später in Erfurt Prediger war, mußte er den Umtrieben der Katholiken weichen. Seit 1692 war er als Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie, so wie auch als Prediger angestellt, wo er sich durch die Gründung des Waisenhauses und der damit verbundenen Erziehungsanstalten unsterbliche Verdienste erwarb, aber durch sein hartes und unchristliches Benehmen gegen Wolff gerechten Tadel zuzog, zu dessen Vertreibung er wesentlich und durch unwürdige Mittel beitrug. Er starb den 8. Juni 1727. In seinen Predigten, deren er eine große Zahl verfaßte, spricht sich ein lebendiger und tief gefühlter Glauben aus; die Darstellung ist einfach, ungesucht, ohne rhetorischen Schwung, aber voll Innigkeit und Wärme.

Bei den Katholiken sinkt die geistliche Beredtsamkeit immer mehr, und verirrt sich entweder in unerquickliche Polemik gegen die Protestanten, oder verfällt in die mannigfaltigsten Abgeschmacktheiten, unter welchen die übertriebenen Schilderungen der Heiligen und ihrer Wunder, nebst den lächerlichsten Allegorien noch die erträglichsten waren. Trauriger und unwürdiger waren die bis zur heillosesten Gemeinheit herabsinkenden Kapuzinaden, in denen Alles bloß auf den augenblicklichen Effect berechnet war, den zu erreichen der Prediger selbst die gemeinsten Mittel nicht verschmähte. Anekdoten, Wortspiele, geschmacklose Bilder und Gleichnisse, selbst Zoten machten den wesentlichsten Bestandtheil der damaligen Predigten aus, und Alles dies wurde zudem in einer gemeinen, pöbelhaften Sprache vorgetragen, in welcher die jedesmalige Mundart der Redner vorherrschte. Am höchsten steht noch unter Allen der schon genannte Abraham a S. Clara (S. 435), bei welchem zudem eine große Kraft populärer Beredtsamkeit nicht zu verkennen ist.

Die weltliche Beredtsamkeit hatte, wie wir schon bemerkt haben, keine Gelegenheit sich zu entwickeln, da sich das ganze Staatsleben auf die Fürsten vereinigt hatte und die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei dem vollständigen Siege des römischen Rechts über das heimatliche auch aus den Gerichtssälen verbannt war. So blieben der Rede nur noch die festlichen Gelegenheiten an den Höfen oder in vornehmen Häusern übrig, in denen sie jedoch auch nur als Dienerin des Festes erschien, zu dessen Verherrlichung sie beitragen sollte. So fehlte ihr aber nicht nur der oben näherbezeichnete Boden, sie mußte auch bei ihrer beschränkten Aufgabe den mangelnden Gehalt durch äußere Mittel zu ersetzen suchen, und da sie sich naturgemäß vorzugsweise derjenigen bediente, welche die damalige Kunst aufgestellt hatte, so trägt auch sie den Charakter des Unnatürlichen und der Geschmacklosigkeit, der sich namentlich darin kund gibt, daß die Redner mit ihrer Gelehrsamkeit prahlten und das Fremdartigste herbeizogen, sich in den gesuchtesten Bildern und Vergleichungen ergingen und die unpassendsten Beiwörter anhäuften. Daß um so mehr fremde Wörter aus allen möglichen Sprachen eingeflickt wurden, daß der Styl um so geschraubter, die Perioden um so verwickelter und endloser waren, je vornehmer und gelehrter der Redner erscheinen wollte, braucht kaum hinzugefügt zu werden, und so sind die meisten Reden der Zeit wahre Ungeheuer von Geschmacklosigkeit und Pedantismus. Noch widriger aber werden sie durch die sclavische Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, und die so sehr zur Natur geworden war, daß sie, wenn auch im Ausdruck etwas gemäßigt, doch selbst in denjenigen Reden erscheint, welche nicht Fürsten oder andere große Herren, sondern den allergewöhnlichsten Adel oder untergeordnete Beamte betrafen. Es sind unter solchen Verhältnissen somit keine Redner im wahren Sinne des Wortes anzuführen, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, diejenigen Männer zu bezeichnen, welche den herrschenden Ungeschmack repräsentiren und zu ihrer Zeit im Sinne derselben als Muster der Beredtsamkeit galten. Es sind dies vor Allem die Schlesier Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein. Des ersteren „deutsche Redeübungen, ein Werk, darinnen allerhand Abdanckungs- Hochzeit- Glückwunsch- Bewillkommungs- und andere vermischte Reden enthalten sind" u. s. w. (Lpz. 1702) zeigen uns wenigstens den Umfang der damaligen Beredtsamkeit. Wie schon von Andern bemerkt wurde, beweisen die Reden im „Ar-

*) In früherer Jugend soll er ein wandernder Schauspieler gewesen sein; erst später der Wissenschaft zugewandt, machte er große Reisen, erwarb sich die Gunst Ludwigs XIV. und Mazarins, zugleich aber auch den Haß der Jesuiten, gegen die er mit solcher Heftigkeit schrieb, daß sie ihn auf einer Reise auffangen ließen und lange Zeit gefangen hielten, worauf man ihn nach der Türkei schleppte, um ihn dort als Sclaven verkaufen zu lassen; doch gelang es ihm, sich zu befreien, als er schon in der Nähe der Gränze war. Als er nach Deutschland zurückkam, wurde er wegen seines Märtyrerthums mit großer Auszeichnung empfangen, er erhielt sogleich ehrenvolle Anstellung und wurde zuletzt Hofprediger in Copenhagen, wo er am 29. Aug. 1692 starb.

minius", daß Lohenstein bedeutende Anlagen zur Beredtsamkeit hatte, dagegen ist seine „Leichen- und Lob-rede auf Hoffmannswaldau" (1670) „fast das Aeußerste von Schwulst und aberwitziger Geschmacklosigkeit". Berühmt wurde ferner Veit Ludwig Freiherr v. Seckendorff (geb. 20. Dec. 1626, gest. 18. Dec. 1695 als Kurfürstl. Brandenburg. Geheimerath und Kanzler der Universität Halle), welcher in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Hülfreiche" hieß; er verdiente diesen Ruhm jedoch mehr wegen seiner schon erwähnten religiös-staatsrechtlichen Werke (S. 448) und seiner gründlichen, lateinisch geschriebenen Geschichte und Vertheidigung des Lutherthums, als wegen seiner „Deutschen Reden" (Leipzig 1686). So machte auch Samuels von Königsdorf*) „Lobrede auf Kaiser Leopold den Großen" (1705) zu ihrer Zeit großes Aufsehen, die zwar in reiner, aber hochtrabender Sprache geschrieben ist, die um so widriger wirkt, als sie oft von den pomphaftesten Ausdrücken in die gemeinsten Redeweisen herabsinkt; auch verfällt er bei dem Lobe des Kaisers nach Sitte der Zeit so sehr in die maßloseste Uebertreibung und widerlichste Schmeichelei, daß, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „selbst die stärksten Mägen es nicht verdauen können". Eben so sind Fr. Rud. L. Freih. von Canitz und Benj. Neukirch wegen der reinen Sprache, deren sie sich in Reden befleißigten, zu loben. Canitz hat in seiner „Klagrede über das frühzeitige Absterben der Kurprinzessin Elisabeth Henriette" (1683) ohne Zweifel die großen französischen Kanzelredner zu Mustern genommen, allein so gewandt er auch den übrigen Rednern gegenüber erscheinen mag, so ist die feine Schmeichelei der Franzosen in seinem Munde doch plump geworden, was auch von Neukirchs „Lobrede auf die Königin von Preußen Sophia Charlotte" gilt (1707), deren höchstes und wohl auch einziges Verdienst in der schon erwähnten Reinheit der Sprache liegt. Dagegen sind die Reden des Brandenburgischen Staatsministers Paul Freih. von Fuchs (geb. 1640 zu Stettin von bürgerlichen Eltern, gest. in Berlin 1704), die in J. Chr. Lünigs „Reden grosser Herren, vornehmer Minister und berühmter Männer" (12 Thle. Leipz. 1719 ff.) abgedruckt sind, in der galanten Mischsprache der Zeit geschrieben, und wenn man in ihnen auch den Staats- und Weltmann nicht verkennen kann, so tritt doch auch oft der gelehrte Pedant (Fuchs war früher Professor der Rechte in Duisburg) in seiner ganzen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit hervor. Eine edlere Haltung bewahrt der Hallesche Geheimerath und Professor Nic. Hier. Gundling in seiner „Rede auf den König Friedrich Wilhelm" (1714), in welcher sich, wie in seinen übrigen Schriften, der klare Geist seines Lehrers Thomasius beurkundet. Daß auch sie von allerunterthänigsten Gefühlen überwallt, und im Lobe das gerechte Maß überschreitet, was bei dem sonst freimüthigen Manne allerdings auffallen muß, ist wohl mehr der Zeit und der äußeren Nothwendigkeit, als ihm selbst zuzuschreiben.

Wir haben endlich noch einige Worte über die Briefe dieses Zeitraums beizufügen. So zahlreich die Anweisungen zur Abfassung von Briefen auch waren (449), so wenig wurden doch von den Vornehmen und Gelehrten Briefe in deutscher Sprache geschrieben, und wenn es auch geschah, so waren sie eben in dem Geiste jener Anweisungen abgefaßt, d. h. pedantisch und geschmacklos. Als bessere Erzeugnisse des Briefstyls sind allein die Briefe von Leibnitz, so wie die schon oben erwähnten Briefe Speners in dessen „Pia desideria" und „Theologischen Bedencken", und endlich noch abgesehen von der Sprache, auch die der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, geb. Prinzessin von der Pfalz, die jedoch erst in jüngster Zeit gedruckt erschienen (Stuttg. 1851), zu erwähnen.

*) Er hieß eigentlich Sam. Regius und verdeutschte seinen Namen, als er in den Adelstand erhoben wurde. Er wurde im J. 1662 zu Breslau geboren und starb daselbst 1719 als Obersyndikus und Kais. Rath.

Philipp Jacob Spener.



Philipp Jacob Spener, geb. den 13. Jan. 1635 zu Rappoldsweiler im obern Elsaß, wurde schon bei seiner Geburt von seinen Eltern für die Kirche bestimmt, und nahm die ihm gegebene Richtung schon früh mit begeistertem Gemüthe auf. Er erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Colmar und seit 1651 auf den Universitäten Straßburg und Basel, worauf er nach Genf ging. In das praktische Leben trat er 1663 als Freiprediger in Straßburg, von wo er 1666 einen Ruf als erster Pfarrer nach Frankfurt a. M. erhielt, wo er sich durch seine einfachen und gemeinfaßlichen Predigten die Liebe seiner Gemeinde erwarb, und durch die besondern Andachtsübungen, die er in seinem Hause hielt, höchst wohlthätig wirkte, aber zugleich den Grund zu den spätern theologischen Streitigkeiten legte, welche die protestantische Kirche eine Zeitlang erschütterten. Im J. 1686 wurde er als Oberhofprediger nach Dresden und 1691 als Probst an der Nikolaikirche, Inspector und Consistorialrath nach Berlin berufen, wo er am 5. Febr. 1705 starb.

Das große Verdienst Speners besteht darin, daß wie Thomasius die Wissenschaft überhaupt, so er die Theologie vom Schulzwange befreite und die scholastische Behandlung derselben namentlich von der Kanzel entfernte. Es sollten Alle, auch die Ungebildetsten, in die tiefsten Wahrheiten des Christenthums eingeführt werden, daher verbannte er zunächst aus seinen Predigten das todte dogmatische Formelwesen und suchte durch Kräftigung des Glaubens den Menschen fähig zu machen, das Beispiel Christi auch im Leben zu befolgen. Seine Kanzelvorträge entsprachen auch in vollem Maße seiner Absicht: in einfacher und natürlicher Sprache entwickeln sie die Pflichten der christlichen Sittenlehre oder die Grundsätze des Glaubens mit eben so viel Wärme des Gefühls als Klarheit der Darstellung, durch welche er sich nur zu oft zu einer allzugroßen Breite hinreißen läßt. Seine Ansichten von der Aufgabe des Predigers hat er in seinen öfters erwähnten „Pia desideria“ ausführlich und nach allen Seiten hin entwickelt und es sind namentlich die Stellen zur Beurtheilung seiner eigenen Predigten von Wichtigkeit, in welchen er sich über die Beredtsamkeit als Kunst ausspricht. Nach seiner ganzen Natur konnte er die Kunst nur als etwas sehr Untergeordnetes ansehen, und er bedauert es ausdrücklich, daß „die Homiletik zu einer ars oratoria gemacht werde“; aber freilich konnte er auch keine andere Ansicht von der Kunst haben, als diejenige, welche zu seiner Zeit auf Lehrstühlen und in den oben erwähnten Anweisungen vorgetragen wurde, und die sich auf übertrieben pedantische Aeußerlichkeiten beschränkte, durch welche alle freie Bewegung unmöglich gemacht wurde. Daher vergleicht er auch diejenigen, welche sich am meisten bemühen, „das Predigen zu einer Rednerkunst zu machen und in gewisse Regeln der Methode einzuschränken“, den Leuten, „die Muster und Leisten zu zierlichen Schuhen sich anschaffen, und denen es dann an Leder mangelt, aus dem sie Schuhe zuschneiden sollen, und die sie auch nicht nach jeglichen Fußes Bequemlichkeit einzurichten wissen“. Daher erklärt er auch an einer andern Stelle, daß er keine bestimmte Methode befolge.

Aus der Predigt über Joh. 3, 17.

Wir gehen jetzo zur Haupt-Lehre, daß Christi Ampt nicht seye zu richten, sondern selig zu machen: Solches müssen wir aber recht verstehen.

1. Wird nicht gesagt, daß Christus gar nicht richten werde. Denn wir bekennen ja selbst in unserem Apostolischen Glaubens Bekandtnuß: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie seine erste Zukunfft in das Fleisch gewesen ist eine Gnaden-Zukunfft bey denen welche sich nicht bekehret und seine Gnade angenommen haben seyn eine Gerichtliche und Zornes Zukunfft. Darvon heisset es Joh. 5, 27. Der Vatter hat dem Sohn macht gegeben, das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menschen Sohn ist. So wird Matth. 25, v. 31. seq. solche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und sonst hin und wieder in der Schrifft beschrieben. 2. Wird auch nicht gesagt, daß Er nicht richte; in dem Verstand, daß nicht das Gericht deß Gesetzes Mosis sein Gericht seye. Dann Er ist der einige Gesetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und also ist Er der, welcher selbst Mosi das Gesetz gegeben. Ist demnach Mosis Gesetz eben auch Christi Gesetz, und also wo Moses und sein Gesetz den Menschen richtet, so richtet Christus den Menschen durch Mosen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Christus das Gesetz in seinem Ampt gar nie gelehret habe, als der freylich solches getrieben und in vielen Stücken ausgelegt hat; wie wir hin und wieder in seinen Predigten sehen, sonderlich Matthei 5. Wo er deutlich saget, daß er nicht gekommen seye, das Gesetz auffzuheben, sondern zu erfüllen. Daher wo es heisset: Christus seye nicht gekommen die Welt zu richten, sollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müsse deswegen in der Christlichen Kirche das Gesetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, sondern allein das Evangelium, als die Lehre Christi vorgetragen werden. Dann Gesetz muß allemahl neben dem Evangelio stehen, und diesem den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bey denen noch Unwiedergebohrnen, sondern noch selbst bey den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen sündlichen Fleisches. Sondern dieses ist die Meynung, wo wir sagen, daß Christus nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Gesetze gegeben in seinem Mittler-Ampt. 2. Solch sein Mittlerampt bestehe nicht darinnen, daß er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers vor sich würdig ist. Damit widerspricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Christus darzu gekommen seye, daß Er aus GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Gesetz gegeben, darauß die Leute besser und gewisser selig werden möchten, wo sie dasselbige hielten, als durch Mosis Gesetz. Wie nicht allein solches der Türcken und Mahomets vorgeben ist, der da gelehret, daß unser JEsus ein großer Prophet gewesen, der einen vollkommnern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moses. Hingegen er Mahomet habe nachmal einen noch bessern und leichtern Weg gewiesen. Sondern selbst in den Christlichen Kirchen findet sich bey den Papisten, Arminianern, Socinianern dieser Irrthum, daß dieses zu Christi Ampt gehöre, daß Er zu den Gebotten Mosis noch neue Gesetz gethan habe. Dann damit würde Christus zum Richter gemacht; denn wer eygentlich Gesetze giebt, derselbe muß auch nach solchen Gesetzen urtheilen und richten, die jenige zu absolviren, die nach solchem Gesetz thun, die jenige zu verdammen, welche sie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in seinem Mittlerampt kommen ist, so kann er auch in demselben keine neue Gesetz gegeben haben. Muß deßwegen das Gesetz der Liebe, so Er seinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein solch neu Gesetz gewesen seyn, welches er damahl zu aller erst gegeben, sondern es war eben selbst das alte Mosaische Gesetz, so Er den Seinigen auffs neue nachtrücklicher vorgelegt, und sie dessen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittlerampt Christi also ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und bestehe seine Gnade nicht so wol darinnen, daß in unserer Rechtfertigung nicht auff die Wercke gesehen werde (welches die Gnade deß Evangelij ist) als darinnen, daß der HErr Christus uns die Gnade und Geist gegeben habe, das Gesetz zu halten, so wir sonst nicht hätten halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher auß haltung desselben selig werden müsten. Welches aber wiederumb hiesse, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieses ist eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittlerampts Christi, daß Er kommen seye, weil wir das Gesetz, an dessen statt, weil es die ewige unwandelbare Wahrheit Gottes ist, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konnten, dasselbe vor uns zu halten und uns solchen seinen Gehorsam zu schencken, daß er vor Göttlichem Gericht angesehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Person geleistet: Und alsdann in solchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohn Ansehung einiges Wercks, zu geben, ja uns aus solchem Glauben allein selig zu machen.

Wie diese Lehre herrlich in den Schriften Pauli außgeführet ist, sonderlich Röm. 3. Wir werden ohne Verdienst gerecht auß Gnaden, das ist ein solch seligmachen,

das dem Gericht grad entgegen stehet. Dann im Gericht sihet man an, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethan und verdienet hat, nachdem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Christus in seinem Mittlerampt uns selig machet, solle gar darauff nicht gesehen werden, was wir gethan und verdienet haben, und ob solches im Glauben unser werde. Das heist, er seye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige, so sie zu dem Glauben bekehret worden, selig machet, bey denen allerdings keine eigene Würdigkeit noch Verdienst sich findet. Weil aber, da der Mensch glaubig worden, derselbe Glaube nicht müssig seyn soll noch kann, sondern sich in allerhand guten Wercken hervorthun muß: So ist abermahl in solchem Werck Christus kein Richter, daß er solche Wercke nach der Schärpffe des Gesetzes examinirte und urtheilte, wo er in allen Wercken noch großen Mangel würde finden, und sie in dem Gerichte verwerffen müste; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geschehen sind, so ersetzet Er alle Mängel an denselben, mit seiner eygenen vollkommensten Gerechtigkeit, und lasst ihm dieselbige umb sein selbst und umb deß Glaubens willen wolgefallen, nimbt sie als gut an, sihet in Gnaden das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran ist, und hingegen träget er mit Gedult die daran klebende Gebrechen. Das heist, daß Christus kein Richter seye in seinem Mittlerampt, sondern, daß dieses darinnen bestehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb seiner uns geschenkten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unsere unvollkommene Wercke, da sie im Glauben geschehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten deß Heyls und der Gerechtigkeit. Dieses ist also die Lehre, wie Christus kein Richter seye.

Aber hie lasset uns meine Geliebte wol vorsehen, daß wir uns derselben nicht mißbrauchen: Daß wir gedächten, weil Christus kein Richter ist, und uns selig machet ohne Absicht auff unsere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, sondern den blossen Glauben annehmen wil, so möchten wir nach unserm wolgefallen leben. Moses solle uns also zufrieden lassen mit seinem Gesetz, unsere Prediger sollen deß Gesetzes und dessen Trohungen schweigen gegen uns; dann was bedarff es derselben, da Christus uns nicht richten wil. Sind leider Gedancken sehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, solche schmäckten nach dem Pabstthum, wiesen die Leuthe auff ihre Wercke. Unser Heyland Christus seye nicht so streng, daß er solchen Fleiß von seinen Christen erfordere, wie die Prediger sagten: diese müsten das Evangelium und ihres HERRN Christi Ampt selbst nicht recht verstehen, oder sonst Lust haben, die Leuthe forchtsam zu machen. Auch bey vielen, die sich eben mit Worten dessen nicht verlauten lassen, zeigt das gantze Leben, daß sie in dem Verstand Christum vor keinen Richter halten, daß es nichts schade an ihrem Heyl, sie thun was sie wollen, wo sie nur sagen, sie glauben an Christum, und können ihnen darüber tröstliche Einbildungen machen. Es ist aber solches ein grausamer Betrug deß leidigen Teuffels, der aus der schönsten und lieblichsten Blum deß Mittlerampts Christi als eine gifftige Spinne das ärgste Gifft machet.

Sechster Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis ungefähr 1770.



Glücklicher, als in dem vergangenen Zeitraume beginnt nun die deutsche Literatur sich zu entwickeln; es werden nicht bloß die traurigen Irrthümer vollständig besiegt, in welche das 17. Jahrh. verfallen war, es entfalten sich auch die schwachen Keime des Besseren, die wir gegen den Ausgang der vorigen Periode wahrgenommen haben, mit so großer Schnelligkeit und solcher Kraft, daß wir nach drei oder vier Jahrzehnten schon ganz veränderte Verhältnisse erblicken, und die Literatur bezüglich der Form sowohl als des Gehalts und der behandelten Stoffe eine mächtige Umgestaltung darbietet, daß zwischen ihr und der der vorigen Periode beinahe ganze Jahrhunderte zu liegen scheinen. Wir haben bis jetzt öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die Literatur in enger Wechselbeziehung zu den politischen Verhältnissen stand, und daß ihr allmählicher Verfall mit dem des Reiches Schritt hielt. Der glückliche Aufschwung, den sie im vorliegenden Zeitraume nimmt, ist jedoch keineswegs den besseren Zuständen weder des Reiches im Ganzen, noch der einzelnen Staaten insbesondere zu verdanken, und wenn die öffentlichen Verhältnisse auch nicht ganz ohne glücklichen Einfluß blieben, so ist die Verjüngung der Literatur und insbesondere der Poesie doch hauptsächlich ganz andern Gründen zuzuschreiben. Denn was Deutschland als politische Macht betrifft, so ging es immermehr seiner Auflösung entgegen und selbst die Umstände, welche das Nationalgefühl aus seinem todesähnlichen Schlummer wieder erweckten, trugen wesentlich dazu bei, das Reich als solches immer mehr zu schwächen. Wir haben gesehen, daß es nicht sowohl der 30jährige Krieg war, welcher Deutschland der Lebenskraft beraubte, denn so schrecklich die Wunden auch waren, die ihm durch denselben geschlagen wurden, so hätten alle doch mit der Zeit wieder geheilt werden und das Reich hätte sich zu neuer Kraft emporheben können; es

war vielmehr die unglücklichste Folge des Kriegs, der traurige westphälische Friede, welcher Deutschland eine unheilbare Wunde schlug, indem das Reich durch die Verleihung der Souverainetätsrechte an die einzelnen Fürsten gesetzlich und thatsächlich aus der Reihe der politischen Mächte gestrichen wurde. Es war das Reich von nun an nur noch ein Schatten dessen, was es früher gewesen, und der Kaiser war nicht mehr als solcher mächtig und angesehen, sondern nur insofern, als er zugleich souverainer Fürst eines an sich mächtigen Landes war. Der unglückliche Umstand, daß seit einer langen Reihe von Jahren der Kaiser aus einem Fürstengeschlecht gewählt wurde, dessen Hauptmacht in nicht deutschen Ländern ruhte, und daß das Kaiserhaus deshalb immer mehr aufhörte, in seiner Politik die deutschen Verhältnisse als maßgebend zu betrachten, mußte die Kluft immer mehr vergrößern. Am entschiedensten zeigte Karl VI. durch die sogenannte pragmatische Sanction, daß er nur seine Dynastie im Auge habe, nicht aber das Wohl des deutschen Reiches, indem er durch dieselbe die Erbfolge in seinen sämmtlichen Staaten, die hiedurch zum ersten Mal als selbstständige Gesammtheit angesehen und zur einheitlichen Monarchie erhoben wurden, seiner Tochter Maria Theresia sicherte. Freilich wurden die deutschen Fürsten, welche sich nach dem Tode des Kaisers gegen die pragmatische Sanction erhoben und den sogenannten österreichischen Erbfolgekrieg begannen (1740—1748), hiebei nicht weniger von selbstsüchtigen und rein dynastischen Interessen geleitet, allein sie hatten doch den Schein für sich, als ob sie für die „deutsche Freiheit" kämpften, ein Ausdruck, der sich von nun an öfters vernehmen läßt, und der selbst auf das Volk Eindruck machte, ob man gleich nichts Anderes, als die unbeschränkte Souverainetät der Fürsten darunter verstand. Wenn unter diesen schon damals Friedrich II. von Preußen die öffentliche Meinung für sich hatte, so war dies im nachfolgenden siebenjährigen Krieg (1756—1763) noch viel mehr der Fall, und obgleich auch hier der Kampf vorzugsweise zwischen deutschen Völkerschaften geführt wurde, so sah doch das Volk den Krieg als einen solchen an, der einerseits für deutsche, andrerseits für fremde Interessen geführt wurde, so sehr war man schon daran gewöhnt, Oesterreich als eine fremde Macht zu betrachten. Diese Anschauungsweise mußte noch viel allgemeiner und bestimmter sich ausprägen, als während des Krieges die rohen und räuberischen Kroatenhorden und andere slavische Schaaren als die Stützen der österreichischen Macht erschienen, ganz vorzüglich wurde sie dadurch gekräftigt und erhielt wirkliche Bedeutung, als auch die Russen, die Schweden und ganz besonders als die Franzosen an dem Kriege Theil nahmen. Friedrich II. erschien unter diesen Umständen allgemein als der Vorkämpfer für die Selbstständigkeit des gesammten Deutschlands und er gewann dadurch das deutsche Volk in seiner weitaus größten Mehrheit so sehr für sich, daß selbst diejenigen Völkerschaften über den glänzenden Sieg jubelten, den er bei Roßbach gegen die Franzosen erfocht (5. Nov. 1757), deren Heere gegen ihn kämpften. Wenn also einerseits die Erfolge Friedrichs eben so viel Wunden waren, die er dem Reiche schlug, denn es nahm auch dieses als solches an dem Kriege Theil, so hatten sie andrerseits die gute, nicht genug zu preisende Wirkung, daß das schon während des österreichischen Erbfolgekriegs erwachte Nationalgefühl immer mehr erstarkte, und die Männer, welche die heimatliche Literatur auf nationaler Grundlage verjüngen wollten, einen fruchtbaren Boden für ihre Bemühungen fanden, wie auf der andern Seite nicht übersehen werden darf, daß eben diese Bemühungen jener Männer, unter welchen vor Allen Klopstock hervorleuchtet, wesentlich dazu beitrugen, daß sich das Nationalbewußtsein schon damals so lebendig und entschieden aussprach.

Der eben erwähnte Gewinn, der aus jenen Bürgerkriegen erwuchs, war auch der einzige, den die öffentlichen Verhältnisse überhaupt und insbesondere darboten; und zudem lag dieses Ergebniß keineswegs in der Absicht der kriegführenden Fürsten, die je länger je mehr das Reich verläugneten und die ihnen unterworfenen Völkerschaften der alten Rechte und Freiheiten beraubten, so daß die Regierungen der einzelnen Staaten immer despotischer, immer willkürlicher und tyrannischer wurden. Es liegt nicht in unserm Zwecke, ein ausführliches Bild der traurigen, und oft wahrhaft gräßlichen Zustände in den einzelnen deutschen Staaten zu geben; wir müssen aber wenigstens Einiges andeuten, weil sich einzelne Erscheinungen in der Literatur nur aus jenen Zuständen gründlich erklären lassen.

Die Höfe blieben auch jetzt noch ihrem früheren Charakter getreu; neben der ungemessensten Prachtliebe zeigt sich zugleich die gemeinste Rohheit, die sich am häufigsten in Trinkgelagen kund gab. Die Fürsten, deren Einkünfte den Aufwand, den sie machten, nicht decken konnten, erlaubten sich die schreiendsten Erpressungen, und in manchen Staaten wurden selbst die öffentlichen Stellen verkauft. Noch drückender und zugleich zerstörender waren die willkürlichen Eingriffe, die sich die kleinen, wie die großen Herrscher in die Rechtsverhältnisse erlaubten, indem sie die Entscheidungen der Gerichtsbehörden willkürlich veränderten, nach Laune bald milderten, bald schärften, bald ganz aufhoben, so daß von Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens in der That nicht mehr die Rede sein konnte. Die öffentlichen Angelegenheiten wurden entweder von nichtswürdigen Günstlingen, oder von pedantischen Gelehrten geleitet, welche das Leben nicht kannten und selbst bei dem besten Willen das Elend nur vermehrten, denn bei den Einen, wie bei den Andern bestand die ganze Staatskunst darin, den Unterthanen Geld zu erpressen. Selbst die Beziehungen zum Auslande wurden durch die niedrigste Habsucht geregelt; während des siebenjährigen Kriegs standen die meisten deutschen Fürsten im französischen Solde. Noch verderblicher als dies war aber, daß an allen Höfen französische Sprache und Sitte vorherrschte und alles Deutsche lächerlich erschien und verhaßt war. Es war überhaupt nur am preußischen Hofe (vor Friedrich II.), der hierin eine ehrenvolle Ausnahme macht, vaterländischer Sinn zu finden, und wie schon früher der große Kurfürst den Schweden und Franzosen gegenüber die Ehre Deutschlands gerettet hatte, so zeigte sich auch Friedrich Wilhelm I. bei aller Rohheit und seinem willkürlichen Despotismus, worin er sich von den übrigen Fürsten in Nichts unterschied, als warmer Freund deutscher Sitte und deutscher Selbstständigkeit.

Beinahe der einzige Fürst in der ganzen Periode, welcher wissenschaftliche Bildung besaß und Sinn

für die schönen Künste und namentlich für die Poesie hatte, war Friedrich II., aber es ist nur zu bekannt, daß er, der einzige, welcher fähig gewesen wäre, die deutsche Kunst zu fördern, in ausschließlich französischer Bildung befangen, die größte Verachtung gegen die vaterländische Poesie hegte. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, denn in seiner Jugend hatte Deutschland noch eine Literatur, die jeden strebenden und geschmackvollen Geist anwidern mußte, und als das neue Leben in der deutschen Poesie zu erwachen begann, nahmen ihn Regierungsgeschäfte und Kriege so sehr in Anspruch, daß ihm die neue Bewegung leicht entgehen konnte, und dies mußte um so nothwendiger der Fall sein, als die ersten Anfänge der Wiedergeburt unserer Literatur entweder noch sehr schwach und unbeholfen, oder ihm, der ganz französische Bildung hatte, ganz ungenießbar erscheinen mußten. Dazu kam, daß er selbst nur ein barbarisches Deutsch sprach und schrieb, und deshalb schon die deutsche Sprache für unfähig hielt, geistreiche oder poetische Gedanken in schöner Form darzustellen. Als er endlich auf seinen Lorbeern ruhte, war er schon zu alt, als daß er die herrlichen Schöpfungen der deutschen Poesie hätte verstehen können, selbst wenn sie ihm zu Gesicht gekommen wären, was bei den meisten nicht der Fall war. Wie wenig er noch im J. 1780 von der vaterländischen Literatur kannte, beweist seine französisch geschriebene Abhandlung „Ueber die deutsche Literatur, über ihre Gebrechen und über die Mittel zu ihrer Verbesserung", in welcher er weder die preußischen Dichter Gleim, Kleist und Ramler, noch Lessing und Klopstock, oder Wieland und Herder mit einer Sylbe erwähnt, wie er überhaupt von der deutschen Literatur in solcher Weise spricht, daß man nur zu deutlich sieht, wie spurlos die großartige und rasche Entwickelung der vaterländischen Poesie an ihm vorübergegangen war, indem er sie noch ganz nach dem Zustande beurtheilte, in welchem sie zu seiner Jugend gewesen. Und von diesem Standpunkt aus sind seine Bemerkungen allerdings wohl begründet, und manche sind sogar von überraschender Tiefe und Umsicht. Wenn aber Friedrich II. die deutsche Kunst weder erkannte noch ermuthigte, so hat er dagegen in anderer Weise, wenn auch ohne Absicht und unbewußt, auf die glückliche Entwickelung derselben eingewirkt, wie sich im Verlauf der Darstellung ergeben wird.

Wir kehren zur Beleuchtung der inneren Verhältnisse zurück. In den Reichsstädten stand es nicht besser, als in den monarchischen Staaten; die frühere Regsamkeit, die tüchtige bürgerliche Gesinnung war verschwunden, und mit ihr die Kraft des Widerstrebens gegen die Anmaßungen der Fürsten. Selbst die größeren und mächtigeren Städte erhielten sich in ihrer Unabhängigkeit nur durch die Eifersucht der Fürsten, die sich einander so bedeutenden Zuwachs nicht gönnen mochten; aber um desto anmaßender behandelten sie diese von ihnen verachteten Bürgerstaaten, die auch jede Herabwürdigung demüthig hinnahmen. Die Regierungsgewalt lag überall in den Händen der aristokratischen Geschlechter, welche gegen die Bürgerschaft ungefähr ebenso verfuhren, wie die Fürsten gegen ihre Unterthanen.

Bei solchen trostlosen Zuständen war die Wiederbelebung des abgeschwächten Reichs zur vollständigen Unmöglichkeit geworden, und eben so unmöglich war ein glücklicher und erhebender Einfluß der öffentlichen Verhältnisse auf die Literatur. Aber auch die besondere Lage und Stellung der einzelnen Stände gewährte für diese keine Hoffnung. Es wirkte schon die traurige Abgeschlossenheit der einzelnen Stände höchst nachtheilig, weil nur die rege Theilnahme des gesammten Volkes Großes und Bleibendes hervorzubringen vermag, wenn sich nicht ein einzelner Stand durch innere Tüchtigkeit oder durch hervorragende Bildung und thätiges Streben zum Träger der gesammten geistigen Kraft aufschwingt. Dies war aber jetzt keineswegs der Fall, vielmehr waren die Zustände auch in dieser Beziehung höchst erbärmlich. Der Adel war eben so roh, oder vielleicht noch roher, als im vorigen Jahrhundert. Die meisten Adeligen, namentlich die ärmeren und diejenigen, die nicht zu den vornehmeren Geschlechtern gehörten, verbauerten auf ihren Schlössern, wo sie ihre „Unterthanen" nach dem Vorbilde der Fürsten bedrückten. Die reicheren und diejenigen, die zum höheren Adel gehörten, dienten den Fürsten in jeder möglichen Form, und nicht immer in der anständigsten. Diese boten durch ihre französische Bildung freilich eine etwas glänzendere Seite dar, allein auch diese beruhte im Ganzen nur auf Schein, und es brach die angeborene Rohheit beinahe immer unwiderstehlich hervor.

Was endlich die Gelehrten betrifft, so blieb trotz des Vorgangs eines Thomasius und Wolff die oft erwähnte pedantische Abgeschlossenheit immer noch in ihrer ganzen Schroffheit, und die Wissenschaft wurde immer noch in dem beschränkten Kastengeist behandelt, den man von den früheren Jahrhunderten ererbt hatte. Die Verachtung gegen Alles, was nicht lateinisch und griechisch war, erfüllte noch die meisten Gelehrten und es waren bis in die Mitte des Jahrhunderts und später im Ganzen nur noch wenige, welche sich der deutschen Sprache bedienten; ja viele erklärten geradezu, der Gebrauch der Muttersprache in wissenschaftlichen Dingen führe unbedingt zur Seichtigkeit und bedrohe die wahre Gelehrsamkeit mit unvermeidlichem Verderben. Freilich waren die meisten derselben in der That auch nicht im Stande, das, was sie in zum Theil zierlichem Latein schrieben, in deutscher Sprache auch nur in halbweg verständlicher oder gar geschmackvoller Weise auszudrücken. Die Theilnahmlosigkeit der Gelehrten für die vaterländische Literatur war so groß, daß noch im J. 1761 Abbt schreiben konnte, in Rinteln sei Niemand, der die Namen Ramler, Moses Mendelssohn und Lessing kenne, und es zeigte sich eine wirklich regere Theilnahme der Gelehrten erst dann, als sie hierin schon von den ungebildeteren Ständen des Volks überflügelt worden waren. Zwar ist die Wiedergeburt unserer Literatur von Gelehrten ausgegangen, und einer der einflußreichsten Männer, wenn nicht der einflußreichste der ganzen Zeit, der große Lessing, war sogar ein Gelehrter im vollsten Umfange des Worts und jedem seiner Zeitgenossen an Tiefe und Reichthum des Wissens ebenbürtig, die meisten ohne Zweifel sogar weit überragend; aber was er, was die andern in Bezug auf deutsche Literatur wirkten, das wirkten sie eben nicht als Gelehrte von Beruf und nicht in ihrem Beruf als Gelehrte, sondern gerade im Gegensatze zu der scholastischen Gelehrsamkeit, indem sie sich entschieden von ihren Zunftgenossen abwandten und sich an das größere Publi-

kum lehnten. Und so unterscheiden sich diese Männer wesentlich von den Dichtern des vorhergehenden Zeitraums, welche vor Allem auch als Dichter Gelehrte sein wollten.

Das größere Publikum war freilich im Beginn des Zeitraums noch wenig fähig, den Bestrebungen einzelner hervorragender Männer zur Stütze zu dienen, es fehlte dem größten Theil an Geschmack und an der gewöhnlichsten Bildung, und in den wohlhabenderen Kreisen des Volks, welche an geistige Beschäftigung gewöhnt waren, namentlich in Handelsstädten, herrschte französische Bildung vor, welche die Theilnahme für die deutsche Literatur eher hinderte, als förderte. Doch war bei der gänzlichen Theilnahmlosigkeit der Fürsten, des Adels und der Gelehrten, bei der entschieden feindseligen Gesinnung der Fürsten gegen Alles, was deutsch war und hieß, bei der Rohheit oder Verbildung des Adels, bei dem steifen und geistigbeschränkten Pedantismus der Gelehrten der Bürgerstand der einzige, auf welchen man seine Hoffnung setzen konnte, und welcher schon deswegen am empfänglichsten erscheinen mußte, weil in ihm noch vaterländischer Sinn lebte, und das Nationalgefühl sich in ihm zuerst wieder in erfreulicher Weise zu heben begonnen hatte. Aber freilich mußte vor Allem seine Empfänglichkeit für vaterländische Dichtung und Kunst geweckt und gekräftigt, er mußte allmählich herangebildet und höherer Anschauungen fähig gemacht werden, und so erscheint der gegenwärtige Zeitraum wesentlich als eine Zeit der Erziehung und zwar nicht bloß mit Rücksicht auf das Publikum, sondern, wie wir sehen werden, selbst auf Seiten der voranschreitenden Persönlichkeiten, die sich selbst durch die mannigfaltigsten Mittel auf eine immer höhere Stufe zu bringen suchen, bis endlich die hervorragendste Gestalt unter diesen Erziehern, Lessing, die Zeit der Erziehung abschließt und das nachfolgende Geschlecht in den Stand setzt, das Gängelband abzuwerfen und sich frei und selbstständig zu bewegen.

Durch diese Umstände waren Gang und Mittel der Entwickelung eigentlich vorgeschrieben. Die Literatur hatte bis dahin vorzüglich aus zwei Gründen keinen höhern Aufschwung nehmen können: erstens weil sie nicht auf nationaler Grundlage beruhte und sich deshalb an die Nachahmung der Fremden verirrt hatte, und zweitens weil man nur sehr oberflächliche und meistentheils sogar falsche Ansichten vom Wesen der Poesie im Allgemeinen und ihrer einzelnen Gattungen hatte. Es mußte daher nach diesen zwei Richtungen hin gewirkt werden. Da aber die bisherige Literatur ausschließlich auf Nachahmung der Fremden beruhte, konnte diese Grundlage nicht sogleich weggeworfen werden, weil sie doch der einzige Boden war, auf dem man fußen und weiter schreiten konnte; es durfte eine vollständige Befreiung vom Joche des Auslandes um so weniger versucht werden, als ein großer und zwar der bedeutsamste Theil des Publikums, das man gewinnen mußte, so ganz in französischer Bildung erstarrt war, daß es für Alles unempfänglich gewesen wäre, das sich nicht an diese Bildung angelehnt hatte*). Wir erinnern uns zudem, daß die Anlehnung an die französische Literatur schon einen wesentlichen Fortschritt begründete, und daß durch sie die Schlesische Schule, wenn auch noch nicht völlig überwunden doch in ihrem Ansehen schon bedeutend erschüttert war. Es mußte daher der Weg, den Canitz und Besser eingeschlagen hatten, weiter verfolgt werden, um die Literatur vollständig von der Unnatur und dem falschen Prunk zu befreien, der sie bis dahin beherrscht hatte. Allein da die Schlesier in der That größeres Talent besaßen, als jene Männer, so würden die Bestrebungen derselben um so weniger von nachhaltigem Erfolge gewesen sein, als selbst bedeutendere Erscheinungen, wie z. B. Günther, nicht entschieden wirken konnten. Es mußte daher zu dem Mittel gegriffen werden, das schon Wernicke angedeutet und in den Anmerkungen zu seinen Epigrammen selbst versucht hatte, das heißt, man mußte auf dem Wege der kritischen Forschung zu belehren, gesundere Ansichten zu verbreiten und den Geschmack zu bilden suchen. Wir werden, wenn wir von der Poesie insbesondere sprechen, den Gang der Kritik näher beleuchten und auseinandersetzen, wie sie zwar Schritt für Schritt im Ganzen aber doch mit bewundernswürdiger Raschheit in einem kurzen Zeitraume von ihren ersten schwachen Versuchen bis zur höchsten Vollendung gedieh; hier können wir nur ihren Gang im Allgemeinen angeben, und die Bemerkung anknüpfen, daß beinahe Alles, was während der vorliegenden Periode hervorgebracht wurde, als Erzeugniß oder Wirkung der kritischen Bemühungen angesehen werden muß.

So bedeutend der Fortschritt war, der durch den Sieg des französischen Elements errungen worden war, so war man andrerseits doch auf demselben Standpunkt der Nachahmung geblieben, der seit dem Anfang des 17. Jahrh. die deutsche Literatur beherrschte, und man war eigentlich nur auf den Standpunkt zurückgekommen, auf dem schon Opitz stand, wie denn die Kritik in ihren Anfängen stets auf diesen Dichter hinwies und ihn zum Muster und Vorbild hinstellte. Der einzige Unterschied, und er war freilich nicht unbedeutend, bestand darin, daß man auch den Fortschritten gefolgt war, welche die französische Literatur selbst seit Opitz gemacht hatte, und daß man nicht Ronsard, sondern Racine, Boileau und die andern großen Dichter aus der Zeit Ludwigs XIV. nachzuahmen suchte. Aber sollte die deutsche Literatur zu eigenthümlicher Selbstständigkeit gelangen, so mußte auch dieser Standpunkt überwunden werden. Und indem dieses geschah, bemerken wir einen ähnlichen Gang, wie im vorigen Zeitraum, denn die Bildung war noch nicht so weit gediehen, daß man jetzt schon eine selbstständige Stellung hätte erringen können. Wie daher die Nüchternheit der französischen Manier in der Opitzischen Schule durch Nachahmung der Italiener, und wie die schwülstige Uebertreibung der italienisirenden Schlesier durch Anlehnung an die neuere französische Literatur überwunden worden war, so konnte diese wiederum auch nur durch Anlehnung an andere Literaturen zurückgedrängt werden. Aber obgleich der nämliche Grund auch jetzt wieder gegen die Herrschaft des französischen Elements in der

*) Noch im J. 1750 schrieb Voltaire aus Potsdam an einen Freund: „Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache. Das deutsche ist nur für die Soldaten und die Pferde, man hat es nur auf der Reise nöthig. Ich finde Leute, die in Königsberg erzogen worden sind und meine Verse auswendig wissen."

Literatur geltend gemacht wurde, wie ein Jahrhundert früher, nämlich der, daß dieses die Wirksamkeit der Phantasie zu sehr beschränke; so gerieth man zum Glück nicht mehr an die Italiener, als man einen neuen Führer brauchte, sondern an die Engländer, was schon deswegen von unermeßlichem Vortheil war, weil diese vermöge ihrer germanischen Abstammung in Sitten und Anschauungsweise den Deutschen bedeutend näher stehen, als die romanischen Völker, und die Nachahmung der englischen Literatur nicht bloß die Befreiung von den französischen Elementen nach sich zog, sondern in der That selbst ein Schritt zur volksthümlicheren Gestaltung der deutschen Poesie und Kunst war. Beinahe zu gleicher Zeit begann auch ein ernsteres und geschmackvolleres Studium der alten Literatur, die man bald auch in ihren künstlerischen Formen nachzubilden strebte; und auch dies war ein glücklicher Umstand, denn dies bewahrte vor Einseitigkeit, an der die deutsche Kunst bis jetzt eigentlich immer untergegangen war. Obgleich sie auf diese Weise immer noch auf Nachahmung und nur auf Nachahmung beruhte, war sie jetzt schon in so fern zu einer Art von Selbstständigkeit erwachsen, daß sie nicht bloß mehr dieser oder jener einzelnen Literatur nachstrebte, sondern sich mit einer gewissen Freiheit bald dieser, bald jener zuwandte. Dadurch erstarkte sie in formeller Hinsicht so bedeutend, daß sie bald auch fähig wurde, einen bedeutenderen Inhalt zu fassen und zugleich zur Trägerin des im Volke wieder erwachten Nationalgefühls zu werden. Durch Gottsched und die Leipziger wurde die phantastische Unnatur der Schlesier überwunden; der von ihnen zur Herrschaft gebrachten nüchternen Regelmäßigkeit der französischen Kunst brachten Bodmer und Breitinger, auf das Vorbild der Engländer sich stützend, die Rechte der Phantasie wieder zur Anerkennung und der Nämliche, der zuerst in entschiedener Weise die künstlerischen Formen des Alterthums in die deutsche Poesie einführte, Klopstock, war auch der, welcher das Vaterland und die Liebe zu demselben zum Gegenstand der Dichtung machte und durch seinen begeisterten Vorgang nicht nur der Poesie eine nationale Richtung gab, sondern auch dem sich im Volke regenden Nationalbewußtsein einen festen Halt sicherte, an dem er immer mehr erstarken konnte, bis es durch die Siege Friedrichs II. neue Nahrung erhielt und an Umfang, wie an innerer Kraft gewann.

War auch durch Bodmer und Breitinger Gottscheds persönlicher Einfluß vernichtet worden, so war doch der Einfluß der französischen Literatur, wenn auch nicht mehr ausschließlich vorherrschend, doch immer noch mächtig, und hatte schon dadurch an Kraft gewonnen, daß Friedrich II. ihr unbedingt huldigte, und durch seine offen ausgesprochene Verachtung der deutschen Poesie die Wiedergeburt derselben wenn auch nicht zweifelhaft machte, doch jedenfalls in ihrer Entwickelung einigermaßen aufhielt. Da trat endlich Lessing mit seinen unsterblichen Meisterwerken auf, und vollendete den Kreislauf der Erziehung, den die deutsche Literatur zu durchwandeln hatte, ehe sie sich zur Selbstständigkeit erheben konnte. Wie seine Vorgänger stellte er den Franzosen zunächst die Engländer und die Alten entgegen, aber während man sich bis dahin nur an untergeordnetere Erscheinungen gehalten hatte, an Anakreon oder höchstens Horaz bei den Alten, und bei den Engländern an Milton und Glover, stellte ihnen Lessing dagegen die gewaltigsten Dichterkräfte entgegen, welche das Alterthum und England hervorgebracht hatte, Homer und Shakspeare. Und weil die Anhänger der französischen Regelmäßigkeit sich vorzüglich darauf beriefen, daß die Gesetze der französischen Kunst auf der Vernunft und zugleich auf den Ansichten des großen griechischen Kunstkenners Aristoteles beruhten, so zeigte er in überzeugender Weise, daß die von Aristoteles aufgestellten Gesetze der Kunst allerdings aus dem tiefsten Verständniß derselben hervorgegangen seien, und sich an den großen Dichtern der Alten und Neuen bewährten, daß aber die Franzosen den griechischen Kunstrichter vollständig mißverstanden hätten, und daß eben deshalb ihre so sehr bewunderten Kunstwerke nicht nur den griechischen und englischen nicht ebenbürtig seien, daß sie sogar auch manche ihnen ganz eigenthümliche Mängel darböten, die bis dahin von den Deutschen in gutem Glauben nachgeahmt worden seien. Da er zugleich in die Tiefen der Kunstschöpfung eindrang, und in eben so klarer als überzeugender Weise das Wesen und die Gesetze der Kunst zum allgemeinen Bewußtsein brachte, und zugleich nachwies, daß diese ewigen Gesetze in einer dem Charakter der Deutschen angemessenen Weise zur künstlerischen Erscheinung gebracht werden könnten, und daher zuerst in entschiedener Weise eine nationale Literatur forderte, so war die bloße und sklavische Nachahmung des Fremden mit völligem Aufgeben aller nationalen Grundlage von nun zur Unmöglichkeit geworden und es trat die Zeit der Selbstständigkeit und der Blüthe ein, die wir im folgenden Zeitraum zu betrachten haben.

Nachdem wir in obigen Bemerkungen einerseits das Erwachen des Nationalgefühls und andrerseits die kritische Forschung, mit welcher die Production stets Schritt hielt, als Ursachen der Wiedergeburt der deutschen Literatur angegeben haben, müssen wir auch die Mittel andeuten, welche die Erreichung des Zwecks möglich machten. Einige und zwar sehr wesentliche sind schon im Verlauf der Darstellung erwähnt worden, namentlich das tiefere Eindringen und die geschmackvollere Behandlung der klassischen Literatur und das Anlehnen an die Engländer. Hieher gehört auch der Umstand, daß man nun auch begann, sich ernstlicher mit der älteren deutschen Poesie zu beschäftigen und der erste Grund zur wissenschaftlichen Behandlung derselben gelegt wurde. Es wurden nicht bloß ältere Denkmäler aus der Vergessenheit hervorgezogen, wie es schon im vorigen Zeitraum geschehen war, und vorübergehende Bemerkungen über deren Werth gemacht, sondern mit tiefer gehender Einsicht die innere und äußere Bedeutsamkeit derselben hervorgehoben. Zwar erhielt die Beschäftigung mit der älteren Literatur erst während des folgenden Zeitraums größere Wichtigkeit und Einfluß auf die Poesie, als man eine umfassendere Kenntniß der Sprache und der Denkmäler, so wie der künstlerischen Bedeutsamkeit derselben erlangt hatte, aber sie blieb auch damals schon nicht ohne glücklichen Einfluß. Unter den Männern, welche sich in dieser Beziehung Verdienste erwarben, sind vorzüglich Gottsched, Bodmer, Breitinger und Lessing zu nennen, neben welchen auch Klopstock, Justus Möser, Gleim und Wieland, dann neben den ersten besonders

als Herausgeber älterer Werke namentlich der Berliner Chr. Heinrich Müller Erwähnung verdienen *).

Eines der wesentlichsten Förderungsmittel zur Wiedergeburt der Literatur war der Journalismus, der einen höchst merkwürdigen Aufschwung nahm und einen außerordentlichen Einfluß auf die glückliche Entwickelung der Literaturzustände gewann, da die bedeutendsten Männer der Zeit weit ihre besten Kräfte an die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften wandten, unter welchen wiederum Lessing oben an steht. Unter den früheren sind Gottsched und Bodmer, unter den späteren vor Allem der rüstige und gewandte Kämpfer Fr. Nicolai, sodann Chr. Felix Weisse als Herausgeber kritischer Zeitschriften, als Mitarbeiter aber Abbt, Mendelssohn und Chr. Garve vorzüglich zu nennen. Was die einzelnen Zeitschriften betrifft, deren Zahl sehr groß ist und die sehr verschiedener Art waren, so werden sie am besten im Verlauf der Darstellung näher bezeichnet werden.

Wir haben gesehen, daß die äußeren Verhältnisse im Reiche, wie in den einzelnen Staaten von so trauriger Art waren, daß sie einen lebendigen Aufschwung nicht nur verhinderten, sondern beförderten, daß ferner weder die Fürsten, noch der Adel, noch die Gelehrten fähig waren, die Literatur wieder zu beleben, und daß endlich das größere Publikum zwar für das Bessere an sich empfänglich war und sogar durch das in ihm wieder erwachende Nationalbewußtsein die Richtung andeutete, welche die Literatur zu nehmen habe; aber da es im Ganzen einer höheren Bildung und besseren Geschmacks entbehrte, und zudem die Volkspoesie entweder gänzlich vernichtet, oder in diejenigen Schichten des Volks zurückgedrängt war, welche außer allem Zusammenhange mit der geistigen Bildung standen: so ist es klar, daß eine neue Bewegung in der Literatur nur von einzelnen Persönlichkeiten ausgehen konnte, die nicht, wie in früheren Zeiten, als Repräsentanten irgend eines bestimmten Standes erscheinen, sondern die sich vielmehr, wie schon gesagt wurde, von dem Stande, dem sie angehören, recht eigentlich ablösen und ihm sogar feindlich entgegen treten. Als solche bestimmende, den Gang der Literatur leitende Persönlichkeiten haben wir am Anfang des Zeitraums zunächst Gottsched und Bodmer nebst Breitinger zu nennen, in der Folge werden Klopstock, Lessing und zuletzt Wieland einflußreich, neben welchen noch Gleim und Nicolai zu erwähnen sind, von denen der letztere hauptsächlich durch die von ihm geleiteten kritischen Journale, der erstere dadurch bedeutend wurde, daß er der Literatur gegenüber eine Stellung einnahm, die gewöhnlich als ein den Fürsten und Großen zukommendes Vorrecht erachtet wird, indem er nämlich manche strebsame Männer, welche vom Glück weniger begünstigt waren, mit anerkennenswerther Großmuth unterstützte, wodurch er sie in den Stand setzte, ihre Talente der vaterländischen Poesie zu widmen.

Während die hervorragenden Gestalten der Periode, Klopstock, Lessing und Wieland, bei der Macht ihres Talents schon durch sich und ihre Erzeugnisse die gewaltigsten Wirkungen hervorbrachten, und nicht nöthig hatten, sich an Andere zu lehnen, vereinigten sich untergeordnetere Persönlichkeiten, um in gemeinschaftlicher Thätigkeit das zu erreichen, was sie allein nicht hätten erreichen können, und so entstanden Vereine verschiedener Art, die für die Entwickelung der Literatur von großer Bedeutung wurden, weil von ihnen aus die weitere Verbreitung des großen und umgestaltenden Gedanken ausging, die von den eigentlichen Leitern der neuen Bewegung theils auf dem Wege der Forschung, theils in ihren eigenen poetischen Erzeugnissen ausgesprochen worden waren. Diese Vereine waren ganz anderer Natur als die Sprachgesellschaften des vorigen Jahrhunderts, mit denen sie nicht einmal in äußerer Beziehung standen, da jene mit Ausnahme des sich in dunklem Dasein hinschleppenden Blumenordens sämmtlich untergegangen waren. Selbst die deutschen Gesellschaften blieben ohne Einwirkung, da sie entweder noch vom Geiste des vorigen Zeitraums erfüllt waren und die neue Bewegung nicht erkannten oder ihre besten Kräfte als Nachfolger der Sprachgesellschaften in kindischen Ceremonien vergeudeten. Nur die deutsche Gesellschaft in Leipzig entwickelte mehr Leben und erfolgreichere Thätigkeit, von der jedoch wahrscheinlich eben so wenig zu berichten wäre, als von den übrigen, wenn nicht Gottsched an ihrer Spitze gestanden hätte, denn die übrigen Mitglieder wurden nur durch ihn in Bewegung gesetzt, und zudem sind die wichtigsten Leistungen der Gesellschaft eigentlich nur von ihm persönlich ausgegangen.

Die Vereine, welche jetzt wichtig wurden, hatten eine im Ganzen viel freiere und allgemeinere Grundlage, als die Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, indem sie mit den literarischen Zwecken auch den Zweck gesellschaftlicher Unterhaltung verbanden; sie beruhten aber andrerseits auch wieder auf engerer Verbindung, indem nur Gleichgesinnte und Freunde sich darin zusammenfanden. Den ersten Verein dieser Art gründeten im J. 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich. Die Mitglieder (außer den beiden Stiftern noch Zellweger, Zollikofer, Heinrich Meister und Keller von Maur) versammelten sich an bestimmten Tagen, um sich über moralische und literarische Gegenstände zu unterhalten. Da sie ihre Verhandlungen aufzeichneten, kamen sie bald auf den Gedanken, ein dem englischen „Zuschauer" (von Addison) ähnliches Wochenblatt unter dem Titel „Discurse der Maler" herauszugeben, von welchem später ausführlicher die Rede sein wird. Uebrigens war Bodmer und

*) So verdienstlich auch seine Ausgabe der „deutschen Gedichte des Mittelalters" war, weil sie eben zuerst auf dieselben aufmerksam machte, so war sie doch nur ein so ganz roher und deshalb oft unverständlicher Abdruck der Handschriften, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Friedrich II., der überhaupt für das romantische Element keinen Sinn hatte, in einem Briefe an den Herausgeber, der ihm sein Buch überschickt hatte, mit der bittersten Verachtung spricht. Wenn wir aber seine Ansicht von der deutschen Dichtkunst des Mittelalters begreifen und seine Ausfälle gegen dieselbe erklären und entschuldigen können, so ist dagegen die Art und Weise, wie er den fleißigen Gelehrten behandelt, unverzeihlich. Sein Brief lautete: „Hochgelahrter, lieber Getreuer, Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. u. 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern heraus schmeissen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Ew. sonst gnädiger König."

nebst ihm Breitinger der belebende Mittelpunkt des Vereins, und ihrer unermüdlichen Thätigkeit ist es namentlich zuzuschreiben, daß die literarische Verbindung zwischen der Schweiz und Deutschland, welche seit der Reformation beinahe vollständig aufgelöst war, wieder hergestellt wurde und die Schweiz sogar bei der neuen Entwickelung der Literatur einen mächtigen und eine Zeitlang sogar überwiegenden Einfluß gewann. Namentlich entstand ein lebendiger Verkehr zwischen Zürich und dem nördlichen Deutschland theils durch regen Briefwechsel, theils dadurch, daß jüngere Freunde Bodmers (Sulzer, Hirzel, Chr. H. Müller, Zimmermann u. A.) nach Deutschland gingen, und dort die Ansichten ihres Lehrers und Führers verbreiteten. Sie konnten recht eigentlich als seine Apostel angesehen werden, wie Bodmer es in einem Briefe an Hirzel ausdrücklich bezeichnet. Noch wichtiger beinahe erscheint der Einfluß Bodmers auf Deutschland dadurch, daß Klopstock und Wieland, von seinem Geiste angezogen, zu ihm reisten und längere Zeit in seinem Hause lebten.

Ein zweiter Verein, der als solcher von noch größerer Bedeutsamkeit wurde, als der Zürcher, entstand im J. 1744 in Leipzig. Die jungen Männer, die ihn bildeten, waren schon früher in genauerer Verbindung gestanden, und hatten sich, von Gottsched angeregt, durch ihre auf die deutsche Literatur gerichteten Bestrebungen zusammengefunden; auch hatten sie zum Theil an den von Schwabe, einem Anhänger Gottscheds, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" thätigen Antheil genommen. Da jedoch die Fortschritte der Kritik in den Werken der Schweizer nicht ohne Einfluß auf sie geblieben waren, und die ganz im Sinne und Geiste Gottscheds gehaltene Zeitschrift ihren bessern Einsichten nicht mehr zusagte, entschlossen sie sich, derselben eine andere entgegenzusetzen, und gründeten zugleich zur Ausführung ihrer Absicht einen engeren Verein. Der erste Gedanke hiezu ging von Karl Christian Gärtner aus, der bald seine jüngeren Freunde J. Adolf Schlegel, Andr. Cramer und Chr. Mylius dafür gewann, denen sich nicht lange darauf Konr. Arn. Schmid, Joh. Arn. Ebert, Gottlieb Wilh. Rabener, Justus Friedr. Wilh. Zachariä und Joh. Elias Schlegel, so wie Straube aus Breslau anschlossen, obgleich diese nicht in Leipzig wohnten. Erst später traten auch Christian Fürchtegott Gellert, Nicolaus Dietrich Giseke und Gottlieb Fuchs hinzu, so auch Klopstock, dessen größte Wirksamkeit jedoch außerhalb des Vereins zu suchen ist. Einige andere, wie der jung verstorbene Spener, Olde, der Langensalzer J. Christoph Schmidt und Heinrich Gottlob Rothe, wurden weniger durch ihre Leistungen (nur Spener soll wirkliches Dichtertalent gehabt haben) als durch ihre freundschaftlichen Beziehungen namentlich zu Klopstock (dessen Fanny Schmidts Schwester war) bekannt, der sie auch in seinen Dichtungen (Wingolf) verherrlicht hat. Der Zweck des Vereins war zunächst die Herausgabe der neuen Zeitschrift, welche den erwähnten Belustigungen entgegengesetzt werden sollte, und welche unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" in Bremen erschien (daher sie auch bald den Namen „Bremer Beiträge" erhielt). Während der Zürcher Verein in seiner Zeitschrift vor Allem belehren wollte, gründeten die Mitglieder des Leipziger Vereins, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Sächsischen Schule begreift, ihre Zeitschrift mit der vorwiegenden Absicht, ihre poetischen Erzeugnisse darin zu veröffentlichen, was freilich zum Theil schon in den ältern „Belustigungen" von Schwabe der Fall gewesen war. Allein dieser hatte Alles aufgenommen, was ihm zugeschickt wurde, sobald es nur gereimt war, oder wenn er etwa einmal eine Art Kritik übte, so war diese so ganz im Sinne Gottscheds, daß die vorwärtsstrebenden Kräfte dadurch zurückgestoßen wurden, die namentlich darüber ihr Mißvergnügen äußerten, daß so viele reine Streitschriften aufgenommen wurden, welche keinen innern Werth und keine größere Tragweite hatten. Die Mitglieder des Vereins dagegen (und hierin offenbart sich zunächst und am entschiedensten der Einfluß Bodmers) hatten als oberstes Gesetz aufgestellt, daß Nichts in die „Beiträge" aufgenommen werden dürfe, was nicht zuerst in ihren wöchentlichen Zusammenkünften zur strengen Beurtheilung vorgelegt und von den meisten Stimmen gebilligt worden wäre; es mußte jeder Einzelne sich dem Urtheil der Mehrzahl unterwerfen, und die getadelten Stellen ändern oder ganz streichen, widrigenfalls die Arbeit ebenfalls nicht aufgenommen wurde. Diesem Gesetz war der Herausgeber Gärtner eben so gut unterworfen, als jedes andere Mitglied; allein es war von großem Vortheil für die Zeitschrift, daß gerade dieser, dessen Urtheil am gereiftesten war, nur wenig schrieb, weil dadurch sein Einfluß auf die übrigen größer werden mußte, da sie in ihm keinen Nebenbuhler in ihrer Thätigkeit erblickten *). Unter solcher Leitung und bei solcher tüchtigen Grundlage erwarben sich die „Beiträge" bald allgemeine Anerkennung, und die darin veröffentlichten Arbeiten, durch welche die meisten Mitglieder des Vereins ihren Ruf gründeten, wirkten außerordentlich wohlthätig, indem sie Liebe und Sinn für die vaterländische Literatur in weiten Kreisen verbreiteten und manche jüngere Kräfte anregten **).

Schon früher als in Leipzig war in Halle von Samuel Gotthold Lange ein ähnlicher Verein zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit gegründet worden (1734), welcher den Mitgliedern die Gelegenheit geben sollte, sich in poetischen und prosaischen Arbeiten zu üben; außer dem Stifter und dessen innigsten Freunde Jakob Immanuel Pyra scheint jedoch kein einziger Theilnehmer des Vereins in demselben etwas Höheres gesucht zu haben, wenigstens sind nur diese zwei in der Folge durch ihre Leistungen bekannt geworden, und als sie schon im J. 1737 Halle ver-

---

*) Die unparteiische Strenge, mit welcher die Mitglieder bei ihrer Beurtheilung der vorgelegten Gedichte verfuhren, erhellt am besten aus folgender Anekdote. Zachariä glaubte Grund zu haben, über das Urtheil seiner Freunde unzufrieden zu sein. Um sich darüber Klarheit zu verschaffen und, wie er hoffte, seinen Freunden ihre Parteilichkeit mit Grund vorwerfen zu können, ließ er einst ein Gedicht auf Umwegen an sie gelangen, indem er es unter falschem Namen von Hamburg aus an sie schicken ließ. Doch jene merkten die Falle und behandelten das eingesandte Gedicht mit noch weit mehr Strenge, als die frühern.

**) Vom fünften Bande an übernahm der Hamburger J. M. Dreyer die Redaction der „Beiträge", welche aber unter seiner Leitung bald zur Nichtswürdigkeit herabsanken, da sie meistens nur obscöne Dichtungen ohne poetischen Werth enthielten.

ließen, scheint die Gesellschaft eingegangen zu sein. Bald darauf aber brachte ein günstiges Geschick drei strebsame Jünglinge dort zusammen, welche, von gleicher Liebe zur Poesie beseelt, einen innigen Freundschaftsbund schlossen und durch gemeinschaftliches Lesen griechischer und römischer Dichter, so wie durch Nachbildungen derselben ihren Geschmack zu bilden suchten. Es waren dies Joh. Wilh. Ludw. Gleim, Joh. Peter Uz und Joh. Nikol. Götz. Sie schlossen zwar keinen formellen Verein, wie die Leipziger, aber ihre auf treue Freundschaft gegründete Verbindung hörte auch dann nicht auf, als sie nach Vollendung ihrer Studien von einander getrennt wurden, wie sie stets den strebenden Sinn bewahrten, der sie als Jünglinge zusammengeführt hatte. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen der „Hallischen Dichter", sie und einige andere jedoch auch unter dem der „Preußischen Dichterschule". Als nämlich Gleim nach seinem Abgang von Halle nach Berlin kam, wurde er mit Ewald Christian von Kleist und später mit Pyra, der ebenfalls nach Berlin gekommen war, so wie mit Karl Wilh. Ramler bekannt, zu denen er in ein ähnliches Verhältniß trat, wie früher zu seinen hallischen Freunden, wie sie auch in dem nämlichen Geiste dichteten, wie jene, und insbesondere auch, was namentlich von Ramler gilt, das klassische Alterthum zum Muster und Vorbild nahmen. Endlich trat auch die Dichterin Anna Luise Karschin zu ihnen in ein näheres Verhältniß.

Wie schon diese Verbindungen Nichts von dem Wesen eines in sich abgeschlossenen Vereins hatten, so sind noch mehrere derselben Art zu erwähnen, welche für die Geschichte der Literatur doch von hervorragender Bedeutung sind, weil das Zusammenleben der für die neue Bewegung begeisterten Männer diese Begeisterung immer mehr kräftigte, und zudem mancher tiefwirkende Gedanke, manches einflußreiche Wort, das die Zeitgenossen in seiner Vollendung überraschte, in den traulichen Gesprächen oder in dem Briefwechsel der befreundeten Schriftsteller angeregt oder groß gezogen wurde. Die Männer, die sich in Berlin zusammengefunden hatten, blieben nicht lang mit einander vereinigt, aber es traten wiederum Andere hinzu, so daß die durch sie nach Berlin gebrachte geistige Regsamkeit sich immer kräftiger entwickelte. An die schon Genannten schlossen sich zuerst Joh. Georg Sulzer und J. Joach. Spalding, so wie auch Aug. Fr. Wilh. Sack an. Später wurde Lessing mit den Zurückbleibenden und durch diese auch mit denen, die sich schon wieder entfernt hatten, bekannt, so daß denn auch dessen nähere Freunde Moses Mendelssohn und Nicolai mit allen diesen Männern in ein genaueres Verhältniß traten. Daß seit Lessing in Berlin lebte und mit den dort wohnenden literarischen Größen bekannt geworden war, er der Mittelpunkt des geistigen Lebens wurde, das geht schon aus dem hervor, was bisher über den bedeutenden Mann gesagt wurde.

Als Gleim nach Halberstadt übersiedelte, blieb er in regem freundschaftlichem und literarischem Verkehr mit seinen bisherigen Freunden, und da ihm sein neuer Wohnort in beiden Beziehungen Nichts darbot*), dehnte er seinen Briefwechsel noch weiter aus; er benutzte jede Gelegenheit, mit den bedeutenderen Männern seiner Zeit, älteren und jüngeren, in ein näheres Verhältniß zu treten. So war er durch Sulzer mit den Schweizern bekannt geworden, und durch diese mit Wieland; eine Reise nach Leipzig hatte ihn mit Klopstock und den noch dort wohnenden Mitgliedern der Sächsischen Schule zusammengebracht, und mit allen führte er einen mehr oder weniger lebhaften Briefwechsel, der sich beinahe ausschließlich auf die Förderung der vaterländischen Literatur bezog. Ohne daß er auf diese zum Theil weitaus bedeutenderen, zum Theil älteren Männer einen eigentlichen Einfluß ausgeübt hätte, wurde er doch hiedurch der Mittelpunkt der gemeinsamen Bestrebungen. Seine Begeisterung für die vaterländische Literatur war bald so allgemein bekannt geworden, daß sich auch jüngere Talente zu ihm wandten, um durch ihn in das literarische Leben eingeführt zu werden, oder wohl auch weil von ihm äußere Unterstützung zu erwarten war, da er als einzelner Mann ohne Familie ein verhältnißmäßig reiches Einkommen hatte und er ein theilnehmendes, der Aufopferung fähiges Herz besaß. So schlossen sich unter den jüngern Dichtern vorzüglich Joh. G. Jacobi, Klamer Eberh. Karl Schmidt, Joh. Benj. Michaelis und zuletzt Wilh. Heinse an ihn, die zum Theil längere Zeit in seinem gastfreundlichen Hause lebten, deren Talente er mit Liebe pflegte und wenn auch nur in untergeordneter Weise in ihrer Entwickelung leitete und bestimmte.

Wie Gleim in Halberstadt, so hatte schon früher S. G. Lange in Laublingen bei Halle, wo er seit 1737 als Pfarrer lebte, einen Kreis von Männern um sich versammelt, die sämmtlich für die Förderung der Literatur begeistert waren. So verweilte außer seinem Jugendfreunde Pyra und seinem Lehrer, dem Halleschen Professor Meier, auf den wir später zurückkommen werden, auch Gleim oft in seinem Hause. Durch Sulzer, der ihn ebenfalls oft besuchte, trat er den Schweizern näher, welche dadurch mit ihren Ansichten immer mehr Boden in Deutschland gewannen. Seine Frau, Anna Dorothea, geb. Gnüge, deren Dichtungen unter den Freunden große Bewunderung erregten, trug durch geistreiche Unterhaltung nicht wenig bei, den Kreis, der sich um ihn sammelte, zu beleben.

Von den Theilnehmern an den „Bremer Beiträgen" waren nur Gellert und Rabener in Leipzig zurückgeblieben und auch der letztere hatte es endlich verlassen; dagegen fanden sich einzelne derselben im spätern Leben wieder zusammen, die Einen in Braunschweig, so Gärtner, Zachariä, K. A. Schmid, Ebert, andere in Kopenhagen, so J. E. Schlegel, Cramer und Klopstock, und obgleich beinahe alle diese Männer den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit bei ihrer Wiedervereinigung schon überschritten hatten, so konnte doch ihr Aufenthalt an jenen Orten nicht ohne mannigfache Anregung bleiben, und es erhielten dieselben daher in literarischer Beziehung nicht unbedeutende Wichtigkeit, zumal später auch andere bedeutende Männer dahin kamen, so Hans Wilhelm von Gerstenberg nach Kopenhagen, J. Fr. Wilh. Jerusalem und J. Joach. Eschenburg nach Braunschweig, mit

*) Sucro, der durch Gleims Vermittlung als zweiter Domprediger nach Halberstadt gekommen war, und der dort lebende Lichtwehr konnten ihm, nach dem Bericht seines Biographen Körte, kein rechtes Vertrauen abgewinnen.

welcher Stadt endlich auch Lessing von Wolfenbüttel aus in vielfacher Berührung und mit den obgenannten Männern in freundschaftlichem Verkehr stand.

Obgleich der große Albr. von Haller schon seit 1736 in Göttingen verweilte, wurde diese Stadt doch erst im folgenden Zeitraume durch den „Hainbund“ für die deutsche Literatur wichtig, der zwar als Dichterverein einerseits und durch seine ausgesprochene Anlehnung an Klopstock andrerseits mit der vorliegenden Periode in genauem Zusammenhange steht, aber doch erst später Einfluß gewann. Vor der Gründung des Hainbundes war dagegen Göttingen für die vaterländische Literatur ohne Bedeutung; so ehrenvolle Stellung die meisten Lehrer an der erst vor Kurzem (1737) gestifteten Hochschule auch in der Wissenschaft einnahmen, so hatten sie dagegen beinahe ohne Ausnahme keinen Sinn für die deutsche Kunst und eben so wenig für nationale Entwickelung überhaupt. Wenn dies auch von Haller selbst nicht gilt, so hatte sich dieser doch seit seiner Anstellung in Göttingen ganz von der Theilnahme an den literarischen Bestrebungen zurückgezogen. Zwar wurde daselbst im J. 1740 eine „Deutsche Gesellschaft“ nach Muster der Leipziger gestiftet, und es stand sogar der als Dichter bekannte Kästner eine Zeitlang an ihrer Spitze, allein dieser konnte bei seiner Eigenthümlichkeit weder durch Umgang noch durch Schriften anregend wirken.

Ein regeres Leben entwickelte sich in Hamburg. Dort hatte schon im vorigen Zeitraum eine große literarische Thätigkeit begonnen; manche von den damals bedeutenden Männern lebten jetzt noch und es hatten sich an ihnen jüngere Kräfte herangebildet, unter denen jedoch nur Einer höhere Bedeutung erhielt, Friedrich von Hagedorn, der als Knabe schon mit Wernicke, Brockes und Richey in Berührung kam, die nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung seines poetischen Talents blieben. Obgleich Klopstock sich erst später in Hamburg bleibend niederließ, war er doch während des vorliegenden Zeitraums öfters dort und hatte schon den Kreis zu bilden begonnen, der sich in der Folge um ihn sammelte. Wichtiger wurde der Aufenthalt Lessings, der auf die Entwickelung der Schauspielkunst und der dramatischen Poesie von dem folgenreichsten Einfluß war, wie denn das Hamburger Theater, welches schon in der vorhergehenden Periode zu großer Bedeutung gelangt war, und namentlich die Oper zu hoher Blüthe gebracht hatte, auch in diesem Zeitraum alle übrigen durch seine Leistungen weit überragte.

Indem wir in obiger Darstellung eine Uebersicht der Vereine und Kreise gegeben haben, welche für die Förderung der Literatur thätig waren, haben wir zugleich die Länder und Städte angegeben, in welchen das neue Leben sich entwickelte. Wie im vorigen Zeitraume, ist es auch jetzt das protestantische Deutschland, von welchem die Fortbildung ausgeht; nur treten gerade die Provinzen und Oerter zurück, welche früher am einflußreichsten waren, so Schlesien, die Rheinländer und Nürnberg. Dagegen bleibt Sachsen ein Hauptmittelpunkt der Bildung, und es verbreitet sich dieselbe namentlich von Leipzig aus über den übrigen Norden, und zunächst nach Preußen, wo Halle und Berlin wichtige Vereinigungspunkte bedeutender und einflußreicher Männer werden. Der protestantische Süden ist nur durch einzelne Männer, namentlich Wieland, repräsentirt, welche jedoch in ihrer Heimat keinen Boden hatten und auch meistens außerhalb derselben lebten und wirkten. Endlich tritt nach langer Unterbrechung die Schweiz wieder in die geistige Bewegung und zwar in durchaus bedeutender Weise, so daß sie eine Zeitlang die Entwickelung der Literatur geradezu bestimmt.

Im katholischen Deutschland steht es dagegen im Ganzen noch sehr erbärmlich, und es bietet höchstens Wien einige Lichtpunkte, welche jedoch sämmtlich auf den Norden hinweisen, von welchem die Anregung ausgegangen war. So fand Gottsched im katholischen Süden, namentlich in Wien, einigen, wenn auch schwachen Anhang; doch wurde einer seiner Bewunderer deshalb einflußreich, weil er trotz der ungünstigen Verhältnisse mit der Bewegung fortschritt. Es ist dies Joseph von Sonnenfels, der nicht nur viel für Hebung des Theaters that, sondern auch im J. 1761 eine „Deutsche Gesellschaft“ gründete, die wenigstens für ihre Mitglieder von bildendem Einflusse war, wenn sie auch keine größere Bedeutung nach Außen erhielt. Später drang sogar Klopstocks Einfluß nach Wien; nach ihm und Ramler bildeten sich die bedeutendsten östreichischen Dichter der Zeit, Denis und Mastalier; allein auch diese fanden in der That im Norden mehr Anklang, als in der Heimat. Am einflußreichsten wurde Wieland, doch trat dessen Einfluß erst im folgenden Zeitraume kräftiger hervor. Ohne Zweifel würden diese vereinzelten Bestrebungen zu größerer Bedeutsamkeit erwachsen sein, wenn Josephs II. kühne Reformen hätten durchgeführt werden können; aber da er in seinem Kampf gegen den Jesuitismus, durch welchen er in ganz Deutschland große Hoffnungen erweckte, den einzigen Bundesgenossen, der ihm zum Siege hätte verhelfen können, das Volk, nicht beizog, mußte er der selbst einem mächtigen Monarchen gefährlichen Macht unterliegen. Mit der Vernichtung seiner Reformen trat der frühere Geist der Finsterniß wieder mächtig und das gesammte Leben der östreichischen Staaten beherrschend hervor, von welchem jede geistige Regung leicht niedergehalten wurde. In Bayern herrschte der Jesuitismus jetzt, wie früher, und ließ natürlich Nichts aufkommen, was die Geister hätte aufklären und beleben können; und er stemmte sich dem Eindringen der neuen Regung im Gebiet der deutschen Literatur um so entschiedener entgegen, als dieselbe auf dem Geiste der Aufklärung und der Freiheit beruhte.

Daß dies aber der Charakter der vorliegenden Periode ist, geht zum Theil schon aus den obigen Bemerkungen hervor, und kann durch noch weitere Gründe bestätigt werden. Es trafen nämlich mehrere Umstände zusammen, welche der Literatur diesen Charakter aufprägen mußten. Wie der Geist der Kritik und Forschung, den wir als das leitende Prinzip der Zeit haben kennen lernen, selbst aus der Freiheit hervorgegangen ist, so führt er auch wiederum zur Freiheit, indem er die dem Menschen von Außen her aufgedrungenen Fesseln vernichtet, und die Gesetze der Natur an deren Stelle setzt. Nun kann aber der Geist unmöglich bloß nach Einer Richtung und Beziehung hin frei werden, und so führte das Bestreben nach Befreiung von den bisherigen Fesseln im Gebiete der Kunst nothwendig

auch zu ähnlichen Bestrebungen in andern geistigen Verhältnissen. Die ästhetischen Kämpfe Lessings sind auch zugleich Kämpfe für die Befreiung der Wissenschaft überhaupt von den beschränkten und engherzigen Gränzen, die ihr die pedantische Fachgelehrsamkeit gezogen hatte; und die freiere, geistigere Behandlung der Philologie, der Theologie, der Geschichte, selbst der Rechtswissenschaft wurde zum Theil durch ihn vorbereitet oder wirklich angebahnt. Am deutlichsten tritt dieser Geist der Freiheit aber in Sachen der Religion hervor: die Bewegung auf diesem Gebiete war außerordentlich groß und wirksam, indem sie den ausgearteten Pietismus, wenn auch nicht ganz vernichtete, doch mächtig zurückdrängte, und eben so der flachen und pedantischen Rechtgläubigkeit, die, alles tiefern und lebendigen Glaubens entbehrend, nur am todten Buchstaben festhielt, tödtliche Wunden schlug. Dieser Kampf gegen den Glaubenszwang wurde freilich durch Friedrichs II. Theilnahme an demselben mächtig unterstützt, und es wurde daher auch vorzugsweise Preußen und mit ihm das nördliche Deutschland überhaupt der Sitz der Aufklärung; doch würde diese auch ohne ihn, selbst ohne den mächtigen Einfluß der französischen Encyklopädisten durchgedrungen sein, wenn vielleicht auch nicht in dem Umfange und in der Schnelligkeit, wie es unter diesen günstigen Umständen der Fall war. Im Süden dagegen, wo die ästhetische Bildung weniger Eingang fand, blieb die pietistische Richtung vorherrschend, und in der protestantischen Schweiz hielt man an der religiösen Ueberlieferung fest, weil diese in ihrer Entwickelung mit dem Begriffe der Freiheit nicht im Widerspruche stand, da sie vielmehr aus derselben hervorgegangen war. Endlich wurden auch in diesem Zeitraume die ersten Grundlagen zur politischen Bildung des deutschen Volks gelegt, und zwar ausschließlich durch die Männer, welche die geistige Bildung überhaupt leiteten. Denn wenn auch Friedrich II. manche hochherzige Ansichten aussprach, z. B. daß ein Fürst nur der erste Diener des Staats sei, so konnten diese schon deshalb nicht fruchtbar werden, weil er in dem Staate nur eine abstrakte, todte Maschine erblickte, über welcher er den lebendigen Geist derselben, das Volk, vollständig übersah. Und wenn er daher auch in Bezug auf Einzelnheiten der Staatseinrichtung und Verwaltung freie Besprechung erlaubte, und im Anflug guter Laune selbst eine gegen ihn gerichtete Schmähschrift tiefer aufkleben ließ, damit man sie bequemer lesen könne, so trat er doch bald mit gewaltiger Hand dazwischen, sobald die freie Besprechung sich über wesentlichere Dinge, über eigentliche Lebensfragen, verbreiten wollte. Denn in der That war er ein eben so entschiedener Despot, als seine übrigen Standesgenossen*). Er stützte sich in seinen Kriegen nur nothgedrungen und gegen seinen Willen auf das Volk, das er in den spätern Jahren seiner Regierung um so tyrannischer behandelte. So war die freie Anschauung in Sachen der Politik nur ein Ergebniß der kritischen Forschung, die sich freilich in dieser Beziehung nur schüchtern hervorwagen durfte, aber nichtsdestoweniger mächtige Fortschritte machte, so daß, wenn man den politischen Standpunkt, auf den der vorliegende Zeitraum gekommen war, mit dem der nachfolgenden Periode, namentlich seit dem Anfang des 19. Jahrh. vergleicht, man jenem eine weitaus höhere politische Bildung zuerkennen muß, als diesem, und man wird kaum Bedenken tragen, auszusprechen, daß sie eine entschieden republikanische Färbung angenommen hatte. Unter den Männern, welche diesen Geist der Freiheit und der republikanischen Gesinnung wesentlich förderten, sei es mehr unbewußt, wie Klopstock, oder mit vollem Bewußtsein, wie Lessing, sind außer diesen Männern noch vorzüglich Bodmer, Fr. K. v. Moser, Abbt, Justus Möser, Sonnenfels und Wieland zu nennen.

Um das Bild von dem Gang und dem Charakter der Literatur im vorliegenden Zeitraum zu vollenden, haben wir noch hinzuzufügen, daß in demselben die Poesie und die Prosa gleichzeitig aufblühten, was bis dahin noch nie der Fall gewesen war, und daß der gegenseitige Einfluß, den beide Formen der Darstellung auf einander übten, für beide von höchst wohlthätiger Folge war. Im Verhältniß zum vorangehenden Zeitraum erhob sich namentlich die Prosa zu einer außerordentlichen Höhe der Ausbildung, die sie seitdem wieder verloren hat, denn wenn man einige wenige bedeutende Schriftsteller der folgenden Zeit ausnimmt, namentlich Göthe, der in der prosaischen Darstellung nebst Lessing das Höchste erreichte, so steht die nachfolgende Periode der vorliegenden in dieser Beziehung bedeutend nach, und diese kann mit jener auf keine Weise zusammengestellt werden, und zwar schon kaum mit Rücksicht auf die künstlerische Entwickelung der prosaischen Darstellungsformen, noch viel weniger aber in Bezug auf die Sprache.

Was aber die Sprache überhaupt betrifft, so sind die Fortschritte, welche sie in ihrer Ausbildung machte, wahrhaft bewundernswürdig; wir treffen schon nach einem kurzen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten eine so große Umgestaltung, daß man sie für das Ergebniß eines vollen Jahrhunderts halten möchte. Beim Beginn der Periode ist die Sprache

*) Lessing erkannte dies mit seinem scharfen Blick und seinem unbestechlichen Gefühl für die Wahrheit. Er spricht es in dem bekannten Briefe an Nicolai (v. 25. Aug. 1769) so entschieden aus, daß wir nicht umhin können, die betreffende Stelle mitzutheilen. „Wien mag seyn, was es will; der deutschen Literatur verspreche ich doch noch immer mehr Glück, als in euerem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es bloß geschehen seyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden kann, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja Nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einem in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihm versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit so zu sagen, als dieser es ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht; und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist.“ Selbst das, was Lessing hier von dem Verhältnisse Wiens und Berlins zur deutschen Literatur sagt, so unbegründet es damals scheinen mußte, zeugt von seinem in die Zukunft blickenden Geist. Wie richtig aber seine Ansicht von der gerühmten Freiheit in Preußen war, geht aus der Darstellung von Preuß („Friedrich der Große“. 3. Band, S. 249 ff.) unwidersprechlich hervor, so sehr sich derselbe bemüht, das Gegentheil zu beweisen.

der Poesie entweder schwülstig und unnatürlich, oder platt und trivial, je nachdem wir Bücher aus der Schlesischen oder Weise'schen Schule lesen; mit der Sprache der Prosa steht es noch schlechter, da sie neben jenen Gebrechen auch noch steif und pedantisch und zudem durch den überhäuften Gebrauch fremder Wörter entstellt war. Im Norden war hiebei zwar das Hochdeutsche Grundlage der Darstellung, im Süden herrschte dagegen die Mundart vor, und in den katholischen Ländern wurde das Hochdeutsche sogar absichtlich zurückgedrängt, weil man in ihm eine Wirkung und ein Erbtheil der Reformation erblickte. Der erste Schritt, welcher zur Verbesserung der Sprache gethan wurde, ging von Gottsched aus, der vor Allem Klarheit und Deutlichkeit der Darstellung verlangte, eine Forderung, die um so unerläßlicher war, als das affectirte Streben der frühern Schriftsteller nach gelehrtem Periodenbau, dessen Wesen sie zudem gar nicht verstanden, die Sprache unklar und geschmacklos gemacht hatte. Nebst dem verlangte Gottsched auch Reinheit und angemessene Würde des Ausdrucks, gegen welche sich namentlich Weise bei seinem Streben nach Natürlichkeit versündigt hatte. Aber bei allen diesen Verdiensten um die Sprache schnürte er sie andrerseits in neue Fesseln, indem er die Ansicht, die sich schon seit einiger Zeit, namentlich bei den Gegnern der Schlesier geltend gemacht hatte, daß die Schriftsprache sich in dem beschränkten Kreise des Meißnischen bewegen müsse und daß Schriftdeutsch mit Sächsisch gleichbedeutend sei, nicht nur theilte, sondern auch andern Bestrebungen gegenüber hartnäckig verfocht, und selbst die Schweizer für diese Ansicht gewann. Diese wirkten aber gerade, von ihrer reichen Mundart unterstützt, in anderer Weise auf die Sprache, indem sie zu den von Gottsched aufgestellten Forderungen noch die der sinnlichen Anschaulichkeit in der Darstellung verbanden, wodurch sie ihr tieferes Verständniß der Eigenthümlichkeit kundgaben, welche unsere Sprache von der französischen unterscheidet. Die Mitglieder der Sächsischen Schule behandelten die Sprache im Ganzen wie ihr erster Führer Gottsched, doch blieb der Vorgang Hagedorns und Hallers nicht ohne erfreulichen Einfluß auf ihre Darstellung, von denen der erste vorzüglich nach geschmackvoller Zierlichkeit, der andere nach Kürze und Kraft des Ausdrucks gestrebt hatte. Noch entschiedener gab sich dieser Einfluß bei den Halleschen Dichtern kund. Diese beiden Richtungen fanden jedoch erst in Klopstock und Wieland ihren höchsten Ausdruck; und durch Lessing endlich wurden alle diese Bestrebungen zu künstlerischer Einheit und Vollkommenheit verbunden, was besonders von seiner prosaischen Darstellung gilt, auf welche er überhaupt weit mehr Gewicht legte, als auf die poetische, wie er denn irgendwo sagt, daß es ihm weit weniger Mühe mache, in Versen zu schreiben, als in Prosa, und in der That würde seine Prosa das Höchste sein, was die deutsche Literatur darbietet, wenn nicht später Göthe gezeigt hätte, daß das Höchste in der Darstellung nur durch lebendige und künstlerische Behandlung der Volkssprache erreicht werden könnte. Von großem Einfluß auf die Ausbildung der Sprache waren endlich die vielfachen Uebersetzungen, welche von den besten Schriftstellern der Alten und Neuen gemacht wurden; es wurde durch dieselben Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und auch ein größerer Reichthum der Satzbildungen und Satzformen gewonnen; doch machte sich dieser Einfluß erst im folgenden Zeitraum in vollem Maße geltend, wo die Uebersetzungskunst bis zur höchsten Meisterschaft gedieh. Es ist freilich nicht zu verkennen, daß die Sprache durch diese Aneignung fremder Formen in ihrer Eigenthümlichkeit und Reinheit oft getrübt wurde; allein auch dies trat mit allen seinen üblen Folgen erst in der späteren Zeit kräftiger hervor, da man in der vorliegenden noch lange nicht so willkürlich mit der Sprache umging, als es später geschah.

Erster Abschnitt: Poesie.

Die Bemerkungen über den Gang der Literatur im Allgemeinen, welche wir oben mitgetheilt haben, beziehen sich zugleich ganz vorzugsweise auf die Poesie; von dieser gilt vor Allem, wie ein geistreicher Darsteller der vorliegenden Periode (Manso) recht bezeichnend sagt, daß sie „aus der Kritik geboren und unter Kampf und Fehden groß gezogen wurde". Es liegt uns nun ob, jene allgemeinen Grundzüge hier weiter auszuführen.

Die ersten, freilich nur schwachen Versuche kritischer Beurtheilung gingen zunächst von den beiden Zürchern Bodmer und Breitinger aus, welche hiezu wohl von den Bestrebungen der späteren Dichter im vorigen Zeitraum, von Canitz, Besser, Weise und vor Allem von Wernicke angeregt worden waren. Auch beschränkte sich ihre kritische Thätigkeit zuerst darauf, daß sie einerseits auf jene Dichter, namentlich aber auf Opitz hinwiesen, und deren Natürlichkeit dem falschen Prunk der Schlesier entgegensetzten, welche sie jedoch weniger mit Gründen, als mit den Waffen des Witzes angriffen. Dies geschah in der von ihnen seit 1721 herausgegebenen Wochenschrift „Die Discourse der Maler", doch nur gelegentlich; denn sie hatten mit diesen „Discoursen" vorzüglich die Absicht, sittliche Zustände zu schildern, wie sie ihnen denn auch in einer neuen Ausgabe (1746) den passenderen Titel „Die Mahler der Sitten" gaben. Sie fanden neben bedeutendem Widerspruch von Seiten der zahlreichen Dichterlinge, die ihre Armuth unter dem weiten Mantel Lohensteinischer Phrasen leicht verbergen konnten, bald auch Anerkennung, und unter den Männern, welche sich zu ihren Ansichten bekannten, nahm Gottsched die erste Stelle ein. Dieser gab seit 1725 ebenfalls eine Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen" heraus, in welcher er sich mit aller Entschiedenheit zu den Grundsätzen bekannte, welche die Schweizer ausgesprochen hatten, und er vollendete, was jene begonnen, das heißt, er vernichtete das Ansehen der Schlesier, für welche sich von nun an keine Stimme mehr erhob.

Es konnte jedoch bei aller Aehnlichkeit der Ansichten dem tieferen Beobachter nicht entgehen, daß zwischen den Schweizern und Gottsched ein wesentlicher Unterschied bestehe, der mit der Zeit zur Entzweiung führen mußte. Dieser lag im Wesen dieser Männer begründet. Während Gottsched alle die Poesie berührenden Fragen nur von der äußerlichen Seite und ganz formell auffaßte, drangen jene zugleich tiefer in die Natur und das Wesen der Kunst, und bemühten sich, durch immer tieferes Erfassen ihrer Erscheinung sie auf ihre letzten Gründe zurück-

zuführen, und ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Lehrgebäude der Kunst aufzustellen. So lang Gottsched und die Schweizer nur polemisch gegen die Schlesier auftraten, und ihre kritischen Bemerkungen mehr negativer Natur waren, als daß sie bestimmte Grundsätze entwickelt hätten, konnte sich der berührte Unterschied noch nicht geltend machen; als sie aber begannen, ihre Ansichten systematisch zu entwickeln, trat er sogleich lebendig und in feindlichem Gegensatze hervor. Es ist hier sogleich zu bemerken, daß die Zürcher seit ihrem ersten Auftreten mit der Wolffischen Philosophie genauer bekannt geworden waren, und daß sie aus dieser zunächst die Gründlichkeit der Methode schöpften, welche in ihren weiteren Schriften sichtbar wird, so wie sie auch durch sie auf den Zusammenhang der Kunst mit der Natur aufmerksam gemacht wurden. Gottsched war zwar ebenfalls durch die Wolffische Philosophie gebildet, aber wie in Allem, so fand er auch in ihr nur das rein Aeußerliche.

Das erste bedeutendere Werk, in welchem die Zürcher ihre zu festerer Ausbildung gelangten Ansichten niederlegten, war die Untersuchung „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks" (Ff. u. Lpz. 1727), welchen sie als den ersten Theil eines vollständigen Lehrgebäudes der Dichtkunst ankündigten. Doch ehe sie ihr Unternehmen vollenden konnten, ließ Gottsched, der sich durch manche freimüthige Aeußerungen in jener Abhandlung verletzt gefühlt, und sich darüber in ziemlich derber Weise in dem „Biedermann" ausgesprochen hatte, einer Zeitschrift, die seit 1727 an die Stelle der „Tadlerinnen" getreten war, seine „Kritische Dichtkunst" (Lpz. 1730) erscheinen, durch welche er jede andere Arbeit der Art unmöglich gemacht zu haben wähnte, worin er sich freilich mächtig täuschte. Denn wenn seine Dichtkunst auch das große Verdienst hatte, alle von ihm, den Schweizern und Andern gemachten einzelnen Bemerkungen über die Poesie zu einem wohlgeordneten und zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen, so war diese Ordnung und dieser Zusammenhang in der That doch nur äußerlich, und sein Buch bestand nur aus einer Vereinigung von einzelnen und zufälligen Kunstregeln. Zwar stellte er den Grundsatz an die Spitze, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, aber genau betrachtet, wurde dieser Grundsatz durch den andern wieder aufgehoben, oder wenigstens wesentlich beschränkt, daß die Vernunft den Künstler in seiner Thätigkeit ausschließlich leiten müsse, einen Grundsatz, der sich historisch vollkommen erklären läßt, weil er aus der Opposition gegen die Schlesier hervorgegangen war, den aber Gottsched so schroff hinstellte, daß er nothwendig zur Plattheit führen, die Poesie in das Bereich des gemein Verständlichen herabziehen und die übrigen, bei dem dichterischen Schaffen thätigen Seelenkräfte, namentlich die Phantasie, gänzlich zurückdrängen mußte. So war ihm in der That die Vernunft das leitende Prinzip aller Kunst, und es war daher eine nothwendige Folge, daß sie ihm nun nicht mehr als Zweck, sondern nur als Mittel erscheinen konnte, einen höheren Zweck zu erreichen, den nämlich, die Menschen durch Ergötzen zu belehren. So war Gottsched eigentlich auf den Standpunkt der Opitzischen Schule zurückgekommen, und er war ihr auch darin ähnlich, daß er die Franzosen als Muster und die Nachahmung derselben anempfahl. Nur darin unterschied er sich von jenen früheren Dichtern, daß er die Franzosen nicht an sich, nicht weil sie die oder jene dichterischen Vorzüge hätten, nicht weil sie in ihren Werken Anmuth oder Eleganz oder würdige Haltung und Maaß bewiesen, sondern weil ihre Dichtungen innerhalb der Schranken des Verständigen sich bewegten. War ihm also in der That die Vernunft, und nicht die Nachahmung der Natur der leitende Grundsatz, so ergab es sich von selbst, daß die Gesetze der Kunst nicht aus der Beobachtung der Natur, noch weniger aus den Werken der großen Dichter zu schöpfen seien, sondern nur von der Vernunft selbst vorgeschrieben werden könnten, und daß man, um ein Dichter zu sein, Nichts weiter bedürfe, als diese Gesetze in Anwendung zu bringen, wie er es denn wirklich aussprach, daß seine „Kritische Dichtkunst" vor allen übrigen Werken der Art den Vorzug habe, daß man aus ihr Gedichte zu machen lernen könne.

Dies war nun der wesentliche Punkt, in welchem die Schweizer von Gottsched abwichen. Sie blieben zunächst dem Grundsatze treu, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, und verwarfen dagegen die von Gottsched gepredigte Alleinherrschaft der Vernunft. Da sie nun in der Malerei eine Kunst vorfanden, welche unverkennbar auf der Nachahmung der Natur beruhte, so stellten sie die weitere Behauptung auf, daß die Poesie im Wesen mit der Malerei übereinstimme, daß beide Künste nur in dem Stoffe unterschieden seien, da sich die eine der Sprache, die andere der Farben bediene, daß die Verschiedenheit ihrer Erscheinung lediglich durch die Verschiedenheit dieser Mittel bedingt sei. Jenen obersten Grundsatz von der Nachahmung der Natur entwickelten sie aber noch nach einer andern, bedeutsameren Seite. Sie behaupteten nämlich ferner, daß nicht die Befolgung der von der Vernunft aufgestellten Kunstregeln den Dichter mache, daß der Dichter vielmehr eine der schöpferischen Kraft der Natur ähnliche Kraft besitzen müsse, als welche sie die Phantasie erkannten. Diese Kraft sei eine von der Vernunft gänzlich unterschiedene Thätigkeit, und es ergebe sich daraus, daß die Vernunft die Gesetze der außer ihrem Bereich liegenden Kunst nicht auffinden oder geben könne, vielmehr müßten diese aus den Werken der größten Dichter abgezogen werden, welche einerseits jene schöpferische Kraft im vollsten Maße besessen und andrerseits die Natur, deren Nachahmung ja die beste Aufgabe der Kunst sei, am tiefsten erfaßt hätten. Man sieht daraus, daß die Schweizer zum Theil schon auf dem Wege waren, den Lessing später mit so bewundernswürdigem Erfolg einschlug; allein sie ließen sich von der vorgefaßten Meinung, daß die Poesie nichts Anderes als Malerei sei, einer Meinung, die den allgemeinsten Anklang fand und erst von Lessing als falsch nachgewiesen wurde, so sehr irre führen, daß sie einen großen Theil der gewonnenen Resultate wieder verloren. Dazu trug der weitere Umstand bei, daß sie sich auch nach der frühern Ansicht von dem Nutzen der Poesie nicht befreien konnten, obgleich dieselbe mit ihrer ganzen Anschauungsweise eigentlich in Widerspruch stand.

Wenn nun Gottsched seinem Hauptsatze gemäß die Franzosen als Muster aufstellte, weil ihre Dichtungen vorzugsweise verständig seien, so konnten diese dagegen den Schweizern nicht genügen, und sie stellten ihnen die Engländer, namentlich Milton mit

seinem „Verlornen Paradies" entgegen, an welchem allerdings die Phantasie großen Antheil hatte und die Welt des Wunderbaren, die Gottsched nur als Mittel, die Neugierde zu reizen, ansah, zu selbstständigem Leben entwickelt war. Das Lob, welches die Schweizer dem Gedichte Miltons in hohem Maße und bei allen Gelegenheiten ertheilten, wurde nun der äußere Anlaß zu dem Streit zwischen Gottsched und den Zürchern, welcher gegen zehn Jahre lang mit der größten Bitterkeit geführt wurde und bald alle diejenigen in Anspruch nahm, welchen die deutsche Literatur am Herzen lag. Wir können hier in die Einzelnheiten dieses Streites nicht eingehen; es genügt, die wichtigsten Umstände desselben anzugeben. Gottsched stand damals auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und die Schweizer hatten den ihrigen bis jetzt zum Theil ihm und seinen anerkennenden Aeußerungen über ihre Leistungen zu verdanken. Er lebte im Mittelpunkte der literarischen Bestrebungen, war hochangesehener Professor an einer der berühmtesten Hochschulen Deutschlands und stand in den mannigfaltigsten Beziehungen zu den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, während die Zürcher in weit untergeordneteren Verhältnissen und in großer Entfernung von dem Mittelpunkte des literarischen Treibens lebten. So kam es, daß Gottsched bei dem Beginne des Streits auf viele Anhänger und Freunde rechnen konnte, während die Zürcher allein standen, da sogar die deutschen Gesellschaften in Bern und Basel sich auf die Seite ihres Gegners stellten. Um so übermüthiger begann Gottsched den Kampf. Als Organ dienten ihm zunächst die von J. Joachim Schwabe (geb. in Magdeburg 1714, gest. als Professor in Leipzig 1784) herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" (Leipz. 1741—45), an denen vorzüglich Gottscheds Schüler Theodor Lebrecht Pitschel (1716—1743), J. Andr. Cramer und Christlob Mylius und eine Zeitlang auch J. E. Schlegel, Rabener, Gellert, Kästner und Straube, die damals in Leipzig waren, so wie Gärtner, J. A. Schlegel, Zernitz, Zachariä, Ebert, K. A. Schmid, Uz und E. v. Kleist vorzugsweise Antheil nahmen. Aber auch die in Halle herausgegebenen „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks" (1742—1747) nahmen in entschiedener Weise die Partei Gottscheds, und gleich Anfangs trat der auch als Dichter genannte Arzt Dan. W. Triller aus Erfurt (1695—1782) gegen die Schweizer in die Schranken, welche seine Fabeln hart mitgenommen hatten. Doch machte sich die Macht der Wahrheit bald geltend, die Gegenschriften Bodmers und Breitingers fanden immer lebendigeren Anklang, und schon im J. 1742 bekamen sie an dem schon sehr vortheilhaft bekannten Satyriker Christoph Fr. Liscow einen mächtigen Bundesgenossen, der es geradezu aussprach, daß „Gottsched und seine Bewunderer die Ehre des deutschen Witzes schlecht behaupteten". Um dieselbe Zeit war Gottsched, der sich auch die Oberherrschaft über das deutsche Theater anmaßte, um welches er sich allerdings mancherlei Verdienste erworben hatte, mit der Schauspielerin Neuber, welche ihn zuerst in seinen Bemühungen, die deutsche Bühne zu reformiren, mächtig unterstützt hatte, in einen unerquicklichen Streit gerathen und hatte denselben mit solcher Leidenschaftlichkeit und mit so unwürdigen Waffen geführt, daß die Neuber, um sich zu rächen, ihn sogar in einem satyrischen Vorspiele „Der allerkostbarste Schatz" auf die Bühne brachte. Die Wirkung dieser Rache wurde noch dadurch erhöht, daß Joh. Christoph Rost die Geschichte des zwischen dem Professor und der Schauspielerin obwaltenden Streits in einem epischen Gedicht „Das Vorspiel" erzählte und darin den lächerlichen Hochmuth Gottscheds auf das Bitterste geißelte. Nicht weniger Eindruck machte eine Schrift des uns schon bekannten Pyra, der damals in Berlin lebte, deren Titel „Erweis, daß die Gottschedische Secte den Geschmack verderbe" (Hamb. u. Lpz. 1743) schon die vollständigste Kriegserklärung enthielt. Weniger entschiedener trat in diesem Kampfe die deutsche Gesellschaft zu Greifswalde auf, und sie suchte in den von einigen ihrer Mitglieder herausgegebenen „Versuchen zur Aufnahme der deutschen Sprache" (1741—1746) eine Art Vermittelung zu erstreben; doch so behutsam sie gegen Gottsched verfuhren, so blieb der wahre Sinn ihrer Aeußerungen den Zürchern nicht verborgen, welche dann nicht zögerten, ihn der Welt aufzudecken. Auch die Verfasser der „Bremischen Beiträge" sprachen sich nicht ausdrücklich und entschieden für die Schweizer aus, aber es war schon genug, daß sie sich von den Schwabe'schen „Belustigungen" trennten und ihnen die eben genannten „Beiträge" entgegensetzten, um auch ihrer Seits das Ansehen Gottscheds zu schwächen. Zwar nahmen sie in denselben keinen directen Antheil an dem kritischen Streit, allein der Einfluß der von den Schweizern aufgestellten Ansichten war in allen ihren poetischen Erzeugnissen so sichtbar, daß Gottsched keinen Augenblick an dem entschiedenen Abfalle dieser jungen rüstigen Männer zweifeln konnte, die er noch vor Kurzem zu den Seinigen gerechnet hatte.

Bald erstand den Schweizern noch eine neue, unerwartete Hülfe. Wir haben schon erwähnt, daß diese, wie auch Gottsched, sich in ihren kritischen Bemühungen an die Wolffische Philosophie lehnten; doch hatten die Schweizer mehr den Geist dieser Philosophie auf ihre Forschungen übergetragen, und Gottsched hatte sich nur die formelle Seite derselben angeeignet; die Werke des Einen wie der Andern konnten daher zwar als Ausflüsse der Wolffischen Philosophie, aber nicht als Entwickelung des Systems betrachtet werden. In diesem Sinne faßte aber der Hallesche Professor Alex. Gottlieb Baumgarten (geb. 1714 zu Berlin, gest. 1762 zu Frankfurt a. d. O.) die Frage vom Wesen des Schönen auf, die er schon in einer 1735 lateinisch geschriebenen Abhandlung nach rein philosophischen Grundsätzen zu begründen und die von den Schweizern entwickelten Grundsätze mit dem Wolffischen System in Einklang zu bringen gesucht hatte. Dadurch wurde er der Gründer der Wissenschaft des Schönen, die nach seinem Vorgange von nun an „Aesthetik" genannt wurde, und die er in einem größeren, ebenfalls lateinisch geschriebenen Werke (Aesthetica, Ff. a. d. O. 1750) ausführlicher darstellte. Doch früher, als dieses erschien, hatte sein Schüler G. Fr. Meier (1718—1777) die neue Lehre durch ein deutsches Buch „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" (Halle 1748—50) in weitere Kreise verbreitet, und ihr dadurch praktische Bedeutsamkeit verliehen, daß er die darin entwickelten Grundsätze auf die deutsche Literatur bezog,

wobei ihm seine jungen Freunde, die schon genannten S. G. Lange und Pyra, namentlich der erste, behülflich waren. Daß er aber darin den Gottschedischen Ansichten feindlich gegenüber stand, wenn er sie auch nicht direct bekämpfte, erhellt schon daraus, daß er ihr 1746 eine „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen“ hatte vorangehen lassen, in welcher er geradezu auf Gottsched als auf die hauptsächlichste Quelle dieses Verderbens hinwies, und um ihn ganz zu vernichten, hatte er im J. 1747 eine ausführliche Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst herausgegeben, welche freilich vor der kritischen Beleuchtung nicht bestehen konnte.

Während des ganzen Streits hatten die Schweizer stets die Gedichte Albrechts von Haller, welche schon gegen den Anfang des Zeitraums erschienen waren, den schalen Reimereien Gottscheds und seiner Anhänger entgegengesetzt; allein die allerdings öfters harte und bei ihrer Kürze und Kernhaftigkeit oft dunkle Sprache derselben hatten jenen eine Waffe gegeben, deren sie sich auch mit aller Leidenschaftlichkeit und nicht ganz ohne Erfolg bedienten. Zudem nahm Haller keinen thätigen Antheil an dem Streite, eben so wenig als Hagedorn, den übrigens beide Parteien, als das ohne Zweifel bedeutendste poetische Talent, das seit dem Beginne der Periode erstanden war, gleichmäßig als den Ihrigen beanspruchten, ob er gleich durch seine Freundschaft mit den Verfassern der „Bremer Beiträge“ deutlich genug zeigte, daß er sich eher zu den Schweizern, als zu Gottsched hinneige. Die Zürcher selbst aber und ihre Anhänger waren eben so wenig fähig, als Gottsched, ein poetisches Gebilde aufzustellen, das durch innere Tüchtigkeit fähig gewesen wäre, ihre Ansichten thatsächlich zu rechtfertigen. So lang aber kein solches ihnen zu Hülfe kam, mußte der Streit als rein theoretisch und ohne wesentlich praktischen Nutzen unentschieden bleiben, da keine Partei die andere vom Schlachtfelde zu verdrängen im Stande war. Es war daher für diese der vollkommenste Triumph, als Klopstock im J. 1748 in den drei ersten Gesängen des „Messias“ ein Gedicht bekannt machte, welches die Ansichten der Schweizer glänzend rechtfertigte und zugleich den allgemeinsten Jubel erweckte. Gottsched hatte in seiner Feindseligkeit gegen die Zürcher und den von ihnen hochgepriesenen Milton mit verletzendem Hohne ausgesprochen, daß der englische Dichter in Deutschland nie Anerkennung, noch viel weniger Nachahmung finden würde, weil die Deutschen den Lohensteinischen Schwulst und die widernatürliche Uebertreibung der Schlesier auf ewige Zeiten besiegt hätten (ein klarer Beweis, wie wenig er begriff, was die schaffende Phantasie sei, da er Milton und die Schlesier in Eine Linie stellte); ja es hatten die Zürcher selbst angefangen, daran zu zweifeln, ob sich Milton wirklich noch ein Publikum in Deutschland gewinnen könne, wie denn Bodmer in der Vorrede zu seiner Abhandlung „Von dem Wunderbaren“ (Zürich. 8. 1740) selbst gesagt hatte, die Deutschen philosophirten zu viel, als daß sie „für die Lustbarkeiten der Einbildungskraft empfindlich sein könnten;“ und nun erschien von beiden Seiten unerwartet ein Gedicht, das sowohl die Zweifel der Einen, als die übermüthigen Behauptungen des Andern auf das Entschiedenste niederschlug. Gottsched fühlte auch bald, welch gefährlicher Feind ihm in dem „Messias“ erwachsen sei; denn seine ganze „Critische Dichtkunst“, alle in derselben niedergelegten Grundsätze, die er mit so großer Hartnäckigkeit gegen die Schweizer vertheidigt hatte, waren in diesem Gedicht auf das Gröblichste verletzt, es stand in Bezug auf die Form, auf den Inhalt, auf die Sprache und Auffassung im vollkommensten Gegensatz zu seinen Ansichten, und wenn es doch dem Publikum gefiel, so mußte auch Alles, was er in seinem ganzen Leben erstrebt hatte, nothwendig als falsch und irrthümlich zusammenfallen. Daher ließ er auch kein Mittel unversucht, den großen Eindruck zu vernichten, den es hervorgebracht hatte: er schrieb und ließ gegen Klopstock schreiben; er versuchte sogar, in dem „Hermann“ des Freiherrn v. Schönaich dem Messias ein episches Gedicht entgegenzusetzen, das er auf jede mögliche Weise und bei jeder Gelegenheit anpries, und dessen Verfasser er sogar die poetische Lorbeerkrone verschaffte. Aber Alles war vergeblich; das Talent, das er bis dahin immer als Nebensache, als nicht unumgänglich nothwendig für das poetische Schaffen angesehen hatte (gab ja seine Dichtkunst die Regeln an, welche man nur genau zu befolgen habe, um Gedichte machen zu lernen), das Talent vernichtete ihn auf das Vollständigste; von nun an war seine lang behauptete Alleinherrschaft auf dem Gebiete der deutschen Literatur unwiederbringlich verloren, ja man vergaß sogar die großen und mannigfachen Verdienste, die er sich um dieselbe erworben hatte, und auf die wir später zurückkommen werden, so vollständig, daß sein Name seitdem lange Zeit hindurch beinahe bis auf unsere Tage herab nur mit Verachtuug ausgesprochen wurde.

Klopstocks „Messias“ war aber nicht bloß deshalb von Wichtigkeit, weil er den langen Streit zwischen den Ansichten der Schweizer und Gottscheds zum Abschluß und zur Entscheidung brachte, wodurch erst die Möglichkeit gegeben war, in den angebahnten Forschungen weiter zu gehen, sondern auch und ganz vorzüglich deshalb, weil es eigentlich das erste größere Gedicht war, in welchem der deutsche Geist sich selbstständig bewegte. Denn so bedeutend die Fortschritte auch waren, welche die Dichtkunst während der letzten Zeit gemacht hatte, so sehr die Poesien der jüngeren Dichter in Sprache, Form und Gehalt die Erzeugnisse des vorigen Zeitraums, selbst die der besseren Dichter, wie Canitz, Besser und Weise, überragten, so waren doch auch diese nicht über die Nachahmung des Fremden hinausgegangen, und sie hatten dieselben nur mit mehr Selbstständigkeit und mit mehr Geschmack, und was noch von größerer Bedeutung war, mit mehr Berücksichtigung des deutschen Geistes und der heimatlichen Verhältnisse nachgeahmt. Wir haben schon angedeutet, wie diese Nachahmung von den Franzosen zu den Engländern, von diesen zu den Alten, namentlich den Römern, fortschritt; hier haben wir nur noch beizufügen, daß sie vorzugsweise formeller Natur war, was zum großen Theil dem Einfluß der Gottschedischen Dichtkunst zuzuschreiben ist. Diese gab ja eine genaue Anleitung, wie man die verschiedensten Formen der Poesie zu behandeln habe, und so führte sie die Dichter ausdrücklich dazu, dieselben zu bearbeiten. Doch war es zugleich auch ein gewisser Drang, sich in den verschiedenen Gattungen zu versuchen, welche namentlich talentvollere Dichter dazu bewegte. Die Sprache war in einem kur-

zen Zeitraum zu so ungeahnter Ausbildung gelangt, man bewegte sich in ihr schon mit einer im Verhältniß zum vorigen Zeitraum so großen Sicherheit und Gewandtheit, daß eine allseitige Lust erwachte, die mannigfaltigsten Formen nachzubilden; und so kindisch man sich zum Theil hiebei geberdete, so hatte dies doch die wohlthätige Folge, daß die Sprache immer abgerundeter, gebildeter und beweglicher wurde, daß man immer tiefer in die Eigenthümlichkeiten der fremden Vorbilder eindrang und endlich, daß auch zugleich der Geschmack immer mehr geläutert wurde. Und so erscheint auch von diesem Punkte aus die vorliegende Periode als eine Zeit der Erziehung, und man wird die meisten poetischen Erzeugnisse bis zu Klopstock herab am richtigsten beurtheilen, wenn man sie als Uebungen ansieht, bei welchen es vor Allem auf Mannigfaltigkeit ankommt. So schritt man von dem leichten, den Franzosen nachgeahmten Liede und der Fabel nebst der poetischen Erzählung zu den größeren didaktischen Dichtungen und zum komischen Epos, bei welchem die Engländer nicht weniger benutzt und nachgeahmt wurden, als die Franzosen; dann versuchte man sich im anakreontischen Liede und in der horazischen Ode, ja selbst in der Dithyrambe, in der Epistel und Elegie, in der Kantate und in der Idylle, im ernsten und komischen Drama, und gab sich der kindischen Freude hin, zu glauben, daß man in allen diesen Gattungen und Formen die großen Vorbilder erreicht habe, die man nachzubilden gesucht. So sprach man bald von einem deutschen Anakreon, einem deutschen Tyrtäus (beide in Gleim vereinigt), einem deutschen Theokrit (Geßner), einem deutschen Horaz (Ramler) und es fehlte in dem großartigen Verzeichnisse nur noch an einem deutschen Homer, der endlich nach dem Ausspruche der Zeitgenossen in Klopstock erschienen war.

Wir kehren zur Darstellung der kritischen Bestrebungen zurück. Schon vor dem Erscheinen des „Messias" hatte J. Elias Schlegel in einer längeren Abhandlung „Von der Nachahmung", die er im J. 1742 schrieb, den Grundsatz, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, dadurch beschränkt und zugleich tiefer begründet, daß er die Nachahmung nicht als Zweck, sondern nur als ein Mittel der Kunst darstellte und den Zweck derselben in die Erregung des Vergnügens setzte. Diese Ansicht war allerdings ein Fortschritt, allein Schlegels Abhandlung, die zuerst in einer Zeitschrift erschien, erhielt erst größere Bedeutung, als das Werk des französischen Kunstrichters Batteux in Deutschland bekannt geworden war. J. A. Schlegel übersetzte es nach der ersten Gestalt („Einschränkung der schönen Wissenschaften auf einen einzigen Grundsatz". Lpz. 1751) und Ramler nach der späteren Umarbeitung („Einleitung in die schönen Wissenschaften". Ebend. 1758). Auch durch dieses Werk wurde ein wesentlicher Schritt in der Untersuchung von dem Wesen des Schönen und der Poesie gethan, da es den oft erwähnten Grundsatz nach einer Seite näher bestimmte, indem es das Wesen der Kunst nicht in die Nachahmung der Natur überhaupt, sondern in die Nachahmung der schönen Natur setzte. Dadurch war die Kunst dem rein Mechanischen entzogen und das Idealisiren, das heißt das selbstständige Schaffen des Künstlers, begründet. Auch fand der nun so ausgesprochene Grundsatz den lebhaftesten Anklang und das Werk des Batteux wurde um so entschiedener als Gesetzbuch in Fragen der Poesie angesehen, als es zugleich auch die einzelnen Gattungen derselben in das Bereich der Untersuchung zog und mit Anwendung jenes obersten Prinzips behandelte, was weder Breitinger, noch Meier gethan hatten. Alle kritischen Untersuchungen, die von nun an bis zu Lessings Auftreten angestellt wurden, nahmen Batteux' Werk zum Führer, und es schrieben und wirkten namentlich die beiden Uebersetzer desselben, dann auch Klopstock und Sulzer in diesem Sinne, ja selbst Moses Mendelssohn, der mit verständiger Benutzung der englischen Philosophen und Kritiker Einzelnes im Systeme des Franzosen erweiterte und tiefer begründete.

Endlich erschien Lessing, welcher die bisherigen Untersuchungen zum Abschlusse brachte. Wir werden seine Ansichten über das Wesen des Schönen und der Poesie erst später bei der Besprechung seiner hiehergehörigen Werke näher erörtern, da diese zugleich auch Muster der schönen Darstellung sind; für jetzt genügt es, den Gang seiner kritischen Forschungen in allgemeinen Zügen anzugeben. Es sind zwei Hauptperioden seiner Thätigkeit zu unterscheiden, die erste, in welcher er nur einzelne Ideen und Ansichten, wie der Zufall es mit sich brachte, bei Gelegenheit von kritischen Anzeigen neuer Bücher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte; die zweite, in welcher er umfassendere Fragen in zusammenhängenden Schriften behandelte. Er begann seine kritische Laufbahn, als er im J. 1751 die Redaction der gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung und bald darauf eines dazu gehörigen Beiblattes (das „Neueste aus dem Reiche des Witzes") übernahm. Er zeigte schon in diesen Anfängen eine große Selbstständigkeit der Anschauung, und wenn er sich auch im Ganzen den Ansichten der Schweizer zuneigte, so war er doch keineswegs so befangen, daß er nicht auch die Mängel in der Lehre derselben erkannt und freimüthig ausgesprochen hätte. Seine Beurtheilungen neu erschienener Dichtungen und anderer Schriften zeugten von Wahrheitsliebe und Scharfsinn, vorzüglich aber von einem schon sehr ausgebildeten Geschmack, und es ist nicht zu verkennen, daß er nicht bloß durch gründliches Forschen, sondern auch durch seine eigene praktische Beschäftigung mit der Poesie den höheren Standpunkt eingenommen hatte, der ihn schon damals auszeichnete. So freudig er auch die großen Vorzüge des „Messias" und insbesondere den glücklichen Einfluß desselben auf die weitere Entwickelung der deutschen Literatur anerkannte, so sah er doch dessen Mängel und die mannigfaltigen üblen Nachwirkungen desselben ein und zögerte nicht, sie aufzudecken.

Die bedeutendste, wenn auch nicht die erste Frucht von Lessings publicistischer Thätigkeit waren die in seinem Sinne geschriebenen und zum Theil aus seinen zerstreuten Aufsätzen hervorgegangenen „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" von Fr. Nicolai (1755), in welchen dieser eine verständige Uebersicht der bisherigen Entwickelung gibt, die Verdienste der Schweizer um die Literatur lobend anerkennt und insbesondere an ihnen rühmt, daß sie die Nachahmung der Griechen empfohlen und sich bemüht hätten, die ächte Einfalt in die Poesie zurückzuführen. Doch hebt er zugleich auch ihre Mängel scharf hervor. Am schärfsten eifert er aber gegen Klopstocks Nachahmer,

besonders gegen die sogenannten Patriarchaden Bodmers und Wielands, und setzt mit eben so viel Gründlichkeit als Witz auseinander, zu welcher traurigen und alle wirkliche Poesie vernichtenden Einseitigkeit die frömmelnde und empfindelnde Richtung dieser aus der Bibel gezogenen epischen Gedichte führen müsse. Der günstige Eindruck, den diese Briefe hervorbrachten, ermunterte den Verfasser, eine der Kritik gewidmete Zeitschrift herauszugeben, die er zunächst unter Mitwirkung von Mendelssohn, Winckelmann, dem bekannten Archäologen, Lippert (1702—1785) und Chr. L. v. Hagedorn unter dem Titel „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" seit dem J. 1757 herausgab, welche schon dadurch wichtig wurde, weil es die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung war, die sich nicht in Gottscheds Händen befand. Sie enthielt nicht bloß Anzeigen und Beurtheilungen, sondern auch größere Aufsätze über einzelne die Kunst berührende Fragen, die um so wohlthätiger wirkten, als sie zugleich durch ihre schöne Darstellung den Sinn für dieselbe schärften und allgemeiner machten.

Lessing nahm nur geringen Antheil an der „Bibliothek", da er unterdessen Berlin verlassen hatte; als er aber 1758 dahin zurückkehrte, und die Bibliothek bald darauf in andere Hände überging, verband er sich mit Nicolai und Mendelssohn zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, welche ausschließlich der Besprechung der neuesten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur gewidmet werden sollte. So entstanden die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", gewöhnlich die „Literaturbriefe" genannt, welche in kurzer Zeit zum höchsten Ansehen gelangten, und auf die Entwickelung der deutschen Literatur von ausgezeichnetem Einflusse waren. Lessing und seine Freunde verkannten keineswegs, daß in den letzten 20 oder 30 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht worden waren, aber sie fürchteten nicht ohne Grund, daß die Entwickelung stehen bleiben möchte. Denn die übertriebene Begeisterung, mit welcher selbst untergeordnete Erscheinungen aufgenommen wurden, die bis zum Ekel getriebene Ueberhebung der neueren Dichter, die man mit den größten Gestalten der Griechen und Römer zusammenstellte, ja wohl über dieselben erhob, war Beweises genug, daß es noch an ausgebildetem Geschmack fehle. Dem sollten vor Allen die Literaturbriefe entgegentreten, und sie stellten es sich zur hauptsächlichen Aufgabe, nachzuweisen, wie weit man noch in Deutschland davon entfernt sei, eine Literatur zu haben. Sie zeigten daher vor Allem, daß der immer noch betretene Weg der Nachahmung der Alten oder der Neueren nicht zur selbstständigen Entwickelung führen könne, und daß es der Poesie eben so wenig mit frömmelnden Phrasen und matten Moralitäten, als mit breiten Beschreibungen zu thun sei, welche beinahe in jedem Gedichte zur Hauptsache geworden waren, seitdem die Schweizer den Grundsatz aufgestellt hatten, daß die Poesie nichts Anderes als Malerei sei. Schonungslos bekämpften sie sodann das Mittelmäßige, wo und in welcher Weise es sich zeigte, und eben so entschieden geißelten sie alle einseitigen Richtungen, für die sich die Deutschen von jetzt nur zu leicht begeistern lassen. Je bedeutender die Talente waren, die sie auf falschen Wegen erblickten, desto schärfer traten sie ihnen entgegen und dies hatte zum Theil, wie z. B. bei Wieland den Erfolg, daß solche Männer nach und nach von der falschen Bahn ablenkten und eine ihren Talenten angemessene Richtung einschlugen.

Die Literaturbriefe wurden auch dann noch fortgesetzt, als Lessing 1760 Berlin verließ; doch so rüstig und tüchtig auch Nicolai und Mendelssohn daran arbeiteten, so war doch mit Lessings Abgang die eigentlich belebende Kraft verloren, die keiner von den neuen Mitarbeitern Fr. Gabr. Resewitz (1725—1806), Sulzer, Fr. Grillo (1737—1802), welche beide übrigens nur wenige Briefe lieferten, noch auch der sonst in anderer Beziehung tüchtige Abbt ersetzen konnte. Lessing aber hielt sich von nun an von den kritischen Zeitschriften entfernt; so nahm er keinen Theil an der von Nicolai im J. 1764 gegründeten „Allgemeinen deutschen Bibliothek", die sich über die ganze, auch die rein wissenschaftliche Literatur erstreckte, vielmehr begann er jetzt, die zum Theil durch seine publicistische Thätigkeit zur Reife gediehenen Ansichten in selbstständigen Schriften zusammenzufassen, welche wir später zu betrachten haben und von denen wir für jetzt nur im Allgemeinen bemerken, daß sie entweder einzelne Gattungen der Poesie beleuchteten (Epigramm, Fabel, Drama), oder daß sie die Kunst im Ganzen betrafen (Laokoon), so wie daß er in diesen Schriften das Wesen der Poesie, über welches man immer noch im Dunkeln war, mit sicherer Hand bestimmte, indem er die Verschiedenheit der einzelnen Künste nachwies und den moralischen Zweck entfernte, den auch er lange Zeit für wesentlich gehalten, oder den er zu bestreiten noch nicht gewagt hatte. Ein wesentlicher Punkt von Lessings Wirksamkeit war endlich der, daß er theils durch seine kritischen Schriften, theils durch seine eigenen Dichtungen die Zeit der Nachahmung abschloß, indem er nachwies, wie man der Poesie mit verständiger Aneignung des Fremden einen nationalen Charakter geben könne und müsse.

Um die nämliche Zeit, als Lessing seine kritischen Meisterwerke schrieb, trat Wieland mit seinen neuen Dichtungen, poetischen Erzählungen und Romanen auf. Dieser hatte sich früher der Bodmerisch-Klopstockischen Richtung hingegeben; er hatte mehrere größere Gedichte im Sinne und Geiste des Messias geschrieben, und war überhaupt so sehr von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen, es sei das religiöse und moralische Element die einzige Grundlage aller Poesie, daß er alle Ausbrüche heiterer Lust aus derselben verbannt wissen wollte und in seiner frömmelnden Leidenschaft ein Inquisitionsgericht gegen die Anakreontiker heraufbeschworen hatte. Die Macht seines eigenthümlichen Talents, das ihm bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen war, und das ihn selbst zur Darstellung des heiteren, ja muthwilligen und bis zu einem gewissen Grade sogar frivolen Lebens drängte, mußte ihn endlich aus dieser durch übertriebene Verehrung Bodmers und Klopstocks in ihm begründeten Befangenheit reißen; der vollständigste Umschwung in seinen Ansichten über die Kunst erfolgte um so rascher und so entschiedener, noch während er mit Bodmer in der nächsten Beziehung stand, als er, wie oben erwähnt, durch Lessings scharfe und vernichtende Kritik auf die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Anschauung aufmerksam gemacht wurde.

Dadurch aber, daß sich Wieland nunmehr seinem eigenthümlichen Talente hingab, gewann er höchst bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie, die sich in die Einseitigkeit Klopstockischer Sprache und Klopstockischer Auffassungsweise verfangen hatte. So groß nämlich Klopstocks Verdienste in beiden Beziehungen waren, weil er der Sprache Kraft, Kürze und poetisches Leben eingehaucht, überhaupt eine poetische Sprache geschaffen, und weil er der nüchternen Verständlichkeit Begeisterung entgegengesetzt, endlich der Poesie durch Einführung vaterländischer und religiöser Stoffe einen Gehalt gegeben hatte, den sie bisher nicht gehabt; so war doch nicht zu verkennen, daß er andrerseits der Sprache einen harten und starren Charakter aufgeprägt hatte, bei dem die Darstellung heiterer und anmuthiger Gegenstände, ja selbst der gewöhnlichsten Lebensverhältnisse zur Unmöglichkeit geworden war. Es war daher von hohem Werth, daß noch zur rechten Zeit ein Mann erschien, welcher den vollkommensten Gegensatz zu Klopstock bildete und durch seine Dichtungen zeigte, daß die deutsche Sprache auch fähig sei, heitere Stoffe darzustellen, daß sie sich dem leichten Scherz eben so leicht und wirksam anschließen könne, als dem würdevollen Ernst. Freilich überschritt Wieland in seinen neueren Dichtungen nicht selten die Gränzen des Schicklichen, sie sind oft leichtsinnig und selbst frivol. Aber wie immer, so mußte auch hier der Gegensatz, falls er zu Einfluß gelangen wollte, ins Uebermäßige greifen; es ist dies eine in der menschlichen Natur liegende Nothwendigkeit; sie war aber im gegebenen Falle um so weniger zu vermeiden, als die höheren Stände, welche sich immer noch von der deutschen Literatur abgewendet hielten, nur dadurch für dieselbe geweckt werden konnten, daß endlich ein Dichter auftrat, in dessen Poesien sie die leichte Anmuth und die liebliche Beweglichkeit wiederfanden, für welche allein sie bei ihrer französischen Bildung Sinn haben konnten, und wie die ästhetische Erziehung der übrigen Theile des deutschen Volkes durch Klopstock und Lessing vollendet worden war, so hatten die höheren Stände die ihrige Wielanden zu verdanken, durch den sie auf die großartigen Erscheinungen des folgenden Zeitraums vorbereitet und fähig gemacht wurden, dieselben mit Liebe und Anerkennung aufzunehmen.

Wie wir schon anzumerken Gelegenheit hatten, wurden im vorliegenden Zeitraum alle einzelnen Gattungen der Poesie behandelt, ja es ist sogar, wie ebenfalls schon gesagt wurde, ein charakteristisches Merkmal der Periode, daß man Gewicht darauf legte, sich in allen Gattungen zu versuchen (S. 473). Da aber die Ansicht immer noch festgehalten wurde, daß die Poesie nebst der Ergötzung auch Belehrung zum Zwecke haben solle, eine Ansicht, die erst durch Lessing vollständig vernichtet wurde, so war es natürlich, daß die **didaktische Poesie** vielfach und mit Vorliebe bearbeitet wurde, so wie auch, daß die übrigen Gattungen häufig einen didaktischen Charakter annahmen, und daß selbst solche Dichtungen, bei denen das größere Talent oder die größere Gewandtheit des Dichters die didaktische Absicht verbarg, doch ursprünglich aus einer solchen hervorgingen. Diese Einseitigkeit hatte aber namentlich für die **lyrische Poesie** den außerordentlichen Nutzen, daß sie sich von der früheren Ausartung zum Gelegenheitsgedicht vollständig losriß, und daß dieselbe eine verhältnißmäßig große Mannigfaltigkeit von Stoffen und Formen entwickelte. Die **epische Poesie** nimmt einen ungeahnten Aufschwung und wird in ihren verschiedenen Gattungen mit überraschendem Glück behandelt, was ebenfalls von der **dramatischen Poesie** gilt, welche sich zwar Anfangs nur langsam und schwerfällig entwickelt, aber gegen das Ende des Zeitraums eine sehr bedeutende Höhe erreicht und sich so sicher und lebenskräftig gestaltet, daß sie die vollgültigste Hoffnung auf noch größere Blüthe verspricht.

Wie in den verschiedenen Gattungen der Poesie, so wurden auch in Bezug auf die äußere Form der poetischen Darstellung mancherlei Versuche angestellt, und es bewährt sich auch hierin der Ausspruch, daß die Periode eine Zeit der Uebung und der Erziehung war; und wenn auch viele unter diesen Versuchen noch sehr unbeholfen blieben, so waren dieselben in ihrer Gesammtheit doch von dem wohlthätigsten Einfluß auf die Sprache, welche dadurch immer beweglicher, lebendiger und biegsamer wurde und außerordentlich an Mannigfaltigkeit und Reichthum gewann, aber freilich oft auch verunstaltet wurde, weil man sie in Formen zwang, welche ihrer Natur widerstrebten. Dies hatte aber den großen Nachtheil, daß das Sprachgefühl immer mehr getrübt wurde, eine unglückliche Wirkung, welche jedoch erst im folgenden Zeitraume in ihrem ganzen Umfange erscheint. Der von Opitz und seiner Schule aufgestellte Grundsatz der Versmessung nach Längen und Kürzen behält auch jetzt noch seine volle Geltung, ja er wird sogar immer entschiedener durchgeführt. Doch fühlte man schon bald, daß er den Versen einen steifen und einförmigen Charakter aufdrücke, weshalb sich auch schon im Anfang des Zeitraums Stimmen gegen dieselben erhoben; so **Bodmer** und **Drollinger**, welche die Unzulänglichkeit des ganzen Systems witzig verspotteten *). Auch **Breitinger** behandelte den Gegenstand in seiner „Critischen Dichtkunst" in der ihm eigenthümlichen klaren und verständigen Weise, er zeigte, wie wenig die herkömmliche Versmessung mit dem Charakter der deutschen Sprache übereinstimme und wie viel harmonischer und wohllautender die alte Behandlungsweise der Verse gewesen sei. Leider war dieselbe in ihrem eigentlichen Wesen damals viel zu unbekannt, als daß man auf sie wirklich hätte Rücksicht nehmen können, und man verfiel daher auf die Nachahmung der Versmaße des Alterthums. Es hatte sich zwar schon **Gottsched** in der Behandlung des griechischen Hexameters versucht, doch war sein Vorgang ohne unmittelbare Nachfolge geblieben; erst etwas später wurde derselbe von **Uz** und **Kleist** wieder nachgebildet, freilich nicht in seiner reinen Form, da sie ihm eine Vorschlagssylbe ga-

*) In einem „Poetischen Sendschreiben an Spreng" ahmt **Drollinger** Boileaus Klage über die Tyrannei des Reims nach, den er nur für Gelegenheitsgedichte „als Susanna starb" oder „als Johannes Magister wurde" für passend hält; der Reim, sagt er, sei namentlich für den deutschen Dichter eine Qual, weil er gegen die Engländer, welche sich Wörter aus allen Sprachen aneignen dürften, arm an Ausdrücken sei und noch dazu durch die Fesseln der Verszählung gebunden werde.

„Der Deutsche steckt in steter Preß;
Er muß die Sylben ängstlich wägen,
Der leichte Franzmann hüpft dagegen;
Und lacht unsers **Lohnmässes**."

ben, welche seinen Charakter nicht wenig trübte, weshalb Klopstock dieselbe in seinem Messias wieder entfernte. Die lyrischen Versmaße der Alten wurden vorzüglich von Klopstock und Ramler nachgeahmt und ersterer versuchte sogar, ihnen neue nachzubilden, jedoch ohne besonderes Glück.

Der Gebrauch der antiken Versmaße führte nothwendig zur Verwerfung des Reims, der sich seiner Natur nach allerdings nicht zu jenen Rhythmen eignete. Uebrigens hatte sich Bodmer schon früher (in den „Discoursen", Bl. 21) gegen den Reim erklärt, weil er dem Dichter Fesseln anlege, denen er manchen guten Gedanken opfern müsse und er zudem Eintönigkeit hervorbringe; Breitinger theilte diese Ansicht, welche überhaupt vielfachen Anklang fand, namentlich sprachen sich Drollinger, Meier, Lange und Pyra dafür aus, ja die zwei letzten dichteten selbst in reimfreien Versen, wie auch die jüngeren hallischen Dichter, Gleim, Götz und Uz, die jedoch später beinahe durchgängig zum Reim zurückkehrten. Am meisten wirkte Klopstock gegen den Gebrauch des Reims, der freilich dessen Natur eben so wenig erkannte, als Bodmer und Breitinger. Zur Verdrängung des Reims trug übrigens der Glaube wesentlich bei, daß die deutsche Sprache gegen andere Sprachen arm an Reimen sei, ein Glaube, der so allgemein verbreitet war, daß sich die Klagen über diesen Mangel bei vielen Dichtern wiederholen, und in der That zeigt sich in den Dichtungen der Zeit selbst bei den bessern Dichtern eine auffallende Armuth des Reims. Gottsched sprach sich nicht bloß, um den Schweizern zu widersprechen, für den Reim aus: er hatte in der That hierin ein richtigeres Gefühl, als seine Gegner, weshalb er gereimte und reimfreie Verse für gleich berechtigt hielt und jene um so mehr in Schutz nahm, als er die Unzulänglichkeit der nicht gereimten Verse bei den Dichtern seiner Zeit anerkannte. Eben so sicher fühlte Lessing, daß der Reim volle Berechtigung habe, ohne daß er jedoch in das Wesen desselben tiefer eingedrungen wäre. So gewichtig die Stimmen auch waren, die sich gegen den Reim erklärten, so wurde derselbe doch von den meisten Dichtern der Zeit gebraucht; jedoch gewann er erst dann wieder allgemeine Anerkennung, als Wieland durch glückliche Behandlung desselben unwidersprechlich zeigte, daß er zur Erhöhung des künstlerischen Eindrucks wesentlich beitragen könne. Doch erhielten sich auch die reimfreien Verse, und allmählich bildete sich das Gefühl aus, daß die verschiedenen Gattungen von Gedichten auch verschiedene Form verlangten. So wurde das singbare Lied in Reimen, die Ode vorzugsweise in den rhythmischen Maßen der Alten gedichtet; eben so wendete man den Reim bei den komischen oder romantischen Epopöen, so wie bei den kleineren epischen Erzählungen an, während bei dem ernsten Heldengedicht der Hexameter vorzugsweise gebraucht wurde; in dem Drama endlich gebrauchte man den fünffüßigen ungereimten Jambus, der jedoch erst im folgenden Zeitraume durchgreifende Anwendung fand. Der Alexandriner, der im Anfang der Periode noch allgemeines Maß für die größeren Dichtungen war, verlor sich immer mehr und fand nur noch in kleineren Poesien oder im Lehrgedichte Anwendung. Schon früh hatten die Schweizer erkannt, wie wenig dieser Vers der deutschen Sprache angemessen sei, namentlich wegen der durch die Opitzische Prosodie herbeigeführten Eintönigkeit, welche der französische Alexandriner keineswegs besitzt *).

Indem wir nun zur Darstellung der einzelnen poetischen Gattungen übergehen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß eine nicht kleine Anzahl von Dichtern, die hier zu nennen sind, zwar noch weit in den künftigen Zeitraum hinüberragen, daß wir sie aber in ihrer ganzen Erscheinung in dem vorliegenden behandeln, nicht bloß um die Darstellung nicht zu trennen, sondern auch und ganz hauptsächlich deshalb, weil ihre ganze Wirksamkeit, als auch ihre spätere, den Charakter der vorliegenden Periode trägt.

I. Lyrische Poesie.

Schon in den ersten Jahren des Zeitraums treten uns zwei Dichter entgegen, die eine schönere Zukunft verkündigen und in denen sich die weitere Entwickelung der lyrischen Poesie nach ihren zwei Hauptseiten schon vorgezeichnet findet, es sind dies Friedrich von Hagedorn und Albrecht von Haller, von denen der erste die heitere, der zweite die ernste Seite der Poesie schon in ihrer ersten Entfaltung, wie auch Hagedorn den französischen und Haller den englischen Einfluß auf die Literatur repräsentirt. Obgleich also ganz in ihrer Anschauungsweise einander gegenüberstehend, kamen sie dagegen

---

*) Drollinger hat die Unbrauchbarkeit des Alexandriners in einem kleinen Gedicht recht witzig verspottet; wir theilen dasselbe hier mit, da wir auf den Dichter, der mehr wegen seiner gesunden Ansichten über die Poesie, als wegen seiner eignen Leistungen bedeutend wurde, nicht ausführlicher zurückkommen können.

Ueber die Tyranney der deütschen Dichtkunst.

Ihr Musen, helft! Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär! O macht uns endlich frey!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang,
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
Was schreibt doch noch der deütsche Dichter-Chor
Für eine Versart sich zur Strafe vor;
Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein,
Zu groß für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht;
Zwelff Füsse helfen ihm zum lauffen nicht.
Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenem,
Und kein geschicktes Maß dem Sinn bequem.
Er trabt betrübt daher mit schwärem Schritt,
Ein gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt;
Beim Sechsten stellt auch, wenn er lauffen will,
Das strenge Reimgesätz ihn immer still.
Vernunft und Witz entweicht vor seinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
Und wenn sein Tic und Tac beständig schallt,
Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach, die Sprache wird gekränkt.
Ein Einfall fließt, doch kan er nicht bestehn,
Warum? Zween Füsse fehlen noch zu Zehn.
Was ist zu tuhn? Ein Flickwort kömmt herbey,
Daß die geschworne Zahl nur richtig sey.
Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht fort,
Der Abschnidt fällt nicht recht auf seinen Ort.
Nach langer Müh gebihrt man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und Blut.
Und sie ist nicht an Kraft und Geiste leer,
So zeigt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
Was Wunder, daß der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebände sich vorlängst erkohr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnidt wechselnd stellt,
Und, wie die Regung will, so läufft, als hält.

darin überein, daß sie die Natur und die Beziehung derselben zum Menschen dichterisch behandelten, was bei Hagedorn zum Theil als eine Wirkung des von seinem Landsmanne Brockes auf seine dichterische Bildung ausgeübten Einflusses erscheint. Beide, Hagedorn und Haller, wirkten mächtig auf die ihnen unmittelbar folgenden Dichter und wir erkennen ihren oft gemeinsamen Einfluß in den nachfolgenden Dichterschulen. Besonders ist dies bei der Leipziger der Fall, welche überdies, wie schon oben bemerkt wurde (S. 471), von den Ansichten Gottscheds, ihres Lehrers und ersten Führers in der Poesie, zu denen der Schweizer, wenn auch nur stillschweigend, übergegangen war. Diese Stellung zwischen den entgegengesetzten, ja sogar feindseligen Richtungen, brachte in ihre poetische Haltung ein gewisses Schwanken, welchem eine charakteristische Entwickelung in der That unmöglich war, daher weder die Schule als solche einen ausgeprägten Charakter darbietet, noch die einzelnen Dichter, Cramer etwa ausgenommen, zu einer festen und ausgesprochenen Eigenthümlichkeit gelangten, in so fern sie nämlich lyrische Poesien dichteten, um welche es sich hier zunächst allein handelt. Sie ragten weder durch Neuheit der poetischen Gedanken, noch durch neue Behandlung älterer Stoffe hervor, und es fehlte den meisten an lebendiger Erfindungsgabe, weshalb sie ihre Dichtungen theils unmittelbar fremden Mustern, namentlich den Franzosen nachbildeten, theils im Sinne derselben bearbeiteten. Auch sind ihre Dichtungen größtentheils mehr Ergebniß des überlegenden Verstandes, als der dichterischen Phantasie, und es haben daher selbst ihre lyrischen Poesien einen didaktischen Anstrich, abgesehen davon, daß sie diejenigen Gattungen am liebsten behandelten, die sich, wie z. B. die Epistel, dem rein Didaktischen annäherten. Bei alle dem hatte die Schule, wie im Allgemeinen, so insbesondere auf die lyrische Poesie einen höchst wohlthätigen Einfluß dadurch, daß sich die Dichter bemühten, die von ihren kritischen Führern verkündigten Lehren praktisch anzuwenden. Namentlich erwarben sie sich durch das Bestreben nach korrecter, klarer und natürlicher Darstellung große Verdienste um die Hebung der Sprache, welche durch sie zwar keineswegs noch einen höheren Schwung, aber eine große Gewandtheit erhielt, und darin liegt namentlich der Fortschritt, der ihnen den Bestrebungen eines Canitz und Besser gegenüber zu verdanken ist.

Einen ausgeprägteren Charakter haben die Dichter der Halleschen Schule, welche sich entschiedener an Hagedorn anlehnten und das heitere Lied in dessen Geist nachzuahmen suchten, zugleich aber, wie jener, sich den Römer Horaz und dann ganz besonders den Griechen Anakreon zum Muster nahmen, der von ihnen übersetzt und vielfältig nachgeahmt wurde, weshalb man sie und ihre Nachahmer auch Anakreontiker nennt. Auch Petrarca war eine Zeitlang ihr bewundertes Vorbild; alle diese Nachahmungen blieben ganz äußerlicher Art. Zwar waren, wie bei ihren Vorbildern, Wein und Liebe der unerschöpfliche Inhalt ihrer Dichtungen, aber da sie keine besondere Neigung zu dem erstern hatten und auch ihre Liebesgedichte nicht sehr ernsthaft gemeint waren, so fehlte ihren Liedern meistentheils die innere Wahrheit. Die Dichter zwangen sich mehr zu den von ihnen besungenen Empfindungen, als daß sie dieselben wirklich gefühlt hätten. Dadurch wurden ihre Gedichte geziert und gesucht, und der Mangel an wahrer Empfindung führte sie sogar auch dann zu einer gewissen Uebertreibung und Ziererei, wenn sie wirkliche Gefühle besangen, zum Beispiel die Freundschaft, die sie gegen einander hegten. Demungeachtet waren diese Männer nicht ohne wahre dichterische Begabung und ihre Dichtungen können als poetische Spiele immer noch auf Anerkennung Anspruch machen. Sie würden ein größeres Recht darauf haben, wenn die Dichter sie wirklich als solche behandelt hätten; aber der größte Mangel ihrer Dichtung besteht eben darin, daß sie das Kleinliche und Tändelnde mit dem größten Ernst behandelten, wodurch ein unauflösbarer Widerspruch zwischen dem Gehalt und der Auffassung desselben entstand. Gleim und sein jüngerer Freund J. G. Jacobi waren die Hauptrepräsentanten dieser süßlichen, mit den Gefühlen spielenden Richtung, wie denn ihre Briefe mit der bis zum Ekel getriebenen tändelnden Schwärmerei den Höhepunkt derselben bezeichnen. Sie ergriff übrigens auch ernstere Männer, und selbst Klopstock war keineswegs von ihr frei geblieben. Und doch war es auf der andern Seite eben Klopstock, der ihr mächtig entgegenarbeitete. Seine lyrischen Gedichte wurden nämlich nicht bloß deshalb mächtig, weil sie der bisher ausschließlich vorherrschenden leichten, spielenden Form eine ernste, in kräftigen und würdevollen Maßen sich bewegende Darstellung entgegensetzte, und er überhaupt eine poetische Sprache schuf, welche durch die Bestrebungen Weise's und seiner Schule nach Natürlichkeit und der rein verständigen Auffassungsweise Gottscheds und seiner Anhänger, vollständig vernichtet worden war; er gewann vorzüglich dadurch einen bleibenden und erfolgreichen Einfluß auf die Poesie, und namentlich die lyrische, daß er ihr einen würdigen Gehalt gab. Religion und Vaterlandsliebe waren die zwei Ideen, die seine kräftige Seele erfüllten, und die er in seinen Poesien mit begeisterten Tönen aussprach, welche bald den mächtigsten Anklang fanden, denn er hatte gerade diejenigen Saiten angeschlagen, welche allein fähig waren, das größere Publikum zu ergreifen. Das religiöse Element war von jeher im deutschen Mittelstand vorherrschend und war durch die Pietisten in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts wieder lebendig angeregt worden; das lang unterdrückte Gefühl für das Vaterland war, wie oben schon erwähnt wurde, im Mittelstande wieder rege geworden und bedurfte nur eines Anstoßes, um sich kräftiger zu gestalten. So traf Klopstock gerade den rechten Moment, um seinen Ideen allgemeinen Eingang zu sichern, und der Literatur eine neue und bestimmte Richtung zu geben. Daß aber namentlich die vaterländische Seite seiner Dichtung reichen Nachhall fand, hatte auch darin seinen Grund, daß um die nämliche Zeit die Siege Friedrichs II. ganz Deutschland mit Jubel und Begeisterung erfüllten, und es waren daher auch besonders die preußischen Dichter, welche Klopstocks Vorgang in Behandlung vaterländischer Gegenstände nacheiferten, den bewunderten Meister in so fern überragten, als sie der allgemeinen Idee eine spezielle Unterlage gaben, indem sie die großen Thaten ihres Königs besangen (Gleim, Ramler, Kleist). Klopstock hatte wohl gefühlt, daß ihm eine solche fehle und daher dieselbe dadurch zu gewinnen gesucht, daß er den Cherusker Hermann zum Gegenstande seiner Dichtung machte,

freilich mehr in dramatischen Schilderungen als in lyrischen Gedichten, aber auch jene wurden für die Entwickelung der lyrischen Poesie wichtig. Er glaubte nämlich, daß bei den ältesten Deutschen eine Sängerkaste gewesen sei, Barden genannt (I, 4), deren Gesänge zwar untergegangen seien, die er aber bis auf einen gewissen Grad nach den Ansichten, die er sich von denselben gebildet, nachzuahmen versuchte. Jene dramatischen Stücke, in welchen er die Thaten und Schicksale Hermanns verherrlichen wollte, nannte er daher Bardiete, so wie auch die darin eingelegten lyrischen Gesänge. Diese fanden nun um so lebhafteren Anklang, als der gänzliche Mangel an wirklicher Unterlage den Dichtern die größte Freiheit der Behandlung in Stoff und Form gewährte. So entwickelt sich eine eigenthümliche Art der Lyrik, die sogenannte Bardenpoesie, in welcher man vorzugsweise, obgleich nicht ausschließlich nach dem Vorgange Klopstocks Bilder aus den früheren Zuständen des deutschen Volks darstellte, wie die Dichter sich dieselben dachten. Daß solche Dichtungen aber eben deshalb allen Boden verlieren mußten, ist begreiflich, und daß das Bardenunwesen, wie es Wieland nennt, zuletzt auf gehaltlose Schwärmereien hinauslief, war eine unvermeidliche Folge dieses Mangels an aller realen Wahrheit. Noch ungenießbarer wurden diese Poesien, daß sie auch nach dem Vorgange Klopstocks die griechische Mythologie mit der skandinavischen vertauschten. Es war ein allerdings ehrenwerthes Gefühl, durch welches sich Klopstock verleiten ließ, die nordische Mythologie einzuführen, allein es war immerhin ein unglückliches Unternehmen, denn abgesehen davon, daß sie Niemand kannte, und die Namen der skandinavischen Götter daher eher verwirrten, als lebendige Anschaulichkeit hervorriefen, fehlte es der nordischen Sage auch an jener ruhigen Klarheit und künstlerischen Abrundung, durch welche sich die griechische, von der Poesie selbst groß gezogene Mythologie so ganz zum dichterischen Gebrauche eignet. Auf diese Bardenpoesie hatten zudem die Gedichte Ossians, die unbedingt für ächt gehalten wurden, und gleich bei ihrem Erscheinen auch in Deutschland den höchsten Enthusiasmus erregten, einen mächtigen Einfluß, der gerade die eigenthümlichsten Seiten derselben, die in Nebel verschwimmenden historischen Beziehungen, die empfindsamen Naturschilderungen und überhaupt der sentimentale Charakter, der in ihnen vorherrschte, in der deutschen Poesie keineswegs mehr fremd war. Denn die Begeisterung Klopstocks war bei dem Mangel an realem Stoff oft in Schwärmerei, diese sogar in Sentimentalität übergegangen, besonders wenn er die Liebe und die Freundschaft besang; er war hierin mit den Halleschen Dichtern zusammengetroffen, und es hatte sich ein wechselseitiger Einfluß entwickelt, in Folge dessen das sentimentale Element in der Lyrik einen außerordentlichen Aufschwung nahm und bis weit in die folgende Periode hinüberragte. Doch wurde es auch schon im vorliegenden Zeitraum mit großem Glück überwunden, und zwar gerade von solchen Dichtern, welche früher in demselben mehr oder weniger verfangen waren, wie Uz und J. G. Jacobi.

Unter den verschiedenen lyrischen Gattungen wurden das Lied am häufigsten bearbeitet, und zwar sowohl das weltliche, als das geistliche. Die Stoffe, welche das weltliche Lied behandelte, waren nicht mannigfaltig: Liebe und Freundschaft, gesellschaftliche Heiterkeit und Natur bilden beinahe ausschließlich den Gegenstand aller Lieder dieses Zeitraums, und zudem werden sie durch die sich fast immer gleichbleibende Auffassungsweise oft eintönig, denn nur wenige Dichter verstanden es, ihren Stoffen neue lebensvolle Seiten abzugewinnen, wie denn auch nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Liedern Ergüsse einer tiefgefühlten Empfindung oder eines lebhaften, wahren Gefühls sind, während die meisten durch sorgfältige Behandlung der Sprache und der Form Lob verdienen. Neben dem heitern und scherzhaften Liede (Liebes-, Trink- und Gesellschaftslieder), wurde auch das ernste, wenn auch in geringerem Umfang und mit weniger Glück behandelt. Außer Hagedorn, dem bedeutendsten Liederdichter der Zeit, sind noch vorzüglich Giseke, Gleim, Kleist, Uz, Götz, Weisse, Gerstenberg und J. G. Jacobi zu nennen. Auch Lessing würde durch seine heitern und geistreichen Lieder eine hervorragende Stelle unter den lyrischen Dichtern seiner Zeit einnehmen, wenn sie nicht von seinen späteren Meisterwerken vollständig verdunkelt würden, und sie müssen schon deshalb hervorgehoben werden, weil in ihnen das Leichte, oft sogar Frivole des den Franzosen nachgebildeten Liedes von einem ächt deutschen Humor verdrängt wird, der sich besonders in seinen Trinkliedern („Der Tod", „Die drei Reiche der Natur"), kund gibt. Andere, namentlich die kleineren, zeichnen sich durch witzige oder geistreiche Gedanken, im Sinne des epigrammatischen Liedes aus. Auch Haller, Chr. Fr. Zernitz, J. E. und J. A. Schlegel, Gellert, Cronegk, Zachariä, Cramer, Creuz, Ramler, Michaelis und Willamow sind weniger durch ihre Lieder, als durch ihre übrigen Dichtungen bekannt geworden; doch sind manche derselben unter die besseren Liederdichter der Zeit zu zählen. Ebert hat nur wenige selbstständige Lieder gedichtet, sich jedoch durch einige recht hübsche Trink- und Gesellschaftslieder, so wie ganz vorzüglich durch wohlgelungene Uebersetzungen griechischer „Skolien", die lange Zeit dem Hagedorn zugeschrieben wurden, wohlverdienten Ruf erworben. Von den übrigen Liederdichtern, deren Zahl nicht klein ist, haben wir folgende besonders hier noch zu erwähnen. Die uns schon bekannten Samuel Gotthold Lange (S. 465) aus Halle (1711—1781), und Jac. Immanuel Pyra (S. 465) aus Cottbus (1715—1744), welche zuerst Gottscheds Anhänger waren, sich aber später von ihm abgewendet hatten, schlugen in ihren vereinigt herausgegebenen Gedichten („Thyrsis und Damons Freundschaftlichen Liedern" (Zürich 1745 und Halle 1749), zuerst den Ton an, den die „Anakreontiker" bald darauf in übermäßiger Fülle hören ließen. Ihre Gedichte waren zum Theil reimlos, wozu wahrscheinlich Pyra, welcher überhaupt der talentvollere von beiden war, den Anstoß gegeben hatte. Lange erwarb sich auch dadurch Anerkennung, daß er es zuerst wagte, den römischen Dichter Horaz in deutsche Verse zu bringen (Halle 1752); freilich wurde der ihm daraus erwachsene Ruhm bald durch eine scharfe Kritik Lessings, den er mit nicht ganz würdigen Waffen angegriffen hatte, vernichtet, und seine Uebersetzung galt seitdem als ein elendes Machwerk; allein es ist doch nicht zu läugnen, daß manche Oden mit Geist und poetischem Sinn wiedergegeben sind.

Vorher hatte er schon „Horazische Oden" (Halle 1747) herausgegeben, die, ohne von großem Werth zu sein, in der Geschichte der Literatur immerhin Bedeutung haben, weil sie die unmittelbaren Vorläufer der Klopstockischen Dichtungen sind. Auch seine Frau, von ihren Freunden Doris genannt, welche zwar keineswegs ein bedeutendes poetisches Talent hatte, aber in dem Laublinger Kreise (S. 466) dennoch sehr angesehen war, versuchte sich in allerhand Dichtungen, die in verschiedenen Werken ihres Gatten gedruckt sind. Joh. Joach. Ewald (geb. 1727 zu Spandau; sein Todesjahr ist unbekannt), gefiel zu seiner Zeit durch seine leichten, witzigen und in gewandter Sprache geschriebenen Lieder; weniger genügend waren die „Zeitlichen Lieder und anakreontischen Scherze" (Hamb. 1751) von J. Fr. Löwen, dem wir später wieder begegnen werden. Endlich erwähnen wir noch zwei Dichter, von denen der Eine, Gottlieb Fuchs, mit dem Leipziger Dichterkreise, der zweite, Kl. Eb. K. Schmidt, mit den Halberstädtern, namentlich mit Gleim in freundschaftlicher Beziehung stand. Gottlieb Fuchs aus Lippersdorf im Erzgebirge (1720—1799), der Sohn eines armen Bauern, welcher durch die wohlthätige Theilnahme Hagedorns in den Stand gesetzt worden war, in Leipzig Theologie zu studiren, bildete sich vorzüglich nach seinem Wohlthäter, ohne ihn freilich zu erreichen; doch sind einige demselben nachgebildete Lieder, z. B. „Der zufriedene Bauer" leicht und natürlich. Berühmter wurde Klamer Eberhard Karl Schmidt aus Halberstadt (1746—1824), der sich in vielen Gattungen der lyrischen Poesie versuchte. Zwar gehört er der Zeit nach, in welcher seine Gedichte erschienen, in die folgende Periode; da er jedoch ganz im Geiste selbst der früheren Dichter dieses Zeitraums dichtete, erscheint es geeigneter, ihn schon hier zu erwähnen. Wieland erkannte schon früher, daß er höchstens Talent zum Nachahmen habe (Briefe 3, 75), aber von Gleim gehoben, der freilich in ihm einen seiner gelehrigsten Schüler erkannte, machte er eine Zeitlang ziemlich viel Aufsehen, wozu seine allerdings gewandte und gebildete Sprache viel beitrug. Seine Lieder sind meistens in der anakreontischen Manier, oder auch nach Petrarca gedichtet, dessen Gefühlstiefe sich bei ihm jedoch in weinerliche Sentimentalität verwandelte. Unter seinen vielen Sammlungen erwähnen wir nur die „Fröhlichen Gedichte" (Quedl. 1769) und die „Phantasien nach Petrarcas Manier" (Lemgo 1772). Endlich nennen wir noch zwei Dichterinnen, Anna Luise Karsch, die eine nähere Erwägung verdient, und Joh. Charlotte Unzer, geb. Ziegler aus Halle (1722—1782), eine gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft in Göttingen, deren scherzhafte Lieder zu ihrer Zeit Beifall erhielten.

Das geistliche Lied, welches auch in diesem Zeitraum meist nur von lutherischen Dichtern bearbeitet wurde, erfuhr den Einfluß der vorherrschenden Geistesrichtung in hohem Maße; an die Stelle des einfachen, mit reinem Gottesvertrauen sich hingebenden Glaubens trat die verständige Auffassung der religiösen Verhältnisse; das dogmatische und kirchliche Element verschwindet vor der streng moralischen Richtung immer entschiedener, und wenn auch das Kirchenlied der Zeit hiedurch vielleicht an praktischem Nutzen gewonnen hat, so hat es dagegen unendlich an poetischem Werth verloren, und so steht es auch hinsichtlich der Sprache tief unter dem älteren Kirchengesang mit seiner kernhaften Bibelsprache, die schon an sich poetisch war. Es sind vorzüglich zwei Richtungen zu unterscheiden, die jedoch mehr äußerlich, als im Wesen verschieden sind; die Eine, deren Chorführer Gellert ist, sucht hauptsächlich durch klare, auf den Verstand berechnete Darstellung zu wirken; die andere, die in Klopstock ihren Begründer und Höhepunkt anerkennt, verlor sich einerseits in weichliche, sentimentale Auffassung und andererseits in ein dem Volke fern stehendes Pathos, wodurch das Lied seiner eigentlichen und nächsten Bestimmung entzogen wurde. Neben diesen zwei Richtungen dauerte zwar auch die pietistische fort (S. 240); ob sie gleich aber namentlich in der ersten Hälfte des Zeitraums noch in zahlreichen Dichtern und Liedern hervortritt, wurde sie doch allmählich immer mehr zurückgedrängt, und in der Literatur wenig oder gar nicht mehr anerkannt. Die Dichter der Gellertschen Schule befleißigten sich einer populären Darstellung, die aber keineswegs volksthümlich war, da ihr die tiefere poetische Anschauung fehlte, welche vor Allem die Grundlage des Volksgesangs bildet. Vielmehr war diese populäre Richtung so unpoetisch, daß ihr die schönen und von wahrem Dichtergeiste durchwebten Kirchenlieder der früheren Zeit unverständlich wurden, und man nun dieselben, an denen das Volk mit treuer Liebe hing, und die man ihm nicht entreißen konnte und durfte, nach den herrschenden beschränkten Ansichten zu verändern begann, wodurch dieselben einen großen Theil ihres Werthes und ihres erhebenden Eindrucks verloren. Zu den vorzüglichsten Dichtern der Gellertschen Richtung gehörten außer Giseke, Weisse, Uz und Gleim, auf die wir zum Theil auch mit Rücksicht auf ihre geistlichen Lieder wieder zurückkommen werden, noch die folgenden, von denen mehrere auch in anderer Beziehung später nochmals zu erwähnen sind. Joh. Fr. v. Cronegk hat mehrere geistliche Lieder im Geiste seines Lehrers Gellert geschrieben, von denen einige noch in den Gesangbüchern stehen („Herr, es gescheh' dein Wille"); mit noch größerem Glück hat der Dessauische Regierungsrath Benj. Fr. Köhler, aus Döbeln in Sachsen (1730—1796), jenen nachzuahmen gesucht („Du Herr, hast aus Barmherzigkeit"). Auch Zachariä hat einige gute Kirchenlieder gedichtet („Allmächtiger, der seinen Thron"), von denen das gelungenste („Wenn sich mein Geist, Allmächtiger") eine Nachbildung aus dem Englischen des Addison ist. Joh. Sam. Dieterich, Probst und Consistorialrath in Berlin (1721—1797), hat unter vielen matten Liedern, deren er im Ganzen an 200 verfaßte, auch mehrere treffliche gedichtet („Es ist noch eine Ruh' vorhanden"); im J. 1787 gab er ein „Gesangbuch für häusliche Andacht" heraus, in welchem er viele ältere Lieder willkürlich und nicht zu ihrem Vortheil veränderte. Ein eigenes Interesse bilden die geistlichen Lieder von J. Christian Krüger, welche wie seine moralischen Gedichte ein schönes Zeugniß von seinem religiösen Sinne geben, weil er sie zur Unterweisung einer Schauspielerin im Christenthum dichtete („Wie mächtig spricht in meiner Seele"). Auch sein Freund J. Friedr. Löwen verfaßte mehrere Lieder voll edler Einfachheit und faßlicher Sprache, was auch von denen gilt, welche der Magdeburger Professor Joh. Sam. Patzke (aus Se-

low bei Frankfurt a. d. O. 1727—1787) dichtete, in denen zudem das kräftig ausgesprochene innige Vertrauen auf Gottes Güte an Gerhard und Neumark erinnert („Der du das Loos von meinen Tagen", „Lobt den Herrn, die Morgensonne"). Unter die fruchtbarsten Liederdichter der Zeit gehört ferner Balthasar Münter aus Lübeck, Hauptpastor in Kopenhagen (1735—1793), der sich jedoch öfters zu der von Klopstock gegebenen Richtung neigte, mit welchem, so wie mit Cramer er in freundschaftlichen Beziehungen stand. Seine Lieder haben auch mehr poetischen Gehalt, als die Gellertschen, und suchen überhaupt mehr auf das Gemüth, als auf den Verstand zu wirken („Der letzte meiner Tage", „Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh"). Endlich gehört noch der als Fabeldichter berühmte Gottlieb Konrad Pfeffel hieher, der seine geistlichen Lieder für Schulzwecke („Lieder für die Kolmarsche Kriegsschule") und meist auf französische Operntexte verfaßte. Mehr in altgläubigem Sinne dichteten dagegen Carl Fr. Drollinger aus Durlach (1688—1742) und J. Adolf Schlegel, auf welchen wir unten zurückkommen werden, nebst ihnen der Baseler Professor J. J. Spreng (1699—1768), ein Kais. gekrönter Poet, dessen „Geistliche und weltliche Gedichte" (Zür. 1748) jedoch eben so wenig als seine Uebersetzung der „Psalmen Davids" (Bas. 1741) bedeutenderen Werth haben, so hoch sie auch von seinem Freunde Drollinger gehalten wurden.

Unter den Dichtern der Klopstockischen Richtung haben wir außer Cramer und Ramler, von denen später ausführlicher zu sprechen ist, noch Hermes und Sturm zu nennen. Joh. Timotheus Hermes, dem wir als Romanendichter wieder begegnen werden, schrieb eine ziemlich große Anzahl von geistlichen Liedern (112), unter welchen die Himmelfahrtslieder am besten sind; von größerem Werthe sind jedoch diejenigen, die er in seinen Roman „Sophiens Reise" eingeflochten hat („Bist du noch fern, gewünschte stille Stunde"). Von weit größerer Bedeutung ist der durch seine Erbauungsschriften in weiten Kreisen bekannte Christoph Christian Sturm (geb. 1740 zu Augsburg, gest. 1786 als Hauptpastor in Hamburg), unter dessen zahlreichen Liedern (300) sich diejenigen durch eigenthümliche Behandlung auszeichnen, in welchen er, was auch in seinen Andachtsbüchern der Fall ist, durch die Anschauung der Natur zur Erkenntniß Gottes führen wollte. („Erwacht zum neuen Leben"), wie er denn eine größere „Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur" (Halle 1774) und sogar ein „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur" (Hamb. 1781) herausgab.

Zahlreicher ist die pietistische Richtung vertreten. Die größere Einfalt und Natürlichkeit der früheren Pietisten geht aber schon früh in Ueberspannung und zum Theil in süßliche Empfindelei über, und die Liebe zur allegorischen Darstellung, zur Anhäufung von Bildern, die bis zur Spielerei ausartete, und die im Ganzen gesuchte und schwülstige Ausdrucksweise erinnert bei den frühern Dichtern noch an die zweite Schlesische Schule. Am höchsten steht noch Karl Heinrich von Bogatzky aus Schlesien (1690—1774); seine Lieder sind voll Wärme und ächter Glaubenstreue, wie die der älteren Dichter, nur sind sie oft in einer dunkeln Sprache abgefaßt und es fehlt ihnen die dem Kirchenliede so nothwendige volksmäßige Haltung („Wach auf, du Geist der ersten Zeugen"). Joh. Ludw. Konrad Allendorf aus Josbach bei Marburg, (1693—1773) schlägt in seinen 132 „Liebesliedern auf Christum, das Lamm Gottes und den Bräutigam der gläubigen Seelen" den süßlich spielenden Ton der Herrnhuter an („In den Auen jener Freuden Sollst du weiden") und mit ihm seine Geistesverwandten Leop. Franz Fr. Lehr (1709—1744) aus Kronenberg bei Frankfurt a. M. („Der schmale Weg führt doch gerad' ins Leben") und Ernst Gottlieb Woltersdorf aus Friedrichsfelde bei Berlin (1725—1761), dessen Lieder zwar voll innigen Gefühls, aber viel zu lang sind, als daß sie beim Gottesdienste gesungen werden könnten (eins besteht sogar aus 263 Strophen („Bleibt, Schäflein, bleibt"). Einen fruchtbaren Boden fand die pietistische Richtung in Würtemberg, wo sie sich schon im vorigen Zeitraume namentlich durch den Einfluß des berühmten Prälaten Bengel weit verbreitet hatte. Unter den zahlreichen Dichtern des Landes zeichnete sich vor Allen Phil. Friedr. Hiller aus, dem wir eine weitere Besprechung widmen werden; nächst ihm sind noch folgende zu erwähnen. Christoph Karl Ludw. von Pfeil aus Tübingen (1712—1784), der mehrere hohe Staatsämter bekleidete, ein Freund Bengels, dichtete eine große Zahl von geistlichen Liedern, in denen die pietistische Ansicht oft in das Schwärmerische übergeht („Evangelischer Liederpsalter" Stuttg. 1747 und „Apokalyptische Lieder von der offenbarten Herrlichkeit und Zukunft des Herrn" Tüb. 1753). Magdalena Sibylla Riegerin, Tochter des ebenfalls als Liederdichter bekannten Klosterpräceptors Phil. Heinr. Weissensee (1707—1786), war nicht ohne poetisches Talent und ihre Lieder, die sie oft während der größten körperlichen Leiden dichtete, denen sie von ihrer ersten Kindheit an ausgesetzt war, erfreuen durch die fromme Ergebung, die sich in ihnen ausspricht. Ihr von dem als Gottscheds Anhänger uns schon bekannten Arzt und Professor D. W. Triller herausgegebener „Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte" (Frankfurt 1743) erhielt so großen Beifall, daß sie sogar von der Universität Göttingen zur kaiserlichen Dichterin gekrönt wurde. Von Herrnhutischem Gepräge sind die Lieder des später zu besprechenden Fr. K. von Moser, („Holdselig mit verjüngter Klarheit"). Neben ihm nennen wir endlich noch den Obersten Ph. Fr. Rieger aus Stuttgart (1723—1782), der wie J. J. Moser, Huber und Schubart lange Zeit im Gefängniß schmachtete*).

Von der Thätigkeit der Katholiken im Gebiete des geistlichen Lieds haben wir nur wenig zu sagen, auch beschränkt sie sich hauptsächlich auf einige Liedersammlungen oder Uebersetzungen. Unter diesen nehmen die aus den römischen Tagzeiten und dem Meßbuch von dem Jesuiten Franz Xaver Riedel übersetzten „Lieder der Kirche" (Wien 1773) den ersten Rang ein; als selbstständiger Dichter ist allein Michael Denis zu nennen, der jedoch nur durch seine übrigen Poesien berühmt geworden ist.

*) Sein Leben hat Schiller in dem „Spiele des Schicksals" erzählt. Als er nach seiner Befreiung selbst zum Kommandanten von Hohenasperg ernannt wurde, und der Dichter Schubart dort gefangen saß, behandelte er ihn trotz der eigenen Erfahrung mit großer Härte.

Außer den oben genannten Dichtern haben noch manche Andere religiöse Poesien geschrieben, da diese aber nicht eigentlich für die gemeinschaftliche Erbauung, sogar nicht einmal für den Gesang gedichtet sind, so werden sie besser bei den übrigen Gattungen erwähnt, zu denen sie formell gehören.

Neben dem Lied ist die Ode diejenige lyrische Gattung, welche am häufigsten und zugleich mit dem meisten Glück bearbeitet wurde. Zu den glücklichen Erzeugnissen sind freilich die nicht zu rechnen, welche Gottsched verfertigte, wie er denn überhaupt ohne wahre poetische Begabung war; er erhebt sich höchstens durch die reinere und einigermaßen gewandtere Sprache über seinen Lehrer Pietsch (S. 234), den er stets für einen großen Dichter hielt; was aber seine Oden insbesondere betrifft, so sind dieselben noch ganz im Sinn und Geschmack des früheren Gelegenheitsgedichts. Die hiehergehörigen Dichtungen Lange's, welche derselbe denen Gottscheds entgegensetzte, haben wir bereits oben erwähnt. Vor ihm hatten schon Haller, Drollinger und Hagedorn Oden gedichtet, die zu ihrer Zeit große Bewunderung erregten, und allerdings auch theils wegen der Gewandtheit in der Form, theils wegen ihres fernhaften Inhalts alle gleichzeitigen Dichtungen der Art weit übertrafen. Am höchsten stehen aber ohne Vergleich, theils wegen der kunstvolleren Behandlung der Form, theils wegen des Gedankenreichthums oder des höheren poetischen Schwungs Ramler, Uz und Klopstock, denen sich zunächst E. von Kleist in den zwei oder drei Gedichten dieser Art, die er verfaßt, würdig anreiht. Ohne eigentlichen poetischen Werth zu haben, bieten die wenigen Oden, welche Lessing geschrieben, doch durch die kunstvolle Behandlung großes Interesse dar. Auch Cramer, der in der Ode, wenn auch nicht formell, doch rücksichtlich der Auffassungsweise Klopstock nacheifert, verdient, ehrenvolle Auszeichnung. Wie er, so haben auch noch einige andere Dichter vorzüglich religiöse Beziehungen zum Gegenstande ihrer Oden gewählt; so Creuz, J. A. Schlegel, Cronegk, Gisele und beinahe ganz ausschließlich Konrad Arnold Schmid, so wie auch viele Dichtungen der Karschin zu dieser Gattung gehören. Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen, würtembergischer Geheimerath und Regierungspräsident (1726—1791), sprach seine Liebe zur Natur in mehreren Oden aus, die, ohne höheren Schwung zu haben, doch voll Innigkeit und Gefühl sind („Poetische Blicke in das Landleben" Zürich 1752). Auch Gleim machte einige nicht unglückliche Versuche in der Ode; von höherem Werth sind jedoch die hiehergehörigen Dichtungen der Wiener Denis und Mastalier, so wie von Kretschmann und Willamow, und besonders des tieffühlenden J. G. Jacobi.

Wir führen hier am füglichsten die vaterländischen und politischen Dichtungen an, welche ihrer Form nach theils zum Lied, theils zur Ode gehören. Klopstock war der erste, welcher das Vaterland zum Gegenstande der Dichtung machte; seine dahin gehörigen Oden behandelten freilich meist nur allgemeine Fragen und Beziehungen, allein diese mit wahrhafter Begeisterung, welche den Mangel an realer Grundlage soweit ersetzt, als dies überhaupt möglich ist. Später trat er durch seine Oden auf die französische Revolution in die Reihen der eigentlichen politischen Dichter, worin ihm Gleim, Kleist, Ramler und selbst Lessing (in einigen, zum Theil nur skizzirten Oden) vorangegangen waren, welche den Helden des Jahrhunderts, Friedrich II., theils in populären, theils in kunstvollen Weisen besungen hatten. Unter diesen Dichtungen erwarben sich Gleims „Lieder eines preußischen Grenadiers" den allgemeinsten Beifall und riefen mehrfache Nachahmungen hervor (wir nennen nur Weisse's „Amazonenlieder"), und wie Klopstock, so dichtete in späteren Jahren auch Gleim politische Gedichte im engern Sinne. Wie die preußischen Dichter deren großen König, so besangen die österreichischen, Denis und Mastalier, jene zum Theil nachahmend, die Kaiserin Maria Theresia und ihren großen Sohn Joseph II. Unter den Dichtern, welche nebst Klopstock die Idee der Freiheit besangen, ragt vor Allen der treffliche Uz hervor. Wir erwähnen hier sogleich die Bearbeiter der sogenannten Bardenpoesie, die ja zunächst auf vaterländischer Gesinnung beruhte; unter diesen waren Denis und Kretschmann die fruchtbarsten, Gerstenberg der talentvollste.

Die Hymne wurde am glücklichsten von Klopstock und nächst ihm von E. v. Kleist bearbeitet, der leider nur zwei, aber durchaus vortreffliche Gedichte dieser Gattung geschrieben hat; auch Cramer verdient erwähnt zu werden, dagegen sind die Versuche, welche Wieland in seinen früheren Jahren in Nachahmung Klopstocks machte, keineswegs als gelungen zu bezeichnen.

Die Elegie wurde meistentheils in dem beschränkten Sinne eines Klagliedes aufgefaßt, und bezogen sich daher meist auf Todesfälle geliebter Personen. Die hiehergehörigen Gedichte Hallers gehören zu seinen besten. Aus der Leipziger Schule können nur Gisele und Cramer hier genannt werden; von den preußischen Dichtern zeichnen sich vorzüglich Uz, Kleist, Ramler und die Karschin durch gefühlvolle Elegien aus, am freiesten hat aber Götz diese Dichtungsart aufgefaßt, der sie zuerst im umfassenderen Sinne der Griechen behandelt hat. Klopstock hat die Gattung formell zwar mit Glück behandelt, dagegen verirrt er sich gerade in diesen Dichtungen nur zu sehr in weichliche Sentimentalität, was auch bei Gleim und ganz besonders bei Kl. Eberh. Schmidt und auch in den älteren Versuchen J. G. Jacobi's der Fall ist, während spätere Dichtungen durch ihre wahre und kräftige Empfindung erfreuen. Endlich kommen auch noch Gemmingen, Kretschmann, Weisse und Denis in Erwähnung.

In der Heroide versuchte sich nur Wieland, der sie in der Klopstockisch sentimentalen Weise behandelte; dagegen fand die Cantate häufigere Bearbeitung, und einige Dichter haben hierin Bedeutendes geleistet, so vorzüglich Ramler und Gerstenberg, denen J. E. Schlegel, Gisele, Creuz, Wieland und Jacobi am nächsten stehen. Daniel Schiebeler, der später auch als Romanzen- und Operndichter zu erwähnen ist, dichtete mehrere Cantaten, die zwar von der poetischen Seite betrachtet, ohne besonderen Werth, dagegen wohllautend und überhaupt der musikalischen Behandlung fähig sind. In den kleinen, dem Französischen nachgebildeten lyrischen Formen, dem Madrigal, Ringelgedicht und Triolet zeichnen sich nebst Hagedorn noch Gleim, vorzüglich

aber Götz und Lessing aus, welche beide vollendete Muster in dieser Gattung gedichtet haben. Das Sonett wurde dagegen immer weniger bearbeitet; es war durch den Unfug, den die Schlesier mit dieser schönen Form getrieben hatten, gänzlich in Mißachtung gerathen; unter den wenigen Dichtern, welche Sonette schrieben, nennen wir nur Drollinger, der einige recht gelungene gedichtet hat („An Brockes", „An Spreng", „Auf einen verstiegenen Poeten").

Das Volkslied verschwindet von nun an ganz, kaum erhalten sich noch die alten Gesänge; selbst diese werden immer entschiedener zurückgedrängt, je mehr sich die Kunstpoesie an das Volk wendet und von diesem aufgenommen wird. Noch haben zwar die Dichter der Zeit das tiefpoetische Wesen des Volksgesanges nicht erkannt, das erst später von Herder eröffnet wird, und wenn sie, wie z. B. Gleim in seinen „Liedern für das Volk", oder in seinen Romanzen sich unmittelbar an das Volk zu wenden beabsichtigen, so verwechseln sie noch das gemein Populäre mit dem ächt Volksthümlichen, und es konnten daher ihre Dichtungen, denen alle Poesie fehlte, beim Volke mit seinem tief poetischen Sinn keinen oder nur sehr vorübergehenden Eingang finden. Dagegen drangen andere Dichtungen, die an sich gar nicht für das Volk in der weiteren Bedeutung bestimmt waren, bis in die weitesten Kreise, so namentlich die Fabeln von Gellert, aber auch einzelne Lieder anderer Dichter.

Albrecht von Haller.



Albrecht von Haller, geboren in Bern den 8. October 1708, zeichnete sich schon in seiner frühesten Jugend durch Lernbegierde, Fleiß, Verstand und Gedächtnißkraft aus und machte daher auch bewundernswürdige Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in den alten Sprachen. Eben so früh erwachte der Trieb zu dichten in ihm; er soll schon in seinem 10. Jahre eine lateinische Satyre geschrieben haben; sicher ist es, daß er in seinem 15. Jahre schon Tragödien und Komödien, und ein episches Gedicht von 4000 Versen über den Ursprung des Schweizerbundes verfaßte, in welchem er den Virgil nachzuahmen versuchte. Als jedoch sein Geschmack zu größerer Reife gelangt war, verbrannte er im J. 1729 alle seine bisherigen Dichtungen und nur wenige derselben haben sich erhalten, indem sie aus fremden Abschriften in eine gegen seinen Willen veranstaltete Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen wurden. Im J. 1723 hatte er, erst 15 Jahre alt, die Universität Tübingen bezogen, um Medizin zu studiren; von da war er 1725 nach Leiden gegangen, wo er sich besonders mit Anatomie und Botanik beschäftigte und sich 1727 die Würde eines Doctors der Medizin erwarb. Hierauf reiste er nach London und Paris, und hielt sich auf der Rückreise eine Zeitlang in Basel auf, um sich in den mathematischen Wissenschaften zu vervollkommnen. In die Heimat zurückgekehrt (1729), wurde er eine Zeitlang Bibliothekar, in welcher Stelle er den Grund zu seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit legte, da er alle die durch die ihm anvertraute Sammlung vertretenen Zweige der Wissenschaft in den Kreis seiner Studien zog; jedoch beschäftigte er sich vorzüglich mit Botanik und dichterischen Arbeiten. Als 1736 die Universität Göttingen gestiftet wurde, erhielt er den Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Bei seinem Einzug in den neuen Wohnort zerbrach der Wagen auf den damals ungepflasterten Straßen, und seine erste Frau, Anna Maria, geb. Wyß, wurde bei dem Sturze tödtlich verwundet. Ihrem Andenken widmete er die berühmte „Trauerode" (2), die zu seinen besten Gedichten gehört. In Göttingen entwickelte Haller eine bewundernswürdige Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller (außer seinen zahlreichen Schriften schrieb er über 12000 Artikel in die „Göttingischen Anzeigen"); auch fand dieselbe freudige Anerkennung; er wurde zum beständigen Präsidenten der königlichen Gesellschaft ernannt, an deren Errichtung er den größten Antheil gehabt hatte, 1739 wurde er zum Leibarzte und 1747 zum Hofrath ernannt, 1749 erhob ihn der Kaiser in den Adelstand und nach und nach war er Mitglied oder Vorsteher von 24 gelehrten Gesellschaften geworden. Doch freute ihn von allen den ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen keine so sehr, als die Ernennung zum Mitglied des großen Raths seiner Vaterstadt*) (1745), wohin er auch wegen geschwächter Gesundheit im J. 1753 zurückreiste. Doch war er auch dort keineswegs unthätig. Er bekleidete nach und nach mehrere Aemter, in welchen er den nämlichen hohen Geist entwickelte, der seine wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnete, von denen er mehrere der bedeutendsten erst jetzt vollendete. Kurze Zeit vor seinem Tode ehrte Joseph II. sich und ihn durch einen freundschaftlichen Besuch, der um so mehr Aufsehen machte, als er bei seiner Durchreise durch Ferney Voltairen nicht hatte be-

*) Die merkwürdigste Ehrenbezeigung, die ihm zu Theil wurde, ist wohl die, daß ihm der Fürst Radzivil, Commandant der polnischen Conföderirten, aus Freude über seine Gedichte, ein Brevet als General-Major übersandte.

suchen wollen. Haller starb nach längeren Körperleiden am 12. Dec. 1777.

Haller gehörte zu den gelehrtesten Männern aller Zeiten, der Umfang seiner Kenntnisse war riesenhaft; so schrieb er mit gleicher Geläufigkeit und selbst Zierlichkeit Deutsch, Lateinisch und Französisch, er verstand nicht bloß Griechisch und ein paar orientalische Sprachen, sondern auch die meisten europäischen, namentlich Italienisch und Englisch vollkommen gut; er war endlich auch groß als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Historiker, abgesehen davon, daß er in vielen andern Wissenschaften, z. B. in der Theologie, in der Numismatik u. s. w. umfassende Kenntnisse besaß.

Als Dichter nimmt er eine hervorragende Stelle ein, nicht sowohl wegen der höheren Bedeutsamkeit seiner Poesien, als vielmehr, weil er einer der ersten war, welcher die herrschende Geschmacklosigkeit der Lohensteinischen Schule verließ, sich einer natürlichen und dabei kräftigen Darstellungsweise befleißigte und weil er endlich eine Kernhaftigkeit und einen Reichthum der Gedanken entfaltete, der von der Inhaltlosigkeit der meisten Poesien der ihm vorangehenden Dichter mächtig abstach. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß Haller seine Dichtungen, einige Gelegenheitsgedichte ausgenommen, vor seinem 30. Jahre verfaßte (später entzogen ihn die wissenschaftlichen Beschäftigungen oder seine Berufsgeschäfte der Poesie ganz), und daß er bei seinem unverkennbaren Talent gewiß noch Bedeutenderes geleistet haben würde, wenn er sich der Poesie länger gewidmet hätte. Zur Beurtheilung seiner dichterischen Arbeiten ist ein Brief an Gemmingen von großer Wichtigkeit, in welchem er sich mit Hagedorn vergleicht und sich mit eben so viel Bescheidenheit, als Einsicht selbst beurtheilt. Wir erfahren daraus, daß er sich in seiner Jugend nach Brockes, vorzüglich aber nach Lohenstein bildete (das einzige Gedicht, das er aus dieser Zeit aufbewahrt, „Morgedanken", trägt noch sichtbare Spuren dieser Nachahmung), daß der Aufenthalt in England, wie auf Hagedorn, so auch auf ihn bedeutsam einwirkte, indem er von den englischen Dichtern lernte, „daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen könne, als man in Deutschland bis hieher gesagt habe, und daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen". Obgleich der „wässerichten Dichtkunst" eben nicht günstig, heißt es weiter, und mit Bodmer in Freundschaft lebend, habe er an dem Streit zwischen diesem und Gottsched keinen Antheil genommen, ob er gleich von Anhängern des letztern vielfältig hart beurtheilt worden sei. Wie Hagedorn sei er dem Reime treu geblieben, weil er stets geglaubt habe, daß die reimfreien Verse keineswegs der deutschen Sprache, am wenigsten dem philosophischen Gedicht angemessen seien. Die wichtigsten Bemerkungen sind aber unzweifelhaft die, daß er von Natur mit einem überaus starken Gefühl, er nennt es „Empfindlichkeit", begabt gewesen, und daß er, an die Mundart seines Vaterlands gewöhnt, nur mit Mühe in reinem Hochdeutsch geschrieben habe; beides sei aber seinen Dichtungen nachtheilig gewesen, denn einerseits seien ihm bei der Lebendigkeit seines Gefühls die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen gekommen, theils habe der Kampf der Mundart mit dem Hochdeutschen eine Armuth des Ausdrucks erzeugt, die von dem Reichthum der Sprache bei Hagedorn mächtig absteche. Diese Aeußerung Hallers über den störenden Einfluß der Mundart auf seine Darstellung ist zuerst wohl von Gottsched und seinen Anhängern ausgegangen und hatte theils ihren Grund in dessen Feindschaft gegen Alles, was aus der Schweiz kam, theils aber auch darin, daß er der wirklichen Ueberzeugung war, es müsse die Schriftsprache ein durchaus beschränkt Meißnisches Gepräge haben. Diese Ansicht machte sich aber so allgemein geltend, daß selbst Haller, ja sogar Bodmer und Breitinger, so sehr diese auch zu widerstreben schienen, dieselbe theilten und diese wie jener, sich in der Folge bestrebten, ihre Sprache nach der rein Sächsischen zu modeln. Darin haben vorzüglich die vielen Veränderungen ihren Grund, welche Haller bei jeder neuen Auflage seiner Gedichte vornahm, (es erschienen während seines Lebens deren eilf, die erste Bern 1732, die letzte Eb. 1777), und nur in der zweiten und dritten waren es hauptsächlich die letzten Spuren des Lohensteinischen Geschmacks, die er ausmerzte. Allein seine Gedichte gewannen hierdurch keineswegs, die Sprache wurde zwar der Oberflächlichen näher gebracht, aber sie wurde in der That nicht einmal correcter, jedenfalls aber verlor sie viel an ihrer Frische und Kernhaftigkeit, wie man sich aus der Vergleichung der verschiedenen Ausgaben überzeugen kann, weshalb wir auch vorgezogen haben, die unten mitgetheilten Gedichte nach der dritten oder vierten Auflage zu geben. Diese Abweichung von der Meißnischen Schriftsprache zog, wie gesagt, dem Dichter den Vorwurf der Härte und Unbeholfenheit zu, und es ist dieser Vorwurf bis heute oft wiederholt worden; aber wenn ihn auch Haller selbst als gerecht anerkennt, so ist er doch in der That nicht ganz richtig, wenigstens insofern er durch den Einfluß der Mundart begründet werden will. Zwar ist dieser Vorwurf, was die Unbeholfenheit der Sprache betrifft, allerdings oft richtig; aber diese theilte er mit allen seinen älteren Zeitgenossen (den einzigen Hagedorn etwa ausgenommen) und rührte daher, daß die Sprache selbst noch unausgebildet und unbeholfen war. Aber wie hoch steht er doch gerade bezüglich der Darstellung über den Dichtern, die ihm unmittelbar vorangingen; denn es ist eben dies eines der größten Verdienste Hallers, daß er zuerst der Sprache wieder Kraft und Kernhaftigkeit, und dem Ausdruck bei großer sinnlicher Fülle wieder Natur und Wahrheit zurückgegeben hat. Der Vorwurf der Härte endlich, der ihm ebenfalls gemacht wird, ist keineswegs durchgängig wahr; vielmehr ist eine große Anzahl seiner Gedichte von wirklich überraschendem Wohllaut, der freilich von der Lieblichkeit und Anmuth der Hagedornschen Gesänge weit entfernt, aber dem hohen Ernst der in ihnen dargestellten Gedanken und Empfindungen vollkommen angemessen ist, und einzelne Dichtungen, z. B. „die Sehnsucht nach dem Vaterlande" (1), sind hierin wirklich musterhaft.

Ein zweites, nicht weniger großes Verdienst Hallers besteht darin, daß er der Poesie zuerst wieder einen tieferen Gehalt gab, daß er, wie er sich ausdrückt, den Deutschen zeigte, „wie man auch philosophische Begriffe reimen, und in wenigen Wörtern viel sagen könne". Dies führte ihn natürlich zum Lehrgedicht, und er wird daher vorzüglich auch zu den didaktischen Dichtern gerechnet, ja man hat sogar behauptet, es herrsche bei ihm der Gedanke so mächtig, ja so ausschließlich vor, daß selbst in seinen lyrischen Gedichten nicht sowohl die Empfin-

dung, als die Reflexion über die Empfindung zur Erscheinung gelange; so Schiller in seiner bekannten Beurtheilung der Hallerschen Gedichte (in dem Aufsatze „Ueber naive und sentimentale Dichtung") und ihm nachsprechend die meisten Literarhistoriker. Allein es ist auch diese Ansicht durchaus unrichtig, und es tritt nicht bloß in Hallers lyrischen Gedichten die Empfindung kräftig und unmittelbar hervor, wo sie nicht durch die oben berührte Unbeholfenheit der Sprache einen schiefen Ausdruck erhält, es ist auch sein berühmtes beschreibendes Gedicht „Die Alpen", es sind selbst seine didaktischen Poesien, namentlich die bedeutendste, das Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels" von einer rein lyrischen Empfindung ausgegangen, das erste von der innigen Liebe zu seinem schönen Vaterland, das zweite von dem tief in seinem frommen Gemüth wurzelnden Glauben an Gottes unendliche Güte, und es haben diese Gedichte gerade dadurch verloren, daß er sie aus dem Gebiet der Empfindung in das der Reflexion oder der epischen Schilderung geführt hat. Weniger störend ist dies zwar in dem didaktischen Gedicht, weil er die Wahrheit des Gefühls durch dessen Uebereinstimmung mit dem Verstande bekräftigen wollte, so daß der Uebergang in das Lehrgedicht von selbst gegeben war; dagegen sind die „Alpen" nicht zur künstlerischen Einheit gelangt, wie man denn diesem Gedichte von jeher Mangel an geschicktem Plan vorgeworfen hat. So schön und wahr die Schilderungen auch sind, welche den mittleren Theil des Gedichts bilden, und so sehr sie von der lebendigen und begeisterten Anschauung der großartigen Natur zeugen, so stehen sie doch in keinem Verhältniß zur lyrischen Anlage der Anfangs- und der Schlußstrophen.

Wenn daher auch gerade diese Gedichte zur Zeit ihres Erscheinens und noch lange nachher weit größeren Eindruck machten, als seine lyrischen, und auch wegen ihrer Sprache und Inhalts machen mußten, diese daher auf die Entwickelung der Poesie bedeutenderen Einfluß hatten, und aus diesem Grunde vom historischen Standpunkt aus eine größere Bedeutsamkeit hatten, die Literaturgeschichte somit dieselben hervorheben muß; so sind dagegen seine lyrischen Dichtungen von weit höherem poetischen Werth, wie sie auch der besonderen Richtung seines Talents mehr entsprechen. Besonders groß ist Haller in der höheren Lyrik, in der Ode, für welche er bei der Tiefe und Kraft seines Gefühls, bei seiner ernsten Lebensanschauung und seinem Gedankenreichthum vorzüglich geschaffen war. Wir haben außer der frühesten „Sehnsucht nach dem Vaterland" (1) und einer der spätesten „Trauer-Ode" (2), welche beide von einer überwältigenden Tiefe der Empfindung sind, noch die „Unvollkommene (d. h. unvollendete) Ode auf die Ewigkeit" (3) mitgetheilt, die voll großer und erhabener Gedanken ist und in einem antiken Versmaße geschrieben, gewiß noch mächtigeren Eindruck hervorbringen würde*). Neben diesen verdient noch die Ode „Ueber die Ehre" ausgezeichnet zu werden, in welcher der Dichter die Nichtigkeit des Nachruhms nach dem Tode in seiner großartigen Weise schildert, und eine andere „Die Tugend", in welcher er zuerst wieder wagte, ein antikes lyrisches Versmaß (die sapphische Strophe) einzuführen, welches freilich durch den Gebrauch des Reims an seiner ursprünglichen Schönheit verliert.

1. Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen!
Der Hasels Höh' mit grünem Schatten schwärzt;
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moß zum Teppich schenkt,
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen trenkt?

Ach Himmel! laß mich doch die Thäler küssen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht;
Und beym Geräusch von kleinen Wasser-Güssen,
Auf einen Reim für Sylvien gedacht.
Wo schwaches Laub, belebt vom Westen-Winde
Die matte Seel in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe,
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stätem Kummer schlagen,
Die Ruh ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neuen Plagen,
Ich weiß noch nicht, wie Ruh und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß, und fremd für jedermann,
Dem blinden Raht der Jugend übergeben,
Gefährlich frey, eh ich mich führen kan.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst der Trieb, nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemloß mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Flut den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsre Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Tacht schon in der Asche glimmt,

Doch nur getrost, es kan nicht immer währen,
Des Wetters Macht nimmt ab bey jedem Streich:
Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren,
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg, und meine Ruh heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kan.

Ach daß ich dich schon itzund küssen könnte,
Beliebter Wald! und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die stille Lust mir gönnte,
Die sich bey euch in öder Ruh erhält:
Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geschwinde
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh.
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe!
Biß ich zu euch die letzte Reise thu.

2. Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane.

Soll ich von Deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an Dir gefunden,
Vergrössert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmahls Deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und Du verdienst sie allzuwohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von Dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wenn von Dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen fang ich an;
Nur Seufzer die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kan.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb und Traurigkeit verwirrt,

*) Zum Verständniß dieses Gedichts theilen wir die von Haller beigefügte Anmerkung mit: „Auf daß sich Niemand an den Ausdrücken ärgere, worin ich von dem Tode, als von einem Ende des Wesens oder der Hoffnung spreche, so ist es nöthig zu berichten, daß alle diese Reden Einwürfe haben seyn sollen, die ich würde beantwortet haben, wenn ich fähig wäre, diese Ode zu Ende zu bringen."

Wie sie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh Dich noch, wie Du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßtest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst Du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich Dich verlohren;
Der Tempel dort, der Dich bedeckt;
Hier Kinder ‥ Ach! mein Blut muß lodern
Beym zarten Abdruck Deiner Zier,
Wann sie Dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu Dir!

O soll mein Herz nicht um Dich weinen!
Hier ist kein Freund Dir nah, als ich.
Wer riß Dich aus dem Schooß der Deinen?
Du liessest sie, und wähltest mich.
Ein Vaterland, das Dir gewogen,
Verwandtschaft, die Dir liebreich war,
Dem allem hab ich Dich entzogen:
Wohin zu eilen? auf die Baar.

Dort in den bittern Abschieds-Stunden,
Wie Deine Schwester an Dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entgieng;
Sprachst Du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt;
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der Dich mir gab;
Noch jetzt, mischt Lust sich mit dem kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war Dein Herz im lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, so arm ich mich beschrieben,
Allein nach meinem Herzen maß.

Wie bald verliessest Du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu sein:
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hieng ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für Dein Geschick;
Voll Angst bei meinem kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergänglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Muht noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich Dich geliebet,
Weit mehr als ich Dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich Dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie! wann ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl Deiner Huld,
Und die Verehrung Deiner Tugend,
Sind meines Herzens stäte Schuld.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich Dein holdes Bildnüß suchen,
Wo niemand mein Gedächtnüß stört.
Ich will Dich sehen, wie Du giengest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann Du mich umfiengest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tieffen Fernen,
Will ich im Dunkeln nach Dir sehn;
Und forschen jenseits allen Sternen,
Die unter Deinen Füssen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unschuld glänzen,
Vom Licht verklärter Wissenschaft:
Dort schwingt sich, aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst Du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Raht wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
GOtt schlägt des Schicksals Buch Dir auf,
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,
Und mein bestimmter Lebens-Lauf.

Vollkommenste, die ich auf Erden
So stark und doch nicht gnug geliebt,
Wie liebenswürdig wirst Du werden,
Nun Dich ein himmlisch Licht umgiebt!
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig Dein zu seyn.

3. Unvollkommnes Gedicht über die Ewigkeit.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes mahlt:
Ihr holen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret:
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt,
Und den verlohrnen Strom in öde Sümpfe gießt;
Erstorbenes Gefild' und Grausen volle Gründe!
O daß ich doch bey euch, des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schaur, und schwarzem Gram mein Leid!
Seit mir ein Bild der Ewigkeit!
Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn,
Mich dünkt ich seh sein Bild, und höre seine Worte;
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.
Kein Strahl vom künftigen verstörte seine Ruh,
Er sah dem Spiel der Welt noch heut beschäftigt zu,
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm so werckl ich schien.
Die dicke Nacht der öden Geister Welt,
Umringt ihn itzt, mit Schrecken-vollen Schatten,
Und die Begier ist, was er noch behält,
Von dem, was seine Sinnen hatten.
Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein, ich bin, was er war, und werde, was er worden.
Mein Morgen ist vorbey, mein Mittag rückt mit Macht;
Und eh der Abend kömmt, kan eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird versüssen,
Auf ewig meine Augen schliessen.
Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bey dir sind Welten, Tag' und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen welzt itzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke;
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus GOttes Kraft bewegt:
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre schlägt,
Du aber bleibst, und zählst sie nicht.
Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt von dir weg, wie Gras an schwülen Sommer-Tagen;
Wie Rosen, die am Mittag jung,
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.
Als mit dem Unding noch das neue Wesen rung,
Und kaum noch reif die Welt sich aus dem Abgrund schwung,
Eh als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts,
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du, so weit als itzt, von deinem Quell entfernet,
Und wann ein zweytes Nichts wird diese Welt begraben;

Wann von dem Alles selbst, nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als itzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir, und hoffen keine Schranken.
Ich häuffe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf;
Ich welze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf,
Und wann ich, von der grausen Höhe,
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend mahlen,
Noch nicht ein Theil von dir,
Ich zieh sie ab, und du liegst ganz vor mir.
O GOtt! Du bist allein des Alles Grund,
Du Sonne bist das Maaß der ungemeßnen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft, und stetem Mittag, stehen,
Du giengest niemahls auf, und wirst nicht untergehen,
Ein einzig Itzt in dir ist Ewigkeit.
Ja, könnten nur bey dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald mit aufgesperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfgen Wasser trinken.

Vollkommenheit der Größe!
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt.
Die Welt ist selbst ein Punct, wann ich an dir sie messe.
Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum;
Und morgen wird in Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebens-Lauf ist, wie ein Mittags-Traum,
Wie hoft er dann, den deinen auszuwähren?

Ich ward, nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wolte:
Ein etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Mensch schon heißen solte.
Die schöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloß ein Fell, mein Aug ein Staar,
Mein Denken stieg nur noch biß zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntnüß war, Schmerz, Hunger und die Binden.
Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen,
Und etwas weisser Saft,
Ein inn'rer Trieb fing an, die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen,
Die Füsse lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge reiffete zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die, von der Wärme dreist,
Halb Würmer sind, und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding, als fremde Wunder, an,
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinder heute,
Maaß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlieff, und ward ein Mann.

Jetzt fühlet schon mein Leib, die Näherung des Nichts,
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir, mit flatterndem Gefieder,
Der sorgenfreyen Jugend zu.
Mein Eckel, der sich mehrt, verstellt den Reitz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den Hofnungslosen Schatten.
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

Friedrich von Hagedorn.

Um dieselbe Zeit, als Haller von der Schweiz aus der deutschen Poesie einen neuen Geist einhauchte, wurde sie im hohen Norden in anderer Weise von einem Dichter neu belebt, der noch weit größeres Talent hatte, als jener, und dessen Einfluß auf die deutsche Literatur daher auch viel unmittelbarer und bedeutender war. Friedrich von Hagedorn, geboren am 23. April 1708 zu Hamburg, erhielt eine treffliche Erziehung, in Folge deren sich seine



natürlichen Anlagen leicht und schnell entwickelten. Zu der glücklichen Entwickelung seines poetischen Talents trug aber der Umstand wesentlich bei, daß sein Vater, selbst geschmackvoll gebildet, die damals in Hamburg lebenden Dichter Feind, Amthor, Richey, Wernicke und Brockes öfters in seinem gastlichen Hause versammelte. Zwar verlor er denselben schon in seinem 15. Jahre, doch sorgte die Mutter verständig für seine und seines jüngeren Bruders Christian Ludwig, dem wir später wieder begegnen werden, weitere Ausbildung. Nachdem er das Gymnasium in seiner Vaterstadt besucht und sich daselbst nicht nur tüchtige Kenntnisse erworben, sondern auch durch sorgfältiges Studium der alten und neuen Dichter seinen Geschmack so weit ausgebildet hatte, daß er die Unzulänglichkeit der Dichter seiner Zeit erkannte, ging er 1726 nach Jena, um die Rechte zu studiren, widmete ihr aber weniger Zeit, als den Freuden des Studentenlebens, so daß er, wie Lessing berichtet, wegen Schulden ein halbes Jahr auf dem Carcer sitzen mußte, eine Zeit, die er jedoch sehr gut zubrachte. Als er nach vollendeten Studien in die Heimat zurückgekehrt war, hielt er sich nur kurze Zeit daselbst auf; er reiste nach London, wo er sich als Privatsecretär beim dänischen Gesandten aufhielt. Er benutzte die Zeit seines Aufenthalts, sich mit der englischen Sprache und Literatur vertraut zu machen, was nicht ohne günstigen Einfluß auf sein poetisches Talent blieb. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er 1731 in die Heimat zurück, wo er im J. 1733 die Stelle eines Secretärs bei dem englischen Court, einer angesehenen Handelsgesellschaft, erhielt, die ihm ein sorgenfreies, bequemes Dasein sicherte und ihm zugleich Muße genug gewährte, der Dichtkunst und dem gesellschaftlichen Umgange zu leben, für welchen er Neigung und vielseitige Gaben hatte, und aus dem er Anlaß und Stoff zu seinen Dichtungen schöpfte, wie denn der gebildete und in geistreicher

Heiterkeit sich bewegende Kreis, in welchem er lebte, die ihm angeborene Liebenswürdigkeit immer mehr zu entfalten und die geschmackvolle Richtung auszubilden und zu befestigen geeignet war, zu der er sich als Jüngling gewandt hatte. Nachdem er längere Zeit an der Gicht gelitten hatte, starb er am 28. Oct. 1754 an der Wassersucht, als er sein 47. Jahr noch nicht vollendet hatte.

Hagedorn hatte kein großartiges, aber doch ein bedeutendes und vielseitiges Talent; denn er nimmt nicht bloß als Lyriker, sondern auch als didaktischer und namentlich als epischer Dichter in seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein. Wir werden auf diese beiden Seiten seiner dichterischen Thätigkeit zurückkommen, hier haben wir es nur mit seinen lyrischen Poesien zu thun. Obgleich er während seines Aufenthalts in England, wie schon berührt, die englische Literatur mit Eifer studirte und diese nicht ohne großen Einfluß auf sein poetisches Talent blieb, so war seine Natur doch so ganz der heitern Lebensanschauung zugewendet, daß er nach wie vor die Franzosen zu seinen Vorbildern wählte, und das leichte Lied in ihrem Sinne bearbeitete. Nur bewahrte ihn sein sicherer Geschmack, den er an den Alten, namentlich an seinem Liebling Horaz, und an den Neuern gebildet hatte, vor der ängstlichen Nachahmung, in welche die ihm vorangehenden Dichter verfallen waren, und seine Weltbildung, die viel freier und selbst feiner war, als die der ceremoniösen Hofdichter des vorigen Zeitraums, ließ ihn eine Selbstständigkeit der Bewegung erreichen, welche seine Zeit in Erstaunen setzte. Er entlehnte nämlich zwar Formen und Stoffe meistens den Franzosen, aber er verstand es zuerst, die Schönheiten seiner Vorbilder in ein wirklich deutsches Gewand zu kleiden und in Ausdruck, Wendung, Vers und Reim die Leichtigkeit und Anmuth zu erreichen, die man an jenen bewunderte.

Hagedorns erste Versuche, die er im J. 1729 herausgab, ließen noch kaum ahnen, was er später werden sollte; sie waren noch ganz in der zwar correcten, aber steifen Weise der niedersächsischen Dichter, und wenn auch öfters sein heiteres Wesen durchschimmerte, so konnte es sich in den schweren Fesseln der unbeholfenen Sprache nicht bewegen; aber schon in den folgenden Sammlungen (1738 u. 1747) zeigte sich der glückliche Einfluß seiner Reisen und seines geschmackvollen Studiums der alten und neuen Dichter; er hatte alle früheren Mängel glücklich abgestreift, und sich eine Sprache gebildet, die an Beweglichkeit, Anmuth, Natürlichkeit und Wohllaut Alles überstrahlte, was die besten Dichter vor ihm und zu seiner Zeit geleistet hatten, und die lange Jahre unerreicht blieb. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von Haller. Während wir in dessen späterer Sprache einen wirklichen Fortschritt nicht finden, ja vielmehr der Ansicht sind, daß seine Gedichte durch die Veränderungen, die er an ihnen vornahm, zwar an äußerer Correctheit, und dies auch nur in einem beschränkten Sinne, gewonnen, aber an Frische und Natürlichkeit verloren haben, müssen wir bei Hagedorn nicht bloß einen Fortschritt, sondern eine vollständige Umgestaltung und Veredlung seiner Sprache bewundern, wobei er die größte Selbstständigkeit bewahrte, und sich weder von der Gottschedischen Schule, noch von den Schweizern bestimmen ließ, ob er gleich deren Bemühungen mit aufmerksamem Blicke folgte und seine Theilnahme an den Bestrebungen der letztern, so wie der älteren Halleschen Dichter nicht verhehlte.

So gefällig die Form der Hagedornschen Lieder, die schon deswegen große Verbreitung fanden, weil sie sich leicht der musikalischen Behandlung fügten, so anziehend war auch ihr Stoff und ihre Ausführung. Von der heitersten Lebenslust und fröhlichen Laune empfangen, besingen sie dieselbe in den mannigfaltigsten Weisen, bald gemüthlich scherzend, bald mit jugendlichem Uebermuth neckend, oder vom Gefühl der Lust übersprudelnd, bald endlich auch tiefen Ernst unter dem heiteren Scherze verbergend. Hagedorn ist vor Allem der Dichter der Freuden des gesellschaftlichen Lebens, und seine Wein- und Gesellschaftslieder „An die Freude" (2), „Der Wein" (3) u. a. m. gehören zu den besten der Gattung, zu welchen wir auch die rechnen, in welchen er die damaligen Lebenszustände in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, aber mit heiterem Sinne darstellt, wie im „Lauf der Welt" (1), oder sie mit glücklicher Ironie verspottet, wie im „Lob unserer Zeiten" (9), oder wo er einzelne Thorheiten mit heiterem Humor belächelt, wie in dem hübschen Gedicht „Die Alte" (6). Auch im Liebeslied ist er glücklich. Zwar schildert er nicht die tiefe Empfindung, die den ganzen Menschen erfaßt, und seinem Wesen eine höhere poetische Weihe gibt; er kennt nur die heitere Seite des Gegenstands, selbst da, wo er das Glück der Liebe besingt und es jedem andern entgegenstellt, wie in „Hoheit und Liebe" (7), und sein leichter Sinn gefällt sich auch da im heiteren Scherze, aber wenn er auch oft muthwillig wird (wie im „Verliebten Bauer"), so hält er sich von der frivolen Lüsternheit der Schlesier weit entfernt. Heiter und lieblich sind endlich auch die Lieder, in welchen er die Schönheiten der Natur besingt; aber obwohl Brockes seinen Sinn für dieselben geweckt haben mochte, so zeugen seine Dichtungen doch von ganz selbstständiger Auffassung und Behandlung. Denn während jener die Natur und ihre einzelnen Erscheinungen an sich bewundert, so bringt sie Hagedorn stets mit dem fröhlichen Lebensgenusse in Verbindung, so in der „Landlust" (5), selbst da, wo er sich in Schilderungen und Malereien ergeht („Der Morgen", „Die Alster"), welche Gedichte übrigens durch ihre anschauliche Wahrheit erfreuen, wie denn Hagedorn stets natürlich und wahr ist und stets den rechten Ton trifft. Wir würden, um auch diese Seite seines Talents recht anschaulich hervorzuheben, gern noch das „Leichencarmen auf Herrn Jost", in welchem er den Bänkelsänger köstlich nachahmt, und noch lieber das treffliche Gedicht „Der Wein" mittheilen, welches die bacchantische Lust eines Trinkgelages mit wahrer Meisterschaft schildert; allein der Raum gestattet uns nicht, diese zwei großen Gedichte noch aufzunehmen, und wir müssen uns begnügen, auf dieselben aufmerksam zu machen; dagegen theilen wir ein kleineres, eben so vortreffliches, das „An den verlohrnen Schlaf" (4) mit, aus welchem hervorgeht, daß Hagedorn auch tief gemüthlich sein konnte, und das liebliche Triolett „Der erste May" (8) als Beweis, wie glücklich er auch die kleineren den Franzosen entlehnten Formen behandeln konnte, wie ihm auch das Refrain des französischen Liedes gut gelang (1).

1. Der Lauf der Welt.

Unzählich ist der Schmeichler Haufen,
Die jeden Grossen überlaufen,

So lang er sich erhält.
Doch gleitet er von seinen Höhen;
So kann er bald sich einsam sehen:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Dürftiger sucht seine Freunde,
Doch alle meiden ihn als Feinde;
Allein er erbet Geld.
Sogleich erscheinen zehn Bekannten
Und zehn entbehrliche Verwandten:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Schulfuchs hofft, mit dürren Gründen
Den Beyfall aller Welt zu finden;
Allein er wird geprellt.
Mein Mädchen macht oft falsche Schlüsse:
Doch überzeugt sie mich durch Küsse:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren
Ist zwar in vielen unerfahren:
Doch was sie sagt, gefällt.
Gebt ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber:
Das ist der Lauf der Welt.

Leander stimmet süsse Töne,
Und singt und seufzet seiner Schöne,
Bis ihr das Ohr fast gellt.
Allein, eh er recht ausgesungen,
Hat schon ein andrer sie bezwungen.
Das ist der Lauf der Welt.

Star sucht am Montag Doris Küsse:
Am Dienstag findt er Hinderniße:
Am Mittwoch siegt der Held.
Am Donnerstag vergehn die Triebe;
Am Freytag sucht er neue Liebe:
Das ist der Lauf der Welt.

Cephise schwört, sie will ihr Leben
Der stillen Einsamkeit ergeben,
Und höhnt, was sich gesellt.
Drauf will sie sich durch Heirath adeln
Und spricht zu allen, die sie tadeln:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Mädchen voller Weisheits-Gründe
Hält jeden Kuß für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt.
Hat dieser sie dann überwunden,
So sagt sie selbst in frohen Stunden:
Das ist der Lauf der Welt.

Wenn junge Wittwen traurig scheinen,
Und in dem Mann sich selbst beweinen:
So ist es unverstellt;
Doch keine sieht den Trauer-Schleyer
Mit größrer Lust als einen Freyer:
Das ist der Lauf der Welt.

2. An die Freude.

Freude, Göttinn edler Herzen!
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmels-Kind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitter-Richter,
Und die ganze Heuchler-Zunft.

3. Der Wein.

Aus den Reben
Fleußt das Leben:
Das ist offenbar.
Ihr, der Trauben Kenner!
Weingelehrte Männer!
Macht dieß Sprichwort wahr.

Niemals glühten
Rechabiten,
Edler Most, von dir!
Aber, Wein-Erfinder,
Noah, deine Kinder
Zechten so, wie wir.

Ueberzogen
Regenbogen
Gleicht das Firmament:
So ward deiner Freude
Mehr als Augenweide,
Ihr ward Wein gegönnt.

Deinentwegen
Kam der Segen,
Wuchs der erste Wein.
Nach den Wasser-Fluthen
Konnte nichts den Guten
Größern Trost verleihn.

4. An den verlohrnen Schlaf.

Wo bist du hin, du Tröster in Beschwerde,
Mein güldner Schlaf,
An dem ich sonst die Größesten der Erde
Weit übertraf?
Du hast mich oft in Wassern und in Büschen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit beßrer Rast erfrischen,
Als mir vorjtzt der weiche Pfühl ertheilt.

Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe,
Schlief ich dann ein.
Die stolze Thems, die Saal und Hamburgs Elbe
Kann Zeuginn seyn.
Dort hab ich oft in längstvergrünten Jahren
Mich hingelegt
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren,
Der freyen Ruh um ihren Strand gepflegt.

Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh!
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!
Mich störte nicht der Ehrsucht arger Kummer,
Der vielen droht;
Ich war, vertieft im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phyllis, todt.

Sie eilte dort in jugendlichen Träumen
Mir immer nach;
Bald in der Flur, bald unter hohen Bäumen,
Bald an den Bach.
Oft stolz im Putz, oft leicht im Schäfer-Kleide,
Mit offner Brust,
Stets lächelnd hold im Ueberfluß der Freude:
Schön von Gestalt, noch schöner durch die Lust.

Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder!
Wie wünsch ich dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich;
Verlaß dafür den Wuchrer, ihn zu strafen,
Den Trug ergetzt:
Hingegen laß den wachen Codrus schlafen,
Der immer reimt und immer übersetzt.

5. Die Landlust.

Geschäffte, Zwang und Grillen
Entweiht nicht diese Trift:
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeßt mir nachzuziehn:
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.

Es webet, wallt und spielet
Das Land um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpft und singt;
Und alles, alles lebet
Und alles ist verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt,

Euch, ungestört, zu sehen
Ist, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freyer Felder
Beschämt der Gärten Pracht
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat ist aufgeschossen
Und reizt der Schnitter Hand
Die blättervollen Sprossen
Beschatten Berg und Land;
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihrer Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moß und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh!
Er sieht die Herde grasen
Und spielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergetzet
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet,
Was ihm an Kunst gebricht.

Aus Dorf und Büschen bringet
Der Jugend Kern hervor, [illegible]
Und tanzt und [illegible] singet
Nach seinem [illegible].
Den Reihen [illegible]nden
Die Hirten, [illegible] hut,
Mit treu-v[illegible] Händen,
Mit Sprü[illegible]er Muth.

Wie [illegible]ische Dirne
Schmink[illegible] jenem Bach;
Und giebt [illegible] Brust und Stirne
Doch nicht den schönsten nach.
Gesundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug und Herz,
Und reizt in ihren Zügen
Und lacht in ihrem Scherz.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freyheit und Ergetzen
Erheitern seinen Blick.
Verleumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte sclavisch macht,
Das schwärzt nicht seinen Morgen,
Das drückt nicht seine Nacht.

Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgibt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm malet die Natur.

6. Die Alte.

Zu meiner Zeit
Bestand noch Recht und Billigkeit,
Da wurden auch aus Kindern Leute;
Da wurden auch aus Jungfern Bräute
Doch alles mit Bescheidenheit,
Es ward kein Liebling zum Verräther,
Und unsre Jungfern freyten später:
Sie reizten nicht der Mütter Neid.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliß man sich der Heimlichkeit.
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verschwiegen:
Und itzt entdeckt ers ungescheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon ins Flügel-Kleid.
O schlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht.
Der Mann ward, wie es sich gebühret,
Von einer lieben Frau regieret
Trotz seiner stolzen Männlichkeit!
Die Fromme herrschte nur gelinder!
Uns blieb der Hut und ihm die Kinder.
Das war die Mode weit und breit.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit.
Itzt darf der Mann uns fast gebieten,
Uns widersprechen und uns hüten,
Wo man mit Freunden sich erfreut.
Mit dieser Neuerung im Lande,
Mit diesem Fluch im Ehestande
Hat ein Comet uns längst bedräut
O schlimme Zeit!

7. Hoheit und Liebe.

Monarch im Reiche stolzer Thoren,
Dich, hohes Glück, verehr ich nicht!
Mir ward in Phyllis mehr gebohren,
Als alles, was dein Tand verspricht.
Der Traum der Wachenden, die Ehre,
Der Sklaven-Stand der Eitelkeit
Schließt dein Gefolg an Höf' und Heere,
Bis es der letzte Schlaf befreyt.

Das Recht, mein Herze zu entzücken
Und meiner Wünsche Ziel zu seyn,
Räum ich nur meiner Phyllis Blicken,
Nur ihrer seltnen Schönheit ein.
Wie stolz war ich, sie zu gewinnen!
Auch dieser Ruhm verewigt sich.
Beneidet sie, ihr Königinnen!
Und, Könige! beneidet mich.

O Phyllis, Seele meiner Lieder!
Mich reizt kein himmelhoher Flug.
Mich liebest Du, Dich lieb ich wieder.
Sind wir nicht beyde froh genug?
An treuer Brust, an treuer Seiten
Macht uns die Liebe groß und reich.
Ach sey, an wahren Zärtlichkeiten,
Unendlich jener Taube gleich!

Der Adler sah die Turteltaube,
Die in der Stille girrt und liebt,
Wie ihn Gewalt und Muth zum Raube
In königlichen Thaten übt.
Sie sah ihn Sieg und Ehre finden,
Dem Kranich stolz entgegen ziehn,
Sich heben, kämpfen, überwinden,
Und alle Vögel von ihm fliehn.

Sie sprach: Ich will dich nicht beneiden:
Sey immer groß und fürchterlich.
Geprüfter Liebe süße Freuden!
Nur ihr allein beglücket mich.
Mir will ich keinen Sieg erwerben,
Als den mein Gatte mir gewährt.
Mit ihm zu leben und zu sterben,
Ist alles, was mein Wunsch begehrt.

8. Der erste May.

Der erste Tag im Monat May
Ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich und gestand dir frey,
Den ersten Tag im Monat May,
Daß dir mein Herz ergeben sey.
Wenn mein Geständniß dir gefallen,
So ist der erste Tag im May
Für mich der glücklichste von allen.

9. Lob unsrer Zeiten.

Ihr Tadler, schweigt! ich will der Welt
Den Vorzug unsrer Zeiten melden.
O wißt, wohin mein Blick nur fällt,
In jedem Stand entdeck ich Helden.
Ich will der Menschen Lob besingen
Und schenke meiner Lieder Schall
Dem tonbegiergen Wiederhall:
Der Plaudrer mag ihn weiter bringen.

Du tausendzüngiges Gerücht,
Ermüde nie im Ruhm der Zeiten:
Verschweige ja von ihnen nicht
Die hundert tausend Trefflichkeiten!
Der Priester lebt nach seiner Lehre;
Der Pabst ist noch der Knechte Knecht.
Der Feldherr suchet nichts als Recht:
Der Handelsherr nur Treu und Ehre.

Nichts übertrifft die starke Zahl
Gewissenhafter Advocaten,
Die alle Jahre kaum einmal
Die Rechte der Partey verrathen.
Wer wollte nicht die Aerzte preisen?

Stets bleibts der Kranken Eigenschaft,
Daß alle der Recepte Kraft,
Lebendig oder todt, beweisen.

Wie reich ist die gelehrte Welt
An Wissenschaft und großen Geistern!
Der Dank, den ihr Bemühn erhält,
Darf Momus, unberufen, meistern.
Er will sich an Scribenten reiben,
Nur weil er selbst kein Lob gewinnt,
Und sagt, daß sie zu sittsam sind,
Zu spät und viel zu wenig schreiben.

Was grünt euch für ein Lorbeer-Hain,
Monarchen, Herrscher, Sieger, Retter!
Ach könntet ihr unsterblich seyn,
Durchlauchte Fürsten, ihr wärt Götter.
Wer kann doch eure Tugend fassen,
Und eurer Gaben Wechsel-Streit?
Ihr habt nichts als die Dankbarkeit
Und die Geduld uns überlassen.

Der Staatsmann, der an Würden groß,
Doch ungleich größer an Verstande,
Sitzt jedem König in dem Schooß
Und findet sich in jedem Lande.
Regenten wissen zu regieren;
Die Kunst zu herrschen lernt sich bald·
Denn alles steckt in der Gewalt
Der Hände, die den Scepter führen.

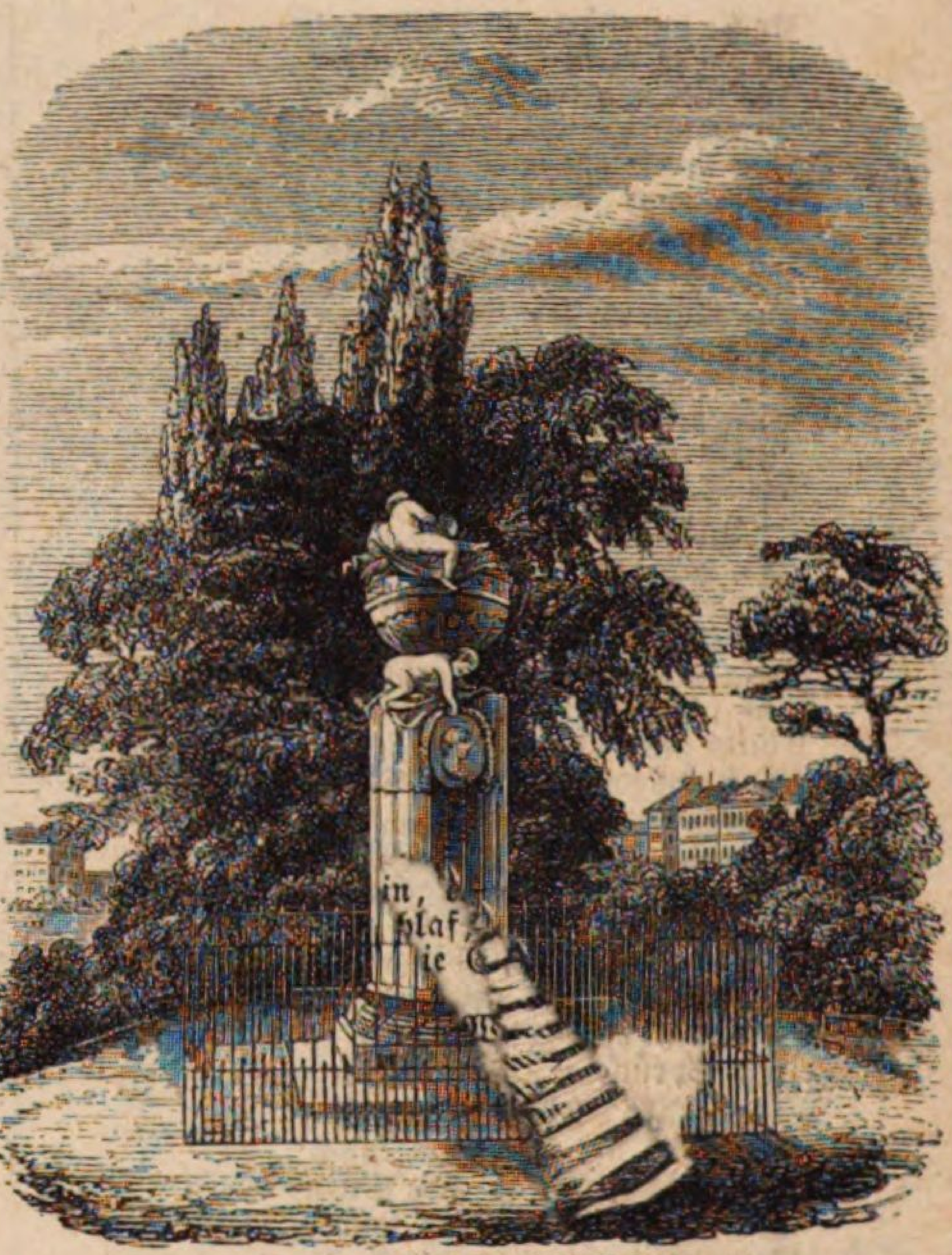
Der Britte, der die Fremden schätzt,
Will einem jeden sich verbinden;
Der stille Franzmann übersetzt,
Wir muntern Deutschen, wir erfinden.
Lobt in Iberiens Provinzen
Scherz, Freyheit, Wahrheit, Demuth, Fleiß;
Lobt auch der Belger steten Schweiß
Und edlen Umgang mit den Münzen.

Wie groß und vielfach ist der Ruhm,
Mit dem der Europäer pranget,
Der vor der Ehre Heiligthum
Auf so viel Wegen angelanget!
Ich will kein Lob den Türken schenken;
Doch lernen sie uns ähnlich seyn:
Sie künsteln Frieden, trinken Wein,
Und reden immer, wie sie denken.

Ist unsre Zeit so vorzugsreich:
Was wird denn künftig nicht geschehen?
Ihr Enkel, lebt und brüstet euch;
Ihr sollt noch größre Wunder sehen.
Nur eines bitt ich von euch allen:
Laßt euch (dafern ihr jemals hört,
Wie sehr ich unsre Zeit verehrt)
Dieß eurer Väter Lob gefallen.

Christian Fürchtegott Gellert.

Wie Hagedorn das leichte Lied schuf, so hat der Dichter, zu welchem wir übergehen, dem geistlichen Lied eine Richtung gegeben, welche lange Zeit und noch bis in die folgende Periode herab den Kirchengesang beinahe ausschließlich beherrschte. Christian Fürchtegott Gellert, geb. am 4. Juli 1716 zu Hainichen bei Freiberg, hatte schon als Knabe mit der Kränklichkeit zu kämpfen, die ihn sein Lebenlang nicht verließ. Nachdem er seit 1729 sich auf der Fürstenschule in Meißen auf die Hochschule vorbereitet hatte, ging er 1734 nach Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studiren. Sein Fleiß und sein sittsames, bescheidenes Betragen erwarben ihm die Liebe seiner Lehrer, und er kehrte nach vier Jahren mit den besten Zeugnissen versehen in die Heimat zurück, um seinen Vater, der daselbst Prediger war, in seinem Amte zu unterstützen. Allein der erste Versuch mißlang und von nun an begleitete ihn eine so große Schüchternheit auf die Kanzel, daß er seine Vorträge nur mit Mühe und Anstrengung zu Ende bringen konnte. Im J. 1739 übernahm er eine Hofmeisterstelle und begleitete 1741 einen Sohn seiner Schwester auf die Universität Leipzig, um die Aufsicht über ihn zu führen.



Gellerts Denkmal in Leipzig.

Damals lernte er die jüngeren Dichter Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä u. A. kennen, und nahm an der Herausgabe der „Bremer Beiträge" thätigen Antheil, welche an ihm eine Hauptstütze erhielten, da seine Fabeln und Erzählungen, die er schon in den ersten Stücken mittheilte, den allgemeinsten Beifall erhielten. Im J. 1744 wurde er Privatdocent und 1751 außerordentlicher Professor, doch mit so geringem Gehalt (100 Thaler), daß er in sehr beschränkter Weise leben mußte. So groß sein Einfluß als Schriftsteller wurde, so wohlthätig wirkte er als Lehrer, indem er namentlich in seinen Vorträgen über Poesie und Beredtsamkeit, später in seinen „moralischen Vorlesungen" in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen zugleich die Neigung für das Gute" hervorzurufen sich bemühte und er durch sein mildes und freundliches Betragen, so wie durch seinen wohlthätigen und frommen Sinn, am meisten aber durch sein eigenes musterhaftes Leben die Liebe und Hochachtung der studirenden Jugend gewann. Sein Ruf verbreitete sich bald über ganz Deutschland, selbst das katholische nicht ausgenommen, und er erhielt die unzweideutigsten Beweise der Anerkennung von Personen aus allen Ständen, von Hohen und Niedern, selbst von Friedrich II., der ihn in Leipzig besuchte. Die Beförderung zum ordentlichen Professor schlug er 1761 aus Bescheidenheit aus und weil seine Kränklichkeit immer mehr zunahm, die ihm in seinen letzten Jahren so sehr allen Lebensmuth nahm, daß er oft von unüberwindlicher Niedergeschlagenheit ergriffen wurde. Er starb nach langen und schmerzhaften Leiden am 13. December 1769.

Die Bedeutsamkeit Gellerts liegt nicht sowohl in seinem poetischen Talent, denn es mangelte ihm an schaffender Kraft, als vielmehr in seinem schönen und liebenswürdigen Charakter, der sich in allen seinen Dichtungen ausspricht, und der uns nicht

selten die Mängel derselben vergessen läßt. Er besaß weder Tiefe der Empfindung, noch einen großen Reichthum von Gedanken, aber sein Gefühl war rein und unverfälscht, und seine Gedanken wahr und edel, und besaß die Gabe, das, was er fühlte und dachte, in einer klaren, Allen verständlichen Sprache darzustellen, die sich zwar nie zu größerem Schwung erhob, aber doch nicht ohne Leben und Mannigfaltigkeit war. Besonders war seine Darstellung correct und dem beschränkteren Kreise seiner Gedanken und Stoffe vollkommen angemessen; sie hatte einen natürlichen Wohllaut, und endlich behandelte er den Vers und Reim nicht ohne Geschick. Er wurde namentlich durch seine Fabeln und seine geistlichen Lieder berühmt; auf jene werden wir später zurückkommen, die letztern haben wir hier näher zu betrachten.

Gellert hatte seine höhere Bildung der Wolffischen Philosophie mit ihrer mathematischen Methode und verstandesmäßigen Richtung zu verdanken, und ob er gleich an der geoffenbarten Religion mit unerschütterlichem Glauben hing, so hielt er doch die christliche Moral für den Höhepunkt derselben und war zugleich der Ansicht, daß es die höchste Aufgabe des Gottesgelehrten sei, die Menschen durch verstandesmäßige Beweise von der Göttlichkeit des Christenthums zu überzeugen. Diese Aufgabe suchte er auch in seinen geistlichen Liedern zu erfüllen, und daher vereinigt sich in denselben der Ausdruck des festesten Glaubens und die Absicht zu belehren. Diese tritt namentlich in der Sprache lebendig hervor, welcher er die größtmöglichste Verständlichkeit zu geben suchte, ja er strebte geradezu nach populärer Darstellung. Diese überwiegt freilich bei vielen Liedern so ganz, und es sind dieselben so ganz allein auf den Verstand berechnet, daß sie sich von seinen moralischen Vorlesungen nur durch den Reim unterscheiden („Der Wollust Reiz zu widerstreben"); aber bei einer großen Anzahl herrscht doch das religiöse Gefühl unbedingt vor, wenn auch die moralische oder belehrende Seite nicht gänzlich zurücktritt. Gerade diese, wir möchten sagen, mittlere Haltung bildet den Werth der Gellertschen Lieder, und hat ihnen die allgemeine Verbreitung eröffnet, deren sie sich so lange erfreuten. Die Zeit, in welcher er lebte, hatte den Sinn für das Lutherische Glaubenslied verloren, und selbst Gerhard hatte für sie einen viel zu kirchlichen Charakter. Die Pietisten begannen schon den früheren Einfluß zu verlieren, der zudem immer nur beschränkt gewesen war, und so war es ein Glück, daß gerade damals ein Mann auftrat, der im Sinne und Geschmack seiner Zeit eine neue Seite des geistlichen Lieds begründete, welches zudem dadurch den höchsten praktischen Nutzen gewährte, daß es für die häusliche und besondere Erbauung angemessen war, weil es den rein kirchlichen Charakter abgestreift hatte. Sie wurden bald nach ihrem Erscheinen („Geistliche Oden und Lieder". Lpz. 1757) in die Gesangbücher aufgenommen und haben sich zum großen Theil darin erhalten.

1. Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächtgen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ists nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau, o mein Geist! in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig seyn.

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will ist mir ins Herz geschrieben,
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dieß ist mein Dank, dieß ist sein Wille.
Ich soll vollkommen seyn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht.
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen seyn!
Sie stärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

2. Morgengesang.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank;
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm meine Seele.

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich und schlief im Frieden;
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weis
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt;
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mirs itzt neu gegeben.

Gelobet seyst du, Gott der Macht,
Gelobt sey deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hoff meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beyzustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

3. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weis ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schooß der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht!
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt und Größe.

Erheb ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sey gepreist,
Und alle Welt sag Amen!
Und alle Welt fürcht ihren Herrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

4. In Krankheit.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stets strafst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.
Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben,
Mehr lieben, als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menschen bauen;
Du hilfst, und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Itzt hat mein Geist noch Kräfte,
Sein Heil laß mein Geschäffte,
Dein Wort mir Trost und Leben seyn.

Wenn ich in Christo sterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bei mir in der Noth.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut ist, wird geschehn.

Philipp Friedrich Hiller.

Einer der bedeutendsten Repräsentanten der pietistischen Richtung im Kirchenlied, verdient **Philipp Friedrich Hiller** wegen der großen Verbreitung seiner Gesänge nähere Beachtung. Derselbe wurde am 6. Jan. 1699 zu Mühlhausen an der Enz geboren. In seinem 8. Jahre mußte er bei dem Einfall der Franzosen, welche Alles plünderten und niederbrannten, mit den Seinigen die Flucht ergreifen, was den Gedanken an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, von der er später so rührend sang, zuerst in ihm erweckte. Im J. 1714 bezog er die Klosterschule Denkendorf, wo er unter der Leitung Bengels (S. 480) die pietistische Richtung erhielt, der er nur vorübergehend, als er später (1716) in die Klosterschule Maulbronn kam, untreu wurde. Im J. 1719 trat er in das theologische Seminar zu Tübingen und wirkte nach vollendeten Studien (1724) einige Jahre als Vicar an verschiedenen Orten, worauf er eine Hofmeisterstelle annahm. Als er im J. 1731 in die Heimat zurückkehrte, wurde er bald zum Pfarrer in Neckargröningen ernannt, von wo er 1736 nach seinem Geburtsorte und 1748 auf die Pfarrei Steinheim bei Heidenheim berufen wurde, in dieselbe Gegend, wohin er als Knabe vor den Franzosen geflohen war, wo ihn viele Unglücksfälle betrafen, unter welchen der Verlust seiner früher schönen Stimme ihn am tiefsten bekümmerte. In dieser Zeit schrieb er seine schönsten Lieder. Drei Jahre vor seinem Tode, der am 24. April 1769 erfolgte, soll er seine Stimme wieder erhalten und sein Amt wieder versehen haben.

Hiller war ein sehr fruchtbarer Dichter; er hat über 1000 Lieder verfaßt. Schon seine ersten Versuche fanden Anerkennung („J. Arnd's Paradiesgärtlein geistlicher Gebete in Liedern". Nbg. 1729—1731), aber sein Ruf ward doch erst durch sein „Geistliches Liederkästlein" (2 Thle. Stuttg. 1762—1767) gegründet. Die Lieder dieser Sammlung tragen zwar ganz das pietistische Gepräge, aber sie haben Nichts von der süßlichen Schwärmerei der Herrnhuter und späteren Pietisten, vielmehr sind sie kernhaft und in volksthümlichem Tone gehalten, was vornämlich zu ihrer weitern Verbreitung beigetragen hat. Wenn er von den Anhängern seiner Richtung dem P. Gerhard gleichgestellt, ja demselben sogar zum Theil vorgezogen wird, so ist dies eben so begreiflich, als unbegründet; doch wird der Unbefangene gern in dem Lobe einstimmen, das ihm gezollt wird, und die Klarheit und Einfalt seiner Lieder um so mehr lobend anerkennen, als diese in den Dichtern der pietistischen Schule so ganz allein da steht. Am höchsten steht er in den Liedern, in welchen er Gottes ewige Liebe preist, ein Stoff, den er oft und mit wahrhaft dichterischer Begeisterung behandelt, so daß sich die tief religiöse Empfindung

und der poetische Schwung zu wohlthuender Eintracht verbinden.

(Gott ist die Liebe.)

Abgrund wesentlicher Liebe,
Gott, du allerhöchstes Gut,
Das aus unerforschtem Triebe
Uns so gerne Gutes thut:
Unergründlich Meer der Gnaden,
Sonne wahrer Freundlichkeit,
Quell des Trostes in dem Leid,
Arzt für unsrer Seele Schaden!
Meine Seele flehet dich:
O du Liebe, liebe mich!

Huldreich Wesen, laß dir danken,
Preisen dich von Herzensgrund!
Deine Huld ist ohne Schranken,
Unaussprechlich für den Mund,
Wunderherzlich für die Sünder,
Für uns Kleine übergroß,
In der Größe grenzenlos,
Väterlich für alle Kinder.
Meine Seele flehet dich:
Große Liebe, liebe mich!

Du hörst mein Gebet und Sehnen;
Was mir noth, besorgest du,
Zählst und sammelst meine Thränen,
Siehest meinem Seufzer zu;
Weißt und schaffest mein Betrüben,
Schickst und linderst meinen Schmerz,
Prüfst, erfährst und kennst mein Herz,
Meinen Glauben und mein Lieben.
Meine Seele flehet dich:
Süße Liebe, liebe mich!

Sünden willst du mir vergeben,
Gnade, Hilfe, Trost und Licht,
Ja sogar ein ewig Leben
Ist es, was dein Wort verspricht.
Schenkst uns deinen Sohn der Liebe,
Auch zum Bürgen meiner Schuld,
Er ward Mensch aus freier Huld,
Starb für mich aus heißem Triebe.
Meine Seele flehet dich:
Wunderliebe, liebe mich!

Diese Liebe soll mich lehren,
Daß ich sei sein Eigenthum;
Diese Liebe soll ich hören
Durch sein Evangelium;
Und sein Beispiel soll auf Erden
Meines Wandels Richtschnur sein,
Ja auch in der höchsten Pein
Mir zum steten Vorbild werden.
Meine Seele flehet dich:
Heil'ge Liebe, liebe mich!

Diese Liebe hat durch Sterben
Meinen Tod zunicht gemacht,
Mir das Leben vom Verderben
Durch ihr Auferstehn'n gebracht;
Ja mir steht der Himmel offen
Durch der Liebe Himmelfahrt,
Denn ein Glaube rechter Art
Darf ein himmlisch Erbtheil hoffen.
Meine Seele flehet dich:
Sohn der Liebe, liebe mich!

Du hast mir den Geist gegeben,
Daß er mich erleuchten soll;
Dieser heiligt unser Leben,
Macht die Herzen Trostes voll,
Lehrt die Thoren, stärkt die Müden,
Er erquickt, die elend sind,
Und versiegelt deinem Kind
Seinen Himmelstheil durch Frieden.
Meine Seele flehet dich:
Geist der Liebe, liebe mich!

Nicht nur gibst du mir im Leben
Was man irgend Wohlthun heißt:
Du hast mir dich selbst gegeben,
Dich mit deinem Sohn und Geist!
Herr wer kann genugsam danken?
Deiner Liebe großes Licht
Fassen Erd und Himmel nicht,
Denn sie hat nicht End' noch Schranken!
Meine Seele flehet dich:
Gott der Liebe, liebe mich!

Wie die Väter sich erbarmen,
Wenn sie Kinder weinen sehn,
Also lässest du uns Armen
Dein Erbarmen offen stehn.
Gib mir doch ein solch Gemüthe,
Das in deiner Liebe steht,
Wacht und schlummert, liegt und geht,
Und nur lebt von deiner Güte!
Meine Seele flehet dich:
Treue Liebe, liebe mich!

Schließ mein Leben und mein Sterben
Nur in deine Liebe ein,
Laß mich einst mit deinen Erben
Auferstehn und selig sein;
Denn dein Lieben ist das Leben
Und die ewig süße Ruh',
Ewig kann man nichts dazu
Außer deiner Liebe geben.
Meine Seele flehet dich:
Sel'ge Liebe, liebe mich!

Johann Adolf Schlegel.



Johann Adolf Schlegel, der jüngere Bruder des als dramatischer Dichter vorzugsweise bekannten Johann Elias, und der Vater der berühmteren Söhne August Wilhelm und Friedrich Schlegel, wurde am 18. Sept. 1721 zu Meißen geboren. Er erhielt, wie sein Bruder, eine vortreffliche Erziehung, indem der Vater die Thätigkeit der begabten Söhne selbst noch dann leitete, als sie seiner unmittelbaren Aufsicht entzogen waren. Auch wurde er durch die liebevolle Theilnahme seines älteren Bruders wesentlich gefördert, mit dem er eine Zeitlang auf der Schulpforte und dann wieder in Leipzig zusammen lebte, wohin er 1741 gegangen war, um Theologie zu studiren. Er lernte daselbst Gellert, Gärtner, Rabener u. A. kennen (s. o.) und ward thätiger Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen". Während seines Aufenthalts in Leipzig hatten verschiedene Unglücksfälle seinen trefflichen Vater beinahe seines ganzen Vermögens beraubt, und Schlegel mußte sich oft sehr kümmerlich durchhelfen; auch wurde er einmal gefährlich krank, und wurde nur durch die liebevolle Pflege seines Buders gerettet.

Aber Nichts konnte seinen Gleichmuth und seine Festigkeit erschüttern, und wenn er oft darben mußte, suchte er Erheiterung bei der Poesie. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, wurde er eine Zeitlang Hauslehrer, zog aber 1748 zu seinem Freunde Cramer, der Pfarrer in Crellwitz geworden war, bei welchem er anderthalb Jahre verblieb, die er mit literarischen Arbeiten zubrachte, unter welchen die Uebersetzung des bekannten Werkes von Batteux die bedeutendste war, da er derselben auch selbstständige Abhandlungen beifügte, die von seinem sicheren Urtheil und gutem Geschmacke zeugten, und von denen die „von dem höchsten und allgemeinen Grundsatze der Poesie" und die „von der Harmonie des Verses" nicht ohne Einfluß blieb. Im Jahre 1751 wurde er zum Lehrer und Diakonus an der Schulpforte angestellt, und 1754 wurde er nach Zerbst als Oberpfarrer und Professor der Theologie am dortigen Gymnasium berufen. Doch waren diese Stellen nur sehr kärglich besoldet, so daß er oft mit Noth und Mangel zu kämpfen hatte, und es eröffnete sich ihm erst im J. 1759 ein sorgenfreieres Leben, als er zum Pfarrer nach Hannover berufen wurde. Seine große Rednergabe, wie überhaupt seine erfolgreiche Thätigkeit erwarben ihm 1775 die Ernennung zum Consistorialrath und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Calenberg und zum ersten Prediger an der Neustädter Hofkirche, in welcher Stellung er sich ebenfalls bedeutende Verdienste erwarb. Er starb den 16. Sept. 1793, zwei Tage vor seinem Geburtstage.

Als Schlegel nach Leipzig kam, war der Einfluß Gottscheds schon zum großen Theile vernichtet, und er trat durch die Theilnahme an den „Bremer Beiträgen" in Gegensatz zu ihm. Doch blieb er in seinen ästhetischen Ansichten ziemlich selbstständig, und er ließ sich namentlich nicht verleiten, mit Bodmer und Klopstock den Reim für barbarisch zu erklären, vielmehr vertheidigte er ihn in der oben angeführten Abhandlung „Von der Harmonie des Verses" mit triftigen, aus der Natur der verschiedenen Sprachen hergenommenen Gründen, wie er denn selbst nur wenige Gedichte in reimfreien Versen verfaßt hat. Als Dichter hat J. A. Schlegel nur ein mittelmäßiges Talent, und er würde zu einer andern Zeit kaum genannt worden sein; zu der seinigen aber erhielt er als einer der thätigsten Apostel der neuen ästhetischen Bildung, die sowohl durch seine eigenen Gedichte, als vorzüglich durch seine Uebersetzung des Batteux befördert wurde, einen ehrenvollen Platz unter der strebenden jungen Generation. Seine didaktischen und epischen Gedichte werden später erwähnt werden; unter seinen lyrischen Poesien stehen die geistlichen am höchsten. Seitdem er in Hannover lebte, hatte er dem Kirchengesang seine vollste Aufmerksamkeit zugewendet; er studirte die alten Lieder mit Eifer und geschmackvollem Urtheil und suchte dieselben wieder einzuführen, weshalb er viele bearbeitete, wobei er jedoch verständige Behutsamkeit an den Tag legte, um den kräftigen Geist in der geschmeidigeren Form nicht untergehen zu lassen. Seine eigenen Lieder sind meist in dem Sinne jener älteren Gesänge geschrieben, und er hat sich, wie ein älterer Beurtheiler sehr richtig bemerkt, mit gleichem Geschick von dem feuervollen Schwung Klopstocks und Cramers und von dem didaktischen Ausdrucke Gellerts fern gehalten, wodurch seine Lieder bei ihrer edlen Festlichkeit und einfachen, aber doch würdevollen Haltung den wahren Ton des Kirchenlieds getroffen haben. Er hat dieselben, so wie seine Ueberarbeitungen älterer Gesänge in drei „Sammlungen geistlicher Gesange" (Lpz. 1766. 70. 72) herausgegeben. In seinen „Vermischten Gedichten" (2 Bde. Hann. 1787—89) finden sich einige psalmenartige Oden, in denen er offenbar Cramer nachzuahmen strebt. Die darin aufgenommenen weltlichen Lieder können, wie auch viele Poesien anderer Dichter, nur als Studien angesehen werden. Die meisten derselben sind nach einem und demselben Zuschnitt gearbeitet; sie bestehen nämlich aus einer Anhäufung verschiedener Bilder oder Beobachtungen, welche in mehr oder weniger witziger Darstellung je eine Strophe bilden und dadurch eine gewisse Einheit erhalten, daß der wiederkehrende Schlußvers eine allgemeine Betrachtung enthält, die auf alle einzelnen Bilder ihre Anwendung findet. Daß diese Form, welche auch Hagedorn öfters gebraucht (S. 487), dem französischen Liede eigenthümlich ist und diesem nachgebildet wurde, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

1. (Vertrauen auf Gott.)

Was zagst du? Gott regiert die Welt;
Und der ist ja allmächtig.
Den Arm, der alles Fleisch erhält,
Was macht dir den verdächtig?
Wenn Meeresfluth,
Schwert, Feuersglut,
Uns schon ereilet hätten,
Da kann doch er noch retten.

Was zagst du? Gott regiert die Welt;
Und der ist der Allweise.
Stets dient der Weg, der ihm gefällt,
Zum Heil dir, ihm zum Preise.
In Finsterniß
Führt er gewiß
Oft aus der Nacht der Leiden
Ins hellste Licht der Freuden.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Ist stets allgegenwärtig;
Wenn sich dein Herz verlassen hält,
Dir nah, zu helfen fertig.
Sein Odem nur
Trägt die Natur;
Trägt, wo auch jeder walle,
Doch allenthalben Alle.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Und der ist ein Erbarmer,
Dir sagt's ein theures Lösegeld
Auch Sündern ein Erbarmer.
Auf! Fasse Muth!
Des Sohnes Blut
Sagts dir bei jedem Harme,
Wie gern er sich erbarme.

Was zagst du? Gott regiert die Welt;
Und er ist auch geduldig.
Zwar wenn er ins Gericht uns stellt,
Sind selber Fromme schuldig.
Doch sein Gericht
Trifft Fromme nicht;
Drum sei gewiß, er schone
Auch dein in seinem Sohne.

Nun, Gott, da du die Welt regierst,
Wie dürft ich ängstlich zagen?
Ein Leid, in welches du mich führst,
Soll nie mich niederschlagen.
Ich hoff auf dich;
Du lässest mich
Bald deine Hülfe schauen.
Dir, dir will ich vertrauen.

2. Der Geschmack andrer.

Muffel singt zu ganzen Tagen,
Doch bei seines Nachbars Plagen
Lacht der alte Schadenfroh.
Tadelt ihn! Die Stirn bleibt heiter,

Und er lacht, und betet weiter:
Sein Geschmack ist einmal so.

Idas hüpft zum Frauenzimmer,
Hüpfet weg, und wechselt immer,
Und wählt wieder, die er floh.
Iris glaubt, ihn treu zu machen;
Morgen wird er ihrer lachen:
Sein Geschmack ist einmal so.

Mädchen, warnt Cäcil Cleonen;
Sieh mir nicht nach Mannspersonen!
Doch er warne, bitt und droh!
Sie, sie schielt mit freien Mienen,
Noch indem er warnt, nach ihnen·
Ihr Geschmack ist einmal so.

Abas keicht und geht gebücket;
Wenn er Mädchen kaum erblicket,
Brennt sein Herz gleich lichterloh.
Von Cathrinen abgewiesen,
Schleicht er an dem Stock zu Liesen·
Sein Geschmack ist einmal so.

Zur Erregung unsrer Thränen
Flicket Bav in alle Scenen
O und Ach, und Ach und O.
Lieber läßt er sich beschämen,
Als sein O und Ach sich nehmen
Sein Geschmack ist einmal so.

Baldus gähnt bei Molieren,
Ungerührt liest er Voltairen,
Und schläft ein beim Marivaux.
Acten, Documente, Rügen,
Urthel liest er mit Vergnügen·
Sein Geschmack ist einmal so.

Hört! Amphimedon erzählet;
Dieß Jahr ward Ovid vermählet,
Jenes Jahr starb Cicero.
Beide läßt er ungelesen,
Weis er nur, wer sie gewesen:
Sein Geschmack ist einmal so.

Lykas wäre längst vergessen,
Schrieb er nicht noch alle Messen
Einen Band in Folio.
Wie soll er die Zeit vertreiben?
Nicht zu schlafen, muß er schreiben:
Sein Geschmack ist einmal so.

Possen werden Deutsche rühren;
Strafte sie gleich mit Satiren
Ein verwegner Despreaux.
Die bei einem Haller gähnen,
Werden sich nach Stoppen sehnen:
Ihr Geschmack ist einmal so.

Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz.

Unter den Dichtern, bei welchen der Einfluß der Engländer sichtbar ist, haben wir vor Allen den Freiherrn **Friedrich Karl Kasimir v. Creuz** zu nennen. Derselbe wurde am 24. Nov. 1724 zu Homburg v. d. Höhe geboren. Er verlor seinen Vater sehr früh, und es konnte wegen beschränkter Vermögensumstände, wie es scheint, wenig auf seine Erziehung verwendet werden. Nur kurze Zeit erfreute er sich der Leitung eines Hauslehrers oder des Rectors an der Homburger Schule; als dieser gestorben war, sah er sich ganz auf die eigene Thätigkeit beschränkt, aber es war diese so groß und der Knabe von so regem Eifer, daß er sich bei allerdings seltenen Anlagen in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit in den alten und neuen Sprachen, so wie später in Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz die gründlichsten Kenntnisse erwarb, und er schon in seinem 22. J., ob er gleich keine Universität besucht hatte, vom Landgrafen von Hessen-Homburg zum Hofrath mit Sitz und Stimme ernannt wurde. In dieser Stellung erwarb er sich die Achtung des berühmten Fr. K. v. Moser, welcher an der Spitze der gesammten Geschäfte stand, und als dieser von denselben zurückgetreten war, und Creuz noch eine Zeitlang die wichtigsten Angelegenheiten geleitet hatte, wurde er zum ersten Staatsrath ernannt. Seine Hauptaufgabe bestand darin, die Rechte des Homburgischen Hauses gegen den Darmstädter Hof zu verfechten, was er mit solchem Eifer that, daß er sich den Haß des Landgrafen von Darmstadt zuzog, und von diesem ein Jahr auf einer Festung gefangen gehalten wurde. Doch gelang es ihm endlich, den Frieden zwischen den beiden Häusern wieder herzustellen, und seine Verdienste auch von Darmstadt anerkannt zu sehen, nachdem er schon vorher vom Landgrafen von Homburg zum Geheimenrath, so wie vom Kaiser zum Reichshofrath ernannt worden war und ihn die Akademien zu Berlin, Mannheim und München zu ihrem Mitgliede gewählt hatten. Er starb in Folge seiner durch zu angestrengte Arbeiten geschwächten Gesundheit am 6. Sept. 1770.

Man hat bis auf die neueste Zeit Creuz nur als didaktischen Dichter geschätzt, seine lyrischen Poesien dagegen kaum beachtet. Es ist allerdings wahr, daß auch in diesen die Reflexion vorherrscht, und daß sie mehr Gedanken, als Empfindungen darstellen; allein wenn der Dichter auch von der verstandesmäßigen Ueberlegung ausgeht, so sucht er doch durch Anwendung poetischer Mittel vorzugsweise das Gemüth zu ergreifen, und seine Gedichte wirken in dieser Weise oft in weit höherem Maße, als solche, die unmittelbar aus der Empfindung hervorgegangen sind. In Sprache und Form ist Creuz vorzüglich mit Haller verwandt, mit dem er auch darin Aehnlichkeit hat, daß er seine meisten Gedichte in der Jugend und vor seinem 30. Jahre verfaßte. Sie fallen somit zum größten Theile in das vierte Zehent des Jahrhunderts, was auch seine oft noch der Bewegung ermangelnde Sprache beweist. In einem großen Theile seiner Oden, die zuerst gesammelt im J. 1750 zu Frankfurt erschienen, preist er das Glück des Weisen, unter welchem er den versteht, welcher, über den Freuden und Leiden des Lebens erhaben, sich vom Getümmel und den Geschäften der Welt in die Einsamkeit zurückzieht, um sich der ruhigen Betrachtung der menschlichen und göttlichen Dinge zu widmen, und solchen Betrachtungen ist ein anderer Theil seiner lyrischen Gedichte gewidmet. Der Einfluß der englischen Literatur und ganz insbesondere der „Nachtgedanken" von Young ist, wie gleich Anfangs vorausgeschickt wurde, nicht zu verkennen; allein Creuz würde doch auch ohne diese Einwirkung geworden sein, was er wurde, da er von Natur und durch das Leben zu der wehmüthigen und oft beinahe düsteren Lebensanschauung geleitet wurde, die in Young ihren berühmtesten Repräsentanten hat.

1. Neujahrs-Gedanken.

1. Nacht, die mein Herze haßt und liebet!
Wo meine tiefe Schwermuth klagt!
Die mir die Ruhe nimmt und giebet!
Den Sorgen winkt und sie verjagt!
Du bringst den Schlaf den Thälern wieder,
Und selten den Palästen Ruh!
O Mutter sanfter Trauerlieder,
O höre meinen Klagen zu!

2. Wie flieht die Zeit, in der wir währen,
In der wir fliehn! ihr Spiel! ihr Raub!
Sie fällt zugleich mit reifen Aehren;
Schmelzt mit dem Schnee; welkt mit dem Laub;
Und sie verwest mit unsern Leichen;
In unsrer Wiege wird sie jung;
Sie stürzt mit Thronen und mit Reichen,
Und jeder Fall ist ihr ein Schwung.

3. Das Glück mit seinem Zauberspiegel,
Mit dem es Könige verblendt,
Flieht mit der Zeit auf gleichem Flügel,
Und bleibt den Thoren unerkennt:
Schnell hat ihr Flug sie unserm Blicke,
Und dem Saturn vorbei geführt;
Die Thräne ruft sie nicht zurücke,
Die Valierens Aug verliert.

4. Ich sehe, wie kaum aufgegangen,
Schon unser Heut ein Gestern ist.
Das schönste Roth der schönsten Wangen
Deckt nur des Todes Hinterlist.
Ich sah manch eisernes Geschicke
Schon über meine Scheitel gehn,
Und hinter manchem falschen Glücke
Den Unfall, sich verbergend, stehn.

5. Gleich vollen Segeln fliehn die Jahre
Mit ihren Augenblicken fort.
Der Sommer ist des Frühlings Bahre,
Und nichts behauptet seinen Ort.
Wie ein Gewölk das andere treibet;
So ist kein Ding, das Dauer hält.
So wie kein Strohm derselbe bleibet:
So ändern wir uns und die Welt.

6. Wie Rom im stolzen Siegsgepränge
Verheerter Städte Bilder trug:
So zeigt des größten Lebens Länge
Der Tod in einem Aschenkrug.
Der eitle Stolz der Erdengötter
Wird tausenden zum frühen Grab:
So werfen Cedern ihre Blätter
Verachtend in das Thal herab.

7. Wer schläft und ist von Sorgen freyer?
Der Tod belauscht die stille Nacht:
So wie des Nilstroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unsicher macht.
Er spielt mit Pflügen und mit Kronen;
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn und Gallionen
Als gleiche Lasten in sich schlingt.

8. Oft, eh sich Nichts und Wesen trennen,
Empfinden wir schon seine Macht.
Eh wir das Licht gewöhnen können,
Umringt uns eine blinde Nacht.
Sein Name tönt in allen Zonen,
Und seiner lauten Tirannei
Sind ungeheure Patagonen,
Und Grönlands Zwerge einerlei.

9. Wer zählt die Rümpfe, die dort liegen?
Den feigen Flüchtling und den Held,
Den schnell im Fliehn, den schnell im Siegen,
Vermengt der Wahlstatt rothes Feld.
So seh ich Wünsche, die sich drängen,
Im Wirbel der Vergessenheit,
Und Scherze sich mit Thränen mengen,
Im Strudel der Vergänglichkeit!

10. Jahrhunderte, verschwelgt im Glücke,
Wer zählt sie in der Ewigkeit?
Träumt nicht in einem Augenblicke
Uns eine ganze Lebenszeit?
So wird in jenem Nachtgefilde
Einst unser Schatten einsam gehn,
Und so, wie eine Schlacht im Bilde,
Die Fälle dieses Lebens sehn.

11. Wer hat des Weltlaufs Sinn erlernet,
Und strebt noch nach Vollkommenheit?
Die Sonne ist zu weit entfernet,
Die unserm Glanz die Strahlen leiht.
Die Gruft hört nicht der Nachwelt Töne;
Der Nachwelt, die uns leicht vermißt,
Und so, wie eine spröde Schöne,
Auch ihren Buhlern grausam ist.

12. Welch Schiksal stellt die Uhr des Lebens,
Und rükt den Zeiger unsrer Zeit?
Der Kindheit Sorgen sind vergebens:
Des Alters Sorgen Eitelkeit.
In diesem Reich der Flüchtigkeiten
Sind wir, wenn Unglüksstürme wehn,
Und Wellen, wider Wellen streiten,
Wie Büsche, die am Ufer stehn.

13. Was wirst du uns, o Zukunft! bringen?
Welch Umfall folgt dem Abendstern?
O Zeit! soll alles dir gelingen?
Ist, Welt! dein Ende nicht mehr fern?
Flieht, Menschen! heut vor künftgen Wettern;
Ein jeder Morgen gleicht dem Tag,
Der in Sibyllens drohnden Blättern
Prophetisch eingehüllet lag.

14. Wie räthselhaft sind unsre Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz sind sie des Thoren Klage;
Dem Wunsch des Weisen oft zu lang.
Welch Fabelwerk ist unser Leben?
Halb ist's ein Wesen, halb ein Schein;
Zu kurz, nach eitlem Glük zu streben;
Zu lang, ohn eitles Glük zu seyn.

15. Es blühn der Tugendhaften Stunden;
Wie Nachtgewächse traurig blühn;
Der Morgen kommt; sie sind verschwunden;
Wie Vögel, die vorm Winter fliehn.
Es fliehn der Lasterhaften Tage
Gleich Dünsten aus der Erde Schoos,
Der reinen Lüfte schwehre Plage,
Ihr Bliz und des Gerechten Loos.

16. Wo flieh ich hin? Welch ein Geschicke
Ist meiner Zukunft ausersehn?
Ach! soll dann nur für Bubenstücke
Die heilge Freistadt offen stehn!
Kein holder Traum teuscht meinen Kummer,
Der nirgends eine Zuflucht findt;
Des Pilgrims Trost, kein sanfter Schlummer
Kehrt ein, wo meine Sorgen sind.

17. Wohlan, den Unmut zu zerstreuen,
Flieh ich der Trape Kerker zu;
Doch ach, umsonst! auch Wüsteneien
Sind, wie die Städte, leer an Ruh.
Die Jahre, die mir schon verschwunden,
Sind öd wie ein zerstörtes Reich,
Die meinem Gram noch künftge Stunden
Sind unbekannten Ländern gleich.

18. Erscheine bald, geliebter Morgen,
Wo ewig einst mein Auge wacht!
Hold, wie ein Kind, das ohne Sorgen
Im sichern Arm der Unschuld lacht.
Ich zähle schon die Augenblicke,
Als Schritte zu der Ewigkeit,
Und meinem Wunsch gefällt kein Glücke,
Das reinre Geister nicht erfreut.

2. An das Glük.

1. Hier seh ich ferne dir zu, in den verlaßnen Gründen,
Wo ich, o Glük! dich ohne Reu verlohr!
Du stürzest Felsen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebst du oft noch den kleinsten Staub empor.

2. Du stöhrst dem Helden, der sich in blutgen Siegesmälern
Verliebt besieht, die Cirkel seiner Ruh,
Und gleich verrätherisch siehst du in des Todes Thälern
Der Fürsten und der Bettler Ankunft zu.

3. Wer, wenn du lächelst, dir traut, schläft unter falschen Schatten,
Und Schlangen schaun erbost auf ihn herab;
Die Mörder sieht er nicht, die auf dem Zweig sich gatten,
Der untreu ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

4. Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel sich verliert:
Der Wollust Wünsche drehn sich ein in Meeres Gründen,
Wo jede Luft auf Sand und Klippen führt.

5. Ein unerbittlich Geschik lenkt unsichtbar von oben,
Den leichten Wagen unsrer Lebenszeit;
Kein Weiser wird einen Tag noch vor dem Abend loben;
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

6. Was noch kein Vorwiz erforscht, noch kein Columb entdecket;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Architas noch maß, kein Kriegsvolk noch erschrecket;
Das ist das Land jenseits der stillen Gruft.

7. Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reise thue!
Wie ekelt mir, o Glük! vor deinem Spiel!
Dort ist ein sichres Gestad; der niedre Siz der Ruhe,
Die [illegible], o Glük! von deinen Sprossen fiel.

Nikolaus Dietrich Giseke.

Nikolaus Dietrich Giseke, geb. am 2. Apr. 1724 zu Günz in Niederungarn, verlor seinen Vater,

der dort lutherischer Pfarrer war, schon wenige Tage nach seiner Geburt. Seine Mutter zog bald darauf nach Hamburg zu ihren Verwandten, wo er, als er das nöthige Alter hatte, die Schulen besuchte, und sich durch Talent und Fleiß so auszeichnete, daß er sich später die Freundschaft der Dichter Brockes und Hagedorn erwarb. Im J. 1745 bezog er die Universität in Leipzig, wo er mit Schlegel, Gellert, Gärtner u. A. vertraute Bekanntschaft schloß und an den „Bremer Beiträgen" Antheil nahm, die namentlich in den zwei letzten Bänden mancherlei Arbeiten von ihm enthalten. Nachdem er Ende 1748 Leipzig verlassen hatte, lebte er in Hannover und dann in Braunschweig als Hauslehrer, wo er sich durch seinen liebenswürdigen Charakter viele Freunde erwarb, unter Andern den Abt Jerusalem, der ihm selbst einen Sohn anvertraut hatte, und durch dessen Einfluß er 1753 zum Prediger nach Trautenstein berufen wurde, wo er jedoch nicht lange blieb, da er schon im folgenden Jahre den Ruf als Oberhofprediger nach Quedlinburg erhielt. Im J. 1760 berief ihn der Fürst v. Schwarzburg-Sondershausen zum Superintendenten und Consistorialassessor, als welcher er bis zu seinem Tode segensreich wirkte, der ihn nach einer Krankheit von einigen Monaten am 23. Febr. 1765 hinraffte.

In Gisekens Dichtungen lassen sich zwei scharf ausgeprägte Richtungen unterscheiden, welche jedoch keineswegs in der Zeit auseinanderstehen, da vielmehr beide gleichzeitig erscheinen, wenigstens seit Ende der vierziger Jahre. Seine didaktischen Gedichte und seine Fabeln, dann aber auch ein Theil seiner Oden und Lieder tragen das Gepräge der Sächsischen Schule, und er theilt alle Vorzüge und alle Mängel derselben: die Gedanken sind einfach und nicht eben neu, aber immer natürlich und voll Wahrheit; die Sprache ist weder sehr reich noch hat sie besondern Schwung, aber sie ist correct, klar und ungesucht; dazu ist der Vers rein, leicht und fließend, der Reim ungezwungen und nicht ohne Geschick behandelt. Eine größere Anzahl seiner lyrischen Dichtungen sind dagegen ganz in der Klopstockischen Weise gedacht und ausgeführt, und in manchen derselben ist die äußere Erscheinung der Oden Klopstocks in Bau und Sprache so glücklich nachgeahmt, daß man auf den ersten Anblick diesen für den Dichter halten könnte. Bei näherer Betrachtung verschwindet diese Aehnlichkeit freilich immer mehr; denn wenn Giseke auch unzweifelhaft von tiefem Gefühl war und eine nicht gewöhnliche Gewandtheit der Sprache besaß, so steht er doch in beiden Beziehungen tief unter Klopstock, und es fehlt ihm namentlich die schaffende Kraft, welche jenen so mächtig über seine Zeitgenossen erhob. In Klopstock ist der Ausdruck durchgängig aus der Empfindung hervorgegangen, in Giseke dagegen ist er von seinem Vorbild entlehnt und stimmt in der That nicht mit der zwar wahren und tiefen, aber weniger kräftigen Empfindung überein. Solcher Art sind die meisten Oden, welche der Dichter seiner geliebten Braut und Gattin widmete und unter dem besondern Titel „Geschenk an meine Daphne" vereinigt sind, aber auch andre haben diesen Charakter. Aus dieser doppelten Richtung des Dichters (man könnte vielleicht sogar noch eine dritte nachweisen, indem mehrere Lieder im Sinne und Geist der Anakreontiker gedichtet sind) ergibt sich aber, daß er bei allem Talente, das ihm nicht abgesprochen werden kann, eigentlicher Selbstständigkeit ermangelte und er sich den Einflüssen der Zeit oder größerer Talente nur allzuleicht hingab. Er gehört daher vor Allen zu denen, welche die Aufgabe zu haben schienen, durch ihre Thätigkeit das neue poetische Leben fester zu begründen und in weitere Kreise zu verbreiten, eine Aufgabe, die er auch vollkommen erfüllt hat, theils durch seine Gedichte, theils durch Herausgabe zweier Wochenschriften, von denen er die eine („Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmacks" Lpz. 1746) mit J. E. Schlegel, die andere („Der Jüngling" 1747) mit Rabener besorgte.

1. Aus dem „Geschenk für meine Daphne".

Erste Ode.

1. Du weinest, Daphne? Was für Zähren,
Durch die aus dir die Liebe spricht!
Laß sie mir ganz dein Herz erklären,
Und schäme dich der Zähren nicht.
Nicht eine seh ich zärtlich fließen,
Bey der mein Blick nicht gern verweilt,
Der nicht mein Mund, sie aufzuküssen,
Entzückt entgegen eilt.

2. Als mir ein Wort aus deinem Munde
Zuerst mein ganzes Glück versprach:
(Erinnerst du dich noch der Stunde?)
Da folgten auch ihm Thränen nach.
Ich segne noch mit dankbarm Triebe
Euch, theure Pfänder meines Glücks,
Gewisse Bürgen ihrer Liebe,
Und Redner ihres Blicks.

3. Als mich das Schicksal, das uns trennte,
In eine Gegend hingeschickt,
Wo niemand deinen Namen kennte,
Und nichts, was ich sah, dich erblickt:
Da hat dein Herz mit meinem Herzen
Zu gleicher Wehmuth sich vereint,
Und einen Theil von seinen Schmerzen,
Den kleinsten zwar, verweint.

4. Die Thränen, die dir heut entflossen,
Sind nicht mit stillem Gram vermischt,
Sind von der Liebe nur vergossen,
Und auch von ihr nur abgewischt.
Sie dienen mir statt aller Schwüre,
(Die Liebe brauchts nicht, daß sie schwört,)
Daß ich dein Herz nun nie verliere,
Das einmal mir gehört.

5. Soll ich nicht deinen Thränen glauben?
Auch ohne Thränen glaub ich dir.
Du schenkst mir nichts, um es zu rauben,
Selbst meine Liebe sagt es mir.
Nur laß mich jeden Tag dich fragen,
Ob auch dein zärtlichs Herz mich liebt.
Ich weiß nichts wichtigers zu sagen:
Wer weis das, wenn er liebt?

Dritte Ode.

1. Wenn der festliche Strahl dieses beglückten Tags
Um dein ruhendes Haupt lächelt, und nun verliebt
Deine blühende Wange
Dein sanft schlummerndes Auge küßt:

2. Wacht dein zärtliches Aug' ihm denn auch lächelnd auf,
Meine Daphne? Begrüßt ihn dein empfindend Herz
Mit der Freude der Liebe,
Daß er mir dich gebohren hat?

3. Wäre dieser Tag nicht, Daphne, was würd' ich seyn,
Wenn du, Daphne, nicht wärst? — Welch ein entsetzlicher
Schnellgedachter Gedanke!
Meine Daphne, wenn du nicht wärst!

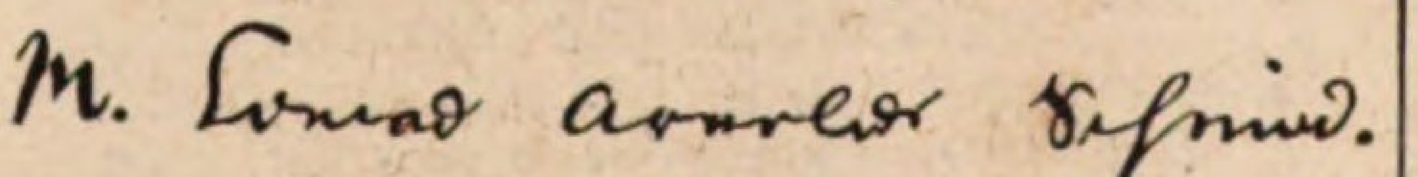
4. Sey mir ewig ein Fest, o du beglücktester
Aller Tage! Sey stets dankbar von mir begrüßt,
Sey stets dankbar gefeyert,
Der du Daphnen gebohren hast!

2.

Lange sehr lange, Damon,
Hat dein junger Fuß sich geübt, dornigte, wüste Pfade
Einsam zu wandeln! Lange
Floh mit abgewandtem Gesicht, feindlich und unerbittlich,

Ferne von dir die Freude.
Also wollt es Gott, der allein jedes Erschaffnen Laufbahn
Jeglichem vorgezeichnet!
Auch die Hoffnung, welche doch sonst über ein weinend Antlitz
Lächelnde Ruhe breitet,
Und den müden Ruderknecht stärkt, unter den schweren Fesseln
Träumend sich frey zu dünken,
Auch die war entflohn! Wie betäubt standest du da, und bebtest!
Dunkel und schwer von Stürmen
Hieng der Himmel über dein Haupt. Nirgends wohin dein Auge
Aengstlich sich wandte, nirgends
Brach die Nacht ein schimmerndes Licht. Ueberall Donnerwolken!
Ehe die ausgedonnert,
Werden jene, welche schon dort wartend von Ferne dräuen,
Himmel und Erd' erschüttern.
Doch wie schön entwölkt, wie verklärt lächelt der Himmel wieder,
Deinem erstaunten Auge!
Denn die wilden Donner sind längst wieder hinaufgewandelt,
Ueber die hohen Felsen,
Oder übers Meer, wo sie jetzt ihren vergebenen Eifer
Ueber die Fluten schütten.
Und die Thäler, welche von dir lange nur Klagen lernten,
Hören jetzt, und erstaunen,
Hören ein entzückend Gespräch zärtlicher froher Herzen,
Welche sich plötzlich finden,
Hören ein beredtes Gespräch wiedergegebener Küsse,
Hören nur Lieb und Freude.
Denn in dem verwandelten Thal wohnet mit dir die Liebe!
Unter dem Fuß des Frühlings
Sprossen junge Veilchen empor. Aber der Blick der Liebe
Schaffet ihn selbst, den Frühling!
Oede Felsen werden beseelt, traurige Wüsten lächeln!

Konrad Arnold Schmid.



Von geringerem persönlichen Einflusse, als J. A. Schlegel, und daher in der Literaturgeschichte weniger genannt oder hervorgehoben, hatte sein Freund **Konrad Arnold Schmid** ein entschiedenes Talent für die lyrische Dichtkunst, namentlich für die religiöse Ode. Derselbe wurde am 23. Febr. 1716 zu Lüneburg geboren, wo er auch das Gymnasium, an dem sein Vater als Rector wirkte, mit glücklichem Erfolge besuchte. Er studirte hierauf in Kiel, Göttingen und zuletzt in Leipzig, wo er zuerst an den Schwabe'schen „Belustigungen", später an den „Bremer Beiträgen" Theil nahm, zu denen er jedoch nur Weniges lieferte. Als sein Vater gestorben war, wurde er im J. 1746 dessen Nachfolger, und er erwarb sich nicht nur durch die treffliche Leitung der ihm anvertrauten Anstalt, sondern auch durch einige gelungene gelehrte Arbeiten große Anerkennung, besonders durch glückliche Uebersetzungen aus dem Griechischen, in welchen er eine große Gewandtheit der Sprache und Darstellung entwickelte. Als Rector hatte er die Aufgabe, jährlich zur Feier des Weihnachtsfestes Kirchenlieder oder „Kantilenen", wie man sie nannte, zu verfertigen, die sodann in Musik gesetzt und von den Schülern gesungen wurden. So entstanden die „Lieder auf die Geburt des Erlösers", die erst später von seinen Freunden gesammelt und herausgegeben wurden (Lüneburg 1761). Im J. 1760 erhielt Schmid den Ruf als Professor der Theologie und der römischen Literatur am Carolinum in Braunschweig, den er um so lieber annahm, als er dort seine alten Universitätsfreunde Gärtner, Ebert und Zachariä wiederfand. Auch führte er dort ein recht glückliches Leben, das durch die engeren Beziehungen zu Lessing, Jerusalem und seinem nachmaligen Schwiegersohn Eschenburg einen steigenden Reiz erhielt. Er starb, nachdem er im J. 1777 zum Canonicus des Cyriakstifts und 1786 zum Consistorialrath ernannt worden war, am 11. Nov. 1789.

Die wenigen weltlichen Lieder, welche Schmid in den „Belustigungen" bekannt machte (in die „Bremer Beiträge" hat er, so viel wir wissen, nur die Idylle „Silen" einrücken lassen), lassen zwar ein poetisches Talent hie und da durchblicken, doch erheben sie sich im Ganzen nicht über die gewöhnlichen Dichtungen der damaligen Zeit, deren Gepräge sie nicht verläugnen können, da in ihnen mehr der Verstand und, wenn man will, der Witz, als die Empfindung den Dichter leitete. Von weit größerer Bedeutung sind dagegen seine schon erwähnten „Lieder auf die Geburt des Erlösers", welche, obgleich für den Kirchengesang bestimmt, und auch in der That von musikalischer Wirkung, dennoch mehr Oden als eigentliche Lieder sind und nicht bloß von religiöser, sondern auch von ächt poetischer Begeisterung, so wie von großem Reichthum der Sprache und Gewandtheit des Ausdrucks zeugen. Ohne nach auffallenden Worten und Wendungen zu haschen und durch den Reiz der Neuheit bestechen zu wollen, ist seine Darstellung doch feierlich, würdevoll und erhaben und zugleich gibt die stets neue Auffassung des nämlichen Gegenstands ein unwiderlegbares Zeugniß von der Gedankenfülle und der schaffenden Kraft des Dichters. Merkwürdiger Weise hatte sie Cramer in seine Gedichte aufgenommen, von wo sie unter dessen Namen in die Gesangbücher übergegangen waren, weshalb sich Schmid veranlaßt sah, sein Recht auf dieselben öffentlich in Anspruch zu nehmen.

1. Die verlangende Sulamith.

1. Nacht voll Heil, voll ewger Wonne,
Froher als der Strahl der Sonne,
Der im ersten Morgen graut,
Wenn sein Roth das Feld bethaut,
Deine Wunder auszubreiten,
Hemmet die Natur den Lauf!
Unerschaffen geht den Zeiten
Nun der Stern aus Jakob auf.

2. Durch das Heer der lichten Sterne,
Das in unbegrenzter Ferne
Ehrfurchtsvoll um ihn sich dreht,
Herrschet seine Majestät.
In noch nie gehörten Kreisen
Oefnet jeder Stern den Mund,
Und ein Kreis thut andern Kreisen
Jauchzend seinen Aufgang kund.

3. Aller Himmel Freudenchöre
Rufen: Seele, komm und höre!
Nicht umsonst tönt Gottes Zelt
Von der Harmonie der Welt!
Dieser Stern, der Gottheit Flamme,
Seele, strahlt für dich herfür,
Dir geht er aus Jakobs Stamme
Herrlich auf und leuchtet dir!

4. Stark vom Glauben sieht die Seele
Durch die Schatten dieser Höhle,
Wo der Kummer einsam weint,
Ihren Gott, der ihr erscheint.
Von den Wohnungen der Fülle,
Von dem Meere jener Ruh,
Fließen ihr in heilger Stille
Ströme milder Hofnung zu.

5. Kömmst du von des Seirs Gründen,
Von den Klüften scheuer Hinden,
Zions König, in der Nacht,
Groß an Stärke, reich an Pracht?

Steigst du von des Karmels Höhen
Schön, vom Morgen frisch bethaut,
Deine Sulamith zu sehen,
Deine Freundinn, deine Braut?

6. Seele, welch ein süß Entzücken
Will dich unsrer Welt entrücken?
Schon hat dich kein Erdball mehr,
Schon umringt dich Gottes Heer,
Wo der Engel Harfen klingen;
Ueber aller Sonnen Bahn,
Hebt die Lieb auf mächtgen Schwingen
Dich zu deinem Freund hinan!

7. Ach, wo ist er, den ich liebe?
Kehrt zurück, entflammte Triebe!
Seele, der dich liebt, ist hier,
Seine Liebe bringt ihn dir.
Such ihn in den armen Krippen,
In der sterblichen Natur.
Gott! Hier schweigen meine Lippen,
Und die Thränen reden nur.

2. Der Siegesfürst.

1. Erhöhet die prächtigen Pforten der Siege!
Erweitert mit Jauchzen die Thore der Welt.
Das Reich ist nun Gottes, nun ruhen die Kriege!
Er naht sich, der König, der Held!

2. Er naht sich: der siegende Tod wird zu Schanden,
Er weist uns vergeblich sein drohendes Grab.
Es fallen den Knechten des Todes die Banden
Von zitternden Händen herab.

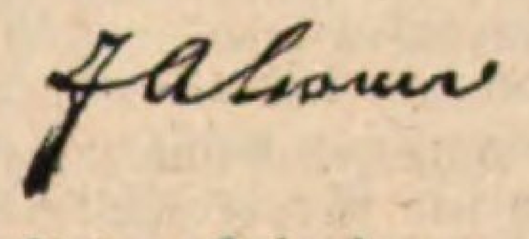
3. Sie tragen, für Fessel, jetzt fröhliche Palmen,
Und Hoffnung umströmet für Seufzer die Brust.
Das Heulen der Kerker verkehrt sich in Psalmen,
Den Kummer verjaget die Lust.

4. Die Boten der ewigen Herrlichkeit eilen,
Sie bringen Versöhnung und himmlische Pracht.
Wie Blitze die schüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt sich die trauernde Nacht.

5. In stiller Empfindung bringt, nahe den Schmerzen,
Unfaßliche Wollust in Thränen hervor;
Voll mildester Zärtlichkeit schwingen die Herzen
Sich Dir, o Erlöser, empor.

6. Dich, Heiland, Dich suchet der Frommen Bestreben,
Wie fest an den Ulmbaum der Weinstock sich schlingt.
Dir folget die Liebe durch Tod und durch Leben,
Die Liebe, die Alles bezwingt.

Johann Andreas Cramer.



Einerseits mit den Leipzigern, andrerseits mit seinem großen Freunde Klopstock zusammenhängend, jene beinahe ohne Ausnahme an Talent, diesen wenigstens an Vielseitigkeit übertreffend, ist Cramer eine der bedeutendsten Erscheinungen aus der ersten Hälfte der vorliegenden Periode, und wenn er in der Geschichte der Literatur keine so einflußreiche Stellung einnimmt, als manche andre, weniger begabte Zeitgenossen, so ist dies namentlich dem doppelten Umstande zuzuschreiben, daß er sich zuerst vorzüglich mit gelehrten Arbeiten beschäftigte, und daß seine Gedichte erst spät gesammelt erschienen.

Johann Andreas Cramer, geb. 20. Jan. 1723 zu Jöhstädt im Erzgebirge, bezog, nachdem er sich auf der Fürstenschule in Grimma gut vorbereitet hatte, die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Da sein Vater um diese Zeit gestorben war und ihm kein Vermögen hinterlassen hatte, lebte er eine Zeitlang in sehr dürftigen Umständen, bis er sich endlich Beschäftigung als Corrector und dann auch als Uebersetzer und durch Privatunterricht den nöthigen Lebensunterhalt verschaffte, ohne jedoch sein Studium zu vernachlässigen. Auch er nahm Antheil an den Schwabe'schen Belustigungen, so wie später an den „Bremer Beiträgen", zu deren Hebung er durch die große Zahl und die Tüchtigkeit seiner Dichtungen nicht wenig beitrug. Im J. 1745 wurde er Magister und er fing an Vorlesungen zu halten, doch nahm er 1748 die Ernennung zum Prediger in Crellwitz bei Halle an, wo er zum Theil in Verbindung mit seinem Freunde J. A. Schlegel, der sich eine Zeitlang bei ihm aufhielt, mehrere Werke übersetzte (Bossuets Weltgeschichte, des Chrysostomus Homilien). So wenig ihm seine kleine Dorfgemeinde Gelegenheit zu geben schien, sich als Kanzelredner auszubilden, so gelang es ihm doch in hohem Grade, weil er bei der verständigsten Rücksicht auf die Bildungsstufe seiner Zuhörer doch stets bemüht war, seine Vorträge nach den Gesetzen der Kunst zu bearbeiten. Als er 1750 zum Oberhofprediger und Consistorialrath nach Quedlinburg berufen wurde, setzte er seine Bemühungen mit so glänzendem Erfolge fort, daß sein Ruf sich immer weiter verbreitete und er im J. 1754 durch die Verwendung seines Freundes Klopstock zum Hofprediger des Königs von Dänemark nach Kopenhagen berufen wurde. Auch in diesem neuen Wirkungskreise erwarb er sich die allgemeinste Anerkennung, die noch höher stieg, als er, seit 1765 zum Professor der Theologie an der Universität in Kopenhagen ernannt, eine umfassende Gelehrsamkeit und große Lehrgabe entwickelte. Zugleich war er auch als Schriftsteller thätig; er setzte die Bearbeitung des Bossuet fort, gab eine Zeitschrift („Der nordische Aufseher" 3 Bde. 4. Kopenhagen 1757—1770) heraus, an welcher auch Klopstock Theil nahm, so wie eine poetische „Uebersetzung der Psalmen" 4 Thle. Lpz. 1755 ff.), und mehrere Sammlungen von Gedichten und Predigten. Die dänische Revolution machte jedoch auch seine Stellung unangenehm, ja unhaltbar, weshalb er 1771 den Ruf als Superintendent in Lübeck annahm. Doch schon 1774 gewann man ihn wieder für Dänemark; er wurde zum Prokanzler und ersten Professor der Theologie an der Universität in Kiel, und 1784 zum Kanzler und Curator derselben ernannt, in welcher Eigenschaft er sich vielfache Verdienste um die ihm anvertraute Anstalt und insbesondere um die theologische Facultät erwarb. Er starb, von Allen tief betrauert, am 12. Juni 1788.

Cramers Vielseitigkeit erhellt schon aus der obigen Darstellung: er besaß eine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit, er war, was zu jenen Zeiten bei Gelehrten selten gefunden wurde, zugleich ein tüchtiger Lehrer und hatte überhaupt einen ächt praktischen Sinn, durch den es ihm gelang, mehrere wohlthätige oder nützliche Einrichtungen zu schaffen (eine Wittwenkasse, eine Anstalt zur Uebung junger Theologen im Predigen u. s. w.); endlich hatte er ein seltenes Rednertalent, das er durch sorgfältiges Studium und unausgesetzte Bemühung zur künstlerischen Vollendung ausgebildet hatte. Auch als Dichter war er begabter, als die meisten seiner Leipziger Freunde, und nur weil seine Gedichte in verschiedenen Sammlungen zerstreut und meist ohne seinen Namen erschienen waren, gewann er sich weniger Einfluß und Bedeutung, als jene untergeordneteren Talente; als sie aber gesammelt erschienen (1762), war schon die Zeit vorüber, in welcher er hätte wirken können; er war eigentlich ein Vorläufer Klop-

stocks und doch wurde er erst später bekannt, als dieser *).

Seine „Uebersetzung der Psalmen" erregte bei ihrem Erscheinen die höchste Bewunderung, weil er, wie keiner vor ihm, die besondere orientalische Färbung mit eben so viel Glück, als den Sinn seines Vorbildes wiedergegeben hatte, und nebst der Treue auch die poetische Kraft des Ausdrucks als eine neue Erscheinung begrüßt wurde, Vorzüge, welche er dem fleißigen Studium Luthers und seiner Sprache zu verdanken hatte. Seitdem haben freilich die Fortschritte der Wissenschaft und die umfassende Ausbildung der poetischen Sprache (wozu auch Cramer beigetragen hat) es möglich gemacht, seine Uebersetzung in jeder Rücksicht zu übertreffen; aber legen wir, wie billig, den Maßstab seiner Zeit an sein Werk an, so müssen wir dem ihm von seinen Zeitgenossen ertheilten Lob unbedingt beistimmen, welche vor Allem die edle und würdige Sprache, die feurige Begeisterung des Dichters und die Mannigfaltigkeit seines Strophenbaues bewunderten.

Seine eigenen geistlichen Lieder, die er zuerst in verschiedenen Sammlungen veröffentlichte („Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern" Kopenh. 1764 ff.; „Neue geistl. Oden und Lieder" Lüb. 1775) und dann mit den Oden und Lehrgedichten in den „Sämmtlichen Gedichten" (3 Thle. 8. Lpz. 1782. 83) vereinigte, erreichen seine Psalmen nicht, und sind zudem in Haltung und Werth sehr verschieden. Während in den einen das moralische Element, welches Gellert in das Kirchenlied gelegt hatte, noch entschiedener hervortritt, als bei diesem, so daß sie zur gereimten Prosa herabsinken (z. B. „Aller meiner Brüder Rechte", „Groß ist, ihr Aeltern, eure Pflicht"), nehmen andere einen dem Kirchenlied unangemessenen Schwung, durch welchen er theils den hebräischen Psalmen, theils seinem Freund Klopstock nachzustreben suchte, welchen er jedoch in der musikalischen Behandlung weit übertraf. Diese Lieder, zu welchen die größte Zahl gehört, sind bei weitem besser als jene, und abgesehen davon, daß Bilder, Ausdrucksweise und Ton der volksthümlichen Haltung zu fern stehen, welche der Kirchengesang vor Allem haben soll, und daß manche oft in das Rhetorische übergreifen, sind sie durch ihre tiefe Innigkeit und ihre feurige Begeisterung und die Klarheit und Kraft ihrer Darstellung den besten religiösen Gedichten beizuzählen („Gott, wer ist dir zu vergleichen?", „Tief im Abgrund erklang").

Das lyrische Talent Cramers war vorzüglich für die Ode und Hymne geschaffen, und wie seine besten religiösen Dichtungen ganz eigentlich zu dieser Gattung gehören, so sind auch die Gedichte, die er selbst Oden benennt, das Beste, was er gedichtet, und unter diesen ragen besonders die auf die beiden großen Reformatoren Luther und Melanchthon hervor, in denen sich eine glühende Vaterlandsliebe kundgibt, die an seinen Freund Klopstock erinnert. Freilich artet auch hier öfters die Begeisterung in rhetorische Formeln aus, ja es tritt zuweilen gerade an solchen Stellen sogar eine Art Ermattung ein; und diese Mängel wurden später dem Dichter namentlich von Lessing mit großer Bitterkeit vorgeworfen, welche freilich zum Theil in der wohlbegründeten Abneigung gegen die „seraphische Poesie", wie man die religiös sentimentale Richtung und die oft übel angebrachte oder nur gemachte Begeisterung Klopstocks und seiner Freunde oder Nachahmer charakteristisch bezeichnete, zum Theil aber auch in dem Umstande ihren Grund hatte, daß Cramer in seinem „Nordischen Aufseher" für Kirche und Geistlichkeit eine Stellung zu verlangen schien, welche Bedenken erregen mußte.

*) So schreibt ihm Gellert schon im J. 1754: „Wegen Deiner Oden und Lehrgedichte sey von mir auch im neuen Jahre ermahnet. Du mußt sie zusammen drucken lassen, und Deinen Namen vorsetzen, so gut als vor die Psalmen. Wer liest die „Beyträge", und wer weis, daß Du dieses oder jenes darinnen gedichtet hast?"

Luther.

1. Du freyes Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht stolzen, weichet, das du darfst
Hochauffsehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfst,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freyheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Asia
Zu Sclaven angekettet lagen.

2. Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Lust zur Tyranney
Roms Wahn und List der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sclaverey:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß sich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, ders that, den deutschen Mann
In alten Bardenliedern singen?

3. Nehmt euer Telyn; denn der Lieder Spiele
Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
Ins Herz der Deutschen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er spielte, durch sein Lied
Von einer himmelvollen Glut geglüht
Selbst Hermanns Barden hätten ihm geschwiegen,
Mit Licht umstrahlt in ihrer Nacht,
Vergessen dich Gesang der Schlacht,
Und dich Barbit von seinen Siegen.

4. Wer fleugt voran? Wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer sein? Soll ich?
Soll ich? Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder,
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt sein Ruhm nur durch sein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürsten nicht
In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.
Deß mögen sich Erobrer freun!
Sie werden doch vergessen seyn,
Wie viel sie Ehrenbogen haben!

5. Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlösser,
Wer Welten durch sein dürftig Schwert gewinnt.
O Luther, Luther! Hoher Name, größer,
Als aller Helden Namen sind!
Als Hermanns auch, und der besiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir sie, sträubend zwar,
Doch trugen wir sie; keiner war
Noch weis' und kühn gnug, uns zu retten.

6. O Finsterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem ersten Chaos dich umfloß,
Eh sich noch auf des Welterschaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Nächte flohn! o Finsterniß,
O neue greuelvolle Finsterniß,
Viel schwärzer; (der Gedank an dich erschrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdecket!

7. Als hätt' Abaddon aus des Abgrundspfuhle
Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom!
Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
Aus deinen Schatten her, o Rom,
Als wär es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner schollen, stürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann

Nicht betete die Götzen an,
Aus Silber oder Gold gegossen.

8. Wie alle zittern, durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo bist du, Gott? Wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, sterben!
Wer zählt sie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr sehen und verderben!

9. Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, dessen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, ist nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Tyranney erbaut!
So schallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: so flammen neue Gluten.
In Kluft und Felsen flüchten sich,
Die ihn verstehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

10. Umsonst ists, daß die Nationen klagen,
Versammelt klagen, und das fremde Joch
Und seiner Schande Last unwillig tragen!
Wie fühlen fies und tragens doch!
Muthloser Klagen lacht das stolze Rom,
Und sendet Räuber aus, des Reichthums Strom
Rauscht hin aus Deutschland in den Strom der Tiber.
Und Rom durch seine Beut' entzückt,
Verschwelgt der Einfalt Raub, und schickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

11. Wie bist du, Vatikan, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr,
Wie tief, wie tief seyd ihr herabgesunken!
Sind wir die freyen Deutschen? Wir?
Uns schreckt kein Schwerdtstrahl, und wir beten an
Nicht einen Zevs; ach! Götzen, die der Wahn
Vergöttert; meinen, daß fies sind, und liegen
Vor ihrem Altar Sclaven gleich?
O du, der sieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

12. Da kämpft er schon der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und stralet, ein Polargestirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
Durch einen engern Kreis begränzt.
Stürzt um die Wechslertische! Stürzt sie um!
Mit uns ist Gottes Evangelium!
Der Himmel ist nicht feil für Gold! der Sünden
Vergebung ist nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

13. Gesang, ertöne stärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil ist nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt sie wieder:
Der Himmel ist nicht feil für Gold!
Sie schallt! Wie weit! Der Freiheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der sie hört
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängstlich, weß die Stimme sey,
Und fühlet seine Tyranney
In ihren tiefsten Grund erschüttert!

14. Nicht sorgsam, daß auch ihn sein Bannblitz tödte,
Forscht er, sieht heller, sieht die Wahrheit ganz;
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn,
Wie strahlst du wieder? Und wer ist so fern,
Den nicht die strahlenvolle Sonn' erhelle?
Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
Nun wieder aus der reinsten Quelle.

15. Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun strömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien, frohlocke! denn sie spricht
Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutscher Zungen brüstet:
Durch keine Barbarey entweiht,
Reich durch sich selbst, und stets zum Streit
Auch mit den Edelsten gerüstet.

16. Wie sie, daß er nicht seines Zieles fehle,
Auch aller ihrer Fesseln Zwang besiegt,
Und frey den hohen Flug mit seiner Seele
Geflügelten Gedanken fliegt,
Bald Donner und bald sanftre Melodey,
Und was er will! des Wahnes Barbarey
Bethört nicht mehr mit fremden Zauberstimmen!
Der Geist ist fessellos und sucht
Die Wahrheit selbst, zwingt ihn zur Flucht,
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

17. Heil dem, der Gott will dienen! Deß verwundert
Europa sich und glaubts kaum! Er ist da,
Der Tag der Freyheit, den sich manch Jahrhundert
Erseufzt hatt', aber ihn nicht sah!
Zürn' oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebein zu kaufen, als ob's heilig wär',
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo ist nun, Völkerkönigin,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es ist die Königin gefallen!

18. Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen
Gewitter brausen, und auch Fürsten sich,
Weil sie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wissen,
Zu Hauf versammeln wider dich!
Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über seine Wogen um sich her,
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürsten;
Verleugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz ist Gott und sein Gebot;)
Läßt sie nach seinem Blute dürsten.

19. Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey; der edle deutsche Mann!
Die Thronen stehn, und stürzen nicht zusammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt noch strahlender sein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Brudernorden.
Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Trost geworden.

20. Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nur der Völker Sicherheit
Giebst du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit;
Zu deinen Füßen krümmt das Laster sich:
Der Tugenden Gefolg umringet dich
Und fleugt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun ist nur fromm, was Gott gebeut,
Und Völkern nützt! Auch ist der Eid
Fest, heilig! Heilig ist die Ehe!

21. Noch irren in den ersten Finsternissen
Der Völker viel und sehn die Sonne nicht:
Doch freyer sind auch da schon die Gewissen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das sie belastet, das sie noch,
Als wär' es durch sein Alter heilig, ehren!
Das hast du, edler deutscher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

22. Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt!
Mit Glauben deine freye Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst nie verheelt!
Warst Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster, giengst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

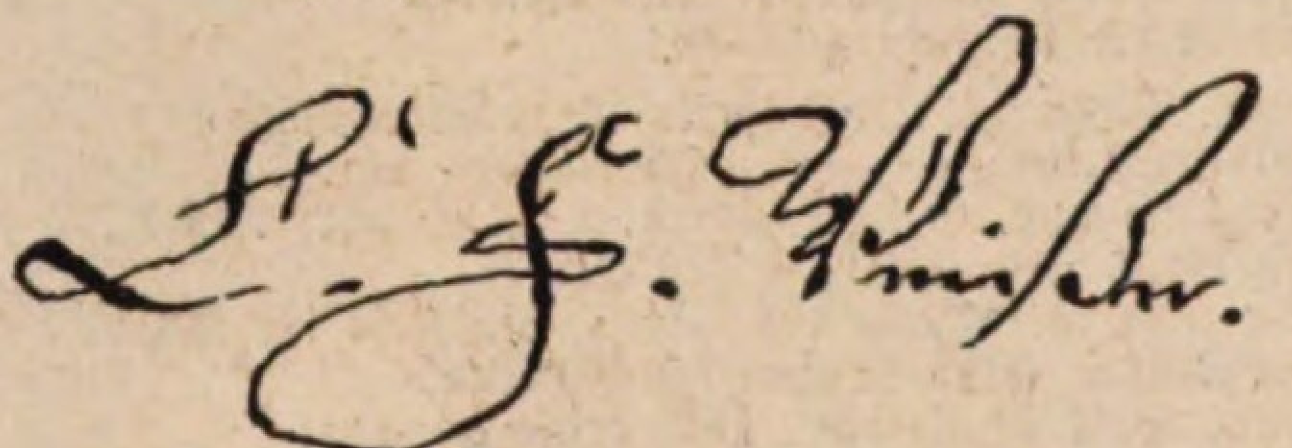
23. Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium?
Wie du, voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Mehr war als Eiferer? Mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger, und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

24. Er wirds nicht seyn, er solls, er kanns nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frey und fromm zu seyn sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem Fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,

Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freyern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

25. Sein Name sey dir heilig, ewig theuer;
Fleuch Volk, das Sclaverey mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; fleuch dies Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten droht!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats ausgesäugt, und ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt' er sie; würd, entbrannt
Vom Himmel, dich, mein Vaterland,
Vor seiner Pest beschirmet haben!

Christian Felix Weisse.



Christian Felix Weisse wurde am 28. Jan. 1726 zu Annaberg geboren, und nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner vortrefflichen Mutter sorgfältig erzogen; als er 10 Jahre alt war, schickte ihn dieselbe auf das Gymnasium nach Altenburg, von wo er im J. 1746 die Universität Leipzig bezog, um Philologie und Theologie zu studiren. Hier hatte er das Glück, Lessing kennen zu lernen, durch dessen Umgang er außerordentlich gefördert wurde. Beide waren von gleicher Leidenschaft für das Theater erfüllt, und da sie beide zu unvermögend waren, um es so oft, als sie es wünschten, besuchen zu können, verschafften sie sich dadurch freien Eintritt, daß sie für dasselbe zu übersetzen anfingen, worauf sie auch mit eigenen Versuchen hervortraten. Nach vollendeten Studien nahm Weisse im J. 1750 die ihm angetragene Stelle eines Hofmeisters bei dem Grafen von Geyersberg um so lieber an, als ihm dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, in Leipzig zu bleiben; seine Stelle benutzte er aber zu seiner eigenen weiteren Ausbildung, indem er seinen Zögling in alle Vorlesungen begleitete, die dieser zu besuchen hatte, und die Folge davon war, daß er endlich die Theologie ganz aufgab. Um diese Zeit wurde er mit Rabener und Gellert genauer bekannt, was für ihn von um so größerem Werth war, als Lessing kurz vorher Leipzig verlassen hatte. Im J. 1759 reiste er mit seinem Zögling nach Paris, wo er die Kunstschätze fleißig studirte und mit vielen bedeutenden Männern Bekanntschaft schloß. Nach seiner Rückkehr wurde er eine Zeitlang Gesellschafter des Grafen von Schulenburg in Thüringen und im J. 1761 erhielt er die Stelle eines Obersteuersecretairs in Leipzig, eine Stelle, die ihm hinlängliche Muße zu literarischen Arbeiten ließ. Nachdem ihm 1790 das Rittergut Stötteritz bei Leipzig durch Erbschaft zugefallen und er dadurch zu großem Wohlstande gelangt war, starb er, 79 J. alt, am 16. Dec. 1804.

Weisses schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich groß. Von seinen dramatischen Arbeiten und seinen Kinderschriften wird später die Rede sein, hier erwähnen wir außer seinen lyrischen Dichtungen nur, daß er seit 1759 von Nicolai die Redaction der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" übernahm, die er lange Zeit allein, dann in Verbindung mit seinem Verleger Dyk besorgte, welchem er sie zuletzt ganz überließ. Die „Bibliothek" erhob sich zwar nicht zu der Höhe der Kritik, welche die „Literaturbriefe" entwickelten, so lange Lessing an denselben Theil nahm, und sie folgte auch den unermeßlichen Fortschritten nicht, welche die deutsche Kunst in den drei letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts machte; aber man kann den redlichen Ernst des Herausgebers nicht verkennen, und sie trug durch ihre anständige Haltung und einzelne gelungene Aufsätze und Kritiken nicht wenig zur Verbreitung der Liebe zur vaterländischen Literatur bei. Sie förderte zwar nicht weiter, ja sie hielt, wie gesagt, nicht einmal Schritt mit den Ergebnissen der fortschreitenden Kritik, aber sie verbreitete und befestigte die besseren Ansichten, die bis zu ihrem Erscheinen gewonnen worden waren, und insbesondere kämpfte sie nicht ohne glücklichen Erfolg für die Rechte des Natürlichen in der Poesie, das durch Bodmer und Klopstock wieder zurückgedrängt worden war. Sie hatte endlich, was gerade in unserer Zeit als hoher Ruhm gelten muß, keinen geringen Einfluß auf die Verbreitung einer schönen und klaren Darstellung, da alle oder doch die meisten in denselben mitgetheilten Aufsätze von Seite des Styls durchaus tüchtig waren.

Wir erwähnen endlich noch, um keines von den vielseitigen Verdiensten zu übergehen, die sich Weisse um die deutsche Literatur erwarb, daß derselbe auch nebst mancherlei Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen die Werke zweier seiner Freunde herausgab, nämlich ausgewählte Briefe von Rabener, die er mit einer gelungenen Lebensgeschichte des interessanten Mannes begleitete, und die sämmtlichen Gedichte von Uz.

Was aber von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gesagt wurde, läßt sich im vollsten Maße auch auf Weisse's dichterische Leistungen anwenden, auf seine dramatischen, wie auf seine lyrischen, von denen hier allein die Rede ist. Auch diese bezeichneten keinen eigentlichen Fortschritt, aber sie förderten in so fern, als sie nach langer Zeit wieder die ersten waren, welche in das Volk drangen und in demselben große Verbreitung fanden, theils weil sie ganz vorzüglich zum Gesange paßten, wie denn auch viele von bedeutenden Componisten, namentlich Hiller, in Musik gesetzt wurden, theils aber auch weil sie meistens sehr kurz waren und sich daher dem Gedächtniß einprägten, eine Eigenschaft, die so überaus nothwendig und bei deutschen Liedern im Ganzen doch so selten ist. Am bekanntesten wurden freilich diejenigen Lieder, welche er seinen Singspielen einverleibt hatte, weil sie zugleich an den dramatischen Genuß erinnerten; und viele derselben („Ohne Lieb' und ohne Wein", „Schön ist das Feld zur Frühlingszeit", „Was noch jung und artig ist" u. a. m.) blieben noch lange Lieblingslieder geselliger Kreise. Allein auch andre, die er unter dem Titel „Scherzhafte Lieder" (zuerst Lpz. 1758) herausgab, fanden großen Beifall. Sie gehören alle zur Gattung des leichten Liedes, dessen Charakter er glücklich aufgefaßt hatte. Ohne sich durch Tiefe der Gedanken oder Empfindungen auszuzeichnen, gefallen sie durch ihre heitere, oft muthwillige oder naive Behandlung, so wie durch einen großen Reichthum an neuen Wendungen oder glücklichen Einfällen, welche um so mehr ansprechen, als er oft dem Liede eine epigrammatische Form zu geben weiß, was er wohl seinem Freunde Lessing abgelauscht hat.

Einen höheren Ton hat Weisse in den „Amazo-

nenliedern" (Lpz. 1760) angeschlagen und in der That auch, so viel sich gegen dieselben auch vorbringen läßt, doch ein reicheres Talent entwickelt, als in seinen Trink- und Liebesliedern. Man hat sie oft für eine Nachahmung der „Lieder eines Preußischen Grenadiers" von Gleim ausgegeben; das können sie schon deswegen nicht sein, weil einzelne derselben schon vor Erscheinen jener Lieder gedichtet waren, aber ohne Zweifel haben dieselben doch in so fern auf Weisse gewirkt, als sie ihn veranlaßt haben mögen, den früheren Gedichten noch eine größere Zahl ähnlicher Art folgen zu lassen. Man hat schon bei ihrem Erscheinen getadelt, daß es ihnen an realer Grundlage fehle, und sie sich nicht an bestimmte Verhältnisse knüpfen; und allerdings verlieren sie dadurch an sinnlichem Leben, und man muß dies um so mehr bedauern, als der Dichter die zu Grunde gelegten allgemeinen Beziehungen, auf die er bei solcher Anlage beschränkt war („Bei Eröffnung des Feldzugs", „Beim entfernten Getöse der Schlacht" ꝛc.), mit großer Anschaulichkeit ausgeführt hat. Auch die Sprache ist reich, voll Leben und oft von großer poetischer Wirkung. Der zweiten Auflage der „Amazonenlieder" (Leipz. 1762) gab Weisse eine Uebersetzung der „Kriegslieder" des Tyrtäus bei, welche zu ihrer Zeit großen Beifall erhielt und ihn auch wirklich verdiente, da sie den Sinn der schönen Gedichte ziemlich getreu, wenn auch etwas modernisirt, wiedergab.

Endlich sind noch seine „Kinderlieder" (Leipz. 1766) zu erwähnen. Diese haben zwar am wenigsten poetischen Werth, ob er gleich einzelnen nicht abgesprochen werden kann, und man könnte ihnen sogar den Namen „Kinderlieder" streitig machen, weil sie nicht darauf ausgehen, im Sinne des kindlichen Gemüths dessen Freuden und Leiden auszusprechen, da sie vielmehr meistens moralisirende Ueberlegungen enthalten, welche dem Kinde nur von Außen beigebracht werden können. Allein weil diese Ueberlegungen doch den Verhältnissen des Kindes angemessen sind, und sie in demselben auf klare und auch dem schwächsten Verstande faßliche Weise mit Vermeidung aller pedantischen Strenge die Liebe zum Schönen und Guten zu erwecken oder zu befestigen suchen, so haben sie einen pädagogischen Werth, den die Kinderlieder der neueren Zeit wohl nur selten erreichen.

1. An die Muse.

1. O Muse, die du dich in Scherzen
Und jugendlichen Spielen übst,
Mehr zärtliche, als stolze Herzen,
Und Schäfer mehr als Fürsten liebst.
Laß dich in Büschen und in Gründen
Von deinem frohen Jünger finden,
Der noch den Reiz der Jugend fühlt,
Und gern mit Frühlingsbluhmen spielt.

2. Er will sich nicht unsterblich singen:
Was heißt der Dichter Ewigkeit?
Sein Lied soll nicht von Waffen klingen;
Du, Muse, hassest Blut und Streit.
Hier, unter schattenreichen Bäumen,
Will er von Fried' und Freude träumen,
Mit einem Scherz von Lieb' und Wein
Der Freund' und Mädchen Herz erfreun.

3. So stimme denn zu süssen Tönen,
O Göttinn, selbst ein kleines Lied!
Wird ihn auch nicht der Lorbeer krönen,
Der für die Heldendichter blüht:
Ist doch ein Strauß, den Chloe bindet,
Ein Kranz, den ihm Thamire windet,
Ein Händedruck, ein süßer Blick
Von Lalagen sein Trost und Glück.

2. Die Gesellschaft.

1. Umringt von Scherz und Fröhlichkeiten
Versammelt uns die Freundschaft hier:
Entweicht ihr Klagen böser Zeiten,
Dem Gott der Freuden feyern wir.
Auch Liebe, du laß uns alleine:
Wir feyern itzt dem besten Weine.

2. Zwar deine Freuden sind auch süsse,
Und durch sie wird kein Herz entehrt:
Denn junger Schönen sanfte Küsse
Sind unsrer besten Stunden werth:
Doch itzt wirst du uns träge finden,
Wir aber fürchten uns der Sünden.

3. Komm, holde Freyheit, laß dich nieder!
Du bist die Freundinn von dem Wein:
Ertönt, ihr Chöre froher Lieder,
Ihr muntern Scherze mischt euch ein!
Hier trinkt, hier scherzt man fern vom Neide:
Wo Bachus wohnt, da wohnt die Freude.

3. Liebe und Wein.

1. Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär unser Leben?
Alles, was uns kann erfreun,
Müssen diese geben.
Wann die Grossen sich erfreun,
Was ist ihre Freude?
Hübsche Mädchen, guter Wein,
Einzig diese beyde.

2. Helden, die des Siegs sich freun,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erholen sich beym Wein
Und bey schlauen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wann wir dürsten:
Aber gebt uns Lieb und Wein:
O! so sind wir Fürsten!

4. Die Linde.

An Chloen.

1. Ach Chloe! von der schönen Linde,
Die unsrer Lieb' oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings, ab.

2. Doch wird nach trüben Wintertagen
Für sie ein neuer Frühling blühn,
Und dieser Schmuck, den wir beklagen,
In voller Pracht sie überziehn.

3. Uns aber, liebe Chloe, blühet
Ein Frühling, Einer nur allhier.
Je öfter uns der Lenz entfliehet,
Ach! desto älter werden wir.

4. O Kind! er blüh uns nicht vergebens,
Laß uns durch Liebe glücklich seyn!
So darf uns doch im Herbst des Lebens
Des Lebens Frühling nicht gereun.

5. Preis der Lieder.

Amor und der Dichter.

Amor.

1. Guter Dichter! singe mir
Doch zu Ehren kleine Lieder!
Fodre kühnlich von mir wieder,
Was du willst, ich geb' es dir.

Der Dichter.

2. Schmerzen hab' ich nur von dir:
Soll für die mein Lied dich ehren? —
Aber laß doch einmal hören:
Welchen Lohn versprichst du mir?

Amor.

3. Meine Mutter hat ein Paar
Allerliebste Turteltauben:
Sieh, ich will ihr eine rauben,
Thu' ich es gleich mit Gefahr.

Der Dichter.

4. Wie? zwey Täubchen, welche sich
So getreu und zärtlich lieben,
Durch die Trennung zu betrüben!
Harter Räuber, schäme dich.

Amor.

5. Aber einen stolzen Schwan
Von Cytherens Wolkenwagen?

Wagst du den wohl auszuschlagen?
Er fliegt mit dir Himmelan.

Der Dichter.

6. Einen Schwan? was hätt' ich da?
Niemals fahr ich durch die Sphären.
Und wie wollt' ich ihn ernähren?
Fehlt mir doch Ambrosia.

Amor.

7. Nimm hier meiner Augen Band!
Fühl' wie weich! — Macht dieß dir Freude?
Von der allerfeinsten Seide
Webt' es meiner Mutter Hand.

Der Dichter.

8. Nehm es, wer es nöthig hat!
Wozu brauch ich Augenbinden?
Immer seh' ich nach Selinden;
Und noch seh' ich mich nicht satt.

Amor.

9. Nun sieh meinen Köcher hier!
Von den wohlbefielten Pfeilen,
Die der Mädchen Herz ereilen,
Geb' ich meinen schnellsten dir.

Der Dichter.

10. Und er trifft? O welch ein Lohn!
Gieb ihn! ... Himmel! wie geschwinde
Traf er! Mein, mein ist Selinde! —
Guter Gott! ich singe schon.

6. Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde.

1. Ha! die Trompete schallt! mit Macht
Schallt sie: Triumph ist da!
Der Ruhm ertönt! mein Muth erwacht!
Der Feind — dort flieht er ja! —

2. Umsonst verbergen Wolken Staub
Sein bleiches Angesicht:
Des Adlers Blick entgeht der Raub
Gescheuchter Tauben nicht.

3. Er flieht! doch sinkt er noch im Fliehn,
Ihm donnert nach mein Held!
Rauscht über Sterbende dahin
Und sät' ein Leichenfeld.

4. Er flieht! so flieht der Wolken Heer,
Der Sturmwind hinter drein.
Sie sind zerstreut! sie sind nicht mehr!
Und bald lacht Sonnenschein.

5. Noch beugt er sich hoch übers Pferd,
Wirft seine Donner noch:
Auf ihren Rücken trieft sein Schwerdt. ...
Ihr Feind', entflieht ihm doch!

6. Seht eure Helden schlägt er ab,
Und Völker bluten hin! ...
Ihr kämpft aufs neu'? um Euer Grab?
So kämpft und reizet ihn!

7. Ein stählern Ungewitter blitzt
Auf Eure Scheitel her:
Da ist kein Gott, der Euch beschützt,
Kein Gott, kein Held, wie Er!

8. Der Boden gleitet unter Euch,
Er glänzt vom Blute roth:
Ihr fallt, und Mann und Roß zugleich,
Und überall ist Tod.

9. O Jüngling! wenn ein Augenblick
Sich deine Wuth vergißt:
Schau auf die Bahn des Ruhms zurück,
Die du durchlaufen bist.

10. Ah! welche lange Straße Blut
Mit Leichen überschwemmt!
Sie steht, die schreckensvolle Fluth,
Ein See, vom Tod gedämmt: —

11. Was wühlt von Roß und Mann bedeckt
Sich winselnd dort hervor?
Ach! ein zerrißner Leichnam streckt
Arbeitend sich empor:

12. Ruft röchelnd dem zerspaltnen Haupt
Des Freunds: „erbarme Dich!"
Und wenn es Dir Dein Schmerz erlaubt,
Ach! tödte, tödte mich! —

13. Ein schöner Jüngling! ach! vielleicht
Sonst fast so schön, wie Du:
Ein tapfrer Jüngling! sonst vielleicht
So tapfer fast, als Du!

14. Vielleicht, daß am verschwiegnen Bach
Sein zärtlich Mädchen weint,
Und sich mit Philomelens Ach!
In dunkler Nacht vereint! ...

15. Halt ein! o Held! Gnug der Trophä'n
Auf Deiner Ehrenbahn!
Der Streiter weite Wunden flehn
Dein Mitleid blutend an;

16. Und tief in Staub getreten küßt
Dein siegreich Schwerdt der Feind:
Von Schweiß und Blut gebadet fließt
Dein Busen selbst, o Freund!

17. Dem Krieger wird das Schwerdt zu schwer,
Matt seufzt sein Arm nach Rast;
Es schnaubt sein Roß, und fühlt nunmehr
Des mächt'gen Reuters Last.

18. Zurück! — die kriegrische Musik
Gebeut! — Auf Leichen her
Versammelt sich vor Dir der Krieg
Und steht! — O! sieh nunmehr! —

19. Wie? Jüngling! hast Du sie gezählt?
Auch den, der itzt noch fällt? —
Sieh! wo ein einz'ger Mann Dir fehlt
Da fehlt Dir auch ein Held!

20. Du weinst? ja, ja, wein immerhin!
Fließt, edle Thränen, fließt!
Ein Mensch! itzt größer als vorhin,
Wo Du nur Sieger bist!

21. Salb' ihre Wunden! salbe sie
Mit diesem Balsam ein:
Wenn Du nicht weinen könntest, nie
Nennt' ich Dich ferner mein.

22. Doch wein' auch über Deinen Feind,
Auch er fiel als ein Held!
Wer den Besiegten nicht beweint,
Ist werth, daß er so fällt!

23. Er seufzt nach Trost: auf! eil' ihm zu
Und lindre seine Qual:
So segnet er den Sieger; Du
Siegst dann zum zweytenmal! —

24. Ruhm! setze die Posaunen an,
Durchschüttre weit die Welt!
Sag ihr: dieß hat der Held gethan,
Und mich, mich liebt der Held!

7. Der junge Baum.

1. Das liebe kleine Bäumchen hier
Ist, wie man sagt, gleich alt mit mir,
Und trägt so jung und zart
Schon Früchte von der besten Art.

2. Es lohnt dem Gärtner, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen seyn!

3. O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Blüten reich:
Doch giebt mir Gott Gedeyhn:
So will ich's auch an Früchten seyn.

8. Der Aufschub.

1. Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen (heute will ich ruhn),
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun!

2. Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen;
Dieß nur kann ich übersehen:
Was geschehn kann, weis ich nicht.

3. Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich?

4. Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens,

Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darinn auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Friedrich Gottlieb Klopstock.



Wir gelangen nunmehr an die erste von den drei großen Persönlichkeiten, durch welche die deutsche Literatur zur Selbstständigkeit und zur künstlerischen Entwickelung geführt wurde, und die in so fern als die Begründer der neuen Blüthe unserer Poesie angesehen werden müssen, als ohne sie die bisherigen Fortschritte, so bedeutend sie auch an sich waren, doch fruchtlos geblieben wären, ungefähr wie die vereinzelten Bemühungen der besseren Talente des 17. Jahrhunderts, und wir lediglich von einer Wiederholung der Erscheinungen zu berichten hätten, welche den vorigen Zeitraum charakterisiren. Wir würden auch jetzt noch eine auf bloßer Nachahmung beruhende Poesie haben; und wenn diese auch weniger beschränkt war, als die der Opitzischen Schule, und geschmackvoller, als die der späteren Schlesier, so würde ihr doch ohne jene drei Männer, zunächst ohne Klopstock, Alles fehlen, was sie später zu einer volksthümlichen gestaltete und sie deshalb auch fähig machte, eine Stelle in der Weltliteratur einzunehmen. Denn, um es hier gelegentlich auszusprechen, eine kosmopolitische Literatur, wie man sie geträumt hat, und wohl noch träumt, ist ein Unding, das nie verwirklicht werden kann oder nur dann erst verwirklicht werden könnte, wenn die Menschheit aufhörte, sich in Völker zu trennen und die ganze Erde nur Ein Klima und nur Eine Bodengestaltung darböte.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, brachte seine erste Jugend auf dem Lande zu, was nicht ohne bleibenden Einfluß auf die Entwickelung seines poetischen Talents blieb. Später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, und vom 16. Jahre an die Schulpforte, wo er eine gediegene Vorbildung erhielt, und mit dem klassischen Alterthum vertraut wurde, dessen Meisterwerke er mit lebendiger Seele erfaßte. Schon damals faßte er den Entschluß, ein großes episches Gedicht zu schreiben, und es ist bezeichnend, daß er einen vaterländischen Stoff, Heinrich den Vogler, wählte, mit dem er sich auch lange herumtrug, bis ihn endlich ein anderer, der Messias, zurückdrängte, dessen erste Gesänge er in Jena entwarf, wohin er 1745 gegangen war, um Theologie zu studiren. Als er im folgenden Jahre nach Leipzig kam, lernte er die Herausgeber der „Bremischen Beiträge" kennen, von denen mehrere seine vertrautesten Freunde wurden. Da jedoch die meisten derselben nach und nach Leipzig verließen, gewährte ihm der Aufenthalt in dieser Stadt keine Befriedigung mehr, und er übernahm daher 1748 eine Hauslehrerstelle in Langensalza, wo er die Schwester seines Freundes A. L. K. Schmidt kennen lernte, die er unter dem Namen „Fanny" in mehreren schönen Oden besang. Da seine leidenschaftliche Liebe keine Erwiederung fand, folgte er 1750 der Einladung Bodmers, welcher in dem „Messias" die schönste Verwirklichung seiner Ideen erblickte. Bodmers Freundschaft erkaltete zwar bald, da Klopstocks jugendlich heiteres Benehmen ihm mit dem Charakter eines heiligen Sängers in Widerspruch zu stehen schien; allein nichtsdestoweniger verlebte der junge Dichter schöne Tage in der gastfreien und von der Natur so gesegneten Stadt, wo sich Alles bestrebte, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Nur der Gedanke, daß ihn die Verhältnisse zwingen würden, das freie, in heiterm Genuß und poetischer Thätigkeit sich bewegende Leben mit einer beengenden Lehrerstelle zu vertauschen, wozu er schon Schritte eingeleitet hatte, konnte ihm den Aufenthalt verkümmern. Doch sah er sich bald von dieser Angst befreit, da er bald darauf auf die Verwendung des Ministers Bernstorff die Einladung erhielt, mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen zu kommen, um daselbst seinen „Messias" zu vollenden. Auf der Reise dahin (1751) lernte er in Hamburg seine spätere Gattin Margaretha (Meta) Moller kennen, die er in mehreren Oden unter dem Namen „Cidli" feiert. In Kopenhagen fand Klopstock die freundlichste Aufnahme, und er lebte dort ganz der Poesie und der Freundschaft, namentlich im Umgange mit Cramer, der durch seine Vermittlung dahin berufen worden war. Im J. 1754 zog er nach Hamburg, um sich mit seiner geliebten Meta zu verbinden; doch wurde sie ihm schon nach 4 Jahren durch den Tod entrissen. Seit 1759 lebte er abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg und Brandenburg, und erst 1763 ging er wieder nach Kopenhagen, das er jedoch nach dem Sturze Bernstorffs mit dem Titel eines dänischen Legationsraths und einer Pension im J. 1771 wieder verließ. Von jetzt an lebte er bis zu seinem Tode in Hamburg, mit Ausnahme des J. 1776, das er in Karlsruhe zubrachte, wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden eingeladen hatte, der ihn ungern wieder entließ und ihm als Zeichen seiner Achtung nebst dem Titel eines Hofraths eine nicht unbeträchtliche Pension sicherte. Noch in seinem höhern Alter vermählte er sich mit seiner langjährigen Freundin, Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, die ihm seine letzten Lebensjahre durch

ihre treue Liebe erheiterte. Er starb am 14. März 1803 und wurde am 22. unter den größten Feierlichkeiten in Ottensen neben seiner geliebten Meta beerdigt.

Klopstock wurde nach zwei Seiten hin bedeutend und einflußreich, durch seine Sprache und durch die Stoffe, die er behandelte. Wir müssen ihn in diesen beiden Beziehungen genauer betrachten.

Die Sprache, welche er antraf, war zwar durch Gottsched und die Leipziger in erfreulicher Weise gefördert worden; sie war nunmehr rein und gebildet, sie hatte durch Hagedorn anmuthige Bewegung und durch Haller Kernhaftigkeit gewonnen, aber sie war im Ganzen doch immer noch ziemlich steif und keineswegs fähig, eine große Mannigfaltigkeit von Ideen und Gefühlen in entsprechender Weise darzustellen, es fehlte ihr vornämlich an sinnlich anschaulicher Kraft, und die Sprache der Poesie unterschied sich von der Prosa nur äußerlich durch Sylbenmaß und Reim. Klopstock hat es zuerst mit sicherem Bewußtsein erfaßt, daß eine erhöhete Stimmung auch eine höhere Darstellungsweise verlange, und was er in dem kleinen Aufsatze „Von der Sprache der Poesie" (im „Nordischen Aufseher" 1759) durch innere Gründe zu beweisen sucht, das hatte er schon längst in seinen Dichtungen praktisch ausgeführt. Nur ging er dabei von der falschen Ansicht aus, als ob die Sprache des Volks an sich unpoetisch sei (ob er gleich an andern Stellen auf dieselbe verweist) und so kam er auf den Satz, daß die poetische Sprache sich durch einen ungewöhnlichen Ausdruck von der prosaischen unterscheiden müsse. Er hätte bei diesem Grundsatz leicht in den Fehler der Lohensteinischen Schule verfallen können, und Gottsched macht ihm sogar diesen Vorwurf, allein mit Unrecht, denn sein besserer Sinn hielt ihn von diesem Abwege fern, und besonders bewahrte ihn vor demselben sein treues Studium der älteren Sprache in ihren besten Quellen, namentlich in Luther, durch welchen er übrigens unbewußt zur Volkssprache geführt wurde. Kraft und Neuheit waren nach ihm die ersten Eigenschaften der poetischen Sprache, und um diese zu erreichen, zog er veraltete Ausdrücke wieder hervor und schuf neue Wörter, namentlich durch glückliche Zusammensetzungen, die durch sinnlich anschauliche Kraft erfreuten. Ein besonderes Gewicht legte er auf den Gebrauch der in der deutschen Sprache so zahlreichen Partikeln, welche der Darstellung die mannigfaltigste Färbung geben können; er war in Anwendung derselben so glücklich und fruchtbar, daß er hierin nur von Göthe übertroffen wurde, der freilich in dieser, wie in anderen Beziehungen die Volkssprache mächtig auf sich wirken ließ. Endlich bediente er sich auch ungewöhnlicher Wortformen oder gab den gewöhnlichen eine neue Bedeutung, wobei er sich freilich oft von dem Gebrauche fremder Sprachen leiten ließ, und dadurch die deutsche in ihrer Eigenthümlichkeit verletzte. Nicht bloß im einzelnen Ausdrucke aber sollte sich die poetische Sprache von der Prosa unterscheiden, sondern auch durch ungewöhnliche Wortstellung, die er mit Recht als die angemessenste Form der erhöheten leidenschaftlichen Stimmung ansah, abgesehen davon, daß sie zum Wohlklang viel beitragen kann. Wie er durch die Wahl des Ausdrucks der Darstellung Adel und Würde, Kraft und Sinnlichkeit, so gab er ihr durch die ungewöhnliche Wortstellung Feuer und Schwung, und endlich erhielt sie durch ihn gedankenvolle Kürze, indem er sich bestrebte, die Gedanken und Begriffe auf den möglich kleinsten Umfang des Ausdrucks zurückzuführen. Durch diese Mittel gelang es Klopstock eine poetische Sprache zu gründen, welche durch ihre großartige Kühnheit und ihre Bildsamkeit die begeisterte Bewunderung seiner Zeitgenossen erweckte und so gewaltig wirkte, daß Alles von der Sucht, seine schwungvolle Darstellung nachzuahmen, ergriffen wurde, und Gottsched seinen ganzen Einfluß und den seiner Schüler und Freunde vergeblich aufwandte, um die neue Bewegung zu unterdrücken. Freilich verfiel Klopstock in mancherlei Fehler; der Ausdruck war oft gesucht, die Darstellung geschraubt und in Folge des übermäßigen Strebens nach gedrängter Kürze oft dunkel und geradezu unverständlich, und namentlich leiden seine späteren Dichtungen an diesem Fehler, seitdem er seine Ideen über die Sprache zu einem abgeschlossenen System ausgebildet hatte. Allein so anstößig diese Mängel auch in den einzelnen Fällen sein mögen, verschwinden sie doch vor dem unermeßlichen und höchst wohlthätigen Erfolg seiner Bestrebungen, da diese eine Gährung in der Behandlung der Sprache hervorbrachten, durch welche die matte Regelmäßigkeit Gottscheds vollständig überwunden und der Grund zu einer künstlerischen Entwickelung der Sprache gelegt wurde. Er hat sein hohes Verdienst um die Sprache, das nicht genug gewürdigt werden kann, in männlich stolzem Bewußtsein, aber auf würdige Weise in der Ode „An Freund und Feind" (1785) selbst in seiner kernhaften Art glücklich geschildert: „Die Erhebung der Sprache, — Ihr gewählter Schall, — Bewegterer, edlerer Gang, — Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst, — haben mein Mal errichtet."

Diese kräftige Sprache voll begeisterten Schwungs konnte sich aber der bisher gangbaren Formen der poetischen Darstellung nicht mehr fügen; weder das „hölzerne Hackbrett von Alexandrinern", wie sich Herder bei Gelegenheit der Besprechung von Klopstocks Verdiensten ausdrückt, noch die eintönigen gereimten Jamben und Trochäen hätten, abgesehen von den Gedanken, die schwungvolle Kraft des Ausdrucks tragen können, welchen Klopstock geschaffen hatte. Er mußte sich hiefür auch eine neue Form bilden. Zwar waren schon vor ihm Versuche in Nachbildung antiker Verse gemacht worden (selbst Gottsched hatte ja Hexameter gedichtet), aber diese waren so vereinzelt geblieben und hatten so wenig Eindruck auf Klopstock hinterlassen, daß der Gedanke, die rhythmischen Gebilde der Griechen und Römer auf die deutsche Poesie zu übertragen, als sein volles Eigenthum erscheinen muß. Als er einst in Jena auf einem Spaziergange über die Form, die er seinem „Messias" geben sollte, nachdachte, und er voll Unmuth die damals gebräuchlichen Versmaße mit dem wohlklingenden Hexameter Homers und Virgils verglich, der sich bei seiner beweglichen Mannigfaltigkeit den verschiedensten Darstellungen so leicht anschmiegte, da tauchte plötzlich der Gedanke in ihm auf, einen Versuch in dieser antiken Form zu machen, und da er ihm gerieth, faßte er den Entschluß, das ganze Gedicht, dessen erste Gesänge er schon in Prosa entworfen hatte, in diesem Versmaß zu schreiben. Dies führte ihn weiter und er begann auch, den lyrischen Strophenbau der Alten nachzubilden. Seine ersten Versuche waren begreiflicherweise noch ziemlich unbeholfen, aber er

gelangte durch unermüdliches Studium bald zu größerer Sicherheit und zu einer für die damalige Zeit großen Gewandtheit der Behandlung*). Er versuchte selbst, neue Strophenformen im Sinne der Alten zu schaffen, freilich selten mit Glück; es fehlt ihnen die harmonische Symmetrie und die vollendete Einheit, welche die griechischen Maße bei ihrer beweglichen Mannigfaltigkeit beseelt. Am besten sind ihm noch die einfacheren Formen gelungen, z. B. in der „Sommernacht" (12) u. a. m. Die Einführung der antiken Versmaße hatte die nothwendige Folge, daß er zugleich auch den Reim verließ, der seit Otfried unerläßliche Form der Dichtung gewesen war; ja er erklärte sich mit aller Entschiedenheit gegen den Gebrauch desselben, und wollte ihn höchstens nur für das Kirchenlied gelten lassen. Klopstock ging hierin freilich viel zu weit, und seine Abneigung gegen den Reim ist nur daraus zu erklären, daß er dessen innerstes Wesen nicht erkannte**). Es war daher ein wahres Glück, daß sich selbst unter seinen Bewunderern Vertheidiger dieser schönen und naturgemäßen Form fanden, und daß sie durch Wielands glückliche Behandlung für immer gerettet wurde; allein nichts desto weniger war Klopstocks Opposition von glücklicher Wirkung; denn nunmehr mußten sich die Dichter bemühen, den Mangel des musikalischen Reizes, welchen der Reim unzweifelhaft gewährt, durch größere Kraft oder Mannigfaltigkeit der Gedanken und des Ausdrucks zu ersetzen, und das poetische Leben einer Dichtung mehr in deren Inhalt, als in ihre Form zu legen.

Klopstock hat allerdings mehr durch die neuen gewaltigen Formen gewirkt, die er schuf oder einführte, als durch die innere Beschaffenheit seiner Poesie; aber auch in dieser Beziehung ist er bedeutend und einflußreich geworden, und zwar sowohl hinsichtlich der Stoffe, die er wählte, als der Art und Weise, wie er sie behandelte. Denn, um diese zunächst zu bezeichnen, unterscheidet sich Klopstock von seinen Zeitgenossen wesentlich darin, daß er seine Stoffe aus sich selbst herausnahm, und nicht erst, wie jene, mühselig von Außen zusammensuchte. Wie er die Sprache der Poesie schuf, so schuf er auch, um mit Herder zu reden, „die Poesie des Herzens und der Empfindung", während die bisherige Dichtung mit wenigen Ausnahmen eine Dichtung des Geistes und des Witzes war. So ist Klopstock ganz vorzüglich Lyriker, und seine lyrischen Poesien sind das getreueste Abbild seines innersten Wesens, so daß man jene nur aus der genaueren Kenntniß seines eigenthümlichen Charakters richtig verstehen kann. Er hatte nämlich einen fest ausgeprägten Charakter, allein es fanden sich in demselben seltsame Widersprüche vereinigt. Er verband die höchste Kraft und Energie der Seele mit einer gewissen Weichheit, die oft zur schwächlichen Sentimentalität ausartete, und neben dem männlich ernsten Sinn zeigt sich oft eine auffallende Vorliebe zum Spielenden und selbst zum Kindischen*), das sich nicht selten unter dem Pathos der Darstellung zu verbergen suchte. Seine Sentimentalität erreicht oft den höchsten Grad und wird sogar widerlich, wenn er über Verhältnisse weint, welche eigentlich gar nicht vorhanden sind, wie z. B. in der Ode „Die künftige Geliebte" (2). Wenn auch nicht in diesem Maß, haben doch seine übrigen Liebesoden eine zu große Neigung zur Weinerlichkeit, ja es findet sich diese selbst in anderen sonst trefflichen Gedichten, z. B. in der „Frühlingsfeier", oder in mehreren seiner dem Andenken der Freunde gewidmeten Oden und Elegien. Die nämliche Ueberschwänglichkeit findet sich in vielen seiner religiösen Dichtungen, und es spottete Lessing schon im J. 1751 über die „seraphische" Poesie Klopstocks. Aber so sehr diese sentimentale Richtung an sich der ächten Poesie widerstrebt, so erhält sie nicht bloß dadurch historische Bedeutung, daß sie sich später weiter und einflußreich verzweigte, sondern auch und ganz besonders dadurch, daß sie doch aus dem Innern des Dichters hervorging und eben so gut, wie seine kräftigeren Dichtungen zur Begründung einer Poesie der Empfindung beitrugen. Tiefe Innigkeit ist ein Grundzug der Klopstockschen Lyrik, und es mußte dieselbe bei den Zeitgenossen um so größere Wirkung hervorbringen, als man eine so ergreifende Sprache des Gefühls, wie sie Klopstock darbot, noch nie vorher vernommen hatte.

Neben dieser Weichheit des Gemüths besaß Klopstock aber auch, wie schon erwähnt, einen hohen Adel und eine seltene Kraft der Seele, und diese beurkundet sich in seinen Dichtungen auf eine meist erfreuliche Weise. Sie gab ihm den edlen und gewaltigen Ausdruck ein, der uns erhebt und erschüttert; ihr entquollen die hohen und großartigen Gedanken, die seinen Dichtungen unvergänglichen Reiz geben, und sie befähigte die moralischen und geistigen Verhältnisse mit wunderbarer Energie zu ergreifen und zu schildern.

Klopstock würde schon höchst bedeutend geworden sein, wenn er nur die damals gewöhnlichen Stoffe der Poesie in seiner eigenthümlichen Weise behandelt hätte, weil sie unter seinen Händen eine ganz neue Gestaltung erhielten; man vergleiche nur die Oden, in denen er die nicht erwiederte oder die glückliche Liebe (3. 5), die Freundschaft (1. 10. 12), die gesellschaftlichen Freuden (7) oder diejenigen besingt, welche die Natur gewährt (16), mit ähnlichen Gedichten seiner auch der talentvollsten Zeitgenossen, welche mehr oder weniger der hergebrachten Anschauungsweise treu blieben. Aber den großartigsten Einfluß erwarb er sich dadurch, daß er neue Stoffe ins Bereich der poetischen Behandlung zog, und durch diese eine Fülle von Gedanken aussprach und verbreitete, welche auf die Entwickelung der Literatur wie des Volks von unermeßlicher Wirkung waren. Es waren dies die Ideen des Vater-

*) Klopstock legte mit Recht großes Gewicht auf eine möglichst vollendet schöne Form, und er unterwarf daher seine früheren Dichtungen, die er der Aufbewahrung werth hielt, einer scharfen Kritik, mit Rücksicht auf das Versmaß. Aber so sehr alle auch hinsichtlich der Form gewonnen haben, so sehr haben sie meistens auch mit Rücksicht auf den Ausdruck und den Gedanken verloren, und einzelne Stellen (z. B. in den „Fragen" u. a. m.) sind durch die neue Bearbeitung ganz unverständlich geworden, weshalb die älteren Lesarten gewöhnlich den Vorzug verdienen.

**) Statt des Wohlklangs und des Sylbenmaßes der Alten, sagt er in der „Ode an J. H. Voß" vom Jahr 1782, ist in die späteren Sprachen „ein böser Geist mit plumpen Wörtergepolter, der Reim, gefahren", dessen „schmetternder Trommelschlag", dessen „Gewirbel, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne" leer und nichtssagend sei.

*) Man wird diesen Ausdruck gerechtfertigt finden, wenn man sich z. B. an die Strafen in seiner „Gelehrtenrepublik" erinnert.

lands und der Freiheit. Zwar waren dieselben auch schon von früheren Dichtern besungen worden, aber ohne irgend einen Eindruck zu hinterlassen, während Klopstocks Gesänge den ganzen gebildeten Theil der Nation, in so fern er nicht in französischer Bildung befangen war, mit Begeisterung erfüllten und noch bis in das 19. Jahrh. hinein wirkten. Der Gedanke an das Vaterland war bei ihm schon in der Jugend mit damals ungewöhnlicher Lebhaftigkeit rege geworden, was schon daraus erhellt, daß er die Absicht hatte, ein vaterländisches Epos zu dichten; und obgleich, wie schon oben berichtet wurde, der „Messias" ihn später davon abzog, dessen Verherrlichung er sich zur Lebensaufgabe machte (4), so blieb seine vaterländische Gesinnung nicht weniger kräftig, und es scheint namentlich der Aufenthalt in der Schweiz seine patriotische Gesinnung genährt und zu lebendigerem Bewußtsein entwickelt zu haben. Aber leider fehlte es dieser eben so schönen, als lebendigen Gesinnung in der That an einem bestimmten Gegenstand; denn wenn er sich auch noch so feurig und begeistert als Deutscher fühlte, so fand er noch nirgends ein Deutschland, auf das er sich hätte beziehen können. Von Friedrich II., dem einzigen Lichtpunkte der Zeit, wandte er sich ab, theils weil ihm dessen despotisches Treiben nicht behagte, theils weil es ihn schmerzte, daß der deutsche König mit verachtender Hintansetzung der vaterländischen Kunst die französische Bildung ausschließlich bevorzugte, und oft sprach er seinen Unmuth gegen ihn, wie gegen die übrigen deutschen Fürsten aus, welche in der „Deutschen Dichter Haine Fremdlinge" waren, so in den Oden „An Gleim" (6), und „Unsere Fürsten" (13), „Kaiser Heinrich" u. a. m. Der Mangel an einer realen Grundlage nöthigte ihn, sich selbst eine zu schaffen, und er flüchtete daher aus der Einöde der Gegenwart in die reichere Vergangenheit. Es zeigte sich aber wiederum, wie sehr das deutsche Volk den Zusammenhang mit seiner früheren Geschichte verloren hatte, da er nur in den entferntesten Zeiten, in den Kämpfen der Deutschen mit den Römern einen Punkt fand, der zu seinen dichterischen Absichten paßte. Hermann wurde der Held, den er seinem Volk als leuchtendes Muster aufopfernder Vaterlandsliebe darstellte. Aber freilich waren die geschichtlichen Nachrichten über jene Zeit viel zu sparsam und zu dunkel, als daß er sich auf diese allein hätte stützen können, daher bildete er sich aus den Schilderungen des römischen Geschichtschreibers Tacitus mit Hinzuziehung der Skandinavischen Edda, eine eigene Ansicht von den alten Deutschen, welche bald allgemein wurde, und, wie sie selbst aus einer gewissen Schwärmerei hervorgegangen war, auch wieder, namentlich unter der Jugend, Schwärmerei hervorbrachte, die sich erst später zu ernsterer Gesinnung entwickelte. Klopstocks Vaterlandsliebe war, wie es damals auch kaum anders sein konnte, mehr abstrakter Natur, und sie bezog sich daher auch vorzugsweise auf geistige Verhältnisse. Deutsche Volksthümlichkeit („Mein Vaterland"), Sprache („Teutone" (14)) und Poesie („Die beiden Musen", „Kaiser Heinrich"), waren ihre vorzüglichsten Hebel, und seine dichterische Thätigkeit wandte sich daher auch weit weniger der Geschichte als jenen Verhältnissen zu. Das Bewußtsein, daß die deutsche Volksthümlichkeit durch die fremde, namentlich durch die französische Bildung gefährdet sei, begeisterte ihn zum Kampf gegen dieselbe, und es besteht eines seiner größten, ja sein unsterbliches Verdienst darin, daß er sich zuerst mit männlicher Entschiedenheit gegen die Nachahmung des Fremden erhob; er zuerst mahnte die Deutschen, sich nicht länger zu verkennen, nicht allzugerecht gegen das Ausland zu sein, nicht mehr nachzuahmen, wo sie selbstständig sein könnten („Fragen", „Der Nachahmer" (9), „Ueberschätzung der Ausländer" und noch viele andere Oden). Auch hier überschritt er freilich das Maß, indem er die nordische Mythologie einzuführen suchte, über deren Unzweckmäßigkeit wir schon oben (S. 478) das Nöthige gesagt haben*).

Nebst dem Vaterlande begeisterte ihn das reinste Gefühl für Freiheit und edle Menschlichkeit, ja es traten diese Ideen bei ihm noch lebensvoller hervor, weil sie weit eher einen bestimmten Gegenstand hätten. Seine männliche, freie Gesinnung zeigt sich schon in seiner Beziehung zu den Höfen, durch deren Glanz er sich nicht blenden ließ; sie zeigte sich noch mehr in seiner Begeisterung für den amerikanischen Freiheitskrieg und für die französische Revolution, deren spätere Gräuel ihn freilich abkühlten, ohne daß er jedoch, wie manche andere seiner ältern und jüngern Zeitgenossen, seiner freien Gesinnung untreu geworden wäre; beruhte ja diese auf der festen Ueberzeugung, daß Freiheit allein zur wahren Humanität führe, auf der Ueberzeugung, daß die Freiheit endlich jedem, und so auch dem deutschen Volke erblühen müsse (15), wie er denn sogar einen „Schlachtgesang" für das Heer dichtete, welches einst die Freiheit erobern sollte (11).

Seine lyrischen Dichtungen gehören beinahe ausschließlich ins Gebiet der höhern Lyrik. Er hat die einzelnen Gattungen derselben, die Ode, den Hymnus und die Elegie in ihrer höhern, den Alten abgelauschten Auffassungsweise in Deutschland begründet. Seine Oden sind beinahe ohne Ausnahme von musterhafter Anlage und sind eben so glücklich durchgeführt. Reich an trefflichen und tiefen Gedanken, von dem sittlichsten Ernst erfüllt, voll Kraft und Schwung, eignen sie sich ganz vorzüglich für die gereiftere Jugend, der auch schon deshalb keine passendere Nahrung gegeben werden kann, weil diese Gedichte, mehr als die aller andern Dichter, die Art von bildender Kraft besitzen, welche mit Allem verbunden ist, was nur mit größerer Schwierigkeit und durch ernsteres Nachdenken überwunden werden kann. Doch sind nicht alle Oden von gleicher Trefflichkeit; die späteren sind zwar brausender und schäumender, aber es ist in ihnen weit weniger wahre Begeisterung, als in den früheren, es sind Gedanken und Sprache weit mehr gesucht; und es herrscht beinahe durchgehends eine gewisse Ueberspannung, die leider bei späteren Dichtern vielfachen Anklang fand. Was von den Oden gesagt wurde, findet auch seine Anwendung auf die Hymnen, in denen man den Einfluß der Psalmen nicht verkennen kann, deren großartige Auffassung dem hohen Geiste Klopstocks so ganz entsprach; wir finden in ihnen

*) Seitdem er, wahrscheinlich durch Gerstenberg angeregt, die nordische Mythologie der griechischen entgegenzusetzen entschlossen war, vermied er diese nicht bloß gänzlich, er arbeitete auch frühere Gedichte in diesem Sinne, so die Ode „An meine Freunde" (1), die er „Wingolf" nannte, aber nicht zu ihrem Vortheil um, weshalb wir auch die frühere Bearbeitung mitgetheilt haben.

dieselbe Innigkeit des religiösen Gefühls, dieselbe Kraft des Ausdrucks, die nämliche Kühnheit der Bilder, die nämliche Tiefe und die nämliche Einfalt der Gedanken, wie bei den Psalmen (8). Endlich sind seine Elegieen, was den Plan und die formelle Behandlung betrifft, von der größten Vortrefflichkeit, und manche können noch jetzt als unübertroffene Muster der Gattung gepriesen werden, so die „An Ebert“ und „An Bodmer“, oder „Petrarka und Laura“(3); nur wird der Grundton der Elegie, die sanfte Wehmuth, wie wir schon oben erwähnt, zur überspannten Sentimentalität, so daß man, wie schon Lessing äußerte, vor lauter Empfindung nichts mehr empfindet, und das Ganze um so mehr in einen Nebel verschwimmt.

Neben seinen höheren lyrischen Dichtungen hat er auch geistliche Lieder verfaßt, ein Unternehmen, das er, wie er selbst in einem Briefe sagt, für seinen zweiten Beruf hält. Doch hat er den rechten Ton des Kirchenlieds nicht getroffen; er hat zu viel von dem Pathos seiner Oden hineingetragen und sich dadurch zu weit von dem einfachen Kirchenstyle entfernt; seine Begeisterung ist oft zu gekünstelt, und endlich sind viele seiner geistlichen Lieder von jener gesuchten Sentimentalität erfüllt, welche keinen rechten innern Grund hat. Zwar hat er in diesen Dichtungen den Reim bewahrt, allein er behandelt ihn nur mit Mühe und so wird bei der beinahe durchgängig harten Sprache die Darstellung schwer und ungelenk. Bei alle dem ist jedoch Tiefe des religiösen Gefühls unverkennbar, einige dieser sind wahrhaft ergreifend und sind so ganz aus der Fülle des Herzens hervorgegangen, daß selbst die Sprache wohllautend und der Reim sich leicht darbietet und wirkungsvoll wird.

1. An meine Freunde.

Erstes Lied.

1. Wie Hebe kühn, und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unsterblich sing' ich meine Freunde,
Feiernd in mächtigen Dithyramben.

2. Willst du zu Strophen werden, o Lied, oder
Ununterwürfig, Pindars Gesängen gleich,
Gleich Zeus erhabnem, trunknem Sohne,
Frei aus der schaffenden Seele taumeln?

3. Die Wasser Hebrus wälzten sich Adler schnell
Mit Orpheus Leier, welche die Haine zwang,
Daß sie ihr folgten, die den Felsen
Taumeln und himmelab wandeln lehrte.

4. So floß der Hebrus; großer Unsterblicher,
Mit fortgerissen, folgte dein fliehend Haupt,
Blutig mit todter Stirn, der Leier,
Hoch im Getöse gestürzter Wogen.

5. So floß der Fluß, des Oceans Sohn, daher;
So fließt mein Lied auch, ernst und gedankenvoll.
Deß spott' ich, der es unbegeistert,
Richterisch und philosophisch höret.

6. Den segne, Lied, ihn segne mit festlichen,
Entgegengeh'nden hohen Begrüßungen,
Der dort an dieses Tempels Schwellen
Göttlich, mit Reben umlaubt, hereintritt.

7. Dein Priester wartet, Sohn der Olympier,
Wo bleibst du? Kommst du von dem begeisternden
Pindus der Griechen? oder kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

8. Wo Zeus und Flaccus neben einander
Mit Zeus und Flaccus Cicero donnerte;
Wo Maro mit dem Capitole
Um die Unsterblichkeit göttlich zankte?

9. Stolz mit Verachtung sah er die Ewigkeit
Von Zeus Palästen: Einst wirst du Trümmer seyn,
Dann Staub und dann des Sturms Gespiele,
Du Capitol und du Gott der Donner!

10. Wie? oder kommst du von der Britannier
Eiland herüber? Liebe sie, Ebert, nur!
Sie sind auch deutschen Stammes, Ursöhne
Jener, die kühn mit den Wogen kamen.

11. Sey mir gegrüßet! Mir kommst du stets gewünscht,
Wo du auch herkommst, Sohn der Olympier,
Lieb vom Homer, und lieb vom Maro,
Lieb von Britanniens Göttereiland.

12. Allein geliebter, trunken und weisheitsvoll,
Von Weingebirgen, wo die Unsterblichen
Taumelnd herumgehn, wo die Menschen
Unter Unsterblichen Götter werden.

13. Da kommst du jetzt her. Schon hat der Rebengott
Sein hohes, geistervolles Horn über dich
Reich ausgegossen; Evan schaut dir,
Ebert, aus hellen, verklärten Augen.

14. Dir streute, Freund, mein Genius Rebenlaub,
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns,
Wie in der Elisäer Feldern,
Unter den Flügeln der Freud' umarmen.

Zweites Lied.

1. Sie kommen; Cramern geht Polyhymnia
Mit ihrer hohen, tönenden Leier vor.
Sie geht und sieht auf ihn zurücke,
Wie auf den hohen Olymp der Tag sieht.

2. Sing, Freund, noch Hermann! Jupiters Adler weckt
Dein Lied von Hermann schon zu Entzücken auf;
Sein Fittig breitet sich; der Schlummer
Wölkt sich nicht mehr um sein feurig Auge.

3. Die deutsche Nachwelt, wenn sie der Barden Lied —
Wir sind die Barden — künftig in Schlachten singt,
Die wird dein Lied hoch im Getöse
Eiserner Kriege gewaltig singen.

4. Schon hat der Geist den Donnerer ausgehaucht;
Schon wälzt sein Leib sich blutig im Rheine fort;
Doch bleibt am leichenvollen Ufer
Horchend der eilende Geist noch schweben.

5. Jetzt reißt dich Gottes Tochter, Urania,
Allmächtig zu sich, Gott der Erlöser ist
Dein heilig Lied. Auf! segn' ihn, Muse,
Segn' ihn zum Liede der Auferstehung!

6. Doch Freund, du schweigst, und siehest mich weinend an?
Ach, warum starbst du, göttliche Radikin?
Schön wie die junge Morgenröthe,
Heilig und still wie ein Sabbath Gottes.

7. Nimm diese Rosen, Giseke; Lesbia
Hat sie mit Zähren heute noch sanft benetzt,
Als sie dein Lied mir von den Schmerzen
Deiner Gespielin der Liebe vorsang.

8. Du lächelst? Ja, dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum erstenmal dich sahe,
Als ich dich sah und du mich nicht kanntest.

9. Wenn einst ich todt bin, Freund, so besinge mich!
Dein Lied voll Thränen soll den entfliehenden
Dir treuen Geist noch um dein Auge,
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

10. Dann soll mein Schutzgeist, schweigend und unbemerkt,
Dreimal dich segnen! Dreimal dein sinkend Haupt
Umfliegen, und nach mir, der scheidet,
Dreimal noch sehn und dein Schutzgeist werden.

11. Hasser der Thorheit, aber auch Menschenfreund,
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick,
Dein froh und herzenvoll Gesicht ist
Freunden der Tugend und deinen Freunden

12. Stets liebenswürdig; aber dem Thor bist du
Stets furchtbar! Lach' ihn ohne Barmherzigkeit
Todt! Laß kein unterwürfig Lachen,
Freund, dich im strafenden Zorne stören.

13. Stolz und demüthig ist der Thor lächerlich.
Sei unbekümmert, wüchs' auch der Narren Zahl
Stets; wenn zu ganzen Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt bedeckten.

14. Wenn du nur einen jedes Jahrhundert nimmst
Und weisen Völkerschaften ihn zugesellst;
Wohl dir! wir wollen deine Siege,
Die wir prophetisch sehn, feierlich singen.

15. Der Nachwelt winkend, setz' ich dein heilig Bild
Zu Lucianen hin und zu Swiften hin.

Hier sollst du Freund den Nahmen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen!

Drittes Lied.

1. Lied, werde sanfter, fließe gelinder fort,
Wie auf die Rosen hell aus Aurorens Hand
Der Morgenthau träuft; denn dort kommt er
Heiter mit lächelnder Stirn, mein Gellert.

2. Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

3. Auf meinem Schooß, in meinen Umarmungen
Soll einst die Freundin, welche mich lieben wird,
Dein süß Geschwätz mir oft erzählen,
Und es zugleich an der Hand der Mutter

4. Die kleine Fanny lehren. Die Tugend, Freund,
Zeigt auf dem Schauplatz niemand allmächtiger,
Als du. Da die zwo edlen Schönen,
Voll von gesetzter und stiller Großmuth,

5. Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten, da weint' ich, Freund;
Da flossen ungeseh'ne Thränen
Aus dem gerührten entzückten Auge.

6. Da stand ich betend, ernst und gedankenvoll.
O Tugend! rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!

7. Der du uns auch liebst, Olde, komm näher her,
Du Kenner, der du, edel und feuervoll,
Unbiegsam beiden, beiden furchtbar,
Stümper der Tugend und Schriften hassest!

8. Du, der bald Zweifler, und Philosoph bald war,
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons und Homerus Priester,
Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter.

9. Viel Zeiten, Kühnert, hast du schon durchgelebt.
Von Eisen Zeiten, silberne, goldene!
Komm, Freund, komm wieder zu des Milton,
Und zu der Zeit des Homer zurücke.

10. Noch zween kommen. Den hat vereintes Blut
Unsrer Voreltern zärtlich mir zugesellt,
Und den des Umgangs süße Reizung,
Und der Geschmack mit der hellen Stirne.

11. Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Höhern Gesängen neben mir auferziehn!
Und Rothe, der sich freier Weisheit
Und der vertrauteren Freundschaft heiligt.

Viertes Lied.

1. Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!
Wo seyd ihr? Eile, säume nicht, schöne Zeit!
Kommt, auserwählte süße Stunden,
Da ich sie seh', und sie sanft umarme!

2. Und du, o Freundin, die du mich künftig liebst,
Wo bist du? Dich sucht, Fanny, mein einsames,
Mein fühlend Herz in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!

3. Hält dich, o Freundin, hält dich die zärtlichste
Von allen Frauen mütterlich ungestüm;
Wohl dir! auf ihrem Schoße lernst du
Tugend und Liebe zugleich empfinden.

4. Wie, oder ruhst du, wo dir des Frühlings Hand
Blumen gestreut hat, wo dich sein Säuseln kühlt?
Sei mir gesegnet! Dieses Auge,
Ach, dein voll Zärtlichkeit volles Auge.

5. Dieser von Zähren schwimmende süße Blick,
An Allmacht, Fanny, gleicht er der Himmlischen,
An Huld, an süßen Zärtlichkeiten
Gleicht er dem Blick der noch jungen Eva.

6. Dies Antlitz, voll von Tugend, von Großmuth voll,
Dies vor Empfindung bebende sanfte Herz!
Dies, o, die du mich künftig liebest,
Dieses ist mein, doch du selber fehlst mir!

7. Du, Fanny, fehlst mir! Einsam und wehmuthsvoll
Und bang und weinend irr' ich und suche dich,
Dich Freundin, die mich künftig liebet,
Ach, die mich liebt und mich noch nicht kennet.

Fünftes Lied.

1. Siehst du die Thräne, welche mein Herz vergießt,
Freund, Ebert? Weinend lehn' ich mich auf dich hin,
Gieb mir den Becher, diesen vollen,
Welchem du winkst, daß ich froh, wie du, sey!

2. Doch jetzt auf einmal wird mir das Auge hell,
Scharf zu Gesichten, hell zur Begeisterung.
Ich sehe dort an Evans Altar,
Tief in dem wankenden Opferrauche,

3. Da seh' ich langsam heilige Schatten gehn!
Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Loshüllen, nein, die in der Dichtkunst
Stund und der Freundschaft um Dichter schweben!

4. Euch bringt die Dichtkunst oftmals im weichen Schoß
Zu Freunden! Kein Aug unter den Sterblichen
Entdeckt sie, du nur, seelenvolles
Trunknes poetisches Auge siehst sie!

5. Drei Schatten kommen! neben den Schatten tönt's,
Wie Dindymene hoch aus dem Heiligthum
Allgegenwärtig niederrauschet,
Und mit gewaltiger Cymbel tönet;

6. Oder wie aus den Götterversammlungen,
Mit Agyäus Leierton, himmelab
Und taumelnd hin auf Weingebirgen
Satzungenlos Dithyramben donnern.

7. Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von feinem Scherz; ihm
Horcht die Aufmerksamkeit deiner Freunde.

8. Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin.
Schatten, wer bist du? Ebert, itzt neigt er sich
Zu mir und lächelt. Ja, er ist es,
Siehe, der Schatten, der ist mein Gärtner!

9. Du deinen Freunden, liebster Quintilius,
Der unverstellten Wahrheit Vertraulichster,
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! Doch du fliehst und lächelst!

10. Flieh nicht, mein Gärtner! Flieh nicht! Du flohst ja nicht,
Als wir an jenem traurigen Abende,
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten und Abschied nahmen!

11. Die letzten Stunden, da du uns Abschied nahmst,
Der Abend soll mir festlich und heilig seyn!
Da lernt ich, Freund, wie sich die Edeln,
Wie sich die wenigen Edeln liebten!

12. Viel Abendstunden fasset die Nachwelt noch:
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden!

Sechstes Lied.

1. In meinem Arme, trunken und weisheitsvoll,
Sang Ebert: Evan, Evoe, Hagedorn!
Da kommt er über Rebenblättern
Muthig einher, wie Lyäus, Zeus Sohn!

2. Mein Herze bebt mir. Stürmend und ungestüm
Zitterst du, Freude, durch mein Gebein dahin!
Evan mit deinem schweren Thyrsus,
Schone mit deiner gefüllten Schale!

3. Dich deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
Und dies war allen Wassertrinkern
Wundersam, und die in Thälern wohnen,

4. Wo Wasserbäch und Brunnen die Fülle sind,
Von Weingebirgeschatten unabgekühlt,
So schliefst du sicher vor den Schwätzern,
Nicht ohne Götter, ein muth'ger Jüngling.

5. Mit seinem Lorbeer hat dir auch Patareus
Und mit gemischter Myrthe das Haupt umkränzt!
Wie Pfeile von dem goldnen Köcher,
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

6. Schnellrauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Peneus Tochter durch die Gefilde flog!
Oft wie der Satyrn Hohngelächter,
Als sie den Wald noch nicht laut durchlachten.

7. Zu Wein und Liedern wähnen dich Priester nur
Allein geboren. Denn dem Unwissenden
Sind die Geschäfte großer Seelen
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.

8. Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben ist
Viel süßgestimmter als ein unsterblich Lied;
Du bist in unsokrat'schen Zeiten
Wenigen Freunden ein theures Muster.

Siebentes Lied.

1. Er sprachs. Jetzt sah ich über den Altar her,
Auf Opferwolken, Schlegeln mit dichtrischem
Geweihtem Lorbeerschatten kommen,
Und unerschöpflich, vertieft und ernsthaft,

2. Um sich erschaffen. Werdet! Da wurden ihm
Lieder. Die sah ich menschliche Bildungen
Annehmen. Ihnen haucht er schaffend
Leben und Geist ein und gieng betrachtend

3. Unter den Bildern, wie Berecynthia
Durch den Olympus hoch im Triumphe geht,
Wenn um sie ihre Kinder alle
Ringsum versammelt sind, lauter Götter.

4. Noch eins nur fehlt dir. Werd' uns auch Despreaux,
Daß, wenn sie etwa zu uns vom Himmel kommt,
Die goldne Zeit, der Musen Hügel
Leer von undichtrischem Pöbel dasteh'.

Achtes Lied.

1. Komm, goldne Zeit, komm, die du den Sterblichen
Selten besuchst, komm, laß dich, o Schöpferin,
Laß, bestes Kind der Ewigkeiten,
Dich über uns mit verklärtem Flügel!

2. Tief voll Gedanken, voller Entzückungen
Geht die Natur dir, Gottes Nachahmerin,
Schaffend zur Seite, große Geister,
Wenige Götter der Welt zu bilden.

3. Natur, dich hör' ich im Unermeßlichen
Wandeln, so wie mit sphärischem Silberton
Gestirne, Dichtern nur vernommen,
Niedrigen Geistern unhörbar, wandeln.

4. Aus allen goldnen Altern begleiten dich,
Natur, die großen Dichter des Alterthums,
Die großen neuern Dichter! Segnend
Seh' ich ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

2. Die künftige Geliebte.

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen,
Sing' ich traurig allein, dies wehmüthige Lied.
Nur mein Auge soll's mit schmachtendem Feuer durchirren,
Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiseres Ohr!
Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz,
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen, und, ach, keine Geliebte dazu?
Die du künftig mich liebst (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir giebt,)
Die du künftig mich liebst, o du aus allen erkohren,
Sag, wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam jetzt irrt?
Nur mit Einem verrathenden Laut, mit einem der Töne,
Die der Frohen entfliehn, sag' es, einst Glückliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst: o so verheel' es mir nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht,
Das aus innerster Brust Klage seufzet und stirbt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe,
Daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist.
Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus
Und umfasset ein Bild, ach das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich auf? wo werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt?
Jener Ort, der dich hält, wo ist er? wo fließet der Himmel,
Welcher dein Auge umwölbt, heiter und lächelnd vorbei?
Werd' ich mein Auge zu dir einst, segnender Himmel, erheben,
Und umarmet sie seh'n, die aufblühen du sahst?
Aber ich kenne dich nicht! es gieng die fernere Sonne
Meinen Thränen daselbst niemahls unter und auf.
Soll ich jene Gefilde nicht sehn? Führt nie dort im Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal?
Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust? —
Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin!
Unbesiegbare Lust, ein süßer begeisternder Schauer,
Eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel,
Und, o ich sehe sie! mitweinende, weibliche Zähren,
Ein mir lispelnder Hauch und ein erschütterndes Ach!
Ein zu segnender Laut, der mir rief, wie ein Schatten dem Schatten
Liebend ruft — weissagt dich, die mich hörete, mir. — —
O du, die du sie mir und meiner Liebe gebarest,
Hältst du sie, Mutter, umarmt, dreimahl gesegnet sei mir!
Dreimahl gesegnet sei dein gleich empfindendes Herz mir,
Das der Tochter zuerst, weibliche Zärtlichkeit gab!
Aber laß sie jetzt frei! Sie eilt zu den Blumen, und will da
Nicht von Zeugen behorcht, will gesehen nicht sein.
Eile nicht so! — — Doch mit welchem Namen soll ich dich nennen,
Du, die unaussprechlich meinem Verlangen gefällt?
Heißest du Laura? — Laura besang Petrarca in Liedern,
Zwar dem Bewunderer schön, aber dem Liebenden nicht. —
Wirst du Fanny genannt? ist Cidli dein fei'rlicher Name?
Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang?
Singer? Fanny? — Ach Cidli! ja Cidli nennet mein Lied dich.
Wenn im Liede mein Herz halb gesagt dir gefällt. — —
Eile nicht so, damit nicht vom Dorn der verpflanzeten Rose
Blute, wenn du so eilst, dein zu flüchtiger Fuß,
Du mit zu starken Zügen den Duft des Lenzes nicht trinkest,
Und um den blühenden Mund sanfter die Lüfte nur wehn.
Aber du gehest denkend und langsam, das Auge voll Zähren,
Und jungfräulicher Ernst deckt das verschönte Gesicht.
Täuschte dich jemand? und weinst du, weil der Gespielinnen eine
Nicht, wie du von ihr geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Oder liebst du, wie ich? erwacht mit unsterblicher Sehnsucht,
Wie sie das Herz mir empört, dir die starke Natur?
Was sagt dieser seufzende Mund? Was sagt mir dies Auge,
Das mit verlangendem Blick sich zu dem Himmel erhebt?
Was entdeckt mir dies tiefere Denken, als sähst du ihn vor dir?
Ach, als sänkst du ans Herz dieses Glücklichen hin?
Ach, du liebest! So wahr die Natur kein edleres Herz nicht
Ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, schuf!
Ja, du liebest, du liebest! Ach wenn du den doch auch kenntest,
Dessen liebendes Herz unbemerket dir schlägt,
Dessen Wehmuth dich ewig verlangt, dich bang vom Geschicke
Fodert, von dem Geschick, das unbeweglich sie hört. —
Weheten doch sanftrauschende Winde sein innig Verlangen,
Seiner Seufzer Laut, seine Gesänge dir zu!
Winde, wie die in der goldenen Zeit, die, vom Ohre des Schäfers,
Hoch zu der Götter Ohr floh mit der Schäferin Ach.
Eilet Winde mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauscht und verkündet mich ihr:
„Ich bin redlich! Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend,
Aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab,
Zu der Liebe, der schönsten der Tugenden, wie sie den Menschen
In der Jugend der Welt stärker und edler sie gab.
Alles empfind ich von dir; kein halb begegnendes Lächeln,
Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog,
Keine stille, mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt,
Kein halbstammelnder Blick voll unaussprechlicher Reden,
Wenn er den ewigen Bund süßer Umarmungen schwört,
Auch der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgest,
Eilet mir unerforscht und unempfunden vorbei.
Ach, wie will ich, Cidli, dich lieben! Das sagt uns kein Dichter,

Und selbst wir im Geschwätz trunkner Beredtsamkeit nicht.
Kaum, daß noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele
Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt!

3. Petrarca und Laura.

Anderen Sterblichen schön, kaum noch gesehn von mir,
Gieng der silberne Mond vorbei.
Thränend wandt' ich von ihm mein melancholisches,
Müdes Auge dem Dunkeln zu.
Dreimahl schlug mir mein Herz, dreimahl erbebtest du,
Tochter des ewigen Hauchs, in mir,
Seele, zur Liebe gemacht; dreimahl erschreckte dich
Deiner Einsamkeit bang Gefühl.
Hätte die dich gesehn, welcher du zitterteſt,
Der du seufzend, Unsterbliche,
Thränen weintest, wie sie wehmuthsvoll Edlere
Weinen — wäre vielleicht sie nicht
Durch die Thränen gerührt? Hätte vielleicht sie nicht
Eine Thräne mit dir geweint?
Aber süßere Ruh deckte mit Fittigen
Ihres friedsamen Schlummers sie;
Und ihr göttliches Herz, über mein Herz erhöht,
Hub gelinder des Mädchens Brust.
Mich nur floh die Ruh; und, mein Gespiele sonst,
Mein geselliger, sanfter Schlaf,
Gieng dem Auge vorbei, und dem getrübteren
Ihm zu wachen und bangen Blick.
Tief in die Dämmerung hin sah es, und suchte dich,
Seiner Thränen Genossin, auf,
Dich, des nächtlichen Hains Sängerin, Nachtigall!
Doch du sangest mir jetzo nicht.
Dein mitweinender Ton, dein melancholisch Ach,
Selbst die Linderung fehlte mir.
Endlich schlummert' ich ein, und ein Unsterblicher
Schloß mitleidig das Auge mir.
Hast du mich weinen gesehn, o du Unsterblicher,
Der mitleidig mein Auge schloß:
O so sammle sie ein, sammle die heiligen
Thränen in goldene Schalen ein,
Bring sie, Himmlischer, dann zu den Unsterblichen,
Denen zärtlich ihr Herz auch schlug:
Zu der göttlichen Rowe, oder zur Radikin,
Die im Frühlinge sanft entschlief,
Oder zu Doris hinauf, die noch ihr Haller weint,
Wenn er die jüngere Doris sieht,
Daß dann eine vielleicht, hat sie mein Schmerz bewegt,
Aus den holden Versammlungen
Niedersteige, das Herz jener, die inniger
Mein unsterblicher Geist verlangt,
Zu erweichen, und sie zu den Empfindungen
Gleicher Zärtlichkeit einzuweihn.
Also dacht' ich und schlief. Und der Unsterbliche
Gab mitleidig mir einen Traum.
Laura sah ich im Traum, bei ihr den fühlenden,
Liedervollen Petrarca stehn.
Sie war jugendlich schön; nicht wie das leichte Volk
Rosenwangichter Mädchen ist,
Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
Von der Natur, und im Scherz gemacht,
Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen
Triumphirenden Götterblicks.
Laura war jugendlich schön; ihre Bewegungen
Sprachen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens; und werth, werth der Unsterblichkeit,
Trat sie hoch im Triumph daher,
Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt, wie du, Natur.
An ihr klopfendes Herz legte Petrarca sich;
Also sagte der Glückliche:
„Ach, dein klopfendes Herz, was vor Empfindungen
Schlägts mir in den bewegten Geist!
Jeder wallende Hauch deiner beseelten Brust
Hebt mich zu den Unsterblichen!
Ach, wie ruh' ich so süß! Laß mich! Die Seele faßt
Deiner Liebe Gewalt nicht mehr.
Laura, Laura! mein Geist hebt sich, voll hoher Lust,
Auf die Hügel der Seeligen,
Auf die Hügel der Ruh, wo's von Entzückungen
Taumelnd schwebt um mein trunknes Haupt.
Singet, Söhne des Lichts, meiner Empfindungen
Unaussprechliche, süße Lust!
Singt sie, ich weine sie nur, ja die Unsterblichkeit
Wein' ich froh von der Liebe durch." —
„Mein Petrarca!" — Sie sprachs; aber nun redeten
Frohe Seufzer und Thränen nur:
„Ach, wie fließt ihr so sanft, unter Umarmungen,
Ewigkeiten voll Ruh, vorbei!
Daß wir dort uns geliebt, ach! wie belohnt uns dies
Unsrer Namen Unsterblichkeit
Auf der unteren Welt! Unserer Zärtlichkeit
Folgt dort. Enkel und Enkelin.
Enkel, die ihr uns folgt, euch soll die goldne Zeit
Lächelnd Blumen und Kränze streun;
Ihr sollt glücklicher sein, als es die Herrscher sind,
Mehr, als siegende Könige.
Euch gehorche das Spiel, das von der Leier tönt,
Singet würdig der Ewigkeit,
Würdig der, die euch liebt, gebt sie den folgenden
Späten Tagen zum Muster hin!
Enkelinnen, die ihr Laura's Empfindung habt,
Euch verfließe die goldne Zeit,
Wie ein ewiger Mai, wie ein gefei'rter Tag,
Unter süßen Umarmungen!
Ihr sollt glücklicher sein, als des Eroberers
Braut, die Tochter des Siegenden.
Euch nur singe das Spiel, das von der Leier tönt;
Seid unsterblich, wie Laura ist!"

4. Dem Erlöser.

1. Der Seraph stammelts, und die Unendlichkeit
Bebts durch den Umkreis ihrer Gefilde nach,
Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

2. Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen,
Und denkt Gedanken; daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert.

3. Auch du wirst einmahl mehr wie Verwesung sein,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

4. Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß und ein Leben dastand!

5. O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht,
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wenn seh ich dich? wenn weint mein Auge,
Unter den tausendmahl tausend Thränen?

6. Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Diesseit am Grabe! ... O helle Stunde,

7. Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

8. Laßt mich dort hingehn, daß ich die Stäte seh!
Mit hingesenktem, trunkenem Blick sie seh!
Der Aernte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg', und sterbe! —

9. Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du, die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst, wer gliche
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

10. Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt, den Besten
Aller Gebohrnen, den Sohn des Vaters.

11. Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe; daß erst, wenn es gesungen ist,
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhab'nen Weg geh!

12. O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest, zeige die Wege mir,
Die du da gingst, worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

13. Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest;
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

14. Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

15. Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinen erhabensten
Gedanken, lehr ihn Hoheit; führ ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

16. Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind
Den Menschen singe; daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme,
Flammen ins Herz der Erlös'ten ströme!

5. An Sidli.

Unerforschter, als sonst etwas den Forscher täuscht,
Ist ein Herz, das die Lieb' empfand,
Sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche
Unsers dichtenden Traums gebar,
Jene trunkene Lust, wenn die erweinete,
Fast zu selige Stunde kommt,
Die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird,
Und zwo bessere Seelen nun
Ganz, das erstemahl ganz, fühlen, wie sehr sie sind,
Und wie glücklich, wie ähnlich sich!
Ach, wie glücklich dadurch! Wer der Geliebten spricht
Diese Liebe mit Worten aus?
Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
Vollen Blick und der Seele drin?
Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete,
Eh die selige Stunde kam.
Wenn dies Trauern umsonst eine verkündete,
O dann wählte die Seele falsch,
Und doch würdig! Das webt keiner der Denker auf,
Was vor Irren sie damahls ging.
Selbst der kennt sie nicht ganz, welcher sie wandelte,
Und verspäht sich nur weniger.
Leise redets darin: „Weil du es würdig warst,
Daß du liebtest, so lehrten wir
Dich die Liebe. Du kennst alle Verwandlungen
Ihres mächtigen Zauberstabs.
Ahm den Weisen nun nach: Handle! Die Wissenschaft,
Sie nur, machte nie Glückliche." —
Ich gehorche. — Das Thal, (Eden nur schattete,
Wie es schattet,) der Lenz im Thal
Weilt dich; Lüfte, wie die, welche die Himmlischen
Sanft umathmen, umathmen dich;
Rosen knospen dir auf, daß sie mit süßem Duft
Dich umströmen; dort schlummerst du.
Wach', ich werfe sie dir leis' in die Locken hin,
Wach vom Thaue der Rosen auf!
Und (noch bebt mir mein Herz, lange daran verwöhnt,)
Und o wache mir lächelnd auf!

6. An Gleim.

1. Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
Keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann,
Daß der Liebling der Freude
Nur mit Sokrates Freunden lacht.

2. Du verkennest ihn nicht, wenn du dem Abendstern,
Nach den Pflichten des Tags, schnellere Flügel giebst,
Und dem Ernste der Weisheit
Deine Blumen entgegen streust.

3. Laß den Lacher, o Gleim, lauter dein Lied entweihn;
Deine Freunde verstehns. Wenige kennest du;
Und manch lesbisches Mädchen
Straft des Liedes Entweihungen,

4. Lacht dem Jünglinge nicht, welcher den Flatterer
Zu buchstäblich erklärt; weiß es, wie schön sie ist;
Zürnt ihn weiser und lehrt ihn,
Wie ihr Lächeln, dein Lied verstehn.

5. Nun versteht ers, sie mehr. Aber so schön sie ist;
So empört auch ihr Herz deinem Gesange schlägt,
O so kennt sie doch Gleimen
Und sein feuriges Herz nicht ganz;

6. Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein;
Wie er auf das Verdienst deß, den er liebet, stolz,
Edel stolz ist, vom halben,
Kalten Lobe beleidiget,

7. Liebend Liebe gebeut, hier nur die zögernde
Sanfte Mäßigung haßt, oder, von Friederichs,
Wenn von Friederichs Preise
Ihm die trunknere Lippe trieft,

8. Ohne Wünsche nach Lohn, aber auch unbelohnt!
Sprich nur wider dich selbst edel und ungerecht!
Dennoch beuget, o Gleim, dir
Ihren stolzeren Nacken nicht

9. Deutschlands Muse. In Flug eilend zum hohen Ziel,
Das mit heiligem Sproß Barden umschatteten,
Hin zum höheren Ziele,
Das der himmlischen Palm' umweht,

10. Sang die Zürnende mir. (Tönend entschlüpfete
Mir die Laute, da ich drohend die Priesterin,
Und mit fliegendem Haar sah,
Und entscheidendem Ernst.) Sie sang:

11. Lern des innersten Hains Ausspruch, und lehre den
Jeden Günstling der Kunst; oder ich nehme dir
Deine Laute, zerreiße
Ihre Nerven und hasse dich!

12. Würdig war er, uns mehr, als dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein;
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.

13. So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist. Noch, da der Lorbeer ihm
Schon von dem Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,

14. Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht. Aber er wandte sich,
Strömt' in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird.

15. Sagts der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu sein! Aber sie hört es doch.
Sagts ihr traurig, und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

7. Der Rheinwein.

1. O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser werth und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

2. Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zubingst, der dich mit auferzog
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

3. Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Cato's
Ernstere Tugend von dir entglühe.

4. Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,

5. Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.

6. Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst, bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

7. Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt und nur gleitend fortschifft.

8. Freund, laß die Hall' uns schließen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen,
Und von der Weisheit wohl gar mitsprechen.

9. Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

10. Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit
Wenn dir ein Freund starb. Nenn ihn: so starb er mir.
Das sprach er noch; nun kam das letzte,
Letzte Verstummen; nun lag er todt da!

11. Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste,
Wär sie nicht auch, die Geliebte, sterblich.

12. Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dirs zu heiß wird, daß du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der großen Fluth fleußt;

13. So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel

Das würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle laufen.

14. Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur;
Die Welt wirds kennen. Aber das edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich, die Tugend selten.

15. Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf und trink.
Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

8. Dem Unendlichen.

1. Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! wie sinkt es,
Wenns auf sich herunterschaut!
Elend schauts wehklagend dann, und Nacht und Tod.

2. Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tod hilft!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab', oben am Thron,
Herr, Herr, Gott, den dankend entflammt, kein Jubel genug besingt.

3. Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, krystallner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

4. Donnert, Welten, in feierlichem Gang, in der Posaunen Chor!
Du, Orion, Wage, du auch!
Tönt, all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz
In der Posaunen Chor!

5. Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz; Gott — nie es ganz, Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist.

9. Der Nachahmer.

1. Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang: so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibnitz, jene nicht an,
Welche der Hain Braga's verbarg.

2. Dichter, so bist du kein Deutscher! Ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber.
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie.

10. Die frühen Gräber.

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

11. Schlachtgesang.

1. Wie erscholl der Gang des lauten Heers
Von dem Gebirg' in das Thal herab,
Da zu dem Angriff bei dem Waldstrom das Kriegslied
Zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief!

2. Mit herab zu großer Thaten Ernst!
Zu der unsterblichen Rettung Ruhm!
Die am Gebirg uns bei dem Strom stolz erwarten,
Und im Gefilde der Schlacht mit dem Donner in dem Arm stehn,

3. O Tyrannenknechte sind sie nur!
Und vor dem Drohn des gesenkten Stahls,
Vor dem Herannahn und dem Ausspruch der Freien,
Die sich dem Tode gelassener heiligen, entfliehn sie.

12. Die Sommernacht.

1. Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn;

2. So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.

3. Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch.
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst du von dem Monde
Du, o schöne Natur!

13. Unsere Fürsten.

1. Von der Palmenhöhe, dem Hain Siona's,
Kommen wir her, wir, des Harfengesangs
Geweihte, daß Christen noch einst
Wir entflammen mit dem Feuer,

2. Das zu Gott steigt. Hier in dem Hain, wo Eichen
Schatten, erschallst schöner, Telin, auch du,
Wenn Schöne des Herzens voran
Vor der Schönheit des Gesangs fleugt.

3. Mit Entzückung wall' ich im Hain der Palmen,
Dichter, mit Lust, hier, wo Eich' und ihr Graun
Uns dämmert, das Vaterland euch,
Mich hinauf rief, ihm zu singen.

4. O bekränzet froh euch das Haupt, Thuiskons
Enkel! empfangt Braga's heiliges Laub!
Er bringt es den Hügel herab:
Wie es glanzvoll von dem Quell träuft!

5. Mit des Stolzes Tönen erschallt (ihr wurdet,
Dichter, sein Stolz!) Braga's freudiges Lied.
Ihr tranket mit ihm aus dem Quell
Der Begeistrung und der Weisheit.

6. Und ihr säumt noch? Singet ihm nach! „Ihr siegtet
Ueber die Zeit! Deutschlands Fürsten . . sie rief
Kein Stolz, euch zu leiten, herzu;
Und allein schwangt, was auch obstand,

7. Ihr mit edler Kühnheit euch auf. So werde
Euch denn allein auch unsterblicher Ruhm!
Der Name der Fürsten verweh,
Wie der Nachhall, wenn der Ruf schweigt.

8. Aus dem Hain Thuiskons entflieh kein sanftes
Silbergetön hin zum parischen Maal,
Das keiner besucht, und das bald
In den Staub sinkt der Gebeine."

9. O wie festlich rauschet der Hain! Ich sehe
Fliegenden Tanz; Braga führt den Triumph.
Unsterblichkeit! rufet das Chor,
Und der Hain rufts in den Schatten.

10. „Pyramiden sanken: der Wandrer findet
Trümmer nur noch; Lobschrift, welche die Burg
Des Fürsten nur kannte, sie schläft
In dem Goldsaal, wie im Grabe.

11. Pyramiden, liegt ihr! und schlaf, des Schmeichlers
Werk, in des Saals Gruft, nicht weckbar. Uns macht
Unsterblich des Genius Flug,
Und die Kühnheit des Entschlusses,

12. Von des Lohns Verachtung entflammt. Einst konntet,
Fürsten, ihrs thun. Baut von Marmor euch jetzt
Die Maale, vergessen zu ruhn!
Denn es schweigt euch in dem Haine."

14. Teutone.

1. An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblickt' ich, Göttin, dich
Noch Einmahl; du kamst zu dem Sterblichen herab.

2. Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt,
Täuschen, ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch,
Unschuldige, traf, die begleiteten sie fern,

3. Wie in Dämmerung; und die Sculda's mächtigerer Stab
Errettete, die schwebten umher in Triumph,
Schimmernd, um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

4. Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

5. O Begeistrung! Sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Gluth!
Ströme! denn du schonest deß umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

6. Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds, ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm;
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald.

7. Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald' ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm;
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

8. Die der Fremdling nicht entweiht, (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert!) o Freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln. Die Adler entflogen, und du bliebst,

9. Die du warest. An dem Rhodan klirret sie noch laut,
Die Kette des Eroberers, laut am Iber!
Also, o Britanne, schallt dir noch
Der Angel und Sachse mit herschendem Geklirr.

10. So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht.
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache, mit des Deutschen Schwert und Wort!
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut.

11. Die dich damahls mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie verhüllt die Vergessenheit mit Nacht!

12. Ah, die Geister der Bardiete, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir!
Ha, Norne, dein Dolch! Wirst auch diesen, so sie klagt,

13. Die Vertilgten, du vertilgen? Bilder des Gesangs,
Ihr Geister, ich beschwör' euch, ihr Genien, lehrt,
Führet mich den steilen kühnen Gang
Des Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

14. So erscholl's mir von der Telin wieder in dem Hain.
Mir däuchte, daß Teutona mit Lächeln auf mich
Blickte; da durchströmt' es all mein Blut
Mit Feuer, und Röthe, wie jugendlichem Tanz,

15. In dem Frühlinge getanzt, glüht, flammte mir herauf
Die Wange. Ihr Begleiter, ihr Geister! so rief
Eiliger ich aus, ihr saht den Blick
Der Göttin, sie lächelte! Genien, ihr saht's!

16. O des Zaubers, den sie scheidend zauberte! Sie rief:
Und Geister der Gesänge, gesungen durch mich,
Kamen, ihr Gebild, und hatten stolz
Mit heiligem Laube die Schläfe sich bekränzt,

17. Mit dem jüngsten aus dem Haine. Hebe denn, o Dolch
Der Norne, dich: du fehlst sie! Die Göttin hat sie
Schirmend, auf der Bahn des steilen Gangs,
Des kühnen, hinauf zur Unsterblichkeit geführt.

15. Weissagung.

1. An der Eiche Sprößling gelehnt, von hellen
Düften umhüllt, stand die Telin; und schnell
Erscholl sie von selbst; doch ich ließ
Unerweckt sie mir erschallen.

2. Da entströmt' ihr rascher Verdruß, da zürnte
Wirbelnd ihr Ton. Eilend ging ich, und nahm
Die Drohende, daß sie dereinst
Zum Vergelt nicht mir verstummte.

3. Auch des Rosses Auge, des Hufs Erhebung,
Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und Sprung
Weissagten die Barden; auch mir
Ist der Blick hell in die Zukunft.

4. Ob's auf immer laste? Dein Joch, o Deutschland,
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!

5. Denn im Haine brauset' es her gehobnes
Halses, und sprang, Flug die Mähne, dahin
Das heilige Roß, und ein Spott
War der Sturm ihm und der Strom ihm.

6. Auf der Wiese stand es, und stampft', und blickte
Wiehernd umher; sorglos weidet' es, sah
Voll Stolz nach dem Reiter nicht hin,
Der im Blut lag an dem Grenzstein.

7. Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

16. Winterfreuden.

Also muß ich auf immer, Krystall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß schwingen die Flügel des Stahls?
Wasserkothurn, du warest der Heilenden einer; ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sonnen gesehn.
Manche Rose hat mich erquickt; sie verwelkten, und du liegst,
Auch des Schimmers beraubt, liegest verrostet nun da!
Welche Tage gabest du mir! Wie begannen sie, wenn sich
In der Frühe Glanz färbte noch bleibender Reif;
Welche Nächte, wenn nun der Mond mit der Heitre des Himmels
Um der Schönheit Preis siegend stritt und besiegt.
Dann war leichter der Schwung, und die Stellung unkünstlicher, froher
Dann der Rufenden Laut, blinkete heller der Wein,
Und wie war der Schlaf der endlich Ermüdeten eisern,
Wie unerwecklich! Wer schlief jemahls am Baume, wie wir?
Aber es kam mit gebotnem Gepolter der Knecht; und wir sahen
Wieder den farbigen Reif, wieder den Schimmer der Nacht.
Der du so oft mit der labenden Gluth der gefühlten Gesundheit
Mich durchströmetest, Quell längeres Lebens mir warst.
Wenn ich vorüberglitt an hellbeblütheten Ulmen;
(Schnee war die Blume) der Bahn warnende Stimme vernahm
Mit nachhorchendem Ohr; auch wohl hinschwebt' an der Ostsee
Zwischen der Sonne, die sank, und dem Monde, der stieg;
Oder wenn die Flocken zu tausenden in sich verhüllten,
Und den schwindelte, Sturm auf das Gestade mich warf.
Ach, einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen, führtest
Mich auf jüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.
Bleich stand da der Gefährt; mein Schutzgeist gab mir Entschluß ein;
Jener bebte nicht mehr; und die Errettung gelang.
Als sie noch schwankend schien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!
Dank dir noch Einmahl, Beindorf, daß du mich rettetest! Dir kam
Lang schon die letzte; mir macht sie die Erde noch schön.

17. Unsterblichkeit.

1. Selig sind des Himmels Erben,
Die Todten, die im Herren sterben,
Zur Auferstehung eingeweiht!
Nach den letzten Augenblicken
Des Todesschlummers folgt Entzücken,
Folgt Wonne der Unsterblichkeit!
In Frieden ruhen sie,
Los von der Erde Müh'!
Hosianna!
Vor Gottes Thron
Zu seinem Sohn
Begleiten ihre Werke sie!

2. Dank, Anbetung, Preis und Ehre,
Macht, Weisheit, ewig, ewig Ehre
Sei dir, Versöhner, Jesu Christ!
Ihr, der Ueberwinder Chöre,
Bringt Dank, Anbetung, Preis und Ehre,
Dem Lamme, das geopfert ist!
Er sank, wie wir, ins Grab.
Wischt unsre Thränen ab,
Alle Thränen.
Er hat's vollbracht.
Nicht Tag, nicht Nacht
Wird an des Lammes Throne sein.

3. Nicht der Mond, nicht mehr die Sonne
Scheint uns alsdann, er ist uns Sonne
Der Sohn, die Herrlichkeit des Herrn.
Heil, nach dem wir weinend rangen,
Nun bist du, Heil, uns aufgegangen,
Nicht mehr im Dunkeln, nicht von fern'.
Nun weinen wir nicht mehr;
Das Alt ist nun nicht mehr.
Halleluja!
Er sank hinab,
Wie wir, ins Grab.
Er ging zu Gott: wir folgen ihm!

18. Morgenlied.

1. Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, auferſteh,
Und von dieses Lebens Kummer
Frey, den schönern Morgen seh:
O dann wach ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen.

2. Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Richtenden einst sage,
Er sey ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht ich auf:
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ' mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage.

3. Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint.
Wenn zum dunkeln Thal' ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Lindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärksten seyn,
Mich, der ihn gen Himmel weise,
Und dich, Herr des Todes, preise!

Ewald Christian von Kleist.



Eine der liebenswürdigsten und zugleich selbstständigsten Erscheinungen der vorliegenden Periode ist Ewald Christian von Kleist, welcher am 3. (nach Andern am 5. oder am 7.) März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren wurde. Zuerst im väterlichen Hause von gewöhnlichen Hofmeistern erzogen, wurde er im 10. Jahre in die Jesuitenschule zu Cron in Groß-Polen, und im J. 1729 auf das Gymnasium zu Danzig gebracht, worauf er 1731 die Universität Königsberg bezog, um die Rechte zu studiren. Da sich nach vollendeten Studien keine Aussicht auf baldige Anstellung zeigte, ging er im J. 1736 nach Dänemark, wo er nahe Verwandte hatte, welche ihn bewogen, in dänische Kriegsdienste zu treten, die er jedoch auf Befehl Friedrichs II. im J. 1740 wieder verließ. Im Regiment des Prinzen Heinrich, das sich in Potsdam befand, als Lieutenant angestellt, gerieth er bei seinem geringen Vermögen bald in eine bedrängte Lage, welche durch die Rohheit seiner Kameraden noch unangenehmer gemacht wurde. Eine Wunde, die er in einem Zweikampf erhielt, wurde die Veranlassung, daß ihn Gleim aufsuchte, mit welchem er bald eine innige Freundschaft schloß, die nur der Tod trennte. In den Jahren 1744 und 1745 wohnte er dem Feldzug in Böhmen bei, kehrte nach Abschluß des Dresdener Friedens 1746 nach Potsdam zurück, wo er sich wieder vorzüglich mit den Wissenschaften und der Poesie beschäftigte und in Berlin Ramler kennen lernte. Nachdem er 1751 zum Stabskapitän befördert worden war, erhielt er den Auftrag, in der Schweiz zu werben, wo er Bodmer, Breitinger und Wieland kennen lernte und die schon in Potsdam geschlossene Freundschaft mit Hirzel erneuerte. Nach seiner Rückkehr 1756 zum Major ernannt, marschirte er bald darauf mit seinem Regiment nach Leipzig, wo er das Glück hatte, mit Lessing und Weisse bekannt zu werden. Er wohnte hierauf den Feldzügen von 1758 und 1759 bei, wo er mannigfache Gelegenheit erhielt, sich auszuzeichnen. In der Schlacht bei Kunnersdorf wurde er, als er an der Spitze seines Bataillons eine feindliche Batterie stürmte, an der rechten Hand verwundet; er nahm den Degen in die Linke, wurde aber bald darauf von einer Kartätschenkugel niedergeworfen, welche ihm das rechte Bein zerschmetterte. Als sich die Seinigen zurückziehen mußten, blieb er auf dem Schlachtfelde liegen, wo er von Kosacken ausgeplündert und in einen Sumpf geworfen wurde. Erst am folgenden Tage wurde er nach Frankfurt gebracht, wo ihm in dem Hause des Professors Nicolai eine sorgsame Pflege zu Theil wurde; aber eilf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. August 1759 an einer Verblutung starb.

Kleist hatte schon als Jüngling gelegentliche Versuche in der Dichtkunst gemacht; doch wurde er erst durch Gleim zur Pflege seines Talents veranlaßt, in dessen Sinn und Geist er auch einige anakreontische Lieder schrieb. Als er jedoch bald darauf die Nachricht erhielt, daß seine Jugendgeliebte, die er im J. 1738 hatte kennen lernen, zu einer reichen Heirat gezwungen worden sei, machte dies einen so überwältigenden Eindruck auf ihn, daß ihn seine bisherige sorgenlose Heiterkeit verließ und sich in ihm der wehmüthige Ernst entwickelte, der von nun an seine Poesien erfüllte; und es mußte sich dieser Ernst um so entschiedener in ihm ausbilden, als er auch noch durch andere Verhältnisse bedingt wurde. Kleist war eigentlich nur durch die äußeren Umstände veranlaßt Soldat geworden, sein wenn schon männlich kräftiges, doch zugleich auch mildes Gemüth mit seiner tiefen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur (2), für Liebe und Freundschaft, für Poesie und Freiheit, war mehr für das ruhigere Leben geschaffen, als für die Unruhe des Feldlagers, oder die geisttödtende Unthätigkeit einer Garnison. In seinen früheren Jahren ließ der jugendliche Leichtsinn, mit welchem er sich den Vergnügungen hingab, den Widerspruch zwischen seiner Natur und dem Leben in ihm nicht zum Bewußtsein gelangen; um so mächtiger mußte er ihn fühlen, als er in dem Verlust seiner Geliebten eine Folge seines verfehlten Be-

rufs erblickte. Mußte ihn deshalb schon Mißmuth über das Schicksal ergreifen, so wurde dieser noch in hohem Maße dadurch gesteigert, daß er so lange Zeit ohne Gelegenheit blieb, sich hervorzuthun. Denn abgesehen davon, daß er eine solche schon deshalb herbei wünschen mußte, weil er wegen seiner Beschäftigung mit der Poesie und seines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Dichtern und Gelehrten bei seinen roheren Standesgenossen die Meinung erweckt hatte, als ob er kein rechter Soldat sei; so hatte er auch den Beruf des Kriegers trotz seiner ursprünglichen Abneigung mit solcher Energie erfaßt, daß es ihn drängte, wie in Allem, so auch hierin Großes zu leisten. Und mit welcher kräftigen Entschiedenheit er diesen Entschluß verfolgte, zeigt sein eben so besonnener, als unerschütterlicher Muth auf dem Schlachtfeld, als er zum ersten Male Gelegenheit erhielt, seiner Aufgabe als Offizier zu genügen, weshalb denn auch Lessing bei der Nachricht von seines Freundes Tod ihm im ersten Schmerz den Vorwurf machte, daß er den Tod absichtlich gesucht habe.

Wenn aber auch der Widerspruch zwischen dem Leben und seinem innersten Wesen nicht ohne mächtigen Eindruck auf sein Gemüth bleiben konnte, so vermochte er doch seine männliche Kraft nicht zu brechen, oder jene krankhafte Sentimentalität hervorzurufen, welcher sich Klopstock bei gleich kräftiger Seele hingab; ihn bewahrte davor das ernste und bewegte Kriegerleben, während Klopstock in den äußeren Verhältnissen keine Anregung zu männlicher Thatkraft fand. Dagegen gelangte Kleist durch die Vereinigung aller der genannten Umstände zum Bewußtsein seines dichterischen Talents, und von nun an wurde die Poesie seine stete Begleiterin, wie er denn nicht bloß in der größeren Ruhe des Garnisonslebens oder auf einsamen Spaziergängen, sondern selbst in dem Getümmel des Feldlagers und selbst auf mühseligen Märschen mit dichterischen Gedanken und Schöpfungen beschäftigt war. In allen spricht sich die ernste, männliche Wehmuth aus, welche, wie wir gesehen haben, der Hauptzug seines Charakters wurde, durch alle, selbst durch die der gesellschaftlichen Freude gewidmeten Lieder (4. 5), zieht sich ein elegischer Ton, der das Gemüth zu ernsten Betrachtungen stimmt, ohne ihn der Thatkraft zu berauben, der ihn vielmehr über die Nichtigkeit des Lebens erhebt und ihn eben deshalb befähigt, den Kampf mit demselben muthig aufzunehmen, wo ein solcher nothwendig wird, aber auch dessen Freuden mit erhöhter Seele zu genießen, wenn sie sich in reiner, ächt menschlicher Gestalt darbieten. Die Bekanntschaft mit dem Leben und der Welt bewahrte Kleist nicht nur vor nebelhafter Sentimentalität, sondern überhaupt vor jeglicher poetischer Willkür und Schwärmerei, und er ist eben deshalb einer der objectivsten Dichter der Zeit, wie er sich denn auch im Drama versuchte, vorzüglich aber als epischer Dichter hervorglänzt (denn der „Frühling", der seinen Ruf zunächst begründete, gehört, wie wir später ausführlicher sehen werden, unbedingt zu dieser poetischen Gattung). Aber selbst seine lyrischen Dichtungen tragen diesen Charakter der Objectivität. Wir beziehen uns hiebei nicht bloß auf solche Gedichte, welche wie das „Lied eines Lappländers" (3), oder „Damöt und Lesbia", „Einladung aufs Land" (2) und einige andere mehr, an sich schon epische Grundlage haben, sondern selbst auf seine rein lyrischen Dichtungen, unter welchen wir außer der mitgetheilten „Ode auf die Preußische Armee" (1) und der vortrefflichen Hymne „Lob der Gottheit" (6), noch die Ode an Uz („Der Vorsatz"), die „Hymne" („Groß ist der Herr!"), die „Sehnsucht nach Ruhe" und die tiefgefühlte Elegie „An Doris" erwähnen, welche alle auf reeller Grundlage beruhen und von bestimmten äußeren Verhältnissen hervorgerufen worden sind, die der Dichter mit sicherem Takt und feinem Geschmack gestaltet hat, und zwar nicht bloß im Ganzen und Großen, sondern auch bis in die einzelnsten Verhältnisse herab, denn er war auch ein Meister in der poetischen Farbengebung. Sein Ausdruck ist stets glücklich gewählt, und den dargestellten Empfindungen angemessen, voll Kraft und Würde in den Oden und Hymnen, lieblich, mild und heiter in dem leichteren Lied.

1. Ode an die Preussische Armee.

1. Unüberwundnes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde bringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer: bereit zum Siegen oder Sterben.

2. Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ewger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

3. Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen speyn, so wie des Osts, Barbaren,
Und Ungeheur, dich zu verschlingen aus.

4. Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

5. Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein Muster, sehen;
Die künft'gen Helden ehren dich;
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.

6. Nur schone wie bisher, im Lauf von großen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.

7. Ich seh, ich sehe schon — — freut euch, o Preußens Freunde! — —
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran;
Doch Friedrich winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

8. Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

9. Auch ich, ich werde noch, — — vergönn es mir, o Himmel! — —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

2. Einladung aufs Land.

1. Der Westwind fliehet Flur und Weiden,
Die nicht mehr blühn:
O Thyrsis! sollen Scherz und Freuden
Mit ihm entfliehn?

2. Nein, der Orkane wildes Blasen,
Die um mein Gut
Itzt heulend, ausgeschlossen, rasen,
Hemmt nicht den Muth.

3. Komm mit mir in der öden Fluren
Bereiftes Gras;
Verfolg mit mir des Wildes Spuren
Im Wald von Glas.

4. Und hör des Hains Gewölbe schallen,
Wenns Horn erwacht;
Und sieh von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

5. Dann eil in meine Wohnung wieder,
Müd aus dem Hain,
Und singe mit mir süße Lieder
Bey frohem Wein.

6. Und Chloris, die durch ihre Saiten
Dein Herz entwandt,
Soll Lalagens Gesang begleiten
Mit kluger Hand.

7. Sieh hin, die Sterne sind erschienen,
Und Luna winkt;
Sie streiten gleichsam, wer von ihnen
Am besten blinkt.

8. Den Scherz mit Küssen zu verschwistern,
Und, fern vom Neid,
Den langen Abend zu verflistern,
Ists itzo Zeit.

9. Komm! Laß uns unsern Geist erheitern!
Wen Gold ergötzt,
Mag in der Fluth an Felsen scheitern,
Der sich entsetzt.

10. Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beschwerde,
Vom Volk verehrt,
Ist Wahn, und nicht des Herrn der Erde,
Des Weisen werth.

3. Lied eines Lappländers.

1. Komm, Zama, komm! Laß deinen Unmuth fahren,
O du! Der Preis
Der Schönen! Komm! In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.

2. Du zürnst umsonst. Mir giebt die Liebe Flügel.
Nichts hält mich auf!
Kein tiefer Schnee, kein Sumpf, kein Thal, kein Hügel
Hemmt meinen Lauf.

3. Ich will im Wald auf hohe Bäume klimmen,
Dich auszuspähn;
Und durch die Fluth der tiefsten Ströme schwimmen,
Um dich zu sehn.

4. Das dürre Laub will ich vom Strauche pflücken,
Das dich verdeckt;
Und auf der Wies' ein jedes Rohr zerknicken,
Das dich versteckt.

5. Und solltest du, weit übers Meer, in Wüsten
Verborgen seyn:
So will ich bald an Grönlands weissen Küsten
Nach Zama schreyn.

6. Die lange Nacht kömmt schon. Still mein Verlangen,
Und eil zurück!
Du kömmst, mein Licht! Du kömmst, mich zu umfangen?
O, welch ein Glück!

4. Liebeslied an die Weinflasche.

1. O Flasche, voll vom Saft der rheinschen Traube,
Du Schmuck der Welt!
Beglückt ist der, der in der Rosenlaube
Im Arm dich hält!

2. Nun du mich liebst, ist gut und schlimm Geschicke
Mir gänzlich gleich.
Du bist mein Trost, mein Leben, Ruh und Glücke,
Und Himmelreich.

3. Wenn andre sich in Grausame vergaffen,
O! wie lach ich
Der Thoren! Du bist für mein Herz erschaffen,
Und ich für dich.

4. Du stärkst den Muth, und führest Himmelsfreuden
In meine Brust.
Des Wassers Freund muß Pein und Schwermuth leiden,
Und missen Lust.

5. Fiel Adam wohl, der Trauben gnug verschlucket,
Dadurch in Noth?
Der Biß in Frucht, aus dem man Cider drucket,
Verdiente Tod.

6. Bleib mir forthin, was du mir stets gewesen,
Mein Ruhm und Heil!
Dich hab ich mir aus einer Welt erlesen
Zum besten Theil.

7. Und sterb ich einst; so wein auf meine Asche,
Und schluchz betrübt:
Hier ruhet der, der mich, gekränkte Flasche
Getreu geliebt.

5. Dithyrambe.

1. Freund! versäume nicht zu leben:
Denn die Jahre fliehn;
Und es wird der Saft der Reben
Uns nicht lange glühn!

2. Lach der Aerzt' und ihrer Ränke!
Tod und Krankheit laurt,
Wenn man bey dem Froschgetränke
Seine Zeit vertraurt.

3. Moslerwein, der Sorgenbrecher,
Schaft gesundes Blut.
Trink aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth!

4. So! — — Noch eins! — — Siehst du Lyäen
Und die Freunde nun?
Bald wirst du auch Amorn sehen,
Und auf Rosen ruhn.

6. Lob der Gottheit.

1. Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke;
Aller Himmelskreise Welten preisen seiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervor gebracht,
Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht.

2. Soll ich dann allein verstummen? Soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geistes Flügel auch zu seinem Throne schwingen;
Und wenn meine Zunge stammelt, o! so sollen nur allein
Dieser Augen wilde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht seyn.

3. Ja sie stammelt; sieh, o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt ich gleich den blöden Pinsel in der Sonne Flammen tauchen:
Würde doch von deinem Wesen noch kein Riß, kein Strich gemacht;
Dir wird selbst von reinen Geistern nur ein schwaches Lob gebracht.

4. Wer heißt Millionen Sonnen prächtig, majestätisch glänzen?
Wer bestimmt dem Wunderlaufe zahlenloser Erden Gränzen?
Wer verbindet sie zusammen? Wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes sanfter Athem, Herr, dein mächtigstes Geheiß.

5. Alles ist durch dich. Die Schaaren ungeheurer Sphären liefen,
Auf den Ton von deinen Lippen, durch die ewig leeren Tiefen.
Fische, Vögel, zahme Thiere, Wild, das Feld und Hain durchstrich,
Und vernünftige Geschöpfe scherzten drauf und freuten sich.

6. Du giebst den entzückten Blicken zwischen kräuterreichen Auen
Wälder, die sich in den Wolken fast verlieren, anzuschauen.
Du machst, daß darin durch Blumen sich ein helles Naß ergießt,
Das zum Spiegel wird des Waldes, und durch Muscheln rieselnd fließt.

7. Um des Sturmes Macht zu hemmen, und zugleich zur Lust der Sinnen,
Thürmen Berge sich, von ihnen lässest du Gesundheit rinnen.
Du tränkst mit der Milch des Regens, und mit Thau die dürre Flur,
Kühlst die Luft durch sanfte Winde, und erfreuest die Natur.

8. Durch dich schmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unsre Gränzen;
Durch dich muß das Gold der Aehren und der Trauben Purpur glänzen.
Du erfüllst die Welt mit Freude, wenn die Kälte sie besiegt,
Wenn sie eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln liegt.

9. Durch dich kann des Menschen Seele in der Sterne Kreise bringen,
Durch dich weiß sie das Vergangne, hat Begriffe von den Dingen,
Scheid der Sachen Aehnlichkeiten von den Sachen selber ab,
Urtheilt, schließt, begehrt und scheuet; durch dich flieht sie Tod und Grab.

10. O! wer kann die Wunderwerke deiner Liebe gnug erheben!
Selbst das Unglück ist uns nützlich, und beseeligt unser Leben
Zweifler rührt euch nicht die Liebe: o! so fürchtet seine Macht;
Zittert wie verscheuchte Sklaven, wenn des Herren Grimm erwacht!

11. Schaut! Der Mittag wird verfinstert; es erwacht ein Schwarm von Eulen.
Schrecken überfällt die Lüfte; hört ihr ängstlich holes Heulen!
Schaut! wie dort der Sturm die Klippen, als zerbrechlich Glas zerschmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet, und die Fäden sie zerreißt.

12. Finstre Wolken, Bergen ähnlich, stoßen ungestüm zusammen!
Schaut! aus ihren schwarzen Klüften brechen Meere wilder Flammen;
Wald und Fluren stehn in Feuer, Stürme scheun und fliehn das Land,
Krokodill, und Löw und Tiger bebt, und eilt aus Dampf und Brand.

13. Wälder starker Masten stürzen vor der Wuth der Wasserwogen;
Auf zerstückten Brettern kommen Kriegesheere angeflogen,
Die der Sturm nebst Steur und Segeln zu der Wolken Höhe schwingt,
Bis sie schnell der schwarze Rachen des ergrimmten Meers verschlingt.

14. Sagt, wer donnert in den Wolken? Sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler, sprich, wer wälzt die Fluthen, die sich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit holem Brüllen zu:
O verwegenes Geschöpfe! Dieß ist Gott! Was zweifelst du?

15. Herr! in meinem Munde sollen deine Thaten ewig schallen.
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohl gefallen.
Du, der du das Innre prüfest, sieh der Seelen Regung an,
Die sie selber zwar empfinden, aber nicht beschreiben kann.

16. Werd ich einst vor deinem Throne mit gekröntem Haupte stehen:
Dann will ich mit edlern Liedern deine Majestät erhöhen.
O ihr längst erwünschten Zeiten, eilt mit schnellem Flug herbey;
Eilet, daß ich bald der Freude sonder Wechsel fähig sey!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Ohne ein überwiegendes Talent zu haben, nimmt Johann Wilhelm Ludwig Gleim doch eine sehr hervorragende und einflußreiche Stellung in der deutschen Literatur ein, weil er, wie kein Anderer, durch seine persönliche Theilnahme die Entwickelung der neuen Bestrebungen förderte, indem er den engeren Zusammenhang einer großen Anzahl der bedeutendsten Männer der Zeit vermittelte, und aus Begeisterung für die vaterländische Poesie jüngere, vom Schicksal nicht begünstigte Dichter mit väterlicher Liebe unterstützte, so daß sie sich der Pflege ihres Talents widmen konnten, weshalb er denn auch lange Zeit von dem jüngeren Geschlecht als der „Vater Gleim" verehrt wurde.

Am 2. April 1719 zu Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt geboren, bezog er nach vollendeten Gymnasialstudien im J. 1738 die Universität Halle, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Durch Baumgarten, der überhaupt den größten Einfluß auf seine Bildung hatte, auf die geistreicheren Ansichten von der Poesie aufmerksam gemacht, welche sich von der Schweiz aus verbreitet hatten, erwachte in ihm die Lust zur dichterischen Production, welche ihn auch im höchsten Alter nicht verließ. Ein glücklicher Zufall machte ihn mit dem trefflichen Uz bekannt, der zur nämlichen Zeit in Halle studirte und von gleicher Liebe zur Poesie beseelt war. Bald schloß sich ihnen der liebenswürdige Götz an, und endlich ein vierter, Namens Rudnick aus Danzig, welcher großes Talent gehabt zu haben scheint, aber leider zu früh starb. Sie lasen gemeinschaftlich die Dichter der Alten und Neueren, unter jenen namentlich den Anakreon, übten sich in Uebersetzungen aus denselben und theilten sich ihre eigenen Versuche zur Beurtheilung mit. Sie wurden die Begründer der sogenannten anakreontischen Richtung, welche lange Zeit selbst neben Klopstock Geltung und bewundernde Anerkennung fand. Als Gleim 1740 Halle verließ, wandte er sich nach Berlin, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb, da er bald darauf Hauslehrer bei dem Obristen von Schulze in Potsdam wurde, wo er (1743) Kleist kennen lernte und schon damals die treue Liebe und Aufopferungsfähigkeit an den Tag legte, die er sein ganzes Leben lang bewahrte (S. 466). Um dieselbe Zeit wurde er auch mit Pyra, und als dieser bald darauf starb, mit Ramler und Sulzer, ein Jahr später mit Spalding bekannt. Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Kriegs folgte er dem Prinzen Wilh. von Schwedt ins Feld, der ihn schon vorher zu seinem Secretär ernannt hatte, und trat, als dieser bei Prag fiel (1745), in ähnlicher Eigenschaft in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau, den er jedoch bald wieder verließ. Er hielt sich nun zwei Jahre lang in Berlin auf, wo er die alten Bekanntschaften erneuerte, neue anknüpfte und sich besonders mit Poesie beschäftigte. Lange waren seine Bemühungen um eine passende Stellung vergeblich; endlich wurde er 1747 zum Domsecretär in Halberstadt ernannt, und da er in der Folge auch ein Kanonikat am nahen Stifte Walbeck, und hierdurch ein ziemlich bedeutendes Einkommen erhielt, ohne daß seine Arbeit vermehrt wurde, konnte er sich nun seiner Liebe zur Poesie und seiner Neigung zur Wohlthätigkeit ganz



hingeben. Bis in die letzten Jahre seines langen Lebens dichtend und Wohlthaten verbreitend, starb er, nachdem er einige Zeit vorher erblindet war, als beinahe 84jähriger Greis am 18. Febr. 1803.

Wir haben, wie aus dem Obigen hervorgeht, in Gleim nicht bloß den Dichter, sondern ganz insbesondere auch den Beförderer der deutschen Poesie zu schildern, was wir nicht besser als mit den Worten Göthe's thun können. Nachdem dieser in seiner Selbstbiographie (Werke 25, 293) über Klopstock geäußert, daß er persönlich andere Strebende im Leben und Dichten kaum gefördert habe, fährt er fort: „Ein solches Förderniß junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen, und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf lebendige Wirkung als der erste genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sey. Im Besitze einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht genügte, deswegen er sich einem andern, vielleicht wichtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen Lebens unablässig durcheinander. Er hätte eben so wohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ." Eine der Haupttugenden Gleims war außerdem die, daß er für alles, was auf dem Gebiete der vaterländischen Poesie gethan wurde, empfänglich und von jeder kleinlichen Eifersucht oder gewöhnlichem Dichterneide weit entfernt war. Jede neue Erscheinung erfüllte ihn mit jugendlichem Entzücken, dem er sich mit dem ganzen Gemüthe hingab, daher es auch erklärlich ist, daß es ihn drängte, mit allen den Persönlichkeiten in nähere Beziehung zu treten, welche ihn durch ihre Werke mit Achtung und Liebe erfüllt hatten, wie denn auch diese Beziehungen meistens den Charakter der zärtlichsten, freilich oft auch einer kindisch-empfindsamen und mit den Gefühlen spielenden Freundschaft annahmen, der sich selbst Wieland hingab, wie man aus seinen Briefen ersehen kann, ob er gleich damals schon die sentimentale Periode vollständig überwunden hatte. So trat Gleim nach und nach mit Klopstock, der ihn, wie viele Andere, in Halberstadt besuchte, mit Lange, mit Bodmer, Geßner und Wieland, mit den Leipzigern Gellert, Rabener, Cramer und J. A. Schlegel, mit Ebert und Zachariä, mit Weisse, mit Lessing und Mendelssohn, mit Herder, Voß, Jean Paul Fr. Richter, Joh. von Müller und noch vielen Andern in nähere Verbindung, und unterhielt mit ihnen, so wie mit seinen früheren Bekannten, einen zum Theil lebhaften, freilich oft auch gehaltlosen Briefwechsel *). Unter den jüngeren Dichtern, welche er in Halberstadt um sich versammelte und die er zum Theil väterlich unterstützte, nennen wir J. G. Jacobi, Kl. Eberh. K. Schmidt, Joh. Benj. Michaelis, Göckingk, W. Heinse, Tiedge, mit denen er sich an poetischen Spielereien ergötzte; auch die Karschin hatte Antheil an seiner Wohlthätigkeit. Allerdings hatte er bei seiner wirklichen Begeisterung für die deutsche Literatur höhere Absichten, er wollte, wie sein Biograph Körte berichtet, eine Art vorbereitender Akademie in Halberstadt gründen, welche durch die Vereinigung aller, namentlich der poetischen Talente der Zeit den Namen seines Helden Friedrich mit neuem Glanze umgeben und das allgemeine Vaterland verherrlichen sollte. Denn dies ist eine weitere Seite im Charakter des trefflichen Mannes, die wir hervorheben müssen, daß er von der treuesten Liebe zu seinem engern und weitern Vaterland und von der lebendigsten Bewunderung für seinen großen König durchdrungen war, für welchen er auch stets fort seine Freunde zu begeistern sich bemühte. Dies war aber auch beinahe der einzige directe Einfluß, den er auf sie auszuüben sich erlaubte. So wohlthätig er nämlich auf die oben angegebene Weise wirkte, so gering war sein Einfluß auf die Thätigkeit seiner ältern und auf die Entwickelung seiner jüngeren Freunde. Theils aus der herzlichsten Gutmüthigkeit, die ihm nicht erlaubte, irgend einem Menschen, geschweige einem geliebten Freunde weh zu thun, theils in Folge einer gewissen Allseitigkeit, die ihn für die verschiedensten Werke der Poesie, für das größte Epos, wie für das kleinste Liedchen empfänglich machten, theils aber auch aus Mangel an sicher ausgebildetem Geschmack nahm er Alles, was ihm vorgelegt wurde, mit der gleichen Liebe und Bewunderung auf, und statt daß er in bestimmter Weise angeregt hätte, wurde er selbst zur Nachbildung der Werke seiner Freunde angeregt. Sein Talent war überhaupt mehr reproductiver Natur, als daß er selbstständig geschaffen hätte; und ein großer Theil seiner Dichtungen geben sich sogleich als solche Reproductionen zu erkennen. Schon seine ersten Versuche „Scherzhafte Lieder" 2 Bücher (Berl. 1744. 45), welche er meistens schon in Halle gedichtet hatte, waren Nachbildungen Anakreons, und noch entschiedener war dies der Fall in den „Liedern nach dem Anakreon" (Berl. 1766). So dichtete er auch „Petrarchische Gedichte (Eb. 1764), „Gedichte nach den Minnesingern" (Eb. 1773) und „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" (Eb. 1799). Alle diese Sammlungen enthalten scherzhafte Gedichte und Tändeleien, für welche er ein recht hübsches Talent hatte denn er besaß die Gabe, jeden Gedanken, eigenen oder fremden, in leicht fließende, meistens wohlklingende Verse, und selbst eine und die nämliche Idee mit Glück in verschiedene Formen zu bringen. Diese kleineren Stücke sind geistreich, oft von ächter Naivetät, liebenswürdigem Humor und wahrer Herzlichkeit; am besten sind darunter die Gesänge der Fröhlichkeit, unter welchen mehrere Trinklieder, z. B. „An einen Wassertrinker" („Trink, betrübter, Todtenblasser"), „Befehl an die Erben" („Es lassen sich die todten Fürsten balsamiren"), „Der Pabst und der Sultan" (4), sich bis auf den heutigen Tag im Munde der Jugend erhalten haben. Doch finden sich auch unter den Liebeständeleien manche recht hübsche Gedichtchen, voll wirklicher Empfindung, wie das Lied „An ihre Blumen" (4), oder mit einem Anflug Anakreontischer Heiterkeit, wie „Die Lockspeise" (6). Sind die meisten von seinen zahlreichen Liedern, namentlich unter den früheren, in der

*) Ein großes Zimmer in seiner Wohnung war mit den Bildnissen seiner Freunde und nähern Verwandten (118 an der Zahl) ausgeschmückt.

tändelnden oder lebensfrohen Weise der genannten, so finden sich doch auch viele von ernsterem Sinne, wie „Der Greis“ (7). Am berühmtesten sind jedoch die „Preussischen Kriegslieder eines Grenadiers“ (Berl. 1758) geworden, welchen selbst Lessing, der sie mit einer Vorrede begleitete, einen sehr hohen Werth beilegte. Sie hatten allerdings für ihre Zeit eine große Bedeutung, die nämlich, daß es die ersten Gedichte waren, welche auf dem Leben fußten und sich an das Volk als solches wandten, weshalb denn Lessing auch ganz besonders ihrer populären Darstellung großes Lob zollte. Auch läßt sich nicht verkennen, daß sie von einer wirklichen Begeisterung für die Heldenthaten Friedrichs und seines tapfern Heeres eingegeben waren, und zur Zeit ihres Erscheinens auch wieder Begeisterung erregen mußten. Ihr größter Fehler (und er ist sehr wesentlich) besteht darin, daß sie meistens zu breit gehalten sind und der Dichter kein Ende finden kann, ein Fehler, der um so unangenehmer berührt, als er mit Gleims dichterischem Charakter in Widerspruch steht, da er sonst das Epigrammatische liebte. Es sind daher auch ohne allen Vergleich diejenigen unter ihnen die besten, welche diese Breite vermeiden (1. 2). Ob er gleich bis in die letzten Jahre seines Lebens poetisch thätig war, (so schrieb er noch in den Jahren 1795 und 1796 eine Reihe von kleinen Bildern, die er „Mein Hüttchen“ betitelte, in welchen sich oft viel wahres Gefühl kund gibt, und seit 1785 eine Reihe von vaterländischen und politischen Liedern, die später unter dem Titel: „Zeitgedichte“ (Lpz. 1841) gesammelt erschienen); so sind doch nur seine im J. 1772 erschienenen „Volkslieder“ historisch wichtig, in welchen er das Leben des Landvolks dichterisch zu schildern suchte. Auch diese gewannen, so wenig poetischen Werth sie an sich haben, Lessings Beifall, weil er in ihnen, wie in den „Kriegsliedern“ das volksthümliche Element schätzte, dessen hohe Bedeutsamkeit er von Tag zu Tag mehr ahnte. Wir können aber unsere Besprechung des edlen und liebenswürdigen Mannes nicht besser schließen, als indem wir auf die gelungene Schilderung aufmerksam machen, welche uns Klopstock in dem ihm gewidmeten Gedicht („An Gleim“ S. 513) von ihm gibt.

1. Bey Eröffnung des Feldzugs 1756.

1. Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sey es Krieg!
Berlin sey Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

2. Gern will ich seine Thaten thun
Die Leyer in die Hand,
Wenn meine blutgen Waffen ruhn,
Und hangen an der Wand.

3. Auch stimmt ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bey Pauken- und Trompeten-Klang,
Im Lärm von Roß und Mann.

4. Und streit, ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht ich es, wenn über mir
Kanonen-Donner brüllt?

5. Ein Held fall ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Helden Tod,
Der Tod fürs Vaterland!

6. Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn,
Im Himmel hohen Sitz!

7. Wenn aber ich als solch ein Held,
Dir Mars nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb ich dem Apoll!

8. So werd aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz der Ruhm des Staats,
So lern er deutscher Sprache Zier,
Und werde sein Horaz.

9. Dann singe Gott und Friederich
Nichts kleiners stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!

2. Schlachtgesang bey Eröffnung des Feldzuges 1757.

1. Auf! Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

2. Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

3. Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche seyn.

4. Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unser Waffen-Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

5. Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bey Lowositz,
Und unser war der Sieg.

6. Und böt uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz;
So lachen wir doch ihrer Macht;
Denn Gott ist unser Schutz.

3. Vorzüge der Klugheit.

1. Herr Euler mißt der Welten Größe:
O welch ein Thor ist das!
Ich bin doch klüger, denn ich messe
Den Eimer Wein auf meinem Faß.

2. Wolf zählt die Kräfte seiner Seele:
O welch ein Thor ist das!
Ich bin doch klüger, denn ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

3. Herr Mayer macht nur immer Schlüsse:
Wie thöricht ist auch das!
Ich Klügerer, ich trink und küsse,
Ich küß und trink ohn Unterlaß.

4. Herr Haller sucht Gras, Kraut und Bäume
Auf mancher rauhen Bahn:
Ich Klügerer, ich suche Reime,
So wie er sonsten auch gethan.

5. Herr Bodmer führt gelehrte Kriege;
O warum führt er sie?
Denn durch noch tausend seiner Siege
Bezwingt er doch die Dummheit nie.

6. Es mögen ihn die Enkel preisen
Und sagen: So ein Mann
Ist doch itzund nicht aufzuweisen;
Was gehen mich die Enkel an?

4. Ermahnung zur Weisheit.

1. Laßt uns weise seyn,
Beym Geruch der Nelken;
Freunde, zieht ihn ein,
Ehe sie verwelken.

2. Laßt uns weise seyn,
Weil uns Luft und Leben
Weil uns Durst und Wein
Noch die Götter geben.

5. Der Pabst und der Sultan.

1. Der Pabst lebt herrlich in der Welt,
Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld;
Er trinkt den allerbesten Wein,
Drum möcht' ich auch der Pabst wohl seyn.

2. Doch nein! er ist ein armer Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt ihn nicht,
Er schläft in seinem Bett allein,
Drum möcht' ich doch der Pabst nicht seyn.

3. Der Sultan lebt in Saus und Braus,
Bewohnt ein wunderschönes Haus
Voll allerliebster Mägdelein,
Drum möcht' ich wohl der Sultan seyn.

4. Doch nein! er ist ein armer Mann;
Er lebt nach seinem Alkoran:
So trinkt er keinen Tropfen Wein,
Drum möcht' ich auch nicht Sultan seyn.

5. Vereint wünscht' ich mir Beider Glück,
Das wär' ein goldenes Geschick!
Den Vorschlag, Brüder, geh' ich ein:
Halb möcht' ich Pabst, halb Sultan seyn.

6. Drum, Mädchen, gieb mir einen Kuß!
Denn jetzt bin ich der Sultanus.
Kommt, Brüder, schenkt recht fleißig ein!
Damit ich auch der Pabst kann seyn.

6. An ihre Blumen.

1. Euch, schönste Kinder der Natur,
Euch, liebe Blümchen dieser Flur,
Euch preis' ich, daß ihr schöner blüht,
Wenn meine Doris euch besieht.

2. Daß ihr für sie mit stärkerm Duft
Durchbalsamt frische Frühlingsluft,
Euch ihr harmonisch Lob erwerbt,
Und gern in ihren Händen sterbt.

3. Denn, auf der ganzen weiten Welt
Lebt keine, die euch höher hält,
Und in dem ganzen Blumenreich
Ist ihrer Schönheit keine gleich.

7. Lockspeise.

Meinem Vater in der Grube
Dank ich noch für seine Liebe.
Er hat einst durch seine Lehren
Dis mein junges Herz gebildet;
Er gab mir, durch seine Lehren
Liebe zu den schönsten Künsten,
Und ein Herz voll Lehrbegierde.
Laßt uns doch die Väter loben,
Die uns nicht mit harten Worten,
Die uns mit Vernunft und Schmeicheln
Klug und Lehrbegierig machen!
Laßt uns künftig unsern Kindern
Lust und Liebe größer machen,
Laßt uns unsre lieben Väter
In der Lehrart übertreffen!
Ja! ich will schon meine Kinder
Stärker zu den Künsten reizen,
Als mich einst mein Vater reizte.
„Knabe," sprach er: „Lerne schreiben,
Denn sonst kannst du bey dem Fürsten
Künftig keine Schätze sammlen."
Hurtig lernt ich alles schreiben,
Denn ich liebte Kutsch und Schätze.
Aber, wahrlich, meine Knaben
Sollens doch noch schneller lernen;
Denn ich will sie besser reizen.
„Liebste," ja! so will ich sagen,
„Liebste Knaben, lernt doch schreiben,
Denn sonst könnt ihr einst im Alter
Keine Liebesbriefe wechseln!"
O! wie werden sie dann lernen.
„Lerne tanzen," sprach mein Vater,
„Denn es macht geschickte Glieder!"
Und ich lernte hurtig tanzen;
Aber hätt er nur gesprochen:
Lieber Sohn! man kann beym Tanzen
Manche schöne Hände drücken,
Die sich sonst nicht drücken lassen,
Und man kann im sanften Drücken
Klugen Schönen alles sagen,
Was wir sonst nicht sagen dürfen;
Drum, so rath ich, lerne tanzen:
O! so würd ich jetzt im Tanzen
Dich, o Lani! übertreffen.
O! wie will ich meine Kinder
Zu den Wissenschaften reizen!
O! was für gelehrte Knaben
Werden meine Lehren ziehen.

8. Der Greis.

1. Hin ist alle meine Kraft!
Alt und schwach bin ich,
Wenig nur erquicket mich
Scherz und Rebensaft.

2. Hin ist alle meine Zier,
Meiner Wangen Roth
Ist hinweggeflohn! Der Tod
Klopft an meine Thür!

3. Unerschreckt mach ich ihm auf;
Himmel, habe Dank!
Ein harmonischer Gesang
War mein Lebenslauf!

Johann Peter Uz.



Von weit größerem Talente und größerer Tiefe des Gemüths, als Gleim, war sein Jugendfreund Johann Peter Uz, dessen gefühlvolle und zum Theil schwungreiche Dichtungen einen ausgezeichneten Rang unter den Erzeugnissen der damaligen Zeit einnahmen und auch jetzt noch wegen ihrer sittlich edlen Haltung Liebe, wegen ihrer gefälligen und wohllautenden Sprache Anerkennung verdienen. Uz wurde am 3. Oct. 1720 zu Ansbach geboren. Er entwickelte schon früh Talent zur Malerei und zur Poesie, und ob er sich gleich später ausschließlich der letztern hingab, so blieb jene doch nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf seine Dichtungen. Schon als Schüler machte er manchen Versuch in der Poesie, wobei er Anakreon und Horaz, die auch später seine Vorbilder und Lieblinge blieben, eifrig und mit Geist und Gefühl studirte. Als er 1739 die Hochschule in Halle bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, lernte er Gleim und Götz kennen, mit welchen er sich fortwährend in poetischen Productionen übte, namentlich übersetzte er mit Götz gemeinschaftlich die Gedichte Anakreons, welche jedoch erst 1746 und zwar ohne sein Vorwissen im Druck erschienen. Er verließ Halle im J. 1743, bald nach dem Abgange Gleims, um in die Heimat zurückzu-

kehren, wo er im J. 1748 zum Secretär beim Justizcollegium ernannt wurde. Wie vor seiner Anstellung, so blieb er auch jetzt der Dichtkunst getreu, und so konnte Gleim, dem er Alles, was er schrieb, zur Beurtheilung übersandte, schon im J. 1749 ein Bändchen „Lyrischer Gedichte" (Berlin) zum Druck befördern. Später brachte Uz zwei Jahre (1752 u. 1753) in Römhild zu, wohin er mit einer kaiserlichen Commission geschickt worden war; diese Zeit war eine der glücklichsten in seinem Leben, da Freundschaft, Liebe und die schöne Natur ihm den Aufenthalt verschönerten; auch war er damals dichterisch sehr thätig. Im J. 1763 wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Anspach und Kulmbach. Doch war er seinem Landesherrn, dem Markgrafen Alexander, unbekannt geblieben, und als dieser auf einer Reise nach Rom beim Pabste Clemens XIV. unerwartet freundliche Aufnahme fand, weil er das Glück habe, einen so großen Dichter, wie Uz, in seinen Staaten zu besitzen, so erstaunte dieser nicht wenig darüber, und er ließ sogleich nach seiner Zurückkunft den bescheidenen Dichter vor sich kommen, um ihm seine Achtung zu bezeigen. Auch übertrug er ihm im J. 1790 die Stelle eines burggräflichen Directors und wollte ihm zugleich den Titel eines Geheimen Raths ertheilen, welchen sich Uz jedoch verbat. Als in Folge der Resignation des Markgrafen dessen Länder an Preußen fielen, wurde er zum Geh. Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt; die Nachricht dieser ehrenvollen Ernennung erhielt er jedoch wenige Stunden vor seinem Tode, den 12. Mai 1796.

Uz hatte schon mehrere Jahre vor Klopstock, noch während seines Aufenthalts in Halle, einen Versuch in reimlosen Versen gemacht und denselben („der Frühling", in abwechselnden Hexametern und kurzen daktylischen Versen mit einer Vorschlagssylbe) in den Schwabe'schen Belustigungen bekannt gemacht, allein später wandte er sich wieder dem Reim zu und erklärte sich entschieden gegen die Nachahmung der antiken Versmessung, so wie er seine Mißbilligung gegen die überschwänglichen Dichtungen Klopstocks und Bodmers, deren Verdienste er übrigens lebhaft anerkannte, in seinem komischen Epos „Sieg des Liebesgottes", so wie in einem poetischen „Brief an den Hofrath B**" offen aussprach. Dies erregte einen gewaltigen Sturm gegen ihn, und es wurde der liebenswürdige Dichter von Dusch und besonders von Wieland hart angegriffen, der ihm geradezu vorwarf, daß seine Liebeslieder Unsittlichkeit predigten. Uz antwortete mit großer Mäßigung, aber siegreich, indem er zeigte, daß weder die Frömmelei zur wahren Frömmigkeit, noch der Schwulst und die Uebertreibung zur ächten Poesie führe. Wieland, der sich später einer seiner früheren Richtung ganz entgegengesetzten zuwandte, und den heitern Scherz, den er damals in Uz verdammt hatte, weit überbot, erkannte sein Unrecht an und suchte es auf alle mögliche Weise wieder gut zu machen. Uzens Dichtungen aber hatten trotz jenem Sturm die allgemeine Anerkennung nie verloren. Uebrigens war jene Verdächtigung durchaus unbegründet; denn wenn Uz auch manches heitere Lied gedichtet hatte und in dem „Sieg des Liebesgottes" allerdings einige muthwillige Schilderungen vorkamen, so hatte er sich doch nie zur Frivolität erniedrigt, dagegen aber hatte er viele Lieder und Oden gedichtet, in denen sich die edelste Sittlichkeit und eine großartige Lebensansicht kundgab.

Seine ersten Versuche bewegten sich beinahe ausschließlich in dem engeren Kreise des anakreontischen Liedes, und mehrere Gedichte dieser Gattung sind ihm ausnehmend wohl gelungen. Doch war sein Talent mehr für die höhere Lyrik geschaffen, in welcher er auch Meisterwerke schuf, die in Anlage und Ausführung, durch Tiefe der Gedanken, poetischen Schwung und männlichen Wohllaut der Rede gleich auszuzeichnen sind. „Er traf den Ton," sagt Herder, „in dem die Lehre, Jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdringet, und es in süßer Begeisterung mit sich fortziehet oder fortreißet. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Kehre der Klang derselben, die ein bizarrer Geschmack verdrängt hat, ins Ohr der Jünglinge wieder!" Und in der That, was Uz von der Macht der Dichtkunst sang (4), das erwahrte sich an seinen eigenen Gesängen; sie öffnen unser Herz den hohen Wahrheiten, die sie in einer Sprache voll Kraft und Wohllaut verkündigen, mögen sie die „wahre Größe" (3), den „wahren Muth" oder das wahre Glück (2) besingen oder das „Lob des Höchsten" (6) preisen. Ob er gleich, wie sein Freund Gleim, die Größe Friedrichs II. bewunderte, sicherte ihn sein männlicher Geist vor der Uebertreibung, in die jener verfiel; er erkannte und fühlte, welches Elend mit den Siegen des gepriesenen Helden verbunden war, und scheute sich nicht, seinen gerechten Abscheu gegen den Ehrgeiz der Fürsten auszusprechen (5). Allein es war nicht bloß allgemeines menschliches Gefühl, welches ihn hiebei leitete, noch viel weniger die beleidigte Dichtereitelkeit, welche sich an dem Preußenkönig zu rächen suchte, daß er die fremde Kunst der deutschen vorzog; ihn begeisterte vor Allem zu seinen Anklagen gegen die Fürsten seiner Zeit die lebendigste Vaterlandsliebe, welche in den unseligen Bürgerkriegen den Untergang des Reichs und die Entwürdigung des Volks erblickte (1); ihn begeisterte die Liebe zur Freiheit, welche er von der wahren Vaterlandsliebe nicht getrennt denken konnte, daher auch nicht Alexander, nicht Friedrich II., nicht der siegreiche Eroberer, sondern der „Patriot", der edle Korinther Timoleon der Held war, den seine Gesänge feierten (3). Seine geistlichen Lieder, welche das fünfte Buch seiner lyrischen Gedichte bilden, treffen zwar den einfachen Ton des Kirchenliedes nicht, aber bei aller dichterischen und religiösen Begeisterung, die sie beseelt, und so gewählt und schwungreich die Sprache auch ist, bewahren sie doch eine angemessene Verständlichkeit, so daß sie sich, wenn auch nicht für den Kirchengesang, doch für die häusliche Andacht vorzüglich eignen (6). Uebrigens sind mehrere derselben noch jetzt in den Gesangbüchern beibehalten („Ich will, ich muß von Jesu singen"; „O Vater, kindlich bitten wir").

1. Das bedrängte Deutschland.

1. Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germania sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

2. Sind, wo die Donau, wo der Mayn
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bachus fröhlich gieng, und sich die Elb' ergießet;

3. Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein meistens ihm zur Schande.

4. Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stäts von zwanzig Heeren:
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.

5. Vor ihnen her entflieht die Lust,
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

6. Der Adler sieht entschlafen zu,
Und bleibt bey ganzer Länder Schreyen
Stäts unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleyen.

7. O Schande! sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtsten Tod, im Arm der Freyheit scheuten?

8. Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen deren Enkel seyn,
Die rauh, doch furchtbar frey für ihre Wälder stritten?

9. Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt
Um die bemoosten Eichen schwebet,
Wo einst, von Eintracht unterstützt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Latium gebebet?

10. Wir schlafen, da die Zwietracht wacht,
Und ihre bleiche Fackel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stäts zur Seite schleicht, von Furien umringet.

11. Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmahl stiften.

12. Doch, Muse, wage nicht zu viel!
Verlaß bey so verderbten Zeiten
Alcäens kriegrisch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schalt, und scherz' auf sanftern Saiten!

2. Die Wollust.

1. Hier im Gesträuch an Florens weichem Busen,
Die Balsam haucht, geruhig hingestreckt,
Erwart' ich sie, die göttlichste der Musen,
Die sich im Busch vor meinem Wunsch versteckt.
Sie kömmt, sie kömmt: ich höre schon von weiten
In stiller Luft die Stimme güldner Saiten.

2. Ihr Sterblichen, die ihr dem Schicksal fluchet,
Wenn euern Arm gewünschte Ruhe flieht,
Und ihr umsonst sie unter Dornen suchet,
Wohin euch oft ein finstrer Weiser zieht,
Was quält ihr euch? Die holde Wollust winket,
Und beut euch an, was euch so schätzbar dünket;

3. Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet,
Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut,
Von Lieb' und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Und Lieb' und Wein durch Uebermaß entweicht,
Nein, die zugleich Natur und Weisheit preisen,
Der Weisheit Kind, die Königin der Weisen.

4. Ich sehe sie, und Morgenrosen schmücken
Die heitre Stirn', und glänzen um ihr Haupt:
Wie ruhig strahlt aus ihren süßen Blicken
Die reine Lust, die kein Verhängniß raubt!
Durch sie wird selbst Lyäus zahm gemachet,
Der hinter ihr mit einer Muse lachet.

5. Die Freude schwingt um sie die güldnen Flügel
Zu aller Zeit, auch wann das Glück entflieht;
So öde scheint kein dürrverbrannter Hügel,
Wo nicht für sie noch manche Blume blüht,
Und rings umher schwatzt unter Laub und Zweigen
Ein sanfter West, und rauhe Stürme schweigen.

6. Wie sollte dir nicht alles dienen müssen,
Du, die allein die Sterblichen beglückt?
Gefesselt liegt, o Göttin, dir zu Füßen
Der bleiche Gram, der schwache Seelen drückt:
Du bändigest die hungrigen Begierden,
Die ohne dich verderblich herrschen würden.

7. Wie, wann der Süd ein schwarz Gefieder schüttert,
Und auf der See sich als Tyrann erhebt,
Der Ocean, bis an den Grund erzittert,
Und weiß beschäumt hoch in die Lüfte strebt:
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret sich das kranke Schiff, und scheitert;

8. So wüthen auch die zügellosen Triebe,
Die uns Natur mitleidig eingesenkt:
Sie brechen los, und Recht und Menschenliebe,
Was heilig ist, wird unbereut gekränkt,
Nicht ungestraft; der Frevelthaten Menge
Bestraft in uns ein Richter voller Strenge.

9. Die Furien, in deren blut'gen Händen
Stäts fürchterlich die Dornenpeitsche braus't,
Verfolgen ihn, wann zwischen Marmorwänden
Der Lüste Sclav erraubtes Gut verschmaus't;
Sein Aug' entschläft: sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Nattern Bissen.

10. Unselig Glück! o ungeliebtes Leben!
Dergleichen Qual bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muß nach ächten Freuden streben,
Die Klugheit würzt, und Reue nicht vergällt:
Bin ich gesund am Leib und am Gemüthe,
So dank' ich froh des Himmels milder Güte.

11. Wie thöricht ist's, sich Vieles nöthig machen,
Da die Natur nur Weniges verlangt!
Ich werde satt, und kann mit Freuden lachen,
Obgleich mein Tisch nicht fürstenmäßig prangt;
Muß edler Wein, den Blut und Seele fühlen,
Den eklen Durst allein aus Golde kühlen?

12. Gold giebt das Glück, und giebt es auch den Thoren.
Die Weisheit lehrt auch schimmernd Gold verschmähn,
Und fröhlich seyn, wann, die das Glück erkoren,
Sich unvergnügt in seinem Schooße blähn.
Das wahre Glück ist nicht, was Thoren meinen.
Sey in der That, was tausend andre scheinen!

3. Die wahre Größe.

An Herrn Gleim.

1. In meinen Adern tobt ein juvenalisch Feuer;
Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte Leyer:
Maßt sich des Pöbels Wahn
Das Urtheil nicht von großen Seelen an?

2. Sey Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll nicht richten,
O Du, der jedes Herz mit reitzenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der schalkhaft scherzt, und frey und edel denkt!

3. Ein Mann, der glücklich kühn zur höchsten Würde flieget,
Und, weil er Sclaven gleich, vor Großen sich geschmieget,
Nun, als ein großer Mann,
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann;

4. Der heißt bey'm Pöbel groß, da ihn sein Herz verdammet,
Und wenn der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeicheley
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sey.

5. Soll seines Namens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen:
Bereichert ein Verrath,
So, zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

6. Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten:
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herculs Werke rathen,
Der heißt vergebens groß:
Er schwingt sich nie vom Staub des Pöbels los.

7. Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen!
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüthen,
Und reiß dein murrend Heer
Zum Ganges hin, bis an's entfernte Meer!

8. Du kämpfest überall, und siegest, wo du kämpfest,
Bis du der Barbarn Stolz, voll größern Stolzes dämpfest,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.

9. Verkenne Menschlichkeit und menschliches Erbarmen!
Von deinem Haupte reißt auch in des Sieges Armen
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwandt.

10. Mit Lorbeern wird von ihr der beßre Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt;

11. Der Weise, der voll Muths, wann Aberglaube schrecket,
Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt;

12. Der ächte Menschenfreund, der bloß aus Menschenliebe
Die Völker glücklich macht, und gern verborgen bliebe,
Der nicht um schnöden Lohn
Nein, göttlich liebt, wie du, Timoleon!

13. Zu dir schrie Syracus, als unter Schutt und Flammen
Und Leichen, die zerfleischt in eignem Blute schwammen,
Der wilde Dionys
Sein eisern Joch unleidlich fühlen ließ.

14. Du kamst und stürztest ihn zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wann ein Wintersturm die Königin der Tannen
Aus starken Wurzeln hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebirge bebt.

15. Durch dich ward Syracus der Dienstbarkeit entzogen,
Und sichrer Ueberfluß und heitre Freude flogen
Den freyen Mauern zu;
Held aus Corinth! was aber hattest du?

16. Allein die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben:
Belohnung beßrer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter güldner Zeit,
Der Hoheit werth, erwähltest Niedrigkeit.

17. Doch dein gerechtes Lob verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab:
Noch schallt ihr Lied in Lorbeern um dein Grab.

4. Die Dichtkunst.

1. Ich liebe Feld und Bach, der Sonne Morgenstrahl,
Ein schwarzbeschattet einsam Thal
Und jenen stillen Lorbeerwald,
Wo keuscher Musen Flöte schallt:
Ich mische mich in ihre Chöre;
Sie weihen mich zum Priester ein,
Und sollten Wünsche mindrer Ehre
Mein ruhig Herz entweihn?

2. Entzeuch, o Dichtkunst, mir dein glänzend Angesicht,
O du, der Liebe Tochter, nicht!
Denn in der ersten Schäferwelt,
Die uns im Bilde noch gefällt,
Gebahr dem Gotte frohen Weines
Die Liebe dich, ihr ähnlich Kind,
In dunkeln Schatten eines Haines,
Die dir noch heilig sind.

3. Wie schön erzogen dich die Unschuld und Natur
Auf Triften und beblümter Flur!
Noch nicht um stolzen Schmuck bemüht,
Ertönte hier dein sanftes Lied:
Es hörten die erstaunten Hirten
Den ungekünstelten Gesang,
Der öfters um geheime Myrthen
Und oft bey'm Wein erklang.

4. Die Weisheit bracht' alsdann dich, junge Schäferin,
Zum unbewohnten Hämus hin,
Und lehrte dich der Dinge Grund,
Und wie die schöne Welt entstund,
Warum der Frühling grüne Hügel
Und lauen West und Floren liebt,
Und was den Winden ihre Flügel,
Dem Donner Kräfte giebt.

5. Sie lehrte dich, was gut und groß ist, nicht bloß heißt:
Uns adelt nur ein edler Geist
Und nicht ein schimmernd hoher Stand,
Nicht ein vergüldetes Gewand,
Noch daß man groß genennet werde
Von Lippen feiger Schmeicheley,
Und einem Winkel weiter Erde
Bekannt und furchtbar sey.

6. Die Aue schwieg von dir, als du vom Hämus kamst,
Und eine kühne Leyer nahmst:
Es wallte junger Hirten Blut;
Sie fühlten ungefühlte Gluth,
Als dein erhabnes Lied ertönte,
Das feuriger die Tugend pries
Von rauher Wildheit sie entwöhnte,
Und Menschen werden hieß.

7. Du sangst: es rissen sich bemooste Felsen los
Aus drohender Gebirge Schooß,
Und rollten fort mit eignem Lauf,
Und thürmten sich zu Mauern auf.
Die Tiger unter düstern Sträuchen
Behorchten dein entzückend Spiel,
Und auch die unbelebten Eichen
Empfiengen ein Gefühl.

8. Die Wahrheit rührt uns nicht entblößt und ungeschmückt,
Wenn sie die Sinne nicht berückt:
Wer unser Herz erst überwand,
Gewinnt auch leichtlich den Verstand.
Wir bleiben kalt bey kalten Schlüssen;
Sie sausen schwach um unser Ohr:
Wir lernen, wie wir leben müssen,
Und leben wie zuvor.

9. Du weckest uns zur Lust, befriedigst unsern Schmerz,
Du, Dichtkunst, öffnest unser Herz
Der Wahrheit, seit ihr deine Hand
Aus Myrth' und Rosen Kränze band:
Dich muß der taube Wille hören,
Die du nicht finstern Schulwitz liebst,
Und was die Weisen mühsam lehren,
Uns zu empfinden giebst.

10. Vor dir eröffnet sich der Ehre Heiligthum,
Und lorbeerreicher Helden Ruhm
Vertraut sich deiner Leyer an,
Durch die er ewig schimmern kann:
Doch Dunkelheit und kalte Schatten
Begraben ungepries'nen Muth,
Den Völker einst bewundert hatten,
Der nun vergessen ruht.

11. Du folgest kriegerisch durch Blut und heißen Dampf
Dem Helden in den rauhsten Kampf,
Und wann, vom güldnen Sieg umkränzt,
Sein Haupt von Lorbeern furchtbar glänzt,
Alsdann erwachen deine Lieder,
Und bringen ihm vom wilden Streit
Auf unermüdetem Gefieder
Der fernen Ewigkeit.

12. Wo Titans Aug' entschläft, und wo er früh erwacht,
Die Gegenden der Mitternacht,
Und wo der Mittag Flammen sprüht,
Durchfliegt mit ihm dein holdes Lied,
Indeß die Muse der Geschichte
Nur niedrig an der Erde streicht,
Und mit erhitztem Angesichte
Nie deinen Flug erreicht.

5. Auf den Frieden.

1. O Erde, wo jüngst Blut geflossen,
Laß Blumen sprossen
Noch vor der Blumenzeit,
Den holden Frieden zu bekränzen,
Der wieder kömmt nach langem Streit,
Und vor ihm her zu glänzen
Im Frühlingskleid!

2. Er kömmt zurück durch öde Fluren
Voll frischer Spuren
Der kriegerischen Wuth:
Er eilt aus räubervollen Sträuchen
Und wandelt schaudernd über Blut
Und halbverweste Leichen
Und Asch' und Gluth.

3. Die Freude jauchzt auf allen Wegen
Ihm wild entgegen
Durch süßen Weihrauch-Duft:
Sein Anblick tröstet die Geplagten,
Und seine sanfte Stimme ruft
Die hoffenden Verjagten
Aus fremder Luft.

4. Sie taumeln jetzt mit scheuen Schritten
Zu ihren Hütten,
Zu Wohnungen der Noth:
Sie finden rauchende Ruinen,
Vom Blut erschlagner Freunde roth,

Und Hunger nagt in ihnen
Am letzten Brod.

5. Gekrönte Häupter großer Staaten,
Seht eure Thaten
Und wie ihr uns beglückt!
Zählt die erschlagnen Unterthanen,
Wann ihr, von Heldenlust entzückt,
Auf die ersiegten Fahnen
Stolzlächelnd blickt!

6. Wie lange werden doch die Fürsten
Nach Lorbeern dürsten,
Wie Mars nach Blute schnaubt!
Mit Schande, nicht mit Lorbeerkränzen,
Verhängniß, kröne dessen Haupt,
Der wieder unsern Gränzen
Den Frieden raubt;

7. Der nicht sein Volk mit Huld erquicket,
Die Noth erblicket,
Und Hungrige nicht speis't,
Nicht mit wohlthätigem Erbarmen
Als einen Vater sich erweis't,
Wann ihn ein Schwarm von Armen
Lautjauchzend preis't;

8. Damit nach unerhörten Plagen
In heitrern Tagen
Der Landmann sich erfreu,
Jetzt seine wüsten Felder baue,
Und, sicher vor der Tyranney,
Auf heerdenvoller Aue
Selbst glücklich sey!

6. Lob des Höchsten.

1. Zu Sions Höhen hin erhebt auf Engelschwingen
Mich diese glänzende Gestalt?
Am Teiche Siloa soll ich dem Herrn lobsingen
Im dunkeln Cedernwald?

2. Hier, wo Isai Sohn, von heiligem Vergnügen
In Gott entzückt, von Gott allein
Zur güldnen Harfe sang? Und alle Winde schwiegen,
Und horchend schwieg der Hain.

3. Ihr Cedern, schweigt umher, und rauschet nur von weiten!
Wie meine ganze Seele glüht!
Ihm will ich singen, ihm, dem Herrn, auf neuen Saiten,
Dem Herrn ein hohes Lied.

4. O Herr, wer ist dir gleich? Gott über alle Götter,
Allein Gott, herrlich, weise, mild,
Gerecht, auch wann du zürnst, und im entflammten Wetter
Dein Grimm die Erde schilt!

5. Du, du allein bist groß: was kann der Staub dir geben?
Mein Lied stimm' unter Harfenklang
In's Lied der Engel ein, und auch mein ganzes Leben
Sey dir ein Lobgesang!

Johann Nikolaus Götz.



Johann Nikolaus Götz, geb. in Worms den 9. Juli 1721, bezog im J. 1739, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, die Universität Halle, wo er mit Gleim und Uz in freundschaftliche Verbindung trat, sich mit ihnen an der Lectüre der Alten bildete, und in Nachahmung derselben übte, ohne jedoch seine Berufswissenschaft, die Theologie, darüber zu vernachlässigen. Als er seine Studien vollendet hatte, wurde er im J. 1742 Hauslehrer und Hausprediger bei dem preußischen Commandanten zu Emden in Ostfriesland; da er jedoch das rauhere Klima nicht vertragen konnte, kehrte er in die Vaterstadt zurück, von wo ihn im J. 1744 die Gräfin von Strahlenheim zum Hofmeister ihrer Enkel und zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen berief. Da seine Zöglinge Offiziere waren, hielt er sich mit ihnen in den verschiedenen Garnisonen derselben auf, in Sarlouis, Metz und Straßburg, zuletzt in Lüneville, wo sie die Militärakademie besuchten. Im J. 1747 wurde er Feldprediger bei dem Regiment Royal-Allemand, welches er auf seinen verschiedenen Märschen durch Lothringen, Flandern, Brabant und Elsaß begleitete. Als er 1751 zu Saint-Avolt im Winterquartiere lag, ernannte ihn der Herzog von Zweibrücken zum Pfarrer in Hornbach, von wo er 1754 als Oberpfarrer und Inspector nach Meisenheim und 1761 als Pfarrer und Consistorial-Assessor nach Winterburg versetzt wurde. Endlich erhielt er 1776 den Ruf als Superintendent des Oberamtes Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen in dem Theil der Grafschaft Sponheim, die der Markgraf von Baden-Durlach bei deren Theilung erhalten hatte. Er starb am 4. Nov. 1781.

Götz ist derjenige von den drei Halleschen Freunden, welche die ursprüngliche Richtung, die sie im Anakreon geschöpft hatten, am getreuesten bewahrt hat, denn während Gleim und Uz sich entweder ganz oder doch zum Theil andern Gattungen zuwandten, gehören beinahe sämmtliche Gedichte ihres Freundes dem leichten, scherzhaften Liede an, was wohl zunächst seinen Grund in dem langen Aufenthalte des Dichters in Frankreich hat, wo er auch mit besonderm Eifer die französische Literatur studirte. Da er überdies vorzüglich mit vornehmen oder solchen Personen Umgang hatte, welche jene damals in Frankreich so hochgeschätzte gesellschaftliche Bildung besaßen, so mußte sich seine Aufmerksamkeit vorzüglich den Gattungen der Poesie zuwenden, welche in den gesellschaftlichen Kreisen den Vorzug fand, zu jenen heiteren Liedern, in denen Geist und leichter Sinn um den Vorrang stritten, zu den kleinen poetischen Spielereien, deren Hauptverdienst in der witzigen Wendung oder im geistreichen Schluß, oder auch in der tändelnden Form lag, wie das Madrigal oder Triolett. Viele seiner Gedichte bestehen auch in Uebersetzungen aus dem Französischen, andere sind französischen Mustern nachgebildet, oder im Geiste

derselben bearbeitet. Ihr hauptsächlicher Werth besteht aber darin, daß er den fremden Geist mit großem Glück nicht nur aufgefaßt, sondern auch in deutsches Gewand gekleidet, daß er in Sprache und Darstellung eine seltene Gewandtheit und Feinheit entwickelt und den Vers, wie den Reim mit Glück und Geschmack behandelt hat. Denn scheinen diese Dichtungen auch alle nur flüchtig hingeworfen, so sind sie doch in der That mit großer Sorgfalt bearbeitet, so daß sie in Correctheit, überhaupt in allen äußern Erfordernissen Nichts zu wünschen übrig lassen, und sie im Ausdruck der gemüthlichen Behaglichkeit, des leichten oder muthwilligen Scherzes, des naiven oder schalkhaften Witzes stets unübertrefflich sind. Hierin hat er sich aber dasselbe Verdienst erworben, wie Wieland, und wenn er weniger gewirkt hat, als dieser, so rührt dies nicht bloß daher, daß Götz allerdings ein weit beschränkteres Talent hatte, als Wieland, sondern hat auch darin seinen Grund, daß seine Gedichte mit Ausnahme der früheren, welche er theils in einem Anhang zu seiner unter Uzens Beihülfe bearbeiteten Uebersetzung des Anakreon (Ff. 1746. S. o. S. 522), theils in einer eigenen kleinen Sammlung unter dem Titel „Gedichte eines Wormsers" (1752) bekannt machte, nur zerstreut in den verschiedenen Sammlungen und Almanachen und zudem ohne seinen Namen erschienen. Doch war er keineswegs unbekannt geblieben; er erfreute sich vielmehr weit verbreiteter Anerkennung und man bewunderte namentlich seine große Gewandtheit in der Behandlung der mannigfaltigsten lyrischen Formen, weshalb ihn auch Herder den „vielformigen" nannte (Werke 16, 155), da er im leichten Liede, wie in der Elegie, in der Ode, wie im Madrigal, im Triolett und Ringelgedicht, in gereimten, wie in reimlosen Versen gleich glücklich war. Es ist bekannt, daß Friedrich II. in seiner Schrift über die deutsche Literatur ein einziges Gedicht von einem Ungenannten mit ungetheiltem Lobe erwähnt, und namentlich dessen Wohllaut rühmt, der ihn mit großem Wohlgefallen erfüllt habe; nach dem Berichte Knebels (in Herders Adrastea 5. Bd. S. 263) hat der König „die Mädcheninsel" (8) von Götz im Sinne gehabt, welche Knebel, der damals in Potsdam lebte, aus einer besondern Vorliebe zu diesem Gedichte, wie überhaupt züm Dichter, nicht lange vor Erscheinen jener Schrift hatte besonders drucken lassen. Es ist dieses Gedicht aber auch in der That ein schönes Zeugniß von Götzens Talent, und man ersieht daraus, daß er auch größerer Schöpfungen fähig gewesen wäre, so wie seine Uebersetzungen aus alten und neuen Dichtern, namentlich dem Sarbiewsky, darthun, daß er auch ernste Gegenstände zu behandeln fähig war*).

*) Götzens Gedichte wurden von seinem Freunde Ramler herausgegeben (3 Thle. Mannh. 1785), der auf diese Weise das Andenken des liebenswürdigen Dichters gesichert. Da die einzelnen Gedichte vielfache Abweichungen von den früheren Drucken darboten, so wurde der Herausgeber oft und bitter getadelt, unter Andern von Knebel, daß er sich willkürliche Aenderungen erlaubt habe, und es wird diese Anklage bis auf den heutigen Tag wiederholt, obgleich Voß die Unstatthaftigkeit derselben vollkommen nachgewiesen hat („Ueber Götz und Ramler." Mannh. 1809). Allerdings hat Ramler manche Stellen in den Gedichten seines Freundes geändert, aber es sind dieser Aenderungen bei weitem nicht so viele, als man gewöhnlich annimmt, und dann sind die meisten doch so glücklich und so ganz im Geiste des Dichters, daß man sich über diese Verbesserungen nur freuen darf.

1. Thamire an die Rosen.

Mein Geliebter hat versprochen,
Wann ihr blühet, hier zu seyn.
Diese Zeit ist angebrochen,
Rosen! und ich bin allein.
Holde Töchter der Cythere,
Rosen! schonet meine Ruh,
Schonet meines Schäfers Ehre:
Schließt euch, schließt euch wieder zu!

2. Der dichtende Knabe.

1. Flieh nicht den Amor,
O zarte Schwester!
Flieh nicht den Amor!
Er fängt dich doch.

2. Ich roch im Garten
An einer Nelke,
In deren Schooße
Der Kleine saß:

3. Mit ihren Düften,
Den süßen Düften,
Die mich vergnügen,
Sog ich ihn ein.

4. Ich armer Knabe!
Wer kann mir rathen?
In meinem Haupte
Ist er nun Herr.

5. Und dieses Liedchen,
Klein, wie er selber
Und dieses Liedchen
Ist schon von ihm.

3. Lob des Burgunderweins.

1. Der war gewiß ein frommer Mann,
Den Jupiter so lieb gewann,
Daß er ihm diesen Weinstock schenkte,
Ihn selbst in seinen Garten senkte,
Und voller Purpurtrauben henkte! —

2. Eh Peleus in der ersten Nacht
Der Braut den Gürtel los gemacht,
Da fehlte bey dem hohen Feste,
Zu der Bewirthung seiner Gäste,
Der süße Nektartrank, das Beste.

3. Alsbald sprach Zeus zur Götterschaar:
Wir trinken Nektar Jahr für Jahr,
Seitdem wir im Olympus leben:
Itzt sollen einmahl ird'sche Reben
Unsterblichen ein Labsal geben.

4. Er schüttelt sein allmächtig Haupt:
Gleich steigt der edle Stock belaubt
Mit schlanken Armen in die Lüfte,
Voll goldner Früchte, Nektardüfte,
Daß er den Ruhm des Meisters stifte.

5. Cythere streckt die Finger aus,
Und klaubt ein Rebenkind heraus,
Und ritzt den schönen Arm im Klauben —
O Wunder! plötzlich sind die Trauben
Gepurpurt, wie der Hals der Tauben.

4. Der Vergnügsame.

1. Seit mich die Huld des Geschickes
Mit weiser Einfalt versehn,
Ließ ich die Kugel des Glückes
So, wie sie rollete, gehn.

2. Bey kleiner Güter Genusse
Verschmäht' ich, was mir gebrach,
Und sah dem eilenden Flusse
Der Jugendtage nicht nach.

3. Frey von verzehrendem Neide,
Von Unvergnügsamkeit frey,
Wußt' ich, daß heutige Freude
Ein Quell der morgenden sey.

5. An die Nachtigall.

Süßeste der Nachtigallen,
Schweige! denn ich bin allein,
Ließest du dein Lied erschallen,
Scheelsucht käme bald zum Hain,
In die grüngewölbten Hallen,
Wo mir Thränen, süß und rein,
Heimlich in den Busen fallen.

Säh' es, und verrieth es allen,
Daß mir Thränen, süß und rein,
Heimlich in den Busen fallen,
Machte mir dann lange Pein.
Glücklicher wein' ich allein,
Süßeste der Nachtigallen!

6. Laura.

1. Willkommen, angenehme Wüste,
Von schwarzer Sorg' und Unruh leer,
Thal, das ein König lieben müßte,
Wenn er, wie ich, voll Liebe wär.

2. Gekrümmte Bäche, klare Quellen,
Strom, der durch scharfe Felsen bricht,
Bezähmt das Rauschen eurer Wellen,
Ich denk' an Lauren, stört mich nicht.

3. Ihr schlanken Erlen, ihr müßt schweigen,
Das hat euch die Natur gelehrt,
Doch müßt ibr eure Wipfel neigen,
So oft ihr Laurens Nahmen hört.

4. Ihr Vögel hüpft auf grünen Meyen,
Und singt und paaret euch im Rohr;
Doch stärker würde michs erfreuen,
Sängt ihr mir von der Laura vor.

5. Ihr Spatzen in der hohlen Weide,
Ihr küßt das ganze lange Jahr,
Euch macht das Singen wenig Freude,
Wie mir, als ich bey Lauren war.

6. Ihr Schmetterlinge dieser Auen,
Ihr muntern Blumenbuhlen ihr!
Gern mag ich euch hier küssen schauen;
Doch mißfällt euer Leichtsinn mir.

7. Komm, Wirthinn aus dem Felsenritze,
Komm, schöne Schlang', und horche zu!
Es gleichet Laura dir an Witze,
Und wirft so helle Blick', als du.

8. Einsiedler in der kleinen Klause,
Wie kannst du ewig einsam seyn?
Was thust du in dem öden Hause,
Kehrt keine Gattin bey dir ein?

9. Des ersten Menschen erste Bitte
War um ein Weib in seinen Schooß.
O Schnecke! deine enge Hütte
Wär', ohne Lauren, mir zu groß.

10. Ihr treuen Täubchen, bunt von Hälsen,
Wie Regenbogen bunt von Brust,
Ihr lebt in Ulmen, lebt in Felsen
Allein der Lieb', allein der Lust.

11. Ihr möget meiner Laura sagen,
O! sagt es ihr im Monath May,
Daß in den schönen Frühlingstagen
Kein Leben ohne Liebe sey.

7. Die Mädcheninsel.

Steine warf Pyrrha vordem und der alte Deukalion Steine,
Nahe bey Themis Altar auf der parnassischen Flur,
Und erhielten ein neues Geschlecht von Menschen aus ihnen.
Männer aus Steinen des Manns, Weiber aus Steinen des Weibs.
Welche Gottheit belebt die Felsen der einsamen Insel,
Wo mein neidisches Loos mich Gescheiterten hält? — —
Die du Paphos regierst, und noch in Idalions Hainen
Süßen Opfergeruch jeden Morgen empfängst,
Mutter der Wollust und Ruh, laß diesen Felsen entspringen
Mädchen von seltenem Reiz, deinen Grazien gleich;
So voll Anmuth, wie deine Gefährtinn, die blühende Hebe,
Und der geistige Scherz, der dir den Busen bewacht!
Ich, mit Amaranthen bekränzt, ihr Priester und König,
Geh' durch die selige Flur unter ihnen einher,
Und beherrsche sie sanft statt eines silbernen Zepters
Mit dem duftenden Zweig, welchen die Myrte gebar.
Trag' ich nicht als König die goldene Krone der Ahnherrn,
O! so mangelt mir doch kein Pierischer Strauß,
Der anmuthiger duftet, als jene narkotische Staude,
Die der indischen Flur theure Balsame zollt!
Weiden andre den Gaum mit perlefarbnen Fasanen,
Oder dem köstlichen Huhn, das nur Morgenthau letzt:
Heisch' ich Zufriedener nichts, als was mir selten entstehet,
Einen liebäugelnden Blick, einen geraubeten Kuß.
Führt kein Wagen mich stolz durch lange Zeilen Klienten:
Sitz' ich dennoch vergnügt meinen Freundinnen im Schooß,
Deren Auge mir ist, was andern helle Demanten,
Oder Hesperus ist, der sich im Meere verjüngt.
Bin ich vom Vaterland fern, das mit nicht zärtlichen Händen
Mich zur Freude verstieß, und mir doch liebenswerth ist:
Bin ich Alter doch nah den rosenfarbigen Wangen
Meiner holdseligen Schaar, ihrem ambrosischen Kuß.
Ihr anmuthiger Trupp, der Florens Kinder beschämet,
Bildet um mich herum einen schimmernden Hof.
Eh mich der liebliche Ton der Säule Memnons erwecket,
Springen sie freundlich und froh hinter den Hecken hervor,
Werfen mit Blumen mich wach, und fragen: Goldener Vater,
Zeigte dir unsre Gestalt heut ein spiegelnder Traum?
Oder sitzt noch der Schlaf auf deiner gefalteten Stirne?
Komm! wir küssen ihn dir von der Stirne hinweg.
Hurtig umfassen sie mir die Schultern, und necken mir küssend
Den verweilenden Schlaf von der Stirne hinweg.
Zeus sieht neidisch mein Glück von der hohen olympischen Zinne,
Schüttelt die Locken, und schwört: dieser ist sel'ger als ich!
Oftmahls sinket er still in nächtlichen Tropfen herunter,
Schielet hinterm Gebüsch meinen Vergnügungen zu.
Aber Cythere, die mich zum Favoriten erkoren,
Kömmt, nicht unsichtbar mir, nein, in gewohnter Gestalt
Fährt sie von ihrem Paphos mit silbernen Schwänen herunter,
Beut mir grüßend die Hand, nennet mich Priester und Freund.
Königinn, frag' ich vertraut, wo ist mein Bruder geblieben?
Ohne den Amor ist mir kein Elysium schön! —
Siehe! dann lächelt sie süß; schnell hüpft aus dem luftigen Schleyer,
Der Aglajen umhüllt, Amor fauchzend hervor,
Windet sich mir um den Hals, und küßt mich und grüßet mich Vater,
Klopft die Wange mir sanft, ringelt mein silbernes Haar;
Treibt dann mit Zweigen von cyprischer Myrte die lachenden Mädchen
In die Thäler zurück, wo die Nachtigall heckt,
Mir wetteifernd daselbst vielfarbige Kränze zu winden,
Und mit Anstand und Zier um die Schläfe zu ziehn.
Die dann in glücklicher Stunde den allerschönsten geflochten,
Fodert freundlich von mir einen belohnenden Kuß,
Den ich ihr willig ertheil' und mit zwey Küssen vermehre,
Wie sie Delius einst keusch der Schwester gereicht.
So genieß' ich das Glück, Fortunen am Busen zu liegen,
Von der silbernen Pracht ihrer Flügel gedeckt;
So genieß' ich das Glück, die Grazien nackend zu sehen,
Ohne die Strafe zu scheun, die den Aktäon betraf.
Rüstig bedienen sie mich, und gehn, wie die lachenden Horen
Um den Wagen Apolls, tanzend um mich herum;
Fesseln mit Ketten von Bluhmen den Frieden, der unter Oliven
Nickt, und ziehen ihn sanft unter mein taftenes Zelt,
Wo sie mit Gürteln von Gold ihn an die silberne Stange
Schnüren, daß er so leicht nicht zu entfliehen vermag;
Bis ich endlich, so alt als Tithon, dem Leben entfalle,
Sanft wie der Pfirsich dem Zweig, der ihn geboren, entfällt.
Bruder Amor, betrübt daß ihm sein Lehrer gestorben,
Schreibt durchs Cyprische Reich eilend ein Trauerfest aus;
Balsamiret den Leib, und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelett hoch auf der Mutter Altar
Mit zwey Tafeln voll Liebesgesetz' in den duftenden Händen,
Ueber welchen in Gold zierlich die Ueberschrift blinkt:
Dieß ist Athamas Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazie war.
Mit zerstreuetem Haar, in violettnem Gewande,
Wie auf Anakreons Grab ehemahls Griechenland saß,
Folgen die sittsame Zucht, der Jokus, die Freundschaft, die Musen,

Und die Grazien all' ächzend dem Leichenzug nach.
Aus den Thränen, die sie für mich aus Liebe vergießen,
Wächst ein wimmelndes Heer junger Amorn hervor,
Schlank gebildet, die Schwingen mit Purpur und Golde verbrämet,
Eines freudigen Thuns, voll von Feuer und Geist.
Diese vermählet vor meinem Altar mit meinen Gespielen
Hymen in goldenem Schmuck, mit der Fackel bewehrt. —
Mädcheninsel, so wirst du bevölkert; so schwingt sich mein Nahme
Zu den Vätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf.

Karl Wilhelm Ramler.



Wie Gleim, so war auch der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, ein Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen der Zeit, nur in anderer und in einer viel einflußreicheren Weise, da er nicht wenig dazu beitrug, der Sprache und Darstellung jene künstlerische Correctheit und Vollendung zu geben, welche ein charakteristisches Kennzeichen der damaligen Literatur ist, und worin sie die spätere, besonders wenn wir von den Hauptgestalten absehen, weit übertrifft.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 25. Febr. 1725 zu Colberg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause; mit dem eilften Jahre wurde er in das Waisenhaus zu Stettin und zwei Jahre später in das Hallesche gebracht, wo er mit solchem Eifer arbeitete, daß er schon nach vollendetem 17. Jahre die Hochschule der nämlichen Stadt beziehen konnte. Da seine Liebe zur Dichtkunst, die in dem Waisenhaus eher Tadel als Aufmunterung erfahren hatte, jetzt keine Beschränkung mehr fand, so überließ er sich ihr mit der ganzen jugendlichen Leidenschaft und widmete ihr, so wie dem Studium der Alten und Neuern, seine meiste Zeit. Es blieb auch dies seine beinahe ausschließliche Beschäftigung, als er ein Jahr später in die Heimat zurückkehrte. Im J. 1745 ging er nach Berlin, wo er sich seinem Berufsstudium, der Medicin, mit größerem Eifer widmen sollte, gegen welches er jedoch unbesiegbare Abneigung hatte. Als er bald darauf mit Gleim bekannt wurde, verschaffte ihm dieser, um ihn von der verhaßten Medicin zu retten, eine Stelle als Hauslehrer bei seiner eigenen Schwester, bei welcher Ramler bis Ende des J. 1747 blieb, worauf er wieder nach Berlin zurückkehrte. Im folgenden Jahre erhielt er endlich eine Anstellung als Lehrer der Logik und der schönen Wissenschaften an der Kadettenschule, welche Stellung, die ihm nur kärglichen Unterhalt verschaffte, er bis nach Friedrichs II. Tode behielt, denn dieser hatte ihn nie gekannt. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. (1786) setzte ihm dieser eine Pension von 800 Thalern aus, und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als Ramler vier Jahre darauf seine Stelle an der Kadettenschule niederlegte (er hatte früher schon den Titel Professor erhalten), wurde er zum Mitdirector des Nationaltheaters ernannt; nach Engels Abgang führte er von 1793 an die Direction allein, legte sie aber wegen zunehmender Altersschwäche im J. 1796 nieder. Er starb am 11. April 1798 als 73jähriger Greis.

Ramler begann schon früh zu dichten, allein erst nachdem er schon Mehreres in den „Bremischen Beiträgen" ohne seinen Namen hatte einrücken lassen, wagte er es, öffentlich aufzutreten, wie er denn stets große Bescheidenheit an den Tag legte und zum Beispiel keine Schritte that, um die Aufmerksamkeit des großen Königs auf sich zu ziehen, den er so begeistert und würdig besang. Sein erster Führer in der Dichtkunst war Horaz, und er blieb es bis zum letzten Augenblicke; auch hat sich kein anderer deutscher Dichter das, was man sich durch ernstes und geistvolles Studium eines großen Musters erwerben kann, so vollständig angeeignet, als Ramler, und er ist, wie sein Vorbild, insbesondere groß in dem Bau seiner Gedichte, in der kunstvollen Anordnung der Gedanken und in der eben so kunstvollen Darstellung des Einzelnen. Freilich kostete ihn gerade dies große Mühe, und es haben ihm eben deshalb nicht bloß Neuere, sondern selbst Zeitgenossen, selbst sein Freund Sulzer, alles Dichtertalent absprechen wollen *); allein wenn auch die formelle Seite der Dichtung in ihm überwiegt, so ist er doch keineswegs ein bloßer Verskünstler; „seine Gedichte sind", wie Göthe anerkennend sagt, „sämmtlich gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerheben-

*) „Meines Erachtens ist er im Grunde kein Dichter (schreibt Sulzer im J. 1774 an Bodmer), wenigstens ist es mir nicht möglich, den für einen Dichter zu halten, der ein Jahr Zeit braucht, eine Ode zu machen; der seine Oden so offenbar nach lange überlegten Planen und ich möchte sagen, nach Formularen und Recepten macht, und dieses ist zuverlässig Ramlers Fall" (Briefe der Schweizer S. 424). Es ist ein wenigstens sehr seltsamer Maßstab, das Talent eines Dichters nach der längeren oder kürzeren Zeit zu beurtheilen, die er zur Vollendung irgend eines poetischen Werkes bedarf; und wenn die Schnelligkeit der Production ein Zeugniß für die Größe der poetischen Schöpfungskraft sein soll, so müßte man dem Improvisator den höchsten Rang einräumen, man müßte den Ariost für einen Pfuscher halten, der im Stande war, eine einzige Stanze hundertmal zu verändern, ehe sie ihm genügte (die Handschrift derselben befindet sich auf dem British Museum zu London), man müßte endlich den bekannten Ausspruch des Horaz für eine pedantische Thorheit erklären.

den Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth." Dies gilt namentlich von denjenigen Oden, in welchen er Friedrich II. verherrlichte (1), und daß er dieses Lob seines Helden auch in solchen Gedichten mit bewundernswürdigem Geschick einzuflechten oder vielmehr zum Mittelpunkt derselben zu machen weiß, die eine ganz andere Absicht zu haben scheinen (3), das ist gewiß kein geringes Zeugniß für seine poetische Erfindungsgabe. Wir wissen recht gut, daß er gerade dieses Gedicht („Auf ein Geschütz") nach dem Horaz bearbeitet hat, was auch bei andern der Fall ist, allein er hat den Plan der Horazischen Ode so geschickt auf sich und seine Zeit zurückgeführt, dessen Wendungen, Bilder und Ausdrücke so genau den neuen Verhältnissen angepaßt, daß seine Bearbeitung den Werth einer selbstständigen Dichtung erhält. Wie er aber auch in ganz unabhängigen Schöpfungen wahres Talent entwickelte, wird man am besten aus der Vergleichung seines „Schlachtgesangs" (5) mit denen Klopstocks (S. 514) und Gleims (S. 521) entnehmen, so wie man aus seiner Ode „An den Frieden" (2) sein tiefes Gefühl und seine Kunst in der poetischen Malerei wird kennen lernen; in allen wird man aber bei unparteiischer Betrachtung den Wohlklang und die Schönheit seiner Verse, der gereimten, wie der in antiken Maßen (4), die glückliche Wahl und die unübertreffliche Correctheit des Ausdrucks bewundern.

Außer den Oden, in denen übrigens auch die Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Reichthum an treffenden Gedanken Lob verdient, hat Ramler Cantaten gedichtet, von denen einzelne („Ino", „Pygmalion", „Der Tod Jesu") durch die glückliche musikalische Behandlung, ihren reichen Wohlklang und ihre ächt dramatische Entwickelung zu den besten Gedichten dieser Gattung gehören.

Wie Horaz Ramlers Vorbild war (auf dessen Uebersetzung er auch einen großen Fleiß verwendete), so wurde er selbst wieder das Vorbild jüngerer Dichter, und die Horazische Ode wurde nach seinem Vorgang vielfach bearbeitet; doch ist der Einfluß, den er auf die Entwickelung der Poesie gewann, weniger in dieser Thatsache zu suchen, als vielmehr darin, daß er durch sein Beispiel sowohl, als durch seine kritische Thätigkeit das Gefühl für correcte und geschmackvolle Darstellung ausbildete und die poetische Diction durch ihn eine bewundernswürdige Glätte und Feinheit erhielt. Seine kritischen Bestrebungen waren nämlich vorzüglich auf diese äußeren Mittel der Poesie gerichtet, es zeigte sich dies schon in den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (Berl. 1750. 51), einer Zeitschrift, die er mit Sulzer und Langemack herausgab, so wie später in seiner Uebersetzung des Batteux (S. 473), in welcher er die Muster der einzelnen Dichtarten aus deutschen Dichtern entnahm, sie aber so weit überarbeitete und feilte, als er es für nöthig hielt, um ihnen den höchst möglichen Grad äußerer Vollkommenheit zu ertheilen, was er auch in den „Liedern der Deutschen" (Berl. 1766), in der „Lyrischen Blumenlese" (Lpz. 1774), in der „Fabellese" (Eb. 1783) mit den darin aufgenommenen Gedichten that, oft freilich zum großen Verdrusse der Dichter, die sich dadurch verletzt fühlten; und allerdings zeigt er in diesem Bestreben, die Werke Anderer zu verbessern, eine nicht immer zarte Zudringlichkeit, wie er z. B. Lichtwers Fabeln ohne dessen Zustimmung, ja ohne dessen Wissen v e r b e s s e r t herausgab und Geßners Idyllen in Verse übertrug (Berl. 1787), ob er ihm gleich selbst gerathen hatte, sie in Prosa abzufassen. Allein er besaß in der That einen so feinen und ausgebildeten Geschmack, und dieser war so anerkannt und bewundert, daß ihm seine älteren und jüngeren Freunde, Gleim, Götz, Kleist, L. H. v. Nicolay und selbst Lessing ihre Dichtungen zum Behufe der Verbesserung mittheilten und seine Aenderungen gern annahmen*). Insbesondere legte Lessing großes Gewicht auf Ramlers Urtheil, und erbat sich seinen Rath und seine Feile nicht bloß in früheren, sondern noch in seinen letzten Jahren, nicht bloß für seine kleineren, sondern auch für seine größern Dichtungen, wie noch für den Nathan**); seine Epigramme, die er Ramlern zur Verbesserung mitgetheilt hatte, ließ er so drucken, wie sie von seinem Freunde geändert worden waren, ohne sie vorerst noch einmal durchzusehen. So ist Ramlers Name mit dem der bedeutendsten Dichter der Zeit eng verknüpft, und erhält dadurch eine Bedeutung, die ihm kein vornehmes Achselzucken und Spötteln über handwerksmäßiges Corrigiren wird entreißen können.

1. An die Stadt Berlin.

1. Ich sah sie! (noch erzittern die Gebeine)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

2. Vergönne mir, Najade, nachzulallen,
Was tief in meine Seele drang,
Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen
Hamadryaden sang. — —

3. „Sey mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
„Die Städte Deutschlands bücken sich!
„Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
„Und weichen hinter mich!

4. „Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
„Wie dieser beiden Ufer Sand?
„O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
„Stets einen Gott erkannt?

5. „Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke,
„Und donnerte den Feind zurück?
„Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
„Vor seines Mörders Blick?

6. „Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
„Zur drohenden Aegide? stand
„Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
„Erstarrt an Haupt und Hand?

7. „Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
„Das unaufhaltsam weiter drang,
„Wie Halme von des Himmels Schloßen, niederlagen
„Dreyhundert Hufen lang?

8. „Ja! dinget nur die halbe Welt zusammen,
„Und raset wider Einen Mann,
„Und wendet wider ihn Verrath und Gift und Flammen,
„Den ganzen Orcus an!

---

*) Nur Gleim scheint durch Ramlers Leidenschaft verletzt worden zu sein und er erhob überhaupt Widerspruch, als ob die Aenderungen Ramlers, wenn auch sonst lobenswerth, doch nicht im Sinne der ursprünglichen Dichtung seien. Da schickte ihm einst Ramler ein Gedicht von Götz mit seinen an der Seite bemerkten Veränderungen; Gleim erhob die alte Klage und setzte weitläufig aus einander, wie die Aenderungen zwar wohlklingend, bilderreich, poetisch u. s. w. seien, die ursprünglichen Lesarten aber weit natürlicher und dem Ganzen angemessener erschienen, worauf ihm Ramler bewies, daß er ihn getäuscht habe, und die Lesarten, die er als die ursprünglichen für natürlicher halte, in der That s e i n e Veränderungen seien. So erzählt Voß in der schon angeführten Schrift „Ueber Götz und Ramler".

**) Vergl. Lessings Briefe an Ramler v. 18. Decbr. 1778 und den letzten ohne Datum (Lessings Werke, Bd. 29. S. 37 u. 40).

9. „Borussiens gerechter Held soll siegen:
„Die Götter schützen ihren Sohn.
„Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen.
„Er kömmt! ich seh' ihn schon.

10. „Er kömmt, das Haupt mit Strahlen rings umwunden,
„Wie Delius-Apollo kam,
„Als er den Python schlug und ihm mit tausend Wunden
„Die schwarze Seele nahm.

11. „Gilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
„Gilt, einen Tempel ihm zu weihn
„Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
„Mit Blumen zu bestreun."

2. An den Frieden.

1. Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

2. Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief versteckt,
Wohin kein Wucherer, keine Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

3. Nicht wo mit Wüsten rings umher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten seines Palmbaums nähret?
Vom Safte seines Palmbaums trinkt?

4. O! wo du wohnst, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein süßer Feldgesang
Von Heerdevollen Hügeln, und aus Weinbeerhütten,
Und unter Kornaltären klang.

5. Sieh diese Schäfersitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nun sparsam, nun wie Bäumchen auf verbrannter Heide,
Wie Gras auf öden Mauern stehn.

6. Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngst verlobte Garbenbinderinn
Trägt, ohne Saitenspiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

7. Denn ach! der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most; vertilget Frucht und Stamm;
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

8. Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab;
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fodert er den Knaben ab.

9. Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest.

3. Auf ein Geschütz.

1. O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

2. Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht.

3. Schon wär' ich diesen immer neuen Scenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entrissen, und dem Arm der Freundschaft, und den schönen
Entwürfen, halb vollführt.

4. Schon säh' ich, rings von Stygischen Gewässern
Umwunden, das geheime Feld
Elysiens, den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt.

5. Voll wackrer Brennen säh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bey jedem Freudenmahl
Von Ihm, der wider sechs Monarchen ficht und wider
Satrapen ohne Zahl.

6. Schon säng' ich seine jüngste That: wie brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehen tausend
Zertretnen Schedeln ging.

7. Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Bald säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Und bald den weisen Antonin, und den mit beiden
Vertrauten Julian.

8. Allein Merkur stand neben mir, und wandte
Durch seinen wundervollen Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu schleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

9. Denn stärker soll ich noch die Laute schlagen,
Wann er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Ueberwinders keucht;

10. Wann er, auf einem Throne von Trophäen,
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen
Versteckt in Spiel und Tanz;

11. Wann er, ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

4. An Galinetten.

1. Ausgeartetes Kind einer unsterblichen
Mutter! hast du doch mehr Herzen erobert, als
Die weit edleres Gangs, edleres Ansehns ist,
Deine Schwester Iberica!

2. Mehr mit Worten bestrickt, als die gefällige
Hesperillis: obgleich ihrer Gesänge Ton
Ein Sirenenton ist, Klio sich ihren Mund
An der Tafel der Götter wünscht.

3. Nun erhebst du die Stirn, trotzest der göttlichen
Teutonida? verlockst alle Verehrer ihr
Durch ein leichtes Geschwätz, durch ein verbuhltes Lied,
Durch ein fröhliches Gaukelspiel?

4. Fleuch zur Marne zurück unter die brausenden
Landessöhne, dem Wein ihrer Gebirge gleich!
Oder buhle forthin nur mit den Fremdlingen
Unsrer Fluren, o Schmeichlerinn!

5. Mit den Boten der ausländischen Könige,
Mit dem flüchtigen Trupp eitler Patricier,
Und verderbe den Geist weiser Druiden nicht,
Nicht der heiligen Barden Chor!

5. Schlachtgesang.

1. Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held;
Uns folget Ehr und Sieg.

2. Ihr Feinde zittert! unser Heer
Hat Kriegeskunst und Muth,
Ist schneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

3. Wir streiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark ihr seyd;
Wo stehn sie? fragen wir.

4. Auf, Brüder! schlagt den stolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

5. Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt als Krieger unser Land,
„Der schütz' auch mich als Mann."

6. Hört ihr der Stücke Donnerschlag?
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

7. Die Kugel treffe, wer sich bückt,
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Deß Nacken treff' ein Schwert!

8. Nein! eh ich fliehe, stürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seyd Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland.

Anna Luise Karschin.

Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, wurde am 1. Dec. 1722 auf dem Hammer, einem Vorwerke im Kreise Schwiebus der Provinz Schlesien, geboren. Da ihr Vater schon in ihrem fünften Jahre starb,



nahm sie ein Oheim ihrer Mutter zu sich und ertheilte ihr den ersten Unterricht; aber weil dieser, über ihre Talente erfreut, ihr eine höhere Bildung geben wollte, holte sie die Mutter, welcher dies nicht zusagte, wieder ab. Sie hatte von nun an viel zu leiden, sie mußte das Vieh hüten und sonst die niedrigsten Dienste versehen. Kaum 16 Jahre alt, wurde sie an einen geizigen Mann, den Tuchweber Hirsekorn, verheirathet, der sie auf das abscheulichste mißhandelte und sich nach 11 Jahren, als sie zum vierten Male ihrer Entbindung entgegensah, von ihr scheiden ließ. Da ihre Mutter, die sich zum dritten Male unglücklich verheirathet hatte, sie nicht aufnehmen konnte, so nahm sie, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, das Anerbieten eines reisenden Schneiders, Namens Karsch, an, der sie zu heirathen begehrte. Sie zog mit diesem nach Fraustadt, später nach Glogau, gerieth aber durch die Trunksucht ihres Mannes in das größte Elend; denn ob sie gleich manchen Gönner fand, der sich ihrer erbarmte, und sie sich durch Gelegenheits- und andere Gedichte öfters Geld verdiente (denn es war ihr poetisches Talent, das sie schon seit ihrer Hirtenzeit geübt hatte, immer mehr bekannt geworden), so zog sie doch wenig Nutzen daraus, da ihr Mann Alles vertrank, was sie auf diese Weise gewann. Endlich brachte sie der Baron von Kottwitz nach Berlin (1761), wo sie mit ihrer jüngsten Tochter bei Vornehmen und Gelehrten die liebevollste Aufnahme fand, und unter Andern mit Sulzer und Mendelssohn, so wie mit Ramler bekannt wurde, der sich die größte Mühe gab, ihr Talent künstlerisch auszubilden. Gleim, den sie in Halberstadt besucht hatte, ließ ihre Gedichte drucken, sie erhielt 2000 Thaler, und sie hätte in eine bessere, wenn auch immer noch beschränkte Lage kommen können; allein als sie nach Berlin zurückkehrte, fand sie ihren ältesten Bruder, für den sie Alles aufopferte, und da ihr zudem noch nach dem Tode des Barons von Kottwitz ihr Sohn zurückgeschickt wurde, den jener hatte erziehen lassen, so gerieth sie bald wieder in die dürftigste Lage; denn die Hoffnung, von Friedrich II. unterstützt zu werden, den sie oft mit Glück besungen hatte, ging niemals in Erfüllung. Erst unter dessen Nachfolger wurde ihr Schicksal erträglicher, obgleich auch das traurige Loos ihrer Tochter, die zweimal unglücklich verheirathet gewesen war, ihre letzten Lebenstage verbitterte. Zwar ging ihr lang gehegter Wunsch in Erfüllung: der neue König ließ ihr ein eigenes Haus bauen, was sie trotz aller Bitten von Friedrich II. nicht hatte erlangen können; allein kaum hatte sie es bezogen (sie hatte nicht erwarten können, bis es ausgetrocknet war), so wurde sie krank, und starb bald darauf am 12. Oct. 1791.

Die Karschin hatte ohne Zweifel ein bedeutendes Talent; tiefes Gefühl und glückliche Empfänglichkeit war in ihr mit einer lebendigen Einbildungskraft verbunden, die stets geschäftig war, alle Eindrücke, welche die Natur oder das Leben auf sie machten, zur dichterischen Gestaltung zu bringen; und da sich ihr Gemüth namentlich während der Zeit ihres Hirtenlebens ausgebildet hatte, so war ihre Phantasie auch vorzüglich mit Bildern aus der Natur erfüllt, die sie selbst noch in späteren Jahren mit der lebendigsten Anschaulichkeit darzustellen wußte, und es bilden auch solche Bilder die schönsten Stellen ihrer Gedichte. Unter denselben sind allerdings nur wenige, welche einen ungetheilt wohlthätigen Eindruck hervorbringen, aber es sind auch nur wenige, in denen sich nicht Blitze wahrhaft poetischen Talents zeigten. Daß dieses aber nie oder nur selten zur vollständigen Erscheinung gelangte, hatte seinen Grund in ihrem traurigen Schicksal und in den Widersprüchen, welche durch dasselbe in ihr hervorgerufen wurden. Sie wurde nämlich, wie oben angedeutet wurde, schon früh gezwungen, ihr Talent zur gewöhnlichsten Gelegenheitsdichterei zu verwenden, zuerst um dem Geiz ihres ersten Mannes zu fröhnen, sodann um sich in ihrer zweiten Ehe ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Mußte aber schon hierdurch die Frische und Kraft ihres angebornen Talents verkümmert werden, so wurde dasselbe noch in anderer Weise in seiner selbstständigen Entwickelung gestört, als sie später mit den Kunstdichtern der Zeit bekannt wurde, und sich Ramler sogar die Mühe gab, sie in den Gesetzen der Kunst zu unterrichten. So entstand ein Zwiespalt und ein Widerspruch in ihrem Innern, der eine freie Entfaltung ihres eigenthümlichen Talents unmöglich machte. Ihre besten Gedichte sind daher mit wenigen Ausnahmen unter ihren früheren zu suchen, in denen ihre Empfindungen den natürlichsten, aber auch lebendigsten Ausdruck gewinnen, und die uns oft mit der Kraft des Naturliedes berühren. Und doch besitzen wir, so viel wir wissen, keine Gedichte aus ihrer Jugend, denn die ältesten, welche bekannt wurden, stammen aus den Jahren 1760 und 1761, freilich gerade aus der glücklichsten Zeit ihres Lebens. Zwar blieb diese Zeit gewiß nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf ihr Talent; aber man sieht ihren damaligen Liedern doch an, daß sie schon mit andern Dichtern bekannt war, da in ihnen die reine Unmittelbarkeit der Empfindung mit fremden Gedanken oder angelernten Darstellungsformen abwechselt.

1. An Gott, als sie bey hellem Mondschein erwachte.

1. Wenn ich erwache, denk ich dein!
Du Gott! der Tag und Nacht entscheidet

Und in der Nacht mit Sonnenschein
Den finstern Mond bekleidet.

2. Es leuchten königlich daher,
Aus hoher ungemeßner Ferne,
Und ungezählt, wie Sand am Meer,
Stehn um ihn her die Sterne.

3. Welch eine Pracht verbreitet sich,
Die Dunkelheit, geschmückt mit Lichte,
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angesichte.

4. Du Sonnenschöpfer! wie so groß
Bist du im kleinsten Stern dort oben:
Wie unaussprechlich nahmenlos!
Die Morgensterne loben

5. Dich, mit einander in ein Chor
Geschlossen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort aus deinem Munde

6. Allmächtig diese Welten rief,
Am Firmament herum gesetzet.
Du sprachst, das Rad der Dinge lief,
Und läuft noch unverletzet.

7. Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen!
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

8. Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles.
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!

9. Der Mensch verblüht wie prächtig Gras,
Sein Ansehn wird der Zeit zum Raube:
Der Weise, der in Sternen las,
Liegt schon gestreckt im Staube!

10. Ich lese, großer Schöpfer! dich
Des Nachts in Büchern, aufgeschlagen
Von deiner Hand. O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen!

11. Sey meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entstandnen Sterne!
Und blicke meinem Herzen zu,
Daß es dich kennen lerne!

2. An den Schöpfer, an ihrem Geburtstage.

1. Wo war ich, als die Morgensterne lobten?
Da, wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer,
Und als vor dir die Wellen tobten,
Zu ihnen sprachest: kommet, bis hieher?

2. Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hießest, den sie um sich trägt?

3. In ungeformten Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervorgeeilt,
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!

4. Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schoß,
War ich doch schon der Engel Wonne;
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

5. Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer, sie dem Winde gleich gemacht;
Schönfarbigt wie der Regenbogen,
Wie Sonnenglut ist ihrer Leiber Pracht.

6. Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst.

7. Aus Aether sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammenläuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

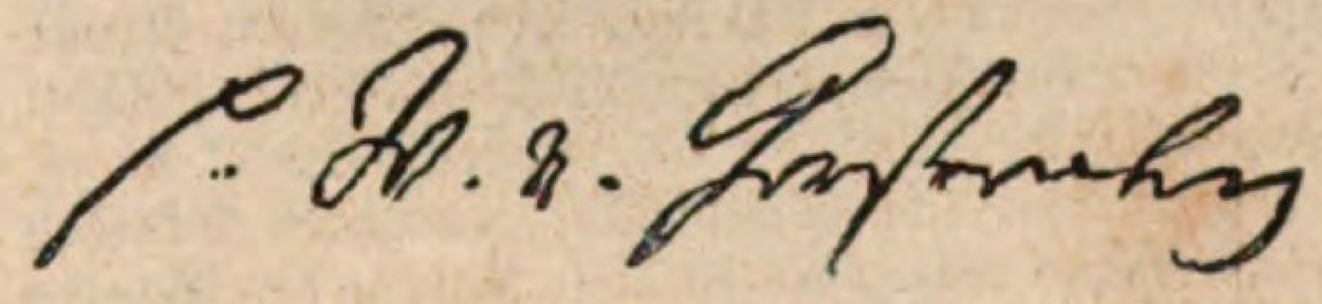
8. Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

9. Jahrtausende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angesicht! Dann kam mein Tag, und du
Gabst mir die Hülle, die ich trage
Um diesen Geist, von dir geathmet, zu!

10. Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläset tief herunter in das Meer,
Nahm ich dies Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr, mein Gesang sey er!

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.





Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, geb. am 3. Jan. 1737 zu Tondern in Schleswig, besuchte zuerst die Schulen in Altona und dann die Universität Jena, wo er die Rechte studirte. Seine Liebe zur Poesie eröffnete ihm die dortige deutsche Gesellschaft und eine Reise nach Leipzig verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Gellert, der ihn später mit Weisse in Verbindung brachte. Als nach seiner Rückkehr von der Universität Dänemark mit Rußland in Krieg gerieth, trat er ins Heer und wohnte dem Feldzug von 1763 bei. Nach Abschluß des Friedens ging er nach Kopenhagen, wo er mit Cramer, Klopstock und Sturz vertraut wurde, und die „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur“ (1766 u. 67) herausgab, in welchen er die bedeutendsten Erscheinungen in der Literatur mit eben so viel Geist als Geschmack besprach, ohne sich jedoch, wie die „Literaturbriefe“, die sein Vorbild waren, auf die neueste oder die deutsche Literatur zu beschränken. Im J. 1768 verließ er als Rittmeister den Kriegsdienst, um ihn mit dem Beamtenstande zu vertauschen. Er wurde zuerst Geh. Conferenzsecretär, sodann im J. 1775 dänischer Resident und Consul in Lübeck, welche Stelle er jedoch 1783 einem Andern für 20,000 Thaler überließ. Zwei Jahre lang lebte er hierauf in Eutin, wo er in Voß einen treuen und anregenden Freund gefunden hatte. Doch trat er schon im J. 1785 wieder in den Staatsdienst;

er wurde Director des Lottos in Altona; doch legte er 1812 diese Stelle nieder und lebte seitdem als Privatmann, bis er hochbetagt am 1. Novbr. 1823 starb.

Gerstenberg hatte ein reiches Talent, das sich mit Glück in den verschiedensten Gattungen der Poesie versuchte. Am höchsten steht er als Dramatiker, aber auch seine kleineren epischen, so wie seine lyrischen Dichtungen zeugen von ächt poetischem Geist, von Reichthum der Erfindung und der Phantasie. Schon seine „Tändeleien" (Lpz. 1759), eine Sammlung von kleinen Liebesscenen, die meistens in Prosa mit untermischten Versen, seltener ganz in Versen geschrieben sind, zeichnen sich durch die Mannigfaltigkeit der Auffassung aus, indem sie sich bald in heiterem Muthwillen bewegen, bald die tiefste Leidenschaft in den glühendsten Farben darstellen. Manche dieser Gedichte sind von dem ergreifendsten Wohllaut, voll Melodie und wie von selbst zum Gesang sich darbietend, man sieht es ihnen an, daß der Dichter selbst musikalisch gebildet war. Deshalb gehören auch seine Cantaten, und unter ihnen besonders „Ariadne auf Naxos" zu den gelungensten Dichtungen der Art. Neben diesen Gedichten der Liebe, die er in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen und Abstufungen mit gleichem Glücke besingt, hat Gerstenberg aber auch kräftigere Töne angeschlagen, schon in den „Kriegsliedern eines Dänischen Grenadiers" (Altona 1762), die übrigens öfters an die Gleimischen Kriegslieder erinnern, noch entschiedener in dem „Schlachtlied", das den düstersten Todesmuth athmet, und eben so endlich in dem „Gedicht eines Skalden" in fünf Liedern (Kopenh. 1766), durch welches er die Veranlassung ward, daß Klopstock die nordische Mythologie einzuführen versuchte. So willkürlich und ohne inneren Grund diese aber bei Klopstock oft erscheint, so begründet ist ihre Anwendung bei Gerstenberg, da er sie einem aus dem Todesschlummer erwachten Skalden in den Mund legt. Es ist diese Anlage des Ganzen auch deshalb vortrefflich, weil uns der Dichter nicht eigentlich in die alte Zeit zurückführt, sondern diese nur aus der Erinnerung des Skalden darstellt, wodurch es ihm möglich war, sich auf einzelne Hauptmomente zu beschränken, und daher zwar die Vergangenheit zum eigentlichen Mittelpunkte seiner Dichtung wird, er uns diese aber durch die glückliche Verbindung mit der Gegenwart näher rückt, wodurch sie auch für uns größere Bedeutsamkeit erhält.

Ariadne auf Naxos.

Ariadne (erwachend).

Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
Sei mir gegrüßt! Seit drei vergnügten Tagen
Hat Deine Göttin mich in Theseus Arm gesehn!
Errötbend sah sie mich, und nie so schön;
Aurora, nie so schön
Hab' ich, Errötbende, Dein Antlitz glühen sehn.
Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
Zwar hier, mein Theseus, glänzt kein sonnenheitrer Tag,
Wie in den kretischen, dädalschen Gängen,
Wo uns die Lieb' im Schatten, ach!
So reizend zu verbergen pflag;
Wo Silberquellen sich um sanfte Myrten schlangen,
Und süß umduftete Westwinde sich
Um Florens Busen eifersüchtig drangen.
Wie ist dieß Meer so wild! der Fels so fürchterlich!
Ach, Du mein Theseus, komm', umarme mich!
Du schläfst noch? Nein, Du irrst vielleicht im Thale,
Jagst mit dem Morgenstrahle
Nach Löwen, Deiner muntern Jagd.
Sieh auf! Dein Mädchen ist erwacht.
Mein Theseus! Theseus! Erst in dieser Nacht
Hab' ich in Träumen ihn, mit welcher Angst beweinet;
Umsonst streckt' ich die Hände nach ihm aus,
Umsonst sah ich in diese Wüstenein hinaus,
Wo außer mir kein menschliches Geschöpf erscheinet!
Mein Theseus! Theseus! Nicht der Minotaurus nur
War furchtbar für Dein Heldenleben.
Es gibt viel Schrecken der Natur!
Es können Drachen um Dich schweben!
Es können Hydern sich um Deine Schenkel weben!
Wer, Götter, wer errettet Dich?
Sieh Ariadnen weinen!
Mich, die Du liebst, sieh um Dich weinen,
Dein Mädchen, mich!
O Du, für den ich lebe! leb', um Dich
Und Nichts, als Dich, zu lieben,
Mein Wunsch, mein Gott! mein Alles! kannst Du mich,
Einsame, so betrüben?
Der wüste Fels ist fürchterlich:
Wo find' ich Dich?

Oreade des Felsens.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler schon;
Er ist auf ewig Dir entflohn!

Ariadne.

Entflohn? Wer donnerte mich nieder?

Oreade.

Ich, Nymphe dieser Höhen,
Hab ihn im Sturme Dir entfliehen sehen.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
Dein weinend Auge, nur den Sturm der Wogen nicht.
Der Männer Herz ist muthig zum Verrath,
Sie wagen jede Frevelthat!
Doch der betrognen Liebe Klagen,
Den Vorwurf ihrer Tücke, wagen
Sie nicht, die Feigen, zu ertragen;
Sie schreckt der Vorwurf, nicht die That.

Ariadne.

Ist's wahr? Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Bin ich verlassen? hier allein am Fels? am Meer?
Verlassen? Götter! Götter! Und kann er,
Kann Theseus mich verlassen? mich am Fels, am Meer
Verlassen? Die Ihr seinen Schwur gehört, gerechte
Beleidigte, Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Warum trifft mich, nicht ihn, der Donner Eurer Rechte?
Warum? O alle Götter, rettet mich! Da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungestüm
Vorüber! Ha, vorüber der Barbar auf ihm,
Der über dieses Herz gesiegt,
Das er also! also! betrügt.
Kannst du, mein Herz!
Unter diesem stechenden Schmerz
Fühllos und wund und dumpf erliegen?
Brich! brich! o brich!
Warum, warum verfolgt Ihr mich?
Götter! laßt mein wundes Herz
Unter diesem stechenden Schmerz
Laßt, o laßt's erliegen!
Was für ein Graun
Herrscht hier an diesem stürmischen Gestade!
Ist der Kozyt so furchtbar anzuschaun,
Wie dieses Meer? Gleicht diesem Sitz der Oreade
Das Flammenreich des Dis, des Erebus?
Und bin ich hier? Und muß,
Die einst gefeierte Kretenserin,
Die Hoffnung und die Lust der stolzen Krete,
Die Königstochter, eines Gottes Enkelin,
Muß ich in meines Lenzes Morgenröthe
Auf diesem Felsen irren? Hier allein,
Die Hände ringend und verlassen,
Der Götter Spott, ein Raub der Thiere sein?
Minos Tochter und Theseus Liebe,
Wie war ich zu beneiden! Ha,
Stolzes Mädchen! Du thronest im Olympus!
Schienst Juno und Paphia!
Stolzes Mädchen! wie tief gefallen!
Schweifst gejagt von allen Wiederhallen,
Unter den reißenden Thieren allen
Dieser Felsen, allen am Meer
Heulenden Ungeheuern umher.
O Schmach! Unseliger! und Schand' und Grauen!
Mich, die ihn liebte! die den ausgestreckten Klauen
Des Ungeheuers ihn entriß!

Mich, mich verließ der Undankbare! ließ
Mich hier zurück, die so voll Zärtlichkeit,
Die Götter wissen es, voll wahrer Zärtlichkeit
Ihn aus dem Labyrinth des Untergangs befreit!
Mein eignes Leben
Für ihn gewagt,
Um es, von Müttern nicht mehr, von Töchtern vergebens beklagt,
Den Thieren dieser Felsen hinzugeben!
Weh mir! Warum mußt' ich ihn sehn:
Wie schien er mir, gleich einem Gott, so männlich schön!
Er, der Gefährt' Alcids, so tapfer, so vollkommen!
Ach, weiches, weibliches Herz, wie warst Du eingenommen!
Sein Haar so lockig! so voll edlen Ernsts sein Blick!
Sein Stolz, sein Muth, nicht unterjocht vom Glück,
In seinem Gange, seinen Mienen!
So traurig jetzt sein Loos:
Und doch er ganz in stiller Ruh' so groß!
Welch Mitleid schien er zu verdienen!
Wenn man nur mit Bewundrung von ihm sprach:
Wie weint' ich heimlich Freudenthränen! ach,
Wie hob sich diese Brust!
Wie wallte sie, wie bebte sie von süßer Lust
Und Lieb' und Mitleid! Nun bezwang ich mich nicht mehr,
Floh, wie ein Strahl vom Himmel, seinen Armen zu,
Schlang mich um seinen Hals, und weint': „Erstaunest Du,
O Theseus? Liebe führt mich her!
Ein zärtlich Mitleid! Fleuch, und rette mir Dein Leben!
Sieh hier den Ausgang, sieh den Minotaurus beben:
Die Liebe hat ihn Dir in Deine Hand gegeben."
Und er erschlug das Ungeheur, halb Mensch, halb Thier,
Nahm mich in seinen Arm. Da flohen wir.
Wohin? O Erd und Himmel! und nun bin ich hier,
Hier ich? Verräther! Sah der Himmel, sah die Erde
Je einen Frevler, der sein Herz gestählt, gleich Dir?
Bin ich denn hier verlassen?
Am öden Fels verlassen,
Ich, die ihn so geliebt!
Und konnt er so mich hassen?
Mich armes Mädchen hassen?
Ach, die ihn so geliebt!
An dem mein Leben hieng, für den ich unbetrübt
Geschwister, Vater und Mutter verlassen:
Hatt' er ein Herz, mich so zu hassen?
Und konnte mich verlassen?
Am öden Fels verlassen!
Mich, die ihn so geliebt!
Einst war ich schuldlos; meine Frühlingstage
Flohn sanft, flohn ohne Thränen, ohne Klage,
Noch unbekannt der Liebe, hin.
Der holden Maja gleich, der Blumenkönigin,
Umtanzten mich die rosenfarbnen Stunden.
Mit jungen Zweigen war mein Haupt
Von Krokus und Jasmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Brust umwunden.
An meiner Mutter Busen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr süßes Mädchen! still bethränt
Von ihren Freudenthränen! sanft umschlungen
Von ihren Mutterarmen! tief durchdrungen
Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit!
So, so entflossest du mir, beste goldne Zeit!
Ach, werd' ich Dich nie wieder sehen?
Mir Dich nie mehr zurück erflehen?
Folgt dem Vergehn so schnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenstand der Schmach?
O laß mich noch einmal zu Deinen Füßen sinken,
O meine Mutter! In den Staub gebeugt,
Mich, Deine Tochter, mich, aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal, reuig, Deine Thränen trinken!
War mein Verbrechen groß? Es wars! Ich kann bereuen!
Bereun ist edel; edler ist verzeihn!

Oreade.

Schweig und erzittre!
Elende! Du mußt sterben!
Zittre!
Die Löwen brüllen Verderben,
Die Schlünde bersten Verderben;
Die Felsen stürzen Verderben,
Verderben trägt das Meer
Auf Dich her!
Schweig' und erzittre!
Elende! Du mußt sterben!

Ariadne.

Wohin? Wo flieh' ich hin? rings um mich Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt! von allen Mächten bedroht!
Wehe! wehe mir!
Mit fliegendem Haare! wohin?
Irr' ich am Ufer, und bin
Das Spiel der Winde!
Nicht dieses Ende, diese Schmach
Hab' ich um Dich verdient, o Theseus! nicht dieß Grab
In diesen Wellen! Sieh' dann einst herab
Von Deinen Ufern, wenn einst die beglücktere Braut
In Deinem Arm mit Schaudern hier herunter schaut,
Sieh' dann herab auf mich, und sage:
„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage!
Sie war einst glücklich, fand doch hier ihr Grab."

Karl Friedrich Kretschmann.



Mit diesem Dichter beginnt die Reihe derjenigen Dichter, welche Bardengesänge (S. 478) verfaßt haben (denn Gerstenberg kann ihnen nicht eigentlich beigezählt werden), und die eine Zeitlang ihre Stimme so laut ertönen ließen, daß sich bedeutendere Männer (Wieland und Herder) gegen diese Verirrung erheben mußten. Karl Friedrich Kretschmann wurde am 4. Sept. 1738 zu Zittau geboren, wo er auch seine Schulbildung erhielt, nach deren Vollendung er nach Wittenberg ging, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Im J. 1762 erwarb er sich die Würde eines Doctors der Rechte, und zwei Jahre später begann er seine praktische Laufbahn als Advokat. Nachdem er seit 1774 volle 23 Jahre als Gerichtsactuarius gewirkt hatte, wurde er 1797 auf eine ziemlich rohe Weise „als Ausgedienter" in den Ruhestand versetzt. Er starb am 16. Januar 1809.

Kretschmann oder, wie er sich selbst nannte, „der Barde Rhingulph" wurde vorzüglich durch seine Bardengesänge berühmt, und es sind dieselben allerdings auch weitaus bedeutender, als seine übrigen

Dichtungen, obgleich dieselben keineswegs ohne Werth sind, und seine leichten Lieder sowohl als seine Hymnen manche glücklichen Einzelnheiten darbieten. Doch hat er unzweifelhaft all seine Liebe und Kraft in seine „Bardiete“ gelegt und noch im höheren Alter ward er von jugendlichem Feuer hingerissen, als er seine Abhandlung „über das Bardiet“ niederschrieb (1783). Freilich verleitet ihn diese Begeisterung zu allerlei seltsamen Behauptungen, und wir können uns wohl des Lächelns nicht erwehren, wenn wir seine Charakteristik der alten Bardengesänge lesen, die er mit so großer Sicherheit aufstellt, als ob er solcher Gesänge zu Hunderten vor sich gehabt hätte, denn es wird doch bald deutlich, daß sich das Ganze in einen allgemeinen, unklaren Gedanken auflöst, wenn er seine Charakteristik mit den Worten zusammenfaßt: „Der Hauptton des Bardiets sey also der innere Bardengeist.“ Aus Allem wird nur so viel klar, daß vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, vaterländische Stoffe, besonders aus der ältesten Heldenzeit, bearbeitet und in edler, kräftiger Sprache dargestellt werden sollten. In Einer Beziehung trat er Klopstock entgegen, nämlich in der Wahl der Form. Der Barde Rhingulph wollte Nichts von den antiken Versmaßen wissen, die undeutsch und zudem „dem Erbfeind“ abgeborgt seien; nächst freiem mannigfaltig sich bewegenden Rhythmus sollte aber auch der Reim gebraucht werden, den nach seiner Ueberzeugung auch schon die ältesten Barden angewendet hätten. Er hat freilich hierin gewiß vor Allem seinem Talente Gehör gegeben, das ihn zum Gebrauch des Reimes drängte, denn er behandelt ihn mit großer Gewandtheit und seltener Kraft; seine Dichtungen, namentlich seine Bardiete, haben eine mächtige Fülle von männlichem Wohllaut, der ganz vorzugsweise der glücklichen Behandlung des Reims zuzuschreiben ist. Aber auch seine Sprache ist kernhaft und männlich, die Darstellung lebhaft und feurig, oft wirklich begeistert und voll Schwung; auch verleiht ihr der große Reichthum an treffenden, malerisch ausgedrückten Bildern lebensvolle Anschaulichkeit. Demungeachtet werden diese Gesänge bei so vielen Vorzügen doch wenig mehr Anklang finden können und sie sind in der That auch beinahe vollständig vergessen. Abgesehen von einer gewissen rhetorischen Breite, welche den Mangel an Handlung verdecken soll, liegt uns auch der Stoff zu weit ab, und die Darstellung ist, wir wollen nicht sagen, zu gesucht, aber doch zu fremdartig. Diesen Eindruck des Fremdartigen erhalten wir namentlich bei den Dichtungen, welche allgemein menschliche Verhältnisse, besonders zartere Gefühlsregungen in der schwungreichen Sprache des vaterländischen oder kriegerischen Bardiets darstellen, wie die „Jägerin“, ein Gedicht, reich an schönen, wenn auch hie und da seltsamen Einzelnheiten. Am bekanntesten sind „Rhingulphs Gesang“, in welchem er die Niederlage des Varus durch Hermann in begeisterten Tönen besingt und „Rhingulphs Klage“ um Hermann, welche in Bezug auf die Verarbeitung des Stoffs das erste noch übertrifft, obgleich auch dort Erfindungsgabe, so wie geschickte Anordnung des Stoffs und glückliche Charakteristik nicht zu verkennen ist. Endlich erwähnen wir noch „Kleists Ehrengedächtniß“, das sich im Gange der Gedanken und im Schwunge der Rhythmen an die Bardenlieder anschließt, und viele vortreffliche Stellen enthält.

Die Jägerin.

Als ich, der Barde Wonnebald,
Mit frischer Wang' und gelbem Haar,
In Sängerkunst und an Gestalt
Das Lob der greisen Väter bald,
Und bald der Wunsch der Töchter war;
Da schlug am langgedehnten Strande
Des väterlichen Rheins,
Vielleicht auch weit und breit im Lande,
Kein stolzer Herz als meins.
Manch Mädgen, das vor jedem Männerblicke,
Gleich einer Blum' im Regen, sich verschloß,
Entfaltete sich froh, wenn es die Sonnenblicke
Des Barden Wonnebalds genoß.
Ich aber durfte sprödes Lächeln wagen;
Ich ward von Reue nicht genagt,
Und fühlte nie mein Herz
Mit hartem Klopfen schlagen,
Als etwann auf der Jagd.
Doch die Liebe hat,
So wie der Tod, ihre Stunde.
Frühling war es, als ich
Im schmucken Birkengrunde,
Wo sich der Duft des Feldes ergoß,
Wo Schimmer durch wankende Schatten floß,
Und wo der reinste Gißbach rann,
Auf neue fröhliche Lieder sann:
Alles war freudig, der Himmel blank,
Der Boden voll Blümchen, die Luft voll Gesang.
Da blickt' ich über die Hecken:
Ein schönes Mädgen (: sie sah mich nicht:)
Wusch aus dem klaren Wasser
Ihr rosenfarbnes Angesicht,
Sah dann vergnügt in Bach hinein,
Lächelt' über den Wiederschein,
Besteckte sich mit Blüten das Haar,
Und sah mit Freuden wieder hinein,
Wie schön sie war.
Ja reizend bist du, badende tändelnde Taube!
Noch einen Augenblick,
So wird mein Herz der vollen Glut zum Raube:
Doch in der Flucht ist Glück!
Ich floh'; doch ich vermocht' es kaum:
Das Mädgen war des Nachts mein Traum,
Und schüchtern kam ich Morgens früh
Zum Bach, und sah hinein wie sie.
Dort harrt' ich, sang die besten Lieder.
Der Abend kam: sie kam nicht wieder;
Der Lenz war völlig schon, der Sommer halb vorbey
Und Wonnebald ward wieder frey.
Doch die Liebe hat,
So wie der Tod, ihre Stunde.
Endlich, endlich schlug
Ein Augenblick die unvermeidliche Wunde. —
Am sanft schwatzenden Rhein
Lag ich im Eichenhain,
Neben mir mein Saitenspiel:
Lerchen sangen so schön,
Felder grünten so schön,
Und die Luft war wollustschwül:
Da, da wallte mein Blut, wie der Rhein
Hinströmt im Sonnenschein.
Auf einmal sah
Mein Blick ganz nah
Den schönsten Hirsch, der aus dem Gras
Die saftigsten der Blumen las:
Und halb versteckt von Brombeersträuchen,
Sah ich, Heil mir! ganz nah
Das holde Mädgen schleichen,
Das sich so gern im Bach besah;
Leicht aufgeschürzt, mit Pfeil und Bogen,
Die Senne straff gezogen,
Und itzt — dem edlen Thiere nah.
Da schmolz vor ihres Auges Gewalt
Der hohe Muth des stolzen
Eiskalten Wonnebald:
Mein Herz glomm von Gefühl,
Und das holde Mädgen
Ward meiner tobendsten Wünsche Ziel.
Huy! die Senne klingt,
Der scheue Hirsch entspringt:
Aber meines Mädgens Pfeil
Ueberfliegt des Flüchtlings Eil
Und haftet in der Wunde;
Noch floh er fort, es floß sein Blut;
Ihn trieb die Angst, und sie der Muth,
Sie, meine Kunigunde.

Sie, meine Kunigunde; ja!
Denn als ich dieß ihr Feuer sah,
Die lieblich hüpfende Gestalt,
Wie dieses Haar in Locken wallt,
Die Brust so voll, den Fuß so klein;
Da schwur ich mirs: „Sie werde mein!
„Ja, werde Du in meinem Arm
„Des Tages froh, des Nachtes warm,
„Und schlummre sanft und sicher hin,
„Weil ich an Deinem Busen bin:
„Dann weck ich Dich zu Deiner Jagd
„Mit meinem Kuß, sobald es tagt."
So sehnt ich mich; so flogen wir:
Voran das stolze blutende Thier;
Ihm nach, sie, die mir so gefiel;
Dann ich, mit meinem Bardenspiel.
Der Wind durchstrich die Saiten laut,
Die Brombeer und das Haidekraut
Durchritzten sie; der Klang fuhr hin
Und weckte meine Jägerin.
Sie hielt auf ihrer Siegesbahn
Den Lauf erstaunt und schüchtern an:
Sanft tanzte Fuß um Fuß zurück;
Doch hing (und sie erröthete)
Ihr Blick an meinem Blick.
Schnell aber, daß der Boden staubt,
Sprang sie hinum; mit stolzem Drohen
Schwang sie den Bogen über ihr Haupt,
Und war, — fast hielt ich sie! — entflohen;
Der Hirsch voran, sie flüchtig nach,
Wie Schwalben hinter den Grillen am Bach
Auf einer Wies' am Vorderwald,
Wo weiches Gras wie Wellen wallt,
Das, gelb und roth und weiß gestickt,
Den Boden als ein Teppich schmückt;
Hier fiel der Hirsch, hier stach sie ihn.
Da kam ich und sie wollte fliehn:
Doch hascht' ich sie, noch eh sie mich:
„Sieh, Jägerin, da hab ich Dich!"
„Wer bist Du?" rief sie stolz; der Wald
Rief laut: wer bist Du? wieder.
„Ich bin der Barde Wonnebald;
„Du kennst wohl seine Lieder" — —
„Was willst Du? Was verfolgst Du mich?"
„Ach Jägerin! — Dein Herz will ich:
„Und ich verfolge Dich, als wie
„Der Tauber die geliebte Sie!"
Da ward gleich einem Sonnenblick
Ihr Herz mit Lächeln offen:
Er stralt nur einen Augenblick:
Er dämmert schneller noch zurück:
Doch läßt er bald die Pracht der vollen Sonne hoffen.
Schon trat sie traulicher heran,
Sah mich, dann meine Saiten an,
Ließ sich auf einem Hügel nieder,
Und sprach, nicht mehr so stolz: „Wen preisen Deine Lieder?".
„Sie priesen sonst, o Jägerin,
„Das freye Herz, den stolzen Sinn:
„Von nun an tönen sie der Liebe nur zu Ehren.
„O Jägerin, willst Du sie hören? —"
Ein andrer warmer Sonnenblick
Kam schnell, floh schneller noch zurück:
Es schien ihr ganzes Angesicht
Roth wie die Wolk' im Abendlicht.
Ihr lockigt Haupt sank hin; gebückt
Saß sie, und schwieg verschämt; sie blickt'
Auf ihren Hirsch: wie schön war sie!
Schnell stemmt' ich meine Harf ans Knie,
Mein Griff ward kühn, mein Geist erhitzt·
Ich sang; da wallt ihr Busen,
Ihr blaues Auge blitzt.
„Wo bist du, flatterhafter Sinn,
Du Geist der stolzen Lieder?
Wo, meine Freiheit, bist du hin? —
Da trotzt die schönste Jägerin:
Verachtend strömt ihr Blick hernieder,
Sieht nur das Wild, sieht nur den Wald,
Sieht dich nicht, armer Wonnebald!
Ja, freue Dich nur Deiner Beute!
Du hast den schnellsten Hirsch besiegt.
Dein Pfeil durchbort' ihn an der Seite,
Da wo das Herz ihm liegt.
Denn, Jägerin, (bey meinem Schmerz!)
All Deine Waffen gehn ans Herz.
Nun schlummert er, der Schmuck der Haide,
Verlolchen ist sein großer schwarzer Blick:
O Hertha! ich beneide
Des armen Läufers Glück!
Denn seine Qual verrinnet;
Ins ruheselge Nichts
Löst sich sein Leben auf:
Ich aber jammre fort, und meine Qual beginnet
Am Strahl des Morgenlichts,
Und hört des Nachts nicht auf.
Denn ach, wird sie den Frevler leiden,
Der alle Fluren, alle Haiden,
Um sie, nur sie zu sehn, durchschleicht?
Der seine Flamme mit der Hoffnung kühlet,
Daß sie noch Gegenliebe fühlet,
Daß einst sein Flehn ihr Herz erweicht?
Sie wird ihn drohend von sich jagen,
Den Kühnen, der zu viel gewagt;
Sie wird ihn stets: wer bist Du? fragen,
Wie sie mich Zitternden gefragt.
Und ich? Was werd' ich stammeln können
Als, ich bin, ich bin Wonnebald,
Den Deine Schwestern spröde nennen,
Der Thor, der auf die Liebe schalt;
Der seine Siegerin nun kennt,
Für sie mit mildem Feuer brennt,
Und morgen sich dem Tode giebt,
Wenn seine Jägerin ihn nicht noch heute liebt!"
Ich warf vor Schmerz die Harfe hin:
Ich fiel vor meine Jägerin
Aufs Knie, und wollte sterben;
Ich barg die heiße Thräne nicht,
Ich schaut' ihr schmachtend ins Gesicht;
Da sah ich sie sich entfärben,
Bald ihre Wangen röther glühn;
Ich hört' ihr Herz; sie wollte fliehn —
Als ich (bey Freya's Haar! ich weiß nicht, wie's geschah)
Mich fest mit ihr umarmet sah.
O Wollust! Seliger Genuß!
Wie göttlich ist ein erster Kuß!
So war kaum Hermans Geist entzückt,
Als er das Götterhaus erblickt,
Wo Freya ihm entgegen kam
Und ihn in ihre Arme nahm.
„O meine Kunigunde! Laß
„Mich ewig bey Dir leben!
„Du Rosenmund und Schneebrust, laß
„Den trunknen Geist sich stets
„Auf dieses Taumels Fittig erheben! —"
„O Wonnebald, ich liebte Dich
Längst in Geheim: nur schreckte mich
Dein Spotten über mein Geschlecht.
Sieh, Wonnebald! wir sind gerächt!"
Heil süße Rache! möge Dich
Ein jedes biedre Herz empfinden!
Du spröder Spötter, schäme Dich,
Und geh, und laß Dich überwinden!
Die Liebe herrscht mit Königsrechte;
Ihr übergab uns die Natur:
O wie beglückt sind ihre Knechte!
Ich glaubt' es nicht, bis ichs erfuhr. —
Uns gab der Hirsch ein köstlich Mahl,
Von ihren Händen zubereitet.
Im Grase war das Fest verbreitet.
Das war gewiß ein frohes Mahl!
Die nahe Quelle gab den Trank.
Mit rothem Beerensaft versüßten
Wir ihn zum Scherz, und tranken und küßten.
Das war gewiß ein Göttertrank!
Im weichen Grase war ein Platz; —
Im Schatten dichter Eichenblätter
Da ruhten wir; ihr Helden und Götter,
Ihn tauscht' ich nicht um euern Platz!
Ha! welch ein Glück! Ein satter Tisch,
Die Seele froh, die Glieder frisch,
Ein Mädgen von Kunigundens Gestalt,
Jung, und verliebt, allein, und im Wald. — —
So ward der ganze sonnigte Tag
In Fröhlichkeit vollbracht.
Nie lebt' ich einen schönern Tag,
Noch eine schönre Nacht!

Johann Gottlieb Willamow.

Johann Gottlieb Willamow, geb. den 15. Januar 1736 zu Morungen, entwickelte früh schon Talent zu den mathematischen Wissenschaften

und zur Malerei. Nach einer zum Theil unter Krankheiten verlebten Jugend bezog er 1752 die Universität Königsberg, wo er sich bei regem Eifer für die Wissenschaften und unermüdlichem Fleiß reiche und gründliche Kenntnisse erwarb. Neben der Theologie studirte er auch Mathematik, Philologie und die orientalischen Sprachen. Im Jahr 1758 wurde er zum Professor am Gymnasium in Thorn ernannt, wo er, den Wissenschaften, der Poesie und seinen Schülern lebend, deren Liebe er durch sein freundliches Wesen in hohem Maße gewann, so glücklich war, daß er die ihm liebgewordene Stadt wahrscheinlich nie verlassen hätte, wenn seine Stelle nicht so gar kärglich besoldet gewesen wäre. Aus diesem Grunde nahm er 1767 einen Ruf nach St. Petersburg als Aufseher des Instituts der Wissenschaften an, wo er allerdings ein reichlicheres Auskommen hatte. Da er aber auch das Oekonomische der Anstalt zu verwalten hatte, was er nicht verstand, verwickelte er sich in Schulden, weshalb er 1776 seine Stelle niederlegte. Bald darauf wurde er, weil er aus Schamgefühl nicht Alles angegeben hatte und man deshalb Unterschleif vermuthete, von der Straße weg ins Gefängniß geschleppt. Zwar klärte sich der Sachverhalt in kurzer Zeit auf und er wurde wieder entlassen; allein er nahm sich die ihm widerfahrene Schmach so sehr zu Herzen, daß er wenige Tage nach seiner Befreiung in ein hitziges Fieber fiel und am 21. Mai 1777 starb.

Wie Klopstock und Kretschmann den Bardengesang hatten wieder hervorzaubern wollen, so suchte Willamow die alte griechische Lyrik in ihrer ganzen innern und äußern Eigenthümlichkeit wieder zu beleben. Er hatte allerdings das vor den Bardensängern voraus, daß ihm große Vorbilder vorleuchteten, allein er irrte nicht weniger, als jene, da er wähnte, es lasse sich die griechische Kunst, die mit der Geschichte und dem Bildungsgange des geistreichen griechischen Volks, mit dem Lande und Klima in so engem Zusammenhange stand, willkürlich wieder gestalten. Daher konnten seine „Dithyramben“ (Berl. 1763) nur in ganz äußerlicher Weise an die griechischen erinnern, nur in dem Stoff und in der Nachbildung der griechischen Rhythmen, ob er gleich auch in dieser Beziehung von seinen Mustern weit abstand. Um aber das innere Leben der Dithyrambe, die mit dem griechischen Götterdienst so innig verwachsen war, wieder gestalten zu können, hätte er die griechische Kunst und das ganze griechische Leben weit tiefer erfassen müssen, als es zu jener Zeit überhaupt möglich war. Wären ihm aber die Dithyramben auch noch so gut gelungen, war es doch immer ein höchst verfehltes, ja verkehrtes Beginnen, dergleichen zu dichten, weil er eben auch ein griechisches Publikum für dieselben hätte haben müssen, für welches Dionysos und die andern Götter eine religiöse Bedeutung gehabt hätte*). Dies sah der Dichter selbst ein und er wählte daher andere Stoffe; statt des Bacchus sang er Friedrich II., Peter den Großen, Hermann, Sobiesky: allein so waren es eben keine Dithyramben mehr, und sie wurden daher vom Dichter selbst in der von ihm (1776) vorbereiteten, aber erst nach seinem Tode erschienenen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (Leipz. 1779, 1. u. einz. Bd.) unter der Benennung „Enkomien“ oder, wie er sie in der Vorrede mit deutschem Ausdruck bezeichnet, „Lob-Oden“ zusammengestellt. Doch sind diese Gedichte, auch als Oden betrachtet, nur von untergeordnetem Werth und erinnern weder in Erfindung und Anlage, noch in der Ausführung an Pindar, dem er doch nachstreben wollte. Nur hie und da finden sich einzelne großartige Gedanken, im Ganzen hat der Dichter nur nach dem Schein des Schwungs gestrebt, ohne sich zu wirklicher Begeisterung zu erheben. Seine übrigen lyrischen Gedichte sind ebenfalls ohne Bedeutung; die russischen Kriegslieder sind zum Theil matte Nachahmungen der Gleimischen, und in den Liebesgedichten findet das Gefühl, welches der Dichter ohne Zweifel hatte, keinen lebendigen Ausdruck.

Friedrich der Sieger.

1. Strophe.

Flügel gab Er
Dem Heer; und die feuerschnaubenden Rosse
Mit dem Wagen des Mavors braußten voran.
Ich sah ihn, im Gedräng der muthgen Heldenschaar,
Die stolz nach Siegen geitzte.
Er kam von dem Schlachtfeld, das
Der Gallier Blut gedüngt.
Die Stirn in Schweiß, schwingend sein Schwerdt,
Saß er im Wagen, ihm
Zur Seite der Sieg. Wie Götter
Sich allgenugsam, so
Fühlt er sich selbst. Da blickt ihm Phöbus nach,
Und raunte mir zu

1. Gegenstrophe.

Weissagungen:
„Das ist Er, der Heldenbändiger! — Bellone
Flicht ihm ewige Lorbeerkränze ums Haar.
Ein Festtag meldte der Alkmene Göttersohn
Den Himmlischen: so feyerten
Die Helden ein Freudenfest,
Als Friedrich den Lauf begann.
Für ihn schwamm schon Nektar in Gold
Bey den Unsterblichen,
Sie saßen, ihn froh erwartend.
Aber Wilhelms Geist
Gieng unbemerkt
Und flößt seiner Weisheit ein volles Maaß
Dem Werdenden ein.

1. Epode.

Wo ist er? fragten die Helden sich.
Aber der allwissende Vater
Lächelt der Frage, da schaute
Herkules vom Olymp,
Runzelnd die rauhe Stirn,
Stand ungestüm vom güldnen Stuhl auf
Und hüllt den Königssohn zum Helden
In seinen Löwenpanzer ein.
Es bebte vor Ahndungen der Neid
Heulend vom Acheron auf.

---

*) Es ist etwas ganz Anderes, wenn Göthe einen Prometheus oder eine Iphigenia dichtet; in dem ersten entwickelt er eine großartige Idee, die keineswegs speciell griechisch ist, und er benutzt nur die griechische Sagenwelt, um sie zu verkörpern; in der Iphigenia stellt er uns allgemein menschliche Verhältnisse dar, die er mit künstlerischem Sinn in bestimmter Weise individualisirt. Eine Dithyrambe ist aber das speciellste Erzeugniß des griechischen Lebens und kann daher auch nur mitten in demselben gedeihen und Boden finden. Wohl kann der dramatische Dichter, wenn der Stoff und die Ausführung es mit sich bringt, Dithyramben einflechten, und sie sind dann künstlerisch gerechtfertigt, weil sie einerseits zur Darstellung des individuellen Lebens nöthig erscheinen, und sie anderseits nicht eigentlich und unmittelbar an die Zuschauer gerichtet sind, wogegen eine für sich bestehende Dithyrambe unmittelbar für das gleichzeitige Publikum bestimmt ist, auf das sie an sich und nicht als bloßes Mittel wirken wollen. Diese Bemerkungen beziehen sich natürlich nicht auf solche Gedichte, welche nur ganz uneigentlich Dithyramben genannt werden, wie die von Schiller, weil sie nur den begeisterten, trunkenen Gang der Dithyrambe, nicht aber deren Stoff nachbilden wollen.

2. Strophe.

Denn ein Gott sprichts,
In hohen Triumphen wird er ihn fesseln.
Auf Sudeten gelagert, trotzt er ihm noch
Entgegen, bläht sich, aus dem Schuppenharnisch quillt
Das schwarze Gift, organisch
Unzählbare Auswüchse schaffend.
So lieget er da umher
Sehr weit gestreckt, dampfet vor Wuth
Flammen des Phlegethons
Und brüllt in die Mordtrompete.
Von Gebirgen her,
Aus Wäldern wälzt
Verderbenden Wasserwogen gleich
Der Feind sich hinzu.

2. Gegenstrophe.

Aber Friedrich
Donnert auf ihn. Schnell wird ein göttliches Schrecken
Mit gewaltigem Arm die Nerven zu Stein,
Zu Wachs die Waffen der Pannoner wandeln. Seht,
In kaum ersiegte Mauren
Entfliehn Legionen umsonst.
Er reißt mit herkulischer Faust
Die ehrnen Riegel hinweg
Jeder Befestigung.
Durch Leichengebirg' arbeitet
Seiner Ehre Pfad
Sich blutig fort.
In zwölffacher Arbeit schwer geprüft,
Wird Herkules Er.

2. Epode.

Umpalmt mit Lorbeern des Helikons
Rund um die Achillische Schläfe
Wird er in Jubel zurückziehn
Zu ewigem Triumph.
Musen, bestreut den Weg
Dem Kommenden mit Rosen und Palmen,
Der seine blutge Waffenrüstung
Dem Mars denn aufhängt. Jauchzt, es lacht
Die Demmrung der Wonnefeste schon,
Trunkne Völker jauchzt!"



Johann Michael Kosmas Denis.

Der Dichter, von dem wir nunmehr zu berichten haben, ist nicht sowohl durch die innere Bedeutsamkeit seiner Poesien, als vielmehr dadurch bedeutend geworden, daß er nicht nur der Mittelpunkt der geistigen Bewegung wurde, welche sich in Oestreich zu entwickeln begann, sondern daß auch mit ihm und durch ihn der seit der Reformation gelöste literarische Verband zwischen Oestreich und dem nordischen Deutschland wieder geknüpft wurde, da er es zuerst in entschiedener Weise wagte, sich an die Dichtung der Protestanten anzuschließen, dieselbe in seinem Vaterland zu verbreiten und sie als das Muster anzupreisen, dem der katholische Süden nacheifern müsse, wenn er nicht, wie bisher, so auch in Zukunft, in der geistigen Bildung zurückbleiben wolle.

Johann Michael Kosmas Denis, am 27. Sept. 1729 zu Schärnding geboren, erhielt seine erste Schulbildung bei den Jesuiten in Passau, welche nach ihrer Weise den talentvollen Zögling bewogen, sich ihnen ganz anzuschließen; er trat im J. 1747 zu Wien in die Gesellschaft Jesu, die ihn mehrere Jahre hindurch als Lehrer und Prediger in verschiedenen Provinzen Oestreichs verwendeten. Da er wegen seiner schwächlichen Gesundheit die mit dieser Aufgabe verknüpfte Anstrengung nicht ertragen konnte, wurde er 1759 Professor der schönen Wissenschaften und später der Literaturgeschichte und Bücherkunde an der adeligen Erziehungsanstalt Theresianum zu Wien, deren Leitung den Jesuiten anvertraut war. Er entwickelte daselbst eine so segensreiche Wirksamkeit, daß ihm seine Stelle bei der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 belassen wurde, ja es ward ihm zugleich noch die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene Garellische Bibliothek anvertraut, welche durch ihn bald großen Ruf erwarb, denn es entsprach diese Stellung ganz seiner großen Bücherliebe, die er von seinem Vater ererbt und schon in seiner frühen Jugend an den Tag gelegt hatte. Als im J. 1784 das Theresianum aufgehoben wurde, ernannte ihn Kaiser Joseph, der den trefflichen Mann ganz zu würdigen wußte, zum zweiten Custos an der K. K. Hofbibliothek, und 1791 wurde er von Leopold II. zum ersten Custos und zum wirklichen Hofrath ernannt. Er starb am 29. Sept. 1800.

Obgleich Denis mit ganzer Seele ein Jesuit war, deren Verdienste um die Wissenschaften ihn gefesselt hatten, so war er doch keineswegs von dem Geiste der Ausschließung und der Intoleranz erfüllt, der eine Grundlage des Ordens ist*). Als daher Klopstocks Ruf bis nach Oestreich drang, und er dessen Dichtungen kennen lernte und überhaupt mit dem neuen Aufschwung der Poesie im nördlichen Deutschland vertraut wurde, erkannte er, daß nur ein entschiedener, rückhaltsloser Anschluß an den Norden das geistige Leben, das in seinem Vaterland seit so langer Zeit schlummerte, wieder wecken könne. Daher machte er vor Allem seine Landsleute und besonders die Jugend, zunächst die ihm anvertrauten

*) Dies läugnete jedoch Denis. In einem Briefe an Kloß vom 16. Jan. 1769 sagt er: „Ich verdiene das Lob nicht, das mir die Götting. Anzeigen beylegen. Nur ein Satz klang mir seltsam: Ein Jesuit nennt Herrn Klopstock seinen Freund. Dies verdienet Bemerkung. Von meinen Jünglingsjahren lebe ich in dieser Gesellschaft, und habe immer gehöret, man müsse das Verdienst schätzen, wo es ist, und sich um die Gunst wahrhaft gelehrter Männer bestreben."

Zöglinge, durch zweckmäßige Sammlungen mit den bedeutendsten Dichtern der Zeit bekannt, und bildete sich selbst mit unermüdlichem Eifer nach denselben, so daß seine Anfangs rohe und unbeholfene Sprache, die noch ganz das Gepräge der Mundart hatte, wie man aus seinen ersten dichterischen Versuchen ersehen kann („Poet. Bilder der krieger. Vorgänge in Europa seit 1756." Wien 1760; „Poet. Bilder u. s. w. seit 1760." Eb. 1761), allmählich immer reiner und beweglicher wurde, und er sich zuletzt in dieser Beziehung den meisten Dichtern des Nordens gleichstellen konnte, ja manche vielleicht an Lebendigkeit und Zweckmäßigkeit des Ausdrucks noch übertraf. Auf die Ausbildung seiner Sprache, wie auf die poetische Richtung, die er einschlug, hatte nächst Klopstock, dessen große Verdienste er in einem berühmt gewordenen Gedichte „An den Obersten der Barden Teuts" (3) mit Begeisterung besang *), hauptsächlich Ossian den bleibendsten Einfluß, den er auch zuerst in deutsche Verse und zwar beinahe durchgehends in Hexameter übertrug (3 Thle. Wien 1768 u. 69), denn auch er war ein Gegner des Reims, von dem er behauptete, er sei weder eine poetische, noch eine musikalische, sondern nur eine „Schönheit des Vortrags, der Mode und der Gewohnheit", er sei „ein Joch und würdige die Dichtkunst zur Sache des Zufalls herab" („Gespräch vom Werthe des Reims"). Er stand somit im vollständigsten Widerspruche mit Kretschmann, dem er in anderer Beziehung ganz nahestand, da auch er, wie dieser, Bardengesänge dichtete **), wie er denn ebenfalls eine größere Abhandlung „über die alte vaterländische Dichtkunst" schrieb, in welcher er von den Barden, von deren Stellung im Volke und den Fürsten gegenüber, von den Stoffen ihrer Lieder, von ihrer Denk- und Schreibart, von ihren metrischen Formen und endlich von den erhaltenen Gesängen derselben ausführlich berichtet, wobei freilich der wichtige Umstand nicht zu vergessen ist, daß sich alles dies auf die skandinavischen oder die Ossianischen Poesien bezieht, und er von den deutschen Barden nur Klopstock, den Barden Rhingulph (Kretschmann) und sich selbst, den Barden „Sined" †), zu nennen weiß. In so fern der Bardengesang, wie ihm Denis in der erwähnten Abhandlung nachrühmt, vaterländische Gesinnung zu erwecken und die Sitten zu veredeln strebte, hatte er, wenn auch keine poetische Berechtigung, doch historische Bedeutsamkeit; es tritt diese aber vor Allem in Denis Wirksamkeit hervor, der zuerst wieder in Oestreich das Gefühl für das gemeinsame Vaterland belebte. Doch war er zugleich auch ein ganzer Oestreicher, und er besang die Kaiserin Maria Theresia, den edlen Joseph II. (2), die Führer der kaiserlichen Heere oder auch die Schönheit und den Ruhm Oestreichs mit begeisterter Liebe, wobei er sich zugleich Gleim ††), Ramler und Klopstock zum Vorbilde nahm, den letztern hauptsächlich in Sprache und Darstellung, wie er sich denn überhaupt so ganz in dessen Weise hineindachte, daß manche Oden, namentlich diejenigen, in welchen er allgemeinere Gedanken aussprach, für Werke Klopstocks gelten könnten, so z. B. die „Vaterlandslieder", „Sineds Träume (1) und „Sineds Klagen", unter welchen die um „Gellerts Tod" voll tiefen Gefühls ist. Ueberhaupt „athmen (um mit Göthe zu sprechen) alle seine Gedichte menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit und Liebe der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft sanft und zärtlich, oft thränend", worin wir wiederum Klopstocks Einfluß wahrnehmen. Dieser beinahe ganz erschöpfenden Charakteristik ist nur noch hinzuzufügen, daß Denis nicht bloß in den zum Ruhme Oestreichs gedichteten Oden als objectiver Dichter erscheint — dies war schon durch den Vorgang Gleims und Ramlers, so wie durch den Stoff bedingt —, sondern auch in seinen allgemeineren Gedichten, und sogar in den Bardengesängen, da er nicht, wie Kretschmann, willkürlich erdachte Situationen aus dem Leben Hermanns darstellte, sondern alte skandinavische Lieder, die er aus lateinischen Uebersetzungen kannte, in deutsche Verse übertrug oder nachahmte.

1. Sineds fünfter Traum.

1. Holder Sänger der Nacht! Schön ist im bebenden
Mondenschimmer dein Lied, wenn der gelinde West
Sich im sprossenden Wipfel
Kühler Mayengebüsche wiegt,

2. Wenn die Gegend umher duftender Knospendrang
Still durchathmet, und nur, nur der entfässelte
Fernher lispelnde Waldquell
Deiner Kehle Begleiter ist.

3. Schön ist, Sänger! dein Lied. Aber wer horchet ihm?
Buchen ragen um dich, ragen, und horchen nicht.
Hügel steigen um dich her,
Trieften liegen, und horchen nicht.

4. Taub ist alles und todt. Ungehört, unbelohnt
Strömt dein heller Gesang dennoch die Nächte durch.
Federbarde, Verschwender
Deiner göttlichen Liederkraft!

5. Auf, und hasse den Hayn ohne Gefühl und Dank!
Auf, und lenke den Flug milderen Gegenden,
Und verdienteren Zeugen
Deiner reizenden Künste zu!

6. Wo manch dürstendes Ohr, Sänger! dich ganz versteht,
Wo manch fühlendes Herz deinem Geseufze schmilzt,
Und vom zärtlichen Auge,
Deinen Klagen entgegen thaut.

7. Oder liebst du den Hayn ohne Gefühl und Dank,
Willst du bleiben, so schweig, schwelge dich satt und fett
An dem Sommergewürme,
Buhl' und schnäble die Tage durch,

8. Und durchschlummre die Nacht an der gefälligsten
Freundinn Seite! Warum folgtest du, Sänger! nicht
Andern Vögeln des öden
Haynes ohne Gefühl und Dank? —

9. Doch du bleibest und strömst deine Gesänge fort,
Hörst mein Warnen nicht an. Ha, ich verstehe dich!
Zeugen sind dir entbehrlich,
Federbarde! Du singst für dich.

10. O so singe dann fort, sicher der Göttlichkeit
Deiner Klänge! Geneuß einsam, geneuß dich selbst,
Bis mit klügeren Sängern
Dich dein Winter verstummen heißt!

2. Josephs zweyte Reise.

1. Wo ist der Sohn Theresen? O Kaiserstadt!
Wo ist dein Herrscher? Wölke dein thürmend Haupt
Aus deinen blauen Düften, höre,
Was dir vom heiligen Eichenhayne

*) Von geringem poetischen Werth, aber historisch wichtig, ist das in Alexandrinern geschriebene Gedicht „An einen Freund über die Messiade" vom J. 1765, weil in ihm alle damals gegen Klopstocks Dichtungsweise und Stoffe vorgebrachten Gründe aufgezählt und widerlegt werden.

**) Nur eines derselben, „Hegbard und Sygna", ist gereimt.

†) Diesen Namen (die Umdrehung des seinigen) hatte ihm Kretschmann beigelegt, und Denis hatte ihn dann selbst angenommen.

††) Diesem hat er z. B. in der ganz im Geist und in der Form gedichteten „Heimkunft des Kroaten" nachgeeifert.

2. Der Barde Josephs (wag' ich den herrlichsten
Der Namen unter Barden? — Gefährlich ist
Der Reiz, dem Einzigen zu folgen!
Aber zu mächtig! — Er sey gewaget!)

3. Der Barde Josephs tönet: Hier oben ist
Der Thaten Josephs unübersehliche,
Wie Sonnen, helle Bahn gezeichnet.
Frühe begann er die Bahn zu wandeln.

4. In That auf That erhabner. Italien
Liegt noch im süßen Taumel. Es küsset noch
Des göttergleichen Fürsten Spuren,
Und schon erschallen der Markomannen

5. Und Quaden Hügel, dienstbar sie selber einst
Den Ahnen Josephs, von der Begeisterung
Des tiefgereihten Brennenheeres,
Welches den kommenden Herrscher grüßet.

6. Er, jeder großen Gabe Bewunderer,
Er hatte schon den weisen Gebiether, der,
Am Apennin die Völker weidend,
Friedsam und furchtbar ist, aufgesuchet.

7. Nun eilt er auch den Wünschen des mächtigen,
Des unbezwungnen Helden, der, weit umringt
Von seinen Starken, an der Spree
In dem Gewande der Ehre strahlet.

8. Erkämpft in rothen Feldern, ein Bardenfreund,
Und Barde selber — aber den gallischen
Gesängen holder! — und des Kieles
So, wie der Klinge, gewöhnt, entgegen.

9. Zween Kriege, leichenträchtig, verderbenvoll, —
Wir Männer denkens! — kriegete Friederich
Mit Josephs Mutter (denn er hatte
Nie sie gesehen) und Heldenbräute

10. Vergossen zweymal Thränen, und Jünglinge
Beschwuren zweymal über der Väter Grab
Des Todes Rache, deutsche Flüsse
Trübten sich zweymal in deutschem Blute.

11. Nun wirft die Großmuth auf das Vergangene
Den himmelreinen Schleyer. Die Fürsten stehn,
Zwo Sonnen, die der Mittag scheidet,
Sehen sich Ewigkeit an der Stirne;

12. Und einer ehret, was ihn verewiget,
Am andern, einer schließet dem anderen
Sein großes Herz auf. Freundschaft strömet
Von der Gebiether erhitzten Lippen.

13. So stand vor Siegmarn Hermann. Des Jünglings Aug
Verrieth dem grauen Helden den künftigen
Vernichter stolzer Legionen,
Und den Zerbrecher der fremden Fässeln.

14. O könnten meine Saiten die Kinder Teuts
Von allen Enden wecken! Sie sollten mir
Den hohen, ahnungsvollen Anblick
Tief in erregtester Seele feyren,

15. Die Stelle zeichnen, wo sich umarmeten
Die Größten Deutschlands, Joseph und Friederich,
Hin Eichen pflanzen, daß die spätsten
Enkel im Schatten sich dies erzählten!

16. Und, Feinde Deutschlands! häufet nicht Dunkel sich
Um euer schielend Auge? Verschwindet nicht
Auf List und Trug gebautes Hoffen,
Wenn sich mit mächtig erhobnem Arme

17. Den Bund der Freundschaft Joseph und Friederich
Beschwören? — O so wartet ein Saitenspiel,
Herabgestimmt zu Todestönen,
Euer an einer verdorrten Eiche!

3. An den obersten der Barden Teuts.

„Sind Menschenherrscher nur der Lieder werth?
Und bleiben Barden unbesungen, sie,
Von deren Lippen Menschenherrscherlob
Und Thatenpreis, ein sonnenheller Strom,
Auf künftige Geschlechter sich ergeußt?
Gedenket Sined seiner Freunde nicht,
Der Harfenkönige, die fern von ihm
Durch alle Gauen Teuts verstreuet sind?
Wie, wenn ihn ehe noch sein Tag ereilt,
Wie wissen Folgezeiten, daß er sie
Gekonnt, geehret und geliebet hat?"

So sprach der Geist der Lieder, und entschwand.
Ich riß mich aus dem Schlummer, hörte noch
Im Tannenwipfel scheidend Säuseln, fiel
Ins Harfenspiel, da ward mir der Gesang:

Dir, erster unter Liedergewaltigen
Im deutschen Vaterlande! dir folgt mein Aug,
Mein Herz, mein Saitengriff in jede
Luftige Ferne, wohin dein Fittig

Dich herrlich aufträgt. Aber, o wolltest du,
Mein Adler! ausruhn, sey es im Wipfel hier
Der Tanne, sey es dort auf jener
Felsigen Höhe, mein Adler! ausruhn,

Und hören, wie sich über die Lippe mir
Ein Quell der Freundschaft stürzet, und hat der Quell
Dein Ohr vergnüget, endlich wieder
Deine gestirnete Bahn verfolgen!

Du Stolz von meinem Volke! du mächtiger
Und unerreichter Barde! wer lohnet dir
Die Lieder, welche du von deinen
Sonnengebiethen auf uns herabtönst,

Uns mit den Liedern fassest, und itzo tief
Hinein in graue Zeiten der Ahnen singst
Und itzo bis in unerschaffne
Wonnegefilde der Gottheit aufsingst?

Wir folgen, uns entrissen. Die Brust erpocht
Erhabner, ungewohnter Gefühle voll,
Die Wange glüht, und hohe Wehmuth
Thauet vom edleren Auge nieder.

Dein Hermann, Deutschlands großer Entfässeler,
O welche Bardenarbeit! Wie wecket er
Der Ahnen Muth, in welcher Helle
Zeigt er dem Enkel der Ahnen Sitten!

Der Erderzeugten großer Entfässeler,
Dein Sohn Allvaters, welch ein unsterbliches,
Ein himmelwerthes Unternehmen!
Hört ihn ein Erdesohn, und verkennet

Die Würde seines Geistes, den hohen Zweck
Von seinem Hierseyn? Hört er ihn, und verfolgt
Für Ewigkeiten voll Entzückens
Flüchtige Freuden an Gräberhügeln?

Wer lohnet dir die Lieder? du mächtiger
Und unerreichter Barde! Verbänden sich
Auch alle Stämme Teuts, und stiegen
Steine des Ruhmes an allen Ufern,

Auf aller Hügel Rücken für dich empor
Im ganzen Heldenerbe, sie lohnten dir
Die Lieder nicht. Nur Er, von dessen
Sohne sie tönen, allein vermag es,

Und wirds. Indessen eile mit feuriger,
Mit unermüdter Schwinge zum Ziele fort!
Dort leuchtet es! Nur einen Schwung noch,
Einen, mein Adler! Es ist erreichet!

Zwar stehn in tiefen Gründen, die Nebel deckt,
Noch manche deines Volkes, und sehen nicht
Die Flammenfurche, die dein Aufschwung
In die Gebiethe der Sonne nachläßt.

Bedauernswürdig sind sie! Doch einst verhaucht
Der Nebel. Enkel ruffen: Wir sehen sie
Die Flammenfurche, die sein Aufschwung
In die Gebiethe der Sonne nachließ!

O dann wird unter schärferen Augen auch
Mein Aug genennet! Sined, er sah sie längst
Die Flammenfurche, pries den Adler,
Welcher sie zeichnete, pries und liebt' ihn.

Mein Ruhm sey dieß zur Nachzeit, o mächtiger,
Und unerreichter Barde! Dein Harfenspiel
Entzückte mich, und deine Freundschaft
Suchte mein fühlendes Herz, und fand sie.

Karl Mastalier.

Karl Mastalier, geb. am 16. Nov. 1731 zu Wien, erhielt, wie sein Freund Denis, seine Bildung bei den Jesuiten, in deren Orden er auch trat. Nach dessen Aufhebung wurde er zum Professor der schönen Wissenschaften an der Universität seiner Vaterstadt ernannt, welche Stellung er vorzüglich dazu benutzte, die Kenntniß der besseren deutschen Dichter und einen veredelten Geschmack zu verbreiten. Auch er stand mit manchen bedeutenden Männern der Zeit in und außer Oestreich in freundschaftlicher Verbindung. Er starb den 6. October 1795.

Als Dichter nimmt Mastalier nur einen untergeordneten Rang ein, denn es fehlte ihm an selbstständig schaffender Kraft, was er auch selbst, obgleich unwillkürlich, in einem Briefe an Kloß v. 29. März 1771 zugesteht. Er sei keineswegs, sagt er, einen Theil der Ode auf den Tod des Feldmarschalls Daun Gleimen schuldig, wie behauptet werde, vielmehr sei dieselbe entstanden, ehe er dessen Kriegslieder gekannt habe. Ueberhaupt lese er, um sich vor irgend einem Einfluß der neueren Dichter zu bewahren, meistens nur Griechen. „Denn bis ihre Ideen zu einem deutschen Begriff zusammenschmelzen, müssen sie doch ein wenig unkennbar werden. Ich rede von jenen Ideen, die uns nach dem Lesen übrig bleiben, und wenn wir zu dichten anfangen, als Materialien vorhanden sind, aus deren neuen Zusammensetzung wir ein modernes Ganze machen. Denn (fügt er naiv hinzu) volle Perioden oder ganze Sätze entlehnen, wäre doch unverschämt". Trotzdem haben seine Dichtungen historischen Werth, weil sie, wie die seines Freundes Denis, den Anschluß Oestreichs an die literarische Bewegung in Deutschland bezeichnen, und sie durch die Nachahmung der größeren nordischen Dichter für diese empfänglich machten. Er nahm sich vorzüglich Ramlern zum Muster, dessen glücklichster Nachahmer er wurde, weil er das Vorbild desselben, den Römer Horaz, mit Fleiß und Geschmack studirte, von dem er auch mehrere Oden nicht ohne Glück übersetzte. Seine besten Gesänge sind diejenigen, in welchen er seinen Helden Joseph, das Kaiserhaus, dessen Lob er auch da geschickt anzubringen weiß, wo er andere Personen besingt, oder auch die, in denen er die großen östreichischen Feldherrn verherrlicht. Doch hat er den Einfluß der Mundart, der sich namentlich im Reim geltend macht, nie ganz besiegen können. (Er reimt z. B. in der Ode „Auf die Wiederkunft des Kaisers „Stadt" auf „naht", in dem „Bild Marien Theresiens" „hat" auf „zertrat".)

Auf den K. K. Feldzeugmeister
Freyherrn von Laudon, nach geschlossenem Frieden.

1. Wen, Harfe, zitterst du zu verkündigen?
Was reizet deine Saiten zum Schlachtenton,
Jetzt, da des Friedens sanfte Gottheit
Städte bevölkert und Felder bauet?

2. Braust eines Helden etwa verschwiegner Ruhm
Vom Feld der Schlacht her? Horche, dort schallt ein Laut,
Zwar halb vom Tannenwald verschlungen,
Der auf der Quaden Gebirge thürmet,

3. Doch Barden kennbar. Ha, wie der jungen Braut
Gefühlvoll Herz dem Jüngling entgegen schlägt,
Den ihr, durch Blut und Ruhm verschönert,
Jetzo der Fried' in die Arme führet;

4. So rauschet großen Thaten, den glänzenden
Gefährten hoher Lieder, so rauschet dir
Und deinen Siegen, großer Laudon!
Jetzo die bebende Harf entgegen.

5. Auf dann, mein schüchtern Saitenspiel! Säume nicht,
Die hellsten Thaten, die in der einzigen
Theresia Geschichte glänzen,
Kleinern Jahrhunderten vorzusingen.

6. Denn wird der Zeiten fruchtbarer Schoos dereinst
Zu schwach, Theresen ähnliche Fürstinnen
Hervorzubringen: tönt nicht Ihrer
Siege Geräusch bis zur jüngsten Nachwelt

7. In ew'gen Liedern aufbewahrt: O so staunt
Ein blöder Enkel einst bey gemeiner That;
Denn er vermisset unsrer Tage
Wunder, und wähnt nichts von Laudons Thaten.

8. Zwar könnt' er anders? Wähnt es der Brenne denn,
Welch heißer Kriegesdonner in Laudon ihr
Entgegen fuhr? Auch dann, als Böhmens
Blutig Gefilde von Schlachten rauchte?

9. Es staunten selber unsre vom großen Sieg
Noch stolze Mauern, als sie das erstemal
Dem unerhörten Siegesboten
Laudons sich feyerlich aufgeschlossen;

10. Der erst ein kleiner Name, verdecket von
Gerühmtern Helden, plötzlich dem Dunkel sich
Entrissen, und durch drey, vier Thaten
Bis zur Unsterblichkeit aufgeschwungen.

11. O klaget, Feinde, klagt, daß Theresiens
Scharfsichtig Auge mitten in Tausenden
Den raschen Sieger nicht verfehlet,
Der sich auf Feindes Gebiet die ersten,

12. Die schönsten Lorbeern brechen wird; klaget, daß
Sie aus der Mitte feuriger Kämpfer Ihn
An Ihrer Heere Spitze führet;
Klaget! Denn blitzte nicht in der Rechten

13. Des Helden Ihrer Rache tiefschneidend Schwert,
Und schwäng' er's nicht so treffend, so schmölzen nicht
Vor seinem Anzug eure Haufen,
Wie vor dem Hauche des Süds der Winter:

14. So schlummert' jtzt noch Schweidnitz in sichrer Ruh:
So hießen deine dreyfachen Schlösser, Glatz,
Unübersteiglich: so beschützte
Landshut den trotzigen, kühnen Führer,

15. Der stolz auf sieben steiler Gebirge Schanz
Den Sieg mit müdem, halb schon gefangnem Arm
Noch aufhielt, und dem stärkern Sieger
Nicht ohne Wunden und Scheelsucht nachgab.

16. So säh' vielleicht die Oder ihr eigen Heer,
Die Brust voll offner Wunden, tief eingeschrumpft,
Nicht durch verborgne, krumme Wege
Hinter Küstrin sich hart keuchend retten.

17. So kehrten tapfre Feinde nicht traurig oft
Zurück von Laudon: denn sie erwartete
Daheim kein rauschendes Triumphlied.
Aber der Wiederhall seiner Thaten

18. Tönt schon an beyden Ufern des Oceans,
Betroffen suchen kriegrische Völker dort
In ihren schmeichelndsten Geschichten
Thaten der Ahnen, die seinen glichen.

19. Wie schwer wird's ihnen? Aber noch schwerer ist's,
Den Mann zu finden, der, durch sich selber groß,
Groß durch des größten Gegners Zeugniß
Und die entscheidende Gnade Josephs,

20. Sich selbst verkennet, der mit dem Glücke gern
Die Ehre seiner glänzenden Siege theilt,
Und mit den tapfern Kriegsgefährten,
Die er die Pfade des Ruhms geführet:

21. Der, ob sein Name gleich bey den Sternen schallt,
Hier Feinde noch im modernden Grabe schreckt,
Der Sittsamkeit sanft rothen Schleyer
Um die Trophäen wirft. Welche Größe!

22. Nimm dir geschwind die Flügel des brausenden,
Unermüdeten Nordwinds, mein Siegeslied,
Und hefte dieses Helden Namen
Fest an der äußersten Zukunft Thore.

23. Dort liest ein größ'rer Barde den Namen, und
Besingt ihn einst, wenn finstre Vergessenheit
Die grauen Thaten mancher Helden
Aus der Geschichte Bahn weggerücket.

Johann Georg Jacobi.

Kein Dichter bezeichnet den Uebergang aus der Dichtungsweise des vorliegenden Zeitraums zu der tieferen und lebendigeren Auffassung namentlich des lyrischen Gedichts der folgenden Periode, als Jacobi, dessen frühere Poesien sich noch an die tändelnde Manier der Anakreontisten anschließen, während die späteren Gedichte nicht bloß im Durchschnitte einen ernsteren Ton anstimmen, sondern auch überhaupt das Gebiet des spielenden Witzes und der affectirten Sentimentalität verlassen und dagegen die Welt der Empfindung erschließen, deren Unmittelbarkeit aus der lebensvollen und einfachen Darstellung hervorleuchtet.



J. G. Jacobi.

Johann Georg Jacobi, der ältere Bruder des als Philosoph und Romanendichter berühmten Friedrich Heinrich, wurde am 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf geboren. Nach vollendeter Schulbildung ging er 1758 nach Göttingen, wo er auch mit einer durch die Kriegsunruhen herbeigeführten Unterbrechung von einem Jahre, das er in Helmstädt zubrachte, seine Studien vollendete. Ob er sich gleich zunächst der Theologie gewidmet hatte, so hatte er doch zugleich auch mit Eifer und Erfolg Philosophie, alte und neue Sprachen und die schönen Wissenschaften betrieben, so daß er bald nach Vollendung seiner Studien die Professur der Philosophie und der Beredtsamkeit an der Universität in Halle übernehmen konnte, welche er auf Verwendung des bekannten Kloß erhielt, mit dem er schon in Göttingen in nähere Berührung gekommen war. In Halle lernte er Gleim kennen, der von nun an großen Einfluß auf ihn und sein Leben hatte; denn durch Gleim ermuntert, wendete er sich mit neuer Liebe der Poesie zu, mit welcher er sich in den letzten Jahren kaum mehr beschäftigt hatte, ob sie ihm gleich früher Lieblingsbeschäftigung gewesen war. Auch war es Gleim, der ihm im J. 1769 ein Kanonikat in Halberstadt verschaffte, wo er eine Reihe von glücklichen, der Freundschaft und der Dichtkunst gewidmeten Jahren verlebte. Doch wurde ihm endlich der Mangel an bestimmter Beschäftigung so drückend, daß er im J. 1784 einem Ruf als Professor der schönen Wissenschaften in Freiburg folgte, wo er sich durch sein freundliches Wesen die Liebe und Achtung seiner Umgebungen erwarb und auch als Lehrer, zwar geräuschlos, aber vielseitig wirkte. Er starb, 74 Jahre alt, am 4. Januar 1814.

Jacobi wird meistens beinahe ausschließlich nach seinen früheren Gedichten beurtheilt, ja vielleicht nicht einmal nach diesen, sondern nach der Carricatur, welche Nicolai in seinem „Nothanker" unter der Person des jungen Säugling von ihm gegeben hat, oder zum wenigsten nach seinem „Briefwechsel mit Gleim" (Berl. 1778), der freilich nur eine höchst ungünstige Meinung von ihm geben kann, da in den 75 Briefen der Sammlung kaum von etwas Anderm die Rede ist, als von gegenseitigen Lobeserhebungen, an denen sie unerschöpflich sind, von unaufhörlich wiederholten Versicherungen ihrer zärtlichen Liebe und von den Küssen, die sich die beiden Freunde gegeben haben oder noch geben wollen, und Alles die gezierteste und unmännlichste Sentimentalität athmet, denn selbst die Briefe werden geküßt, „wie ein Liebhaber in der süßesten Entzückung seiner Liebe sein Mädchen küsset". Allein diese bis zur Widerlichkeit getriebene Empfindelei, dieses süßliche Wesen war keineswegs eine Eigenthümlichkeit Jacobi's; es war eine Krankheit der Zeit, welche selbst die würdigsten Männer ergriffen *), und die in Gleim ihren Höhepunkt erreicht hatte, so daß Jeder, der mit ihm in genauerem Verhältniß stand, in den Strudel der affectirten, aber dabei doch nicht lügenhaften Sentimentalität gezogen wurde, so Wieland, so ganz vorzüglich aber Jacobi. Allerdings entsprechen seine Gedichte aus dieser frühern Zeit der süßlichen Manier dieser Briefe, und alle sind von Amoretten und Grazien und Küssen angefüllt. Aber selbst diese Gedichte arten weit weniger in das bloß Spielende aus, als die gleichzeitigen Lieder Gleims, es blickt in ihnen immer ein kräftigerer, ächt dichterischer Gedanke, eine wahre Empfindung durch, die eine schönere Entwickelung des Dichters verheißt (1. 2). Besonders ist er glücklich im leichten, feinen Scherz und in der „zauberischen Kunst des poetischen Helldunkels", wovon viele seiner Gedichte das vollgültigste Zeugniß geben, z. B. „die Vestalin", „die badende Venus", „das Schattenspiel" (3) u. a. m., „in welchen er Dinge, die unter eines Andern Händen schlüpfrig geworden wären, mit einer so züchtigen Miene und mit einer so liebenswürdigen Zurückhaltung sagt, ohne daß es Zurückhaltung scheint." Hierin zeigte er sich als glücklichen Nachahmer der französischen Anakreontiker, der Bernard, Gresset, Chapelle, Chaulieu, denen er auch darin nacheiferte, daß er seine an Gleim und Andere gerichteten Briefe mit Versen jeglicher Art untermischte. Aber so lieblich diese poetischen Kleinigkeiten an sich auch sind, so sprach sich darin seine eigenthümliche Natur keineswegs oder nur sehr einseitig aus, und es bedurfte für ihn daher auch der Ermahnung Wielands nicht, das „Spielen mit Götterchen und Amoretten" aufzugeben (Wielands Briefe 2, 316), denn schon vorher (27. Febr. 1769) hatte er selbst an Kloß geschrieben: „Hier haben Sie ein kleines Gedicht auf eine hiesige Schauspielerin, worin kein einziger Amor vorkommt. Ueberhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bey mir nicht zum Invaliden wird." (Briefe an Kloß 1, 173.) Schon während seines Aufenthaltes in Halberstadt, noch entschiede-

*) So schreibt der ernste Mastalier an Kloß: „Wenn ich auf das Theresianum gehen werde, dann gebe ich gewiß unserm lieben Denis in Ihrem Namen den feurigsten Kuß, aber doch unter dem Bedinge, daß er mich auch in Ihrem Namen küsse." (Briefe deutscher Gelehrten an Kloß 2, 193.)

ner aber nach seiner Trennung von Gleim nahm seine Dichtung eine festere und lebensvollere Gestaltung an; er erhob sich zum ächt dichterischen Ausdruck der Empfindung, worin ihm Göthe Vorbild war, dessen Weise er sich mit so viel Glück aneignete, daß man einzelne seiner Lieder (4. 5) für Werke des großen Meisters hielt, und dieser sogar eines derselben (4) in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm. Am glücklichsten ist er in der lyrischen Darstellung sanfter und wehmüthiger Gefühle, des Familienglücks, der Mutterliebe und Muttersorge (8), des frommen, hingebenden Vertrauens zu Gott (6), dessen Liebe ihn mit zuversichtlicher Hoffnung eines künftigen Lebens erfüllt (7), wie er denn selbst eine gewisse Weichheit der Seele besaß, die jene oben bemerkten Verirrungen erklären, aber auch erklären, wie er sie so gründlich besiegen konnte, als er sich und sein eigenthümliches Talent erkannt hatte. Diesem Grundzug seines Wesens und seiner Gedichte entspricht auch die Form derselben; alle, und auch die früheren, sind von einer überraschenden Zartheit des Ausdrucks und von hohem musikalischen Wohllaut, was ihn auch bewog, Cantaten und selbst Singspiele zu dichten, die jedoch nur in den lyrischen Theilen von Werth sind, während die dramatische Anlage und Ausführung nur schwach ist*).

1. Trauer der Liebe.

1. Wo die Taub' in stillen Buchen
Ihren Tauber sich erwählt,
Wo die Nachtigallen suchen,
Und die Rebe sich vermählt;
Wo die Bäche sich vereinen,
Ging ich oft mit leichtem Scherz,
Ging ich oft mit bangem Weinen;
Suchte mir ein liebend Herz.

2. O, da gab die finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süßer Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden:
Ihr Geflüster lehrte mich:
Daß ich suchen sollt und finden,
Finden, holde Liebe! dich.

3. Aber ach! wo blieb auf Erden
Holde Liebe, deine Spur?
Lieben, um geliebt zu werden,
Ist das Loos der Engel nur.
Statt der Wonne fand ich Schmerzen,
Hing an dem, was mich verließ;
Frieden gibt dem treuen Herzen
Nur ein künftig Paradies.

2. An die Liebesgötter.

1. Entflieht, ihr kleinen Heere
Der lächelnden Cythere!
Das Thal ist freudenleer;
Bereift sind eure Flügel;
Dem nackten öden Hügel
Tönt keine Leyer mehr.

2. Seht! wilde Jäger würgen
Auf hallenden Gebirgen:
Sie spotten eurer Macht;
Von spröden Amazonen,
Die nur in Wäldern wohnen,
Wird Paphia verlacht.

3. Wollt ihr vielleicht beim Jagen
Die Mordgewehre tragen,
Der Netze Hüter seyn?
Gebunden von Centauren,
Auf hohen Aesten lauren,
Zum Klang der Hörner schrein?

4. Und wenn die Stürme wehen,
Soll dann auf kalten Höhen,
Wo Sonnenstrahl gebricht,
Euch eure Fackel wärmen?
Dem Wilde nachzuschwärmen
Gab sie Cythere nicht.

5. Das Laub, dem Hain entrissen,
Stirbt unter euren Füßen:
Flieht! alles ist verheert.
O tragt die dürren Blätter,
Ihr artigsten der Götter,
Auf eines Dichters Herd!

3. Das Schattenspiel.

1. Chloe sah den kleinen Garten
Schon im zwölften Lenze blühn;
Ros' und Veilchen abzuwarten,
War ihr einziges Bemühn.

2. Strenge Zucht war sie gelehret,
Denn man weiß, wie Mütter sind,
Und vom Amor nichts gehöret
Hatte noch das gute Kind.

3. Einst, am Abend, in der Hütte
Saß die junge Schöne da;
Als sie mit gesetztem Schritte
Einen Knaben kommen sah.

4. Weisheit war in seinen Blicken,
Freundlich sah er Chloen an;
Und ein Kästchen auf dem Rücken
Trug der kleine Biedermann.

5. Lieder sang er, süße Lieder
Zu der Laute sanftem Ton.
Leise sagten seine Brüder:
Dieses ist Cytherens Sohn.

6. An der Wand, in bunten Schatten,
Wies er Chloen manches Bild;
Nachtigallen, die sich gatten,
In Gebüsche halb verhüllt.

7. Einen Gott mit schönen Wangen,
Dessen Auge zärtlich sprach,
Sah das Mädchen. Welch Verlangen
Ward in ihrem Busen wach?

8. Im belebten Schattenbilde
Läßt sich eine Göttin sehn;
Irrt durch schweigende Gefilde,
Bleibt an einer Quelle stehn;

9. Und auf Blumen liegt ein Hirte,
Den Diana schmeichelnd weckt.
Amor, ach! wozu die Myrthe,
Welche beide schnell bedeckt?

10. Küsse höret Chloe rauschen,
Die ein Seufzer unterbricht;
Aber länger sie belauschen
Kann das arme Mädchen nicht.

11. Das bezaubernde Gesichte
Wiederholt ihr jeder Traum;
Immer denkt sie der Geschichte
Und verwünscht den Myrthenbaum.

12. Weinet sie noch oft im Stillen,
Kömmt sie oft in diesen Hain;
So gelinget es Mirtillen,
Ihr Endymion zu sein.

4. Der Sommer-Tag.

1. Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut, im hellen Sonnenstrahl,
Die süßen Vöglein allzumahl!

*) Da wir auf Jacobi nicht wieder zurückkommen können, erwähnen wir hier noch, daß er außer mehrern in Prosa geschriebenen Aufsätzen und Erzählungen, z. B. „Charmides und Theone", eine „Winter-" und eine „Sommerreise" geschrieben hat, in welcher er zugleich den Franzosen Chapelle und den Engländer Sterne nachzuahmen strebte, wodurch das Ganze an Einheit verlor, obgleich allerdings der empfindsame, moralisirende Ton, der öfters sogar an Young erinnert, vorherrscht. Allein gerade dieser Ton war ihm nicht eigenthümlich, denn wenn er auch bei der Weichheit seiner Seele zur Wehmuth hinneigte, so war diese doch immer von eigentlicher Sentimentalität weit entfernt.

2. Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit,
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

5. Abends.

1. Komm, Liebchen! es neigen
Die Wälder sich dir;
Und alles mit Schweigen
Erwartet dich hier.

2. Der Himmel, ich bitte,
Von Wölkchen wie leer!
Der Mond in der Mitte,
Die Sternlein umher!

3. Der Himmel im glatten
Umdämmerten Quell!
Dies Plätzchen im Schatten,
Dies andre so hell!

4. Im Schatten, der Liebe
Dich lockendes Glück;
Dir flüsternd: Es bliebe
Noch Vieles zurück.

5. Es blieben der süßen
Geheimnisse viel;
So festes Umschließen,
So wonniges Spiel!

6. Da rauscht es! da wanken
Auf jeglichem Baum
Die Aeste; da schwanken
Die Vögel im Traum.

7. Dies Wanken, dies Zittern
Der Blätter im Teich —
O Liebe! dein Wittern!
O Liebe! dein Reich!

6. Vertrauen.

1. Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

2. Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
In's Dunkel, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

3. Er winkte mir ins Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonnebeben
An einer Mutter Brust;
Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

4. Da grüßt ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

5. Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in Seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

6. Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, Dir;
Es preisen Deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

7. Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht,
Jedoch bei Dir ist Leben,
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden;
Und was Dich Vater heißt,
Das ruht in Deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

7. Die Linde auf dem Kirchhofe.

1. Die Du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

2. Die auf dem Einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben Dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du, Linde, rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

3. Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von Dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest Dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

4. Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben gränzen.
Doch ewig kannst Du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen;
Es trocknet schon der Jugend Saft
In Dir; Verwesung winket,
Bis endlich Deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

5. Wenn aber Dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln,
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will Deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

6. Wohl uns! Der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
Ist dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an Deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

8. Wiegenlied für ein Mädchen.

1. Schlummre, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts
Und von Wald und Blumen Nichts;
Liebchen, schlummre, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

2. Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

3. Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst Du froh im Morgenwind,
Ueber Dir ist Jubelklang,
Um Dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und Du fühlst den Mutterkuß.

4. Liebchen, schlummre: wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Bei'm Gesang der Nachtigall.

5. Unterm Nachtigallen-Lied
Kömmt der helle Mond und sieht
Mild herab auf Dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich Dir:
Kleiner Engel Gott ist hier.

6. Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und, wo dieser Arm Dich trägt.
Sag' in jedem Winkel Dir:
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

II. Didaktische Poesie.

Die kritische Richtung des Zeitraums leitete ganz naturgemäß zur Bearbeitung der didaktischen Poesie, die zudem vom vorhergehenden Zeitraume her noch in vorzüglichem Ansehen stand. Auch war, wie wir wissen, die Ansicht, daß die Dichtkunst nebst dem Wohlgefallen zugleich Nutzen gewähren müsse, keineswegs ganz überwunden, vielmehr zog sich dieselbe, obgleich mit den übrigen Grundsätzen, welche allmählich aufgestellt wurden, in Widerspruch, bis auf Lessing herab (S. 475), der übrigens selbst erst dann das Nützlichkeitsprincip entschieden verwarf, als er den höchsten Punkt seiner ästhetischen Bildung erreicht hatte. Allerdings hatte schon Batteux (S. 473) den Satz aufgestellt, daß das didaktische Gedicht nicht eigentlich zur Poesie gerechnet werden könne, da es die Aufgabe habe, „die Wahrheit in Verse zu bringen", während es Aufgabe der anderen Gattungen der Poesie sei, „die Erdichtung in Verse zu bringen"; aber da er zugleich hinzufügte, daß man das didaktische Gedicht durch die Einkleidung ins Gebiet der eigentlichen Poesie führen könne, daß der Dichter Fremdartiges in seine Darstellung aufnehmen dürfe, um ihr mehr Mannigfaltigkeit, Interesse und Anschaulichkeit zu geben, daß es ihm endlich erlaubt sei, sich aller „Vorrechte des poetischen Styls" zu bedienen, und er metaphorische Ausdrücke statt der gewöhnlichen gebrauchen, schmückende Beiwörter, kühne Wendungen, verwegene Wortfügungen, Figuren in Worten und Gedanken anwenden dürfe; so hätte schon dies zur Bearbeitung der didaktischen Poesie führen müssen, wenn sie nicht schon durch die oben angedeuteten Gründe bedingt gewesen wäre, weil die Dichter, denen es an poetischen Stoffen fehlte (S. 478), auf diesem Weg ein leichtes Mittel fanden, diesem Mangel abzuhelfen, da sich das Reich der Wissenschaft in seiner ganzen Ausdehnung ihnen eröffnete und ihnen eine unerschöpfliche Quelle von Stoffen darbot. Auch entsprach keine Gattung dem oben (S. 475) erwähnten Trieb, sich in den mannigfaltigsten Darstellungen zu üben, mehr, als die didaktische Poesie in der eben gegebenen Auffassungsweise, weil es dem Dichter freistand, alle möglichen Verhältnisse des innern und äußern Lebens herbeizuziehen. Dazu kam endlich, daß die Völker, deren Literatur man jetzt vorzugsweise studirte und nachahmte, die Römer, die Franzosen und besonders die Engländer (Young, Pope, Prior) bedeutende Muster in dieser Gattung darboten, und so vereinigte sich Alles, um derselben, man kann nicht sagen, nicht Eingang zu verschaffen, denn sie war seit Opitz fortwährend bearbeitet worden, sondern ihr einen neuen Aufschwung zu geben. Und doch sind die Leistungen auf diesem Gebiete nicht eben besonders bedeutend. Es sind zwar außerordentlich viele Gedichte der Art verfaßt worden und außer den bekannten Dichtern haben noch viele unbekanntere ebenfalls didaktische Poesien geschrieben, aber nur wenige haben sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, und noch geringer ist die Zahl derjenigen, welche Bemerkenswerthes geleistet haben. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu finden. Die belehrende Poesie wurde nämlich vorzüglich nur in der ersten Hälfte des vorliegenden Zeitraums bearbeitet, wo also mit wenigen Ausnahmen noch keine Dichter von bedeutenderem Talente lebten, und auch die Sprache noch keinen höheren Aufschwung gewonnen hatte. Die größeren Dichter der späteren Zeit aber wandten sich lieber den andern, belohnenderen Gattungen der Poesie zu, und es trat das belehrende Gedicht überhaupt mehr in den Hintergrund. Es erscheint hauptsächlich die Sächsische Schule als Pflegerin der didaktischen Poesie, welche ihrer ganzen Richtung jedenfalls am angemessensten war; auch haben beinahe sämmtliche zu derselben gehörigen Dichter sich in größeren und kleineren didaktischen Poesien versucht. Neben ihnen sind noch einige Preußische Dichter zu nennen, und wie diese überhaupt talentvoller, jedenfalls von umfassenderem Geiste waren, auch in der Behandlung der Sprache schon größere Fortschritte gemacht hatten, so sind auch deren hiehergehörige Dichtungen im Allgemeinen von höherem Werth, als die der Leipziger.

Unter den verschiedenen Gattungen der didaktischen Poesie fand namentlich das Lehrgedicht vielfache Bearbeitung, und es tritt uns mit Haller und Hagedorn schon in den ersten Zeiten der Periode entgegen. Wie beide Dichter überhaupt verschiedene Richtungen bezeichnen und bestimmen (S. 476), so zeigt sich ihr verschiedener Charakter auch in der Art und Weise, wie sie das Lehrgedicht behandelten, so wie man in ihren hiehergehörigen Poesien bei dem Einen den Einfluß der Engländer, bei dem Andern die Einwirkung der Franzosen nicht verkennen kann. Hallers Lehrgedichte, unter welchen das „Ueber den Ursprung des Uebels" das größte und bedeutendste ist, wenn man die „Alpen" nicht etwa wegen ihrer didaktischen Bestandtheile hieherziehen will, mußten in einer Zeit, wo auch die besten Dichtungen der Art, wie die von Canitz und Neukirch eine gewisse Oberflächlichkeit der Gedanken nicht verläugnen konnten, durch ihren tieferen Gehalt und ihren männlichen Ernst bleibenden Eindruck machen. Hagedorn ist dagegen auch in seinen „Moralischen Gedichten" mehr ein feiner Weltmann, welcher auch dem ernstesten Gegenstande eine heitere Seite abzugewinnen und sich den Schein zu geben weiß, als ob er nicht sowohl belehren, als vielmehr unterhalten wolle. Daher streifen auch beinahe alle seine didaktischen Gedichte in das Gebiet der Satyre, und sind durch eine feine und harmlose, aber treffende Ironie belebt. Horaz, „sein Freund, sein Lehrer und Begleiter", wie er ihn in einem Gedichte nennt, welches den Namen des römischen Dichters trägt, und aus dessen Episteln und Satyren er manche Züge in seine „moralischen Gedichte" aufnahm, war das Muster, dem er nicht ohne Glück nacheiferte, wenn er ihn auch nicht erreichte. Besonders gelang es ihm nicht, die schöne

Mäßigung zu bewahren, die sein Vorbild so sehr auszeichnet, er verfiel oft in Weitschweifigkeit, wodurch die besseren Stellen an Eindringlichkeit verlieren. Unter diesen sind aber die zu bezeichnen, welche in edler und gewählter Sprache Vorschriften ächter Lebensweisheit verkünden. Zu Hagedorns besten moralischen Gedichten gehört „die Glückseligkeit", in welcher er die verschiedenen Lebensverhältnisse mit lebendiger Anschaulichkeit schildert und das wahre, auf inneren Frieden beruhende Glück mit wohlthuender Wärme dem Weltglück und dessen falschem Glanz entgegensetzt.

Bodmers Versuche in der didaktischen Poesie haben keinen dichterischen Werth; doch ist einer derselben von historischer Wichtigkeit, der nämlich, in welchem er eine kurze, aber für jene Zeit höchst glückliche Geschichte der deutschen Poesie und ihrer Entwickelung gibt, und das einzelne sehr treffende Charakteristiken enthält. Der schon genannte Arzt Triller schrieb in Nachahmung des „Irdischen Vergnügens" von Brockes sechs Theile „Poetischer Betrachtungen über verschiedene, aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien" (Hamburg 1725—1755); er wetteifert darin glücklich mit Brockes, da ihm auch die geringfügigste Erscheinung Stoff zu Betrachtungen gibt, aber freilich ist weder Geist noch poetischer Sinn in seinen weitschweifigen Abhandlungen zu finden, die durch die metrische Form nur noch langweiliger werden. Des Berner Beat Rudolf von Tscharner (1729—99) Gedicht „die Wässerung der Aecker" (Zürich 1754) führen wir nur an, um zu zeigen, in welche Abirrungen man bei der Wahl des Stoffes zu Lehrgedichten gerieth. Mehr in Haller'schem Geiste schrieb der talentvolle, aber leider früh verstorbene Christian Friedrich Zernitz aus Tangermünde (1717—1745) mehrere didaktische Gedichte. In Nachahmung der Dichtkunst des Horaz oder vielmehr wohl des Boileau, verfaßte er „Vernünftige Gedanken von der Natur und Kunst in Schäfergedichten" als Einleitung zu seinen eigenen Idyllen. Dieses Lehrgedicht enthält manchen guten Gedanken, und einzelne Stellen lassen des Dichters Talent ahnen; das Ganze macht jedoch keinen guten Eindruck, wozu namentlich die einförmigen und eintönigen Alexandriner viel beitragen, wie er überhaupt auch des Ausdruckes nicht immer mächtig war und das Mechanische der Poesie nicht zu beherrschen verstand. Weit besser sind seine „Gedanken von dem Endzwecke der Welt", in welchen er eine kräftigere Sprache und freilich nicht ohne Benutzung von Pope's berühmtem „Versuch über den Menschen" tiefere Anschauung entfaltet, als wir selbst bei den Herausgebern der „Bremer Beiträge" finden, an denen er übrigens auch Antheil nahm. Einen ähnlichen Stoff bearbeitete Joh. Georg Sucro (1722—86); die „Beste Welt" (Halle 1746) erinnert an Leibnitz und Haller, so wie sein älterer Bruder Christoph Joseph (1718—56) in dem Lehrgedicht: „Die Wissenschaften" (Koburg 1745) die Ansichten Baumgartens poetisch darzustellen suchte.

Wie schon erwähnt, wurde die didaktische Poesie ganz vorzüglich von den Leipzigern und ihren Freunden bearbeitet, und es ist auch unter denselben kaum Einer, der nicht auch größere oder kleinere Lehrgedichte geschrieben hätte. Was Gellert in dieser Beziehung geleistet hat, ist sehr unbedeutend; es war ihm viel zu sehr darum zu thun, seine moralischen und religiösen Lehren klar zu entwickeln, als daß er der poetischen Erfindung Raum hätte gestatten wollen, und wenn er auch, wie z. B. in dem Gedicht „der Christ" mit tiefem Gefühle von den Wohlthaten des Christenthums spricht, so vermeidet er beinahe absichtlich, seinen Empfindungen poetischen Ausdruck zu geben. J. Elias Schlegel bestrebte sich dagegen mehr, seine Gedanken in dichterisches Gewand zu kleiden. Seine hiehergehörigen Gedichte sind meistens von geringem Umfange („die Vortheile eines verschwiegenen Liebhabers", „die verschiedene Art zu lieben"), wogegen sein Bruder J. Adolf ein größeres episches Lehrgedicht in 8 Gesängen („der Unzufriedene") verfaßte, in welchem er sich bemühte, den trockenen Stoff durch eine historische Einkleidung zu heben, wodurch jedoch das Ganze an Einheit verlor. Bei alle dem fand es bei seinem Erscheinen in den „Bremer Beiträgen" (1745) so günstige Aufnahme, daß der Dichter sich dadurch veranlaßt fand, es der Sammlung seiner Gedichte mit verschiedenen Aenderungen des Einzelnen einzuverleiben. Ein Jahr früher hatte Kästner sein „Philosophisches Gedicht von den Kometen" in den Schwabe'schen Belustigungen veröffentlicht, welches durch den damaligen Kometen veranlaßt worden war. Bedeutender, nicht zwar in Rücksicht auf dichterische Behandlung, aber doch in historischer Beziehung sind einige andere Lehrgedichte desselben, in denen er seine Ansichten über die Poesie ausspricht, die sich von denen seines Lehrers Gottsched nicht wesentlich unterscheiden, weshalb er auch weder mit den Schweizern, noch viel weniger mit Klopstock übereinstimmte. Gegen diesen waren auch offenbar seine „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu seyn" gerichtet, so wie auch wohl ein anderes Gedicht: „Ueber die Reime", welches übrigens wahrscheinlich durch Rabener's „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind" (1740) hervorgerufen worden war. Gisekens hiehergehörige Gedichte sind in Gehalt und Form sehr verschieden. Während die älteren, z. B. „Gedanken von der göttlichen Regierung", sich im alten schwerfälligen Alexandriner fortschleppen und die Gedanken in unbeholfener Darstellung ersticken, ist er in den späteren („Empfindungen eines Bußfertigen" in reimlosen Jamben, „Versuch vom Gebete" in Hexametern) lebendiger und reicher an kernhaften oder poetischen Anschauungen und Ausdrücken. In dem schwermüthigen Sinne Youngs schrieb Cronegk, der sich durch seine dramatischen Arbeiten nicht unbedeutenden Ruf erwarb, zwei verschiedene Gedichte unter dem Titel „Einsamkeiten", das erste von 6 Gesängen in gereimten Alexandrinern, das andere von 2 Gesängen in Hexametern, jenes gedehnt und matt, dieses lebendiger und reicher an einzelnen Schönheiten, beide im Ganzen ohne höheren Werth. Doch war er keineswegs ohne Talent für diese Dichtungsart, und in einigen andern Lehrgedichten („Gewohnheit und Natur", „das Glück der Thoren") leistet er, was man bei dieser Gattung und zu jener Zeit billiger Weise erwarten kann; sie sind verständig angelegt und enthalten manche gute Gedanken in einer einfachen, zuweilen lebendigen Sprache.

An die Dichter der Sächsischen Schule schließen sich noch einige andere an, welche das Lehrgedicht in dem Sinne derselben bearbeiteten. Lichtwer, der später als Fabeldichter zu nennen ist, schrieb

ein „Recht der Vernunft“, welches sich von einer prosaischen Bearbeitung des Gegenstandes nur durch den Reim unterscheidet, und sich beinahe nur in Abstraktionen bewegt; und da es zwar viele gute und wahre, aber wenig neue Gedanken enthält, so ist es begreiflich, daß es gänzlich vergessen wurde, so sehr sich auch Herder desselben annahm. Creuz, den wir schon als lyrischen Dichter haben kennen lernen, ist vorzüglich durch sein größeres Lehrgedicht „die Gräber“ berühmt geworden, allein seine lyrischen Dichtungen sind diesem, wie seinen andern didaktischen Poesien („Versuch vom Menschen“, „Lukrezische Gedanken“) weit vorzuziehen; denn allen diesen fehlt es, abgesehen von der schwerfälligen Darstellung, an Plan und Ordnung; der Dichter bewegt sich in einem engen Kreis von Gedanken oder vielmehr Empfindungen, welche zudem durch den schwermüthigen, den Nachtgedanken Youngs abgelauschten Ton von einer oft ermüdenden Einförmigkeit sind. Johann Philipp Lorenz Withof (geb. zu Duisburg am 1. Juni 1725, gest. ebendaselbst als Prof. der Beredtsamkeit und der griechischen Sprache und Leibarzt des Grafen Bentheim am 3. Juli 1789), ein Mann von seltenen Kenntnissen und großem Scharfsinn, erwarb sich als didaktischer Dichter einen bedeutenden Ruf. Er schrieb mehrere Lehrgedichte, „Entschlüsse“, „die moralischen Ketzer“, „Sinnliche Ergötzungen“ (beide in der Absicht zusammenfallend, die wahre Glückseligkeit zu schildern), „Sokrates, oder von der Schönheit“ u. a. m. Unter allen didaktischen Dichtern der Zeit hat Keiner mit solchem Glück dem Vorgange Hallers nachgestrebt, als Withof, und seine Gedichte sind nicht bloß gedankenreich, sie sind auch in einer kernhaften und gedrängten, oft kühnen, aber auch öfters harten Sprache geschrieben.

Von den Halle'schen Dichtern haben Gleim und vorzüglich Uz das Lehrgedicht mit Glück bearbeitet; wir werden auf dieselben zurückkommen.

Endlich sind noch einige Dichter zu nennen, welche sich nicht bestimmt an irgend einen Verein angeschlossen haben. Unter diesen erwarb sich Johann Jakob Dusch (geb. den 12. Febr. 1725 in Celle, gest. den 18. Dec. 1787 in Altona als Rector des Gymnasiums) durch seine Lehrgedichte großen, wenn auch nicht ganz verdienten Beifall; doch würde er bei seinem unverkennbaren Talent gewiß Bedeutendes geleistet haben, wenn er nicht so außerordentlich viel geschrieben hätte. Er nahm einen freieren Standpunkt ein, als die Meisten seiner Zeitgenossen, da er sich weder an Gottsched, noch an die Schweizer anschloß, sondern mit Selbstständigkeit und meist auch mit Geschmack das Bessere wählte, wo er es fand. Dazu kam, daß er die Engländer unablässig studirte und sie nicht ohne Erfolg nachahmte. Unter seinen zahlreichen prosaischen und poetischen Schriften sind seine Lehrgedichte ohne Zweifel das Beste, indem er mehr als irgend ein Anderer versteht, wie Lessing von ihm sagt, „tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben“. Allerdings hatte ihn Lessing früher in den Literaturbriefen mit zermalmender Strenge behandelt, allein er hatte nicht sowohl sein Talent verneint, als seine Irrthümer in Auffassung und Behandlung seiner Stoffe aufgedeckt und seine übergroße Eile in seinen dichterischen Arbeiten getadelt. Bei alle dem gehören seine Lehrgedichte: „die Wissenschaften“, die drei in sich abgeschlossenen und doch zusammenhängenden Gedichte „über die Vernunft“ und andre kleinere unter die besseren Erzeugnisse der Gattung, und namentlich hat das erstere viele gelungene Stellen, unter denen mehre glückliche Episoden auszuzeichnen sind.

Lessing hätte, wenn er gewollt, wie in allen übrigen Gattungen, so auch in dem Lehrgedichte Meisterwerke schaffen können; davon geben nicht allein die Fragmente solcher Dichtungen, die er hinterlassen, z. B. „die Religion, erster Gesang“, es gibt namentlich seine Abhandlung „Pope ein Metaphysiker“ ein unbestreitbares Zeugniß, worin er das Wesen des Lehrgedichts und die Aufgabe des Dichters eben so klar als scharf beleuchtet. Allein die Lehrgedichte, die er begonnen, mußten Fragmente bleiben, weil er später zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Belehrung als solche nicht Zweck der Poesie sein könne.

Einen größeren Versuch im Lehrgedichte machte Wieland schon in seinem 17. Jahre („die Natur der Dinge“, oder die beste Welt, Halle 1757). So günstig aber dasselbe auch aufgenommen wurde, so nahm doch der Dichter später keinen Anstand, es selbst für ganz verfehlt zu erklären, da es der Einheit ermangle und zum Theil „eine unverständliche und einschläfernde Metaphysik“ in gezwungene Verse bringe. In gereifteren Jahren schrieb er zwar Gedichte mit vorwiegend didaktischer Absicht („Musarion“), allein er gab ihnen eine epische Einkleidung, wie es von seinem gebildeten Geschmacke und seiner epischen Natur nicht anders zu erwarten war.

Nächst dem Lehrgedichte fand die Epistel zahlreiche und zum Theil auch glückliche Bearbeiter, und zwar zunächst wiederum bei den Dichtern der Sächsischen Schule, unter welchen Ebert vorzüglich durch seine poetischen Briefe berühmt wurde. Auch J. E. Schlegel versuchte sich nicht ohne Glück in dieser Gattung, und manche seiner Episteln sind durch Inhalt und lebendige Entwickelung gleich bemerkenswerth, so die „An Gottsched“ über die deutsche Poesie, „An Kästner, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sei“ und „An Hagedorn“, in welcher er die heitere Lebensansicht des liebenswürdigen Dichters glücklich entwickelt, was auch Giseke in seinem „Schreiben an Hagedorn, über den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben“ nicht ohne Glück versucht hat. Von den preußischen Dichtern und ihren Freunden sind als Dichter von Episteln Gleim und wiederum vor Allen Uz zu erwähnen, dann noch Gleims jüngere Freunde Michaelis und J. G. Jacobi. Des letztern „poetische Briefe“ (1708) stammen meist aus seiner sentimentalen oder spielenden Periode und haben daher wenig Gehalt. Gedankenreicher sind die „Moralischen Briefe“ von Joh. Christ. Cuno (1708—1783), verrathen aber wenig poetisches Talent, wie der Verfasser mehr durch seine abenteuerlichen Schicksale als durch seine poetischen Leistungen Interesse darbietet *). Endlich haben wir noch

*) Er war der Sohn eines Handwerkers in Berlin, erhielt eine treffliche Erziehung, mußte Soldat werden, erhielt jedoch die Erlaubniß zu studiren, worauf er wieder als gemeiner Soldat eintreten mußte. Später wurde er nach Ungarn und Italien auf Werbung geschickt, sah sich aber durch seltsame Verkettungen von mancherlei Umständen gezwungen, seinen Posten zu verlassen; er flüchtete nach Holland, wo er eine reiche Kauf-

Wieland zu nennen, dessen „Moralische Briefe" (Heilbronn 1752) zu seinen schwächsten Jugendversuchen gehören; noch war sein Geist zu wenig reif, sein Geschmack zu wenig geläutert und seine Weltkenntniß zu beschränkt, als daß er den Stoff hätte bewältigen können. Auch die Form (sie sind in Alexandrinern geschrieben) ist noch schwach und unbeholfen. Schon höher stehen die „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" (Zür. 1753), in Hexametern, die er während seines Aufenthalts in Bodmers Hause schrieb, da ihm durch Plato's Schriften, die er damals studirte, eine Fülle von Gedanken zuströmten, welche er mit Gewandtheit verarbeitete.

Viele von den bisher erwähnten Lehrgedichten und Episteln, namentlich diejenigen, welche literarische und ästhetische Fragen behandeln, könnten nach ihrer Haltung und Absicht füglich zur Satyre gerechnet werden, einer Gattung, die überhaupt im vorliegenden Zeitraume, namentlich in dessen ersten Hälfte ziemlich häufig bearbeitet wurde. Die ersten Satyrendichter der Zeit und Bedeutsamkeit nach sind wiederum Haller und Hagedorn, deren verschiedener, ja ganz entgegengesetzter Charakter sich, wie in ihren lyrischen und belehrenden Gedichten, so auch in ihren Satyren zeichnet. Der ernste Haller zürnt und geißelt, der heitere Hagedorn lacht und verspottet; jener ist von gerechtem Unwillen gegen die Laster und die lasterhaften Sitten erfüllt, gegen die er seine tödtenden Pfeile schleudert, diesen ergötzen die Thorheiten der Menschen, die er mit feinem Witz ins Lächerliche zieht, oder mit einer heiteren, selten bitteren Ironie straft. Hallers bedeutendste Satyre „die verdorbenen Sitten" ist voll der treffendsten Züge; so ist die Reihe von schlechten Regenten, die er darin schildert, ein Meisterstück satyrischer Darstellung, voll Hoheit und Würde, großartig in Gesinnung und Ausdruck. Hagedorns vorzüglichste Satyre „der Gelehrte" ist eine der feinsten und glücklichsten Ironien, voll der treffendsten und stärksten Züge, ohne daß der Dichter jemals in Uebertreibung oder Karrikatur verfiele. Unter den andern Dichtern, welche Satyren gedichtet haben, nimmt Cronegk durch sein „Glück der Thoren" einen ehrenvollen Platz ein; die Charaktere und Stände, die er in rascher und lebendiger Darstellung vorführt, sind oft recht glücklich geschildert, was auch von dem Gedicht „Gewohnheit und Natur" zu rühmen ist. In beiden Satyren macht der Dichter auch recht glücklichen Gebrauch von der Ironie, die er in ihren mannigfaltigsten Abstufungen beherrscht, so wie er auch den Alexandriner mit einer größeren Gewandtheit und Leichtigkeit behandelt, als die meisten seiner Zeitgenossen. Die größten Satyriker des Zeitraums haben jedoch in Prosa geschrieben, so Liscow und (mit Ausnahme einer einzigen Satyre) Rabener, sowie Lessing, dessen Schriften, die hiehergezogen werden könnten (z. B. „Anti-Göze"), doch eher zur rein didaktischen Prosa gehören.

Wie im vorigen Zeitraum, so wurde auch in dem vorliegenden das Epigramm mit großer Vorliebe behandelt: wir treffen kaum einen namhaften Dichter, der sich nicht darin versucht hätte, und so schrieben auch die untergeordneteren manches Epigramm, weil es allerdings keine besonders schwierige Sache ist, irgend einen guten, eignen oder fremden Gedanken, oder einen witzigen Einfall in Verse zu bringen. Wenn aber eine besondere Geschichte des Epigramms alle diese mehr oder weniger glücklichen Versuche beachten muß, namentlich wenn sie auch auf die besondern Formen oder Arten der Gattung, oder auf die verschiedenen Seiten des behandelten Stoffs Rücksicht nimmt, so kann die Geschichte der gesammten Literatur dagegen nur diejenigen Dichter ins Auge fassen, welche eine größere Menge von Epigrammen verfaßten und dadurch schon an den Tag legten, daß die besondere Eigenthümlichkeit ihres Talents sich zu dieser Dichtungsform neigte. Höchstens dürfen neben diesen nur noch solche berücksichtigt werden, welche zwar nur wenige Epigramme dichteten, aber auch in diesen wenigen ein entschiedenes Talent dafür bewiesen. So kann Haller hier nicht genannt werden, der offenbar keinen rechten Sinn für das Epigramm hatte, während Hagedorn sowohl in der Wahl seiner Stoffe, als in der Darstellung meistens sehr glücklich ist und bald durch einen interessanten Gedanken, bald durch Scharfsinn und Witz, bald durch naive Wendungen oder glückliche Ironie gefällt. Sehr glücklich ist er namentlich in der Zeichnung einzelner Charaktere, z. B. mehrerer deutscher und ausländischer Dichter. Von den Gottschedianern sind außer der Frau Gottsched, welche ein beißendes Epigramm auf Rost verfaßte, Triller und insbesondere Christian August Clodius (1738—1784) zu nennen. Von den Dichtern der Sächsischen Schule versuchten sich mehrere, so auch Gellert, J. A. Ebert und Cronegk im Epigramme, der letztere namentlich in meist satyrischen Grabschriften; doch verdient nur Kästner nähere Erwägung. Der Hamburger Dreyer (1716—1769), den wir als Fortsetzer der „Bremer Beiträge" kennen gelernt haben (S. 465), war nicht ohne Talent für das witzige und satyrische Epigramm, welches freilich oft derb und anstößig wurde. — Auch unter den Preußischen Dichtern und ihren Freunden haben mehrere das Epigramm bearbeitet; so Gleim, auf welchen wir unten zurückkommen, und E. v. Kleist. Unter den Epigrammen des letztern zeichnen sich viele durch glückliche Gedanken, andere durch feine Wendungen aus; manche sind den Alten nachgeahmt, mehrere von seiner eigener Erfindung sind so glücklich im Sinne der griechischen und römischen Epigramme gehalten, daß man sie leicht für Uebersetzungen halten möchte. Ramler übersetzte den Römer Martial nicht ohne Geschick; doch war Götz in der Uebersetzung griechischer Epigramme glücklicher; seine eigenen sind meist den Madrigalen mit epigrammatischer Wendung beizuzählen, was auch größtentheils von denen J. G. Jacobis gilt. Die Versuche der Karschin in dieser Gattung, die ihrem vorwiegend lyrischen Talente auch nicht angemessen war, sind mit wenigen Ausnahmen schwach. Dagegen hatte Friedr. Ewald, der abenteuerliche Freund Kleists, großes Talent für das witzige Epigramm, besonders gelingen ihm solche, die mit einer raschen Wendung schließen. In dieser Reihe sind endlich noch Kl. Eberh. K. Schmidt, Michaelis und Pfeffel zu erwähnen, von denen die beiden letzten reich an glücklichen Einfällen sind;

---

mannswittwe heirathete, für deren Sohn aus erster Ehe er seine „Moral. Briefe" schrieb. Bald den Geschäften, bald den Wissenschaften lebend, zwangen ihn bedeutende Verluste nach dem Tode seiner Frau Dienste bei der Holländischen Handlungs-Compagnie in Ostindien zu nehmen. Zuletzt lebte er in Weingarten bei Durlach.

bei Pfeffel wird das Epigramm ihm selbst unbewußt oft zur Fabel.

Von den übrigen Epigrammendichtern der Zeit erwähnen wir noch folgende: Der Arzt Balthas. Ludw. Tralles aus Breslau (1708—1797) schrieb Epigramme, die sich durch gute und sinnreiche Gedanken, so wie durch glückliche Darstellung auszeichnen; so auch Weisse, J. Chr. Krüger, die Dichterin Johanna Charlotte Unzer und der Würtemberger Joh. L. Huber (1723—1800). Eberh. Friedr. v. Gemmingen dichtete eine Anzahl gedankenreicher Sprüche. Joh. Fr. Löwen, Daniel Schiebeler und Jac. Friedr. Schmidt (Diakonus in Gotha, 1730—1796) behandelten vorzugsweise das witzige Epigramm; vom letztern besitzen wir auch einige im Geiste der Griechen, die sinnreich und auch formell wohl gerathen sind. Von großer Fruchtbarkeit war endlich Kretschmann, dessen Epigramme sich weniger durch Witz oder feine Wendungen, als durch starke und oft bittere Züge bemerkbar machen. Klopstock, der in einem Epigramme die Gattung recht gut, wenn auch nicht scharf und erschöpfend charakterisirt *), war besonders in der letzten, von ihm geschilderten Art oft glücklich; dagegen hat Lessing, der in der trefflichen Abhandlung über das Epigramm diese kleinen Gemälde und den Sinnspruch nicht zur Gattung rechnen wollte, beinahe ausschließlich witzige Epigramme geschrieben, in denen neben sinnreichen Wendungen und geistreichen Gedanken auch hie und da sehr gewöhnliche Witze unterlaufen, wobei wir die Bemerkung nicht unterlassen dürfen, daß er seine Sinngedichte meistens schon vor 1752 dichtete.

Wir gehen nun zur näheren Betrachtung derjenigen Dichter über, welche in den verschiedenen Zweigen der didaktischen Poesie besondere Auszeichnung verdienen.

Abraham Gotthelf Kästner.

Abraham Gotthelf Kästner, geb. den 27. Sept. 1719 in Leipzig, erhielt von seinem Vater, welcher Professor der Rechte an der Universität war, eine so sorgfältige Erziehung, daß er bei seinen trefflichen Anlagen und einer frühzeitigen Reife des Geistes schon im 10. Jahre den juristischen Vorlesungen seines Vaters mit Nutzen beiwohnen und im 12ten als Student immatrikulirt werden konnte. Neben den Rechten studirte er mit Vorliebe Philosophie und Mathematik; auch besuchte er die Vorlesungen Gottscheds über Dichtkunst und Beredtsamkeit, und nahm bald darauf Antheil an den von Schwabe herausgegebenen Belustigungen. In seinem 14. Jahr wurde er Notar, im 17. Magister und im 20. (1739) begann er Vorlesungen über Mathematik und verschiedene Theile der Philosophie zu halten, durch welche er sich bald solchen Beifall erwarb, daß er schon im J. 1746 zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt und im J. 1756 als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen berufen wurde, wo er 44 Jahre lang erfolgreich wirkte, obgleich sein Hang

*) Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze,
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch (die Griechen liebtens so)
Ein klein Gemähld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.



zum Spott, dem er sich rücksichtslos hingab, ihn oft mit Vorgesetzten und Collegen in unangenehme Verwickelungen brachte. Er starb im 81. Jahre seines Alters, am 20. Juni 1800.

Kästner, der als Gelehrter eine bedeutende Stellung einnimmt, war keineswegs ein Dichter im strengen Sinne des Worts; er war von der Zeit und der damaligen Bewegung ergriffen worden. Gottsched hatte, wie in so vielen Andern, so auch in ihm, die Liebe zur vaterländischen Poesie geweckt, ihm zugleich aber auch die Meinung beigebracht, daß man die Poesie eben so gut erlernen könne, wie irgend eine Wissenschaft. Zwar schritt er in seinen ästhetischen Ansichten mit der jüngern Generation vorwärts, doch ohne sich jemals weit über den Gottschedischen Standpunkt zu erheben, und insbesondre war die von den Schweizern und Klopstock eingeschlagene Richtung, so wie die anakreontische Sentimentalität seinem durchaus auf das Praktische gerichteten Sinn zuwider (1—5). Auch erhoben sich seine schon oben (S. 547) erwähnten Lehrgedichte, seine Lieder und Oden, so wie seine Fabeln nicht über den Gottschedischen Standpunkt, und selbst seine Epigramme, welche seinen Ruf als Dichter begründeten, sind keineswegs das Ergebniß dichterischer Schöpfungskraft, sie sind vielmehr die Frucht jener schon erwähnten Neigung zum Spott und zur Satyre, sie sind Ergüsse seines stets bereiten Witzes, mit welchem die Phantasie in geradem Widerspruche steht. Daher sind sie auch zum größten Theil durchaus persönlicher Natur und erheben sich selten oder niemals über die enge Schranke des Individuums, welches den Einfall hervorrief, er mag literarische Zustände (1—6), oder wissenschaftliche Verhältnisse

(7—9) berühren, oder besondere Erscheinungen seiner Zeit (10. 11) darstellen, oder die einzelnen Stände und Geschlechter (12—14) besprechen, oder selbst seine Vaterlandsliebe äußern (11. 15). Daher ist er auch immer bitter, beißend, giftig. Seine Epigramme verwunden und schmerzen, so daß sie keine freiere Anschauung hervorrufen oder gar Wohlgefallen erregen, was doch jedes, und auch das kleinste Kunstwerk thun sollte. Man wird daher bei ihm nur selten feine Wendungen, jenes geistreiche Spiel des Witzes finden, welches wir bei den witzigen Epigrammen der Griechen bewundern; dazu fehlt ihm die feinere Bildung des Geistes und Selbstbeherrschung. Denn seine Epigramme sind Einfälle des Augenblickes, und er wirft sie hin, wie sie ihm der Augenblick eingibt; er hat den Fehler aller witzigen Menschen, er kann einen Witz schlechterdings nicht unterdrücken. Man kann ihm allerdings reichen und lebendigen Witz nicht absprechen, er ist fruchtbar an sinnreichen Einfällen, er besitzt eine seltene Gabe, das Lächerliche überall zu erkennen, wo es sich ihm darbietet; allein er versteht es nicht, diesen reichen Stoff dichterisch zu gestalten.

1. Die poetische Krönung.

„Dir, Gott der Dichter, muß ichs klagen,
Sprach Hermann, „Schönaich darf es wagen,
Und sing ein schläfrig Lied von mir!"
„Sey ruhig," hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

2. Ueber eine Stelle in Hübners poetischem Handbuch.

„Und reimte man nun auch nicht mehr!
Was würde man sich denn ersparen?
Denn wo wir jetzt zufrieden Reime sehn,
Da müßten doch alsdann Gedanken stehn!"
So meinte Hübner einst, und Denken fand er schwer.
Der gute Mann! lebt' er in unsern Jahren,
Er würde tausend Dichter sehn,
Die Reim und Denken sich ersparen.

3. Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben.

Seht die epischen Zeilen, frei vom Masse der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchische Verse,
Leer, wie Meissnische Reime! Seht, der glyckliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

4. Nach dem Englischen.

So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen
Seh' ich für Verse nicht an: mir ist es rasende Prosa.

5. In Zieglers Asiatische Banise.

Mit kühnen treuen, frommen Rittern
Verdarb sich der Geschmack von unsern guten Müttern;
Mit feinem Witz, empfindungsvollen Scherzen
Verdirbt man unsrer Töchter Herzen.

6. Tragische Todesarten.

Eh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkor,
Starb schon das Drama selbst den sanftern Tod: Erfror.

7. Die Unwiderleglichen.

Von jedem, der euch widerspricht,
Sagt ihr verachtungsvoll: „Der Mann versteht uns nicht!"
Könnt ihr nun nicht verständlich schreiben,
So müßt ihr ungelesen bleiben.

8. Von einem Philosophen.

Stets wird Abstract die beste Welt verklagen,
Und schweiget nie von Wolffens Tadel still:
Er muß ja, das man versteht, noch sagen,
Denn außerdem weiß niemand, was er will.

Widerruf.

Nein, selbst dein Feind wird dir gestehen müssen,
Man weiß, Abstract, vollkommen, was du willst,
Und daß du nur, was alle Kinder wissen,
In dunkle Pracht barbar'scher Wörter hüllst.

9. Pädagogie.

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann;
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm hinan:
Jetzt kauern hin zum lieben Kindlein
Die pädagogischen Männlein.

10. Charakter.

Das alte Rom ist ihm bekannt,
Die heut'gen Schönen muß er kennen:
Als Doctor ist er sehr galant,
Als Stutzer sehr gelehrt zu nennen.

11. Von Herrn M(oses) M(endelssohn).

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt' in seinem Lande,
Und diesen kannt' er nicht,

12. Geadelt.

Von Leibnitz und von Wolf hab' ich mir stets gedacht:
Hochwohlgebohren nicht, und nur Hochwohlgemacht.
Auch meynt ich über sie nicht bey der Benennung zu lachen,
Denn wirklich ist ja nichts aus manch Gebohrnen zu machen.

13. Auf jagende Studenten.

Klatscht, Bursche, klatscht, laßt schwere Peitschen schallen,
Laßt Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen!
Der Fremdling sieht es mit Erstaunen an,
Und denkt, daß jeder noch ein Schweinhirt werden kann.

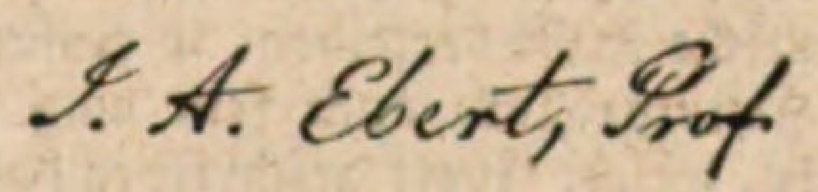
14. An einen Virtuosen.

Daß er durch mächtigen Gesang
Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang,
Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen;
Doch du thust mehr: du machst die Damen schweigen.

15. Was Hippokrene auf deutsch heißt.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein reich, stark und zierlich fand
(Das Deutsche hat er stets durch schalen Spott entehrt,
Weil ihn für dieß Verdienst ein deutscher Hof ernährt),
Den bat ich: „Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene!"
„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
Der Gallier behält die griech'schen Töne." —
„Nun wohl, Monsieur, wir können Roßbach sagen!"

Johann Arnold Ebert.



Johann Arnold Ebert, geb. den 8. Februar 1723 zu Hamburg, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt. Seine trefflichen Anlagen erweckten nicht bloß die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, sondern auch die des Dichters Hagedorn, der großen und wohlthätigen Einfluß auf seine Entwickelung hatte und in ihm namentlich die Liebe zur englischen Literatur nährte, um deren Verbreitung in Deutschland er sich später durch verschiedene Uebersetzungen verdient machte (Youngs „Nachtgedanken", Glovers „Leonidas" u. s. w.). In Leipzig, wohin er im J. 1743 gegangen war, trat er in freundschaftliche Verbindung mit den Herausgebern der „Bremer Beiträge", an welchen er ebenfalls Antheil nahm. Im J. 1748 wurde er durch Vermittelung Jerusalems als Hofmeister an der Pensionsanstalt des Collegium Carolinum in Braun-

schweig angestellt, und bald darauf zum Lehrer der englischen Sprache an demselben ernannt, wo er sich durch seinen belebenden Unterricht so großen Beifall erwarb, daß er im J. 1753 zum ordentlichen Professor und später zum Kanonikus und zum Hofrath befördert wurde. Ueberhaupt erfreute er sich der höchsten Gunst des Herzogs, den er in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Braunschweig im Englischen unterrichtet hatte, und seine Stellung war um so erfreulicher, als nach und nach seine Jugendfreunde Gärtner, Gisefe, Zachariä und Schmidt nach Braunschweig gezogen wurden, und Cramer, so wie J. A. Schlegel, jener einige Jahre lang, dieser bis an seinen Tod in der Nähe lebten. Auch mit Lessing, der unterdessen nach Wolfenbüttel gekommen war, stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Als er am 19. März 1795 starb, waren ihm, mit Ausnahme Klopstocks, alle seine Jugendfreunde vorangegangen.

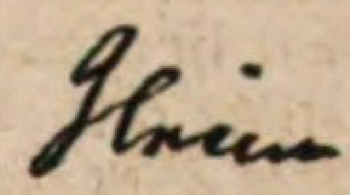
In Ebert spiegelt sich der Charakter der Sächsischen Schule so vollkommen ab, daß man diesen aus seinen Gedichten darstellen könnte, wenn man sonst keine andere Quelle mehr hätte. Er hat eben so wenig eigentlich schaffendes Talent, als die meisten seiner Freunde, seine Gedichte enthalten weder neue, überraschende Gedanken, noch zeichnen sie sich durch besondern Schwung der Sprache, durch Neuheit des Ausdrucks, hinreißende Lebendigkeit der Darstellung aus. Er schöpft weniger aus sich, als aus Andern, aber er versteht es, sich Alles so zurecht zu legen, daß es wie sein vollstes Eigenthum erscheint, und man ihn kaum an irgend einer Stelle mit Recht sklavischer Nachahmung zeihen könnte. Sein Hauptverdienst besteht jedoch in der unverbesserlichen Correctheit seiner Sprache, in der überlegten und verständigen Wahl des Ausdrucks; nie erlaubt er sich sprachwidrige Wortformen oder Satzfügungen, nie falsche Reime (wenigstens nicht nach der Ansicht seiner Zeit, wo man noch kein Bedenken trug, verwandte Vocale im Reime zu verbinden); seine Verse sind leicht und natürlich, die Sprache natürlich und wahr. Und so sind seine Episteln das Ergebniß des verständigen Fleißes und eines geläuterten, sichern Geschmacks und daher auch jetzt noch als Muster einer reinen, correcten Darstellung zu rühmen. Sie sind reich an guten und schönen Gedanken, und enthalten einzelne sehr glückliche Gemälde, welche das Ganze anmuthig beleben und ihm eine erfreuliche Fülle verleihen, so einfach der Plan und der Hauptgedanke auch sein mag. Von den 18 Episteln, welche Ebert geschrieben hat, sind acht dem 18. Mai, seinem Hochzeitstage, gewidmet und besingen das eheliche Glück mit tiefer, warmer Empfindung. Eine der besten ist die „An Herrn C. A. Schmid“, und es genügt, dieselbe etwas genauer zu betrachten, um ein anschauliches Bild von der Art und Weise zu geben, wie er die Epistel behandelte. Die Erinnerung an den Jugendfreund ruft den Gedanken an das zunehmende Alter in ihm hervor; doch hat dieser Gedanke nichts Schmerzliches für ihn, denn noch ist er für alle die Freuden empfänglich, die seine Jugend erheitert haben. Noch entzückt ihn die Natur, die Musik, die Poesie, wie früher. Allein den wahren Reiz erhalten alle diese Freuden erst durch die Freundschaft, welcher er das höchste Glück seines Lebens verdankt. Die Erinnerung an die verstorbenen Freunde seiner Jugend, an Hagedorn, Gisefe, Gellert, Rabener erfüllen ihn mit Wehmuth und rufen den Gedanken an das zunehmende Alter wieder in ihm hervor, aber zugleich auch das Gefühl, daß sein Herz für den lebenden Freund noch warm und jung schlage. So wollen wir, ruft er seinem Freunde am Schlusse zu, des Lebens leichtes, kurzes Leid gelassen ertragen, und mit Dankgefühl des Lebens mannigfache Freuden genießen, denn dies ist die Kunst, bei grauen Haaren und Runzeln doch noch immer jung zu sein.

Aus der Epistel: An den Herrn C. A. Schmid.

— Es befiehlt uns zwar die Pflicht,
Wann uns der Freude Sinn gebricht,
Der Freude gute Nacht zu geben:
Allein, o Freund, vergiß auch nicht,
So lange Du noch lebst, — zu leben.
Laß uns nicht, kargen Reichen gleich,
(Denn, glaube mir, noch sind wir reich;)
Nach Gütern schmachten, die uns fehlen,
Und was wir haben uns verhehlen.
Laß uns mit froher Dankbarkeit
Und edler Selbstzufriedenheit
Der Freuden Vorrath überzählen.
Ist nicht dies süße Tageslicht
Auch unsern Augen aufgegangen?
Sehn wir den schönen Frühling nicht
In seinem ganzen Schmucke prangen?
Wie meiner Kindheit Sonnenschein,
So hell und neu strahlt mir noch immer
Des heitern Lenzes goldner Schimmer
Ins Aug'; — und nicht in's Aug' allein;
Er strahlt mir bis in's Herz hinein.
Geschmelzt von seinem Hauche, fließet
Des Blutes Bach mit schnellerm Lauf.
Beseelt von seiner Wärme, schließet
Mein Geist sich mit den Blumen auf,
Und düftet Andacht, Dank und Wonne
Zu jeder milden Morgensonne,
Und Dem, der sie beflammt, hinauf.
Mit süßerm, innigerm Entzücken
Pflegt' ich vordem als Knabe kaum
Den ersten blätterreichen Baum,
Die ersten Veilchen zu erblicken,
Die frühsten Rosen abzupflücken.
Den ersten bunten Schmetterling
Seh' ich noch jetzt mit dem Vergnügen,
Selbst Blüthen gleich, auf Blüthen fliegen,
Womit ich einst ihn sah, — und fieng.
Denn sie und Mädchen noch zu fangen, —
(Ein Mädchen und ein Schmetterling
Sind ja beinah' dasselbe Ding,) —
Dazu ist mir der Muth vergangen;
Sie sind mir beide schon zu flink.
Und wenn ich dann die lauten Chöre
Der liederreichen Schöpfung höre,
Wie schwingt sich da mein Geist durch's Ohr
Zur aufgeschwungnen Lerch' empor!
Wie fließt aus deiner vollen Kehle
Der Liebe Liebling, Philomele,
Dein schmelzend honigsüßes Lied,
Wovon kein Seufzer mir entflieht,
In meine lustberauschte Seele!
Wie ämsig bin ich noch bemüht,
Dem Sitze, den sie sich ersieht,
Mit leisem Tritte nachzuschleichen!
Und wie besorgt, sie zu verscheuchen!
Mich führt noch jetzt der Zauberklang
Von tausendfachen Melodeyen,
Der labyrinthisch-wilde Gang
Von regellosen Phantaseyen
Durch einen sanften holden Zwang
In angenehme Schwärmereyen,
In die in seinem ersten Mayen
Der weiche Jüngling oft versank;
Und weckt dann in des Herzens Tiefen
Gefühle, die dort Jahre lang,
Mir selbst verborgen, ruhig schliefen.
So horch ich inniglich vergnügt
Auf die empfindungsvollen Töne
Der zärtlich lockenden Sirene,
Bis sie dem Busch und mir entfliegt.
O stets mir werthe sel'ge Scene,
Wo die Natur, uneingeschränkt,
Uns ihren ganzen Reichthum schenkt,

Und jeden Sinn mit Wollust tränkt;
Du gleichst noch der an Pracht und Schöne,
Worin der ersten Menschen Paar
So froh, gesund, und glücklich war.
Und der Instinkt, der ihre Söhne
Zu dir unwiderstehlich treibt,
Und immer gleich elastisch bleibt,
Ist einer von den edlen Trieben,
Die, uns von ihnen angeerbt,
Auch nach dem Fall noch unverderbt,
Zu unserm Trost uns übrig blieben.
Und wird der Mensch seit jenem Fall
Mit blödern Augen, stumpfern Ohren,
Und gröberem Gefühl gebohren?
Hat wohl der Ton der Nachtigall
An Reitz, die Sonn' an Glanz verlohren?
Wie? oder traf etwan der Fluch
Der Rose lieblichen Geruch?
Verbittert' er die süße Kirsche?
Vergiftet' er die kühle Pfirsche?
Konnt' einst die Tulpe bunter blühn?
Aurorens Wange schöner glühn?
Ein reinrer Bach auf glattern Kieseln
Durch schattenreichre Büsche rieseln?
Wär' unsre Laube minder grün,
Als Adams hochzeitliche Laube?
Fand Noah seiner Reben Blut,
Selbst nach der großen Wasserfluth,
Viel wäßriger? — Und ich, ich glaube,
Ich fühle, diese feur'ge Traube,
Die meinen Gaum labt, meinen Muth
Begeistert, sei doch wohl so gut.
Von allem, was erschaffen worden,
Muß, dünket mich, der West allein
Am meisten ausgeartet sein;
Es scheint, als blies er jetzt aus Norden.
Den Zephyr, den ohn' Unterlaß
Die Dichter aller Zeit erhoben; —
(Jedoch vielleicht galt alles das
Dem Zephyr nur auf dem Parnaß;) —
Den unsern könnten sie nicht loben:
Kein Eurus und kein Boreas
Pflegt heftiger, als er, zu toben.
Die Liebe, die sie zwischen ihm
Und Göttin Flora einst gestiftet,
Wird oft durch seinen Ungestüm
Und Eigensinn gar sehr vergiftet.
Anstatt sie, wie er sonst gethan,
Mit seinem Flügel sanft zu fächeln,
Schnaubt er sie öfters brausend an,
Wie nur ein wahrer Ehemann
Sein zärtlich Weib mißhandeln kann.
Anstatt, wie sonst, sie anzulächeln,
Bewölket er sein Angesicht:
Und ihrer heitern Augen Licht
Verlischt in gleichen Finsternissen.
Anstatt inbrünstig sie zu küssen
Verwundet er sie oft ergrimmt;
Und ihre welke Wange schwimmt
In einer Fluth von Thränengüssen:
Zerstöret wird ihr weiches Haar;
Oft hat der grausame Barbar
In zügellosem Zorn sogar
Die allerliebste kleine Schaar
Von zarten Säuglingen zerrissen,
Die noch erst in demselben Jahr
Aus ihrer Lieb' entsprossen war.
Doch, wie in allen andern Ehen,
So pflegt's auch immer hier zu gehen.
Sein Aug' entwölkt aus seiner Nacht,
Verklärt allmählich sich, und lacht;
Er fühlt der alten Liebe Macht,
Und eilt mit sehnlicherm Verlangen
Sie wieder zärtlich zu umfangen;
Er streichelt wieder ihre Wangen,
Die nun von seiner Hand berührt,
Mit neu belebtem Reize prangen,
Selbst durch die Thränen nicht entziert,
Die noch an ihnen zitternd hangen.
Doch jede Spur, die von dem Zwist
In ihrem Antlitz übrig ist,
Die kleinste Zähr' und jede Wunde
Wird dann von seinem Honigmunde
In einer einz'gen sel'gen Stunde
Der Zärtlichkeit hinweggeküßt.
Dann sprießet aus dem neuen Bunde,
Oft schneller, schöner, als zuvor,
Ein reizendes Geschlecht empor.
Den neuen Bund zu feiern, schallen
Die Hymnen froher Nachtigallen;
Und süße Blumendüfte wallen
Von Zephyrs Schwingen mild herab,
Die Flora dem versöhnten Weste
Aus Dankbarkeit an diesem Feste
Von ihrem eignen Busen gab.
Trotz solchen Unvollkommenheiten
Und kleinen Widerwärtigkeiten,
Die jetzo deinen Lauf begleiten,
Erblick' ich stets noch, o Natur,
In deinem Hain, in deiner Flur,
Des ersten Paradieses Spur.
Ja, diese dienen mir zum Bilde,
Zum Pfande schönerer Gefilde,
Wo Blumen, die unsterblich blühn,
Die nun noch Engel uns erziehn,
Womit uns Engel einst bekränzen,
In noch viel höhern Farben glänzen;
Und wo der Auen frischres Grün
In den unwandelbaren Lenzen
Vom heißen Süd, vom rauhen Nord,
Vom falschen Weste nie verdorrt;
Wo Blitze nie die Luft durchschweifen,
Kein Donner brüllt, kein Sturm verheert;
Wo vom äther'schen Thau genährt,
Durch keinen gift'gen Biß versehrt,
Ambrosial'sche Früchte reifen.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.



Gleim versuchte sich in mehreren Gattungen der didaktischen Poesie, in keiner aber mit so großem Erfolg als im Lehrgedicht. Sein „Halladat, oder das rothe Buch" (1. u. 2. Th. Hamb. 1775, 3. Th. Halberst. 1781), erregte schon in der Handschrift die Aufmerksamkeit seines Freundes Lessing, dem er sie zur Durchsicht zugeschickt hatte, und der sogar zweifelhaft war, ob das Gedicht wirklich von Gleim herrühre, oder wenigstens in einzelnen Theilen orientalischen Ursprungs sei, eine Meinung, die ihm namentlich ein Abschnitt „Der Zweifler" (1) erweckt habe. Nun hatte Gleim allerdings nicht ein bestimmtes Vorbild, als er das Gedicht verfaßte; allein, was er selbst hierüber an Lessing schreibt, erklärt den orientalischen Geist, der im „Halladat" weht, genugsam. „Seit meiner Kindheit (berichtet er), hatt' ich den Gedanken, ein Buch wie die Bibel zu schreiben; dieser Gedanke kehrte bei manchem Anlaß mehrmalen zurück. Ich hörte den Hofrath Michaelis in Göttingen und den Consistorialrath Boysen in Quedlinburg vom göttlichen Mahomet sprechen, wie mein Lessing vom göttlichen Homer, Boysen aber sagte mir im vorigen Sommer von seiner Uebersetzung des Koran. Ich behauptete, Verse müßten in Verse gedolmetschet werden; nun gab ich ihm eine Probe um der Versart willen. Es wurden der Proben zwei, drei u. s. w. So entstand in wenigen Wochen, in wenigen Stunden, könnt' ich mit Wahrheit sagen, das rothe Buch; und hätt' ich dem Genius, der mich in mancher Morgenstunde zu drei Suren*) begeisterte, längere Besuche verstatten können, so würde, glaub' ich, noch mehr als ein Koran entstanden sein" (Brief an Lessing v. 8. Febr. 1774). Auch andere Freunde äußerten ihren Beifall über die Dichtung; Heinse,

*) So heißen die Abschnitte des Korans.

Herder, Wieland, Zimmermann u. A. stimmten in ihrem Lobe überein. Herder sagte in den „Briefen zur Beförderung der Humanität", er enthalte Blätter zum ächten Koran der Menschengüte, die der Dichter nicht bloß lehre (3), sondern auch ausübe; Wieland nannte es ein Buch für bessere Zeiten, und als der Graf Wilhelm von der Lippe den Abschnitt „Die Landschaft" (2) las, ward er für Verschönerung und reichere Kultur des Landes begeistert, ja er glaubte, es werde noch mancher öde Distrikt im Lande Lippe dem Verfasser des rothen Buchs mehr Fruchtbarkeit zu danken haben. Diese Wirkung des Gedichts läßt sich sowohl aus seiner Form, als seinem Inhalte erklären. Was erstere anbelangt, so bildete die schlichte und doch gehobene Darstellung einen auffallenden und wohlthätigen Gegensatz zu den glühenden Farben und dem oft gesuchten Schwung in den Nachahmungen der Psalmen von Cramer und selbst Klopstock, und es war ohne Zweifel gerade dieser schlichte Ton, welcher Lessings Wohlgefallen erregte, besonders da derselbe dem Inhalt vollkommen angemessen war. Der Dichter entwickelt, wenn man will, keine neuen Gedanken, ja es finden sich sogar manche einzelne Anklänge an bekannte Dichtungen der Zeit, z. B. an Klopstocks „Frühlingsfeier" und an ein schönes Gedicht von Herder („Verschiedener Umgang") in dem Abschnitt „Gott ist Schutz und Schild" (4); allein das Ganze bildet eine so schöne Sammlung der trefflichsten Lehren über die Pflichten der Menschen gegen sich und ihre Nächsten, und enthält so reine und tiefgefühlte Ansichten über die Gottheit und ihre ewige Liebe, es spricht sich mit einem Worte das ganze schöne Gemüth des Dichters darin so vollkommen aus, daß jeder, der ihn kannte, auch sein Gedicht lieben mußte.

An den „Halladat" schließt sich Gleims Bearbeitung der „Goldenen Sprüche des Pythagoras" (Halberst. 1786), mit einem Anhang von eigenen Sittensprüchen, in denen manche gute Lehre in einfacher, aber warmer und meist glücklicher Sprache gegeben wird. So hat er auch **Epigramme** im engeren Sinne aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt oder nachgeahmt, so wie eine Reihe Sinngedichte von eigener Erfindung verfaßt, von denen manche durch naiven Witz gefallen.

Der **Episteln** hat Gleim viele geschrieben; es gehören dieselben jedoch zu seinen schwächsten Arbeiten, sie sind durchweg tändelnd und, wie die seines Freundes Jacobi (S. 548), an den die seinigen meistens gerichtet waren, ohne allen wahren Gehalt. Eben so wenig Werth endlich haben seine **Satyren**, zu welcher Gattung der gemüthliche, liebevolle Mann kein Talent und in der That auch keine Neigung hatte.

1. Der Zweifler.

Du Trauriger am Felsenabsturz dort!
Du zweifelst, ob ein Gott vom Himmel sieht,
O! sieh' hinauf! sieh' seinen Wolkenzug!
Und seinen milden Regen, seinen Blitz,
Und höre seinen Donner! — Wenn sein Sturm,
Gehorsam seinem Willen, allen Duft
Und alle seine Wolken über dir
Hinweggetrieben hat, dann sieh' hinauf
Zu seinem hellen Himmel, und wenn dann
Dein Herz nicht fröhlich ist, wenn dirs nicht sagt:
„Von diesem Himmel sieht ein Gott herab;
„Ein guter, der uns alle liebt, ein Gott,
„Der diese seine Wolken regnen ließ —"
Dann, armer Blinder, steige, steige nur
Auf jene Spitze dieses Felsen, wo
Sein Adler nistet, und, o du, dem nicht
Ein guter Gott von seinem Himmel sieht,
Du, der du zweifelst, armer blinder Mann,
Und armes blindes Weib, und armer Sohn
Und arme Tochter, stürze, stürze dich
Von dieses Felsen Spitze nur herab,
Und werde wieder, was du warest, Staub,
Und warte, Staub, ob etwa noch einmal
Der Gott, der dort von seinem Himmel sieht,
Auf eine seiner Geisterstufen dich
Erheben will! Denn besser, besser ist
Ein träger, todter, Seelenloser Staub
Hier sein in seiner schönen Welt, als Geist,
Und zweiflen, ob ein Gott vom Himmel sieht!

2. Die Landschaft.

Ich steh' auf dem Gebirge Ridalis
Und seh' in lachende Gefilde; Gott!
Wie schön ist deine Welt! Hier aber ist
Ein Theil von ihr durch Menschenhände schön!
Hier hat der Pflug geschnitten, hier der Sech
Gegraben, dort das Rebenmesser viel
Der wilden Ranken weggenommen, hier
Sind Wiesen, dort sind Gärten! Wie so schön
Ist diese Landschaft! Ueber einem Wald
Auf Heerden Hügel, Bäche, weiterhin
Ein unabsehlich Waizenfeld, und dann
Ein Kranz von bläulichem Gebüsch, in dem
Das Auge willig sich verliert. Der Mensch
Hat diesen Theil verschönert; hat gepflügt,
Gegraben, hat die Bäche künstlich so
Geleitet, daß die Wiesen wässern, und
Dem Auge wohlgefallen! O, ihr thut,
Ihr Menschen, thut den Willen Gottes, wenn
Mit eures Geist's, und eurer Hände Kraft
Aus unfruchtbaren Gegenden durch euch
Gefilde werden, Geister Gottes sehn
Auf eure That, und freuen sich. Da Gott
Die Erde schuf, zum Herrn der Erde dich,
Du Mensch! da ließ er vieles Oedes, ließ
Viel rohen Stoff an seiner Erde, dich
Daran zu prüfen. Deines Geistes Kraft
Soll thätig sein, soll wirken, deinen Leib
Sollst du dem Geist dir unterwürfig, dir
Gehorsam machen; hat dein Geist erdacht,
Mit welchem Nutzen jene Felsenwand
Hinweggebrochen und ein leichtrer Weg
Zu guten Menschen, deinen Brüdern, dir
Eröffnet werde, dann so soll dein Leib
Mit seiner Kraft die Felsen spalten, soll
Den leichtern Weg erschaffen; soll den Weg,
Der nun mit leichterm Tritt von deinem Roß
Zu wandeln ist, mit Bäumen zieren, die
Dem Wege Schönheit und dem Wanderer
Den Schatten geben, den er sucht, er soll
Sich seiner Stärke freuen! Schöpfer sein
Des Guten oder auch des Schönen, das,
O Mensch, ist: Gott gefallen; ist: Verdienst
Um seine Welt, und deine Brüder! Du,
Der du mit deines Geistes, und vielleicht
Mit deines Leibes Kräften nichts gethan
In deinem Prüfungsleben hast, o du,
Tritt her zu mir auf diese Höh' und sieh'
In diese lachende Gefilde, sieh
Was deine Väter thaten! Diese Flur,
Die du so schön vor deinen Augen siehst,
War eine Gegend ohne Leben, war
Den Menschen todt. Von deinen Vätern ward
Sie aufgeweckt in dieses Leben! Geh,
Und brauche deine Seele, deinen Leib,
Wie deine Väter sie gebrauchten, und
Wozu sie dein und deiner Väter Gott,
Der erste Schöpfer sie geschaffen hat.

3. Die Tugend.

Die Ohren und Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend ist. Ein Feuerfunke fiel
Von seinem Himmel, als mein Auge starr,
Aufsah, den Gott der Tugend auszuspähn!
Und nun, was Tugend ist, das lehr' ich euch,
Euch, meine lieben Menschen! Tugend ist:
Dem Nackenden von zweien Linnen eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Brodten eins dem Hungrigen

Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, flöß' er noch so tief im Thal.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfsbedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen, seine Seele sehn,
Und seinen Kummer messen, und sich freun,
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen, und ihn nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen; Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wüteten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zum Menschenhaß
Hinüber gehen, immer, immer gut
Den Bösen sein, dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit,
Und seines Herzens Aenderung von Gott,
Von welchem er, der Arme! ach! so weit
Auf glattem Wege schon verirret war,
In einem brünstigen Gebet erflehn.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Wenn ihr in eure Herzen seht und forscht:
Ist Gutes wenig oder viel darin?
Und, wenn nur wenig, wenn ihr euren Geist
Zu Gott erhebt, so lange bis er euch
In eure Herzen lauter Gutes schenkt.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Wenn ihr die Herzen eurer Brüder gern
Von allem Bösen ab zu Gutem lenkt,
Und wenn sie noch bei vielem Bösen sind,
Sie doch nicht haßt, und unermüdet sie
Von allem Bösen ab zu Gutem lenkt.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter sein,
Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe dieses Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren, wenn, und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann! Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sei König oder Bettler, du gefällst
Den Geistern deines Gottes, die um dich
Und deinem Thun, wenn einsam du dich dünkst,
Unsichtbar schweben, du gefällst, gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott!
Ha! dem gefallen willst du nicht? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer sein? Sei es!
Die Geister Gottes wenden ihren Blick
Hinweg von dir, Gott nicht! Allein, o Weh!
Du wagst es künftig nicht, zu deinem Gott
Die Augen aufzuschlagen, denn du wirst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, dich schämen, wirst bereun,
Daß du dem Schöpfer alles Guten nicht
Gefallen wolltest! nicht mit diesem Geist
Und diesem Witz in deiner Seele, nicht
Mit diesen Kräften deines Leibes, die
Zur Thätigkeit und nicht zur Ruhe dir
Dein Schöpfer gab! Erwache, Schläfriger!
Aus deinem Schlaf, und spare diese Schaam
Und diese Reue deinem Wesen dort,
Wo alle Himmel deine Zeugen sind!
Und da dein Weg zu Ende geht, und ach!
Nun leider deines Geistes Federkraft
Für uns verdorben ist, so heilige
Mit guten Werken lieber, als mit Witz
Noch diesen Augenblick der Ewigkeit!

4. Gott ist Schutz und Schild.

Und alle Geister Gottes sangen „Gott!“
Und ihrer sieben sonderten sich ab,
Und schwebten näher, näher her zu mir,
Zu mir, dem Tropfen, der im Ocean
Der Welten schwimmt, und wollten sehn
Wohin geschwommen? „Geister Gottes, wo
Das Ufer? wo die reine Muschel, die
Den armen Tropfen fange, daß er Perl'
In ihr einst werde? Geister Gottes, weit
Umher geschwommen bin ich schon dahier,
Gewaltsam fortgerissen oft, und oft
In diesen Strudeln; habe mich heraus
Gewunden, habe Kraft gefühlt; bin dann
Ein Tropfe wiederum gewesen hoch
Auf einer Woge. Geister Gottes, nun
Schwimm' ich, und still, hier oben unterm Schein
Der milden Sonne, die mit ihrem Licht
Mein Finstres gern erleuchtet, und seh' euch
Mit diesen Geistes-Augen, fragend: Wo
Das Ufer? Oder ist im Ocean
Der Welten keins?“ Und allen Sieben (Gott,
Wie herrlich!) sahn bei dieser Frage sich
Mit heiterm Engelblick einander an,
Und ihre Miene sagte deutlich: „Gott
Ist Ocean und Ufer, Schutz und Schild.“

Johann Peter Uz.



Unter den Ideen des großen Leibnitz, welche bei seinen Zeitgenossen und dem nachfolgenden Geschlecht am fruchtbarsten wirkten, fand keine so allgemeinen Beifall als seine Rechtfertigung der Wege Gottes, welche er in seiner Theodizee mit philosophischem Scharfsinn ausgeführt hat. Sie fand auch bei den Dichtern mannigfachen Wiederhall, und es zeigt sich ihr Einfluß nicht bloß in den Gedichten, welche, wie Hallers „Ursprung des Uebels“, Zernitzens „Gedanken von dem Endzweck der Welt“, J. G. Sucros „Beste Welt“, geradezu die Absicht haben, Leibnitzens Ansicht dichterisch darzustellen; es findet sich dieser Einfluß auch bei manchen andern Dichtern, bei Gellert, Creuz, Withof u. s. w., die andere Gedanken zum Mittelpunkt ihrer Dichtungen machten. Unter allen, welche die Idee des großen Meisters dichterisch zu gestalten suchten, nimmt aber Johann Peter Uz ohne allen Vergleich den ersten Rang ein, und er stellt in seiner „Theodizee“ (1), welche überhaupt sein poetisches Meisterwerk ist, ein noch unübertroffenes Muster auf, wie der rein didaktische Stoff in das Gebiet der Phantasie, wie der Gedanke in das Reich der Empfindung gehoben werden könne. Es unterscheidet sich dieses Gedicht daher wesentlich von allen übrigen didaktischen Poesien, selbst von der andern des nämlichen Dichters, indem er nicht bloß, wie jene, die äußeren Mittel der Poesie benutzt, um über den unpoetischen Stoff den Schein dichterischen Lebens zu geben, sondern ihn wirklich mit wahrhaft poetischem Leben durchdringt.

Uz hätte wohl keinen bessern Stoff wählen können, als „die Kunst stets fröhlich zu sein“ (Lpz. 1760), um auch ein größeres Lehrgedicht in derselben Weise zu behandeln, wie seine „Theodizee“, allein er blieb in dieser Dichtung ganz in dem althergebrachten Gleise; er hat, wie sich Mendelssohn in den „Literaturbriefen“ darüber ausdrückt (8, 216), den Dichter nicht in die Thäler der Weltweisheit herunter zu locken gewußt. „Die Kunst, stets fröhlich zu sein“ behandelt ungefähr den nämlichen Gegenstand, wie Withofs „Moralische Ketzer“ (S. 548), nur sind beide Gedichte in der Ausführung darin unterschieden, daß Withof „alle Gebäude der menschlichen Weisheit niederzureißen sucht, um der Religion Platz zu machen, während Uz sich begnügt, zwischen beiden einen Vergleich zu treffen, um die Religion das Werk krönen zu lassen, das von der menschlichen Vernunft angelegt und aufgeführt worden.“

Seine „poetischen Briefe", deren er acht geschrieben hat, haben größeren Werth und einige derselben gewähren zudem literarisches Interesse, weil sie sich auf den Streit mit Wieland beziehen (S. 523). In der Epistel „An den Hofrath Christ", welche, wie mehrere andere in Prosa mit untermischten Versen geschrieben ist, erzählt der Dichter, wie er im Traume in den Tempel des Geschmacks gekommen, der mit Büsten der alten und einiger neueren Dichter ausgeschmückt sei. Von den deutschen hätten Opitz, Canitz, Brockes, Haller, Hagedorn, J. E. Schlegel, Gellert und Gleim einen Ehrenplatz in dem Tempel erhalten, und dies gibt dem Dichter Anlaß, über diejenigen zu spotten, die den Reim verachten, in Schilderungen kein Maß und Ziel kennen, und, um im englischen Geschmack zu schreiben, schwülstig werden, die nur nach seltnen Bildern und einer ungewöhnlichen Sprache haschen und die ewig schönen Muster der Alten nicht mehr achten*). Dieser Brief rief die oben erzählten Angriffe gegen Uz hervor, welcher ihnen in der Epistel „An Gleim" (2) mit Würde und Talent antwortete. „Ich habe," schrieb er seinem Freunde bei Uebersendung der Epistel, „darzuthun gesucht, daß es erlaubt sey, durch eine fröhliche Muse Wein und Liebe besingen zu lassen; anderntheils habe ich denen Herren, die sich so weit über uns erhaben zu seyn dünken, weil sie erbaulich seyn wollen, zu Gemüthe geführt, daß es nicht genug sey, zu lehren, sondern daß der Dichter reitzend lehren müsse. Ich habe am Ende noch einige Betrachtungen über die Schreibart in geistlichen Liedern angehängt, weil ich voraussehe, daß wir in kurzem mit eben so viel schlechten Gedichten dieser Art überschwemmt werden möchten, als es bey der anakreontischen Art geschehen." Uz hatte sich die formelle Bildung seiner Zeit als Dichter vollständig angeeignet, und sein Talent hatte sich ganz in dieselbe gefunden; ihm galten Wahrheit und Natürlichkeit, Anmuth und Correctheit als die ersten und nothwendigsten Erfordernisse der Kunst; es war daher sehr erklärlich, daß er sich von den Dichtern, welche gerade all dieses verschmähten, abgestoßen fühlen mußte, und wenn er auch die hohe Bedeutsamkeit Klopstocks keineswegs verkannte, so fühlte er doch, daß wenn es diesem gelänge, der deutschen Kunst die ausschließliche Richtung zu geben, in der er sich bewegte, dieselbe nothwendig in tödtende Einseitigkeit versinken müßte. Von diesem Standpunkte betrachtet, hatte Uz vollkommen Recht; er wollte die deutsche Poesie vor dieser Einseitigkeit retten und der Kunst das ganze große Gebiet der heiteren Darstellung bewahren, welches durch die Klopstockische Richtung bedroht war. Was er durch seine Briefe anbahnte, vollendete Wieland (S. 474), derselbe, der die heitere Seite seiner Dichtungen auf so leidenschaftliche und selbst unwürdige Weise angegriffen hatte.

*) „Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben?
Der nicht, wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben:
Der Deutsche will ein Britte seyn,
Und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein.
Der Aufwand ist gering: ein schwülstiges Geschwätze,
Das der Vernunft vergißt, wie aller Sprachgesetze,
Manch Schulwort, manch verwegner Schwung
Und schwärmende Begeisterung
Macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte:
Dem Kleide fehlt nur Eins, der Britte.
Was hilft ein fremder Schmuck, der, im Gebrauch befleckt,
Nur klappernde Gerippe deckt,
Die nach des Grabes Moder riechen?
Wie oft verbirgt in bunter Pracht
Des Ausdrucks unerhellte Nacht
Gedanken, die im Staube kriechen!
Die deutsche Dichtkunst weicht von weisrer Alten Spur:
Der gründliche Geschmack an Wahrheit und Natur,
Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verloren,
Weil alle Scham verloren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht."

1. Theodizee.

1. Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf: ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen!

2. Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

3. Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron vom stygischen Gesträuche
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht, und oft gefährlich gleitet!

4. Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

5. Der Sextus einer bessern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An einem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

6. Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht; er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beygesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, als Werkzeug ihrer Qualen.

7. Eh' ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgeführten Plan,
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn.
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

8. Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die große Weite schmücket,
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

9. Ich habe mich emporgeschwungen:
Wie groß wird mir die Welt! Die Erde flieht verschlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus.
Welch kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und, Menschen, welche kleine Heerde
Seyd ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!

10. Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

11. Seht, wie in ungemeßner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt:
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

12. Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint,

Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, auf's beste stets geschiehet.

13. Es leide mit gepries'nem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt,
Bis kühne Tyranney, vom Laster groß gesäugt,
Die spät verlaßne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

14. Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus:
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durchs Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß, und Licht und Wahrheit findet.

15. Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr bloß nach eurem Winkel kennet,
Verwägen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

16. Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen.
Denn alles Böse quillt bloß aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht seyn. Welch größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn, und ihren Freund bedauern.

17. Ihr, Weisen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr als hundert Sonnen schmücket,
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt, und stufenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

18. Vom Wurme, der voll größrer Mängel
Auf schwarzer Erde kriecht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden gleich verwandt.
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

19. Es rauschen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sclaven, welche das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht nicht erkennen,
Und gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

20. Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie werden ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

21. In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben.

22. Mein Schicksal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

2. An Herrn Canonicus Gleim.

Noch einen Traum soll dieser Brief erzählen,
Dir, liebster Gleim: ich sollt' ihn zwar verhehlen;
O hätt' ich nie den Traum bekannt gemacht,
Der wider mich die Dichter aufgewacht!
Ich war zu schnell, ein Wespennest zu stören;
Denn glaube, Freund, wenn Wespen Löwen wären,
So würde längst mein blutiges Gebein
In Staub zermalmt, wo nicht verschlungen sein.
Ich leb' und träumt' und sah die Pierinnen,
Den Phöbus auch. Ihm folgten die Göttinnen
Auf einen Berg, der schattig sich erhob:
Kalliope sang Friedrichs Heldenlob.
Sie sang entzückt, ihr kriegrisch Auge brannte:
Ein Jüngling kam, den Phöbus kaum erkannte.
Er gieng zum Gott mit wildem Ungestüm
Nicht mehr als Freund, und redete vor ihm:
„Wie lang verderbt mit liederlichen Scherzen
Dein Dichtervolk die Sitten und die Herzen?
Verruchter Schwarm von Sardanapals Art!
Auch der trank Wein, und salbte seinen Bart.
O Schande! soll von unerlaubten Dingen,
Von Lieb' und Wein, der Deutsche jauchzend singen?
Der schnöde Witz, der strafbar süße Ton
Gefällt im Gleim und im Anakreon?
Ist Hagedorn in aller Schönen Händen,
Und alter Staub soll Epopeen schänden,
Die lehrreich sind? O Tugend, fleuch bethränt
Von einem Volk, das ach! bey'm Noah gähnt!"
Er seufzte tief, und murmelte von Rache,
Von Sympathie und von der guten Sache.
Wer fröhlich scherzt, ward ein Insekt genannt:
Er nannt auch mich, und drohte mit der Hand.
Apollo schwieg, und wäre fortgegangen:
Doch Erato mit glühendrothen Wangen
Stund hitzig auf, und sah den bösen Mann
Mit stolzem Blick und voll Verachtung an.
„Welch schwacher Geist," hört' ich die Muse sagen,
„Will vom Parnaß die Grazien verjagen?
Ist niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finstrer Kopf, dem Schwermuth Tugend scheint?
Manch großer Mann von ungescholtnen Sitten
Hat unentehrt des Tejers Bahn beschritten,
Dem Griechen gleich zu singen sich bestrebt,
Ihm gleich gescherzt, und nicht gleich ihm gelebt.
Zwar Deutschland hat in ungeheurer Menge
Von Lieb und Wein erbärmliche Gesänge.
Der Kenner Spott verfolget sie mit Recht:
Allein sie sind nicht böse, sie sind schlecht.
Ist's unerlaubt, die Sinne zu vergnügen?
Die Freude soll nicht über Pflichten siegen:
Doch jeder Mensch, der sinnlich sich erfreut,
Ist nicht zugleich ein Sclav der Sinnlichkeit.
Der Weise darf ein Mädchen artig finden,
Die Schönheit sehn, die Schönheit auch empfinden,
Auf Blumen ruhn, und, wann er edlen Wein
Mit Freunden trinkt, auch trinkend fröhlich sein:
Ihn darf, ihn muß, was reizend ist, entzücken,
Und was er fühlt in Liedern auszudrücken,
Soll strafbar sein? Du schreist: er ist verdammt!
Doch dieser Mensch dient Gott in seinem Amt,
Lebt unbefleckt, auch wann er jauchzt und singet,
Auch wann sein Lied von Wollust sanft erklinget,
Und glaube mir, des Weisen Wollust sei
Mehr Tugend, Freund, als deine Schwärmerei.
Der leichte Scherz, das Tändeln muntrer Jugend,
Ein schalkhaft Bild, bei welchem keine Tugend
Erröthen darf, ein Satz, der nicht bestimmt,
Halb Wahrheit ist, und halb zur Lüge schwimmt,
Erbittern dich auf unschuldvolle Dichter:
Du schmählest, schimpfst, und wirst ein Splitterrichter.
Dein Eifer schließt von einem freien Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz:
Der Dichter singt in lydischweichen Tönen
Nicht allezeit, nicht stets von Scherz und Schönen,
Und wann er nun Theodiceen singt,
Sprich, ob sein Lied noch weich, noch lydisch klingt?
Die Mäßigung, die Wissenschaft zu leben,
Sich über Glück und Unglück zu erheben,
Sich immer gleich, durch Unschuld groß zu sein,
Besingt er auch, wie Chloen und den Wein?
Die Billigkeit ist rühmlich auch im Streite:
Sieh deinen Feind nicht bloß von Einer Seite,
Sieh, ob nicht selbst im grünen Myrthenwald
Ein lehrend Lied in seine Saiten schallt.
Der Jüngling geht in diesen Myrthensträuchen
Dem Dichter nach, der Freude nachzuschleichen:
Er sucht nur Lust, und höret überall
Der Weisheit Ruf, nicht bloß die Nachtigall.
So wandelt itzt, wann in dem lauen Lenzen
Arkadiens beblümte Fluren glänzen,
Ein junger Hirt mit seiner Schäferin
Und Arm in Arm durch Auen fröhlich hin.
Das muntre Paar scherzt, lacht und will nur küssen,
Wann plötzlich sich vor seinen leichten Füßen
Im schönsten Thal ein marmorn Grab erhebt,
Der Daphne Grab, die gestern noch gelebt.
Der Schäfer starrt, tiefsinnig steht die Schöne:
Ihr helles Aug' umwölket eine Thräne.
Sie seufzt gerührt: ist uns der Tod so nah?
Der Jugend selbst? und in Arkadia?
Du darfst vielleicht der schönsten Muse Lehren,
Die rauhen Ernst verschmähet, auch nicht hören?
Wenn ihre Stirn mit Rosen sich umkränzt,
Aus ihrem Blick ein schmeichelnd Lächeln glänzt,

So darf sie nicht vor Heiligen erscheinen?
Nur diese gilt bei dir und bei den Deinen,
Die finster sieht, und, kalt wie scythisch Eis,
Nur lehren will, nicht zu gefallen weiß?
Ihr suchet Lob, und lobet, die euch loben:
Auf andre wird die Geißel aufgehoben.
Man lies't euch nicht: ihr werdet bös' und klagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt.
Doch Gellert wird gelesen und verehret,
Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehret.
Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht:
Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.
Verbietet ihr, daß Deutschland, wenn ihr dichtet,
Euch mit Geschmack nach euern Regeln richtet,
Und ächten Witz und Schönheit der Natur,
Das Schöne stets und nicht das Wahre nur,
Doch Richtigkeit in Ausdruck und Gedanken,
Nicht kalten Schwulst, noch Träum' erhitzter Kranken
Bei Dichtern sucht, und über falsche Pracht
Und Rauhigkeit an seinen Lehrern lacht?
Der Stoff allein macht keine Meisterstücke:
Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke.
Wär jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär Hans Sachs der Deutschen größter Geist.
Ein Jupiter, auch ohne Blitz und Waffen
Voll Majestät, von Phidias geschaffen,
Verdienet wohl der Griechen Stolz zu sein,
Und nimmt ihr Herz mit heil'gem Schauer ein:
Doch zweifle nicht, daß, außer unter Wenden,
Ein Liebesgott von eines Mirons Händen
Den Kennern auch und mehr gefallen kann,
Als Jupiter von Meister Zimmermann."
Hier konnte sich der Jüngling nicht mehr halten:
Die stolze Stirn' umwölkten Grimm und Falten.
Er stund und schwur dem heidnischen Parnaß,
Den Musen selbst auf ewig seinen Haß:
Er gieng erzürnt, und sah ihm nach, und lachte
So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.
Was ich gehört, o Gleim, ergötzte mich:
Du denkst vielleicht, ein Thor vertheidigt sich.
Ein wahres Lob ist immer wahr geblieben:
Weil Kenner dich und deine Musen lieben,
Verachtest du der kleinen Richter Schmähn,
Die sich vor dir mit Midas Weisheit bläh'n.
Wie aber, Freund? so soll vergällten Herzen
Vergönnet sein, mich tückisch anzuschwärzen?
Verurtheilt mich ein schwärmerisch Gericht,
Weil ich gescherzt, als einen Bösewicht?
Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten:
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten,
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob.
Nur üb' ich mich noch schüchtern und im Stillen;
Hier braucht man mehr als einen guten Willen:
Hier muß nichts kalt, nichts niedrig, nichts gemein,
Muß alles groß und Gottes würdig sein.
Der Dichter soll des Volkes Herzen rühren,
Doch, weise selbst, nicht folgen, sondern führen,
Und fern vom Wahn, der unsern Gott entehrt,
Ihn nicht verehren, ihn nur fürchten lehrt,
Die Poesie bis zum Begriff erheben,
Den uns Vernunft und Offenbarung geben,
Der ohne Schmuck der Fabeln mehr vergnügt,
Als Phantasie, die schwindlicht sich verfliegt.
Sein heilig Lied entreiße sich dem Staube!
Doch müss' es wahr, und, wie der Christen Glaube,
Hoch ohne Schwulst, in edler Einfalt schön
Und rührend sein, und jedes Herz erhöhn!
Wie? dürfte sich in christlichen Gedichten
Die Muse nicht nach jenen Regeln richten,
Die Griechenland auf Romuls große Stadt
Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben:
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur.
Wie traurig ist's, daß Deutsche dich verlassen,
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft hassen!
Schmink' ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei:
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu.
Ich schwör' es dir bei Hagedorns Altären:
Er ist entrückt zu glänzend höhern Sphären,
Doch Deutschland brennt auf ewigem Altar
Ihm Weihrauch an, der Deutschlands Zierde war.
Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln,
Und sollte mich der größte Spott mißhandeln.
Ich schweige nun, und flieh' aus einem Streit,
Wo Thorheit schmäht, und falscher Eifer schreit.
„In Augen, die nur drohn, und stets von Eifer brennen,
Kann ich den milden Glanz der Tugend nicht erkennen."

Johann Benjamin Michaelis.

Johann Benjamin Michaelis, geb. am 31. Dec. 1746 zu Zittau, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und von 1765 an die Universität Leipzig, um sich der Medicin zu widmen. Da seine Eltern in Folge des Kriegs in die dürftigsten Umstände gerathen waren, so mußte er Anfangs ein sehr kümmerliches Leben führen, er konnte sogar eine Zeitlang wegen Mangels an Kleidern sein Zimmer nicht verlassen. Darunter mußte auch sein Studium leiden, welches er übrigens nur mit Abneigung betrieb, denn die Dichtkunst, in welcher er schon auf der Schule glückliche Versuche gemacht hatte, hatte seine ausschließliche Liebe gewonnen. Seine Dürftigkeit nöthigte ihn, aus seinem Talent Nutzen zu ziehen; er ließ „Fabeln, Lieder und Satyren" (Lpz. 1766.) drucken. Zwar erhielt er dafür nur zehn Thaler Honorar, allein sie verschafften ihm die Bekanntschaft Gellerts, Weisses und des Malers Oeser, welche sich seiner wohlwollend und thätig annahmen. Oeser empfahl ihm Gleimen, der ihm ein kleines Stipendium verschaffte, und überhaupt schien sein Schicksal eine freundlichere Wendung zu nehmen, allein in Folge seiner bisherigen Entbehrungen und seiner schwachen Leibesbeschaffenheit verfiel er im J. 1768 in eine gefährliche Nervenkrankheit, von der er sich nie ganz erholte. Da ihm die Medicin nun noch verhaßter geworden war, gab er das Studium derselben ganz auf, was ihn nöthigte, auch auf sein Stipendium zu verzichten. Er gerieth nun wieder in die traurigsten Umstände, da Gelegenheitsgedichte seinen einzigen Erwerb ausmachten. Doch nahmen sich Weisse, Garve und Engel seiner an und es gelang ihnen, ihm schon im J. 1769 eine sehr angenehme Stelle als Hofmeister bei einem reichen Kaufmann in Leipzig zu verschaffen, die er zur vollen Zufriedenheit versah. Im J. 1770 erhielt er den Ruf als Redacteur des Hamburgischen Correspondenten; die Stelle war einträglich und schien seinen Wünschen zu entsprechen, aber er besaß die dazu nöthige Gewandtheit und Pünktlichkeit nicht, so daß ihm bald der wichtigste Theil der Arbeit und auch ein großer Theil des Gehalts entzogen wurde. Zwar erhielt er durch Lessings Vermittlung die Stelle als Theaterdichter bei der Seylerschen Gesellschaft, doch gerieth diese bald darauf in so mißliche Umstände, daß er sie wieder verlassen mußte. Er ging nun 1771 nach Halberstadt zu seinem väterlichen Freunde Gleim, der ihn liebevoll aufnahm. So führte er im Umgange mit dem trefflichen Manne, mit Jacobi, Kl. Schmidt, Lichtwer u. a. ein sorgenloses und heiteres, der Dichtkunst gewidmetes Leben; allein er hatte diese Ruhe zu spät gefunden; es zeigten sich drohende Zeichen von Auszehrung, die schnell um sich griff und am 30. Sept. 1772 seinem Leben ein Ende machte. Er war nicht volle 26 J. alt geworden.

Michaelis verdiente den Beifall der edlen Männer, die sich seiner väterlich annahmen, und schon

der Umstand, daß die verschiedensten Charaktere, daß neben Weisse auch Gleim, neben Gellert auch Lessing, neben diesen Dichtern auch der Maler Oeser seinen jugendlichen Versuchen Beifall schenkten, beweist zur Genüge, daß er ein wahres Dichtertalent gehabt haben muß. Es kam dasselbe freilich nicht zur vollständigen Entwickelung, wovon seine lange Kränklichkeit, die ihm die vier letzten Jahre seines Lebens verbitterte, nicht weniger Schuld trug, als sein frühzeitiger Tod. Und doch ist zwischen seinen früheren und späteren Dichtungen ein nicht geringer Unterschied, so daß man wohl annehmen darf, er würde in glücklicheren Verhältnissen sein Talent noch weit kräftiger entwickelt haben. Daß er eine wahrhaft poetische Natur hatte, zeigt sich schon an den Gelegenheitsgedichten, die ihm die Noth auspreßte, denn auch da wollte er sein Recht als Dichter bewahren, und behandelte die Veranlassung oder den gegebenen Stoff mit solcher Freiheit, daß er sich oft von den Bestellern Vorwürfe zuzog. In seinen Dichtungen herrscht Leben, Phantasie und eine in jener Zeit seltene objective Auffassung. Der eigenthümlichste Zug seines Wesens war die Laune, die er in einer Epistel („Die Laune. An Köpken") vortrefflich geschildert hat. In ihr und der glücklichen Ironie liegt das größte Verdienst seiner Satyren und seiner poetischen Briefe, welche meist ebenfalls satyrischen Inhalts sind. Oft spricht sich in ihnen auch heftiger Unwillen gegen die verkehrten Richtungen der Zeit aus, und es wird die Sprache kräftiger und gedrungener, aber nicht selten auch oft etwas dunkel und schwerfällig, während sie sich sonst leicht und gewandt bewegt. Am häufigsten behandelt er die literarischen Zustände der Zeit, und zwar sowohl in den Episteln („Die Gräber der Dichter. An Gleim", „Die Erziehung des Dichters. An Oeser"), als in den Satyren („Die Pedanten", „Die Schriftsteller nach der Mode") und besonders geißelt er die Nachahmungssucht der Deutschen und die damit zusammenhängende Uebersetzungswuth. Aber auch andere Gebrechen der Zeit gaben ihm zu Episteln und Satyren glücklichen Stoff, den er mit Talent behandelte, so in der „Kinderzucht", einem Stoff, der schon von den Dichtern bearbeitet worden war, den er aber in neuer und selbstständiger Weise ausführte*).

*) Da wir keine der besseren Satyren und Episteln des Dichters wegen ihres zu großen Umfangs aufnehmen können, theilen wir hier nur eine Stelle aus den „Schriftstellern nach der Mode" mit, aus welcher man seine launige Auffassung und gewandte Sprache wird beurtheilen können.

„Du Göttinn, die von Nacht und Erebus gezeugt,
Hans Sachse mißgebahr und Stoppe uns gesäugt,
Und manches Dichters Haupt bey reimenreichen Stunden
Dein Mützchen aufgesetzt und Schellen umgebunden,
O Dummheit, deren Macht die halbe Welt gehört,
Die schon der Ost erblickt, der West mit Zittern ehrt;
Und Mode! Du, nach der sich fast in allen Ländern
Die Sitten und das Volk, Lob oder Tadel ändern,
Die du den Deutschen itzt im Schlamm der Seine tauchst,
Jetzt mit dem Kohlendampf des ernsten Londons schmauchst,
Heut unsern müden Fuß mit schweren Reimen plagest,
Morgen entfesselt der Welt auf stolpernden Sylben entjagest;
Wie lang belagert ihr den patriotschen Rhein?
Die Deutschen wollen nicht, sie können alles seyn,
Allein sie bleiben stets in andrer Werth verlohren,
Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn Stümper sagen nach, was einer weislich sprach,
Sobald ein Deutscher spricht, lallt auch ein Deutscher nach,
Und wer am meisten gilt, dem liefert auch die Mode
Lied, Epopee, Idyll, Erzählung, Fabel, Ode."

III. Epische Poesie.

Der ganz verschiedenartige Charakter des fünften und des sechsten Zeitraums wird schon aus der Zusammenstellung derselben mit Rücksicht auf die Bearbeitung der epischen Poesie ersichtlich. In dem ersteren werden kaum einzelne Versuche in der epischen Dichtung gewagt, ja selbst die kleineren Gattungen werden nur selten oder gar nicht behandelt, und das eigentliche Epos erscheint, wenn wir von den Bearbeitungen der Zeitgeschichte absehen, nur in zwei oder drei schwachen Versuchen (S. 372 ff.). In der vorliegenden Periode zeigt sich dagegen auf dem epischem Gebiete eine außerordentliche Rührigkeit, wir begegnen kaum einem der besseren Dichter, der nicht irgend einen Versuch darin gemacht hätte, und einige der bedeutendsten und einflußreichsten haben ihren Ruhm und ihren Einfluß auf die Entwickelung der Literatur zunächst ihren epischen Dichtungen zu verdanken. Diese auffallende Thätigkeit auf dem Felde der epischen Poesie ist allerdings zum großen Theil einer charakteristischen Eigenthümlichkeit des Zeitraums zuzuschreiben, die wir schon öfters berührt haben (S. 472), nämlich dem Drange, sich in allen denkbaren Gattungen der Poesie zu versuchen; aber sie hatte doch auch zugleich ihren Grund eines Theils in den Fortschritten der Kritik, welcher, wie wir gesehen haben, die Leistungen Schritt für Schritt folgten (S. 462. u. a. a. O. m.), andern Theils in einer wirklich größeren Kraft des poetischen Sinns, der sogar den allgemein anerkannten Grundsatz, daß die Poesie nützen solle, dadurch wenigstens zu umgehen suchte, daß die belehrende Absicht das Gewand der epischen Dichtung annahm und als Fabel oder poetische Erzählung erschien, eine Form, die im vorigen Zeitraum, wie wir gesehen haben, ganz zurückgetreten war. Und wie die poetische Erzählung und die Fabel im 15. und 16. Jahrh. als letzte Ausgänge des poetischen Bildungstriebs der frühern Zeit erschienen, so verkünden sie jetzt das Wiedererwachen desselben. Daher bilden diese Gattungen auch den eigentlichen Mittelpunkt der dichterischen Bestrebungen der Zeit; sie treten uns schon in den Anfängen der Periode entgegen, erscheinen gegen die Mitte derselben in außerordentlicher Fülle und in einer solchen Bedeutsamkeit, daß der Hauptdichter derselben im wahrsten und vollsten Sinne des Wortes zum Lieblingsdichter des Volks wird. Sie erhalten sich zwar noch in der zweiten Hälfte des Zeitraums, und genießen noch lange eines großen Ansehens, allein je näher man den folgenden zurückte, um desto mehr nahmen sie ab, um desto weniger wurden sie beachtet, und das beinahe gänzliche Verschwinden derselben zeigt uns an, daß eine neue Periode begonnen hat.

Die frühesten, wie die spätesten Bearbeiter der Fabel gingen von der Ansicht aus, daß sie vor Allem einen belehrenden Zweck haben müsse, daß somit die Moral der Kern und das Wesentliche der Dichtung sei, die erzählte Begebenheit ihr nur als Grundlage dienen dürfe und keinen andern Zweck habe, als die Wahrheit der aufgestellten Lehre an einem angemessenen Beispiele zu zeigen. Wie in den übrigen, so suchte man auch in der Fabel die Franzosen nachzuahmen, die allerdings einige sehr bedeutende Fabeldichter hatten, unter denen der naive Lafontaine den ersten Rang einnahm. Es ist bekannt,

daß dieser die Stoffe für seine Erzählungen in den vergessenen Dichtungen des Mittelalters aufsuchte und sich auch, in so weit es mit seiner Zeit und ihren Forderungen vereinbar war, nach ihnen bildete. So hatte er sich auch die epische Ausführlichkeit der alten Fabel bis zu einem gewissen Grade und mit künstlerischem Bewußtsein angeeignet, indem er nämlich die wesentlichen Momente der Begebenheit so weit entwickelte, als es nöthig war, um ihnen sinnliche Anschaulichkeit zu geben und ihre Bedeutsamkeit kräftig hervortreten zu lassen. Dies ahmten die deutschen Dichter nach und gerade diese Behandlungsart der Fabel, so wie die volksthümliche Haltung, nach welcher einige der besseren Dichter strebten, bewirkte, daß dieselbe großen Beifall erhielt, daß sie bis in die untersten Schichten des Volkes drang und einen weit greifenden Einfluß auf dessen sittliche und geistige, ja man kann auch wohl hinzufügen, auf dessen ästhetische Bildung gewann.

Der erste bedeutende Fabeldichter der Zeit, Hagedorn, wurde auch nebst den Franzosen das allgemein bewunderte Vorbild der späteren, welche seine gewandte und naive Darstellung nachzuahmen suchten. Dies gilt freilich nicht von den Wenigen, welche ganz im Gottschedischen Gleise verblieben, unter welchen wir nur Stoppe und Triller nennen, welche uns beide schon bekannt sind. Daniel Stoppe, den wir wegen seiner Jugendlieder schon im vorigen Zeitraum erwähnen mußten (S. 234), ist zwar einer der reichsten Fabeldichter der Zeit („Neue Fabeln" 2 Thle. Berlin 1738. 40.), was die selbstständige Erfindung betrifft, denn er hat weit mehr neue Stoffe, als selbst Hagedorn und Gellert, auch sind manche seiner Erfindungen der schönsten Ausführung fähig, aber es geht ihm beinahe alles höhere Talent der Darstellung ab, er wird pöbelhaft, wenn er volksthümlich sein will, und so mußten seine Fabeln, die zuerst sehr bewundert wurden, bald in Vergessenheit gerathen. Noch weit tiefer stehen Trillers Fabeln (Hamb. 1740 und eine zweite Sammlung Eb. 1750), welche in Gedanken und Styl gleich pedantisch und unbeholfen sind. Sie haben jedoch dadurch eine historische Bedeutung erlangt, daß auch sie eine Veranlassung des Streites zwischen Gottsched und den Schweizern wurden*). Ob die Fabelsammlung, „Der deutsche Lockmann, oder gute Sittenlehren in lustigen und neuen Fabeln dargestellt" (Halle 1739), welche bald nach ihrem Erscheinen verboten wurde, größeren Werth hat, vermögen wir nicht zu bestimmen, da sie uns noch nie vorgekommen ist.

Die Fabeldichtung erreichte ihren Höhepunkt bei den Dichtern der Sächsischen Schule, für deren ästhetischen Standpunkt sie auch am besten paßte, da sich in der Fabel das Nützlichkeitsprincip der Poesie mit dem erwachenden Streben nach dichterischer Gestaltung leicht verbinden ließ. Es haben auch mehrere Dichter der Schule Fabeln gedichtet, und wenn auch nur der einzige Gellert weitverbreitete Bedeutsamkeit erhielt, so haben doch auch einige unter ihnen recht Erfreuliches geleistet. Dies gilt zwar nicht von J. A. Schlegel („Fabeln und Erzählungen" Lpz. 1769), bei dem die anmuthige Geschwätzigkeit Lafontaines häufig zur langweiligen Schwatzhaftigkeit ausartete; eben so wenig haben die (fünf) Fabeln Kästners und die 16, welche Ebert in den „Bremer Beiträgen" mittheilte, aber in seinen Schriften (Hamb. 1789) nicht aufnahm, höheren Werth, dagegen hat Zachariä recht glückliche Versuche gemacht, die Fabel im Sinne der ältern deutschen Dichter zu bearbeiten („Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier" Braunschw. 1771). Gisekewar nicht ohne Talent für die Fabel, doch wendete er sich mehr der Erzählung zu.

Im Sinne und in der Weise Gellerts wurde die Fabel außerdem von mehreren andern Dichtern bearbeitet, die nicht zur Sächsischen Schule gehörten. Unter diesen nimmt Lichtwer ohne Vergleich die erste Stelle ein, und überhaupt Alles, was die übrigen leisteten, von welchen wir nur folgende nennen: C. J. Sucro, Chr. Gottlieb Lieberkühn aus Potsdam („Fabeln aus dem Alterthum" Berl. 1760), Joh. Dav. Leyding aus Verden („Fabeln und Erzählungen" Lpz. 1763), Joh. Ludw. Meyer von Knonau aus Zürich, dessen zum Theil gut erfundene Fabeln durch Bodmer eingeführt wurden, C. F. v. Moser („Der Hof in Fabeln" 1761), Heinrich Braun aus Trostberg in Bayern, der, wie auch Andere seine Fabeln in Prosa schrieb. Bedeutender als alle diese ist der durch seine Seltsamkeiten berühmt gewordene Gottlob Wilh. Burmann (1735—1805) aus Lauban („Fabeln" Dresd. 1768).

Unter den Halleschen Dichtern hat außer Kleist und Gleim, auf die wir zurückkommen, nur Götz einige wenige Versuche in der Fabel gemacht; dagegen haben Gleims jüngere Freunde Kl. Eberhard K. Schmidt („Fabeln und Erzählungen" Lpz. 1776) und vorzüglich Michaelis („Fabeln, Lieder und Satyren" Lpz. 1766), gute Fabeln gedichtet. Der letztere zeichnet sich durch glückliche Erfindung, so wie durch leichte natürliche Erzählung aus, eben so Pfeffel, der durch Jacobi mit dem Halberstädter Kreise zusammenhängt.

Die von Hagedorn und Gellert eingeführte, dem Lafontaine nachgeahmte Behandlungsart der Fabel weicht allerdings in den wesentlichsten Zügen von der äsopischen ab, welche sich in der Erzählung der Begebenheit auf das Nothdürftigste beschränkt und nur so viel mittheilt, als unumgänglich nothwendig ist, um ein leicht begreifliches Beispiel von der Wahrheit der zum Grunde liegenden Moral zu geben, daher Lessing sich mit dieser den Franzosen entlehnten Auffassungsweise unzufrieden erklärte und sie in einer scharfsinnig geschriebenen Abhandlung „über die Fabel" (1759) als unzureichend und verfehlt darzustellen unternahm, wobei er freilich übersah, was sonst nicht in seiner Art lag, daß jede in sich abgeschlossene und ihrem Wesen künstlerische Darstellung ihre Berechtigung in sich selbst trägt, und es ist diese Abhandlung wohl das einzige

*) Es hatte nämlich Breitinger in der „Critischen Dichtkunst" einige Fabeln, welche Triller in seinen „Poetischen Betrachtungen" als Probe mitgetheilt hatte, scharf getadelt. Triller ließ aber nicht bloß die versprochene Sammlung erscheinen, er begleitete sie auch mit einer heftigen Vorrede gegen die Schweizer. Zwar hatte der Leipziger Censor einige Blätter wegen der all zu groben Aeußerungen unterdrückt, es kamen aber diese den Schweizern in die Hände, welche sie, mit beißenden Anmerkungen begleitet, abdrucken ließen, und Gottsched säumte nicht, zuerst durch seine Anhänger, dann selbst in seiner „Critischen Dichtkunst" den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, und die Fabeln Trillers, eines „unserer berühmtesten Poeten", wie er sich ausdrückte („Crit. Beyträge" XXIV, 680), gegen die Angriffe der Schweizer zu vertheidigen.

Beispiel, daß Lessing aus bloß äußerlichen Gründen die Freiheit der künstlerischen Thätigkeit einzuschränken suchte. So Unrecht er aber hatte, die Lafontainesche, oder vielmehr die mittelalterliche Behandlungsweise der Fabel für unberechtigt zu erklären, so Unrecht hatten dagegen die Schweizer, daß sie ihrerseits die Auffassungsweise Lessings nicht wollten gelten lassen, die doch jedenfalls den Vorgang des griechischen und römischen Alterthums für sich hatte, abgesehen davon, daß man seine Fabeln für gleich musterhaft in Erfindung, Ausführung und Sprache anerkennen mußte, selbst wenn man sich mit seiner knappen Manier nicht einverstanden erklären wollte. Die „Lessingischen, unäsopischen Fabeln" (Zür. 1760), welche Bodmer zu dem Zwecke verfaßte, die des Gegners zu parodiren, sind aber weder an sich, noch als Parodien von Werth, und eben so unbedeutend sind diejenigen, welche er früher unter dem Namen Hermann Axel in den „Kritischen Briefen" (1746) bekannt gemacht hatte. Im Ganzen fand der Vorgang Lessings nicht viel Nachahmung, und allerdings konnte sich ein mittelmäßiger Dichter in der breiteren Form des Lafontaine leichter bewegen, als in der seinigen, weil sie bei ihrer einfachen Schmucklosigkeit unbedingt einen bedeutenden Inhalt verlangt. Unter denen, welche in seiner Weise dichteten, verdient auch nur ein einziger nähere Erwägung, der uns schon als Lyriker bekannte Willamow.

Die Erzählung der damaligen Zeit unterscheidet sich von der Fabel nur darin, daß die handelnden Personen nicht Thiere, sondern Menschen sind. Sie hat beinahe durchgehends eine didaktische Grundlage, wie jene und bewegt sich ganz in derselben Weise und nach den nämlichen Gesetzen. Beide Dichtungsarten erschienen auch so genau verwandt, daß in den Sammlungen, welche durchgehends den Titel: „Fabeln und Erzählungen" führten, die beiden Gattungen nicht getrennt wurden. Daher haben beinahe alle Fabeldichter auch Erzählungen geschrieben, und wie in der Fabel, so zeichnen sich auch in der Erzählung Hagedorn, Gellert, Zachariä, Lichtwer, Gleim, Kleist und Pfeffel aus. In ähnlicher Weise, wie diese, dichteten auch Giseke und Michaelis, die bei einem schönen Talent für diese Gattung leicht und anmuthig erzählten und reich an guten Wendungen, so wie an naiven Einfällen waren. Auch die beiden Schlegel und J. Fr. Löwen haben Erzählungen gedichtet, welche jedoch denen der eben Genannten nicht gleich kommen. Unter allen am bedeutendsten ist aber Wieland, von welchem, so wie von J. C. Rost ausführlicher die Rede sein wird.

Eine eigene Art der Erzählung, welche im vorliegenden Zeitraum von mehreren Dichtern behandelt wurde, ist die Romanze, welche freilich von dem, was wir jetzt unter diesem Namen begreifen, sehr verschieden ist. Man verstand nämlich darunter Erzählungen meist tragischer Begebenheiten in volksmäßiger und zum Gesang geeigneter Darstellung. Ihr Vorbild waren ohne Zweifel nächst den Romanzen der Franzosen die Lieder, mit welchen die Bänkelsänger auf den Märkten ihre rohen Bilder von den neuesten Mordthaten oder andern Jammergeschichten dem schaulustigen Publikum erklärten; wenigstens erinnern die Romanzen der Zeit in mehr als einer Beziehung an diese „Bänkelsängereien". Die Dichter wollten volksmäßig sein, allein sie verfehlten den rechten Ton, theils unbewußt, weil sie keine Ahnung von der ächten Volkspoesie hatten, und sie daher das Volksmäßige mit dem gemein Populären verwechselten, theils absichtlich, indem sie doch ihre höhere Bildungsstufe zeigen wollten, und daher einen gewissen ironischen Ton, selbst bei dem schauerlich Tragischen durchführten, der den Erzählungen alle Wahrheit und allen Eindruck raubte. Wenn wir nicht irren, hat Gleim diese Dichtungsart zuerst bearbeitet; ihm folgten Joh. Fr. Löwen (1729—1771), von Klausthal, dessen „Romanzen" (Hamb. 1762) großen Beifall fanden und im Ganzen den Ton angeben, der bis auf Bürger herab in dieser Dichtungsart herrschte, Daniel Schiebeler aus Hamburg (1741—1771), welcher mit Vorliebe mythologische Stoffe bearbeitete, oder vielmehr travestirte („Romanzen" Lpz. 1767), Zachariä und Michaelis, der jedoch nur wenige Gedichte dieser Gattung schrieb, die er in seine Opern einfügte.

Von den kleineren epischen Formen fand endlich noch die Idylle ziemlich häufige Bearbeitung, ohne daß man freilich das eigentliche Wesen derselben erfaßt hätte, indem man auch hier bei dem rein Aeußerlichen blieb, und jede Erzählung, deren Personen Schäfer waren, eine Idylle nannte. Ihr beinahe gemeinsamer Fehler besteht darin, daß sie keine reelle Grundlage haben, sondern auf einer geträumten Schäferwelt beruhen. Zwei der bedeutendsten Dichter in dieser Gattung, Geßner und Bronner haben beinahe ausschließlich in Prosa geschrieben, sie werden daher erst später zu besprechen sein. Von den Sächsischen Dichtern haben mehrere sich in der Idylle versucht, doch hat keiner von ihnen darin Bedeutung gewonnen; nur K. Arn. Schmid hat durch seine gelungene Uebersetzung der sechsten Ekloge des Virgil („Silen"), die in den „Bremer Beiträgen" erschien, so wie durch seine selbstständiger bearbeitete „Nymphe Panope" größere Anerkennung gefunden. Unter den Halleschen Dichtern hat Kleist in der Idylle Bedeutendes geleistet, und auch Götz hatte einige Gedichte dieser Gattung geschrieben, die sich durch Naivetät der Darstellung und leichten anmuthigen Versbau auszeichnen. Zernitz, der, wie wir wissen, ein didaktisches Gedicht über die Idylle schrieb (S. 547), verfaßte mehrere Stücke der Art, die er Schäferlieder nannte, wie denn auch die rein erzählenden Stellen in lyrischer Strophenform gehalten sind; sie stehen seinen Lehrgedichten bedeutend nach. Einen nicht geringen, obwohl nicht bleibenden Ruf erwarb sich Jac. Fr. Schmidt (aus Blasienzell im Herzogthum Gotha 1730—96) durch seine „Poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" (Altona 1759), welche er in der Weise Klopstocks dichtete, wie schon die Anwendung des Hexameters kund gibt (doch sind einige auch in Prosa abgefaßt). Sie haben schon deshalb höheren Werth, als die gewöhnlichen Schäfergedichte, weil ihre Personen und Handlungen nicht nebelhafte oder willkürliche Gebilde der Phantasie waren, sondern auf den Ueberlieferungen der Bibel fußten. Weniger bedeutend sind seine übrigen Idyllen, in welchen er Scenen aus jenem willkürlich erdachten arkadischen Schäferleben darstellt. Gerstenberg hatte eine Reihe von neun zusammenhängenden Idyllen gedichtet, denen die bekannte Fabel vom Herkules und den Hesperiden zum Grunde lag, und zu welchen der berühmte Künstler J. Mart. Preisler bereits Kupfer

gestochen hatte. Sie gingen aber auf einer Seereise verloren, und es gelang dem Verfasser nur, die erste, obwohl auch diese nur mit einer bedeutenden Lücke und auch sonst gewiß nicht in der ursprünglichen Abrundung, wiederherzustellen. Es ist dieser Verlust um so mehr zu bedauern, als das, was uns auf die angegebene Weise erhalten worden ist, ein tieferes Ergreifen der Idylle im Sinne der Griechen beurkundet. Einige in Prosa geschriebene Idyllen von Gerstenberg scheinen von den Geßnerschen hervorgerufen worden zu sein, in deren Weise sie gehalten sind.

Indem wir nun zu den größeren epischen Dichtungen übergehen, haben wir die Bemerkung voranzuschicken, daß dieselben ohne allen Zusammenhang mit dem früheren Epos stehen, sie vielmehr das reinste Ergebniß der Zeit und ihrer Bewegung waren, weshalb sie auch den Charakter derselben und zugleich auch das Gepräge derjenigen Persönlichkeiten an sich tragen, welche diese Dichtungsform nach langer Vergessenheit wieder hervorriefen. Von den älteren Dichtungen zeigt sich nur das alte Thierepos wieder, freilich nur schüchtern und ohne irgend eine größere Wirkung auf die Zeitgenossen hervorzubringen, aber doch genugsam, um es vor völliger Vergessenheit zu bewahren. Das Verdienst, auf dasselbe wieder aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem rastlos thätigen Gottsched, der im J. 1752 den Reineke Vos nebst einer freilich mißlungenen prosaischen Uebersetzung herausgab. Vielleicht war er durch ein anderes Gedicht, welches 20 Jahre früher erschienen und von Bodmer in den „Neuen kritischen Briefen" (Zür. 1749) besprochen worden war, aufmerksam gemacht worden. Im J. 1732 erschien nämlich ein Gedicht unter dem Titel: „Hennynk de Han", in dessen Vorrede, welche Franz Heinrich Sparre unterzeichnet war, berichtet wurde, daß es im ersten Viertel des 16. Jahrh. (1516) zur Nachahmung des Reineke Vos verfaßt worden sei. Niemand zweifelte an der Richtigkeit dieser Versicherung; selbst Bodmer und später auch Eschenburg ließen sich täuschen; erst am Anfange des 19. Jahrh. wurde erwiesen, daß das Gedicht ein Erzeugniß der neueren Zeit und einen gewissen Kasp. Fr. Renner (aus Münden 1692—1772) zum Verfasser habe, der sich auch in andern Schriften, z. B. in einer Ausgabe der „Winsbekin" mit gereimter Uebersetzung in das Neuhochdeutsche unter dem Namen Sparre verborgen hatte. Das Gedicht selbst ist freilich nur eine sehr dürftige Nachahmung des alten Epos, es ist arm an Erfindung, beinahe roh in der Composition, und lehnt sich eher an die mythologischen Anschauungen der Alten, als an die volksthümliche Ueberlieferung der altdeutschen Dichtung. Noch weniger alterthümlicher Geist endlich findet sich in dem „Parcival, einem Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart" (Zür. 1753), durch welches Bodmer Wolframs Parzival, den er für verloren hielt, ersetzen wollte.

Nur in dem historischen Epos ließe sich ein Zusammenhang mit der früheren Zeit finden, aber auch nur mit der unmittelbar vorhergehenden, mit Postel oder Pietsch und König, wie denn die Bearbeiter dieser Gattung aus der Schule Gottscheds hervorgegangen waren, welcher selber in der Ausübung der Dichtkunst auf jenen fußt. Doch waren diese historische Epen, und namentlich das bedeutendste unter denselben (wenn bei solchen Machwerken von Bedeutsamkeit gesprochen werden kann), auch zugleich durch den Widerspruch gegen eine andere Gattung des Epos hervorgerufen worden, welche wir daher auch zuerst zu beleuchten haben. Es ist dies das religiöse oder biblische Epos, welches durch Milton's „Verlornes Paradies" geweckt wurde. Denn wenn auch der „Messias" von Klopstock der Zeit nach das erste religiöse Epos war, und wir keinen Grund haben, an der Versicherung des Dichters zu zweifeln, daß er den Gedanken zu demselben gefaßt habe, ehe ihm Miltons Werk in die Hände gekommen sei, so hatte doch Bodmer schon vor dem Erscheinen der ersten Gesänge des „Messias" in der „Sammlung kritischer Schriften" (1741), den „Grundriß eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah" bekannt gemacht, zu welchem er, wie schon aus den früheren Bemerkungen über ihn genugsam hervorgeht, durch das „Verlorne Paradies" angeregt worden war. Und wenn endlich Klopstock auch den Gedanken zum „Messias" noch auf der Schule und ehe er Milton kannte, gefaßt hatte, so ist es doch sicher, daß er die Ausführung erst dann unternahm, als ihm der Engländer in die Hände gekommen war, und daß ihm das „Verlorne Paradies" Vorbild wurde. Bei alle dem faßte Klopstock das Epos in genialer Selbstständigkeit auf und die übrigen religiösen Epopöen erscheinen ohne Ausnahme als mehr oder weniger glückliche Nachahmungen seines „Messias"; denn selbst der „Noah" welchen Bodmer bald nach Erscheinen des Klopstockischen Gedichtes ausführte, trug deutliche Spuren von dem Einflusse des „Messias", der sich schon darin zeigt, daß Bodmer sein Gedicht in dem von Klopstock eingeführten Hexameter schrieb. Doch war Bodmer eine zu selbstständige Natur, als daß er bloß Nachahmer hätte sein sollen und wenn Kleist den „Noah" für eine Schöpfung Klopstocks hielt, wie uns Sulzer berichtet (Briefe der Schweizer, S. 122), so lag darin doch vorzüglich eine Anerkennung des Talents. Kann aber der „Noah" (Zürich 1752), oder, wie das Gedicht in der zweiten Auflage (Berlin 1765) hieß, „die Noachide" auch keineswegs mit dem „Messias" zusammengestellt werden, so hat er doch manche anerkennenswerthe Seiten, unter welchen wir die Composition und Anordnung glauben hervorheben zu dürfen. Er wurde freilich von den Freunden des Dichters, von Wieland und Sulzer viel zu hoch gestellt, allein von Andern und auch von der nachfolgenden Zeit viel zu hart getadelt. Das beste Urtheil fällte wohl Wieland, als er schon in der Gährung begriffen war, aus der er später als ein ganz Anderer hervorging. Der Noah, schreibt er an Zimmermann (am 2. Juni 1759), ist weder ein elendes Gedicht, noch in der Manier des Messias geschrieben. Allerdings sind die Figuren zu steif und unbelebt, das Colorit zu scheckigt, die Versification zu rauh und unmusikalisch, es fehlt dem Ganzen an Wahrscheinlichkeit, an edler Einfalt und einfältiger Erhabenheit; allein es läßt sich nicht läugnen, daß er viele schöne Stellen enthält. Bodmer ließ dem Noah noch eine Anzahl epischer Gedichte folgen, zu denen er den Stoff meist aus dem alten Testamente und zunächst aus dem Leben der Patriarchen nahm, daher sie und ihre Nachahmungen unter dem Namen „Patriarchaden" begriffen werden. Diese Gedichte („Jakob und Joseph", Zürich 1751, „Jakob und Rahel", Eb. 1752, „Joseph und Zulika", Eb. 1753; „die Sünd-

fluth", Eb. 1755), welche später nebst andern unter dem Titel „Calliope" (2 Bde. Zür. 1767) zusammengedruckt wurden, fanden zwar bei ihrem Erscheinen ebenfalls großen Beifall, allein sie stehen dem Noah an Werthe bedeutend nach. Im Sinne Klopstocks und Bodmers schrieb auch Wieland ein biblisches Gedicht („der geprüfte Abraham", Zür. 1753) welches, wie der Dichter selbst berichtet, in Bodmers Hause, in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertigt wurde, woran Bodmer an den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete, ohne welche Umstände es wohl nie unternommen worden wäre. Zachariä scheint seine ähnlichen Gedichte „die Schöpfung der Hölle" und „die Unterwerfung gefallener Engel" (Altenb. 1760) bereut zu haben, weil er sie nicht vollendete, und Joh. Chr. Cuno hätte seine mißrathene Nachahmung Klopstocks „die Messiade" (Amst. 1762), jedenfalls bereuen sollen. Noch elender ist Chr. Nic. Baumanns „Nimrod" (Ff. 1753).

Das historische Epos erreicht nicht einmal die schwächeren Erzeugnisse unter den biblischen Gedichten, und wir dürfen daher nicht länger bei demselben verweilen. Auch hat nur Eines historische Wichtigkeit erlangt, es ist dies das Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" (Leipzig 1751) des Freiherrn Christoph Otto von Schönaich (aus der Niederlausitz 1725—1807), welches Gottsched in seinem blinden Eifer gegen Bodmer und Klopstock dem „Messias" entgegenzustellen wagte, dessen Schwächen, die er allerdings erkannte, dem „Hermann" gegenüber doch immer noch als Ausflüsse eines ächt poetischen Geistes erscheinen mußten. Allerdings bot das Gedicht keinen von den Mängeln, die Gottsched an den biblischen Epopöen tadelte, aber es bewegt sich dagegen in Erfindung und Sprache so ganz in den breit getretenen Gleisen, und der Verfasser bewies überhaupt so vollständigen Mangel an jeglichem poetischen Talent, daß er um so mehr mit Hohn überschüttet wurde, als man damit zugleich seinen Beschützer Gottsched traf, auf den es dabei auch am meisten abgesehen war, da er sich sogar durch seine Leidenschaft gegen Klopstock und die Schweizer verleiten ließ, seinen Schützling durch die philosophische Facultät, deren Decan er gerade dazumal war, zum kaiserlichen Dichter krönen zu lassen. Schönaich war übrigens durch die Verhöhnung, die seinem „Hermann" zu Theil wurde, keineswegs zur Selbsterkenntniß gekommen; vielmehr ließ er wenige Jahre darauf noch ein zweites Heldengedicht erscheinen, („Heinrich der Vogler" Berl. 1757), welches in keiner Weise besser war, als sein erstes. Schon vor ihm hatte der uns als Gottschedianer bekannte Triller ein eben so abgeschmacktes Machwerk herausgegeben („Der Sächsische Prinzenraub" Ff. 1743); und wir würden weder ihn, noch Schönaich erwähnt haben, wenn wir nicht hätten zeigen wollen, wie wenig Tröstliches aus der rein Gottschedischen Schule hervorgegangen, und wie sehr er selbst herabgekommen war, da er sich gezwungen sah, sich auf solche wässerige Reimer zu stützen, deren Nichtigkeit er gewiß selbst einsah. Außer diesen haben sich noch einige andere Dichter im historischen Epos versucht, aber obwohl mit weitaus größerer Berechtigung als die Genannten, doch mit Ausnahme Ewalds von Kleist, auf dessen „Cissides und Paches" wir zurückzukommen gedenken, nicht mit besonderem Glück, was die Dichter selbst fühlen mochten, da sie ihre Dichtungen unbeendigt ließen. J. E. Schlegel, der noch in Leipzig (1742) ein vaterländisches Heldengedicht „Heinrich der Löwe" begonnen hatte, wurde durch mehrere Umstände abgehalten, es zu vollenden, vorzüglich durch den gerechten Tadel, daß er als sogenannte Maschinen allegorische Personen (die Großmuth, die Klugheit u. s. w.) eingeführt hatte*). Zachariä hatte angefangen, die Eroberung von Mexiko in einem größeren Gedichte („Cortes". Braunschw. 1766) zu bearbeiten, allein er ließ es bei den vier ersten Gesängen bewenden, weil er selbst fühlte, daß die Klopstockische Manier, in welcher das Gedicht gehalten war, zu dem Stoffe durchaus nicht paßte. Ebenso und wohl aus ähnlichen Gründen ließ Wieland seinen „Cyrus" (Zür. 1759) unvollendet, den er mit der größten Begeisterung begonnen hatte, und in dessen „Versification er die musikalische Vollkommenheit, die in dieser Art möglich sei", erreicht zu haben glaubte, wie er auch die Ausstellungen, welche sein Freund Zimmermann daran gemacht hatte, und die besonders die „Klopstockischen und Bodmerischen" Wendungen, überhaupt die „Olympische Manier in der Poesie und deren Machtwörter" betrafen, mit dem bittersten Ausdruck beleidigter Eitelkeit zurückwies.

Wie das historische Gedicht, wenigstens das der Gottschedianer, so lehnt sich auch das allegorische oder didaktische Epos an die frühern Perioden, wurzelt aber wegen seiner didaktischen Tendenz doch mehr in der Zeit, als jenes. Hieher gehört zunächst „der Tempel der wahren Dichtkunst" von Pyra, aus dessen Titel schon einleuchtet, daß er, wie gegen die früheren Verirrungen der Schlesier, so vorzüglich gegen Gottsched gerichtet ist. Merkwürdig ist es aber, daß Pyra schon vor Klopstock und Bodmer (denn das Gedicht wurde schon 1737 geschrieben) die wahre Dichtkunst auf die religiöse oder heilige Poesie einschränkt und alles Weltliche ausgeschieden haben will. Es ist in reimlosen Alexandrinern geschrieben, die jedenfalls noch viel widriger sind, als die gereimten, namentlich da die Sprache durchgängig matt und schleppend ist. Das Ganze besteht beinahe nur aus Schilderungen, indem die einzelnen Dichtungsarten als so viele Personen dargestellt werden. Aehnlicher Art, obwohl von mehr poetischer Begabung zeugend, sind „Der Tempel der Liebe, ein Gedicht in 12 Gesängen" (Hamb. u. Lpz. 1757) von Dusch, welcher später in einer verbesserten und namentlich das epische Element mehr durchführenden Auflage unter dem Titel „Aedon und Themire" erschien, und „Der Tempel des Friedens" von Zachariä, der seinen übrigen epischen Gedichten weit nachsteht, wie denn überhaupt Zachariä nicht für das ernste Epos geschaffen war. Endlich sind auch die hiehergehörigen Gedichte Wielands (vor allen „Musarion") zu er-

*) Die letzten Verse des Gedichts schildern am besten, wie er selbst trotz seines Eifers an einem guten Erfolge verzweifelte und zürnend die Arbeit aufgab:

„Wie theils aus Eifersucht, theils Schätze zu ersagen,
Ein Maler sich erhitzt, ein Meisterstück zu wagen,
Den Strich oft selbst zerstört, den er mit Kunst gethan,
Und neue Wege sucht, sich der Natur zu nahn,
Und zornig, daß er sich so lang umsonst befleisset,
Zuletzt den feuchten Schwamm in sein Gemählde schmeisset."

wähnen, auf welche wir bei der ausführlicheren Besprechung des Dichters zurückkommen werden.

Von weitaus größerer Bedeutung, als das allegorisch-didaktische Epos, war die **komische Epopöe**, welche bis gegen das Ende der Periode vielfältig bearbeitet wurde. Sie fand, wie das biblische Epos, ihre Vorbilder vorzüglich in der englischen Literatur, welche Bedeutendes in dieser Gattung darbot; doch blieben auch die komischen Epopöen der Franzosen nicht ohne Einfluß, und es wird der „Pult" von Boileau fast eben so häufig als der „Lockenraub" von Pope als Muster angepriesen. Die deutschen Gedichte haben beinahe ohne Ausnahme eine gemeinschaftliche Anlage, welche darin besteht, daß nach dem Vorbilde Boileau's allegorische Personen oder in Nachahmung Pope's übernatürliche Wesen verschiedener Art eingeführt werden, welche die Aufgabe haben, die Begebenheiten nach einem bestimmten Ziele zu leiten. Dieser Vorgang der Engländer und Franzosen fand um so bereitwilligere Nachahmung, als er mit der durch die Schweizer aufgestellten Ansicht übereinstimmte, daß das Wunderbare die Seele der Poesie und insbesondere des epischen Gedichts sei. Allein abgesehen davon, ob dieser Grundsatz an sich richtig sei, oder nicht, haben die deutschen Dichter, wie ihre Vorbilder, darin gefehlt, daß sie Wesen einführten, welche in der That nur Geschöpfe ihrer Einbildungskraft waren, es mochten allegorische Personen oder Sylphiden und Gnomen sein, und daß ihnen daher die sinnliche Anschaulichkeit abging, welche wir in den Gestalten der Mythologie oder der Sage finden. Allerdings haben die geisterartigen Wesen des Pope und seiner Nachahmer mehr Leben und Wahrheit, als die allegorischen Figuren des Boileau; eine Sylphe, ein Gnome oder Salamander gewährt eine sinnlichere Anschauung, als die „Rache" oder die „Zwietracht" und die „Weichlichkeit", aber es fehlt ihnen dagegen Individualität der Erscheinung, und es zerrinnen diese Gestalten, so sehr man sich auch bemüht, sie festzuhalten, allmählich in nebelhafte Unbestimmtheit.

Unter den Dichtern, welche die komische Epopöe im Sinne der Engländer bearbeiteten, nimmt **Zachariä** die erste Stelle ein; wir werden daher unten ausführlicher von ihm sprechen. Nächst ihm hat Uz durch den „Sieg des Liebesgottes" (Lpz. 1753) großen, wenn auch nicht ungetheilten Beifall bei den Zeitgenossen gefunden. Auf dem Titel der ersten Auflage stand der Zusatz: „eine Nachahmung des Popischen Lockenraubs"; der Dichter erklärte diesen zwar für eine willkürliche Zuthat des Verlegers, allein es kann doch nicht zweifelhaft sein, daß der Engländer sein Vorbild war, und daß er, wie jener, die lächerlichen Sitten seiner Zeitgenossen und Mitbürger in einem epischen Gedichte darstellen wollte. Freilich steht er Popen in Plan und Anlage entschieden nach; es fehlt dem Gedicht an Handlung und an Mannigfaltigkeit, die Personen sind nicht kräftig genug gezeichnet, man weiß nicht recht, wer eigentlich der Held ist, ob Amor oder einer der beiden Stutzer, und von diesen ist es zuerst der eine und später wird es der andere. Allein wenn auch diese Mängel dem Gedicht den Werth eines vollendeten Kunstwerks rauben, so wird man durch viele gelungene einzelne Stellen entschädigt. Der „Sieg des Liebesgottes" hat aber auch historische Wichtigkeit, weil sich Uz darin zuerst gegen die „neumodische Poesie" aussprach und sowohl die Uebertreibungen der Klopstockischen Lyrik, als der Bodmerischen Nachahmungen Miltons mit treffendem Witze lächerlich macht*). Der „Sieg des Liebesgottes" wurde von **Dusch** scharf und mit Leidenschaft kritisirt**); so richtig aber seine Beurtheilung im Ganzen war, und so gute Ansichten er über das Wesen der komischen Epopöe darin aussprach, so sind seine eigenen Gedichte der Art, „das Toppée" (Jena 1754) und „der Schooßhund" (Altona 1756), noch weit weniger gelungen, als der „Sieg des Liebesgottes". Auch sie sind Nachahmungen Pope's, und „der Schooßhund" ist beinahe eine fortgesetzte Parodie des „Lockenraubes", in so fern nämlich der deutsche Dichter den Plan des englischen Vorbildes Schritt für Schritt in seinem Gedichte nachahmt. Die schwächste Seite desselben liegt aber darin, daß er die Scene nach England verlegt und doch durchgehends deutsche Sitten schildert. — Zachariä rief mit seinen komischen Epopöen eben so viele Nachahmungen hervor, als Klopstock und Bodmer durch ihre biblischen Gedichte; aber sie waren meist auch eben so schlecht, und es verdienen weder **Löwen's** „Walpurgisnacht" (Hamb. u. Leipz. 1756) und „Marquise" (Hamb. 1765), noch **C. F. Hommels** „L'Hombrespiel", oder **J. Jos. Eberlens** „Verlorner Hut" (Prag 1761), **J. Christoph Krau**-

---

*) Lesbia wird von dem Dichter Kleanth verfolgt; sie flüchtet in Selindens Arme, welcher sie ihre Begegnung mit dem Dichter erzählt.

— — „In abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Kleanth; ich such' ihm auszuweichen.
Er redt mich schmeichelnd an, und Himmel! was geschieht?
Nach einem Apropos liest mir Kleanth ein Lied:
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckig nach der Mode.
Der Henker flieg' ihm nach! Doch lob' ich, was er schrieb.
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Frevel trieb!
Nun aber, fährt er fort, und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreissendes Gehirne,
Und, schöne Lesbia, ich kenn' Ihr feines Ohr:
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er langt mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh', er läuft mir nach, und liest, indem er läuft:
Warum wird ein Poet nicht, eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten:
Ach, konnte mich Kleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrüßlicher Poet, wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!
Nein, widersprach Kleanth, so wahr die Musen leben!
Nie hab' ich meiner Schrift dies stolze Lob gegeben:
Sie ist nur ein Entwurf, noch rauh und mängelvoll,
Kein episches Gedicht, nicht, was sie werden soll.
Doch, sprach Dorante drauf, wen wählten Sie zum Helden,
Und welche große That wird Ihre Muse melden?
Das ist's, erwiedert er, was meinem Werke fehlt:
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu, und kann mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt.
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen,
Ein stürmisch Feuer keucht in ihrem Götterbusen:
Von weicher Anmuth fern, auf unbeflogner Spur
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen,
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen:
Doch welcher Held bey mir die krause See durchstreicht,
Beym Zeus, das weiß ich nicht, — ein Patriarch vielleicht."

**) Derselbe war nämlich durch eine übrigens gerechte Recension in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" beleidigt worden, und da er glaubte, daß Uz an jener Recension Theil habe, oder doch der Bibliothek nahe stehe, so hatte er sich an demselben rächen wollen.

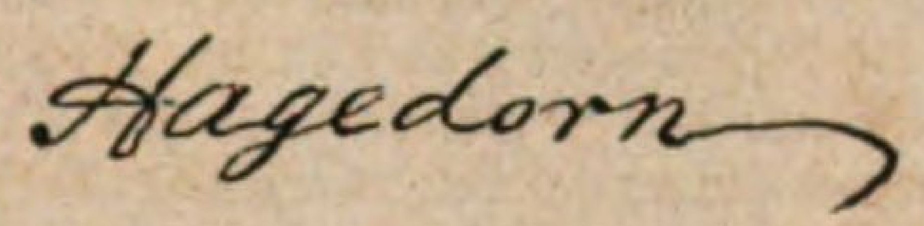
seneckś „Saloppe" (Bair. 1767), u. a. m. nähere Erwähnung. Größern Beifall erwarb sich ein gewisser Meier, von dem uns sonst Nichts bekannt ist, durch seinen „Grenadier oder Gustav Schnurrbart in 12 Gesängen" (1753), welcher sogar in lateinische Verse übertragen wurde.

Eine besondere Art komischer Epopöen sind diejenigen, welche besondere satyrische Beziehungen haben und meistens die literarischen Verhältnisse der Zeit betreffen. Das bedeutendste Gedicht der Art ist das gegen Gottsched gerichtete „Vorspiel" (Dresden 1742) von Rost, von welchem später noch die Rede sein wird. Weniger Werth haben Bodmers „Arminius Schönaich" (1756), welchen er unter dem Namen Hermanfried herausgab, und „die Larve" (1758), beide gegen Gottsched und seine Anhänger, so wie Trillers „Wurmsamen, ein Heldengedicht nach der allerneusten, malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet" (1751). Bedeutender dagegen ist die „Bodmerias" von einem Ungenannten (o. O. 1755), deren Absicht schon aus dem Titel erhellt. Hieher ist endlich auch das unvollendete Gedicht: „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erstes Mährlein" (Halberst. 1771) von J. B. Michaelis zu rechnen, eine witzige und mit ächtem Humor geschriebene Travestie von Virgils „Aeneide", welche später von Blumauer benutzt wurde, der vielleicht durch sie zu der seinigen angeregt worden war.

Gegen das Ende des Zeitraums ward durch Wieland eine neue Gattung des Epos geschaffen, welches man am besten als das romantische bezeichnen kann, da es seine Stoffe vorzugsweise aus den romantischen Dichtungen des Mittelalters, und zwar beinahe ausschließlich des französischen, schöpfte. Der große Erfolg, den Wielands Dichtungen fanden, konnten nicht verfehlen, zahlreiche Nachahmungen hervorzurufen; doch fallen dieselben erst in den folgenden Zeitraum, so daß wir erst später auf dieselben eingehen können. Doch erwähnen wir hier schon „des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen" von K. Arn. Schmid (S. 498), obgleich erst im J. 1784 vollendet, weil der Verfasser auch in diesem Gedichte in Anschauung und Darstellung ganz auf der Bildungsstufe des gegenwärtigen Zeitraumes fußte.

Wir schließen mit der Erwähnung der beschreibenden Gedichte, unter deren großen Menge jedoch nur wenige von hervorragender Bedeutung sind. Auch in dieser Gattung waren die Engländer Muster und Vorbild, und wie der Name Pope von der komischen Epopöe, so ist Thomsons Name von dem beschreibenden Gedicht unzertrennlich. Der erste Versuch und zugleich einer der glücklichsten sind die schon erwähnten „Alpen" von Haller (S. 484). Nächst ihm hat allein Ew. v. Kleist in dieser Gattung Bleibendes geleistet. Von dem „Versuch eines Gedichts über das Schlesische Riesengebürge" (Berl. 1750) von Balth. Ludw. Tralles sagt ein älterer Kritiker, „es stehe das Riesengebirge lange nicht so weit unter den Alpen, als der Sänger von jenem unter dem Sänger von diesem". Dusch, der sich zum Nachtheil seines Talents in allen möglichen Dichtungsarten versuchte, schrieb auch mehrere beschreibende Gedichte, unter welchen das beste, „Tolk-Schuby" (Altona 1751), doch nichts als eine verfehlte Nachahmung des „Windsorparks" von Pope ist, welches Gedicht auch den uns schon bekannten Löwen zu einer Nachbildung: „der Billwerder" (Hamb. 1757), begeisterte, die, im Ganzen ungenügend, einzelne gelungene Stellen enthält, und woran insbesondere zu loben ist, daß der Dichter statt des damals unvermeidlichen schleppenden Alexandriners in Nachahmung seines Vorbilds fünffüßige Jamben mit gepaarten Reimen wählte, die er auch nicht ohne Geschick behandelt. „Die Tageszeiten" (Rost. 1754) von Zachariä, welche durch Thomsons Jahreszeiten hervorgerufen wurden, sind schon im Plane mangelhaft, da die großen Episoden, welche übrigens den interessantesten Theil des Gedichts bilden, meist ohne innern Grund eingefügt sind. Noch weniger Werth haben „die Stuffen des weiblichen Alters" (Rost. 1727) von dem nämlichen Dichter.

Friedrich von Hagedorn.



So ausgezeichnet und einflußreich Friedrich von Hagedorn durch seine lyrischen Gedichte war, so bedeutend wurde er durch seine Fabeln und Erzählungen, schon deswegen, weil er diese Gattungen, welche seit dem 30jährigen Kriege beinahe ganz verschwunden waren, wieder in die deutsche Literatur einführte und er die lange Reihe der Dichter eröffnet, welche dieselben während des ganzen Zeitraums bearbeiteten, so wie er auch den Ton angab, in welchem von nun an die Fabeln und Erzählungen beinahe ausschließlich geschrieben wurden. Er selbst nahm sich, wie schon erwähnt (S. 486), die Franzosen und insbesondere den liebenswürdigen Lafontaine zum Muster, dessen Erzählungsweise er sich mit vielem Glück aneignete, ohne jedoch in sklavische und pedantische Nachahmung zu verfallen. Vielmehr bewahrte er seine Selbstständigkeit, und, was noch von höherer Bedeutung ist, es gelang ihm, die zu seiner Zeit noch ganz unbeholfene und schleppende Sprache mit solchem Glück auszubilden, daß sie der leichten und anmuthigen Darstellungsweise der Franzosen fähig wurde. Man lernt die Fortschritte, welche die Sprache durch ihn machte, erst recht schätzen und dankbar erkennen, wenn man seine Dichtungen mit denen der besseren Köpfe am Ende des vorigen Zeitraums, seine leichte und bewegliche Sprache mit der steifen und schwerfälligen Darstellung eines Canitz oder Besser vergleicht. Ein großer Theil seiner Fabeln und die meisten Erzählungen sind in der breiteren Weise seines Vorbildes Lafontaine gehalten, indem er die einflußreicheren Nebenumstände mit Behaglichkeit ausmalt, und dadurch die Begebenheit oder die Charaktere in ein helleres Licht setzt. Er ist darin meistens recht glücklich, z. B. in den Fabeln „der Hase und viele Freunde", „der Löwe und die Mücke" (1), und nur selten verfällt er dabei in geschwätzige Weitschweifigkeit und noch seltener läßt er sich verführen, solche Verhältnisse ausführlicher zu berichten, welche auf den Gang der Begebenheit oder die Schilderung der Charaktere von keinem Einflusse sind, wie z. B. in der Fabel: „Der Bär und der Liebhaber seines Gartens". Oefters hat er die Fabeln und hie und da auch wohl eine Erzählung in der gedrängten Weise des Alter-

thums dargestellt, und es gehören diese zum Theil mit zu seinen besten („die Natter und der Aal“ (2), „das Hühnchen und der Diamant“, „Guckguck und Lerche“). Seine ernsthaften Erzählungen, von denen mehrere in Alexandrinern geschrieben sind, haben im Ganzen weniger Werth, als die scherzhaften; nur „der Falke“ reiht sich den besten Dichtungen der Art an, und läßt ihn seinem Vorbilde Lafontaine ebenbürtig erscheinen. Eben so heiter, als dieser, überschreitet er aber auch dann, wenn er sich seinem schalkhaften Muthwillen ganz hingibt, doch höchstens ein oder zweimal die Gränzen des Anstands, und selbst in Stücken, wo er den Bocaccio oder den Lafontaine vor Augen hat, bleibt er bescheiden und züchtig. Am höchsten steht er in der trefflichen Erzählung: „Johann der Seifensieder“, die wir nur deshalb nicht mittheilen, weil sie allgemein bekannt und in jeder Sammlung von deutschen Gedichten zu finden ist; aber auch „die Bärenhaut“ (3) und „der Hänfling des Pabstes Johannes des drey und zwanzigsten“ (4) lassen seine Kunst in der Zeichnung der Charaktere und in der Schilderung von Zuständen, so wie seine lebendige und anmuthige Darstellung erkennen.

1. Der Löwe und die Mücke.

Ein kluger Heiliger, selbst Augustinus, spricht:
„Dem Sonnenkörper ist die Fliege vorzuziehen;
Denn ihr, nicht jenem, ward ein Lebensgeist verliehen.“
Vielleicht ist dieses wahr; ich aber glaub' es nicht.
Doch denk ich keinen Ruhm den Fliegen abzusprechen;
Die Fliegen wissen sich zu rächen:
Auch Mücken fehlt es nicht an Keckheit, noch an Macht.
Wer ist der Heldinn zu vergleichen,
Die jenes starke Thier aufs äußerste gebracht,
Dem alle Thiere zitternd weichen?
Der Thiere Regiment in Monomotapa
War durch Gewalt und Recht dem Löwen zugefallen,
Der sich, Monarchen gleich, von schüchternen Vasallen
Geschmeichelt und gefürchtet sah.
Dort heißt ein schwarzer Fürst das Wunder seiner Zeit,
Hat nur sein Heldenmuth viel Böses unterlassen;
Den Löwen nannten auch noch ungelähmte Saffen
Das Muster seltner Gütigkeit.
Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein Grimm die Noth.
Mit beyden durfte nur die kühne Mücke scherzen,
Die ihm aus edlem Haß, mit freyheitvollem Herzen,
Des scharfen Stachels Spitze both.
Der Angriff wird gewagt; sie selber bläst zur Schlacht;
Sie säumt nicht, an den Feind sich peinlich fest zu saugen,
Und hat den König bald um Rachen, Maul und Augen
Mit tausend Schmerzen wund gemacht.
Er tobet, schnaubt und schäumt; die Thiere bergen sich;
Die Tapfersten entfliehn den majestätischen Klauen.
Er brüllt; der Hügel bebt; das allgemeine Grauen
Vermehrt ein jeder Mückenstich.
Was will der Stärkre thun? Die Schwächre giebt nicht nach;
Der Löwe sucht umsonst die Mücke zu erreichen,
Und wird, nach langem Streit, nach mißgelungnen Streichen,
Ermüdet und an Kräften schwach.
Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um den Leib
Und ihren Federbusch, läßt beyde Flügel klingen,
Zieht alle Schwerter ein, die aus dem Rüssel dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.
Nun steigt sie in die Luft, mit Sieg und Ruhm geschmücket:
Nun weiß sie schon die Kunst, die Löwen zu besiegen:
Bald aber sieht man sie in ein Gewebe fliegen,
Darinn die Spinne sie erstickt.
Aus beyder Sicherheit wird deutlich wahrgenommen,
Daß oft der schwächste Feind den kühnsten Helden schlägt.
Wie mancher Waghals ist im Zufall umgekommen,
Den weder Sturm noch Schlacht erlegt.

2. Die Natter und der Aal.

Zu der Natter sprach ein Aal:
„Mein Geschick ist zu bedauren·
Weil auf mich fast allemal,
Nicht auf dich die Leute lauren.
Ruh und Unschuld schützt mich nicht,
Weil mir jeder Netze flicht:
Mein Geschlecht füllt alle Reusen.“
„Vetter“, fiel die Natter ein,
„Unschuld wird dich nicht befreyn;
Aber ich kann Zähne weisen,
Deren Biß die Feinde scheun.“

3. Die Bärenhaut.

Zween Helden, die der Douze Strand
Von Jugend auf, in frühen Wechselchören,
Nach tapfern Flüchen singen hören,
Verließen, um die Zal der Reisenden zu mehren,
Ihr liederreiches Vaterland.
Mehr Lust, als Fähigkeit zu ungemeinen Werken,
Die Noth und etwas Eigensinn
Trieb sie zuletzt nach Polen hin,
Die Mißvergnügten zu verstärken.
Gesang und Geld und Muth nahm bald und merklich ab.
Als diesen sonst galanten Leuten
Ein Kürschner Tisch und Stube gab,
Vielleicht aus Hoffnung beßrer Zeiten.
Zu diesem sagten sie: „Ein großer Wüterich,
Ein ungeheurer Bär läßt sich im Walde sehen;
Euch soll, an Zahlungsstatt, die Haut zu Diensten stehen.
Herr Wirth! das Fell ist schön, der Anschlag ritterlich.
Wir sähen auch nicht gern, um unsers Landes Ehre,
Daß ein Gascogner schuldig wäre.
Die Bestie wird euch und uns erfreun.
Beym Element! wir wollen uns ergötzen;
Den Bären soll gewiß kein Teufel besser hetzen.“
Der Kürschner lächelt zwar; doch geht er alles ein:
Sie aber säumen nicht, den Streich ins Werk zu setzen.
Der Kühnheit Ungeduld verdoppelt ihren Lauf;
Der Wald wird schnell erreicht; ihr Gegner zeigt sich wieder.
So gleich trifft Furcht und Frost der beyden Jäger Glieder.
Der eine springt verzagt den nächsten Baum hinauf;
Den andern wirft Gefahr und Angst und Klugheit nieder.
Er streckt sich starrend aus, hält seinen Athem an,
Und stellt sich mausetodt, so gut er immer kann;
Denn, was er sonst gehört, ist ihm noch unvergessen,
Daß Bären selten Todte fressen.
Das Thier betrachtet ihn, beriecht ihn, kehrt ihn um,
Und läßt sich durch den Schein betrügen.
Pfuy! brummt es, welch ein Aas! wir Bären sind nicht dumm;
Uns muß was Frischeres vergnügen.
Er geht hierauf zurück. Der Held verläßt den Baum,
Und eilt dem Freunde zu. „Ich sehe dich am Leben,“
Ruft er bewundernd aus, „und dennoch glaub ichs kaum.
Kein kleiner Heiliger hat dir itzt Schutz gegeben.
Allein, wie hält es nun mit unsers Feindes Haut?
Er war, wie ich mit Schrecken sahe,
Hier deinen Ohren ziemlich nahe;
Was hat er dir doch anvertraut?“
„Nicht viel“, versetzt sein Freund; „doch glaub ich diesem Scythen:
Er gab mir insgeheim den Rath,
Die Haut nicht eher feil zu bieten,
Als bis man schon den Bären hat.“

4. Der Hänfling des Pabstes Johannes des dreyundzwanzigsten.

Zwey Dinge haben sich noch nie verbinden können:
Ein Weib, und recht verschwiegen seyn.
Abt Grecourt sagts. Ich muß ihn nennen,
Um mich Unschuldigen vom Argwohn zu befreyn,
Als fiele mir dergleichen ein.
Ihm will ich stets den Haß verschwiegner Damen gönnen.
Zum spöttischen Beweis erzählt er ein Gedicht.
Ihr Schönen, was erzählt man nicht?
Der fürchterliche Pabst, der durch den Blitz des Bannes
Dem fünften Ludewig, dem Bayern, widerstand,
Der dreyundzwanzigste Johannes
War, wie Franzosen sind, bey Nonnen recht galant:
Galant: doch wie ein Pabst, ohn Abgang seiner Würde.
Er sprach zu Frontevaux sehr oft den Schwestern zu,
Theils zur Erleichtrung seiner Bürde,
Theils zur Befördrung ihrer Ruh.
Dieß Kloster war der Sitz geweihter Schwätzerinnen.
Sie suchten alles auszusinnen,
Durch ihrer Zungen Fertigkeit

Den Schutz und die Gewogenheit
Des Oberhirten zu gewinnen,
Und die Hochwürdigen gewannen seine Huld.
Sie war kaum reichlicher, noch schöner anzulegen.
Was gab er ihnen nicht! Bald Ablaß, bald Indult,
Und bald, verschwendrisch, seinen Segen.
War ihnen das genug? O nein.
Wann weiß der Mensch vergnügt zu seyn?
Sie ließen sich gar von dem Wahn bethören,
Den Männern beichten, sey nicht recht,
Und von dem weiblichen Geschlecht
Sollt' eine stets der andern Beichte hören:
Und dieses einzusehn, sey auch der Päbste Pflicht.
Er kömmt auch kaum ins Kloster wieder,
So wirft vor ihm sich die Aebtissinn nieder,
Küßt zärtlich seinen Fuß, und spricht:
„O heiliger Vater, hör ein Flehen:
Laß bey dem Priester uns nicht mehr zur Beichte gehen!
Wir alle schämen uns, ihm alles zu gestehen.
Im Wachen und im Schlaf giebts manche Kleinigkeit,
Die Männern zu vertraun, sich jede Nonne scheut.
Laß künftig uns einander beichten.
Wir sind weit fähiger, die Sünden zu beleuchten."
Den Pabst befremdet sehr der Bitte Dreistigkeit.
„Wie?" sagt er, „ihr wollt Beichte sitzen?
Ihr guten Kinderchen, könnt sonst der Kirche nützen.
Wißt: dieses Sacrament erheischt Verschwiegenheit.
Die ward euch nicht zu Theil. Ihr denkt schön und erhaben,
Und ihr, Geliebteste, besitzet viele Gaben;
Doch eine nicht, die Zuverlässigkeit.
Allein ich nehm es in Bedenken.
Vielleicht weiß Frontevaux sich klüglich einzuschränken.
Ist die Aebtissin nicht verständig, wie ein Mann?
Zur Prüfung will ich hier noch heut ein Kästchen senden.
Das überliefre sich nur ihren keuschen Händen!
Wenn sie, nichts ist so leicht, mirs wiedergeben kann,
Doch uneröffnet, merkt dieß an!
So bin ich ganz geneigt, euch alles zuzuwenden."
Das Kästchen kömmt. Die Ankunft wird bekannt,
Und jeder Nonne Blick und Hand
Will, darf und muß es sehn, betasten und recht kennen.
Sie reißen sich darum. Die eifernden zu trennen,
Kömmt die Aebtissinn, und die Nacht.
Das schöne Kästchen wird voritzt nicht aufgemacht.
Der Vorwitz quälet oft, mehr als der Alp der Sorgen.
Die Nonnen flieht der Schlaf: auch die Aebtissinn wacht,
Voll reger Ungeduld, bis an den müden Morgen.
Die Messe geht nun an. Gebeth, Gesang und Chor
Geräth erbärmlich schlecht: man zischet sich ins Ohr,
Und singt nicht, sondern schwatzt, und fragt sich, und will wissen,
Warum sie nichts eröffnen müssen.
Die weibliche verschleyrte Clerisey
Versammlet sich noch vor der Mittagsstunde,
Und stimmet, als aus Einem Munde,
Gehorsamst der Aebtissinn bey,
Daß man, obgleich der Pabst es nicht erlauben wolle,
Das Kästchen untersuchen solle.
„Selbst unserm Arbrissell stand etwas Vorwitz frey.
Es bleibt ja unter uns: wir alle können schweigen.
Das eben soll, uns selbst, itzt die Eröffnung zeigen.
Auch kein Concilium erräth,
Daß wir im mindsten nur am Deckelchen gedreht.
Doch damit lassen wir die Frau Aebtissinn schalten."
Die nimmt den Deckel ab. Ein Hänfling fliegt heraus.
Ein Wunderwerk hatt' ihn erhalten.
Er flattert, singt, entwischt, setzt sich aufs nächste Haus.
Da mag für ihn der Vögel Schutzgeist walten.
Man klopft gebietrisch an. Wer wars? ... Der Pabst war da.
Er kam. Sobald er nur den frommen Haufen sah,
Wollt er sein schönes Kästchen schauen:
„Denn", sprach er, „es enthält, was ihr so sehr begehrt,
Die Bulle selbst, die euch den Beichtstuhl schon gewährt.
Allein!... darf man auf Weiber bauen?
Ihr zaudert, wie mich deucht. Gebt her! ... Was seh ich itzt?
Ist meine Bulle schon entflogen?
Das schönere Geschlecht ist sinnreich und verschmitzt,
Doch zum Geheimniß nicht erzogen.
Dem Priester nur geziemt, daß er euch Beichte sitzt."
Ein junges Nönnchen war dem alten Brauch gewogen,
Und sagt: „Ich liebe nicht dergleichen Neuerung;
Mein Beichtiger ist mir schon gut genung."

Christian Fürchtegott Gellert.



Unter allen literarischen Erscheinungen aus der ersten Hälfte des Zeitraums sind die „Fabeln und Erzählungen" von **Christian Fürchtegott Gellert** ohne Vergleich die wichtigste und einflußreichste. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß durch sie die Gattung eine Zeitlang beinahe ausschließlich vorherrschend wurde und sie daher einen weitgreifenden Einfluß auf die fernere Entwickelung der Literatur ausübten, sie haben für uns darin ihre vorzüglichste Bedeutung, daß sich in ihnen der demokratische Charakter der Zeit am ersten und wirkungsvollsten ausdrückte, daß sie vorzugsweise das Buch wurden, durch welches sich die neue Kunst entschieden an das Volk anlehnte, durch welches das Volk in die geistige Bewegung aufgenommen wurde. Ohne Zweifel hat Hagedorn ein weitaus größeres Talent, allein er denkt bei seinen Dichtungen nicht an das Volk, sondern nur an die gebildete Gesellschaft; Gellert hat von dieser nur den gebildeteren Ton sich angeeignet, aber für sie zu dichten, kam ihm nicht in den Sinn. Wie er durch seine geistlichen Lieder das religiös moralische Gefühl des Volks kräftigen wollte, so wollte er durch seine Fabeln die praktisch moralische Anschauung desselben veredeln. Es ließe sich aus seinen Fabeln und Erzählungen ein vollständiger Kurs der praktischen Moral herstellen, denn es ist kaum ein Verhältniß des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, das er nicht in denselben behandelt und in seinen Mängeln zur Anschauung gebracht hätte. Weit entfernt aber, großartige Lebensansichten zu predigen, welche nur für bevorzugte Menschen gelten oder in außerordentlichen Lagen ihre Anwendung finden können, begnügt er sich, die einfachsten, den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen entsprechenden Tugenden zu empfehlen, Rechtschaffenheit, Sittenreinheit, Treue, Beschei-

denheit, Geduld, Nachsicht gegen die Fehler Anderer, Verträglichkeit, und vor Allem Klugheit, denn in den niedern, wie in den höhern Ständen, in beschränkten, wie in großen Verhältnissen, im Dorf, wie in der Stadt, im Umgang mit seines Gleichen, wie mit Vornehmen, so lehrt er, kann nur kluges, rücksichtsvolles Benehmen ein zufriedenes Leben gewähren. Man vermeide, den Neid seiner Nachbarn und Genossen zu erregen, man richte sich nach der allgemeinen Sitte, suche nicht vor den Andern zu glänzen; diese und andere ähnliche Lehren sind es vorzüglich, die er einzuprägen sucht. Sie sind, wie man sieht, der täglichen Erfahrung entnommen, es sind Lehren, die seit Jahrhunderten unter dem Volk in der Form von Sprichwörtern wiederholt werden, und eben deshalb fanden die Fabeln so allgemeinen, so bleibenden Anklang. Was sie vortrugen, war ja die von den Vätern ererbte Lebensweisheit, aber sie trugen es in einer neuen, lebenswarmen, Allen zugänglichen, Allen erfreulichen Form vor; sie befriedigten zugleich die Anhänglichkeit an das Alte, wie die Lust am Neuen. So wurden sie bald zum Volksbuche, wie noch kein gelehrter Dichter eines hervorgebracht hatte, sie drangen bis in die untersten Schichten der Gesellschaft und bis in die entlegensten Dörfer. Wenn erzählt wird, daß einst ein Bauer mit einer Klafter Holz vor Gellerts Hause angefahren kam, um dem Dichter seine Dankbarkeit für das Vergnügen zu beweisen, das ihm seine Fabeln gemacht hätten, so hat dieser gewiß nur die Gefühle vieler tausend Andern ausgesprochen. Dieser außerordentliche Erfolg der Fabeln rührte nicht bloß von dem Inhalte her, er hatte seinen Grund auch ganz wesentlich in der Auffassung und Darstellung. Wir haben schon berührt, daß Gellert sich nach Lafontaine bildete; er läugnete dies zwar, und allerdings hat er einigen Grund, sich dagegen zu verwahren, denn er ahmte keineswegs in gewöhnlichem Sinne nach. Er nahm von seinem französischen Vorbilde nur die Behandlungsart im Allgemeinen, in der er später bestärkt wurde, als er die älteren Fabeldichter der Deutschen kennen lernte. Gellert liebt die epische Ausführlichkeit, wie Lafontaine, und wie bei diesem ist auch bei ihm die Erzählung lebhaft, voller Munterkeit und einnehmenden Scherzes, aber da Gellert mit steter und bewußter Rücksicht auf sein eigenes Volk dichtete, so nimmt bei ihm auch Alles einen durchaus deutschen Charakter an, nur hie und da bricht eine Art leichten französischen Spottes durch; beinahe durchgängig bildet ein ächt deutscher Witz oder kräftiger Humor die Grundlage der Erzählung. Auch die Sprache ist durchaus einfach, schlicht, überhaupt so volksthümlich, als sie es zu jener Zeit nur irgend sein konnte, und gerade in dieser Beziehung ist der Einfluß der ältern deutschen Dichter unverkennbar.

1. Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
„Ihr müßt euch", zischt sie ihm ins Ohr,
„Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!"
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
„Ach!" rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Küster kam von ungefehr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht sagen.
„Ach!" hub er endlich seufzend an:
„Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht."
„Nein!" sprach der Mann, „das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht."

2. Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man," fieng er an zu schreyen,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?"
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder." —
„Und von der Lerche?" rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall." —
„Und von der Amsel?" fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort." —
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was", rief er, „spricht man denn von mir?"
„Das", sprach der Staar, „das weis ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir." —
„So will ich", fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen."

3. Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan.
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!

Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
  Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt, und schmählt auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht;
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen!"
  Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.
  Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
  Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die Andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars; sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
  Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dieß kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

4. Der Blinde und der Lahme.

1. Von ungefähr muß einen Blinden
   Ein Lahmer auf der Straße finden,
   Und jener hofft schon freudenvoll,
   Daß ihn der andre leiten soll.

2. „Dir", spricht der Lahme, „beyzustehen?
   Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
   Doch scheints, daß du zu einer Last
   Noch sehr gesunde Schultern hast.

3. Entschließe dich, mich fortzutragen,
   So will ich dir die Stege sagen:
   So wird dein starker Fuß mein Bein,
   Mein helles Auge deines seyn."

4. Der Lahme hängt mit seinen Krücken
   Sich auf des Blinden breiten Rücken.
   Vereint wirkt also dieses Paar,
   Was einzeln keinem möglich war.

5. Du hast das nicht, was andre haben,
   Und andern mangeln deine Gaben;
   Aus dieser Unvollkommenheit
   Entspringet die Geselligkeit.

6. Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
   Die die Natur für mich erwählte:
   So würd er nur für sich allein,
   Und nicht für mich bekümmert seyn.

7. Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
   Der Vortheil, den sie dir versagen,
   Und jenem schenken, wird gemein,
   Wir dürfen nur gefällig seyn.

5. Der Proceß.

„Ja, ja, Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben."
  „Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rein,
Der sollte, meynt ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."
  „Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit —"
  Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.
  Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr!" fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rein,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr", fuhr er fort, „Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden."
  „Kein Mensch", versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, seit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren."
Glimpf reutet fort. „Herr!" ruft ihm Kunz noch nach
„Ich halte, was ich euch versprach."
  Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schworen insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
  Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht:
Ich weis zwar wenig von dem Rechte;

Doch, im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzubringen;
„Doch —"
„Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen."
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
„O!" ruft er, „lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

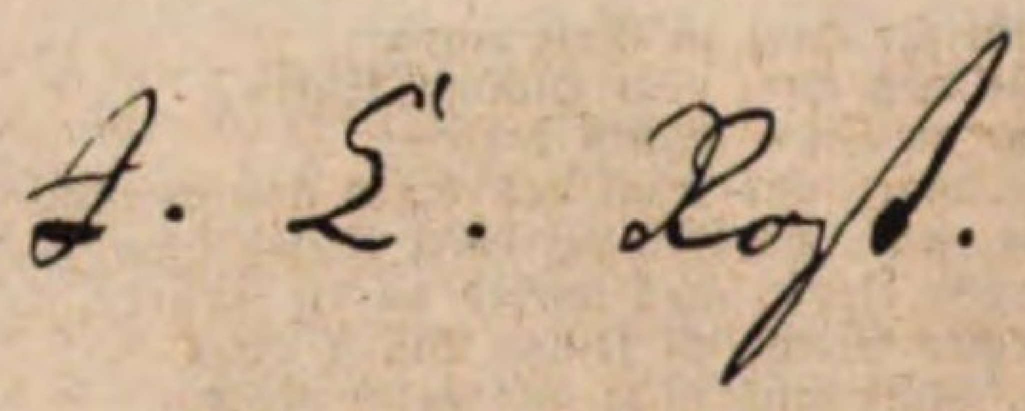
6. Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
„Sohn!" fieng er an, „mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon."
Der Sohn erschrack und stutzte lange.
„Ach Vater!" hub er an, „wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?"
„Er?" fiel der Vater ihm ins Wort,
„Für Görgen ist mir gar nicht bange!
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort."

7. Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der Andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den Andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodtneid! War ers nicht?
Nein. Dieser sang: „Verwahrt das Feuer und das Licht;"
Allein so sang der Andre nicht.
Er sang: „Bewahrt das Feuer und das Licht!"
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid im Singen zänkisch banden;
Aus dem verwahrt und dem bewahrt,
War Spott, Verachtung, Haß und Rach, und Wuth entstanden.
Die Wächter, hör ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Johann Christoph Rost.

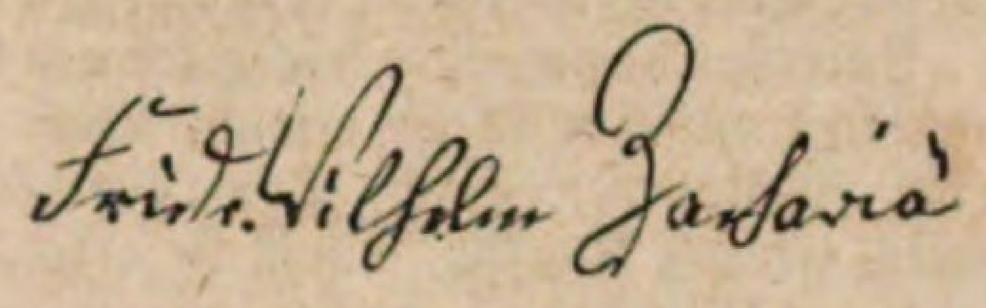


Johann Christoph Rost, geb. den 7. April 1717 zu Leipzig, besuchte die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich dem Studium der Rechte widmete, aber sich zugleich mit großer Vorliebe mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften beschäftigte. Zuerst an Gottsched sich anschließend, befreite er sich bald von dessen Einfluß und wurde später sogar einer seiner gefährlichsten Gegner. Da er in seinem Vaterlande zu keiner Anstellung gelangen konnte, wendete er sich 1740 nach Berlin, wo er auf Gottscheds Empfehlung als Redactor der gelehrten Artikel in der Haudeschen Zeitung Beschäftigung und Erwerb fand; doch kehrte er schon nach einem Jahre nach Sachsen zurück, worauf ihn der bekannte Graf von Brühl im J. 1744 zu seinem Secretär und Bibliothekar wählte, in welcher Stellung er bis zum J. 1760 verblieb, wo er das einträgliche Amt eines Obersteuersecretärs zu Dresden erhielt. Er starb im J. 1765 im 48. Jahre seines Alters.

Rost stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung, zunächst mit Gottsched, dessen Vorlesungen er eine Zeitlang fleißig besuchte, später mit Bodmer, der das Talent des jungen Mannes um so höher schätzte, als er es gegen den kritischen Feind anwendete, dann auch mit Liscow. Am nächsten stand er mit den Dichtern der Sächsischen Schule; so mit Gärtner, dessen Schwester er heirathete, mit Gellert, Rabener und Straube; doch scheinen diese Männer wenig Einfluß auf seine Entwickelung gehabt zu haben; Rost war viel zu lebendig und muthwillig, als daß er sich der gehaltenen, aber auch oft schwerfälligen Weise der genannten Männer hätte anschließen können. Schon seine ersten dichterischen Versuche zeigten, wie wenig er sich in den Schranken der künstlerischen und sittlichen Mäßigung halten könne. Die „Schäfererzählungen", welche er im J. 1742 ohne seinen Namen zu Berlin erscheinen ließ, bewegen sich in den sinnlichsten Darstellungen, welche zu nackt und frech sind, als daß sie selbst bei der leichten Sprache und der glücklichen Behandlung des Reims, worin Hagedorn offenbar sein Vorbild war, Wohlgefallen erregen könnten, und mit Recht sagt ein früherer Kritiker von ihnen, daß sie eben so gut ungeschrieben, als ungethan hätten bleiben können, ein Ausspruch, der schon darauf hinweist, daß ihnen auch die höhere poetische Wahrheit fehlt. Auch würde Rost kaum genannt werden, wenn er nur diese schmutzigen Gedichte geschrieben hätte; er erhielt aber durch seine eben so übermäßigen, als mit Rücksicht auf seine Stellung gemeinen Angriffe auf Gottsched in so fern eine gewisse Wichtigkeit, als durch dieselben das Ansehen des früher unbeschränkten Alleinherrschers in Sachen des Geschmacks vollständig vernichtet wurde. Gottsched, der von jeher keinen Widerspruch vertragen konnte und durch jeden Schein von Mißachtung erbittert wurde, fühlte sich außerordentlich beleidigt, als die Neuberin, die ihm bei seiner später ausführlich zu besprechenden Reform des deutschen Theaters an die Hand gegangen war, der Uebersetzung der Voltaire'schen Alzire, welche die Frau Gottsched geschrieben hatte, eine andere, allerdings bessere, von einem gewissen

Stüven vorzog und diese auf das Theater brachte. Er suchte ihm daher auf jegliche Weise zu schaden und bediente sich hiebei nicht immer der redlichsten Mittel. Die Neuberin, die sich bei der Anerkennung ihrer Leistungen sicher fühlte, nahm den Kampf auf, und brachte ihren ehemaligen Gönner sogar auf das Theater; sie führte ein Vorspiel „der allerkostbarste Schatz“ auf, in welchem sie ihn in der Person eines Tadlers dem Gelächter des Publicums Preis gab. Größeres Gewicht aber erhielt dieser Vorfall dadurch, daß Rost ihn zu einem komischen Epos „das Vorspiel“ benutzte (Dresden 1742), welches durch die Schweizer die größtmöglichste Verbreitung erhielt. Das Gedicht hat an sich keinen besondern Werth, doch ist es so gut, als es unter den vorliegenden Umständen nur werden konnte; der Stoff ist im Ganzen recht glücklich benutzt, namentlich aber sind die Charaktere Gottscheds und Schwabe's, so wie ihr gegenseitiges Verhältniß recht gut dargestellt und einzelne Stellen sind recht witzig. Durch dieses „Vorspiel“ wurde das Ansehen Gottscheds auch in weiteren Kreisen untergraben und sein Einfluß auf das deutsche Theater vernichtet. Doch glaubte er selbst noch nicht, daß es so weit gekommen war, und es mußte ihn ein noch stärkerer Schlag treffen, ehe er die angemaßte Herrschaft niederlegte. Im J. 1752 brachte Weisse eine komische Oper, „Der Teufel ist los“, auf das Theater, welche außerordentlichen Beifall fand. Gottsched, der die Opern überhaupt von der Bühne verbannen wollte, hielt diesen Beifall für eine persönliche Beleidigung; er schrieb sogar in der Hitze einen Brief an den Hofbeamten in Dresden, der mit der Leitung der churfürstlichen Lustbarkeiten beauftragt war, um gegen die Wiedereinführung der Opern zu protestiren. Dieser aber, der gerade kein Freund Gottscheds war, ließ dessen Brief in einer großen Menge von Abschriften herumbieten. War der Brief schon seinem Inhalte nach geeignet, Gottscheden lächerlich zu machen, weil er sich darin mit einer Anmaßung aussprach, die zu seiner Stellung in keinem Verhältnisse stand, so trug die durchaus fehlerhafte Sprache desselben (er war französisch geschrieben) noch wesentlich dazu bei, ihn in seiner ganzen Blöße zu zeigen. Ueber die Verbreitung seines Briefes entrüstet, welche er dem Schauspieldirector Koch zuschrieb, demselben, der jene Weissesche Oper „Der Teufel ist los“ hatte aufführen lassen, fing er mit ihm einen Proceß an. Dies gab nun Rosten Veranlassung, eine „Epistel des Teufels an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne“ zu schreiben, in welcher Gottsched auf das Unbarmherzigste gegeißelt und insbesondere seine Denunciation jener Oper als Rache gegen die Frau des Schauspieldirectors dargestellt wurde, die seine Liebesanträge zurückgewiesen habe. Die Epistel hat den Ton der Satyre auf das Beste getroffen, und sie muß schon deshalb genannt werden, weil sie ein gelungener Versuch war, den sogenannten Knittelvers wieder einzuführen, der bei guter Behandlung für mancherlei poetische Darstellungen immer die angemessenste Form bleiben wird *).

Justus Friedrich Wilhelm Zachariä.



Nach mehreren Seiten hin einflußreich, wurde Justus Friedrich Wilhelm Zachariä vorzüglich durch die Behandlung des komischen Epos im Sinne der Engländer und besonders Pope's, seines unmittelbaren Vorbildes, berühmt. Am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen in Thüringen geboren, besuchte er zuerst die Schulen seiner Vaterstadt und bezog im J. 1743 die Hochschule zu Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Seine Liebe zur Dichtkunst, in welcher er schon auf der Schule Versuche gemacht hatte, fand dort vielseitige Nachahmung und Ermunterung; er besuchte Gottscheds Vorlesungen, der sein Talent erkannte, und ihn zur Veröffentlichung seines ersten größeren Gedichts, des „Renommisten“, veranlaßte. Doch schloß er sich schon im J. 1744 an die jungen Männer an, welche die „Bremischen Beiträge“ herausgaben, an denen er lebhaften Antheil nahm. Nachdem er noch im J. 1747 zu Göttingen studirt hatte, wurde er 1748 Hofmeister und 1761 ordentlicher Professor der Dichtkunst am Karolinum zu Braunschweig. Nebst diesem Amte besorgte er auch die Herausgabe mehrer Zeitungen, für welche er insbesondere die gelehrten Artikel schrieb, und er erwarb sich überhaupt die Zufriedenheit des Herzogs von Braunschweig in so hohem Grade, daß ihn dieser im J. 1775 zum Kanonikus bei dem St. Cyriaksstifte ernannte. Er starb am 30. Jan. 1777.

Es ist zwar Sitte, wie auf die damaligen Dichter überhaupt, so auch auf Zachariä, mit einer gewissen Geringschätzung herabzublicken; wir würden in dieses Verdammungsurtheil auch selbst dann nicht einstimmen, wenn wir uns auch nicht auf Göthes Ansicht berufen könnten; denn bei allen unverkennbaren Schwächen in den dichterischen Erzeugnissen Zachariäs finden sich manche treffliche Seiten, die alles Lobes werth sind, abgesehen davon, daß ihm als einem der Begründer der neueren deutschen Poesie bleibende Anerkennung nicht versagt werden kann. Es ist für den Ruhm Zachariäs ein wahres Unglück, daß er seinen besten Stoff bearbeitete, als er noch zu jung war und noch nicht die gehörige Entwickelung erreicht hatte, um ihn selbstständig behandeln zu können, und daß sich ihm später, als er geistig kräftiger geworden war und tiefere Einsichten in das Wesen der Kunst gewonnen hatte, kein so glücklicher Stoff mehr darbot. Als er seinen „Renommisten“ dichtete, war er kaum 18 Jahre alt, und es ist begreiflich, daß er sein Vorbild Pope gerade in den Aeußerlichkeiten nachahmte, und wie es zu geschehen pflegt, ihn darin zu überbieten suchte. Pope hatte nämlich, wie wir wissen, in seinem „Lockenraub“ das antike Epos auch darin nachzubilden unternommen, daß er sogenannte Maschinen einführte und als solche jene phantastischen Wesen

*) Rost trieb die Bosheit so weit, Abdrücke dieser Epistel in solcher Weise zu verbreiten, daß Gottsched, der gerade damals eine Reise machte, auf jeder Station, wo er anhielt, ein Exemplar derselben bekam, was seinen Zorn so erregte, daß er sich bei dem Minister Grafen von Brühl, der bald darauf nach Leipzig kam, bitterlich darüber beschwerte. Doch hatte dies nur noch größere Demüthigung zur Folge, da ihn der Graf zwang, ihm die Epistel in Gegenwart Rosts, der, wie wir wissen, sein Secretär war, selbst vorzulesen, und er ihn mit dem trockenen Bescheid entließ, es sei das Beste, sich um solche Possen nicht zu bekümmern.

gebrauchte, welche der pseudonyme Graf von Gabalis (Abbé de Villars) in seinem berühmt gewordenen Buche „Unterhaltungen über die geheimen Wissenschaften" in ironischer Weise erdacht hatte. Zwar waren die „Sylphen", welche Pope auftreten ließ, in ziemlich großer Anzahl, allein sie erhielten dadurch eine gewisse Einheit, daß sie alle einem Oberhaupte „Ariel" unterworfen waren, und zudem erhielten diese Wesen auch gerade durch ihn eine gewisse Körperlichkeit, weil Ariel den Engländern schon aus Shakspeare's „Sommernachtstraum" bekannt war. Zachariä aber führte nicht bloß eine Menge von Sylphen ein, die zu einander in keinem Verhältnisse standen, er fügte ihnen noch nach dem Vorgange der Franzosen eine große Anzahl von rein allegorischen Wesen bei (die Galanterie, den Putz, die Moden, den Kaffeegott, die Schlägerei u. s. w.), wodurch die sinnliche Anschaulichkeit noch weit mehr verloren ging, und überdem hatte diese übergroße Masse solcher Maschinen den nothwendigen, aber sehr nachtheiligen Erfolg, daß die ganze Handlung eigentlich durch sie ausgeführt wurde, und die wirklichen Personen dagegen zu reinen Maschinen herabsanken. Selbst jeder Gedanke, den der Held oder sein Nebenbuhler faßt, wird ihnen auf diese oder jene Weise, meistens aber im Traum, von irgend einem Geist eingeflößt, und so ist namentlich Raufbold, die Hauptperson des Gedichts, nur ein Spielball jener Geister, bald des Renommistengottes Pandur, bald der Galanterie und der Mode, und er unterliegt zuletzt nur deshalb im Zweikampf gegen den galanten Sylvan, weil die „Galanterie" durch glückliche List die Göttin „Schlägerei" für ihren Schützling zu gewinnen weiß.

So unglücklich aber Erfindung und Anlage auch ist, so unverkennbar ist das Talent des Dichters in den Einzelnheiten. Die Charaktere sind so gut gezeichnet, als es bei dem berührten Mängel nur irgend möglich war, und wenn er uns die Zustände des damaligen Lebens im Allgemeinen schildert, so ist er darin durchaus wahr und glücklich*), und es ist, wie Göthe ganz richtig bemerkt, der „Renommist ein schätzbares Document, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt". Darin liegt aber vorzüglich das poetische Verdienst des Gedichts, welches daher stets werthvoll bleiben würde, auch wenn es nicht als eine lebendige Schilderung der damaligen Universitätszustände eine besondere historische Bedeutsamkeit hätte.

Noch viel ärmer in Bezug auf Erfindung sind die „Verwandlungen", in welchen der Pudergott aus Liebe zu Selinden alle seine Nebenbuhler oder diejenigen, welche seiner Liebe sonst im Wege stehen, vermittelst eines Zauberbandes in die verschiedensten Gestalten, zuletzt aus Uebereilung selbst die Geliebte in eine Bildsäule verwandelt. Das Ganze ist eigentlich eine dem Gedanken nach glückliche Satyre auf das damalige Leben der großen Gesellschaft, wie der Dichter an mehren Stellen und namentlich am Schluß deutlich genug ausspricht*); und wenn man es von diesem Gesichtspunkte aus liest, wird man manchen glücklichen Zug finden, allein der Mangel an jeder bedeutenderen und zusammenhängenden Handlung läßt doch kein rechtes Wohlgefallen aufkommen.

Schon mehr im Geiste Pope's ist „das Schnupftuch", in welchem zwar immer noch zu viele Maschinen erscheinen, die jedoch weder die Handlung so ganz allein leiten, noch die Charaktere der handelnden Personen so ganz herabdrücken, wie im „Renommisten". Auch hier machen jedoch die einzelnen Stellen das größte Verdienst des Gedichts aus, und darunter sind manche, die in Frankreich von Mund zu Mund gehen würden, wenn sie in einem französischen Gedichte vorkämen, weil dort ein guter Gedanke, ein glücklicher Witz nicht leicht untergeht, sollte er auch in einem sonst vergessenen Gedichte vorkommen. Auch das „Schnupftuch" schildert uns Zustände des damaligen gesellschaftlichen Lebens und zwar der vornehmen Welt; wenn diese Zustände kleinlich, die Schilderungen langweilig, die Begebenheiten kindisch erscheinen, so ist die Schuld nicht dem Dichter, sondern der Erbärmlichkeit jener vornehmen Welt zuzuschreiben, die freilich von der englischen aristokratischen Gesellschaft, wie sie uns Pope schildert, so absticht, wie das deutsche politische Leben von dem englischen.

Zachariä hatte schon bei Bearbeitung des „Schnupftuchs" gefühlt, wie unkünstlerisch der zu häufige Gebrauch der geisterhaften Wesen und namentlich der allegorischen Personen sei, und hat sogar, Voltairen und auch wohl sich selbst verspottend, eine sehr richtige Bemerkung hierüber gemacht**); daher hat er in seinen späteren Gedichten, dem „Phaeton" und „Murner in der Hölle", diesen Fehler zu vermeiden gesucht, und es ist namentlich das erste in Bezug auf Anlage und Entwickelung des Plans seinen frühern weit vorzuziehen. Dieser ist übrigens sehr einfach, ja man könnte wohl sagen unbedeutend: Diana, die Tochter des Obersten Tromm, erschmeichelt sich von ihrem Vater, den sie durch ein gutes Mittagessen in gute Laune gebracht hat, die Erlaubniß, an ihrem Geburtstage ohne Begleitung in dem Phaeton fahren und sich die Pferde selbst auslesen zu dürfen. Der „Neid", eifersüchtig, daß die schöne Jungfrau auch den Ruhm gewinnen solle, wilde muthige Rosse zu bändigen, erscheint unter der Gestalt einer Sylphe dem Baron, dem treuesten Verehrer der Gräfin, und stachelt ihn

---

*) Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh',
Zur Arbeit gieng der Mann, die Dame trank Caffee;
Die Schöne mahlte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Liljen blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt' es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.

*) Dies Band verwandelte doch nie das ganze Wesen,
Die Seelen blieben noch das, was sie sonst gewesen:
Der Stutzer flattert noch im Schmetterling herum,
Und Ronald ist auch noch im Haubenstocke dumm;
Ein Charamund buhlt noch so gut, wie sonst, im Winde;
Selinde bleibet auch im Marmor noch Selinde;
Die Schöne, welche stolz und schön und fühllos war,
Stellt die Verwandlung auch stolz, schön und fühllos dar.

**) „O Zwietracht, hilf mir itzt zu deiner eignen Ehre!
Ich brauche dich itzo so nöthig als Voltaire:
Sein Lied wär ohne dich vom Wunderbaren leer.
Wie oftmals jaget er dich über Land und Meer
Um eine Kleinigkeit, und macht dich so geringe,
Wie eine Botenfrau. Doch hier thu Wunderdinge!
Es ist im Heldenlied von Alters hergebracht;
Daß man aus etwas nichts, und aus nichts etwas macht.
Hier wird ein Hauch zum Sturm, ein Fluch zum Donnerwetter,
Und unter unsrer Macht stehn Satane und Götter."
(2, 181 ff.)

an, sich ihrer Absicht zu widersetzen, und spritzte „von seinem verderbenden Gifte ein paar Tropfen ins Futter der sonst gehorsamen Hengste", daß diese wilder wurden, als sonst. Auf Bitten des Vaters und des herbeieilenden Barons erlaubt Diana diesem, sich zu ihr in den Phaeton zu setzen, doch bleibt sie bei ihrem Entschlusse, selbst die muthigen Rosse zu lenken. Muthig fährt sie davon, aber beim nahen See läßt sie sich von den süßen Gesängen einer Wassernixe verleiten, an das Ufer hin zu fahren, das Gift, das der Neid den Hengsten eingeflößt, fängt an zu wirken, der Neid schreckt sie; umsonst sucht sie der Baron zum Stehen zu bringen; am Ufer bricht ein Rad, der Phaeton fällt um und die Gräfin stürzt in den See. Der Jüngling aber springt ihr muthig nach und es gelingt ihm, die Geliebte zu retten, ehe die Nixe ihre Beute erhaschen kann. Die Hand der Gräfin ward ihm zum Lohne. — So einfach dieser Plan ist, so ist das Gedicht schon wegen der großen Mäßigkeit in dem Gebrauche der Maschinen den früheren weit vorzuziehen; es treten Handlungen und Charaktere selbstständiger hervor und gewinnen dadurch mehr Leben und Wahrheit. Auch in der Ausführung verdient das Gedicht alles Lob. Die Wahl des Hexameters statt des früheren Alexandriners ist ein Vorzug, den übrigens auch der „Murner in der Hölle" hat; ein anderer ist, daß der Dichter uns ächt deutsche Sitten und Verhältnisse darstellt, das Leben und Treiben eines Landedelmanns und seiner Hausgenossen, bei denen der Einfluß der fremden Bildung nur äußerlich ist und auch da oft ganz zurückgedrängt erscheint, während im „Schnupftuch" die ganz französisirte vornehme Welt dargestellt wird. Dadurch ist „der Phaeton" zum glücklichen Vorläufer der spätern epischen Gedichte geworden, welche uns, wie die „Luise" von Voß, „Hermann und Dorothea" von Göthe, andere Zustände des deutschen Lebens vorführen, und in der Schilderung der einzelnen Verhältnisse ist er oft eben so glücklich als Voß.

Von Zachariäs Versuchen in dem ernsthaften Epos und dem beschreibenden Gedicht haben wir schon oben das Nöthige erwähnt (S. 563 u. 565); hier bleibt uns nur noch, einige Worte über seine kleineren epischen Dichtungen zu sagen, die er unter dem Titel „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier" zuerst im J. 1771 zu Braunschweig herausgab. Diese Gedichte sind schon deshalb werthvoll, weil sie auf den trefflichen, beinahe ganz vergessenen ältern Dichter (S. 80) wieder aufmerksam machten, dessen tüchtige Manier er mit großem Glück nachbildete. Wie in den größeren Gedichten, so sind auch in diesen kleineren Erzählungen die einzelnen Zustände und Verhältnisse mit poetischem Talente und großer sinnlichen Anschaulichkeit dargestellt, auch herrscht in ihnen der heitere und ächtkomische Sinn, der überhaupt eine von den wesentlichsten Eigenschaften des Dichters ist.

Um keines von Zachariäs Verdiensten um die deutsche Literatur zu vergessen, erwähnen wir schließlich, daß er auch eine sehr lobenswerthe Sammlung von „Auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" (3 Bde. 8. Braunschweig 1766—1778) herausgab, und mit für jene Zeit sehr brauchbaren historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen begleitete.

Aus dem „Renommisten". (1. Gesang.)

Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab;
Mit Keichen stolperte der Pferde müder Trab,
Doch jagten sie zuletzt, den Weg sich zu verkürzen,
Daß Thetis zitterte, ihr Phöbus möchte stürzen;
Als auf dem müden Gaul ein jenischer Student
Im stolpernden Galop durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll innrer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen konnten, schaute.
Es war ein Renommist, und Raufbold hieß der Held:
Er floh als Märtyrer aus seiner jenschen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwerd zu tragen,
Oft für die Freyheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll oft zu thun auf armer Schnurren Wacht.
Als Hospes war er oft des Bachus erster Priester,
Und ein gebohrner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List:
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Er sprach nie ohne Fluch, und sprach von nichts als Morden,
Und doch hat Don Quichot von seinem Ritterorden
So prächtig nicht gedacht, als er von seinem Amt,
Das ihm, von Held zu Held erhalten, zugestammt.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen;
Ein kriegrisch Feuer brannt in seinem wilden Busen.
Zum Corporal gemacht, und nicht zum Musensohn,
Sprach er den Gratien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streit vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegiret.
„O Jena!" ruft er aus, „dein Ansehn ist dahin,
Und deine Freyheit fällt, da ich nun nicht mehr bin!"
Er schwang sich auf sein Pferd, und zwanzig Creditoren
Sahn ihn zu spät entfliehn, und ihren Raub verlohren.

Da wo die Pleiße sich mit krummen Fluthen schlingt,
Und manches bunte Schiff auf frohe Dörfer bringt,
Liegt eine stolze Stadt, die hoch die Dächer zeiget,
Groß durch die Musen prangt, und durch den Handel steiget:
Von der nahm Raufbold schon der Thürme Spitzen wahr.
Schornsteine schimmerten gleich weißer Lämmer Schaar;
Die Pracht kam nach und nach von einzeln Häusern nahe,
Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze sahe.
Ein Spornstich und ein Fluch beflügelten sein Roß;
Der großen Peitsche Knall und mancher Ribbenstoß
Jagt es mit Schäumen fort, und fast im Augenblicke
Fliehn ganze Gegenden im schnellen Lauf zurücke.
Es war ein jenisch Pferd; es flog mehr, als es lief:
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reuter zum Ergetzen.
Es hieß Calmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Haber und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
Verlangt es Bier und Brod, und konnte Brandwein saufen.
Sechs Meilen war es schon in schnellem Trott gerennt;
Die Mähne flatterte, vom Südwind oft zertrennt;
Es wieherte vor Lust; als es in seinem Traben
Auf einmal stutzig wird; es setzt durch Busch und Graben,
Schlägt brausend hinten aus; ein weißer dicker Schaum
Bedeckt in seiner Angst den alten rothen Zaum,
Und schnaubend steht es still. Halt, Raufbold, laß es stehen!
Die Pferde sehen oft, was keine Menschen sehen!
Es steht ein Geist vor ihm, von gnomischer Natur,
Der Renommisten Schutz: sein Name war Pandur.
Er flog oft über ihm mit schwarz berußten Schwingen,
Und stärkte seinen Muth beym Anblick scharfer Klingen.
Da er aus Jena ging, hatt er die dünne Luft
Um ihn herum verdickt in einen dunklen Duft;
Ein Nebel floß um ihn, der ihn dem Blick versteckte,
Damit kein Gläubiger den fernen Weg entdeckte.
Nun sieht er, doch zu spät, das helle Leipzig nah;
Er merkt, daß Raufbolds Blick mit Lust Palläste sah.
„Ha!" dacht er bey sich selbst, „denkst du wohl hier zu bleiben?
Verräther, meine List soll dies schon hintertreiben!
Wie leicht vergäßest du den Renommistenstand,
Und würdest auch ein Narr, gepudert und galant.
Nein, dies erlaub ich nicht!" Er sagts, und lähmt dem Pferde
Den linken Hinterfuß; es stürzt, und fällt zur Erde.
Sogleich springt Raufbold ab, und schreyt voll Rachbegier:
„Auch du noch fällst mir um, du canaljöses Thier?"

Er flucht, und peitschet es mit mörderischen Händen;
Doch es lag, wie es lag, entkräftet, lahm an Lenden.
„O!“ schrie er unmuthsvoll in seiner Peitsche Knall,
„Wärst du, o Bestje, nur in des Philisters Ställ,
Und hätt ich seiner Hand dich erstlich übergeben,
So möchtest du hernach verrecken, oder leben!“
Indem sah ihn Calmuck mit matten Augen an,
Als spräch er: Schone mich, da ich nicht laufen kann.
Zwar Raufbold streichelt ihn, daß er zu stehn begonnte;
Doch war er so geschwächt, daß er kaum schreiten konnte.
Also geht er gespornt lautdonnernd neben her,
Und führt den müden Gaul vom Mantelsacke schwer.
Die Stiefeln drücken ihn, doch muß er sich bequemen,
Bis dicht an Leipzigs Thor den Weg zu Fuß zu nehmen.
Hier sieht zuletzt Pandur, daß sich sein Hannibal
Trotz aller seiner List und trotz Calmuckens Fall
Nach Capua doch wagt; er heilet auf der Brücke
Calmuckens lahmen Fuß und flucht auf das Geschicke.
Doch Raufbold setzt sich auf, sprengt muthig durch das Thor,
Legt sich wie ein Husar mit halbem Leibe vor,
Und spornt Calmucken an, der in der Angst es wagte,
Und voll Verzweifelung mit ihm durch Leipzig jagte.
Der wilden Peitsche Knall betäubt die Straße ganz.
Die Schatten herrschten schon; doch der Laternen Glanz
War an den Wänden hier, was dort an Himmelssphären
Bestralte Welten sind, die Dunst und Nacht verklären.
Zum Blauen Hecht trug ihn Calmucks geschwinder Lauf.
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
„Armseelger!“ ruft er aus, „in Leipzig bist du nun?
Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man fast nicht weis, daß Bursche Degen tragen?
O! wie beseufz ich nicht mein widriges Geschick,
Denk ich, mein Jena, noch an deine Lust zurück!
O Schicksal, wär' es doch dein mir geneigtrer Wille,
Doch Schnurren, doch Pedell —“ Hier schwieg er plötzlich stille,
Und warf sein schweres Haupt in seine tapfre Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der Wand.
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geschärften Stal,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreymal.
Aus dem zerritzten Gips schlug funkenreicher Schimmer,
Und wütend schleudert er ihn in das öde Zimmer.
Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein:
Ihr Angesicht erblaßt bey seines Degens Schein.
„Befehlen Sie etwas?“ — Er sprach mit wilden Mienen:
„Kennst du die Krone wohl?“ — Sie sagt: „Mein Herr, zu dienen!“
„So geh dahin!“ fuhr er mit rauhem Basse fort,
„Und bringe dies Billjet an den bestimmten Ort.
Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen:
Ich bin incognito! Sey stumm bey ihren Fragen.“
Sie eilt mit Schrecken fort. Die Stimme, die es sprach,
Ließ in der feigen Brust ein still Entsetzen nach.
Doch die Gesandtschaft schien ihr angenehm und wichtig:
Die alte Iris ward zum erstenmale flüchtig;
Zum erstenmal verlor der jüngferliche Gang,
Bey Eil und Dämmerung, den affektirten Zwang.
An drey Jenenser war die Einladung gerichtet;
Sie waren alle drey als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein festes Freundschaftsband:
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommistenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der jenschen Freyheit Bild.
Wer sich nur unterstund, sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
Ihr Stichblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
War wie Medusens Schild, der mit dem Ansehn schreckt;
Ein Stichblatt eigentlich, in Noth ein Suppenteller;
Und wer es sah, ging auch im panschen Schrecken schneller.
Bey ihnen hieß vergnügt so viel, als wild und toll.
Drey Lasen waren stets von Wurzner Nasse voll.
Ihr Singen war ein Schreyn, und ihre Freude Raufen;
Sie haßten Buch und Fleiß und ihr Beruf war Saufen.
In jenscher Lebensart traf sie das Mädchen an:
Sie opferten mit Schreyn dem Bachus und Vulkan,
Und saßen hoch und stolz, gleich unterirdschen Göttern,
Bey einer Fluth von Bier in Wolken und in Wettern.
Ein jeder las erstaunt, und jeder fragt und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich halb taumelnd und verdrossen
In ihren Oberrock und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf: „Wie? Bruder, seh ich recht?“
Sogleich sprang jeder zu. „Ja, Bruder!“ schrie ein jeder,
„Der Teufel hole mich! er ist's! wir sehn ihn wieder!“
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Bart,
Und jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
„Kerl!“ sprach zuletzt von Torf, „wie kömmst du angezogen?
Die Manichäer sind gewiß von dir betrogen!
Du bist ein Teufelskerl! So manchen armen Tropf
Prellt und beziehet schon dein canaljöser Kopf.
Doch du bist relegirt, ich wollte wohl drauf schwören:
Mich dünkt, das Vögelchen hab ich schon singen hören.
Doch sage mir, warum liegt alles um dich her?
Warum der Degen bloß? was soll dies Mordgewehr?“
Er schwieg, und Raufbold sprach: „Laßt euch zusammen nieder!“
Sie thatens; er fuhr fort: „Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muthger Arm für Jena sich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
Ihr wißt, wie sorgsam ich für unsre Freyheit wachte,
Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
Dafür hab ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr und Ruhm geführt.
Dreymal hatt ich mich nun auf offnem Markt geschlagen,
Und dreymal hatt ich auch den Sieg davon getragen;
Kein andrer war, wie ich, in Stoß und Hiebe schnell;
So kömmt Beelzebub im schielichten Pedell.
Man forderte mich vor, ich mußte höllisch schwitzen,
Ich both zwölf Thaler an: nichts konnte mich beschützen,
Ich sollt, ich mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen,
Zwar hab ich mit Verdruß den dummen Weg genommen,
Allein was war zu thun? Ihr waret alle hier.
Bleib ich nun oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?“
Wie, wenn ein großes Volk von Rednern wird beweget,
Sich der zu der Parthey, der zu der andern schläget,
Ein murmelndes Getös die stille Luft durcheilt,
Die Zwietracht drauf das Volk in zwo Partheyen theilt,
Davon die eine will, was jener Mund verneinet,
Bis sich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet;
So war auch hier der Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der eine sprach: „Bleib hier!“ der andre sprach: „Zieh fort!“
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen.
Zuletzt fieng Banner an: „Hört, was mein Anschlag ist!
Herr Bruder, höre zu! Du bist ein Renommist;
Dies ist genug! bleib hier, es wird dich nicht gereuen:
Du kannst den Leipzigern Staub in die Nase streuen.“
„Wie?“ fiel ihm Krach ins Wort, vom Daries gelehrt,
„Dies ist die beste Welt, sie wird nicht umgekehrt.
Zwey Dinge werden wir nie völlig ähnlich finden;
Denn das, was ist, das ist. Wer kann mich überwinden?
Wann unser Raufbold bleibt, so weis ich alles schon,
So ist die ratio sufficiens davon —“
„Pedante!“ rufte Torf, „laß deine magern Schlüsse,
Wär es ein Wunder wohl, daß die Geduld uns risse?
Herr Bruder Raufbold, thu, was dir am klügsten dünkt.
Itzt ist der beste Rath, setzt euch, ihr Narrn und trinkt!“
„Und trinkt, und trinkt!“ schrien auch die andern um die Wette,
„Und sauft, und saufet euch bis morgen in das Bette!“
Sogleich brüllt Raufbold laut: „Schafft Bier!“ Der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Lasen nahm.
Er brachte Bier, Toback, zwo Karten und vier Pfeifen,
Und ein kostbares Stück, ein Paßglas mit zween Greifen,
Zween Vögeln, die so oft die Chroniken geziert,
Und oft im Alterthum mit Rittern Krieg geführt.
Sie zierten dieses Glas, wie sie ein Pfeil verfehlet,
Und sie ein Ritter dann mit seiner Lanz entseelet.
„Nun Brüder!“ rief der Wirth, „zieht eure Jacken aus,
Denn heute geb ich euch den jenschen Abschiedsschmaus.“
Er sagts, und alsobald lag auf dem Nebentische
Stock, Kleider, Handschuh, Hut in seltsamem Gemische.
Er setzt sich obenan, und ruft: „Auf! folget mir!“
Und alsobald füllt er das große Glas mit Bier,
Und säuft dem ersten zu aufs Wohlseyn der Scharmante,
Ein Mädchen, welches er dem Namen nach kaum kannte.
Den Schlüssel von der Thür hielt er dem Zepter gleich

Als Hospes in der Hand, und gab in seinem Reich
Ein heiliges Gesetz, ohn Abziehn auszutrinken.
Oft ließ sein Richterarm den schweren Schlüssel sinken.
Weh dem, der dies Gesetz als ein Rebelle brach!
Wenn er das Donnerwort „pro pöna“ zu ihm sprach,
So mußt ein neuer Strom in seine Kehle fließen,
Sonst stand er in Gefahr, sein Mädchen einzubüßen.
Das Bier bewies die Kraft, der falsche Witz fieng an,
Und alle pralten nun Schandthaten, nicht gethan.
Toback und Saufen macht, daß die sich Freunde nennen,
Die nach dem wilden Schmaus sich oft nicht wieder kennen.
„Mein Seele,“ sprach von Torf, „den Ruhm hat diese Stadt,
Daß sie bey allem Zwang doch schöne Menscher hat!
Ich habe nie mich viel mit ihnen abgegeben,
Allein, ihr Brüder, hoch! und laßt Selinden leben!“
„Vivat Selinde, hoch!“ brüllt tief ihr rauher Schlund;
„Vivat Selinde, hoch!“ schreyt noch einmal ihr Mund,
„Zum dritten male hoch!“ — Das ganze Zimmer schüttert,
Daß auf dem nassen Tisch das grüne Paßglas zittert,
Wie nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerstreit,
Mars, gleich zehntausend Mann, aus Schmerz der Wunde schreyt,
Das ganze Heer erbebt nebst Bergen, Thal und Felsen:
So bebt die Stube hier von vier Studentenhälsen.
Drauf mahlt Torf ihr Gesicht mit solcher Anmuth ab,
Daß eines jeden Fluch ihm brausend Beyfall gab.
Der Renommist versetzt, der insgeheim entbrannte,
„Ich wähle sie hiermit mir selber zur Scharmante.“
„Den Teufel auch!“ sprach Torf, der ungern sie verlohr;
Doch Raufbold schwur alsbald ihm zwanzig Ganze vor.
Torf holte sie nicht nach; die Kraft betrog sein Hoffen,
Und Leipzigs Krone ward den Feigen abgesoffen.
Es steigt zu gleicher Zeit ein schwarzer Tobacksduft
Aus langen Röhren auf, und trübt die dicke Luft.
Die Wirbel drehen sich auf wunderbare Weise,
Wie in Cartesens Luft die länglicht runden Kreise.
Der Wächter singt zwey Uhr. O unbarmherzger Ton!
O neidscher Seigerschlag, warum störst du sie schon!
Doch man gehorcht ihm nicht, und läßt ihn vereiren,
Und seinen Nachtgesang nachspottend nicht vollführen.
Man trank nach altem Brauch mit Schwüren voller Kraft
Auf die Bestätigung der alten Brüderschaft.
Zum Zeichen ewger Treu ward jeder Hut durchstochen,
Und mit Geschrey und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
„Nun Brüder, ist es Zeit! brecht auf, es ist vier Uhr!“
So sprach von Torf, als er von seinem Stuhle fuhr;
„Laßt uns zu Hause gehn, der Schlaf scheint sich zu regen.“
Man taumelt auf, und sucht Stock, Kleider, Hut und Degen.
Doch eh man gänzlich schied, so füllte man das Glas
Noch einmal oben an mit braunem Gerstennaß.
„Es lebe Jena hoch!“ — Torf trank; im Augenblicke
Zertrümmert er das Glas in tausend kleine Stücke.
Krach nimmt den ganzen Rest der Pfeifen in die Hand,
Und schleudert, wie ein Zevs, sie krachend an die Wand,
Daß der zerbrochne Thon fast alle Winkel füllte,
Und des Zerstörers Wuth erst durch Ruinen stillte.
Ermüdet von Gesang und Saufen und Geschrey,
Gehn die Verwüster nun, und taumeln alle drey,
Mit ungewissem Schritt durch Glas- und Pfeifentrümmer
Bis auf den weiten Markt bei heller Lampen Schimmer.
Sie eilen nun zur Ruh, da Andrer Aug erwacht,
Und rufen brüllend aus: „Herr Bruder, gute Nacht!“



Magnus Gottfried Lichtwer.

Magnus Gottfried Lichtwer, geboren den 30. Jan. 1719 zu Wurzen, erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt, worauf er nach Leipzig ging, um die Rechte zu studiren. Ob er sich gleich schon auf der Schule mit der Poesie beschäftigt hatte, besuchte er doch Gottscheds Vorlesungen nicht, da er seine Zeit beinahe ausschließlich seiner Berufswissenschaft widmete. Nach Vollendung seiner Studien hielt er sich seit 1741 in Dresden auf, zog aber, da ihm jede Aussicht auf Anstellung verschwand, im J. 1743 nach Wittenberg, wo er sich die Würde eines Doctors der Rechte, so wie bald darauf auch die eines Magisters erwarb. Im J. 1747 trat er als Docent auf und erwarb sich durch seine Vorlesungen über verschiedene Theile des Rechts und der Philosophie großen Beifall, doch mußte er wegen seiner schwachen Brust dem ihm lieb gewordenen Beruf entsagen. Um eine ihm schon früher in Quedlinburg zugefallene bedeutende Erbschaft besser verwalten zu können, zog er 1749 nach Halberstadt, wo er bald darauf eine Präbende erhielt, dann als Referendar in den Staatsdienst trat und als solcher solche Geschicklichkeit entwickelte, daß er schon 1752 zum Regierungsrath und bald darauf zum Mitglied der Landesdeputation, 1763 außerdem noch zum Kriminalrath und Konsistorialrath, so wie 1765 zum Vormundschaftsrath ernannt wurde. Er starb am 7. Juli 1783 an den Folgen einer Hämorrhoidalkolik.

Lichtwer ist einer von den wenigen Dichtern der Zeit, welche sich an keine bestimmte Schule oder Richtung anschlossen; auch blieb er von den kritischen Fehden, welche die literarische Welt bewegten, unberührt. Zwar hatte er es zunächst Gottscheden zu verdanken, daß seine poetischen Arbeiten allgemeinere Anerkennung fanden; allein so sehr er sich ihm auch dafür verpflichtet hielt, so wenig ließ er sich dadurch verleiten, sich ihm enger anzuschließen, wenn er auch dessen wirkliche Verdienste gern und offen anerkannte. Daß Lichtwer auch mit Gleim, trotzdem daß beide die nämliche Stadt bewohnten, nicht in näheren Verhältnissen stand, haben wir schon früher erwähnt (S. 466). Stand er aber auch äußerlich dem regen literarischen Verkehr fern, so blieb er doch der fortschreitenden Entwickelung nicht fremd; und seinem ganzen Wesen nach gehört er offenbar zur Sächsischen Schule, mit welcher er Stoffe und Form der Dichtung gemein hat. Von seinem didaktischen Gedichte ist schon die Rede gewesen (S. 547); unter seinen nicht zahlreichen lyrischen Poesien sind einige recht gelungene Stücke, und es ist wohl zu bedauern,

daß der Herausgeber seiner Schriften (Halberst. 1828) nicht mehrere auffinden konnte. Seinen Ruf begründete Lichtwer aber durch seine „Fabeln", die er zuerst ohne seinen Namen herausgab (Lpz. 1748). Dieselben blieben eine Zeitlang ganz unbeachtet, bis sie endlich Gottsched lobend erwähnte, und auch andere Freunde der Dichtkunst auf sie aufmerksam machte. Als eine zweite, beinahe ganz unveränderte Auflage erschien (Berl. 1758), erhielten sie dagegen von der Kritik vielseitige Beachtung und namentlich unterwarf sie Mendelssohn in der „Bibl. der schönen Wissenschaften" einer gründlichen Prüfung, in welcher er zeigte, daß bei einer großen Anzahl von ganz vortrefflichen in Form und Gehalt gleich ausgezeichneten Stücken auch viele des Dichters unwürdige Fabeln anzutreffen, und daß viele andere durch einzelne bedeutende Mängel verunstaltet würden. Ramler, der seinem Drange nicht widerstehen konnte, das Unvollkommene zu verbessern, wo er es antraf, sobald sich daraus etwas Tüchtiges gewinnen ließ, veranstaltete nun eine dritte Ausgabe (Greifsw. u. Lpz. 1761), in welcher er alle ganz schlechten Stücke ausgeschieden, die Mängel der besseren entfernt, die ganz guten dagegen unberührt gelassen hatte. Dies war freilich ein allzukühner Eingriff in die Rechte des Verfassers, der sich auch dadurch in hohem Maße beleidigt fühlte, und seine Entrüstung in der Vorrede zu einer neuen Auflage, die er nun selbst veranstaltete (Berl. 1762), in der bittersten Weise aussprach. Obgleich er darin dem unbefugten Herausgeber alle kritische und dichterische Einsicht absprach, so zeigte er doch durch die That, daß er im Grunde dessen Beurtheilung für richtig anerkannt habe, da er alle die Fabeln, welche Ramler ausgeschieden hatte, vollständig veränderte, und auch die umgestaltet hatte, welche von jenem verbessert worden waren. Freilich verwarf er seinerseits die Ramlerischen Verbesserungen und es ist kein Zweifel, daß seine neue Bearbeitung vor jener den Vorzug unbedingt verdient, allein ohne dieselbe würde Lichtwer wahrscheinlich die Umgestaltung seiner Fabeln nicht vorgenommen haben, und so verdient Ramler dafür unsern Dank, so tadelnswerth auch sein Unternehmen an sich war.

Lichtwers Fabeln zerfallen in 4 Bücher von je 25 Stücken, die ihnen vorgesetzten gereimten Vorreden ungerechnet, in denen der Dichter seine Ansichten von dem Wesen und der Behandlungsart der Fabel ausspricht. Wie die übrigen Dichter der Zeit unterscheidet er Fabel und Erzählung nicht, ja es sind sogar manche Stücke reine Allegorieen (1). Es ist unverkennbar, daß er seinen deutschen Vorgängern, so wie den Franzosen in Auffassung und Darstellungsweise nachgestrebt hat, was insbesondere aus der epischen Entfaltung hervorgeht, die er seinen meisten Fabeln gibt; allein nichts desto weniger zeigt er im Ganzen eine anerkennungswerthe Selbstständigkeit und besonders ist er reich an eigenen Erfindungen. Seine Darstellung ist lebhaft und unterhaltend, der Ausdruck kräftig und wahr, dabei ungesucht und einfach, der gewöhnlichen Rede angemessen, ohne in das Niedrige oder Gemeine zu verfallen *). Reich an sinnvollen oder witzigen Einfällen haben seine meisten Fabeln und Erzählungen einen scherzhaften oder komischen Charakter, selbst da wo die zu Grunde liegende Moral den tiefsten Ernst beurkundet; es deckt, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „der Fabel Zucker oft eine bittre Lehre". Lichtwers Hauptverdienst besteht aber darin, daß seine meisten Erfindungen dem wirklichen Leben entnommen sind oder auf demselben beruhen, er hat sie nicht erst mühsam aufgesucht, um an ihnen diese oder jene Moral zu versinnlichen; man sieht es ihnen vielmehr an (und dies gilt nicht bloß von den Erzählungen, sondern auch von den eigentlichen Fabeln), daß ihnen eine wirkliche Lebenserfahrung zum Grunde liegt, welche er dichterisch verarbeitet hat, weshalb ihm auch wohl begegnet, daß die Lehre, die er aus der erzählten Begebenheit herleitet, nicht besonders angemessen ist (5), was gewiß nicht der Fall sein würde, wenn er die Begebenheit für eine bestimmte Moral erst erfunden hätte.

*) „Die Muse, die ihn führt, haßt Stolz und Niedrigkeit, Strotzt nicht von Flittergold und trägt kein Lumpenkleid." (Gereimte Vorrede zum 3. Buch.)

1. Die Laster und die Strafe.

1. Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

2. Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

3. Itzt sahn sie ungefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

4. Du holst uns diesmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein: doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

2. Der Vater und die drey Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh erworbnen Segen
Selbst unter die drey Söhne gleich.
„Ein Diamant ists", sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat."
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun,
Drey Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der Aelteste der Brüder:
„Hört! es vertraut ein fremder Mann
Sein Guth ohn eingen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?"
„Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen.
Denn ehrlich seyn heißt uns die Pflicht,
Die That ist gut, doch edel nicht."
Der andre sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben."
„Du thatest", sprach der Greis, „mein Kind
Was wir, als Menschen, schuldig sind."
Der jüngste sprach: „Bey seinen Schaafen
War einst mein Feind vest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben stund in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke."
„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein, welch edler Muth!
Wenn man dem Feinde Gutes thut."

3. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise,

Die Freunde liefen Schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: erzähle!"
Was ward da nicht erzählt? „Hört," sprach er einst, „ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,
Eilf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen,
Sie sitzen oft bis in die Nacht,
Beysammen vest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle,
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwey Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammen-hängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren,
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen,
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserey,
Boshafte Freud' und Angst dabey,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich."
„Allein, was ist der Zweck?" so fragten hier die Freunde,
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?"
„Ach nein!" „So suchen sie der Weisen Stein?" „Ihr irrt."
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?"
„Nein!" „So bereun sie alte Sünden?"
„Das ist es alles nicht." „So sind sie gar verwirrt?"
„Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn?" „Sie spielen."

4. Der kleine Töffel.

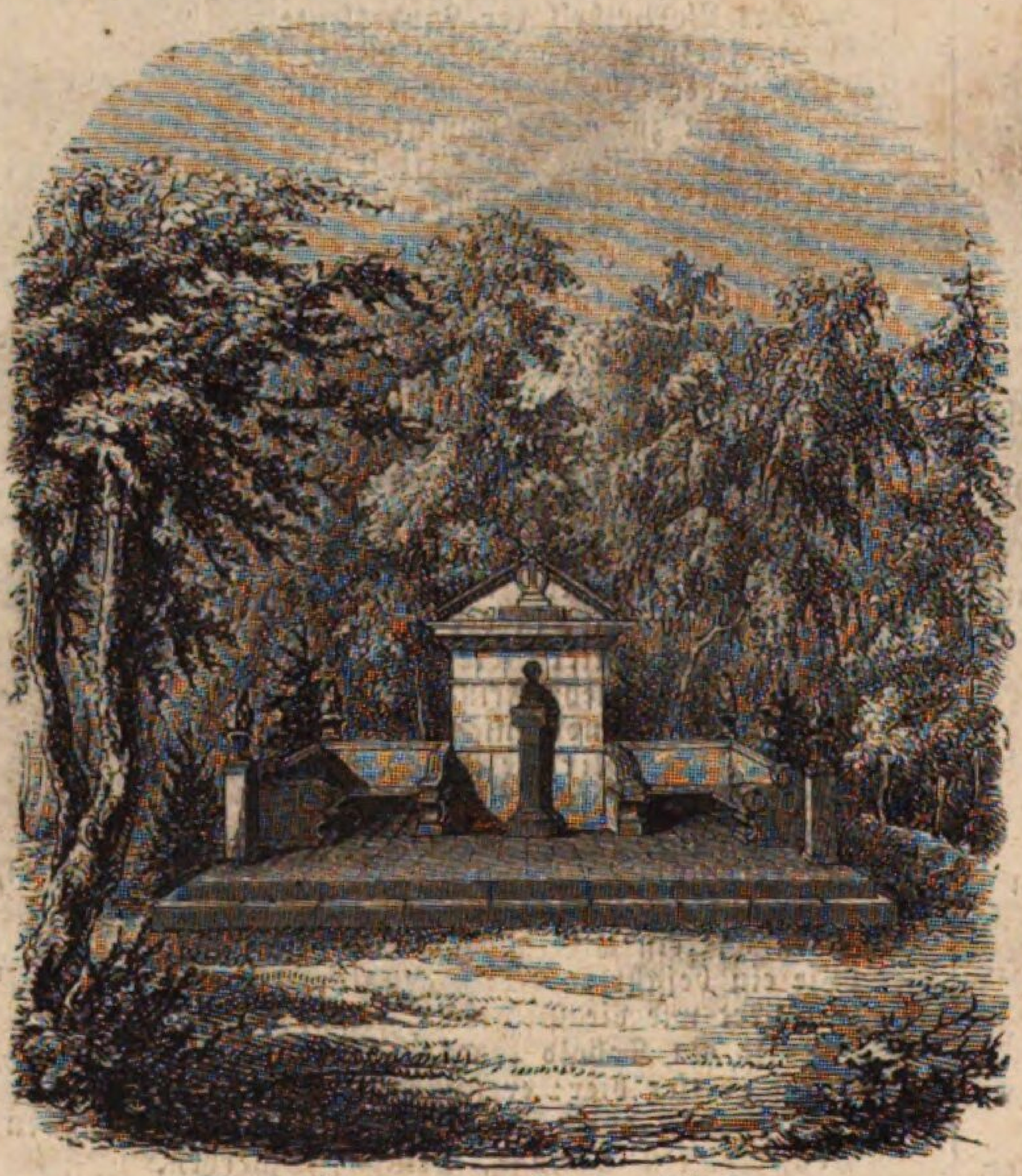
In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freyte wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbey, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drasch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauren
Den kleinen Töffel sehr bedauren.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn: kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreustigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
„Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen."
O das that Töffeln weh, und er beschloß bey sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?" sprach er, „kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Inmittelst ändert sichs, und man verkennet mich."
Gleich gieng er hin, und ward ein Reuter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus.
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wut ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr,
Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: Es sollte Friede seyn.
Da meynt nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
„Je kleiner Töffel! lebt ihr noch?"
Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben:
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

5. Der Kobold.

Die Zeit zermalmet Stahl und Stein,
Thron, Schönheit, Schwerd und Buch zerstiebt durch ihre Feile,
Sie wirft auch Mausoläen ein,
Ihr Zahn vertilgt die Vorurtheile.
Itzt ist nichts unterm Himmel leer,
Itzt darf die Erde sich, trotz Ketzermachern, drehen,
Itzt schmäucht man keine Hexen mehr,
Itzt kann ich ohne Furcht auf Gegenfüßlern stehen.
Ich lobe mir die Zeit, in der wir itzo sind,
Wenn unsre Väter, wie wir lesen,
Der Eitelkeit mehr Feind gewesen,
So sind wir Kinder nicht so blind.
Als noch der böse Nix die Wöchnerinnen schreckte,
Der Kobold hübsche Mädchens neckte,
Die weiße Frau dem Knecht das Deckebette nahm,
Und der verwünschte Mönch des Nachts zur Köchin kam,
Ließ auch auf einer Burg ein Poltergeist sich sehen,
Klein wie ein Zwerg, von Ansehn alt,
Wie ein bejahrter Greiß gestalt,
Gekleidet wie die Pilgrims gehen.
War je ein Kobold lobenswerth,
So war es dieser hier: er stund für Stall und Heerd,
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonst folgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabey besaß er auch die Kunst zu prophezeyn,
Nie fiel ein Sterbenstag bey seiner Herrschaft ein,
Da man nicht, eh der Fall geschehen,
Den Zwerg in Boy verhüllt gesehen.
So suchte dies Gespenst durch Dienst und guten Rath
Dem Geisterpöbel vorzudringen.
Ich will nur einen Streich besingen,
Den allerklügsten Streich, den je ein Kobold that.
Es sah das Schloß nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefsten Trauer,
Ein abgekrempter Hut, der fast den Mann verbarg,
Ein ungeheurer Flor, der sich nicht enden wollte,
Dies alles wies, daß bald ein Großer sterben sollte.
Die meisten deuteten es auf des Burgherrn Sarg,
Viel riethen auf den Sohn und Erben,
Ja mancher sah sie beyde sterben.
Man rieth sich endlich ungesund;
Indessen starb des Burgherrn Hund.
Hier hörte man den Herrn auf seinen Kobold schmälen:
„Was? willst du einen Hund zu meiner Freundschaft zählen?"
„Nur nicht zu hitzig," rief der Geist,
„Wer ward von dir geküßt, aus deiner Hand gespeist?
Wer lag an deiner Brust? Wer schlief in deinen Armen?
Wer war dein Augentrost, und fand bey dir Erbarmen?
Wer anders, als dein Hund? es fiel mir also ein,
Daß er vielleicht dein Bruder wäre."
Hier schämte sich der Herr. Du, merke dir die Lehre,
Wer Thier als Menschen liebt, der scheint kein Mensch zu seyn.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Wenn auch die Erstlingswerke der Dichter ihre künftige Größe ahnen lassen, und auch wohl die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erregen, so erlangen sie meistens doch nur deshalb Bedeutung, weil sie der erste Schritt zur nachfolgenden Vollendung sind; an sich würden diese Werke meist nur untergeordnete Beachtung verdienen, und wenn ihnen der Dichter keine anderen hätte nachfolgen lassen, würde er vielleicht nebst seinem ersten Versuch ohne Einfluß auf den weiteren Gang der Literatur geblieben sein. Dies läßt sich z. B. von Schiller mit beinahe voller Sicherheit behaupten, und selbst Göthe würde gewiß nicht seinen gewaltigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie gewonnen haben, wenn er nur seinen Werther oder seinen Götz gedichtet hätte, so mächtig er auch schon durch diese wirkte. Man denke sich ihn ohne den Faust, die



Klopstock's Denkmal bei Quedlinburg.

Iphigenie, ohne Hermann und Dorothea, oder den Wilhelm Meister, ohne seine lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte und man wird kein Bedenken tragen auszusprechen, daß er weder so groß dastehen würde, noch einen so folgenreichen Einfluß auf die Entwickelung unserer Literatur hätte ausüben können. Ganz anders verhält es sich mit **Klopstock**, dessen höchste Bedeutung gerade in seinem ersten Dichtungswerke liegt, welches an innerem Werth seinen späteren lyrischen Poesien unbedingt nachsteht. Ja, was den Gegensatz noch greller hervortreten läßt, es war keineswegs der ganze „Messias", der dem Dichter die beinahe ungetheilte Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarb, vielmehr hatte er dieselbe zunächst den drei ersten Gesängen zu verdanken, die er im J. 1748 in den „Bremer Beiträgen" bekannt machte. Auch die zwei folgenden Gesänge, welche drei Jahre später erschienen, wurden mit Freudigkeit begrüßt, und es sprach sich der Wunsch nach baldiger Vollendung des Ganzen eben so allgemein als dringend aus. Zwar war die Begeisterung schon etwas kühler geworden, als der zweite Band (5—10. Ges.) erschien (1755), doch war die Anerkennung immer noch so groß, daß jeder andere Dichter sich davon hätte geschmeichelt fühlen müssen. Dagegen wurde der dritte Band (11—15. Ges.) schon mit einer sehr bedenklichen Höflichkeit aufgenommen (1769), welche bei dem vierten Bande (16—20. Ges.) zur entschiedensten Gleichgültigkeit wurde (1773). So konnte es denn nicht das Gedicht als Ganzes sein, welches jenen ungetheilten und bis dahin unerhörten Beifall hervorrief, nicht die kunstvolle Anordnung und Entfaltung, nicht die interessante Handlung, überhaupt nicht das, was ein Gedicht zu einem wahren Kunstwerke macht; es war vielmehr nur die Wahl des Stoffes an sich, sowie die Wahl der poetischen Gattung, welche Staunen erregte, weil hier zuerst ein deutscher Dichter es wagte, mit den größten Geistern des Alterthums und der neueren Zeit in die Schranken zu treten; es war ferner die eigenthümliche Behandlungsart, durch welche die Ansichten der Schweizer zum erstenmale und sogleich auf glänzende Weise praktisch gerechtfertigt wurden (S. 472); es war ferner die Wahl der metrischen Form, da Klopstock den bisher geltenden Formen des Auslands, insbesondere der Franzosen, eine andere entgegensetzte, welche, obgleich auch fremd, doch keinem mitlebenden Volke angehörte und wenigstens den Schein der Selbstständigkeit darbot, ja dies um so mehr, als kein anderes neueres Volk diese alten Formen nachzubilden vermochte; es war vorzüglich die Sprache, die er mit einer ungeahnten Kürze und Kraft behandelte, und der er einen wahrhaft poetischen Schwung eingehaucht hatte; es war endlich die Trefflichkeit einzelner Stellen und ganzer Abschnitte, durch welche Klopstock sich allerdings in die Reihe der ersten Dichter gestellt hatte.

So war der Beifall, den sich die ersten Gesänge des „Messias" sogleich bei ihrem Erscheinen erwarben, vollkommen gerechtfertigt, und man konnte sich der durch sie hervorgerufenen Begeisterung um so unbedingter hingeben, als man aus dem Anfang einen Schluß auf das Ganze ziehen und die Hoffnung hegen durfte, daß bei dem unverkennbaren Talente des jungen Dichters die Fortsetzung dem Anfang entsprechen, daß auch Plan, Anlage, Anordnung, Entwickelung den höchsten Anforderungen der Kunst genügen würde. Wir wissen freilich, daß es sich damit keineswegs also verhält; aber wenn wir uns des Eindrucks wollen bewußt werden, den der „Messias" auf die Zeitgenossen hervorbrachte, wenn wir verstehen wollen, warum er so gewaltig wirkte und eine neue, an Erfolgen so fruchtbare Epoche bildete, so müssen wir bei der Beurtheilung schlechterdings davon absehen, wie sich das Gedicht in der Folge als Ganzes gestaltet hat. Wollen wir uns aber dagegen erklären, wie es kam, daß die Begeisterung bei jeder Fortsetzung sichtlich abnahm, warum der „Messias", als er vollständig erschienen war, beinahe spurlos vorüberging, so müssen wir denselben in seiner Gesammtheit näher betrachten.

Wir haben oben erwähnt, daß die Wahl der Dichtungsart, zu welcher der „Messias" gehörte, ein Grund der Begeisterung war, mit welcher er aufgenommen wurde; und es ist dies allerdings leicht erklärlich. Seitdem die deutsche Poesie ihre Wiedergeburt begonnen hatte, waren Versuche in den verschiedensten Gattungen gemacht worden; man hatte Fabeln und Erzählungen, anakreontische und andere Lieder, man hatte größere und kleinere Lehrgedichte, beschreibende Poesien, Satyren, man hatte komische Epopöen und sogar Dramen, und man war sogar der behaglichen Ansicht, daß die Deutschen in allen diesen Gattungen den alten und neueren Dichtern ebenbürtig seien; nur das eigentliche Epos war noch nicht bearbeitet worden, und es war gerade diese Gattung, welche nach den zur Herrschaft gelangten Ansichten Bodmers und Breitingers für die höchste gehalten wurde; wenn die Deutschen auch einen Anakreon und sogar mehrere Lafontaine, einen Pope und wohl auch einen Corneille hatten, so fehlte ihnen doch ein Homer und Virgil, es fehlte ihnen ein Milton, auf dessen Gedicht die ganze Aesthetik der Schweizer und ihrer zahlreichen Anhänger beruhte. Mit dem „Messias" war diese Lücke ausgefüllt, denn er kündigte sich ja als ein episches Gedicht an, und man untersuchte nicht lang, ob es in

seiner dereinstigen Vollendung auch wirklich auf den Namen eines solchen würde Anspruch machen können; man zweifelte keinen Augenblick daran, und selbst als Lessing im J. 1751 in einem Aufsatze „Ueber das Heldengedicht der Messias" darauf hindeutete, daß von einem Epos vor dessen Vollendung nicht geurtheilt werden könne, hörte man nicht auf, den „Messias" den größten Schöpfungen aller Zeiten an die Seite zu setzen. Und doch ist es in der That ein Werk, dem aller epischer Geist fehlt. Wir wollen gern zugeben, daß der lange Zeitraum, der zwischen dem Beginn des Gedichts und seiner Beendigung liegt, nachtheiligen Einfluß auf die Arbeit gehabt hat, obgleich dies bei Klopstock jedenfalls weniger der Fall war, als es bei manchem andern Dichter geschehen wäre, weil er in seinen männlichen Jahren den Charakter der Jugendlichkeit vollständig bewahrte; aber diesen Einfluß auch zugegeben, so zeigte er sich zumeist nur in der Ausführung der einzelnen Theile, nicht aber im Plan und in der künstlerischen Gestaltung. Denn der Dichter hatte offenbar von Anfang an keinen streng durchdachten Plan. Im Allgemeinen hatte er wohl die Absicht, die Leidensgeschichte Jesu nebst der Auferstehung und Himmelfahrt nach den Berichten der Evangelisten poetisch darzustellen, und er hatte allerdings auch im Sinne, die Beziehungen Christi zu Gott zu veranschaulichen; allein in der Ausführung überließ er sich dem Zufall, und so erscheint auch die Theilnahme der Engel an den geschilderten Begebenheiten meistens als rein willkürlich. Nur der Widerspruch Satans hat eine innere Begründung, aber der Dichter erfaßt ihn offenbar nicht in der rechten Weise; denn da gerade der Tod Christi die Versöhnung Gottes mit den Menschen herbeiführen sollte, so durfte Satan diesen Tod nicht befördern wollen, er hätte ihm vielmehr entgegenarbeiten müssen, weil er durch denselben ja die Herrschaft der Welt verlor. Daß Klopstock keinen voraus berechneten Plan haben konnte, geht schon daraus hervor, daß es dem Gedicht an künstlerischer Einheit fehlt. Im „Messias" wollte er, wie er selbst in den einleitenden Versen ausspricht, die Erlösung des Menschen durch Christus dichterisch darstellen; das Erlösungswerk lag aber in der Lehre, die Christus den Menschen geoffenbart, und vor Allem in seinem Opfertode, durch welchen er die Versöhnung Gottes mit dem menschlichen Geschlecht vollendete. Auferstehung und Himmelfahrt hängen nur insofern mit dem Erlösungswerk zusammen, als Christus dadurch seine Göttlichkeit beurkundet. Christus mußte aus dem Grabe erstehen und gen Himmel fahren, weil er der Sohn Gottes und selbst Gott war; er mußte es, wenn auch nur damit die Menschen einen unumstößlichen äußeren Beweis von der Wahrheit seiner Lehre und seiner Sendung erhielten; mit dem Erlösungs- und Versöhnungswerk als solchem aber stand weder seine Auferstehung, noch seine Himmelfahrt in nothwendigem Zusammenhange, es war dasselbe durch seinen Opfertod vollendet; und nach der Absicht des Dichters hätte das Leiden Christi nicht nur den Mittelpunkt seines Gedichts bilden, es hätte dasselbe auch mit dem Tode abschließen, oder es hätte die Auferstehung und Himmelfahrt nur in gedrängter Darstellung angereiht werden sollen, wie es selbst die Evangelisten gethan haben, welche doch bei ihrem Zwecke ganz anders hätten verfahren können. In dem „Messias" nimmt die Darstellung des Leidens und des Opfertodes eilf Gesänge, das Uebrige neun Gesänge und nach der Anzahl der Verse sogar die volle Hälfte des Ganzen ein. Dadurch geht die höhere Einheit wesentlich verloren und die einzelnen Theile haben kein schönes, künstlerisches Verhältniß.

Der Mangel an epischem Talent zeigt sich noch in zwei andern wesentlichen Punkten. Doch müssen wir, ehe wir dieselben beleuchten, den von dem Dichter gewählten Stoff und dessen Auffassung näher betrachten, weil sich jene Bemerkungen zum großen Theil auf denselben gründen.

Auch die Wahl des Stoffes trug, wie schon erwähnt, ausnehmend viel zur Bewunderung bei, die der Dichter bei seinen Zeitgenossen einärndtete. Die Stimmung der Gebildeten war noch meist religiös; die von Frankreich aus sich verbreitende Aufklärerei hatte noch wenig Boden gewonnen, und wenn sie sich ja hier und da zeigte, fand sie erklärten Widerspruch, so daß der „Messias" selbst für eine Verwahrung gegen jene Ansichten gelten konnte. Auch war durch das Hervorziehen des „Verlornen Paradieses" von Milton die Neigung für die religiöse Dichtung geweckt worden, und der Dichter gewann schon dadurch eine bedeutende Anzahl gewichtiger Stimmen, daß er es wagte, mit dem gepriesenen Britten zu wetteifern. Ob aber der Stoff auch zweckmäßig sei und ob er sich episch gestalten lasse, das wurde um so weniger überlegt, als man auch billiger Weise aus den ersten Gesängen allein hierüber kein sicheres Urtheil fällen konnte. Wenn wir nicht irren, war es Herder, der zuerst auf die unglückliche Wahl des Stoffs aufmerksam machte (in den Briefen über das Studium der Theologie), wobei ihn zwar zunächst theologische oder, wenn man lieber will, religiöse Gründe leiteten, neben denen er aber auch vorübergehend ästhetische anführte. Wir haben hier die religiösen Gründe nicht zu betrachten, die sich der dichterischen Behandlung des Evangeliums entgegenstellen; sie liegen überdies nahe genug; wir müssen uns auf den künstlerischen Standpunkt beschränken. Die Geschichte Jesu ist allerdings von erhabener Größe, aber diese Größe liegt in ihrer göttlichen Einfachheit, einer Einfachheit, die aller dichterischen Behandlung widerstrebt, durch diese vollständig vernichtet wird. Wie wenig Thatsachen berichten uns die Evangelisten, wie arm an Begebenheiten ist das an Wirkung so reiche Leben des Erlösers! Der unbedeutendste Gott der griechischen Mythologie bietet mehr Stoff und äußeren Inhalt dar. Selbst die Wunder, die uns von Christus berichtet werden, tragen den Charakter stiller Größe und wirken gerade dadurch am meisten. Nirgends läßt sich das Geringste hinzufügen, ohne auch dem künstlerischen Eindruck zu schaden. Herder weist dies an einem schlagenden Beispiele nach. „Christus stirbt," sagt er, „und die Erde bebt, die Felsen zerreißen, die Gräber thun sich auf, die Sonne verfinstert sich: das ist groß, das ist göttlich! Warum? es thut die Wirkung, die es thun soll; es erschüttert uns sinnliche, schwache Geschöpfe, es macht Grausen und Erstaunen. Nun lassen Sie einen Engel lange bereit stehen, und auf den Augenblick des Abschieds warten, daß der Stern vor die Sonne rücke (8. Ges. 368 ff.); die große Handlung, dünkt mich, verliert von ihrer Größe; auch alle Physik der Sonne, des Sterns, und der Fortrückung dabei noch ungerechnet."

Der Mangel an Thatsachen und die Unmöglichkeit, die von den Evangelisten angeführten Begebenheiten poetisch zu erweitern, zwang den Dichter, eine andere Reihe von selbst erfundenen Begebenheiten anzuknüpfen, um die epische Ausführung möglich zu machen; dazu zwang ihn auch schon die Art und Weise, wie er den Stoff auffaßte. Da er nämlich die Erlösung von dem streng kirchlichen Gesichtspunkte der Versöhnung Gottes ansah, so mußte er natürlich auch Gott selbst in das Bereich der Darstellung ziehen, er mußte uns in den Himmel versetzen und uns mit den Rathschlüssen der Gottheit bekannt machen. Dies würde er übrigens wahrscheinlich auch ohne die eben angegebenen Gründe gethan haben; denn die herrschende Ansicht von der Kunstgestaltung des Epos und von der Nothwendigkeit sogenannter Maschinen mußte ihn, wie die Dichter der komischen Epopöen, bewegen, übermenschliche Wesen einzuführen, welche gleichsam verkörperte Motive der Handlungen sein sollten. Aber er mußte auch an den nämlichen Hindernissen scheitern, wie jene. Schon Gott selbst, der nun der eigentliche Mittelpunkt und Hebel aller Begebenheiten wurde, widerstrebte der sinnlich anschaulichen Darstellung, wenigstens wie sie der epische Dichter verlangt*); da werden selbst die gewaltigsten Bilder kleinlich, weil sie nur in Zeit und Raum zu fassen sind, aber jede Beschränkung mit dem Begriff der Gottheit im Widerspruch steht. Aehnlich verhält es sich mit der höheren Geisterwelt, welche der Dichter als Mittelglied zwischen Gott und den Menschen einführen mußte; aber wenn man auch diese eher in ein sinnliches Gewand bannen könnte, so würde sich die nämliche Erscheinung wiederholen, die wir bei den komischen Heldengedichten beobachtet haben. Die christliche Welt glaubt zwar an Engel, und die sichtbare Kirche hat diesen Glauben mit allen möglichen Mitteln festzusetzen und zu verbreiten gesucht, die bildende Kunst hat ihn zu ihren Schöpfungen vielfältig benutzt; und demungeachtet haben diese Wesen nicht zu einer bestimmten Individualität gelangen können. Das Wort Engel bezeichnet einen ganz allgemeinen Begriff; denn so viele wir uns ihrer auch denken, stellen wir uns alle durchaus in der nämlichen äußern Erscheinung und mit dem nämlichen Charakter vor; ja selbst die wenigen Engel, denen wir eine abgeschlossene Persönlichkeit zuschreiben und die daher auch besondere Namen haben, unterscheiden sich von den übrigen nur in unwesentlichen Dingen. Es sind die Engel daher für uns in der That eben so wesenlos, als die Sylphen und andere geisterhafte Wesen der komischen Dichter, sie werden, wie diese, zu bloßen Abstractionen oder zu allegorischen Figuren, und so sehr sich der Dichter auch anstrengen mag, dieselben zu individualisiren oder zu persönlichen Gestalten zu bilden, es wird ihm nie gelingen, weil ihm der Stoff fehlt, aus dem er diese Gestaltung herausbilden könnte. Ein großes episches Talent hätte vielleicht dieses Hinderniß wenigstens bis zu einem gewissen Grade besiegen können, wenn er ihnen z. B. bestimmte Wirkungskreise angewiesen hätte, wozu im Alten Testamente mancherlei Andeutungen wären zu finden gewesen, wenn er ihnen einen diesem Wirkungskreise angemessenen Charakter angeschaffen hätte; allein Klopstock besaß dieses Talent nicht. Die Handlungen, die er seinen Engeln anweist, sind stets nur von der allgemeinsten Art, so daß sich in ihnen ein bestimmter Charakter nicht entwickeln kann; sie erscheinen insgemein nur als Boten des Ewigen, und der Dichter braucht sie in diesem Sinne auf eine so übermäßige Weise, daß ganze Gesänge fast aus lauter Gesandtschaften bestehen. So treten die Engel niemals als bestimmte Individuen, als leicht unterscheidbare Gestalten vor uns. Der Mangel an episch bildendem Talent war bei Klopstock so groß, daß er auch seine menschlichen Personen nicht zur festen Individualität zu gestalten vermag. Auch diese sind mehr abstracte, als lebendige Figuren, weil er sie nicht als handelnde, sondern als empfindende Wesen darstellt, weil er nicht ihren Charakter in ihren Handlungen geschildert, sondern ihre Gefühlswelt unmittelbar eröffnet hat, weil er mit einem Worte nicht als epischer, sondern als lyrischer Dichter verfahren ist. „Er zieht," wie Schiller („Ueber naive und sentimentale Dichtung") sehr treffend sagt, „Allem was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." Dies ist so wahr, daß Klopstock selbst solche Thatsachen nicht benutzt, welche die Evangelisten berichten oder doch andeuten; noch weniger benutzt er die Traditionen der Kirche, die oft von großer Wirkung hätten werden können. So läßt er uns nicht ansehen, wie der Messias zum Tode hinausgeführt wird; statt dessen nimmt ihn der Dichter unter den feiernden Kreis der Engel auf den Todeshügel und läßt ihn Gesänge und Reden der Engel und gestorbener Heiligen hören.

Was somit den höchsten Werth eines epischen Gedichts bildet, der glückliche Plan, die künstlerische Anordnung der Begebenheiten, reiche Handlung, die auf einer breiten Grundlage, wo möglich auf dem gesammten Volksleben ruht, sinnliche Anschaulichkeit der Personen, alles dies fehlt dem „Messias" in vollem Maße und wir begreifen, daß ihm eben deshalb der frühere Beifall entging, als er vollendet war und diese wesentlichen Mängel zum Bewußtsein gelangten; und es wird uns in eben demselben Maße klar, daß der ungetheilte Jubel, mit welchem das Gedicht zuerst von der gesammten Nation aufgenommen wurde, in den einzelnen Schönheiten desselben zu suchen ist.

Zunächst war es die Sprache, welche die allgemeine Bewunderung erregte; wir gehen jedoch nicht näher darauf ein, weil dieser Punkt schon früher ausführlich behandelt worden ist (S. 506). Eben so gewaltig wirkten die lyrischen Stellen, welche bei der ganzen Anlage und Behandlungsweise einen wesentlichen Bestandtheil des Gedichts bilden. Denn da er nicht den innern Menschen durch seine Handlungen zur Anschauung bringen, sondern das geistige Leben unmittelbar eröffnen wollte, so mußten Monologe, Reden, Gespräche, Gesänge und überhaupt Gefühlsergießungen jeglicher Art an die Stelle der epischen Erzählung treten, welche überhaupt nur als breiter Rahmen dienen sollte, die lyrischen Ergüsse zu einem Ganzen zu vereinigen, und es ist auch der „Messias" in der That nur als eine

*) Der lyrische Dichter kann den Begriff der Gottheit allerdings bis zu einem gewissen Grade versinnlichen, aber nur in großen, gewaltigen Zügen, die außerordentlich wirksam sein, aber von dem Epiker nicht benutzt werden können, weil sie nur für die schrankenlose Phantasie, nicht aber für die räumliche Anschauung berechnet sind.

Reihe von lyrischen Gedichten anzusehen. In diesen aber zeigt Klopstock seine ganze Größe, und beinahe jeder Gesang gibt uns Anlaß, dieselbe zu bewundern. In allen diesen Stellen finden wir auch diejenige Individualisirung, welche dem lyrischen Gedicht zukommt und von der sinnlichen Veranschaulichung, welche in das Gebiet der epischen Darstellung gehört, wesentlich unterschieden ist. Wenn er auf diese Weise die Empfindungen des Gläubigen, die ruhige Seligkeit des Frommen oder dessen Versenken in die ewige Liebe schildert, wenn er der begeisterten Andacht Worte leiht, wenn er die von Zweifeln gequälte Seele, das verzweifelnde Gewissen, das von Angst gepeitschte Herz darstellt, dann ist er unübertrefflich und wir werden von der Gewalt seiner Worte wie von einem brausenden Sturme fortgerissen.

Man erkennt überall, wo er die Welt der Empfindungen darstellt, den großen lyrischen Dichter, und alle diese Stellen sind in der That nichts Anderes als Oden, oder Hymnen oder Elegien, die, für sich betrachtet, den Eindruck der abgeschlossenen Einheit hinterlassen, wie sie wiederum meistens aus dem Gedicht ausgeschieden werden könnten, ohne daß dieses hiedurch in seinem Wesen Einbuße erlitte. Es ist klar, daß Klopstock in seinem „Messias“ mehr auf das Gemüth, als auf die Anschauung wirken wollte, und eben dies hat ihn auch hier öfters zu der Ueberschwänglichkeit, zu der falschen Sentimentalität verleitet, die wir schon oben (S. 507) erwähnt haben. „Er raffinirt zu viel in Sentiments“, wie schon Wieland bezeichnend gesagt hat (Briefe I, 307), daher sucht er öfters Empfindungen auszudrücken, wo keine sind, und er verfällt dann ins Süßliche und Spielende. Eine Folge davon ist, daß sein Ausdruck oft schwülstig und gesucht, und wiederum häufig gerade an solchen Stellen matt wird, in denen er die größte Wirkung beabsichtigt. Dies ist namentlich der Fall, wenn er die Empfindungen sinnlich anschaulich darstellen will, dann bedient er sich gewisser Bilder, die er immer wiederholt: Alles lächelt und weint und staunt und umarmt sich und wallet und zerfließet, und wir werden unwillkürlich an den Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi erinnert.

Beinahe das Einzige, was in dem „Messias“ an episches Leben erinnert, sind die Gleichnisse, und es ist insbesondere die erste Hälfte reich an trefflichen Stellen dieser Art, während sie in der zweiten immer seltener erscheinen, und zugleich an Leben und Anschaulichkeit verlieren, indem sie meist nicht sowohl innere Gemüthszustände durch äußere, der Natur und der Körperwelt entnommene Bilder versinnlichen, als vielmehr (was übrigens auch hie und da schon in den ersten Gesängen anzutreffen ist) die Erscheinungen des innern, ja selbst des äußern Lebens durch Abstractionen zu erklären suchen. Der dritte und vierte Gesang bieten vorzüglich eine große Anzahl vortrefflicher und wirklich ergreifender Gleichnisse, so wie sie auch in den Reden das oratorische Talent des Dichters beurkunden. Endlich dürfen wir nicht zu bemerken unterlassen, daß Klopstock an einigen, freilich ziemlich seltenen Stellen wahrhaft epischen Geist beurkundet, und namentlich einzelne äußerst glückliche Schilderungen einwebt, die an Wahrheit und Anschaulichkeit kaum übertroffen werden könnten (z. B. III, 613 ff.).

Aus dem „Messias“.

1. Abbadona. (2. Ges. V. 627—830).

Unten am Throne saß einsiedlerisch finster und traurig
Seraph Abdiel Abbadona. Er dachte die Zukunft
Und den Vergang voll Seelenangst. Vor seinem Gesichte,
Das in traurendes Dunkel, in schreckliches, Schwermuth hüllte,
Sah er Qualen gehäuft auf Qualen zur Ewigkeit eingehn.
Jetzo erblickt' er die vorige Zeit; da war er voll Unschuld
Jenes erhabneren Abdiels Freund, so den Tag der Empörung
Eine strahlende That vor Gottes Auge vollführte.
Denn er verließ die Empörer allein, und unüberwindlich;
Kam zu Gott. Mit ihm, dem edelmüthigen Seraph,
War schon Abbadona dem Blick der Feinde Jehovah's
Fast entgangen: doch Satans beflammter rollender Wagen,
Der, zu Triumphen zurück sie zu führen, schnell um sie herkam,
Und der Drommetenden Kriegszuruf, der sie ungestüm einlud,
Und die Heerschaar, jeder vor seiner Götterschaft taumelnd,
Uebermannten sein Herz, und rissen ihn hin zu der Rückkehr.
Hier noch wollt' ihn sein Freund mit Blicken drohender Liebe
Fortzueilen bewegen; allein, von künftiger Gottheit
Trunken, erkannt' Abbadona die vormals mächtigen Blicke
Seines Freundes nicht mehr. Er kam in dem Taumel zu Satan.
Jammernd denkt er, und in sich verhüllt, an diese Geschichte
Seiner heiligen Jugend, und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück. Der Ewige schuf sie auf Einmal.
Damals besprachen sie sich mit angeschaffner Entzückung
Unter einander: „Ach Seraph, was sind wir? Woher, mein Geliebter?
Sahst du zuerst mich? Wie lange bist du? Ach sind wir auch wirklich?
Komm, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkst du?“
Und da kam aus strahlender Fern die Herrlichkeit Gottes
Segnend einher. Sie sahen um sich unzählbare Schaaren
Neuer Unsterblicher wandeln, und wallendes Silbergewölk hob
Sie zu dem Ewigen auf. Sie sahn ihn, und nannten ihn Schöpfer!
Diese Gedanken marterten Abbadona. Seine Auge
Floß von der jammernden Thräne. So floß von Bethlehems Bergen
Rinnendes Blut, da die Säuglinge starben. Er hatte mit Schauer
Satan gehört, doch duldet' ers nicht, und erhub sich zu reden.
Dreymal seufzet' er, eh er sprach. Wie in blutigen Schlachten
Brüder, die sich erwürgten, und, da sie starben, sich kennten,
Neben einander aus röchelnder Brust ohnmächtig seufzen.
Drauf begann er, und sprach: „Ob mir gleich diese Versammlung
Ewig entgegen wird seyn; ich wills nicht achten, und reden!
Reden will ich, damit des Ewigen schweres Gericht nicht
Ueber mich auch komme, wie, Satan! es über dich kam.
Ja, ich hasse dich, Satan! dich hass' ich, du schrecklicher! Mich! mich!
Diesen unsterblichen Geist, den du dem Schöpfer entrissest,
Fordr' er, dein Richter, ewig von dir! Unendliches Wehe
Schrey' in der Abgrundskluft, in der Nacht, der unsterblichen Heerschaar,
Satan! und laut mit dem Donnersturme, sie alle, die, Satan!
Du verführet hast! laut mit des Todes Meere sie alle
Ueber dich! Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!
Gottesleugner! kein Theil an deiner finstern Entschließung,
Gott den Messias zu tödten. Ha, wider wen, du Empörer!
Hast du geredt? Ist es wider den nicht, der, du bekennst es
Selber, wie sehr du dein Schrecken auch übertünchest, dir furchtbar,
Mächtiger ist, als du? O sendet den sterblichen Menschen
Gott, Befreyung vom Elend und Tode; du hältst ihr nicht Obstand!

Und du willst des Messias Leib, den willst du erwürgen?
Kennst du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen Donner
Nicht genug an dieser erhobnen Stirne gebrandmahlt?
Oder kann Gott sich nicht vor uns Ohnmächtigen schützen?
Wir, die zum Tode die Menschen verführeten; wehe mir, wehe!
Ich that's auch! wir wollen uns wider ihren Erlöser
Wüthend erheben? den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
Ja den Pfad zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Oder doch zu der Lindrung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, so vielen vordem vollkommnen Geistern, verwüsten?
Satan! so wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du diese Wohnung der Nacht und der dunkeln Verdammniß
Königlich nennst, so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, zurück von Gott und seinem Messias!"
Grimmiger hört', und geduldlos, und droh'nd den Furchtbaren Satan;
Wollte jetzt von den Höhen des Throns der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern: allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin, er stampft', und erbebte.
Dreymal bebt' er vor Wuth, sah dreymal Abbadona
Ungestüm an und schwieg. Vor Grimm ward dunkel sein Auge,
Ihn zu verachten, ohnmächtig. Mit muthigem Ernste, nicht zornig,
Blieb Abbadona vor ihm, und mit traurendem Angesicht stehen.
Aber Gottes, der Menschen, und Satans Feind, Abramelech,
Sprach: „Aus finstern Wettern will Ich mit dir reden, Verzagter,
Ha! zudonnern sollen dir Ungewitter die Antwort!
Darfst du die Götter schmähn? Darf einer der niedrigsten Geister
Wider Satan, und mich, aus seiner Tiefe sich rüsten?
Wirst du gequält, so wirst du von deinen niedern Gedanken,
Sklav, gequält! Entfleuch, Kleinmüthiger, aus den Bezirken
Unserer Herrschaft, wo Könige sind! entfleuch in die Leere!
Laß dir da vom Allmächtigen Reiche des Jammers erschaffen!
Bringe da die Unsterblichkeit zu. Doch du stürbest wohl lieber!
Stirb denn, vergeh, anbetend, du Sklav, gen Himmel gebücket!
Der du mitten im Himmel für einen Gott dich erkanntest,
Und dem großen Allmächtigen kühn mit flammendem Grimme
Widerstandest, künftiger Schöpfer unzählbarer Welten,
Komm, komm, Satan! wir wollen den kleinen niedrigen Geistern
Unseren furchtbaren Arm durch Unternehmungen zeigen,
Die, wie ein Wetter, auf Einmal sie blenden, und niederschlagen!
Komm! Labyrinthe verborgnerer List, verwirrt zum Verderben,
Zeigen sich mir! Der Tod ist darin. Kein öffnender Ausgang,
Und kein Führer soll ihn den Labyrinthen entreißen.
Aber entflöh er auch unserer List, gäbst, du auf dem Throne,
Uns zu entrinnen, ihm Götterverstand: so sollen in Grimme
Feurige Wetter ihn schnell vor unseren Augen vernichten!
Wie die Wetter, womit wir einst den Geliebteren Gottes,
Seinen glücklichen Job, vor dem Antlitz des Himmels bestritten.
Fleuch, fleuch, Erde, wir kommen mit Tod und Hölle bewaffnet!
Wehe dem, der auf unserer Welt sich wider uns auflehnt!"
Also sprach Abramelech. Nun fiel die ganze Versammlung
Satan auf einmal mit Ungestüm bey. Gleich stürzenden Felsen
Stampft' ihr gewaltiger Fuß, daß die Tiefe darunter erbebte.
Jauchzend erhuben um sich sie, und stolz auf nahe Triumphe,
Fürchterliches Stimmengetös. Das rufte vom Aufgang
Bis zu dem Niedergange. Der Satane ganze Versammlung
Williget ein, den Messias zu tödten! Seitdem Gott schuf, sah
Eine That, wie diese, die Ewigkeit nicht. Ihr Erfinder,
Satan, und Abramelech, voll Rache und grimmiges Tiefsinns,
Stiegen vom Thron. Aus den Stufen kracht's, wie erschüttert der Fels kracht,
Da sie wandelten. Brüllender Zuruf wälzt sich, empöret
Mehr die Empörer, begleitet sie dumpf zu der Pforte des Abgrunds.
Abbadona, (nur er war unbeweglich geblieben)
Folgte von fern: entweder sie noch von der That zu erretten;
Oder ihr Ende, der Ungeheuren, mit anzusehen.
Jetzo nähert er sich mit säumendem Schritte den Engeln,
Welche die Pforte bewachten. Wie war dir, Abbadona,
Da du Abdiel hier, den unüberwindlichen, sahest?
Seufzend schlug er sein Angesicht nieder. Itzt wollt' er zurückgehn,
Wollte jetzo sich nahn, dann wollt' er einsam und traurend
Ins Unermeßliche fliehn; allein noch stand er mit Zittern
Wehmuthsvoll. Nun faßt' er sich ganz auf Einmal zusammen,
Ging auf ihn zu. Ihm schlug sein Herz mit mächtigen Schlägen;
Stille, den Engeln nur weinbare Thränen bedeckten sein Antlitz;
Seufzer aus allen Tiefen des Herzens, langsame Schauer,
Sterbenden selbst unempfindbar, erschütterten Abbadona,
Als er ging. Doch Abdiels ihn frühsehendes Auge
Schaut' unverwandt in die Welt des Schöpfers, dem er getreu blieb;
Aber auf ihn nicht. Der Sonn' in der Jugend, den Frühlingstagen
Gleich, die hinab zu der kaum erschaffenen Erde sich senkten,
Glänzte der Seraph, doch nicht dem traurenden Abbadona.
Der ging fort, und seufzte bey sich verlassen und einsam:
„Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!
Ewig willst du mich ferne von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach weinet um mich! Verblühet, ihr Lauben,
Wo wir mit Innigkeit sprachen von Gott, und unserer Freundschaft!
Himmlische Bäche, versiegt, wo wir in süßer Umarmung
Gottes des Ewigen Lob mit reiner Stimme besangen!
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!"
Hölle, mein finsterer Aufenthalt, und du Mutter der Qualen,
Ewige Nacht, beklag' ihn mit mir! Ein nächtliches Jammern
Steige, wenn Gott mich schreckt, von deinen Bergen herunter.
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!"
Also jammert er, seitwärts gekehrt. Drauf stand er am Eingang
In die Welten. Ihn schreckte der Glanz und die fliegenden Donner
Gegen ihn wandelnder Orione. Er sahe die Welten,
Weil er sich stets, in sein Elend vertieft, in Einsamkeit einschloß,
Seit Jahrhunderten nicht. Er stand betrachtend, und sagte:
„Seliger Eingang, dürft' ich durch dich in die Welten des Schöpfers
Wiederkehren! und nie das Reich der dunkeln Verdammniß
Wieder betreten! Ihr Sonnen, unzählbare Kinder der Schöpfung,
War ich nicht schon, da der Ewige rief, da ihr glänzend hervorgingt,
Heller als ihr, die ihr jetzt aus der Hand des Schöpfers herabkamt?
Und nun steh' ich da verfinstert, verworfen, ein Abscheu
Dieser herrlichen Welt! Und du, o Himmel! Ha, jetzo
Beb' ich erst, da ich dich erblicke! Dort ward ich ein Sünder!
Stand dort wider den Ewigen auf. Du unsterbliche Ruhe,
Meine Gespielin im Thal des Friedens, wo bist du geblieben?
Ach, kaum läßt für dich mein Richter trauriges Staunen
Ueber seine Welten mir zu! O dürft' ich es wagen,
Schöpfer ihn niedersinkend zu nennen, wie gerne wollt' ich
Dann entbehren den liebenden Vaternamen, mit dem ihn
Seine Getreuen, die hohen Engel, kindlicher nennen!
O du Richter der Welt! dir darf ich Verlorner nicht flehen,

Daß du mit einem Blicke mich nur hier im Abgrund ansehst.
Finstrer Gedanke, Gedanke voll Qual! und du wilde Verzweiflung!
Wüthe, Tyrannin, ha wüthe nur fort! Wie bin ich so elend!
Wär' ich nur nicht! Ich fluche dir, Tag, da der Schaffende sagte:
Werde! da er von Osten mit seiner Herrlichkeit ausging!
Ja, dir fluch ich, o Tag, da die neuen Unsterblichen riefen:
Unser Bruder ist auch! Du Mutter unendlicher Qualen,
Warum gebarest du, Ewigkeit, ihn? Und mußt' er ja werden,
Warum ward er nicht finster und traurig, der ewigen Nacht gleich,
Welche mit Ungewitter und Tod vor dem Donnerer herzieht,
Leer von Geschöpfen, belastet vom Zorn und dem Fluche der Gottheit?
Wider wen empörst du dich hier vor dem Auge der Schöpfung,
Lästerer? Sonnen, fallt auf mich her! bedeckt mich, ihr Sterne,
Vor dem grimmigen Zorn deß, der vom Throne der Rache
Ewig als Feind und Richter mich schreckt! Du in deinen Gerichten
Unerbittlicher! ist denn in deiner Ewigkeit künftig
Nichts von Hoffnungen übrig? Ach, wird denn, göttlicher Richter,
Schöpfer, Vater, Erbarmer! — Ach nun verzweifl' ich von neuem,
Denn gelästert hab' ich Jehova! ich nannt' ihn mit Namen,
Heiligen Namen, die nennen kein Sünder darf ohne Versöhner!
Ha, ich entfliehe! Schon rauschet von ihm ein allmächtiger Donner
Durch das Unendliche furchtbar einher! Doch wohin? Ich entfliehe!"
Ruft' es, und eilet, und schaute betäubt in des Leeren Abgrund.
„Schaffe da Feuer, tödtende Glut, die Geister verzehre,
Gott! Verderber! zu furchtbarer Gott in deinen Gerichten!"
Doch er flehte vergebens. Es ward kein tödtendes Feuer.
Darum wendet' er sich, und floh zurück in die Welten.
Endlich stand er ermüdet auf seiner erhabenen Sonne,
Schaute von da in die Tiefen hinab. Dort drängten Gestirne
Andre Gestirne, wie glühende Seen. Ein irrender Erdkreis
Näherte sich, schon dampft' er, und schon war ihm sein Gericht nah.
Auf den stürzete sich Abbadona, mit ihm zu vergehen:
Doch er verging nicht, und senkte, betäubt vom ewigen Kummer,
Wie ein Gebirge weiß von Gebein, wo Menschen sich würgten,
Im Erdbeben versinkt, zu der Erde sich langsam nieder.

2. Judas Ischariot. (3. Ges. V. 533—683.)

Judas Ischariot war, nicht weit von dem stillen Lebbäus,
Der sein Verwandter und Freund war, voll Unruh eingeschlafen.
Aber Satan, der seitwärts in einer verborgenen Höhle
Alles, was die Engel von ihren Jüngern erzählten,
Hatte gehört, brach zürnend hervor, und ließ, voll Gedanken
Zu dem Verderben entflammt, sich über Ischariot nieder.
Also nahet die Pest in mitternächtlicher Stunde
Schlummernden Städten. Es liegt auf ihren verbreiteten Flügeln
An den Mauern der Tod, und haucht verderbende Dünste.
Jetzo liegen die Städte noch ruhig; bey nächtlicher Lampe
Wacht noch der Weise; noch unterreden sich edlere Freunde,
Bey unentheiligtem Wein, in dem Schatten duftender Lauben,
Von der Seele, der Freundschaft und ihrer unsterblichen Dauer!
Aber bald wird der furchtbare Tod sich am Tage des Jammers
Ueber sie breiten, am Tage der Qual und des sterbenden Winselns,
Wenn mit gerungenen Händen die Braut um den Bräutigam wehklagt;
Wenn, nun aller Kinder beraubt, die verzweifelnde Mutter
Wüthend dem Tag, an dem sie gebar, und geboren ward, fluchte;
Wenn mit tiefem verfallneren Auge die Todtengräber
Durch die Leichname wandeln, bis hoch aus der Donnerwolke
Mit tiefsinniger Stirn der Todesengel herabsteigt,
Weit umherschaut, alles still, und einsam, und öde
Sieht, und auf den Gräbern in ernsten Betrachtungen stehn bleibt.
So kam über Ischariot Satan zum nahen Verderben,
Goß dann einen verführenden Traum in sein offnes Gehirne.
Schnell empört' er das klopfende Herz zu Begierden der Bosheit;
Senkte zuerst empfundne Gedanken, voll Feuer, stürmend,
Ihm in die Seele, so wie sich der Donner in schweflichte Berge
Himmelab stürzt, sie entzündet, dann neue Donner versammelt,
Dann durch die Tiefen, nunmehr ein ganzes Wetter, sich fortwälzt.
Denn der Seraphim hohes Geheimniß, den Seelen der Menschen
Edle Gedanken, der Ewigkeit würdige große Gedanken
Einzugeben, war Satan, zu seiner größern Verdammniß,
Noch bekannt. Zwar kam aus treuer sorgsamer Ahndung
Seraph Ithuriel wieder zurück, bei dem Jünger zu bleiben;
Aber da er entdeckte, wie über Ischariot Satan
Sich verbreitete, bebt' er und stand, und sahe zu Gott auf,
Und entschloß sich, vom Schlaf Ischariot aufzuwecken.
Dreymal schwebt' er auf Flügeln des Sturms durch brausende Cedern
Ueber sein Angesicht hin, ging dreymal mit mächtigem Schritte
Bey dem Jünger vorbey, daß des Bergs Haupt unter ihm bebte.
Aber Ischariot blieb, mit kalter erblassender Wange,
Wie in tödtlichem Schlummer. Der Seraph verhüllte sein Antlitz.
Gleich erschien dem Jünger im Traum sein Vater, und sah ihn
Starr und trostlos an, und sprach mit bebender Stimme:
„Und du schläfst, Ischariot, hier unbekümmert und ruhig,
Und entfernst dich so lang von Jesus, als wenn du nicht wüßtest,
Daß er dich haßt, und die übrigen Jünger alle dir vorziehn!
Warum bist du nicht immer um ihn mit ihnen zugegen?
Warum suchest du nicht von neuem sein Herz zu gewinnen?
Ach wem ließ, Ischariot, dich dein sterbender Vater!
Gott! mit welcher Vergehung hab' ichs, mit welchem Verbrechen
Hats mein Geschlecht verdient, daß ich aus dem Thale des Todes
Kommen, und um Ischariot hier und sein trauriges Schicksal
Weinen muß? Und meinst du, du werdest im Reich des Messias,
Das er errichtet, glücklicher seyn; so betrügst du dich, Aermster!
Kennest du nicht Petrus, o kennst du die Zebedäiden,
Diese geliebten Jünger, nicht mehr? Die sind es, die werden
Größer, als du, und herrlicher seyn! Die werden bey Jesus
Schätze, wie Ströme, zu sich von des Landes Milde versammeln.
Auch die übrigen werden ein viel glückseliger Erbe,
Als mein verlassener Sohn, von ihrem Messias empfangen.
Komm, ich will dir ihr Reich in seiner Herrlichkeit zeigen.
Steige mir nach! auf, wanke nicht! komm, ermanne dich, Judas!
Siehest du dort vor uns das unendliche breite Gebirge,
Welches ins fruchtbare Thal verlängte Schatten hinabstreckt?
Hier wird unaufhörlich, wie aus dem schimmernden Ophir,
Gold gegraben; hier trieft das Thal, durch selige Jahre,
Reich und unerschöpflich, vom Ueberflusse des Segens.
Dieß ist seines erwählten Johannes gesegnetes Erbe.
Jene Hügel, belastet von dichten schattenden Reben,
Diese von wallendem Korn weit überfließenden Auen
Sind dem geliebteren Petrus von seinem Messias gegeben.
Siehst du die ganze Fülle des Landes? Wie hier sich die Städte,
Gleich der Königstochter, Jerusalem, unter der Sonne
Glänzend und hoch, voll unzählbarer Menschen, im Thale verbreiten'

Wie sich neue Jordane dort, die Städte zu wässern,
Unter jener Umwölbung der hohen Mauern dahinziehn!
Gärten, gleich dem befruchteten Eden, beschatten den Goldsand
Ihrer Gestade. Dieß sind die Königreiche der Jünger.
Aber erblickst du, Ischariot, auch in jener Entfernung
Dort das kleine gebirgichte Land? Da liegt es verödet,
Wild, unbewohnt und steinicht, mit dürrem Gehölz durchwachsen.
Ueber ihm ruhet die Nacht in der kalten weinenden Wolke,
Unter ihr Eis und nordischer Schnee in unfruchtbaren Tiefen,
Wo verdammt zu der Klage, zur Oed', und deiner Gesellschaft,
Nächtliche Vögel die donnergesplitterten Wälder durchirren.
Ach dein Erbe! Wie werden vor dir, verachteter Jünger,
Bald die übrigen Eilfe, mit triumphirender Stirne,
Stolz vorübergehn, und kaum in dem Staube dich merken!
Judas, du weinest vor Gram, und edelmüthigem Zorne!
Sohn, du weinest umsonst, umsonst fließt jede der Thränen,
Die in deiner Verzweiflung dir fließt, wenn du selbst dir nicht beystehst!
Höre mich an, ich schließe dir ganz mein väterlich Herz auf:
Sieh, der Messias säumt mit seiner großen Erlösung,
Und mit dem herrlichen Reich, das er aufzurichten verheißen.
Nichts ist den Großen verhaßter, als Nazarets König zu dienen!
Täglich sinnen sie Tod' ihm aus. Verstelle dich, Judas,
Schein', als wolltest du ihn in die Hand der wartenden Priester
Ueberliefern: nicht Rache zu üben, weil er dich hasset;
Sondern ihn nur dadurch zu bewegen, daß er sich endlich
Ihrer langen Verfolgungen müd', und furchtbarer zeige,
Daß er, mit Schande, Bestürzung, und Schmach sie zu Boden zu schlagen,
Sein so lang' erwartetes Reich auf Einmal errichte.
O dann wärst du ein Jünger von einem gefürchteten Meister;
Dann, dann würdest du auch dein Erbtheil früher erlangen!
Ist es auch klein; so kannst du es doch, erlangst du es früher,
Endlich mit unermüdetem Fleiß, mit Wachen und Arbeit,
Durch Anbauung und Handel, bereichern, daß es der andern
Großem gesegneten Erbe, wiewohl von ferne nur! gleiche.
Hierzu füllen gewiß, für die Ueberlieferung Jesus,
Dir die dankbaren Priester mit ihrem Golde die Hände.
Dieß ist der Rath, den dir dein bekümmerter Vater ertheilet.
Schaue mich an! Ist es nicht mein blasses erstorbenes Antlitz?
Ja, aus des unteren Libanons Hain, selbst da für dich wachend,
Komm' ich hierher, und zeige dir deine Rettung im Traume!
Doch du erwachst. Verachte nicht, Sohn, die ermahnende Stimme
Deines Vaters, und laß mich nicht traurend zu meinen Genossen,
Zu den Seelen der Todten mit Herzeleid nicht hinabgehn!"
Satan richtete sich nach seiner Gesichte Vollendung
Ueber ihm auf. So richtet sich hoch ein werdender Berg auf,
Kurz noch ein Thal, wenn Thäler um ihn bey Erschüttrung der Erde
Mit den gesunknen Gewölben hinab in die Tiefe sich stürzen.
Judas erwacht, springt ungestüm auf. „Ja sie war es, die Stimme
Meines todten Vaters," so redt' er, „so sah ich ihn sterben!"
Also ist es gewiß: Er hasset mich! Selbst bey den Todten
Ist es bekannt! Was du immer mit zitternder Ahndung vermuthet,
Du Verlaßner, das melden dir jetzt die Seelen der Todten!
Nun wohlan! so will ich denn hingehn, alles vollenden,
Was mein Gesicht mir gebot! Allein so handl' ich ja untreu
An dem Messias! Und wenn mir zürnende Schwermuth den Traum gab,
Oder Satan? Entfleuch, zu furchtsamer kleiner Gedanke!
Aber ich fühle bey mir nach Reichthum heiße Begierden!
Heiße Begierden nach Rache! Was bist du, Seele, so zärtlich,
Ach so empfindlich, und bang, dich mit schwachen Gedanken zu quälen?
Träume zeigen sich dir! Die Träume befehlen dir Rache!
Wenn ein Gesicht sie gebeut, so ist die Rache geheiligt!"
Satan hört ihn so reden, den schon die Gerichte des Richters
Leise trafen, weil er vorher die Unschuld der Seele
Schon entheiliget hatte. Mit vollem schweigenden Stolze,
Schauete Satan auf ihn, und mit wildem Antlitz herunter.
Also sieht ein gefürchteter Fels aus der hohen Wolke
In das wogende Meer auf schwimmende Leichname nieder!
Aber nun faßt der Donner ihn bald, bald ist er, zertrümmert,
Tief in dem Meer ein Thal, und liegt; ihn werden die Inseln
Fallen sehn, und rings zujauchzen dem rächenden Donner.
Satan verließ das Gebirg', und ging mit gehobenem Schritte
Ueber Jerusalem hin, und sucht' in den stillen Pallästen
Kaiphas auf, den Feind, und den Hohenpriester der Gottheit,
Ueber sein Herz voll Bosheit noch viel boshaftre Gedanken
Auszugießen, und ihn mit dunkeln Gesichten zu täuschen.

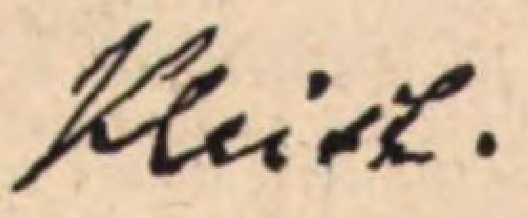
3. Kaiphas und Philo. (4. Ges. 1—186).

Kaiphas aber lag, nach Satans dunklem Gesichte,
Noch voll Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe geflohn war;
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf sich
Ungestüm, voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrey, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn, er liegt, und sinkt mit gespaltetem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu vergehen.
Dann erhebt er sich wieder, und ist noch, denket noch, fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen zuckenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er, wollt' ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volk schnell zu sich berufen.
Mitten im hohen Pallast war ein weiter Saal der Versammlung,
Aus des erhabenen Libanons Hain salomonisch erbauet.
Dort versammelten sich die Priester und Aeltesten Juda's,
Mit den Aeltesten Joseph von Arimathäa, ein Weiser
Unter der ganzen entarteten Nachwelt des göttlichen Abrams,
Von der Zahl der übergebliebenen wenigen Edlen.
Still, wie der friedsame Mond in der hohen dämmernden Wolke
Ueber uns wallt, so ging in diesen Versammlungen Joseph.
Auch kam Nikodemus, ein Freund des Messias, und Josephs.
Kaiphas trat jetzt herrisch hervor, und ergrimmt' und sagte:
„Endlich, ihr Väter Jerusalems, müssen wir etwas beschließen,
Und mit gewaltigem Arm den Widersacher vertilgen:
Oder er führet es aus, was er wider uns lange schon aussann;
Und wir halten vielleicht heut' unsere letzte Versammlung!
Ja, dieß Priesterthum Gottes, das Gott auf Sinai selber
Durch den größten Propheten des Enkels Enkel gesetzt hat,
Das in der langen Gefangenschaft selbst Babylons Thürme,
Das in der Waffen Sturm die schrecklichen sieben Hügel
Nicht zu erschüttern vermochten; das wird ein sterblicher Seher,
Israel, uns, dem Tempel des Herrn zur Schande vertilgen.
Ist nicht Jerusalem sein? Sind nicht die Städte Judäa's
Sklavinnen ihres vergötterten Sehers? Entfliehet das Volk nicht
Abergläubisch und blind dem Tempel weiserer Väter,
Seine verführenden Wunder in weitentlegenen Wüsten
Anzustaunen, die Wunder, die Satan durch ihn gethan hat?

Und was blendet wohl mehr? Was ist dem staunenden Pöbel
Wunderbarer, als wenn er sogar Gestorbne vom Tode,
Oder vielmehr ohnmächtige Kranke vom Schlummer erwecket?
Unterdeß sind wir ruhig, und warten, wenn uns sein Anhang
In der Empörungen Wuth vor seinen Augen erwürgt hat,
Daß er uns auch von den Todten erwecke! Ja, Väter, ihr seht mich
Stumm und erstaunend an! Könnt ihr noch zweifeln? Ja, zweifelt,
Zweifelt nur, und schlummert! Es rief ihn Juda zum König
Niemals aus! Das wißt ihr nicht! Niemals bestreut' es mit Palmen
Ihm den Weg! Nie haben sie ihm Hosianna gesungen!
Daß du statt Hosianna den Fluch des Ewigen hörtest!
Daß im betäubten Ohre dir des Donnerers Stimme
Statt des Triumphtons schallte! Daß tief in dem Thore des Todes
Könige dir von dem eisernen Stuhl' aufstünden, die Kronen
Niederlegten, mit bitterem Spott Hosianna dir riefen!
Ja, unwürdige Väter des Volks! (Verzeihet dieß Wort mir,
Welches ergrimmt in heiligem Zorn mein wüthender Geist sprach!)
Nicht die Klugheit allein, noch viel was höhres gebeut uns,
Gott gebeut uns, ihn schnell von dem Antlitz der Erde zu tilgen!
Vormals redete Gott durch offenbarende Träume
Unseren Vätern. Entscheidet, ob nicht auch Kaiphas Träume,
Die Gott sendet, gesehn hat? Ich lag, (voll Todesgraun war
Mir die Nacht) auf dem Lager, und dachte dem endlichen Ausgang
Dieser neuen Empörungen nach. Das dacht' ich, und schlief dann
Unentschlossen und kummervoll ein. Da war ich im Traume
In dem Tempel, und eilte, mit Gott das Volk zu versöhnen.
Schon floß Blut der Opfer vor mir; ich ging anbetend
Schon in das Allerheiligste Gottes; ich hatte den Vorhang
Schon eröffnet: da sah, noch beben mir alle Gebeine!
Gottes Schreckniß fällt noch auf mich, wie tödtend, herunter!
Aron sah ich im heiligen Schmuck mit drohender Stirne
Gegen mich kommen. Sein Auge voll Feuer, von göttlichem Grimm voll,
Tödtete! Siehe, der Brust Bild voll gewaltiger Strahlen
Blitzte, wie Horeb, auf mich! Der Cherubim Fittige rauschten
Fürchterlich her von der Bundeslade! Auf Einmal entfiel mir
Schwindend mein Hohespriestergewand, wie Asch' auf die Erde.
Fleuch! rief Aron mit schreckendem Ton, du des Priesterthums Schande,
Fleuch! Elender, dir sag' ich, daß du die heilige Stäte
Künftig nicht mehr als Priester des Herrn verwegen entheiligst.
Bist du es nicht? Hier sah er mich grimmig mit tödtendem Blick an,
Wie man herab auf den Todfeind blickt, und lieber ihn würgte!
Bist du es nicht, Unwürdiger! du, der jenen Verruchten,
Jenen entsetzlichen Mann ungestraft das Heiligthum lästern,
Meinen Bruder, Moses, und mich, und Abraham schmähen,
Und die Sabbathe Gottes mit feiger Trägheit entweiht sieht?
Geh, Elender! damit dich nicht schnell, wo du ferner verweilest,
Gottes Gnadenstuhl mit dem heiligen Feuer verzehre.
Also sagt er. Ich floh, und kam mit zerfliegenden Haaren,
Und mit Asch auf dem Haupte, gewandlos, entstellt, und verwildert
Unter das Volk. Da stürmte das Volk, und wollte mich tödten.
Da erwacht' ich. Drey Stunden voll Qual, drey ängstliche Stunden
Hab' ich seitdem, wie sinnlos, in Todesschweiße gelegen.
Und noch beb' ich, noch zittert mein Herz von geheimem Schauer;
Und, der Stimme beraubt, erstarrt mir die Zunge im Munde!
Er muß sterben! Von euch, versammelte Väter, erwart' ich,
Wie er sterben soll, schleunigen Rath!" Mit starrendem Blicke,
Stand er hier sprachlos. Endlich erwacht' er wieder, und sagte:
„Besser tödten wir Einen, als daß wir alle verderben!
Aber auch dieses gebeut die Weisheit: die Tage des Festes
Muß er nicht sterben, daß ihn sein sklavischer Pöbel nicht schütze."
Kaiphas schwieg. Kein Laut, noch Geräusch von Redenden wurde
Durch die Versammlung gehört. Sie blieben alle verstummend
Sitzen, und wie von dem Donner gerührt, hinstarrende Lasten.
Joseph sah die herrschende Stille. Da wollt' er für Jesus,
Ihn zu vertheidigen, reden; allein ein gefürchteter Priester,
Seine Wuth, mit welcher er schnell zu reden hervortrat,
Schreckte ihn. Philo war des Priesters Name. Noch hatt' er
Nie von Jesus geredet, zu stolz vor der Reife der Sachen
Unentscheidend zu reden. Ihn hielten alle für weise,
Kaiphas selbst, doch haßt' ihn der pharisäische Philo.
Der stand auf. Sein tiefes und melancholisches Auge
Funkelte! Jetzo sprach er mit zorniggeflügelter Stimme:
„Kaiphas! du wagst es, uns hohe göttliche Träume
Herzuerzählen, als wüßtest du nicht, daß der Ewige niemals
Wollüstlingen erscheinen, daß heimlichen Sadducäern
Wohl kein Geist was verkündigen wird. Entweder du leugst uns,
Oder du sahst das Gesicht; Gott ließ so tief sich herunter!
Ist das erste; so zeigst du dich deiner römischen Staatskunst,
Und des erhandelten Priesterthums werth: und wär' auch das letzte,
Hoherpriester! so wisse, daß Gott, Verbrecher zu strafen,
Sonst auch täuschende Geister zu falschen Propheten gesandt hat.
Daß der Sklav von Jesabels Baal, daß Ahab verderbe,
Daß nicht länger zu Gott das Blut des Getödteten rufe,
Steigt ein Todesengel vom Thron, und giebt den Propheten
Falsche Prophezeyung! und siehe, die rollenden Wagen
Trugen den sterbenden Ahab zurück. Er starb, und sein Blut floß
Hin in das Feld, wo Nabot erwürgt ward; ins Feld, wo Gott stand,
Und der Todesengel vor Gott des Mordenden Blut goß.
Aber dein Traum gebeut ja den Widersacher zu strafen!
Du hast keinen gehabt! doch mit Weisheit hast du erfunden.
Aber zitterst du nicht, da ich den furchtbaren Namen
Eines Todesengels dir nenne? Vielleicht, daß ein solcher
Schon dein bald zu vergießendes Blut vor des Ewigen Thron wägt!
Nicht als ob ich für schuldlos hielte den schuldigen Jesus!
Gegen den Nazaräer bist du ein kleiner Verbrecher!
Du entweihest das Heiligthum nur: er will es zerstören!
Ihm ist in der richtenden Wage, die oft Verbrecher,
Oft schon hochgethürmte Bezwinger der Völker zu leicht fand,
Eh er wurde, sein Blut, zum gewissen Tode; gewogen!
Er soll sterben! und ich, ich will es mit meinen Augen
Sehen, wenn er erstarrt! Von dem Hügel, wo er erwürgt wird,
Will ich Erde mit Blute bedeckt ins Heiligthum tragen;
Oder noch rauschende Steine von Blut an dem hohen Altare
Niederlegen, Abrahams Volk ein ewiges Denkmahl!
Niedrige Furcht, die uns beugt, den wankenden Pöbel zu scheuen!
Kleinmuth, nicht von den Vätern gelernt! Wofern wir dem Donner,
Gottes rächendem Donner zuvorzukommen nicht eilen,
Wird mit ihm uns Gott zerschmettern! Mit brechendem Auge
Werden wir sehn, wenn er stirbt, und unrein neben ihm sterben!
Fürchtete der aus Thisba den Pöbel, die Priester zu würgen,
Als der schlafende Baal zu keinem Wetter erwachte?
Oder vertraut' er ihm mehr, so vom Himmel Feuer ihm sandte?

Stehen auch keine Wetter bey uns; so will ich allein mich
Unter das Volk hinstellen! Und Weh dem unter dem Volke,
Der sich wider mich auflehnt, sagt, der Leichnam des Träumers
Blute nicht Gott zu Ehren! Ihn soll die ganze Gemeine
Steinigen; sendet mein scheuender Blick ihr Winke zum Tode!
Vor den Augen Israels, vor dem Antlitz der Römer,
Soll der Empörer sterben! Dann wollen wir stolz im Gerichte
Sitzen, und lautfeyrend zu Gottes Heiligthum einziehn."
Philo sprach dieß, und ging mit hocherhobenem Arme
Vorwärts in die Versammlung, und stand, und rufte von neuem:
„Seliger Geist, wo du jetzo noch bist, wenn du, himmlisch bekleidet,
Neben Abraham ruhst, und um dich Propheten versammelst;
Oder wenn du vielleicht in deiner Kinder Versammlung
Würdigest einzukehren, und unter Sterblichen wandelst,
Moses Geist! dir beschwör' ich bey jenem ewigen Bunde,
Den du, gelehrt von Gott, aus donnernden Wettern uns brachtest:
Ich will eher nicht ruhn, als bis dein Hasser erwürgt ist!
Als bis ich von des Nazaräers vergossenem Blute
Volle Hände zum hohen Altar der Dankenden bringe,
Und sie über mein Haupt, das lange schon grau war, erhebe!"
Also sagt er, und feurte sich an zu wähnen, die Gottheit
Decke getünchte Gräber nicht auf; doch nannte sein Herz ihn
Heuchler! Er fühlt' es, und stand mit unverrathendem Auge
Vor der Versammlung. Von Grimm und von übermannender Wuth voll,
Lehnt' an seinen goldenen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebte. Ihm glühte das Antlitz. Er schaut auf die Erde
Sprachlos, starr. Ihn sahn die Sadducäer, und standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf, wie tief in der Feldschlacht
Kriegrische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos heben,
Wenn die klingende Lanze daherbebt, fliegend dem Feldherrn,
Den sie zogen, den Tod trägt, dann blutathmend zur Erd' ihn
Stürzt. Sie wiehern empor, und drohn mit funkelndem Auge,
Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen dem Sturm entgegen.
Jetzo hätt' in der Wuth sich schnell die Versammlung getrennet;
Wäre nicht unter ihnen Gamaliel aufgestanden.

Ewald Christian von Kleist.



Wenige Dichter haben bei einer so beschränkten Anzahl von Dichtungen einen so großen Umfang des poetischen Talents an den Tag gelegt, als **Ewald Christian von Kleist**, dessen Vortrefflichkeit in verschiedenen Gattungen der Lyrik wir schon früher haben kennen lernen (S. 517). Auch in der epischen Dichtung hat er Bedeutendes, ja geradezu Ausgezeichnetes geleistet, und zwar wiederum in mehr als in einer Gattung. Die erste, welche er bearbeitete, war das beschreibende Gedicht, eine Dichtungsart, die ganz eigentlich mit seinem Namen verwachsen ist, da man ihn seit seiner Zeit bis auf unsere Tage herab vorzugsweise als den Verfasser des „Frühlings" nannte und ehrte. Dieses Gedicht, in welchem er schon vor Klopstock den Hexameter anzuwenden versucht hatte, (nur hatte ihm Kleist, wie Uz, eine Vorschlagssylbe beigegeben*), erregte sogleich bei seinem ersten Erscheinen die höchste Bewunderung der Zeitgenossen, die es als ein vollendetes Dichtungswerk anstaunten, bis Lessing in seinem „Laokoon" auf die tieferen Mängel desselben aufmerksam machte, welche freilich von der Gattung des rein beschreibenden Gedichts unzertrennlich sind, und welche hauptsächlich darin bestehen, daß der Leser durch die fortgesetzten Bilder und Schilderungen erdrückt wird und sich nicht zu einer Gesammtanschauung zu erheben vermag. Diese Mängel hatte Kleist, wie Lessing berichtet, selbst erkannt, und er war daher auch Willens, sein Gedicht gänzlich umzugestalten. Es ist dasselbe übrigens keineswegs so ganz ohne Plan, wie man ihm oft zum Vorwurf gemacht hat. Da nämlich die Uebergänge zwischen den einzelnen Schilderungen oft nur sehr leise angedeutet sind, so konnte man diese leicht verkennen und solcher Weise das Gedicht nur für eine ganz willkürlich zusammengefügte Reihe von Bildern halten, während doch ein sicherer und wohl begründeter Ideengang nicht zu verkennen ist. Der Dichter beginnt mit der Begrüßung des Frühlings und mit der Aufforderung an die Menschen, sich desselben zu erfreuen. Er schildert die ihn umgebende Landschaft und das Glück ihrer Bewohner. Aber eben dieses Glück erinnert ihn an das Elend, welches der mit dem Frühling wiederkehrende Krieg über die Menschen bringt; sein durch diesen Gedanken bewegtes Gemüth erhebt sich zu einer Bitte an die Fürsten, ihren Völkern den Frieden zu geben (1). Er kehrt hierauf zu seinem Gegenstande zurück: ein naher Meierhof, der seine Aufmerksamkeit erregt, gibt ihm die Veranlassung hiezu; er schildert denselben: das rege Leben, das geschäftige Treiben, das heitere Glück, das sich ihm überall darbietet, entlockt ihm das Lob des Landlebens, das bei seiner nachdrucksvollen Kürze die größte Wirkung auf das Gemüth hervorbringt. Selbst der Dichter wird davon ergriffen, er fühlt sich in dieses Glück versetzt, das er sich mit aller Lebendigkeit der schaffenden Phantasie ausmalt. Aber bald reißt ihn das Gefühl der Wirklichkeit aus diesem schönen Traum. Er ist unterdessen in eine mildere Gegend gekommen, in welcher die Natur, von Menschen ungeirrt, frei und kräftig aufblüht; sie leitet ihn zum Gedanken an den Allmächtigen, dessen Lob sich zu einem begeisterten Hymnus gestaltet. Das erregte Gefühl sehnt sich nach Ruhe, wie ein von der Wanderung ermüdeter Körper; er findet sie in einer anmuthigen Gegend, in welche er jetzt gekommen war. Der Anblick ihrer Schönheit weckt selbst die Besorgniß ihres nahen Hinwelkens; da überziehen plötzlich dichte Wolken den Himmel und ein fruchtbarer Regen ergießt sich über die Erde. Aber bald strahlt die Sonne wieder am Himmel; die erfrischte Natur prangt in neuer Jugendfülle; und der Dichter schließt, Gottes Segen über das Land und für sich herabflehend.

Faßt man das Gedicht in seinem Zusammenhang auf, so wird es klar, daß der Vorwurf der Planlosigkeit in der That unbegründet ist, und es dürfte nur das mit Recht getadelt werden, daß die einzelnen

*) Freilich wird hierdurch der Charakter des Hexameters wesentlich verändert, da ihm statt des daktylischen Gangs der anapästische aufgeprägt wird. Da Kleist gleich die weibliche Cäsur im dritten Fuße durchgängig vorherrschen ließ, so zerfällt der Vers stets in zwei gleiche Hälften, was ihm eine sehr unangenehme Eintönigkeit aufdrückt.

Schilderungen oft zu gedehnt sind, wodurch der Ueberblick des Ganzen erschwert wird; es tritt dieser Mangel recht lebhaft hervor, wenn man den „Frühling" mit Schillers „Spaziergang" vergleicht, mit welchem es in der Anlage auffallende Verwandtschaft hat; man wird dann auch verstehen, was Lessing eigentlich sagen wollte, wenn er berichtet, daß Kleist im Sinne hatte, bei der Umgestaltung seines Gedichts „aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Reihe von Empfindungen zu machen". Allerdings würde es hiedurch seinen jetzigen Charakter vollständig verloren haben, es wäre aus dem epischen Gebiete in das der Elegie versetzt worden, in welche es übrigens schon in seiner jetzigen Gestalt durch den wehmüthigen Hauch hinüberstreift, der das Ganze durchzieht und der, wie wir schon bemerkt haben (S. 517), überhaupt eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Dichters ist. Aber auch in seiner jetzigen Gestaltung ist der „Frühling" ein schätzenswerthes Werk, das von der klaren Anschauung des Dichters und von seiner Kunst, das Angeschaute lebensvoll wieder zu gestalten, in erfreulicher Weise zeugt. Die einzelnen Gemälde sind durchaus vortrefflich; er schildert stets nur mit wenigen Zügen, aber diese sind immer die bedeutungsvollsten und fruchtbarsten.

Vollendeter, als der „Frühling", sind die „Idyllen", welche Kleist gedichtet. Er zeichnet sich schon darin zu seinem Vortheile vor seinen Zeitgenossen aus, daß er das Gebiet dieser Dichtungsart in Bezug auf den Stoff erweiterte, und statt sich, wie die übrigen Dichter der Zeit, auf das Hirtenleben zu beschränken, auch andere, der Idylle entsprechende Verhältnisse einführte. Sein größeres Verdienst besteht aber darin, daß er das Wesen der Idylle nicht in die bloße Aeußerlichkeit eines einfachen, von äußerer Bildung entfernten Lebens setzte, sondern in ihr das innere, auf den beschränkten Verhältnissen beruhende Glück der heiteren, zufriedenen Unschuld zur Erscheinung zu bringen suchte, was ihm namentlich in dem trefflichen „Irin" (2) in unübertrefflicher Weise gelang. Auch in der Erzählung und in der Fabel ist Kleist bedeutend; in einer derselben, im „gelähmten Kranich" (3) hat er ohne Zweifel die Mißverhältnisse, die sein eigenes Leben drückten, poetisch darstellen und dadurch bewältigen wollen. Endlich hat er auch ein größeres episches Gedicht „Cissides und Paches" verfaßt, das, wie die meisten seiner Idyllen und Erzählungen, in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben ist. Es ist dasselbe ein Erzeugniß der kriegerischen Begeisterung, welche den Dichter bald darauf in den Tod führte (das Gedicht erschien erst 1759). Der Plan ist höchst einfach: zwei Freunde vertheidigen an der Spitze eines kleinen, aber auserlesenen Haufens die ihnen anvertraute Burg gegen ein übermächtiges Heer; beide fallen im Kampfe, aber der geschwächte Feind kann den errungenen Vortheil nicht verfolgen und muß sich zurückziehen. Das Gedicht ist somit in Bezug auf Inhalt und Erfindung keineswegs von großer Bedeutung; aber es ist dagegen reich an glücklichen Einzelnheiten, unter welchen wir die oft trefflichen und mit Liebe ausgeführten Bilder und Gleichnisse, so wie die charakteristischen Reden der Helden hervorheben. Es weht durch das Gedicht ein ernster, todesmuthiger Geist, welchem die strenge, bei aller Schönheit der Versification doch beinahe zu herbe Form vollkommen entspricht.

1. Aus dem „Frühling".

Hier, wo der gelehnete Fels, mit immergrünenden Tannen
Bewachsen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — — O welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land; friedfertige Dörfer und Heerden,
Und Hügel, und Wälder! wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Rosenbecken und Schleedorn?
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort;
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen. Die stralende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf. Die Riesen des Wassers
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabsehbare Fläche. — —
Sieh, ländliche Muse, den Anger voll finsterer Rosse. Sie werfen
Den Nacken empor, und stampfen mit freudig wiehernder Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Mayerhofs büschigte Sümpfe.
Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich
Ein Rebengebirg empor, mit Thyrsusstäben bepflanzet;
Ein Theil ist mit Schimmer umwebt, in Flohr der andre gehüllet.
Itzt flieht die Wolke; der Schimmer eilt staffelweit über den andern.
Die Lerche besteiget die Luft, sieht unter sich seelige Thäler,
Bleibt schweben und jubiliret. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug; wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Säemann schreitet gemessen,
Gießt goldenen Regen ihm nach. — — O streute der fleißige Landwirth
Für sich den Saamen doch aus! Wenn ihn sein Weinstock doch tränkte!
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten!
Allein, der gefräßige Krieg vom zähneblleckenden Hunger
Und rasenden Horden begleitet, verheeret oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagel vom Sturme geschleudert zerschlägt er die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Zur Lust. — — Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge von Waffen;
Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus ofnen ehernen Rachen,
Und donnern und werfen mit Keulen umher. Zerrissene Menschen
Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsterniß. — — Siehe
Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten,
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet die Braut noch wieder zu sehen, und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu erndten.
Ein Schwerdt zerspaltet ihn itzt. — — — Sie wird in Thränen zerrinnen.
In ihr wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Dichter erblassen.

Ihr, denen unsklavische Völker das Heft, und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen!
Ihr Väter der Menschen, begehrt ihr noch mehr glückseelige Kinder;
So kauft sie doch ohne das Blut der Erstgebohrenen. — — Hört mich,
Ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Rosse zurück. Spannt eure Seegel dem Ost auf,
Und erndtet den Reichthum der Inseln im Meer. Pflanzt menschliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein. Belohnt mit Ansehn und Ehre
Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet.
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter!
Er schlage das Laster im Pallast, und helfe der weinenden Unschuld.

2. Irin.

An Herrn Geßner, den Verfasser der prosaischen Idyllen.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O wie schön
Ist itzt die Gegend!" sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh," sagt er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. — —
Wie lieblich flistert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht vom Winde sanft bewegt. — —
O was für Anmuth haucht anitzt
Gestad und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!" — —
„Ja", sagt Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebenlang,
Wenn du dabey rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verbinden. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und noch in schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt; sey arbeitsam!
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl lieber Schand und Tod,
Eh du in Bosheit willigest.
Ehr, Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil. — —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud und Lust. — —
Zwar hab ich manches Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug,
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz. — —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hieng oft mein Kahn hoch in die Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund. Und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabey ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab. — —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — — Itzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen seyn. — —
O Sohn, sey fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich seyn, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön."
Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irins, und sprach: „Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug. — — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. — —
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Seegen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt
Ihm auch ein Frühlingstag zu seyn.

3. Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenseits des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrey der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
In sich gekehrt, „ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseeliger, das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. — — Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, itzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreyt vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz. — —
Nach vielem Ruhn sah er das beßre Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebts ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch!

Friedrich Wilhelm Ludwig Gleim.

In der Fabeldichtung nimmt Friedrich Wilhelm Ludwig Gleim eben so wenig eine hervorragende oder bestimmende Stellung ein, als in seinen übrigen Dichtungen, vielmehr hält er sich durchweg an die allgemeinen Vorbilder der Zeit, an den Lafontaine zunächst und dann an Hagedorn und Gellert, denen er mit seinem vorzugsweise reproductiven Talent manche Eigenthümlichkeit abgelauscht hat. Wir haben schon oben zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß er eher auf sich wirken ließ, als daß er auf Andere Einfluß ausgeübt hätte (S. 520); diese Wirkung seiner Lieblingsschriftsteller ist auch in seinen Fabeln recht augenscheinlich, man könnte bei jeder einzelnen sagen, welches Vorbild ihm bei derselben vorgeschwebt hat, und zwar nicht bloß bei denjenigen, welche er ausdrücklich nachgeahmt, sondern auch bei solchen, welche er selbstständig erfunden und bearbeitet hat. Seine Fabeln und Erzählungen (denn wir wissen ja, daß beide Gattungen bei den damaligen Dichtern stets mit einander verbunden waren und so zu sagen in einander übergingen) verdienen nichts desto weniger rühmende Erwähnung, zunächst schon, weil Gleim die Gabe zu erzählen in einem vorzüglichen Grade besitzt, und dann weil er bei aller Nachahmung doch immer wieder so viel von seiner Eigenthümlichkeit durchleuchten läßt, daß seine Dichtungen doch einen besondern, von allen andern recht gut zu unterscheidenden Charakter gewinnen. Ob er gleich die Lafontaine'sche, von Gellert aufgenommene Erzählungsweise mit ihrer Breite ganz wohl behandeln kann, zieht er insgemein eine knappere Darstellung vor, die jedoch keineswegs allen Schmuck vermeidet, den er vielmehr an passender Stelle glücklich anzubringen weiß.

Von den Romanzen Gleims haben wir oben (S. 561) schon das Nöthige erwähnt.

1. Der arme Mann. Sein Kind.

An einen reichen Mann.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brodt,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bey ihm stand, und „Gott! ach Gott!"
Seufzt er dabey.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brodt
Dem Vater wieder. — „Nehmt es doch,"
Sprach es, „ich bitt euch, ich will noch
Wohl warten, Vater, weint nur nicht!"
Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: „Ich schneide noch ein Stück,
Behalt es, Kind!"
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab,
Doch wie erschrickt er!
Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brodt.
„Ach, was ist das!"
Sagt er erschrocken, „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen, ich will gehn,
Der Becker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld
Das aus dem lieben Brodte fällt,
Hineingebacken, der muß es
Auch wieder haben, bleib indeß
Dabey, ich will geschwinde gehn."
Er geht, des Kindes Augen sehn
Ganz starr die blanken Thaler an,
Allein es rühret nicht daran.
Der Becker kommt, sieht sie und spricht:
„Freund, das sind meine Thaler nicht,
Nein, glaubt es mir. Doch wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß:
Denn hört, das Brodt, das ihr geholt,
War nicht von mir, ihr aber sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Auch nicht erfahren. Dieses wißt:
Daß gestern Abend einer kam,
Der mir das Brodt gab, das ich nahm,
Und sagte:
Wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brodt holt, Freund: so gebt ihm dies!
So sagt er, ja, das ist gewiß!
Drauf kamt ihr, und ich gab es euch!
Seht, wie Gott sorgt; nun seyd ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz."
Der arme Mann verstummte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brodt
Und seufzt, und sagte nur: „ach Gott!"
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sprach:
„Den Mann, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach, lebte doch",
Sprach er, „nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!"
Das Söhnchen spricht:
„Weint, Herzens-Vater, weint doch nicht!"

2. Die Gärtnerinn. Die Biene.

Eine kleine Biene flog
Aemsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen!" spricht die Gärtnerinn,
Die sie bey der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?"
„Ja," sagt sie zur Gärtnerinn,
„Ja, das Gift laß ich darinn."

3. Die Elster. Der Uhu.

Die Elster saß auf einem hohen Baum,
Der manchem Wandrer Schatten gab,
Und plauderte herab.
„Die Lerche", sprach sie, „singt ja kaum
Ihr Tireli, des Morgens nur, dreymal!
Hingegen singt die Nachtigal
Zwar Tag und Nacht, und weiß
Nicht aufzuhören, ihren Fleiß
Bewundert man, allein
Er sollte dauerhafter seyn,
Er währt ja nur vier Wochen!
Ich plaudere Jahr aus, Jahr ein,
Ach, wie könnt ich so faul doch seyn?"
Sie hatt' es noch nicht ausgesprochen,
Da lispelte ein spöttischer Uhu,
Der in des Baumes Bauche saß,
(Ein Philosoph, der alle Welt vergaß)
Von unten auf, ihr zu:
„Ach, hielt die Elster doch das Maul!
Ach, wäre sie doch faul!"

4. Das Pferd. Der Esel.

Einst trug auf einem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd gieng neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier,
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir."
„Was, helfen?" sagt der grobe Gaul,
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul:
Trag zu!" „Ich sterbe, liebes Pferd, —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!"
„Ich kann nicht," sprach das Pferd.
Kurz: unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

Johann Gottlieb Willamow.

Auf eine ganz eigenthümliche Weise behandelte Johann Gottlieb Willamow die Fabel, in-

dem er derselben durchweg eine dialogische Form gab, wodurch jede zum kleinen dramatischen Gemälde voll Leben und Anschaulichkeit wurde (Dialogische Fabeln in 2 Büchern. Berl. 1765). Durch diese Behandlungsart hatte sich der Dichter freilich neue und zum Theil sehr große Schwierigkeiten bereitet, weil er alle einleitenden Verhältnisse, alle Nebenumstände, welche theils das Verständniß fördern, theils der Darstellung Leben und sinnliche Anschaulichkeit verleihen, entweder in das Gespräch verflechten oder ganz auslassen mußte. Allein er hat diese und andere daraus fließende Schwierigkeiten meistentheils mit großer Gewandtheit überwunden, und viele Fabeln befriedigen nicht bloß durch die gewöhnlich recht glückliche Erfindung, sondern auch durch die durchaus gelungene Darstellung, welche leicht und einfach, doch lebendig und charakteristisch ist. Auch die Moral ist meistens sinnreich und gut herbeigeführt. In mehrern Fällen ist der Dichter freilich den angegebenen Schwierigkeiten unterlegen; namentlich sind einige Fabeln beinahe unverständlich (z. B. 4), weil die redenden Personen nur aus der Ueberschrift erkannt werden können, weshalb der Herausgeber einer zweiten Auflage (Berlin 1791), der bekannte Literarhistoriker K. H. Jördens, sich bewogen fand, solche Stücke in so weit umzuarbeiten, als es nöthig war, um das sichere Verständniß herzustellen, was vom dichterischen Standpunkt nur zu billigen ist, weil einige an sich ganz gute Fabeln hiedurch in der That ungemein gewinnen.

1. Die Gans. Der Fuchs.

„Komm, Fuchs, wir wollen Friede schließen,
Was nützt die Feindschaft mir und dir?
Ich muß mein Gras in steter Furcht genießen,
Und du wirst auch die Raubbegier
Gewiß einst mit dem Tode büßen.
Drum laß uns lieber Freunde seyn!“
„Vortrefflich, kluge Gans! ich geh den Antrag ein:
Die Feindschaft bringt uns freylich nicht Gewinn.
Wohlan! der Friede sey geschlossen!“
„Er sey, ich schwör's, auf ewig festgeschlossen!“
„Ja! — bis ich wieder hungrig bin!“

2. Die Eule. Der Rabe.

„Daß man mich als Minervens Vogel ehre!“
„Und mich, weil ich dem Phöbus angehöre!“
„Mich wundert ungemein,
Daß Phöbus einen Dieb zu seinem Liebling wählet!“
„Und meynst du, heiliger zu seyn?
Weiß nicht die Welt, wie auch ihr Eulen raubt und stehlet?“
„Still, still! wir wollen nur gestehen,
Daß nicht Verdienste stets zu Lieblingen erhöhen!“

3. Zween Affen.

„Was machst du da? — wie? auf dem Kopf zu stehen?
Bist du gescheidt?“ — „Herr Bruder, nur gemach!
Wir müssen endlich doch dem alten Schimpf entgehen,
Als ahmten wir nur immer nach.
So wollen wir ins künftge gehen!
Und denn — denn sage einer noch einmal,
Ein Affe sey nicht auch Original!“

4. Der Esel. Die Schlange. Die Nachteule. Die Feldmaus. Die Sonne.

„O Sonne! scheine nicht so heiß!
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß
Bey meiner Arbeit unterliegen.“
„Dank sey dem Zevs für seinen Sonnenschein!
Es liegt darinn sich mit Vergnügen.“
„Du mußt wohl ausgelassen seyn
Mit deinem mir verhaßten Lichte!
O Sonne, schone mein Gesichte!
Ich sitze hier mit allem Fleiß umhüllt
In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt,
Ich werde noch verblinden.“
„O sey mir lange so geneigt,
Wohlthätger Sonnenschein! es reifen meine Aehren.“
„Schweigt, Unverständge, schweigt,
Ich werde mich an euch nicht kehren.“

Christoph Martin Wieland.



Christoph Martin Wieland, geb. am 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim in der Nähe der kleinen Reichsstadt Biberach, zu deren bürgerlichen Geschlechtern seine Familie gehörte, wurde schon in seiner frühesten Kindheit von seinem Vater unterrichtet, der den talentvollen Knaben so glücklich anleitete, daß derselbe schon im 7. Jahre den Cornelius Nepos, im 13. den Virgil und Horaz las und er schon damals in deutscher und lateinischer Sprache zu dichten begann und sogar unternahm, die Zerstörung Jerusalems in einem großen Heldengedicht zu besingen. Als er 14 J. alt war, kam er in die von dem Abt Steinmetz geleitete Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg, wo er reiche Kenntnisse einsammelte. Die pietistische Richtung der Anstalt blieb nicht ohne Einfluß auf sein erregbares Gemüth; da er jedoch zugleich auch Schriften der französischen Encyklopädisten in die Hände bekam, welche großen Eindruck auf ihn machten, kam er in den Ruf eines Freidenkers. Nach 2 Jahren verließ er die Anstalt und brachte ein Jahr in Erfurt bei einem Verwandten, dem Professor Baumer, zu, der sich redlich bemühte, den Gesichtskreis des Jünglings durch philosophische Studien zu erweitern. Im J. 1750 ging Wieland nach Biberach zurück, wohin sein Vater schon früher als erster Pfarrer berufen worden war, wo er mit Sophie von Guttermann (der nachmaligen Frau Laroche) ein inni-

ges Bündniß schloß, das lange Jahre seine ganze Seele erfüllte und seiner Liebe zur Poesie neue Nahrung gab. Auf einem Spaziergang mit der Geliebten entstand der Gedanke zu seinem Lehrgedichte „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt“, dem ersten Gedichte, das er veröffentlichte. Im Herbst des nämlichen Jahres bezog er die Universität Tübingen, um Rechtswissenschaft zu studiren, doch widmete er ihr nicht mehr Zeit, als unumgänglich nothwendig war; dagegen studirte er mit unermüdlichem Eifer Philologie, Philosophie und Geschichte, so wie die Dichter der neueren Zeit, unter welchen Klopstock den größten Einfluß auf seine weitere Entwickelung gewann. Bei dieser umfassenden Thätigkeit fand er doch noch Zeit zu eignen Schöpfungen; er dichtete in Tübingen die „Moralischen Briefe“, den „Anti-Ovid“ (Amsterd. u. Heilbr. 1752) und den „Frühling“. Ein Versuch im größeren Epos „Hermann“ blieb unvollendet und ungedruckt, aber es ist derselbe schon deshalb zu erwähnen, weil er die Veranlassung wurde, daß Bodmer den jungen Dichter, welchem er die Handschrift zugeschickt hatte, zu sich nach Zürich einlud, wohin er auch im Herbst 1752 reiste. Daselbst verlebte er zwei glückliche Jahre, die er zu vielseitigen Studien, namentlich der Engländer und Platos verwendete, so wie zu eigenen Arbeiten, unter welchen wir die „Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ und den „geprüften Abraham“ (beide 1753) nennen, so wie die „Empfindungen eines Christen“ (1755), welche durch den oben erwähnten Angriff auf Uz (S. 523) berühmt wurden. In der Mitte des Jahres 1754 verließ Wieland Bodmers Haus, um die Erziehung einiger Knaben zu übernehmen; 1758 zog er nach Bern, wo die Bekanntschaft mit Rousseau's Freundin, der geistreichen Julie Bondeli, in seinen Lebensanschauungen den schon längere Zeit vorbereiteten Umschwung vollendete. Nun war es ihm möglich, in das Geschäftsleben zu treten, auch nahm er die Ernennung zum Kanzleidirector in Biberach an, wohin er 1760 zurückkehrte. Die oft überhäuften, immer unangenehmen Geschäfte konnten ihn der Poesie nicht entziehen, so sehr er es selbst befürchtete. Der Aufenthalt in Biberach wurde für ihn und seine Entwickelung deshalb wichtig und einflußreich, weil er in dem Hause des kurmainzischen Ministers Grafen von Stadion, der sich auf sein Gut Warthausen in der Nähe von Biberach zurückgezogen hatte, die vornehme Welt mit ihrer gesellschaftlichen Bildung und die praktische Philosophie der Engländer und Franzosen kennen lernte, die er sich um so entschiedener aneignete, als neben dem geistreichen Grafen der nicht minder geistreiche Laroche und dessen Frau, seine frühere Geliebte Sophie, sich angelegen sein ließen, ihn für die heiteren Lebensansichten zu gewinnen, in denen sie selbst Glück und allseitige Befriedigung fanden. Als dieses Verhältniß durch die Entfernung und dann durch den Tod des Grafen gelöst wurde, mußte das beschränkte Leben, in das er nun wieder geworfen wurde, dem Dichter unleidlich erscheinen, und er folgte daher freudig dem Rufe des Kurfürsten von Mainz, der ihn 1769 zum Regierungsrath und Professor der Philosophie in Erfurt ernannte. Im J. 1772 wählte ihn die verwittwete Herzogin Amalie von Weimar zum Lehrer ihrer beiden Söhne. Dort blieb er auch nach vollendeter Erziehung der Prinzen; später wohnte er auf dem von ihm erkauften Gute Oßmanstädt, doch kehrte er 1803 nach dem Tode seiner Gattin wieder nach Weimar zurück, wo er im Umgange mit seiner fürstlichen Freundin ein heiteres und sorgenloses, aber bis zu seinem Tode thätiges Leben führte. Im J. 1807 wurde er in den Pegnitzischen Blumenorden aufgenommen und 1808 erhielt er von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, so wie bald darauf vom Kaiser Alexander von Rußland den St. Annenorden*). Er starb am 20. Januar 1813 und wurde in Oßmanstädt an der Seite seiner getreuen Gattin begraben.

Sein Aufenthalt in dem pietistischen Kloster Berge, seine erste Liebe, der mächtige Eindruck von Klopstocks Dichtungen, sein inniges Zusammenleben mit Bodmer, der auf den ihm mit kindlicher Liebe ergebenen Jüngling durch seinen Ruf und seinen reiferen Geist einen beinahe ungemessenen Einfluß ausübte, alles dies vereinigte sich, um dem Wesen desselben eine Richtung zu geben, die ursprünglich nicht in ihm lag**), in die er sich aber mit solcher Energie hineinlebte, daß er sich selbst über seine wahre Natur und sein wahres Talent täuschte. Er hatte nicht nur die Ansicht Bodmers, daß das religiöse Gedicht die höchste Blüthe der Poesie und daß der Reim ein unwürdiger Schmuck derselben sei, ganz zu der seinigen gemacht, er hatte auch einen Theil der Kampflust seines väterlichen Freundes eingesogen, und so begnügte er sich nicht, selbst in jenem Sinne zu dichten, er ließ sich sogar verleiten, die Dichter der heiteren Lebenslust und insbesondere den liebenswürdigen Uz in öffentlicher Schrift als strafwürdige Verführer anzuklagen. Wir wissen, wie er von dem Beleidigten in edlem Zorn zurecht gewiesen wurde (S. 556), aber auch von anderer Seite blieb gerechte Bestrafung seines unwürdigen Benehmens nicht aus, das nur in seiner Jugend und seiner Abhängigkeit von Bodmer irgend welche Entschuldigung findet. Besonders waren es Lessing und Nicolai, welche den Uebermuth und die Anmaßung des jungen Dichters züchtigten; sie fühlten sich um so mehr dazu berufen, als ihrem Scharfblicke nicht entging, daß er, wie Andere, so auch sich selbst verkenne. Lessing wies in den Literaturbriefen an den „Empfindungen eines Christen“, in deren Vorrede er den tadelnswerthen Ausfall gegen Uz gethan hatte, in schlagender Weise nach, daß Wieland keineswegs in christlichem Sinne schreibe, wenn auch das Christenthum stets sein drittes Wort sei; und Nicolai sagte (in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“) mit prophetischem Blick: „Die Wielandische Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und der alten Wittwe zu Gefallen sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht

*) Schon früher hatte ihn das französ. Nationalinstitut zum Mitglied ernannt, dagegen hatte ihn keine einzige deutsche Akademie in ihre Mitte aufgenommen.

**) Zwar behauptete Göthe in einer Unterredung mit Falk, Wieland sei von Natur zur Schwärmerei geneigt gewesen; allein wenn er diese Behauptung durch allerlei Gründe geistvoll unterstützt, so halten wir diese doch entschieden für irrig. Wieland schwärmte, wie alle Jünglinge seines Alters, und nur in so fern mehr und länger, als viele andere, weil er, abgesehen von den oben erwähnten Umständen und der sentimentalen Richtung der ganzen Zeit, eine leicht erregbare, oder mit andern Worten, eine poetische Natur hatte.

kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet; und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Und diese Verwandlung ließ nicht lange auf sich warten, denn schon im J. 1759 konnte Lessing (im 63. Literaturbrief), als er des Dichters Tragödie „Johanna Gray" beurtheilte, ausrufen: „Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern!" Den Grund dieser Umwandlung finden wir zunächst in Lessings Kritiken, die bei ihrer gründlichen Strenge auf den jungen Dichter um so weniger bleibenden Eindruck zu machen verfehlen konnten, als sie dessen Talent anerkannten. Aber es wirkten noch andere Umstände dazu; erstlich, daß Wieland Bodmers Haus verließ und sich dessen unmittelbarem Einfluß entzog, dann daß er mit einigen jungen Männern bekannt wurde (unter denen der später berühmt gewordene Zimmermann eine Zeitlang vielfältig auf ihn wirkte), die der „seraphischen Poesie" abhold waren und ihre Abneigung mit triftigen Gründen unterstützten, und ferner, daß um diese Zeit eine Schauspielergesellschaft nach Zürich kam, durch deren Darstellungen ihm eine neue poetische Welt eröffnet wurde, welche durch ihre Wahrheit sein empfängliches Gemüth mächtig ergreifen mußte. Endlich wurde er schon in Bern, zum Theil durch Julie Bondeli, deren geistreicher Spott auf die inhalt-, kraft- und formlose „seraphische Poesie" nicht ohne Wirkung blieb, dann später in Biberach durch den Grafen Stadion und die Familie Laroche mit den Franzosen und Engländern, so wie mit der Bildung der vornehmen Welt bekannt und er gelangte zu der Ueberzeugung, daß das rein Geistige, Uebersinnliche nicht in das Gebiet der Poesie gehöre, daß diese vielmehr in der schönen Darstellung der sinnlichen Welt bestehe, und daß der Dichter nur dann auf einen größeren Wirkungskreis rechnen könne, wenn er das Leben in seiner Wahrheit und Unmittelbarkeit darstelle und sich hiezu einer schönen, gefälligen, jedem empfänglichen Sinne faßbaren Form bediene.

So wenig die religiöse Sentimentalität und Schwärmerei in Wielands Wesen begründet lag, so hatte sich dieselbe doch zu tief in ihm festgesetzt, als daß er sich plötzlich und ohne Uebergang von ihr hätte losreißen oder vielmehr zu ihrem Gegensatz hätte umschlagen, als daß aus der „Betschwester" sogleich hätte eine „Modeschönheit" werden können; und zwischen den Schwärmereien der ersten und den Schriften der zweiten Periode fallen einige Werke, zwei Dramen und das epische Gedicht „Cyrus", in welchen der Dichter zwar seine frühere Ueberschwänglichkeit entschieden verläßt, aber doch im Gebiete der ernsthaftesten Poesie verweilt. Und wiederum, als seine Umwandlung vollendet war, hatte der Einfluß der Franzosen so großes Uebergewicht, daß er sich ihrem Vorbilde ganz hingab, und eine Reihe von „Komischen Erzählungen" (1762) schrieb, in welchen die bloße Sinnlichkeit den Mittelpunkt der Darstellung bildete. Doch überwand er auch diese einseitige Richtung bald, und schon im J. 1768 entwickelte er in dem didaktisch-epischen Gedicht „Musarion" die poetische Lebensanschauung, deren Darstellung er nun sein ferneres Leben widmete. Denn allen seinen nachfolgenden Gedichten liegt mehr oder weniger deutlich der Gedanke zu Grunde, welcher den Mittelpunkt der „Musarion" bildet, und den er in den „Grazien" selbst folgendermaßen ausspricht: „Nur unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie nach dem moralischen Schönheitsmaas der Weisen aufhört, Weisheit und Tugend zu sein." Man sieht daraus, daß die „Musarion" und die ihr unmittelbar folgenden Dichtungen in der That zugleich gegen die Sentimentalität und die Schwärmerei gerichtet sind *).

Man könnte die Richtung, welche Wieland nun einschlug, mit Göthe praktisch nennen, und als solche zeigt sie sich in der That auch, von welcher Seite man sie auch betrachte. Vor Allem erwies sie sich aber dadurch als wahrhaft praktisch, daß er durch seine Dichtungen dasjenige Publikum für die deutsche Kunst gewann, welches bei seiner französischen Bildung von Klopstock unberührt geblieben war und auch für Lessings höhere Bestrebungen keinen Sinn hatte, wir meinen die höheren Stände und neben ihnen auch denjenigen Theil des Publikums (wie er sich selbst ausdrückt), der nicht auf Universitäten gebildet worden, oder bei welchem, könnte man hinzufügen, die Universitätsbildung nicht so ganz in Saft und Blut übergegangen war, wie bei den Norddeutschen. Daher ist Wielands Einfluß vorzüglich und zunächst bei der vornehmen Welt und in weiteren Kreisen auch im Süden, namentlich in Oesterreich, groß geworden.

Die Mittel, welche Wieland gebrauchte, um seine Zwecke zu erreichen, entsprachen diesen auf das Vollkommenste. Er setzte der gespreizten und überschwänglichen Sprache Klopstocks eine leichte, gefällige und wohllautende Darstellung entgegen, auf welche er außerordentlichen Fleiß und Sorgfalt verwandte **). In seinen früheren Schriften verfehlte er sich häufig gegen die Reinheit der Sprache, er ließ, wie Lessing sich hierüber in den Literaturbriefen äußerte, „seinen Leser alle Augenblicke über ein französisches Wort stolpern", allein später legte er diese Unart ab, und er gebrauchte meist rein deutsche Ausdrücke überall, wo es ohne Pedantismus geschehen konnte. Wenn er sich aber auch hie und da fremder Wörter bediente, die leicht mit deutschen hätten vertauscht werden können, so hatte er dabei gewiß meist eine höhere künstlerische Absicht; ge-

---

*) So sagt Musarion:
„Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht."

**) „Sollte das eine oder das andere meiner Werke in Absicht der Sprache und des Styls Klassicität haben," sagt er selbst irgendwo, „nun so mag es mir als ein kleines Verdienst angerechnet werden, daß ich nie müde wurde, meine geworfenen Bären zu lecken und sie dem guten Geschmack so annehmlich zu machen, als es mir irgend möglich war." Und Göthe, der Zeuge seines nie erkaltenden Strebens nach größtmöglichster Vollendung der Form war, sagt hierüber in dem kleinen Aufsatz „Literarischer Sansculottismus: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein fleißiger, verständiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsers Wieland allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können."

wöhnlich wollte er der Darstellung einen komischen Anstrich geben oder die gesuchte Nachlässigkeit der Conversationssprache bei den vornehmen Ständen nachahmen. Im Uebrigen war sein poetischer Styl (auf den prosaischen werden wir später zurückkommen) einfach, natürlich, lebhaft, gewandt und geschmackvoll; er entsprach den dargestellten Gedanken so vollkommen, daß Göthe (bei Falk) behaupten konnte, er lese den Shakspeare jedesmal in der Wielandschen Uebersetzung, wenn er sich wahrhaft erbauen wolle. Dieser ungezwungenen und heiteren Darstellung konnte der schwere Klopstocksche Versbau nicht mehr zusagen; daher kehrte Wieland, der seine früheren Gedichte meist in reimlosen Versen geschrieben hatte, zum Reime zurück, in dessen Behandlung er auch eine große Meisterschaft entwickelte, so daß er hierin alle seine Vorgänger weit übertraf, wie sich überhaupt seine Sprache durch einschmeichelnden Wohllaut auszeichnete. Sein angeborner Sinn für die Harmonie der Sprache führte ihn unbewußt zur volksthümlichen Behandlung des Versbaues; er verließ nämlich die streng rhythmische Messung der Opitzischen Schule und gab seinem Verse eine freiere, mannigfaltigere Bewegung, die den heitern Gedankengang voll Laune und Witz in seiner ganzen Lebendigkeit erscheinen ließ.

Auch die Wahl der Stoffe, die Wieland seit seiner Umwandlung behandelte, war mit Rücksicht auf seine neue Kunst- und Lebensanschauung, so wie auf das Publikum, für welches er vorzugsweise schrieb, äußerst glücklich. Er entlehnte sie der alten und doch ewig jungen Märchenwelt, und wenn auch meist alte französische Dichtungen oder auch wohl die arabischen Tausend und Eine Nacht seine unmittelbaren Quellen waren, so sind doch diese Stoffe so allgemein, sie liegen so tief in dem innersten Wesen des Menschen begründet, daß sie bei allen Völkern erscheinen und sie leicht, wie keine anderen, von Volk zu Volk übergehen, daher der deutsche Dichter bei ihrer Behandlung den doppelten Vortheil hatte, daß sie sowohl seinem eigenen Volke, als den Ausländern zusagten. Zudem boten diese Stoffe den unermeßlichen Vortheil dar, daß die überirdischen Wesen, welche als leitende und bewegende Personen eingeführt wurden, nicht als Schöpfungen der Phantasie des Dichters oder als körperlose Abstractionen erschienen, sondern im Glauben des Volks zu bestimmten Gestalten herangebildet und mit lebensvoller Persönlichkeit begabt waren, so daß sie dem Leser sogleich in der vollsten Anschaulichkeit erschienen. Allerdings hat Wieland die von ihm behandelten märchenhaften Stoffe nicht in ihrer ursprünglichen gemüthlichen Naivetät aufgefaßt, und es ist ihm dies von der romantischen Schule mit Bitterkeit zum Vorwurf gemacht worden. Allein abgesehen davon, daß die Auffassungsweise der Märchenwelt, wie sie von der romantischen Schule versucht wurde, dem Wesen des Märchens keineswegs entspricht, und dasselbe unter ihren Händen, zur Körperlosigkeit verschwimmend, seine naive Unmittelbarkeit verlor, so daß es in dem Vortrage Wielands der ursprünglichen Erscheinung weit näher steht, als in der Darstellungsweise der Romantiker; so hätte man billiger Weise den Standpunkt des Dichters und seine weiteren Zwecke beherzigen sollen. Das Publikum, an das er sich zunächst wandte, war durch seine eigenthümliche Bildung viel zu sehr vom Volke getrennt, als daß es an der reinen volksthümlichen Auffassung des Märchens hätte Behagen finden können; es fehlte ihm nicht nur der Glaube; nach der damaligen Richtung der höheren Stände war sogar der Unglaube ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Bildung, und Alles, was in dem Gemüthe des Volkes wurzelte, mochte es die Religion oder die Sage betreffen, erschien ihnen als lächerlicher oder als schädlicher Aberglaube, dem man mit allen Mitteln der Aufklärung entgegenarbeiten müsse. Hätte Wieland daher seine Märchen in der kindlich naiven Weise des Volks erzählen wollen, würde er nie und nimmermehr ein Publikum gefunden haben und um so weniger, je besser er den Ton des Märchens getroffen hätte. Auch hätte er auf diese Weise seine oben bezeichneten Ansichten über das Leben und die Kunst nicht darstellen können, was doch seine nächste Absicht war und sein mußte. Aber wenn er die Märchenwelt auch in ironischer Weise aufgefaßt und in ironischem Tone dargestellt hat, so hat er sich nichts desto weniger das hohe Verdienst erworben, auf dieselbe aufmerksam gemacht zu haben, und alle späteren Behandlungen des Märchens, die romantische, wie die naive, haben ihre nächste Quelle doch in seinen Dichtungen, welche das Interesse an jenen ächt poetischen Stoffen zuerst wieder anregte.

Doch ist es nicht einmal nöthig, alle diese Rücksichten geltend zu machen, um Wielands Behandlungsweise gegen die ungemessenen Angriffe seiner Gegner zu rechtfertigen; sie trägt ihre Berechtigung in sich selbst, weil er auf dem von ihm eingeschlagenen Wege wirkliche Kunstwerke geschaffen hat; es heißt die ersten Rechte des Dichters verkennen, wenn man ihm die Behandlungsweise eines Stoffes vorschreiben will. Wenn sie nur seinem eigenthümlichen Talent entspricht, wenn sich nur Stoff und Darstellung gegenseitig durchdringen, und wenn nur durch Plan, Composition und Ausführung ein wahres Kunstwerk gestaltet wird, dann hat der Dichter das Seinige geleistet, und jede weitere Rücksicht kann nur vom Standpunkt der individuellen Vorliebe oder Abneigung geltend gemacht werden oder es kann der Tadel nur Einzelnheiten betreffen. Wer wollte aber läugnen, daß Wielands Dichtungen nicht den eben bezeichneten Bedingungen entsprechen? Seine eigenthümlichen Vorzüge treten in ihnen in glänzender Weise hervor: reiche und blühende Phantasie, hoher Verstand, lebhafter Witz, das feinste Gefühl, der reinste Geschmack, reifes Urtheil, Scharfsinn und tiefe Empfindung verbinden sich in seinen Dichtungen auf das Glücklichste; es fehlt ihm zwar an einer reichen Erfindungsgabe, aber er besitzt das glücklichste Talent, sich fremde Erfindungen zum vollsten Eigenthum zu machen, und verwandte Stoffe in höchst mannigfaltiger Weise zu bearbeiten, so daß ihnen selbst der Reiz der Neuheit nicht entgeht. Vor Allem aber verstand er es, selbst den gleichgültigsten Stoffen durch die geistreiche Bearbeitung einen hohen Werth zu geben und es hatte seine große Fruchtbarkeit vorzüglich darin ihren Grund*). Sodann besaß er

*) Bei ihrer großen Einseitigkeit verkannten die Romantiker auch diese Seite des Dichters, und sie beschuldigten ihn sogar des literarischen Diebstahls, indem sie offen behaupteten, daß die gesammte Poesie Wielands aus Stellen und Gedanken von Lucian, Fielding, Sterne, Voltaire und hundert Andern zusammengeflickt sei. Ist auch der Einfluß von Wielands außerordentlicher Belesenheit in seinen Dichtungen nicht zu verkennen, so ist

eine bei deutschen Dichtern seltene und doch so bedeutsame Tugend, die Mäßigung, in hohem Grade. „Es ist eins, was man nicht leicht an einem Werke schätzt, weil es so selten ist (schrieb Göthe über Wieland an Lavater), daß nämlich der Autor Nichts hat machen wollen und Nichts gemacht hat, als was da steht. Für das Gefühl, die Kunst und die Feinheit, so vieles wegzulassen, gebührt ihm freilich der größte Dank, den ihm aber auch nur der Künstler und Mitgenosse gibt"*).

Der große Einfluß, den Wieland auf die Entwickelung der deutschen Poesie hatte, die durch ihn aus der Einseitigkeit der Klopstockschen Richtung in Sprache, Darstellung und Auffassung gerettet wurde, und andererseits auf die Bildung eines großen Theils von Deutschland, namentlich des südlichen, so wie endlich der Umstand, daß die vornehmeren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durch ihn für die deutsche Literatur gewonnen wurden, welche dieselbe bis dahin mißachtet hatten, rechtfertigt die ausführlichere Darstellung seines dichterischen Charakters und seiner Wirksamkeit im Allgemeinen; wir haben nur noch seine einzelnen Werke zu besprechen.

Von seinen lyrischen und didaktischen Gedichten ist schon oben (S. 481. 548 u. 549) das Nöthige gesagt worden; hier haben wir nur seine epischen Dichtungen zu berühren. Wir können uns auch in Betreff seiner frühesten Versuche einfach auf unsere früheren Bemerkungen berufen („Abraham", „Cyrus" S. 563); wir fügen nur noch hinzu, daß auch die „Moralischen Erzählungen" (Heilbronn 1753), bei welchen er die der Engländerin Rowe vielfältig benutzte, ganz in dem empfindsamen, sentimentalen Sinne geschrieben waren, der den Dichter damals beherrschte, und daß dieselben in der späteren Bearbeitung zwar nicht dem Wesen nach, aber doch hinsichtlich der Form bedeutend verändert und verbessert wurden. Wir haben schon gesagt, daß die ersten Dichtungen, welche er nach seiner Umwandlung verfaßte, den entschiedensten Gegensatz zu seiner sentimentalen Periode bildeten, und daß sie noch nicht von der feineren Sinnlichkeit eingegeben sind, die den Grundzug seiner spätern Werke bildet, sondern daß sie geradezu frivol und schlüpfrig waren. Es sind dies die „Komischen Erzählungen" (1762), welche sich von seinen späteren kleineren Gedichten der Art schon dadurch unterscheiden, daß sie mit Ausnahme der allzulüsternen „Nadine" ihren Stoff der antiken Göttergeschichte entnehmen, während die nachfolgenden Erzählungen Stoffe aus der Märchen- oder Sagenwelt behandeln. Unter jenen mag das Stück „Jupiter und Ganymed" wirklich alle Gränzen des Anstands und der Sittlichkeit überschritten haben, wenigstens finden wir es in verschiedenen Berichten aus jener Zeit bemerkt, und es scheint auch der Umstand, daß Wieland diese Erzählung nicht in die Gesammtausgabe seiner Werke aufnahm, dafür zu sprechen. Was man übrigens auch von dem Inhalt und der Färbung dieser Gedichte urtheilen mag, so verdienen sie Seitens der Darstellung alles Lob; es kündigte sich in ihnen schon der künftige Meister an, und sie wurden daher auch mit seltenem Beifall aufgenommen. Noch größer wurde derselbe, als Wieland mit seiner „Musarion" hervortrat (1768), von der wir schon oben berichtet haben, daß sie des Dichters Lebens- und Kunstansichten entwickelt (S. 592); es ist dieses Gedicht aber nicht bloß deshalb, sondern auch wegen der großen Vollendung in der Ausführung bemerkenswerth. Seiner Absicht nach eigentlich zur didaktischen Gattung gehörig, hat der Dichter mit großer Kunst ein episches Gedicht daraus gebildet, dessen Handlung bei aller ihrer Einfachheit bis zum letzten Augenblicke an Interesse zunimmt. Er hat nämlich alle Meinungen, die er einander entgegensetzt, nicht bloß in Form von Gesprächen durch die Personen vortragen lassen, denen er sie zuschreibt, er hat diese Personen auch handeln lassen und in ihren Handlungen die Haltbarkeit oder Nichtigkeit ihrer Ansichten zur Anschauung gebracht. Phanias, ein reicher junger Athener, wird arm; aus Verzweiflung darüber verläßt er die Stadt und zieht mit zwei Philosophen, dem Stoiker Kleant und dem Pythagoräer Theophron, auf ein kleines, abgelegenes Landgut, entschlossen, der Welt zu entsagen und ganz der Philosophie zu leben. Bald darauf wird er von Musarion, einem Mädchen von hoher Schönheit und seltenem Verstande, überrascht. Er hatte sich früher, als er noch im Reichthum lebte, um ihre Liebe beworben, aber wenn ihr auch der schöne und geistreiche Jüngling Gegenliebe einflößte, so hatte sie doch wegen seines unbedachtsamen und ausgelassenen Lebens kein Zutrauen zu ihm. Als sie von seiner Armuth und seinem Menschenhasse hörte, zog sie ihm nach, ihn aus dieser Verirrung zu retten. Anfangs glaubt er, daß sie seiner spotten wolle, und er behandelt sie mit aller Härte eines tief verwundeten Gemüths; sie läßt sich dadurch nicht abschrecken, und geht mit ihm in seine Hütte, um Gelegenheit zu finden, ihn von der Nichtigkeit der Lehren zu überzeugen, die ihm seine Philosophen predigen. Es gelingt ihr bald, theils durch gut angebrachte Koketterie, theils durch ihre treffenden Bemerkungen voll Wahrheit und Witz die beiden Pedanten in Verlegenheit zu bringen; eine schöne Sklavin, die sie mitgebracht, und ein ausgesuchtes Mahl haben den erwarteten Erfolg. Die thierische Sinnlichkeit macht die Philosophen zu den gemeinsten Menschen, und Phanias gelangt leicht zur Ueberzeugung, daß es eben so thöricht sei, das Vergnügen zu fliehen, als sich ihm ausschließlich hinzugeben; daß die Schwärmerei oder die äußere Rohheit eben so wenig Bedingungen der wahren Tugend seien, als die bloße Wollust ohne Gefühl für das wahrhaft Schöne und Edle glücklich machen könne. Zu dieser Erkenntniß wollte Musarion ihren Freund bringen, und als sie ihren Zweck erreicht, zögert sie nicht länger, ihn mit ihrer Liebe zu beglücken. — So trefflich die Erfindung ist, so bewundernswerth erscheint die Ausführung, da der Dichter das schönste Maß zwischen didaktischer

---

doch das, was er Andern entlehnt hat, durch die Bearbeitung zu seinem vollsten Eigenthum geworden, und wollte man einen Dichter deshalb des Mangels an Selbstständigkeit oder Talent beschuldigen, würde selbst Göthe, ja sogar Shakspeare kaum mehr auf den Namen eines Dichters Anspruch machen können.

*) In dem „Festzuge" sagt Göthe (4, 33):

— Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen."

Daß er auch als Mensch vortrefflich war, darüber lauten die Berichte seiner Zeitgenossen übereinstimmend. Das schönste Zeugniß gibt ihm Fr. H. Jacobi, wenn er sagt: „Unter allen großen Schriftstellern Deutschlands ist er der einzige, der über Göthes Ruhm nicht eifersüchtig ist." (Briefw. 1, 198.)

Entwickelung und epischer Anschaulichkeit getroffen, beide Seiten in ächt künstlerischer Weise so innig mit einander verschmolzen hat, daß keine ohne die andere bestehen könnte und jede von der andern gehoben wird, wozu noch die leichte, überaus anmuthige Darstellung kommt, die keinen unberührt lassen kann, der Sinn für Wohllaut und harmonische Bewegung der Sprache hat.

Den „Verklagten Amor" (1774) nennt Wieland selbst ein Gegenstück zur „Musarion"; er ist es rücksichtlich der Behandlungsweise, da es eben so, wie dieses, ein didaktisch-episches Gedicht ist; er ist es rücksichtlich des Inhalts, da es ebenfalls eine Darstellung und Rechtfertigung seiner neueren Lebens- und Kunstansichten enthält und die Unrichtigkeit seiner früheren Schwärmerei zur Anschauung bringen oder vielmehr lächerlich machen will. Amor wird vornehmlich von Minerva und Hymen als Stifter aller Unordnungen im Himmel und auf Erden angeklagt. Statt sich zu vertheidigen, räumt er alle Beschuldigungen ein und begibt sich in freiwillige Verbannung, ihm folgen die Scherze und die Grazien. Nun ist im Himmel nur noch platonische Liebe zu finden; aber es entsteht Langeweile und diese führt zum Pedantismus und zur Rohheit, in welche selbst die Musen verfallen (ein Zug, welchen der Dichter benutzt, um die Bardenpoesie lächerlich zu machen*), bis man sich endlich gezwungen sieht, Amorn gute Worte zu geben, daß er nur wiederkomme**).

Die späteren rein epischen Dichtungen Wielands behandelten, wie schon angedeutet, meist solche Stoffe, welche er in den Dichtungen des romantischen Mittelalters, besonders des französischen***), oder in der Märchenpoesie, vorzugsweise des Orients, seltener des Abendlandes, vorfand; nur in wenigen Gedichten erfand er den Stoff selbst, wie im „Idris" und im „Amadis", aber auch in diesen läßt sich der Einfluß der altfranzösischen Dichtungen und Ariosts auf Stoff und Behandlung nicht verkennen. Letzterer hatte ihm insbesondere den Gedanken eingegeben, in seinem „Idris und Zenide" (1767) ein buntes Gewirr von Begebenheiten vorzuführen, die

*) Minerva, deren Ernst die milden Grazien
Sonst unvermerkt erheiterten,
Ist vor Pedanterey nicht länger auszustehen.
Der schöne Bachus wird, seit Amor sich verbannt,
Mit Satyrn stets bezecht gesehen;
Mars tobt und macht den Sakripant;
Die Musen krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand und martern unser Ohr.
Es hieß sogar (wir wollen Besseres hoffen!)
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Bruderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen. (V, 142—155.)

**) Hieher gehört auch das Gedicht „Aspasia" (1773), in welchem der Dichter die Idee zur Anschauung bringt, daß die Schwärmerei der Mystik nichts Anderes, als eine gefährliche Dienerin der Sinnlichkeit sei, und sehr häufig zu ihr führe.

***) Obgleich wir keine bestimmten Zeugnisse nachweisen können, daß Wieland schon während seines Aufenthalts in der Schweiz mit der älteren deutschen Dichtkunst bekannt gewesen sei, darf man doch wohl nicht bezweifeln, daß er auf dieselbe durch Bodmer aufmerksam gemacht worden sei, der sich damals schon eifrig mit derselben beschäftigte. Jedenfalls scheint sie ihn aber nicht poetisch angeregt zu haben, wogegen ihn die altfranzösischen Fabliaux und Ritterdichtungen, die er wahrscheinlich in Bern kennen lernte, und sodann Ariost ihn für die Wahl seiner spätern Stoffe bestimmten.

stets abwechselnd und an den interessantesten Stellen durch andere unterbrochen, erst am Ende zu einem befriedigenden und die vollste Einheit sichernden Abschlusse gelangen sollten. Es bleibt freilich zweifelhaft, ob er den Meister in der Composition erreicht hätte, da das Gedicht unvollendet blieb (es war auf 10 Gesänge angelegt), so viel läßt sich aber behaupten, daß in den fünf Gesängen, die er erscheinen ließ, das Interesse fortwährend steigt. Eben so wenig kann man die Absicht des Dichters mit voller Bestimmtheit erkennen, doch darf man vermuthen, daß er in dem Gedicht eine weitere Ausführung des der „Musarion" zu Grunde liegenden Gedankens geben, daß er die Abwege sowohl der rein sinnlichen, als der platonisch-schwärmerischen Liebe darstellen, ihnen die wahre Liebe, die Liebe des Herzens entgegensetzen und zeigen wollte, daß die Sinnlichkeit auch ihre Rechte habe, und zum Glück des Lebens beitrage, wenn sie nicht in rohe Begier ausarte.

Aehnlich ist auch die Composition im „Neuen Amadis" (1771), allein da die sämmtlichen Begebenheiten auf Verlieren und Wiederfinden der Personen beruhen, so erhält das Ganze dadurch eine Eintönigkeit, welche selbst durch die glückliche Ausführung des Einzelnen und die sprudelnde Laune des Dichters nicht überwunden wird, abgesehen davon, daß es schwer ist, der Entwickelung zu folgen, weil alle dieselbe bestimmenden Motive auf Zufall oder Willkür beruhen. Das Gedicht ist voll muthwilliger Keckheit, aber ob sich gleich der Dichter seiner Laune rücksichtslos hingibt, und diese an manchen Stellen den höchsten Grad der Ausgelassenheit erreicht, so wäre es doch ungerecht, ihn gerade bei diesen Stellen der unzüchtigen Frivolität oder auch nur der Lüsternheit zu beschuldigen; denn wenn auch die Situationen oft mehr als bedenklich sind, so hat der Dichter bei denselben offenbar nichts Anderes beabsichtigt, als eine komische Wirkung hervorzubringen und es sind wohl die Mittel zu tadeln, deren er sich bedient, keineswegs aber die Absicht, die ihn hiebei leitete*). Häufig sind aber auch diese Mittel poetisch vollkommen gerechtfertigt, dem Charakter der Personen völlig angemessen (z. B. 7. Ges. Str. 17 ff.) und sogar von überraschender psychologischer Wahrheit, wie denn die Zeichnung der mannigfaltigen Charaktere alles Lob verdient. Zwar gelingt es dem Dichter nicht, seine Personen zur lebensvollen Individualität zu gestalten — und dies ist überhaupt ein Mangel, den wir beinahe überall an ihm wahrnehmen — seine Personen sind eher Repräsentanten einer ganzen Gattung, als daß sich in ihnen der allgemeine Charakter in einem besondern Individuum verkörperte — aber diese allgemeinen Charaktere sind immer vortrefflich aufgefaßt und es zeigt sich in ihrer Entwickelung eine große Kenntniß des menschlichen Herzens. Der „Neue Amadis" enthält eine große, lebensvolle Gallerie solcher, namentlich weiblicher Charaktere: die spröde Leoparde, die gleichgültige Dindonette, die frostige Bleffardine, die quecksilberne Kollifischon, alle sind dem Leben entnommen, wie deren Liebhaber, der Plato-

*) Freilich finden sich in diesen und andern Gedichten nicht wenige Stellen, denen der Vorwurf der Lüsternheit mit Recht gemacht werden darf; aber es sind eben nicht diese, welche wir als ausgelassen und bedenklich bezeichnet haben, weil bei diesen die komische Wirkung den lüsternen Effect vollständig zurückdrängt.

niker Caramell und sein Widerspiel Antiseladon, der schmachtende Bleumorant, der Stutzer Parasol und der einfältige Trebisond. — Auch die Idee, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, ist trefflich. Amadis war von seinem Vater in Folge eines Orakels in einen Thurm gesperrt worden, wo jedem weiblichen Wesen der Zutritt verboten war. Aus Zufall war ein Gemälde darin zurückgelassen worden, welches den Herkules auf dem Scheideweg vorstellte. Die beiden weiblichen Gestalten auf demselben, die Weisheit und die Wollust, machen einen so großen Einfluß auf den Jüngling, daß er sich in Folge fortwährender Betrachtung derselben ein aus beiden Gestalten verschmolzenes Ideal bildet, das seine ganze Seele erfüllt. Mit Hülfe einer Fee verläßt er den Thurm, und zieht in die Welt, um das Urbild seiner Gedanken aufzusuchen. In jeder schönen Erscheinung, die sich ihm darbietet, glaubt er es gefunden zu haben und er gibt sich ihr hin, bis ihm irgend eine widrige Erfahrung beweist, daß er sich getäuscht habe, und daß das, was er für alle diese schönen Geschöpfe gefühlt, keine wahre Liebe sei, bis er endlich nach vielen Irrthümern eine wahre innige Neigung zu einem häßlichen, aber an Geist und Seele schönen Mädchen faßt, und er erkennt, daß er, wie Herkules, zwischen der Weisheit und Wollust wählen müsse.

So schön die Idee ist, welche dem „Neuen Amadis“ zu Grunde liegt, so trefflich die Ausführung des Einzelnen ist, so macht es im Ganzen doch keinen angenehmen Eindruck, und dies ist nächst der Composition namentlich der metrischen Form zuzuschreiben. In der ersten Bearbeitung war das Gedicht, mit Ausnahme des ersten Gesangs, in durchaus freien Versen geschrieben; obgleich Wieland in dem Vorbericht diese Wahl durch viele Gründe hatte zu rechtfertigen gesucht, namentlich durch den, daß sich die freie Versart allen Veränderungen des Tons und Styls anschmiege, so fühlte er doch später das Ungeeignete und Unkünstlerische dieser Behandlungsweise und er führte das ganze Gedicht auf die zehnzeilige Stanze zurück, in welcher schon der erste Gesang geschrieben war. Aber das Gedicht erhielt auch durch diese Umschmelzung keineswegs die beabsichtigte künstlerische Gestaltung, vielmehr ist die Strophenform nur äußerlich durchgeführt, und sie würde meist gar nicht erkannt werden, wenn der Dichter die einzelnen Strophen nicht mit Zahlen bezeichnet hätte. Doch liegt das Störende noch mehr darin, daß die einzelnen Verse mit einer bis an die höchste Willkür reichenden Freiheit gebildet sind und die Harmonie, nach welcher Wieland doch vor allen Dingen strebte, ganz verloren geht und man an vielen Stellen reine Prosa zu lesen wähnt.

In „Musarion“ und „Aspasia“, in „Idris“ und im „Neuen Amadis“ erscheint Wieland immer noch polemisch, er wollte einerseits die Schwärmerei bekämpfen und die Abwege zeigen, auf welche sie führe, andrerseits die Sinnlichkeit in ihre menschlichen und poetischen Rechte einsetzen, und es ist begreiflich, daß er sich verleiten ließ, nach beiden Seiten hin die Gränze zu überschreiten, und namentlich der Sinnlichkeit ein zu großes Uebergewicht einzuräumen, weshalb denn diese Dichtungen in ihrer Ausführung beinahe frivol wurden. Als aber seine neuen Ansichten eine viel geneigtere Aufnahme fanden, als er hatte hoffen können, mußte der polemische Zug in seinen Dichtungen als durchaus unnöthig von selbst verschwinden, und seine nachfolgenden Erzeugnisse erscheinen daher als der von keinen Nebenrücksichten getrübte Erguß seines eigenthümlichen reichen Talents: sie haben alle glänzenden Eigenschaften seiner früheren Werke, ohne deren Flecken, namentlich verschwindet der lüsterne Zug, der ihm so häufig wohlverdiente Vorwürfe zugezogen hatte, meistens ganz, und verwandelt sich in einen schalkhaften und neckischen Muthwillen, der durchaus nichts mehr Beleidigendes oder Abstoßendes an sich trägt. Auch ist die Composition dieser späteren Dichtungen künstlerisch vollendeter, als die der früheren, was namentlich darin seinen Grund hat, daß sich der Dichter, den nun keine Nebenrücksichten leiteten, mit größerer Freiheit bewegen und seine Stoffe nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit behandeln konnte. Dies läßt sich schon an den „Erzählungen und Märchen“ erkennen, die er in den Jahren 1776—1778 dichtete, in höherem Maße noch in seinem Meisterwerke, dem „Oberon“. Die „Erzählungen und Märchen“, die sich durch launige Naivetät der Auffassung, durch heiteren Witz, Anmuth und Frische der Farben, gewandte Leichtigkeit der Darstellung und Wohllaut der Sprache auszeichnen, behandeln meist Stoffe der Märchenwelt oder der Sage, die er mit eben so viel Freiheit als Meisterschaft behandelte. Dies geht schon daraus hervor, daß die höhere Idee, die in jenen Märchen liegt, aus seiner Darstellung anschaulich zum Bewußtsein gelangt, ohne daß der Dichter die Absicht zu haben scheint, und vielleicht auch nicht einmal die Absicht hat, dieselbe hervortreten zu lassen; eine solche Absicht läßt sich mit Bestimmtheit nur beim „Schach Lolo“ nachweisen, in welchem er das Bild eines gewöhnlichen Herrschers aufstellte, der bei den besten Absichten durch Schwäche und Eitelkeit zur Tyrannei gedrängt wird, der er gewöhnlich selbst zum Opfer fällt; und eben so spricht der Dichter selbst in der „Wasserkufe“ ziemlich deutlich aus, daß Gelübde ohnmächtig seien, wenn sie nicht eine tiefere persönliche Begründung haben. Hat sich der Dichter bei diesen zwei Erzählungen durch die erwähnten Gedanken leiten lassen, so gibt er sich in den übrigen dagegen dem Stoffe ganz hin, den er nur nach rein künstlerischen Zwecken behandelt. Unter diesen zeichnet sich „Geron der Adeliche“ durch die ernste, durchaus würdige Haltung aus, welcher auch die strengere Form (reimlose fünffüßige Jamben) entspricht; der Dichter ist von dem großartigen Sinne des Helden, dessen Treue bei der mächtigen Versuchung zwar einen Augenblick schwanken, aber nicht fallen konnte, so tief durchdrungen, daß die schalkhafte Laune, die seine übrigen Dichtungen belebt, hier gänzlich zurücktritt, wogegen sie sich in „Sixt und Klärchen“ oft zur unrechten Zeit vordrängt, weshalb das übrigens schöne Gedicht, in welchem die Leiden einer heimlichen, hoffnungslosen Liebe mit warmen kräftigen Farben dargestellt werden, keinen reinen Eindruck hinterläßt. Zu den köstlichsten Erzählungen, welche überhaupt die deutsche Literatur nachzuweisen hat, gehören „das Wintermärchen“ und „das Sommermärchen“, jenes nach einer orientalischen, dieses nach einer französischen Quelle und beide ihren ursprünglichen Charakter in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bewahrend. Seltsam, voll wunderlicher Zaubereien, düster und leidenschaftlich, läßt das „Wintermärchen“ den Menschen als einen Spielball höherer Gewalten er-

scheinen, während er sich im „Sommermärchen“ diese Gewalten durch seine Thatkraft unterwirft und er im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit heiter und scherzend den Kampf mit den wildesten Ausgeburten der Zauberei unternimmt und durchführt, daher die Darstellung heiter, leicht, anmuthig und einfach naiv ist, während sie im „Wintermärchen“ im Ganzen den Charakter des Umheimlichen trägt, was auch im Grunde bei „Hann und Gülpenhöh“, diesem orientalischen Gegenstück zur „Wittwe von Ephesus“, der Fall ist. Wieder ganz eigenthümlich ist der einer italienischen Quelle entnommene „Pervonte“, von dem wir schon bei einer andern Gelegenheit (I, 364) gesprochen haben; es verbindet diese Erzählung den tiefsten Ernst mit dem schalkhaftesten Muthwillen, und zeigt, wie auch der „Vogelsang“, des Dichters Meisterschaft in der poetischen Ausführung der einzelnen Situationen. In der Mitte zwischen einfacher Erzählung und dem eigentlichen Epos stehen die beiden vortrefflichen Gedichte „Gandelin, oder Liebe und Liebe“ (1776) und „Klelia und Sinibald“ (1784), in denen der Dichter vorzüglich durch geistreiche Verknüpfung von abenteuerlichen und unerwarteten Begebenheiten zu wirken sucht.

Wir haben endlich noch sein größtes und vollendetstes Werk, den „Oberon“, zu betrachten, von dem Göthe (in einem Briefe an Lavater) das oft wiederholte Wort sagte: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Crystall Crystall bleibt, wird es als Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“ Der Dichter schöpfte seinen Stoff in einem in der französischen Bibliothek der Romane gegebenen Auszug aus dem altfranzösischen Prosaromane „Hüon von Bordeaux“, behandelte ihn aber mit großer und ächt künstlerischer Freiheit. Wir theilen den Inhalt des Gedichts in kurzen Zügen mit.

(1. Gesang.) Hüon befindet sich auf einem Zug nach Bagdad; in einer Wildniß trifft er auf einen Einsiedler, der, wie sich bald ergibt, früher Knappe Sigewins, Herzogs von Guienne, des Vaters unsers Helden, war. Diesem berichtet Hüon, was ihn nach Bagdad führe. Er hatte nämlich den bösartigen Scharlot, den Sohn Kaiser Karls, erschlagen, der ihn und seinen Bruder vermummt angefallen hatte; darüber erzürnt, habe ihn Kaiser Karl zum Tode verdammen wollen, doch von den Paladinen bedrängt ihn endlich unter der Bedingung begnadigt, daß er nach Babylon (welches oft für Bagdad steht) ziehe, dort in den Festsaal des Kalifen eindringe, demjenigen, der ihm zur Rechten sitze, den Kopf abschlage, die Tochter des Kalifen für seine Verlobte erkläre und zur Besiegelung des Bundes öffentlich küsse, und endlich sich von dem Kalifen vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare zum Geschenk für den Kaiser erbitte. Scherasmin, der Einsiedler, erbietet sich, den jungen Helden zu begleiten. — (2. Gesang.) Auf ihrem Zuge gelangen sie in einen Zauberwald, in welchem ihnen ein Knabe auf einem von Leoparden gezogenen Wagen erscheint; es ist Oberon, der Elfenkönig. Von Angst ergriffen, flieht Scherasmin; er faßt das Roß seines Herrn und reißt es unaufhaltsam mit sich fort; erst in einem Nonnenkloster wagt er anzuhalten, in dessen Hof zugleich mit den Nonnen die Mönche eines benachbarten Klosters vor dem Gewitter Schutz gesucht hatten, welches der Elfenkönig erregt hatte. Plötzlich steht dieser in ihrer Mitte; er setzt ein Horn von Elfenbein an den Mund, und wie sich die Töne hören lassen, werden Alle, mit Ausnahme Hüons, von einer wilden Tanzwuth ergriffen. Oberon aber beruhigt den jungen Helden, versichert ihn seines Schutzes und gibt ihm zum Zeichen desselben das Wunderhorn und einen goldenen Becher. Wenn er dem Horn, sagt er, einen sanften Ton entlocke, so würden alle, die ihm feindlich gesinnt seien, tanzen müssen, wenn er es dagegen mit Macht erschallen lasse, so würde ihm Oberon erscheinen, wo er sich auch befinden möge. Der Becher aber habe die Zauberkraft, daß er sich stets mit dem edelsten Wein fülle, wenn ihn ein Biedermann an die Lippen bringe, doch wenn ihn ein Schalk ergreife, versiege er und werde glühend. Hierauf verschwand Oberon und die Beiden setzten ihre Reise fort. — (3. Gesang.) Am fünften Tage gelangen sie zum Eisenthurm des Riesen Angulaffer, der vor Kurzem die Braut des Prinzen von Libanon geraubt hatte. Hüon dringt in den Thurm, entreißt dem schlafenden Riesen einen Zauberring, wodurch er, ohne es zu wissen, zum Herrn der Geister wird, worauf er ihn weckt, im Zweikampfe tödtet und außer der Braut des Prinzen noch fünfzig Jungfrauen befreit. In der Nacht sieht Hüon im Traum ein wunderbar schönes Weib, deren Bild ihm von nun an stets vor der Seele schwebt. — (4. Gesang.) Scherasmin, welchem Hüon seinen Traum erzählt, überredet ihn, daß der Traum von Oberon gesendet und daß die schöne Dame wohl in Bagdad zu finden sei. Als sie gegen Mittag in einen Wald kommen, erblicken sie einen Sarazenen im Kampf mit einem Löwen; Hüon tödtet das mächtige Thier, bietet sodann dem Verwundeten seinen Becher an, aber dieser wird glühend, und als nun der Sarazene zu lästern beginnt, will ihn Hüon mit dem Schwerte bekehren, aber dieser schwingt sich auf dessen Roß und entflieht. Am Abend erreichen die Abenteurer die mächtige Stadt Babylon, wo ihnen ein altes Mütterchen ein Nachtlager anbietet. Diese erzählt ihnen, daß Rezia, des Sultans Tochter, am folgenden Tag mit Babekan, dem Fürsten der Drusen, vermählt werden solle, den sie jedoch aus tiefster Seele verabscheue, besonders seit sie im Traum einen schönen Ritter mit blauem Auge und blondem Haar gesehen habe, der seitdem alle ihre Gedanken beschäftige. Seiner Ritterpflicht bewußt und einen Zusammenhang mit seinem Traum ahnend, erklärt Hüon, daß er die schöne Rezia in seinen Schutz nehmen wolle. — (5. Gesang.) Nach schlaflos zugebrachter Nacht am Morgen entschlummernd, sieht Rezia den schönen Jüngling nochmals im Traume, und wie sie über diese wiederholte Erscheinung nachsinnt, stürzt ihre Amme Fatme mit dem freudigen Ausruf zu ihr: „Der Ritter ist gefunden!“ Fatme war nämlich die Tochter jenes Mütterchens, welches den Ritter beherbergt hatte. Durch diese Nachricht ermuthigt, schmückt sie sich zum Fest. Hüon hatte am Morgen einen morgenländischen Anzug vor seinem Lager gefunden; ein prächtiges Roß steht vor der Thüre, zwei schöne Knaben halten den Zügel und führen ihn in die Burg. Er tritt in den Saal; in dem Emir, der an der Rechten des Kalifen sitzt, erkennt er den Sarazenen mit dem Löwen; ohne sich lange zu bedenken, schlägt er ihm den Kopf ab: es war Babekan. Während des Aufruhrs, der dadurch entsteht, erblickt er Rezia und sie ihn; beide erkennen

die Bilder ihrer Träume, da eilt Hüon auf sie zu, küßt sie, steckt ihr den Zauberring an den Finger und erklärt sie für seine Braut. Nun aber erheben sich hundert Klingen gegen ihn, denen er trotz seiner Tapferkeit erlegen wäre, wenn er nicht im gefährlichsten Augenblick seine Zuflucht zum Horn genommen hätte. Kaum hat er es an die Lippen gesetzt, als Alles zu tanzen beginnt. Noch blieb aber das Schwerste übrig. Sobald die Macht des Horns nachläßt, übergibt Hüon die Geliebte dem Schutze des treuen Scherasmin, welchem er auch das Horn anvertraut, nähert sich dem Kalifen und bittet ihn um das Geschenk für seinen Kaiser. Der Sultan geräth hierüber in unbeschreibliche Wuth; Alles dringt von Neuem auf den Ritter ein, und Scherasmin, der die Gefahr sieht, stößt mit solcher Macht in das Horn, daß die Burg erbebt und die Heiden sämmtlich in Schlaf fallen. Oberon erscheint; auf seine Frage, ob Rezia Vater und Thron aufgeben wolle, um dem Jüngling zu folgen, gibt sie schweigend ihren Willen zu erkennen; Oberon überläßt den Liebenden seinen Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. — (6. Gesang.) Am folgenden Morgen hält der Wagen nicht weit von Askalons Strande an; Oberon erscheint, übergibt dem Hüon ein Kästchen mit des Kalifen Zähnen, Barthaaren, die seine Geister jenem während seines Schlafs genommen hatten. Ein Schiff ist bereit, die Liebenden in die Heimat zu bringen; doch sollen sie zuerst nach Rom und sich so lange als Geschwister betrachten, bis der Pabst ihren Bund gesegnet habe, widrigenfalls ihnen Oberon seinen Schutz entziehen müßte. Sie schiffen sich ein; Hüon unterrichtet die Geliebte im Christenthum, und ein Mönch tauft sie unter dem Namen Amande. Aber die Leidenschaft der Liebenden wird täglich glühender und Scherasmin hat alle Mühe, sie in den vorgeschriebenen Schranken zu halten. Er erinnert sie an Oberons Drohung, und erzählt ihnen Märchen, um sie zu zerstreuen, unter Andern die Geschichte von dem blinden Gangolf, der, von seiner Frau Rosette getäuscht, in demselben Augenblick durch Oberon das Licht der Augen wieder erhielt, als sie ihrem Buhlen in den Armen lag. Da habe Titania, Oberons Gemahlin, den Buhlen in einen Nebel gehüllt, wodurch es Rosetten gelungen sei, ihren Gatten zu überreden, daß sie unschuldig sei; Oberon aber habe, darüber empört, geschworen, sich von Titania zu trennen und sich erst dann wieder mit ihr zu versöhnen, wenn sich ein getreues Paar finde, das entschlossen sei, eher den Flammentod zu wählen, als selbst einem Thron zu Liebe ungetreu zu werden. — (7. Gesang.) Endlich war das Schiff in Lepanto angelangt; Hüon, dem Scherasmins Warnungen lästig zu werden anfingen, sendet denselben mit dem Kästchen nach Paris, er selbst schifft sich mit Rezia nach Rom ein. Aber es geschieht nun, was Scherasmin befürchtet hatte. Während sich die Liebenden ihrer Leidenschaft überlassen, bricht ein furchtbarer Sturm los, und als sie wieder zu sich kommen, ist Horn und Becher verschwunden; sie erkennen zu spät, daß Oberon sich von ihnen abgewendet habe. Weil das Schiffsvolk des Glaubens ist, es habe irgend einer auf dem Schiffe Gottes Zorn auf sich geladen, soll das Loos entscheiden, wer zur Sühnung sterben solle. Hüon zieht das Todesloos, und da bei stets wachsendem Sturm das Schiffsvolk seinen Tod verlangt, stürzt sich Rezia mit ihm in das Meer, worauf das Gewitter sich legt und das Schiff mit günstigem Winde weiter segelt. Der Zauberring läßt die Liebenden nicht sinken und sie werden an eine Insel getragen. Aber diese ist öd und wild, und sie sind dem größten Elend Preis gegeben, doch kommt keine Klage über Rezia's Lippen; sie würde auch jetzt ohne Hüon nicht zur frühern Herrlichkeit zurückkehren. — (8. Gesang.) Hüon hatte ohne Rezia's Wissen ein wildes Gebirg, welches die Insel durchschnitt, überstiegen und war in eine paradiesische Gegend gelangt, in welcher ein weiser Einsiedler lebte; Hüon holt die Geliebte auf einem näheren Pfade herbei und die Liebenden finden bei dem edlen Greis Hülfe und Trost. So geht ihnen der Winter heiter vorüber. Es nahte sich aber Rezia's Entbindung; in dieser schweren Stunde steht ihr Titania bei, die sich seit ihrer Trennung von Oberon in das wilde Eiland zurückgezogen und den Theil, in welchem der Einsiedler Alfonso wohnte, in einen lieblichen Garten umgeschaffen hatte. Sie nimmt sich Amande's um so mehr an, als sie in den Liebenden das Paar zu finden hofft, dessen Treue den von Oberon ausgesprochenen Fluch vernichten soll. — (9. Gesang.) Fatme war unterdessen durch einen Sturm nach Tunis verschlagen und an des Sultans Gärtner als Sklavin verkauft worden. Dort trifft sie nach zwei Jahren der getreue Scherasmin, der von Paris aus, wo er nach reiflicher Ueberlegung das Kästchen nicht abgegeben hatte, seinen Herrn zuerst in Rom und dann durch viele Länder aufgesucht hatte. Hüon und Rezia, die einen schönen Knaben geboren hatten, leben still und heiter bei Alfonso bis zu dessen Tod. Nun aber beginnen neue, schwere Prüfungen. Mit dem Tode des Frommen war die Insel wieder öd und wild geworden; Titania, welche das kommende Unglück voraussah, hatte den Knaben geraubt. Die trostlosen Eltern suchen ihn vergebens; Rezia fällt Seeräubern in die Hände; auf ihr Jammergeschrei eilt Hüon zur Hülfe, wird aber trotz seines Muthes übermannt und an einen Baum gebunden, hilflos zurückgelassen, worauf die Räuber mit Amande nach Tunis segeln. Titania findet den Zauberring, der sich Amandens Finger abgestreift hatte, während sie mit den Räubern rang, auf dem Strande; sie erblickte darin die Vorbedeutung, daß ihre Versöhnung mit Oberon bevorstehe, denn es ist derselbe Ring, den sie ihm einst bei der Trauung gegeben. — (10. Gesang.) Oberon erbarmt sich endlich des unglücklichen Hüon, ein Sylphe löst dessen Bande, und trägt ihn durch die Lüfte nach Tunis, wo er Scherasmin und Fatme trifft und in die Dienste des Gärtners tritt. Um die nämliche Zeit war eine Barke in der Nähe von Tunis untergegangen; nur eine einzige Frau hatte sich durch Schwimmen gerettet und war von dem Sultan Almansor und seiner geliebten Almansaris freundlich aufgenommen worden. Als Hüon und die Seinigen davon hörten, zweifelten sie nicht daran, daß es Rezia sei. — (11. Gesang.) Hüon hofft, der Geliebten im Garten zu begegnen, in welchem er, ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, mehrere Nächte verweilte. Einst begegnet er der schönen Almansaris, die bei dem Anblick des Ritters von glühender Liebe erfaßt wird; sie läßt ihn eines Nachts zu sich führen, aber Hüon, der seine Rezia zu finden gehofft hatte, bleibt trotz aller Versuchungen der Geliebten getreu. — (12. Gesang.) Almansaris macht noch einen Ver-

sich, den spröden Ritter zu besiegen; er erhält den Befehl, eine Grotte mit Blumen zu schmücken, und als er hinkommt, findet er jene auf einem Ruhebett; er will fliehen, sie hält ihn auf, und als er voll Verzweiflung Rezia und Oberon zu Hülfe ruft, erscheint Almansor. Almansaris klagt, schnell gefaßt, den Ritter an, als ob er ihr Schändliches zugemuthet, der Sultan verdammt ihn zum Feuertod und läßt ihn unterdessen in einen finstern Kerker werfen. In der Nacht kommt Almansaris und verspricht ihm Hand und Thron, aber Hüon will lieber des grausamen Todes sterben, als untreu werden. Rezia hatte ihrerseits die Liebe des Sultans gewonnen; als sie nun von Fatme, welcher es gelungen war, zu ihr zu bringen, Hüons Schicksal erfährt, eilt sie zu Almansor und bittet um des Gärtners Leben, der ihr Gatte sei; Almansor will ihm Gnade gewähren, wenn Rezia sich entschließt, seine Gemahlin zu werden; doch will sie lieber selbst sterben. Im höchsten Zorn gebietet Almansor, Beide zum Feuertode zu führen. Schon stehen sie gebunden auf dem Scheiterhaufen, schon wird dieser angezündet, als unter Donner und Erdbeben die Stricke, welche die Liebenden gebunden hielten, plötzlich herabfallen und das Horn an Hüons Halse hängt. Er bläst, und ganz Tunis wird von Tanzwuth befallen; inzwischen kommt der Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. Bald gelangen sie zu einem wunderbarschönen Palast, aus welchem ihnen Oberon, jetzt ein schöner Jüngling, mit dem Geisterring an der Hand entgegenkommt; ihm zur Seite steht Titania, auf deren Wink ein Elfe ein wunderschönes Knäblein bringt, welches die Elfenkönigin der Rezia in die Arme legt. Nun treten sie in den Palast; die Herrlichkeiten, die sie dort gesehen, verloren sich in einen Traum, und als sie erwachten, fanden sie sich vor Paris. Es findet gerade ein Turnier Statt; der Sieger soll Hüons Erbe erhalten. Dieser wird auf seine Versicherung, daß er ein Franke sei, zum Kampf zugelassen; er bleibt Sieger, worauf er mit Rezia in das Schloß geht, dem Kaiser das Kästchen mit des Sultans Zähnen und Bart überreicht, und in Rezia dessen Tochter und Erbin zeigt. Da erstirbt der alte Groll in Karls Brust. „Er schüttelt liebevoll Des Helden Hand und spricht: „Nie fehl' es unserm Reiche An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend gleiche!"

Die Vortrefflichkeit der Composition leuchtet schon aus der kurzen Uebersicht des Inhalts hervor, und es ist Wielands „Oberon", was die künstlerische Anlage und Durchführung betrifft, in der That eines der vollendetsten Werke, welche die vaterländische Literatur aufzuweisen hat. Alles geschieht zur rechten Zeit und an der rechten Stelle, und ebendeshalb ist der ganze Verlauf der Begebenheiten klar und übersichtlich, so mannigfaltig dieselben auch sind und so groß das Gewirre derselben öfters zu sein scheint. Es ist Alles so kunstvoll angeordnet, daß selbst der lange Zwischenraum zwischen dem Beginn der Erzählung und dem Schlusse derselben vollkommen verschwindet, und das Ganze in schneller Entwickelung vor uns vorüberzieht, ohne daß dennoch ein Widerspruch zwischen der Fülle der Begebenheiten und dem raschen Fortgange entstünde. Zudem ist jede, die unwesentlichste, wie die wunderbarste Begebenheit glücklich motivirt, ohne daß der Dichter besonderes Gewicht darauf zu legen scheint, so daß Alles in dem schönsten Zusammenhang steht und Alles trefflich in einandergreift. Göthe tadelt (in einem Gespräche mit Eckermann), daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde; es sei dies nicht wohl erfunden, sagt er, weil der Held sich dabei ganz unthätig verhalte. Als Göthe, der früher gerade den fünften Gesang vorzüglich gelobt hatte (Wieland an Merk vom 1. Aug. 1779), diesen Ausspruch that, war ihm offenbar das Gedicht in seinem Zusammenhange nicht vollkommen gegenwärtig, denn nur auf dem vom Dichter eingeschlagenen Wege konnte das Widerliche und nicht bloß für den Leser, sondern vorzüglich für Rezia Verletzende umgangen werden. Wieland war selbst mit der Composition des Gedichts so sehr zufrieden, daß er seine Freude darüber sogar öffentlich aussprach. „Die Art", sagt er im Vorberichte, „wie die Geschichte von Oberons Zwist mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Composition dieses Gedichts zu sein. In der That ist „Oberon" nicht aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Haupthandlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründet, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienst der Neuheit hat." Er hätte noch hinzufügen können, daß er durch diese Behandlungsweise die Klippe glücklich besiegt habe, an welcher gerade die epischen Dichter seiner Zeit scheiterten (und wie viele andere außer ihnen!). Dadurch nämlich, daß der Dichter die Geschichte Oberons, seines Zwistes und seiner Versöhnung mit Titania eingewebt hat, daß er diese Wiedervereinigung von dem Charakter Hüons abhängig gemacht hat, ist der Geisterkönig nicht mehr eine bloße Maschine, die dem Dichter aus der Verlegenheit helfen soll, wenn sich ihm kein menschliches Mittel mehr darbietet, die Begebenheit fortzuführen; er ist vielmehr, und mit ihm alles Wunderbare, welches sich nach und nach begibt, ein nothwendiges Glied des Ganzen, ja Oberon ist mit seiner Zaubermacht nicht einmal das vorzugsweise bewegende Princip, durch dessen Einwirkung die Begebenheit zu ihrem Ausgang geführt wird, vielmehr ist dieser ganz allein zuerst von der Selbstbeherrschung, dann von der Treue der beiden Liebenden bedingt. Die Gewalt Oberons ist davon abhängig; sie wird ohnmächtig, sobald „Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt" (2. Ges. 51. Str.) und erst nachdem er für diese Schwäche durch furchtbare Leiden gebüßt, ohne zu unterliegen, erst nachdem die beiden Liebenden bewiesen haben, daß

ihre Treue weder durch die glänzendsten Versprechungen, noch durch die Erwartung des grausamsten Todes gebrochen werden könne, erst dann vermag Oberon wieder seine Zaubermacht anzuwenden. So ist das Wunderbare in der That untergeordnet; es ist nur ein glücklich ausgewähltes Mittel, um die Nebenumstände der Begebenheit weiter zu führen und zugleich dem Ganzen den romantischen Charakter zu geben, welcher dem Stoffe wesentlich entspricht.

Wie die Anlage und Anordnung des Stoffs, so ist auch die Ausführung meisterhaft, es zeigt sich das eigenthümliche Talent Wielands hierin auf seiner größten Höhe. Nur in der Zeichnung der Charaktere steht er in so fern tiefer, als andere Dichter, als er, wie schon früher bemerkt, seine Personen nicht zu bestimmten Individuen gestaltet, sondern durch sie und in ihnen mehr eine ganze Gattung von Charakteren darstellt (nur der ehrliche Scherasmin und dann auch Fatmes alte Mutter sind vollkommen individuell gehalten); aber in diesem beschränkteren Sinne ist er ganz unübertrefflich, und insbesondere gelingt ihm die Schilderung einzelner Situationen in bewundernswürdiger Weise. Wenn er auch manchmal sagt (und dies sind Stellen, die wir aus dem Gedichte entfernt wünschten), es sei unmöglich, dies oder jenes Gefühl auszusprechen, diesen oder jenen Zustand zu schildern; er hat hundertfach bewiesen, daß ihm in dieser Beziehung auch das Schwerste nicht unmöglich sei; er kennt die geheimsten Falten des menschlichen Herzens und weiß die tiefsten Empfindungen mit der lebendigsten Klarheit zur Anschauung zu bringen. Wie wunderbar schön ist, um nur Eines zu erwähnen, die Seligkeit der Liebe geschildert, als Hüon und Rezia das Glück, sich gefunden zu haben und auf ewig vereinigt zu sein, zum erstenmale ungestört in seiner ganzen Kraft empfinden (5, 82 ff.). Der Dichter ist gleich unübertrefflich in der Schilderung heiterer und ernster Zustände, und beurkundet nach beiden Seiten hin die bewundernswürdigste Mäßigung: nie wird der Scherz zur Posse, nie das Schreckliche widerlich, stets weiß er die Linie des Schönen zu treffen. Und dabei entwickelt er einen ungewöhnlichen Reichthum an Erfindung und Ausdruck. So läßt er uns dreimal die Zauberkraft des Horns sehen; aber wie verschieden sind die Gemälde, die er vor unsern Augen entrollt, wenn er die Mönche mit den Nonnen (2, 37 ff.), oder den Kalifen mit seinem Hof (5, 46 ff.), oder das Volk von Tunis (12, 62 ff.) tanzen läßt. Es ließe sich die vollständigste Sammlung von musterhaften Gemälden der mannigfaltigsten Art aus dem „Oberon" veranstalten, wie sie kaum aus einem andern Dichter geschöpft werden könnte. Nicht weniger vortrefflich ist die Sprache des Gedichts, welche der Dichter mit seltener Kraft beherrscht; die Darstellung ist durchgehends lebhaft, reich und frisch, und erhält bei der großen Mannigfaltigkeit, in der sie sich bewegt, durch die überall durchleuchtende heitere Gemüthlichkeit des Dichters eine wohlthuende Einheit. Die Strophe, in welcher Wieland den „Oberon" gedichtet hat, ist nur darin mit der italienischen Stanze verwandt, daß sie, wie diese, aus acht Verszeilen besteht; im Uebrigen hat sich der Dichter die größte Freiheit erlaubt, und eine neue Strophenform geschaffen, die seither den Namen der Wielandschen Stanze erhalten hat. Sie hat freilich die hohe Schönheit der italienischen Stanze nicht, die vornämlich in ihrem trefflichen Ebenmaße beruht; aber wenn man auch bedauern darf, daß er die Nachbildung dieser schönen Form für unmöglich hielt, da sein Gedicht in derselben gewiß noch bedeutend gewonnen hätte, so kann man dagegen nicht läugnen, daß er die von ihm gewählte Form mit großem Glück behandelt und sie zu dem gemacht hat, wozu er sie machen wollte, zu einer Form, welche durch ihren mannigfachen Wechsel auch die Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Gemüthsstimmungen angemessen darstellt.

Aus dem „Oberon".

Fünfter Gesang.

1. Auch dich, o Rezia, floh auf deinen weichen Schwanen
Der süße Schlaf. Du sahst in Klippen dich
Verfangen, woraus dir einen Pfad zu bahnen
Unmöglich schien. Verhaßt und fürchterlich
Ist dir das festliche Roth am morgendämmernden Himmel,
Verhaßt der Tag, der dich an Hymens Altar winkt.
Lang' wälzt sie seufzend sich um, bis endlich, vom innern Getümmel
Der Seele betäubt, ihr Haupt herab zum Busen sinkt.

2. Sie schlummert ein, und, ihren Muth zu stützen,
Webt Oberon ein neues Traumgesicht
Vor ihre Stirn. Sie glaubt, bey Mondeslicht,
In einer Laube der Gärten des Harems zu sitzen,
In Fantasieen der Liebe versenkt.
Ein süßes Weh, ein lieblich banges Sehnen
Hebt ihre Brust, ihre Auge schwimmt in Thränen,
Indem sie hoffnungslos an ihren Jüngling denkt.

3. Die Unruh treibt sie auf. Sie läuft mit hastigen Schritten
Und suchendem Blick durch Busch und Blumengefild,
Eilt athemlos zu allen grünen Hütten,
Zu allen Grotten hin; ihr Auge, zärtlich wild
Und thränenvoll, scheint das geliebte Bild
Von allen Wesen zu erbitten:
Oft steht sie ängstlich still, und lauscht,
Wenn nur ein Schatten wankt, nur eine Pappel rauscht.

4. Zuletzt, indem sie sich nach einer Stelle wendet,
Wo durch der Büsche Nacht ein heller Mondschein bricht,
Glaubt sie — o Wonne! wenn kein falsches Schattenlicht
Ihr gern betrognes Auge blendet —
Zu sehen, was sie sucht. Sie sieht und wird gesehn;
Sein Feuerblick begegnet ihren Blicken.
Sie eilt ihm zu, und bleibt in schauerndem Entzücken,
Wie zwischen Scham und Liebe, zweifelnd stehn.

5. Mit offnen Armen fliegt er ihr entgegen.
Sie will entfliehn, und kann die Kniee nicht bewegen.
Mit Müh verbirgt sie noch sich hinter einen Baum,
Und in der süßen Angst zerplatzt der schöne Traum.
Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!
Sie zürnt sich selbst und dem verhaßten Baum;
Vergebens suchet sie sich wieder einzuwiegen,
Ihm nachzusinnen bleibt ihr einziges Vergnügen.

6. Die Sonne hatte bald den dritten Theil vollbracht
Von ihrem Lauf, und immer war's noch Nacht
Bey Rezia; so groß war ihr Ergetzen,
Den angenehmen Traum noch wachend fortzusetzen.
Doch da sie gar zu lang' kein Lebenszeichen giebt,
Naht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt
Den Vorhang weg, und findet mit Erstaunen
Die Dame wach, und in der besten aller Launen.

7. „Ich hab' ihn wieder gesehn, o Fatme, wünsche mir Glück,"
Ruft Rezia, „ich hab' ihn wieder gesehn!" —
„Das wäre!" spricht die Amm', und sucht mit schlauem Blick
Herum, als dächte sie den Vogel auszuspähen.
Das Fräulein lacht: „Ey, ey, wie ist dein Witz so dick!
Man dächte doch, das sollte sich verstehen!
Ich sah ihn freylich nur im Traum; allein
Er muß gewiß hier in der Nähe seyn."

8. „Mir ahnt's, er ist nicht fern, und sprich mir nichts dagegen,
Wenn du mich liebst!" — „So schweig' ich!" — „Und warum?
Was wäre dann am Ende so verwegen

An meiner Hoffnung? Sprich! wie sollt' ich sie nicht hegen?"
Die Amme seufzt und bleibt noch immer stumm.
„Was übersteigt der Liebe Allvermögen?
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie;
Und retten wird sie mich, begreif' ich gleich nicht wie.

9. Du schweigst? du seufzest? Ach! zu wohl nur, gute Amme,
Versteh' ich, was dein Schweigen mir verhehlt!
Du hoffest nichts für meine Flamme!
Ich selbst, ich hoffe nur, weil beßrer Trost mir fehlt.
Die Stunde naht; schon klirren meine Ketten,
Und mein Verderben ist gewiß;
Ein Wunder nur, o Fatme, kann mich retten,
Ein Wunder nur! wo nicht — so kann es dieß!"

10. Bey diesem Worte zieht mit feur'gem Blicke
Sie aus dem Busen einen Dolch hervor.
„Siehst du? Dieß macht mir Muth! dieß hebt mich so empor!
Mit diesem hoff' ich alles vom Geschicke!"
Die Amme schwankt an ihren Stuhl zurücke,
Wird leichenblaß, und zittert wie ein Rohr.
„Ach! ist dieß alles, so erbarme
Sich Gott!" — ruft sie, und weint und ringt die Arme.

11. Das Fräulein drückt die Hand ihr auf den Mund:
„Still," spricht sie, „fasse dich!" und steckt in ihren Busen
Den Dolch zurück. „Du weißt, im weiten Erdenrund
Ist nichts mir so verhaßt, als dieser Fürst der Drusen.
Eh' Der mich haben soll, eh' soll ein giftiger Molch
In meine Brust die scharfen Zähne schlagen!
Kommt mein Geliebter nicht, den Raub ihm abzujagen,
Was bleibt mir übrig als mein Dolch?"

12. Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen,
So hört man am Tapetenthürchen pochen,
Das aus dem Schlafgemach in Fatmens Kammer führt.
Sie geht, und kommt nach einer kleinen Weile
So schnell zurück, daß sie vor lauter Eile
Und Freudetrunkenheit den Athem fast verliert.
„Nun sind wir aller Noth entbunden!
Triumf, Prinzessin! Triumf! Der Ritter ist gefunden!"

13. Im Nachtgewand, das wie ein Nebel kaum
Den schönen Leib umwallt, fährt jene aus den Lacken
Und fällt entzückt der Amme um den Nacken:
„Gefunden? Wo? wo ist er? O mein Traum,
So logst du nicht?" — Die Amme, selbst vor Freuden
Ganz außer sich, hat kaum noch so viel Sinn,
Die wonnetaumelnde halb nackte Träumerin
In großer Eil' ein wenig anzukleiden.

14. Herein gerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr Mährchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beym Ey die Sache an,
Und läßt es nicht am kleinsten Umstand fehlen;
Kein Zug, kein Wort, das ihrem Gast entrann,
Wird im Gemählde weggelassen.
„Er ist's, er ist's! wir haben unsern Mann,"
Ruft Fatme aus; „es kann nicht besser passen!"

15. Die Alte wird von neuem ausgefragt,
Muß drey- und viermahl wiederhohlen,
Was er gethan, gesagt und nicht gesagt;
Muß immer wieder ihn vom Haupt bis zu den Sohlen
Abschildern, Zug für Zug — wie gelb und lang sein Haar,
Wie groß und blau sein schönes Augenpaar;
Und immer ist noch etwas nachzuhohlen,
Das in der Eil' ihr ausgefallen war.

16. Indeß sich so um zwanzig Jahre jünger
Die Alte schwatzt, entspinnt der hohe Lockenbau
Der schönen Braut sich unter Fatmens Finger.
Mit Perlen, glänzender als Thau,
Wird schneckengleich ihr schwarzes Haar durchflochten,
Ohr, Hals und Gürtel schmückt so schimmerndes Gestein,
Daß ihren Glanz im Sonnenschein
Die Augen kaum ertragen mochten.

17. Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nymfenschaar
Zum Fest geschmückt und bräutlich angekleidet,
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar,
Und lieblich wie ein Reh, das unter Rosen weidet.
Kein Auge sah sie ungeblendet an,
Wiewohl sie jetzt nur Mädchenaugen sahn;
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,
Wie neben ihr die Sterne schwinden müssen.

18. Das Feuer, das aus ihren Augen strahlt,
Die Ungeduld, das lauschende Verlangen,
Das ihre Lippen schwellt und ihre zarten Wangen
Mit ungewohntem Purpur mahlt,
Setzt ihre Jungfrau'n in Erstaunen.
„Ist dieß die widerspenst'ge Braut
(Beginnen sie einander zuzuraunen)
Der gestern noch so sehr vor diesem Tag gegraut?"

19. Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,
Geschmückt zum Fest, im stolzen Hochzeitsaal.
Gerüstet steht das königliche Mahl,
Und bey Trompetenklang tritt aus der goldnen Thüre
Des heiligen Pallasts, von Sklaven aller Art
Umflossen, der Kalif mit seinem grauen Bart.
Der Drusenfürst, noch etwas blaß von Wangen,
Kommt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

20. Und gegenüber thut die Thür von Elfenbein
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.
Ein Schleier zwar, gleich einem silbergrauen
Gewölcke, wehrt dem Engelsangesicht
Den vollen Glanz allblendend zu enthüllen;
Und dennoch scheint ein überirdisch Licht
Bey ihrem Eintritt stracks den ganzen Saal zu füllen.

21. Dem Drusen schwillt und sinket wechselsweis
Sein Herz, indem sein Aug' an ihren Reitzen hanget;
Er sucht im übrigen, was er zu sehn verlanget;
Allein, ein Blick, so kalt wie Alpeneis,
Ist alles, was er sieht. Doch, dem Bethörten schmeichelt
Die Eitelkeit, die Selbstbetrügerin,
Daß Rezia den spröden Blick nur heuchelt:
O (denkt er), all der Schnee schmilzt über Nacht dahin!

22. Ob er zu viel gehofft, soll kein Geheimniß bleiben.
Doch, ohne jetzt unnöthig zu beschreiben,
Wie drauf, nachdem der Imam das Gebet
Gesprochen, man beym Schall der Pauken und der Zinken
Zur Tafel sich gesetzt, erst Seine Majestät,
Dann rechter Hand die Braut, der Bräutigam zur linken,
Und hundert Dinge, die von selber sich verstehn,
Ist's Zeit, auch wieder uns nach Hüon umzusehn.

23. Der hatte, wie ihr euch erinnert, seine Nacht
Von Ungeduld erhitzt, von Ahnungen umgaukelt,
Auf seiner Streue nicht viel sanfter zugebracht,
Als einer, den der Sturm in einem Mastkorb schaukelt.
Kaum aber hat dem Tag in seine goldne Bahn
Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan,
So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Mohn und Flieder-
Und Liliendunft auf seine Augen nieder.

24. Er schlummert ein, und schläft in einem Zug
Noch immer fort, da schon des Sonnenwagens Flug
Den Himmel halb getheilt. Sein Alter ging indessen,
Um von der Burg die Lage auszuspähn,
Und zum Entführungswerk das nöth'ge vorzusehn;
Derweil am kleinen Herd zu ihrem Mittagsessen
Die gute Wirthin Anstalt macht,
Halb mürrisch, daß ihr Gast so lange nicht erwacht.

25. Sie schleicht zuletzt, um wieder durch die Spalten
Zu gucken, an die Thür, und trifft (zu gutem Glück
Für ihren Vorwitz) just den ersten Augenblick,
Da Hüons Augen sich dem goldnen Tag entfalten.
Frisch, wie der junge May sich an den Reihen stellt,
Wenn mit den Grazien die Nymfen Tänze halten,
Hebt sich mit halbem Leib empor der schöne Held,
Und rathet, was zuerst ihm in die Augen fällt?

26. Ein Kaftan, wie ihn nur die höchsten Emirn tragen,
Wenn sich der Hof zu einem Feste schmückt,
Auf goldbeblümtem Grund mit Perlen reich gestickt,
Liegt schimmernd vor ihm da, um einen Stuhl geschlagen;
Ein Turban drauf, als wie aus Schnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,
Ein diamantner Gurt, an dem ein Säbel schwebt,
So reich, daß Scheid' und Griff ihm fast die Augen blenden.

27. Zum ganzen Putz, von Fuß zu Haupt,
Den Stiefelchen aus übergüld'tem Leder
Bis zu dem Demantknopf der hohen Straußenfeder
Am Turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann solcher Staat ihm kommen?
Die Alte steht erstaunt. „Das geht durch Zauberey!"
Ruft sie; „ich hätte doch sonst was davon vernommen!"
„Der Zwerg", spricht Scherasmin, „ist ganz gewiß dabey!"

28. Der Ritter glaubt es auch, und denkt: „Durch all' die Heiden
Im Vorhof macht mir dieß zum Hochzeitssaale Bahn."
Und flugs ist Kaftan, Gurt, und alles umgethan;
Die Wirthin sprudet sich, ihn recht herauszukleiden.
„Allein was fangen wir mit diesem Turban an?
Das schöne gelbe Haar sein'twegen abzuschneiden?
Nicht um die Welt! — Doch still! es geht ja wohl hinein;
Er scheint ja recht mit Fleiß dazu gewölbt zu seyn!"

29. Herr Hüon stand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartlose Wange, wie ein wahrer Sultan da,
Indem das Mütterchen ihn um und um besah
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.
Drauf, als der treue Scherasmin
Ihm was ins Ohr geraunt, beginnt er fortzugehen,
Reicht einen Beutel Gold der Wirthin freundlich hin,
„Und nun, lebt wohl, auf Wiedersehen!"

30. Nichts halb zu thun ist edler Geister Art,
Ein reich gezäumtes Roß steht vor der Thür der Alten,
Und neben ihm zwey Knaben, schön und zart,
In Silberstück, die ihm die goldnen Zügel halten.
Herr Hüon schwingt sich auf; die Knaben frisch voran,
Und führen ihn auf einem Seitenwege,
Am Strome hin, durch blühende Gehäge,
Bis sie der hohen Burg sich gegenüber sahn.

31. Schon ist er durch den ersten Hof gezogen,
Im zweyten steigt er ab, und geht zum dritten ein.
Er scheint ein Hochzeitgast von ersten Rang zu seyn,
Und überall von diesem Schein betrogen,
Macht ihm die Wache Platz. Er schreitet frey und stolz
Daher, und nähert sich dem Thor von Ebenholz.
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem Eisen,
Die Unberechtigten vom Eingang abzuweisen.

32. Allein des Ritters Staat und königlicher Blick
Drückt, wie er sich der hohen Pforte zeiget,
Die Säbelspitzen schnell zurück,
Die fernher sich entgegen ihm geneiget.
Die Flügel rauschen auf. Hoch schlägt sein Heldenherz,
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schließen.
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gärten fließen,
Ihn noch zu einer Thür von übergüld'tem Erz.

33. Ein großer Vorsaal war's, mit Sklaven aller Farben,
Kombabischen Geschlechts, erfüllt,
Die ewig hier am Quell der Freude darben,
Und, da ein Mann, von Emirsglanz umhüllt,
In ihre hohlen Augen schwillt,
Mit Blicken, die in Knechtsgestalt erstarben,
Die Arme auf die Brust ins Kreuz gefaltet, stehn,
Und kaum so muthig sind ihm hintennach zu sehn.

34. Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitsaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunst doppelt schwer,
Und freyer schon beginnt die Freude auszuschweifen;
Der Braut allein theilt sich die Lust nicht mit,
Die in des Bräut'gams Augen glühet:
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,
Herr Hüon in den Saal mit edler Freyheit tritt.

35. Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ihrer Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernsten Blick gesenkt;
Auch der Kalif, den Becher just zu leeren
Beschäftigt, läßt sich nicht in seinem Opfer stören:
Nur Babekan, den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen Hals.

36. Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,
Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken selbst der Straf entgegen bieget.
Rasch, wie des Himmels Flamme, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden flieget,
Und hoch aufbrausend überspritzt
Sein Blut den Tisch, und den, der ihm zur Seite lieget.

37. Wie der Gorgone furchtbar Haupt
In Perseus Faust den wild empörten Schaaren
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht zum Felsen hingebannt:

38. So stockt auch hier, beym Anblick solcher kecken
Verrätherischen That, des frohen Blutes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren allzuhauf,
Als sähn sie ein Gespenst, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erschlafft im Ziehn der Arm, und jedes Schwert bleibt stecken;
Ohnmächt'gen Grimm im starren Blick,
Sank sprachlos der Kalif in seinen Stuhl zurück.

39. Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerey:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach sey;
Und, wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
„Sie ist's, sie ist's!" ruft er, und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen,
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

40. „Er ist's!" beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im Angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebeskühn in seine Arme nahm,
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine Büste,
Sich zwischen Lieb' und jungferlichem Gram
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küßte!

41. Schon hatt' er sie zum zweyten Mahl geküßt;
Wo aber nun den Trauring herbekommen?
Zum Glücke, daß der Ring an seinem Finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen.
Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlecht'ste kaum geringer:
Doch steckt er ihn aus Noth itzt an des Fräuleins Finger,
Und spricht: „So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!"

42. Er küßt mit diesem Wort die sanft bezwungne Schöne
Zum dritten Mahl auf ihren holden Mund.
„Ha!" schreyt der Sultan auf, und knirscht, und stampft den Grund
Vor Ungeduld, „ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist Verrath!
Und, tropfenweis erpreßt, versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!"

43. Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh' sie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von Lieb und Angst entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild
Der seinigen — der andre Arm bemeistert
Sich seines Schwerts. „Zurück, Verwegne," schreyt sie wild.

44. „Zurück; es ist kein Weg zu diesem Busen
Als mitten durch den meinen!" ruft sie laut;
Und ihr, noch kaum so sanft wie Amors holde Braut,
Giebt die Verzweiflung itzt die Augen von Medusen.
„Vermeßne, haltet ein," ruft sie den Emirn zu,
„Zurück! — O schone sein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O spart mein Blut in euer beider Leben!"

45. Umsonst! des Sultans Wuth und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schreyn
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen,
Noch übrig, als sein Horn von Elfenbein?
Er setzt es an den Mund, und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

46. Auf einmahl fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel-schlingen
Der Emirn Hände sich zu tänzerischen Ringen;
Ein lautes Hussa schallt bachantisch durch den Saal,
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß springen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia bestürzt, dieß Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

47. Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich schwindelnd um; die alten Bassen schnalzen
Den Takt dazu; und, wie auf glattem Eis,
Sieht man den Imam selbst mit einem Hämmling walzen.
Noch Stand noch Alter wird gespart;
Sogar der Sultan kann der Lust sich nicht erwehren,
Faßt seinen Großwessir beim Bart,
Und will den alten Mann noch einen Bocksprung lehren.

48. Die nie erhörte Schwärmerey
Lockt bald aus jedem Vorgemache
Der Kämmerlinge Schaar herbey,
Sodann das Frauenvolk, und endlich gar die Wache.
Sie all' ergreift die lust'ge Raserey:
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frey;
Die Gärtner selbst in ihren bunten Schürzen,
Sieht man sich in den Reihn mit jungen Nymfen stürzen.

49. Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Athems fast beraubt.
„Welch Wunder!“ ruft sie aus; „und just in dem Momente,
Wo nichts als dieß uns beyde retten könnte!“
„Ein guter Genius ist mit uns, Königin,“
Versetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen
Der Tanzenden sein treuer Scherasmin
Mit Fatmen gegen sie gelaufen.

50. „Kommt,“ keucht er, „lieber Herr! Wir haben keine Zeit,
Dem Tanzen zuzusehn; die Pferde stehn bereit,
Die ganze Burg ist toll, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt als wie ein lastbar Thier.“
„Sey ruhig,“ spricht der Held, „noch ist's nicht Zeit zu gehen,
Erst muß das Schwerste noch geschehen.“

51. Die schöne Rezia erblaßt bey diesem Wort,
Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:
„Warum verziehn? warum am steilen Bord
Des Untergangs verziehn? O laß mit Flügelschritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer Feinde Sinnen bind't!“
Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

52. Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;
Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der athemlosen Brust
Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken.
Zur Marter ward die unfreywill'ge Lust.
Durchnäßt, als stieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf seine Ottomanne.

53. Mit jedem Augenblick fällt, starr und ohne Sinn,
Da, wo rings um die Wand sich Polster schwellend heben,
Ein Tänzer nach dem andern hin.
Emirn und Sklaven stürzen zappelnd neben
Göttinnen des Serai's, so wie's dem Zufall däucht,
Als ob ein Wirbelwind sie hingeschüttelt hätte,
So daß zugleich auf Einem Ruhebette
Der Stallknecht und die Favoritin keucht.

54. Herr Hüon macht die Stille sich zu Nutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht;
Läßt seine Königin nah bey der Thür im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner Hut
Zu seyn gebeut; giebt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein, und naht sodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch schwach und matt,
Auf einen Polsterthron sich hingeworfen hat.

55. In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln
Leis' athmend die Erwartung rings umher.
Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel schwer,
Bestreben sich die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehn, der sich nach solcher That
Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden
Dem stutzenden Kalifen langsam naht.
Was, denkt man, wird aus diesem allen werden?

56. Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,
Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden,
Und bittet dich — verzeih! mir fällts zu sagen hart!
Doch, meinem Herrn den Mund, so wie den Arm, zu lehnen,
Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart.“

57. Er spricht's und schweigt, und steht gelassen,
Des Sultans Antwort abzupassen.
Allein, wo nehm' ich Athem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern?
Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestüm
Er auf vom Throne springt? wie seine Augen klotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern strotzen?

58. Er starrt umher, will fluchen, und die Wuth
Bricht schäumend jedes Wort aus seinen blauen Lippen.
„Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn Glied für Glied! Zapft sein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! Weg mit ihm in die Flammen!
Die Asche streut in alle Winde aus,
Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59. Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüstet,
Und wagt's, sie selber auszuziehn?“
„Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig seyn,“ versetzt ein alter Kan:
„So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreymahl hundert tausend Mann.“

60. „Kalif von Bagdad,“ spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, „laß alles schweigen hier,
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter:
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

61. Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher, wie du,
Und steh' allein, mein Wort trotz allen deinen Wachen
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entschließe dich, von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

62. Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig los zu sprechen
Von jeder andern Forderung.
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,
Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
Wähl' itzt das beste Theil, wofern du weise bist!“

63. Indeß, an Kraft, an Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft spricht, so muthig dar sich stellt:
Beugt Rezia von fern, mit glühend rothen
Entzückten Wangen, liebevoll
Den schönen Hals nach ihm, doch schaudernd, wie der Knoten
Von all' den Wundern sich zuletzt entwickeln soll.

64. Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,
So fängt der alte Schach wie ein Beseßner an
Zu schreyn, zu stampfen und zu pochen,
Und sein Verstand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräun,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

65. Doch Hüon, eh' sie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,
Schlägt um sich her damit, als wie mit einer Keule,
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die Wand.
Ein großer goldner Napf, vom Schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln viel am Boden um ihn her,
Die seinem Grimm zu nah gekommen.

66. Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im Schlachtgedräng zu sehn, und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der süßen Augenweide:
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angstgeschrey; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das Hifthorn an
Und bläßt, als läg' ihm ob, die Todten aufzublasen.

67. Die ganze Burg erschallt davon und kracht;
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht,

Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
Und unter stetem Donner schwankt
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln, Trunknen gleich, Gehör, Gesicht vergehen,
Der schlaffen Hand entglitschten Schwert und Speer,
Und gruppenweis' liegt alles starr umher.

68. Der Sultan, übertäubt von so viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm ist nervenlos, sein Athem schwer,
Sein Puls schlägt matt, und endlich gar nicht mehr.
Auf einmahl schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Liliendust,
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtengruft,
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen.

69. Ein lauter Schrey des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreywillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.

70. „Gut, Hüon," spricht der Geist, „du hast dein Ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank ist dir dieß schöne Weib beschieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließet,
Eh' sie vielleicht mit unfruchtbarer Reu
Die rasche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schicksal frey.

71. So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren ward,
Um sich auf ungewisse Fahrt
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals Schläge tragen,
(Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau zu fragen.

72. Noch, Rezia, wenn dich die Woge schreckt,
Noch steht's bey dir den Wunsch der Liebe zu betrügen:
Sie schlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, sobald mein Stab sie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Verzeihn, trotzdem was er dabey verlor,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller Welt sich angebetet sehen."

73. Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod
Steht Hüon da, das Urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grausame! bedroht.
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu bestechen,
Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltnem Schmerz,
Und läßt nicht einen Blick zu seinem Vortheil sprechen.

74. Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuß,
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch, was sie verlassen muß,
Um Alles was sie liebt in Hüon zu besitzen!
Von Scham und Liebe roth bis an die Fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenguß
In seinem Arm, indem, hochschlagend von Entzücken,
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

75. Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebesschwingen,"
Spricht er, „du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,
Euch sicher an den Strand von Askalon zu bringen."

76. Er sprach's, und eh' des letzten Wortes Laut
Verklungen war, entschwand er ihren Augen.
Wie einem Traum entwacht, steht Hüons schöne Braut,
Den süßen Duft begierig aufzusaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der wie in Todesschlummer
Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmuthsvoller Kummer
Mischt Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

77. Sie hüllt sich ein. Herr Hüon, dem die Liebe
Die Sinne schärft, sieht nicht so bald
Ihr Herz beklemmt, ihr schönes Auge trübe,
So drückt er sie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,
Zum Saal hinaus. — „Komm," spricht er, „eh' die Nacht
Uns überrascht, und jeder Arm erwacht,
Den, uns zu Lieb', der Geist mit Zauberschlaf gebunden.

78. Komm, laß uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht
Ein neuer Feind vielleicht zu sperren sucht;
Und sey gewiß, sind wir nur erst geborgen,
Wird unser Schützer auch für diese Schläfer sorgen."
Dieß sprechend trägt er sie mit jugendlicher Kraft
Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer Flucht verschafft,
Und eine süßre Last hat nie ein Mann getragen.

79. Die ganze Burg ist furchtbar still und leer
Wie eine Gruft, und Leichen ähnlich liegen
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen wird bestiegen:
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht allein;
Mit Scherasmin steigt auch die Amme hastig ein.
Sie, die zum ersten Mahl so viele Wunder siehet,
Die arme Frau weiß nicht, wie ihr geschiehet.

80. Wie wird ihr, da sie rückwärts schaut
Und sieht, an Pferde Statt, vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie schaudert ihr die Haut!
Da sie empor gelupft und durch die Luft getragen
Sich fühlt, und kaum zu athmen sich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuschlagen,
So schwer bepackt, der Wagen sich erhebt,
Und, steter als ein Kahn, auf leichten Wolken schwebt!

81. Als endlich gar die Nacht sie überfiel,
Was Wunder, daß die Furcht zuletzt die Scham besiegte,
Und Fatme so gedrang an Scherasmin sich schmiegte,
Als wie zum Schlaf an ihren lieben Pfühl!
Vermuthlich daß der Mann dazu sich willig fügte;
In solchen Fällen mischt das Herz sich gern ins Spiel:
Jedoch gereicht zum Ruhm des wackern Alten,
Daß er wie reines Gold dieß Feuer ausgehalten.

82. Ganz anders war das junge Paar gestimmt,
Das Amor itzt mit seiner Mutter Schwanen
Davon zu führen schien. Ob auf gewohnten Bahnen,
Der Lauf ihr Zauberfuhrwerk nimmt,
Ob durch die Luft, ob's rollet oder schwimmt,
Ob langsam oder schnell, mit Pferden oder Schwanen,
Sanft oder hart, mit oder ohne Fahr,
Sie werden nichts von allem dem gewahr.

83. Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken
Ins Paradies, dünkt sie ihr gegenwärt'ger Stand;
Sie können nichts, als stumm, mit nimmersatten Blicken
Sich anschaun, eins des andern warme Hand
Ans volle Herz in süßer Inbrunst drücken,
Und, während Himmel und Erd' aus ihren Augen schwand,
Und sie allein noch übrig waren, fragen:
Ist's, oder träumt uns noch? Sind wir in einem Wagen?

84. „So war's kein Traum, als ich im Traum dich sah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?
War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
Du mein? — ich dein? — Wer durft' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer, nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz so viele Wonne fassen?"
Und dann von neuem stets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

85. Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein; dieß hemmt der Liebe Sehkraft nicht:
Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,
Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht Nacht für sie: Elysium
Und Himmelreich ist alles um und um!
Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

86. Allmählich wiegt die Wonnetrunkenheit
Das volle Herz in zauberischen Schlummer;
Die Augen sinken zu, die Sinne werden stummer.
Die Seele dünkt vom Leibe sich befreyt,
In ein Gefühl beschränkt, so fest von ihm umschlungen!
So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beschränkt in Eins, in diesem Einen bloß
Sich fühlend — Aber, o dieß Eins, wie grenzenlos!

Gottlieb Konrad Pfeffel.





Obgleich dem größeren Theile seiner Wirksamkeit nach in den folgenden Zeitraum gehörend, ist es doch schon deshalb zweckmäßiger, den in der Ueberschrift genannten Dichter hier zu erwähnen, weil er sich dem Wesen nach eng an die Schriftsteller der vorliegenden Periode anschließt, und seine späteren Erzeugnisse sich in keiner Weise von den früheren unterscheiden, in denen sich schon seine ganze Eigenthümlichkeit ausgeprägt hatte.

Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. zu Kolmar im Elsaß am 28. Juni 1736, bezog noch nicht ganz 15 Jahr alt, im J. 1750 die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Schon seit seiner frühesten Jugend an den Augen leidend, nahm das Uebel dort bald so überhand, daß er seine Studien unterbrechen mußte; aber weder ärztliche Hülfe noch die sorgfältigste Pflege vermochte das langsam, aber doch bemerklich fortschreitende Uebel aufzuhalten, so daß er im J. 1757, also in seinem 21. Jahre völlig erblindete. Doch verlor er weder Lebensmuth noch Heiterkeit, und als er das Glück hatte, im J. 1759 eine treue und sorgsame Lebensgefährtin zu finden, die ihn mit aufopfernder Liebe pflegte, entwickelte er eine rastlose und fruchtbare Thätigkeit; namentlich beschäftigte er sich mit der Poesie, in der er schon früher einzelne gelungene Versuche gemacht hatte. Im J. 1773 gründete er in seiner Vaterstadt unter dem Namen einer Kriegsschule eine akademische Erziehungsanstalt für die protestantische Jugend, die bald einen hohen Ruf gewann, so daß sie sogar häufig von Ausländern, namentlich von Schweizern besucht wurde; und diese gewannen eine so große Liebe zu ihrem trefflichen Lehrer, daß sie später, als sie in ihrem Vaterlande einflußreich wurden, seine Aufnahme in die helvetische Gesellschaft durchsetzten, an deren Verhandlungen er von nun an lebendigen Antheil nahm. Auch wurde er im J. 1782 Bürger der Stadt und Republik Biel, und schon 1783 Mitglied des Großen Raths daselbst. Auch fremde Fürsten bezeigten ihm ihre Anerkennung; im J. 1763 wurde er zum Hessendarmstädtischen Hofrath und 1788 zum Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin ernannt. Als er seine Anstalt in Folge der Revolution schließen mußte, beschäftigte er sich wieder vorzüglich mit literarischen Arbeiten. Der erste Consul Bonaparte ernannte ihn 1803 zum Präsidenten des neu errichteten Konsistoriums, welche Würde er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 1. Mai 1809.

Pfeffel, dessen „Poetische Versuche" (10 Thle. 8. Tüb. 1802—10) und „Prosaische Versuche" (10 Thle. 8. Eb. 1810—13) bei weitem nicht Alles enthalten, was er geschrieben hat, da namentlich seine dramatischen Werke nicht in diese Sammlungen aufgenommen sind, versuchte sich in mehreren poetischen Gattungen; außer Fabeln und Erzählungen, welche seinen Ruf gründeten, dichtete er eine nicht geringe Anzahl von Dramen, viele Lieder und Epigramme (S. 549), so wie mehrere Episteln, unter denen sich einige durch die leichte Sprache und den gediegenen Inhalt auszeichnen, und die zum Theil, wie die „An Phöbe" durch die eingewobenen Erzählungen an poetischer Lebendigkeit gewinnen. Seine Fabeln, deren er eine große Menge geschrieben hat, sind an Werth sehr ungleich; viele erheben sich kaum über die Mittelmäßigkeit, ja sind gerade zu schlecht, weil sie sich gegen die ersten Grundgesetze der Gattung verfehlen, und der Dichter unter Anderm den verschiedenen Thieren Handlungen und Reden beilegt, die ihrem Charakter nicht entsprechen, oft sogar mit demselben in Widerspruch stehen. Es lag ihm nämlich vor Allem daran, irgend eine Moral auszusprechen, die Einkleidung erschien ihm daher als Nebensache, was freilich von vornherein alle Poesie aufhebt. Eine nicht geringe Anzahl derselben sind aber durchaus schön und erfreuen durch die Erfindung, wie durch die glückliche, meistens lebendige Ausführung, oft auch durch eine gewandte leichte Sprache, ob er sich gleich im Ganzen zu viele Nachlässigkeiten erlaubte; und insbesondere ist der Reichthum an Gedanken, an Wahrheiten und Lebensregeln zu bewundern, die er in diesen Dichtungen veranschaulicht. Es sind wohl nur wenige Lebensverhältnisse, die er nicht behandelt hätte, und überall erscheint ein liebenswürdiger, wahrhaft frommer Sinn voll ächter Humanität; denn wenn er auch oft ein scharfes Wort gegen die Mängel und Gebrechen der Menschen, insbesondere seiner Zeit ausspricht, so ist er doch weit von irgend einem zelotischen Eifer entfernt, vielmehr ist er stets von der liebenswürdigsten Duldung erfüllt. Nur die gegen die französische Revolution gedichteten Fabeln machen eine Ausnahme; es sind diese von einer freilich leicht erklärlichen Bitterkeit erfüllt, welche der Dichter nie sollte zur Herrschaft gelangen lassen. Seine Stoffe entnahm er einigemal aus der alten Thiersage, öfters aus französischen Dichtern, nicht selten sind sie von eigener Erfindung, und diese gehören

mit zu seinen besten. Seine Erzählungen sind, wie die der ganzen Periode, nach Art der eigentlichen Fabel geschrieben und unterscheiden sich von derselben nur durch die Wahl der handelnden Personen, mehrere von ihnen („die Tabackspfeife", „Ibrahim" u. s. w.) sind wie die Gellertschen Fabeln in das Eigenthum des Volkes übergegangen, was sie ihrer schlichten und doch ergreifenden Darstellung, so wie ihrem tiefen Sinne zu verdanken haben. Viele dieser Dichtungen sind bei seinem vorherrschenden didaktischen Ziele zu vollständigen Allegorien geworden, mehrere derselben gehören zu dem Vorzüglichsten, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat.

1. Die Stufenleiter.

1. Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!"
Rief es, „ach Herr verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmauß,
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. „Gieb," rief er aus,
„Mich frei, was hab' ich denn begangen?"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein
Denn ich bin groß und du bist klein."

3. Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los!"
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken."
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

4. Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum," rief er, indem er fiel,
„Zum Jäger, „tödtet mich dein Bogen?"
„Ei," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

2. Der Fakir.

Ein Fakir, der mit seiner Kette
Den Satan selbst gefesselt hätte,
Lag ausgestreckt auf seinem Bauch,
Und ließ, die Sünder zu erbauen,
Sich nach dem alten Ordensbrauch
Bis auf das Blut mit Ruthen hauen.
Der Pöbel sah den Wundermann
Mit heiligem Erstaunen an.
„Ihr Götter," hört er Einen sagen,
„Welch eine Selbstverläugnung!" „Was?"
Versetzt der Schwärmer: „glaubt ihr das?
Kein Fakir läßt umsonst sich schlagen.
Geduld! das Blättchen wendet sich:
Der Tod verwandelt euch in Pferde,
Und wehe dem, auf welchem ich
Im Paradiese reiten werde!"

3. Die Kirchenvereinigung.

In einer griechischen Abtey,
Am Fuß des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagey,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschickt,
Daß ihn das fromme Volk entzückt
Mehr als Sanct Rochus Hund verehrte.
Der Prior starb. Die Reislust wacht
Im Virtuosen auf; er kehrte
Mit leisem Flug bey dunkler Nacht
Ins alte Vaterland zurücke.
Er stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glücke,
Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sich hören ließ, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn;
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebahr gleich in den ersten Wochen
Die Grille, seine Psalmodie
Bey allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie;
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens konnt ihn nicht mehr rühren,
War für sein Ohr Kakophonie:
Und zudem ist ja Reformieren
Der Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Canon publizieren.
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestieren.
Der Mufti drohte mit dem Bann:
Der Sultan sprach vom Strangulieren,
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel
Und orgelten mit Angst und Pein,
Das tollste Wirrwarr durch den Hayn,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unserm Erdenrund erscholl.
Den Vorsang führten andachtsvoll
Der Storch, der welsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kuckuck und der Pfau;
Sie kollerten sich braun und blau,
Und füllten durch ihr Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.
Ein weiser Rabe, lahm und grau
Vor Alter, saß bey dem Monarchen
Und schwieg. Mit zornigem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
„Rebelle, warum singst du nicht?"
„Weil dein Gebot mein Herz empöret,"
Versetzt der Alte: „glaube mir,
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehret.
Befiehl nun meinen Tod." Er schwieg.
Der Sultan auch: wie Meereswogen
So schäumt sein Blut. Noch wankt der Sieg;
Doch schnell, rief er: „Ich ward betrogen!
Heil dir, o Freund, du zogst ihn ab,
Den Schleyer, der mein Aug umgab.
Und ihr, empfangt die Freyheit wieder,
Ihr Vögel, singet eure Lieder
In eurem angebohrnen Ton!"
Itzt drangen sie in dichten Kreisen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der majestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum erstenmal
Hört er, was keine Muftis hören,
In der verschiednen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

4. Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nahte sich in stiller Feyer
Eloah, Fürst der Seraphim,
Berührt sein Aug', und spricht zu ihm:
„Sieh jenes Weib im Nonnenschleyer
Und schwarzen härnen Bußtalar;
Sie kniet am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Isaiden
Strömt über ihre Lippen hin.
Und hier, wie sehr von ihr verschieden
Ist diese junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhitzter Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feyerkleid.
Sprich, welche betet unter ihnen?"
„Die am Altar," erwiedert er,
Und fällt aufs Antlitz und erröthet.
„Du irrst: sie sagt Gebete her,"
Versetzt der Geist, „und diese betet."
„Sie?" rief der Kläusner: „ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
Ein Kleid!" — „Für eine arme Waise,"
Sprach Gottes Herold, und verschwand.

IV. Dramatische Poesie.

Wie die übrigen Gattungen der Poesie, so war auch die dramatische Dichtkunst am Ende des vorigen Zeitraums tief gesunken. Das gelehrte Trauerspiel hatte auf den Bühnen der wandernden Komödianten keinen, oder nur vorübergehenden Eingang gefunden. Weisens Erneuerung des Dramas blieb ziemlich unbeachtet und übte jedenfalls keinen durchgreifenden Einfluß aus; die Haupt- und Staatsactionen verfielen, wie auch das volksthümliche Lustspiel, je länger, je mehr in Mißachtung bei den gebildeten Ständen oder sie lösten sich, wie die Oper, in bloße Spektakelstücke auf, und waren mehr auf Vergnügung der Sinne, als auf geistige Unterhaltung gerichtet, und so mußte mit dem deutschen Drama eine vollständige Umgestaltung und Erneuerung vorgenommen werden, wenn es nicht gänzlich untergehen sollte. Das Nächste und Natürlichste wäre freilich gewesen, auf dem von Weise angebahnten Wege fortzuschreiten, sich an das alte deutsche Drama anzuschließen, dessen volksthümliche Elemente zu bewahren und sie künstlerisch zu entwickeln. Dazu hatte man aber zu geringe Einsicht in das Wesen der dramatischen Poesie, und die einzigen Muster, die auf dieser Bahn hätten vorwärts leiten können, die Engländer, waren entweder gar nicht, oder nur in dem Zerrbilde einiger Haupt- und Staatsactionen bekannt. Daher blieb, wenn eine Umgestaltung wirklich Statt finden sollte, kein anderes Mittel, dieselbe herbeizuführen, als sich wie in den übrigen Gattungen der Poesie, so auch im Drama an die Franzosen anzuschließen, was übrigens schon vorbereitet worden war, da man bereits angefangen hatte, französische Stücke auf die Bühne zu bringen (S. 379). Den entscheidendsten Schritt that aber **Johann Christoph Gottsched**, dessen Kunstansichten auf denen der Franzosen beruhten, und der, wie wir schon wissen, das Natürliche für das oberste Prinzip der Kunst erklärte. Vor diesem Grundsatz konnten freilich weder die Opern, noch die Haupt- und Staatsactionen Gnade finden, auch trat er schon früh diesen Lieblingsformen des Dramas entgegen, bald mit Gründen, bald mit Spott, besonders auch mit andern regelmäßigen Stücken, die er theils aus dem Französischen übersetzte, theils französischen Mustern nachbildete. Doch wäre alle diese Thätigkeit vergeblich gewesen, wenn er sich nicht der Bühne selbst bemächtigt hätte. Zuerst versuchte er nur, seine Ansichten bei den Rectoren der Schulen geltend zu machen, auf denen noch Komödien aufgeführt wurden, und es gelang ihm auch in der That, manchen derselben von der Aufführung der gewöhnlichen Schuldramen abzulenken*). So erfreulich dies für ihn war, so war dadurch doch nur wenig gewonnen; er mußte, wenn er mit seinen reformatorischen Ansichten durchdringen wollte, die Bühne selbst für dieselben erobern. Die Gelegenheit hiezu bot sich ihm dar, als im J. 1727 eine Schauspielergesellschaft nach Leipzig kam, welche unter der Leitung **Joh. Neubers**, oder vielmehr seiner Frau **Friederike Karoline**, geb. **Weissenborn** (aus Reichenbach 1692—1760) stand. Diese, welche ein wirklich großes Talent besaß und zugleich von wahrhafter Begeisterung für ihre Kunst erfüllt war, hatte schon vorher den Gedanken gefaßt, die Bühne zu reformiren und zu diesem Zwecke auch schon regelmäßige französische Stücke auf die Bühne gebracht. Da ihre und Gottscheds Pläne zusammentrafen, war gegenseitige Annäherung leicht vermittelt, und von nun an finden wir sie auch eng verbündet und für die Ausführung ihrer Absichten gleich thätig. Die Neuberin sorgte für die Hebung der theatralischen Darstellung, Gottsched schuf ein neues Repertoire. Beide hatten mit unermeßlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, beide entwickelten in ihrem Unternehmen so viel Energie und auch, wenigstens die Neuberin, so viel Einsicht, daß sie alle Hindernisse besiegten und sich in kurzer Zeit der glänzendsten Erfolge rühmen konnten. Die Neuberin bemühte sich insbesondere, bedeutende Kräfte an sich zu ziehen (Koch, Schönemann, Suppig u. A. m.), und ihren Schauspielern die Begeisterung für die Kunst einzuflößen, von der sie selbst erfüllt war, und sie zu einem tüchtigen Studium derselben anzuleiten. So gelang es ihr nach und nach, ihre Gesellschaft auf eine künstlerische Höhe zu bringen, die man noch kurz vorher nicht geahnt hatte, und das Publikum mußte sich bald des großen Abstands bewußt werden, der zwischen der rohen Darstellungsweise in den Staatsactionen oder den Possenspielen und der aus dem Verständniß der Charaktere und Situationen hervorgehenden Deklamation der neuen Schule bestand. Da Leipzig während der Messen von zahlreichen Fremden besucht wurde, blieb der Einfluß des dortigen Theaters nicht auf die Einwohner dieser Stadt beschränkt; noch mehr wurde der Geschmack für das kunstmäßige Schauspiel dadurch verbreitet, daß die Neuberin mit ihrer Gesellschaft nur einen Theil des Jahres in Leipzig verweilte, die übrige Zeit in andere Städte zog. Es ist begreiflich, daß diese Umgestaltung des Theaters nicht auf einmal durchdringen konnte; ein großer Theil des Publikums zog immer noch die alten Schauspiele vor, ja selbst in manchen größeren Städten, wie z. B. in Hamburg, konnte sich die neue Kunst keiner freundlichen Aufnahme erfreuen. Das größte Hinderniß lag jedoch in dem Mangel an neuen regelmäßigen Stücken. Zwar arbeitete Gottsched mit großer Anstrengung dahin, diesem Mangel abzuhelfen, er dichtete und übersetzte, ließ durch seine Anhänger dichten und übersetzen; aber noch war die Productionskraft so gering, daß die Neuberin von 1727 bis 1740 nur 27 neue Stücke konnte aufführen lassen. Diese Stücke waren freilich alle sehr mittelmäßig, oder standen noch sehr tief unter der Mittelmäßigkeit, und sie konnten sich an poetischer Bedeutung keineswegs weder mit den Dramen Lohensteins oder Weises, noch mit den besseren Haupt- und Staatsactionen messen; ihr einziger Werth bestand in der den Franzosen abgelernten Regelmäßigkeit, in der Beobachtung der durch dieselben aufgestellten Regeln von der Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, in dem Bestreben nach größtmöglichster Natürlichkeit und in der daraus folgenden Bemühung, alle jene wilden Auswüchse zu vermeiden, welche das alte Schauspiel in so reichem Maße darbot. Da sie sämmtlich in dem französischen Alexandriner geschrieben waren, wurden sie dadurch noch steifer und gezierter. Sie waren das vollkommene Abbild der bei den höheren

*) In den Vorreden zum 3. und 5. Th. der „Schaubühne" nennt Gottsched die Rectoren Richter in Annaberg, Baumeister in Görlitz und Gerlach in Zittau, welche von ihm verfaßte oder empfohlene Stücke durch ihre Schüler hätten aufführen lassen.

Ständen vorherrschenden Bildung, bei denen das freie, ungezwungene und doch gehaltene Wesen des französischen Hoftons zur steifsten, unbeholfensten Förmlichkeit geworden war. Aber was uns eben deshalb am meisten anwidert, das war es gerade, was damals anzog, und diesem Charakter der Stücke aus der Gottschedschen Schule ist es wohl zum großen Theile zuzuschreiben, daß sie den höhern Ständen gefielen und diese für das Theater gewonnen wurden, von dem sie sich bis dahin mit Ausnahme der Oper ganz zurückgezogen hatten; doch würde sich deren Theilnahme wahrscheinlich nicht lange erhalten haben, wenn dieselbe nicht durch die sich immer mehr ausbildende Schauspielkunst erhalten worden wäre, die sich in kurzer Zeit zu einer ungeahnten Höhe erhob, denn an sich waren jene Stücke allerdings von sehr geringem Werth. Die deutschen Dichter besaßen weder jene große in einem regsamen Leben gewonnene Menschenkenntniß, noch die feine Bildung und geistige Gewandtheit, noch viel weniger das unverkennbare Talent, das den großen französischen Dramatikern nicht abgesprochen werden kann, und sie entbehrten daher aller der Mittel, durch welche es jenen möglich geworden war, trotz der vielfachen Beschränkungen, die sie sich selbst durch Beobachtung ihrer zum Theil auf Willkür beruhenden Regeln auferlegten, überraschend schöne und selbst großartige dramatische Werke zu schaffen. Der rhetorische Glanz, welcher den französischen Dramen eine gewisse Würde verlieh, wurde bei den deutschen Nachahmern zu langweiligem Geschwätz; die leichte und gewandte Sprache wurde in den Uebersetzungen, wie in den selbstständigen Werken steif und hölzern; der leichte Dialog verlor seine Lebendigkeit und schleppte sich mühselig von Scene zu Scene; an die Stelle der geistreichen, oft tief gedachten und immer wirkungsvoll ausgedrückten Sentenzen traten die gewöhnlichsten Gemeinplätze, die um so widrigeren Eindruck machen, als sie mit der selbstgenügsamsten Affectation vorgetragen werden. Zwar machten Gottscheds Nachfolger in allen diesen Stücken allmählich nicht unbedeutende Fortschritte, und wir finden schon bei J. E. Schlegel, noch mehr bei Ayrenhoff eine gebildetere Sprache und einen gewandteren Dialog; allein das französische Drama ist so ganz eine Geburt des französischen Geistes und der besondern höfischen Bildung, wie sie, schon unter Franz I. vorbereitet, unter Ludwig XIV. zu einer merkwürdigen Höhe und Abgeschlossenheit gelangt war, daß eine vollständige Aneignung zu den Unmöglichkeiten gehörte und der eingeschlagene Weg wieder verlassen werden mußte, wenn anders das deutsche Drama zu einer höheren Blüthe gelangen sollte. Doch war die durch Gottsched eingeleitete Bearbeitung des Dramas im französischen Sinne ein durchaus nothwendiger Schritt, ohne welchen Besseres nicht hätte erzielt werden können. Die Aufgabe der Zeit war ja vor Allem, eine künstlerische Bildung vorzubereiten und herbeizuführen; man war aber gerade im Drama von derselben soweit entfernt, daß, wenn die Erziehung gelingen sollte, mit den allereinfachsten Versuchen begonnen werden mußte. Der gänzlichen Verwilderung, in welche das Drama gesunken war, mußte die strengste und zugleich festlichste Regelmäßigkeit entgegengesetzt werden, selbst auf die Gefahr hin, die Freiheit der Bewegung und die Schöpfungskraft der Phantasie bis zur Vernichtung einzuschnüren, damit die Dichter lernen könnten, sich innerhalb gegebener Schranken zu bewegen, und sie sich bewußt würden, daß jede einzelne Schönheit zum häßlichen Auswuchs werden kann, wenn sie mit dem Ganzen nicht in harmonischer Verbindung steht.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß sich alle die bis jetzt entwickelten Bemerkungen vorzugsweise auf das Trauerspiel beziehen; doch wurden die Reformbestrebungen auch auf das Lustspiel ausgedehnt. Nur war es hier vorzüglich die Frau Gottsched, welche die neue Entwickelung begann und begründete. Auch sie lehnte sich an die Franzosen, und zwar vorzugsweise an die neueren Komödiendichter derselben, unter welchen Destouches insbesondere ihr Vorbild wurde. Dadurch, daß sie nicht das ältere französische Lustspiel des Molière, Regnard u. A. nachzuahmen suchte, d. h. diejenige Gattung, welche die Franzosen unter dem Namen haute comédie begreifen, zeugte von Einsicht und Selbstkenntniß. Denn da diese Gattung erstens wesentlich das Leben der höheren Stände darstellte, unter welchen sich in Frankreich die feine gesellschaftliche Bildung zu einer merkwürdigen Höhe entwickelt hatte, die sich in einer allseitigen Lebensgewandtheit, in einer geistreichen und lebensvollen Unterhaltung, in einer feinen und alle gesellschaftlichen Beziehungen scharf bezeichnenden Sprache kund gab, da ferner die höhere französische Komödie beinahe ausschließlich in Charakterstücken bestand, in welchen die Entwickelung der einzelnen Charaktere den wesentlichsten Mittelpunkt bildete, diese Entwickelung aber vor Allem tiefe Welt- und Menschenkenntniß voraussetzte; so wäre die Nachahmung, ja die bloße Uebersetzung solcher Lustspiele ein vergebliches Bemühen gewesen, weil es in Deutschland gerade an alle dem fehlte, was die Grundlage jener Dichtungen bildete. Vor Allem war die Sprache noch viel zu steif und unbeholfen, als daß sie den feinen gesellschaftlichen Ton hätte treffen können. Weit geringere Schwierigkeiten boten dagegen die Intriguenstücke der neuern französischen Komödiendichter und sie lehnten sich zudem auch natürlicher an die bisherigen deutschen Lust- und Possenspiele an, welche doch auch zunächst auf Intriguen und Situationen beruhten. Auch bewegten sich jene Stücke mehr in der Darstellung der mittleren Stände, unter welche auch der niedere und besonders der Landadel zu begreifen ist, und es war dies schon deshalb vortheilhaft, weil die mittleren Stände in den beiden Ländern in ihrer geistigen und gesellschaftlichen Bildung einander weit näher standen, als die höheren Klassen der Gesellschaft. War dieser Standpunkt einmal für das Lustspiel gewonnen, so war eine weitere Entwickelung desselben leicht möglich; sie wurde dadurch herbeigeführt, daß nun auch die Lustspiele des Dänen Holberg bekannt wurden, welche ebenfalls ausschließlich das Leben der mittleren Stände, ja selbst des Bauernstandes schildern, und ihrem Wesen nach eher zu den Intriguen-, als zu den eigentlichen Charakterstücken gehören, wenn auch, wie es von einem großen dramatischen Talent nicht anders zu erwarten ist, die Situationen von den gut angelegten und gut entwickelten Charakteren abhängig sind (wie umgekehrt die Charaktere in den Situationen) und durch sie zur Entfaltung gelangen. Diese Höhe der dramatischen Kunst haben freilich weder die Frau Gottsched, noch ihre nächsten Nachfolger erreicht, sie sind mehr am Aeußer-

lichen kleben geblieben; aber auch darin bilden ihre Arbeiten einen unverkennbaren Fortschritt gegen das bisherige Lustspiel, weil sie der phantastischen Intrigue desselben die Schilderung des wirklichen Lebens entgegensetzten. Und ihr Verdienst bleibt nichts desto weniger bestehen, wenn auch zugegeben werden muß, daß sie ihre Absicht in einem nur sehr beschränkten Maße erreicht haben, daß sie in das Platte und gemein Natürliche verfielen, daß sie, die wahre Aufgabe des Lustspiels vergessend, die auf die Bühne gebrachten Mängel der Menschen und des Lebens nicht sowohl lächerlich gemacht, als mit Bitterkeit und in solcher Weise dargestellt haben, daß sie nothwendig Widerwillen erregen mußten, was zum Theil seinen Grund darin hatte, daß es ihnen an gesellschaftlicher Bildung und an tieferer Menschenkenntniß fehlte, weßhalb sie nur die auffallendsten Erscheinungen wahrnehmen und nur solche schildern konnten, welche sie auf der Straße und dem Markt oder aus den Zeitungsberichten und Gerichtsacten hatten kennen lernen; andrerseits war ihr dramatischer Standpunkt dadurch bedingt, daß sie das belehrende Element für die erste und nothwendigste Grundlage des dramatischen Gedichts ansahen.

Neben der eigentlichen Komödie wurde endlich auch das Schäferspiel bearbeitet, theils weil diese Gattung eine Ueberlieferung der Opitzischen Schule war, theils weil es zur Ausfüllung des Systems paßte. Da nämlich nach demselben das Drama in der Nachahmung des Lebens bestand, und sich unter den Menschen hauptsächlich drei verschiedene Stände gebildet hatten, so sollten die verschiedenen Gattungen des Dramas denselben entsprechen, und während die Tragödie zunächst das Leben der Könige und Fürsten, die Komödie den Bürgerstand darzustellen hatte, so sollte in dem Schäferspiel das Leben der Landleute nachgeahmt werden. Uebrigens wurde dasselbe, wie wir später weiter ausführen werden, im Ganzen nur wenig bearbeitet.

Es gelang, wie schon gesagt, nicht auf einmal, das alte Schauspiel zu verdrängen, und selbst die Neuberin mußte noch eine Zeitlang die alten Stücke neben den neueren auf die Bühne bringen, weil diese immer noch einen großen Theil des Publikums in das Theater zogen. Gottsched erkannte mit sicherem Blick, daß es vorzüglich der Hanswurst war, welcher die Vorliebe für das alte Schauspiel rege erhielt; die lustige Person gab demselben eine Bewegung und einen Reiz, der dem neuen Drama vollständig abging und durch die komischen Charakterrollen, die nunmehr an deren Stelle traten, durch die dummen oder pfiffigen Bedienten, die intriguanten Kammermädchen keineswegs in dem nämlichen Maße erreicht wurde. Da zugleich der Hanswurst mit seinen Improvisationen der regelmäßigen Entwickelung des Schauspiels am meisten hinderlich war, so mußte, wenn die Reformen gänzlich durchdringen sollten, der Hanswurst und Alles, was mit ihm zusammenhing, gänzlich von der Bühne verbannt werden. Nachdem Gottsched das Publikum durch verschiedene Mittel hinlänglich darauf vorbereitet hatte, führte er endlich den entscheidenden Schlag; es geschah dies im October 1737, zehn Jahre nach dem ersten Auftreten der Neuberin in Leipzig, welche sich gern bereitwillig zeigte, das Ihrige hiezu beizutragen. Sie ließ ein eigens zu diesem Zwecke gedichtetes Vorspiel aufführen, in welchem dem Harlekin wegen seines theatralischen Unfugs förmlich der Prozeß gemacht, eine Puppe in seinem buntscheckigen Kleide auf einem Scheiterhaufen feierlich verbrannt und sein Name von der Bühne verbannt wurde. Freilich war dieses Urtheil zunächst nur für die Gesellschaft der Neuberin gültig, welche ihn nie wieder auf ihrer Bühne erscheinen ließ; aber wenn der Hanswurst auch auf andern Bühnen noch dreißig Jahre lang erschien, so geschah es doch nur hauptsächlich deswegen, weil sich einzelne bedeutende Schauspieler der Rolle widmeten, und ihr durch ihr Talent neuen, aber immerhin doch nur vorübergehenden Beifall erwarben. Uebrigens erhoben sich auch gewichtige Stimmen gegen die Verbannung der lustigen Person, unter welchen nebst Lessing noch Justus Möser hervorzuheben ist, der in einer kleinen Schrift „Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen" (Hamburg 1761) alle Gründe in geistreicher Weise entwickelte, welche für die Beibehaltung des Harlekins in dem Lustspiele geltend gemacht werden können. Sie wiesen die Nothwendigkeit der lustigen Person besonders dadurch nach, daß dieselbe in der That nicht verschwunden sei, sondern nur andere Namen angenommen und andere Kleider angezogen habe; es sei somit der Harlekin nur scheinbar von der Bühne verschwunden, in der Wirklichkeit blühe er nach, wie vor. Die Untersuchung der Frage, ob die lustige Person mit einem bestimmt ausgeprägten Charakter künstlerisch zu rechtfertigen sei, gehört zwar nicht hieher, doch ist der Gegenstand zu wichtig, als daß wir einige Bemerkungen hierüber zurückhalten könnten. Wie Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" ganz richtig bemerkt, ist die lustige Person trotz ihres bestimmten Charakters und ihrer feststehenden Tracht doch keineswegs als ein Individuum anzusehen, man muß sie vielmehr als eine ganze Gattung betrachten, die tausend Varietäten leidet, gerade wie der spitzbübische Bediente oder die witzige Zofe, jener mag Hans, Peter, Michel oder Harlekin, diese Lisette, Cathrine oder Columbine heißen, sie werden in den Haupt- und Grundzügen ihres Charakters stets die nämlichen sein, gerade wie es bei dem Geizigen der Fall ist, mag er sich Harpagon oder Knicker nennen. Warum soll man aber diese allgemeine Aehnlichkeit nicht schon äußerlich durch Namen und Tracht bezeichnen? Es wird dadurch die Individualisirung nicht im Mindesten verhindert, und der Zuschauer hat den unermeßlichen Vortheil, daß er schon im Voraus mit dem Wesen der Person bekannt ist. Ja noch mehr; selbst wenn er in dem Harlekin oder Hanswurst ein bestimmtes Individuum erblickt, das er schon in andern Stücken hat kennen lernen, das ihm schon bei frühern Gelegenheiten Interesse abgewonnen, ihm schon manche heitere Stunde bereitet hat, kann seine Theilnahme nur gewinnen, wenn er das nämliche Individuum in neuen Situationen, in veränderten Verhältnissen wieder erblickt, vorausgesetzt natürlich, daß diese Situationen und Verhältnisse wirklich Interesse erregen können, was eben von der Art und Weise abhängt, wie der Dichter diese zu behandeln und wie er es versteht, den alten Bekannten in dieselben einzuführen. Die Charaktermasken liegen so tief im Wesen des Lustspiels oder wenigstens der Posse, daß sie sich stets wieder hervordrängen, und es gewiß nur eines großartig schaffenden Dichters bedarf, um sie wieder bleibend einzuführen. Noch zu Lebzeiten Gottscheds schuf Joseph Felix

von Kurz in Wien (1754) eine neue stehende Maske unter dem Namen „Bernardon"; da er einst in einer Rolle dieses Namens großen Beifall gefunden hatte, bearbeitete er eine Menge von Stücken, in welchen der nämliche Charakter in den mannigfaltigsten Abwechselungen auftrat, bald als „dreißigjähriger ABCSchütze", bald als „kalekutischer Großmogul", und wie die Possen alle hießen. Und wer denkt hierbei nicht an die Wiener „Staberl", „Kasperle", „Lipperle" und an die verschiedenen lustigen Personen in den Spielen des trefflichen Raimund, die in der That immer die nämlichen und der vollgültigste Ausdruck des östreichischen Nationalcharakters sind? Uebrigens, daß auch das höhere Lustspiel die Charaktermaske mit großem Glück benutzen könne, hat der französische Dichter Beaumarchais in seinen drei so ganz verschiedenen Stücken bewiesen, in denen der Figaro den Mittelpunkt bildet. So ist allerdings die gewaltthätige Verbannung des Harlekin zu bedauern, doch war sie in den damaligen Verhältnissen nothwendig, weil die Rolle der lustigen Person auf Improvisation beruhte und diese ein künstlerisch entwickeltes Drama nicht aufkommen ließ.

Beinahe noch größeren Widerwillen, als gegen die improvisirte Komödie und den damit zusammenhängenden Harlekin hatte Gottsched gegen die Oper, die er mit eben so viel Hartnäckigkeit und mit noch größerem Erfolge bekämpfte, denn während die improvisirte Komödie während seines Lebens nie ganz aufhörte, und sie sich, durch vorzügliche Talente gehoben, an manchen Orten, z. B. in Wien und Berlin, zu neuer, wenn auch vorübergehender Blüthe entfaltete, so nahmen dagegen die Darstellungen der Opern immer mehr ab, und es gab sogar eine Zeit, da Gottsched mit Stolz auf seinen Einfluß ausrufen konnte, es sei die Oper vollständig von der deutschen Bühne verbannt (im J. 1741). Wir werden freilich sehen, daß sie in nicht sehr langer Zeit wieder auftauchte, allein es ließ sich diese Wendung damals allerdings nicht voraussehen, und man konnte sie füglich für unmöglich, wenigstens für sehr unwahrscheinlich halten.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß die Oper eine vollkommen berechtigte und in der Natur des Menschen liegende Gattung der dramatischen Poesie sei (S. 384), und es ist hiemit auch unsere Ansicht ausgesprochen, daß Gottsched vollständig irrte, wenn er diese Form unbedingt verdammte, dieselbe für einen unkünstlerischen Auswuchs erklärte, da durch sie alle Natur und Wahrheit vernichtet werde; allein wenn er auch in der That Unrecht hatte, so war doch seine Bekämpfung der Oper in den damaligen Umständen nicht bloß erklärlich, sondern sogar nothwendig, wenn das Drama und die Schauspielkunst zu künstlerischer Ausbildung geleitet werden sollte. Die Oper hatte namentlich an den Höfen und in den größeren Städten das reine Drama vollständig zurückgedrängt und hatte zudem den künstlerischen Charakter ganz verloren, indem sie beinahe ausschließlich durch äußere Mittel zu wirken suchte, und weder die Poesie, noch die Musik, sondern Decorationen, Maschinerien, Tänze und dergleichen mehr ihren eigentlichen Schwerpunkt bildeten (S. 384). Neben dem Sinnenreiz, den sie in solchem Uebermaße darbot, konnte das reine Drama, das nur durch innere oder geistige Mittel wirken konnte, natürlich nicht aufkommen, namentlich da es sich erst in den ersten schwachen Anfängen zu entwickeln begann; sollte es daher zu größerer Kraft und Selbstständigkeit gelangen, so mußte die mächtige Feindin nothwendig zurückgedrängt werden. Wir haben schon angedeutet, daß dies den unermüdlichen Bestrebungen Gottscheds gelang *). Gänzlich vernichten konnte er den langjährigen Liebling des Publikums freilich nicht, und er mußte einer Abart der Oper, dem Singspiel, wenn auch mit Widerstreben, den Zutritt auf der Bühne zugestehen, wofür er freilich den Vorgang seines Meisters Opitz und zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen der eigentlichen Oper und dem Singspiele für sich anführen konnte, da bei diesem das dramatische Element immerhin unbedingt vorherrschte, die musikalischen Theile nur als sehr untergeordnet erschienen und das Absingen einzelner Lieder selbst von seinem Standpunkte aus gerechtfertigt werden konnte. Durch das Singspiel wurde aber das Wiedererscheinen der Oper vorbereitet und möglich gemacht, und so mußte Gottsched schon im J. 1752, als Weisse's komische Oper „der Teufel ist los" in Leipzig aufgeführt wurde, zu seinem großen Schmerz erkennen, daß seine Bemühungen, die verhaßte Oper zu vernichten, vergeblich gewesen waren, ja diese wurde sogar das Kennzeichen, daß sein Ansehen und seine dictatorische Gewalt in Sachen des Geschmacks unwiederbringlich verloren war.

Ehe wir die Gottschedische Zeit verlassen und zur weiteren Entwickelung des Dramas übergehen, haben wir zum vollständigen Abschluß der Darstellung noch einige Bemerkungen beizufügen. Es ist schon erwähnt worden, daß es ihm vorzüglich daran liegen mußte, den Schauspielern eine möglichst reiche Auswahl von neuen Stücken zu liefern, und daß er nebst seiner Gattin nicht bloß eine Anzahl neuer Trauer- und Lustspiele theils dichtete, theils übersetzte, sondern auch seine Anhänger fortgesetzt zum Dichten und Uebersetzen ermunterte. Alle diese Stücke gab er gesammelt in der „Deutschen Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten" (6 Bde. Lpz. 1742—45) heraus, und es ist diese Sammlung nebst den Vorreden die vorzüglichste Quelle für die Kenntniß des damaligen Dramas. Noch größeres Verdienst erwarb sich Gottsched durch seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (2 Thle. Lpz. 1757—65), in welchem er ein reichhaltiges Verzeichniß von deutschen Dramen gab, die von 1450 bis 1760 erschienen waren. Es ist dieses Buch wegen seiner für jene Zeit wirklich bewundernswürdigen Reichhaltigkeit noch jetzt unentbehrlich, wenn es auch noch gar manche Lücken darbietet, welche durch Freieslebens „Nachlese" (Leipz. 1760) keineswegs vollständig ausgefüllt werden. Der „Nöthige Vorrath" ist auch deswegen von literarhistorischer Bedeutung, weil er uns ein unverkennbares Zeugniß von der vaterländischen Gesinnung Gottscheds gibt. Er wollte durch denselben die unverschämte Behauptung der Franzosen und ihrer deutschen Nachbeter, als welche er ausdrücklich den Adel bezeichnete, daß die Deutschen nicht im Stande seien, aus eigenen Mitteln größere,

*) Er hatte hiebei in dem Franzosen St. Evremond einen tüchtigen Vorkämpfer, den er auch vielfältig benutzte. So bearbeitete er dessen Lustspiel „die Opern", in welchem dieselben mit vieler Heiterkeit lächerlich gemacht werden.

namentlich dramatische Werke hervorzubringen, Lügen strafen, er wollte zeigen, daß die Deutschen schon seit Jahrhunderten Dramen aller Art selbstständig geschaffen, ja er behauptete sogar, daß die Deutschen weit eher Dramen gehabt hätten, als die übrigen europäischen Völker (Nöthiger Vorr. S. 4). Er hatte hierin freilich Unrecht, allein es ist der Stolz, mit welchem er dies aussprach, Beweises genug, daß ihm die Ehre seines Volkes wirklich am Herzen lag. Hiermit scheint zwar das im Widerspruch zu stehen, daß er das ältere Schauspiel mit seinem unverkennbaren deutschen Element bekämpfte und er demselben das französische Drama entgegensetzte; allein er empfahl dieses nicht in dem Sinne, wie das Französische von den höhern Ständen damals aufgefaßt wurde, d. h. nicht weil es aus Frankreich kam, sondern weil er der Ueberzeugung war, daß es auf ächten Kunstgesetzen beruhe, Gesetzen, welche überdies nicht die Franzosen selbst erdacht, sondern von den Alten sich angeeignet hätten. Er sah die Uebersetzung und unmittelbare Nachbildung der Franzosen nur für eine nothwendige Schule an, in der die Deutschen sich heranbilden sollten, er warnte daher schon im J. 1742 davor, sich unaufhörlich auf eine sclavische Nachtretung ihrer Fußstapfen zu befleißen, und fügte hinzu, „es sey nunmehr Zeit, unsere eigenen Kräfte zu versuchen" (Vorrede zum 1. Th. der „Schaubühne"), und später stand er sogar nicht an, freilich in Folge einer allzugroßen Ueberschätzung seiner eigenen und anderer Arbeiten auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst, dieselben den großen Meisterwerken der Franzosen für ebenbürtig zu erklären. So entschieden er aber auch diese als Muster der ächten Kunst anempfahl, eben so entschieden trat er der Nachäfferei der Franzosen in Sitte und Sprache entgegen, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dieses Unwesen zu bekämpfen, und es gab ihm seine „Schaubühne" öfters Veranlassung, sich hierüber auszusprechen. Er ließ in den zweiten Theil die von Detharding verfaßte Uebersetzung des „Jean de France" von Holberg einrücken, von welchem Stück er in der Vorrede sagte, es sei „die Thorheit der französischen Affen darin so scharfsinnig und so glücklich ausgelacht worden, daß man hoffen könne, es würden künftig alle solche deutsche Franzosen bei allen, die es läsen, halb unehrlich gemacht werden". In demselben Sinne dichtete seine Frau das Lustspiel „Die Hausfranzösin", welches er mit folgenden Worten einführte: „Man wird vielleicht daraus das große Uebel einigermaßen einsehen lernen, das die seit 50 bis 60 Jahren in Deutschland eingerissene französische Kinderzucht gestiftet hat, durch welche gebohrne Deutsche von der Wiege an lüsterne Affen unserer Nachbarn und Feinde, hergegen Verächter ihrer eigenen Aeltern, Freunde, Sitten und Landesleute, ja überhaupt ihres ganzen Vaterlandes, geworden, wovon sich hernach in allen Ständen die betrübten Früchte zur Genüge geäußert haben." Wir mußten diesen Punkt zur richtigen Würdigung von Gottscheds Thätigkeit und ästhetischen Ansichten nothwendig etwas weitläufiger erörtern; da wir auf diese Weise den ihm oft gemachten Vorwurf blinder Nachbeterei der Franzosen, namentlich in Bezug auf das Drama, hoffentlich entkräftet haben, können wir den Faden der Darstellung wieder aufnehmen und die Geschichte der Entwickelung des deutschen Dramas weiter verfolgen.

Das Trauerspiel wurde von den unmittelbaren Nachfolgern Gottscheds in demselben Sinne und nach denselben Grundsätzen bearbeitet, die er aufgestellt hatte, und wenn sich auch bei den besseren unter ihnen ein merklicher Fortschritt zeigte, so war dieser doch mehr äußerlicher Natur: ihre Werke waren in einer edleren und gewandteren Sprache geschrieben und näherten sich in so fern ihren französischen Vorbildern weit mehr, als die eigenen schwachen Versuche Gottscheds, aber sie erhoben sich in Anlage und Ausführung noch keineswegs zu selbstständiger oder gar nationaler Behandlung, selbst wenn sie ihren Stücken nationale Stoffe zum Grunde legen.

Dagegen machte das Lustspiel noch zu Gottscheds Zeiten einen nicht unbedeutenden Fortschritt, der zwar auf einem Irrthume beruhte und in der That von dem wahren Wesen des Lustspiels ablenkte, aber in mehrfacher Hinsicht wohlthätig wirkte. Durch Gellert wurde nämlich das sogenannte rührende Lustspiel eingeführt, welches seit Kurzem in Frankreich großen Beifall eingeerntet hatte, wo es zuerst durch Nivelle de la Chaussee bearbeitet worden war. Dasselbe war an sich, wenn auch nicht eine entschiedene Kriegserklärung, doch eine starke Opposition gegen die bisherige Behandlung des Dramas, das die edleren Lebensverhältnisse nur auf die höheren Stände bezog, und den Mittelstand nur zur Darstellung der Mängel und Lächerlichkeiten der Menschen benutzte. Man wagte es zwar noch nicht, denselben in die Tragödie einzuführen, aber man erweiterte das Gebiet des Lustspiels, indem man einen an sich ernsten und selbst tragischen Stoff zum Grunde legte, denselben aber zu einem heiteren oder wenigstens glücklichen Ende führte, und auch wohl manche heitere Scene einfügte, was denn auch mit der Bemerkung, daß im menschlichen Leben Ernst und Scherz stets abwechsle, leicht zu begründen war, wenn man sich auch nicht auf den Vorgang der Engländer stützen wollte. Da der nothwendige glückliche Ausgang eine hochtragische Entwickelung nicht gestattete, weil ja sonst ein zu greller Widerspruch zwischen dieser und der Auflösung entstanden wäre, so durfte der Dichter weder solche Verhältnisse schildern, in denen eine heitere Lösung unmöglich war, noch durfte er die Theilnahme der Zuschauer bis auf den höchsten Grad steigern; er durfte nicht Furcht und Schrecken in ihnen erwecken, sondern nur dahin streben, sie, wenn ich so sagen darf, in einer weichen und milden Weise zu rühren. Seine Absicht mußte sein, wie sich Gellert in der Vorrede zu seinen Lustspielen ausdrückt, „mitleidige Thränen zu erwecken", daher man die Gattung mit Recht auch das weinerliche Lustspiel genannt hat. Die sentimentale Richtung, welche durch Klopstocks Einfluß so große Verbreitung gewonnen hatte, war der Einführung der rührenden Komödie überaus günstig; sie liegt aber auch außerdem dem Charakter des deutschen Volkes nahe, das sich bei seiner Gemütblichkeit gern allen Einflüssen hingibt, welche seine Gefühle erregen, daher wir der Gattung auch später wieder begegnen werden, als das Drama und insbesondere die Tragödie schon zur schönsten künstlerischen Entfaltung gelangt war.

So stand es um das deutsche Drama, als Gotthold Ephraim Lessing dessen weitere Reform begann. Dieselben wurden auf eine sehr zweckmäßige Weise durch Friedrich Nicolai in den „Briefen üb. d. Zustand der schönen Wissenschaften"

(Berl. 1755) vorbereitet, die im Wesentlichen schon geschrieben waren, ehe Nicolai mit Lessing bekannt wurde, da sie wohl sogar die eigentliche Veranlassung dieser Bekanntschaft wurden. In dem eilften Briefe, welcher sich ausschließlich mit der „deutschen Schaubühne" beschäftigt, erklärt Nicolai geradezu, daß es mit derselben ungemein schlecht bestellt, und daß die allgemeine gute Meinung, die man von ihr zu haben pflege, ein bedeutendes Hinderniß ihrer Verbesserung sei. Noch hinderlicher sei der Mangel einer großen Hauptstadt oder überhaupt solcher Städte, in denen sich stehende Theater befänden; am schlimmsten aber sei der Umstand, daß die meisten deutschen Schriftsteller immer noch aus dem Innersten ihres Kabinets schrieben und die Welt, für welche sie doch schreiben wollten, gar nicht kennten. Daher gebe es auch so wenig nur leidliche Dramen, weshalb auf den Theatern auch meist nur Uebersetzungen gespielt würden, die aber ebenfalls im Durchschnitt herzlich schlecht seien, wie denn weder die Uebersetzer, noch die Originalschriftsteller die Eigenschaften der tragischen Sprache verständen. Es sei daher eine vollständige Wiedergeburt des deutschen Dramas unbedingt nothwendig. Diese könne aber nicht durch die Nachahmung des französischen Theaters herbeigeführt werden, das zu beschränkt und in seinen Erzeugnissen zu gleichmäßig sei, weshalb Gottsched den herbsten Tadel verdiene, daß er sich demselben ganz hingegeben und die Vorzüge des italienischen, namentlich aber des englischen Dramas nicht erkannt habe. Dieses übertreffe an Reichthum und Angemessenheit der Stoffe, an tüchtiger Entwickelung und Mannigfaltigkeit der Charaktere das französische unendlich; man müsse daher die Engländer, und namentlich ihren großen Shakspeare studiren, wenn man das deutsche Drama neu beleben wolle*) Bald darauf versuchte **Christian Felix Weisse** eine weitere Entwickelung des Dramas dadurch herbeizuführen, daß er, der äußeren Form treu bleibend, wie sie sich seit Gottsched festgesetzt hatte, die innere Bewegung, den größeren Reichthum an Handlung und die größere Mannigfaltigkeit der Charaktere dem englischen Drama nachzubilden unternahm; allein wenn er auch, wie später ausführlicher berichtet werden soll, dadurch von glücklichem Einfluß wurde, so konnte auf diesem Wege eine vollständige Wiedergeburt des Dramas nicht erzielt werden, weil das nationale Element dabei ganz unberücksichtigt blieb.

Viel schärfer, als er, sah sein Freund **Lessing** die Sache an. Ob er gleich nämlich bisher selbst der von Gottsched gegebenen Richtung gefolgt war und seine früheren dramatischen Versuche sich von den übrigen der Zeit nur durch talentvollere Behandlung des Einzelnen auszeichneten, so hatte er doch je länger, je mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß jene Richtung verfehlt sei, und daß das Drama vor Allem eine nationale Grundlage haben müsse, wenn es sich zu höherer Vollendung entfalten solle; denn wie die dramatische Poesie der übrigen europäischen Völker, selbst die der Franzosen, nur durch nationale Entwickelung ihre Bedeutung und Tüchtigkeit erlangt habe, so könne sie in Deutschland auch nur auf diesem Wege einen höheren Standpunkt erreichen. Allerdings wäre es das Zweckmäßigste und Natürlichste gewesen, auf das alte Schauspiel zurückzugehen, aber dieses war durch Gottsched so vollständig zurückgedrängt und in Mißachtung gebracht worden, daß eine Erneuerung desselben geradezu unmöglich geworden war, und so hielt es Lessing für das Angemessenste, sich zunächst an die stamm- und geistesverwandten Engländer anzuschließen, um mit ihrer Hülfe das französische Drama zu bekämpfen, in welchem er mit Recht das Verderben der deutschen Poesie erblickte. Denn dieses war in seiner äußern Erscheinung, wie in seinem innersten Wesen ein Erzeugniß des französischen Nationalcharakters, ja es war sogar aus der speziellen höfischen Bildung hervorgegangen, die sich vom Hofe Ludwigs XIV. mit merkwürdiger Schnelligkeit und Kraft über die ganze Nation verbreitet hatte, und stand eben deshalb im vollsten Gegensatz zum Charakter des deutschen Volkes, welches sich bei aller Biegsamkeit seines Geistes, bei aller Bemühung, sich dem Fremden zu unterordnen, jene eigenthümliche Bildung doch nimmermehr aneignen konnte. Die Nachahmung des französischen Dramas hatte daher auch niemals gelingen können, und selbst die gelungensten Werke der Art waren weit unter ihren Vorbildern geblieben; sie hatten immer etwas Steifes und Gezwungenes, weil sie eben in Auffassung und Form der Natur des deutschen Geistes widerstrebten. Das englische Drama bot dagegen gar manche Anknüpfungspunkte, denn so eigenthümlich sich auch das englische Volk in Folge seiner freieren politischen Zustände ausgebildet hatte, so waren doch die Grundzüge seines Charakters dem des deutschen Volks nahe verwandt. Doch durfte Lessing es nicht wagen, sogleich mit dem vollsten Gegensatz zum französischen Drama hervorzutreten, und wenn er auch gewiß schon in den fünfziger Jahren mit Shakspeare vertraut war, so trug er doch Bedenken, unmittelbar an diesen anzuknüpfen. Er mußte einen passenden Uebergang von der bisherigen französischen Behandlungsweise zu der englischen finden, und diese bot sich ihm in dem sogenannten „**bürgerlichen Trauerspiel**" dar, welches sich leicht an das rührende Lustspiel anschloß, wie es denn auch in England aus ähnlichen Gründen entstanden war*), die jenes in Frankreich hervorgerufen hatten. Es war nämlich auch hier das demokratische Element, welches sich in der Poesie geltend machte, und beruhte, wie ein neuerer Kritiker (Danzel, Lessing 1, 303) sich vortrefflich ausdrückt, „auf der Reflexion: Warum soll das Bedeutende nur Fürsten und Standespersonen, nicht auch einfachen Bürgern begegnen können?" Das bürgerliche Trauerspiel war also in der That nur eine Erweiterung der rührenden Komödie, es sprach keck aus, was jene nur schüchtern vorzubringen wagte, und stand in so fern schon künstlerisch höher als jene, als sie sich nicht bloß an das weiche Gefühl wendete, sondern die den Menschen erschütternde Leidenschaft

*) Auch später behielt Nicolai das Drama im Auge. Er eröffnete die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1757) mit einer auch jetzt noch lesenswerthen „Abhandlung vom Trauerspiele", und als er dieselbe ein Jahr vorher ankündigte, setzte er zugleich einen Preis von 50 Thalern für das beste Trauerspiel aus, um welchen sich nebst **Cronegk**, der mit seinem „Codrus" den Preis gewann, auch **Brawe** (der Freygeist) und **Weisse** (Richard III.) bewarben.

*) Als erstes Stück dieser Art wird „der Kaufmann von London" von Lillo bezeichnet, durch welches auch Lessing auf die Gattung geführt wurde, während der bekannte Roman „Clarissa" von Richardson ihm den Stoff zu seiner „Miß Sarah Sampson" darbot.

in ihrer ganzen Gewalt zur Erscheinung gelangen ließ. Durch die französische Tragödie hatte Gottsched die höheren Stände für die deutsche Literatur gewinnen wollen, durch das bürgerliche Trauerspiel wendete sich Lessing zunächst an den Mittelstand, in welchem er den eigentlichen Träger der neuen Bildung erkannte, und so ward das bürgerliche Element der wiedererblühenden Literatur auch im Drama begründet. Das bürgerliche Trauerspiel war aus dem Selbstgefühl des Mittelstandes entstanden, welchem Lessing in Deutschland den ersten Ausdruck lieh; in England konnte man sich mit der bloßen Thatsache begnügen, daß die Bühne für das Bürgerthum erobert worden sei, da dieses sich im öffentlichen Leben der höchsten bürgerlichen Freiheit erfreute. In Deutschland verhielt es sich anders. Sobald der Mittelstand zum Bewußtsein seines eigenen Werthes gelangt war, mußte auch das Gefühl rege werden, wie sehr das politische Leben mit diesem Werth in Widerspruch schien. Auch dieses Gefühl sprach Lessing in seiner „Emilia Galotti" (1772) aus, das erste revolutionäre Drama in Deutschland, welches auf die politische Bildung des Volks von dem unermeßlichsten Einflusse wurde und zahlreiche Nachahmungen fand. Die „Emilia" bezeichnet aber auch in künstlerischer Beziehung einen großen Fortschritt, den wir näher zu begründen haben.

Lessing war seit Erscheinen der „Miß Sarah Sampson" (1755) auf der eingeschlagenen Bahn rüstig vorwärtsgegangen; er verlor seine Absicht, ein nationales Drama zu begründen, keinen Augenblick aus den Augen, eben so wenig, als die Mittel, mit denen er dieselbe zu erreichen hoffen konnte, Bekämpfung des französischen Dramas und Hervorhebung des englischen. In entschiedener Weise sprach er sich in dieser Beziehung im J. 1759 in dem 17. Literaturbriefe aus. Gottsched, behauptete er, hat sich nicht nur keine Verdienste um die deutsche Schaubühne erworben, er hat dieselbe verdorben; er hat das alte Schauspiel vernichtet, das mit Benutzung der Engländer zu neuem Leben hätte herangebildet werden können, und er hat uns dafür ein französirendes Theater gegeben, ohne zu bedenken, ob dieses der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Hierauf stellt er in gedrängten Zügen das englische Drama, namentlich Shakspeare, den Franzosen entgegen, und zeigt, wie unendlich höher dieses stehe, als jenes. Er hatte bald darauf unter den Franzosen selbst einen gewaltigen Kampfgenossen gefunden, den geistreichen Diderot, welcher die schwachen Seiten der französischen Tragödie mit großem Scharfsinn aufgedeckt hatte und auf eine Erneuerung derselben drang, wobei er vorzüglich das bürgerliche Element dem höfischen entgegensetzte, und Natürlichkeit der Darstellung und der Sprache als das unbedingteste Erforderniß geltend machte. In diesem Sinne hatte schon Lessing seine „Miß Sara" in Prosa geschrieben, die von nun an auch die steifen Alexandriner verdrängte; auch empfahl er den Gebrauch der Prosa auf das Eindringlichste, weil er richtig einsah, daß sich Gewandtheit, leichte Bewegung und Natürlichkeit des Ausdrucks weder im Gottschedischen Alexandriner, noch im Klopstockischen Hexameter würde gewinnen lassen. Er verkannte die künstlerische Bedeutung des Verses für das höhere Drama keineswegs, wie er ja selbst sein letztes („Nathan") in Versen dichtete, allein er fühlte ganz richtig, daß die deutsche Sprache noch nicht zu der Entwickelung gekommen sei, die den Gebrauch des Verses gestatte: er sah in dem Gebrauch der Prosa eine Schule, die unbedingt durchgemacht werden, an der man sich kräftigen müsse, ehe man sich an die schöne Kunstform wagen dürfe*). Lessing übersetzte im J. 1760 die zwei bürgerlichen oder besser Familiendramen Diderots („den Hausvater" und den „natürlichen Sohn"), so wie die Einleitungen, welche ihnen derselbe vorangeschickt, und in denen er seine Gedanken sowohl über die neue Gattung überhaupt, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes entwickelt hatte. Und wie großen Einfluß jene Stücke sowohl, als die erwähnten Bemerkungen auf das deutsche Theater hatten, ersehen wir aus der Vorrede Lessings zur zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung (1781), in welcher er geradezu bekennt, daß Diderot einen großen Antheil an der Ausbildung seines Geschmacks hatte, und daß dieser ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung erhalten haben würde. „Vielleicht eine eignere," fügt er hinzu, „aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." Doch dieser Einfluß, der vorzüglich formeller Natur war, war nicht so groß, daß Lessing darob seinen Zweck, ein nationales Drama zu begründen, vergessen hätte; er gab davon das glänzendste Zeugniß in seiner „Minna von Barnhelm"**), welche sich nur in deutschen Verhältnissen bewegte und deutsche Charaktere darstellte, und die zugleich das erste ächte deutsche Lustspiel war. In demselben Jahre schrieb er seine „Hamburgische Dramaturgie", von deren Entstehung und Ausführung später die Rede sein wird; hier genüge die Bemerkung, daß er in ihr seine Ansichten über das kunstmäßige Drama in einer zwar freien, von allem systematischen Schein entfernten Weise entwickelte, die Unhaltbarkeit der französischen Theorien zeigte und die Vortrefflichkeit des englischen und des antiken Dramas in überzeugender Weise nachwies. Erst durch die „Hamburgische Dramaturgie" wurde der Einfluß der Franzosen vollständig vernichtet und ein nationales Drama, wie es sich bald darauf zu entwickeln begann, möglich gemacht. Sie war der Schlußstein der Erziehung in Beziehung auf die dramatische Dichtkunst, wie der „Laokoon" es in Beziehung auf die Poesie überhaupt war.

Alles, was wir bisher gesagt haben, bezieht sich beinahe ohne Ausnahme auf das nördliche Deutschland; wir müssen jedoch auch einen Blick auf den Süden, namentlich auf Oestreich werfen, welches jene oben geschilderten Veränderungen ebenfalls erlebte, nur später, aber auch schneller, weil es beinahe zu gleicher Zeit mit Gottsched und Lessing bekannt wurde, ebendeshalb jedoch auch weniger entschieden, weil Lessings Einfluß den Gottschedischen nicht gänzlich vernichten konnte. Am Anfange des Zeitraums treffen wir in Wien, welches für das ganze Land so maßgebend ist, wie Paris für Frankreich, dieselben Zustände, wie im nördlichen Deutsch-

*) „Willst du schon zierlich erscheinen, und bist noch nicht sicher? — Vergebens.
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor." (Göthe.)

**) 1767 im Druck erschienen, doch schon 4 Jahre früher gedichtet.

land an, nur noch, wo möglich, verwilderter und das Theater lediglich als ein Mittel, die leerste Schaulust zu befriedigen. Staatsactionen und die Hanswurstkomödie gehen allein über die Bühne, welche der talentvolle Harlekin Gottfried Prehauser lange unumschränkt beherrschte. Und als er zu altern begann, stand schon ein Anderer ihm zur Seite, der oben genannte Kurtz (S. 610), welcher in demselben Jahre seinen Ruf gründete, als der Harlekin in Leipzig feierlich verbannt wurde, und beide, Prehauser und Kurtz, entwickelten in ihren Darstellungen so viel komische Kraft, die von ihnen erfundenen Possen, welche ihrem besondern Talent vortrefflich angepaßt waren, boten so vielen Stoff zum Lachen dar, daß selbst der Hof, der sich bis dahin vom deutschen Theater abgeschlossen hielt und nur die italienische Oper oder das französische Schauspiel besuchte, von dem allgemeinen Zug ergriffen wurde, eine Thatsache, welche nicht unwichtig ist, weil sie die lebendigere Theilnahme der höheren Stände an dem deutschen Drama vorbereitete.

Erst im J. 1747 wurde der Versuch gemacht, ein regelmäßiges deutsches Trauerspiel aufzuführen. Dieser Versuch fiel so gut aus, daß die regelmäßigen Stücke allmählich Boden gewannen, ohne jedoch die Stegreifkomödie verdrängen zu können, was nicht einmal den übermäßig strengen Verordnungen der Kaiserin Maria Theresia gelang. Die Reform des Theaters konnte hier, eben so wenig als in Norddeutschland von den Schauspielern ausgehen, noch konnte sie die Staatsgewalt durchführen, sie mußte, wie dort, auf dem Wege der Bildung und Belehrung Statt finden. Was Gottsched und Lessing für den Norden waren, das wurde für Oestreich Joseph Sonnenfels (1733—1817), der später in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde, ein Mann, der, ohne das großartige Talent Lessings zu besitzen, in allen Verhältnissen seines Lebens eine bewundernswürdige Kraft und Größe des Charakters entwickelte, welche auch die reichsten Früchte trug, denn er erwarb sich im Staatsleben, wie in der Literatur die bleibendsten Verdienste und trug wesentlich zur Heranbildung seines Volkes bei. Da er in der Bühne ein sicheres Mittel zur Beförderung dieses Zweckes erkannte, so suchte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Theater aus seiner Rohheit zu reißen. In seiner Wochenschrift „der Mann ohne Vorurtheil" (1765) begann er den Kampf, den er in den „Briefen über die Wiener Schaubühne" (1768) fortsetzte, in welcher er ohne Zweifel Lessings „Dramaturgie" zum Vorbilde nahm. Aber freilich steht er darin nicht auf der Höhe der freien Kunstanschauung, durch welche Lessing so Großes leistete; denn theils hatte er wohl den Gottschedischen Standpunkt noch nicht überwunden, theils durfte er dem französischen Geschmack nicht entgegentreten, dem die höheren Stände, das heißt dasjenige Publikum, von dem er allein in seinen Reformen Unterstützung hoffen konnte, in Oestreich, wie im übrigen Deutschland, huldigten. Bei alledem hatten sie doch vielseitigen wohlthätigen Einfluß, und es ist ihnen namentlich zu verdanken, daß das regelmäßige Schauspiel zuletzt ganz durchdrang. Unter den dramatischen Dichtern, welche ihn durch ihre Thätigkeit am lebhaftesten unterstützten, nimmt Ayrenhoff den ersten Rang ein; Andere werden später im Verlaufe der Darstellung zu nennen sein.

Auf diese allgemeine Darstellung der allmählichen Entwickelung des deutschen Dramas lassen wir eine kurze Uebersicht der einzelnen Leistungen nach den verschiedenen Gattungen folgen.

Die ersten Versuche im Trauerspiel bestanden meist in Uebersetzungen einzelner französischer Meisterwerke, welche freilich höchst unvollkommen ausfielen und uns wie absichtliche Karrikaturen erscheinen müßten, wenn wir nicht wüßten, daß es den Uebersetzern hoher Ernst damit gewesen wäre. Es sind diese Uebersetzungen schon oben (S. 608) im Allgemeinen charakterisirt worden, wir haben hier nur noch die bedeutendsten Uebersetzer selbst namhaft zu machen. Es sind außer Gottsched selbst („Iphigenia" von Racine) und seine Frau („Cornelia" von Madem. Barbier; „Alzire" von Voltaire) noch zu nennen: der Hamburger Stüven, dessen Uebersetzung von Voltaire's „Alzire", wie wir uns erinnern, das Zerwürfniß zwischen Gottsched und der Neuberin herbeiführte (S. 571), J. Joach. Schwabe („Zaire" von Voltaire), der Leipziger Bürgermeister V. G. Lange („der Cid" von Corneille), der Freiherr von Glaubitz („die Horazier" von Corneille). Unter den Dichtern von selbstständigen Trauerspielen nimmt wiederum das Gottschedische Ehepaar die erste Stelle ein. Er erwarb sich namentlich durch seinen „Sterbenden Cato", welcher sogar in das Französische übersetzt wurde, einen außerordentlichen Beifall (Lpz. 1732. 10. Aufl. 1757), den wir uns bei der steifen und langweiligen Darstellung und dem höchst bedeutungslosen Gehalt nur daraus erklären können, daß es das erste regelmäßige, in vornehmer Stattlichkeit einherschreitende Trauerspiel war, welches den rohen und unregelmäßigen Haupt- und Staatsactionen entgegengesetzt wurde. Uebrigens zeugt das Stück keineswegs von dichterischer Schöpfungskraft, da es in der That nur aus der englischen Tragödie des Addison und der französischen von Deschamps zusammengeschweißt oder, wie Bodmer sich ausdrückte, „mit Scheere und Kleister fabrizirt" war, was den Verfasser nicht abhielt, mit dem übertriebensten Stolze davon zu reden, und in der Vorrede zu seiner „Schaubühne" mit dürren Worten auszusprechen, daß es „der neuern tragischen Poesie in Deutschland die Bahn gebrochen habe". Eben so langweilig, pedantisch und arm an Gedanken sind seine „Parisische Bluthochzeit" und sein Trauerspiel „Agis", in denen der Dichter vom Anfang bis zu Ende auf die auffallendste Weise vom Reime beherrscht wird.

Auf die Leistungen der Frau Gottsched werden wir unten zurückkommen, dagegen sind hier diejenigen Dichter sogleich zu erwähnen, welche das Trauerspiel im Sinne Gottscheds behandelten und daher von ihm mit Lob überschüttet wurden, so bedeutungslos ihre Leistungen auch waren. Ein gewisser D. Pitschel, der in der „Schaubühne" ein „munterer Dichter" genannt wird, schrieb ein Trauerspiel „Darius", in welchem freilich wenig „Munterkeit" zu bemerken ist. Der nachmals berühmt gewordene Baron Friedr. Melchior Grimm in Regensburg (1723—1807) dichtete als Student eine „Banise" nach Zieglers bekanntem Roman, auf welche Gottsched aus dem doppelten Grund stolz war, weil der Verfasser eine frühere Bearbeitung auf seinen Rath verwarf und die zweite nach einem ganz veränderten Entwurf bearbeitete, bei welchem ihm Gottsched ohne Zweifel behülflich war, vorzüglich aber, weil er dieses Trauerspiel der Haupt-

und Staatsaction desselben Namens, welche sich großen Beifalls erfreute, entgegensetzen konnte. Noch weit tiefer standen die Arbeiten des Freiherrn v. Schönaich, jenes bekannten Verehrers Gottscheds, der von seinem Dichtertalent eine so vortheilhafte Meinung hatte, daß er noch im J. 1763, als das deutsche Theater schon bedeutende Leistungen aufweisen konnte, mit einem Trauerspiel „Montezum" hervorzutreten wagte. Von demselben Schlag ist sein „Mahomed IV." und „die Allemannischen Brüder" des Danzigers Benj. Ephr. Krüger, eben so auch die zahlreichen Trauerspiele von Fr. Ludw. Hudmann („Diokletianus". Wism. 1751), der früher zu Gunsten der Oper aufgetreten war, sich dann ganz an Gottsched anschloß und sogar gegen den „Messias" schrieb (Rost. 1754). Nicht besser ist das Trauerspiel „Arminius" (Hann. 1749) des trefflichen Justus Möser, der damals noch ganz im Gottschedischen Geschmacke befangen war.

Wenn auch noch den Gottschedischen Ansichten huldigend, und das Trauerspiel im französischen Sinne bearbeitend, nehmen die Dichter der Sächsischen Schule und diejenigen, welche zwar nicht äußerlich zu denselben gehörten, aber auf der Bildungsstufe derselben Stufe standen, eine weit höhere Stellung ein. Sie sind an sich talentvoller, als Gottsched und seine unmittelbaren Nachahmer und sind auch schon deswegen genießbarer, weil sie die Sprache mit einer größeren Gewandtheit behandeln, und in der Darstellung sowohl, wie in der Anlage und Entwickelung ihrer Dramen einen gebildeten Geschmack beurkunden. Unter diesen steht J. E. Schlegel unbedingt am höchsten; wir werden auf ihn zurückkommen. Neben ihm haben sich zu ihrer Zeit zwei Dichter großen Ruf erworben, welche schon deshalb mit und neben einander zu nennen sind, weil sie sich zugleich um den von den Herausgebern der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ausgesetzten Preis bewarben (S. 612), und der Eine, Cronegk, den Preis, der Andere, Brawe, das Accessit erhielt. Der Erste, Johann Friedrich Freiherr von Cronegk (geb. 2. Sept. 1731 zu Ansbach, gest. daselbst d. 31. Dec. 1758 als Regierungs- und Justizrath), den wir schon als lyrischen und didaktischen Dichter haben kennen lernen*), war nicht ohne Talent für das Drama, doch war er viel zu sehr im französischen Geschmack befangen, als daß er mit der nöthigen Freiheit und Unbefangenheit hätte arbeiten können: es fehlte ihm an einer richtigen Einsicht in das Wesen des Dramas, und sein Talent war nicht groß genug, um von selbst das Richtige und Wahre zu treffen. Daher die auffallenden Mängel in seinem berühmtesten Stücke, dem „Codrus", der den erwähnten Preis erhielt; der Dichter moralisirt zu viel, der Charakter des Codrus ist, wie selbst Gellert (in einem Briefe an Cronegk) bemerkt, allzu vollkommen gehalten, was auch von andern Personen gilt; es tritt ebendeshalb der eigentliche Gegenstand des Stücks, die Aufopferung des Codrus für das Vaterland, nicht kräftig genug hervor, weil auch Andere eben so groß denken, als der Held. Daß endlich eine doppelte Handlung durchgeführt erscheint (die Befreiung Athens und die Liebe Medons), hatte der Dichter selbst bemerkt, doch diesen Fehler nicht beseitigen können. Ein anderes Trauerspiel, „Olint und Sophronia", hatte zwar die Ehre, zur Eröffnung der Hamburger Nationalbühne aufgeführt zu werden*), allein es hatte diese Ehre, wie Lessing sagt, wohl nur dem Umstande zu verdanken, daß ein besseres nicht hätte gefunden werden können. Es leidet ungefähr an denselben Mängeln, wie der „Codrus", steht ihm aber in der Wahl des Stoffs unbedingt nach, da der Charakter eines christlichen Märtyrers mit seiner geduldigen Hingebung mit der Natur des Dramas, welches vor Allem Thatkraft und Handlung verlangt, im Widerspruch steht.

Ob der andre Dichter, welcher sich um den erwähnten Preis bewarb, Joachim Wilhelm von Brawe aus Weißenfels (geb. 4. Febr. 1738, gest. 7. Apr. 1758), talentvoller war, als sein Mitbewerber Cronegk, wie Manche behaupten, möchte schwer nachzuweisen sein, denn da er das Glück hatte, außer mit Gellert, Kleist und Weisse, auch mit Lessing in genauer Verbindung zu stehen, und Letzterer, wie nachgewiesen werden kann, ihn in seinen dichterischen Arbeiten mit Rath und That unterstützte, Cronegk aber eines solchen Führers entbehrte, so möchten eben gar manche Vorzüge, welche den Dichtungen Brawe's zugestanden werden müssen, dem Einflusse Lessings zuzuschreiben sein. Dieser zeigt sich jedoch weniger in dem „Freygeist", mit welchem sich Brawe um den Preis bewarb, als in dem „Brutus", den er später dichtete, und der dadurch Interesse gewinnt, daß Brawe in demselben die reimlosen fünffüßigen Jamben zuerst als tragisches Versmaß gebrauchte, wie er durch seinen „Freygeist" eigentlich den ersten Versuch im bürgerlichen Trauerspiel gemacht hatte.

Die französische Tragödie fand endlich in Cornelius Hermann von Ayrenhoff noch nach Lessings Auftreten einen nicht unglücklichen Bearbeiter, während Christian Felix Weisse den französischen und den englischen Geschmack in seinen Trauerspielen zu versöhnen und zu verschmelzen suchte. Wir werden auf beide zurückkommen.

Das bürgerliche Trauerspiel fand in Lessing nicht nur einen gewandten Lobredner, sondern auch seinen ohne Vergleich trefflichsten Bearbeiter. Er hatte zahlreiche Nachfolger, unter denen nur wenige eine Erwähnung verdienen; ja es haben die meisten derselben sogar wesentlich zur Entartung der Gattung beigetragen, indem sie gewöhnliche oder wohl auch gemeine Stoffe bearbeiteten, welche jeder poetischen Behandlung Trotz boten. Am höchsten ist ohne Vergleich Hans Wilhelm von Gerstenberg (s. u.), der jedoch schon an der Gränzscheide des Zeitraums steht, und bei welchem der unmittelbare Einfluß Shakspeare's schon sichtbar ist. Unbedeutender, obgleich noch zu den besseren Erscheinungen zu zählen, sind die Arbeiten von Chr. Mart. Wieland („Klementine v. Porretta". Zür. 1760), Gottl. Konrad Pfeffel („Der Einsiedler". Karlsr. 1763), J. J. Dusch („Der Bankerot". Hamb. 1764) u. J. Chr. Brandes („Miß Fanny". Berl. 1767).

Es sind noch einige Trauerspieldichter zu erwähnen, welche, wie Bodmer, sich keiner bestimmten Richtung hingaben, oder, wie Klopstock, zwar eine neue Gattung schufen, aber dabei das Wesen der

*) Auch war Cronegk einer der Ersten, welche mit dem spanischen Theater bekannt machten.

*) Cronegk hatte nur die vier ersten Acte vollendet, ein Wiener Dichter, Roschmann, fügte den fünften hinzu.

dramatischen Poesie so sehr verkannten, daß ihr Vorgang wenig oder gar nicht beachtet wurde. Friedrich Gottlieb Klopstock wollte den zwei Ideen, mit denen er als lyrischer und epischer Dichter so Großes hervorgerufen hatte, ebenfalls dramatische Gestaltung geben, und er schrieb daher biblische und vaterländische Stücke. Das erste biblische Stück „Der Tod Adams" (Kopenh. u. Lpz. 1757) machte in so fern Aufsehen, als darin versucht wurde, ein Trauerspiel mit dem allerdürftigsten Stoffe zu schreiben, um die Natur in ihrer ganzen Wahrheit und Einfalt erscheinen zu lassen, da derselben, wie sich der Dichter im Vorbericht ausdrückt, durch die Umstände, in welchen die Geschichte und der Dichter gemeiniglich ihren Helden setzen, um uns für ihn einzunehmen, oft ein falsches Colorit aufgedrückt wird. Da aber Klopstock es nicht vermochte, dem dürftigen Stoff eine reiche innere Entwickelung zu geben, und eine äußere Entfaltung nur durch gewaltsames Herbeiziehen einzelner Episoden möglich war, so ist der Versuch vollständig gescheitert, und das Ganze ist in der That nur eine Reihe lyrischer Ergüsse, die zudem noch durch ihre Gleichförmigkeit, so wie durch die sentimentale Haltung unangenehm wirken*). Das Trauerspiel „Salomo" (Magdeb. 1764) hat ohne Zweifel weit mehr Handlung (es stellt den Abfall und die Bekehrung Salomo's dar), allein es fehlt ihm an aller dramatischen Anlage, noch mehr an künstlerischer Entwickelung und vor Allem an wirklichem Interesse, denn die dargestellten Verhältnisse sind höchst unbedeutend und beinahe kindisch, und da die Personen, Salomon an der Spitze, an diesen kleinlichen Umständen so lebhaften Antheil nehmen, so werden sie selbst dadurch lächerlich**). Im „David" endlich (Hamb. 1772) werden die Begebenheiten beinahe so ganz ausschließlich in der Form von Erzählungen dargestellt, daß der dramatische Charakter durchaus verloren geht. Durch seine vaterländischen Dramen, die er Bardiete nannte, wollte Klopstock das Nationalgefühl stärken; es war allerdings ein fruchtbarer Gedanke, daß er vaterländische Begebenheiten und Verhältnisse zum Grunde legte, worin ihm übrigens außer J. E. Schlegel und Just. Möser schon Lessing in der „Minna" vorangegangen war, aber, wie schon oben (S. 508) auseinandergesetzt wurde, er irrte darin, daß er auf die urältesten Zeiten zurückging, die für uns keine wahre Bedeutung haben, abgesehen davon, daß er bei dem gänzlichen Mangel an genauer Kenntniß jener Verhältnisse willkürliche Gemälde geben mußte, die alles innern und äußern Grundes entbehrten. Wenn er aber auch als Künstler irrte, so war dies doch in der That der einzige Weg, der sich ihm darbot, seinen Zweck zu erreichen, und der wunderbare Erfolg seiner Bardiete bewies, daß er sein Volk kannte, das gern für das Entfernte, Dunkle, Mystische schwärmt. Und so ist auch Schwärmerei der Grundzug von Klopstocks Bardieten „Hermanns Schlacht" (Hamb. 1769), „Hermann und die Fürsten" (Eb. 1784) und „Hermanns Tod" (Eb. 1787). An dramatischer Handlung fehlt es besonders dem ersten beinahe ganz, und die einzelnen Vorgänge, die ohne innern Zusammenhang an einander gereiht werden, sind nur höchst ungenügend durch die eingefügten Bardengesänge verbunden, welche übrigens bei ihrer lyrischen Natur die besten Theile sämmtlicher Stücke bilden. „Hermann und die Fürsten" hat in so fern Realität und innere Wahrheit, als „das ewige alte Lied" von der gegenseitigen Eifersucht der deutschen Fürsten hier dramatisch lebendig vergegenwärtigt wird; und eben so stellt uns „Hermanns Tod" das andre „ewige Lied" von dem traurigen Ende aller Volkserhebungen in Deutschland vor, die mit vielversprechender Begeisterung begannen, ohne praktischen Sinn durchgeführt wurden und an Abspannung erstarben. Klopstock schrieb seine Bardiete in Prosa; was jedoch Lessing durch die Einführung der Prosa in das Trauerspiel beabsichtigte, eine größere Natürlichkeit der Sprache und Wahrheit der Darstellung, das erstrebte Klopstock nicht; seine Sprache ist vielmehr geschraubt und gesucht, und wenn man ihr auch gedankenreiche Kürze, eine oft überraschende Kraft in Ausdruck und Wendung nicht absprechen kann, so entfernt sie sich doch so sehr von der Sprache des Lebens, daß sie für das Drama ganz unpassend erscheint*).

Klopstocks „Tod Adams" machte auf Ew. von Kleist durch die straffe, einfache Form, die kräftige, oft kühne Sprache solchen Eindruck, daß er ihn selbst zu einem Trauerspiele begeisterte, dem „Seneca" (1757), in welchem er die Handlung auf das Allernothwendigste beschränkte, dagegen die Charaktere der Personen in ihren Gesprächen zu entwickeln suchte, ein Versuch, der ihm so wohl gelang, daß selbst Lessing ihm in seinem „Philotas" nacheiferte. Schon vor Kleist hatte der Freiherr von Creuz einen „Seneka" gedichtet (Ff. 1754), der ebenfalls außerordentlich arm an Handlung ist, sich aber zu dem Kleistischen ungefähr so verhält, wie der sentimentale Schwärmer zum praktischen Kriegsmann.

Ueber Joh. Jakob Bodmers zahlreiche Dramen können wir schneller hinweggehen, da er für die dramatische Poesie noch weit weniger Talent hatte, als Klopstock, und sie meistens von dem Geist des Widerspruchs hervorgerufen wurden. So wollte er in dem „Tod des ersten Menschen" und in den „Thorheiten des weisen Königs" (Zürich 1776) mit Klopstock wetteifern, da er die Charaktere in dessen „Tod Adams" und „Salomo" für verfehlt hielt. „Atreus und Thyest" (1768), so wie „der neue Romeo" (1769) waren Parodien von Weisse's gleichnamigen Trauerspielen; im „Polytimet" wollte er ein Gegenstück zu Lessings „Philotas" (1760) geben, und im „Hungerthurm zu Pisa" (1769) Gerstenbergs „Ugolino" verbessern. Bei alle dem hatte er gerade von dem Drama keine festausgebildeten Ansichten, und so sind auch seine zahlreichen politischen Dramen, deren Stoffe er aus der alten und neuen Geschichte entnahm, vollkommen ungenießbar. Ohne Vergleich besser ist Christ. Martin

---

*) Der „Tod Adams" wurde von Gleim in Verse übertragen (Berl. 1766), wie er es schon früher mit dem „Seneca" von E. v. Kleist gethan hatte. (Eb. 1760.)

**) „Soll ich Ihnen sagen, wie mir das ganze Interesse des Stückes deucht? „Ob der reformirte Hofprediger oder der katholische Kaplan des Sonntags bey Hof zu Mittag essen soll?" Wahrhaftig darauf geht Alles. Darüber ist der alte Nathan in seinem Hause eine Zeitlang eingesperrt; darüber murrt der Nachmittagsprediger Chalkal, oder wie er heißt, und kurz, dieß ist der, Knoten." (Abbt an Mendelssohn 3, 254.)

*) In Klopstockischem Sinne schrieb auch Michael Denis ein Drama, „Gomela", dessen Stoff er dem Ossian entlehnte.

Wielands „Johanna Gray" (Zürich 1758), aber als Kunstwerk doch ganz verfehlt, wie denn auch Wieland später nicht anstand, offenherzig zu bekennen, daß er keinen Beruf für die dramatische Poesie habe. Uebrigens ist bekannt, daß Wieland zu seinem Trauerspiel den Engländer Rowe mehr benutzte, als er verantworten konnte.

Das Lustspiel wurde weit häufiger bearbeitet, als die Tragödie, und schon nach den ersten Versuchen der Frau Gottsched sehen wir eine ziemlich große Reihe von Lustspieldichtern auftauchen, welche theils aus dem Französischen übersetzten, theils eigene Arbeiten wagten; so enthält schon Gottscheds „Schaubühne" eine nicht kleine Auswahl. Unter den Uebersetzern, mit denen uns diese Sammlung bekannt macht, nimmt nach Frau Gottsched der Altonaer Professor Georg Aug. Detharding durch seine Uebertragungen mehrerer Lustspiele von Holberg („der politische Kannengießer", „Jean de France", „der Bramarbas") die erste Stelle ein; neben ihm ist noch der früher schon erwähnte Straube („die Spielerin", „der Widerwillige", beide aus dem Französischen von Freny) zu nennen. Als Dichter von Originallustspielen erscheint zunächst der Licentiat Theod. Joh. Quistorp, dessen „Bock im Lustspiele" jedoch nur eine äußerst langweilige und unbeholfene Nachahmung der trefflichen Plaideurs von Racine ist. Höher steht der Schauspieler Gottfried Adam Uhlich, der in dem „Unempfindlichen" zuerst den Versuch machte, ein Lustspiel in Versen zu schreiben. Freilich ist weder der Plan geschickt angelegt, noch glücklich entwickelt, die Charaktere sind entsetzlich übertrieben, doch sind einzelne Scenen recht gut gerathen, und oft ist der Dialog von einer den übrigen Dichtern der Zeit ganz unbekannten Lebendigkeit.

Als weitere Ausläufer der Gottschedischen Schule oder noch näher, als Nachfolger der Frau Gottsched sind auch diejenigen unter den Leipziger Dichtern zu nennen, welche sich im Lustspiel versuchten, und einige andere, welche sich ihnen mehr oder weniger anschlossen. Unter den ersteren lehnte sich J. E. Schlegel zuerst ganz an das Vorbild der Frau Gottsched an, und gelangte erst später zu größerer Selbstständigkeit; auf Gellert werden wir sogleich wieder zurückkommen. Von den Andern sind Fuchs, Mylius und Krüger namentlich zu erwähnen, deren Lustspiele ganz in dem Charakter geschrieben sind, welchen die Frau Gottsched der Gattung aufgedrückt hatte (S. 608), sie sinken zur Satyre herab, behandeln die abscheulichsten Schlechtigkeiten mit Vorliebe, und glauben natürlich und wahr zu sein, wenn sie sich in der gemeinsten Wirklichkeit bewegen. Das Lustspiel „die Kläglichen" (Hamb. 1749) von Gottlieb Fuchs (S. 479) ist uns nicht bekannt; doch was man sich davon erzählt, daß es nämlich voll Persönlichkeiten war, wodurch sich der Verfasser viele Verdrießlichkeiten zuzog, ist schon bezeichnend genug. Von Johann Christian Krüger aus Berlin *) sagte Lessing, daß er Talent zum Niedrigkomischen habe, und es ist dies selbst in seinem ersten Versuch „den Geistlichen auf dem Lande" sichtbar, den er schon auf der Schule verfaßte. Sie sind wohl durch Molières „Tartüffe" hervorgerufen worden, aber diesem freilich nur im Stoff verwandt, da alle Feinheit der Ausführung, die wir bei jenem Meisterstücke bewundern, zur plumpsten Uebertreibung wird; während der Tartüffe ein gewandter Intriguant ist, erscheinen Krügers Geistliche als die gemeinsten Naturen, welche mit jenem nur die Heuchelei gemeinschaftlich haben. Später wurde Krüger mit den bedeutendsten Leipziger Dichtern bekannt, was auf seine Ausbildung günstigen Einfluß hatte, wie aus seinen nachfolgenden Stücken ersichtlich ist. Unter diesen sind „die Kandidaten, oder die Mittel zu einem Amte zu gelangen" das schwächste, es theilt noch die meisten Mängel, die wir an den „Geistlichen" bemerken, doch ist es immerhin als ein sprechendes, wenn auch übertriebenes Zeitbild bemerkenswerth. Im „Blinden Ehemann" hat er den nicht unglücklichen Versuch gemacht, ein Feenmährchen auf die Bühne zu bringen, wobei er jedoch das Wunderbare mit zu großer Absichtlichkeit zurückzudrängen suchte. Am höchsten steht sein „Herzog Michel" in Versen, nach J. A. Schlegels Erzählung „das ausgerechnete Glück"; es enthält viele naive Stellen, manche feine satyrische Züge und erhielt zu seiner Zeit allgemeinen Beifall. Ein Gegenstück zu Krügers „Geistlichen" bildet das Lustspiel „die Aerzte" von Christlob Mylius *), in welchem das schändliche Treiben zweier Mediziner in der nämlichen übertriebenen Weise dargestellt wird und die ekelhafte Gemeinheit der Charaktere den komischen Effect ebenfalls vertreten soll.

Größeren Einfluß auf die Entwickelung des Lustspiels gewann Christian Fürchtegott Gellert, der zuerst das rührende Element in Deutschland einführte, mit welchem er dem Bedürfniß und dem Sinn des größeren Publikums entgegenkam. Er wurde zugleich in andrer Weise einflußreich. Es hatte nämlich schon Frau Gottsched, durch Holbergs Vorbild angeregt, deutsche Verhältnisse auf die Bühne gebracht, doch waren die Charaktere, von denen diese Verhältnisse getragen wurden, keineswegs auch deutsch; sie hatten noch zu wenig individuelles Leben, als daß sie eine bestimmte Nationalität hätten entwickeln können, kam ja doch selbst der allgemein menschliche Charakter in der steifen Darstellung, dem unbeholfenen Dialog und der oft kindischen Ausführung kaum zur Anschauung. Erst Gellert gab seinen Personen eine nationale Färbung; seine Lustspiele sind, wie schon Lessing bemerkte, wahre Familiengemälde, in denen jeder Zuschauer einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft zu erkennen glaubt; allein da der gute Mann das Leben nur in seinen beschränktesten Verhältnissen kannte, da er nur die allergewöhnlichsten Menschen zu beobachten Gelegenheit hatte, so fehlt es seinen Personen an innerem Gehalt, an geistiger Spannkraft, und wenn

---

*) Im J. 1722 in Berlin geb., studirte Theologie in Halle und Frankfurt a. d. O., trat aber, von der bittersten Armuth gezwungen, 1742 in die Schönemannsche Schauspielergesellschaft, in welcher er nicht ohne Glück auftrat. Er starb in Folge allzugroßer Anstrengung am 23. Aug. 1750 zu Hamburg.

*) Mylius, geb. am 11. Nov. 1722 zu Reichenbach in der Oberlausitz, studirte Medizin in Leipzig, wo er zuerst mit den Herausgebern der „Bremer Beiträge", dann mit Lessing bekannt wurde, auf dessen Geistesentwickelung er großen Einfluß übte. Um sich den Naturwissenschaften, für die er große Vorliebe hatte, widmen zu können, nahm er die Einladung einer Privatgesellschaft an, auf ihre Kosten nach Amerika zu reisen, und begab sich nach London, starb aber daselbst am 6. März 1754.

sie auch getreu nach der Natur gezeichnet sind, so ist es doch die alltägliche Natur, der jedes poetische Element abgeht. Daher fehlt es ihm auch durchgehends an ächt dramatischen Verwickelungen; diejenigen, die er erfindet, sind vielleicht noch kindischer, als die seiner Vorgänger. Unter seinen Lustspielen machte die „Betschwester" großes Aufsehen, weil er darin die Scheinheiligkeit zu züchtigen unternahm; „die zärtlichen Schwestern", das erste rührende Lustspiel der Deutschen, gefielen vorzüglich durch ihre Fehler, so unausgebildet war noch der Geschmack, dadurch nämlich, daß in den Charakteren, den guten, wie den bösen, eine unnatürliche Uebertreibung herrscht. Dies ist auch im „Loos in der Lotterie" der Fall, doch da in demselben alles auf den komischen Effect abgesehen ist, ist es eher zu rechtfertigen, und es ist dies Lustspiel auch ohne Vergleich sein bestes.

Von den noch übrigen Bearbeitern des Lustspiels können wir in kurzer Uebersicht sprechen. Unter Gellerts Zeitgenossen hatte der Freiherr von Cronegk durch seine Bekanntschaft mit der höheren Gesellschaft, am meisten Beruf zum Lustspiel, und „der Mißtrauische", noch mehr „der ehrliche Mann, der sich schämet es zu seyn", der leider unvollendet blieb, lassen ahnen, daß er bei längerem Leben und bei gründlichem Studium der Kunst Bedeutendes hätte leisten können. Auch für das Niedrigkomische war er nicht ohne Talent, wie die recht glückliche Parodie eines Auftrittes in „Canut" von J. E. Schlegel beweist. Sodann versuchte sich auch Karl Christ. Gärtner nicht ohne Glück im Lustspiel; seine „Schöne Rosette" ist eine wohl gelungene Uebertragung französischer Sitten und Verhältnisse in deutsche. Als Bearbeiter des rührenden Lustspiels sind vorzüglich Klemm, Heufeld, Gebler und Schlosser zu nennen. Christ. Gottlieb Klemm (1736—1795?) suchte vorzüglich dadurch zu wirken, daß er seinen Stücken eine spezielle Wiener Färbung gab; „der Wettstreit der wahren Liebe" und „die bürgerliche Heurath", gefielen wegen ihrer sentimentalen Haltung und wohl auch deswegen, weil Kinder darin die Hauptrollen spielten. Franz von Heufeld (1731—1786), der eine Zeitlang die Direction des Wiener Theaters führte, gehört durch seine „Julie, oder Wettstreit der Liebe und Pflicht", deren Stoff er aus Rousseaus „neuer Heloise" schöpfte, zu den Bearbeitern des rührenden Lustspiels; in den übrigen („die Haushaltung nach der Mode", „der Liebhaber nach der Mode") versinkt er in die gemeinste Nachahmung des alltäglichen Lebens, wie er sich denn auch gegen den wackern Sonnenfels nicht sehr ehrenwerth benahm und dessen Reformbestrebungen entgegenarbeitete, sobald er sah, daß es ohne Gefahr geschehen könne. Edleren Charakters im Leben, wie als Dichter, war der Geh. Rath Tobias Phil. Freih. von Gebler (1726—1786), der mit Wieland in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Sein freisinniges Drama „der Minister" war ein kühner Versuch, politische Ideen auf die Bühne zu bringen; hieher gehören aber vorzüglich seine rührenden Lustspiele, die er unter dem Titel „Theatralische Werke" (3 Bde. Dresd. 1772—73) gesammelt herausgab. Bedeutenderes Aufsehen, als die genannten Dichter, erregte der Hamburger Joh. Ludw. Schlosser (1738—1815), nicht sowohl wegen der innern Tüchtigkeit seiner Lustspiele („der Zweikampf", „die Komödianten", „das Mißverständniß"), obgleich diese immerhin zu den besseren der Zeit gehören, da sie mit Verstand angelegt und mit Ueberlegung ausgeführt sind, auch Gewandtheit in der Behandlung des Dialogs beweisen, als vielmehr weil er die Veranlassung wurde, daß man wieder begann, das Theater von der Kanzel herab als eine Schule des Verderbnisses zu schildern. Schlosser war nämlich ein Geistlicher, und ließ, als er schon Pastor in Bergedorf bei Hamburg war, seine Lustspiele drucken (Hamb. 1767), welche er übrigens ohne seinen Namen herausgab und die er zudem schon als Kandidat geschrieben hatte. Dies und noch mehr der Umstand, daß „der Zweikampf" auf der Hamburger Bühne aufgeführt wurde, erregte den Zorn des Hauptpastors Göze in Hamburg, den wir später noch näher werden kennen lernen, in solchem Maße, daß er sogar von der Kanzel herab die Beschäftigung mit dem Theater als unverträglich mit dem geistlichen Amte und dasselbe befleckend erklärte, was einen langen Streit herbeiführte, dem nur der Machtspruch des Hamburger Magistrats ein Ende machen konnte, durch welchen der ehrliche Schlosser in allen seinen Ehren gewahrt wurde.

Weisse, Lessing und Ayrenhoff werden auch als Lustspieldichter unten ausführlicher zu besprechen sein; dagegen sind noch mehrere Dichter zu erwähnen, an welchen zum Theil schon der Einfluß Lessings zu erkennen ist, wenn er sich meistens auch nur auf das Aeußerliche beschränkt. Zunächst tritt uns der große Schauspieler Konrad Eckhof aus Hamburg (12. Aug. 1720—16. Juni 1776) entgegen, der bei seinem großartigen Talent den höheren Geist Lessings willig anerkannte, sich nach dessen schöpferischen Ideen von der Schauspielkunst bildete, und in dieser den volksthümlichen Charakter zu entwickeln strebte, welchen Lessing als das Endziel der dramatischen Poesie aufstellte. Hier haben wir ihn als Verfasser einer Reihe von Uebersetzungen aus dem Französischen zu nennen („die Mutterschule" 1753; „die wüste Insel" 1762), welche sich durch eine gewandte, ächt theatralische Sprache vor den ähnlichen Erscheinungen der Zeit vortheilhaft auszeichnen, von denen er aber doch so bescheiden dachte, daß er seine Uebersetzung von Diderots „Hausvater" unterdrückte, ob sie gleich schon gespielt worden war, als Lessing die seinige erscheinen ließ; ja er ging sogar seinen Kunstgenossen mit dem Beispiel voran, die Rolle des „Hausvaters", die er schon öfters nach seiner Uebersetzung gespielt hatte, nach der neuen einzustudiren. Als Schauspieler dem großen Meister Eckhof in jeder Beziehung tief untergeordnet, entwickelte Joh. Christian Brandes aus Stettin (1735—1799) größere Thätigkeit als dramatischer Dichter, wobei er die Belehrungen Lessings so weit benutzte, als sein nicht sehr bedeutendes Talent es erlaubte. Doch gelang es ihm durch Verständniß, des Theaters, durch Erfindung mancher glücklichen Situationen und einen raschen Dialog lange Zeit der Günstling des Publikums zu werden. Das hatte aber auch den bedauerlichen Erfolg, daß er immer mehr auf den bloßen Effect hinarbeitete, was selbst in seinen besten Stücken („der Graf von Olsbach", „der liebreiche Ehemann, oder der Schein trügt", „der geadelte Kaufmann") nur zu ersichtlich wird. In der manchmal etwas anstößigen „Hochzeitfeier" ist der niedrig-komische Ton recht gut getroffen; im Ganzen

aber herrscht das rührende Element bei Brandes immer noch bedeutend vor. Wenn auch nicht selbst Schauspieler, wie Brandes, stand doch Joh. Fr. Löwen, den wir schon mehrmals zu nennen Gelegenheit hatten, auch in directer Beziehung zur Bühne; er war bei dem ersten Versuch, ein deutsches Nationaltheater zu gründen, mit der Leitung des künstlerischen Theils beauftragt worden, eine Stellung, die er schon früher bei der Schönemannischen Truppe gehabt hatte. Dies gab ihm Einsicht in das Wesen und die Bedürfnisse des Theaters, es ist aber auch die augenblickliche Wirkung das Einzige, was an seinen Lustspielen zu rühmen ist, unter welchen der „Liebhaber von Ohngefähr" die erste Stelle einnehmen mag; auch „die neue Agnese", welche er nach einer französischen Oper bearbeitet hat, gefiel wegen der zahlreichen komischen Einfälle, die zum Theil Eigenthum des deutschen Verfassers sind. Seine Lustspiele sind sämmtlich nach bekannten Anekdoten oder Episoden aus größeren Romanen bearbeitet, wogegen Gottlieb Konrad Pfeffel die seinigen meist theils aus dem Französischen übersetzte, theils französischen Vorbildern mehr oder weniger frei nachahmte. Da er der französischen Sprache eben so mächtig war, als der deutschen, so zeichnen sich seine Bearbeitungen vor den meisten Erzeugnissen dieser Art aus, man sieht ihnen bei der Gewandtheit, mit welcher er die Sprache behandelt, den fremden Ursprung kaum hier und da an („Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern" 5 Sammlungen Frankf. 1765—1774). Karl Franz Romanus aus Leipzig (1731—1787) machte den Versuch, die „Brüder" des Römers Terenz auf neue und heimatliche Verhältnisse zu übertragen, gerieth aber dadurch in Widersprüche, durch welche die schöne Anlage des Originals verunstaltet wurde. Glücklicher war er in seinen Possen und Intriguenstücken, in welchen er den Hanswurst, nur freilich unter einem andern Namen („Crispin") wieder einzuführen suchte. Justus Möser, den wir als den beredten und geistreichen Vertheidiger des Harlekin schon haben kennen lernen (S. 609), war kühner, er verfaßte eine Posse „die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlekins Heirath", welche jedoch bei einzelnen glücklichen Zügen voll Humor und Witz nicht so bedeutend war, daß sie eine größere Wirkung hätte haben können. An den Harlekin erinnert endlich noch des Leipziger Professors Christ. Aug. Clodius (1738—1784) Lustspiel „Medon, oder die Rache des Weisen" (Lpz. 1768), da Göthes Parodie auf dasselbe (Lpz. 1767) auf der glücklichen Anwendung des Harlekin beruht. Wir dürfen in dieser Reihe den Bruder des großen Lessing, Karl Gotthelf Lessing (1740—1812) nicht vorübergehen, der eine Reihe von Lustspielen schrieb (sein bestes ist „der Wildfang", zu welchem er jedoch englische Stücke vielfältig benutzte), dessen größtes schriftstellerisches Verdienst jedoch darin besteht, daß er seines Bruders Leben mit Liebe schilderte und dessen Nachlaß herausgab.

Endlich haben wir noch einige Lustspieldichter zu nennen, deren dramatische Arbeiten zwar in den folgenden Zeitraum fallen, die aber mit Rücksicht auf ihre Hauptthätigkeit in den vorliegenden gehören, und die auch deshalb füglich hieher gezogen werden können, weil ihre Stücke namentlich in Anlage und Darstellung den Charakter der vorliegenden Periode tragen. Unter diesen ist Johann Georg Jacobi nur wegen eines kleinen Lustspiels zu nennen („die Wallfahrt nach Kompostella"), welches die schon von Bruder Berchtold mit so großer Kraft ausgesprochene Idee, daß man Gott Wohlgefälligeres thut, wenn man zu Hause seine Pflichten erfüllt, als wenn man sich auf Wallfahrten begibt (I, 570), in erfreulicher Weise ausführt. Größere Fruchtbarkeit legte Karl Friedrich Kretschmann an den Tag, welcher sich zuerst in Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen versuchte, und sich dadurch mit den Eigenthümlichkeiten der dramatischen Dichtung vertraut machte. Vorzüglich bildete er sich nach seinem Liebling Goldoni, dessen Lustspiele er auch schon großen Theils übersetzt hatte, als eine andere Uebersetzung, die unterdessen im Druck erschienen war, ihn veranlaßte, die seinige zu verbrennen. Später ging er mit dem Gedanken um, die besseren Stücke Goldonis mit Uebertragung der fremden Sitten und Charaktere in heimatliche für das deutsche Theater zu bearbeiten (was auch Lessing Willens war); doch ist von seinen Entwürfen nur Einer zur Ausführung gekommen („die Hauskabale"). Von seinen selbstständigen Arbeiten dachte er selbst bescheiden. „Völlige Ausbildung," sagt er in der Vorrede zu seinen Lustspielen, „vollkommene Politur fordert auch völlige Freyheit und Muße. Ich habe keines von beyden. Ich bin ein Deutscher." Und in der That bei manchen Vorzügen, unter welchen die richtige Zeichnung der Charaktere hervorzuheben ist, können seine Lustspiele wegen des etwas steif gehaltenen Dialogs auf dem Theater kein Glück machen. Auch Joh. Jakob Engel bearbeitete ein Stück des Goldoni („die sanfte Frau"); seine eigenen Lustspiele, „der dankbare Sohn" (Lpz. 1770) und „der Edelknabe" (Eb. 1774), sind an sich ohne Bedeutung, dagegen ist die Sprache derselben, wenn auch hie und da zu gekünstelt, doch im Ganzen wirklich musterhaft zu nennen. Sie sind in Prosa geschrieben; den Vers im Drama verwarf Engel mit eben so großer Leidenschaftlichkeit als Mangel an tiefer Einsicht.

Wie schon bemerkt wurde, ließ Gottsched neben dem Lustspiel auch das Schäferspiel gelten. Er machte selbst einen Versuch in der Gattung „Atalanta" (in Alexandrinern), welche er in der Schaubühne bekannt machte, weil er auch für diese Dichtungsart „ein Exempel nöthig habe". Dieses „Exempel" ist freilich nicht zugleich ein Muster, weder in der Anlage, noch viel weniger in der Darstellung, die entsetzlich steif und prosaisch ist, und man kann kaum glauben, daß sie bei „geschickten Schulmännern und Andern Wohlgefallen" erregt habe, wie uns der Verfasser versichert (Vorr. zum 5. Bde. der „Schaubühne"). An sich eben so werthlos, aber im Vergleich zum Gottschedischen Stücke doch schon wegen der reicheren Handlung ist die „Elisie" von Gottfried Adam Uhlich, in welcher schon der dargestellte Gegensatz zwischen Hof- und Landleben einiges Interesse darbieten könnte, wenn er mit Talent durchgeführt wäre. Obgleich mehr bloßer Dialog als wirkliches Drama, machte „die getrennte Liebe" (Lpz. 1743) oder (wie das Stück von Schönemann betitelt wurde) „der versteckte Hammel" von J. Christ. Rost auf der Bühne großes Glück, und wir erblicken darin einen Beweis, daß der Geschmack des Publikums sich auszubilden anfing, denn das Wohlgefallen, welches das kleine Stück erregte, war nicht

durch das Interesse am Stoff, der höchst unbedeutend ist, eben so wenig durch anziehende Verwickelung oder einzelne glückliche Situationen erregt worden, sondern konnte nur durch die einfache und natürliche Darstellung, den lebendigen und, gegen die andern Dramen der Zeit gehalten, durchaus geistreichen Dialog erweckt werden. Beinahe eben so wenig Handlung hat auch „der blöde Schäfer" von J. W. Ludw. Gleim (Berl. 1745), aber auch er gewann sich durch die leichte Versification manchen Freund, so daß er mehrere Auflagen erlebte. Größeren dramatischen Werth hat „die geprüfte Treue" von Karl Christian Gärtner, in welcher der Alexandriner mit großer Leichtigkeit behandelt ist, wie das Stück sich überhaupt durch schöne und reine Sprache auszeichnet; auch hat Gärtner mehr als alle seine Zeitgenossen den naiven ländlichen Ton getroffen, der vor Allem dem Schäferspiele zukommt. Dieses Stück, welches zuerst in den „Bremer Beiträgen" erschien (1742), trug viel zur Vorliebe bei, die jetzt dieser Gattung zu Theil wurde. Unter den nachfolgenden Bearbeitern derselben erwähnen wir den schon öfters genannten J. Fr. Löwen, welcher mit dem Schäferspiel „die Spröde" (Helmst. 1748) seine schriftstellerische Laufbahn begann, den allzeit fertigen J. J. Dusch („die unschuldigen Diebe" Hannov. 1749) und den geistreichen Christlob Mylius, dessen „Schäferinsel" noch an den Gottschedischen Geschmack anklingt, wie er sie denn auch auf Ansuchen der Frau Neuberin gedichtet hatte, die selbst dergleichen Schäferspiele schrieb (z. B. „das Schäferfest oder die Herbstfreude" Wien 1753), weil sie zahlreiches Publikum herbeizogen. Gellert dichtete ebenfalls zwei Schäferspiele „das Band" (1744) und „Sylvia" (1745). Das erste unterwarf er selbst in dem Vorberichte zu einer neuen Auflage einer scharfen Prüfung, in welcher er zeigte, daß darin die gemeine Wirklichkeit an die Stelle der poetischen Wahrheit getreten sei. Mit dem zweiten Stück war er, scheint es, zufriedener, doch auch in demselben war die fließende Sprache und die einzelnen glücklichen Einfälle zu loben. Auch Salomon Geßner war in der Bearbeitung des Schäferspiels nicht eben glücklich; sein „Evander und Alcimna" (Zür. 1762) ist schon in der Anlage verfehlt, und es sind Erfindung, Situationen, Charaktere, Entwickelung so gewöhnlich und bekannt, daß sie nicht die geringste Wirkung hervorbringen. In allen diesen Beziehungen gelungener ist der „Eraſt" (Eb. 1762), der jedoch eher ein Entwurf, als ein ausgeführtes Gemälde zu nennen ist. Endlich ist auch noch Pfeffel wegen seines Schäferspiels „der Schatz" (Frankf. 1761) zu nennen, der die Eigenthümlichkeit hat, daß keine Frauen darin vorkommen, was schon Lessing nicht für eine glückliche Neuerung hielt*).

Die Oper, die am Anfange des Zeitraums das nämliche Bild darbot, wie in der vorigen Periode, verschwand, wie schon berichtet wurde, durch Gottscheds Einfluß nach und nach ganz von der Bühne; nur in Wolfenbüttel, Braunschweig und Weißenfels wurden bis zum J. 1741 Opern aufgeführt**), und von diesen waren viele, wie Gottsched in dem „Nöthigen Vorrath" zu bemerken nicht unterläßt, aus dem Italienischen übersetzt; die selbstständigen Stücke rührten zum weitaus größten Theil von unbekannten Verfassern her, wenigstens nennt sie Gottsched nicht. Zwar fing man schon im J. 1752 an, Singspiele aufzuführen, doch wagten sie sich nur schüchtern und bescheiden als „musikalische Zwischenspiele" hervor*), was selbst dann noch der Fall war, als Weisse schon durch die „verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los", welches 1753 zu Leipzig mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde, dem Singspiele neuen Eingang verschafft hatte**). Vorher schon hatte Gellert ein Singspiel geschrieben „das Orakel", welches jedoch erst im J. 1771 auf das Theater kam; überhaupt wurde die Gattung erst wieder recht heimisch, als Weisse seit seiner Rückkehr aus Paris dieselbe mit erneuerter Lust zu bearbeiten begann. Eben so viel hat Dan. Schiebeler durch seine Operette „Lisuart und Darioletta" (1766) für die Wiedereinführung des Singspiels bewirkt, da sie recht hübsche Arien enthielt und die treffliche Musik Hillers, der auch die Weisseschen Operetten componirte, das an sich unbedeutende Stück hob. „Der Apfeldieb" von Gleim (Berl. 1770) gehört noch ganz in die Gattung der musikalischen Zwischenspiele. Joh. Jak. Engel schrieb eine komische Oper „die Apotheke" (Lpz. 1771), in welcher die komische Kraft niemals den Anstand verletzt, und die auch zugleich von ächt dramatischer Anlage ist. Zu den besseren Erzeugnissen der Gattung gehören ferner mehrere Operetten von J. Benj. Michaelis, die bei aller Einfachheit des Plans wegen der geistreichen und launigen Ausführung, so wie wegen der hübschen Arien großen Beifall einärndteten. „Amors Guckkasten" (Lpz. 1772) ist reich an witzigen Einfällen und komischen Gedanken; noch mehr „der Einspruch" (Eb.), der beinahe an die Posse gränzt. Die Singspiele seines Freundes Joh. Georg Jacobi, „Phädon und Naide" (Lpz. 1788), „der Tod des Orpheus" (zuerst im D. Merkur 1790), zeichnen sich dagegen mehr durch glückliche musikalische Behandlung der Sprache aus. Vor ihm hatte sich auch Wieland im Singspiele versucht, die „Alceste" (Lpz. 1773) erhielt Anfangs großen Beifall; so ist Fr. H. Jacobi in seinen Briefen unerschöpflich an Lobeserhebungen, die er ihr zollt; er bewunderte vorzüglich in der „Diction das geheime Verständniß mit dem Tonkünstler" (Brief I, 106). Aber als Göthe in seiner bitteren Satyre „Götter, Helden und Wieland" (Lpz. 1774) auf geistreiche Weise zeigte, wie falsch der Dichter das griechische Alterthum aufgefaßt, wie er aus den kräftigen Naturmenschen sentimentale Gestalten der modernsten Welt gemacht habe, gerieth die Oper bald in Mißachtung und Vergessenheit. Ein zweiter Versuch „Rosemunde" fiel nicht glücklicher aus und mißfiel sogar dem Freunde Jacobi, der sich freilich wohl nicht wieder

*) „Wir sind zu sehr an die Untermengung beyder Geschlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermissung des Reizenden nicht etwas Leeres empfinden sollten." (Hamb. Dram. No. 9.)

**) Wenn sie auch auf den Theatern der größeren Hauptstädte, in Wien, Berlin und zuletzt in Dresden verschwanden, so hatte dies vorzüglich darin seinen Grund, daß die italienische Oper immer mehr von den Höfen bevorzugt wurde, welche für dieselbe die unerhörtesten Summen ausgaben.

*) Selbst die Neuberin begann dergleichen aufzuführen; für sie schrieb Chr. Mylius im J. 1748 das musikalische Zwischenspiel „der Kuß".

**) Bezeichnend ist es, daß Gottsched dieses Stück in dem „Nöthigen Vorrath" nirgends erwähnt.

der Gefahr aussetzen wollte, sein Urtheil so vernichtet zu sehen, wie es bei der „Alceste" geschehen war. Von Gerstenbergs Thätigkeit im Singspiel werden wir in dem ihn betreffenden Abschnitt das Nöthige sagen.

Wir haben im Verlauf der Darstellung schon hie und da Gelegenheit gehabt, den Einfluß der Schauspieler auf die Entwickelung des Dramas zu bemerken; namentlich erinnern wir uns gesehen zu haben, daß der Gedanke, dem künstlerisch rohen Volksschauspiel das regelmäßigere französische Drama entgegenzusetzen, schon von einzelnen Theaterdirectoren oder „Prinzipalen", wie man sie damals nannte, zur Ausführung gebracht worden war (S. 386), ehe Gottsched dafür thätig wurde, und daß er selbst nur mit Hülfe der Frau Neuber seine Reformen zur Ausführung bringen konnte. Die Schauspieler wurden aber noch in anderer und zwar höchst bedeutender Weise für die Entwickelung des Dramas einflußreich. Wie nämlich stets geschieht, daß wenn irgend eine Seite des Lebens zur höheren Reife gelangen soll, alle Umstände sich vereinigen, welche zu diesem Ziele beitragen können, so war es auch hier der Fall. Der Reiz des freien, umherziehenden Lebens bei den wandernden Komödianten, welches bei näherer Prüfung freilich oft das jammervollste Elend zeigte, aber, aus der Ferne betrachtet, namentlich jugendlich erregbaren Gemüthern manche poetische Seite darbot, hatte viele junge gebildete Männer auf das Theater gezogen; andere, wie z. B. Koch, waren durch die Noth auf dasselbe geworfen worden. Je tüchtiger diese Naturen waren, desto mehr trieb es sie an, ihre auf Schulen und Universitäten gewonnene Bildung für ihren neuen Stand fruchtbar zu machen, um zugleich denselben aus der bürgerlichen Erniedrigung zu ziehen, in welcher er sich befand. Zugleich legte aber auch die Einführung des regelmäßigen Schauspiels die Verpflichtung auf, die Kunst und ihre Gesetze zu studiren; denn nunmehr reichte es nicht mehr hin, sich dem augenblicklichen Einfall hinzugeben, wie bei der Volkskomödie, oder durch bloß auffallende Mittel zu wirken, wie bei den Staatsactionen; es galt, das von dem Dichter vorgelegte Gebilde ins Leben zu rufen. Man suchte zunächst die französischen Schauspieler nachzuahmen, die einen schon hohen Grad von künstlerischer Bildung erreicht hatten; aber eben so wenig, als das französische Drama, konnte die französische Darstellungsweise auf die Länge genügen und gefallen. Was gewiß schon manche Schauspieler geahnt hatten, das wurde dem großen Eckhof*) zum lebendigen, klaren Bewußtsein, das nämlich, daß, wie das Drama, so auch die Schauspielkunst nach nationaler Entwickelung streben müsse. Und wie Lessing in Beziehung auf das Drama, so erkannte er, daß auch in der Schauspielkunst Natur und Wahrheit der einzige Weg sei, der dahin führen könne. Nun waren aber weder die französischen Dramen, noch viel weniger die schwachen Versuche der damaligen deutschen Dichter geeignet, den Schauspieler von selbst auf diese Urbedingung der Kunst zu leiten, vielmehr schienen sie eine naturwahre Darstellung unmöglich zu machen, weil die französische Schauspielkunst, welche doch bei der Darstellung französischer Dramen maßgebend sein mußte, den höfischen Anstand einerseits und die Uebertreibung in den leidenschaftlichen Momenten, wo „die Natur erwachte und mit schweren, ehrnen Händen an das hohle Gebäu rührte", aber „mit den Fesseln der Furcht auch die Zügel der Kunst" zerriß, für das höchste Ziel des Schauspielers hielt. Wollte nun der deutsche Künstler bei solchen Dramen die naturgemäße Darstellung durchführen, so mußte er sie geradezu von Neuem schaffen, er mußte in das tiefste Verständniß des Dichters eindringen, den rein menschlichen Gehalt aus dem höfischen Gewand hervorziehen, welches doch nur dem Dichter aufgedrungen war, er mußte diesen in seiner reinen Erscheinung zeigen. Wo aber, wie in den deutschen Originalstücken, ein tieferer Gehalt nicht vorhanden war, da mußte der Künstler schöpferisch hervortreten und aus seiner eigenen Kraft hineinlegen, was das Stück nicht darbot; er mußte, um es mit Einem Worte zu bezeichnen, selbst Dichter werden, das todte Gerippe, das ihm vorlag, mit Leben und Seele begaben. So war das deutsche Drama eigentlich durch die Schauspieler geschaffen worden, und die Dichter hatten in der That nur den Weg zu verfolgen, den ihnen die dramatischen Künstler vorgezeichnet hatten. Daher ist es aber auch begreiflich, daß so viele Schauspieler auch zugleich dramatische Dichter waren, daher ist es zu erklären, daß Lessing, dessen Lebensaufgabe es war, das deutsche Drama zur künstlerischen Entwickelung zu bringen, schon in seinen Jünglingsjahren vorzugsweise mit Schauspielern umging. Er bildete sich an ihnen, wie sie später an ihm sich heranbildeten, als er ihnen sein Meisterwerk vorlegte; denn sie erkannten, daß nicht das selbstständige Schaffen, nicht die geistreiche Ausführung einer mangelhaften Skizze die höchste Aufgabe des Schauspielers sein kann, was am Ende doch nur eine höhere Stufe des improvisirten Dramas ist, sondern daß die eigentlichste Aufgabe des wahren Künstlers nur darin liegen kann, den Worten des großen Dichters lebendige Gestaltung zu geben.

Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus.

Gottscheds Zeitgenossen und Schüler haben ihn als den Begründer des neuen deutschen Dramas gepriesen und er selbst sprach öfters mit stolzer Bescheidenheit in dem nämlichen Sinne; und in der That hat er durch seine rastlose Thätigkeit den schon früher vorbereiteten Umschwung herbeigeführt. Doch hat er dies nicht sowohl durch seine eigenen dramatischen Erzeugnisse, als durch seine kritischen Schriften, durch seine Verbindung mit der Frau Neuber und seinen aus dieser Verbindung hervorgegangenen Einfluß auf das Theater, ganz vorzüglich aber dadurch erreicht, daß er andere Kräfte für die Bearbeitung des Dramas nach französischen Mustern gewann. Unter diesen nimmt aber seine Frau unbestritten den ersten Platz ein, und sie war gerade in Beziehung auf das Drama mehr als in jeder andern Hinsicht seine „liebe Gehülfin", wie er sie zuweilen in seinen Briefen und Schriften nannte.

Luise Adelgunde Victorie Kulmus, geb.

*) Vor und mit ihm haben sich noch ausgezeichnet Gottfried Heinrich Koch aus Gera (1703—75), Schönemann aus Crossen (1704—82), Konrad Ackermann aus Schwerin (1710—71) nebst seiner Frau, Johann Michael Boeck aus Wien (1743—93), Friedrich Ludwig Schröder aus Schwerin (1744—1816), der jedoch erst im folgenden Zeitraum bedeutend wurde.



den 11. April 1713 zu Danzig, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, durch welche ihre angebornen Talente rasch entwickelt wurden. Eine eigentlich gelehrte Richtung nahmen ihre literarischen Beschäftigungen aber erst an, als sie im J. 1729 mit Gottsched bekannt wurde, der von Leipzig aus, wo er schon in hohem Ansehen stand, eine Reise nach seinem Vaterlande unternommen hatte, und auf dieser nach Danzig kam. Sie blieb von da an in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm, durch welchen ihre Verbindung immer inniger wurde, so daß sie sich im J. 1735 einander ehelichten. Da ihre Ehe kinderlos blieb, so konnte Frau Gottsched, ohne ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, welchen sie stets mit der größten Sorgfalt oblag, einen großen Theil ihrer Zeit auf literarische Beschäftigung verwenden; und sie übersetzte insbesondere solche Schriften aus dem Französischen oder Englischen, welche in der einen oder andern Beziehung in die vielseitigen Reformbestrebungen ihres Mannes einschlugen, die sie aus allen Kräften unterstützte. In den letzten Jahren ihres Lebens scheint ein Mißverhältniß zwischen den beiden Gatten gewaltet zu haben, und es hat dies aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Grund in literarischen Fragen gehabt, da nämlich Frau Gottsched, welche überhaupt weit geistreicher und scharfsinniger war, als ihr Mann, den Fortschritten der Zeit gefolgt war, während dieser ihnen hartnäckig widerstrebte, und sie ohne Zweifel namentlich durch Lessings klaren und umfassenden Geist, der sie freilich mehr ansprechen mußte als Klopstock, angezogen worden war, mußte sie sich niedergedrückt fühlen, wenn sie sah, daß ihr Mann, den sie lange Zeit bewundert hatte, diese Bewunderung nicht mehr verdiene. Gottsched selbst berichtet in der Lebensbeschreibung seiner Frau, daß sie ihm in den letzten Jahren ihres Lebens einen großen Theil ihrer Liebe und ihres Vertrauens entzogen habe. Sie starb in Leipzig den 26. Juni 1762 im 49. Jahre ihres Alters.

Die Hauptthätigkeit der Frau Gottsched war auf das Drama gerichtet. Sie übersetzte mehrere bedeutende Stücke aus dem Englischen oder Französischen („Kato" von Addison, „Zayre" und „Alzire", zwei Trauerspiele von Voltaire, von denen sie das erste (schon 1735) in reimfreie Jamben übertrug; den „Menschenfeind" von Molière (in Prosa), die bedeutendsten Stücke von Destouches („das Gespenst", den „Poetischen Dorfjunker", den „Verschwender") u. A. m., welche meistens in ihres Mannes „Schaubühne" erschienen sind. Freilich sind diese Uebersetzungen sehr mangelhaft, sie erscheinen beinahe als Karrikaturen ihrer Vorbilder, deren leichte und witzige Darstellung in der unbeholfenen Sprache ganz verloren geht, so daß uns die gewandten, feingebildeten Personen der französischen Dichter als steife Pedanten entgegentreten. Aber nichts desto weniger wurde durch diese Uebersetzungen der Sinn für eine geregeltere und selbst künstlerische Anlage der Stücke geweckt. Auch gefielen diese Uebersetzungen so sehr, daß sie wiederholt aufgeführt wurden und viel dazu beitrugen, den Geschmack für das französische Lustspiel zu verbreiten. Uebrigens machte sie mit der Zeit auch in Beziehung auf den Styl bedeutende Fortschritte, wie man sich aus der Vergleichung ihrer früheren und späteren Briefe überzeugen kann, und so steht auch die Uebersetzung des rührenden Lustspiels „Cenie" von der Frau von Grafigny (Lpz. 1753) um so viel höher, als ihre ersten Versuche der Art, daß selbst Lessing sie mit großer Anerkennung besprach. „Die Frau v. Grafigny," heißt es in der kurzen Anzeige, die er von diesem Drama machte, „hat an der Frau Gottschedin die würdigste Uebersetzerin gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdolmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind*)."

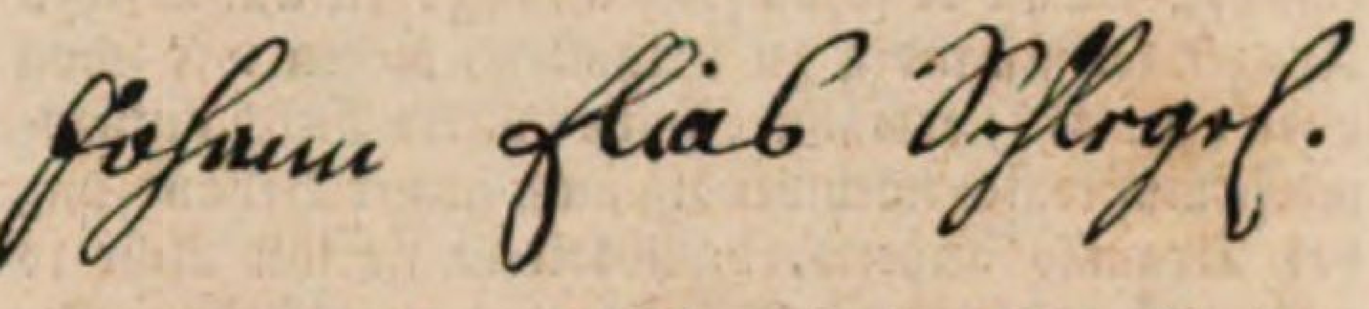
Unter ihren eigenen Arbeiten sind ihre beiden Trauerspiele „Aurelius" und „Panthea" (sie stehen in der „Schaubühne") am unbedeutendsten. Daß sie kein Talent für diese dramatische Gattung hatte, ist besonders aus „Panthea" ersichtlich, in welcher sie die Gattenliebe und Treue schildern wollte; denn ob sie gleich das Stück in einer nochmaligen Bearbeitung wesentlich verändert hatte, so steht es doch auch in der späteren Gestalt nicht höher, als die Machwerke ihrer Zeitgenossen.

Weit bedeutender sind ihre Lustspiele. Sie nahm,

*) Diese Anzeige ist v. J. 1753; später hat Lessing dieses günstige Urtheil wieder zurückgenommen (Hamb. Dramat. No. 20). Wenn er auch da ganz Recht hat, wenn er behauptet, daß „jede feinere Empfindung in ihren gesunden Menschenverstand paraphasirt, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Bestandtheile seiner Bedeutung aufgelöst werden" (eine Charakteristik, welche alle damaligen Uebersetzungen überhaupt trefflich bezeichnet); und wenn es ihn mit eben so viel Recht widerlich berührt, daß „die Ausrufungen der gerührten Natur auf die abscheulichste Weise von dem häßlichen Ton des Ceremoniels" verunstaltet werden; so bleibt sein früheres Urtheil doch immer noch richtig. Lessing hat bei dem späteren übersehen, daß seit jener Uebersetzung beinahe zehn volle Jahre vergangen waren, in welchen durch ihn selbst Styl und Geschmack einen ungeheuren Fortschritt gemacht hatten.

wie schon oben berichtet wurde, den Destouches zum Muster, was nur zu loben ist, da für die mangelhafte Bildung der Zeit ein Dichter höheren Ranges, wie Molière oder selbst Regnard, weder in seinem höheren Sinne verstanden worden wäre, wie man aus ihrer eigenen steifen Uebersetzung des „Menschenfeindes" ersehen kann, noch viel weniger hätte nachgeahmt werden können. Von Destouches lernte sie insbesondere die dramatische Behandlung; in Nachahmung Holbergs nahm sie ihre Personen aus dem gewöhnlichen Leben, und es wurden ihre Bemühungen dadurch erfolgreich, daß sich das Drama von nun an auf Beobachtung der Menschen und der Lebensverhältnisse stützen mußte. Wir haben schon oben angegeben, wie sie ihre Personen und Charaktere behandelte, und mit der allgemeinen Charakteristik des damaligen von ihr begründeten Lustspiels auch das Wesen ihrer eigenen Arbeiten geschildert (S. 608). Unter diesen ist vorzüglich die „Hausfranzösin" zu ihrer Zeit beliebt gewesen, und es ist dies wohl begreiflich, weil sie das Unwesen der französischen Erziehung und die tölpelhafte Nachahmung der französischen Sitten mit den lebhaftesten Farben darstellt, freilich in einer Weise, die mehr als anstößig, aber leicht zu erklären ist, da die Nachahmung der Wirklichkeit bei der schwachen Welt- und Menschenkenntniß, die wir überhaupt damals finden, und bei der eben so großen Unbeholfenheit in Auffassung und Darstellung des Lebens zu Uebertreibungen aller Art führen mußte. Auf solcher Uebertreibung beruht ein anderes Lustspiel der Frau Gottsched, „das Testament", in welchem der habsüchtige Charakter eines jungen Mädchens und der sträfliche Leichtsinn eines ausschweifenden Jünglings bis zur empörendsten Abscheulichkeit gesteigert wird. In der „ungleichen Heirath", die freilich, wie es auch in den übrigen Stücken der Fall ist, durch den matten, in die Länge gedehnten Dialog außerordentlich schleppend wird, sind einige Charaktere mit größerer Wahrheit geschildert; doch erreicht auch dieses nicht das erste Lustspiel der Verfasserin „Die Pietisterey im Fischbein-Rocke oder die Doctormäßige Frau" (Rost. 1737), welches freilich eine Bearbeitung aus dem Französischen ist. Diese bittere Satyre gegen die Pietisten erregte den höchsten Zorn derselben, und wurde daher auch an mehreren Orten confiscirt, ja in Königsberg sogar für unehrlich erklärt. Es ist begreiflich, daß Frau Gottsched, welche so gern die Schwächen und Lächerlichkeit der Zeit zum Gegenstand ihrer Lustspiele machte, die literarischen Verhältnisse nicht unbeachtet ließ. Ihrem klaren Verstand mußte die Klopstockche Richtung eben so anstößig und widerlich erscheinen, als ihrem Manne; sie trat ihr daher auch mit Entschiedenheit entgegen, und suchte das Unwahre derselben in dem Nachspiel „der Witzling" lächerlich zu machen. Nach Gottscheds Bericht von diesem Stück (6. Th. der Schaubühne) muß es ursprünglich ganz persönlich gewesen sein, und Züge enthalten haben, durch welche die geschilderten Personen ganz kenntlich gemacht wurden. Gottsched hat diese weggelassen und überhaupt Manches gemildert, was wir nur bedauern müssen, weil gerade diese Stellen gewiß manchen Aufschluß über die literarischen Verhältnisse der Zeit gegeben haben würden. Allein auch in der jetzigen Gestalt ist das Nachspiel ein wichtiger Beitrag für die Kenntniß der damaligen Literatur, und wir stehen nicht an auszusprechen, daß die Verfasserin manche Schwäche Klopstocks und seiner Nachahmer richtig aufgefaßt und mit großer Wahrheit dargestellt hat. Der Verein, von dem die Rede ist, kann wohl kein anderer sein als der, welchen die Verfasser der „Bremer Beiträge" geschlossen hatten; wenn wir diesen freilich in der davon gegebenen Schilderung nicht wieder erkennen können, so sind dagegen die Bemerkungen, welche über die undeutsche, gezwungene Sprache Klopstocks und seiner Nachahmer gemacht werden, äußerst treffend, und wir halten dafür, daß sich einzelne von ihnen noch jetzt ganz füglich anwenden ließen *).

Johann Elias Schlegel.



Johann Elias Schlegel, der ältere Bruder des schon oft erwähnten Johann Adolf, wurde am 28. Jan. 1718 zu Meißen geboren. Nachdem er bis zu seinem 15. Jahre durch Privatlehrer unterrichtet worden war und sich schon tüchtige Kenntnisse erworben hatte, schickte ihn sein Vater nach der Schulpforte, wo er eine Zeitlang Klopstocks Mitschüler war. Im J. 1739 bezog er die Universität Leipzig, wo er mit Gottsched in ein genaueres Verhältniß trat, wie er denn auch an den von ihm selbst oder von seinen Anhängern herausgegebenen Zeitschriften und Sammlungen Antheil nahm. Unter seinen damaligen Freunden sind vorzüglich Gellert und Kästner ihm nahe gestanden. Ob er gleich in dieser Zeit einen großen Theil seiner poetischen Werke verfaßte, so vernachlässigte er sein Berufsstudium, die Rechtswissenschaft, keineswegs; ja er fand noch Zeit, sich eifrig mit der Geschichte und den neueren Sprachen zu beschäftigen. Im J. 1742 wurde er Secretär bei einem Verwandten, dem Geh. Kriegsrath von Spener, Gesandten am Dänischen Hofe, den er im folgenden Jahre nach Kopenhagen begleitete, wo er bis 1748 lebte. Als die Leipziger Freunde sich zur Herausgabe der „Bremischen Beiträge" entschlossen, ward er von ihnen zur Theilnahme eingeladen, und er schickte trotz der großen Entfernung mehrere Beiträge ein. Im J. 1745 kam er auf einer Reise nach Holstein mit Hagedorn zusammen, den er schon früher, als er von Leipzig nach Kopenhagen reiste, nebst Brockes in Hamburg kennen gelernt hatte; jetzt aber schlossen sie sich näher an einander an, und Hagedorn wurde bald darauf auch die Veranlassung, daß Schlegel mit Bodmer in Briefwechsel kam. Im J. 1748 wurde er außerordentlicher Professor an der neu gestifteten Ritterakademie zu Soroe, aber er starb schon im folgenden Jahre, den 13. Aug. 1749 in Folge allzu großer Anstrengung.

Johann Elias Schlegel hat sich zwar in verschiedenen Gattungen der Poesie versucht, doch hatte er

*) Sinnreich: Ich lese allemal lieber einen schönen Gedanken, als einen richtigen Ausdruck.
Vielwitz: Und mir dünkt, ein Gedanken kömmt mich noch einmal so schön vor, wenn der Ausdruck wider die Grammatik läuft.
Reinhart: Ich will Ihnen noch mehr sagen. Der ganze Gedanken besteht oftmals nur im Schnitzer: wenn Sie die Worte recht zusammensetzen, so ist gewiß kein Gedanke mehr da. (Der Witzling, 6. Auftritt.)

für das Drama am meisten Talent, so wie die größte Vorliebe. Schon auf der Schule entwarf er mehrere Trauerspiele, die im Geheimen von den Schulen aufgeführt wurden, und eins derselben, „die Geschwister in Taurien“, welches er später unter dem Titel „Orest und Pylades“ umarbeitete, wurde sogar, noch ehe er die Schule verließ, in Leipzig mit Beifall auf dem Theater vorgestellt.

Er war, wie alle jüngeren Dichter der Zeit, aus der Schule Gottscheds hervorgegangen; denn ob er gleich dessen Vorlesungen nicht besuchte (er nahm, wie sein Bruder, nur an der von Gottsched geleiteten Rednergesellschaft Theil), so hatte er seine erste künstlerische Bildung doch aus dessen Schriften geschöpft. Daß er schon früh anfing, in ästhetischen Fragen selbstständig zu urtheilen, haben wir schon oben (S. 477) erwähnt; seine höhere Anschauungsweise mußte sich nothwendig auch in der Behandlung des Dramas äußern, doch leitete sie ihn nicht so weit, daß er die von den Franzosen aufgestellten Regeln, welche durch Gottsched in Deutschland zur allgemeinen Geltung gekommen waren, hätte überwinden können. Vielmehr blieb er diesen Gesetzen stets treu, und er befolgte sie in seinen späteren, wie in seinen früheren Dramen. Aber sein größeres Talent sowohl, als sein feiner Geschmack und seine tiefere ästhetische Bildung erheben ihn in so fern weit über seine Zeitgenossen, als er die Muster der Franzosen nicht bloß in formeller Hinsicht, sondern auch in der geistreichen Behandlung und in der schönen Entwickelung nachzuahmen suchte; und was noch mehr ins Gewicht fällt, daß er zur ältesten Quelle selbst, zu den Griechen zurückging, die er schon auf der Schule mit Eifer und Erfolg studirt hatte. Endlich blieb auch schon Shakspeare nicht ohne allen Einfluß auf ihn, wie aus seiner Vergleichung des englischen Dichters mit Gryphius erhellt, die er im J. 1741 schrieb, so wie aus einer Abhandlung über das Theater, die während seines Aufenthaltes in Kopenhagen entstand. Durch Shakspeare hatte in ihm schon die Ahnung eines Nationaltheaters aufzutauchen begonnen, und er sprach es in der genannten Abhandlung entschieden aus, „daß ein Theater, welches gefallen solle, nach den besondern Sitten und nach der Gemüthsbeschaffenheit einer Nation eingerichtet sein müsse.“ (Werke 3, 265.) So hatte er auch, wie der Herausgeber seiner Werke (5 Thle. Kopenh. und Leipzig 1761—70), sein Bruder Johann Heinrich, im Vorberichte zum „Hermann“ bemerkt, die richtige Einsicht gewonnen, „daß diejenigen Trauerspiele mehr interessiren und stärker auf die Gemüther wirken, deren Stoff in der Geschichte des Volks liegt, für welches man dichtet“ (1, 285) und der Herausgeber setzt hinzu, daß der Dichter diese Bemerkung in allen seinen folgenden Erfindungen vor Augen gehabt, daß er nicht bloß den „Canut“ in diesem Sinne verfaßt habe, sondern auch die Mordthat des Grafen von Wittelsbach habe dramatisch bearbeiten und ein Trauerspiel „Gothrika“ habe schreiben wollen. Daher sind auch, wie Lessing bemerkt, in der „stummen Schönheit“ die Sitten mehr dänisch als deutsch, da er dieses Lustspiel für die dänische Bühne bestimmt hatte.

Er wäre bei längerem Leben ohne allen Zweifel auch in anderer Beziehung zu selbstständigeren Ansichten über das Drama gelangt, und hätte bei freierer Behandlung desselben auch Bedeutenderes geleistet. Aber auch von dem Standpunkt aus betrachtet, den er einnahm, verdienen seine dramatischen Werke alle Anerkennung. Das Mangelhafte derselben liegt in der Behandlungsweise; die Vorzüge, durch welche sie sich vor denen seiner Zeitgenossen in hohem Grade auszeichnen, sind durchaus sein Eigenthum und zu diesen rechnen wir hauptsächlich, daß er zuerst wieder eine lebendigere Ahnung von dem Wesen der tragischen Sprache gehabt hat. Seine Darstellung ist zwar noch ohne höheren Schwung, aber sie ist würdig und edel; dazu ist er viel gedankenreicher, als die andern Dramatiker der Zeit, und er hat sich das rhetorische Element der französischen Tragödie mit Glück und Geist angeeignet, wie er denn überhaupt Sentenzen liebt. Man vermißt zwar großartige Auffassung der Verhältnisse und Tiefe in der Darstellung und Entwickelung der Leidenschaften weit unter seinen französischen Vorbildern; es fehlt daher seinen Trauerspielen an größerer Wirkung: dagegen sind sie durchaus verständig angelegt, die Charaktere sind in ihrer beschränkteren Auffassung gut gehalten und die einzelnen Situationen sind durchaus wahr und natürlich.

Unter seinen Trauerspielen haben „die Trojanerinnen“ am meisten tragische Wirkung, so wie auch die Handlung reicher ist, als in seinen übrigen. Schlegel hatte dieselben schon in seinem 18. Jahre unter dem Titel „Hekuba“ bearbeitet, oder wenn man lieber will, aus den „Trojanerinnen“ und der „Hekuba“ des Euripides und den „Trojanerinnen“ des Seneca zusammengesetzt, doch ist dies mit solcher Selbstständigkeit geschehen, daß das Drama wohl als volles Eigenthum des deutschen Dichters betrachtet werden kann; später unterwarf er sie einer gänzlichen Umarbeitung, und verbesserte auch diese zu wiederholten Malen. Im „Hermann“ ist zu wenig Handlung, und selbst die wenigen Vorfälle, welche von höherer Bedeutung sind, werden meist nicht in lebendiger Anschauung vorgeführt, sondern nur in Erzählungen mitgetheilt. Den größten Beifall erhielt der „Canut“, und in der That konnte er zur Zeit seines Erscheinens (1747) und noch Jahre nachher für das beste deutsche Trauerspiel gelten: es übertrifft in Sprache und Ausdruck, Gedankenreichthum und richtiger Zeichnung der Charaktere Alles, was das deutsche Drama bis dahin aufzuweisen hatte, und ob es ihm gleich ebenfalls an Reichthum der Handlung fehlt, so hat ihm der Dichter doch durch die gehaltvolle Behandlung der einzelnen Situationen ein höheres Interesse verliehen *).

Schlegels Trauerspiele sind in Alexandrinern geschrieben, die er mit großer Meisterschaft behandelte, so daß selbst Lessing seine „fließende und zierliche Versification“ rühmte; nur eines „Lukretia“ ist in Prosa abgefaßt, aber es ist dieses auch nur ein Entwurf, wie er denn seine dramatischen Arbeiten zuerst in Prosa aufzusetzen pflegte. Obgleich dieser Entwurf auch zu seinen früheren Versuchen gehört

*) Zum Verständniß der unten mitgetheilten Scene (1) fügen wir nur hinzu, daß Ulfo von Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, den König Canut mit dessen eigenem Heere vom Throne stoßen wollen; der König, zur Zeit davon unterrichtet, hatte ihn ergreifen lassen, aber so geneigt er auch war, dem Verräther schon deshalb zu verzeihen, weil er der Gemahl seiner Schwester Estrithe war, so verschmäht doch Ulfo, dessen Gnade anzuflehen; er will sterben, weil er doch keine Hoffnung mehr hat, zur Herrschaft zu gelangen.

(er schrieb ihn in Leipzig), so ist er doch schon deshalb zu loben, weil der sehr schwierige Stoff mit großem Zartgefühl behandelt ist.

Noch bedeutender ist Schlegel als Lustspieldichter. Seine ersten Arbeiten in der komischen Gattung („der geschäftige Müssiggänger“, „der Geheimnißvolle“) sind freilich noch sehr schwach, und ganz im Geschmack und der Weise der Frau Gottsched gehalten; seine späteren zeugen dagegen von erheblichen Fortschritten in der künstlerischen Anlage sowohl als in der Entwickelung. Lessing erklärte noch im J. 1768 den „Triumph der guten Frauen“ für das beste deutsche Lustspiel, an dem er nur hauptsächlich tadelte, daß es nicht deutsche, sondern rein französische Sitten und Charaktere darstelle. Wir finden dies jedoch sehr begreiflich; damals war die gesellschaftliche Bildung in Deutschland noch viel zu steif oder unwahr, als daß ein Dichter sie hätte dramatisch behandeln können. Uebrigens ist der zum Grund liegende Gedanke durchaus glücklich. Nikander, ein Liebesabenteurer, der, ohne ein schlechtes Herz zu haben, von der allgemeinen Sittenverderbniß ergriffen ist, hat seine Frau Hilaria wenige Wochen nach der Hochzeit verlassen. Schon sind zehn Jahre seitdem verflossen, als diese auf den Einfall kommt, ihn aufzusuchen, um ihn wo möglich wieder zu gewinnen. Sie verkleidet sich zu diesem Zwecke als Mann, und macht als Philinte Bekanntschaft mit Nikander, dessen sittenloses Wesen sie nachahmt; ja sie übertrifft ihn durch größere Frechheit im Umgange mit den Frauen, wodurch sie sich auch mehr bei ihnen beliebt zu machen weiß. Nikander hat es gerade auf die Frau seines Freundes Agenor abgesehen, eine schöne und tugendhafte Frau, die aber durch den tyrannischen, eifersüchtigen Charakter ihres Mannes, der selbst nicht der festeste in seinen Grundsätzen ist, zur Verzweiflung getrieben wird, was Nikander mit großer Schlauheit zur Erreichung seines Zweckes zu benutzen sucht. Hilaria weiß aber durch ihr kluges und gewandtes Benehmen (sie erscheint unter Andern in Frauenkleidern als Schwester der Philinte) nicht nur das Herz ihres Gatten wieder zu gewinnen, es gelingt ihr auch, das Mißverhältniß zwischen Agenor und dessen Frau zu lösen. Das Stück ist nicht bloß in Bezug auf Anlage und dramatische Anordnung, es ist auch in der Ausführung als gelungen zu bezeichnen, und es würde, von guten Schauspielern vorgestellt, gewiß auch jetzt noch gefallen. Die Charaktere sind wahr und lebendig; die Handlung entwickelt sich bis auf einige wenige Stellen rasch, der Dialog ist voll Leben und Mannigfaltigkeit, und im Ganzen ist der Ton der feinen Geselligkeit gut getroffen.

1. Aus dem „Canut“.

Fünfter Aufzug. Zweyter Auftritt.

Estrithe. Godewin. Ulfo von Wache begleitet.

Ulfo. Was führt man mich hieher? — Ich will zum Tode gehn.
Wer will hier seine Lust an meinem Falle sehn?
God. Aus Mitleid ruft man dich, bloß um dich zu befreyen.
Dein Fehl ist schon verziehn. Ulfo. Und wer soll mir verzeihen?
God. Dein König. Ulfo. Bloß die Macht erhebt ihn über mich.
Hat er mehr Ruhmbegier, hat er mehr Muth, als ich?
God. Verehr die Macht, zu der ihn Recht und Gott erheben:
Der Himmel konnte sie nie einem Größern geben.
Zum herrschen braucht man mehr, als Ruhmbegier und Muth.
Die Wuth entstellet dich, die Huld schmückt den Canut.
In wem die Billigkeit bey edlem Ehrgeiz wohnet,
Wer stets voll Mitleid straft, stets freudenvoll belohnet,
Wer aus der Menschen Wohl, sich selbst Gesetze nimmt,
Den hat selbst die Natur zum Throne schon bestimmt.
Wo hast du einen Feind für den Canut gefunden?
Dem, welchen alles liebt, gieb dich doch überwunden!
Er sieht die Untreu selbst, und was du ihm gethan,
Nicht als Beleidigter, nur als dein Richter an,
Als Richter, der nur wünscht, es möchte dich gereuen,
Den du vergnügen wirst, läßt du dir nur verzeihen.
Freund, dessen Unglücksfall zuerst mich weinen lehrt!
Sprich, daß es dich gereu, und leb und sey geehrt!
Wenn dir es rühmlich scheint, nicht der Gewalt zu weichen:
Durch Huld besiegt zu seyn ist ja der Großmuth Zeichen.
Ulfo. Spar deine Thränen nur. Man führe mich zurück!
Est. Wohin? Ach Grausamer! Du gönnst mir keinen Blick?
Ulfo. Du bist die einzige, die ich zu sprechen scheue.
Nein! fodre nur von mir nicht Demuth oder Reue.
Mein Herz, das, wer ich bin, auch sterbend nicht vergißt,
Weis, welchen Schluß es nun sich selber schuldig ist.
Das Glück haßt meinen Ruhm, und will mich nicht erheben,
Was dieses mir versagt, will ich mir selber geben,
Und zeigen was es mir für Unrecht angethan,
Und daß man auch durch Muth das Schicksal trutzen kann.
Est. So trutze das Geschick, trutz es durch dein Verderben.
Ist denn der Ruhm so groß, als ein Verbrecher sterben,
Daß er des Glückes Gunst, das dich zu schlecht geschätzt,
Dein Leben, und auch mich (wenn du mich liebst) ersetzt?
Doch hätte dieses Glück dich, wie du willst, geehret,
Und deinen schändlichen, verfluchten Wunsch erhöret;
Hätt es dir den Canut in Ketten vorgestellt:
Dann wär es erst gerecht, dann priese dich die Welt!
Erkenn, Undankbarer, die Gunst von deinem Glücke.
So vielmal hält es dich vom Frevel schon zurücke,
Läßt dich nicht lasterhaft, als nur im Willen, seyn,
Und stürzet mit Gewalt der Bosheit Anschlag ein.
Es läßt dich, da dein Herz, sich selbst zum Schaden, wüthet,
Stets einen König sehn, der die Vergebung biethet.
Wie lange suchst du Ruhm auf einer falschen Bahn?
Wähl einen Weg, wo dich das Glück nicht hindern kann!
Was klagst du um das Lob, das dir so oft entgangen?
Durch Tugend würdest du es ohne Müh erlangen.
Ulfo. So hör ich dann von dir erst, was die Ehre sey?
Est. Ihr Grund ist Redlichkeit, und nicht verletzte Treu.
Ulfo. Mein Ruhm kennt seinen Grund, er ruht auf kühnen Werken.
Durch Reue schwächt ich ihn, mein Tod soll ihn bestärken.
God. Die Reu erniedrigt nicht. Nimm doch dein Leben an!
Ulfo. Glaub, wär ich Godewin, ich hätt es schon gethan.
God. Vielleicht, ohn daß du sprichst, schenkt dir Canut das Leben.
Ulfo. Doch wer wird mir Vertraun, Gewalt und Völker geben?
God. Verlösch durch deine Treu, was dich darum gebracht;
So hat Canut für dich Vertrauen, Volk und Macht.
Est. Sieh! wie viel Herzen sind, die dich zu retten trachten.
Ulfo. Wenn ich mich retten ließ, ihr würdet mich verachten.
Est. Verachtet man ein Herz, das sich als menschlich zeigt?
Ulfo. Doch das bewundert man, das selbst der Tod nicht beugt.
Est. Wie falsch ist doch der Ruhm! Ulfo. Den will ich sterbend suchen.
Est. Den Ruhm verfluch ich nur, und muß auch dich verfluchen.
Ulfo. Soll dieß der Abschied seyn, den du mir zugedacht?
Est. Barbar, bedenkest du, wie weit du mich gebracht?
Stirb nur, Unmenschlicher, doch gieb, soll ich dich missen,
Mir erst die Ruh zurück, aus der du mich gerissen!
Ich kannte keine Noth, und wußte nichts von dir,
Grausamer, dieses Glück beneidetest du mir;
Unfehlbar weil noch was zu deiner Freude fehlte,
Wenn sich kein treues Herz bey deinen Freveln quälte.
Durch Frevel gabst du mir dich selber zum Gemahl,
Und unser Bündniß war mein erster Schritt zur Quaal.
Fühl einen Augenblick, die Angst die ich empfunden;

So oft du einen Weg zu deinem Ruhm erfunden;
Die ich dir theils verbarg, und theils dich sehen ließ,
Und gegen die dein Herz doch nie Erbarmen wies.
  Wie einer, der voll Angst, mit festgebundnen Händen,
Den Dolch am Herzen fühlt, und nicht weis abzuwenden:
Sah ich stets deinen Arm zum Unglück ausgestreckt,
Und ohne Hülfe mich durch deinen Fall geschreckt.
Dies Alles wollt ich noch verschmerzend überstehen,
Müßt ich die Frucht davon nur nicht verloren sehen.
Nach Furcht, Gefahr und Pein von tausendfacher Art,
Hast du zur letzten Quaal mir deinen Tod verspart.
Und ich soll deiner Wuth mit Zärtlichkeit begegnen,
Und noch zum Abschied den, der mich so foltert, segnen?
Ulfo. Du tadelst meinen Muth. Lern von mir standhaft seyn!
Die Thränen sind zu viel; nun schließt sich deine Pein.
Vor meiner Ruhmbegier hast du umsonst gebebet.
Das Glück schützt den Canut. Du siehst, ich sterb, er lebet.
Die Macht ist mir geraubt, was großes mehr zu thun.
Ich kann nicht auf der Welt als ein Verzagter ruhn.
Drum will ich der Natur mein gnug gebrauchtes Leben,
Dem König Sicherheit, dir Frieden wiedergeben.
Est. Nun seh ich erst, warum du aus dem Leben fliehst;
Weil du kein Laster mehr hier zu begehen siehst;
Weil du nicht hoffen darfst, daß Menschen, die dich kennen,
Zu deinen Freveln dir noch künftig Mittel gönnen.
  Verschieb den edlen Tod nur einen Augenblick,
Vielleicht ist noch ein Ruhm, den du nicht hast zurück.
Ich, die ich dir bisher kleinmüthig widerstritten,
Ich will dich jetzt noch selbst um einen Frevel bitten.
Dein Beyspiel rührt mich schon, ich lerne standhaft seyn.
Wer deinen Ruhm nicht haßt, der wird dir Waffen leihn.
Hier fleh mich unverzagt dein stolzes Knie umfassen!
Eh du die That verübt, sollst du mich nicht verlassen.
Nur diese Frevelthat ist noch zurück für dich,
Die nimm noch mit ins Grab: Verstockter, tödte mich!
Ulfo. Geliebteste, steh auf, und schäme dich, zu weinen! —
Wenn seh ich den Canut? God. Itzt wird er hier erscheinen.
Auch sein Verzug bezeugt noch seine Gütigkeit;
Er läßt noch dir zur Reu und uns zum Bitten Zeit.
Hier kömmt er. Hat die Huld, die seine Stirne zieret,
Für dich nur keinen Stral, der dich mit Ehrfurcht rühret?
Ist denn die Majestät, das Bild der Göttlichkeit,
Das doch der Erdkreis ehrt, für dich nur nicht geweiht?

Dritter Aufzug.

Canut. Estrithe. Godewin. Ulfo.

Ulfo. Weil mich des Glückes Zorn in deine Hand gegeben,
Begehrst du meine Reu zum Preise für mein Leben.
Kein niederträchtig Wort hat meinen Mund befleckt,
So lang mein freyer Arm den Feind durchs Schwerd geschreckt;
Auch jtzt hoff diesen Sieg von mir nicht zu erlangen.
Mein Muth ist nicht zugleich mit meinem Arm gefangen.
Stell mich erst wiederum zu jenen Ufern hin,
Wo ich durch List und Muth dein Schrecken worden bin;
Wo, da du nach dem Streit, als zum Triumph, gekommen,
Die Leichen deines Volks an deine Schiffe schwommen;
Wo mir zuerst der Sieg, dann Sicherheit gelung,
Und fodre da von mir Reu und Erniedrigung!
Denkst du nicht an den Tag, der mich zum Sieger machte,
Der dir nur Schmerz und Schaam, mir aber Ehre brachte?
Des Ulfo Ruhm erschallt noch von des Helga Strand;
Der Erdkreis hört erstaunt, daß ich dich überwand.
Geruhig sah ich da die Zahl von deinen Heeren,
Mit Brücken unterstützt, den breiten Strom beschweren;
Getrost erwartet ich, was mir ihr Zorn gedroht;
Sie eilten in den Sieg, und fanden nur den Tod.
Sie bebten, drängten sich, es brachen unter ihnen
Der Brücken Bande los, so bald ich nur erschienen.
Ihr halberstícktes Schreyn rief dich noch in der Fluth,
Zur Rache rief es dich. Doch wo war ich, Canut?
  So schnell ist kaum der Blick, indem er schlägt, verschwunden;
Ich hatte dich besiegt, und ward nicht mehr gefunden.
Den unbezwinglichen, den mächtigen Canut
Zwang Ulfo ohne Macht, wodurch? — durch List und Muth.
Die Welt muß, wenn sie nicht der Billigkeit vergessen,
Zum mindsten meinen Ruhm einst mit dem deinen messen,
Und wenn sie auch bey dir der Siege Menge zählt,
Gestehn, daß nur das Glück zur Größe mir gefehlt.
Can. Du sprichst von deinem Ruhm, und schweigest vom Vergehen.
Sprich! reut dich dein Versehn?
Ulfo. Ich kenne kein Versehen.
Erkenn entwaffnet noch des Ueberwinders Hand,
Den nicht die Tapferkeit, nur Macht und Menge band.
Was meinen Ruhm erhebt, hab ich mich stets erkühnet;
Thu nun, was deinem Ruhm und deinem Throne dienet!
Can. Nehmt den Unwürdigen von meinen Augen fort!
Der Tod ersticke noch sein letztes stolzes Wort!
Er müsse durch sein Blut der Welt die Lehre geben:
Wer nicht will menschlich seyn, sey auch nicht werth, zu leben!
Ulfo. Nun bin ich erst vergnügt: nun sagt die späte Zeit:
Canut hielt Ulfos Tod für seine Sicherheit.
Der Fürsten Richterschwerd, der Uebelthaten Rächer
Macht Helden groß, und schimpft nur niedrige Verbrecher.
Est. Ach! bleib. Ulfo. Leb wohl! Est. Wohin? Ulfo. Zum Ruhme. Est. Und sprich! Nein, verzieh,
Ulfo. Was ich gesagt, das wiederruf ich nie.

2. Aus dem „Triumph der guten Frauen".

Fünfter Aufzug. Achter Auftritt.

Philinte, in Mannskleidern. Juliane.

Phil. Was für eine Furie war es, Madame, die mir auf der Treppe begegnete?

Jul. Es war eine Furie, die mein Mann recht ausgesucht hatte, mich zu quälen. Ich habe es zugelassen, daß Cathrine sie aus meinem Zimmer geschafft hat, und ich zittre, wenn ich denke, wie mein Mann wüthen wird, wenn er es erfährt.

Phil. Um des Himmels Willen, Madame, machen Sie sich nicht länger zum Opfer seiner Grausamkeit!

Jul. Verfolgen Sie mich nicht mehr mit Ihren Vorstellungen. Ich habe sie schon beantwortet. Was für Vergnügen haben Sie denn davon, eine Frau zu quälen, die ihre Martern fast aller Vernunft berauben?

Phil. Ich liebe Sie, nicht um meines Vergnügens, sondern um Ihrer eigenen Ruhe willen.

Jul. Was für Ruhe? Was für Ruhe können Sie mir schaffen? Hören Sie auf. Ihre Liebe bringt meine Unruhe vollends aufs äußerste. So wenig ich mir vorzuwerfen habe, so bin ich in Angst, daß man sie entdecken möchte. Wie würde mich nicht mein Mann bloß darüber verfolgen, weil Sie mich lieben!

Phil. Können Sie denn durch meine Liebe unglücklicher werden, als Sie sind? Sie haben sich nichts vorzuwerfen, und müssen doch zittern; und ich zittre an Ihrer Statt, so lange Sie in der Gewalt Ihres Mannes sind, und so lange ich Sie in Gefahr vor allen den Unmenschlichkeiten sehe, die ein Tyrann in seinem Hause begehen kann.

Jul. Malen Sie mir das nur nicht vor Augen. Ich weis es schon ohne das. Wer weis, was mir noch diesen Abend begegnen kann, da ich die schändliche Aufseherinn vertrieben habe, die er mir aufdringen wollte.

Phil. Und Sie wollen das alles erwarten?

Jul. Was muß ich nicht erwarten? ach! was kann ich anfangen?

Phil. Ich kann nicht von Ihnen gehen, bis Sie in Sicherheit sind.

Jul. Wo soll ich die finden?

Phil. Vertrauen Sie sich mir. Ich will Sie in Sicherheit bringen.

Jul. Dürfen Sie mir einen solchen Vorschlag thun? Ich hätte geglaubt, daß Ihnen meine Ehre lieber wäre.

Phil. Dafür habe ich schon gesorgt. Ich habe eine Freundinn, zu der ich Sie bringen will.

Jul. Wie? Sie lieben mich? und ich sollte mich Ihrer Anführung nur einen Augenblick anvertrauen? Schweigen Sie! Was mir auch begegnet, so habe ich nicht so viel Gefahr in meines Mannes Händen zu befürchten,

als in den Ihrigen. Er ist ein Feind meiner Ruhe, und Sie sind ein Feind meiner Tugend.

Phil. Glauben Sie denn, daß die Ehrerbiethigkeit gegen Sie mich nicht im Zaume halten werde?

Jul. Das sollte sie schon itzt thun. Aber mein Unglück, meine Verzweiflung geben Ihnen itzt schon so viel Muth, und würden Ihnen hernach noch mehr geben.

Phil. Ich will mir weder Ihr Unglück noch Ihre Verzweiflung zu Nutze machen. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht ein Wort von meiner Liebe sprechen will, ehe Sie in Sicherheit und wieder beruhigt sind. Mein Bezeigen, meine Aufmerksamkeit, meine Aengstlichkeit sollen Ihnen allein sagen, wie heftig ich Sie liebe. Sie sollen sehen, was für ein Unterschied zwischen einem Menschen ist, der durch Tyranney sich Gehorsam und Liebe erzwingen will, und zwischen einem solchen, der die Liebe durch Zärtlichkeit zu verdienen suchet. Sie sollen mich endlich aus Erkenntlichkeit lieben, wenn Sie es aus Zuneigung nicht thun können. Schönste Juliane, folgen Sie mir doch! Ich bitte Sie auf den Knien (kniend) darum. Ich werde vor Unruhe sterben, wenn Sie länger in den Händen eines tyrannischen Mannes bleiben.

Jul. Schweigen Sie doch, Philinte. Wenn ich glauben soll, daß Sie mein Freund sind, so trösten Sie mich, anstatt mich zu verfolgen. Stehen Sie auf, sonst muß ich nicht vor meinem Manne, sondern vor Ihnen fliehen. Um des Himmels willen! Stehen Sie auf!

Phil. Nein! ich kann nicht aufstehen, bis Sie mir versprochen, daß Sie für Ihre Sicherheit sorgen wollen.

Neunter Auftritt.

Philinte, Juliane, Agenor mit dem bloßen Degen, hinter ihm Cathrine, die ihn bey dem Arme ergreift.

Agen. Ich kann nicht länger zuhören. Ungewissenhafter Verführer, ich will Deinen verrätherischen Anschlägen ein Ende machen.

Jul. Himmel!

Cath. Halten Sie doch! warten Sie! Haben Sie mir nicht versprochen, sich nicht zu erzürnen?

Agen. Laßt mich! laßt mich!

Jul. (fällt ihm in die Arme). Fassen Sie sich doch, Agenor!

Agen. Weg, Juliane! wollen Sie den Verräther vertheidigen?

Jul. Sollen so wenig Reden den Tod verdienen?

Agen. Weg, oder sonst soll der Degen durch Ihr Herz bis in seines gehen!

Phil. Lassen Sie ihn nur los. Erstechen Sie mich nur, Agenor. Erstechen Sie mich, wenn es Ihnen Ehre macht, ein Frauenzimmer zu erstechen.

Cath. Ein Frauenzimmer! Ein Frauenzimmer!

Agen. Was, ein Frauenzimmer?

Zehnter Auftritt.

Nikander, Philinte, Agenor, Juliane, Cathrine.

Nik. Was giebt es? was ist das hier für Lärmen?

Phil. Hier kömmt gleich jemand, der am besten wissen kann, von was für einem Geschlechte ich bin. Kommen Sie, Nikander, sagen Sie diesen Leuten, ob es nicht wahr ist, daß ich ein Frauenzimmer bin.

Nik. Ein Frauenzimmer! Ja, ich weis es am besten. Ein Frauenzimmer, das alle Frauenzimmer in der ganzen Stadt für sich allein haben will.

Agen. Willst Du, Verräther, mich durch einen so läppischen Vorwand hintergehen?

Nik. Halt, Agenor!

Phil. Nur Geduld, der Beweis ist leicht. Nikander, haben Sie die Briefschaften, die ich Sie bath, von meinem Kaufmanne abzuholen?

Nik. Sie! Wie? Sie hätten mich darum gebethen? Sie wollen sagen, Ihre Schwester.

Phil. Ich oder meine Schwester, das ist gleich viel. Ich bin selber meine Schwester.

Nik. Ists möglich?

Phil. Haben Sie die Briefschaften?

Nik. Hier sind sie.

Phil. Wollen Sie sie eröffnen, so werden Sie daraus ersehen, und sagen können, wer ich bin.

Cath. Nun! warum stecken Sie die Hände in die Tasche? Wollen Sie nicht todtstechen, Herr Agenor? Geben Sie mir Ihren Degen. Sie muß sterben, nur darum, weil sie ein Frauenzimmer ist. — Wie? ein Frauenzimmer will meinen Herrn — — Wenn es noch eine Mannsperson wäre. Ein Frauenzimmer soll sich unterstehen, meiner Frau von Liebe vorzusagen? Wenn die arme Frau sich nun hätte bereden lassen, wie grausam wäre sie nicht betrogen worden! Nein! das schreyt um Rache! Weg, weg! aus dem Wege! sie muß sterben —

Phil. Nun! hör auf mit Deinen Possen, Cathrine. Sehen Sie nun bald aus diesen Papieren, wer ich bin, Nikander? Wird man mich bald für ein Frauenzimmer erkennen?

Nik. Hilaria, Himmel! Hilaria! — Ists möglich? — Sind Sie es, die mir heute so viel Freundschaft erwiesen haben? — — Sie haben meine Beleidigungen mit so viel Gütigkeit belohnt! Sie haben sich meinetwegen so viel Mühe gegeben! Sie können einen Mann, der Sie verlassen hat, nach zehen Jahren noch lieben? — So viel habe ich nicht verdient!

Phil. Sagen Sie das nicht. Ich habe Gelegenheit gehabt, unter dieser Verkleidung Ihr Herz zu kennen. Ich urtheile nicht so parteyisch, daß ich Sie darum nicht so liebenswürdig finde, weil Sie mich nicht lieben.

Nik. Ja, ich liebe Sie, Hilaria. Und ich bedaure die Zeit, da ich Sie nicht geliebet habe. Alles, was ich Ihnen vorhin gesagt habe, da ich Sie nicht kannte, habe ich Ihnen von Herzen gesagt. (Auf den Knien) Aber können Sie mir meine Ausschweifungen verzeihen?

Phil. Hundert Liebesausschweifungen verdienen eher Verzeihung, als eine einzige Tyranney.

Agen. Wie soll ich das begreifen?

Nik. Das ist meine Frau, Agenor.

Agen. Das ist eine außerordentliche Verwandlung.

Phil. Wissen Sie, Herr Agenor, daß Sie mir viel Dank schuldig sind? Ohne mich würde Ihr übles Bezeigen und meines Mannes Liebe gegen Julianen Ihnen leichtlich einen Streich gespielet haben, den man mit dem Degen in der Faust zwar rächen, aber nicht wieder gut machen kann. Nehmen Sie sich künftig besser in Acht! Ihr hartes Verfahren ist für Sie selber sehr gefährlich. Eine Tugend mag so fest sein als sie will, sie muß endlich weichen, wenn sie zugleich von Liebe und von Kummer bestritten wird. Diejenige Person, der sie weichen könnte, möchte nicht allezeit als ein Frauenzimmer befunden werden, und ihren Sieg besser gebrauchen als ich.

Nik. Ich habe meine Frau um Verzeihung gebethen. Willst Du meinem Exempel nicht folgen? Du hast doch sehr Unrecht! — Ich kann Dich versichern, Deine Frau verdient sehr viel Hochachtung, und es hat an mir nicht gelegen, daß sie nicht etwas weniger verdiente.

Agen. Ich erkenne es selber, Juliane! — und Ihre Unterredung mit Ihrem vermeinten Liebhaber, Ihre Klagen und auch Ihre Zärtlichkeit gegen mich, haben mich überzeugt, daß ich bisher nicht den rechten Weg gegangen bin, um vergnügt mit Ihnen zu leben. Ich bitte um Verzeihung.

Jul. Ihr Geständniß verdienet mehr, als meine Verzeihung.

Agen. Vergessen Sie, daß ich nicht mehr Vertrauen in Sie gehabt habe! Ich schaffe die Aufseherinn ab, die ich Ihnen habe geben wollen.

Cath. Und ich habe sie schon abgeschafft; und sie soll lange warten, bis man sie wiederholet.

Agen. Behalten Sie Cathrine zum Zeugen bey sich, daß ich Ihre Treue und Ihre Zärtlichkeit inskünftige besser verehren will.

Cath. Ich will nicht hoffen, daß Sie immer Zeugen dazu gebrauchen werden.

Agen. Hier, Cathrine, hast Du eine Belohnung, daß Du meiner Frau mit Deinem eigenen Schaden geholfen hast.

Cath. Ich danke sehr. Ich will es auf Vorrath legen, wenn es wieder nöthig seyn möchte.

Agen. Nein, Juliane! es steht Ihnen inskünftige alles zu Diensten, was Sie zu Ihrem Vergnügen verlangen können.

Cath. Wir werden Sie zu gehöriger Zeit daran erinnern.

Agen. Sie können Ihre Gesellschaft, Ihre Ausgaben, alles nach Ihrem eigenen Gefallen einrichten. Sie können über alles, über mich selbst gebiethen.

Jul. Nicht zu viel, Agenor, nicht zu viel!

Cath. Die geschwindesten Bekehrungen sind sonst nicht allemal die aufrichtigsten.

Agen. Die meinige ist aufrichtig.

Cath. Das schlimmste ist, daß man bey dergleichen Sachen sich auf das bloße Versprechen verlassen muß.

Agen. Nikander und Hilaria sollen Zeugen davon seyn. Ich bitte Sie, bleiben Sie hier.

Nik. Mit Vergnügen.

Phil. Sie werden mich entschuldigen! — Nikander, Sie haben ein kurzes Gedächtniß. Haben Sie mich nicht diesen Abend auf ein hübsches Mägdchen zu Gaste gebethen?

Nik. Ich denke an kein hübsches Mägdchen mehr, nachdem ich Sie wieder gefunden habe.

Cath. O das klingt galant! Nun glaube ich es bald selber. Ihr Herren Ehemänner, ihr möget so wild oder so ausschweifend seyn, als ihr wollt. Eine gute Frau findet schon Mittel, euch wieder zurechte zu bringen.

Christian Felix Weisse.



Ohne das Talent J. E. Schlegels zu haben, ward Christian Felix Weisse noch weit einflußreicher auf die Entwickelung des Dramas; aber es begünstigten ihn mancherlei Umstände, während jener ganz auf seine eigene Kraft verwiesen war. Weisse konnte sich nicht nur auf den Vorgang Schlegels selbst stützen, er hatte auch das Glück, in seinem Freunde Lessing längere Zeit hindurch einen Führer und Beurtheiler zu finden, der zwar damals noch selbst auf der ersten Stufe der Entwickelung stand und sich über die französische Anschauungsweise noch nicht erhoben hatte, aber auch in dieser mit seinem Scharfsinn, seinem praktischen Geist und seinem angebornen Geschmack einem mittelmäßigen Talente von unberechenbarem Nutzen sein konnte. Endlich besuchte Weisse mit Lessing das Theater so oft es nur thunlich war (sie fingen sogar an, für dasselbe zu arbeiten, um sich freien Eintritt zu verschaffen), wodurch er sich eine Einsicht in die theatralischen Verhältnisse und ein Verständniß der Bühne erwarb, das seinem Vorgänger Schlegel abging und welchem seine Stücke gerade einen großen Theil ihrer Wirkung zu verdanken hatten. Wenn Weisse eine geraume Zeit „der Lieblingsschriftsteller der Nation" war, wie ihn der große Haller in seiner Beurtheilung des Trauerspiels „Romeo und Julia" nennt (Gött. Anzeigen 1768), so beruhte dies vorzüglich in dem angeführten Umstand, der dem Dichter selbst so bewußt war, daß er in der Vorrede zu seinem „Beitrag zum deutschen Theater" ihn ausdrücklich hervorhebt. „Es ist gewiß," heißt es daselbst, „daß es eben so schwer ist, ein guter dramatischer Dichter bloß aus Regeln zu werden, ohne ein Theater gesehen zu haben, als man aus bloßen choregraphischen Grundsätzen schwerlich ein großer Tänzer werden wird. Man kennt weder die große, noch die kleine Welt, weder den Hof, noch das gemeine Leben, weder die Sprache des Umgangs, noch die Sprache der Leidenschaften genug; man machet einen Versuch auf der Studirstube, er gelingt nicht, und der theatralische Dichter stirbt in seiner Geburt." Von nicht geringer Bedeutung für ihn war es, daß er 1749 mit Eckhof, der damals bei der Kochischen Gesellschaft in Leipzig weilte, genaue Bekanntschaft schloß und später mit ihm einen langjährigen Briefwechsel unterhielt; ihm legte er, seit Lessing Leipzig verlassen hatte, seine Dramen vor, und wie er dessen Beurtheilung benützte, ist aus der Umarbeitung seines „Richard III." ersichtlich. In der nämlichen Vorrede eröffnet uns Weisse noch Eine Seite seiner dramatischen Wirksamkeit, und zwar diejenige, durch welche er vorzüglich einflußreich geworden ist. Er verlangt nämlich, daß die deutschen Dichter nebst den Alten auch die Franzosen und Engländer studiren, nicht aber, was bis dahin immer geschehen sei, nachahmen sollten. „Würden wir nicht wohl thun," fügt er hinzu, „wenn wir zwischen ihnen die Mittelstraße nähmen, von beiden lernten und einen eignen Weg beträten? Von Engländern könnten wir die großen tragischen Situationen, die Bearbeitung und Absteckung der Charaktere, den edlen, kühnen und erhabenen Ausdruck und die Sprache der Empfindung und Leidenschaften; von Franzosen die Uebereinstimmung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, die gezüchtigte und feine Sprache des Hofes, der Gefälligkeit und der Liebe, und endlich die Regelmäßigkeit und Ordnung lernen. Durch eine solche Vereinigung würden wir den Schwulst und das Uebertriebene der einen, und das Laue und Geistlose der andern, das Zügellose, Unregelmäßige und oft in eine Wildheit Ausartende der Engländer und das Galante, Coquettenmäßige, Kalte und Seichte der Franzosen vermeiden."

Mit diesen Worten hat Weisse den Standpunkt auf das Beste bezeichnet, den er im Drama, namentlich im Trauerspiel, einnimmt, in welchem das

Streben sichtbar ist, die französische Regelmäßigkeit und künstlerische Behandlung mit der leidenschaftlichen Erhabenheit des englischen Dramas zu beleben. Daß ihm dieses nicht gelang, beweist Nichts gegen die Richtigkeit seiner Ansicht; es beweist nur, daß er nicht das hiezu nöthige schöpferische Talent, nicht die erforderliche Höhe der künstlerischen Bildung hatte, und wohl war ihm auch der Umstand hinderlich, daß ihm, wie Lessing ihm zuweilen sagte, Alles zu leicht wurde*) und er eben deshalb nicht dazu kam, seine höchste Kraft zu entfalten. Diese von Weisse geforderte Verbindung der höchsten künstlerischen Form mit wahrhaft tragischer Entwickelung (denn dies wollte er doch in der That unter Benutzung der Engländer und Franzosen verstanden wissen), eine Verbindung, welche wir in der höchsten Vollkommenheit erst 21 Jahre später in Göthe's „Iphigenia" erreicht sehen, war damals noch ganz unmöglich: es hatte die französische Bildung noch ein viel zu großes Uebergewicht, das englische Element war noch viel zu unbekannt, als daß eine harmonische Verschmelzung denkbar gewesen wäre. Es mußte jene zuerst vollständig verdrängt werden, dieses in Blut und Saft übergehen, es mußte Lessing seine „Minna" und seine „Emilia", so wie den „Nathan" gedichtet, den „Laokoon" und die „Hamburgische Dramaturgie" geschrieben, Göthe den „Götz" geschaffen haben, es mußte mit Einem Worte die ästhetische Bildung der Deutschen vollendet sein, ehe das Höchste geleistet werden konnte. Wir können uns daher auch recht gut erklären, warum sich Lessing in der Dramaturgie mit solcher Schärfe gegen die späteren Arbeiten seines Freundes äußern konnte; er sah ein, daß die Deutschen auf dem von diesem eingeschlagenen Wege nicht gefördert werden könnten, weil er zu frühzeitig betreten wurde; er sah ein, daß der sklavischen Abhängigkeit vom französischen Drama nur durch einen entschiedenen Vertilgungskrieg ein Ende gemacht werden könne, welchen er denn auch mit dem glänzendsten Erfolg unternahm. Doch waren die Bestrebungen Weisse's keineswegs so ganz fruchtlos; vielmehr waren sie gerade wegen ihrer Mittelmäßigkeit der beste Uebergang und die zweckmäßigste Vorbereitung zu größeren Fortschritten. Seine Trauerspiele näherten sich den französischen in der äußeren Glätte noch weit mehr als die seines Vorgängers Schlegel, und zugleich wagten sie kräftigere Situationen, auffallendere Charaktere, kühnere Ausdrücke, ohne sich jedoch so weit zu versteigen, daß der immer noch herrschende Geschmack beleidigt worden wäre.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Dichters haben wir über seine einzelnen dramatischen Werke nur noch wenig zu sagen. Von seinen Trauerspielen ist vorzüglich „Richard III." durch Lessings zersetzende Kritik berühmt geworden, der jedoch auch zugab, daß der Beifall, den er überall gefunden, wo er vorgestellt worden sei, guten Grund habe, den nämlich, daß die sämmtlichen Hauptpersonen die Theilnahme des Zuschauers erregen. Eine Zusammenstellung mit Shakspeare's großartiger Bearbeitung des nämlichen Stoffs, welche Weisse übrigens noch nicht kannte, als er seinen „Richard" schrieb, kann freilich nur zum höchsten Nachtheil des deutschen Stückes ausfallen (wenn dieses Wort bezeichnend genug ist); allein es ist in der That unbillig, diesen Maßstab anlegen zu wollen. Wir haben bei dem Schriftsteller nicht bloß seine Tüchtigkeit an sich, sondern auch seine Stellung zu der Zeit, in welcher er lebte und wirkte, ins Auge zu fassen, und von diesem Standpunkt aus ist in Weisse's „Richard III." ein bedeutsamer und erfreulicher Fortschritt anzuerkennen. Von seinen übrigen Tragödien nennen wir nur noch die „Befreiung Thebens" und „Atreus und Thyest", beide in reimlosen Jamben, welche namentlich im letzten Stück schon mit großer Sicherheit behandelt sind, wie auch die Sprache eine bis dahin ungeahnte Kraft hat, die im Alexandriner allerdings auch nicht zu erreichen gewesen wäre. In einem seiner letzten Trauerspiele, „Romeo und Julia", wagte es Weisse, sich mit Shakspearen zu messen; und er hatte sogar die Kühnheit, seinem Stücke Vorzüge vor dem des großen Meisters zuzuschreiben, die er freilich dem Umstande beimaß, daß er die ursprüngliche Quelle des Stoffes, eine Novelle des Bandello gekannt habe; allein wenn man weiß, daß selbst Haller in der oben angeführten Anzeige dieses Stückes (S. 628) eben darauf großes Gewicht legte, und dem deutschen Dichter ein Verdienst daraus machte, so wird man über die Ansprüche, die dieser macht, wohl lächeln, aber nicht ungeneigt sein, ihm seine Schwäche zu verzeihen und sie auf Rechnung der Zeit zu setzen.

Als Lustspieldichter ist Weisse für seine Zeit ebenfalls nicht ohne Bedeutung, wenn er auch dem talentvolleren Schlegel nicht gleich zu stellen ist. Er hat das Verdienst, die Bühne mit einer großen Zahl von Stücken bereichert zu haben, welche durch die gut erfundene Fabel, lebendige Handlung, richtige Zeichnung der Charaktere und leichten Dialog die Theilnahme des Publikums fesselten und dem guten Schauspieler Gelegenheit gaben, sein Talent zu entfalten. Am berühmtesten wurden unter seinen Lustspielen „Die Poeten nach der Mode" (1756), in welchen er die Streitigkeiten der Leipziger und Schweizer mit vielem Witze lächerlich machte, und wodurch er nicht wenig dazu beitrug, die Geister für eine freiere Anschauungsweise vorzubereiten. Freilich war es vorzüglich das äußere Interesse, welches diesem Stücke allgemeinen Beifall bei den Zeitgenossen verschaffte; es verschwand daher von der Bühne, als dieses Interesse seine Kraft verloren hatte. Länger hielten sich andere Stücke, unter welchen die „Amalia" durch ausgeführtere Charaktere und lebhaftern Dialog seine übrigen Lustspiele übertrifft.

Größeren Ruhm erwarb sich Weisse durch seine Singspiele und komische Opern, welche an sich freilich geringen dichterischen Werth haben, aber dennoch mancherlei darbieten, woraus sich der ihnen zu Theil gewordene Beifall erklären läßt. So verdankte sein erstes Singspiel „Der Teufel ist los oder die verwandelten Weiber", welches übrigens nach einem englischen Stück bearbeitet war, seine gute Aufnahme zum großen Theil dem schon erzählten Umstande, daß Gottsched die Aufführung desselben für eine persönliche Beleidigung ansah und er in Folge seines widersinnigen Benehmens den letzten Schatten von Einfluß und Ansehen verlor (S. 571). Was aber diesem Stücke, wie den übrigen Sing-

*) „Wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, würden Sie ein Schriftsteller werden — ich sage Nichts mehr." So berichtet Weisse selbst in einem Briefe an Fr. v. Blankenburg v. 1. Juli 1775.

spielen und Operetten Weisse's, den größten Beifall erwarb, das waren die kleinen eingestreuten Gesänge, welche freilich durch Hillers treffliche Compositionen gar sehr gehoben wurden. Der vereinten Bemühung dieser beiden Männer gelang es, Gesänge zu schaffen, welche vom Theater in die häuslichen Kreise übergingen und bald allgemein gesungen wurden, so daß durch sie der gesellschaftliche Gesang in sehr erfreulicher Weise gefördert und veredelt wurde. Jede neue Oper, welche er auf die Bühne brachte („Lottchen am Hofe", „die Liebe auf dem Lande", „die Jagd", „der Aerndtekranz", „die Jubelhochzeit") brachte ein oder mehrere kleine Lieder, die sich bald über einen großen Theil von Deutschland verbreiteten („Ohne Lieb' und ohne Wein" S. 503, „Schön ist das Feld zur Frühlingszeit" u. a. m.), und die ihrerseits wiederum Liebe für die Singspiele erweckten, denen sie entnommen waren.

Aus „**Richard dem Dritten**". (Vierter Aufzug.)

Fünfter Auftritt.

Richard allein.

Geht nur, Unglückliche! geht nur, Ihr sollt sie sehn,
Das hochgeliebte Paar, sie, meines Zorns Trophä'n!
Bald soll sie diese Faust gleich einem Sturm ergreifen,
Und wie das Laub im Herbst von stolzen Aesten streifen — —
Bey Gott! sie schreckte mich! — — bald schäm' ich mich vor mir;
Wie Löwen giengen sie auf ein gejagtes Thier.
Entathmet, stumm, betäubt, schaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich schon den Tod herunter steigen sähe! —
Und dieses ist ein sanft und zärtliches Geschlecht?
Und sie sind nicht bestraft? Und ich bin nicht gerächt? —
(Er zieht den Degen, und fühlt ihn an.)
Bist du auch scharf genug? — — Ja, auf dem Göttersitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit diesem Blitze — —
(Er fährt jähling zusammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mir dahin? — —
Wie? — was? — Ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod — — er kömmt — — mein Freund kennt meine Stimme! —
Komm! stähl ein schüchtern Herz, füll es mit deinem Grimme!
Es sträubt sich — — und warum? — — klopft scheu und unruhvoll — —
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich itzt morden soll? —
Die Feinde meines Glücks? die Räuber meiner Größe? —
Zwey Kinder? — weiter nichts, als zween herzhafte Stöße — —
Und doch — (Höhnisch) Ja, dieses wird vielleicht mir furchtbar seyn,
Wann sie voll Todesangst durchdringend: Oheim! schreyn,
Wann sich der kleine York an meinem Busen windet,
Und mich zu küssen glaubt, und sich durchstochen findet!
Wann Eduard, den schon der Thronen Stolz erfüllt,
Für seinen Bruder fleht, und für sich trotzig schilt? — —
Weh ihm! den Augenblick soll er nicht überleben,
Und sein verdammt Gehirn an düstern Mauern kleben — —
Mich schaudert — Still! — wer ruft? — Die Stimme Heinrichs — ja — —
Noch einmal — noch einmal! — — Da kömmt sein Schatten — da! —
Er schreitet auf und ab — er flieht — er naht sich wieder —
Er steht — sein Auge rollt — gießt Flammen auf mich nieder —
Er droht — winkt — winkt — — wohin? — umsonst — ich folge nicht! — —
Er flieht — die Erde bebt — — weg, schreckliches Gesicht!
Verdammte Phantasie, wie oft wirst du mich plagen!
Ich Feiger, werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen? — —
Wo bleibt doch Tyrel? — — still! — er ists — —

Sechster Auftritt.

Richard. Tyrel.

Rich. Du kömmst sehr spat?
Tyr. Nicht später als man mich zu dir gerufen hat — —
Doch, welche Blässe, Herr, bezeichnet deine Wangen? —
Hast du, eh du hier warst, die Nachricht schon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt?
Rich. Verwegner! hab' ich noch vor einem Feind gezagt?
Scheu' meinen Zorn — — doch wie? ist er zurück getrieben?
Hat nicht mein Heer die Hand voll Volk schnell aufgerieben?
Ist Richmond nicht entflohn?
Tyr. Der Streit begann erst itzt.
Voll Muth scheint Richmonds Heer und Richmond selbst erhitzt:
Man sah ein wenig selbst dein Heer zurück sich ziehen;
So schien es, sagte man — —
Rich. Sprich lieber gar: sie fliehen.
Durchbohrtest du denn nicht, der dir die Nachricht gab?
Nenn' ihn, es wartet sein ein unvermeidlich Grab — —
Doch eine große That sollst du erst mit mir theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbespritzte Haupt des Bräutigams zurück.
Was werden über ihn für schöne Thränen fließen! — —
Dann wird sie mir die Hand voll Blute trocknen müssen,
Wie ihre Thränen ich: ich werd es lächelnd sehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen spähn. — —
Ha, der Gedanke selbst beflügelt meine Stärke.
Auf, Tyrel, nimm den Dolch! komm zu dem großen Werke! —
Du bebst? — Verfluchter, wie? du bebst? vor wem? — vor mir? — —
Gut, wenn du vor mir bebst, alsdann verzeih' ich dir — —
Nur nicht vor einem Mord von diesen Königsknaben!
Mit ihnen wirst du sonst ein gleiches Schicksal haben.
Tyrel. Doch, Herr — —
Rich. Kein Wort! Sieh hier —
(Er zeigt ihm den Dolch.)
Du siehst, er ist gezückt:
Du kennst mich — — folge mir! — bist du zum Mord geschickt? —
Ein weibisch Mitleid steht nicht Dienern meiner Rache!
Gebieten ist mein Werk, Gehorchen ihre Sache.
Verstopfe ja dein Ohr dem kindischen Geschrey,
Und zeige, daß dein Arm des Beyfalls würdig sey — —
Ohn' Aufschub! stoß zuerst, wenn du mich willst versühnen — —
Tyr. Ich folge — — (Bey Seite) Welche Qual, dem Wütriche zu dienen!

Gotthold Ephraim Lessing.

Unter allen Schriftstellern der neuen Zeit nimmt der große Mann, von dem wir jetzt zu reden haben, in mannigfacher Beziehung die erste Stelle ein, und wenn ihn auch Andere an Fülle des dichterischen Talents weit überragen, so hat doch kaum Einer einen so mächtigen und zugleich so wohlthätigen Einfluß auf die deutsche Kunst, ja man dürfte beinahe sagen, auf das ganze deutsche Leben gehabt, als er. Ja, die späteren außerordentlichen Fortschritte im Gebiete der deutschen Poesie wurden nur deshalb möglich, weil er den Boden geebnet hatte, auf welchem sich die späteren Dichter bewegen konnten. Ohne Lessing wären Göthe und Schiller eine Unmöglichkeit gewesen, während sie ohne Klopstock trotz dessen unverkennbarer Einwirkung namentlich auf den letztern ganz wohl gedacht werden können. Doch wollen wir der Darstellung nicht vorgreifen.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. den 22. Jan. 1729 zu Camenz in der Lausitz, wo sein Vater Prediger war, machte bei einer liebevollen und sorgfältigen Erziehung in seinen Knabenjahren so auffallende Fortschritte, daß er schon 1741, ein Jahr ehe er das vorgeschriebene Alter erreicht hatte,



in die Fürstenschule zu Meißen eintreten konnte, wo er sich so auszeichnete, daß der Rector von ihm sagte, „er sei ein Pferd, das doppeltes Futter haben müsse“. Auch las er manchen lateinischen und griechischen Klassiker für sich, unter welchen wir die römischen Komiker Plautus und Terenz erwähnen, weil sich an ihnen seine Vorliebe für das Drama entwickelte. Außerdem studirte er noch mehrere neue Sprachen und Mathematik, und begann schon damals sich in eigenen Poesien, selbst in größeren Dramen, zu versuchen. Bei seinen seltenen Kenntnissen und seiner noch so seltneren geistigen Reife konnte er schon im Jahre 1746 die Anstalt verlassen und als 17jähriger Jüngling die Universität Leipzig beziehen. Die Theologie, welcher er sich nach dem Wunsch seiner Aeltern widmen sollte, vermochte ihn nicht zu fesseln, ebensowenig die Medizin, für die er eine vorübergehende Neigung gewonnen hatte; dagegen legte er sich mit dem größten Eifer auf das Studium der Literatur und besonders des Dramas, und nahm zugleich Unterricht im Reiten, Fechten und Tanzen, um das steife und linkische Wesen zu besiegen, das ihm noch von der Schule her anklebte. Auch suchte er sich durch Umgang mit den besseren Schauspielern der Neuberschen Truppe für das gesellschaftliche Leben auszubilden; doch verband er bei diesem Umgang auch die Absicht, sich mit den Verhältnissen des Theaters genauer bekannt zu machen, weil er einsah, daß der dramatische Dichter die Bühne und deren Anforderungen gründlich kennen müsse, um mit Erfolg zu wirken. Daher besuchte er auch das Theater so oft er nur konnte, und um sich freien Eintritt zu verschaffen, übersetzte er mit seinem gleichgesinnten Freunde Weisse den „Hannibal“ des Marivaux. Als seine Aeltern vernahmen, auf welche Weise er seine Zeit zubringe, und insbesondere auch hörten, daß der als Freigeist verschriene Christlob Mylius zu seinen nächsten Freunden gehöre, erschraken sie dermaßen, daß sie ihn mitten im Winter in die Heimat zurückkommen ließen, wo er sie jedoch bald überzeugte, daß es nicht so schlimm um ihn stehe, als man ausgebreitet hatte; und sein Vater, der selbst eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit besaß, erkannte bald, daß er, wenn auch auf ungewöhnlichem Wege, einen reichen Schatz der gründlichsten und mannigfaltigsten Kenntnisse erworben habe. So erhielt er leicht die Erlaubniß, wieder nach Leipzig zurückzugehen. Da aber inzwischen das Theater die besten Kräfte verloren hatte, und sein Freund Mylius, an dessen Zeitschrift „der Naturforscher“ er früher thätigen Antheil genommen hatte, nach Berlin gegangen war, folgte er ihm dahin (Ende 1748), und gab mit ihm eine Zeitschrift, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ (Stuttgart 1749), heraus. Die wiederholten Mahnungen seines Vaters, der mit dem Aufenthalte in dem atheistischen Berlin sehr unzufrieden war, vermochten ihn endlich, nach Wittenberg zu gehen (Ende 1751), wo sein jüngerer Bruder Johann Gottlieb studirte. Er wurde daselbst Magister, beschäftigte sich aber vorzüglich mit der spanischen Sprache und Literatur. Doch wurde ihm mit der Zeit das Leben in der gelehrt beschränkten Stadt unerträglich und er kehrte 1753 nach Berlin zurück, wo er die Abfassung der „gelehrten Artikel“ für die Vossische Zeitung übernahm, und mit Nicolai, Mendelssohn und Ramler eine enge Freundschaft schloß. Das Theater zog ihn 1755 wieder nach Leipzig; doch verließ er es bald wieder, um einen jungen Kaufmann, Namens Winkler, auf größeren Reisen zu begleiten. Schon waren sie bis nach Amsterdam gekommen, als der 7jährige Krieg ausbrach, und Winkler sich dadurch genöthigt sah, nach Leipzig zurückzukehren. Auch Lessing kehrte dahin zurück, und führte im Umgange mit seinem alten Freunde Weisse, mit Kleist und Brawe ein heiteres und thätiges Leben. Als aber der letztere gestorben war, Kleist Leipzig verließ und auch Weisse sich zur Reise nach Paris anschickte, ging Lessing (1758) wieder nach Berlin, wo er mit Nicolai die „Literaturbriefe“ begründete. Im J. 1760 begleitete er den General von Tauenzien als Gouvernementssecretär nach Breslau, wo er fünf Jahre lang blieb. Dort warf er sich in den Strudel des bewegten Soldatenlebens, wodurch er bei seinen Freunden die lebhaftesten Besorgnisse erweckte. Sie wußten freilich nicht, daß er demungeachtet seine vielseitigen Studien mit erhöhtem Eifer fortsetzte, und daß er sich durch Beobachtung der Menschen und des Lebens eine Fülle von Weltkenntniß erwarb, die seinen folgenden dramatischen Arbeiten eine bis dahin in deutschen Dichtungen ungeahnte Lebendigkeit und Wahrheit gab. Von Berlin, wohin er sich 1765 wieder gewendet hatte, ging er 1767 nach Hamburg, um an der beabsichtigten Gründung einer Nationalbühne mitzuwirken. Der Erfolg entsprach den großen Hoffnungen nicht, die man sich von dem Unternehmen gemacht hatte, und da auch der Versuch, sich an einem buchhändlerischen Geschäft zu betheiligen, fehlschlug, war er schon entschlossen, Deutschland zu verlassen, als er die Ernennung zum Bibliothekar in Wolfenbüttel erhielt, eine Stelle, die ganz für ihn paßte, und die er auch freudig annahm, während

er früher alle ähnlichen Anerbietungen zurückgewiesen hatte. Dergleichen blieben auch jetzt noch nicht aus. Man wollte ihn in Wien, in Berlin, in Mannheim haben; allein so geneigt er auch gewesen wäre, nach Wien zu gehen, so kam es nach mancherlei Unterhandlungen doch zu keinem Abschluß. Man schien sich dort vor dem gewaltigen Geist des Mannes eben so sehr zu fürchten, als man ihn bewunderte. Der Prinz Leopold von Braunschweig, der sich gerade damals in Wien befand, lud ihn ein, ihn nach Italien zu begleiten, und Lessing, der schon lang den Wunsch gehegt hatte, das Land der Kunst zu sehen, schloß sich ihm gern an. Nachdem er den größten Theil des Jahres 1775 in Italien zugebracht hatte, kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, wo er die Wittwe seines Freundes König aus Hamburg heirathete. Leider wurde die glückliche Ehe durch den Tod seiner Frau schon Anfang des J. 1778 zerrissen, und auch er folgte ihr drei Jahre später, den 15. Febr. 1781.

Lessing war ein Gelehrter im umfassendsten Sinne des Worts und er nimmt als solcher eine hervorragende Stellung unter seinen Zeitgenossen ein. Aber er ist nicht dadurch groß geworden, wie er denn die Gelehrsamkeit an sich auch gering achtete: sie hatte in seinen Augen nur in so fern Werth, als sie die Mittel zu einem höheren Zwecke, zur Bildung der Menschheit, darbot; und weil die Kunst ein umfassenderes Bildungsmittel ist, als die Gelehrsamkeit, da sie größere Menschenkreise erfaßt, achtete er sie auch höher, als diese, und widmete ihr daher auch einen großen Theil seines rastlos thätigen Lebens, theils indem er sie selbst ausübte, theils indem er auf dem Wege der Forschung das Wesen derselben eröffnete und dadurch die unermeßlichen Fortschritte möglich machte, welche in der unmittelbar folgenden Zeit die deutsche Literatur denen der andern europäischen Völker ebenbürtig machte. In diesen Forschungen liegt auch der Mittel- und Glanzpunkt seiner unermeßlichen Wirksamkeit, wie sie ganz eigentlich sein innerstes Wesen bezeichnen. Denn so mächtig die Liebe zur Wahrheit in ihm war, so war der Trieb, auf dem Wege selbstständiger Forschung zu ihr zu gelangen, wo möglich noch größer, und er selbst sagt irgendwo, daß, wenn ihm Gott die Wahl gäbe, zwischen der Wahrheit und dem Trieb nach derselben zu wählen, er unbedenklich um diesen bitten würde, selbst wenn er ihn nur unter der Bedingung erhalten sollte, immer und ewig zu irren („Duplik" 1778). Aber war ihm auch dieser Trieb in seiner größten Kraft verliehen, so war jene Bedingung keineswegs daran geknüpft; vielmehr besaß er alle die geistigen und sittlichen Eigenschaften, welche ihn bei seinen Forschungen zum Ziele führen mußten, durch welche er im schönsten Sinne des Wortes der Erzieher seines Volks wurde.

Ruhig, besonnen und klar, von einem seltenen Scharfsinn, der die dunkelsten Verhältnisse aufzuhellen, die schwierigsten Verwickelungen zu lösen fähig war, mit dem glücklichsten Gedächtnisse begabt, das mit der schaffenden Einbildungskraft verwandt zu sein schien, besaß er zugleich jenen Scharfblick, der überall das Wesentliche erkennt, und jenen praktischen Sinn, der allein zu fruchtbaren Erfolgen führen kann, weil er vor den unzähligen Abirrungen bewahrt, in welche der gelehrte Forscher ohne ihn so leicht verfällt. Der lebendigsten Begeisterung fähig, war er von jeglicher Schwärmerei weit entfernt, und blieb daher nicht nur von der Klopstockschen Sentimentalität in Religion, Vaterland und Liebe unberührt, er sah auch ein, wie nachtheilig dieselbe auf die Entwickelung des Volkes wirken müsse, und bekämpfte sie daher auch mit der größten Entschiedenheit. Er mißkannte die Größe Klopstocks keineswegs und fühlte recht wohl, daß Deutschland ihm viel zu danken habe; aber er war sich auch bewußt, daß dieses „andächtige Schwärmen", wie er es im „Nathan" nennt, mit der Zeit endlich alle Thatkraft lähmen müsse. Lessing führte sein Volk aus den dunkeln Regionen der Schwärmerei in die klaren Räume des Gedankens, und hat eben dadurch den Grund zu der höheren Bildung gelegt, deren es später theilhaftig wurde.

Lessings ganzes Leben war der Erforschung der Wahrheit und der Bekämpfung der Lüge und Heuchelei gewidmet. Unfreiwillige Irrthümer fanden in ihm den mildesten Beurtheiler; aber wo er absichtliche Entstellung, wo er unlautere Absichten vermuthete oder nachweisen konnte, da übte er die unnachsichtlichste Strenge, und wehe denen, die seinen Zorn in dieser Weise reizten, denn solchen ließ er die ganze Kraft seines gewaltigen Geistes fühlen, der Nichts zu widerstehen vermochte. Dann galt ihm kein Ansehen der Person und des Standes; denn er war zugleich furchtlos und von der größten Unabhängigkeit des Charakters. Um diese zu bewahren, schlug er oft die vortheilhaftesten Anerbietungen aus; so hatte er einst die ihm angebotene Stelle eines Professors der Beredsamkeit in Königsberg von der Hand gewiesen, weil er als solcher verpflichtet gewesen wäre, alljährlich eine Lobrede auf den König zu halten. Seine Beziehungen zum General von Tauenzien waren solcher Art, daß er persönlich der größten Unabhängigkeit sich erfreute, und die Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel nahm er nur unter den ehrenhaftesten Bedingungen an, unter welchen wir die besonders hervorheben, daß er seine Schriften keiner Censur zu unterwerfen habe. Daß Lessing, der in seinen persönlichen Beziehungen stets die edelste freie Männlichkeit bewahrte, auch in politischen Dingen einen freien Blick hatte, das würde kaum des Beweises bedürfen, wenn wir Deutsche nicht gewohnt wären, freien Sinn in allen bürgerlichen und wissenschaftlichen Verhältnissen mit der engherzigsten und beschränktesten Anschauung des Staatslebens vereinigt zu erblicken. Doch ist diese widernatürliche Erscheinung beinahe immer entweder eine Folge der unseligsten Gleichgültigkeit gegen Alles, was das Leben und dessen Aeußerungen betrifft, oder sie ist eine von den unglücklichen Wirkungen der die meisten Gelehrten beherrschenden Sucht, Alles in systematische Formeln einzuschnüren; und weder das Eine, noch das Andere lag in Lessings Natur, vielmehr war sein Sinn bei allen seinen Forschungen stets auf die praktische Brauchbarkeit gerichtet, und er war zu freien Geistes, als daß er sich selbst willkürliche Fesseln hätte anlegen sollen. Wenn er über politische Verhältnisse sich nicht oder nur in seltenen Fällen ausgesprochen hat (Vgl. S. 468), so ist dies lediglich der Zeit zuzuschreiben, in welcher das politische Leben so ganz niedergedrückt war, daß er auch nicht das kleinste Publikum dafür gefunden hätte, abgesehen davon, daß er wohl wußte, wie der leiseste Versuch, freisinnige Ansichten über das Staatsleben auszusprechen, ihm, wenn auch nicht

das Leben, doch gewiß die Freiheit gekostet hätte, ohne daß für die Welt auch der geringste Nutzen daraus hervorgegangen wäre. Als er aber in späteren Jahren einen besseren Boden zu finden hoffen konnte, da schleuderte er in seiner „Emilia Galotti" die furchtbarste Anklage gegen das damalige Treiben der deutschen Fürsten und ihrer Höfe.

Lessing sagte einmal, daß er von der Vaterlandsliebe keinen Begriff habe; sie scheine ihm aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre. Das scheint mit seinem unabläßigen Bestreben, das nationale Element in der Literatur geltend zu machen, im Widerspruch zu stehen; aber es läßt sich jene Aeußerung mit dieser Seite seiner Wirksamkeit gut und leicht verbinden, wenn man nur bedenkt, daß, als er jene Worte an Gleim schrieb, vom Gegensatze zwischen Preußen und Sachsen die Rede war, und ihn schon damals die Idee eines deutschen Gesammtvaterlandes, einer deutschen Nationalität lebhaft erfüllte, welcher gegenüber ihm der beschränkte Patriotismus des preußischen Grenadiers allerdings anwidern mußte. Wie lebhaft diese Idee aber sein ganzes Wesen erfaßte, das ersehen wir am besten aus dem tiefen Schmerze, der ihn erfüllte, als das Unternehmen, ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen, bei dem Mangel an aller Unterstützung Seitens der Nation so elendiglich scheiterte, und er sich bekennen mußte, daß wir Deutsche keine Nation seien. Wir sind auch seitdem nicht viel weiter gekommen; aber wenn das Bewußtsein, daß wir eine sein könnten und sein sollten, überhaupt rege geworden ist, so haben wir es nächst Klopstock ganz vorzüglich Lessing zu verdanken, der das dunkle, wenn auch kräftige Gefühl, welches Klopstock hervorgerufen hatte, zur Klarheit der Ueberzeugung brachte.

Charakter und Talent bestimmten Lessing zum Kritiker, zum Forscher. Die Werke, in welchen er die Ergebnisse seiner mannigfaltigen Untersuchungen niederlegte, sind vollendete Meisterstücke, die nicht bloß in der deutschen Literatur allein da stehen, sondern auch dem Höchsten, was andere Nationen, was das Alterthum in dieser Art geliefert, ebenbürtig an die Seite gesetzt werden können. Wir werden später ausführlich auf dieselben zurückkommen. Aber auch seine dichterischen Werke sind in der That nur Ergebnisse seines kritischen Geistes und sind um deswillen nur noch merkwürdiger. Lessing gesteht selbst, daß er kein Dichter sei; und die Art und Weise, wie er dies ausspricht, beweist unwiderleglich, daß er sich gekannt und sein eigenthümliches Talent richtig geschätzt habe. „Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre," sagt er im Schlußworte der „Hamburgschen Dramaturgie", „mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so leicht für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, *davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe.* Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich. Ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben", fährt er fort „und was mich versichert, daß ich das Wesen derselben nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Und ebendeshalb", fügt er dann hinzu, „wage ich hier eine Aeußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen *Corneille*, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? — Doch nein, ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverläßig besser machen — und doch noch lange kein *Corneille* seyn, — und doch noch lange kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig besser machen, — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich," und der, setzen wir hinzu, nicht bloß an ihn glaubt, sondern in und mit ihm in die verborgensten Geheimnisse der dramatischen Kunst gedrungen ist, wie Lessing, der, wie er, die geheimnißvollsten Kräfte der menschlichen Seele erforscht und sich dienstbar gemacht hat. Denn Lessings Größe bestand wesentlich darin, daß er durch die Kraft und freie Beweglichkeit seines Geistes die Wirkungen derjenigen Talente erzwang, die ihm die Natur versagt hatte. Aber freilich konnte er sie nur bis zu einem gewissen Grade erzwingen, und selbst in seinen besten Stücken erkennt man, wie richtig er urtheilte, als er sagte, daß er noch lange kein Corneille sein würde, wenn er diesen auch in der Ausarbeitung noch so sehr überträfe. Seine Dramen haben Alles, was das Wesen des Kunstwerks bildet; nur Eines fehlt ihnen, der poetische Hauch, jene unbeschreibliche Eigenthümlichkeit, die aus jedem Gedanken, ja aus jedem Wort der ächten Poesie hervorstrahlt, und dennoch selbst nicht zur Verkörperung gelangt; jenes wunderbare Colorit, das sich über alle Dichtungen verbreitet, die unmittelbar aus dem poetischen Gemüth quellen und der bei allen vermißt wird, welchen die bloße Reflexion

zu Grunde liegt; jene Lebenswärme endlich, welche wir selbst in den Werken untergeordneter poetischer Talente wahrnehmen. Lessings Dramen sind nicht das Erzeugniß der schöpferischen Phantasie, sondern des überlegenden Verstandes. Sie sind nicht organische Gebilde, die in ihrem Keim schon vollständig vorhanden waren, aus dem sich die einzelnen Theile naturgemäß und mit innerer Nothwendigkeit entwickelt haben; sie beruhen auf Berechnung, wie etwa ein Uhrwerk. Jedes einzelne Rad ist für sich gemacht, bearbeitet, gefeilt, und mit den übrigen so glücklich verbunden, daß das Ganze wirkliches Leben zu haben scheint. Daher hat ein geistreicher Schriftsteller (Woltmann in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a."), der übrigens nicht an Lessings Dichtertalent zweifelte, die „Emilia Galotti" so glücklich mit einem Schachspiel verglichen; „man sieht," sagt er, „wie ein Zug den andern herbeiführt, und endlich das Matt erfolgen muß."

Müssen wir aber auch zugestehen, daß Lessing in der That kein schöpferisches Dichtertalent hatte, so wird dadurch seine Bedeutung nicht im Mindesten herabgedrückt, vielmehr muß unsere Bewunderung für den seltenen Geist den höchsten Grad erreichen, der so großartige Werke hervorbrachte, ob ihm gleich die Natur gerade das versagt hatte, was als wesentlichstes Erforderniß zur Gestaltung derselben erscheint. Und seine Thätigkeit gewinnt dadurch eine außerordentliche Bedeutung, daß sich aus ihr der unwidersprechliche Beweis von der Nothwendigkeit ächt künstlerischer Bildung ergibt; denn durch sie hat er beinahe das Höchste im Drama erreicht, während manche wahrhaft poetische Talente unendlich tiefer stehen, als er, weil ihnen diese künstlerische Bildung abging oder sie gar in den traurigen Irrthum verfallen waren, daß das Genie an keine Regeln gebunden sein dürfe.

Um Lessing als Dramatiker richtig zu würdigen, müssen wir daher vor allem den Gang verfolgen, den er bei seiner künstlerischen Bildung eingeschlagen hat, und zugleich die Ideen hervorheben, die ihn auf seinem Wege leiteten. Mehrere Hauptpunkte sind übrigens schon früher in den allgemeinen Bemerkungen besprochen worden, wir werden dieselben daher jetzt nur anzudeuten haben.

Seine Jugenddramen, meist Komödien, sind noch ganz im Gottschedisch-französischen Style. Er befolgte in ihnen das Gesetz der drei Einheiten, an denen er überhaupt noch lange festhielt, denn er wagte erst in der „Miß Sara" Veränderungen der Scene einzuführen; die Personen sind, wie in den französischen Stücken, allgemeiner Natur: „Der junge Gelehrte", „Die alte Jungfer", „Der Freigeist", „Der Mysogyn", „Damon oder die wahre Freundschaft". Eben so zeigen die Nebenrollen dieses Streben nach Verallgemeinerung; die Väter, die Kammermädchen u. s. w. bewahren auch bei ihm den bei der französischen Bühne hergebrachten Charakter; daher tragen auch alle Personen die gewöhnlichen, dem Theater der Alten entlehnten Namen (Damis, Chrysander, Valer, Leander u. s. w.). Zudem sind diese ältern Stücke noch ganz im Charakter der Lustspiele der Frau Gottsched geschrieben; so bildet im „Damon" die Schlechtigkeit des einen Freundes und in der „alten Jungfer" die gemeine Heiratslust den Mittelpunkt. Auch seine früheren Trauerspiele („Giangir", „Henzi"), von denen sich Fragmente erhalten haben, sind ganz im französischen Geist gehalten und in Alexandrinern geschrieben. Bei alle dem unterscheiden sich seine Jugenddramen wesentlich von denen seiner Vorgänger und zwar sowohl in der Form, als in Beziehung auf die Stoffe, die er behandelte. Wir erinnern uns, daß er schon auf der Schule die römischen Komiker mit Eifer und Verstand las; an diesen erstarkte nicht bloß seine Vorliebe für das Drama, sie hatten auch den größten und folgereichsten Einfluß auf seine Sprache, auf seine satyrische Richtung, auf seine Welt- und Menschenkenntniß. Ihnen hatte er namentlich den raschen und lebendigen Dialog zu verdanken, durch den sich schon seine ersten Arbeiten von denen der Frau Gottsched und Gellerts so vortheilhaft unterscheiden. Weniger gewann er von ihnen in Bezug auf die künstlerische Behandlung, oder vielmehr es trat dieser Gewinn erst später hervor. Nebst dem Studium der Römer war der häufige Besuch des Theaters von dem größten Einfluß auf seine eigenen Dramen, die von einer für jene Zeit ungeahnten theatralischen Wirkung waren. Aus der lebendigen Anschauung, die ihm das Theater gewährte, lernte er, wie er selbst gesteht, „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann". Lag das Streben nach Wahrheit an sich schon in Lessings Natur, so mußte sich dasselbe auch in seinen dramatischen Arbeiten kund geben; wir erkennen es schon darin, daß er seine Personen nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus dem wirklichen Leben entnahm, wie denn schon sein erstes Stück „Der junge Gelehrte", freilich erst in der spätern Umarbeitung, auf einer wirklichen Thatsache beruht. Dieses Streben entwickelte sich aber erst zum Bewußtsein, als er den französischen Lustspieldichter Marivaux kennen lernte, der eben deshalb, weil er sich von der bisherigen Komödie entfernte und eine natürliche Richtung einschlug, von Gottsched arg gelästert wurde. So hatte sich Lessing, obgleich äußerlich noch ganz auf dem Gottschedischen Standpunkte fußend, in der Behandlung des Dramas schon so weit von demselben entfernt, daß er nur noch einen Schritt zu thun hatte, um zu einer neuen, selbstständigen Entwickelung zu gelangen. Ehe wir aber denselben bezeichnen, müssen wir seine einzelnen Jugenddramen noch näher betrachten. Sie unterscheiden sich, wie schon angedeutet wurde, von denen seiner Vorgänger auch in Bezug auf den Stoff, denn während die Frau Gottsched und ihre unmittelbaren Nachfolger nur die allgemeinsten und gewöhnlichsten Lebensverhältnisse mit beschränkter moralischer Auffassung auf die Bühne brachten, behandelte Lessing in seinen Dramen wichtige Fragen des Lebens und der Wissenschaft, die ihn eben damals anhaltend beschäftigten, und zu deren Lösung er durch die dramatische Behandlung beitragen wollte. Außer dem „jungen Gelehrten" (1747), in welchem die geist- und zwecklose Gelehrsamkeit mit Glück lächerlich gemacht wird, haben wir noch zwei Tendenzstücke zu erwähnen. Durch die „Juden" (1749) suchte Lessing die Emanzipation des verachteten und gedrückten Volks vorzubereiten, indem er die entwürdigenden Vorurtheile gegen dasselbe bekämpfte und deren Grundlosigkeit nachwies; freilich ohne großen Erfolg, da sie selbst bei gebildeten Männern so tief eingewurzelt waren, daß selbst der sonst ganz ehrenwerthe und

milde Professor Michaelis, der seinen theologischen Standpunkt nicht verläugnen konnte, in einer Beurtheilung des Stücks erklärte, ein edler Charakter unter den Juden sei unwahrscheinlich. „Der Freigeist“ (1749) enthält eine Bekämpfung des von England eingedrungenen Atheismus, so wie der damals bei dem aufgeklärten Publikum ziemlich weit verbreiteten Meinung, daß es keine redlichen Geistlichen gebe. Von den Fragmenten seiner Trauerspiele erwähnen wir nur den „Henzi“ (1753), weil sich in demselben schon die Absicht kund gibt, mit der französischen Tragödie zu brechen. Das Stück ist zwar noch in Alexandrinern geschrieben, und es ist darin die Einheit der Zeit und des Orts noch streng beobachtet, dagegen entfernt es sich von der französischen Tragödie in dem Stoff, da darin eine gleichzeitige Begebenheit, die bekannte Verschwörung gegen die aristokratische Regierung in Bern, dramatisch behandelt wird.

Wir möchten beinahe glauben, daß er den „Henzi“ deshalb nicht vollendete, weil während der Arbeit seine Ansichten über das Drama schon die Richtung gewonnen hatten, die er nunmehr unablässig verfolgte und entwickelte, daß er schon damals zu der Ueberzeugung gelangt war, es könne die Poesie überhaupt und die dramatische insbesondere nur gedeihen, wenn sie auf ihren wesentlichsten Elementen, der Natur, Wahrheit und Nationalität, begründet sei, eine Ueberzeugung, die später durch die Bekanntschaft mit Diderot zur vollsten Klarheit und zum entschiedenen Bewußtsein gebracht wurde. Schon im J. 1755 trat er mit der „Miß Sara Sampson“ hervor, durch welche er das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland begründete (S. 612 f.). In diesem Stücke, das allerdings ein Ergebniß seines Studiums der Engländer, aber keineswegs eine Nachahmung im gewöhnlichen Sinne ist, hat er zwar Stoff und Form englischen Vorbildern entnommen, jenen der „Clarissa“, dem berühmten Romane Richardsons, diese dem schon erwähnten „Kaufmann von London“; allein seine Selbstständigkeit zeigt sich schon darin, daß er die von Richardson gegebene Idee des Familienromans als Familientragödie verarbeitet. Indem Lessing durch dieses Stück die Darstellung moralischer Stoffe aus dem bürgerlichen Leben einführte, beurkundete er, daß er sein von Natur empfindsames Volk richtig zu beurtheilen wußte, und wenn Stoff und Personen auch aus der Fremde entlehnt waren, so war die Auffassung doch durchaus volksthümlich. Das Nämliche gilt auch von dem „Philotas“ (1759), welcher, zunächst von Kleists „Seneka“ angeregt, die Idee des Opfertods für das Vaterland in einer Weise darstellt, in welchem der Grundzug des deutschen Wesens, die Schwärmerei, nicht zu verkennen ist, und dies war es auch, was Bodmer mit seinem praktischen Sinne verspottete (S. 616). Es ist das einzige Mal, wo Lessing diese ihm sonst fremde Saite anschlägt, aber freilich hatte er zugleich praktische Absichten dabei; er wollte einerseits die Vaterlandsliebe feiern, die eben damals, durch Friedrichs II. Großthaten angeregt, im deutschen Volke sich zu entwickeln begann, und andrerseits wollte er zeigen, daß die Tragödie auf die nothwendigste Handlung beschränkt werden könne, denn es ist allerdings kaum ein Drama zu finden, selbst Klopstocks „Tod Adams“ nicht ausgenommen (S. 616), in welchem die zum Grunde liegende Begebenheit so einfach und so ohne alle Verwickelung wäre *). Das Stück hat daher einen ganz lyrischen Charakter, wodurch es formell allen übrigen Dramen Lessings nachsteht, während es in der trefflichen und den Charakteren angemessenen Sprache selbst den bessern an die Seite gestellt werden darf.

Alle diese Dramen aber und selbst die „Miß Sara“, welche doch von so unermeßlichem und nachhaltigem Einflusse war, können nur als Vorboten einer größeren, lebenswarmeren Entwickelung angesehen werden, dessen erste Frucht wir in der „Minna von Barnhelm“ erblicken, in welcher er zuerst den Boden der Nationalität mit Entschiedenheit betrat. Schon bald nach Vollendung der „Miß Sara“ hatte er eingesehen, daß zu einem wahrhaft nationalen Drama nicht bloß volksthümliche Auffassung, sondern auch nationale Stoffe gehörten, an denen das gesammte Volk Interesse nehme, und er hatte aus diesem Grunde die Sage vom Doctor Faust dramatisch zu bearbeiten unternommen, wobei er ohne Zweifel zugleich auch die Absicht hatte, an das alte Volksschauspiel anzuknüpfen, von welchem diese Sage so häufig und mit so großem Erfolg behandelt worden war. Freilich war er zu verständig, als daß er unmittelbar auf das alte Drama zurückgegangen wäre; Lessing war nicht der Mann, irgend eine Entwickelung zu vernichten, wenn er es auch vermocht hätte; aber er fand in dem Versuch, das Alte mit dem Neuen organisch zu verknüpfen, so unüberwindliche Schwierigkeiten, daß er von demselben abstehen mußte, so lang und so eifrig er sich mit der Aufgabe beschäftigte: wenigstens blieben, wie es scheint, die zwei Bearbeitungen des Stoffs, die er angefangen hatte, unvollendet, und es ist uns nur von dem Einen ein kleines Fragment aufbewahrt worden, welches aber sehr bedauern läßt, daß das andere, wahrscheinlich mehr ausgearbeitete Stück gänzlich verloren gegangen ist.

Die Idee, ein nationales Drama zu schaffen, gab er aber keineswegs auf; er schlug nur einen andern Weg ein, auf welchem er auch seine Absicht in höchst glücklicher Weise erreichte. Statt nämlich auf das alte Drama zurückzugehen und es durch Aufnahme der bisherigen Entwickelung neu zu beleben, wie er es im „Faust“ beabsichtigt hatte, suchte er seinen Stoff in der unmittelbaren Gegenwart, zu dessen glücklicher und allseitiger Behandlung sein längerer Aufenthalt in Breslau nicht wenig beitrug, da er sich dort mitten im Getriebe des Soldatenlebens befand, welches ja damals den Mittel- und Glanzpunkt des deutschen Lebens bildete. Mit sicherem Blicke griff er gerade diejenigen Umstände auf, welche einem Drama Leben, Bewegung, allseitiges Interesse und zugleich eine höhere nationale Bedeutung geben konnten. Ehe wir auf diese näher eingehen, ist es nöthig, einen kurzen Ueberblick von dem Gange der „Minna von Barnhelm“ zu geben, denn es ist dieses vortreffliche Stück, von welchem wir jetzt zu berichten haben.

Tellheim, ein preußischer Major, hatte den Ständen eines sächsischen Kreises, bei denen er eine Contribution erheben sollte, die Summe, die sie erlegen

*) Der gefangene Philotas gibt sich den Tod, damit ihn sein Vater nicht gegen den ebenfalls gefangenen Sohn des feindlichen Königs auswechsele und dieser dadurch gezwungen würde, in alle Bedingungen einzugehen, die ihm gestellt werden möchten.

sollten, vorgeschossen, weil sie nicht im Stande waren, dieselbe aus eigenen Mitteln und ohne das Land zu Grund zu richten, herbeizuschaffen. Diese großmüthige That hatte auf Minna von Barnhelm, ein sehr reiches Fräulein dieser Gegend, einen so großen Eindruck gemacht, daß sie Alles aufbot, seine Bekanntschaft zu machen, mit dem Vorsatze, wie sie selbst sagt, ihn zu besitzen; Tellheim erkannte ihren Werth und sie verlobten sich. Nach geschlossenem Frieden wurde der Major verabschiedet, und als er den Wechsel, den er von den Ständen erhalten hatte, vorlegte, um denselben bestätigen zu lassen, ward die Schuld zwar anerkannt, aber der Staat machte Ansprüche auf den Wechsel, indem man ihn verdächtigte, als ob er sich von den Ständen habe bestechen lassen. Er wurde deshalb in Untersuchung gezogen, und gerieth während derselben in traurige Umstände. Um diese Zeit beginnt das Stück. Tellheim wohnt in einem Gasthofe; weil er schon längere Zeit nicht mehr hatte zahlen können, sucht der Wirth seiner los zu werden. Da eben eine vornehme Dame in dem Gasthofe abgestiegen war, läßt der Wirth Tellheims Sachen aus dem bisher von ihm bewohnten Zimmer fortschaffen, und in eine abgelegene Kammer bringen. Diese Dame ist das Fräulein von Barnhelm. Ueber die Handlungsweise des Wirths empört, dessen Haus er um jeden Preis verlassen will, verpfändet Tellheim seinen Brautring, welcher die Veranlassung wird, daß Minna die Anwesenheit ihres Verlobten erfährt, den aufzusuchen, sie in die Residenz gekommen war. Sie läßt ihn herbeiholen, aber Tellheim hält es mit seiner Ehre unverträglich, das Verhältniß mit dem Fräulein fortzusetzen: er, „der Verabschiedete, an seiner Ehre Gekränkte, der Krüppel, der Bettler" dürfe nicht mehr an eine Verbindung mit dem reichen, geachteten Fräulein denken (1, III). Da keine Vorstellungen seinen Entschluß zu ändern vermögen, entschließt sich Minna, ihn durch List davon abzubringen; sie gibt ihm vor, sie sei wegen ihrer Liebe zu ihm von ihrem Oheim enterbt worden. Sie hatte den edlen Mann wohl gekannt: so entschieden er das Verhältniß abbrechen wollte, als er sich für arm, sie für reich hielt, so entschieden dringt er jetzt darauf, daß sie sich seinem Schutz anvertraue, denn „wie sein eigenes Unglück ihn niederschlug, ihn ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig machte, so hebt ihn ihr Unglück wieder empor, er sieht wieder frei um sich, und fühlt sich willig und stark, Alles für sie zu unternehmen". Unterdessen erhält der Major ein Handschreiben des Königs, in welchem seine Unschuld, so wie sein Recht auf die Wechselschuld anerkannt und er aufgefordert wird, wieder Dienste zu nehmen; nun stellt sich das Fräulein, als ob sie jetzt ihrerseits von der Verbindung mit dem Major abstehen müsse, und beruft sich auf alle die Gründe, welche dieser früher vorgebracht hatte. Sie gibt ihm sogar den Brautring zurück. Freilich ist es der, welchen sie vom Wirth eingelöst hatte, aber Tellheim merkt es nicht; er geräth in Verzweiflung, und ist gegen jede Erklärung taub, die man ihm geben will. Mittlerweile kommt der Oheim des Fräuleins an; Tellheim, der ihn für ihren Verfolger hält, denkt jetzt nur daran, sie vor demselben zu schützen; sie erklärt ihm ihre List, das Mißverständniß mit dem Ring und der hereintretende Oheim findet zwei Glückliche.

In dem eben mitgetheilten Abrisse sind die Umstände angedeutet, die Lessing seinem Lustspiele zum Grunde legte, um ihm nationale Bedeutung zu geben, was offenbar sein Hauptzweck bei der Bearbeitung desselben war. Der siebenjährige Krieg, dem eben der Hubertsburger Friede ein für Preußen glorreiches Ende gemacht hatte (1763), hatte durch das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich eine allgemein nationale Bedeutung erhalten (S. 460); es war daher ein glücklicher Gedanke, an diesen Krieg anzuknüpfen, der den großen Hintergrund des ganzen Gemäldes bildet. Zugleich hatte er aber Alles, was sich auf den Krieg bezog, mit solcher Zartheit behandelt, daß sich auch der spezielle Patriotismus nirgends konnte verletzt fühlen, so daß es sogar möglich war, das Stück kurze Zeit nach seinem Erscheinen (1767) selbst in Wien aufzuführen*). Und wie der spezielle Patriotismus vor Allem das allgemeine Nationalgefühl tödtete, so war es zugleich mit die Absicht Lessings, dem Provinzialhaß, der namentlich in Preußen und Sachsen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, zu steuern; er wollte in den Charakteren und der Verbindung des Preußen Tellheim und des sächsischen Fräuleins von Barnhelm zeigen, daß der Haß zwischen den beiden Volksstämmen an sich unnatürlich sei und nicht in den Völkerschaften liege, sondern lediglich in den traurigen politischen Verhältnissen des Landes; er zeigte, daß der Nationalcharakter überall der nämliche sei, überall im Geiste der gemüthvollen Rechtlichkeit beruhe, weshalb er auch, um dies recht lebendig hervortreten zu lassen, einen grellen Gegensatz in dem französischen Industrieritter (1, II) vorführte. Durch die Einführung dieses Charakters hatte er aber auch die Absicht, die deutschen Fürsten, und wohl insbesondere Friedrich II. zu strafen, in dessen Heeren nicht wenige Franzosen zu finden waren, die zum Theil wohl Glücksritter der dargestellten Art sein mochten. Noch einen Umstand haben wir zu erwähnen, der nicht wenig beitrug, lebhafte Theilnahme für das Stück zu erregen. Nach dem Schluß des Friedens waren viele Krieger aus dem Heere entlassen und brodlos geworden. Es war kühn von Lessing, die Leiden eines solchen verdienten Soldaten darzustellen, und ob er gleich an einigen Stellen die Pille verzuckerte, so blieb die Anklage nichts desto weniger in ihrer ganzen Bitterkeit bestehen. Aber was der Regierung mißfallen mußte, das erwarb sich den ungetheilten Beifall der Soldaten und des Volks. So vereinigte die „Minna" Alles, was ihr nationale Bedeutung geben konnte, und man muß gestehen, daß Lessing mit der verständigsten Ueberlegung alle Umstände vereinigte, welche zur Erreichung seines Zwecks dienen konnten.

Aber nicht bloß in dieser Beziehung, auch in künstlerischer Hinsicht übertrifft die „Minna" Alles, was die deutsche Bühne bis dahin aufzuweisen hatte, Lessings eigene Dramen nicht ausgenommen. „In den zwei ersten Akten hat er ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei" (Göthe) und wenn auch gegen die Entwickelung nicht unbegründete Bedenken erhoben werden können, worunter namentlich das hervorzuheben ist, daß im

*) Wir dürfen dagegen nicht unerwähnt lassen, daß die preußische Regierung sich lange sträubte, die Aufführung zu erlauben. „Alle Einwendungen gegen die Aufführung", sagt K. Lessing im Leben seines Bruders, „liefen dahin aus, man könne zwar über Gott raisonniren und dogmatisiren, aber nicht über Regierung und Polizei."

dritten Aufzuge die eigentliche Handlung einigermaßen stockt, so hat Lessing gerade an dieser Stelle so viele andere Schönheiten entwickelt, daß man diesen Mangel leicht und gern übersieht, wie er ihn denn auch durch die vortreffliche Unterhaltung zwischen dem wackeren Wachtmeister und dem Kammermädchen Franziska glücklich zu verdecken wußte. Die Ausführung ist in jeder Beziehung meisterhaft. Zunächst haben wir die äußerst glückliche Durchführung der Charaktere zu rühmen. Mit Ausnahme des Franzosen und des gewinnsüchtigen Wirths sind alle Personen von edlem, tüchtigem Charakter; aber wenn sie auch darin verwandt sind, wie lebensvoll sind sie nicht individualisirt. Wir gehen nicht näher darauf ein, weil wir durch die unten mitgetheilten Stellen gerade diese Seite hervorgehoben haben und eine genauere Darlegung der Charaktere uns zu weit führen würde; dagegen müssen wir noch auf die Vortrefflichkeit des Dialogs aufmerksam machen, worin Lessing das glücklichste und selbstständigste Studium der alten und neuen Meister beurkundet. Die Gespräche entwickeln sich in der lebendigsten und freiesten Leichtigkeit, jede Frage, jede Antwort, jede Bemerkung ist ungezwungen herbeigeführt. Der Stoff ist mit der tiefsten Einsicht zwischen die redenden Personen vertheilt; die einzelnen Reden sind auf das Vollkommenste dem Charakter der Sprechenden angemessen, woraus sich eine Mannigfaltigkeit des Tons ergibt, durch welchen die Unterredung Leben und Bewegung erhält; der Ausdruck ist stets natürlich und wahr, bald edel, bald wieder einfach, ohne sich je in Schwulst oder Niedrigkeit zu verlieren; die Sprache ist überall leicht und gelenk, ja man kann sie wunderbar nennen, da die Sprache der gesellschaftlichen Unterhaltung in Deutschland damals noch vollständig unentwickelt war, und sie hier in einer merkwürdigen Entfaltung als eigenste Schöpfung Lessings erschien.

Durch die „Minna", und dies ist nicht ihr kleinstes Verdienst, wurde der erste Sieg der deutschen Literatur in Berlin erfochten, welches sich bis dahin gegen dieselbe noch äußerst gleichgültig gezeigt hatte; Lessing hatte, wie Devrient geistreich sagt, „den Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik wiederholt" (Gesch. d. deutschen Schauspielkunst 2, 143), denn von nun wurde das deutsche Theater auch von den gebildeten Ständen neben dem vom Hof bevorzugten französischen besucht, und durch das Drama wurden sie auch auf die übrigen Seiten der Literatur aufmerksam gemacht, für welche sich ein täglich steigerndes Interesse kund gab.

In „Emilia Galotti" (1772) scheint Lessing den nationalen Boden wieder zu verlassen, den er in der „Minna" so glücklich betreten hatte; denn während er in dieser nur deutsche Geschichte, deutsche Sitten und deutsche Verhältnisse vorführt (selbst der Franzose Riccaut ist ja eine Ausgeburt des deutschen Lebens), werden wir in der „Emilia" nach Italien versetzt und die eigentliche Begebenheit erinnert uns sogar an das alte Rom. Aber man würde Lessing und sein treffliches Trauerspiel ganz verkennen, wenn man die nationale Bedeutung desselben läugnen wollte. Nur hatte es zugleich einen politischen Zweck, und bloß um diesen nicht zu offen hervortreten zu lassen, versetzte er die dargestellte Begebenheit in ein fremdes Land, und zwar gerade in das, welches unter allen europäischen durch die Gleichheit der Schicksale, des Unglücks und der Zerrissenheit am leichtesten an Deutschland erinnern konnte. Uebrigens wenn er auch ein kleines italienisches Fürstenthum als die Localität nennt, in welcher die Begebenheit vorgeht, so ist das nebst den italienischen Namen der Personen und einigen wenigen localen Zügen (z. B. der Einführung von Banditen) Alles, was an Italien erinnert; man verändere diese Namen in deutsche und alsobald wird uns heimatliche Luft anwehen, wir werden vor Allem das Leben an den deutschen Höfen der damaligen Zeit leicht erkennen, wie denn in der That bei dem Erscheinen des Stücks manche Personen und Stellen auf die braunschweigischen Verhältnisse gedeutet wurden, obgleich sicher anzunehmen ist, daß Lessing eine solche nähere Bezeichnung nicht im Sinne hatte. Aber die allgemeine politische Bedeutung des Stücks wurde auch tief gefühlt, als es erschien, und wenn Göthe in seinem Leben sagt: „Den entscheidendsten Schritt gegen die Großen that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höhern Regionen schneidend und bitter geschildert worden sind", so schrieb er dies ohne Zweifel unter dem Einflusse der Erinnerung an die ungeheuere Wirkung, welche die „Emilia" hervorbrachte, und es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß diese einen tiefgreifenden Einfluß auf die politische Entwickelung des Volks ausübte und es namentlich daran gewöhnte, die Persönlichkeit der Fürsten freier zu beurtheilen.

Lessing war jedoch zu tief künstlerisch gebildet, als daß er seine nächste Absicht so deutlich oder vielmehr so roh hingestellt hätte; er, der die Hamburgische Dramaturgie verfaßt hatte, war von der Nothwendigkeit einer sich selbst genügenden künstlerischen Gestaltung viel zu sehr durchdrungen, um in einen solchen, in den gemeinsten Fehler des dramatischen Dichters zu verfallen. Seine „Emilia" sollte die angegebene Wirkung hervorbringen, ohne daß die Absicht je ausgesprochen, ja nur angedeutet würde, und er führte das Drama in einer Weise aus, als ob die künstlerische Gestaltung sein einziger Zweck gewesen wäre. Wenn es die Aufgabe der Tragödie ist, den Menschen im Kampfe mit dem gewaltigen Schicksale zu zeigen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", so ist die „Emilia" eine Tragödie im wahren Sinne des Worts. Nicht der tragische Ausgang, der überhaupt für die Tragödie keineswegs unumgänglich nothwendig ist, macht die „Emilia" zu einer solchen, sondern das, daß durch den Tod der Heldin des Stücks der Sieg des sittlichen Prinzips über die Unsittlichkeit gewahrt wird. Emilia Galotti, die verlobte Braut des Grafen Appiani, erregt die Leidenschaft des Prinzen von Guastalla, die ihn um so mächtiger ergreift, als er keine Möglichkeit sieht, sie zu befriedigen. Der Kammerherr Marinelli, der sich durch die immer glückliche Leitung der Liebesabenteuer des Prinzen ungemessenen Einfluß erworben hatte, bietet, um diesen nicht auf einmal zu verlieren, Alles auf, die neue Leidenschaft zu befriedigen (2, 1); von dem Prinzen mit unbeschränkter Vollmacht hiezu versehen, läßt er, um das mächtigste Hinderniß aus dem Wege zu räumen, den Grafen Appiani ermorden, gerade als derselbe mit seiner Braut auf sein Schloß fuhr, wo er sich mit ihr wollte trauen lassen, und benutzt diesen Umstand, um sie dem Prinzen in die Hände zu liefern. Unter dem Schein ihr beizustehen, wird sie von Marinellis Leuten auf

ein Lustschloß des Prinzen gebracht; und als ihr Vater Odoardo herzueilt, sie von dem Orte des Unglücks zu entfernen, werden ihm Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Der Mord des Grafen fordere Untersuchung; Emilia und ihre Mutter, die bei der That gegenwärtig gewesen, müßten einvernommen, aber auch, um den gesetzlichen Formen zu genügen, getrennt werden. Odoardo, der seitdem erfahren, daß der Prinz Emilien mit Liebesanträgen verfolgt habe (er hatte ihr in der Kirche auf die zudringlichste Weise seine Liebe erklärt), erkennt den Zusammenhang der Dinge; er verlangt eine geheime Unterredung mit seiner Tochter, in welcher er ihr die Absicht des Prinzen, sie von den Eltern zu trennen, mittheilt. Emilia, welche sich des Eindrucks gar wohl bewußt ist, den der Prinz auf sie gemacht, erkennt die Größe der Gefahr, in welcher sie schwebt; der Tod allein kann sie aus derselben befreien; ihr Vater durchbohrt sie (2, 11).

Wir haben in dieser kurzen Uebersicht die wichtigsten Motive hervorgehoben, welche das Ende herbeiführen, und wir hoffen, daß trotz der Kürze, die wir uns auflegen mußten, klar hervorgehen wird, wie eine andere Auflösung künstlerisch und psychologisch durchaus unmöglich war, und jenes oben mitgetheilte Urtheil Woltmanns vollkommen gerechtfertigt erscheint. Dieser trefflichen, auf der tiefsten Berechnung gegründeten Anlage des Stücks entspricht die Ausführung auf das Vollkommenste, und wir müssen namentlich hervorheben, was übrigens von allen späteren Dramen Lessings gilt, daß die Seelenzustände der Personen in meisterhafter Weise geschildert sind; und man sieht vorzüglich darin, daß eine neue, größere Zeit herangebrochen ist. Während selbst bei den besseren Dichtern, die ihm vorangingen, dies immer nur in ungenügender Weise geschah und die längsten Reden nicht im Stande waren, die besondere Seelenstimmung der Personen klar oder ergreifend hervortreten zu lassen, werden uns in der „Emilia" oft nur durch einige Worte, die unabsichtlich hingeworfen zu sein scheinen, die verborgensten Tiefen des Herzens eröffnet. Hatten frühere Dichter wohl auch schon die Sprache der Leidenschaft getroffen, so hatte doch noch keiner die Leidenschaft selbst in solcher hinreißenden Wahrheit erfaßt. Die Charaktere sind ohne Ausnahme vortrefflich gehalten, voll Leben und Wahrheit. Der Prinz ist bei der Sinnlichkeit, die ihn beherrscht und manche gute Eigenschaft verdunkelt, zum Werkzeug des schlauesten Intriganten geworden, der ihn von der Thorheit zum Laster, vom Laster zum Verbrechen führt*). Marinelli hat dessen sittliche Kraft so sehr gebrochen, daß er sich auch dann nicht zu erheben vermag, als Emiliens Tod ihm die entsetzlichen Folgen seines frevelhaften Spiels zeigt. Zu schwach, um Reue zu fühlen, kann er nur Worte der Anklage gegen den Verführer finden, Worte, aus denen wir die vollkommenste Ueberzeugung schöpfen, daß es dem verbannten Marinelli nicht schwer werden wird, sich wieder zum unentbehrlichen Freund zu machen. Die sittliche Schwäche des Prinzen hat Lessing durch einen glücklichen Gegensatz in ihrer ganzen Größe hervortreten lassen. Piero, ein Diener Odoardos, war früher ein Spießgeselle des Banditen Angelo, welchen Marinelli zum Morde Appianis gedungen hat. Dieser sucht ihn auf, um von ihm Erkundigungen einzuziehen; als Piero, der seit einiger Zeit in sich gegangen zu sein schien, merkt, worauf es abgesehen ist, will er die Theilnahme an dem neuen Verbrechen zurückweisen, aber die Drohungen Angelos, der ihn mit Einem Worte verderben kann, reißen ihn unwiderstehlich hin. „Thu, was Du nicht lassen kannst!" ruft ihm der abgehende Angelo zu; von Entsetzen ergriffen, von seiner Ohnmacht, das Böse zu bekämpfen, durchschauert, bricht er in die Worte aus: „Ha! Laß dich den Teufel bei Einem Haare fassen; und du bist sein auf ewig! Ich Unglücklicher!" Das ist der Schrei der Verzweiflung eines Menschen, der sich aus dem Schlamme des Lasters reißen will und sich darin gebannt findet; der Ausruf des Prinzen vor dem Leichname Emiliens ist die Sprache eines Erbärmlichen, der sich seiner eigenen Schwäche bewußt ist und nicht einmal den Versuch macht, sie zu besiegen. Wie viel höher steht Piero, als der Prinz, und wie trefflich hat Lessing die sittliche Erbärmlichkeit des letztern durch diesen Gegensatz hervortreten lassen, den er so einfach und so ungesucht herbeigeführt hat.

Eben so trefflich sind die übrigen Charaktere gehalten, in die näher einzugehen uns jedoch der Raum verbietet; wir müssen uns darauf beschränken, sie in kurzen Zügen zu skizziren. Marinelli ist einer von den Menschen, welche die großen Gaben, mit denen sie die Natur reichlich begabt hat, lediglich zum Bösen verwenden; in einem calabresischen Dorfe geboren, wäre er Räuberhauptmann, in Paris oder London ein Dieb geworden; als Adeliger in das Treiben eines kleinen Hofes gebracht, wurde er ein Intriguant, als welcher er eine so tiefe Menschenkenntniß, eine solche Selbstbeherrschung, einen so unerschöpflichen Reichthum an Hülfsmitteln aller Art entwickelte, daß er in jeder ehrenhaften Stellung mit der halben Mühe Bedeutendes geleistet haben würde. Die Gräfin Orsina, welche bis dahin die erklärte Geliebte des Prinzen gewesen, und die der Dichter vortrefflich zu benutzen weiß, um die Katastrophe herbeizuführen, indem sie dem Vater Emiliens den Abgrund zeigt, der sich vor seiner Tochter eröffnet, ist mit Meisterhand gezeichnet. Sie hat sich zwar dem Prinzen hingegeben, aber sie ist keine gemeine Natur; sie hat, von der glühendsten Leidenschaft hingerissen, ihrer Liebe Alles aufgeopfert, und sinkt vernichtet zusammen, als der Prinz sich von ihr abwendet. Claudia Galotti, Emiliens Mutter, ist der vortrefflichste Typus von gewöhnlichen Müttern, die bei aller Gutherzigkeit und wahrer Mutterliebe durch ihre Eitelkeit und ihre Schwäche die Ihrigen oft in das Verderben stürzen. Alle diese Personen, und so auch der treffliche Odoardo mit seinem ernsten, bei aller Tiefe des Gefühls dennoch beinahe rauhem Wesen, haben einen schön abgeschlossenen Charakter; die Welt und die Erfahrung haben ihn ausgebildet. Nur in Emilia entfaltet er sich erst während der Handlung. Sie ist bei dem Beginn derselben noch ein Kind, das sich sorgenlos der Leitung ihrer Eltern überläßt und eben so sorgenlos der Verbindung mit dem edlen, von ihr verehrten Appiani entgegengeht; aber plötzlich aus dieser kindlichen Unbefangenheit herausgerissen, bringen die Leidenschaft (denn der Prinz hat

*) Es ist bedeutsam, daß der Prinz, als Marinelli von dem Ueberfalle des Grafen durch den Banditen Angelo berichtet, kein Wort des Abscheus laut werden läßt, obgleich der Bandit wegen einer frühern Mordthat gerade im Gebiete des Prinzen für vogelfrei erklärt worden war.

allerdings tiefen Eindruck auf sie gemacht), das Entsetzen über das vor ihren Augen begangene Verbrechen die in ihr liegenden Keime zur schnellsten Entwickelung. Was sie vorher kaum geahnt hatte, ist ihr jetzt zum deutlichsten Bewußtsein geworden; sie erkennt das Verderben, das sie umlauert, sie erkennt ihre eigene Gebrechlichkeit, sie fühlt die Macht der sinnlichen Gluth, die der Prinz in ihr erregt, daß ihr nur der Tod übrig bleibt, um ihr besseres Selbst zu retten.

Hat Lessing in der „Emilia" die ursprüngliche Tendenz derselben mit allen Mitteln der Kunst zu verdecken gesucht, so hat er dagegen im „Nathan", seinem letzten Drama, seine eigentliche Absicht geradezu ausgesprochen. Doch hat er deshalb den künstlerischen Standpunkt keineswegs verloren, wie es bei Dichtern von Tendenzstücken so häufig der Fall ist; vielmehr ist der „Nathan" zugleich ein kunstgerechtes Drama, eine Tragödie in der umfassenderen Bedeutung des Worts; es läßt weder in der Anlage, noch in der Ausführung, noch endlich in der Zeichnung der Charaktere etwas zu wünschen übrig. Doch liegt die außerordentliche Wirkung des Stückes nicht in dessen künstlerischen Form, sondern in der darin durchgeführten Idee, und wir haben daher auch diese vor Allem ins Auge zu fassen. Aus seinen Streitigkeiten mit dem Hauptpastor Götz in Hamburg hervorgegangen, auf welche wir später zurückkommen, hat Lessing im „Nathan" die Duldung verherrlichen und predigen wollen, er hat zeigen wollen, daß nicht die zum Theil zufälligen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes das Wesen der Religion bilden, sondern vielmehr die wahre, ungeheuchelte Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen. Er hat darin zeigen wollen, daß das starre Festhalten an dem äußeren Bekenntniß den Menschen in die traurigsten Irrthümer führen, ihn verhärten und zu jedem tieferen Gefühl unfähig machen kann. Er wollte zeigen, daß wahre Frömmigkeit, die nicht bloß in den Worten, sondern in den Werken beruht, an kein Glaubensbekenntniß gebunden, vor Allem aber, daß es ein frevelhaftes Beginnen sei, diese oder jene Religion für die alleinseligmachende und in Folge dessen die Bekenner der übrigen ohne Ausnahme für Gottverfluchte zu erklären, welche die ewige Verdammniß in jenem Leben treffe. Es ist mit Einem Worte die Idee der reinsten Humanität, welche Lessing im „Nathan" verkündigt, und deshalb konnte er von seinem Werke mit voller Ueberzeugung sagen: „Heil und Glück dem Orte, wo es zuerst aufgeführt werden wird."

Daß eine Novelle des Boccaccio die Grundlage des „Nathan" bildet, ist bekannt; wir erkennen auch in der dem italienischen Dichter entnommenen Erzählung von den drei Ringen den Mittelpunkt des Ganzen (3). Alles Uebrige dient nur dazu, die darin enthaltene Wahrheit zur höchsten Anschaulichkeit zu bringen und die Ueberzeugung zu vollenden, welche jene Erzählung an sich schon in Jedem hervorrufen muß, der sich nicht absichtlich in engherzige Vorurtheile verschanzt. In keinem andern Drama Lessings tritt uns eine so wohlthätige Gefühlswärme entgegen, als im Nathan; wir erkennen, daß der Dichter nicht nur seinen klaren Geist, seine künstlerische Bildung, sondern auch sein liebenswürdiges Gemüth hineingelegt hat, das so feurig für die Menschheit schlug, so gern sich der Unterdrückten annahm.

1. Aus „Minna von Barnhelm".

I. Erster Aufzug. Achter Auftritt.

Just. v. Tellheim.

v. Tellh. Bist Du da?

Just (indem er sich die Augen wischt). Ja!

v. Tellh. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellh. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellh. Was willst Du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellh. Ich kann Dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und lieset:) „Was der Herr Major mir schuldig: Drey und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, 21 Thaler. Seit dem ersten dieses, an Kleinigkeiten ausgelegt, 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum, 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellh. Noch mehr? (lieset) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt, 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt, 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater, auf meine Bitte, vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum, 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major schuldig, 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, Du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorne Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverey nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellh. Wofür siehst Du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will Dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bey dem Du es besser haben sollst, als bey mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellh. Weil ich Dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bey Ihnen; ich muß bey Ihnen bleiben. —

v. Tellh. Und Deine Hartnäckigkeit, Dein Trotz, Dein wildes ungestümes Wesen gegen alle, von denen Du meinest, daß sie Dir nichts zu sagen haben, Deine tückische Schadenfreude, Deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Demmerung an dem Kanale, und hörte etwas winseln. Ich stieg hinab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her, und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu

guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu seyn.

v. Tellh. (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben beysammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kömmt, — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellh. Just, wir bleiben nicht beysammen.

Just. Schon gut!

II. **Zweiter Aufzug. Neunter Auftritt.**

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräul. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellh. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie sind es. —

Das Fräul. Welche Umstände! Was wir uns zu sagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellh. Sie hier? Was suchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräul. Nichts suche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich suchte, habe ich gefunden.

v. Tellh. (zurückweichend). Sie suchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen — Elenden.

Das Fräul. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine Andere?

v. Tellh. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine Andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräul. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reitze darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine Andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellh. Recht, gnädiges Fräulein; der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! — Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens seyn würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein! —

Das Fräul. Versteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellh. Jede, mein Fräulein —

Das Fräul. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts, als einem trocknen Ja oder Nein?

v. Tellh. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräul. Sie können es. — Gut: ohngeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tell. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräul. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellh. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräul. Sie können; Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. Lieben Sie mich noch, Tellheim? Ja, oder Nein.

v. Tellh. Wenn mein Herz —

Das Fräul. Ja, oder Nein!

v. Tellh. Nun, Ja!

Das Fräul. Ja?

v. Tellh. Ja, ja! — Allein —

Das Fräul. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sey sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellh. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräul. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglücke zu sprechen —

v. Tellh. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

Das Fräul. O, mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen Sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellh. Wohl denn; so hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trift ein. — Aber Sie meinen, ich sey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröfnet standen; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wann er schon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim bin ich eben so wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen. — Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie sich: wollen Sie diesem Wort halten? —

Das Fräul. Das klingt sehr tragisch! Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarret, — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem sie ihn bey der Hand ergreift.)

v. Tellh. (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schlägt, und sich von ihr abwendet). Das ist zu viel! — Wo bin ich? Lassen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich: — Lassen Sie mich.

Das Fräul. Was ist Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellh. Von Ihnen! —

Das Fräul. Von mir? (indem sie seine Hand an ihre Brust zieht) Träumer!

v. Tellh. Die Verzweiflung wird mich tod zu ihren Füßen werfen.

Das Fräul. Von mir?

v. Tellh. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu sehen. — Oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (reißt sich los, und ab.)

Das Fräul. (ihm nach). Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

III. **Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt.**

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.

Ricc. (noch innerhalb der Scene). **Est-il permis, Monsieur le Major?**

Franc. Was ist das? Will das zu uns? (gegen die Thüre gehend)

Ricc. Parbleu! Ik bin unriktig. — Mais non — Ik bin nit unriktig — C'est sa chambre —

Franc. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieser Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Ricc. Iß so! Le Major de Tellheim, juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où est-il?

Franc. Er wohnt nicht mehr hier.

Ricc. Comment? nok vor vier un swanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräul. (die auf ihn zukömmt). Mein Herr, —

Ricc. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihro Gnad verzeih —

Das Fräul. Mein Herr, Ihre Irrung ist sehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung sehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, sein Zimmer zu überlassen.

Ricc. Ah voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräul. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich schämen, es nicht zu wissen.

Ricc. Ihro Gnad nit wiß? C'est dommage, j'en suis fâché.

Das Fräul. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen sollen. Freylich werden ihn seine Freunde noch hier suchen.

Ricc. Ik bin sehr von seine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräul. Franciska, weißt Du es nicht?

Franc. Nein, gnädiges Fräulein.

Ricc. Ik hätt ihn zu sprek, sehr nothwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er sehr frölik seyn wird.

Das Fräul. Ich betauere um so viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald, ihn zu sprechen. Ist es gleichviel, aus wessen Munde er diese gute Nachricht erfährt, so erbiete ich mich, mein Herr —

Ricc. Ik versteh. — Mademoiselle parle françois? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande étoit bien impolie; vous me pardonnerés, Mademoiselle. —

Das Fräul. Mein Herr —

Ricc. Nit? Sie sprek nit Französisch, Ihro Gnad?

Das Fräul. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr, und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Ricc. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutsch explicire. — Sachés donc, Mademoiselle, — Ihro Gnad soll also wiß, daß ik komm von die Tafel bey der Minister — Minister von — Minister von — wie heiß der Minister da drauß? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräul. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Ricc. Nun, die Minister von die Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag gespeisen; ik speisen à l'ordinaire bey ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Ministre m'a dit en confidence, car Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Exellenz, will ik sag, haben mir vertrau, daß die Sak von unserm Major sey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf resolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout depend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et Vous me connaissés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aimés? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse, et non pas un honnêt-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me dépars jamais. — Was sag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le coeur bien placé! Er hat mir au reste versiker, wenn der Major nit schon bekommen habe une Lettre de la main — eine Köniklike Handbrief, daß er heut infailliblement müsse bekommen einen.

Das Fräul. Gewiß, mein Herr, diese Nachricht wird dem Major von Tellheim höchst angenehm seyn. Ich wünschte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der so viel Antheil an seinem Glücke nimmt. —

Ricc. Mein Namen wünscht Ihro Gnad? — Vous voyés en moi — Ihro Gnad seh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or. Ihro Gnad steh verwundert, mik aus so ein groß, groß Familie zu hören, qui est veritablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le Cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet Sr. Päbstliken Eiliheit, der Republik St. Marino, der Kron Pohlen, und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vû ce pais-la! Hätte man mik gelaß im Dienst von den Staaten-General, so müßt ik nun seyn aufs wenikst Oberst. Aber so hier immer und ewik Capitaine geblieben, und nun gar seyn ein abgedankte Capitaine —

Das Fräul. Das ist viel Unglück.

Ricc. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et parla mis sur le pavé!

Das Fräul. Ich beklage sehr.

Ricc. Vous étes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn sik hier nit auf den Verdienst. Einen Mann, wie mik, su reformir! Einen Mann, der sik nok dasu in diesem Dienst hat rouinir! — Ik haben dabey sugesetzt, mehr als swansik tausend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-a vis du rien! —

Das Fräul. Es thut mir ungemein leid.

Ricc. Vous étes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg su sagen: ein jeder Unglück schlepp nak sik seine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: so mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Resource, als das Spiel? Nun hab ik immer gespielen mit Glück, so lang ik hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthen, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit fünfsehn Tag iß vergangen keine, wo sie mik nit hab gesprenkt. Nok gestern hab sie mik gesprenkt dreymal. Je sais bien, qu'il-y-avait quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes pointeurs se trouvoient certaines dames — Ik will niks weiter sag. Man muß seyn galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir su geben revanche; mais — Vous m'entendés, Mademoiselle — Man muß erst wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon su spielen. —

Das Fräul. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Ricc. Vous étes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräul. (nimmt die Franciska bey Seite). Franciska, der Mann tauert mich im Ernste. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböthe?

Franc. Der sieht mir nicht darnach aus.

Das Fräul. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie spielen, daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen ist. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel sehr liebe, —

Ricc. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit áiment le jeu à la fureur.

Das Fräul. Daß ich sehr gern gewinne; sehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu spielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in

Gesellschaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Ricc. **Comment, Mademoiselle, Vous voulés être de moitié avec moi? De tout mon coeur.**

Das Fräul. Vors erste nur mit einer Kleinigkeit — (geht und langt Geld aus ihrer Schatulle)

Ricc. **Ah, Mademoiselle, que vous étes charmante!** —

Das Fräul. Hier habe ich, was ich ohnlängst gewonnen; nur zehn Pistolen — ich muß mich zwar schämen, so wenig —

Ricc. **Donnés toujours, Mademoiselle, donnés.** (nimmt es)

Das Fräul. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, sehr ansehnlich ist —

Ricc. Ja wohl, sehr ansehnlik. Sehn Pistol? Ihr Gnad soll seyn dafür **interessir** bey meiner Bank auf ein Dreytheil, **pour le tiers.** Swar auf ein Dreytheil sollen seyn — etwas mehr. Dok mit einer schöne Damen muß man es nehmen nit so genau. Ik gratulir mik, zu kommen dadurk in **liaison** mit Ihro Gnad, **et de ce moment je recommence a bien augurer de ma fortune.**

Das Fräul. Ich kann aber nicht dabey seyn, wenn Sie spielen, mein Herr.

Ricc. Was brauk Ihro Gnad dabey su seyn? Wir andern Spieler sind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräul. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglückich —

Ricc. So komm ik holen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräul. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie daher unser Geld ja wohl, mein Herr.

Ricc. Wofür seh mik Ihro Gnad an? für ein Einfaltspinse? für eine dumme Teuff?

Das Fräul. Verzeihen Sie mir —

Ricc. **Je suis des Bons, Mademoiselle. Savés-vous ce que cela veut dire?** Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräul. Aber doch wohl, mein Herr —

Ricc. **Je sais monter un coup** —

Das Fräul. (verwundernd). Sollten Sie?

Ricc. **Je file la carte avec une adresse** —

Das Fräul. Nimmermehr!

Ricc. **Je fais sauter la coupe avec une dexterité.** —

Das Fräul. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Ricc. Was nit? Ihro Gnad, was nit? **Donnés-moi un pigeonneau à plumer, et** —

Das Fräul. Falsch spielen? betrügen?

Ricc. **Comment, Mademoiselle? Vous appellés cela** betrügen? **Corriger la fortune, l'enchainer sous les doits, etre sûr de son fait,** das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deütsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräul. Nein, mein Herr, wenn Sie so denken —

Ricc. **Laissés-moi faire, Mademoiselle,** und seyn Sie ruhig! Was gehn Sie an, wie ik spiel? — Gnug, morgen entweder sehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Pistol, oder seh mik wieder gar nit — **Votre très-humble, Mademoiselle, votre très-humble** — (eilends ab).

Das Fräul. (die ihm mit Erstaunen und Verdruß nachsieht). Ich wünsche das letzte, mein Herr, das letzte.

2. Aus „Emilia Galotti".

I. Erster Aufzug. Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Mar. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Lust, auszufahren. Der Morgen war so schön. — Aber nun ist er ja wohl verstrichen, und die Lust ist mir vergangen. — (Nach einem kurzen Stillschweigen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

Mar. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfinn Orsina ist gestern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch schon ihr guter Morgen (auf ihren Brief zeigend). Oder was es sonst seyn mag. Ich bin gar nicht neugierig darauf. Sie haben sie gesprochen?

Mar. Bin ich, leider, nicht ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernste zu lieben, Prinz: so — —

Der Prinz. Nichts verschworen, Marinelli!

Mar. Ja? In der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! so mag die Gräfinn auch so Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, sehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzessinn von Massa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel vors erste abbreche.

Mar. Wenn es nur das wäre: so müßte freylich Orsina sich in ihr Schicksal ebensowohl zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Der Prinz. Das ohnstreitig härter ist, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteresse. Ihres darf sie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verschenken.

Mar. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfinn: wenn es weiter nichts als eine Gemahlinn ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführet? Neben so einer Gemahlinn sieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlinn fürchtet sie aufgeopfert zu seyn, sondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Mar. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern wahrlich hat sie mich sonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge: und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Der Prinz. So wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wär sie es, früher oder später, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr. — Von etwas anderm! — Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Mar. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — ist nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich soll ja noch hören, daß er versprochen ist.

Mar. Die Sache ist sehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber so geht es den Empfindsamen! — Die Liebe spielet ihnen immer die schlimmsten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer sich den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht, so ganz überlassen darf; — ich dächte, der wär eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bey alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben so wenig als er Sie — bey alle dem ist er doch ein sehr wür-

diger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Mar. Wenn es nicht zu spät ist. Denn, so viel ich höre, ist sein Plan gar nicht, bey Hofe sein Glück zu machen. — Er will mit seiner Gebietherinn nach seinen Thälern von Piemont: — Gemsen zu jagen, auf den Alpen; und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beßres thun? Hier ist es durch das Mißbündniß, welches er trift, mit ihm doch aus. Der Zirkel der ersten Häuser ist ihm von nun an verschlossen.

Der Prinz. Mit euern ersten Häusern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht selten die Dürftigkeit herrschet! — Aber so nennen Sie mir sie doch, der er dieses so große Opfer bringt.

Mar. Es ist eine gewisse Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Ein gewisse —

Mar. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Mar. Zuverlässig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, sag' ich; das ist nicht; das kann nicht seyn. — Sie irren sich in dem Namen. — Das Geschlecht der Galotti ist groß. — Eine Galotti kann es seyn; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Mar. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie sagten ohnedem, eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen —

Mar. Sie sind außer sich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn diese Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Obersten Galotti, bey Sabionetta?

Mar. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnet?

Mar. Eben die.

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Mar. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte (indem er nach dem Portrait springt, und es dem Marinelli in die Hand giebt) — Da! — Diese? Diese Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die" noch einmal, und stoß mir den Dolch ins Herz!

Mar. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Diese? — Diese Emilia Galotti wird heute — —

Mar. Gräfinn Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand, und wirft es bey Seite.) Die Trauung geschieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bey Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz (der sich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft). So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Mar. Aber was ist Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz (der gegen ihn wieder aufspringt). Verräther! — was mir ist? — Nun ja, ich liebe sie; ich bete sie an. Mögt ihr es doch wissen! mögt ihr es doch längst gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orsina schimpfliche Fesseln lieber ewig tragen sollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie so oft mich Ihrer innigsten Freundschaft versicherten — O, ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — Daß Sie, Sie, so treulos, so hämisch mir bis auf diesen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — so werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Mar. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erstaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieser Liebe das geringste gewußt, das geringste vermuthet habe; so möge weder Engel noch Heiliger von mir wissen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orsina schwören. Ihr Verdacht schweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er sich ihm in die Arme wirft) und betauern Sie mich.

Mar. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürsten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!" — Und die Ursache, wenn dem so ist? — Weil sie keinen haben wollen. — Heute beehren sie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimsten Wünsche mit, schließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen sind wir ihnen wieder so fremd, als hätten sie nie ein Wort mit uns gewechselt.

Der Prinz. Ah, Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte?

Mar. Und also wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Quaal gestanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe ist vergebens gewesen, sie ein zweytesmal zu sprechen. —

Mar. Und das erstemal —

Der Prinz. Sprach ich sie — O, ich komme von Sinnen! Und ich soll Ihnen noch lange erzählen? — Sie sehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.

Mar. Retten? ist da viel zu retten? — Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfinn Appiani. Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweyten: — und solche Waaren nicht selten aus der zweyten um so viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernsthaft, Marinelli, ernsthaft, oder —

Mar. Freylich auch um so viel schlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverschämt!

Mar. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. Ja, so müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebster, bester Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wann Sie an meiner Stelle wären?

Mar. Vor allen Dingen, eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit ansehen; — und mir sagen, daß ich nicht vergebens seyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch absehe. — Heute, sagen Sie? schon heute?

Mar. Erst heute — soll es geschehen. Und nur geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. — (Nach einer kurzen Ueberlegung) Wollen Sie mir freye Hand lassen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was diesen Streich abwenden kann.

Mar. So lassen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbey. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: so denk ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Gesandten nach Massa schicken? Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte seyn; mit dem Beding, daß er noch heute abreiset. — Verstehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich sogleich in den Wagen. (Marinelli geht ab.)

II. Fünfter Aufzug. Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emil. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — und Sie so unruhig, mein Vater?

Odoar. Und du so ruhig, meine Tochter? —

Emil. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist

nichts verloren: oder alles. Ruhig seyn können, und ruhig seyn müssen; kömmt es nicht auf eines?

Odoar. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

Emil. Daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig seyn müssen, mein Vater.

Odoar. Und du wärest ruhig, weil du ruhig seyn mußt? — Wer bist Du? Ein Mädchen? und meine Tochter? — So sollte der Mann, und der Vater sich wohl vor Dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennest Du, alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emil. Und warum er todt ist! Warum! Ha, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoar. Voraus; — wann wir anders ihr nachkommen.

Emil. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoar. Fliehen? — Was hätt es dann für Noth? — Du bist, Du bleibst in den Händen Deines Räubers.

Emil. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoar. Und allein, ohne Deine Mutter; ohne mich.

Emil. Ich allein in seinen Händen? Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoar. Ich meyne, Du bist ruhig, mein Kind.

Emil. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig seyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoar. Ha, wenn Du so denkest! Laß Dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an Euch, als an Uns. — Ha, wenn das Deine Ruhe ist: so habe ich meine in ihr wieder gefunden! — Laß Dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, — o des höllischen Gauckelspieles! — reißt er Dich aus unsern Armen, und bringt Dich zur Grimaldi.

Emil. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen; will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoar. Ich ward auch so wütend, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchstoßen.

Emil. Um des Himmels Willen nicht, mein Vater! Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoar. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emil. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleich viel.

Odoar. Was? Dahin wär es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Besinne Dich. — Auch Du hast nur ein Leben zu verlieren.

Emil. Und nur eine Unschuld!

Odoar. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emil. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoar. Und wenn Du ihn kenntest diesen Dolch! —

Emil. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoar. Wenn ich Dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emil. Und da! (im Begriffe, sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoar. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für Deine Hand.

Emil. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekömmt die Rose zu fassen) Du noch hier? — Herunter mit Dir! Du gehörest nicht in das Haar Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!

Odoar. O, meine Tochter! —

Emil. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? (In einem bittern Tone, während deß sie die Rose zerflickt.) Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweytenmal das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter giebt es keine mehr!

Odoar. Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will sinken, und er faßt sie in seine Arme.)

Emil. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten). Was ist das? — Ist Emilien nicht wohl?

Odoar. Sehr wohl; sehr wohl!

Der Prinz (indem er näher kömmt). Was seh' ich? — Entsetzen!

Mar. Weh mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoar. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emil. Nicht Sie, mein Vater — Ich selbst — ich selbst —

Odoar. Nicht Du, meine Tochter; — nicht Du! — gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht Du, meine Tochter! Dein Vater, Dein unglücklicher Vater!

Emil. Ah — mein Vater — (Sie stirbt, und er legt sie sanft auf den Boden.)

Odoar. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reitzt sie noch Ihre Lüste? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreyet? (Nach einer Pause) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schaale Tragödie zu beschließen? Sie irren sich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe und erwarte Sie, als Richter — und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller! —

Der Prinz (nach einigem Stillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli) Hier! heb' ihn auf. — Nun? Du bedenkst Dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt) Nein, Dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh, Dich auf ewig zu verbergen! — Geh! sag' ich. — Gott! Gott! — Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihrem Freund verstellen?

3. Aus „Nathan“.

Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sal. (im Hereintreten, gegen die Thüre).
Hier bringt den Juden her, so bald er kömmt.
Er scheint sich eben nicht zu übereilen.
Sit. Er war wohl auch nicht bey der Hand; nicht gleich
Zu finden. Sal. Schwester! Schwester! Sit. Thust du doch
Als stünde dir ein Treffen vor. Sal. Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen; soll auf Glatteiß führen.
Wenn hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzuborgen? Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen? Sit. Jede Kleinigkeit, zu sehr
Verschmäht, die rächt sich, Bruder. Sal. Leider wahr. —
Und wenn nun dieser Jude gar der gute,
Vernünftge Mann ist, wie der Derwisch dir
Ihn ehedem beschrieben? Sit. O nun dann!
Was hat es dann für Noth? Die Schlinge liegt
Ja nur dem geitzigen, besorglichen
Furchtsamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weisen Manne. Dieser ist ja so
Schon unser ohne Schlinge. Das Vergnügen
Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausredt;
Mit welcher dreisten Stärk' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher schlauen Vorsicht er die Netze
Vorbey sich windet: dieß Vergnügen hast
Du obendrein. Sal. Nun, das ist wahr. Gewiß,
Ich freue mich darauf. Sit. So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Ists einer aus der Menge blos; ists blos
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirst du dich doch nicht schämen, so zu scheinen
Wie er die Menschen all sich denkt? Vielmehr;
Wer sich ihm besser zeigt, der zeigt sich ihm
Als Geck, als Narr. Sal. So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke? Sit. Traun! wenn du schlecht handeln nennst,
Ein jedes Ding nach seiner Art zu brauchen.
Sal. Was hätt ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beschönen wüßte! Sit. Zu beschönen!
Sal. Das feine, spitze Ding, besorg ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt seyn, wie's erfunden ist:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mags doch nur, mags! Ich tanze wie ich kann;
Und könnt' es freylich, lieber — schlechter noch
Als besser. Sit. Trau dir auch nur nicht zu wenig!
Ich stehe dir für dich! Wenn du nur willst! —
Daß uns die Männer deines gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht.
Der Löwe schämt sich freylich, wenn er mit
Dem Fuchse jagt: des Fuchses, nicht der List.
Sal. Und daß die Weiber doch so gern den Mann
Zu sich herunter hätten! — Geh nur, geh! —
Ich glaube meine Lection zu können.
Sit. Was? ich soll gehn? Sal. Du wolltest doch nicht bleiben?
Sit. Wenn auch nicht bleiben ... im Gesicht euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer — Sal. Da zu horchen?
Auch das nicht, Schwester; wenn ich soll bestehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauscht; er kömmt! — Doch daß
Du ja nicht da verweilst! Ich sehe nach.
(Indem sie sich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein; und Saladin hat sich gesetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Sal. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht! Nath. Die bleibe deinem Feinde!
Sal. Du nennst dich Nathan? Nath. Ja. Sal. Den weisen Nathan?
Nath. Nein. Sal. Wohl! nennst du dich nicht, nennt Dich das Volk.
Nath. Kann seyn; das Volk! Sal. Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt. Nath. Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?
Sal. Auf seinen wahren Vortheil, meynst du doch?
Nath. Dann freylich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freylich klug und weise
Nur eins. Sal. Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du,
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht: das auch allein
Macht schon den Weisen. Nath. Der sich jeder dünkt
Zu seyn. Sal. Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, eckelt. (Er springt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig! Nath. Sultan, ich
Will sicherlich dich so bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.
Sal. Bedienen? wie? Nath. Du sollst das Beste haben
Von allem; sollst es um den billigsten
Preis haben. Sal. Wovon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherinn!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.
Nath. So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen ...
Sal. Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; — Nath. Gebiethe, Sultan.
Sal. Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was anderm: ganz was anderm. — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube — was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet? Nath. Sultan,
Ich bin ein Jud'. Sal. Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drey
Religionen kann doch eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburth
Ihn hingeworfen: oder, wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich — im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meinen mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl seyn, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;
Will hören, ob ichs recht gemacht. —) Denk nach!
Geschwind denk nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen. (Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? Was will der Sultan? — was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; — und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Bret
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,

Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das wars! das kann
Mich retten! Nicht die Kinder blos speist man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur.

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Sal. (So ist das Feld hier rein!) — Ich komm dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele. Nath. Möcht auch doch
Die ganze Welt uns hören. Sal. So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!
Nath. Ja, ja! wanns nöthig ist und nutzt. Sal. Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen. Nath. Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen? Sal. Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt. Nath. Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht. Sal. Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach! erzähl', erzähle!
Nath. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bey seinem Hause zu
Erhalten? Nehmlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan. Sal. Ich versteh dich. Weiter!
Nath. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle drey ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der Dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwey
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bey dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwey andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden ins besondre;
Giebt jedem ins besondre seinen Seegen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?
Sal. (der sich betroffen von ihm gewandt). Ich hör', ich höre! Komm mit deinem Mährchen
Nun bald zu Ende. — Wirds? Nath. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring'. — Und jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich; — (nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet) fast so unerweislich, als
Uns jtzt — der rechte Glaube. Sal. Wie? das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage? ... Nath. Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.
Sal. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!
Nath. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das nehmliche gilt von den Christen. Nicht? —
Sal. (Bey dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.) Nath. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.
Sal. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!
Nath. Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwey
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seyd ihr alle drey
Betrogene Betrieger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drey für einen machen. Sal. Herrlich! herrlich!
Nath. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyranney des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß;
Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwey nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!

Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bey euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich; und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter. **Sal.** Gott! Gott! **Nath.** Saladin,
Wenn du dich fühlest dieser weisere
Versprochne Mann zu seyn ...
Sal. (der auf ihn zustürzt, und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt). Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott! **Nath.** Was ist dir, Sultan? **Sal.** Nathan, lieber Nathan!
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sey mein Freund.
Nath. Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen? **Sal.** Nichts. **Nath.** Nichts? **Sal.** Gar nichts. — Und warum?
Nath. Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen. **Sal.** Brauchts
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!
Nath. Ich komm von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. —
Da dacht ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könntest. **Sal.** (ihm steif in die Augen sehend). Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi schon
Bey dir gewesen; — will nicht untersuchen,
Ob dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses
Erbieten freyer Dings zu thun ... **Nath.** Ein Argwohn?
Sal. Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — denn was hilfts?
Ich muß dir nur gestehen, — daß ich im
Begriffe war — **Nath.** Doch nicht, das Nehmliche
An mich zu suchen? **Sal.** Allerdings. **Nath.** So wär'
Uns beyden ja geholffen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennst
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Post
Vorher noch zu bezahlen. **Sal.** Tempelherr?
Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterstützen wollen?
Nath. Ich spreche von dem einen nur, dem du
Das Leben spartest ... **Sal.** Ah! woran erinnerst
Du mich! — Hab' ich doch diesen Jüngling ganz
Vergessen! — Kennst du ihn? — Wo ist er? **Nath.** Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? Er,
Er, mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.
Sal. Er? Hat er das? — Ha! darnach sah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! — Ist er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihrem Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! —
Geh, hohl ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebahr sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hohl ihn! **Nath.** (indem er Saladins Hand fahren läßt). Augenblicks! Und bey dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.) **Sal.** Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?
(Ab von der andern Seite.)

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

Die Bardenpoesie, zu welcher **Heinrich Wilhelm von Gerstenberg** von den anakreontischen Tändeleien übergegangen war (S. 533), hatte in ihm eine ernstere Seite entwickelt, welche dadurch neue Nahrung und neue Kraft erhielt, daß er um die nämliche Zeit mit Shakspeare bekannt wurde. Er widmete den Meisterwerken des großen englischen Dichters ein eifriges, tief eingehendes Studium, dessen Ergebniß er in einer immer noch lesenswerthen Abhandlung: „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie", zusammenfaßte und in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766) veröffentlichte. Es ist nicht zu läugnen, daß Gerstenberg den großen Dichter tief erfaßte und dessen bewundernswürdiges Genie nach den verschiedensten Seiten zur lebendigen Anschauung brachte; aber er ließ sich von seiner Begeisterung auf der andern Seite so weit hinreißen, daß er an den ewigen Gesetzen der Kunst zweifelte und zu dem Ergebniß kam, daß das Genie keiner Regeln bedürfe, es durch dieselben vielmehr nur beschränkt und an kühnerem Auffluge gehindert würde. Er wurde dadurch der Vorläufer der sogenannten „Kraftgenies", die mit Anfang des folgenden Zeitraums aufzutauchen begannen, und sein von diesem Standpunkte aus behandelter „Ugolino" (Hamb. 1768) trägt schon ganz den Charakter dieser Richtung. Zwar werden darin nicht sowohl die Gesetze der äußeren Kunstgestaltung verletzt, wie es in der unmittelbar nachfolgenden Zeit mit Absicht und Bewußtsein geschah, aber Gerstenberg ist noch weiter gegangen, er hat die ewigen Grundlagen der Kunst im Allgemeinen und der Tragödie insbesondre verlassen und uns in ein Gebiet geführt, wo alle Kunst, alle Poesie aufhört; er ist unter dem Scheine, der Poesie neue reiche Quellen zu eröffnen, und das Leben in seiner reinsten Wahrheit zu schildern, der gemeinsten Wirklichkeit verfallen.

Gerstenberg hat bekanntlich den Stoff zu seiner Tragödie aus dem großartigen Gedichte Dantes entnommen; aber so brauchbar er für den epischen Dichter ist, wie ihn denn Dante auch mit vollendeter Meisterschaft behandelt hat, so unpassend ist er für den Dramatiker, der sich unmittelbar an die Anschauung wendet, wodurch das, was in dem erzählenden Gedichte unser Mitleiden und unsere Theilnahme erregt, in dem Drama Abscheu und Ekel hervorbringt. Und Gerstenberg hat nicht bloß in der Wahl des Stoffs geirrt, er hat sich auch in der Ausführung bemüht, die Gräßlichkeit der Handlung in ihrem vollsten Umfange hervortreten zu lassen; er zeigt uns, wie der Hunger nach und nach zuerst die Knaben, dann den stärkeren Vater aufreibt, wie der Hunger in ihm mit der Vaterliebe kämpft, wie ihn die wildesten Gedanken, Verzweiflung und Wahnsinn erfassen. Allerdings entwickelt der Dichter in der Darstellung dieser Zustände eine große Kunst, möchten wir sagen, wenn das Ganze nicht eben mit der wahren Kunst im vollsten Gegensatze stünde; die Sprache der Verzweiflung und des Entsetzens kann kaum höher gesteigert werden, und im Einzelnen finden sich manche große und kühne Gedanken, wirkungsvolle Bilder und großartige Züge, die hie und da wohl selbst an Shakspeare erinnern; und es bleibt immerhin bewundernswerth und ist ein Zeugniß von Gerstenbergs reichem Geiste, daß er einen an sich so armen und unfruchtbaren Stoff, dem alle Bewegung und Handlung fehlt, zu einem längern Stücke von fünf Akten hat entwickeln und das Interesse rege erhalten und steigern können, in so fern nämlich überhaupt bei einem Stücke, das

mit Abscheu erfüllt, von Interesse die Rede sein kann. Doch können alle diese einzelnen, zum Theil sehr großen Schönheiten, welche das hohe Talent des Dichters beurkunden, den Gesammteindruck nicht mildern, und wir müssen dem Ausspruche Lessings vollkommen beistimmen, welcher dem Dichter selbst schrieb: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden; oder vielmehr mein Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung.“

Beinahe zwanzig Jahre später, als den „Ugolino“, dichtete Gerstenberg die „Minona oder die Angelsachsen, ein tragisches Melodrama“ (Hamb. 1785). Es ist in der nämlichen regellosen Manier geschrieben, wie der „Ugolino“, steht aber demselben an Werth bedeutend nach, und entspricht keineswegs den hohen Erwartungen, die man auf jenes, wenn auch mißlungene, doch immerhin großartige Gedicht gegründet hatte.

Aus dem 3. Aufzug des „Ugolino“ *).

Ugolino. —— Rede, Francesco. Komm her! Erst laß uns diesen Sarg verschließen. Ruhe wohl, heiliger Staub! bald will ich deiner würdiger seyn. Genug! Nun rede!

Francesco. Ah, Gherardesca! Du hast der Schritte noch viele bis ans Ziel! und schwere!

Ugol. Gherardesca soll sie thun. Sei nicht traurig. Wie weiter?

Franc. Was kann ich, was darf ich sagen?

Ugol. Ist das Todesurtheil über Dich und Deine Brüder gesprochen?

Franc. Du wirst fallen wie der Stamm einer Eiche, alle Deine Aeste um Dich hergebreitet.

Ugol. Ist es über Dich und Deine Brüder gesprochen?

Franc. Gesprochen über alle! vollzogen an mir!

Ugol. Wie meinst Du das?

Franc. Ich bin zu glücklich. Ich habe meinen Kelch geleert.

Ugol. Man hat Dir einen Giftbecher gereicht?

Franc. Ich habe ihn geleert.

Ugol. (mit starken Schritten auf und abgehend). Es giebt mancherlei Todesarten, mein Sohn. Kein Geschöpf ist sinnreicher, Todesarten zu erfinden, als der Mensch. Ich will Dir nur eine nennen. Der Erzfeind hätte seine Freude daran finden können, mir ein Glied nach dem andern absägen zu lassen, erst die Gelenke an den Zehen, dann die Füße, dann die Beine, dann die Schenkel; so stünde ich Torso da; und nun setzte man mir das zackigte Eisen an die Finger, die Hände, die Arme, eins nach dem andern, mit Ruhezeiten, daß der Zeitvertreib nicht zu kurz dauerte; ganz zuletzt zerstieße man mir, nicht aus Mitleid! das wunde Herz, bis ich in meinem Blut erläge, das mit viel Schweiß herabränne, aber nicht mit Thränen! Wie könnt' ich weinen? Man sollte denken, dieser Tod sei schon unterhaltend genug; allein der Erzfeind hat's besser überlegt. Hier würde ich an meinem eignen Fleische leiden: eine Kleinigkeit! Ich soll in meinen Kindern langsam sterben, eine volle Weide an eurer Marter nehmen, und dann fallen! Mein Weib mußte erst fallen, durch die Worte meiner Liebe fallen, in diesem Sarge hergeschickt werden, du ihr Vorläufer, dem Tode geopfert, aber später zum Grabe reif! O es ist der Hölle so würdig! Doch ich will nicht murren! Aber warum mußten diese Unschuldigen leiden? Warum Du? warum mein Weib? warum durch den großen Verführer? Womit hatt' ich ihn beleidigt? Pisa konnte mich strafen: um Pisa hatt' ich's verdient; aber womit um ihn? Ich hielt ihn für meinen Freund; ich hätt' ihn lieben können; allein sein teuflisches Herz enthüllte sich mir zu bald. O schändliche Eifersucht über einen dreimal schändlichern Gegenstand! Fürchtet er, daß ich Ruggieri seyn könnte, wenn ich Ruggieris Macht hätte? Heimtückischer zähneblecfender Neid! Erstgeborner der Hölle, und Erstgefallner! Aber warum mußt' ich durch den großen Neider fallen? warum er nicht? Warum reichte die Vorsehung ihm, unter allen Verworfensten der Schöpfung nur ihm — nur ihm — nur ihm — o es verwundet jeden Gedanken meiner Seele! — Warum nur ihm ihre Geißel?

Franc. Um das Maß seiner Verdammniß ganz voll zu füllen.

Ugol. Ist es denn wahr, himmlischer Vater? Doch nein! nein! ich will nicht murren! Rechtfertige du die Wege der Vorsicht.

Franc. Innerhalb einer Stunde hoff ich's zu können.

Ugol. Innerhalb einer Stunde! Glücklicher Francesco! Ich sollte mich dieser Stunde freuen. Wie konnte Ruggieri den menschlichen Gedanken fassen, Deinen Tod zu beschleunigen? Es ist wundervoll, ich gesteh' es.

Franc. Bist Du stark genug, meine traurige Erzählung zu hören?

Ugol. Ich glaub., daß ich sie hören kann.

Franc. Im Taumel meiner Wonne, Pisa's Pflaster noch einmal zu betreten, floh ich augenblicklich dem Palaste meiner Mutter zu. Alle Wände hallten von der Wehklage ihrer Frauen. Ich blieb nicht lange im Zweifel. Blind vom Schrecken stürzte ich vor der Schwelle nieder. Als ich erwachte, sah ich das Zimmer voll hagerer hohnblickender Gesichter; Ruggieri war nicht unter ihnen. Ich wollt' entspringen, da ich mich umringt sah; allein ich war von ihren Riechwassern, wie sie sie nannten, schwindlicht und krank. Man riß mir die Kleider auf, man bot mir einen Becher mit kühlem Getränke dar; ich trank. Meine Geister waren verwirrt; neue Ohnmachten überfielen mich, und da ich endlich die Augen öffnete, herrschte stille Nacht um mich her; ich fühlte mich schweben in einem engen Raume, und athmete schwerer; wo ich aber war, konnte ich nicht erkennen. Lange vernahm ich nur ein undeutliches Geräusch in meinen Ohren, zuletzt eine Stimme. O diese Stimme! Noch zittre ich. Sie hatte mich versteinert, daß ich den Gebrauch meiner Sinne verlor, bis ich, wie im Traume, Gaddo reden hörte.

Ugol. Was sagte diese Stimme?

Franc. Verlange nicht, es zu erfahren.

Ugol. Da ich das Aergste weiß?

Franc. Wahr ist's. „Ich erwarte euch hier unten“, zischelte sie. „Ich will den Thurmschlüssel selbst in den Arno werfen. Was droben ist, gehört der Verwesung: kein lebendiger Mensch soll diese Stufen nach uns betreten. Es müssen noch Schlupfwinkel im Thurm seyn“, sprach sie lauter: „verwahrt sie: denn der Thurm ist von dieser Stund' an verflucht! ein Gebeinhaus!“ —

Ugol. Und verflucht die Stimme, die diese Unmenschlichkeit aussprach! O Pisa! Schandfleck der Erde! geschieht das in deinen Mauern? Ich will der unerhörten Bosheit itzt nicht weiter nachsinnen. Es könnte die Weisheit selbst wahnsinnig machen. (Geht gedankenvoll.) Sollen meine armen Kinder zu meinen Füßen verhungern? Verhungern? Hast Du jemals dies gräuliche Wort: Verhungern! recht überdacht, Francesco?

Franc. Sprich es nicht aus, mein Vater!

Ugol. Selbst verhungern zu milde! Verhungern sehn! Meine Kinder verhungern sehn! und dann verhungern!

---

*) Ugolino Gherardesca war von seinem Feinde, dem Erzbischof Ruggieri, mit seinen drei Söhnen in einen Thurm gesperrt worden. Der ältere, Francesco, hatte einen Spalt entdeckt, durch welchen er entflohen war, um zur Befreiung der Seinigen zu wirken; er war in den väterlichen Palast geeilt, aber seine Mutter war eben, vom Erzbischof vergiftet, gestorben. Dieser ließ den Jüngling in den Sarg verschließen, in welchem sich der Leichnam der Mutter befand, und diesen in den Thurm bringen. Unser Bruchstück beginnt, als Francesco von seinem Vater aus dem Sarg befreit worden war.

Cornelius Herrmann v. Ayrenhoff.

Cornelius Herrmann von Ayrenhoff, geb. im J. 1733 zu Wien, besuchte als Knabe die Jesuitenschule seiner Vaterstadt, ohne jedoch große Fortschritte zu machen. Kaum 18 Jahre alt trat er als Fähndrich in das Heer. Der siebenjährige Krieg gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen, doch hatte er auch das Unglück, zweimal gefangen zu werden, das zweitemal im J. 1762 und er blieb bis zum Ende des Kriegs in den Händen des Feindes. Doch erhielt sein Muth bei dem Frieden die verdiente Anerkennung; er wurde zum Oberstlieutenant und nicht lange darauf zum Obersten befördert, als welcher er dem bayerischen Erbfolgekrieg beiwohnte. Im J. 1784 wurde er General, hierauf Generaldirector sämmtlicher Invalidencorps, 1793 Feldmarschallieutenant und endlich 1803, da er beinahe blind und taub geworden war, in den Ruhestand versetzt. Er starb am 18. Aug. 1819.

Ayrenhoff ist weniger durch sein Talent und seine Leistungen, als durch seine Opposition gegen Shakspeare und dessen Nachahmer, so wie durch sein Festhalten an den französischen Mustern bekannt geworden. Er ist nämlich der vollste Gegensatz von Gerstenberg. So wie dieser in Shakspeare nicht nur das größte dramatische Genie verehrte, sondern der vollen Ueberzeugung war, daß er in Allem nachgeahmt werden müsse, so war Ayrenhoff dagegen der Ansicht, daß die Nachahmung des englischen Dichters, den er den kunst-, geschmack- und sittenlosesten Meistersänger nannte, das deutsche Drama in die fürchterlichste Barbarei führen müsse; denn ihm war die französische Regelmäßigkeit das Höchste, was in der dramatischen Kunst anzustreben sei. Es ist begreiflich, daß selbst Lessing keine Gnade vor seinen Augen fand, den er namentlich deshalb tadelte, daß er die Tragödie aus den Sphären des höheren Lebens in die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse herabgezogen habe („Schreiben über Deutschlands Theaterwesen"). So sehen wir ihn noch vollständig in den Gottschedischen Ansichten befangen, obgleich die weitere Entwickelung nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben war, was sich namentlich in der edleren und beweglicheren Sprache kund gibt, die in seinen Trauerspielen nicht zu verkennen ist. Es ist daher auch erklärlich, daß Friedrichs II. berühmtes Schreiben „über die deutsche Literatur" einen entschiedenen Lobredner an ihm fand, wie er wohl auch der Einzige war, der dasselbe in rühmender Weise besprach. (Werke, Wien 1789. Bd. 3. S. 367 ff.) So beschränkt Ayrenhoffs Kunstansichten auch waren, und so wenig seine eigenen Leistungen im Gebiete des Dramas auf höhere Anerkennung Anspruch machen können, so ist seine Thätigkeit doch keineswegs fruchtlos geblieben, vielmehr übte er gerade auf dem Wege, den er eingeschlagen, einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung seines Vaterlands, das noch lange nicht auf der Stufe stand, welche das nördliche Deutschland erstiegen hatte, und wo man dem wilden Volksschauspiel noch nüchterne, in regelmäßiger Haltung sich bewegende Dramen entgegenstellen mußte, wenn überhaupt besserer Geschmack erzielt werden sollte. Dies wußte Sonnenfels sehr gut, weshalb er ihn in seinen „Briefen über die Wiener Schaubühne" mit der größten Milde und Nachsicht beurtheilte.

Ayrenhoffs erster Versuch im Trauerspiel „Aurelius oder der Wettstreit der Großmuth" (1760) wurde mit großem Beifall aufgenommen, nicht weniger Glück hatte ein zweites „Hermanns Tod" (1768), in welchem einzelne gelungene Stellen jedoch den Mangel an überlegtem Plan nicht verdecken können. Am bedeutendsten ist „Kleopatra und Antonius" (1783), durch welches Stück der Dichter dem „Shakspeare'schen Unwesen" Einhalt zu thun hoffte, Beweises genug, wie sehr er sich und das deutsche Publikum verkannte, das nicht, wie das französische, durch schöne Sentenzen und fließende Verse bestochen werden kann. Seine Lustspiele, welche durchgehends in Prosa geschrieben sind, während er sich für seine Trauerspiele (mit Ausnahme des „Tumelicus", 1774) des Alexandriners bediente, stehen unzweifelbar höher, als jene. Unter denselben ist vornämlich „der Postzug oder die noblen Passionen" (1769) berühmt geworden, da auch Friedrich II. es in seinem „Schreiben" als einen glücklichen Versuch bezeichnete, einheimische Sitten und Thorheiten auf die Bühne zu bringen, und es wird dieses Stück auch in späteren Zeiten noch von historischem Interesse sein, weil es uns die Zustände des damaligen Adels in lebendiger Wahrheit schildert, der entweder nur für Hunde und Pferde Sinn hatte oder sich in einer eben so gemeinen als geistlosen Nachäffung der französischen gesellschaftlichen Bildung gefiel. In der „großen Batterie" (1770), einem von Umfang kleineren, aber im Ganzen besser ausgeführten Lustspiel, macht er auf glückliche Weise die nicht geringe Anzahl von Adeligen lächerlich, welche sich im Frieden dem Waffenhandwerk widmen, und sich nicht wenig auf die glänzende Uniform und den Schleppsäbel zu Gute thun, sich aber sogleich ihrer Pflichten gegen das hochadelige Geschlecht erinnern, deren Stammhalter sie sind, sobald der Ausbruch eines Kriegs zu befürchten ist. Wir erwähnen endlich noch „die gelehrte Frau" (1776), zwar nicht wegen eines höheren künstlerischen Werthes, denn das Stück ist eine ziemlich ungeschickte Zusammensetzung aus den „gelehrten Frauen" und dem „Tartüffe" des Molière; sondern weil der Dichter die Gelegenheit ergriffen hat, seine Abneigung gegen Shakspeare und dessen deutsche Nachahmer an den Tag zu legen, namentlich auch gegen Göthe's „Götz", dessen äußere Formlosigkeit und übermäßigen Scenenwechsel er nicht ohne Witz verspottet*).

Aus der „Gelehrten Frau".

Vierter Aufzug. Vierter Auftritt.

Schöpsius. Drahmschmied. Kühnwitz. Baron Windheim. Die Baroninn.

Baroninn. Die Ordnung und das Gepränge des heutigen Actus hab ich bereits mit Herrn Schöpsius festgesetzet. Ich schreite sogleich zur Probe unserer Vorlesungen, das heißt, der Vorlesungen, welche ihre Herren Verfasser selbst für unvollendete Werke ausgeben. Es ist unzweifelhaft, daß jedem Entwurfe noch kleine Unvollkommenheiten ankleben, die man erst in der Ausarbeitung vertilget. Eine freundschaftliche Kritik wird vielleicht

*) Wir bemerken zum Verständniß des unten mitgetheilten Bruchstückes, daß die Baronin von Rheinthal eine Akademie der Wissenschaften gegründet und sich mit einer Anzahl von sogenannten Schöngeistern und Gelehrten umgeben hat, von denen sie freilich auf das Unverschämteste betrogen wird. Unser Bruchstück schildert eine vorbereitende Sitzung der neuen Akademie.

vermögend seyn, solche Flecken in Geschwindigkeit zu bemerken.

Drahm. Ganz sicher. Aber es ist niemand als ich, der ein unvollendetes Werk in die Versammlung bringet. Ich will also ohne Aufenthalt meinen Plan eines Schauspiels herablesen. Während der Lesung bitt' ich, mich nicht zu unterbrechen, bevor ein Akt vorüber ist, nach jedem Akt aber mir Ihre Bemerkungen bekannt zu machen.

Baroninn. Wir werden Ihrem Verlangen genau nachleben.

(Windheim liest während der Vorlesung Kühnwitzens Brief.)

Drahm. Das Schauspiel betitelt sich: William mit dem hölzernen Fuß. Der Stoff ist aus einer alten lappländischen Kronik gezogen. Mein Held, der ein lappländischer Prinz ist, sollte eigentlich Kandalar heißen; ich nenn' ihn aber William, weil in gewissen Gegenden die englischen Nahmen eine ganz besondere Wirkung auf deutsche Ohren machen. Die Handlung geht in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, zwischen dem 42 und 68sten Grade der nördlichen Breite vor.

Baroninn. Ich bitte: ein einziges Wort — Besitzen Sie selbst diese lappländische Kronik?

Drahm. Im Manuscripte, meine gnädige Frau!

Baroninn. Das ist wahrhaftig ein Schatz — doch ein andermal davon!

Drahm. (liest weiter). Williams Vater — Herzog von Ost-Lappland — ist mit dem Fürsten von Nord-Karelien in Krieg verwickelt, und hat in der letzten Schlacht desselben Tochter Biribiska (die aber hier Fanny heißt,) gefangen bekommen. In diese hat sich William so heftig verliebt, daß er von seinem Vater die Erlaubniß begehrt, sich mit ihr zu vermählen. Der Vater, ein überaus grimmiger Tyrann, droht Williamen, ihn spießen zu lassen, wenn er auf seinem Vorsatze beharren würde. Die Prinzessinn kömmt; sie weinet bitterlich über die Härte des Tyranns, der auch ihr mit dem Spießen drohet, und faßt (so bald der Tyrann abgegangen) den heroischen Entschluß, sich von ihrem Geliebten auf einem Härings-Schiffe nach Karelien entführen zu lassen. Hier schließet sich der erste Akt.

Baroninn. Ueber welchen ich nicht das Geringste zu erinnern finde. Eine deutliche, und doch sehr anziehende Exposition! Nicht wahr, Baron Windheim?

Windh. In der That! recht sehr viel Pathos!

Drahm. Unterthäniger Diener! Der zweyte Akt beginnt an einem Seehafen in Nord-Karelien. Das Schiff mit unsern Verliebten langet an, als eben Fannys Vater mit vielen Jägern am Ufer einen flüchtigen Bären verfolget. Er erkennt sogleich seine Tochter, und frohlockt über ihre Befreyung. Allein er erfährt, daß ihr Befreyer der Sohn seines Feindes ist; geräth in Wuth (denn auch er ist ein sehr blutdürstiger Tyrann) und befiehlt, einem alten Gelübde gemäß, unsern Helden den berühmten Nordgöttern Thor und Wodan zu opfern. Die Prinzessinn, erblassend bis an die Ohren, fällt ihrem Vater zu Füßen: sie schluchzet und weinet — umsonst, sein Herz läßt sich nicht rühren. Das Theater verändert sich in einen Tempel. Der Prinz soll geopfert werden. Allein die Prinzessinn überredet den Oberpriester (mit welchem sie ehedem in sehr genauem Einverständniß gelebt hatte), an des Prinzen Statt einen Sklaven, der ihm ähnlich sieht, zu opfern. Dieses Opfer, vollkommen im karelischen Kostüme, zeigt dem Zuschauer eine Todesart, die noch nie auf das Theater gebracht worden — der vermeinte Prinz wird von vier Rennthieren zerrissen. — William bemerkt bald darauf die Liebe des Oberpriesters zur Fanny, geräth in Eifersucht und zuletzt in solche Wuth, daß er, als ein zweyter Othello, den Oberpriester auf der Stelle erdrosselt. (Man stelle sich hier die Situation der Prinzessinn vor, die einen ihrer vertrautesten Liebhaber von einem andern erdrosseln sehen muß!) Sie faßt sich endlich und beschließt, sich mit William nach Samogitien zu flüchten. — Was sagen Sie zu diesem Akt?

Baroninn. Noch interessanter als der erste; voll Mark und Seele. Die Execution des vermeinten Prinzen wird außerordentliche Wirkung thun.

Kühnw. Wenn anders die Rennthiere in ihrem Parte gut unterrichtet werden.

Drahm. Dafür werd ich schon Sorge tragen. — Der dritte Akt beginnt in einem schwarzen Cypressen-Walde Samogitiens, wo unsre Reisenden die Nacht überfällt. Es entsteht ein erschreckliches Donnerwetter. Unter dem fürchterlichsten Sturm, Blitz, Erdbeben und Eulen-Geheule erscheinet der Geist des erdrosselten Oberpriesters. Seine schaudervollen Worte zur Fanny: Ungetreue! nie sollst Du die Gemahlinn meines Mörders werden! setzen die Prinzessinn außer sich. Man will die schreckliche Gegend verlassen, und weiß nicht, wohin sich zu wenden. Man schlägt endlich die Türkey vor. Die folgende Scene spielt in einem Walde der Wallachey, wo unsre Reisenden eine Zigeunerbande antreffen; und die darauf folgende im Audienz-Zimmer des Sultans. Dieser sitzt in außerordentlicher Pracht mit seinem Hofnarren (den ich Falstaf nenne) auf einem Sopha, als man ihm unsre Lappländer anmeldet. Er läßt sie auf Anrathen des Hofnarren vor sich. Fannys Reize bezaubern ihn so sehr, daß er sogleich allergnädigst beschließet, sie in seinen Harem aufzunehmen. William widersetzet sich seinem Entschlusse. Der Sultan beharrt darauf und will Fanny abführen. Sie ringt tapfer gegen den Wollüstling, bis William durch eine grimmige Ohrfeige ihn zu Boden stürzt. Die Wachen laufen von allen Seiten herbey, und es bleibt unsrem Helden nichts übrig, als sammt Fanny — durch das Fenster zu springen. Womit sich der dritte Akt beschließt.

Baroninn. Auch dieser hat ungemein schöne Situationen. Nur dächt ich, die Ohrfeige — unter Helden..

Drahm. Sie gefällt Ihnen nicht? — Und doch machen tragische Ohrfeigen — gut angebracht — eine frappante Wirkung. Ich wollte anfangs, nach Shakespearn, unsern William dem Sultan ein Auge aus dem Kopf treten lassen: allein die Akteurs sind heutiges Tags viel zu bequem...

Baroninn. Bey Leibe nicht! Sie würden das ganze Stück verunstalten.

Kühnw. Ganz gewiß! Lieber lassen Sie dem geilen Sultan alle Zähne in den Hals schlagen, als ein Aug' austreten!

Drahm. Ich werde der Sache noch nachdenken. — Den vierten Akt eröffnet der Sultan mit dem Mufti und Hofnarren. Voll Zorn über die empfangene Ohrfeige, begehrt der Sultan Williams Kopf. Allein der Mufti entdecket ihm, William habe, sein Leben und Fanny zu erhalten, sich zum Muselmanne machen lassen. Ueberdem sey er schon genug dadurch bestrafet, daß er sich beym Sprunge vom Fenster einen Fuß zerschmettert und sich lebenslang mit einem hölzernen behelfen müsse. Der Sultan läßt sich vom Mufti und dem Hofnarren besänftigen. Die Bühne verwandelt sich in eine Moschee. William kommt mit Fanny dahin. Sein hölzernes Bein, worauf er ein wenig hinket, macht einen rührenden Anblick. Die beyden Verliebten reichen sich schon am Altar die Hände, als plötzlich bey einem schrecklichen Donnerschlage zum zweytenmal der Geist des Oberpriesters erscheint. Alles Volk läuft davon, und William und Fanny werden ohnmächtig in des Mufti Pallast gebracht. Dort erhalten sie die erfreuliche Nachricht, daß Williams tyrannischer Vater gestorben sey, und Lappland nach der Rückkehr seines geliebten Erbprinzen seufze. William und Fanny entschließen sich sogleich zur Reise, zu welcher ihnen der fromme Mufti — zwar kein Geld — aber seinen Seegen ertheilet. Hiemit endiget sich der vierte Akt.

Baroninn. Wahrhaftig! das Stück wird immer hinreißender.

Windh. Und fast alle Begebenheiten sind neu.

Drahm. Ich habe mich bestrebt Original zu seyn. Ich bin glücklich, wenn man mir diesen Vorzug zugestehet.

Kühnw. Der hinkende William ist die schönste Erfindung, die ich auf dem Theater kenne.

Baroninn. Aber fort! Die Illusion leidet ...

Drahm. Im fünften Akt ist Prinz William mit seiner Fanny glücklich in seinem Vaterland angelanget, und hält jetzt mit hundert prächtigen Schlitten seinen Einzug in die Burg. (Abermal ein ganz neues Spektakel.) Die Bühne verändert sich in einen Saal, wohin, unter Trompeten- und Paukenschall, dem Geläute aller Glocken, und einer starken Canonade aus schwerem Geschütze, William mit Fanny kommt. Allein wie groß ist ihre Bestürzung, da sie hier zwey hundert Bewaffnete, und darunter — Williams Vater erblicken! Der Boshafte hatte den Ruf von seinem Tode geflissentlich ausgestreut, und sogar einen andern Todten unter seinem Nahmen begraben lassen, um Williamen nach Hause zu locken. Der Tyrann schlägt sogleich die Prinzessinn mit einem Streithammer vor den Kopf, daß sie todt darnieder sinkt. Den Prinzen schleppt man in einen Kerker — in welchen sich die Bühne verwandelt. William verliert da vor Schwermuth den Verstand. Er hat einen versteckten Dolch bey sich — mit diesem ersticht er einen Minister, der mit Aufträgen von seinem Vater zu ihm kommt, und den er für eine Katze ansieht. Dann ersticht er einen andern Gefangenen, dann den Kerkermeister, dann des Kerkermeisters Frau und Kinder, und endlich ist er im Begriff auch sich selbst zu erstechen, als zum drittenmal der Geist erscheint, ihn bey der Hand ergreifft, und auf den Platz führet, wo man eben Fannys Leiche zu Grabe trägt. Schneller als der Blitz stürzt der rasende Prinz auf die Leiche los, und wirft sie samt den Trägern zu Boden. Ganze Haufen der Anwesenden springen herbey, den Wahnsinnigen mit Stricken zu binden: allein der mächtige Geist verwandelt sie plötzlich in Holz und Stein. Nun wirft sich William verzweiflungsvoll auf die Leiche seiner Geliebten; reißt ihr das Herz heraus, das er nach drei grimmigen Bissen verschlinget; und schneidet sich die Kehle ab. Der Vorhang fällt; und ich bitte um Vergebung, wenn meine lange Vorlesung Ihnen lange Weile verursachet hat.

(Die Baroninn klingelt; man steht auf.)

Baroninn. Sie scherzen, Herr von Drahmschmied! Wahrhaftig! Mein Vergnügen wuchs von Akte zu Akt. Was für ein Reichthum an Begebenheiten! Ich kenne nur Ein deutsches Original, das man an poetischer Fruchtbarkeit mit Diesem vergleichen könnte!

Drahm. Ich habe mich bestrebt viel Handlung hinein zu bringen.

(Johann kömmt.)

Baroninn. Man soll hurtig die Speisen auftragen.

(Johann geht ab.)

Windh. In der That, Herr von Drahmschmied, mich hat noch kein Trauerspiel mehr amüsirt als dieses. Sie müssen fleißig die Griechen studirt haben?

Baroninn. Den Shakespear! den Shakespear!

Drahm. Euer Gnaden haben es getroffen.

Baroninn. Man erkennt durchaus die große Shakespearische Manier — sogar hie und da seine kleinen Regellosigkeiten, ich will nicht Fehler sagen.

Drahm. Und was nennen Eu. Gn. Regellosigkeiten?

Baroninn. Gewisse Uebertretungen der Einheiten.

Drahm. O weh mir! weh mir!

Baroninn. Nu? warum ächzen Sie?

Drahm. Ach, meine gn. Frau! wenn Sie mir die Freyheit entziehn, von den Regeln der Einheiten abzuweichen, so entziehen Sie mir Alles, und ich bin nicht mehr im Stande etwas Interessantes für das Theater zu schreiben.

Baroninn. Haben doch andre Dichter — die weit weniger Genies waren als Sie — mit Beobachtung der Regeln interessante Stücke geschrieben.

Drahm. Eben weil sie weniger Genies waren. Das Genie verabscheut allen Zwang, die Regeln sind Mörder des wahren Genies. Bedenken Sie nur, was für Situationen mir durch Beobachtung der einzigen Einheit des Orts entgangen wären. Meine Helden hätten nirgends als im Pallaste des Herzogs von Lappland erscheinen dürfen: wo wäre die Bärenjagd, der Geist des Oberpriesters, die Begebenheiten zu Constantinopel, die Unterredung mit den Zigeunern, die Schlittenfahrt, das Begräbniß — lauter Schaustücke, die gewiß Gallerie und Parterre bevölkern werden — wo wäre alles dies geblieben?

Baroninn. Das ist wohl auch wahr. Nu — ich meines Orts bin vollkommen mit Ihrer Manier zufrieden. Die vielen Schönheiten, die uns aus dem kühnen Fluge Ihres Genies entstanden sind, ersetzen reichlich den Mangel einer ordentlichen Marschrutte. Was sagen Sie dazu, Herr Schöpsius?

Schöps. Ich, meine gnädigste Mezänatinn, habe nichts, gar nichts an dem vortrefflichen Schaustücke dieses wackern Edelmanns zu tadeln.

Baroninn. Der Beyfall ist also allgemein. Herr von Drahmschmied! ich betrachte Sie von nun an als den Shakespear unsrer Nation!

Drahm. Dieser Ausspruch entzücket mich. Ich darf mir nun schmeichlen, den uns erniedrigenden Wahn, daß nur rohe, geschmacklose Zeiten Stücke, wie die Shakespearschen, hervorbringen können, glücklich widerlegt zu haben.

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Obgleich seit dem Auftreten Gottscheds und der Schweizer die kritischen, wie die künstlerischen Bemühungen fast ausschließlich der Poesie gewidmet waren, und die Sprache der Prosa oder die verschiedenen prosaischen Darstellungsformen beinahe nur gelegentlich Anlaß zu Erörterungen gaben, so wurden doch auch in diesen Beziehungen während des vorliegenden Zeitraums die mächtigsten Fortschritte gemacht, was, wie schon früher bemerkt wurde (S. 468), vorzüglich dem Umstande zu verdanken war, daß man endlich auch anfing, der prosaischen Sprache größere Aufmerksamkeit zu schenken, welche in dem vorigen Jahrhunderte auf so unverantwortliche Weise vernachlässigt worden war. Es war wiederum Gottsched, der zuerst mit Bewußtsein auf eine bessere prosaische Darstellung drang, und durch Lehre sowohl, als Beispiel nicht wenig dazu beitrug, den Sinn für eine bessere Darstellung in Prosa zu verbreiten. Freilich waren seine Bemühungen immer noch lediglich auf das Aeußerlichste gerichtet, und er drang zunächst nur auf Reinheit, Einfachheit und Deutlichkeit der Darstellung; aber wenn man sich erinnert, wie entsetzlich es gerade in diesen Punkten früher aussah, so war damit schon ein mächtiger Schritt gethan. Seine Schüler und Nachfolger behandelten die Sprache in dem nämlichen Sinne, wie er; doch sind schon in den Leistungen der Männer, welche wir unter dem Namen der Sächsischen Schule begreifen, bemerkenswerthe Fortschritte sichtbar: ihre Sprache war, wenn auch immer noch steif und zu abgemessen, doch schon bedeutend beweglicher, und man erkennt das Bestreben nach Wohllaut und nach Abrundung der Perioden. Dagegen überwanden sie die Breite nicht, welche sich zum Theil aus der früheren Zeit vererbt

hatte, zum Theil aber durch das vorwiegende Bestreben nach Deutlichkeit herbeigeführt wurde und die ein charakteristisches Kennzeichen der Sprache Gottscheds und seiner Schule ist. Obgleich Klopstock, wie wir wissen, auf die Entwickelung der Sprache von gewaltigem Einfluß war, so wurde die Sprache der Prosa von demselben kaum berührt, was aus dem doppelten Umstande zu erklären ist, daß seine poetische Darstellung in vollstem Gegensatz zur Prosa stand, und daß seine prosaischen Schriften erst dann erschienen, als sein Einfluß schon zu schwinden anfing, ja zum Theil schon gebrochen war. Uebrigens hätten dieselben, auch wenn er sie früher veröffentlicht hätte, doch wirkungslos bleiben müssen, weil seine gesuchte und geschraubte Sprache neben der natürlichen und doch kunstvollen Darstellung Lessings nicht hätte bestehen können. In diesem haben wir denn auch den Schöpfer der neueren deutschen Prosa zu verehren, auf deren künstlerische Entwickelung er, abgesehen von seinen eigenen musterhaften Schriften, vorzüglich dadurch den eingreifendsten Einfluß ausübte, daß er, wie schon berichtet wurde, zuerst anfing, nicht bloß Lustspiele, sondern auch Tragödien in Prosa zu schreiben, und sein Vorgang noch bis weit in den folgenden Zeitraum hinein beinahe allgemeine Nachahmung fand. Die Natürlichkeit und leichtere Bewegung der Sprache, welche durch den Dialog nöthig gemacht wurde, ging, wie bei Lessing selbst, so auch bei den andern Schriftstellern, auf die übrigen prosaischen Darstellungsformen über, so daß die Sprache der Prosa nach und nach die frühere Unbeholfenheit und steife Form vollständig verlor, und sich die von Gottsched gelegten Elemente der Wahrheit und Deutlichkeit immer schöner und lebenskräftiger entwickelten. Erst gegen das Ende des Zeitraums erhielt auch Wieland Einfluß auf die weitere Ausbildung der prosaischen Sprache, und es war ein Glück, daß es nicht früher geschah. Denn wenn auch seine prosaische Darstellung in ihrer Art meisterhaft und unübertrefflich genannt werden muß, so beruhte sie doch zu sehr auf der Nachahmung des griechischen und römischen Periodenbaues, als daß sie für eine naturgemäße Entwickelung der Sprache hätte bedeutend werden können. Wieland wurde daher nur in so fern wichtig, als die Sprache durch ihn eine große Mannigfaltigkeit von neuen Satzformen und Bildungen, überhaupt eine große Geschmeidigkeit gewann, was auch dann nicht verloren ging, als die Sprache im folgenden Jahrhunderte namentlich durch Göthe auf ihre volksthümlichen Elemente zurückgeführt wurde.

Ferner trug zur allseitigen Entwickelung der prosaischen Sprache der glückliche Umstand wesentlich bei, daß alle Darstellungsformen in mannigfaltiger Weise und zum Theil mit ausgezeichnetem Glück behandelt wurden, und daß die einzelnen Schriftsteller sich bemühten, eine ihren besondern Zwecken entsprechende Form zu schaffen, ohne den obersten Gesetzen der künstlerischen Behandlung untreu zu werden, und ohne, wie es später nur zu häufig geschah, das Charakteristische der Darstellung in ihrer Sonderbarkeit und gesuchten Ziererei zu legen. Und so haben sich außer den Genannten noch manche Andre bleibende Verdienste um die Entwickelung der Prosa erworben, unter welchen wir besonders Winckelmann, Justus Möser, Geßner, Mendelssohn und Garve erwähnen, deren eigenthümliche Behandlung der Sprache bei der Besprechung ihrer Schriften näher bezeichnet werden soll. Von großer Bedeutung war ferner, daß die Wissenschaft sich immer mehr der Muttersprache zuwandte und der von Thomasius ausgestreute Same zum Theil höchst erfreuliche Früchte zu tragen begann. Wenn sich der Sinn für schöne Sprachdarstellung allgemein verbreitete, so daß wir kaum irgend eine wirklich schlecht geschriebene Schrift antreffen, so war dies namentlich auch der höchst erfreulichen Erscheinung zu verdanken, daß die zahlreich auftauchenden und viel gelesenen Zeitschriften beinahe ohne Ausnahme mit Geschmack geschrieben waren, daß sie in ihren Beurtheilungen neuer Werke auf deren Form gebührende Rücksicht nahmen und alle geschmacklosen oder sprachwidrigen Auswüchse mit dem entschiedensten Ernst tadelten.

Aus den frühern Entwickelungen der Literaturzustände während des vorliegenden Zeitraums geht schon hervor, daß von den verschiedenen Darstellungsformen die didaktische Prosa vorzugsweise behandelt wurde und diese den Kern und Mittelpunkt der prosaischen Sprachdarstellung bildete. Die ganze Erziehung der Zeit beruhte auf Kritik und Forschung, und so ist es erklärlich, daß nicht nur die größte Anzahl der literarischen Erscheinungen, sondern auch die bedeutungsvollsten derselben in dieses Gebiet gehören. Es ist unter den hervorragenden Männern der Zeit kaum Einer zu nennen, der nicht rein kritische oder wenigstens allgemein belehrende Schriften verfaßt hätte, und es sind meistens sogar gerade diese, welche ihren Einfluß und ihren Ruhm begründet haben. Daher ist es auch begreiflich, daß die zu den übrigen Darstellungsformen gehörigen Werke mehr oder weniger auf didaktischen Zwecken beruhen. So tritt bei den Prosadichtungen das satyrische Element wesentlich hervor, das z. B. einer großen Anzahl von Romanen zum Grunde liegt, und andere, bei denen es weniger der Fall ist, haben die unverkennbare Absicht, Belehrung über besondere Gegenstände zu verbreiten, und nur sehr wenige beruhen ausschließlich auf künstlerischem Zwecke. Auch die Werke der historischen Prosa haben meist einen didaktischen Charakter, da sie beinahe ausschließlich nicht sowohl das künstlerisch gestaltete Resultat der geschichtlichen Forschung mittheilen, sondern vielmehr mit dieser selbst bekannt zu machen suchen. Daß endlich auch in der rhetorischen Prosa das belehrende Element vorwiegt, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß die Werke derselben sich auf Briefe und Predigten beschränken, und daß bei dem Charakter der ganzen Zeit die Kanzelrede vorzugsweise die Bestimmung hatte, die christliche Sittenlehre zu verkünden.

I. Prosadichtungen.

Während der Roman erst in der zweiten Hälfte des Zeitraums häufigere Behandlung fand, wurde in der ersten Hälfte vorzüglich die Satyre bearbeitet, zu welcher die literarischen Kämpfe den häufigsten Anlaß darboten. Doch wurden die Verfasser solcher Schriften von den besondern Verhältnissen, gegen welche dieselben gerichtet waren, meistentheils so ganz beherrscht, daß eine freiere, ächt poetische Auffassung unmöglich war: der größte Theil der hiehergehörigen Werke hat daher mehr historischen, als poetischen Werth und viele dersel-

ben sind nicht einmal in stylistischer Hinsicht von Bedeutung. Am höchsten steht ohne Vergleich der früheste unter den hieher zu ziehenden Schriftstellern*), der geistreiche Liscow, auf den wir daher auch zurückkommen müssen. Seine Satyren sind beinahe ausschließlich gegen einen an sich unbedeutenden Mann, den Professor Joh. Ernst Philippi aus Merseburg, gerichtet, der selbst elende Satyren schmiedete, z. B. „Cicero, ein großer Windbeutel". Halle 1735, worin er erweisen wollte, daß Cicero's Kunst lediglich auf rhetorischen Blendwerken beruhe. Unter den zahlreichen Satyren, welche durch die Streitigkeiten zwischen den Leipzigern und Schweizern hervorgerufen wurden, ist kaum eine von größerer Bedeutung; meistens geht der Witz in plumpe, oft rohe Schimpferei über, wovon selbst Bodmer nicht auszunehmen ist, von dem wir hier nur das gegen Gottsched und seine Anhänger gerichtete „Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter" (1741) erwähnen. Wenn auch bitter und scharf, bewahrt Joh. Gottlob Benjamin Pfeil aus Freiberg in seinem „Kurzen Auszug aus der Geschichte des Königreichs Hoangthy" (1757) doch größeren Anstand, und selbst seine Schilderung Gottscheds (er nennt ihn Lahormidas den Großen) hat bei allem Witz nichts Beleidigendes. Auch die Freunde und Schüler Gottscheds ließen es nicht an Satyren gegen die Feinde ihres Meisters fehlen. Unter denselben brachte des Freiherrn von Schönaich „Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch" (Berlin 1754) die größte Wirkung hervor, aber freilich nicht zum Vortheile des Verfassers oder Gottscheds, da die im blindesten Eifer geschriebene Satyre, welche namentlich gegen Klopstock und Bodmer und überhaupt gegen die neuern ästhetischen Ansichten gerichtet war, Alles, das Tadelnswerthe, wie das Vortrefflichste, mit gleicher Wuth angriff, und auf diese Weise die gute Wirkung selbst zerstörte, welche sie nothwendig hätte haben müssen, wenn sie das rechte Maß eingehalten und nicht neben der gesuchten und schwülstig-sentimentalen Richtung Klopstocks auch die wahrhaft poetische Darstellung desselben in Bildern und Ausdrücken bekämpft hätte. Viel glücklicher war die Frau Gottsched in „dem kleinen Propheten von Böhmischbroda" (Prag 1753), in welchem die durch Gottscheds unverständiges Benehmen so berühmt gewordene Oper: „Der Teufel ist los" (S. 571) mit vielem Witz lächerlich gemacht wird.

Von größerer Bedeutung sind jedoch die Satyren, welche nicht sowohl spezielle Verhältnisse, als vielmehr die allgemeinen menschlichen Gebrechen und Schwachheiten oder solche besondere Verhältnisse behandeln, welche von allgemein menschlicher Bedeutung sind. Unter diesen ragen vor Allen die Schriften Gottlieb Wilhelm Rabeners hervor, den wir daher näher zu besprechen haben. Um die nämliche Zeit schrieb Joh. Gottlob Krüger aus Halle (1715—1759) seine „Träume" (Halle 1754), welche so großen Beifall fanden, daß sie in einem Zeitraume von 10 Jahren drei Auflagen erlebten und noch im J. 1785 eine vierte von J. A. Eberhard besorgt wurde. Vielleicht durch Moscherosch angeregt, schilderte Krüger unter der Form von Träumen die mannigfaltigsten Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens, deren Mängel und Gebrechen er oft mit glücklichem Witze und entsprechender Heiterkeit darstellt. Man könnte seine kleinen Bilder, die auch durch ihre einfache und doch erschöpfende Behandlung Lob verdienen, füglich zu den Parabeln rechnen*), wenn nicht die Absicht zu strafen und zu bessern zu offenbar hervorträte. Die Darstellung ist zwar nicht ohne mancherlei Schatten, und insbesondere zeigt sich hie und da eine grelle Geschmacklosigkeit, aber im Ganzen können die „Träume" auch in dieser Hinsicht zu den bessern Erscheinungen der Zeit gezählt werden. Sie werden jedoch an Kraft und Schärfe von Thomas Abbt weit übertroffen, dessen „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisizions-Gerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe" (Hamb. 1766) gegen die Verfolgungssucht mancher protestantischen Theologen gerichtet und mit vieler Laune geschrieben ist. Diese Schrift, deren Trefflichkeit schon dadurch beglaubigt wird, daß sie noch heute, beinahe ein Jahrhundert nach ihrem Erscheinen, nicht veraltet ist, enthält manche recht glückliche Züge. So heißt es gleich im Anfang, daß wir zwar vor Zeiten alle Ursache gehabt hätten, gegen die fürchterlichen und abscheulichen Inquisizionstribunale des Antichrists aus allen Kräften zu arbeiten, daß aber diese Zeiten vorüber und die protestantische Kirche stark genug geworden sei, selbst einige Gewalt ausüben zu können, und daß es überhaupt ganz was andres sei, wenn wir, die Rechtgläubige seien, verbrennten, als wenn wir als solche verbrannt würden. Und später wird gegen den Juden Moses Mendelssohn Klage erhoben, daß er die von einer christlichen Akademie nur für Christen bestimmten Preise über philosophische Materien erhascht habe, was nicht ohne geheime gehässige Absichten gegen das Christenthum geschehen sein könne. Deshalb solle die Akademie (bis es möglich sei, angemessene Strafen einzuführen) den Juden Moses zwingen, jährlich einen Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion anzuhören, der aber nicht so eingerichtet seyn solle, daß man mit der Vernunft darüber nachdenken könne, sondern einen solchen (eben zur Demüthigung dieses stolzen Vernünftlers), der bloß und allein für den Glauben, und gar nicht für den Verstand seyn solle, indem es ja ohnehin ausgemacht wäre, daß nur der Mangel an Glauben und das böse Herz alle Schuld am Irrthum solcher verstockten Juden habe.

Der Roman wurde im Vergleich zum vorigen und zum folgenden Zeitraum nicht sehr häufig behandelt, und bedeutendere Erscheinungen treten auch erst gegen das Ende der Periode hervor, oder greifen schon in die folgende hinüber. Außer den Robinsonaden (S. 410), von denen ein großer Theil in den vorliegenden Zeitraum fällt, erschienen bis in die vierziger Jahre wenig andere Romane; als aber um diese Zeit die englischen Werke dieser

*) Denn Lessings polemische Schriften, die freilich zugleich unerreichte Muster der Satyre sind, werden wir wegen ihres vorzugsweise belehrenden Inhalts besser bei der didaktischen Prosa behandeln.

*) Wenn auch, wie Manche glauben, Krüger Moscherosch's Gesichte (S. 413) gekannt hat, so haben diese ihm gewiß nur den Titel seines Buchs eingegeben; dagegen erinnert die Form desselben an Harsdörffers „Nathan und Jotham" (S. 413) und an Sam. v. Butschky (S. 431).

Gattung in Deutschland bekannt wurden, fing man auch an, sich häufiger in derselben zu versuchen. Namentlich war es Richardson, der von dem größten Einfluß wurde, schon deswegen, weil er in der Zeit den andern englischen Romandichtern voranging, die auch erst in den zwei letzten Jahrzehnten der Periode in deutschen Uebersetzungen verbreitet wurden. Zudem sagte aber die sentimentale Auffassung und die moralische Tendenz seiner Romane, so wie der Umstand, daß er das Familienleben zum Gegenstande seiner Erzählungen machte, dem deutschen Charakter in jeder Weise zu, so daß er immer noch der Liebling der deutschen Lesewelt und das Vorbild der Romanschriftsteller blieb, als schon Fielding, Smollet und Goldsmith durch Uebersetzungen in Deutschland verbreitet worden waren. So ist uns, wenigstens aus dem vorliegenden Zeitraum, nur ein einziger Roman bekannt, der in der bestimmten Absicht geschrieben wurde, die Behandlungsart Fieldings nachzuahmen*).

Den Uebergang von den Robinsonaden zu den bürgerlichen Romanen bildet „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel" (1740), der nach Grimm (Vorr. z. Wörterbuch S. 68) von dem Verfasser der „Insel Felsenburg" herrührt. Es lehnt sich dieser Roman, wie schon der Titel kund gibt, einerseits an die abenteuerlichen Reisegeschichten des vorigen Zeitraums, andrerseits an die Frivolität der italienischen Novellen, zugleich schlägt er aber auch schon den moralisch-räsonnirenden Ton an, da er die ausgesprochene Absicht hat, durch die Entwickelung der Geschichte darzuthun, „wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestrafen pflegt". Der eigentliche Begründer des **sentimentalen Familienromans** in Deutschland war **Chr. Fürchtegott Gellert**, wie er auch das weinerliche Lustspiel einführte (S. 611). Sein „Leben der schwedischen Gräfin von G**" (Lpz. 1746), in welchem der Einfluß Richardsons nicht zu verkennen ist, wenn es auch hinter den Werken desselben weit zurückbleibt, erhielt zur Zeit großen und lang andauernden, wenn auch unverdienten Beifall. Gellert steht in seinem Roman ungefähr auf derselben Stufe, wie die ihm vorangehenden Lustspieldichter (S. 609), indem er, wie jene, durch übertriebene Darstellung von Schlechtigkeiten auf das moralische Gefühl der Leser zu wirken suchte. Seine „Schwedische Gräfin" ist eine Anhäufung aller denkbaren Abscheulichkeiten; Mord, Nothzucht, Bigamie, Blutschande, Alles ist vereinigt, um das gräuelhafteste Gemälde zu vollenden; es sind die unwahrscheinlichsten Begebenheiten auf einander gehäuft, die zudem mit dem Charakter der Personen oft im grellsten Widerspruche stehen, so daß diese beinahe durchgängig als die willenlosen Werkzeuge eines entsetzlichen Schicksals erscheinen, wodurch die moralische Tendenz des Buchs von vorn herein vollständig vernichtet wird. Ein Gegenstück zu diesem Roman bildet die „Geschichte des Grafen von P**" (Lpz. 1755) des Predigers **Joh. Gebhard Pfeil** aus Magdeburg (1721—1776), welche nicht weniger häufig gelesen wurde. Der damals beliebteste Nachahmer Richardsons ist aber ohne Zweifel **Joh. Timotheus Hermes**, welcher daher auch näher zu besprechen ist. Ihm strebte **Joh. Jak. Dusch** in seiner „Geschichte Karl Ferdiners" (3 Thle. Bresl. 1776—80) nach, die, wie so manche andre Romane, in der durch Richardson eingeführten Briefform geschrieben ist und in welcher das rein sentimentale Element schon bedeutend vorherrscht, welches übrigens schon vorher von **Joh. Karl Aug. Musäus** in dem Roman „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N** in Briefen entworfen" (3 Thle. Eisenach 1760—62) mit Glück lächerlich gemacht worden war*), einem der ersten und besten **satyrischen Romane** der Zeit, neben dem noch die von **Friedrich Nicolai** und **Wieland** zu erwähnen sind, welche unten näher besprochen werden sollen.

Wie der „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" die Robinsonaden fortführt und abschließt, so erscheint der um die nämliche Zeit veröffentlichte Roman „Der redliche Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera" (Ff. 1740) des preußischen Geheimeraths **Joh. Michael von Loen** (1694—1776) als der Uebergang von den frühern zu den neueren politischen Romanen, denen es weniger darum zu thun war, bestimmte Verhältnisse und Höfe zu schildern, was jene vorzüglich erstrebten, als vielmehr die politischen Zustände überhaupt zu schildern und neue Ansichten über dieselben auszusprechen. Dies war namentlich auch der Zweck des oben genannten Romans, der sich insbesondere, wie Göthe berichtet, dadurch Beifall und Ansehen erwarb, „weil er auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte". Es reiht sich ihm in Bezug auf die Freimüthigkeit, die tüchtige Gesinnung und die edle Absicht der **Freiherr Friedrich Karl v. Moser** würdig an, auf den wir weiter unten zurückkommen werden. **Albrechts von Haller** politische Romane sind als Dichtungswerke von geringer Bedeutung, da der Verfasser die Einkleidung, wie er ausdrücklich sagt, nur in der Absicht wählte, „einige Leser anzulocken, die ein bloß ernsthaftes Buch niemals in die Hände nehmen". Der Zweck, den er sich bei der Abfassung dieser Romane vorsetzte, war vornämlich der, nachzuweisen, daß die Staatsverfassung eines Landes an sich, wenn auch nicht gleichgültig, doch für das Glück des Volks nicht allein maßgebend sei, daß vielmehr jede Verfassung die trefflichsten Folgen haben könne, wenn sie nur der ihr zunächst zum Grunde liegenden Idee gemäß behandelt und ausgeführt würde. So sollte der „Usong, eine morgenländische Geschichte in 4 Büchern" (Bern 1771) darthun, daß selbst eine unumschränkte Regierung das Glück der Völker befördern könne, wenn der Monarch die dem Wesen einer solchen Verfassung entsprechende Stellung eines Vaters seiner Unterthanen einzunehmen wisse und ihnen an Einsicht und Tugend vorleuchte. Da der

*) Es ist dies die „Geschichte des Herrn Wilhelm von Hohenberg und des Fräulein Sophie von Blumenthal" (Langensalze 1758), welche O. L. B. Wolff (Geschichte d. Romans S. 315) dem Liegnitzer Prorector Christian Opitz (1745—1787) zuschreibt, wahrscheinlich jedoch nur in Folge übereilter Durchsicht von Kochs Compendium (2, 277), der ihn nur als den Verfasser der im Geschmacke Richardsons geschriebenen „Geschichte Herrn Redlichs und seiner Bedienten" (4 Thle. Wittenb. 1756—71) bezeichnet, den oben genannten Roman dagegen ohne Angabe eines Verfassers erwähnt.

*) Wir werden von Musäus erst im folgenden Zeitraum ausführlicher handeln, weil seine Hauptwerke in denselben fallen.

Stoff den Verfasser zu selbstständiger Erfindung zwang, was bei seinen zwei andern Romanen nicht der Fall war, so ist dieser auch, vom dichterischen Standpunkt betrachtet, der gelungenste, wenn er auch den beabsichtigten Eindruck aus leicht begreiflichen Gründen nicht hervorbringt. Im „Alfred, König der Angelsachsen" (Gött. u. Bern 1773) erörtert Haller die Vorzüge einer gemäßigten Monarchie an dem Muster der englischen Staatsverfassung, die im vierten Buch in einem kurzen, aber recht klaren und verständigen Abriß dargestellt wird. Der dritte Roman endlich „Fabius und Kato, ein Stück aus der römischen Geschichte" (Bern u. Gött. 1774) ist der Darstellung der aristokratischen Staatsverfassung gewidmet; aber, von dem in den zwei vorhergehenden befolgten Plane abgehend, beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, deren Vorzüge an sich zu besprechen, sondern er stellt sie zugleich der demokratischen Regierungsform entgegen, die er freilich, und er gesteht es selbst in der Vorrede halb zu, mit vorgefaßtem Urtheil anschaut und in ihrem Wesen verkennt. Wie dem aber auch sei, so sind diese drei Romane, nicht zwar wegen ihrer künstlerischen Bedeutung, aber doch wegen der vielen in denselben niedergelegten Bemerkungen und Beobachtungen noch jetzt lesenswerth. Noch mehr gilt dies von Wielands hiehergehörigen Schriften, welcher außerdem einige andere Romane verfaßte, in denen er nach künstlerischer Gestaltung strebte, was bei den wenigsten der bisher genannten Schriftsteller zu rühmen ist. Es fehlte überhaupt der ganzen Zeit an richtiger Einsicht in das Wesen des Romans als Kunstwerk, und man vermißt bei jedem Schritt, den man in der Betrachtung der Leistungen in dieser Dichtungsart machte, daß Lessing sie nicht auch in den Kreis seiner kritischen Studien gezogen hat, was um so mehr zu bedauern ist, als es bis jetzt noch Niemand mit Erfolg unternommen hat, das Wesen des Romans zu erörtern.

Eine eigenthümliche Erscheinung der Zeit sind die in Prosa abgefaßten epischen Gedichte, unter welchen mehrere zu den bedeutenderen Leistungen der Periode gehören. Den ersten Versuch in dieser Gattung machte Jak. Friedrich Lamprecht aus Hamburg (1704—1744), der auch in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „der Menschenfreund" (Hamb. 1738 f.) mehrere recht gut vorgetragene Erzählungen mittheilte. Seine „Tänzerinn" (Berlin 1741), die einige gute Stellen enthält, wurde Anfangs Rosten zugeschrieben. In eben demselben Jahre schrieb Gottsched seine ziemlich ungesalzene Satyre „der deutsche Dichterkrieg" (3 Gesänge), welche er in die „Schwabe'schen Belustigungen des Verstandes und des Witzes" einrücken ließ. Bodmer, den er darin unter dem Namen „Merwod" als den Verderber des guten Geschmacks lächerlich zu machen gesucht hatte, rächte sich in dem schon erwähnten „Komplot der herrschenden Poeten", welche eine fortgesetzte Parodie des „Dichterkriegs" ist. An sich unbedeutend und den übrigen Dichtungen des Verfassers weit nachstehend, ist die „Lagosiade, oder die Jagd ohne Jagd, ein scherzhaftes Heldengedicht in 4 Gesängen, in Prosa" von Friedr. Wilh. Zachariä (Lpz. 1757), und wurde von dem prosaischen Heldengedicht „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant" von Moritz August von Thümmel weit übertroffen, welches zwar noch in diesem Zeitraume veröffentlicht wurde (Lpz. 1764), aber erst im folgenden besprochen werden kann, in welchem das Hauptwerk des Verfassers erschien. Auch das ernste Epos wurde in Prosa bearbeitet. Dahin gehört „Daniel in der Löwen-Grube. In sechs Gesängen' des Freiherrn Friedrich Karl von Moser (Fkf. 1763). So wenig derselbe rücksichtlich der Erfindung und der Composition (es ist beinahe nur eine einfache Wiedererzählung der bekannten biblischen Geschichte), noch weniger wegen der Sprache gelobt zu werden verdient, welche hart, unbiegsam, hie und da sogar unbeholfen und unrichtig ist; so muß man dagegen anerkennen, daß er darin ein recht lebendiges und wahres Gemälde der Höfe entwirft, die er freilich aus eigener Anschauung nur zu gut kannte. In dem gutmüthigen, aber schwachen König Darius, der das Spiel- und Werkzeug selbstsüchtiger und abgefeimter Höflinge ist, hat Moser wohl nicht eine besondere Persönlichkeit seiner Zeit schildern wollen; der Charakter ist dazu viel zu wenig individuell gehalten: aber in den allgemeinen Zügen, die er von diesem König entwirft, mag man viele Fürsten jener Zeit zu erkennen geglaubt haben. Von größerem Werthe sind die in Prosa geschriebenen epischen Gedichte von Salomon Geßner, welche lange ein hohes Ansehen genossen; derselbe ist aber vorzüglich durch seine ebenfalls in Prosa geschriebenen Idyllen berühmt geworden. Wir werden auf beide Dichter zurückkommen. Daß auch Jac. Friedrich Schmidt und Heinr. Wilh. v. Gerstenberg mehrere Idyllen in Prosa geschrieben haben, ist schon oben (S. 561 u. 562) berichtet worden.

Schließlich erwähnen wir noch der Vollständigkeit wegen die in Prosa abgefaßten Schilderungen, deren jedoch keine irgend höheren Kunstwerth hat. Am glücklichsten hat sich Geßner in dieser Gattung versucht, während die „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre" von J. J. Dusch (4 Bde. Hamb. u. Lpz. 1757—60) schon wegen ihres dem Verfasser sonst gar nicht eigenen schwülstigen Styls unangenehm berühren. Von größerem Interesse ist „Hercynia, ein scherzhaftes Heldengedicht in 5 Gesängen, in Prosa mit untermischten Versen" von Fr. Wilh. Zachariä, in welchem er die Schilderung des Harzes in das Gewand einer abenteuerlichen Reisebeschreibung eingewebt hat. Doch kommt auch dieses Gedicht den komischen Epopöen des nämlichen Dichters nicht gleich, eben so wenig als die Schilderungen Gerstenbergs („Cypern", „der Abend", „der Taback"), welche er zuerst in den „Prosaischen Gedichten" (Altona 1759) bekannt machte, seine lyrischen Dichtungen an poetischem Werth erreichen.

Christian Ludwig Liscow.

Christian Ludwig Liscow, geb. den 26. April 1701 zu Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg Schwerin, wo sein Vater Prediger war, erhielt seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause, besuchte dann höchst wahrscheinlich das Gymnasium in Lübeck, von wo er im J. 1718 die Universität Rostock bezog, die er später mit Jena, wie nicht lange nachher diese mit Halle vertauschte. Anfangs studirte er wahrscheinlich Theologie, wendete sich dann aber zur Rechtswissenschaft, neben welcher er gründliche Studien in den alten und neuen Sprachen, so wie in andern allgemein bildenden Wissen-



schaften machte. Nach vollendeten Universitätsjahren wurde er Privatlehrer in Lübeck, wo ihn Gottsched auf einer Durchreise kennen lernte. Als er diese Stadt im J. 1734 verließ, wurde er Privatsecretär bei dem Geheimerath von Clausenheim in Hamburg, wo auch sein Bruder Joachim Friedrich lebte, ein Studiengenosse und vertrauter Freund Hagedorns, zu welchem auch Christian Ludwig in freundschaftliche Beziehung trat. Ende 1735 ernannte ihn der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, der in Folge von Streitigkeiten mit den Ständen sein Land hatte verlassen müssen, zum Geh. Legationssecretär und sandte ihn 1736 nach Paris, um den dortigen Hof für seine Sache zu gewinnen. Da dieser aber kein rechtes Vertrauen zum Herzoge hatte, blieben die Bemühungen Liscows ohne Erfolg, und er kehrte 1737 nach Hamburg zurück, von wo er seine Entlassung einreichte, da der Herzog ihm nicht einmal die Reisekosten erstattet hatte. Nach einem längern Aufenthalt in Hamburg wurde er Privatsecretär des Klosterprobstes in Preetz und 1740 preußischer Legationssecretär bei dem Baron Danckelmann, der eben damals wegen der bevorstehenden Kaiserwahl als Gesandter nach Mainz geschickt wurde. Doch scheint er mit diesem in keinem besonders guten Verhältnisse gestanden zu haben, weshalb er 1741 als Privatsecretär in die Dienste des sächsischen Ministers Grafen von Brühl trat, der ihn bald darauf zum königl. Cabinetssecretär und 1745 zum Kriegsrath beförderte. Freimüthige und wohl auch satyrische Aeußerungen über den Grafen Brühl*), der Sachsen ins tiefste Verderben stürzte, zogen ihm Ende 1749 eine Untersuchung und Haft zu, aus welcher er am 18. Apr. 1750 unter Verlust von Amt und Besoldung entlassen wurde, worauf er sich auf das Gut Berg bei Eilenburg, welches seiner Frau gehörte, zurückzog, wo er am 30. Oct. 1760 starb.

Liscows literarische Thätigkeit fällt in die Jahre 1732—36, denn es ist wenigstens zweifelhaft, ob die erst im J. 1803 veröffentlichte Schrift „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit", welche er im J. 1730 geschrieben haben soll, wirklich von ihm herrührt. Es läßt sich freilich vermuthen, daß er in den zehn letzten Jahren seines Lebens, die er in der Entfernung von Geschäften zubrachte, nicht unthätig geblieben sein mag, und es sind Anzeichen vorhanden, daß er seine Muße zu schriftlichen Arbeiten benutzt habe, allein es sind diese entweder verloren gegangen oder, wie der Dichter Schubart erzählt, von einem zelotischen Geistlichen vernichtet worden**). Wie dem auch sei, so besitzen wir von ihm außer der Vorrede zu Heinekens Uebersetzung der Abhandlung des Longinus „Vom Erhabenen", welche er im J. 1742 verfaßte, nur diejenigen Werke, welche er selbst unter dem Titel „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" (Ff. u. Lpz. 1739) herausgab, und diejenigen Schriften umfaßt, welche er in dem angegebenen vierjährigen Zeitraum verfaßt hatte. Mit Ausnahme einer einzigen sind es persönliche Satyren, welche gegen einen Magister Sievers aus Lübeck und den schon erwähnten Professor Philippi gerichtet waren, zwar an sich unbedeutende Persönlichkeiten, die jedoch zu ihrer Zeit ein gewisses Ansehen genossen und jedenfalls eine große Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern, ja entschiedene Zeitrichtungen repräsentirten. Und weil Liscow mit Bewußtsein diese im Auge hatte, und er jene Personen und ihre literarische Thätigkeit nur benutzte, um einen Anhaltepunkt zu haben, so erhalten seine Satyren eine Bedeutsamkeit, die ihnen beim ersten Blicke abgeht, und sie würden gewiß noch heute mit Lust gelesen werden können, wenn sie nicht den Hauptmangel der Zeit, die allzugroße Breite, theilten. Denn sie sind voll Humor, Witz und trefflichen Einfällen, und die Ironie, mit welcher er z. B. das „Schreiben eines gelehrten Samojeden über eine gefrorne Fensterscheibe" durchgeführt hat, ist wahrhaft köstlich: die pedantische Gelehrsamkeit, die rein am Aeußern kleben bleibt, ist kaum irgendwo mit größerem Glücke verhöhnt worden, als in diesem trefflichen Stücke.

*) Wie alle witzigen Menschen, konnte Liscow einen glücklichen Witz nicht zurückhalten, und was er hierüber einmal sagt, mag wohl auf Erfahrung beruhen: „Es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verursacht viele Quaal, und ein verhaltener Wind ist nicht so gefährlich. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten; und da weiß ich, wie mir zu Muhte gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen — — Die Einfälle brennen auf dem Herzen und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte." (Vortrefflichkeit der elenden Scribenten"; Schriften S. 515.)

**) Wenn dem bekannten Fr. Just. Riedel zu glauben ist, so würden auch Schriften aus früherer Zeit ungedruckt geblieben sein, z. B. „ein Heldengedicht auf Sievers, dem auf der Canzel ein Unglück begegnet war".

Die beste und zugleich einflußreichste seiner Satyren ist aber unzweifelhaft „die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen“, aus welcher die tiefere Absicht auch seiner übrigen Schriften klar hervorgeht. Er hat es in allen vorzugsweise auf die Feinde des Lichts und der Aufklärung abgesehen, es ist die steife Orthodoxie und die Verketzerungssucht, es ist die Tyrannei des Geistes, gegen welche er seine Geißel schwingt, und die er schonungslos dem Hohne Preis gibt.

Liscow ist jedoch nicht bloß wegen des Inhalts und der Tragweite seiner Satyren bedeutend, er ist es auch rücksichtlich der Sprache, die für die Zeit, in welcher er schrieb, beinahe wunderbar genannt werden könnte. Nur die schon erwähnte Breite seiner Darstellung erinnert an seine Zeit, in allem Uebrigen steht er ganz allein da, und man würde bei irgend einem andern Schriftsteller den leichten, fließenden Satzbau, den klaren, scharfen, meistens gut gewählten Ausdruck vergeblich suchen, der seinen Schriften einen so hohen Werth gibt. Aber selbst die Breite seiner Darstellung ist, wie wir es schon früher einmal ausgesprochen haben, von ganz anderer Natur als bei seinen Zeitgenossen; bei diesen ist sie meistens eine Folge ihrer Gedankenarmuth, bei ihm fließt sie großen Theils aus der Fülle von Ideen, die in seinen Schriften nicht zu verkennen ist, theils aber auch aus dem Streben nach Klarheit und vollständiger Entwickelung der Gedanken.

Liscow war ohne Zweifel, wie alle, selbst die bedeutendsten Zeitgenossen, Anfangs ein Anhänger Gottscheds, mit welchem er auch in freundschaftlichen Beziehungen stand; allein er war zu geistreich und geschmackvoll, als daß er nicht endlich die vielen Mängel der Gottschedischen Ansichten hätte durchschauen sollen. Daß er an dem Streit zwischen den Leipzigern und Schweizern keinen Antheil nahm, läßt sich wohl zunächst daraus erklären, daß er seit 1736 in regem Geschäftsverkehr lebte, und vielleicht mag auch sein früheres Verhältniß zu Gottsched ihn von entschiedenem Auftreten abgehalten haben. Erst als dieser seinen Freund und Beschützer Heinecken wegen seiner Uebersetzung des Longin „Vom Erhabenen“ öffentlich tadelte, sprach sich Liscow gegen ihn aus und nahm die Partei der Schweizer in der Vorrede zur zweiten Ausgabe jener Uebersetzung, welche zwar ohne seinen Namen erschien, in der man aber den geistreichen und einsichtevollen Denker nicht verkennen kann.

Aus der „Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten“.

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sey. **Parva est sapientia, qua regitur mundus.** Es kömmt alles auf die Versehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurücke gehen, unvernünftige hergegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der Prediger sagt: „Daß zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn. Daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück.“ Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäffte in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt: daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey, und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet: **Rarus — — — ferme sensus communis in illa Fortuna (Juvenalis. Sat. VII).** Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: Aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Gebehrden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereichet dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Können nun die Regenten, in Krieg- und Friedenszeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen: so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darinn sich die Vernunft nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advocaten gründen sich auf willkührliche Gesetze, und einen höchstunvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, **canonicamente, e con tutti gli ordini,** zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöhtiget zu seyn: Allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe: und heutiges Tages, da wir so schöne **Compendia Philosophiae** haben, müßte einer ein Narr seyn, wenn er ohne Noht seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur soviel Gedächtniß, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben, und ein Weltweiser seyn kann: so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmel-schreyende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

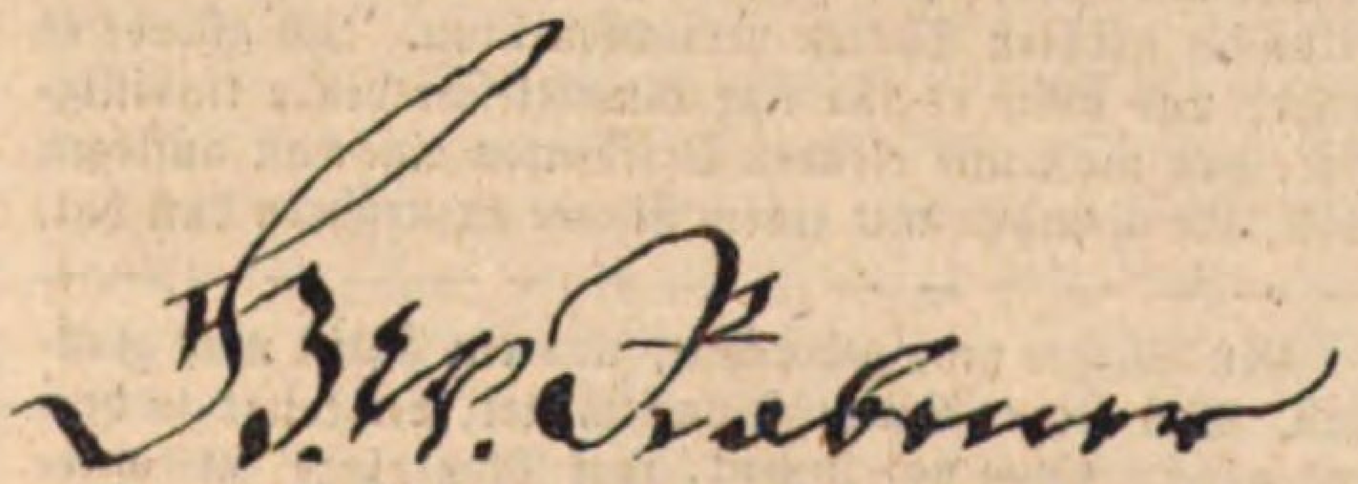
Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beyden nicht. **Gens qui jugent,** sagt Montaigne, **et contre rollent leurs juges, ne s'y soumettent jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines?** Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nohtwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellio-

nen sey, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesuchet hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräht auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerey. Und gesetzt, er verfällt soweit nicht, so ist doch auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeuget sind: so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht dran seyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Canzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Gottlieb Wilhelm Rabener.





Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. den 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, und besuchte hierauf seit 1728 die Fürstenschule in Meißen, wo er mit Gärtner und Gellert den Freundschaftsbund schloß, den nur der Tod auflöste. Im J. 1734 bezog er die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, dem er mit dem größten Eifer oblag, ohne jedoch darüber die schönen Wissenschaften zu vernachlässigen, denen er auch später getreu blieb, als er öffentliche Anstellung erhielt. Als er 1741 zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt worden war, nahm er eifrigen Antheil an dem unter Gottscheds Schutz von Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes", und hierauf an den „Bremer Beiträgen", durch welche er auch zu den jüngern Mitarbeitern in freundschaftliche Beziehungen kam, während er sich später, als jene beinahe sämmtlich Leipzig verlassen hatten, vorzüglich an Weisse anschloß. Im J. 1753 wurde er als Ober-Steuersecretair nach Dresden berufen, wo er 1760 das Unglück hatte, daß bei der Belagerung sein Haus nebst allen seinen Habseligkeiten und seinen noch ungedruckten literarischen Arbeiten ein Raub der Flammen wurde. Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn der Kurfürst zum Steuerrath, als welcher er am 22. März 1771 in Folge eines Stickflusses starb.

Wie Liscow, so schrieb auch Rabener ausschließlich Satyren; aber er steht in der Ausführung im vollsten Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem er übrigens weder an Umfang des Talents, noch an Schärfe des Geistes, noch viel weniger an Kraft des Charakters gleich kam. Während nämlich Liscow seine Satyre zunächst gegen bestimmte Personen richtete, und in diesen die Gebrechen der Zeit geißelte, hielt sich Rabener von jeder persönlichen Beziehung fern, und wenn ihm doch hie und da bei der Schilderung dieser oder jener Thorheit eine besondere Persönlichkeit vorschweben mochte, so suchte er sie in seiner Darstellung so unkenntlich zu machen, als möglich. Noch mehr unterschied er sich von Liscow dadurch, daß er nur die Gebrechen des beschränkten bürgerlichen Lebens zum Gegenstande seiner Satyre machte, dagegen mit beinahe übertriebener Scheu vermied, auf die Gewaltigen im Staat und in der Kirche auch nur anzuspielen. Wie er über die Satyre, ihren Zweck und ihre Tragweite dachte, hat er in einer Abhandlung „Vom Misbrauch der Satyre" ausgesprochen, mit welcher er die Sammlung seiner Schriften (Lpz. 1751) eröffnete, und es ist gewiß bezeichnend für den furchtsamen Charakter des Mannes, daß er gerade diesen Gegenstand als Einleitung in seine Satyren wählte. Aber es war ihm seine Vorsicht in der That nicht zu verdenken, da er eben das Beispiel Liscows vor Augen hatte, und wie mächtig dieses auf ihn gewirkt haben muß, geht aus einem Briefe an Weisse hervor, in welchem er geradezu sagt: „Die Thoren aus den Palästen und den Antichambren (und im Vertrauen! es sind nicht die kleinsten) sind mir zu gefährlich." Uebrigens hatte er allerdings selbst schon bittere Erfahrungen gemacht; so erzählt er in der oben genannten Abhandlung, daß man trotz seiner Versicherungen unter den Gestalten seiner Satyren doch immer bestimmte Personen gesucht habe, und daß man im Voigtland auf Anstiften eines Pfarrers einen Prozeß gegen sein „Deutsches Wörterbuch" angehoben, weil es darin heiße, daß „der Eid ein Compliment sei, das man Gott mache" u. dgl. m., worin man „gottlose Lehren und Verführung zum Meineid erblickt habe".

Hat aber Rabener schon wegen seiner furchtsamen und beschränkten Auffassung der Satyre die Höhe derselben nicht erreicht, so sind seine Schriften doch keineswegs ohne Werth, und sie verdienen in keinem Falle die Geringschätzung, die man ihnen in neuer Zeit hat zu Theil werden lassen. „Gellert und Rabener", sagt Klinger, den man der Parteilichkeit nicht beschuldigen wird, „haben mehr zur Bildung des deutschen Volkes beigetragen, als unsere größ-

ten Genies, eben darum, weil sie keine Genies waren, und es auch nicht scheinen wollten. Was soll auch das Volk mit den Werken der Genies machen?" (Betrachtungen über Welt ꝛc. S. 226.) Und in der That, Rabeners Satyren waren durchaus zeitgemäß, so zeitgemäß als Gellerts Fabeln; sie haben gerade den Standpunkt eingenommen, den sie einnehmen mußten, wenn sie von nachhaltiger Wirkung sein sollten. Die weitere Entwickelung und geistige Bildung des deutschen Volks konnte, wie wir oben (S. 462) nachgewiesen haben, nur vom Mittelstande ausgehen; man mußte daher vor Allem auf diesen wirken, ihn aus der geistigen Gleichgültigkeit heben, in welcher er sich befand, seine Sitten veredeln, seine beschränkten Lebens- und Weltansichten erweitern und ihm namentlich zum Bewußtsein bringen, wie lächerlich das ganze gesellschaftliche Leben sei, das einerseits von steifem, geistlosem Pedantismus, andrerseits von äffischer Nachahmungssucht fremder Sitten und Moden beherrscht wurde. Dies stellte sich Rabener zur Aufgabe, und es ist eben so beschränkt, die Tüchtigkeit dieser Aufgabe verkennen zu wollen, als es ungerecht ist, abzuläugnen, daß er sie in höchst befriedigender Weise erfüllt habe. Man schlage nur seine Satyren auf, und man wird sich bald von der Richtigkeit unserer Auffassung überzeugen. Gleich Anfangs macht er die Sitte „der Glückwünschungsschreiben" und deren pedantische Abfassung lächerlich; in dem „Schreiben von vernünftiger Erlernung der Wissenschaften auf niedern Schulen" erhebt er seine Stimme gegen die hergebrachte Methode des Unterrichts, der sich auf eine geistlose Behandlung der alten Sprachen beschränkte, während die Muttersprache, Geographie, Geschichte u. s. w. ausgeschlossen waren. Die Philologen alten Schlags dienen ihm überhaupt öfters zur Zielscheibe seines Witzes, so in dem „Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit" und in dem „Traum von den abgeschiedenen Seelen", der zudem eine recht ergötzliche Sammlung mannigfaltiger Charaktere enthält. Noch trostloser als der Unterricht an den öffentlichen Anstalten war die Erziehung der Kinder aus den höheren Klassen der Gesellschaft, des Adels und des wohlhabenderen Mittelstandes durch Hofmeister, welche selten auch nur die nothdürftigsten Eigenschaften hiezu besaßen. Diese traurigen Verhältnisse werden in dem „Schreiben eines von Adel" an einen Professor und der „Antwort des Professors" in ihrer ganzen Erbärmlichkeit geschildert, und es sind diese Briefe auch deshalb merkwürdig, weil Rabener in ihnen wagte, die Rohheit des damaligen Adels in lebendiger Weise zu zeichnen, während er sonst immer eine Art Ehrfurcht und Scheu gegen diesen bevorrechteten Stand an den Tag legt. Nicht weniger trefflich ist der kleine Roman, in welchem, wie es in dem Vorbericht heißt, „die Schleifwege zum geistlichen Schafstall" geschildert werden; und auch hier zeigt er eine ehrenwerthe Freimüthigkeit, so wie ferner in der Reihe von Briefen, in welchen er die Bestechlichkeit des Richterstandes geißelt. Alle diese Satyren mußten für ihre Zeit von der trefflichsten Wirkung sein. Die traurigen Zustände der damaligen Zeit hatten nämlich zum großen Theil ihren Grund in der politischen Stellung des Adels, der die Gerichtsbarkeit und das Recht besaß, Geistliche und Lehrer anzustellen, Rechte, die er bei seiner gränzenlosen Rohheit auf das Abscheulichste mißbrauchte. Es war immerhin ein kühner Griff Rabeners, diese Zustände in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen und seine Satyren, von denen wir leider des beschränkten Raums wegen nur eine der kleineren mittheilen können, haben gewiß viel dazu beigetragen, nicht bloß die öffentliche Meinung aufzuklären, sondern auch die Besserung der Zustände vorzubereiten. Meistens verspottet er jedoch die gewöhnlichen Thorheiten und Laster der Menschen, die Habsucht und den Geiz oder die Verschwendung, den Wucher, die Sittenlosigkeit, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möge, die Gefallsucht und ihre traurigen Folgen, und gerade in diesen allgemeinen Satyren entwickelt er eine Menge von guten Gedanken und Lebensregeln, die bei seinen Lesern nicht ohne Wirkung bleiben konnten. Unter diesen nennen wir besonders die Geschichte einer Spröden, die zuerst alle Freier abwies und später von ihnen wieder abgewiesen wird, eine Geschichte, die seitdem öfters nachgeahmt wurde.

Was die Form seiner Satyren betrifft, so zeigt er darin eine große Mannigfaltigkeit; bald sind es Briefe, bald Abhandlungen; bald ist es eine ironische Lobschrift, bald eine Trauerrede, bald ahmt er den Ton und die Weise einer alten Chronik nach, bald stellt er, wie Theophrast, und nach ihm der Franzose La Bruyere und Gellert eine Reihe von Charakteren zusammen, so in der „Todtenliste von Nicolaus Klimm" oder in dem schon erwähnten „Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen", bald gibt er seiner Satyre die Form eines Wörterbuchs, oder der Erklärung von Sprichwörtern, und es sind diese nebst den unmittelbar vorhin genannten diejenigen Satyren, in welchen er seine Zeit am lebhaftesten schildert. Dagegen ist er, wie schon Göthe bemerkt, in der Ausführung zu eintönig, indem er sich beinahe immer der directen Ironie bedient. Seine Sprache ist dagegen rein und correct, nicht ohne Leben und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, obgleich auch oft breit und gedehnt.

Außer seinen Satyren besitzen wir noch eine Sammlung von „Freundschaftlichen Briefen", welche sein Freund Weisse nebst einer „Nachricht von seinem Leben und Schriften" nach seinem Tode herausgab (Lpz. 1772); unter denselben ist der „an den Cabinetssecretär Ferber in Warschau", in welchem er die angstvollen Tage während der Belagerung von Dresden, die Einäscherung seines Hauses und den Verlust seiner Manuscripte schildert, wegen des heiteren, ächt humoristischen Tons, aus welchem der tiefere Lebensernst klar hervorstrahlt, von jeher mit Recht als ein Meisterstück der Darstellung gepriesen worden.

Aus den „Satirischen Briefen".

1. Ein Oberster empfiehlt seinen Feldprediger zu einem Dorfpfarrer.

Lieber Herr Bruder.

Es ist mir recht lieb, daß dein Alter sich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weis nicht, ob die Leute sich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brodt geben, daß sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande, und für uns, die wir alte Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, so würdest du ein ehrbarer frommer christlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich

geworden seyn. Was meinst du, Brüderchen, was ist rühmlicher, über der Postille, oder beim Deckelglase einzuschlafen? Laß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für sie saufen. Jeder nach seinem Berufe! Aber auf diese Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh, sagte dein Alter. Gut! wer weis denn auch, obs wahr ist. Fahren wir, wie unsere Alten; so wollen wir auch leben, wie unsere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, sittlich! Ein rechtschaffener Deutscher müßte sein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reisen wollte, daß er Wasser trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen. Du brauchst einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorschlagen, das ist ein ganzer Kerl. Er ist zehn Jahre als Feldprediger bey meinem Regimente mit herumgelaufen, und er ist recht, wie ich mir ihn wünsche. Er hat an mich geschrieben, und gebeten, dir ihn vorzuschlagen. Da, lies den Brief selbst. Ich verliere ihn ungern. Der ist recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämst, so wird er nicht mucksen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu fressen, so ist er zahm, wie ein Lamm. Du wirst deine Freude mit ihm haben. Er säuft dich und deine hochadelichen Gäste alle unter den Tisch, und wenn er die schwarze Kutte ausgezogen hat, so flucht er, wie ein Corporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, seinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler steht so fromm da, als wenn er von der Canzel gen Himmel fahren wollte. Meine Cathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer gieng mir manchmahl ins Gehege! Nun Brüderchen, wie gesagt, nimm ihn. Seinethalben magst du leben, wie du willst. Und wenn du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach. Es ist ein braver Kerl. Grüße mir deine Menscher. Lebe wohl.

2. **Bittschreiben des Feldpredigers an den Obersten wegen dieser Sache.**

Gnädigster Herr Obrister.

Es ist beym Herrn von *** eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte sie gern haben. Cathrinchen sagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüßig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd, und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und sorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit seinem Patrone in großer Feindschaft gelebt hat; aber die Schuld war seine. Ich getraue mir besser mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren schon. Wenn er mir giebt, was mir gehört, so mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zu Gnaden, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie sind zu vornehm, als daß Sie uns zu Gefallen fromm und christlich leben sollten. Und unter uns gesprochen, aus dem beständigen Poltern kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert sichs so wohl. Es ist schlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe sind, und ein paar Wochen ehrbar thun müssen; sollen wir ihnen auch das Leben noch sauer machen, wenn sie sich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt besser. Saufen und Huren ist bey Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das einzige, womit sie sich von uns bürgerlichem Pöbel unterscheiden. Halten Sie mir diesen Scherz zu Gnade; ich rede, wie ichs meine. Sie kennen mich schon. Mit einem Worte, gnädigster Herr Obrister, schaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, meine Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieser Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obrister

Dero

zum Gebet und unterthänigst zu dienen

stets willigster

N. Feldprediger.

Salomon Geßner.



Wenn Rabener durch den Anblick der Gebrechen und Thorheiten der Menschen veranlaßt wurde, dieselben mit überlegenem Witz und Humor aufzugreifen und durch deren lebendige Darstellung auf deren Besserung hinzuarbeiten; so flüchtete sich dagegen der Dichter, von dem wir jetzt zu sprechen haben, aus dem Treiben der Gegenwart in eine selbstgeschaffene, ideale Welt, welche durch ihren Gegensatz zur gemeinen Wirklichkeit eine ähnliche Wirkung hervorbringen sollte, wie die Satyren Rabeners, wenn auch auf anderm Wege und durch ganz verschiedene Mittel. Der Eine machte die Thorheiten der Zeit lächerlich und stellte sie in ihrer Verächtlichkeit dar, um von ihnen abzuwenden; der Andere schilderte eine Welt voll Unschuld und Reinheit, er malte das innere Glück, das Unschuld und Reinheit des Gemüths stets begleitet, um das Verlangen nach einer solchen Welt und einem solchen Leben zu erwecken.

Salomon Geßner, geb. in Zürich den 1. Apr. 1730, wurde von seinen Eltern und Lehrern lange Zeit für talent- und geistlos gehalten, und man gewann erst später eine günstigere Meinung von ihm, als er einem Landpfarrer anvertraut wurde, der die schlummernden Gaben des Knaben zu wecken verstand. Als er nach einer zweijährigen Abwesenheit in das väterliche Haus zurückkehrte, war sein Geist so entwickelt und er hatte einen solchen Reichthum an Kenntnissen erworben, daß ihn die vorzüglichsten Gelehrten seiner Vaterstadt ihres Umgangs würdigten und er aus denselben den vielfältigsten Nutzen zog. Im J. 1749 schickte ihn sein Vater, ein angesehener Buchhändler Zürichs, nach Berlin, um die

Buchhandlung zu erlernen; aber diese Beschäftigung wurde ihm bald so verhaßt, daß er seinen Platz verließ, um sich ganz der Kunst zu widmen, für welche er schon auf der Schule große Liebe und Anlagen gezeigt hatte; und als seine Eltern ihn durch Entziehung des nöthigen Geldes zur Rückkehr in das Geschäft zwingen wollten, war er schon entschlossen, nach Holland zu gehen, um sich dort von der Kunst zu nähren. Doch so weit ließen es seine Eltern nicht kommen; er erhielt Geld nebst der Erlaubniß, in Berlin zu bleiben und diesen Aufenthalt nach Gutdünken zu benutzen. Um diese Zeit wurde er mit Ramler bekannt, dem er seine poetischen Versuche vorlegte. Dieser erkannte das Talent des Jünglings, rieth ihm jedoch an, da er bemerkte, welche Schwierigkeit ihm die Bildung harmonischer Verse verursachte, seine Dichtungen in wohlgebildeter Prosa abzufassen. Er kehrte im J. 1751 über Hamburg, wo er mit Hagedorn bekannt wurde, in die Heimat zurück, wo er sich zuerst ausschließlich mit der Dichtkunst beschäftigte, und erst als er in seinem 30. Jahre geheirathet hatte, fing er an, sich der Landschaftsmalerei zu widmen, um durch die Kunst sich und seiner Familie ein anständiges Auskommen zu sichern, was ihm auch in hohem Grade gelang, da seine Landschaften wegen ihrer Vortrefflichkeit bald allgemein gesucht wurden. Später übernahm er die Buchhandlung seines Vaters, doch überließ er die eigentliche Geschäftsführung den andern Antheilhabern der Handlung. Seine Vaterstadt ehrte ihn dadurch, daß sie ihn zum Mitglied des täglichen Raths und dann auch zum Oberaufseher über die Hoch- und Frohnwälder des Kantons wählte. Er starb in Folge eines Schlagflusses den 2. März 1787.

Wie man in Gleim einen deutschen Tyrtäus oder einen Anakreon, in Klopstock einen Homer, in der Karschin eine Sappho erblickte, so nannte man auch Geßner den deutschen Theokrit, den man dem griechischen wenigstens gleichstellte, und wie bei jenen, so hatte man auch bei ihm Unrecht; aber nicht weniger Unrecht hatten spätere Kritiker, welche, bei der Vergleichung beharrend, den liebenswürdigen Dichter eben so sehr und unverdient herabsetzten, als er bei Erscheinen seiner Schriften gepriesen worden war. Geßner war kein Theokrit und wollte keiner sein; jede Beurtheilung seiner Dichtungen, die von einer solchen Zusammenstellung ausgeht, muß daher falsch und ungerecht sein. Geßner hat zwar seine Schöpfungen nach dem Vorbild des Theokrit Idyllen genannt, aber es sind doch keine Idyllen im Sinne des griechischen Dichters: er hat vielmehr eine ihm eigenthümliche Gattung geschaffen, und es kann sich bei ihrer Beurtheilung nur darum handeln, ob sie an sich den Anforderungen der Kunst, nicht aber, ob sie auch dem Wesen der griechischen Idylle entspricht. In dieser bildet die Handlung den Mittelpunkt des Gedichts, wenn sie auch noch so einfach ist, was bei den dargestellten Personen nicht anders sein konnte; bei Geßner ist die Handlung nur Nebensache: seine Idyllen sind in der That nur Gemälde, in denen sogar oft die Schilderung der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen die Hauptsache zu sein scheint. Es ist daher auch nicht zufällig, daß seine ersten Versuche reine Naturgemälde waren, z. B. „die Nacht“, die Gegend im Gras“ (1), „der Wunsch“, „der Frühling“ u. s. w. Geßner ist zwar durch seine Dichtungen früher, als durch seine Gemälde berühmt geworden, aber es zeigte sich schon in seinen Gedichten, daß er vorzugsweise zum Maler berufen war. Daher stellt er auch in denselben nicht sowohl Handlungen, als Zustände dar, und selbst da, wo er Handlungen darstellt, haben diese nur zum Zwecke, die inneren Zustände und Stimmungen seiner Personen lebendiger hervortreten zu lassen. Er steht mit Einem Worte in seinen Idyllen gerade auf der Gränzscheide zwischen der Malerei und der Dichtkunst, aber er hat die feine Scheidelinie mit sicherem Gefühl getroffen, so daß er namentlich niemals, wie etwa später Matthisson, bloß einzelne Naturschilderungen an einander anreiht. Und wie in seinen Gemälden die Landschaft den Mittelpunkt bildet, und er Menschen und Thiere nur deshalb in dieselbe aufgenommen hat, um den besondern Charakter der Naturerscheinungen desto lebendiger hervortreten zu lassen; so hat er mit feinem Gefühl seine Idyllen in umgekehrtem Verhältniß behandelt: die Menschen bilden den Mittelpunkt des Gemäldes, und die sie umgebende Natur entspricht dem besondern Charakter der Personen, ihrer Stimmungen und Zustände. Eine solche Auffassung der Idylle konnte freilich keine große Mannigfaltigkeit der Charaktere und Situationen gewähren; aber doch weiß er seine Personen in mannigfaltige Verhältnisse zu bringen und ihrem Charakter mannigfaltige Abstufungen zu geben, die er bald in der Leidenschaft, bald in dem Verstande, bald in dem Geschlechte und bald in dem Alter findet, und dies Alles weiß er durch ganz bestimmte, wohl erdachte Züge hervorzuheben. Und in so fern sind seine Idyllen wahre Meisterstücke, welche in sich selbst die vollkommenste Berechtigung tragen; und es ist eben so unzuläßig, sie mit Theokrit oder Homer zusammenzustellen, als es ungerecht wäre, ein Stillleben irgend eines niederländischen Malers mit einer Madonna von Raphael vergleichen zu wollen. Geßners Idyllen sind um so mehr als Kunstwerke zu betrachten, als er zugleich eine Sprache geschaffen hat, die bei ihrer lieblichen Einfachheit, ihrem natürlichen Wohllaut und ihrer Anmuth den Zuständen und Charakteren seiner Personen und den lieblichen Naturgemälden auf das Vollständigste entspricht, eine Sprache, die sich so harmonisch bewegt, daß es uns kaum auffällt, wenn selbst Lieder und Wechselgesänge in dieser prosaischen Form gegeben werden.

Bei allen diesen Vorzügen haben die Geßnerschen Idyllen einen allerdings sehr wesentlichen Mangel, der ihnen viel von ihrer Vortrefflichkeit raubt: es ist der, daß er die Personen und deren Zustände nicht dem wirklichen Leben entnommen, sondern sich eine eigene Welt geschaffen hat, die aller realen Wahrheit entbehrt, statt daß er, wie z. B. später der treffliche Hebel, das wirkliche Leben in künstlerischer Weise idealisirt hätte. So schön und wahr seine Naturschilderungen sind, so sehr entbehren seine Personen der Naturwahrheit, nicht zwar im Einzelnen, wie schon oben bemerkt worden ist, da wir vielmehr oft Gelegenheit haben, seine feine Beobachtung zu bewundern*), aber in der Gesammtauffassung, da er allen Charakteren eine gewisse,

*) z. B. wenn er im „Thyrsis“ von der Chloe erzählt: „Und schamhaft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der Hand das Gewand über den jungen Busen fest, denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößet haben.“

wir möchten beinahe sagen, krankhafte Sentimentalität aufgeprägt hat, die am wenigsten den Naturmenschen entspricht, die er darstellen wollte.

Geßner hat sich auch in einigen größeren Gedichten versucht, aber sie stehen, wenn auch einzelne vortreffliche Stellen erfreuen, den „Idyllen" weit nach. Es wird der Mangel an fortschreitender Handlung bei denselben noch fühlbarer; es fehlt ihnen zudem an Einheit und an einem auf innere Nothwendigkeit beruhenden Zusammenhange. Zu dem ersten, dem „Daphnis" (Zürich 1754), war er durch den lieblichen griechischen Roman „Daphnis und Chloe" von Longus angeregt worden, dem er jedoch nur die Form, nicht aber auch die lebenswarme und naturgetreue Darstellung entnahm. „Der Tod Abels" (Zürich 1758) ist im Plane ganz verfehlt; die Handlung ist eigentlich schon im ersten Gesange vollendet, denn er erzählt den Haß Kains und dessen Versöhnung mit seinem Bruder. Der zweite Gesang enthält eine Episode, die an sich nicht in nothwendigem Zusammenhange mit dem Ganzen steht, und zudem viel zu lang ist, da sie den fünften Theil des Gedichts bildet; im dritten Gesang beginnt eine neue Handlung, welche im vierten mit dem Tode Abels endigt, und so erscheint auch der fünfte Gesang, welcher die Beerdigung Abels erzählt, als ein überflüssiger Zusatz. Die Charaktere sind ohne innere und äußere Wahrheit, und es ist auch hier nur Einzelnes, darunter schöne Schilderungen, werthvoll. Von den größeren Stücken ist das kleinste „Der erste Schiffer in zwey Gesängen" (Zür. 1762) das bedeutendste. Schon die Erfindung ist anmuthig. Ein kleines Vorgebirge, auf welchem Mylon lebte, wird durch eine große Fluth von dem übrigen Lande abgerissen. Bald darauf stirbt er, sein Weib Semira mit einer noch kleinen Tochter Melida hinterlassend. Semira zog ihr Töchterchen in dem Glauben auf, als ob es außer ihnen keine Menschen gäbe; aber die Beobachtung der Pflanzen- und Thierwelt hatte die heranreifende Jungfrau mit einem ihr unerklärlichen, die Mutter beängstigenden Sehnen nach andern Geschöpfen ihres Gleichen erfüllt, das sich ungeachtet aller Vorstellungen und Betheuerungen Semiras immer mächtiger entwickelte. Auf dem festen Lande, der Insel gegenüber, lebte ein Jüngling, der von seinem Vater die Geschichte der Ueberschwemmung und das Schicksal des Mylon hatte erzählen hören. Man hatte ihm oft von der außerordentlichen Schönheit der kleinen Melida gesprochen. Das Mitleid mit den Unglücklichen und der Eindruck, den die Schilderung von der Schönheit des Mädchens auf ihn gemacht hatte, erweckte in ihm die Sehnsucht, jenen Hülfe zu bringen; ein ausgehöhlter Baumstamm, den er zufällig auf dem Wasser erblickte, zeigte ihm das Mittel. Er vertraute sich ihm an. Amor selbst geleitete sein gebrechliches Fahrzeug, das die Insel glücklich erreichte; Melida aber sah, daß ihre Mutter und nicht ihr dunkles Sehnen sie getäuscht habe. Wie die Erfindung, so ist die Ausführung des kleinen Romans durchaus gelungen; die Charaktere sind vortrefflich entwickelt, und sind voll naiver Wahrheit.

1. Die Gegend im Gras.

Du hoher schwarzer Tannenhain! der du die pfeilgeraden röthlichen Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten emporhebest! hohe schlanke Eichen! und du Fluß! der du mit blendendem Silberglanz hinter jenen grauen Bergen hervorrauschest, nicht euch will ich izt sehen; izt sey das Gras um mich her meine Gegend. Diese bewundernswürdige Welt im Kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schönheit — unendliche Arten Gewächse, Millionen verschiedne Bewohner, theils fliegen von Blumen zu Blumen, theils kriechen und laufen umher, in Labyrinthen des Grases; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit, find't jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden; Mitbürger dieser Erde, jeder in seiner Art vollkommen und gut. Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasserkressen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wanken; von beyden Ufern sieht das fette Gras mit Blumen vermischet; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr buntes Gewölb, und glänzet im vielfarbigten Wiederschein. Ich will izt durch den kleinen Hain des wankenden Grases hinsehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! Sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Aesten und mannigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor, und tragen rankende Blumen. Aber du blaue Viole! du Bild des Weisen, du stehst bescheiden niedrig im Gras, und streust Gerüche umher, indeß daß geruchlose Blumen hoch über das Gras sich erheben, und prahlerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten im Gras; bald verliert sie mein Aug' im grünen Schatten, dann schwärmen sie wieder im Sonnenschein, oder sie fliegen zu Schaaren empor, und tanzen höher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wieget sich dort an der Quelle! so schön und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor, und läßt das wankende Gräschen zurück. Izt rauschet ein Würmchen, schwarz beharnischt auf glänzend rothen Flügeln vorbey, und setzt sich (zu seinem Gatten vielleicht) auf die nahe Glockenblume. Rausche sanft, du rieselnde Quelle! Erschüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephir'! Trüg' ich mich, oder hör' ich den zartesten Gesang? Ja sie singen; aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Conzert zu vernehmen, so wie unser Auge, die zarten Züge der Bildung zu sehn. Was für ein liebliches Sumsen schwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen so? Ein Schwarm kleiner Bienen ist's, sie flogen fröhlich aus, von ihrer fernen Wohnstatt, und zerstreuten sich auf den Fluren und in den fernen Gärten; aufmerksam wählend sammelten sie die gelbe Beute, und kehren zurück, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Bestreben; da ist kein müßiger Bürger; sie schwärmen umher, von Blume zu Blume, und verbergen nachsuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen; oder sie graben sich mühsam hinein, in die noch nicht offenen Blumen; die Blume schliesset sich wieder, und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schätze ihr raubt, die sie vielleicht erst morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Thau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Kleeblume setzt sich ein kleiner Schmetterling; er schwingt seine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber stehn kleine purpurne Flecken, und ein goldner Saum verliert sich am Ende der Flügel ins Grüne; da sitzt er prächtig, und putzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf seinem kleinen Haupt. Schöner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin, und seh' da deine schöne Gestalt; dann gleichest du der schönen Belinde, die beym Spiegel vergißt, daß sie mehr als Schmetterling seyn sollte; ihr Kleid ist nicht so schön wie deine Flügel, aber gedankenlos ist sie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephire? Sich haschend wälzen sie sich durch das Gras hin; wie ein sanfter Wind auf einem Teich Wellen vor sich her jagt, so durchwühlen sie das rauschende Gras; die kleinen bunten Bewohner fliegen empor, und sehen in die Verwüstung hinunter; izt ruhen sie wieder, die Zephire, und das Gras und die Blumen winken sie freundlich zurück.

Aber, o könnt' ich mich izt verbergen! bedecket mich, ihr Blumen. Dort geht der junge Hyacinthus vorüber, im schönen goldenen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin und pfeift; sie mag ihn anlächeln, für ihn ist das eine zu alte Schöne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die schöne Welt beym Spieltische sich sammelt; da wird sein Kleid Augen von feinerm Geschmack besser entzücken, als ein glühendes Abendroth. Wie wird er lachen, wenn er mich sieht, fern von der feinen Welt bey den Würmern im Grase kriechen. Aber verzeihen sie, Hyacinthus! wenn ich so dumm bin, ihrem schönen Gang und dem Glanz ihres Kleides nicht nachzusehn; denn hier an diesem Gräschen läuft ein Würmchen empor; seine Flügel sind grünlichtes Gold, und wechseln prächtig die hellen Farben des Regenbogens. Verzeihen sie, Hyacinthus! verzeihen sie der Natur, die einem Wurm ein schöner Kleid gab, als die feinste Kunst ihnen nicht liefern kann.

O wie schön bist du, Natur! in deiner kleinsten Verzierung, wie schön! Die reinsten Freuden misset der, der nachlässig deine Schönheiten vorübergeht, dessen Gemüth, durch tobende Leidenschaften und falsche Freuden verderbt, der reinsten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele durch keine trüben Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindet. Wo andre mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her: Ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußsteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet; sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blum' ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Eckel verdirbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinsten Verzierung unendlich mannigfaltig und schön, jedes zum besten Endzweck in allen seinen Verhältnissen schön und gut. Selig, o selig! wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügen schöpft; heiter ist sein Gemüthe, wie der schönste Frühlingstag; sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephir', die mit Blumengerüchen ihn umschweben.

2. Amyntas.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah' er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach; und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblößet; und der Baum stund da, traurig und drohte zu sinken. „Schade!" sprach er, „solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn!" Izt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. „Ich kann mir andre Stäbe holen," sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Izt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; dann nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen. Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Sollt' ich unbelohnet dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schaafe zur Weide führest." „O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe!" so sprach der arme Hirt: „Mein Nachbar Palemon ist seit der Erndte schon krank; laß ihn gesund werden!"

So bat der Redliche; und Palemon ward gesund. Aber Amyntas sah' den mächtigen Segen in seiner Heerde und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

3. Mycon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollon unser Opfer zu bringen. Schon sahn wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporsteht; und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht ins Meer. Mittag war's, und der Sand brannte unsre Solen, und die Sonne den Scheitel; so gerade stund sie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunterwarfen. Die Eidere schlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter im gesengeten Grase. Von jedem Tritt flog heißer Staub auf, und brannte die Augen, und saß auf den gedörreten Lippen. So giengen wir schmachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahn wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinste, die kühleste Quelle sich ergoß. Die Aeste hiengen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und Brombeeren, und die Erbselstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmals hervor, das Geisblatt und die schlanke Winde, und schleichender Epheu umwanden. „Götter!" so rief ich, „wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier." „Hier", sprach Milon, „hier an der Vorderseite des Grabmahls sehe ich, unter den Ranken von Geisblatt, eingegrabene Züge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wanderers Erfrischung sorgt." Und izt hob er die Ranken mit seinem Stab, und las:

„Hier ruhet die Asche des Mycon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hieher, und pflanzt' diese Bäume."

„Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher!" so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du zurückließest!" Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein schönes Weib war's, von schlanker Gestalt und edlem Ansehn. Einen Wasserkrug trug sie am Arm, und so kam sie zu der Quelle. „Seyd mir gesegnet in diesen Schatten," so redete sie mit holder Freundlichkeit; „ihr seyd Fremde; vielleicht, vielleicht hat ein zu weiter Weg bey der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?"

„Sey uns gesegnet," so erwiederten wir, „gutthätiges Weib!" wir bedürfen keiner andern Erfrischung; süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wandrers sorgte. Du bist von dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag' uns, indeß dieser heilige Schatten uns kühlt, sag' uns, wer er war?"

Izt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuß des Grabmahls, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

„Mycon, so hieß er, der die Götter ehrte; dessen süßeste Wollust war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich dank's ihm, daß ich das glücklichste Weib bin" — hier glänzten Thränen in ihren Augen — „das Weib seines Sohns. — Mein Vater war gestorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genähret, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser ein-

ziger Reichthum. Zwey Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich trostloses Kind. Aber Mycon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge meines Glücks werth zu seyn; er sah' es und liebte mich, und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So fleht' ich ihn immer; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten; da trat Mycon herein, und setzte sich neben mir an die Morgensonne. Lange sah' er mit freundlichem Lächeln mich an: „Kind!“ so sprach er itzt, „deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beßte Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen! ich will dich glücklich sehn.“ „Könnt' ich, mein beßter Herr! könnt' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin?“ So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. „Kind!“ sprach er, „ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mir's, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn?“ Izt entsank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stund ich vor ihm. Er nahm meine Hand; „und kannst du“, so sagt er, „kannst du durch seine Liebe glücklich seyn?“ Ich fiel vor ihm nieder, drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bethräntes Gesicht; und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib.“ Izt trocknete sie ihre Augen. „Das war der Mann, der hier ruhet,“ so fuhr sie fort: „Aber wie er diese Quelle hieher geleitet und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich will's euch erzählen:

Gegen das Ende seines Lebens gieng er oft, und setzte sich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wandrer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. „Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten; so erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der an der Sonnenhitze schmachtet.“ So sprach er, und ließ vom Feld her die kühleste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und izt gieng er zum Tempel des Apolls, opferte und bat: „Laß, was ich pflanze, gedeihen; so kann der Fromme, der fernher zu deinem Tempel geht, am kühlen Schatten sich erfrischen.“

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und sah' aus seinem Fenster nach der Straße. Da sah' er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. „Götter,“ so rief er, „was seh' ich! Kinder, sagt mir's, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen.“ Voll heiligen Erstaunens giengen wir izt unter den Schatten; im vollesten Wuchse stunden die Bäume da, und streckten die starken Aeste weit umher, die Last der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigten Gras. „O Wunder!“ so rief der Greis, „ich Alter soll selbst noch in diesem Schatten wandeln?“ Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, so gnädig, noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in diesem Schatten; er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesem Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.“

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. „Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest. Sey uns gesegnet!“ so sprachen wir, und giengen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apolls.

Johann Timotheus Hermes.



Johann Timotheus Hermes, geb. am 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard, studirte in Königsberg die Theologie, hielt sich dann in Danzig und Berlin auf, worauf er Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg und später Feldprediger zu Lüben in Schlesien wurde. Nachdem er sodann einige Zeit Hof- und Schloßprediger zu Pleß bei dem Fürsten von Anhalt gewesen war, erhielt er 1772 einen Ruf nach Breslau, wo er verschiedene geistliche Stellungen und Schulämter bekleidete, bis er als Superintendent, erster Prediger zu St. Elisabeth und erster Professor der Theologie an der Universität den 24. Juli 1821 starb.

Hermes war schon während seines Aufenthalts in Königsberg mit Richardsons Romanen bekannt geworden, und hatte schon damals begonnen, sich in Nachbildungen desselben zu üben; auch beruhen die Romane, die er später veröffentlichte, vorzugsweise auf dem Studium des in Deutschland damals hochverehrten und gefeierten Engländers. Doch war ihm die schöne Form derselben nur von untergeordnetem Werthe, ihm lag vor Allem daran, seine Ideen über Leben und Menschen, seine Gedanken über verschiedene wichtige Punkte der praktischen Moral mitzutheilen, und er wählte die Form des Romans nur deswegen, weil er durch dieselbe leichteren Eingang für seine Ansichten zu finden hoffte, als wenn er sie in rein belehrender Form dargestellt hätte. Deshalb

bemühte er sich auch, vorzüglich auf die Empfindung zu wirken, was übrigens auch schon durch sein Vorbild gegeben war. So war ihm der Roman nur Mittel und nicht Selbstzweck, weshalb an künstlerische Behandlung nicht zu denken ist. Doch findet in dieser Beziehung zwischen seinen früheren und späteren Werken ein großer Abstand Statt, indem jene weit höher stehen, als diese, was nur daraus zu erklären ist, daß sein Vorbild bei den ersten Schriften noch kräftiger auf ihn wirkte, und er sich von demselben, so zu sagen unbewußt, auch in der künstlerischen Behandlung leiten ließ. Später, als der frische Eindruck verschwunden war, trat das belehrende Element immer unverholener und selbstständiger hervor, und die zum Grunde liegende Geschichte sank immer mehr zur unwesentlichen Einkleidung herab.

Sein erster Roman „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" (Lpz. 1766) ist daher bei allen Mängeln hinsichtlich der Anlage und der Ausführung ohne Zweifel sein bester, und es hat hiezu nicht wenig beigetragen, daß er in dieser Hinsicht nicht sowohl seinem Liebling Richardson, als dem größeren Fielding nachstrebte, dessen feiner Humor freilich bei ihm zur kindischen Schwäzerei wird. Richardsons Einfluß bewährte sich aber vorzüglich in der sentimentalen Haltung des Werks, so wie Hermes manche Charaktere geradezu aus dessen „Grandison" in seine „Fanny" übertrug. Obgleich als Kunstwerk noch von geringerer Bedeutung, erregte sein zweiter Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (5 Thle. Lpz. 1770—73) weit größeres Aufsehen; er wurde mit so großem Beifall aufgenommen, daß schon im J. 1778 eine dritte Auflage erscheinen mußte (6 Thle.), und wir begreifen dies vollkommen; denn obgleich, namentlich in Wielands „Agathon", schon weit Vorzüglicheres im Gebiete des Romans erschienen war, so war „Sophiens Reise" doch der erste, in welchem der Versuch gemacht wurde, deutsche Sitten und Gebräuche, Charaktere aus dem deutschen Mittelstande zu schildern. Allerdings sind diese Sitten und Gebräuche plump und oft roh, diese Charaktere sind gemein und steif, ihre Reden sind breit und pedantisch; aber es waren eben Leute aus seiner Zeit, die er schilderte, und wenn das gesellschaftliche und bürgerliche Leben im Roman so langweilig erschien, so mußte der den Lesern vorgehaltene Spiegel endlich auf sie wirken und sie zur Veredlung dieses Lebens anregen, ein Verdienst, das zwar nicht in der Absicht des Verfassers lag, aber nichts desto weniger eine Folge seines Romans sein mußte, und daher eben so sehr Anerkennung verdient, als andere gute Wirkungen desselben, die er mit Bewußtsein beabsichtigt hatte. Dies sind aber vorzüglich die belehrenden Stellen, welche einen großen, ja den größten Theil des Romans bilden, Stellen, in denen er sich über Erziehung, Literatur, Religion, Lebensphilosophie u. dgl. m. aussprach, und durch welche er eine Masse von zum Theil neuen, zum Theil guten Ideen in weite Kreise verbreitete und das Nachdenken über diese wichtigen Verhältnisse anregte. Wenn dies Alles auch den künstlerischen Werth des Buchs nicht zu erhöhen vermag, vielmehr demselben wesentlich Eintrag thut, weil der Verfasser, um alle diese Punkte behandeln zu können, seinen Roman mit einer Unmasse von Einschiebseln und Erweiterungen aller Art vollgepfropft hat; so dürfen die angegebenen verdienstvollen Seiten doch keineswegs zu niedrig angeschlagen werden. „Sophiens Reise" ist nach dem Vorbild Richardsons in Briefen geschrieben, aber freilich ist diese Form sehr ungeschickt gehandhabt, und oft genug hat sie von Briefen Nichts an sich, als Anfang und Schluß.

Die übrigen Romane, welche Hermes diesem nachfolgen ließ „Für Töchter edler Herkunft" (Lpz. 1787), „Manch Hermäon" (2 Bde. Lpz. 1788—89), „Für Eltern und Eheluſtige" (5 Bde. Lpz. 1780—90) verfolgen die nämlichen Zwecke, wie „Sophiens Reise", aber verfallen noch weit mehr in das Platte, und werden besonders dadurch widrig, daß der Verfasser durch Aufdeckung der gemeinsten Laster Liebe zur Tugend erwecken will, und so war das scharfe gegen ihn gerichtete Epigramm in den „Xenien" nichts weniger als unverdient *).

Ehe wir schließen, müssen wir noch erwähnen, daß Hermes in seine verschiedenen Romane, namentlich in die beiden ersten, Lieder einflocht, welche großen Beifall fanden und eine Zeitlang allgemein gesungen wurden (z. B. „Dir folgen meine Thränen", „Ihr jugendlichen Freuden", „Ich seh' durch Thränenbäche" u. a. m.).

Aus „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen".

3. Theil. 11. Brief.

Sophie an Henrietten **, ihre Freundin zu Memmel.

Danzig den 7. August, Freitags.

Der Tag ist kaum angebrochen: aber meine liebste Henriette, ich kann nicht schlafen. Mein Gott, wie zerstört ist mein armes Gemüt! Lesen Sie diesen Brief nur meiner Mutter nicht vor: denn ich weis noch nicht was ich schreiben will. Einliegendes Zettelchen können Sie ihr geben, als sei das alles, was Sie heute von mir bekommen haben.

Ich gehe wie eine Kranke in meinem Zimmer umher. O Marie (so heißt mein Mädchen), könt ich doch so sanft schlafen als Du! Meine Henriette!.. was wollte ich sagen? Mein Herz ist gepreſt. Ich will versuchen, ob ich ihm Luft machen kan. Aber ich kan nicht schreiben, und hier ist nichts zu meiner Erholung, kein Klavier — nicht einmal ein Flügel!

In Bohnsak kam mein Bruder mir entgegen. Bald aus seiner Anrede merkte ich, daß seine jezige Gemütsart der Liebe werth war, mit der mein Herz mich drang, mich in seine Arme zu werfen. Vormals hat er Grundsäze gehabt, die mich mit mehr Furcht erfüllten als eine Schwester haben mus. Sie haben ihn nicht gesehn. Gewis auf seinem Gesicht herrscht noch der Ausdruck seiner ehemaligen Gemütsart. O Gott, der du so oft eine so sanfte Gewalt über Zweifler wirken ließest: bring meinen armen Bruder ganz zurük, wenn du ihn, wie ich fürchte, noch nicht ganz gewonnen hast! Er spricht sehr viel vom Christentum: aber ich fürchte, daß das kein gutes Zeichen ist. Sein Herz glaubt vielleicht schon fest zu seyn: o! wie bald kan es wieder wanken!

Ich habe den gestrigen Morgen damit zugebracht, daß ich ihm einen Theil meiner Lebensgeschichte erzält habe. Ich muste mit der traurigen Geschichte meines Vaters anfangen, denn er weis nichts von unserm Hause. Er weis nicht einmal, daß unsre Eltern adelich waren, und ich habe es, da ich dies durch einen glücklichen Zufall gewar ward, ihm sorgfältig verschwiegen, um nicht ihn und mich in das Unglük zu stürzen, das unzälig manigfaltig ist, das aber mit Einem Wort verarmter Adel heist. Mir ist es geglükt das ganz zu vergessen, wenigs-

---

*) Für Töchter edler Herkunft.
Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sie befördert zu sehn.

tens so, daß ich wol in Jahresfrist nicht daran gedacht habe. Doch läugne ich nicht, schäme mich auch nicht, Ihnen zu bekennen, daß dieser Gedanke, wenn er mir einfällt, ein Gefühl meines Verlusts mit sich bringt! Verschweigen Sie meine Geburt sorgfältig meiner Pflegemutter ... Ach! ich fürchte hier, daß ich hochmütig bin! Mein Bruder soll dies nie erfaren, und wenn wir beide so reich würden als wir jezt arm sind (denn wir sind arm ... o Henriette! ich bin noch nicht Madame Van Blieten ... vielleicht sage ich Ihnen davon hernach mehr). Sie wissen, daß wie mein armer Vater zuerst das Ruder ergrif, um sein dürftiges Leben zu erhalten, ich sein Pettschaft ins Wasser werfen muste. Ich war fünf Jahr alt: aber ich weis die Worte noch, die er unter Thränen, in denen das Feuer der Abendsonne sich spiegelte, von seinen zitternden Lippen hauchte: „Dies Wappen", sagte er, „war ein Ruf zu hohen Tugenden: aber dies Holz (indem er das Ruder aufhob), dies Holz entfernte mich von Menschen, die nicht werth sind, daß die Tugend sich um sie verdient mache! Du, meine Tochter (und o! wie schluchzte hier der Mann, der erst so sanft weinte), du brauchst diesen diplomatischen Ruf zur höhern Tugend nicht. Dein Elend wird dich zur stillen häuslichen Tugend laut genug ruffen. Lebt dein Bruder, und weis er, daß er Ahnen gehabt hat: so sag ihm, daß ich ihm verbiete, iemals an sie zu denken. Ich geh nach Rusland; als Bootsknecht geh ich hin! Ist ie (hier legt er die Hand an das Steuer) ein solches Ruder mein: o Töchterchen! dann kann ich dich kleiden, dich erziehn" ... Lassen Sie mich abbrechen! Das Glück, meine Blöße noch einmal zu bekleiden, hat er erlebt: aber sein Gebet ist alles, was er für meine Erziehung hat thun können. Und sein leztes Gebet in Ihrem Hafen: ich werde es nie vergessen. Er sah, wie er Amen gesagt hatte, die Memelschen Kirchen an: „Da wohnen ia auch Christen," sagte er, indem er mir seine Bibel hinreichte. „Nimt dich iemand dort auf: so leiste ihm alle Pflichten, die dies Buch von dir fodert" — und da war es doch in der That bedenklich, wenigstens war es seine letzte Freude, daß ich beim Aufblättern dieses Buchs die Stelle fand: „Ich habe daselbst einer Wittwe geboten, daß sie dich versorge".

O stünde ich noch unter dieser treusten Pflegemutter Vorsorge!

Wohlan! nichts soll mich abhalten, in ihrem Dienst weiter zu reisen. — Ich kan mich fast nicht enthalten, Ihnen zu sagen, was in meinem Herzen vorgeht; und doch ists als würde mein Herz verschlossen, als solte ich alles zerreißen, was ich geschrieben habe.

Christoph Friedrich Nicolai.



Christoph Friedrich Nicolai, geb. den 18. März 1733 zu Berlin, wo sein Vater eine Buchhandlung besaß, besuchte die gelehrten Schulen in Berlin und Halle, in denen er bei der verkehrten Unterrichtsmethode mit dem lebhaftesten Widerwillen gegen die Wissenschaften erfüllt wurde, während er in der Berliner Realschule, in die er später eintrat, so verständig geleitet wurde, daß nun die feurigste Neigung zu den Studien in ihm erwachte. Zwar mußte er schon 1749 diese Anstalt wieder verlassen, um in Frankfurt a. d. O. die Buchhandlung zu erlernen, aber der rege gewordene Trieb verließ ihn auch jetzt nicht, und er benutzte alle seine Mußestunden, um seine Studien fortzusetzen und seine Kenntnisse zu erweitern. So lernte er ohne Beihülfe eines Lehrers die alten und die englische Sprache, Mathematik und Geschichte, und sein Eifer erkaltete auch dann nicht, als er im J. 1752 nach Berlin zurückkehren und einen großen Theil der Geschäfte in der Buchhandlung seines Vaters übernehmen mußte. So sehr ihn diese in Anspruch nahmen, wußte er doch noch Zeit für seine Studien zu gewinnen, und von nun waren es vorzüglich die Werke der Dichtkunst, die ihn beschäftigten. Die erste Frucht seines Nachdenkens waren die schon erwähnten „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" (S. 473), durch welche er mit Lessing bekannt wurde, der ihn wiederum mit Mendelssohn in Verbindung bachte. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1757 aus der Handlung, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen, allein schon im folgenden Jahre mußte er, da sein älterer Bruder gestorben war, wieder in das Geschäft treten. Doch wurde er, trotzdem daß eine bedeutende Menge von Geschäften ganz auf ihm allein lastete, den Wissenschaften nicht untreu; er widmete ihr alle Augenblicke, die er den Geschäften entziehen konnte, und seine Buchhandlung wurde sogar eine Zeitlang der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Zwar erschien die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", zu der er schon früher den Entwurf gemacht hatte, nicht bei ihm, dagegen aber die „Literaturbriefe" (1759—63) und die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (von 1765 an), an denen er auch persönlichen Antheil nahm. Im J. 1784 machte er eine große Reise durch Deutschland und die Schweiz, und in demselben Jahre wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München ernannt, während die Berliner ihn erst im J. 1799 in ihre Mitte aufnahm. Er starb nach einem rastlos thätigen Leben am 8. Januar 1811, nachdem er alle seine Jugendfreunde, zum Theil schon seit vielen Jahren, verloren und er selbst seinen Ruf längst überlebt hatte.

Denn so groß Nicolai's Verdienste um die Entwickelung der deutschen Literatur gewesen waren, wie wir uns schon früher überzeugt haben, so konnte

er doch mit der Zeit den schnellen Schritten nicht folgen, welche dieselbe machte, so daß ihm manche wesentliche Erscheinungen unverstanden blieben und er dieselben sogar in so hohem Grade mißkannte, daß er sich den härtesten und wohlverdienten Tadel des jüngeren, weiterstrebenden Geschlechts zuzog. Doch war sein Widerspruch im Ganzen so wirkungslos, und selbst in den Punkten, in denen er das Richtige fühlte, so ganz ohne Einfluß, daß wir in diese spätere Zeit seiner Thätigkeit nicht näher einzugehen brauchen, es wird genügen, sie bei vorkommenden Gelegenheiten einfach anzudeuten. Seine Romane, um die es sich hier allein handelt, gehören zwar der Zeit ihrer Erscheinung nach schon in den folgenden Zeitraum, allein sie lehnen sich doch in ihrer ganzen Auffassung und Tragweite noch beinahe ganz an den vorliegenden; und wenn sich in ihnen auch schon der Geist der Opposition zeigt, der ihn später charakterisirt, so ist dieselbe doch vorzüglich noch gegen Aeußerungen gerichtet, welche in der gegenwärtigen Periode ihren Stütz- und Mittelpunkt hatten. Nicolai wollte nämlich bei seinem unwandelbaren Bestreben, den Geschmack seiner Landsleute zu verbessern und zu veredeln, die Bildung auf freiere Anschauung und Klarheit des Denkens gründen, und er bekämpfte daher alle die Erscheinungen der Zeit, welche dahin zielten, den Geist auf irgend eine Weise zu fesseln oder in die Dunkelheiten der religiösen, philosophischen oder poetischen Mystik zu führen, aus denen, wie er wohl wußte, der Ausgang schwer zu finden sei. So wie er sich schon früh gegen die sentimentale und „seraphische" Richtung Klopstocks und der Schweizer erhoben hatte, so sprach er sich später gegen die Süßlichkeiten der Anakreontiker, insbesondere aber gegen das Treiben der Pietisten im nördlichen, und der Jesuiten im südlichen Deutschland aus, und es ist keines seiner geringsten Verdienste, daß er auch in dieser Beziehung vielseitig wirkte. Den Roman „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" (3 Thle. Berl. 1773—76), in welchem die Nachahmung Fieldings unverkennbar ist, schrieb er vorzüglich in der Absicht, die eben bezeichneten Verhältnisse zu beleuchten und in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Freilich mußte Nicolai bei diesem ganz didaktischen Zweck auf höhere Kunstvollendung Verzicht leisten; aber nichts desto weniger hat er ein nicht gemeines Talent für die Behandlung des Romans gezeigt: es ist die Anlage, wie die Schilderung der Charaktere und der einzelnen Begebenheiten, wenn auch gerade nicht hervorragend, doch im Ganzen gelungen zu nennen, und besonders ist die Mannigfaltigkeit der Situationen zu loben. Der „Nothanker" ist vorzüglich gegen die religiöse Unduldsamkeit, die Verfolgungssucht hartherziger Orthodoxen*) und die Scheinheiligkeit gerichtet, die uns an mannigfachen Gestalten mit lebensgetreuer Wahrheit dargestellt wird. Wir theilen unten die Stelle mit, in welcher ein orthodoxer Prediger in Berlin gegen die „neumodischen Theologen" eifert, unter welchen er vorzüglich den trefflichen Spalding versteht und zugleich den Geist der Herrschsucht und der Unterdrückung an den Tag legt, der den Pfaffen bezeichnet, er mag zu einer christlichen Confession sich bekennen, oder ein Heide, Jude oder Mahometaner sein. Nicht weniger trefflich sind die literarischen Zustände der Zeit entwickelt, und wir lernen aus dem „Nothanker" nicht nur die buchhändlerischen Verhältnisse jener Tage genau kennen, es wird auch das Unwesen der damaligen Gelehrsamkeit in scharfen Zügen geschildert, und gezeigt, wie nachtheilig der pedantische Stolz der Gelehrten, mit ihrem Mangel an praktischem Blick, mit ihrer Charlatanerie und vorzüglich mit ihrer Absondrung und ihrer Einseitigkeit auf die allgemeine Entwickelung des Volks nachtheilig wirke. In einer der Hauptgestalten des Romans hat er die süßliche Sentimentalität in der Poesie mit großem Glück verspottet, und es wurde schon damals angenommen, daß Nicolai in dem jungen Säugling den zu jener Zeit noch in seiner sentimentalen Periode befangenen J. G. Jacobi habe schildern wollen, was er übrigens selbst nicht abläugnete, und in der That sind manche Züge so gewählt, daß man damals sogleich auf Jacobi verfallen mußte, z. B. wenn es heißt, daß Säugling einen wahren Lorenzokopf gehabt habe*).

Die übrigen Romane Nicolai's kommen dem „Nothanker" nicht gleich, sind aber doch keineswegs ohne Bedeutung. So wurden die „Freuden des jungen Werthers. Freuden und Leiden Werthers des Manns" (Berl. 1775) bei ihrem Erscheinen von mancher Seite mit großem Beifall aufgenommen, von solchen gereifteren Männern nämlich, welche die wahre Absicht Nicolai's erkannten. Diese war aber keineswegs, Göthe's Meisterwerk lächerlich zu machen, vielmehr wollte der Verfasser damit, um mit Wieland zu reden, „dem Publikum bloß ein kleines Digestivpülverchen eingeben, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, welche sich manche junge Hansen und Hänsinnen durch allzugieriges Verschlingen der Werke Göthe's zugezogen haben möchten". Es ist bekannt, daß selbst Lessing mit dem Schluß von „Werthers Leiden" aus sittlichen Rücksichten nicht zufrieden war, und, wie er an Eschenburg schreibt, eine kleine kalte Schlußrede gewünscht hätte, eine Warnung an die zur Schwärmerei geneigten Jünglinge, „die poetische Schönheit nicht für die moralische zu nehmen". In diesem Sinne nun ist auch Nicolai's Buch. Es setzt die Geschichte fort: Werther stirbt nicht, er heirathet, wird ein braver Hausvater und es wird zur Anschauung gebracht, daß die überreizte Spannung der Gemüthskräfte zum Verderben führe, die ruhige Anwendung derselben dagegen den Menschen glücklich mache. Doch hatte Nicolai bei der Abfassung seines Buchs auch ästhetische, oder, wenn man lieber will, literarische Absichten, die er vornämlich in dem kleinen Abenteuer zwischen Werther dem Manne und „dem Kerl, der ein Genie war, auch den Wundermännern, die seit kurzem den Genie in Beschlag genommen haben", entwickelt. Noch entschiedener

*) In dem Superintendenten Stauzius hatte er ohne Zweifel den berüchtigten Senior Göze in Hamburg schildern wollen.

*) Einst las J. G. Jacobi in einer Gesellschaft Yoricks Reisen vor; die Stelle, in welcher erzählt wird, daß Yorick mit dem Pater Lorenzo die Dosen tauschte, gefiel den nach sentimentaler Spielerei in der Freundschaft haschenden Gemüthern; man ließ sich eigene Dosen aus Horn machen, auf deren Deckel auswendig der Name „Pater Lorenzo" und inwendig „Yorick" stand. Jacobi schickte eine solche Dose an Gleim mit einem Briefe, worin die Veranlassung genau erzählt war, und in welchem er ausdrücklich sagte, daß er Jedem brüderliche Vertraulichkeit beweisen wolle, der ihm eine solche Dose als Ordenszeichen darbieten würde. Der Brief wurde gedruckt, und die Spielerei gefiel so ausnehmend, daß bald Alles Lorenzodosen hatte.

trat er gegen den Unfug auf, der allerdings mit der Berufung auf das Genie getrieben wurde, in dem späteren Roman „Geschichte eines dicken Mannes" (2 Bde. Berlin 1794), in welchem er diejenigen jüngeren Dichter lächerlich machte, welche, auf ihr Talent pochend, alle Kunst und Kunstregeln für Pedanterei erklärten, was zum Theil auch in dem „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert" (Berlin 1798) der Fall ist, worin er jedoch vorzüglich gegen die Kantische Philosophie zu Felde zieht, die er freilich nicht verstand.

Aus „Sebaldus Nothanker".

4. Buch. 7. Abschnitt.

Unter solchen Gesprächen hatten sie*) sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeschlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in tiefem Gespräche saß.

„Es müssen doch noch einige andere Ursachen seyn," sagte der Kandidat, „warum die Freydenkerey so sehr in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und Wollust gehen in andern großen Städten auch im Schwange, aber man siehet da nicht so viele öffentliche Freydenker."

„Freylich," versetzte der Prediger, „unsere schönen heterodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen wollen, und die dabey die Würde unseres Standes ganz aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld daran. Sie wollen den Freydenkern nachgeben, sie wollen sie gewinnen. Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten solches Gelichters Wortwechsel zu führen. Man muß ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, man muß ihnen das Maul stopfen, man muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu erhalten wissen, die sie uns schuldig sind."

„Das ist wahr. Nur ists zu beklagen, daß diese Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht haben."

„Daran sind wieder die neumodischen Theologen schuld, die sich selbst die Mittel benehmen, womit man die Layen im Zaum halten muß. Sie schwatzen immer viel vom Nutzen des Predigtamts, und vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an", (hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln dicht unter seinem breiten Schiffhute) „die der Staat verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt sich jetzt jeder Wochenblättler oder Romanschreiber zu lehren! Damit werden wir eine feine Ehrfurcht von Layen fordern können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, darauf bestehen, daß unser Beruf ein göttlicher Beruf ist, daß die Ordination, die wir empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu Boten Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel überträgt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch, natürlicher Weise, die Religion mehr geschätzt werden. Aber unsre feinen Lehrer der Rechtschaffenheit haben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie sich und ihren Orden und die Religion darüber vergessen."

„Es ist wahr," sagte der Kandidat, indem er den Kopf schüttelte, „es scheint mir auch fast, daß die Protestanten, in der Absicht eine päbstische Hierarchie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern Ständen allzusehr gleich machen."

„O! ein wenig Pabstthum wäre uns sehr nöthig, oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther und Melanchthon nicht vergeben, daß sie die Hierarchie ganz aufgehoben, und die Vorzüge des geistlichen Standes so wenig geachtet haben. Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Christenthums entstanden. Denn wer giebt darauf Achtung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Freygeister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da auch die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Hamburg, oder einem Präpositus in Mecklenburg, oder einem Superintendenten in Sachsen, oder einer theologischen Facultät in Greifswalde und in Göttingen in die Hände fielen, da würde ihnen ein kurzer Proceß gemacht werden. Aber mit uns armen Berlinischen Predigern können sie bald fertig werden; wir haben keine Würde mehr, wir verdienen keine Ehrfurcht mehr, wir haben sie uns selbst vergeben, da wir vernünfteln und beweisen wollen, anstatt daß wir solchen Leuten imponiren, daß wir ihnen den Daumen aufs Auge drücken sollten."

„Ach!" rief der Kandidat mit einem Seufzer aus, „seitdem ich mich dem geistlichen Stande gewidmet habe, habe ich es schon oft beklagt, daß dieses nicht mehr so recht angehen will. Nun muß man schon aus der Noth eine Tugend machen, muß die Zweifel der Gegner kennen lernen, muß sich auf Wiederlegungen und Beweise gefaßt machen." —

„Damit", fiel ihm der Prediger ins Wort, „werden Sie nicht weit kommen. Die Layen müssen glauben, was ihnen an Gottes statt gesagt wird, und ihre Zweifel unterdrücken, darauf muß man dringen! Die Dogmatik ist eine Art von statutarischem Rechte, das man annehmen muß, wenn man es auch nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückführen kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es nochmals, dem Layen muß und soll man nicht erklären und beweisen, sondern er muß glauben. Es kömmt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbarung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln, sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keineswegs, wie unsre trefflichen Lehrer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen zugestehen."

Herr F. hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: „Und unsere neumodischen Theologen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in mancherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent. —"

Sebaldus fiel ihm schnell in die Rede: „Und wenn sie denn nun inkonsequent wären? Wer einzelne Vorurtheile bestreitet, aber viele andere damit verbundene nicht bestreiten kann oder darf, kann, seiner Ehrlichkeit und seiner Einsicht unbeschadet, inkonsequent seyn oder scheinen. Die Verbesserer der Religion mögen immerhin ein zerrißnes Buch seyn, das weder Titel noch Register hat, und in welchem hin und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhandenen Blättern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche Sachen, und ich will diese Blätter, ohne Zusammenhang, lieber haben, als Meenens Beweis der Ewigkeit der Höllenstrafen, und wenn dieß Buch noch so komplet wäre."

Der Prediger schaute, mit stierem Blicke, und verlängertem Angesichte, dem Sebaldus gerade ins Gesicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte, indem er sich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nachdruck und Würde:

*) Sebaldus und sein Freund F.

„Sie sind also, wie ich merke, ein Gönner der neuern heterodoxen Theologen. Sie werden vermuthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt haben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals unüberlegt. Sagen Sie mir also doch, was für ein Christenthum wir bekommen möchten, wenn diese Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben."

„Ey nun!" versetzte Sebaldus, „es könnte wohl ein sehr christliches Christenthum werden. —"

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum wird es werden. Hören Sie wohl? heidnisch ist der wahre Namen!"

„Mag es doch heißen, wie es will; das menschliche Geschlecht wird durch eine Benennung weder glücklich noch unglücklich."

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art könnten sie ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber", setzte er mit einer weisen Miene hinzu, „sind sie seichte Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie auf dem halben Wege stehen bleiben."

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ists, meines Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der andere spät ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der nur eine ganz kleine Strecke durch seinen Fleiß bahnet, ist mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen, die Falschheit, die vor den Füßen liegt, für Wahrheit ausgiebt."

„Also", rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, „wollen Sie erst neue Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen zu spät, mein lieber Herr! der Weg ist schon ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heißt die symbolischen Bücher. Die haben Sie freylich, vermuthlicher Weise, nicht gelesen, denn die Herren Selbstdenker pflegen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie mich zuweilen besuchen wollen, so können Sie sich näher belehren. Ich will Ihnen unsere ältern Theologen zu lesen geben, denn die werden Ihnen wohl gänzlich unbekannt seyn. Sie werden darinn, zu Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längst erörtert, alle Zweifel längst bestimmt, und alle die neuen Meinungen, auf die sich die neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in der *** Straße."

Hiemit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern standen gleichfalls auf, und jeder gieng seinen Weg.

Christoph Martin Wieland.

Zwar hat sich Wieland in seinen Romanen keineswegs zu der künstlerischen Höhe erhoben, die wir an seinen epischen Dichtungen bewundert haben, allein sie nehmen doch auch in dieser Beziehung eine bedeutende Stellung ein und selbst seine schwächsten stehen weit höher, als die meisten übrigen Erscheinungen des vorliegenden Zeitraums. Der Hauptfehler seiner Romane aber liegt in der ursprünglichen Auffassung derselben und in den daraus entspringenden Folgen. Es liegt allen nämlich zunächst eine didaktische Absicht zum Grunde, wie allerdings auch den meisten seiner epischen Gedichte; allein während er in diesen und selbst in denen, in welchen die didaktische Absicht ganz offen hervortritt, wie in der „Musarion" (S. 594), sie in der epischen Form mit wahrhaft künstlerischem Sinn aufgehen läßt, ist dies bei den Romanen keineswegs der Fall, vielmehr wird in denselben die epische Darstellung sehr häufig durch übermäßig lange Entwickelungen unterbrochen, die als rein subjective Aeußerungen des Dichters erscheinen und nicht sowohl die Lebensansichten seiner Personen, als vielmehr seine eigenen darstellen. Noch auffallender tritt der Mangel an epischer Kunst hervor, wenn er uns mit den Seelenzuständen seiner Personen bekannt macht. Statt nämlich die Gemüthsstimmungen derselben in ihren Handlungen (wozu natürlich auch ihre Gespräche zu rechnen sind) zur sinnlichen Anschauung zu bringen, wie es die großen Romanschreiber der Engländer, Fielding Goldsmith, W. Scott und in der neuesten Zeit auch Dickens, welche uns, wie gute Portraitmaler, aus der äußern Erscheinung der Person deren Geist und Gemüth erkennen lassen, verläßt Wieland bei solchen Gelegenheiten stets die Stellung eines epischen Dichters und nimmt dagegen die eines reflectirenden Beobachters ein; er entrückt die Personen unserer Anschauung und macht uns dagegen nur mit den Resultaten seiner eigenen Beobachtungen bekannt. Dadurch erhält die Darstellung einen übermäßig abstracten Charakter, der mit dem Wesen des Romans in vollstem Widerspruch steht, abgesehen davon, daß auf diesem Wege doch kein recht klares und faßliches Bild von dem, was er schildern wollte, in unserer Seele entsteht, so fein seine Beobachtungen auch sind und so trefflich er sie entwickelt.

Wenn hiebei das Hervortreten des Dichters aus dem Mangel an epischer Kunst herrührt und gleichsam unwillkürlich ist, so kommen in den Romanen Wielands außerdem noch sehr häufig Stellen vor, in denen er mit Absicht und Bewußtsein die epische Darstellung unterbricht und sich in eigener Person an die Leser wendet, eine Eigenthümlichkeit, die zwar auch in seinen epischen Gedichten häufig genug vorkommt, aber doch immer nur mit Maß und zudem durch die besondern Umstände, in denen es geschieht, glücklich motivirt ist. In den Romanen dagegen kommt es nicht bloß übermäßig oft vor, sondern häufig auch ohne allen innern Grund, so daß diese Abschweifungen nicht mehr als ein willkürlicher Ausbruch humoristischer Laune erscheinen, sie uns vielmehr als gesucht und mit Absichtlichkeit herbeigeführt vorkommen, um der Darstellung den Schein des Humors zu geben.

In allen diesen Erscheinungen liegt aber zugleich der Grund der unangenehmen Breite und Weitschweifigkeit, welche einen wesentlichen Charakterzug seiner Romane bilden und die der künstlerischen Haltung ungemein schaden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Wieland immer, auch wenn er sich seiner Geschwätzigkeit überläßt, geistreich und anmuthig ist, daß er uns gerade dann mit den scharfsinnigsten Bemerkungen oder den heitersten Einfällen überrascht, daß er gerade dann an Humor, Witz und satyrischen Zügen unerschöpflich ist; aber wenn wir auch alles dies zugestehen müssen, so bleibt doch nicht weniger wahr, daß hiedurch die künstlerische Einheit seiner Werke wesentlich gestört wird und wir vor Allem die ihm sonst eigenthümliche Mäßigung vermissen.

Wieland hat die Scene beinahe aller seiner Romane nach Griechenland oder nach dem Orient verlegt, ob er gleich in denselben meistens nur Zustände,

Verhältnisse und Ansichten seiner Zeit darstellt, so daß die Personen, wenn sie auch griechische oder orientalische Namen tragen, doch in der That weder Griechen, noch Morgenländer, sondern Europäer, Deutsche oder Franzosen des 18. Jahrh. sind. Man hat wegen dieses Umstands vielseitig den Stab über ihn gebrochen, und seine Romane geradezu für elende Machwerke erklärt. Nun gestehen wir allerdings gerne zu, daß er dadurch eine wesentliche Forderung der Kunst verletzt hat, und daß seine Romane bedeutend höheren Werth haben würden, wenn er uns wahrhaft griechisches oder morgenländisches Leben dargestellt oder moderne, dem Charakter der Personen und Zustände entsprechende äußere Verhältnisse zum Grund gelegt hätte; aber wir können deshalb doch keineswegs in das erwähnte Verdammungsurtheil einstimmen, um so weniger, wenn wir die Art und Weise mit unparteiischem Auge betrachten, wie er Personen und Verhältnisse behandelt hat. Man braucht nur einige Kapitel irgend eines seiner Romane zu lesen, um sich zu überzeugen, daß er gar nicht die Absicht hat, orientalische oder griechische Zustände an sich darzustellen, daß er entfernte Zeiten und Völker nur deshalb gewählt hat, um sich alle Freiheit der Gedanken und der Rede zu bewahren, und daß seine Griechen und Morgenländer ihm nichts Anderes sind, als was dem Dechant Swift die Lilliputer waren, das heißt mit poetischer Freiheit erdachte, märchenhafte Gestalten, durch welche er die Zustände und Ansichten seiner Zeit zur Anschauung bringen wollte. Man ist gegen Wieland in dieser Beziehung eben so ungerecht, als gegen die französischen Tragiker, deren Werke man schon deshalb für durchaus verfehlt erklärt, weil ihre Personen nicht die Griechen sind, wie wir sie aus dem Sophokles oder dem Homer kennen. Uebrigens geht man in der Verdammung auch viel zu weit, da man bei unparteiischer Betrachtung gestehen muß, daß Wieland von den griechischen Sitten, Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen so viel gegeben oder behalten hat, als er bei seinen übrigen Absichten geben oder behalten konnte und auch manche historische Charaktere, wie z. B. der des Dionysius im Agathon, des Aristipp in dem Roman dieses Namens vollkommen naturgetreu gehalten sind.

Ehe wir zur Betrachtung seiner einzelnen Romane übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über deren Sprache und überhaupt über Wielands prosaischen Styl voranschicken. Wie in seinen Poesien, so strebte er auch in der prosaischen Darstellung nach Leichtigkeit und Eleganz; auch hier waren die Franzosen seine ersten Muster, deren anmuthige Gewandtheit er nachzuahmen suchte, ohne doch den rechten Ton treffen zu können, da das allernothwendigste Element, auf welches er hätte bauen können, eine ausgebildete Conversationssprache, in Deutschland nicht vorhanden war. Später wurden die Griechen und Römer seine Muster; und er bemühte sich namentlich, den kunstvollen Periodenbau derselben nachzubilden, was ihm auch in überraschender und oft meisterhafter Weise gelang. Allein wenn auch die deutsche Sprache sich den fremden Formen leicht anfügt, so behalten diese doch immerhin ihren fremdartigen Charakter, und es sind zudem die besten Erfolge der Art immer nur zu bedauern, weil sie durch den Einfluß, den sie sich erringen, von nachtheiliger Wirkung auf die Sprache selbst sind, welche dadurch ihren eigenen Charakter immer mehr verliert. Nun hatte freilich Wieland einen zu ausgebildeten Geschmack, als daß er sich der fremden Form zu sehr hingegeben hätte, vielmehr gelang es ihm, dieselbe so innig, als es irgend thunlich war, mit den Forderungen der deutschen Sprache zu verschmelzen; allein es war ihm doch nicht möglich, den fremdartigen Charakter ganz zu verwischen. Uebrigens war er auch bei der Nachbildung des antiken Periodenbaues bemüht, die seiner Natur so ganz zusagende französische Gewandtheit und Anmuth auf denselben zu übertragen, wobei er sich freilich oft allzugroße Nachlässigkeiten erlaubte, um die höchstmögliche Leichtigkeit zu erreichen.

Wielands erster Roman „Araspes und Panthea" (Zür. 1761), dessen Stoff eine Episode seines „Cyrus" (S. 563) hatte werden sollen, ist schon deshalb zu erwähnen, weil es der erste dramatisirte Roman der Deutschen ist, eine Form, die Wieland jedoch als ganz unkünstlerisch nicht wieder gebrauchte. Uebrigens läßt der „Araspes", der die Gewalt der Liebe zeichnet und die Gefahr, womit sie bedroht, wenn sie den Grundsätzen der Ehre und Tugend nicht untergeordnet bleibt, den Verfasser des „Agathon" schon errathen, wenn auch andrerseits die frühern Einflüsse Bodmers und Klopstocks nicht zu verkennen sind. Gegen diese aber ist sein nächster Roman „Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" gerichtet, welcher in der ersten Ausgabe (2 Thle. Ulm 1764) noch den weiteren Titel führte „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei". Allerdings ist die Verhöhnung der „seraphischen" Dichtung und der sentimentalen Schwärmerei nur auf sehr indirecte Weise durchgeführt, und in der That kaum zu erkennen, weshalb der Beisatz auf dem Titel durchaus nothwendig war, um die eigentliche Absicht des Dichters kenntlich zu machen. Denn der Held des Romans ist kein Schwärmer der Art, wie sie in Deutschland damals an der Tagesordnung waren, und zu denen Wieland selbst noch kurz vorher gehört hatte; Don Sylvio ist nämlich ein Landjunker, der durch übermäßiges Lesen von Feenmärchen von der Wahrheit derselben und der Wirklichkeit der Feen so ganz durchdrungen ist, daß er in den einfachsten Erscheinungen den Einfluß dieser Wesen sieht. Man bemerkt leicht, daß Wieland die Anlage seines Romans dem Don Quixotte abgeborgt hat, und es hat die Entwickelung so große Aehnlichkeit mit diesem Meisterwerke, daß man stets fort zur Vergleichung veranlaßt wird, welche freilich nur zum Nachtheile des deutschen Dichters ausfallen kann, der namentlich seinem Vorbild darin unendlich nachsteht, daß seine Personen keine bestimmte, individuelle Gestaltung annehmen, ein Mangel, den wir auch schon bei seinen epischen Dichtungen zu berühren Gelegenheit hatten (S. 595). Bei alle dem wurde der „Don Sylvio" mit großem Beifall aufgenommen, und es ist dies sehr begreiflich, da er der erste Versuch war, in Sprache und Auffassung der Lebensverhältnisse die französische Ungezwungenheit und den leichten, ja frivolen Ton der höheren Gesellschaft in Deutschland einzuführen.

Noch größer war der Beifall, den sein „Agathon" (2 Thle. Zür. 1766—67) erhielt, den er schon lange vor der Abfassung mit sich herumgetragen hatte, und der zunächst durch den „Jon" des Euripides hervorgerufen worden war, welchem er auch so viel entnahm, als es bei dem eigentlichen Zwecke, sich und seine Entwickelung zu schildern, irgend möglich war.

Daß er aber in der That diese Absicht hatte, ist nicht nur aus dem Werke leicht zu erkennen, Wieland sagt es selbst ausdrücklich in einem Briefe an seinen Freund Zimmermann (Briefe 2, 164). Agathon ist nämlich ein Jüngling voll Empfindsamkeit und feuriger Einbildungskraft, der in dem Hain von Delphi zum philosophischen Schwärmer erzogen wird. Das Schicksal macht ihn darauf zum Sclaven des Sophisten Hippias, der seine eigene Lehre von der Selbstsucht und dem sinnlichen Glück durch den jungen Enthusiasten bedroht sieht, weshalb er ihn durch alle Künste der Verführung des Geistes und der Sinnlichkeit zu seinen Ansichten zu bringen sucht. Schon hofft er, seinen Zweck erreicht zu haben, da Agathon von den Reizen der schönen Danae gefesselt wird, aber es hatte die Liebe daran eben so großen oder noch größern Antheil, als die Sinnlichkeit, und der Jüngling fand gerade in diesem Verhältnisse neue Nahrung für seine Schwärmerei. Um diese an der Wurzel anzugreifen, überführt ihn Hippias, daß der Gegenstand seiner Liebe nicht so rein sei, als er sich einbilde; aber weit entfernt, daß diese Entdeckung den Agathon zu den Ansichten des Sophisten bekehrt hätte, macht sie den entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Er entflieht und gelangt an den Hof des Dionysius, wo er in das Staatsleben eingeführt wird. Dort sieht er, daß seine schwärmerische Tugend unausführbar sei, und daß man sich, um wenigstens einiges Gute zu wirken, nach den Menschen richten müsse. Aber seine Vermittlungsversuche glücken ihm nicht, da er doch vor Allem durch Wahrheit und Ueberzeugung sich leiten läßt; er macht sich mächtige Feinde und wird zuletzt als Staatsverbrecher ins Gefängniß geworfen. Indem er nun sein Leben und Wirken überschaut, muß er sich gestehen, daß er von der menschlichen Natur nicht mehr so erhaben denke, als früher, es erscheinen ihm die Weltmenschen nicht mehr so arg, nicht mehr in solchem Irrthum befangen. In diesen Gedanken überrascht ihn Hippias, welcher der Hoffnung war, daß das Unglück den Schwärmer zugänglicher machen würde; allein gerade diese Erscheinung rettet ihn vor den Trugschlüssen, in die er sich schon verwickelt hatte; er fühlt, daß doch ein mächtiger Unterschied zwischen ihm und Hippias sei, in seinem Innern regte sich Etwas, das ihn von diesem rein sinnlichen Menschen abstieß, und er weist dessen Verführungskünste mit Entschiedenheit und Verachtung ab. Bald darauf erlangt er seine Freiheit, er begleitet seinen Befreier, den greisen Archytas, nach Tarent, der durch Gespräche und durch Erzählung seiner Lebensgeschichte die Ueberzeugung in ihm begründet, daß es wohl möglich sei, die Forderungen der sinnlichen Natur mit denen der Tugend in harmonischen Einklang zu bringen, eine Ueberzeugung, an welcher die schöne und geistreiche Danae, welche er dort wiederfindet, keinen geringen Antheil hatte. — Als Kunstwerk betrachtet, leidet der „Agathon" an allen den Mängeln und Schwächen, die wir schon früher berührt haben, und insbesondere ist die Entwickelung der Begebenheiten durchaus willkürlich und ohne innere Begründung, abgesehen davon, daß das didaktische Element viel zu mächtig hervortritt. Eine zweimalige Umarbeitung, durch die das Werk allerdings an Reinheit der Sprache, Schönheit des Styls und Angemessenheit des Ausdrucks gewonnen, konnte die im Plane liegenden Gebrechen nicht tilgen, vielmehr treten diese noch lebendiger hervor, da Wieland sich namentlich bemühte, die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee, daß Tugend und Weisheit in ihrer Vereinigung das wahre Glück begründen, durch didaktische Entwickelung zur vollständigen Klarheit zu bringen.

Die breite Geschwätzigkeit, der sich Wieland so gern hingab, hat mit der humoristischen Breite Sterne's mannigfache Berührungspunkte, äußere und innere, und so ist es begreiflich, daß er sich zu Zeiten durch diesen geistreichen Schriftsteller besonders angeregt fand. Dies ist am entschiedensten in dem „Nachlasse des Diogenes" (Lpz. 1770) wahrnehmbar, welcher in Geist und Haltung vielfältig an den Engländer erinnert. Auch dieser Roman steht zur Persönlichkeit des Dichters in naher Beziehung. Seine epischen Dichtungen und seine beiden ersten Romane enthielten manche Stellen, welche durch ihren an das Frivole gränzenden Muthwillen Vielen allzubedenklich erschienen waren, der „Diogenes" sollte ihn vor diesen rechtfertigen, indem er an dem Beispiele des griechischen Philosophen zeigen wollte, daß selbst die muthwilligste Laune mit der strengsten Tugend vereinbar sei. Dieser Roman ist, was die Composition betrifft, noch viel unbedeutender, als der „Agathon"; dagegen finden sich, wie in jenem, viele einzelne größere und kleinere Stellen, welche in Darstellung und Inhalt gleich meisterhaft sind.

In künstlerischer Beziehung stehen ohne Vergleich „die Abderiten" am höchsten, welche Wieland zuerst im „Deutschen Merkur" (1774 u. folg.) bekannt machte, wenn sich gleich auch hier gegen Plan und Anordnung Manches sagen ließe, da das Ganze, recht betrachtet, in zwei Hälften zerfällt, von denen die erste die allgemeinen Zustände in Abdera darstellt, die zweite die Geschichte von dem Prozeß um des Esels Schatten und dessen Folgen berichtet, beide aber in keinem lebendigen Zusammenhange zu einander stehen. Auch könnte man manche gelehrte und philosophische Abschweifungen wegwünschen, mit denen er hier zwar weit mäßiger ist, als in seinen früheren Romanen, die aber bei der ihm eigenthümlichen Weitschweifigkeit doch dem Ganzen als solches wesentlich schaden. Beide Theile haben aber an sich große und zum Theil wahrhaft geniale Schönheiten. In dem ersten ist namentlich der Gegensatz zwischen den thörichten Abderiten und ihrem eben so heiteren als verständigen Mitbürger Demokritus vortrefflich durchgeführt, und eben so vortrefflich ist entwickelt, wie der überlegene Geist, den das Schicksal in beschränkte Verhältnisse, mitten unter kleinstädtische, spießbürgerliche Menschen wirft, in dieser Umgebung entweder zu Grunde gehen oder sich ihnen entziehen muß. Die zweite Hälfte bildet ein wohlgeordnetes, zusammenhängendes Ganzes, dessen einzelne Theile sämmtlich zum schönen Gesammteindrucke beitragen, weil sie selbst musterhaft ausgeführt sind. Der Dichter hat mit großem Geschick entwickelt, wie die einfachste kleinlichste Thatsache durch das Zusammenwirken der mannigfaltigsten Umstände, namentlich der Advokatenkniffe, der pfäffischen Intrigue, des Ehrgeizes, der Buhlerei und mancher anderer Triebfedern, allmählich zu einer solchen Bedeutsamkeit heranwachsen kann, daß sie endlich sogar den ganzen Staat in die größte Gefahr zu stürzen vermag. — Wieland sagt es ausdrücklich selbst, daß er in den „Abderiten", diesen griechischen Schildbauern oder Lalenburgern, das spießbürgerliche und engherzige Treiben der kleinen Städte und

kleinen Staaten darstellen wollte, und es ist wohl kein Zweifel, daß er bei der Ausarbeitung seines Romans oft an seine Vaterstadt Biberach dachte, wo er die schlimme Seite der Kleinstaaterei an sich selbst erfahren hatte, und so mag er bei dem abderitischen Demokritus oft an seine eigenen Verhältnisse erinnert worden sein. Auch hatte er ein so lebensvolles Gemälde gegeben, daß man, ob er gleich die Scene in das alte Griechenland verlegt hatte, in seinen Schilderungen alsbald die einheimischen Zustände erkannte, und man sich von allen Seiten bemühte, die Originale zu seinen Bildnissen herauszubringen, wodurch man ihm nicht wenig Verdruß bereitete, weil er sich bewußt war, die Urbilder so unkenntlich als möglich gemacht, meistens aber nur ganz allgemeine Charaktere und Verhältnisse geschildert zu haben. Am meisten schmerzte ihn, wie es scheint, ein Aufsatz im „Deutschen Museum" (1776, I, 147—161), der in Form eines Briefes des Bürgermeisters einer kleinen Reichsstadt ihm bittere Vorwürfe über seine „Abderiten" machte. Und in der That, dieser Aufsatz griff den Roman mit Geschick und eingreifend an der einzigen verwundbaren Seite an. Wieland hatte nämlich in den „Abderiten" nicht bloß die lächerlichen und wohl auch bedauernswerthen Auswüchse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens in den kleinen Staaten verspottet, er hatte diese an sich und die republikanische Staatsverfassung überhaupt dem Spotte Preis gegeben, und somit offenbar viel weiter gegriffen, als er billiger Weise hätte greifen dürfen, was ihm der „Bürgermeister" mit ganz triftigen Gründen verwies. Man darf übrigens nur die „Schildbürger" (S. 165) mit den „Abderiten" zusammenstellen, und man wird sich bald gestehen müssen, daß jene weit harmloser sind, als diese und nur einzelne Thorheiten und Auswüchse des kleinstädtischen Lebens und, wenn man will, der kleinen Staaten lächerlich machen, keineswegs aber diese in ihrer Gesammterscheinung. Wieland hat durch die angegebene Auffassungs- und Darstellungsweise den Standpunkt der untergeordneten Witzlinge eingenommen, die eine großartige Dichtung parodiren oder travestiren, und hiedurch den wohlthätigen Eindruck derselben schwächen, weil man immerhin unwillkürlich an die Karrikatur erinnert wird, und er verdient daher den nämlichen Tadel, den man jenen zu ertheilen keinen Anstand nimmt.

Noch vor den „Abderiten" waren zwei kleinere und ein größerer Roman erschienen, die wir jetzt erst erwähnen, weil sie sich ihrer Absicht nach an einen andern anschließen, der erst später ans Licht trat. „Koxkox und Kikequetzel, eine Mexikanische Geschichte", dann die „Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Afrika", nebst den dazugehörigen „Bekenntnissen des Abulfauaris" veröffentlichte Wieland zuerst mit noch einigen andern Aufsätzen gleichartigen Inhalts unter dem Titel „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" (2 Th. Lpz. 1770). Sie sind als Vorläufer des größeren Romans zu betrachten, den er unter dem Titel „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" (4 Th. Lpz. 1772) herausgab, und welchem er die „Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender" (zuerst, aber unvollständig, im deutschen Merkur 1775) als Anhang nachfolgen ließ. In allen diesen Schriften entwickelte er seine politischen und staatsrechtlichen Ansichten, die er freilich ursprünglich den Franzosen und Engländern, namentlich dem großen Rousseau und dem geistreichen, so oft und tief verkannten Voltaire verdankte, die er aber doch mit großer Freiheit und Selbstständigkeit und mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse entwickelt hatte. Er ging hiebei von dem obersten Grundsatze aus, daß alle Verderbnisse der Menschheit aus der Unterdrückung und ihren Folgen, der Ueppigkeit, die mit den Unterdrückern und der Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart sei, hervorgingen, und daß sie nur durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung gehoben werden könnten, die sich zur Aufgabe mache, die Tyrannei des Aberglaubens sowohl als der willkürlich ausgeübten Staatsgewalt mit der Wurzel auszurotten. Er war von der Möglichkeit einer solchen Gesetzgebung und Staatsverfassung vollkommen überzeugt, wie er denn in einem Aufsatze aus dem J. 1770, der seine politischen Ansichten zusammenfaßt („Ueber Rousseau's ursprünglichen Zustand der Menschen") ausdrücklich sagt, es könnten nur Solche deren Möglichkeit läugnen, welche entweder unfähig oder ungeneigt seien, zu ihrer Bewerkstelligung mitzuwirken. Als daher Joseph II. seine Reformen begann, glaubte er, es sei die Zeit zur Verbesserung der politischen und bürgerlichen Zustände gekommen, und er beeilte sich das Seinige auf dem ihm allein möglichen Wege, das heißt durch schriftliche Belehrung, beizutragen. Er schrieb den „goldenen Spiegel", der nach seinen eigenen Worten „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten sein solle, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen hätten". Es entwickelt dieser Roman somit sein höchstes Ideal von Menschen- und Staatsglück, wobei Wieland jedoch zum größten Theile nur die Wünsche und Hoffnungen aussprach, welche damals die Welt erfüllten, so daß dem „goldenen Spiegel", auch von dieser Seite betrachtet, große historische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Wir können in die Darstellung seiner Ansichten nicht eingehen, da wir es nicht mit dem philosophischen Schriftsteller, sondern nur mit dem Romanendichter zu thun haben; es genügt zu bemerken, daß man schon damals, wie auch jetzt noch, über diese Ideale Wielands gespöttelt und sie als unpraktische Utopien bezeichnet hat, weil man damals, wie jetzt, unfähig wie ungeneigt war, auf die Verbesserung der Zustände mit Ernst hinzuwirken. Wieland mag im Einzelnen, in diesem oder jenem Vorschlage geirrt haben, aber seine obersten Grundsätze bleiben nichts desto weniger wahr, und wo er irrte, kam es daher, daß er in manchen Punkten befangen war, und diese Befangenheit ihn hinderte, die nothwendigsten Folgerungen aus seinen Hauptsätzen zu ziehen, so z. B. im zweiten Theil, in welchem er zur lebendigsten Anschauung bringt, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne. Daß es ihm an Muth nicht gefehlt habe, diese nothwendigen Ergebnisse seiner obersten Sätze auszusprechen, dürfen wir aus manchen andern Stellen voraussetzen, in welchen er den Großen eben so bittere als wohlverdiente Wahrheiten sagt; wir müssen daher annehmen, daß er sie wirklich nicht erkannt hatte. — Als Roman betrachtet, hat der „goldene Spiegel" nur sehr untergeordneten Werth; die Einkleidung ist dem Crebillon („Ah quel Conte") nachgeahmt, aber Wieland hat sein

Vorbild in der Ausführung nicht erreicht und er kommt diesem insbesondre in der individuellen Gestaltung und Belebung der Personen nicht gleich. Dagegen ist auch hier Einzelnes vortrefflich, und es hat schon Göthe (33, 57) mit Recht auf die Meisterschaft aufmerksam gemacht, mit welcher der Despotismus in der Person des Eblis geschildert ist. Im „Danischmend" hat Wieland vorzüglich die unheilvollen Wirkungen des Aberglaubens und der religiösen Tyrannei darstellen wollen. Daher zeigt er uns ein Land, dessen Bewohner einfach, gut und arbeitsam sind, aber in kurzer Zeit in das völligste Verderben stürzen, als sich einige Priester einnisten, die mit dem Aberglauben auch Eitelkeit, Eigennutz und Heuchelei verbreiten.

Später, als die französische Revolution und ihre so unerwartete Entwickelung die Gemüther erschütterte und verwirrte, gerieth auch Wieland in Zweifel und Angst; er verlor allen Halt und wurde der entschiedenste Gegner der neuen Republik. Doch sprach er seine Ansichten über die Zeitverhältnisse nur in eigentlichen Abhandlungen oder in Form von Gesprächen aus. Seit der Abfassung des „Danischmend" hatte er sich überhaupt der Form des Romans nicht mehr bedient, und als er sich beinahe 20 Jahre später wieder zu derselben wendete, ging er hinsichtlich des Gegenstands einigermaßen sogar auf seine Jugendzeit zurück, indem er, wie früher im „Don Sylvio", so jetzt im „Peregrinus Proteus" (2 Thle. Lpz. 1791) das Bild eines Schwärmers vorführte. Nur war es hier ein religiöser Schwärmer, dessen äußeres und Seelenleben er mit meisterhafter Kunst schilderte. Als Wieland die Werke Lucians übersetzte (6 Thle. Lpz. 1788—89), erregte namentlich die Geschichte des cynischen Philosophen Peregrinus sein Interesse, der sich im J. 168 nach Christus zu Olympia zur Zeit der öffentlichen Spiele vor einer ungeheueren Menschenmenge verbrannte. Obgleich Wieland im Allgemeinen das Urtheil Lucians über diesen Mann, der übrigens zum Christenthum übergetreten war, vollkommen theilte, so blieb in der Erzählung des Griechen doch so viel Dunkles und Unzusammenhängendes, daß er sich entschloß, den Versuch zu machen, ob sich das Mangelhafte in den Nachrichten Lucians ergänzen, das Unerklärbare bis zu einem gewissen Punkt erklären lasse. Dies ist ihm nun in überraschender Weise gelungen, indem er eine tief psychologische Entwickelung des seltsamen Mannes gegeben, und gezeigt hat, zu welchen merkwürdigen Verirrungen die Schwärmerei führen könne. Daß ihm dabei das Bild Lavaters vorgeschwebt habe, wie neuere Literarhistoriker behaupten, ist sehr wahrscheinlich, denn er konnte in diesem die Auflösung manches Räthsels, oder vielmehr die Bestätigung finden, daß dergleichen psychologische Räthsel, wie Peregrinus eines war, in der That möglich seien. Man vermißt in dem Roman zwar Wahrscheinlichkeit in den Begebenheiten, auch ist das Wunderbare und Außerordentliche allzu sehr gehäuft und nicht immer begründet; dagegen ist das Ganze voll treffender Bemerkungen und anziehender Gemälde, unter welchen wir die Schilderung der auf dem Lande in so glücklicher Eintracht lebenden Christenfamilie hervorheben. Nicht weniger trefflich ist die Einkleidung: Wieland hat nämlich die Form eines Gesprächs zwischen Lucian und Peregrinus, die sich im Reiche der Todten begegnen, gewählt; den Mittelpunkt bildet zwar die Erzählung des Schwärmers, der dem Spötter die Geschichte seines Lebens mittheilt; aber gerade der Umstand, daß er sie eben diesem berichtet, ist äußerst glücklich, weil derselbe durch seine Zweifel, Einwürfe und Spöttereien jenem Gelegenheit gibt, die verborgensten Tiefen seiner Seele zu eröffnen.

Ein Gegenstück zum „Peregrinus" bildet der „Agathodämon" (zuerst im Attischen Museum 1796), in welchem er der krankhaften Schwärmerei die tiefe, gesunde Gläubigkeit der ersten Christen in der Person des Apollonius von Tyana entgegenstellte.

Bis jetzt hatte Wieland in seinen meisten Romanen zwar die Begebenheiten nach Griechenland verlegt, seinen Personen griechische Namen gegeben und wohl auch, wie im „Agathon" und den „Abderiten", einzelne historische Gestalten eingeführt; aber er hatte hiebei keineswegs die Absicht, griechische Zustände oder griechische Sitten zu schildern, vielmehr hatte er, wie schon bemerkt, die Scene in entfernte Zeiten und Länder versetzt, um sich in der Darstellung heimatlicher Verhältnisse größere Freiheit zu sichern. In dem „Aristipp" (4 Thle. Leipz. 1800) dagegen ist es seine einzige Absicht, uns mit dem griechischen Leben zur Zeit seiner höchsten Blüthe nach allen äußeren und inneren Beziehungen hin bekannt zu machen. Er wählte hiezu die Briefform, und der ganze Roman besteht aus dem Briefwechsel, welchen Aristipp, ein Schüler des Sokrates, mit den bedeutendsten Männern und Frauen seiner Zeit führte. Daß es dem Dichter mehr um die Entwickelung der einzelnen Charaktere, als um eine Darstellung von Begebenheiten zu thun war, geht schon aus der von ihm gewählten Form hervor. Diese gewährte ihm die Möglichkeit, seine Personen in einer Weise einzuführen, daß sie ihr Inneres in der lebendigsten Weise eröffneten, und so lernen wir die bedeutendsten Erscheinungen jener Zeit, außer dem Aristipp selbst, den Plato, Antisthenes, Diogenes, die schöne Lais u. A. m. kennen. Seinen Darstellungen liegen die Nachrichten zum Grunde, welche uns die Alten von jenen Personen aufbewahrt haben, und die Thätigkeit des Dichters zeigt sich nur darin, daß er die vereinzelten historischen Stoffe zu einem Ganzen verbindet, und mit ächt poetischem Sinn das Unzusammenhängende verknüpft, die Lücken jener Mittheilungen ausfüllt, mit Einem Wort, aus den losen Theilen der Ueberlieferung ein organisches Kunstwerk bildet. Ohne daß er sich in dem „Aristipp" selbst schildern wollte, wie er es früher im „Agathon" gethan, darf man in jenem doch mit Göthe den Repräsentanten seiner eigenen Gesinnungen, seiner eigenen Lebensansichten erkennen, zwar nicht in den einzelnen Aeußerungen, aber in dem Wesentlichen, in den Hauptgrundsätzen und Zügen, die alle dahin streben, zur Anschauung und Ueberzeugung zu bringen, daß „Philosophie und Weltgenuß durch kluge Begränzung heiter verbunden" die wahre Lebensweisheit bedingen, einen Satz, den wir schon früher in seinen epischen Dichtungen wahrgenommen haben.

Wir erwähnen seine letzten Romane „Menander und Glycerion" (Tüb. 1804), „Krates und Hipparchia" (Tüb. 1805), die ebenfalls in Briefen abgefaßt sind, nur um zu berichten, daß er sie selbst in Bezug auf die Darstellung für das Vollendetste hielt, was er jemals geschrieben; und in der That vereini-

gen sie in dieser Hinsicht beinahe Alles, wodurch seine Romane Beifall erwarben.

Endlich haben wir noch seine Gespräche zu berühren, von denen die wichtigsten hieher gehören, da sie doch nichts Andres sind, als Dichtungen in prosaischer Sprache. Der Gedanke, Gespräche dieser Art zu schreiben, war eine Folge der langjährigen Beschäftigung mit Lucian. Die glückliche und fruchtreiche Behandlung dieser Form durch den geistreichen Griechen mußte ihn anregen, sich ebenfalls in derselben zu versuchen, um so mehr, als sie gerade für die Darstellung mancher Ideen vortrefflich paßte, deren Entwickelung ihm am Herzen lag. So entstanden nach und nach die „Göttergespräche" (Lpz. 1791) und die „Gespräche im Elysium" (zuerst im „Merkur"), in denen die feine Ironie seines Vorbildes mit der ihm eigenthümlichen muthwilligen Schalkhaftigkeit glücklich verbunden ist. Am wichtigsten ist das sechste unter den Göttergesprächen, das jedoch der Form nach wegen der allzulangen Reden nicht zu den besten gehört. Jupiter und die übrigen Götter erhalten eben die Nachricht von dem Beschluß des römischen Senats, der sie auf eine Motion des Imperators förmlich abgesetzt habe; Jupiter spricht darüber mit Würde und Mäßigung und entwickelt dabei ungefähr die nämlichen Gedanken, welche den „Göttern Griechenlands" von Schiller zum Grunde liegen. Mehr in das Gebiet des didaktischen Dialogs gehören die „Gespräche unter vier Augen" (Lpz. 1799), in welchen er seine Ansichten über die französische Revolution und über die verschiedenen Staatsformen vortrug; sie sind weder der Form nach mit seinen politischen Romanen zusammenzustellen, noch viel weniger bezüglich des Inhalts, da er, von den ungeheuren Ereignissen aus der Fassung gebracht, in Widerspruch mit seinen früheren Meinungen gerieth, ohne diese doch als ehrlicher Mann verlassen zu können. Zu den didaktischen Gesprächen gehören außer anderen endlich noch die „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***" (zuerst im „Merkur" 1775), welche deshalb wichtig sind, weil er sich in denselben gegen die Vorwürfe zu vertheidigen sucht, die ihm wegen der allzufreien Schilderungen in seinen verschiedenen Dichtungen gemacht worden waren.

1. Aus den „Abderiten".

I. Erstes Buch.

1. Kapitel.

Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Karakter ihrer Einwohner.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien verliert sich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns sehr gleichgültig seyn, ob sie ihren Nahmen von Abdera, einer Schwester des berüchtigten Diomedes, Königs der Bistonischen Thracier, — welcher ein so großer Liebhaber von Pferden war, und deren so viele hielt, daß er und sein Land endlich von seinen Pferden aufgefressen wurde, — oder von Abderus, einem Stallmeister dieses Königs, oder von einem andern Abderus, der ein Liebling des Herkules gewesen seyn soll, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhunderte nach ihrer ersten Gründung, vor Alter wieder zusammengefallen: als Timesius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyßigsten Olympiade, es unternahm, sie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarschaft aufkommen lassen wollten, ließen ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis (ungefähr um das Ende der neun und funfzigsten Olympiade) die Einwohner der Jonischen Stadt Teos — weil sie keine Lust hatten, sich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe gingen, nach Thracien segelten, und, da sie in einer der fruchtbarsten Gegenden desselben dieses Abdera schon gebauet fanden, sich dessen als einer verlassenen und niemanden zugehörigen Sache bemächtigten, auch sich darin gegen die Thracischen Barbaren so gut behaupteten, daß sie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hießen, und einen kleinen Freystaat ausmachten, der (wie die meisten Griechischen Städte) ein zweydeutiges Mittelding von Demokratie und Aristokratie war, und regiert wurde — wie kleine und große Republiken von jeher regiert worden sind. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Teos war eine Athenische Kolonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohn, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athener waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athener, nach Jonien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebirge der guten Hoffnung. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Jonischen Griechen die Günstlinge der Musen. Homer selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Jonier. Die erotischen Gesänge, die Milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alkäos, die glühende Saffo, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler der Grazien, waren aus Jonien; Anakreon war sogar ein geborner Tejer. Dieser letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren seyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat) als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurück gelassen, sang er dort das Lied an ein thracisches Mädchen (in Barnesens Ausgabe das ein und sechzigste), worin ein gewisser wilder Thracischer Ton gegen die Jonische Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athener — so lange in Jonien einheimisch — Mitbürger eines Anakreons — sollten auch in Thracien den Karakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen seyn mag) das Gegentheil ist außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormahlige Lebhaftigkeit ganz verloren und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie ungerechter Weise beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; denn ihre Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemahls wieder möglich war, sie einzuhohlen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit wo sie angebracht wurden; oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dieß zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht besser ging wenn sie sich besannen. Machten sie (welches sich ziemlich oft zutrug) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte

man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechteste ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen, war bey diesen ungefähr, was bey uns ein Schildbürger- oder bey den Helveziern ein Lalleburgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für izt mögen davon nur ein paar Beyspiele zur Probe dienen.

Einsmahls fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymfen, Tritonen und Delfinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delfinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervor spritzen. Aber wie alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delfins zu befeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delfinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des Neptuns bringen; und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Küster sehr ernsthaft im Nahmen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermal erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. „Sie ist zu schön (riefen sie einhellig), um auf einem niedrigen Platze zu stehen; ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste seyn, was den Fremden beym Eintritt in die Stadt Abdera in die Augen fällt." Diesem glücklichen Gedanken zu Folge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Austernnymfe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden zu gestehen, daß man nichts vollkommneres sehen könne.

Uns dünkt, diese Beyspiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Karakter stärker zeichnen könnte als dieser, daß sie (nach dem Zeugnisse des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie endlich selbst genöthigt wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben.

Dieß Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That bloß an den Mitteln, wodurch sie dem Uebel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten dieß einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war: daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankam, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzte, daß eine Meile rings um Abdera nicht Einer übrig blieb, der dem wieder kommenden Frühling Brekekek Koax Koax entgegen gesungen hätte.

II. Drittes Buch.

5. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beygetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Köre und die Dekorazion.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den sechzig oder siebzig Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, große Ehrerbietung für den Nahmen Euripides und alles was diesen Namen trug. Verschiedne sei'ner Tragödien oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt, und allemahl sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum ersten Mahl auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Musik dazu gemacht, und (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) dießmahl sich selbst übertroffen; das heißt, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmahl zu zeigen und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponirt; unbekümmert, ob seine Musik den Text oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten, und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beyfall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was besseres gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daß der Nomofylax, mit aller seiner Anmaßung ein Orfeus zu seyn, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sey. Diese Wenigen hatten sich ehmals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publikum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmahl von den Verehrern der Gryllischen Muse so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, sich in Zeiten der Majorität zu submittiren; und nun waren diese Herren immer die, die bey den elendesten Stellen am ersten und lautesten klatschten.

Das Orchester that dießmahl sein Aeußerstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben", sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute schon im zweyten Akte keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeygehen gesagt, das Orchester war eins von den Instituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erste, was sie einem Fremden davon sagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe stark sey. „Das Athenische", pflegten sie mit bedeutendem Akzent hinzu zu setzen, „soll nur achtzig haben: aber freylich mit hundert und zwanzig Mann läßt sich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter so vielen nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher wie — in Abdera keiner war noch seyn konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen? Es war nun einmahl im Götterrathe beschlossen, daß im Thracischen Athen nichts an seinem Platze, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz seyn sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der sein Bestes that (wie sies nannten), so that Niemand sein Bestes. Die Geschickten wurden lässig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den

Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für Abderitische Ohren arbeiteten? — Freylich hatten die leidigen Fremden auch Ohren; aber sie hatten doch keine Stimme zu geben; fandens auch nicht einmahl der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut als ein andrer, daß es nicht so recht ging wie es solte. Aber außerdem, daß er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts schmeckte, was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalben ihr Kompliment deßwegen machten, versichern konnte: daß nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sey. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Tone, womit er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten, die er sich um das Abderitische beylegte, mußte man schließen, daß er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen seyn mochte: gewiß ist, daß in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hette. Dem Sänger, der den Perseus spielte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daß er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops sich verirrte. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Felsen gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorne der Nereiden Preis gegeben, angstvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreymahl wiederhohlen. Der Nomofylax konnte seine Freude über einen so glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen schallte; und mitten unter der Versichrung, daß ihm zu viel Ehre widerfahre, gestand er, daß er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sey, wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar vorher schon im Besitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große wohl gedrehte Figur — zwar um ein nahmhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in diesem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thracier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwey gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur sehr dünn angezogen seyn durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem Koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlstand sich allzu sehr beleidigt finden konnte, von den schönen Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen. Die Komposizion hätte, wo möglich, noch abgeschmackter, und ihr Vortrag noch zehnmahl fehlerhafter seyn können; immer würde sie ihren Monolog haben wiederhohlen müssen, weil das doch immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. „Wahrlich, beym Jupiter, ein herrliches Stück!" sagte einer zum andern mit halb geschloßnen Augen; „ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt?" — „O über allen Ausdruck! Es ist, beym Anubis! nicht anders als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!" — Der junge Herr, der dies sagte, pflegte immer beym Anubis zu schwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten gewesen sey.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" sagten sie. „Aber wie kommts, daß die Rollen dießmahl so unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! Zu einer Kassiopeia hätte sie sich vortrefflich geschickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererey ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf dessen unproporzionierte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde, — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin überein, daß sie überaus schön singe, und daß nichts niedlicher seyn könne, als die Arie, worin sie ihr Schicksal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegsame Stimme, aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daß sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit, einmischte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben, was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormahligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daß man im Einzelnen zwar sehr viel an ihnen auszusetzen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsner Mensch, und hatte ein großes Talent, einen — Abderitischen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenspiele dieses Nahmens, war seine Meisterrolle. Er spielt den Perseus gar schön, sagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer unvermerkt der Kyklops dazwischen kommt. — Kassiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bey der Gemahlin des zweyten Archon, hatte eine gar drollige Manier, kleine Liedchen zu singen, und that ihr Bestes. — Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matrosenbaß; und Agenor — sang so elend als einem zweyten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Freybrief erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sey; indessen tanzte Agenor nur selten und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheit dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwey Köre, einen von Ne-

reiden, und einen von den Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschickten, daß die Abderiten (zu ihrem großen Troste) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Kor der Nereiden, durch die Erfindungen, die der Nomofylax dabey angebracht hatte, die schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher diese Meerwunder heran geschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Wreckeckeck Koax Koax in den Fröschen des Aristofanes; und, um die Illusion vollkommner zu machen, hatte Herr Gryllus verschiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen, um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorazionen wollen wir, beliebter Kürze halber, weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten, welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bey der Art, wie Perseus mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

2. Aus dem „Agathon". (Erstes Buch.)

1. Kapitel.

Erster Auftritt unsers Helden.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung, von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlte er sich so entkräftet, daß er den Muth verlor, den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloß die einbrechende Nacht daselbst zuzubringen.

Wenn sich jemahls ein Mensch in Umständen befand, die man unglücklich nennen kann, so war es dieser Jüngling, in der Lage, worin unsre Bekanntschaft mit ihm sich anfängt. Vor wenigen Tagen noch ein Günstling des Glücks und der Gegenstand des Neides seiner Mitbürger, sah er sich, durch einen plötzlichen Wechsel, seines Vermögens, seiner Freunde, seines Vaterlandes beraubt, allen Zufällen des widrigen Glücks, und selbst der Ungewißheit ausgesetzt, wie er das nackte Leben, das ihm übrig gelassen war, erhalten möchte. Und dennoch, wiewohl so viele Widerwärtigkeiten sich vereinigten, seinen Muth niederzuschlagen, versichert uns die Geschichte, daß derjenige, der ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, weder in seiner Miene, noch in seinen Geberden einige Spur von Verzweiflung, Ungeduld oder nur von Mißvergnügen hätte bemerken können.

Vielleicht erinnern sich einige hierbey an den Weisen der Stoiker, von welchem man ehemals versicherte, daß er in dem glühenden Ochsen des Falaris zum wenigsten so glücklich seyn würde, als ein morgenländischer Bassa in den weichen Armen einer schönen Cirkasserin. Da sich aber in dem Laufe dieser Geschichte verschiedene Proben einer nicht geringen Ungleichheit unsers Helden mit dem Weisen des Seneka zeigen werden: so halten wir für wahrscheinlicher, daß seine Seele von der Art derjenigen gewesen sey, welche dem Vergnügen immer offen stehen, und bey denen eine einzige angenehme Empfindung hinlänglich ist, sie alles vergangenen und künftigen Kummers vergessen zu machen. Eine Oeffnung des Waldes zwischen zwey Bergen zeigte ihm — die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um das Gefühl seiner widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überließ sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu setzen pflegt, ohne sich eine Zeitlang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinnern. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervor sprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf, und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen fließenden Krystall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymfe ihm aus ihrem Marmorkrug entgegen goß; und, anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der gewohnten Athenischen Gastmähler zu vermissen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, daß er seine geliebte Psyche wieder gefunden habe, deren Verlust das Einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspreßte.

2. Kapitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Wenn es seine Richtigkeit hat, daß alle Dinge in der Welt in der genauesten Beziehung auf einander stehen, so ist nicht minder gewiß, daß diese Verbindung unter einzelnen Dingen oft ganz unmerklich ist; und daher scheint es zu kommen, daß die Geschichte zuweilen viel seltsamere Begebenheiten erzählt als ein Romanschreiber zu dichten wagen dürfte. Dasjenige, was unserm Helden in dieser Nacht begegnete, giebt eine neue Bekräftigung dieser Bemerkung ab. Er genoß noch der Süßigkeit des Schlafs, welchen Homer für ein so großes Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet, als er durch ein lärmendes Gepolter plötzlich aufgeschreckt wurde. Er horchte gegen die Seite, woher es zu kommen schien, und glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterscheiden, welches von den entgegen stehenden Felsen fürchterlich widerhallte. Agathon, der nur im Schlaf erschreckt werden konnte, beschloß diesem Getöse muthig entgegen zu gehen. Er bestieg den obern Theil des Berges mit so vieler Eilfertigkeit als er konnte, und der Mond, dessen voller Glanz die ganze Gegend weit umher aus dem dämmernden Schatten hob, begünstigte sein Unternehmen. Das Getümmel nahm immer zu, je näher er dem Rücken des Berges kam. Er unterschied itzt den Schall von Trommeln und ein schmetterndes Geton von Schalmeyen und Pfeifen, mit einem wilden Geschrey weiblicher Stimmen vermischt, die ihn nicht länger ungewiß ließen, was dieser Lärm bedeuten möchte; als sich ihm plötzlich ein Schauspiel darstellte, worüber der oben erwähnte Weise selbst seiner Göttlichkeit auf einen Augenblick hätte vergessen können. Ein schwärmender Haufe von jungen Thracischen Frauen war es, welche sich in dieser Nacht versammelt hatten, die unsinnigen Gebräuche zu begehen, die das heidnische Alterthum zum Andenken des berühmten Zuges des Bachus aus Indien eingesetzt hatte. Ohne Zweifel könnte eine ausschweifende Einbildungskraft, oder der Griffel eines la Fage von einer solchen Scene eine ziemlich verführerische Abbildung machen; allein die Eindrücke, die der wirkliche Anblick auf unsern Helden machte, waren nichts weniger als von der reizenden Art. Das stürmisch fliegende Haar, die rollenden Augen, die beschäumten Lippen, die aufgeschwollenen Muskeln, die wilden Geberden und die rasende Fröhlichkeit, womit diese Unsinnigen, in tausend frechen Stellungen, ihre mit Efeu und zahmen Schlan-

gen umwundnen Spieße schüttelten, ihre Klapperbleche zusammenschlugen, oder abgebrochne Dithyramben mit lallender Zunge stammelten: alle diese Ausbrüche einer fanatischen Wuth, die ihm nur desto schändlicher vorkam, weil sie den Aberglauben zur Quelle hatte, machten seine Augen unempfindlich, und erweckten in ihm einen Ekel vor Reitzungen, welche mit der Schamhaftigkeit alle Macht über seine Sinnen verloren hatten. Er wollte zurück fliehen, aber es war unmöglich, weil er in dem nehmlichen Augenblicke von ihnen bemerkt wurde. Der Anblick eines Jünglings, an einem Ort und an einem Feste, welche von keinem männlichen Aug' entweihet werden durften, hemmte plötzlich den Lauf ihrer lärmenden Fröhlichkeit, um alle ihre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu wenden.

Hier können wir unsern Lesern einen Umstand nicht länger verhehlen, der in diese ganze Geschichte keinen geringen Einfluß hat. Agathon war von einer so wunderbaren Schönheit, daß die Zeuxis und Alkamenes seiner Zeit, weil sie die Hoffnung aufgaben, eine vollkommnere Gestalt zu erfinden oder aus den zerstreuten Schönheiten der Natur zusammenzusetzen, die seinige zum Muster zu nehmen pflegten, wenn sie den schönen Apollo oder den jungen Bacchus darstellen wollten. Niemahls hatte ihn ein weibliches Aug' erblickt, ohne die Schuld ihres Geschlechtes zu bezahlen, welches für die Schönheit so empfindlich gemacht zu seyn scheint, daß diese einzige Eigenschaft den meisten unter ihnen die Abwesenheit aller übrigen verbirgt. Agathon hatte der seinigen in diesem Augenblicke noch mehr zu danken: sie rettete ihn von dem Schicksal des Pentheus und Orfeus. Seine Schönheit setzte diese Mänaden in Erstaunen. Ein Jüngling von einer solchen Gestalt, an einem solchen Orte, zu einer solchen Zeit! Konnten sie ihn für was geringers halten, als für den Bacchus selbst? In dem Taumel, worin sich ihre Sinnen befanden, war nichts natürlicher als dieser Gedanke; auch gab er ihrer Fantasie plötzlich einen so feurigen Schwung, daß sie zur Gestalt dieses Gottes, welche sie vor sich sahen, alles übrige hinzu dichtete, was ihm zu einem vollständigen Bacchus mangelte. Ihre bezauberte Augen stellten ihnen die Silenen vor, und die ziegenfüßigen Satyrn, die um ihn her schwärmten, und Tieger und Leoparden, die mit liebkosender Zunge seine Füße leckten; Blumen, so däucht' es sie, entsprangen unter seinen Fußsohlen und Quellen von Wein und Honig sprudelten von jedem seiner Tritte auf, und rannen in schäumenden Bächen die Felsen herab. Auf einmal erschallte der ganze Berg, der Wald und die benachbarten Felsen von ihrem lauten Evan, Evoe! mit einem so entsetzlichen Getöse der Trommeln und Klapperbleche, daß Agathon, von Entsetzen und Erstaunen gefesselt, wie eine Bildsäule stehen blieb, indeß die entzückten Bacchantinnen gaukelnde Tänze um ihn her wanden, und durch tausend unsinnige Geberden ihre Freude über die vermeinte Gegenwart ihres Gottes ausdrückten.

Allein auch die unmäßigste Schwärmerey hat ihre Gränzen, und muß endlich der Obermacht der Sinnen weichen. Zum Unglück für den Helden unsrer Geschichte kamen diese Unsinnigen allmählich aus einer Entzückung zurück, worüber sich vermuthlich ihre Einbildungskraft gänzlich abgemattet hatte, und bemerkten immer mehr Menschliches an demjenigen, den seine ungewöhnliche Schönheit in ihren trunknen Augen vergöttert hatte. Etliche, die das Bewußtseyn ihrer eignen Reitze stolz genug machte, die Ariadnen dieses neuen Bacchus zu seyn, näherten sich ihm, und setzten ihn durch die Lebhaftigkeit, womit sie ihre Empfindungen ausdrückten, in eine desto größere Verlegenheit, je weniger er geneigt war, ihre ungestümen Liebkosungen zu erwiedern. Vermuthlich würde unter ihnen selbst ein grimmiger Streit entstanden seyn und Agathon zuletzt das tragische Schicksal des Orfeus erfahren haben; wenn nicht die Unsterblichen, die das Gewebe der menschlichen Zufälle leiten, ein unverhofftes Mittel seiner Errettung in dem nehmlichen Augenblicke herbey gebracht hätten, da weder seine Stärke, noch seine Tugend ihn zu retten hinlänglich war.

3. Kapitel.

Unterbrechung des Bacchusfestes.

Eine Schaar Cilicischer Seeräuber, welche, um frisches Wasser einzunehmen, bey nächtlicher Weile an dieser Küste gelandet, hatten von fern das Getümmel der Bacchantinnen gehört, und es für einen Aufruf zu einer ansehnlichen Beute angenommen. Sie erinnerten sich, daß die vornehmsten Frauen dieser Gegend die geheimnißvollen Orgien um diese Zeit zu begehen, und dabey in ihrem schönsten Putz aufzuziehen pflegten; wiewohl sie vor Besteigung des Berges sich dessen gänzlich entledigten, und alles bis zu ihrer Wiederkunft von einer Anzahl Sklavinnen bewachen ließen. Die Hoffnung, außer diesen Frauen, von denen sie die schönsten für die Gynäceen Asiatischer Fürsten und Satrapen bestimmten, eine Menge von kostbaren Kleidern und Juwelen zu erbeuten, schien ihnen wohl werth, sich etwas länger aufzuhalten. Sie theilten sich also in zwey Haufen, wovon der eine sich der Sklavinnen bemächtigte, welche die Kleider hüteten, indessen die übrigen den Berg bestiegen, und, mit großem Geschrey unter die Thracierinnen einstürmend, sich von ihnen Meister machten, ehe sie Zeit oder Muth hatten, sich zur Wehre zu setzen. Die Umstände waren allerdings so beschaffen, daß sie sich allein mit den gewöhnlichen und anständigen Waffen ihres Geschlechts vertheidigen konnten. Allein diese Cilicier waren allzusehr Seeräuber, um auf die Thränen und Bitten, ja selbst auf die Reitzungen dieser Schönen einige Achtung zu geben, wiewohl sie in diesem Augenblicke, da Schrecken und Zagheit ihnen den sanften Zauber der Weiblichkeit wieder gegeben hatte, selbst dem sittsamen Agathon so verführerisch vorkamen, daß er für gut befand, seine nicht gerne gehorchenden Augen an den Boden zu heften. Die Räuber hatten jetzt andre Sorgen, und waren nur darauf bedacht, wie sie ihre Beute aufs schleunigste in Sicherheit bringen möchten. Und so entging Agathon — für etliche nicht allzu feine Scherze über die Gesellschaft, worin man ihn gefunden hatte, und für seine Freyheit — einer Gefahr, aus welcher er, seinen Gedanken nach, sich nicht zu theuer los kaufen konnte. Der Verlust der Freyheit schien ihn, in den Umständen, worin er war, wenig zu bekümmern. In der That, da er alles verloren hatte, was die Freyheit schätzbar macht, so hatte er wenig Ursache sich wegen eines Verlustes zu kränken, der ihm wenigstens eine Veränderung im Unglück versprach.

Nachdem die Cilicier mit ihrer gesammten Beute wieder zu Schiffe gegangen, und die Theilung derselben mit größerer Eintracht, als womit die Vorsteher mancher kleinen Republik sich in die öffentlichen Einkünfte zu theilen pflegen, geendiget hatten, brachten sie den Rest der Nacht mit einem Schmause zu, bey welchem sie nicht vergaßen, sich für die Unempfindlichkeit zu entschädigen, die sie bey Eroberung der Thracischen Schönen bewiesen hatten. Unterdessen aber, daß das ganze Schiff beschäftigt war, das angefangene Bacchusfest zu vollenden, hatte sich Agathon unbemerkt in einen Winkel zurück gezogen, wo er vor Müdigkeit abermahls einschlummerte, und gerne den Traum fortgesetzt hätte, aus welchem ihn das Evan Evoe der berauschten Mänaden geweckt hatte.

3. Aus dem „Aristipp".

Des 1sten Buchs 13ter Brief.

An Kleonidas.

Ich gestehe unverhohlen, daß ich ein großer Freund aller Tage bin, die von unsern frommen Vorfahrern dem allgemeinen Müßiggang und Wohlleben gewidmet wurden. Immerhin mögen Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit, wo sie nicht Töchter der Nothwendigkeit sind, unter die preiswürdigsten Tugenden gerechnet werden: wenigstens sind sie es bloß als Mittel zu dem, was der letzte Wunsch aller lebenden Natur ist; Ruhe ist die an-

genehmste Belohnung des Arbeiters und der Arme behilft sich die meiste Zeit schlecht, um sich zuweilen einen guten Tag machen zu können. An Festtagen seh' ich allenthalben fröhliche Gesichter; jedermann ist besser als gewöhnlich gekleidet, thut sich gütlicher, geht ins Bad, kränzt sich mit Blumen. Gemeinschaftliche Opfer, Gesänge und Gebete, feyerliche Aufzüge, Uebungsspiele, Tänze und Schauspiele nähren und erhöhen den sympathetischen Trieb, und lassen uns vom geselligen Bürgerleben, dessen tausendfache Kollisionen die Tage der Arbeit und Geschäftigkeit so häufig erschweren und verbittern, nur das Gefügige, Angenehme und Tröstliche empfinden. Die Natur hat mir, wie du weißt, zu einem ziemlich kalten Kopf ein warmes Herz gegeben. Mir ist nie wohler, als wenn ich mich so ganz aufgelegt fühle allen Menschen hold zu seyn, und dieß bin ich immer, wenn ich sie in Gemeinschaft fröhlich sehe. Denn da wiege ich mich unvermerkt in die süße Täuschung ein, sie alle für gut und wohlwollend zu halten, und mache mir selbst weiß, sie würden es immer seyn, wenn sie sich immer glücklich fühlten. Du wirst es also ganz begreiflich finden, lieber Kleonidas, daß ich, ungeachtet der schelen Gesichter, die ich mir von meinen gravitätischen Mitgesellen, und zuweilen auch wohl von dem Meister selbst gefallen lassen muß, keine Gelegenheit versäume, wo ich mir diesen behaglichen Lebensgenuß verschaffen kann.

Einer meiner hiesigen Bekannten, ein Mann von Geist und angenehmen Umgang, der nach Athenischer Art reich ist, und (was hier in den Augen einer gewissen Klasse noch mehr zu sagen hat) sein Geschlechtsregister auf mütterlicher Seite von Kodrus ableitet, besitzt ein schönes Landgut auf der Insel Aegina, die nicht viel über zweyhundert Stadien von Athen entfernt liegt, und wiewohl von Natur nur ein kahler Felsen, durch eine fünfhundertjährige Anbauung und den Wetteifer ihrer durch Gewerbe und Handelschaft reich gewordenen Einwohner sie auf alle nur mögliche Weise zu verschönern, eines der anmuthigsten Eylande ist, die im Myrtoischen Meer und im Saronischen Meerbusen zerstreut umher liegen. Eurybates (so nennt sich mein Freund), der das vornehmste Fest der Aeginer, die Poseidonia, gewöhnlich auf seinem Gute zuzubringen pflegt, bat mich, ihm dießmahl Gesellschaft zu leisten, und ich nahm seine Einladung um so williger an, da diese Festtage gerade in die schönste Jahreszeit fallen, und durch einen großen Markt belebt werden, der eine Menge Fremde vom festen Lande und den benachbarten Inseln herbey zieht.

Wir hatten bereits einige Tage in allerley festlichen Lustbarkeiten verlebt, als Eurybates mir den Antrag machte: ob ich nicht Lust hätte, den Abend in Gesellschaft der schönen Lais zuzubringen? Er setzte, vermuthlich um mir desto mehr Lust zu machen, hinzu: „wenn ich meinen Augen glauben darf, so ist schwerlich ein Weib im ganzen Griechenlande, das ihr den Preis der Schönheit streitig machen kann". Da mir die Landessitte bekannt ist, so konnt' ich natürlicher Weise nichts anders denken, als die Rede sey von einer Hetäre, mit deren Gesellschaft Eurybates seine Freunde diesen Abend zu bewirthen gedenke; und, wiewohl ich bisher den Umgang mit Frauenzimmern aus dieser Klasse immer zu vermeiden suchte, so kamen doch hier mehrere Umstände zusammen, die eine Ausnahme schicklich zu machen schienen. Kurz, ich sagte meinem Wirthe, es werde mir um so angenehmer seyn, ihm eine so interessante Bekanntschaft zu danken zu haben, da ich gestehen müßte, daß ich eine Art von Ideal in meinem Kopfe hätte, dem die schöne Lais den Vorzug abzugewinnen einige Mühe haben würde. Indessen kam der Abend heran, und wie ich eben mit Verwunderung zu bemerken anfing, daß sich nirgends eine Anstalt zu einem Gastmahl im Hause zeigte, kam Eurybates, mir zu sagen, es wäre nun Zeit, ihm zu seiner schönen Nachbarin zu folgen. — „Zu welcher Nachbarin?" — „Zu welcher andern als der schönen Lais, die vor einigen Tagen hieher gekommen ist, um von einem kleinen Gute Besitz zu nehmen, das ihr durch den Tod eines Freundes zugefallen ist, und das glücklicher Weise unmittelbar an das meinige stößt." — „Die Rede ist also nicht von einer Hetäre?" sagte ich. — „Nun ja, Hetäre oder auch nicht Hetäre, wie du willst; im Grunde läßt sie sich nicht wohl in eine andre Klasse stellen, wenn sie ja klassifiziert seyn muß: aber dann ist sie eine Hetäre, wie es, zwey oder drey ausgenommen, noch keine gegeben hat. Sie kommt nicht zu uns, mein guter Aristipp; man muß zu ihr kommen, und auch dieß ist eine Gunst, die nicht jedem zu Theil wird, der sie allenfalls bezahlen könnte. Die schöne Lais liebt ausgesuchte Gesellschaft, und dem müssen die Grazien sehr hold seyn, der ihr bis auf einen gewissen Grad gefallen zu können hoffen darf. Ohne diese Bedingung ist sie, wie man sagt, um keinen Preis zu haben. Ob es immer so seyn werde, läßt sich vielleicht, ohne sich an Amor und Afrodite zu versündigen, bezweifeln; daß es aber jetzt so sey, ist um so glaublicher, da sie kaum zwanzig Jahre zählt, und von ihrem ersten Liebhaber in einer sehr glücklichen Lage hinterlassen worden ist."

Dieser Vorbericht spannte meine Neugier und Erwartung so stark, daß mir der Weg, der uns nach dem Hause der schönen Korintherin führte, dreymahl länger vorkam als er in der That war. Wir fanden sie in einem geräumigen, auf Ionischen Marmorsäulen ruhenden Gartensahle, von einem kleinen Kreise dem Ansehn nach feiner junger Männer umgeben, und, wie es schien, in einem lebhaften Gespräche begriffen. Schon von ferne, bevor es möglich war, ihre Gesichtszüge genau zu unterscheiden, däuchte mir ihre Gestalt die edelste, die ich je gesehen hätte. Ihr Anzug war mehr einfach als gekünstelt und eher kostbar als schimmernd; leicht genug, um einen Bildner, der keine schöne Form unangedeutet lassen will, zu befriedigen, aber zugleich so anständig, daß selbst die Grazie der Scham nicht untadeliger bekleidet werden könnte. — Die hat einen feinen Takt für ihre Kunst, dachte ich. Aber stelle dir vor, mein Freund, wie gewaltig ich überrascht wurde, da ich ein paar Schritte näher die nehmliche Dame in ihr zu erkennen glaubte, mit welcher ich vor drey Jahren zu Korinth auf eine so seltsame Art in Bekanntschaft gekommen war, ohne damahls ihren Stand und Namen erfahren zu können. Ich mußte alle meine Gewalt über mich selbst zusammenraffen, um der edeln Unbefangenheit, womit sie mich empfing, keine größere Betroffenheit entgegen zu setzen, als sich allenfalls mit der Wirkung ihrer Schönheit auf jeden, der sie zum ersten Mahle sah, entschuldigen ließ. Daß ich es wollte, war ich mir deutlich genug bewußt; doch zweifle ich sehr, ob es mir in der ersten Viertelstunde so gut gelang als ich es wünschte; denn gewöhnlich verräth einer durch die Bemühung, etwas unter feinem Mantel zu verbergen, daß er etwas verberge, und dieß ist genug, um die Aufmerksamkeit aller Umstehenden zu erregen. Das Wahre ist, daß die Furcht, mich zu irren und das Verlangen, mich nicht zu irren, den Blicken, womit ich sie durch und durch zu erspähen und nach allen Dimensionen auszumessen scheinen mußte, mir (wie sie mir in der Folge selbst sagte) etwas zu gleicher Zeit so schüchtern unverschämtes, gieriges und erstauntes gab, daß sie selbst Mühe gehabt hätte, sich in gehöriger Fassung zu erhalten, wenn sie nicht auf diese, bloß von meiner Seite unerwartete Zusammenkunft vorbereitet gewesen wäre. In der That hatte sie sich in den drey Jahren, die seit der ersten verflossen waren, dermaßen verschönert, daß, ungeachtet das Bild meiner Korinthischen Anadyomene noch wenig in meiner Erinnerung verloren hatte, oder vielmehr eben deßwegen, ein kleines Mißtrauen in meine Augen oder in mein Gedächtniß ganz natürlich war. Sie war indessen merklich größer geworden, und die Blüthe ihrer prächtigen Gestalt schien so eben den Augenblick der höchsten Vollkommenheit erreicht zu haben; den Augenblick, wo die Fülle der hundertblättrigen Rose sich nicht länger in der schwellenden

Knospe verschließen läßt, sondern mit Gewalt aufbricht, um ihre glühenden Reitze der Morgensonne zu entfalten. Dieß verbreitete einen so blendenden Glanz um sie her, daß ich, wiewohl die Aehnlichkeit mit sich selbst zu entschieden war, um nicht jeden aufsteigenden Zweifel sogleich wieder niederzuschlagen, doch nicht aufhören konnte, mich durch immer wiederhohltes Anschauen von einer so angenehmen Wahrheit immer gewisser zu machen. Bei allem dem behielt ich doch noch so viel Besonnenheit, um, zu meinem Troste, wahrzunehmen, daß die andern Anwesenden (den einzigen Eurybates vielleicht ausgenommen) jeder für sich zu stark mit unsrer schönen Wirthin beschäftigt waren, um sich viel um mich zu bekümmern. Auch blieb mir nicht unbemerkt, daß Sie Selbst am wenigsten gewahr zu werden schien, daß etwas besonderes in mir vorgehe; und wenn mich ein paar verstohlne Seitenblicke nicht verständiget hätten, würde die höfliche Kälte, womit sie sich gegen mich benahm, neue Zweifel haben erregen müssen. Diese nur mir verständlichen Blicke sagten mir so zuverlässig sie sey es, daß keine Möglichkeit zu zweifeln übrig blieb; und nun war es auch um so viel leichter, die Rolle einer ganz neuen Bekanntschaft natürlich genug zu spielen, um selbst den beobachtenden Eurybates dadurch zu täuschen, und den leisesten Verdacht eines frühern Verhältnisses zwischen uns unmöglich zu machen. Ich überließ mich jetzt mit meinem gewöhnlichen Frohsinn oder Leichtsinn, wenn du willst, dem heitern Genuß des schönsten Abends, den ich bisher erlebt hatte, und ich wollte alles in der Welt wetten, daß Tantalus an der Tafel Jupiters nicht halb so glücklich war, als ich im Speisesahl dieser irdischen Göttin, welche, nicht zufrieden, uns mit dem Ambrosia und Nektar ihrer Schönheit und ihres Witzes zu sättigen, außerdem noch alles aufgeboten hatte, was Land und Meer und die Kunst eines Korinthischen Kochs vermochte, um selbst den Gaumen eines Sybariten zu befriedigen.

Nimm es als einen Beweis der Stärke meiner Liebe zu dir auf, daß ich in diesen Stunden der süßesten Seelenberauschung, wo es so leicht war, ein letheisches Vergessen alles dessen, was man sonst liebte, aus den Augen dieser neuen Circe zu trinken, mehr als einmal herzlich wünschte: möchte doch mein Kleonidas hier seyn, wär' es auch auf Gefahr, seiner ersten Liebe ein wenig ungetreu zu werden! Es ist, denke ich, dem Menschen überhaupt, und vor allen dem Künstler, zuträglich, in allen Gattungen und Arten das Höchste gesehen zu haben.

Eine vollkommene Schönheit ist in Griechenland und vermuthlich allenthalben etwas sehr seltenes; die Vereinigung einer solchen Schönheit mit geistigen Reitzungen noch seltner. Dieß vorausgesetzt, ist die schöne Lais unter den Griechischen Weibern, was der Fönix unter den Vögeln ist. Ich habe die berühmte und von Sokrates selbst geschätzte Aspasia, wiewohl in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, mehrmahl gesehen und gesprochen; sie kann selbst in der Blüthe ihrer Schönheit nie ein Recht gehabt haben, mit Lais um den goldnen Apfel zu streiten. An Stärke des Geistes und an Kenntnissen mag ihr vielleicht der Vorzug bleiben; aber an Lebhaftigkeit und Vielgestaltiglcit des Witzes und der Laune ist Lais vielleicht einzig. Die feinsten Wendungen der scherzenden oder nur leicht reitzenden Ironie sind ihr so geläufig, als ob sie bey meinem alten Mentor in die Schule gegangen wäre. Sie spricht gern und viel, und findet immer den zierlichsten Ausdruck und das rechte Wort ungesucht auf ihren Lippen.

Ohne wie Kassandra vom delfischen Gotte besessen zu seyn, glaube ich voraus zu sehen, daß diese neue Helena in ihrer Art wenigstens eben so viel Unheil unter den ohnehin so leicht entzündbaren Griechen unsrer Zeit anrichten wird als die Tochter der Leda unter den Achäern und Trojanern des heroischen Zeitalters. Was sie in meinen Augen am gefährlichsten macht, ist ein gewisser unnennbarer Zauber, den ein Dichter mit den unsichtbaren und unzerreißbaren Schlingen vergleichen würde, welche Homers Vulkan aus hinterlistigen Absichten um das Lager seiner treuen Gemahlin legte. Weil ich mich nicht gern mit unerklärbaren und nichts erklärenden Wörtern behelfe, so habe ich in aller Stille ausfindig zu machen gesucht, worin dieser magische Jynx (mit Sokrates zu reden) eigentlich bestehe, und, so viel ich jetzt davon sagen kann, dünkt mich, er liege darin, daß sie sich aller ihrer Reitzungen immer bewußt ist, ohne daß es scheint, als ob sie ihrentwegen Anspruch an große Bewunderung mache, oder mit geheimen Anschlägen auf Eroberungen umgehe. Sie scheint in vollkommener Selbstgenügsamkeit sich mit der Gewißheit zu befriedigen, es hange nur von ihr ab, sobald sie Lust dazu habe, jeden Sterblichen zum Gott und jeden Weisen — zum Narren zu machen; da es hingegen in keines Mannes Gewalt stehe, mehr über sie zu gewinnen, als sie ihm freywillig einzuräumen geneigt sey. Sie bedient oder begiebt sich dieses Vorrechts mit gleicher Sorglosigkeit, ohne Anschein einer besondern Absicht; aber wenn sie sich dessen bedient, thut sie es öfters mit einem Muthwillen, der an Grausamkeit gränzt, wiewohl es vielleicht bloßer Naturtrieb, ihre Macht zu versuchen, seyn mag. Sie schießt ihre Strahlen umher, wie die Sonne die ihrigen ergießt, unbekümmert wohin sie fallen und wie sie wirken, ob sie erwärmen und beleben, oder auftrocknen, versengen und zerstören. Daß die Sprache der Griechen keinen Nahmen für diesen gefährlichen Karakter hat, beweiset vermuthlich, daß die schöne Lais in ihrer Art die erste ist.

Ich sehe dich für die Freyheit und Ruhe deines Aristipp zittern; aber sey unbesorgt, mein Freund! Der Salamander, sagt man, befindet sich sehr wohl in eben dem Feuer, worin andre lebendige Wesen verzehrt werden. Ich schwöre dir, daß ich in meinem Leben nie freyer, heitrer und aufgeräumter war als diesen Abend. Nicht als ob ich mich einer Gleichgültigkeit rühmen wolle, die mir im Grunde wenig Ehre machen würde; genug, Lais selbst scheint zu merken, daß sie an einen jungen Mann gerathen ist, den Hermes mit dem berühmten Kräutchen Moly, das alle Bezauberung unkräftig macht, bewaffnet hat, und ich denke wir wollen noch sehr gute Freunde werden. Ueberdieß war auch hier keine Ursache zur Eifersucht; ich sahe keinen Begünstigten; und wie hätte ich mich darüber ärgern sollen, gerade so viele Nebenbuhler zu sehen als Personen zugegen waren; das wird nun einmahl in den nächsten zehen oder zwanzig Jahren nicht anders seyn. Alles kommt darauf an, nicht ob man ihr gefallen will (wer wollte das nicht?), sondern ob man ihr gefällt; und das muß man den Göttern und ihrer Laune anheimstellen. Ausschließliche Anmaßungen an ein solches Wesen machen zu wollen, wäre, nach meiner Vorstellungsart, als wenn Einer Sonne und Mond für sich allein behalten wollte. Wenn ich auch die Macht des großen Königs besäße, ich würde schwerlich thöricht genug seyn, ein solches Unrecht an ihr und an mir selbst zu begehen. Wer wäre berechtigt frey zu seyn, wenn ein so hoch von der Natur begünstigtes Weib es nicht seyn sollte? Und wie wenig müßte der seinen eigenen Vortheil kennen, der, wenn er es auch vermöchte, die Liebesgöttin zu seiner Sklavin machen wollte?

Wir brachten einen Theil der Nacht mit den gewöhnlichen Ergetzlichkeiten zu, womit die Griechen ihre Symposien zu würzen pflegen. Die schöne Lais hat verschiedene niedliche junge Sklavinnen, die mit Fertigkeit tanzen, singen und auf allen Arten von besaiteten Instrumenten spielen. Die Unterhaltung wechselte bald mit muntern Gesprächen, bald mit Musik und mimischen Tänzen ab, und die Dame des Hauses selbst war so gefällig oder (wie es einige von uns nannten) so grausam, uns zum Abschied mit einer wahren Sirenenstimme ein süßes Liedchen von Anakreon zu singen, wobei vermuthlich jedermann eben dasselbe fühlte, was Odysseus, als der einladende Zaubergesang der Töchter des Achelous über die Wellen zu ihm herüber schallte; und im Weggehen versicherte mehr als Einer, daß er die Er-

laubniß zu bleiben mit dem Schicksal der Unglücklichen, die in die Klauen jener mörderischen Sängerinnen geriethen, nicht zu theuer erkauft gehalten hätte. Daß ich keiner von diesen war, kannst du mir auf mein Wort glauben.

Es hatte sich zufälliger Weise gefügt, daß ich an diesem Tage den Ring am Finger trug, in welchen ich die Haare meiner Korinthischen Unbekannten hatte fassen lassen; und so konnt' es nicht wohl fehlen, daß ich Gelegenheit fand, ihr meine Hand, als wie von ungefähr, nahe genug zu bringen, daß sie ihr durch den Druck einer Feder aus dem Kasten des Rings heraufgebrachtes Geschenk erkennen konnte. Ein leises Erröthen und ein lächelnder Blick, der unsre alte Bekanntschaft zu gestehen schien, versicherte mich dessen, und mehr verlangte ich für dießmahl nicht.

II. Historische Prosa.

Die Lust zur historischen Forschung, welche schon im vorigen Zeitraum viele tüchtige Arbeiten hervorgerufen hatte, verbreitete sich in dem vorliegenden immer mehr, und wurde namentlich auf den Hochschulen durch manchen trefflichen Lehrer gefördert. So Bedeutendes aber auch in dieser Beziehung geleistet wurde, so blieb dagegen die Geschichtschreibung im Ganzen noch auf einer sehr untergeordneten Stufe und wir haben nur sehr wenige Männer zu nennen, welche die Geschichte mit tieferem Blicke erfaßten oder ihren Darstellungen eine kunstmäßigere Gestaltung zu geben versuchten, eine Bemerkung, die wir selbst noch im folgenden Zeitraum werden zu wiederholen haben, da sich eine höhere Ansicht von der Geschichtschreibung noch keineswegs allgemein verbreitet hat, und wie früher, so auch jetzt noch, die historische Gelehrsamkeit für das Höchste, schöne Darstellung für etwas Unwesentliches gehalten wird, ja sogar bei Vielen noch die Meinung vorherrscht, daß die künstlerische Gestaltung des historischen Stoffes nur mit Verfälschung desselben erstrebt werden könne. Da die Bemühungen der Historiker des vorliegenden Zeitraums zunächst nur auf gelehrte Forschung gerichtet waren, und sie auch meist nur für Gelehrte schrieben, so kann es nicht auffallen, daß eine große Zahl der geschichtlichen Schriften der damaligen Zeit noch in lateinischer Sprache abgefaßt und die deutsch geschriebenen die unsern Gelehrten zur Natur gewordene Formlosigkeit in oft widerlicher Weise darbieten.

Den ersten Versuch, die Geschichtschreibung auf philosophische Grundsätze zu bauen, was später von Herder in so bewundernswürdiger Weise ausgeführt wurde, machte der Leipziger Professor Joh. Martin Chladenius aus Wittenberg (1710—1759) in seiner nur zu weitschweifigen, aber oft scharfsinnigen „Allgemeinen Geschichtswissenschaft" (Leipz. 1752); Bedeutenderes leistete schon Isaac Iselin, auf welchen wir zurückkommen werden. Die Leistungen im Gebiete der Weltgeschichte sind zwar zum Theil sehr dankenswerth, und in einigen Werken offenbart sich auch schon ein freierer Geist, der den Zusammenhang der Begebenheiten zu erfassen sucht, allein es tritt selbst bei diesen oft das äußere System an die Stelle der geistigen Auffassung. Nicht ohne glücklichen Einfluß auf die deutsche Geschichtschreibung blieb die Uebersetzung der großen englischen Weltgeschichte, die zuerst von S. J. Baumgarten (18 Thle. 4. Halle 1746—59) herausgegeben, dann unter der Leitung J. S. Semlers (19.—30. Th. 1759—66) fortgesetzt wurde. Sie hatte zunächst die glückliche Wirkung, daß man die Unstatthaftigkeit einer so massenhaft angelegten Weltgeschichte einsah, die Uebersetzung in eine freie Bearbeitung umwandelte und sie in eine vollständigere Darstellung der einzelnen europäischen Staatengeschichten auflöste, welche von Schlözer, Le Bret, Sprengel, Rühs, Meusel u. A. bearbeitet wurden. Das Nämliche geschah mit der Uebersetzung des Guthrie-Gray'schen Auszuges aus der Welthistorie, welche unter der Leitung des eben so gelehrten als hell blickenden Heyne stand (49 Bde. Lpz. 1765 ff.); auch diese wandelte sich später in eine Sammlung selbstständiger Staatengeschichten um, die zum Theil von hervorragendem Werthe sind. Die bedeutendsten Mitarbeiter waren außer Heyne selbst Schröckh, Gebhardi, Dieze und J. D. Ritter. Unter den selbstständigen Bearbeitern der allgemeinen Weltgeschichte nimmt der Göttinger Professor Joh. Christoph Gatterer aus Lichtenau (1727—1799) der Zeit, wie der Bedeutung nach eine der ersten Stellen ein; seine dahin gehörigen Arbeiten, von denen jedoch keine vollendet wurde, zeichnen sich durch das Bestreben aus, den inneren Zusammenhang der Weltbegebenheiten anschaulich darzustellen, und das Wesentliche hervorzuheben, was man dagegen in den Werken J. M. Schröckhs vermißt, der übrigens in andern Gebieten der Geschichtschreibung Bedeutenderes leistete. Die „Allgemeine Weltgeschichte" (12 Bde. Halle 1767 ff.) des Helmstädter Professors Franz Dominicus Häberlin (1720—87) hat nur als ein Werk des Fleißes und der selbstständigen Forschung, nicht aber Seitens der Darstellung und Sprache bleibenden Werth.

Die Beschäftigung mit der Spezialgeschichte beschränkte sich noch lange Zeit auf gelehrte Forschung, wie die äußerst zahlreichen Quellensammlungen aller Art bezeugen, die bis in die sechsziger Jahre des Zeitraums und noch weiter hinab erschienen. Doch ist gerade in diesem Gebiete das Beste zu finden, was die Geschichtschreibung in diesem Zeitraum leistete, und wir müssen die bedeutenden Fortschritte anerkennen, welche in dieser Zeit gemacht wurden. Während in des Leipziger Professors G. Christ. Gebauer (aus Breslau, 1690—1773) „Grundriß zu einer Historie der europaischen Reiche" (Leipz. 1733) noch eine rein äußerliche Behandlung sichtbar ist, und die Culturgeschichte der Völker kaum berücksichtigt wird, legte schon Gottfr. Achenwall aus Elbing (1719—1772), Professor in Göttingen, auf dieselbe das nöthige Gewicht und gab daher in seinen „Grundsätzen der europäischen Geschichte" (Gött. 1754) ausführlichere Uebersichten von dem Zustande der einzelnen Staaten, und J. J. Schmauß aus Landau (1690—1757), welcher ebenfalls als Professor in Göttingen lebte, suchte in das politische Leben der Völker tiefer einzudringen, als es bis dahin geschehen war; seine Betrachtungen und Urtheile zeugen von hohem Scharfsinn und richtigem Blick. Wichtiger als sein „Kurzer Begriff der Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten" (Gött. 1755) ist jedoch seine „Einleitung zur Staatswissenschaft" (2 Bde. Lpz. 1741—47). Wie er, gründete auch sein größerer Amtsgenosse Joh. Stephan Pütter aus Iserlohn (1725—1807) die Geschichtschreibung auf die tiefere Erkenntniß der Staatsverhältnisse und insbesondere der Rechtszustände; in seinem gelungensten Werke „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des

Teutschen Reichs" (Gött. 1786) sind Plan und Ausführung gleich vortrefflich; aber auch seine früheren Schriften „Grundriß der Staatsveränderungen des Teutschen Reichs" (Gött. 1752) und „Vollständigeres Handbuch der teutschen Reichshistorie" (Gött. 1762) verdienen die höchste Anerkennung. Unter den Bearbeitern der Geschichte einzelner deutscher Länder ist aber Justus Möser weitaus der bedeutendste, wie er überhaupt unter den deutschen Geschichtschreibern eine der ersten Stellen einnimmt. Ihn würde unter den Zeitgenossen nur Friedrich II. übertreffen, wenn dieser seine vortrefflichen, die Geschichte seiner Zeit erzählenden Werke, statt in französischer, in deutscher Sprache hätte schreiben wollen oder schreiben können. Von dessen Geist durchdrungen sind die Abhandlungen über deutsche und insbesondere brandenburgische Geschichte, welche der Graf Ewald Friedrich von Herzberg (aus Pommern, 1725—1795) in die Schriften der Berliner Akademie einrücken ließ. Unter den wenig zahlreichen Städtegeschichten nimmt Paul von Stettens (gest. 1786) „Geschichte von Augsburg" (2 Bde. Fkf. u. Leipzig 1743—58) eine ehrenvolle Stellung ein. — Auch die Geschichte der übrigen europäischen Staaten wurde ziemlich häufig bearbeitet. Unter den hiehergehörigen Schriftstellern ist vorzüglich Thomas Abbt, dem wir an einem andern Ort wiederbegegnen werden, durch den Versuch bedeutend geworden, die gedrungenere Sprache der römischen Geschichtschreiber der unseligen Weitschweifigkeit entgegenzusetzen, die bis zu seiner Zeit auch in den besseren Schriften anzutreffen war. Seine leider unvollendete „Portugiesische Geschichte" ist deshalb sehr schätzenswerth.

Die Kirchengeschichte wurde durch den Göttinger Kanzler Joh. Lorenz von Mosheim mit philosophischem Geist und zugleich mit Geschmack behandelt; leider sind seine Hauptwerke lateinisch abgefaßt und nur sein „Versuch einer Ketzergeschichte" (Helmst. 1746—48) in deutscher Sprache geschrieben. Seiner nicht unwürdig sind die „Abhandlungen zur Erläuterung der Kirchengeschichte", welche Joh. Andr. Cramer seiner Uebersetzung der Weltgeschichte von Bossuet beifügte. Die große „Christliche Kirchengeschichte" (35 Bde. Leipzig 1768 ff.) des Wittenberger Professors Joh. Matthias Schröckh (aus Wien, 1733—1808) zeichnet sich wie durch fleißige Benutzung der Quellen und klare Anordnung, so auch durch einfachen Vortrag aus, und auch die gelehrten Arbeiten von Christian Wilh. Franz Walch aus Jena (1726—1784) verdienen wegen ihrer Darstellung lobende Erwähnung, während Friedrich Karl von Mosers „Geschichte der päbstlichen Nuntien in Deutschland" (2 Bde. 1788) nur wegen der freisinnigen Auffassung der Verhältnisse zu erwähnen ist.

Beinahe alle die Literaturgeschichte betreffenden Schriften sind noch in lateinischer Sprache abgefaßt; wir erwähnen außer dem „Grundriß der Literaturgeschichte" von Michael Denis (Wien 1776), einer für jene Zeit bedeutsamen Erscheinung, Joh. Nikolaus Meinhard's (eigentlich Gemeinhard aus Erlangen, 1727—1767) geist- und inhaltsreiche und von Lessing hochgeschätzte „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" (2 Bde. Braunschw. 1763—64, 3. Bd, meist von Jagemann, 1774) und Joh. Fr. Löwens „Geschichte des deutschen Theaters" (im 4. Bde. seiner „Schriften". Hamb. 1766), welche zwar sehr unvollkommen ist, auch mehr die Schauspieler, als die Dichter berührt, aber doch als erster Versuch dieser Art genannt zu werden verdient.

Die Kunstgeschichte wurde durch ihren Begründer, den genialen Winckelmann, in meisterhafter Weise bearbeitet, wie er denn überhaupt unter den Historikern der Zeit unzweifelhaft die erste Stelle einnimmt.

In der Biographie erwarb sich J. Matthias Schröckh durch seine „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten" (3 Bde. Leipz. 1764—69) und noch mehr durch seine „Allgemeine Biographie" (8 Thle. Berl. 1767—91) wohlverdiente Anerkennung. Eigenthümlich sind die Biographien des Zürcher Arztes Hans Caspar Hirzel, „Das Bild eines wahren Patrioten, in einem Denkmal auf Hans Blaarer" (Zür. 1767), „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen" (2 Bde. Zür. 1779) u. a. m., von denen die erste mit einer glücklichen Darstellung der politischen Verhältnisse der Stadt Zürich beginnt. Ohne auf höhern Werth Anspruch zu machen, gewähren die übrigens gut geschriebenen Biographien einiger bedeutenden Männer, welche Christ. Fr. Nicolai verfaßte, durch ihren Inhalt mannigfaches Interesse. Außer dem „Ehrengedächtniß Herrn Ew. Chr. v. Kleist" (Berl. 1760) und dem „Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbts" (Berl. 1767) erwähnen wir auch hier schon, obgleich erst im folgenden Zeitraum erschienen, das „Leben Justus Mösers" (Berl. 1797), so wie die „Gedächtnißschrift auf J. J. Engel" (Berl. 1806) und die auf den berühmten Theologen Teller (Berl. 1807); so wie die „Anekdoten von Friedrich II." (6 Hefte. Berl. 1788—92), welche manchen bedeutsamen Charakterzug des großen Königs mittheilen. Obgleich mehr Umrisse, als wirkliche Biographien, sind doch die Nachrichten, welche Chr. Felix Weisse von dem Leben seines Freundes Rabener gab, „Rabeners Briefe nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften" (Lpz. 1772) nicht ohne Werth. Ausführlicher und eindringlicher ist dagegen „Gellerts Leben" von J. Andr. Cramer (Leipz. 1774), welcher den liebenswürdigen und höchst achtungswerthen Charakter des trefflichen Mannes mit vieler Liebe gezeichnet hat. Von den Selbstbiographien sind die von Joh. Chr. Brandes „Meine Lebensgeschichte" (3 Bde. Berl. 1799 f.) und von Chr. Fel. Weisse „Selbstbiographie" (Lpz. 1806) zu erwähnen, von welchen die erste durch die zahlreichen Einzelnheiten über viele Städte und Provinzen, die er durchzogen, die letzte durch die literarhistorischen Mittheilungen auch jetzt noch Interesse gewährt. Größeres Interesse gewähren die Selbstbiographien des edlen J. J. Moser (4 Bde. Ff. 1777—83) und des gelehrten Theologen J. Sal. Semler (2 Bde. Halle 1781—82), da der Eine die politischen, der Andre die kirchlichen Verhältnisse der Zeit mit freiem und lebendigem Sinne schildert.

Von den Reisebeschreibungen sind nur wenige zu erwähnen. Eine der anziehendsten, die des Holsteiners Ludwig Narden (1708—1742), der Aegypten und Nubien bereiste, ist leider ursprünglich französisch geschrieben, und erst nach seinem Tode ins Deutsche übersetzt worden (2 Bde. Bresl. 1779). Unter allen hat sich aber die „Neueste Reise durch Teutschland," u. s. w. (Hannover 1740) von

Joh. Georg Keyßler aus Thurnau in Oberfranken (1689—1743) durch freies Urtheil und Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu ihrer Zeit den meisten und allgemeinsten Beifall erworben. Von großem Interesse sind des dänischen Gesandtschaftspredigers Karl Christoph Pluer aus Hannover (1725—1772) „Reisen durch Spanien" (Lpz. 1777), durch welche dieses Land zuerst dem größeren Leserkreis näher gerückt wurde. Am bedeutendsten für die Kenntniß der deutschen Zustände in Politik und Literatur ist Fr. Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781" (12 Bde. Berl. 1783—96), die zwar ganz in den folgenden Zeitraum gehört, die wir aber doch jetzt schon erwähnen müssen, weil Nicolai's Hauptthätigkeit in die vorliegende Periode fällt. Mit klarem und scharfem Blicke hat er das Leben in seinen verschiedensten Richtungen beobachtet und diese Beobachtungen hat er mit ehrenwerther Freimüthigkeit, oft freilich mit schneidender Schärfe, dargestellt, weshalb er sich auch zahlreiche Feinde machte, besonders aber sich den bittersten Haß der katholischen und protestantischen Finsterlinge zuzog, deren heimliche Umtriebe er schonungslos aufdeckte. Selbst ruhige und unparteiische Männer tadelten ihn, als ob er sich durch seine Furcht vor dem Jesuitismus und der Proselitenmacherei zu Uebertreibungen habe hinreißen lassen; die Erscheinungen der späteren Zeit bewiesen aber nur zu gut, daß er richtig gesehen hatte.

Der Geographie wurde zwar auch jetzt noch keine rein wissenschaftliche Behandlung zu Theil, doch wurde schon der Versuch gemacht, ihr eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, und sie geschmackvoller zu bearbeiten. Große Verdienste erwarb sich in dieser Hinsicht der schon genannte J. Christoph Gatterer, der in dem „Abriß der Geographie" (Gött. 1775) auf die Naturbeschaffenheit der Länder zuerst gebührende Rücksicht nahm und zwischen Geographie und Geschichte ein enges Band knüpfte. Weit verbreiteten Ruf erwarb sich der Göttinger Professor Anton Friedrich Büsching aus Stadthagen (1724—1793), dessen „Neue Erdbeschreibung" (5 Thle. in 9 Bden. Hamb. 1754 ff.) in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, und bis in das 19. Jahrh. herab als Hauptquelle der geographischen Kenntnisse betrachtet wurde. Und in der That verdient dieses Werk, welches Europa und einen kleinen Theil von Asien umfaßt, wegen seiner Gründlichkeit und seines Reichthums noch jetzt Bewunderung, wie er denn in der That auch erst in neuerer Zeit durch Ritters großartige Leistungen übertroffen worden ist. Besonders sind die Einleitungen zur Beschreibung der einzelnen Länder hervorzuheben, welche man mit Recht als meisterhafte historisch-statistische Gemälde bezeichnet hat.

Die lebendigere Beschäftigung mit der Geschichte und insbesondere mit der Geographie führte endlich auch zur Erkenntniß, daß die Statistik eine wissenschaftlichere Gestaltung annehmen müsse. Das Verdienst, dieselbe auf eine höhere Stufe gehoben zu haben, gebührt dem schon genannten Gottfried Achenwall dessen „Abriß der neuesten Staatswissenschaft" (Gött. 1749) den Grund zur einsichtsvolleren Bearbeitung der Statistik legte, einer Wissenschaft, deren hohe Bedeutsamkeit Gatterer in seinem „Ideal einer Weltstatistik" (Gött. 1773) nicht ohne Glück entwickelte.

Isaac Iselin.

Der Einfluß der Schweiz auf die deutsche Literatur und überhaupt auf die gesammte geistige Entwickelung wird gewöhnlich nur nach dem bemessen, was Bodmer und Breitinger gewirkt haben; es sind außer diesen beiden Männern, welche allerdings die neue Gestaltung der Literatur mächtig gefördert haben, noch manche zu nennen, deren Schriften von wohlthätigem und fruchtreichem Einflusse auf die Verbreitung der Bildung gewesen sind. Die meisten werden erst in dem Abschnitte von der didaktischen Prosa zu erwähnen sein, doch ist schon hier einer derselben näher zu besprechen, da er auch im Gebiete der Geschichtschreibung sich anerkennenswerthes Verdienst erworben hat.

Isaac Iselin wurde am 17. März 1728 zu Basel geboren, wo er auch seine erste Erziehung und Bildung erhielt. Als er die nöthige Reife erlangt hatte, bezog er die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechte und der Staatswissenschaften zu widmen. Mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, und vorzüglich durch den Umgang mit dem großen Haller, mit Mosheim und Geßner gefördert, die den strebenden Jüngling ihrer Freundschaft gewürdigt hatten, kehrte er 1749 in die Vaterstadt zurück, wo er sich 1751 die Würde eines Doctors der Rechte erwarb. Bald darauf begab er sich auf Reisen, und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er mit mehren bedeutenden Männern bekannt wurde, so mit Rousseau, Buffon, Fontenelle u. A. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beschäftigte er sich mit juristischen, geschichtlichen und philosophischen Studien, denen er auch noch getreu blieb, als er im J. 1754 zum Mitglied des Großen Raths und 1756 zum Rathschreiber ernannt wurde, obgleich dieses Amt ihn vielfältig in Anspruch nahm. Seine Wirksamkeit wurde aber dadurch höchst einflußreich und wohlthätig, weil er als Staatsmann nie die höhere, warum sollten wir nicht sagen, philosophische Anschauung der Verhältnisse vergaß und als Schriftsteller stets den praktischen Staatsmann beurkundete. Mit rastloser Thätigkeit wirkte er in seiner Vaterstadt für bessere Gesetzgebung, durch welche er Sitten und Wohlstand zu fördern suchte; er war Einer der Ersten, welche das lose Band des eidgenössischen Staatenvereins durch geistige Annäherung fester zu knüpfen suchten, und in diesem Sinne gründete er 1761 mit seinem Freunde Hirzel die „Helvetische Gesellschaft", welcher sich bald die trefflichsten Männer aus allen Gauen der Schweiz anschlossen (so S. Geßner, Zimmermann, Lavater und Pfeffel als Bürger von Biel), die schon in kurzer Zeit die trefflichsten Erfolge hatte, und auch noch in dem ersten Drittel des 19. Jahrh. bedeutsame Wirksamkeit entfaltete. Ein anderes, nicht weniger großes Verdienst erwarb er sich 1777 durch die Stiftung der Basler „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen", welche in vielen andern Städten und Kantonen Nachahmung fand. Allzu angestrengtes Arbeiten untergrub seine ohnehin schwache Gesundheit und er starb schon am 15. Juni 1782 im 54. Jahre seines Alters.

Das Streben nach Gemeinnützigkeit, welches den trefflichen Iselin sein ganzes Leben lang begleitete, bildet den Grundzug seines Charakters als Staatsmann und als Schriftsteller und er verfaßte seine meisten Werke, um vaterländische Gesinnung zu wecken, freiere und vernünftigere Ansichten über die

Staatsverhältnisse, überhaupt um politische Bildung zu verbreiten, in welcher er ein vorzügliches Mittel zur Veredlung der Menschheit und zur Besserung ihrer Zustände erblickte. Dies gilt in vollem Maße auch von der Schrift, die wir hier zu berühren haben, den „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" (2 Bde. Fkf. u. Lpz. 1764), welche in den folgenden Ausgaben (sie erlebte deren fünf) den einfacheren Titel: „Ueber die Geschichte der Menschheit" erhielt. Er wurde durch dieselbe der Vorläufer Herders, der ihn freilich weit übertraf, und sein Buch gänzlich zurückdrängte; nichts desto weniger bleibt es das Verdienst Iselins, die philosophische Betrachtung der Geschichte angebahnt und zuerst die Idee ausgesprochen zu haben, daß die Menschheit einer fortwährenden Vervollkommnung fähig sei. Der größte Mangel des Buchs liegt ohne Zweifel darin, daß der Verfasser den Menschen und seine Entwickelung an sich betrachtet, ohne die Einwirkungen in Anschlag zu bringen, welche die physische Beschaffenheit der verschiedenen Länder hervorbringt, weshalb ihm auch die wesentlichsten Unterschiede in der Entwickelung einzelner Völker verborgen blieben und er manche Erscheinungen zusammenstellt, die durchaus keine Aehnlichkeit haben. Dagegen hat er recht vernünftige Ansichten über den frühesten Zustand des menschlichen Geschlechts ausgesprochen, worin er sich gegen Rousseau's bekannte Behauptungen mit aller Entschiedenheit erklärte. Wenn er aber auch einen dem thierischen ähnlichen Zustand nicht annahm, so ließ er sich doch verleiten, einen vorgesellschaftlichen anzunehmen, der sich eben so wenig durch die Erfahrung oder aus Vermuthungsgründen beweisen läßt. Die letzten Abschnitte des Buchs, die sich mit der Darstellung der späteren historischen Verhältnisse beschäftigen, sind bei weitem die besten, und manche, wie z. B. der unten mitgetheilte über England, lassen mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher sie geschrieben, wenig zu wünschen übrig.

Die Sprache Iselins ist durchaus einfach und schlicht, dabei selbst in den philosophirenden Theilen vollkommen klar; einzelne unbeholfene Stellen und der historischen Würde ermangelnde Ausdrücke müssen auf Rechnung der Zeit gesetzt werden.

Aus „Ueber die Geschichte der Menschheit".

(8. Buch.)

20stes Hauptstück. Geschichte der Brittischen Freyheit.

Unter allen Nationen der Erde ist nur eine, bey welcher die politische Freyheit sich in einem beträchtlichen Glanze zeiget.

Früher als in allen übrigen nordische Reichen wurde in dem glücklichen Albion die persönliche Knechtschaft aufgehoben; jeder Einwohner wieder in die Rechte der Menschheit eingesetzet, und jedem Bürger die Vorzüge seines Standes versichert. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte (1215) erschien die große Charte, und schon vor derselben war durch andre die Freyheit des Volkes vestgesetzet. Diese Charte ist eines der schönsten Denkmäler der Freyheit. Sie machet dem Verstande derjenigen Ehre, welche dieselbe in so barbarischen Zeiten entworfen haben, obgleich sie in der That selbst ein Beweisthum der Barbarey ist. Diese mußte sehr groß seyn, indem es einen allgemeinen Aufstand brauchete, um Rechte aufleben zu machen, welche die Natur und die Vernunft den Völkern fast alle unstreitig zueignen, und welche nur die äußerste Erniedrigung und die härteste Ungerechtigkeit denselben rauben konnten.

Engelland belehret uns, wie viel es gebrauchet hat, bis diese schätzbare Nation die geheiligten Rechte der Menschheit, welche ihnen ihre Herren mehr als ihre Könige entzogen hatten, hervorzusuchen erleuchtet, und solche zu behaupten muthig genug geworden ist. Es ist bekannt, wie oft die große Charte, dieses Palladium der englischen Freyheit, erneuert, und wie öfter noch dieselbe verletzet worden ist. Jahrhunderte hindurch kämpften die Gesetze und die Grundsätze mit der Gewohnheit. Die lieblichen Blicke der Freyheit, die sich bisweilen zeigeten, wurden sogleich durch düstere Finsternisse verdrungen. Dieses ist das natürliche Schicksal aller unbestimmten Verfassungen. Wenn in solchen der Fürst oder die Großen, listig, unternehmend und standhaft sind; so wird ihnen ein jeder gegen sie misslungener Versuch ein Anlaß, ihre Macht zu bevestigen.

Die wahre Freyheit, eine kostbare Frucht einer geläuterten Vernunft, und einer tiefen Einsicht in die Rechte der Menschheit, konnte in diesen rohen Zeiten noch nicht entwickelt seyn.

Noch in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts waren die Gemüther der Großen allzu unbändig, um sich Gesetzen zu unterwerfen, welche die heiligen Rechte der Kleinern versicherten. Noch unter Heinrich dem siebenten hatten jene eine Menge besoldeter Anhänger von dem Adel, und auch von den niedrigsten Ständen, welche alles für sie wagten, und welche dagegen bey ihnen Schutz wider alle Anfälle fanden. Dem Fürsten und dem Bürger gleich furchtbar bekämpfeten sie oft die Tyranney; und bisweilen die redlichen Absichten des erstern, indem sie die schwachen Rechte des leztern immer unterdrückten. Umsonst rief der Unterdrückte unmächtige Gesetze wider diejenigen an, welche sich dem Fürsten selbst furchtbar zu machen wußten.

Mächtiger und wirksamer, als die Gesetze, brachten die Handelschaft, die Reichthümer, die Künste, und die bequemere Lebensart die Gemüther zu der glücklichen Reife, welche die Freyheit erforderte. Sie gaben den Leidenschaften und den Neigungen einen ganz neuen Schwung, und sie verbanneten allmählich die Rohigkeit und die Wildheit der alten Sitten. Der Adel fand nach und nach mehr Freude, sich durch Pracht und durch Kostbarkeit in Gebäuden, im Hausgeräthe, in Mahlzeiten, hervorzuthun als durch eine Menge roher Anhänger. Das gemeine Volk verluhr also diese dem Staate so schädliche Zuflucht; sah sich genöthiget, sich auf die bessern Künste und Gewerbe zu legen, und wurde für sich selbst unabhängig und glücklich, und für den Staat nützlich und schätzbar.

Die Erlaubniß, welche eine tiefe Politik dem Adel zu Veräußerung seiner Lehen ertheilete, trug nicht weniger bey, die ungeheure Uebermacht desselben zu schwächen; und den Bürger und den Landmann einer wahren Freyheit, und eines sichern Wohlstandes theilhaft zu machen. So wurden die kostbaren Rechte der Freyheit und des Eigenthums vestgesetzet, so wurden der Feldbau und die Handelschaft aufgemuntert; so wurde der bürgerliche Stand reicher, beträchtlicher, und für den Vorzug der Freyheit fühlbarer.

Die Begünstigung der Kaufleute, der Rechtsgelehrten, der Geistlichkeit, war nicht minder für die Könige ein glückliches Mittel, den Adel noch tiefer zu erniedrigen.

Diese Erniedrigung aber erhöhete weit mehr das Ansehn des Königs als sie die Freyheit des Bürgers beförderte. Herr Hume merket sehr vielfältig an, daß nichts so sclavisches erdacht werden könne, als die Parlamenter unter Heinrich dem achten. Diese räumeten dem König eine vollkommene Gewalt ein, bewilligten knechtisch alle desselben Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, Gewissenszwänge, und andre eigensinnige Einfälle, und zeigten nie einigen Widerstand, als wenn es darum zu thun war, Geld herzugeben.

Unter den folgenden Regierungen bis auf Carl den ersten gieng es meistens auf die gleiche Weise. Die Könige, und in sonderheit die Königinnen Maria und Elisabeth, herrschten eigenmächtiger, als irgend ein Monarch in Europa. Die Freyheit der englischen Nation that sich in diesen Zeiten so wenig hervor, daß Carl der fünfte

den Gesandten Eduards des sechsten zu Brüssel sagte: Der König in Engelland sey unumschränkter als der in Frankreich. So wollten auch die Schotten nicht in die Heurath ihrer Königin mit dem nemlichen Eduard dem sechsten einwilligen, aus Furcht, die großen Vorrechte eines Königs in Engelland möchten ihre Freyheiten verschlingen.

Dieses ist eine neue Probe, wie Grundsätze und Gesetze lang vestgesetzet seyn können, ehe die Geister stark, oder erleuchtet genug werden, dieselben in Ausübung zu bringen. Es braucht hiezu meistens eine besondre Gährung der Leidenschaften, einen Enthusiasmus, der sich nur bey großen Anlässen äußert, und eine Erschütterung, die alle Begriffe der Menschen zerrüttet, den gewohnten Lauf derselben gänzlich unterbricht, und demselben eine vollkommen neue Richtung giebt. Ohne eine solche glückliche Revolution bleiben die durch die Gewohnheit geheiligten Misbräuche unverletzlich und unzerstörbar.

21stes Hauptstück. Einflüsse des Fanatismus und des ausgebreiteten Lichtes der Wissenschaften, der Handelschaft und des Wohlstandes, in die Schicksale der Freyheit.

So hat auch mehr als alles andre der Fanaticismus die wahre Freyheit in Engelland befördert.

Zur Zeit der Kirchen-Verbesserung breitete sich derselbe wie ein verzehrendes Ungewitter durch ganz Europa aus. In den meisten Ländern verfackelte dieses plötzliche Feuer ohne andre Folgen, als einige vorübergehende Erschütterungen zu erzeugen. Nur in dem glücklichern Brittannien nicht; da war er von einer längern Dauer, da entzündete der Puritanismus die mächtige Flamme, welche auf einmal in allen Herzen für die Freyheit entbrannte.

Die philosophischen Köpfe, und die Freunde der alten Gelehrsamkeit vereinigten damit noch eine schönere Gluth, einen glänzenden Enthusiasmus.

Die immer anwachsende Erweiterung der Künste, der Handelschaft, des Wohlstandes, des Ueberflusses, verbreitete ebenfalls das Gefühl der Freyheit und das Verlangen nach derselben, durch alle Classen der Bürger, und vermehrete in allen Theilen des Staates die Anzahl der wahren oder falschen Patrioten.

Die Parlamenter bestuhnden nicht, wie ehemals, aus unwissenden, mit der wahren Freyheit unbekannten Barbaren und Jägern. Sie waren nun theils mit aufgeklärten und gescheiden Köpfen, theils mit hitzigen Enthusiasten und mit feurigen Fanatikern besetzet, welche ihre Religion, ihre Vorurtheile und ihre Meynungen, zugleich mit der öffentlichen Freyheit, vertheidigten.

22stes Hauptstück. Vestsetzung der englischen Verfassung.

So mußten Verstand und Unverstand, Weisheit und Thorheit, das große Werk befördern.

Auf die ungerechten Eingriffe der Könige folgeten die abscheulichen Ausschweifungen des Volkes, und der schreckliche Despotismus eines Heuchlers.

Erst aus diesen fürchterlichen Finsternissen brach die liebliche Freyheit, wie ein heiterer Himmel nach einem verheerenden Ungewitter, hervor. Eine Freyheit, die vielleicht vorher keinem Volke auf Erden bekannt gewesen war.

Es scheinet, als ob die Ordnung nicht habe können hergestellet werden, bis alle Stände vermischet, alle Gesetze übertreten, alle Greuel verübet, und alle Thorheiten geheiliget gewesen seyen.

Also wurden in dem Reiche, welches von allen europäischen Ländern am längsten in der Barbarey verblieben war, die Rechte des Menschen und des Bürgers am ersten wieder hervorgesuchet. So schenketen endlich sieghaft die Freyheit und die Gesetze einem lang unterdrückten Volke eine veste und deutliche Verfassung.

Johann Joachim Winckelmann.



Bei weitem das Höchste, was während des vorliegenden Zeitraums in der Geschichtschreibung geleistet worden ist, haben wir dem großartigen Geiste und dem eisernen Fleiße eines Mannes zu verdanken, dessen Name mit der Geschichte der Kunst so innig und unauflöslich verknüpft ist, daß man in den spätesten Jahrhunderten und so lang es eine Kultur gibt, ihn als den genialen Begründer dieses Zweigs der Geschichtschreibung nennen und verehren wird.

Johann Joachim Winckelmann, geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark, hatte bei der großen Armuth seiner Eltern schon in früher Jugend mit Dürftigkeit und Noth zu kämpfen, die aber seinen strebenden Geist nicht niederzubeugen vermochte. Nachdem er sich in der Schule seiner Vaterstadt die besten Kenntnisse namentlich in den alten Sprachen erworben hatte, ging er im J. 1735 nach Berlin auf das Kölnische Gymnasium, das er ein Jahr lang besuchte. Während dieser Zeit machte er eine Fußreise nach Hamburg, um sich einige der besten Ausgaben alter Klassiker aus der Bibliothek des berühmten Fabricius anzukaufen, welche damals versteigert wurde. Das Geld zur Reise und zum Ankauf der Bücher erbat er sich unterwegs bei Adelichen, Beamten und Pfarrern; und die erkauften Bücher trug er selbst nach Berlin, von wo er 1737 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Nach kurzem Aufenthalt daselbst bezog er Anfangs 1738 die Universität Halle, wo er meist von der Unterstützung seiner Landsleute lebte. Die Theologie, der er sich widmen sollte, hatte keinen Reiz für ihn, er beschäftigte sich fast ausschließlich mit der alten Literatur und den schönen Wissenschaften. Die Begierde zu reisen war damals schon so mächtig in ihm, daß er im J. 1740 von Halle aufbrach, um nach Paris und Rom zu wandern; doch mußte er in der Nähe von Frankfurt wieder umkehren, weil der eben ausge-

brochene Krieg die Straßen unsicher machte. Nachdem er ein Jahr lang bei einer adelichen Familie in Osterburg Hofmeister gewesen war, ging er 1742 nach Jena, um Medicin und Mathematik zu studiren, mußte aber, um leben zu können, seine meiste Zeit auf Privatunterricht verwenden, so daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte; doch lernte er in der kurzen Zeit, die er dort blieb, Englisch und Italienisch. Nachdem er hierauf eine Hofmeisterstelle in Hadmersleben bei Halberstadt versehen hatte, wurde er 1743 zum Konrector an der Schule zu Seehausen in der Altmark ernannt. Doch war diese Stelle so schlecht besoldet, daß er genöthigt war, die wohlhabenderen Einwohner um Freitische zu bitten; noch trauriger war es aber für ihn, daß er einen großen Theil seiner Zeit mit dem Unterricht in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens zubringen mußte. Jedoch wurde er seinen Studien nicht untreu, vielmehr setzte er sie mit bewundernswürdiger Ausdauer fort. Er ging selbst in den Winternächten nicht zu Bett; wenn er bis Mitternacht gearbeitet hatte, schlief er, in seinem Pelze eingehüllt, in einem Lehnstuhle bis 4 Uhr, worauf er von Neuem bis 6 Uhr studirte, wo sein Unterricht wieder begann. Nachdem er 5 Jahre auf diese Weise gelebt hatte, ernannte ihn auf sein Gesuch der Graf von Bünau 1748 zum Secretair seiner Bibliothek in Nöthenitz mit 80 Thalern Gehalt. Der Anblick der großen Kunstschätze in dem nahen Dresden weckte seine Liebe zur Kunst; er versuchte sogar, sich praktisch in derselben zu üben, doch fühlte er bald, daß er zu alt sei, um darin noch Etwas zu leisten, und daß er daher seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Er begann es mit dem feurigsten Eifer und fand bei den berühmten Kunstkennern Lippert und Chr. L. v. Hagedorn Aufmunterung und Anleitung. Von entscheidendem Einflusse aber war seine Bekanntschaft mit dem trefflichen Maler Oeser, der, den Beruf des strebenden Mannes erkennend, ihn mit Liebe und Hingebung in die lebendigere Kenntniß der Kunst einführte. Je tiefer er in dieselbe eindrang, um so lebhafter wurde die Sehnsucht in ihm rege, das Land der Kunst aufzusuchen. Der päbstliche Nuntius Archinto, der ihn kennen gelernt hatte, versprach ihm Anstellung in Rom, wofern er katholisch würde; nach langen Unterhandlungen, in Folge deren man ihm eine kleine Pension zusicherte, mit welcher er in Rom leben könne, trat Winckelmann 1754 förmlich zur katholischen Kirche über. Aber nun erhob man allerlei Schwierigkeiten wegen der Pension, und vielleicht hätte er seinen Zweck nicht erreicht, wenn sich ihm nicht andere Hülfe dargeboten hätte. Winckelmann war nämlich nach seinem Uebertritt zum Katholicismus nach Dresden gezogen, um dort den Ausgang der weitern Unterhandlungen abzuwarten. Während dieser Zeit gab er die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" heraus, welche sowohl wegen ihres Inhalts als ihrer trefflichen Darstellung das größte Aufsehen erregten und den Kurfürsten von Sachsen, dem er sie auf den Rath des Ministers Brühl gewidmet hatte, veranlaßte, ihm auf 2 Jahre einen Gehalt von 200 Thlrn. zur Reise nach Rom auszusetzen. Im Herbste 1755 reiste er dahin ab. Nun lebte er ganz der Kunst, und fand in dem Umgang mit dem berühmten Maler Raphael Mengs, dem durch seine reiche Sammlung geschnittener Steine bekannten Baron von Stosch und überhaupt mit den bedeutendsten Männern, welche damals in Rom lebten, mannigfaltige Belehrung, so auch Anerkennung und Ermuthigung, die begonnenen Studien und Arbeiten fortzusetzen. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, Herculanum und Pompeji, im September desselben Jahres reiste er nach Florenz, um das Kabinet des unterdessen verstorbenen Stosch zu ordnen und zu beschreiben. Im Juli 1759 trat er in die Dienste des Cardinals Albani als Bibliothekar und Aufseher über dessen Alterthümer; 1763 wurde er zum Oberaufseher aller Alterthümer in und bei Rom ernannt. Bis auf einige Reisen nach Neapel, die er vorzüglich zum Besuch von Herculanum und Pompeji verwendete, blieb er nun fortwährend in Rom, wo er seine unsterblichen Werke herausgab, die seinen Ruhm in alle Länder Europas verbreiteten. Im April 1768 brachte er den lang gehegten Vorsatz, die Heimat zu besuchen, zur Ausführung. In Tyrol überfiel ihn aber eine unbesiegbare Schwermuth, die sich immer mehr steigerte, je weiter er reiste; in Regensburg entschloß er sich zur Rückkehr und schlug den Weg über Wien ein. Dort versuchte man vergebens, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; doch blieb er einige Wochen dort, um die Sammlungen zu besehen. Mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäuft, reiste er Anfangs Juni nach Triest, wo er sich genöthigt sah, auf ein Schiff zu warten, das ihn nach Ancona bringen sollte. Er brachte die meiste Zeit im Umgange mit einem Italiener, Namens Arcangeli, zu, der sich auf der Reise von Wien nach Triest zu ihm gesellt und sein Vertrauen zu erwerben gewußt hatte. Dieser, ein schon zum Tode verurtheilter Bösewicht, durch den Anblick der reichen Geschenke und Kunstschätze, die ihm Winckelmann arglos zeigte, gereizt, überfiel ihn meuchlings und brachte ihm 5 tödtliche Wunden bei, an denen er schon nach sieben Stunden starb (den 8. Juni 1768), nachdem er noch seinem Mörder verziehen, die Sterbesacramente empfangen und sein Testament gemacht hatte. Der Mörder, der, durch ein Geräusch erschreckt, entflohen war, ohne den Raub ausführen zu können, wurde bald darauf ergriffen und einen Monat später in Triest hingerichtet.

Nächst Lessing hat Winckelmann die ästhetische Bildung des deutschen Volkes am mächtigsten gefördert und er würde schon deshalb unsern größten Dank verdienen, wenn seine Werke keine andere Wirkung gehabt hätten, als eine lebendigere Auffassung und eine geschmackvollere Behandlung des Alterthums hervorzurufen. Bis zu seiner Zeit war die antike Kunst, die plastische, wie die poetische, namentlich in Deutschland, von ihrer ganz äußerlichen Seite betrachtet worden; man hatte in ihr Nichts gesehen, als einen unerschöpflichen Stoff zu gelehrten und oft pedantischen Arbeiten der mannigfaltigsten Art. „Die Alterthümer", sagt Winckelmann selbst, „haben nur Anlaß gegeben, Belesenheit auszuschütten;" in das Innere der Kunst, in ihr Wesen war noch Niemand eingedrungen; Winckelmann war, wie sich Göthe treffend ausdrückt, der Columbus, der in ihr eine neue Welt entdeckte, die Idee der Schönheit nämlich, auf welcher die gesammte Bildung des griechischen Volks beruhte. Ob er gleich zunächst in das Verständniß der plastischen Kunst der Alten und insbesondere der Griechen einführte, und den Sinn für lebendigeres Auffassen derselben weckte, so mußten seine Werke, weil sie aus der Anschauung

des gesammten griechischen Lebens hervorgegangen waren, auch ein tieferes und geschmackvolleres Eindringen in die poetischen Kunstwerke hervorrufen, und so wirkte er nach derselben Richtung hin, wie Lessing, ohne diesen zu kennen, da er erst in den letzten Jahren seines Lebens auf ihn aufmerksam gemacht wurde.

Schon die erste Schrift, welche Winckelmann herausgab, „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755), ließ seine künftige Größe ahnen, ob er gleich damals noch nicht zur völligen Klarheit mit sich selbst gekommen war, und er Ansichten aussprach, die er der Kunstlehre der Schweizer entnommen hatte. Er glaubte nämlich, wie diese, daß die Dichtkunst und die Malerei so verwandte Künste seien, daß sie die gleichen Stoffe behandeln und der Maler durch allegorische Behandlung auch die Gedankenwelt des Dichters darstellen könne. Bei alle dem war die genannte Schrift eine sehr bedeutsame Erscheinung und wirkte dadurch namentlich höchst anregend, daß er ein begeistertes Bild von der künstlerischen Größe des hellenischen Alterthums gab und er in überzeugender Weise nachwies, wie unendlich tief die neuere Kunst unter der griechischen stehe, wie sehr sie allen Bedingungen des reinen Geschmacks und der Schönheit widerstrebe. In demselben Sinn waren auch seine trefflichen „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (Lpz. 1761), so wie sein „Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen" (Dresd. 1762) geschrieben, so wie er seine Ansichten von dem Wesen der Kunst in der „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterrichte in derselben" (Dresd. 1763) zusammenzufassen suchte. Alle diese Schriften aber erscheinen nur als Vorbereitungen und Studien zu seinem größten und unsterblichen Werke, der „Geschichte der Kunst des Alterthums" (Dresd. 1764), in welcher er nicht bloß in trefflicher Weise zeigte, wie sich die Kunst bei den Alten entwickelt habe, sondern auch zugleich, wie Herder treffend sagt, eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten gab. Sie ist eben dadurch ein Muster geschichtlicher Darstellung, weil sie, auf gründlicher Forschung beruhend, einerseits die historischen Thatsachen klar und anschaulich entwickelt, und andrerseits nicht nur den nothwendigen Zusammenhang dieser Thatsachen, sondern auch die inneren Gründe darlegt, welche sie herbeiführten. Winckelmann war der erste, welcher die Kunst des Alterthums und die zahlreichen Denkmäler, die uns noch erhalten sind, in ihrer Gesammtheit betrachtete; es ist daher nicht zu verwundern, daß er im Einzelnen nicht selten irrte, wie auch manche seiner Ansichten durch erst später aufgefundene Kunstwerke berichtigt werden konnten; aber in der Gesammtauffassung und in der Kunst der Darstellung und Entwickelung seines Gegenstandes ist er auch jetzt nicht übertroffen, und so möchten wir das treffliche Werk mit Luthers Bibelübersetzung vergleichen, die im Einzelnen häufige Mängel enthält, im Ganzen aber noch von keiner spätern erreicht worden ist.

Wir können in eine nähere Entwickelung des Inhalts nicht eingehen; er ist zu reich, als daß er sich in kurzen Zügen zusammenfassen ließe; wir müssen uns daher auf einzelne Bemerkungen beschränken. Zunächst haben wir die Trefflichkeit der ganzen Anlage und der ächt künstlerischen Composition zu bewundern, durch welche er den massenhaften Stoff so trefflich zu vertheilen wußte, daß er uns in der größten Uebersichtlichkeit entgentritt. Dies gilt namentlich von den Theilen, in welchen er die Geschichte der griechischen Kunst darstellt. Zuerst entwickelt er nämlich die Gründe, warum die Kunst bei den Griechen eine so bedeutende Höhe erreicht hat (S. unten), worauf er das Wesen der Kunst selbst untersucht, das er unter dem Worte Schönheit zusammenfaßt. In den folgenden Abschnitten zeigt er sodann, wie die griechischen Künstler das Ideal der Schönheit in ihren Werken zu verwirklichen strebten, wobei er alle besondern Beziehungen und Rücksichten eben so klar als gründlich untersucht, die bei der Schöpfung eines besondern Kunstwerks obwalten konnten oder mußten. Nachdem er nun endlich noch eine Uebersicht von dem Gang der Entwickelung der Kunst bei den Griechen gegeben, beginnt er erst die eigentliche Geschichte derselben, bei der er sich besonders zur Aufgabe macht, den Einfluß der Zeitverhältnisse auf ihre allmähliche Entwickelung hervortreten zu lassen, und zu zeigen, wie zwar das Wesentliche der Kunst in den verschiedenen Perioden ihrer Entwickelung im Grundsatze sich gleich blieb, sie es aber in der Ausführung in mannigfaltiger Weise offenbarte. Man sieht leicht ein, daß er auf diesem Wege nicht die Absicht haben konnte, uns von den Künstlern zu sprechen, dagegen verbreitete er sich um so mehr über deren Werke. Und hierin zeigt er wieder seine ganze Größe, indem er uns dieselben mit einer so wunderbaren Anschaulichkeit schildert, daß seine Beschreibungen recht eigentlich als Kunstwerke, als selbstständige Schöpfungen erscheinen. Solcher Art sind die Schilderungen des Torso, des Laokoon, des Apollo, welche durch ihre Trefflichkeit recht bedauern lassen, daß Winckelmann nicht seine Absicht zur Ausführung gebracht hat, noch eine größere Reihe von antiken Kunstwerken auf die nämliche Art zu schildern.

Zu der großen Wirkung, welche die „Geschichte der Kunst" hervorbringt, trägt endlich auch die Sprache wesentlich bei, denn auch in dieser Beziehung ragt Winckelmann hervor. Sie ist in allen wesentlichen Stücken klassisch, und ihre Fehler sind, wie Lessing mit Beziehung auf die Gesammtheit seiner Geschichte sagt, solcher Art, wie sie Jeder machen kann, und die bei der Genialität, welche seine Darstellung beherrscht, kaum bemerkbar werden. Diese zeichnet sich aber durch den antiken Charakter aus, der sie beseelt, und den er so glücklich auf die Muttersprache zu übertragen wußte, ohne ihr im Mindesten Zwang anzuthun, so frei er sie auch behandelte. „Winckelmanns Styl", sagt Herder, „ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und steht da, edel, einfältig, erhaben, vollendet." Am bewundernswürdigsten, möchten wir mit Schlegel noch hinzufügen, ist er durch die ihm eigenthümliche antike Würde, durch seine großartige Ruhe, die ihn selbst im höchsten Schwung der Begeisterung nicht verläßt.

Aus der „Geschichte der Kunst des Alterthums".

4. Buch. 1. Kapitel.

Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern.

§. 1. Mit Betrachtung der Kunst der Griechen verhält es sich wie mit der griechischen Litteratur; man kann

nicht richtig urtheilen, ohne in dieser alles und mehrmals gelesen zu haben, so wie man in jener alles, was übrig ist, wenn es möglich wäre, sehen und untersuchen muß. Wie nun die griechische Gelehrsamkeit wegen der großen Menge der Scribenten und derer, die über diese geschrieben haben, schwerer ist, als das Studium aller alten Sprachen zusammen genommen, eben so machet die unendliche Anzahl der Ueberbleibsel griechischer Kunst die Kenntniß derselben weit mühsamer als es die Kunst anderer Völker des Alterthums ist, so daß ein einziger Mensch unmöglich alles selbst beobachten kann.

§. 2. Die Kunst der Griechen ist die vornehmste Absicht dieser Geschichte, und es erfordert dieselbe, als der würdigste Vorwurf zur Betrachtung und Nachahmung, da sie sich in unzählig schönen Denkmalen erhalten hat, eine umständliche Untersuchung, die nicht in Anzeigen unvollkommener Eigenschaften und in Erklärungen des Eingebildeten, sondern im Unterricht des Wesentlichen bestände, und in welcher nicht blos Kenntnisse zum Wissen, sondern auch Lehren zum Ausüben vorgetragen würden. Die Abhandlung von der Kunst der Aegypter, der Hetrurier, und anderer Völker, kann unsere Begriffe erweitern, und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber soll suchen, dieselben auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.

§. 3. Diese Abhandlung über die Kunst der Griechen besteht aus vier Stücken: das erste und vorläufige handelt von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern; das zweyte von dem Wesentlichen der Kunst; das dritte von dem Wachsthume, und von dem Falle derselben, und das vierte von dem mechanischen Theile der Kunst. Den Beschluß dieses Kapitels macht eine Betrachtung über die Malereyen aus dem Alterthume.

§. 4. Die Ursache und der Grund von dem Vorzuge, welchen die Kunst unter den Griechen erlangt hat, ist theils dem Einflusse des Himmels, theils der Verfassung und Regierung und der dadurch gebildeten Denkungsart, wie nicht weniger der Achtung der Künstler, und dem Gebrauche und der Anwendung der Kunst unter den Griechen, zuzuschreiben.

§. 5. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen beleben, aus welchem die Kunst soll getrieben werden, und zu diesem Saamen war Griechenland der auserwählte Boden; und das Talent zur Philosophie, welches Epicurus den Griechen allein beylegen wollen, könnte mit mehrerm Rechte von der Kunst gelten. Die Griechen erkannten und priesen den glücklichen Himmel, unter welchem sie lebeten, welcher ihnen zwar nicht einen nicht immerwährenden Frühling genießen ließ, (denn in Theben schneiete es die Nacht, da der Aufstand wider die Spartanische Regierung ausbrach, so stark, daß niemand aus dem Hause gieng), sondern der vorzügliche Himmel bestand in einer gemäßen Witterung, welche als eine von den entfernten Ursachen des Vorzugs der Kunst unter den Griechen anzusehen ist. Dieser Himmel war der Quell der Fröhlichkeit in diesem Lande, und diese erfand Feste und Spiele, und beyde gaben der Kunst Nahrung, die den höchsten Gipfel bereits erreicht hatte, da das, was wir Gelehrsamkeit nennen, den Griechen noch nicht bekannt war, als welche annoch zu diesen Zeiten einen besondern Begriff von dem Ehrenworte Scribent hatten. Es wurde derselbe einigermaßen für verächtlich gehalten, und Plato läßet dem Sokrates sagen, daß angesehene Männer in griechischen Städten keine Schriften entworfen, noch hinterlassen hätten, damit sie nicht unter die Sophisten gezählt werden möchten.

§. 6. Vieles, was wir uns als idealisch vorstellen möchten, war die Natur bey ihnen. Die Natur, nachdem sie stufenweis durch Kälte und Hitze gegangen, hat sich in Griechenland, wo eine zwischen Winter und Sommer abgewogene Witterung ist, wie in ihrem Mittelpunkte gesetzt, und je mehr sie sich demselben nähert, desto heiterer und fröhlicher wird sie, und desto allgemeiner ist ihr Wirken in geistreichen witzigen Bildungen, und in entschiedenen und widersprechenden Zügen. Wo die Natur weniger in Nebeln und in schweren Dünsten eingehüllet ist, sondern in einer heiteren und fröhlichen Luft wirket, wie Euripides die Atheniensische beschreibet, giebt sie dem Körper zeitiger eine reifere Form; sie erhebet sich in mächtigen, sonderlich weiblichen Gewächsen, und in Griechenland wird sie ihre Menschen auf das feinste vollendet haben: denn was die Scholiasten vorgeben von den langen Köpfen oder langen Gesichtern der Einwohner der Halbinsel Euboea, sind ungereimte Träume, und erdacht, um eine Herleitung des Namens einer Nation daselbst, die *Μακρωνες* hießen, zu finden.

§. 7. Die Griechen waren sich dieses, und überhaupt, wie Polybius sagt, ihres Vorzugs vor andern Völkern bewußt, und unter keinem Volke ist die Schönheit so hoch als bey ihnen geachtet worden; es war in einem bekannten uralten Liede, welches ein ungedruckter Scholiast dem Simonides oder dem Epicharmus zuschreibet, unter den vier Wünschen, von welchen Plato nur drey anführet, der erste gesund seyn, der andere schön von Gestalt seyn (*καλὸν γένεσθαι* oder *φυὰν καλὸν γένεσθαι*, wie nach gedachtem Scholiasten die eigentlichen Worte hießen); der dritte Wunsch war rechtmäßig reich seyn (*ἀδόλως πλουτεῖν*) und der vierte, welchen Plato nicht anführt, war mit seinen Freunden lustig und fröhlich seyn (*ἡβᾶν μετὰ φίλων*); diese Bedeutung des Worts kann hier beyläufig zur Erläuterung des Hesychius dienen.

§. 8. Da also die Schönheit dergestalt von den Griechen gewünschet und geachtet wurde und nichts verborgen blieb, was dieselbe erheben konnte; so suchte eine jede schöne Person durch diesen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und sich ins besondere den Künstlern gefällig zu erzeigen, weil diese den Preiß der Schönheit bestimmten, und eben dadurch hatten sie Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehen. Ja es war dieselbe gleichsam ein Verdienst zum Ruhme, und wir finden in den griechischen Geschichten die schönsten Leute angemerkt: gewisse Personen wurden von einem einzigen schönen Theile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von seinen schönen Augenliedern, mit einem besondern Namen bezeichnet: denn er wurde genennt *χαριτοβλέφαρος*, das ist, auf dessen Augenliedern die Gratien wohneten. Ja es scheinet, man habe geglaubet, die Zeugung schöner Kinder durch verordnete Preiße befördern zu können, welches die Wettspiele der Schönheit zu glauben veranlassen, die bereits in den allerältesten Zeiten, vom Cypselus, Könige in Arcadien, zur Zeit der Heracliden, bey dem Flusse Alpheus, in der Landschaft Elis, angeordnet waren; und an dem Feste des Philesischen Apollo war auf den gelehrtesten Kuß unter jungen Leuten ein Preiß gesetzet. Eben dieses geschah unter Entscheidung eines Richters, wie vermuthlich auch dort zu Megara bey dem Grabe des Diokles. Zu Sparta und zu Lesbus, in dem Tempel der Juno, und bey den Parrhasiern waren Wettstreite der Schönheit unter dem weiblichen Geschlechte. Die allgemeine Achtung der Schönheit gieng so weit, daß die spartanischen Weiber einen Apollo oder Bacchus, oder einen Nireus, Narcissus, Hyacinthus, oder einen Castor und Pollux in ihrem Schlafzimmer aufstelleten, um schöne Kinder zu haben, wie Oppianus bezeuget. Hat es Grund, was Dio Chrysostomus von seinen und des Trajanus Zeiten saget, daß man nicht mehr auf männliche Schönheiten achtsam sey, oder dieselben zu schätzen wisse, so lieget auch in dieser Unachtsamkeit eine Ursache von dem damaligen Abnehmen der Kunst.

§. 9. So wie nun der Himmel und das Clima selbst in der Bildung wirkete, die noch unter den heutigen Griechen, nach aller Reisenden Zeugniß, vorzüglich ist, und ihre alten Künstler begeistern konnte; eben so und nicht weniger ist diese Wirkung das gütige Wesen, das weiche Herz und der fröhliche Sinn den Griechen zuzuschreiben.

als Eigenschaften, die zur Entwerfung schöner und lieblicher Bilder eben so viel, als die Natur zur Zeugung der Gestalt beytragen. Von dieser Gemüthsart der Griechen überzeuget uns die Geschichte, und die Gütigkeit der Athenienser ist, wie ihre Verdienste um die Kunst, bekannt. Daher sagt ein Dichter, daß die Stadt Athen allein Mitleiden zu tragen wisse; so wie sich, um von den Zeiten der ältesten Kriege der Argiver und Thebaner anzufangen, zeiget, daß allezeit bedrängte und verfolgte Personen in Athen Zuflucht gefunden und Hülfe erhalten. Eben diese Heiterkeit des Gemüths gab bereits in den ältesten Zeiten Anlaß zu theatralischen und andern Spielen, um, wie Pericles sagt, die Traurigkeit aus dem Leben zu verdrängen.

§. 10. Begreiflicher wird dieses aus Vergleichung der Griechen mit den Römern, bey welchen die unmenschlichen blutigen Spiele, und mit dem Tode ringende und sterbende Fechter, auch in ihren gesittetesten Zeiten, dem ganzen Volke die angenehmste Augenweide in ihren Schauplätzen waren; die Griechen hingegen verabscheueten diese Grausamkeit; und da ein solches schreckliches Spiel zu der Kayserzeit in Corinth sollte angestellet werden, sagte jemand, man müsse den Altar der Barmherzigkeit und des Mitleidens umwerfen, bevor man sich entschließe, diese Grausamkeit anzuschauen; endlich aber führeten die Römer diese Spiele selbst zu Athen ein.

§. 11. Auch aus beyder Völker Art zu kriegen ist die Menschlichkeit der Griechen und das wilde Herz der Römer offenbar: denn bey diesen war es gleichsam ein Gesetz, in den eroberten Städten bey dem ersten Einfalle nicht allein, was menschlichen Othem hatte, niederzuhauen, sondern auch den Hunden den Bauch aufzuschneiden, und alle andere Thiere zu zerhacken; und dieses ließ sogar Scipio Afrikanus der ältere geschehen, da Carthagena in Spanien erstiegen und eingenommen wurde. Das Gegentheil sehen wir an den Atheniensern, die im öffentlichen Rathe beschlossen hatten, durch den Befehlshaber ihrer Flotte alle erwachsene Mannschaft zu Mitylene in der Insel Lesbus umbringen zu lassen, weil diese Stadt sich ihrer Unterthänigkeit entzogen, und die Anführer der Empörung der ganzen Insel wider sie gewesen waren. Kaum aber war dieser Befehl abgegangen, da es sie gereuete, und sie erklärten selbst diesen Entschluß für grausam.

§. 12. Sonderlich wird die den Römern entgegengesetzte Gemüthsart der Griechen offenbar aus diesen ihren Kriegen: denn die Achäer führeten dieselben so menschlich, daß sie unter sich ausmacheten, keine verborgene Pfeile zu führen, noch mit denselben zu schießen, sondern in der Nähe und mit dem Degen in der Hand gegen einander zu fechten. Ja in der größten Erbitterung der Gemüther wurden alle Feindseligkeiten aufgehoben und auf einige Tage vergessen, wenn die olympischen Spiele einfielen, wo alle Griechen einmüthig zu der allgemeinen Freude zusammen kamen. Sogar in den ältesten und wenig gesitteten Zeiten, in den hartnäckigen messenischen Kriegen, macheten die Spartaner mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage, weil bey ihnen das Fest, welches dem Hyacinthus gefeiert wurde, einfiel: dieses geschah in dem zweyten messenischen Kriege, dessen Ende in der acht und zwanzigsten Olympias war.

§. 13. In Absicht der Verfassung und Regierung von Griechenland ist die Freiheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der Kunst. Die Freyheit hat in Griechenland allezeit den Sitz gehabt, auch neben dem Throne der Könige, welche väterlich regiereten, ehe die Aufklärung der Vernunft ihnen die Süßigkeit einer völligen Freyheit schmecken ließ, und Homerus nennet den Agamemnon einen Hirten der Völker, dessen Liebe für dieselben, und Sorge für ihr Bestes anzudeuten. Ob sich gleich nachher Tyrannen aufwarfen, so waren sie es nur in ihrem Vaterlande, und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Insel Naxus von den Atheniensern erobert wurde, hatte kein freyer Staat in Griechenland sich den andern unterwürfig gemacht. Daher ruhete nicht auf einer Person allein das Recht, groß in seinem Volke zu seyn, und sich mit Ausschließung anderer verewigen zu können.

§. 14. Die Kunst wurde schon sehr zeitig gebraucht, das Andenken einer Person auch durch seine Figur zu erhalten, und hierzu stand einem jeden Griechen der Weg offen; man konnte sogar die Statuen seiner Kinder auch in den Tempeln aufstellen, wie wir von der Mutter des berühmten Agathocles wissen, welche die Figur desselben in seiner Kindheit einem Tempel weihete. Die Ehre einer Statue war zu Athen, was ein nackter unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Brust, die allerwohlfeilste Belohnung der Könige unserer Zeiten ist. Also erkannten die Athenienser das Lob, welches ihnen Pindarus nur wie im Vorbeygehen, in einer seiner Oden, die sich erhalten hat, nicht mit einer freundlichen Danksagung; sondern sie errichteten ihm eine Statue, an einem öffentlichen Orte, vor einem Tempel des Mars. Da nun die ältesten Griechen das Gelernete dem, wo sich die Natur vornämlich äußerte, weit nachsetzten, so wurden auch die ersten Belohnungen auf Leibesübungen gesetzt, und wir finden von einer Statue Nachricht, welche zu Elis einem Spartanischen Ringer, Eutelides, schon in der acht und dreyßigsten Olympias aufgerichtet worden, und vermuthlich ist dieselbe nicht die erste gewesen. In kleineren Spielen, wie zu Megara, wurde ein Stein mit dem Namen des Siegers aufgerichtet. Daher suchten sich die größten Männer unter den Griechen in der Jugend in den Spielen hervorzuthun; Chrysippus und Cleanthes wurden hier eher, als durch ihre Weltweisheit, bekannt; ja Plato selbst erschien unter den Ringern in den Isthmischen Spielen zu Corinth, und in den Pythischen zu Sicyon. Pythagoras trug zu Elis den Preis davon, und unterrichtete den Eurymenes, daß er an eben dem Orte den Sieg erhielt. Auch unter den Römern waren die Leibesübungen der Weg, einen Namen zu erhalten, und Papirius, welcher die Schande der Römer ad Furculas Caudinas an den Samnitern rächete, ist uns weniger durch diesen Sieg, als durch seinen Beynamen, der Läufer, bekannt, welchen auch Achilles beym Homerus führet. Es wurden nicht allein die Statuen in der Aehnlichkeit der Sieger, die sie vorstelleten, gebildet, sondern auch die Pferde, die in den Wettläufen den Sieg erhielten, wurden nach dem Leben gemacht, wie dieses besonders von des atheniensischen Cimons Pferden berichtet wird.

§. 15. Nächst diesen Ursachen kann die Verehrung der Statuen als eine der vornehmsten angesehen werden; denn man behauptete, daß die ältesten Bilder der Gottheiten und deren Künstler nicht bekannt waren, vom Himmel gefallen (διϊπετῆ) wären, und daß nicht allein diese Figuren, sondern auch jede Statue bekannter Künstler von der Gottheit selbst, die sie vorstellete, erfüllet sey.

§. 16. Nicht allein dieser Aberglaube, sondern auch die Fröhlichkeit der Griechen wirkete zum allgemeinen Aufnehmen der Kunst, und die Künstler waren bereits in den ältesten Zeiten beschäftiget, Statuen der Sieger in so vielen Spielen zu arbeiten, welche in der Aehnlichkeit der Personen und nicht über Lebensgröße seyn mußten, worüber die Richter in den Spielen (Ἑλλανοδίκαι) genau hielten.

§. 17. Eine Statue des Siegers, in dessen Gleichheit und Aehnlichkeit, an dem heiligsten Orte in Griechenland gesetzet, und von dem ganzen Volke gesehen und verehret, war ein mächtiger Antrieb, nicht weniger dieselbe zu machen, als zu erlangen, und niemals ist für Künstler, unter irgend einem Volke von je an, eine so häufige Gelegenheit gewesen, sich zu zeigen; der Statuen in den Tempeln, sowohl der Götter, als ihrer Priester und Priesterinnen, nicht zu gedenken. Die höchste Ehre in dem Volke war, ein olympischer Sieger zu seyn, und es wurde dieselbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielte sich Heil wiederfahren; daher diese Personen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden,

und sie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begräbniß; ja die Ehrenerzeugungen erstreckten sich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele, und vielen nach der Anzahl der Siege, Statuen gesetzet, sondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht diese, gekrönt wurde. Es nahmen folglich alle Mitbürger Theil an der Ehre ihrer Statuen, zu welcher sie die Kosten aufbrachten, und der Künstler derselben hatte es mit dem ganzen Volke zu thun; ja dem Euthymus, aus Locri in Italien, welcher allezeit zu Elis gesieget, und nur einmal gefehlet hatte, wurde nach dem Ausspruche des Orakels noch bey dessen Leben, so wie nach dem Tode geopfert. Die Ehre einer Statue erlangeten auch verdiente Bürger, und Dionysius redet von den Statuen der Bürger zu Cuma in Italien, welche Aristodemus, der Tyrann dieser Stadt, und Freund des Tarquinius Superbus, in der zwey und siebenzigsten Olympias, aus dem Tempel, wo sie standen, wegnehmen und an unsaubere Orte werfen ließ. Einigen Siegern der Olympischen Spiele aus den ersten Zeiten, da die Künste noch nicht blüheten, wurden lange nach ihrem Tode, ihr Andenken zu erhalten, Statuen aufgerichtet, wie einem Oibotas, aus der sechsten Olympias, diese Ehre allererst in der achtzigsten wiederfuhr. Es ist besonders, daß sich jemand seine Statue machen lassen, ehe er den Sieg erhielt; so gewiß war derselbe. Ja zu Aegium, in Achaja, war einem Sieger eine besondere Halle, oder verdeckter Gang, von seiner Stadt gebauet, um sich daselbst im Ringen zu üben.

Es scheint mir hier nicht überflüssig anzumerken eine schöne, aber verstümmelte unbekleidete Statue eines Schleuderers, wie die an dem rechten Schenkel liegende Schleuder mit dem Steine in derselben anzeiget. Es ist nicht leicht zu sagen, wie und auf was Weise einer solchen Person eine Statue errichtet worden: denn von den Dichtern ist keinem Helden eine Schleuder gegeben, und unter den griechischen Kriegsvölkern waren die Schleuderer sehr selten, und wo sie sich befanden, waren es die geringsten in einem Heere, und unbewaffnet (γυμνῆτες) wie die Bogenschützen; und eben so bey den Römern, so, daß man jemand, um ihn empfindlich zu züchtigen, von der Reuterey oder von andern Fußvölkern unter die Schleuderer herunter setzte. Da aber die Statue, von welcher wir reden, eine bestimmte Person des Alterthums, und nicht bloß einen Schleuderer, vorstellen muß, könnte man sagen, es sey in derselben Pyrächmas, der Aetolier, abgebildet, welcher in der Rückkunft der Heracliden in Peloponnesus den Zweykampf übernahm, über die Entscheidung des Besitzes der Landschaft Elis: denn dessen Geschicklichkeit bestand in der Schleuder.

§. 18. Durch die Freyheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme, das Denken des ganzen Volks; denn so wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Felde, oder auf einem offenen Gange und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer, und in jedem eingeschränkten Orte; eben so muß auch die Art zu denken unter den freyen Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen seyn. Herodotus zeiget, daß die Freyheit allein der Grund gewesen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelanget ist, da die Stadt vorher, wenn sie einen Herrn über sich erkennen müssen, ihren Nachbarn nicht gewachsen seyn können. Die Redekunst fieng an aus eben dem Grunde allererst in dem Genusse der völligen Freyheit unter den Griechen zu blühen; und daher legten die Sicilianer dem Gorgias die Erfindung der Redekunst bey. Aus Münzen der Städte in Sicilien und Groß-Griechenland könnte behauptet werden, daß die Künste in dieser Insel und in dem unteren Theile von Italien, eher als selbst in Griechenland zu blühen angefangen, wie denn überhaupt andere Wissenschaften zeitiger in Sicilien als in Griechenland emporgekommen. Dies wissen wir von der Redekunst, in welcher sich zuerst Gorgias von Leontium in Sicilien hervorthat, und da er als Abgeordneter dieser Stadt nach Athen geschicket wurde, zog er daselbst Augen und Ohren auf sich. Die Weltweisheit selbst bekam in der Eleatischen oder Italischen Schule, und in derjenigen, welche Pythagoras stiftete, eher als unter anderen Griechen, eine methodische Form.

§. 19. Eben die Freyheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzete gleichsam in der Geburt selbst den Saamen edler und erhabener Gesinnungen; und so wie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick ausdehnet, und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzet, so konnte im Angesicht so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer besten Zeit waren denkende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein an uns selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem größten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterstützet, beschäftigten, welcher bey uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird.

§. 20. Der unmündige Verstand, welcher, wie eine zarte Rinde, den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn, gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt seyn, das ist, zu wissen, was andere gewußt haben, wurde spät gesucht: gelehrt, im heutigen Verstande zu seyn, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nemlich viel Bücher zu kennen, da allererst nach der ein und sechzigsten Olympias die zerstreueten Glieder des größten Dichters gesammlet wurden. Diesen lernete das Kind; der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas würdiges hervorgebracht hatte, so war er unter die ersten seines Volks gerechnet.

§. 21. Mit Vortheilen solcher Erziehung wurde Iphicrates von seinen Mitbürgern in Athen, in seinem vier und zwanzigsten Jahre, zum Heerführer erwählet: Aratus hatte kaum zwanzig Jahre, da er sein Vaterland Sicyon von den Tyrannen befreyete, und bald nachher wurde er das Haupt des ganzen achäischen Bundes: Philopoemen hatte als ein Knabe den größten Antheil an dem Siege, welchen Antigonus, König in Macedonien, nebst den Völkern des achäischen Bundes wider die Lacedämonier erfochte, welcher jene zu Herren von Sparta machte.

§. 22. Eine ähnliche Erziehung gab auch bey den Römern dem Verstande eine solche zeitige Reife, wie sich unter andern in Scipio dem jüngeren und in dem Pompejus offenbaret: der erste wurde in seinem 24sten Jahre nach Spanien an die Spitze der römischen Legionen geschicket, auch in der Absicht die gefallene Kriegszucht wieder herzustellen, und vom Pompejus sagt Vellejus, er habe im 23sten Jahre aus eigenen Mitteln ein Heer auf die Beine gebracht, und sich allein, ohne öffentliche Berechtigung, zu Rathe gezogen. In Zuversicht auf ein durch ähnliche Erziehung erwecktes erhabenes Denken eines ganzen Volks und gereizte Ehrbegierde eines jeden unter ihnen, trat Pericles auf, und sagte, was man von uns selbst kaum zu denken erlaubet: „Ihr zürnet auf mich, der ich glaube keinem Menschen zu weichen in Erkenntniß dessen, was man erfordern mag, und in der Fähigkeit über dasselbe zu sprechen.“ Mit eben der Freymüthigkeit sagen ihre Geschichtschreiber das Gute von sich selbst, wie das Böse von andern.

§. 23. Ein weiser Mann war der geehrteste, und dieser war in jeder Stadt, wie bey uns der reichste, bekannt; so wie es der junge Scipio war, welcher die Cybele nach Rom führete. Zu dieser Achtung konnte der Künstler auch gelangen; ja Socrates erklärete die Künst-

ler allein für weise, als diejenigen, welche es sind, und nicht scheinen; und vielleicht in dieser Ueberzeugung gieng Aesopus beständig unter den Bildhauern und Baumeistern umher. In viel späterer Zeit war der Maler Diognetus einer von denen, die dem Marcus Aurelius die Weisheit lehreten: dieser Kayser bekennet, daß er von demselben gelernet habe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden und nicht Thorheiten für würdige Sachen anzunehmen. Der Künstler konnte ein Gesetzgeber werden: denn alle Gesetzgeber waren gemeine Bürger, wie Aristoteles bezeuget. Er konnte Kriegsheere führen, wie Lamachus, einer der dürftigsten Bürger zu Athen, und seine Statue neben dem Miltiades und Themistocles, ja neben den Göttern selbst, gesetzt sehen. Also stelleten Xenophilus und Strato ihre sitzenden Figuren bey ihrer Statue des Aesculapius und der Hygiea zu Argus; Chirisophus, der Meister des Apollo zu Tegea, stand in Marmor neben seinem Werke, und Alcamenes war erhaben gearbeitet an dem Gipfel des Eleusinischen Tempels; Parrhasius und Silanion wurden in ihrem Gemälde des Theseus zugleich mit diesem verehret. Andere Künstler setzten ihren Namen auf ihr Werk und Phidias den seinigen zu den Füßen des Olympischen Jupiters. Es stand auch an verschiedenen Statuen der Sieger zu Elis der Name der Künstler, und an dem Wagen mit vier Pferden von Erzt, welchen der Sohn des Königs Hiero zu Syracus, Dinomenes, seinem Vater setzen ließ, war in zween Versen angezeiget, daß Onatas der Meister dieses Werks sey. Dieser Gebrauch aber war dennoch nicht so allgemein, daß man aus dem Mangel des Namens des Künstlers an vorzüglichen Statuen schließen könnte, daß es Werke aus spätern Zeiten seyn. Dieses war nur zu erwarten von Leuten, die Rom im Traume, oder, wie junge Reisende, in einem Monate, gesehen.

§. 24. Die Ehre und das Glück des Künstlers hiengen nicht von dem Eigensinne eines unwissenden Stolzes ab, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geschmacke, oder nach dem übel geschaffenen Auge eines durch die Schmeicheley und Knechtschaft aufgeworfenen Richters, gebildet, sondern die weisesten des ganzen Volks urtheileten und belohneten sie und ihre Werke, in der Versammlung aller Griechen; und zu Delphos, so wie zu Korinth waren Wettspiele der Malerey unter besondern dazu bestellten Richtern, welche zur Zeit des Phidias angeordnet wurden. Hier wurde zuerst Panänus, der Bruder, oder wie andere wollen, der Schwester Sohn des Phidias, mit dem Timagoras von Chalcis, gerichtet, wo der letzte den Preiß erhielt. Vor solchen Richtern erschien Aetion mit seiner Vermählung Alexanders und der Roxane, derjenige Vorsitzer, welcher den Ausspruch that, hieß Proxenides, und er gab dem Künstler seine Tochter zur Ehe. Man siehet, daß ein allgemeiner Ruf auch an andern Orten die Richter nicht geblendet, dem Verdienste das Recht abzusprechen: denn zu Samos wurde Parrhasius, in dem Gemälde des Urtheils über die Waffen des Achilles, dem Timanthes nachgesetzet.

§. 25. Aber die Richter waren nicht fremde in der Kunst: denn es war eine Zeit in Griechenland, wo die Jugend in den Schulen der Weisheit sowohl, als der Kunst, unterrichtet wurde, und Plato erlernete die Zeichnung zugleich mit den höheren Wissenschaften. Dieses geschahe, damit die Jugend, wie Aristoteles saget, zur wahren Kenntniß und zur Beurtheilung der Schönheit gelangen möchte.

§. 26. Daher arbeiteten die Künstler für die Ewigkeit, und die Belohnungen ihrer Werke setzten sie in den Stand, ihre Kunst über alle Absichten des Gewinnes und der Vergeltung zu erheben, wie vom Polygnotus bekannt ist, welcher ohne Entgelt das Poecile zu Athen, und, wie es scheinet, auch ein öffentlich Gebäude zu Delphos, ausmalete, wo er die Eroberung von Troja vorstellete. Die Erkenntlichkeit gegen diese letzte Arbeit scheinet der Grund zu seyn, welcher die Amphiktyones, oder den allgemeinen Rath der Griechen, bewogen, diesem großmüthigen Künstler eine freye Bewirthung durch ganz Griechenland auszumachen.

§. 27. Ueberhaupt wurde alles vorzügliche in allerley Kunst und Arbeit besonders geschätzet, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache konnte zur Verewigung seines Namens gelangen; wie denn die Griechen von den Göttern auch die Unsterblichkeit ihres Gedächtnisses zu erbitten pflegten. Wir wissen noch itzo den Namen des Baumeisters einer Wasserleitung auf der Insel Samos, und desjenigen, der daselbst das größte Schiff gebauet hat; ingleichen den Namen eines berühmten Steinmetzen, welcher in Arbeit an Säulen sich hervorthat: er hieß Architeles. Es sind die Namen zweyer Weber, oder Sticker bekannt, die einen Mantel der Pallas Pelias zu Athen arbeiteten, wir wissen den Namen eines Arbeiters von sehr richtigen Waagen oder Waage-Schaalen, er hieß Parthenius; es hat sich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte; ja ein gewisser Peron, welcher wohlriechende Salben verfertigte, war in Schriften verschiedener berühmter Männer angeführet. Plato selbst hat den Thearion, einen Becker, wegen der Geschicklichkeit in dessen Handwerke, so wie den Sarambus, einen geschickten Gastwirth, in seinen Schriften verewiget. In dieser Absicht scheinen die Griechen vieles, was besonders war, nach dem Namen des Meisters, der es gemacht hatte, benennet zu haben, und unter dergleichen Namen blieben die Sachen immer bekannt, so wie die Gefäße, die denen in der Form ähnlich, welche Thericles zu des Pericles Zeiten aus gebrannter Erde machete, von diesem Arbeiter den Namen behielten. Zu Samos wurden hölzerne Leuchter gemacht, die in großem Werthe gehalten wurden; Cicero arbeitete auf seines Bruders Landhause des Abends bey dergleichen Leuchter. Auf der Insel Naxus waren jemanden, welcher zuerst den Pentelischen Marmor in der Form von Ziegeln gearbeitet hatte, um Gebäude damit zu decken, bloß wegen dieser Entdeckung, Statuen gesetzet; vorzügliche Künstler hatten den Beynamen Göttliche, wie Alcimedon beym Virgilius, als welches das höchste Lob der Spartaner war.

§. 28. Der Gebrauch und die Anwendung der Kunst erhielt dieselbe in ihrer Großheit: denn da sie nur den Göttern geweihet, und für das heiligste und nützlichste im Vaterlande bestimmet war, in den Häusern der Bürger aber Mäßigkeit und Einfalt wohnete, so wurde der Künstler nicht auf Kleinigkeiten, oder auf Spielwerke, durch Einschränkung des Orts, oder durch die Lüsternheit des Eigenthümers herunter gesetzet, sondern was er machete, war den stolzen Begriffen des ganzen Volks gemäß. Wir wissen, daß Miltiades, Themistocles, Aristides und Cimon, die Häupter und Erretter von Griechenland, nicht besser, als ihr Nachbar wohneten. Die Wohnungen begüterter Personen waren von den gemeinen Häusern unterschieden durch einen Hof, Αὐλη genannt, welcher von dem Gebäude eingeschlossen war, wo der Hausvater zu opfern pflegte. Grabmale aber wurden als heilige Gebäude angesehen; daher es nicht befremden muß, wenn sich Niceias, der berühmte Maler, gebrauchen lassen, ein Grabmal vor der Stadt Tritia in Achaja auszumalen. Man muß auch erwägen, wie sehr es die Nacheiferung in der Kunst befördert habe, wenn ganze Städte, eine vor der andern, eine vorzügliche Statue zu haben suchten, und wenn ein ganzes Volk die Kosten zu einer Statue sowohl von Göttern, als von Siegern in den öffentlichen Spielen aufbrachte. Einige Städte waren, auch im Alterthume selbst, bloß durch eine schöne Statue bekannt, wie Aliphora wegen einer Pallas von Erzt, von Hecatodorus und Sostratus gemacht.

§. 29. Die Bildhauerey und Malerey sind unter den Griechen eher, als die Baukunst, zu einer gewissen Vollkommenheit gelanget: denn diese hat mehr Idealisches, als jene, weil sie keine Nachahmung von etwas wirklichem hat seyn können, und, nach der Nothwendigkeit,

auf allgemeine Regeln und Gesetzen, der Verhältnisse gegründet worden. Jene beyden Künste, welche mit der bloßen Nachahmung ihren Anfang genommen haben, fanden alle nöthigen Regeln am Menschen bestimmt, da die Baukunst die ihrigen durch viele Schlüsse finden, und durch den Beyfall festsetzen mußte.

§. 30. Die Bildhauerey aber ist vor der Malerey vorausgegangen, und hat, als die ältere Schwester, diese, als die jüngere, geführet; ja Plinius ist der Meynung, daß zur Zeit des Trojanischen Krieges die Malerey noch nicht gewesen sey. Der Jupiter des Phidias, und die Juno des Polycletus, die vollkommensten Statuen, welche das Alterthum gekannt hat, waren schon, ehe Licht und Schatten in Griechischen Gemälden erschien. Denn Apollodorus, und sonderlich nach ihm Zeuxis, der Meister und der Schüler, welche in der neunzigsten Olympias berühmt waren, sind die ersten, welche hierinne sich zeigeten; da man sich die Gemälde vor ihrer Zeit als neben einandergesetzte Statuen vorzustellen hat, die außer der Handlung, in welcher sie gegeneinander standen, als einzelne Figuren kein Ganzes zu machen schienen, nach eben der Art, wie die Gemälde auf den sogenannten Hetrurischen Gefäßen von gebrannter Erde sind. Euphranor, welcher mit dem Praxiteles zu gleicher Zeit, und also später noch, als Zeuxis, lebete, hat, wie Plinius sagt, die Symmetrie in die Malerey gebracht.

§. 31. Der Grund von dem späteren Wachsthume der Malerey liegt theils in der Kunst selbst, theils in dem Gebrauche und in der Anwendung derselben: denn da die Bildhauerey den Götterdienst erweitert hat, so ist sie wiederum durch diesen gewachsen. Die Malerey aber hatte nicht gleichen Vortheil: sie war den Göttern und den Tempeln gewidmet, und einige Tempel, wie der Juno zu Samos, waren Pinacotheca, oder Gallerien von Gemälden; auch zu Rom waren in dem Tempel des Friedens, nämlich in den obern Zimmern oder Gewölbern desselben, die Gemälde der besten Meister aufgehänget. Aber die Werke der Maler scheinen bey den Griechen kein Vorwurf heiliger zuversichtlicher Verehrung und Anbetung gewesen zu seyn; wenigstens findet sich unter allen vom Plinius und Pausanias angeführten Gemälden kein einziges, welches diese Ehre erhalten hätte; wo nicht etwa jemand in unten gesetzter Stelle des Philo ein solches Gemälde finden wollte. Pausanias gedenket schlechthin eines Gemäldes der Pallas in ihrem Tempel zu Tegea, welches ein Lectisternium derselben war.

§. 32. Die Malerey ins besondere hat dem Ausmalen der Zimmer unter den Alten sehr viel zu danken, so wie eben dieses zu unserer Voreltern Zeiten in Italien eine von den Ursachen des Aufnehmens der Kunst war, ehe weniger kostbare Bekleidungen der Wände mit gewürketem Zeuge die Malerey aus den Zimmern verbannet haben. Die Alten ließen ihre Zimmer auch mit geographischen Carten ausmalen, von welcher Auszierung man sich aus dem langen und prächtigen topographischen Saale der Länder von Italien in dem Vaticanischen Pallaste einen Begriff machen kann.

§. 33. Die Malerey und Bildhauerey verhalten sich, wie die Beredsamkeit und Dichtkunst: diese, weil sie mehr als jene, heilig gehalten, zu heiligen Handlungen gebrauchet, und besonders belohnet wurde, gelangete zeitiger zu ihrer Vollkommenheit; und dieses ist zum Theil die Ursache, daß, wie Cicero sagt, mehr gute Dichter als Redner, gewesen. Wir finden aber, daß Maler zugleich Bildhauer waren: wie unter andern ein Atheniensischer Maler, Mico, welcher die Statue des Callias von Athen gemachet hatte; der berühmte Maler Euphranor, des Praxiteles Zeitgenosse; Zeuxis, dessen Werke von gebrannter Erde zu Ambracia standen; und Protogenes, welcher in Erzt arbeitete; sogar vom Apelles war die Statue der Tochter des Spartanischen Königs Archidamus, Cynica, gearbeitet. Nicht weniger sind Bildhauer zugleich als Baumeister berühmt geworden. Polycletos hatte zu Epidaurus ein Theater gebauet, welches dem Aesculapius gewidmet und in dem Bezirke um dessen Tempel eingeschlossen war.

§. 34. Man kann mit Recht ganz Griechenland das Land der Kunst nennen: denn obgleich dieselbe vornehmlich zu Athen ihren Sitz genommen hatte, so wurde die Kunst demohnerachtet auch zu Sparta geübet, und es schickete diese Stadt in den ältesten Zeiten und vor den Persischen Kriegen nach Sarden, Gold zu der Statue eines Apollo zu kaufen, das Gesicht desselben zu vergolden.

Solche Vortheile hatte die Kunst der Griechen vor andern Völkern, und auf einem solchen Boden konnten so herrliche Früchte wachsen.

Justus Möser.



Das achtzehnte Jahrhundert ist reich an Männern, die uns nicht nur zur Bewunderung hinreißen, sondern auch unsere Liebe gewinnen, und wir möchten darauf nicht geringes Gewicht legen, besonders wenn wir das gegenwärtige Jahrhundert in dieser Beziehung vergleichen; denn wenn dieses auch manche Männer darbietet, denen wir unsere Liebe nicht versagen können, so sind es doch meistens nur untergeordnete Gestalten, während es in jener Zeit gerade die bedeutendsten und einflußreichsten Männer sind, welche dieses Gefühl in uns erregen. Dieser Gedanke drängte sich uns unwillkürlich auf, als wir uns anschickten, den trefflichen Justus Möser zu besprechen, nachdem wir eben den eben so trefflichen Winckelmann darzustellen versucht hatten, und wir konnten uns nicht entschließen, ihn zurückzudrängen, weil er zugleich die beiden Jahrhunderte charakterisirt.

Justus Möser, geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück, bezog nach vollendeter Vorbildung im Jahr 1740 die Universität Jena und 1742 die zu Göttingen, um die Rechte zu studiren. Wie alle strebenden Köpfe jener Tage widmete er einen Theil seiner Zeit dem Studium der schönen Wissenschaften, und namentlich der Beschäftigung mit den neueren Sprachen und Literaturen, wodurch er seinen Geschmack bildete und seinen Gesichtskreis erweiterte. Nach seiner Zurückkehr von der Hochschule wurde er Advokat, und er entwickelte in dieser Stellung ein so reiches Talent, vor Allem aber einen so vortrefflichen Charakter, so viel Muth und Hingebung für diejenigen, die sich ihm anvertrauten, daß er schon im J. 1747 durch Vermittlung der Landstände die eben so ehrenvolle als wichtige Stelle eines Advocatus patriae erhielt und bald darauf außerdem noch zum Secretair und später zum Syndikus der Ritterschaft ernannt wurde. Auch in dieser Stellung erwarb er sich durch die glänzendsten und tüchtigsten Eigenschaften die Bewunderung und die Liebe seiner Mitbürger, da das Land zunächst seinem weisen Benehmen zu verdanken hatte, daß der siebenjährige Krieg weit weniger schwer auf ihm lastete, als auf manchem andern deutschen Staate. Gegen das Ende des Kriegs wurde er in wichtigen, die nächsten Interessen des Landes berührenden Angelegenheiten nach London geschickt; er benutzte seinen Aufenthalt in dieser Stadt, um sich mit den Staatseinrichtungen und den Bildungszuständen Englands vertraut zu machen, was nicht wenig Einfluß auf seine weitere Entwickelung hatte, und insbesondere seinen Blick für politische und historische Verhältnisse schärfte. Man darf wohl annehmen, daß die genaue Beobachtung der englischen Zustände und ihrer eigenthümlichen Entwickelung den Grundsatz anregte und zur Reife brachte, daß das Neue und Bessere nicht aus dem Umsturz, sondern aus der naturgemäßen und organischen Entfaltung des Bestehenden hervorgehen könne, einen Grundsatz, dem er sein ganzes Leben treu blieb, weil er mit Recht der Ueberzeugung war, daß sich auf diesem Wege bei beharrlichem Willen das Schwerste erreichen lasse. Als im J. 1761 der zweite Sohn des Königs von England, welcher erst 7 Monate alt war, das Bisthum Osnabrück erhielt, wurde Möser, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der That der erste Rathgeber des Regenten, und ob er gleich seine alte Stellung bei den Ständen behielt, so wußte er die ihm übertragenen Geschäfte mit so außerordentlicher Klugheit zu führen, daß er sich bei seiner allgemein anerkannten Ehrenhaftigkeit das Vertrauen des Regenten, wie der Stände, im höchsten Maße erwarb und die größte Einigkeit zwischen den zwei auf einander eifersüchtigen Gewalten herbeiführte. Im J. 1762 erhielt er mit Beibehaltung seiner andern Aemter die einträgliche Stelle eines Justitiarius, legte diese jedoch wieder nieder, als er 1768 zum geheimen Referenten bei der Regierung ernannt wurde, in welcher Stelle er zum großen Nutzen des Landes bis zu seinem Ende verblieb. Er starb ruhig und sanft am 8. Jan. 1794 im 74. Jahre seines Lebens.

Möser ist als Schriftsteller in doppelter Richtung groß: als Geschichtschreiber und durch seine der Belehrung des Volks gewidmeten kleineren Aufsätze, von denen wir später berichten werden. Als Geschichtschreiber nimmt er eine hohe Stelle ein, seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Thle. Berl. 1765—80*) gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Werken der deutschen Geschichtschreibung, und es sind, wenn man alle Verhältnisse ins Auge faßt, und nicht bloß eine oder die andere Seite besonders heraushebt, ihr nur wenige andere gleich zu setzen. Denn Mösers Größe beruht eben darin, daß er alle Anforderungen, die man an einen Geschichtschreiber stellen kann, zu erfüllen suchte und keine der andern nachsetzte, daß er auf die Anordnung des Stoffes und dessen Darstellung eben so viel, ja, wenn man will, noch mehr Gewicht legte, als auf die Sammlung desselben. Denn, wie er selbst in der Vorrede berichtet, machte er nicht mit dem Sammeln den Anfang, wie so viele andere Historiker, „welche dann mit ermüdetem Geist die Feder ansetzen", sondern er ging von der lebendigen Anschauung der Verhältnisse aus, die er in seinem vielseitigen Geschäftsleben gewonnen hatte, ordnete diese zu einem Gesammtbilde, in welchem alle einzelnen Erscheinungen ihren organischen Platz einnahmen, und begann erst dann diese Erscheinungen auf dem Wege der Forschung bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. So hatte er eine sichere Grundlage gewonnen, die ihn vor dem Fehler so mancher Geschichtschreiber bewahrte, auf einzelne Urkunden allzugroßes Gewicht zu legen, wodurch die historische Wahrheit oft eher verdunkelt, als aufgehellt wird. Uebrigens konnte ihm die aus dem Staub der Archive gezogene Gelehrsamkeit bei der eigentlichen Absicht seiner Geschichte in der That nur von untergeordnetem Werth sein: er wollte nämlich eine Geschichte des Volks und nicht der Regenten schreiben. „Ich habe mich", sagt er, „die Geschichte unserer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemüht, und die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet. Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit oder der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit größerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschrieben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler des Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf seinen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmälich darnach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit empor getrieben;

*) Der 3. Theil ist erst später von Stüve (1824) vervollständigt und herausgegeben worden.

und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freyheit günstige Sittenlehre gewirket hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes, fortgehendes Gemälde bringen lassen, und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte."

Ein solches Gemälde hat Möser gegeben, und es ist seine Einleitung in die „Osnabrückische Geschichte eben deshalb so vortrefflich, daß Schlosser mit vollem Recht von ihr sagt, sie sollte eigentlich eine Einleitung in die ganze deutsche Geschichte oder eine Anweisung, diese fruchtbar zu behandeln, genannt werden. Und so behandelt er auch die eigentliche Geschichte, ohne sich von dem beirren zu lassen, was andern Historikern für die Hauptsache gilt; Könige und Fürsten erscheinen ihm stets nur als „Bediente" der Nation, auf welche sein Augenmerk unveränderlich gerichtet ist. Diese volksthümliche Gesinnung des „unvergleichlichen Mannes", wie ihn Göthe nennt, erhält auch in der Darstellung angemessenen Ausdruck. Seine Sprache, obgleich keineswegs populär im gewöhnlichen Sinne des Worts, wie sie es auch bei dem Inhalte des Buchs nicht sein konnte, lehnt sich doch im Grund an die Sprache des Volks, die er zu künstlerischer Schönheit und historischer Würde erhob. Einfach und schlicht, ist sie doch im höchsten Grade gewandt, und bei seltener Kraft und gediegener Kürze des Ausdrucks beweglich und voll Leben.

Aus der „Osnabrückischen Geschichte".

1ter Theil. 4ter Abschnitt.

Von den Anstalten Carl des Großen in hiesigen Gegenden.

§. 1. Von deren Wichtigkeit überhaupt.

Die Einrichtungen Carl des Großen verdienen aus mehr als einer Ursache die größte Aufmerksamkeit, nicht blos weil sie von einem Herrn kommen, der alle glänzenden Eigenschaften eines Monarchen, eine große Arbeitsamkeit des Geistes und sehr viele politische Güte besaß; sondern weil sich vieles von unsern Rechten und Gewohnheiten ohne eine genaue Kenntniß derselben nicht wohl verstehen läßt. Wohin die Franken sich ausgebreitet, haben alle Staatsverfassungen eine ganz neue Wendung genommen; die allgemeine Reichsverfassung neigt sich noch gegen den Punkt, woraus Carl der Große einen guten Theil von Europa beherrschte. Und er selbst machte aus dem Lande der Sassen einen ganz neuen Staat. Er ist der erste, der den geistlichen und Kriegsstand, oder den Bischof und Grafen daselbst neben einander bestellete, beide mit einem Generaldepartement umfaßte, und damit die drei Mächte schuf, welche sich zuletzt unter dem Namen der Territorialhoheit vereinigt haben. Die Kriege, welche diese drei Mächte bis auf den westphälischen Frieden mit einander geführt, sind allen Ländern wahre Staatsbegebenheiten, indem sich durch dieselben der ganze Nationalzustand verändert, edles und gemeines Eigenthum verloren, das Wort Adel in seinem Begriff verschlimmert, und höchstens eine Freiheit, welche noch das Gepräge der Gnade mit sich führet, wieder eingestellet hat. Hier überwand der Bischof den Grafen; dort der Graf den Bischofen; und Beide zertrümmerten mit der Zeit das Generaldepartement. Letzteres ward eine Beute der Wachsamen. Das mehrste sammleten Bischöfe und Grafen, vieles die Städte, und einiges auch der Adel davon auf.

§. 2. Allgemeine Abtheilung.

Carl theilte, wo nicht gleich, doch mit der Zeit, das Land in Bischofthümer und Grafschaften ein. Letztere lagen, wie unsere heutigen Aemter, im erstern, nur mit dem Unterschiede, daß sie unmittelbar vom Kaiser abhingen, und blos der geistlichen Aufsicht des Bischofen empfohlen wurden. Eine Gesandtschaft, Sendgrafschaft oder ein Generaldepartements-Distrikt faßte mehrere Bischofthümer und Grafschaften in sich, und Westphalen oder der nachherige Erzstifts-cöllnische Sprengel gehörte vermuthlich zu einer einzigen Gesandtschaft; so wie noch jetzt zu einer Nuntiatur. Die kaiserliche Cammer machte unter der besondern Aufsicht des Gesandten oder Sendgrafen (missi) ein eignes Departement aus. Sprengel, Graffschaft und Cammer deckten in solcher Maaße, daß der Bischof seine Geistlichkeit, der Graf seine Landfolge, und die kaiserliche Cammer ihre besondere Schutzgenossen auf den kaiserlichen Höfen, auch Cammerknechte zu mittelbaren Rechtsunterthanen machte. Der Gesandte hingegen repräsentirte den Kaiser und Bischöfe, Grafen und Edle verloren ihre Unmittelbarkeit nicht, wenn sie gleich in manchen Stükken seiner Direktion folgen mußten.

§. 3. Von den Bischöfen und ihren Sprengeln.

Der Bischof war durch sein Amt nothwendiger Edler oder Reichsfürst und das Kirchenorbar gleichsam eine Reichsallode. Der kaiserliche Gesandte stand gegen ihn, übrige Reichsbeamte aber, als Herzoge, Grafen und andere hatten außer dem Fall, wenn sie darum begehrt wurden, über keinen Geistlichen, auch über kein Orbar und Weichgut etwas zu sagen. Die Vollmacht des kaiserlichen Gesandten gegen den Bischof ging aber blos auf die Erhaltung des Reichsfriedens, und in solcher Maaße konnte er dem Bischof widerstehen, und sich im Nothfall seiner Person versichern; aber nichts über ihn erkennen. Dies gehörte vor den Kaiser und die Reichsversammlung. Jeder Bischof ward mit Vorbehalt seiner Ehre des Heerzuges erlassen, jedoch wurde ihm vergönnt, seine Leute zu schicken. Wo die Natur nicht durch Flüsse oder auf andre Art selbst Gränzen setzte, schienen die bischöflichen Sprengel dergleichen nicht zu empfangen, sondern sich auf eine Mannzahl zu schließen. Der Osnabrückische mochte Anfangs sich diesseits der Emse bis ans Meer ausdehnen sollen. Wenigstens war bei der ersten Anlage kein Grund vorhanden, um ihm von dieser Seite Gränzen zu geben.

§. 4. Vom Archidiacon und Kirchenvogt.

In seinen auswärtigen geistlichen Amtsverrichtungen hatte der Bischof vielleicht seinen Archidiacon zum Gehülfen. Seiner wird aber in den einheimischen sächsischen Urkunden der ersten Zeit nicht gedacht. Zu den weltlichen Sachen erhielt er seinen Vogt, welcher, eben wie der Graf in seinem Amte, den kaiserlichen Bann, wodurch das Orbar der Kirchen gegen alle Gewalt befestigt wurde, handhaben, die Bannbrüche davon aufheben, und der kaiserlichen Cammer einschicken, insbesondere aber alle Leute, welche der Kirche angehöreten, und Klopps- oder Hofrecht hatten, zu Hofe versammlen, ihre Weisthümer annehmen, solche als kaiserliche Richter bestätigen, sie als unmittelbarer Reichsobrister ausführen, gegen alle Herzoge, Grafen und selbst vor dem kaiserlichen Gesandten zu Rechte und zu Kampfe vertreten, und überhaupt der beständige Gewalthaber der Kirchen zu allen weltlichen Händeln seyn sollte. Die Reichsverfassung erforderte aber, daß dieser Vogt edel, oder ohne Mittel dem Kaiser unterworfen seyn mußte, weil er als ein bloßer bischoflicher Amtmann in sehr vielen Fällen nicht die nöthige Ehre gehabt haben würde, den Bischof und die Kirche zu vertreten. Dieser Umstand machte sie aus Vögten zu Herrn, und oft zu Tyrannen der Bischöfe und ihrer Kirchen, zu deren Behuf und in deren Namen sie doch den Bann vom Kaiser empfangen und zu handhaben hatten.

§. 5. Von den Zehnten und Zehntpfunden.

Mit dieser Einrichtung wurde der Kaiser leicht fertig; sie folgte beinahe von selbst. Jetzt aber kam es auf die Versorgung der Bischöfe und ihrer Geistlichkeit an, und dazu wollte ein Hof und einige Dienste nicht viel helfen, welche jeder Kirche zugelegt wurden. Der Zehnte mußte

also eingeführt werden, und der Kaiser, welcher nicht ohne Bewilligung der Sachsen einige Hauptstücke der christlichen Lehre eingeführt hatte, verordnete plötzlich, daß nach Gottes Befehle Edle, Wehren und Leute den Zehnten von allem, was sie hätten, geben sollten. Die Verordnung ist klar, ihre Befolgung aber nicht; es sey nun, daß der Kaiser nach dem vernünftigen Rath seines Lehrmeisters mit den Sachsen überhaupt Geduld hatte, oder aber die ersten Bischöfe sich von selbst mäßigten, und vielleicht auch bei den Westphälingern, als einzelnen Mohr- und Heidewohnern, nicht die Bequemlichkeit ordentlicher Zehntfluren fanden. Wenigstens zeigt sich in Westphalen mancher Sack- oder bedungener Zehnte, überaus viel Zehntfrei Land, und nicht leicht ein Zugzehnte, welcher vor zweihundert Jahren wirklich wäre bezogen worden. Vermuthlich hat auch das Zehntpfund und der Zehntschilling seinen Ursprung aus einem uralten Vergleiche.

§. 6. Von den Grafen und Grafschaften.

Herzoge, Grafen und Hauptleute waren im Heerbann, was Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer in der geistlichen Reihe waren. Allein Carl verordnete keine Herzoge über die Sachsen, und machte noch weniger Herzogthümer. Der Heerbann ward blos in Cantons oder Grafschaften abgetheilt, und wann er ausziehen mußte, durch einen General, welchen der Kaiser schickte, geführt. Der Graf oder Oberster ward auch ihr Richter, indem Landbesitzer, welche zugleich im Felde dienen, nicht wohl unterschiedenen Gerichtsbarkeiten unterworfen werden konnten. Er richtete aber unter des Kaisers Bann, wie der Edelvogt der Kirchen. Jedoch nicht anders, als nach dem Weisthume der Schöpfen. Die Grafschaft war, wie der Sprengel, ein Amt, und kein Territorialdistrikt. Daher man nicht sagen konnte: was in der Grafschaft wohnet, stehet auch unter dem Grafen. Der kaiserliche Gesandte, welcher zugleich Provinzial-General und an der Spitze des Kriegscommissariats war, hielt die Mannliste der Grafschaft, und beobachtete den Grafen sehr genau, ohne jedoch sein Richter zu seyn. Ihm wurden nicht mehr als vier beurlaubte gut gethan, und kaum die Aufhebung und Berechnung der Bannbrüche zur kaiserlichen Cammer gestattet, um alle Unterschleife zu vermeiden.

§. 7. Von den Hauptmannschaften oder Edelvogteien.

Da man in Westphalen nichts von Centen, Hundreden und Toufen, in der Folge aber desto mehr von Edelvogteien oder Advokatien findet, so scheinet es, daß der Kaiser anstatt der Centenarien und Tiuphaden, lauter Edelvögte verordnet habe, welche also die Stelle der Hauptleute vertraten, auf Höfen saßen, und nicht vom Grafen, sondern vom Kaiser oder seinem Gesandten angesetzt wurden, daher sie auch vor jenem nicht zu Rechte standen. Sie selbst aber richteten nicht unter Kaisersbann, doch hatten sie Gebot und Verbot, vermuthlich aber nicht höher als auf 3 ß., weil der Graf selbst nur bei 12 ß. gebieten konnte. Die Folge macht es ziemlich wahrscheinlich, daß verschiedene solche Voigtshöfe später mit Schlössern besetzt, viele aber auch von den Edelvögten verkauft, und als gemeines Gut in die bischöfliche Kirchenfolge gerathen sind.

§. 8. Vom Adel.

Durch die neue Einrichtung ward der Adel sehr vermehrt, indem die Grafschaften ihm alle Gelegenheit gaben, sich in mehrere Zweige auszubreiten, auch die Edelvögte sich mit ihm vermischten. Anfangs mochte nicht ein jeder Edler sich dazu bequemen, und manche Grafschaft einem verdienten Wehren zu Theil werden. Es gab sich aber bald, und die jüngern Söhne der Edlen nahmen vermuthlich gern Reichsdienste, da ihnen die Gelegenheit, sich künftig in Gefolgen zu erhalten, benommen, und dem alten Adel das bisherige Recht der Gefolge mit großem Bedacht abgeschnitten wurde. Dieser behielt nur die Wahl, ob er in des Kaisers oder in eines andern Reichsbeamten Dienste glänzen, oder mit seiner Familie ruhig auf seiner Allode bleiben wollte, welche ihn zu weiter nichts, als zur Selbstvertheidigung, oder welches einerlei ist, zum Auszuge im Heerbann verpflichtete. Doch wollte er auch hier nicht allemal folgen und die Befehle dazu durch den Gesandten haben, ohne dessen Erlaubniß auch keiner Versammlungen halten, und noch weniger, wie vordem, sogleich zum Degen greifen durfte.

§. 9. Von den Gemeinen.

Die Gemeinen verloren bei der neuen Einrichtung das Meiste. Man kann nach dem Plan des Kaisers annehmen, daß sie in Vogteien vertheilet, den Edelvögten als Hauptleuten, und den Grafen als Obersten untergeben wurden. Es hat weiter seine ungezweifelte Richtigkeit, daß sie diesen ihren Vorgesetzten blos zur Heerbannsfolge verpflichtet waren. Allein wer so beständig unter einem Amte steht, verliert mit der Zeit, wenn dieses nicht scharf controllirt wird, vieles von seiner Freiheit. Daher mochten wenige unter der Zucht des Hauptmanns bleiben wollen, viele in des Kaisers und anderer Fürsten Gefolge gehen, und da sie sich, wenn sie auf diese Art dem Reiche dienten, zu Hause damit entschuldigen lassen konnten, einen Pächter oder Leibeignen auf ihr Wehrgut setzen.

§. 10. Von den Schöpfen.

Das Beste aber war, daß sie ihre Schöpfen und die Wahl derselben behielten. Der Kaiser wollte, daß niemals unter sieben ein Gericht bestehen sollte. Sie mußten auf die Rechte des Volks und deren Erhaltung geschworen haben. Natürlicher Weise standen sie unter dem Grafen als Heerbanns-Obersten, und wiesen das Recht in seinem Gedinge; jedoch war der kaiserliche Gesandte derjenige, welcher sie einer Partheilichkeit halber bestrafen konnte, und nicht der Graf, der sonst ihre Weisungen leicht nach seinem Gefallen hätte verändern können. Wie die mehresten Wehren den Heerbann verließen, mochten die Schöpfenbaren Leute in der Grafschaft selten werden, und sich zuletzt nur noch in des Kaisers oder andrer Fürsten Dienste finden. Denn es konnte ihnen nicht wohl angemuthet werden, den heimgelassenen Leibeignen und Pächtern für Urtheilsweiser zu dienen. Daher verschwinden die Schöpfen in den Untergerichten, und jene mochten sich andre aus ihrem Mittel wählen, die jetzt Churgenossen heißen. Auf diese Weise war die Schöpfenbarkeit eine besondere Ehre, und man sieht leicht, daß sie blos dem ächten Eigenthümer zukam. Die Schöpfen hatten aber nicht nur auf einen vorgetragenen Fall Recht zu weisen, sondern auch die Untersuchung der Sache.

§. 11. Von den Gesandten und der Reichsdietine.

Man sieht leicht ein, daß die Gesandtschaft oder das Generaldepartement das Gleichgewicht zwischen dem Bischofe und Grafen, und jeden in den Schranken seines Amts erhalten, den Unterdrückungen der Gemeinen und Armen steuren, und die Seele des ganzen Staats seyn sollen. Der Kaiser wandte daher eine ungemeine Sorgfalt darauf; machte aber auch die Einrichtung so vollkommen, daß sie blos durch ihn als den Meister erhalten werden konnte. Der Gesandte mußte jährlich die Reichsdietine halten, welche nunmehr, da eine allgemeine Versammlung der ganzen Nation wo nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich wurde, sich selbst anpries. Auf derselben vernahm er zuerst den Bischof über den Zustand der Religion und überhaupt alle kaiserliche Bediente öffentlich über ihre Amtsführung. Jeder konnte daselbst selbst seine Klagen und Beschwerden gegen dieselbe vorbringen; und der Gesandte machte darauf sogleich die nöthigen Verfügungen, oder nahm sie zum Bericht an. Die erforderlichen Landesverordnungen wurden dort erwogen und in Vorschlag gebracht; oder wenn sie bereits vom Hofe verfaßt und angenommen waren, öffentlich bekannt gemacht und eingeschrieben. Doch mochten diejenigen, welche die Reichs- und Landesvertheidigung betrafen, und auf dem allgemeinen Reichstage bereits gut gefunden waren, ihrer besondern Eigenschaft wegen nicht leicht weiter geprüft, sondern blos bekannt gemacht wer-

den. Die übrigen Gegenstände einer solchen Versammlung lassen sich leicht begreifen. Sie gerieth mit dem Verfall der Gesandtschaft in Unordnung, und aus ihren Trümmern sind unsre Landtage nach vielen Veränderungen entstanden. Die Vollmacht des Gesandten ist mit der Zeit in jedem Stifte an die Bischöfe übergegangen, und die Repräsentation der Gemeinen durch mancherlei Zufälle an die Landstände gerathen.

§. 12. Die Gemeinen behielten solchergestalt an der gesetzgebenden Macht den ihnen gebührenden Antheil. Ihre Schöpfen kamen zur Dietine, und standen gleichsam als Tribunen des Volks den Grafen und Edelvögten, in deren Händen ihre ganze Vollmacht nicht seyn konnte, zur Seite. Ihre Einwilligung ward zu allen neuen Verordnungen erfordert, und der Gesandte ging mit ihren Schlüssen an den allgemeinen Reichshof zurück, um dem Kaiser seinen Bericht zu erstatten. Vor die sächsischen Schöpfen würde es zu weitläufig gewesen seyn, ihn dahin zu begleiten, und seinen Bericht zu beglaubigen. Man gab ihm also die wichtigsten Schlüsse der Dietine unterschrieben mit. Die nachherigen Kaiser verloren den Geist dieser Verfassung, und bedienten sich oft der Bischöfe und Grafen selbst, um die Dietinen zu berufen, zu eröffnen und zu schließen. Damit ging die von Carl so weislich und nützlich eingeführte Controlle verloren. Diejenigen, welche die kaiserlichen Befehle sonst aus den Händen des Gesandten empfangen hatten, weigerten sich, solche von Bischöfen und Grafen anzunehmen, aus Furcht, land- oder amtsässig zu werden. Sie kamen daher auch nicht mehr zur Dietine, und jene versammleten mit der Zeit nur diejenigen, welche ohnehin in ihren Dienst- und Amtsfolgen standen; wodurch denn der erste Grund zum Verfall der Dietine gelegt, und der Schöpfe in den Gerichtshof verwiesen wurde, wo er zwar noch Recht, aber keine Gesetze zu weisen hatte.

§. 13. Von den Veränderungen in der Gesetzgebung.

In der Mark werden die Genossen von Markköttern, Brinkliegern, Heuerleuten und dergleichen zu gemeinen Lasten und Ehren nicht kommenden Leuten wohl unterschieden. Und man weiset einem jeden sein Holz, seine Trift und seine Nutzung zu, mit dem Maaßstabe in der Hand, nicht nachdem er baares Vermögen hat, sondern nachdem er in der Mark gewahret ist. Die Sachsen hatten gleiche Grundsätze in der Civilmark gehabt, und die Kunst, Gesetze zu machen, auf die einfachsten Regeln zurückgebracht, indem sie ebenfalls die Eigenthümer wehriger oder stimmbarer Ländereien von den unwehrigen unterschieden, Geld und Städte verbannet, und keine Gesetze für Menschen, sondern für Echten gemacht hatten. Arme, Fremde, und Knechte hatten Liebe, Achtung und Schutz, aber kein eigentliches Recht, und man war arm bei ihnen, wenn man keine stimmbare Gründe zu eigen oder kein Echtwort besaß. Durch die neue Einrichtung verloren sie aber die Gelegenheit, jener Armuth oder dem Geldreichthum zu steuren; diese erhielt ihr Recht durch Begnadigung und Gesetze von der Willkühr des Schutzherrn. Der Arme, der eine Million baares Vermögen besaß, konnte gehangen werden, wenn ihn nicht bloße Gnade oder seine eigne Bedingung schützte; der geringste Wehr aber nicht, weil der Kaiser ihn nach dem Rechte behandeln mußte, was er sich gewiesen hatte, und niemals hatte er eine Leibesstrafe über sich zu Recht gewiesen. Allein nach der Carolingischen Anlage mußten die Armen bald Rechte der Wehren erhalten; und die Leibesstrafen, worunter diese neuen Wehren blieben, sich leicht mit der Neigung aller Herrscher zu allgemeinen Verordnungen über die alten ausbreiten. Handelnde und werbende Leute mußten geschwind die Landbesitzer verdunkeln, und die Gesetze für Echten sich in Verordnungen für Köpfe verwandeln.

§. 14. Wird fortgesetzt und beschlossen.

Die sächsische Nation erkannte überhaupt drei Stände: Edle, Wehren und Leute; und wenn letztere gleich nicht in Person zu der Versammlung kamen, worin die Gesetze bewilligt wurden: so war doch der Vogt, der ihre Wehre hatte, ihr Repräsentant, und dieser hatte vermuthlich noch einige Bevollmächtigte bei sich. Man findet kein Exempel, daß der Adel ein Gesetz für Wehren, und der Wehr ein Gesetz für Leute gemacht; oder daß eine Sache dem einen und nicht auch zugleich dem andern Stande verboten worden. Alles ward mit Gelde bestraft, und der einzige Unterschied war in der Summe; wo der Edle sechzig Schillinge gab, bezahlte der Wehr dreißig und der Leut fünfzehn. Blos Armen, Fremden und Knechten wurden ohne ihre Einwilligung Gesetze vorgeschrieben. Carl veränderte hierunter zwar nichts; da er aber, dem Handel und seiner Cammer zum Vortheil, die Armen zu sehr begünstigte, und aus ihnen Städte und Dörfer bevölkerte; da der fränkische oder Reichsmünzfuß allmählich das sächsische Geld-Ideal verdrang, und der Fall dieses Münzfußes jene Strafen unkräftig machte; und überhaupt das Vermögen eines Menschen nicht mehr nach seinen Besitzungen geschätzt werden konnte: so mußte auch dieses feine System der Sachsen, welches billig noch unsre Bewunbrung verdient, der Zeit und den Umständen weichen. Man ermächtigte sich bald, dasjenige einem geringen Landeigenthümer zu verbieten, was man dem geldreichsten Manne nach Gefallen verbieten konnte.

§. 15. Von den Gerichtstagen.

Der Gesandte hielt jährlich seine Dietine, wofür eben, wie auf unsern jetzigen Landtagen, die öffentlichen Angelegenheiten, und besonders alle Beschwerden gegen die kaiserlichen Beamten untersucht, und dem Befinden nach abgethan oder zum Bericht angenommen wurden. Außer derselben aber hielt er auch noch seine gebotene Gerichtstage, an welchen in Appellationssachen und gegen solche Personen zu Rechte verfahren wurde, deren man vor ihrem ordentlichen Richter nicht hatte zu Rechte mächtig werden können. Dieses höchste Landgericht hieß vermuthlich die Obersale, und später das Fehmgericht. Hier ging es an Leib und Leben, weil die Beklagten, so sich zur rechtlichen Genugthuung und zur Bezahlung des Wehrgeldes vor ihrem ordentlichen Richter nicht gestellet hatten, und folglich von demselben im Contumazproceß recht-, echt- und friedelos erklärt waren, nun nicht mehr sich auf die bürgerliche Wohlthat der Genugthuung mit Gelde berufen konnten, sondern sich, wie jetzt, rechtfertigen oder ihre Leibesstrafe leiden mußten. Der Bischof hielt seine Synode, und reisete jährlich zur Kirchenvisitation auf allen Kirchspielen herum; eine Verrichtung, die er später seinem Archidiacon, auch wohl dem Pfarrer des Orts vertrauet hat. Der Graf hatte seine drei Gödinge im Jahr, und außerdem seine gebotene Gerichtstage. An erstern wurde von der ganzen Gemeinde Rechte gewiesen, auch wohl sofort darnach erkannt, wenn die Sache so weit reif oder klar war. Sonst gehörte die Untersuchung und Entscheidung nach dem an jenem gewiesenen Rechte für die Schöpfen, welche sich mit dem Richter an den gebotenen Tagen versammleten. Aus letztern ist unser heutiges Gow- oder Partgerichte entstanden. Der Graf erkannte weiter am offnen Gödinge über Todtschlag und Wunden, wenn die Klage aufs Wehrgeld ging. Er konnte auch den im Contumazproceß recht- und echtlos erklärten Missethäter wieder in seinen vorigen Stand setzen, und ihm seine Vertheidigung auf die Civilklage wieder eröffnen. Seitdem aber die Leibesstrafen anstatt der Geldbußen eingetreten, gehören zum Gödinge jetzt nur noch die Blutronnen, worauf keine Leibesstrafe steht. Der Edelvogt hatte seine Gerichtstage für geringe Sachen, die weder Eigenthum noch Freiheit betrafen, und für alle Bruchfälle, die geringer als Blutronnen waren. Unsre heutigen Aemter sind ihre Nachfolger; und was sie mehr haben, ist ihnen bei Gelegenheit neuerer Einrichtungen beigelegt worden. Mehreres will ich von der Carolingischen Einrichtung nicht anführen, weil es zu meinem Zweck nicht gehört.

III. Didaktische Prosa.

Es ergibt sich schon aus den einleitenden Bemerkungen zu dem vorliegenden Zeitraum (S. 459 ff.) und insbesondere aus denen zum zweiten Abschnitt (S. 652), daß unter allen Gattungen der Prosa die didaktische weitaus am häufigsten behandelt wurde, und es erscheint, wenn auch nicht geradezu als nothwendige, doch als sehr natürliche Folge davon, daß auch das Vollendetste, was in prosaischer Sprache geschrieben wurde, in dieses Gebiet gehört. An den Erzeugnissen der didaktischen Prosa läßt sich auch die allmähliche Entwickelung der Sprache am besten nachweisen, und was in dieser Beziehung in den Vorbemerkungen zum vorliegenden Abschnitt gesagt wurde, gilt vorab von der didaktischen Prosa.

Wie diese den Mittelpunkt der Bestrebungen in der prosaischen Darstellung bildet, so haben wir auch bereits in den kritischen Bemühungen den Mittelpunkt, wie der ganzen geistigen Bewegung überhaupt, so insbesondere auch der didaktischen Prosa erkannt. Es ist in den einleitenden Bemerkungen zum gegenwärtigen Zeitraum der Entwickelungsgang der ästhetischen Kritik unter Berührung der wesentlichsten Punkte schon gezeichnet worden; namentlich verweisen wir auf das, was von Gottsched, den beiden Zürchern Bodmer und Breitinger (S. 469 ff.), so wie von Alex. Gottl. Baumgarten, G. Fr. Meier (S. 471), von J. El. Schlegel (S. 473), endlich von Lessing und Fr. Nicolai (S. 473 ff.) und an einem andern Orte von Schönaich (S. 653) gesagt wurde, und zudem werden wir die bedeutendsten derselben unten noch ausführlicher besprechen. Wir haben daher für jetzt dem, was oben berichtet wurde, nur noch Einzelnes beizufügen und diejenigen bedeutenderen Schriftsteller zu erwähnen, welche nebst den obengenannten die Kunst im Allgemeinen und die Dichtkunst insbesondere zum Gegenstande ihrer Forschungen machten.

Die Grundsätze, welche Baumgarten und nach ihm Meier aufgestellt hatten, wurden zunächst von Moses Mendelssohn in seinen Abhandlungen „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften“ (1757) und „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften“ (1761) weiter entwickelt und auf die einzelnen Künste, namentlich die Poesie und deren Gattungen angewandt. Chr. Garve lieferte zur „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ mehrere Aufsätze, welche verschiedene Punkte der ästhetischen Kritik in ein helleres Licht setzten, z. B. „Ueber das Interessirende“ (1771), „Ueber die Laune“ und einige andere, welche besondere, die deutsche Literatur betreffende Umstände betrafen, unter welchen wir die glückliche „Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller“ (1770), „Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur“ (1773) besonders hervorheben. Einen ganz praktischen Zweck befolgte J. J. Dusch in seinen „Briefen zur Bildung des Geschmacks“ (6 Thle. Lpz. 1764—1773), in denen er von den vorzüglichsten didaktischen Gedichten der Römer, Engländer, Franzosen und Deutschen, so wie von den wichtigsten epischen Gedichten, den Satyren und Episteln der nämlichen Völker ausführliche Inhaltsangaben mittheilte und sie nach Plan und Ausführung näher betrachtete, woran er seine Ansichten über die Dichtkunst und deren verschiedene Gattungen anknüpfte, die zwar weder neu, noch tief, aber doch geeignet waren, das größere Publikum in die schöne Literatur einzuführen und sie für dieselbe zu gewinnen. Auch fanden diese Briefe so großen Beifall, daß sie in Wien nachgedruckt wurden und der Verf. eine zweite Auflage veranstalten konnte. Vorzugsweise auf Baumgartens und Meiers Ansichten fortbauend, gab Joh. Bernh. Basedow ein „Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit“ (Kopenh. 1756) heraus, welches bei vielen Mängeln doch auch manches Gute darbot. Von noch größerem Einfluß wurden die theoretischen Werke J. G. Sulzers und Joh. Joach. Eschenburgs (geb. 1743 zu Hamburg, gest. 1820 als Professor in Braunschweig). Auf den Erstern werden wir zurückkommen, des Letztern „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften“ (Berl. 1783), welcher noch in der neueren Zeit wieder aufgelegt wurde, suchte nicht ohne Glück die in verschiedenen Werken und Zeitschriften zerstreuten Ansichten der bedeutendsten Kritiker zu einem in sich zusammenhängenden System zu vereinigen und erwarb sich sowohl durch die klare und bei aller Kürze doch erschöpfende Darstellung, so wie auch dadurch großen Beifall, daß er den verschiedenen Abschnitten eine ziemlich reichhaltige Uebersicht der betreffenden Literatur bei den alten und neuen Völkern beifügte. Noch größere Brauchbarkeit erhielt das Buch aber durch die „Beispielsammlung“ (8 Bde. Berlin 1788—1795), welche, mit Geschmack und Kenntniß ausgewählt, ganz geeignet war, einen Ueberblick von dem Entwickelungsgang der Literatur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten herab zu geben; auch wurde sie von neuern Sammlern vielfältig und öfters über Gebühr ausgebeutet. Aehnlicher Art ist die schon früher erschienene „Theorie der Poesie nach den neuesten Grundsätzen und Nachricht von den besten Dichtern“ (Lpz. 1767 ff.), von Christ. Heinr. Schmid, Professor der Beredsamkeit in Gießen (1746—1800), welche er zweimal umarbeitete, zuerst unter dem Titel „Literatur der Poesie“ (1. u. einz. Theil. Lpz. 1775) und dann als „Anweisung der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst“ (Leipz. 1781); aber alle drei sind, so wie seine „Anthologie der Deutschen“ (3 Thle. Fkf. u. Lpz. 1770—72) nur deshalb auch jetzt noch von Werth, weil sie manche sonst nicht gedruckte Stücke der damaligen Dichter enthalten. Bedeutender ist die zu gleicher Zeit erschienene „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“ (Jena 1767) des Erfurter Professors Fr. Just. Riedel (1742—1785), das erste geschmackvolle Compendium der Aesthetik in Deutschland, in welchem die einzelnen Untersuchungen der Ausländer und der Deutschen gesammelt, erläutert und zum Theil berichtigt, auch hie und da mit neuen Bemerkungen vermehrt waren. Sie wurde nicht vollendet, aber es kann die Schrift „Ueber das Publikum. Briefe an einige Glieder desselben“ (Jena 1768) als eine Fortsetzung und Erweiterung derselben angesehen werden. J. A. Eberhards hiehergehörige Schriften werden später erwähnt werden. Endlich haben wir noch eines seltsamen Buchs zu gedenken, welches, ziemlich lange vor seinem Erscheinen angekündigt, mit der größten Ungeduld erwartet wurde und die größten Hoffnungen

erregte, als es aber endlich erschien, nur sehr Wenige befriedigte, die Meisten dagegen mit unverkennbarem Mißbehagen erfüllte. Es ist die „Deutsche Gelehrten-Republik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar, herausgeg. von Klopstock" (1. u. einz. Theil. Hamburg 1774). Sie war eigentlich gegen die ästhetische Kritik gerichtet, weshalb es zu erklären ist, daß die jüngere Generation, welche in der Kritik nur eine lähmende Krücke erblickte, und für das Genie die schrankenloseste Freiheit verlangte, sie mit Jubel aufnahm, während die gesetzteren, durch die Kritik gebildeten Männer von ihr nicht viel Gutes zu sagen wußten, dagegen aber desto mehr auszusetzen hatten; so Wieland, Weisse, Nicolai, Garve und selbst Herder. Wir erinnern uns nicht, ein Urtheil Lessings über das Buch gelesen zu haben, zweifeln aber nicht daran, daß er darüber eben so unzufrieden gewesen wäre, als die genannten Männer, deren Urtheil übrigens bald, auch von denen gebilligt wurde, die zuerst für das seltsame Buch geschwärmt hatten. Und in der That, dasselbe ist ein wunderliches Gemisch von Allegorien, welche für die meisten Leser unverständlich bleiben mußten. Der vaterländische Sinn, aus dem das Buch zum Theil hervorgegangen war, nahm darin eine so übertriebene, phantastische Gestaltung an, und verfiel so ganz in das Kindische und Spielende, daß selbst die tüchtige Gesinnung lächerlich werden mußte. Die deutsche Gelehrtenrepublik wird nämlich als ein Druidenstaat mit Meistern und Gesellen, Ober- und Unterzünften, u. s. w. dargestellt, und mit Gesetzen, die oft einen guten Grund haben, aber meistens in abenteuerlicher Darstellung erscheinen; so werden als Strafen unter andern das Nasenrümpfen, das Lächeln, das Tragen von vier deutschen oder gar von acht ausländischen Folianten bestimmt u. dgl. m. Allerdings findet man im Verlaufe des Buchs manche gute und treffende Gedanken, aber diese sind zum Theil nicht des Verfassers Eigenthum, und zudem in einer meist abstoßenden und gesuchten Sprache, die vorzüglich nach möglichster Kürze und auffallendem Ausdruck ringt*).

Zur Verbreitung der verschiedenen ästhetischen Ansichten trugen, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, die mannigfaltigen Zeitschriften bei, welche im Laufe der gegenwärtigen Periode erschienen. Die wichtigsten derselben haben wir schon erwähnt**); der Vollständigkeit wegen fügen wir hier noch diejenigen hinzu, die auf die eine oder die andere Weise wenigstens vorübergehenden Einfluß hatten. Den „Discoursen der Maler" ließen Bodmer und Breitinger noch mehrere andere Zeitschriften folgen, unter welchen die „Sammlung critischer, poetischer u. a. Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes" (12 Stücke, Zürich 1741—44), so wie die „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule" (62 Stück. Zür. 1753) noch jetzt historischen Werth haben. So verhält es sich auch mit den von Gottsched herausgegebenen Zeitschriften, und sie haben, wie jene, das unbestrittene Verdienst, nach mancherlei Richtungen hin angeregt zu haben, unter welchen wir die Beschäftigung mit der ältern deutschen Literatur hervorheben. Dies gilt besonders von den schon früher (S. 225) erwähnten „Beyträgen z. krit. Historie der deutschen Sprache", während in seinem „Neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste" (10 Bde. Lpz. 1745—54) und noch entschiedener in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (12 Bde. Leipz. 1751—62) das kritische Element mehr hervortrat, und besonders ist in dieser Beziehung der zweite Band der letztern Zeitschrift wichtig, weil Gottsched in demselben die biblischen Epopöen Klopstocks und Bodmers von seinem Standpunkte aus ausführlich besprach. In Berlin gründeten Ramler und Sulzer in Verbindung mit Langemack und Sucro die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (Berl. 1750), an deren Fortsetzung sie jedoch keinen Antheil mehr nahmen. Eine vorzüglich gelehrte Richtung hatten die „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen" (seit 1739), doch wurden auch manche bedeutende Erscheinungen der schönen Literatur in treffenden Beurtheilungen angezeigt. Dagegen beschäftigte sich die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Halle 1768—72), welche von dem bekannten Professor Chr. Adolf Klotz (1738—1771) herausgegeben wurde, vorzüglich mit der schönen Literatur, so wie auch deren Fortsetzung, die wir gleich hier erwähnen, das „Magazin der deutschen Kritik" (Eb. 1772—76), welches Klotzens getreuer Anhänger Gottlob Bened. Schirach redigirte. Beide Zeitschriften hatten vornämlich die Absicht, die „Allg. deutsche Bibliothek" von Nicolai zu bekämpfen, nicht zwar, weil die Herausgeber von wesentlich andern Grundsätzen ausgingen, sondern aus dem rein persönlichen Grund, sich eine Partei zu schaffen, weshalb sie sich auch gleich Anfangs derjenigen Dichter annahmen, welche von den „Literaturbriefen" und der „Allg. Deutschen Bibliothek" mehr oder weniger hart getadelt worden waren, unter denen wir besonders Dusch, Cramer und Wieland erwähnen. Uebrigens lieferte Klotz selbst sehr wenige Beiträge für seine „Bibliothek", die meisten waren von Fr. Just Riedel, J. G. Jacobi, Meusel und Schirach, die er für sich zu gewinnen gewußt hatte.

Bei den fortgesetzten und immer tiefer eindringenden Forschungen über das Wesen der Kunst hatte man freilich vorzüglich die Poesie im Auge, und die bildenden Künste wurden meist nur in so fern beachtet, als sie der Poesie verwandt erschienen; doch konnte es nicht ausbleiben, daß auch jene an sich und ohne Nebenbeziehung auf die Dichtkunst der kritischen Betrachtung unterworfen wurden. Zuerst ver-

*) Die Gesetze der Gelehrtenrepublik waren schon drei Jahre vor dem Erscheinen des Buchs in der von Gerstenberg herausgegebenen Wochenschrift „Der Hypochondrist" (2. verb. u. verm. Aufl. 2. Th. S. 629) mitgetheilt worden, wir erinnern uns aber nicht, daß sie damals schon beachtet worden seien.

**) „Discourse d. Maler" von Bodmer und Breitinger (S. 465 u. 469), „Belustigungen des Verstandes und Witzes" von Schwabe (S. 465), „Neue (Bremer) Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" von Gärtner und seinen Freunden (Ebd.), „Die vernünftigen Tadlerinnen" von Gottsched (S. 469), „Das Neuste aus dem Reiche des Witzes", für welches Lessing mannigfaltige Beiträge lieferte (S. 473), „Bibliothek der schönen Wissenschaften", von Nicolai begründet, von Weisse fortgesetzt (S. 474 u. 502), die „Literaturbriefe" (S. 474 u. a. a. O.), die „Allgem. deutsche Bibliothek" von Nicolai (Ebd.), „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur von Gerstenberg (S. 533), „Der Mann ohne Vorurtheil" und „Briefe über die Wiener Schaubühne" von Sonnenfels (S. 614), die „Hamburgische Dramaturgie" von Lessing (S. 613) u. a. m.

suchte sich Chr. Ludw. von Hagedorn (1712—1780), der jüngere Bruder des berühmten Dichters, der durch seinen Aufenthalt in dem an Kunstschätzen reichen Dresden auf eine geschmackvollere Anschauung der Kunst, vorzüglich der Malerei, geleitet worden war, die Gesetze derselben zu entwickeln. Seine „Betrachtungen über die Malerey" (2 Thle. Lpz. 1762) handeln mit tiefer Einsicht von den wesentlichsten Stücken dieser Kunst, von der Erfindung, der Anordnung oder Composition, der Zeichnung, der Farbe und dem Ausdruck unter beständiger Hinweisung auf die großen Kunstwerke der neuern Völker. Wir wissen, daß er nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des großen Winckelmann war (S. 686); ein anderer Freund des Nämlichen, der berühmte Maler Raphael Mengs aus Aussig in Böhmen (1728—1779), entwickelte seine durch fleißiges und tiefes Studium der besten Kunstwerke und durch die eigene Ausübung gewonnenen Ansichten in den „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey" (Zür. 1762), welche voll trefflicher Bemerkungen sind und sich namentlich durch geistreiche Auffassung der verschiedenen Künstler auszeichnen. Beide werden freilich von ihrem großen Freunde Winckelmann weit übertroffen, dessen hiehergehörige Schriften schon oben erwähnt wurden (S. 685), so wie wir daselbst auch bemerkt haben, daß seine „Geschichte der Kunst" eine treffliche Theorie derselben enthält. Allseitiger aber wirkte der unsterbliche Lessing, den wir auch in dieser Beziehung näher zu besprechen haben.

Die philosophischen Untersuchungen über die Kunst, in welchen man sich von der hergebrachten wissenschaftlichen, oder, richtiger gesagt, schulmäßigen Form losgerissen hatte, und durch welche bewiesen worden war, daß man die tiefsten und erfolgreichsten Forschungen in einer Form und in einer Sprache darstellen könne, welche sie auch denen zugänglich machte, die keine eigentlich gelehrte Bildung besaßen, mußten bald zur Ueberzeugung führen, daß auch rein philosophische Gegenstände auf dem nämlichen Wege und in der nämlichen Art behandelt und daher fruchtbarer gemacht werden könnten. Dazu kam, daß man an den französischen, hauptsächlich aber an den englischen Philosophen, die man immer mehr zu studiren begann, treffliche Vorbilder hatte, und daß man durch sie vorzüglich angeregt wurde, diejenigen Zweige der Philosophie zu bearbeiten, welche von praktischem Interesse und von größerem Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung der Menschen waren. Daher trat die eigentliche philosophische Speculation immer mehr zurück; man baute vielmehr auf Beobachtung und Erfahrung, und beschäftigte sich vorzüglich mit Untersuchungen über Anthropologie und Psychologie, über Moral und Religion, über Pädagogik und Politik. Viele vortreffliche Männer, deren Einfluß auf die Bildung des gesammten Volks nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und deren Schriften schon deshalb den Reiz des Neuen nicht mehr haben und als veraltet angesehen werden, weil ein großer Theil der von ihnen entwickelten Gedanken in das Eigenthum aller Gebildeten übergegangen ist, haben sich durch mannigfaltige Schriften über die verschiedensten Theile der praktischen Philosophie, große, in neuerer Zeit nur zu sehr verkannte Verdienste erworben. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen der Popularphilosophen, mit dem man zu der Zeit, als die Schulphilosophie in Deutschland übermächtig vorherrschte, eine gewisse Geringschätzung verband, den man oft sogar geradezu mit Verachtung aussprach, der aber hoffentlich wieder zu der Ehre und Anerkennung gelangen wird, die ihm gebührt. Wir werden die bedeutendsten dieser Männer, Joh. Joach. Spalding, J. G. Sulzer, Moses Mendelssohn, J. G. v. Zimmermann, Thomas Abbt, Chr. Garve, J. Caspar Hirzel und Joh. Aug. Eberhard, unten näher kennen lernen; aber es verdienen neben ihnen auch noch einige andre genannt zu werden. Was der treffliche Gellert in dieser Beziehung durch seine „Moralischen Vorlesungen" geleistet hat, können wir nicht besser bezeichnen, als mit den Worten seines Freundes Garve. „Wenn ein Werk (sagt er von denselben in den „Anmerkungen über Gellerts Moral, Schriften und Charakter") einen großen und guten Endzweck hat, und diesen Endzweck erreicht, so ist das Werk gut. Und kann es wohl einen höhern und bessern Endzweck geben, als den, die Schätze der menschlichen Weisheit aus den Händen der Wenigen, die sie zuerst gesammelt und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volkes zu bringen, mit einem Worte den großen Haufen der Nation, selbst mit Vorbeylassung der Gelehrtern und Weisern, zu erleuchten und zu veredeln?" In diesen Worten hat Garve das eigentliche Verdienst seines Freundes vollkommen richtig ausgesprochen und wir fügen nur hinzu, daß ein Mann, der ein solches Verdienst sich erworben hat, vor den wegwerfenden und oft übermüthigen Urtheilen bewahrt sein sollte, die man heutiges Tages nur zu oft hört, um so mehr, als die „Moralischen Vorlesungen" von Seite des Styls bei all ihrer Breite, die noch an die Gottschedische Schule erinnert, nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit geschrieben sind, die bei philosophischen Schriften nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die hiehergehörigen Abhandlungen der schon genannten J. Mich. v. Loen („Kleine moral. u. polit. Schriften" (Fkf. 1749—52) und J. J. Dusch („Moralische Briefe". 2 Thle. Leipz. 1759; „Versuch über die Seele". Frankf. 1752) können nur vorübergehend angeführt werden. Dagegen verdienen Joh. Heinr. Lambert, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (1728—1777), und Joh. Nic. Tetens (1737—1807), der als Gelehrter und Staatsmann gleich bedeutend war, schon deshalb nähere Betrachtung, weil sie sich schon mehr in den wissenschaftlichen Formen bewegten, als jene andern, dabei aber doch in einer reineren und gebildeteren Sprache schrieben, als die meisten spätern Philosophen, und insbesondere hat sich Lambert um die Bezeichnung philosophischer Begriffe durch deutsche Ausdrücke kein unbedeutendes Verdienst erworben; nur hat er sich dabei oft allzu großer Willkür überlassen, wie er denn in der That als der erste Begründer des philosophischen Jargons erscheint, der formell und materiell so wesentlichen Schaden angerichtet hat. Sein Hauptwerk ist das „Neue Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein" (2 Bde. Lpz. 1764), in welchen er sich als gründlichen und scharfsinnigen Denker zeigte, was auch von den „Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwickelung" (2 Bde.

Lpz. 1777) von Tetens zu rühmen ist, der zudem mehr als Lambert nach allgemein verständlicher Darstellung strebte. Endlich erwähnen wir noch den geistreichen Arzt Joh. Aug. Unzer aus Halle (1727—1799), dessen Frau Johanne Charlotte wir schon früher als Dichterin kennen gelernt haben (S. 479. 550). Derselbe behandelte vorzugsweise physiologische und medicinische Gegenstände, die er in mannigfaltig abwechselnder, stets anziehender und klarer Sprache darzustellen verstand. („Der Arzt, eine medizin. Wochenschrift". 12 Thle. Hamb. 1759—64.)

Bei der charakteristischen Richtung der Zeit, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung auch für die Nichtgelehrten fruchtbar zu machen, und bei der zugleich immer lebendiger um sich greifenden Ueberzeugung, daß die Gelehrsamkeit sich mit vielem todten Stoff abmühe, der weder die geistige, noch die sittliche Entwickelung fördere, mußte die Erziehung der Jugend endlich größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So gab z. B. J. G. Sulzer einen „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" (Zür. 1745) heraus, in welchem er die Mißbräuche und Vorurtheile bei der Erziehung darstellte und zu bekämpfen suchte. Von Zeit zu Zeit ließen sich noch andere Stimmen über diesen wichtigen Gegenstand hören; namentlich wurde von mehreren bedeutenden Schulmännern erkannt und ausgesprochen, daß der Unterricht in den gelehrten Schulen zu einseitig bloß auf die alten Sprachen beschränkt werde, die zudem in geistloser Methode gelehrt würden. Doch wurden die von ihnen ausgesprochenen Meinungen und Wünsche kaum beachtet; erst als der geniale Rousseau in seinem „Emil" (1762) die bisherige Erziehungsweise in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darstellte, und ihr eine andere entgegensetzte, die vorzüglich naturgemäße Entwickelung der geistigen und körperlichen Kräfte forderte, wurde die Frage der Jugenderziehung auch in Deutschland mit größerer Lebhaftigkeit erfaßt. Vor Allem machte sich Joh. Bernhard Basedow in Hamburg (1724—1790) durch Wort und That um die Jugenderziehung verdient. Er hatte schon früher den Gegenstand in einigen Schriften mit Liebe besprochen; seit er mit Rousseau bekannt geworden, machte er ihn zum Mittelpunkte seiner ganzen Thätigkeit. Er wollte vor Allem der bisherigen scholastischen Methode im Unterricht eine naturgemäßere entgegensetzen; die Jugend sollte nicht mehr ausschließlich mit den alten Sprachen beschäftigt, es sollten ihr vielmehr solche Kenntnisse mitgetheilt werden, die für das praktische Leben von Nutzen seien, und zudem sollte die bisherige strenge Erziehung mit einer milderen Leitung, der Zwang mit liebevoller Behandlung vertauscht werden; vor Allem aber war die neue Methode darauf berechnet, die verschiedenen Kenntnisse den Kindern mehr spielend als in Folge ernster Beschäftigung beizubringen. Diese Grundsätze, die wir hier nur in ihren allgemeinsten Zügen berühren können, entwickelte Basedow in mancherlei Schriften, zuerst in der „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und deren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrth" (Bremen 1768), dann in dem „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" (Lpz. 1768); für Lehrer und Schüler berechnet war das große „Elementarwerk, ein Vorrath der besten Kenntnisse zum Lernen, Lehren, Wiederholen und Nachdenken" (4 Bde. Dessau u. Lpz. 1774). Außerdem suchte er durch eine im J. 1774 in Dessau eröffnete Musteranstalt, das Philanthropin, in welchem die Reichen für vieles Geld, die Armen um geringen Beitrag aufgenommen werden sollten, seine Grundsätze praktisch durchzuführen. Die Anstalt hatte jedoch besonders in Folge von Basedows Herrsch- und Zanksucht, durch welche er seine besseren Mitarbeiter vertrieb, nicht den erwarteten Erfolg, was übrigens auch in den Grundsätzen und der Methode selbst zum Theil seinen Grund hatte, deren größter Fehler, der übrigens auch heutzutage noch nicht überwunden ist, darin lag, daß er den Zweck des Unterrichts verkannte, und der Schule eine viel zu weit gehende praktische Bedeutsamkeit gab, während sie doch vor Allem eine Turnschule der geistigen und moralischen Kräfte der Jugend sein soll. Bei alle dem sind die Verdienste Basedows um die Jugenderziehung nicht zu verkennen, und ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß diesem hochwichtigen Gegenstande von nun an größere und regere Theilnahme geschenkt wurde. Auch wurde die Bedeutsamkeit seines Strebens von den besten Männern der Zeit anerkannt, unter denen wir außer Campe und Salzmann, die am Philanthropin in Dessau thätig waren, den trefflichen Iselin („Grundriß der nöthigsten pädagog. Kenntnisse". Bas. 1780) und den edlen Domherrn Fried. Eberh. von Rochow (1735—1805) nennen, der durch Errichtung von Musterschulen auf seinen Gütern und durch seinen „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute" (Berl. 1772) wesentlich zur Verbesserung der Volksschulen beitrug. Andere durch die Basedowschen Bestrebungen hervorgerufene pädagogische Schriften, wie der „Kinderfreund" von Weisse (24 Thle. Lpz. 1775—1784) fallen erst in den folgenden Zeitraum.

Wie die Jugenderziehung, so wurde auch die Religion in das Bereich der Untersuchung gezogen; es begann der Kampf um Aufklärung und geistige Freiheit. Diesen eröffnete Hermann Samuel Reimarus aus Hamburg (1694—1768), der später durch die von Lessing herausgegebenen sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente" so berühmt und einflußreich wurde. Er trat zuerst mit der merkwürdigen Schrift „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (Hamb. 1754) hervor, in welcher er die Rechte der Vernunft in religiösen Dingen gegen die starr orthodoxen Theologen in einer klaren, allgemein verständlichen und durchaus milden Sprache entwickelte. In demselben Geiste sind auch seine „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (Hamb. 1760) geschrieben, die auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet von großem Interesse sind.

Eben so erklärte sich J. Joach. Spalding, auf welchen wir zurückkommen werden, für den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen; die größte Bewegung aber verursachte Wilh. Abrah. Teller aus Leipzig (1734—1804), schon deshalb, weil er selbst ein Theologe war, und zudem eine hohe geistliche Stellung einnahm (er war seit 1761 Generalsuperintendent und Professor der Theologie in Helmstädt, später Oberconsistorialrath und Probst in Berlin). Sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (Helmst. u. Halle 1764), in welchem er das „Vernunftchristenthum" dem „Glaubenschristen-

thum" entgegensetzte, zog ihm Verfolgungen aller Art zu, aber er blieb sich in seinen Ansichten getreu; er gab später noch mehrere Schriften heraus, in denen er die Sache der Geistesfreiheit in religiösen Dingen mit noch größerer Kühnheit besprach. Endlich ist außer Lessing, dessen Thätigkeit in der fraglichen Beziehung später zu erwähnen ist, noch Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem aus Osnabrück (1709—1789) zu nennen, der nach vielen Beziehungen hin einflußreich, die Dogmatik von Allem, was nicht unmittelbar durch die Bibel begründet erschien, zu befreien und die Einheit des Glaubens und der Vernunft herzustellen suchte. Seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (Braunschw. 1768—1779) sind jedoch nicht bloß wegen ihres Inhalts, sondern auch rücksichtlich des Styls von Bedeutung, da er nicht bloß nach klarer und faßlicher, sondern auch nach schöner Darstellung strebte, wie er denn überhaupt die größte Theilnahme an der Entwickelung der deutschen Literatur bewies, was ihn auch bewog, den Aufsatz Friedrichs II. „über die deutsche Literatur" (S. 461) in einem Briefe an die Herzogin von Braunschweig „Ueber die deutsche Sprache und Literatur" (Berl. 1781) in den wesentlichsten Punkten zu berichtigen.

Preußen war vielleicht der einzige Staat im heiligen Römischen Reich, wo man es wagen durfte, religiöse Verhältnisse mit Freimüthigkeit zu besprechen; dagegen war es in diesem Lande eben so gefährlich, wenn nicht gefährlicher, als in den meisten übrigen, die öffentlichen Zustände zum Gegenstande der Untersuchung zu machen (Vgl. S. 468). Aber wenn auch die Presse überall geknebelt war, so ließ man es in den einzelnen Staaten doch zu, daß die öffentlichen Zustände der andern Länder besprochen wurden, ja man sah es sogar aus einer gewissen Eifersucht nicht ungern, wenn die Besprechung in harten Tadel überging, und schien es nicht einmal zu bemerken, wenn dieser Tadel auch auf das eigene Land bezogen werden konnte. Auf diese Weise gestalteten sich die Verhältnisse der Presse viel erfreulicher, als im folgenden Jahrhundert, und es ist damals Manches gesagt und gedruckt worden, was später entweder gar nicht hätte veröffentlicht werden können, oder was den Verfassern die empfindlichsten Verfolgungen zugezogen hatte. Doch war natürlich hiebei an Rechtssicherheit nicht zu denken, und es konnte nach Umständen wohl auch eine gemäßigte Sprache harte Maßregeln herbeiführen. Diese waren aber in jedem Fall zu gewärtigen, wenn Jemand es wagte, die Verhältnisse seines eigenen Staats in einem den Machthabern mißbeliebigen Sinne zu besprechen, ja es war sogar derjenige, der in einem andern Staate lebte und schrieb, vor Gewaltthätigkeit nicht sicher, da der mächtigere Fürst kein Bedenken trug, in solchen Fällen das Gebiet seines schwächeren Nachbars zu verletzen. So unheimlich diese Verhältnisse auch waren, fanden sich doch manche treffliche Männer, welche trotz der sie bedrohenden Gefahren ihre Stimme zu Gunsten der unterdrückten Völker erhoben, oder wenigstens durch ihre Schriften politische Bildung zu verbreiten und die Völker über ihre natürlichen und gesetzlichen Rechte zu belehren suchten. Der Geist der Freiheit, der den ganzen Zeitraum überhaupt charakterisirt, machte sich in den Untersuchungen über das Wesen des Staats und die Verhältnisse des Volks zu den Regenten nicht weniger geltend, als in der Besprechung der ästhetischen oder religiösen Fragen, und so finden wir die meisten politischen Schriftsteller in diesem Zeitraum, so wie auch noch in dem folgenden bis zur Gründung der Republik in Frankreich auf einem weitaus höheren Standpunkt, als in den nachfolgenden Zeiten, und sie verdienen unsere Anerkennung um so mehr, als sich in ihnen zugleich ein Geist der Milde und Ruhe und ein praktischer Sinn kund gibt, die wir bei den Spätern beinahe gänzlich vermissen.

Zuerst bewegte sich die Behandlung der politischen Fragen noch durchgängig in gelehrter Weise, so daß das größere Publikum davon noch ganz unberührt blieb. Aber es machte sich doch in den hiehergehörigen Schriften schon ein freierer Sinn bemerkbar, der nicht ohne gute Früchte bleiben konnte, namentlich wenn, wie bei J. J. Moser, den wir schon früher als Dichter von Kirchenliedern kennen gelernt haben, Verfolgung und schweres Gefängniß von der Wahrheit der Ansichten und der Tüchtigkeit der Gesinnung Zeugniß ablegte. Derselbe hatte sich nämlich als württembergischer Landschaftsconsulent die Feindschaft des Herzogs zugezogen, und war auf dessen Befehl auf die Festung Hohentwiel gebracht worden, wo er, ohne auch nur ein einziges Mal verhört zu werden, in hartem Gewahrsam gehalten und erst nach 5jähriger Gefangenschaft auf ausdrücklichen Befehl des Reichshofraths entlassen wurde. Unter seinen außerordentlich zahlreichen Schriften (es sind deren über 400 und er selbst führt in seiner Selbstbiographie 312 auf) ist das „Deutsche Staatsrecht" (53 Bde. 4. Nürnb. 1737—54) nebst dem „Neuen Deutschen Staatsrecht" (21 Bde. 4. Stuttg. 1761—75) weitaus das bedeutendste, und ist, wenn auch formell ganz ungenießbar, historisch immer noch von Wichtigkeit. Neben ihm ist noch der Göttinger Professor J. J. Schmauß zu nennen, dessen „Einleitung zu der Staatswissenschaft" (2 Bde. Lpz. 1742) und „Neues System des Rechts der Natur" (Gött. 1753) durch die darin aufgestellten freisinnigen Meinungen Aufmerksamkeit erregten. Von einer damals seltenen vorurtheilsfreien Ansicht zeugt J. Mich. von Loens Buch „Der Adel" (Ulm 1752), in welchem man die Gesinnungen wiederfindet, die er in seinem „Grafen von Rivera" niedergelegt hatte (S. 654), so wie auch seine kleineren „Politischen Schriften" (Fkf. 1749—52) beweisen, daß er sich über seine Zeit erhob. Doch konnten sie bei ihrer gelehrten Haltung in das größere Publikum nicht eindringen, und sie erhielten erst dadurch größere Bedeutsamkeit, daß spätere Schriftsteller die in ihnen ausgesprochenen Ansichten in faßlicher Sprache darstellten. Unmittelbar wirkte Fr. K. von Moser (S. u.), der seines trefflichen Vaters J. J. Moser tüchtige Gesinnung ererbt hatte. Am entschiedensten aber wirkten nebst Thomas Abbt durch seine Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland" (Berl. 1761) die Schweizer J. G. Zimmermann (S. u.), Hans Caspar Hirzel (S. u.) und Is. Iselin, so wie der Wiener Sonnenfels. Iselin suchte durch eine Anzahl von Schriften politische Bildung und tüchtige Gesinnung zu verbreiten. Die „Philosophischen und patriotischen Träume" (Zür. 1758), welche sich großen und weitverbreiteten Beifall erwarben, enthielten die vortrefflichsten Gedanken über Staat und Bürgerthum, welche durch die spä-

tere Erfahrung zum Theil glänzend gerechtfertigt worden sind. Joseph v. Sonnenfels, den wir schon als einen regsamen Beförderer geistiger Bildung in seinem Vaterlande Oesterreich haben kennen lernen, machte sich auch durch Verbreitung politischer Bildung vielfach um dasselbe verdient. Unter seinen zahlreichen hiehergehörigen Schriften nennen wir nicht sowohl seine mit wahrer Begeisterung geschriebene Abhandlung „Von der Liebe des Vaterlandes" (Wien 1771), in welcher der Einfluß des trefflichen Abbt nicht zu verkennen ist, sondern vielmehr seine in das praktische Leben eingreifenden staatswirthschaftlichen und staatsrechtlichen Schriften, unter welchen die Abhandlung „Ueber die Abschaffung der Folter" (Zür. 1775) sich durch Gründlichkeit der Untersuchung und Wärme der Behandlung auszeichnet, wie sie denn auch die Abschaffung jenes barbarischen Instituts in Oesterreich veranlaßte. Auch seine Schriften über Handel und Handelsverhältnisse zeugen von seinem klaren, verständigen Sinn und einer ächt staatsmännischen Anschauungsweise. Daß endlich auch Wieland viel zur Verbreitung politischer Bildung beitrug, haben wir schon früher (S. 672 f.) erwähnt, wo auch die bezüglichen Schriften besprochen worden sind.

Endlich haben wir noch die Bemühungen um die Sprache zu erwähnen, welche zwar noch keine tiefer greifenden Ergebnisse lieferten, solche aber doch schon nach manchen Seiten hin vorbereiteten. Die grammatische Behandlung erhob sich freilich noch nicht zu irgend einer höheren Anschauung, und insbesondere verharrte man meist noch immer in dem alten grammatischen System, das der Grammatik der alten Sprachen nachgebildet war. In diesem Sinne war Gottscheds „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" (Lpz. 1748) geschrieben, die trotz mancher Widersprüche lange Zeit für das vollkommenste Gesetzbuch in Sachen der grammatischen Richtigkeit gehalten, und noch im J. 1776 neu aufgelegt wurde. Sie hatte allerdings den glücklichen Erfolg, daß eine größere Einheit der Darstellung bei den verschiedenen Schriftstellern erzielt, und daß die „hochdeutsche Mundart" für die allein richtige und maßgebende anerkannt wurde, so daß das ungebührliche Hervortreten der Dialekte endlich aufhörte; aber Gottsched hatte, wie wir schon oben gesagt haben (S. 469), den Begriff des Hochdeutschen zu eng begränzt und eben deshalb allmählich zunächst von den Schweizern, dann von Andern einen Widerspruch herbeigeführt, durch welchen eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit in der Behandlung der Sprache gewonnen wurde. Einen Versuch zur philosophischen Behandlung der Grammatik machte der Wiener Professor Joh. Sigism. Valent. Popowitsch (1705—1774) in den „Nothwendigsten Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst" (Wien 1754), welche zugleich die zahlreichen Mängel des Gottschedischen Werkes in überzeugender Weise nachwiesen. Auch die Geschichte der Sprache fand einige nicht unglückliche Bearbeiter; so schrieb J. H. Els eine „Abhandlung von den Schicksalen der deutschen Sprache" (Magdeb. 1767) und der als Geograph bekannte Christoph Dan. Ebeling eine „Kurze Geschichte der deutschen Sprache" (Hamb. Magazin 1767 u. 68). Wichtiger, obgleich vorzüglich den früheren Zeitraum berücksichtigend, ist El. Kasp. Reichards „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst" (Hamb. 1747). Uebrigens stand die Sprachwissenschaft damals auf einer noch so untergeordneten Stufe, daß von einer durchgreifenden philosophischen Auffassung der Grammatik eben so wenig die Rede sein konnte, als von einer historischen Behandlung derselben und die Aufgabe der Zeit lag weniger darin, abgeschlossene Systeme aufzustellen, als die einzelnen Verhältnisse der Grammatik und der Sprache durch mannigfache Untersuchungen zu erörtern. Dies ist denn auch in erfreulicher Weise geschehen, nicht zwar als ob diese Untersuchungen zu bedeutenden, unumstößlichen Ergebnissen geführt hätten, aber sie erhielten doch die Theilnahme für die Muttersprache rege, und brachten das Bewußtsein hervor, daß man in der That noch weit von einem nur mäßigen Ziele entfernt sei. Die schon angeführten „Beyträge zur krit. Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" enthalten eine große Menge von Abhandlungen und Aufsätzen über die deutsche Sprache, von denen manche auch jetzt noch Berücksichtigung verdienen. Frau Gottsched schrieb im J. 1748 in Form eines Briefs eine kleine Abhandlung über „Orthographie", in welcher sie recht gesunde Ansichten entwickelte (Briefe der Frau Gottsched 1, 322 ff.); man lernt ihren klaren Geist um so mehr achten, wenn man diesen Aufsatz mit den Ansichten vergleicht, welche Klopstock über den nämlichen Gegenstand in den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst" (Hamb. 1779) darlegt, die bei ihrer Seltsamkeit und Willkür an Zesen erinnern: Sparsamkeit war sein oberster Grundsatz der Rechtschreibung, durch welchen er sie zu einem wahren Ungeheuer machte. Merkwürdig sind seine „Grammatischen Gespräche" (Altona 1794), die allerdings manche scharfsinnige Beobachtung enthalten, aber durch die Form abstoßend wirken.

Bedeutender und zum Theil noch nicht überflüssig geworden sind die lexikographischen Arbeiten, die wir noch zu erwähnen haben. Obgleich nur auf einen einzigen Schriftsteller beschränkt, ist Lessings „Wörterbuch über Friedrichs von Logau Sinngedichte" (Berl. 1759) schon deshalb höchst wichtig, weil er darin vorzüglich auf gute veraltete Wörter aufmerksam machte, was auch seine Hauptabsicht bei den unvollendeten, in seinem Nachlasse aufgefundenen „Beyträgen zu einem deutschen Glossarium" u. a. ähnlichen Aufsätzen war. Sehr bedeutend ist das Glossar von Chr. Gottl. Haltaus (2 Bde. Fol. Lpz. 1759), welches vorzüglich die Rechtssprache behandelt, während das von J. G. Scherz (2 Bde. Fol. Straßb. 1781—84 von J. J. Oberlin herausgegeben) hauptsächlich die Sprache der alten Dichter und Prosaiker zu Grunde legt. Weitaus die trefflichste Erscheinung in diesem Gebiete ist aber des Berliner Rectors Joh. Leonh. Frisch (1666—1747) „Deutsch-lateinisches Wörterbuch" (2 Bde. 4. Berl. 1741), welches sich durch Fleiß, Gründlichkeit und Scharfsinn auszeichnet.

Johann Christoph Gottsched.

Die bisherige Entwickelung hat uns schon oft mit dem Manne zusammengeführt, den wir jetzt zu besprechen haben, so daß wir uns darauf beschränken können, die Hauptzüge seiner einflußreichen Wirksamkeit zusammenzustellen und diejenigen Schriften hervorzuheben, die von dem wesentlichsten Einfluß auf die weitere Ausbildung der Literatur waren.



Johann Christoph Gottsched, geb. am 2. Febr. 1700 zu Judenkirch bei Königsberg, wurde von seinem Vater, dem Pfarrer seines Geburtsorts, mit so großem Geschick unterrichtet, daß er schon im J. 1714 die Hochschule in Königsberg beziehen konnte. Er sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters der Theologie widmen, doch beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit den Sprachen und Literaturen des Alterthums und der neuen Völker, so wie auch mit Philosophie, in welcher Wolff sein Führer wurde. Unter seinen Lehrern gewann der schon öfters erwähnte Pietsch am meisten Einfluß auf ihn, dessen Vorträge über die Dichtkunst ihn zu eigenen Versuchen in der Poesie anregten. Nachdem er im J. 1723 die Würde eines Magisters erworben hatte, entfernte er sich 1724 von Königsberg, weil er Gefahr lief, wegen seiner Größe von den Werbern Friedrich Wilhelms I. aufgefangen zu werden; er flüchtete nach Leipzig, wo er sich die Zuneigung des berühmten J. Burckhard Mencke erwarb, der ihm die Aufsicht über seine Bibliothek und die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute. Im J. 1725 begann er, Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst zu halten, welche sich eines starken Besuchs erfreuten und ihm ein solches Ansehen erwarben, daß die Poetische Gesellschaft ihn schon im folgenden Jahre zu ihrem Senior erwählte. Um ihren bis dahin beschränkten Wirkungskreis zu erweitern und sich selbst eine Stütze in seinen reformatorischen Bestrebungen zu sichern, gab er ihr im J. 1727 eine zweckmäßigere Einrichtung und den Namen der „Leipziger deutschen Gesellschaft". Auf einer Reise in die Heimat im J. 1729 lernte er in Danzig die geistreiche Luise Adelgunde Victorie Kulmus kennen, mit der er sich im J. 1735 verband, nachdem er 1730 zum außerordentlichen Professor der Poesie und 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt worden war. Später wurden ihm noch mancherlei Ehrenbezeigungen zu Theil; so wurde er von verschiedenen gelehrten Gesellschaften, unter andern von der Preußischen Societät der Wissenschaften, zum Mitglied ernannt. Er starb vier Jahre nach dem Tode seiner Gattin am 12. Dec. 1766.

Unter allen deutschen Schriftstellern ist keiner so übermäßig gelobt, keiner so übermäßig getadelt worden, als Gottsched. In den Jahren, da sein Ruhm am höchsten stand, schien es schon gewagt, auch nur bescheidene Zweifel gegen die Unfehlbarkeit seiner Ansichten zu äußern, und dagegen erlebte er noch die Zeit, wo es zum guten Tone gehörte, ihm alle Verdienste abzusprechen, und wo sein Name als das Symbol der Geschmacklosigkeit und der beschränktesten Einsicht galt. Er war nach und nach in eine so vollständige Verachtung gefallen, daß Jeder sich derselben Preis gegeben hätte, der es gewagt haben würde, von ihm auch nur mit bedingter Anerkennung zu sprechen, und diese Verachtung stieg wo möglich von Jahr zu Jahr; sie wurde in der folgenden Periode namentlich durch die sogenannten Originalgenies und später durch die Romantiker genährt. Erst in der neuesten Zeit machte sich eine mildere und gerechtere Beurtheilung wieder geltend. Und in der That sind Gottscheds Verdienste um die deutsche Sprache und Literatur von der größten Bedeutung, sie verdienen die unbedingteste Anerkennung der Nachwelt und sie wären gewiß auch nie, wenigstens nicht in dem Maße verkannt worden, als es geschehen ist, wenn er sich nicht selbst allzusehr überschätzt und geglaubt hätte, daß durch ihn schon das Höchste erreicht worden sei, während er durch seine Thätigkeit doch eigentlich nur das Bessere vorbereitet und möglich gemacht hatte. Dieser Selbstüberschätzung, die für ihn und seinen Ruhm so traurige Folgen hatte, haben wir aber auf der andern Seite einen großen Theil der glücklichen Erfolge zu verdanken, die seiner Thätigkeit zu Theil wurden; denn ohne das stolze Selbstbewußtsein, das ihn erfüllte, hätte er nimmermehr die dictatorische Gewalt gewonnen, der sich länger als ein Jahrzehent Alles unbedingt unterwarf, und der allein es möglich war, diejenige Einheit in den Anschauungen und Bestrebungen herbeizuführen, welche nothwendig gewonnen werden mußte, wenn die Zerrissenheit besiegt werden sollte, in welche die deutsche Poesie am Ende des vorigen Zeitraums verfallen war. Als er zu lehren und zu schreiben begann, war die schwülstige Geschmacklosigkeit der Schlesier in der Poesie noch vorherrschend, die Bestrebungen der Weise, Canitz, Besser und Neukirch hatten sie kaum zu erschüttern, keineswegs zu besiegen vermocht; die dramatische Poesie war in einer vollständigen Auflösung und hatte sich beinahe ganz einerseits in der Oper und andrerseits in den rohen und wilden Staatsactionen oder Hanswurstcomödien verloren; die Sprache der Prosa war noch immer durch den geschmacklosen Gebrauch der fremden Wörter verunstaltet und zu jeglicher schönen Darstellung unfähig, abgesehen davon, daß beinahe überall die besondere Mundart in übermäßiger Weise sich geltend machte. Diese traurigen Verhältnisse bekämpfte er nun mit Kraft und Sicherheit, indem er den mannigfaltig-

sten Irrthümern und Mängeln ein einfaches, klares, auch dem ungebildetsten Verstand begreifliches Gesetz, das der Korrektheit oder der verständigen Natürlichkeit, entgegensetzte. Da er dieses Gesetz am entschiedensten bei den Franzosen befolgt fand, so lehnte er sich an diese, als an die vollgültigsten Muster in Sachen der Poesie überhaupt und des Dramas insbesondere, und mit dieser Hülfe, die ihm namentlich bei den höhern Ständen Eingang verschaffte, gelang es seiner unermüdlichen Thätigkeit, die Herrschaft der Schlesier vollständig zu vernichten, den Schwulst und alles Unnatürliche aus der Poesie zu verbannen, ein geregeltes Drama zu schaffen, die Sprache festzusetzen und überhaupt das zum vollständigen Abschluß zu bringen, was die Weise, Canitz, Besser und Neukirch einerseits, die Thomasius und Wolff andrerseits begonnen hatten. Er erreichte mit Einem Worte Alles, was sich mit seinem obersten Grundsatz der verständigen Korrektheit irgend erreichen ließ, und er wurde dadurch der Begründer der neuen Zeit und Entwickelung, daß er bei seinen Bestrebungen den Weg der Forschung einschlug, diese und nicht die Autorität zum Grunde legte; denn, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, hat er die Franzosen nicht an sich, sondern weil ihre Werke dem von ihm aufgestellten Gesetze entsprachen, als nachahmungswürdige Muster empfohlen, die Engländer und deren spätere Nachahmer unter den Deutschen nicht an sich getadelt, sondern weil sie ihm jenes Gesetz zu verletzen schienen. Gottsched irrte aber darin, daß er die Korrektheit nicht nur für das höchste, sondern auch für das einzige Gesetz hielt, das die Kunst zu befolgen habe und daß er zudem den Begriff „korrekt" viel zu beschränkt auffaßte. Als daher weitere Forschungen den Gesichtskreis erweiterten, vermochte er ihnen nicht zu folgen, und er begann einen erbitterten Kampf gegen die neuen Ansichten, der freilich mit seiner vollständigen Niederlage enden mußte. Aber wenn wir uns die Bedeutsamkeit Gottscheds recht vergegenwärtigen wollen, so dürfen wir uns nur daran erinnern, daß die meisten Irrthümer, in welche die deutsche Kunst später verfallen ist, zum großen Theil darin ihren Grund haben, daß man den von ihm aufgestellten Grundsatz von der verständigen Korrektheit allzusehr in den Hintergrund stellte oder gänzlich vergaß.

Wir haben in früheren Stellen seine Verdienste um die Sprache (S. 469, 651 u. 702) und um das Drama (S. 607—621), so wie seine ästhetischen Ansichten und seine Kämpfe gegen die Schweizer (S. 470 ff.) ausführlicher beleuchtet, wir haben auch seine wichtigsten Schriften, namentlich die „Kritische Dichtkunst" (S. 470), den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (S. 610) und die „Sprachkunst" (S. 702) erwähnt, so wie seine vorzüglichsten Zeitschriften und Sammelwerke, die „vernünftigen Tadlerinnen (S. 469) und den „Biedermann" (S. 470), die „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" (S. 225 u. a. a. O.) und „die deutsche Schaubühne" (S. 610) besprochen; doch müssen wir die „Critische Dichtkunst" als das Werk, in welchem er seine Ansichten über die Poesie niederlegte, und das überhaupt den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildet, noch näher betrachten. Sie erschien zuerst unter dem Titel „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen, darin erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondern Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe" (Lpz. 1730). Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besondern, in welchem er die Regeln angibt, nach denen die einzelnen Dichtungsarten behandelt werden sollen, wobei er jedoch ausschließlich auf die äußere Form und Einrichtung Rücksicht nahm. Nur der erste Theil hat für uns noch Wichtigkeit. Er zerfällt in 12 Kapitel, von denen das erste „Vom Ursprunge und Wachsthume der Poesie überhaupt" handelt. Wir erkennen darin schon den praktischen und verständigen Sinn des Mannes, wenn er die Meinung, daß die Menschen das Singen von den Vögeln gelernt hätten, als unstatthaft oder wenigstens unnöthig erklärt, da das Singen schon in der menschlichen Natur begründet sei. Ungenügend ist dagegen, was er von der frühesten Gestaltung der Poesie und ihrer allmählichen Entwickelung sagt, indem er Alles viel zu äußerlich auffaßt und der Naturanlage, die er doch mit Recht annimmt, gar zu wenig Bedeutung zuschreibt. In dem zweiten Kapitel handelt er „Vom Charaktere eines Poeten". Derselbe, sagt er, solle ein geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge sein, weil die Poesie in der Nachahmung der Natur beruhe; hiezu müsse er aber eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz von Natur besitzen, diese Anlagen durch Gelehrsamkeit fruchtbar machen, sich gründliche Menschenkenntniß und philosophische Bildung erwerben und ein tugendliebendes Gemüthe haben; vor Allem verlangt er, daß der Dichter einen guten Geschmack haben müsse, was er im dritten Kapitel auseinandersetzt. Das vierte handelt „von den drey Gattungen der poetischen Nachahmung und insonderheit von der Fabel". Die Nachahmung könne nämlich, sagt er, in eine Beschreibung von äußern Gegenständen, oder in Darstellung menschlicher Empfindungen, oder in der Erfindung und Anordnung von Begebenheiten bestehen, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liege. Wie beschränkt er den Grundsatz von der Nachahmung der Natur auffaßte, zeigt sich recht deutlich in dem 5. Hauptstück, welches „das Wunderbare in der Poesie" bespricht, da er schon jede ungewöhnliche Handlung zu dem Wunderbaren rechnet, weshalb er auch in dem folgenden Kapitel „Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie" ausdrücklich beifügt, „das Wunderbare müsse auch glücklich herauskommen und zu dem Ende weder unmöglich noch wiedersinnisch aussehen". In den letzten sechs Kapiteln behandelt er die poetische Sprache, und diese haben auch am meisten und am glücklichsten gewirkt, weil sie vorzüglich gegen die Auswüchse der Schlesischen Schule, so wie gegen die allzugroße Plattheit Weise's und seiner Anhänger gerichtet sind, wie man diese Abschnitte überhaupt für die besten im ganzen Buche anerkennen muß. Uebrigens ist dieses, wie der Verf. in der Vorrede selbst ausdrücklich berichtet, vorzüglich aus dem Studium französischer und englischer Kritiker hervorgegangen, und Gottscheds Hauptverdienst bei der ganzen Arbeit besteht darin, daß er den aus vielfältigen Schriften zusammengetragenen Stoff zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammengefügt hat.

In ähnlicher Weise, wie die „Dichtkunst", ist auch

die „Ausführliche Redekunst“ (Lpz. 1728) bearbeitet; auch diese gewann ihm viele Freunde und Schüler, und sie blieb sogar länger in Ansehen, als die „Dichtkunst“, weil ihr keine andere entgegentrat und die Rhetorik überhaupt aus naheliegenden Gründen von der Kritik selten oder nie berücksichtigt wurde.

Aus dem „Versuch einer Critischen Dichtkunst“.

I. Thl. 8. Hauptstück.

Von verblümten Redensarten.

§. 19. Das wären nun die hauptsächlichsten Arten und Gattungen der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetische Schreibart, sowohl als die ungebundne, einen besondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Hat nun gleich ein Dichter in diesem Stücke eine etwas größere Freyheit als ein Redner oder Geschichtschreiber; welche ihm deßwegen zukömmt, weil er gleichsam in einer Begeisterung, oder aus Eingebung der Musen redet: So muß er doch die gesunde Vernunft dabey niemals aus den Augen setzen. Nicht alle verblümte Redensarten klingen in klugen Ohren schön, und man kann zuweilen gar nicht sagen, warum dieses oder jenes so anstößig klinget. Darinn zeiget sich nun hauptsächlich der gute Geschmack eines Poeten, daß er eine geschickte Wahl unter den poetischen Ausdrückungen zu machen wisse, die ihm seine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte schön ist, das schickt sich in ein Heldengedichte nicht: Und was in einer Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig seyn. Die tragische Schreibart geht fast immer auf Stelzen, d. i. sie redet fast durchgehends verblümt: Die comische hergegen geht barfuß, ich meyne sie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beschaffenheit ihrer besondern Charaktere. Alle diese allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

§. 20. Nichts aber ist bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewisse Leute verstecken sich in ihren Metaphoren so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert: Da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen und empfindlicher machen sollte. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart desto mehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen: Allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken, und wenn derselbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen ist, so schmeissen sie ein solch Gedichte beyseite. Sonderlich thun sie dieses, wenn gar, über den schwülstigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geschehen pflegt. Denn manchen vermeynten schönen Gedanken anzubringen, nehmen sich die Herren Poeten die größten Freyheiten, wieder alle Regeln der Sprachkunst, und einer reinen Mundart. Ich schließe daher diese Regel mit des Boileau Worten. Art Poét. Ch. I.

Il est certains Esprits, dont les sombres pensées
Sont d'un usage épais toujours embarassées;
Le jour de la raison ne les sauroit percer:
Avant donc que d'écrire, apprenez à penser!
Selon que notre idée, est plus ou moins obscure,
L'expression la suit ou moins nette ou plus pure,
Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément.

§. 21. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeschickte Vermischung derselben in einer Schrift kömmt hauptsächlich derjenige Fehler der poetischen Schreibart an, den man das Phöbus oder den Schwulst zu nennen pflegt. Die Franzosen haben diesen Namen einer schwülstigen Art des Ausdrucks, so viel mir wissend ist, zuerst beygelegt, und die Engelländer nennen dieselbe einen Bombast. Es scheint die Benennung der erstern ihren Ursprung hauptsächlich von dem Misbrauche zu haben, vermöge dessen manche Poeten, auch bey den schlechtesten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der scharfsinnige Bayle hat diese böse Gewohnheit in seinen Briefen sehr sinnreich durchgezogen. Er merkte aus der Historie von der Stiftung der königlichen großbrittanischen Societät der Wissenschaften an, daß man daselbst von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwissenschaft auch den Rednern und Dichtern den Vortheil versprochen, daß sie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden hernehmen können; und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem sie allein so viel in den Gleichnissen hätte ausstehen müssen. Allein er setzet hinzu, dieses sey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, dem ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichnisse bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber sterben, als in diesem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieses wäre nun einmal das Schicksal dieses schönen Gestirnes, daß man allerley Arten der Leute auf seine Unkosten lobete: So gar daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen darnach ein Verlangen trügen. Davon er aus dem Theophile ein Sinngedicht anführt:

Cette Femme, qui m'importune
Veut qu'on la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune,
C'est tout ce qu'ils ont de pareil.

§. 22. Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreibart ist sehr nahe das von vorerwähnten Nationen sogenannte Galimatias, oder Nonsens verwandt, welches nichts anders ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung wiedereinanderlaufender verblümten Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen Verstand herauszubringen. Von unsern Deutschen hat, wie mich dünkt, Christian Gryphius zuerst den Uebelstand dieser Fehler an unsern Poeten, sonderlich seinen eigenen Landesleuten, Lohenstein und Hofmannswaldau, wahrgenommen, und die Quellen derselben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede seiner poetischen Wälder: „Ich weis wohl, daß viele unsrer Landsleute den heutigen Welschen und Spaniern unzeitig nachäffen, und sich mit ihren nicht selten merklich abschießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl seyn sollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: So würde es doch zum wenigsten gar wohl gethan seyn, wenn sie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, deren sich die Welschen im vergangenen Jahrhunderte, und noch itzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in acht nähmen; und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hierauf entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pflegt, beliebten.“

§. 23. Gryphius unterscheidet hier mit großem Verstande die alten Italiener von den neuern, und diese von den Franzosen. Petrarcha ist bey dem guten Geschmacke der alten Römer und Griechen geblieben; und ihn hat sich Opitz unter andern zum Muster genommen. Tasso und Guarini hielten sich noch ziemlich auf der alten Spur, und ob sie wohl schon viel von ihren Concetti oder gleißendem Flittergolde einstreuen: So bleibt doch das meiste in ihren Gedichten gut und untadelich. Ariost aber und Marino sind von der guten Art ganz und gar abgewichen: Wie nicht nur Bouhours in seiner Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit in vielen Exempeln gewiesen, sondern auch Herr König in seiner Untersuchung vom guten Geschmacke bey den canitzischen Gedichten ausführlich dargethan hat. Diese marinische Schule nun hat auch in unserm Vaterlande viel Anhänger gefunden, und das hat Gryphius in der angezogenen Stelle schon bedauret. Ich würde die Exempel von solchen Phöbus und Gali-

matias aus unsern Poeten in großer Menge anführen können, wenn nicht solches in den Discursen der Maler bereits mit so vieler Gründlichkeit als Scharfsinnigkeit geschehen wäre. Ja wir hoffen noch verschiedene neue critische Schriften von Herrn Bodmern, darinn diese und andre Fehler unsrer Scribenten nach den Regeln der gesunden Vernunft beurtheilet werden sollen.

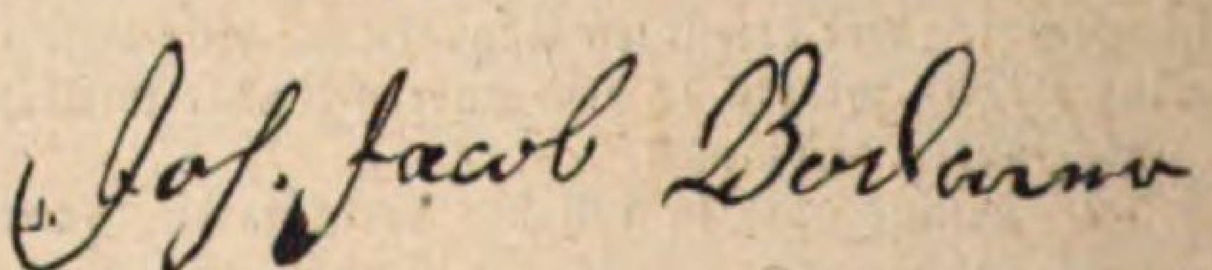
§. 24. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von solchen Blümchen fehlen möge: So will ich dieselben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im vorigen Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demselben alles beysammen finde, was ich sonst mit vieler Mühe würde zusammen suchen müssen. Folgende Redensarten nun halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: Titans frohes Licht strale mit neuen Blitzen, und mache die saphirne Burg zu Hyacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein solcher, der Egyptens finstre Nacht statt Gosens Sonne küsset. Die Lilie lacht mit reinstem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen schamroth, und ihr Atlas sinkt ins Verwesungsreich. Auf den Blättern der Blumenköniginn, die von Citherens Blut den Ursprung haben soll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Lufft schneyt ambrirte Perlen. Man soll uns einst in Edens güldnen Auen mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne, schauen u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schlusse dieses Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Mischmasch genennet hat: So will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verschiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durch einander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieser Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Canaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüsse, Schmuck, Lenz, Sonne, schmaragdne Felder, Perlenwasser, Schnee und Eis, holde Blumen, Rosenblut, Frost, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, öde Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Nesseln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambrosin, Nectar, diamantne Auen, Honigseim und Alicant, ja damit nichts vergessen würde, so kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müssen nunmehro die Stelle selbst sehen.

Hier ist das Canaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen steigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen.
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmuck zerschlägt.
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das schmaragdne Feld mit Perlenwasser tränket,
Bald aber Schnee und Eis statt holder Blumen schenket.
Hier wird der Rosenblut durch keinen Frost gebleicht.
Von Dornen weiß man nichts; die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coliquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Nesseln sind verbannt, von dieser Sternenhöh.
Hier ist nur Zuckerbrod und süßer Ambrosin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen,
Hier ist nur Honigseim und Allicant zu schauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

§. 25. Dieß ist nun ein rechtes Meisterstück durcheinander gewirrter Metaphoren, und andrer übelausgesonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts desto weniger hat sich unser Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnißte Verse aufs äußerste verliebt gehabt: Und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht diese hochtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfasser, noch seine Leser, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Das beste Mittel wieder den schwülstigen Geist ist das Lesen der alten Lateiner und der neuern Franzosen. Wer sich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verstand gelesen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den Longin, Bouhours und Werenfels, (de meteoris orationis) gelesen hat: der wird gewiß unmöglich auf eine so seltsame Art des poetischen Ausdruckes verfallen; gesetzt, daß er noch so erhaben zu schreiben gesonnen wäre.

Johann Jakob Bodmer.





Johann Jakob Bodmer, geb. am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich, besuchte das Gymnasium dieser Stadt, auf welchem er sich gründliche Kenntnisse in den alten und neuern Sprachen erwarb. Von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt, studirte er zwar auch die theologischen Wissenschaften, doch als er in den geistlichen Stand treten sollte, erklärte er, daß er keine Neigung zu demselben habe und ihm zudem unbesiegliche Schüchternheit unmöglich mache, die Kanzel zu besteigen. Nun mußte er sich, was er immer befürchtet hatte, dem Kaufmannsstande widmen. Sein Vater schickte ihn 1717 nach Bergamo in die Lehre, aber die neue Beschäftigung war ihm so zuwider, daß er auch nicht die geringsten Fortschritte machte; sein Vater berief ihn daher 1719 wieder nach Hause, wo er seine Studien fortsetzte, denen er auch in Italien alle seine freie Zeit gewidmet hatte. Im J. 1720 zog er nach Zürich, wo er sich hauptsächlich mit der Geschichte und den Rechten seines Vaterlandes beschäftigte, um sich für eine öffentliche Lehrstelle in diesem Fache zu bilden. Daselbst schloß er sich vorzüglich an Breitinger an, mit dem er schon seit längerer Zeit in freundschaftlichen Beziehungen stand, und der von der gleichen Liebe zu den schönen Wissenschaften beseelt war. Im J. 1725 wurde Bodmer zum Professor der helvetischen Geschichte und der Politik ernannt, und 1737 in den Großen Rath gewählt. Nachdem er in beiden Stellungen lange und glücklich gewirkt, trat er 1775 in den Privat-

stand zurück und lebte von nun auf einem Gute in der Nähe von Zürich, wo er sich unablässig mit seinen Lieblingsstudien beschäftigte, da er sich bis zu seinem Tode stets der besten Gesundheit erfreute und seine Geisteskräfte ungeschwächt blieben. Er starb nach einer kurzen Krankheit am 2. Jan. 1783 im 85. Jahre seines Lebens.

Bodmer hatte darin große Aehnlichkeit mit Gleim, daß er sich gern mit strebenden jungen Männern umgab, und sie nach Kräften unterstützte. So wohnte Klopstock eine Zeitlang in seinem Hause, und wir wissen, daß auch Wieland seiner Liebe und Gastfreundschaft viel zu verdanken hatte. Er unterschied sich aber darin von Gleim, daß er sich nicht, wie dieser, dem Einflusse seiner Freunde hingab, selbst wenn sie höheres Talent hatten, als er, sondern vielmehr von ihnen verlangte, daß sie seine Meinungen theilen sollten, was ihm denn mit der Zeit Manche, unter diesen selbst Wieland, entfremdete. Ueberhaupt hat Bodmer ganz vorzüglich durch die Kraft und Entschiedenheit seines Charakters gewirkt, da er Alles mit Ernst erfaßte, mit Ernst durchführte und für seine Ueberzeugung stets einstand. Obgleich die „Critische Dichtkunst" seines Freundes Breitinger das Hauptwerk ist, welches Gottsched und seine Schule stürzte, überhaupt die Literatur förderte, so war es doch vorzüglich Bodmers unermüdliche Thätigkeit, welcher der entschiedene Erfolg dieses Werkes zu verdanken war; er führte es durch eine Vorrede ein und vertheidigte es in beinahe zahllosen größeren und kleineren Schriften gegen jeden Angriff, von welcher Seite er auch kommen mochte; er nahm es mit den mächtigsten Gegnern, selbst mit Lessing auf, wobei er freilich unterliegen mußte. Und so mußte auch er, wie Gottsched, seinen Einfluß schwinden sehen, allein er fiel doch niemals in die Verachtung, die jenem zu Theil wurde, hauptsächlich weil es ihm in seinen Kämpfen nicht sowohl um seine persönliche Geltung zu thun war, als vielmehr um die Sache selbst, die er verfocht, wie es denn unbillig ist, ihm „kritischen Despotismus" und Herrschsucht vorzuwerfen. Daß er mit Begeisterung, ja man kann wohl sagen, mit Leidenschaft an dem festhielt, was er einmal als gut und richtig anerkannt hatte, das wird ihm Niemand zur Last legen; man kann ihm aber auch mit Recht nicht vorwerfen, daß er gegen jede Belehrung unzugänglich gewesen wäre, da er, wenn auch erst in seinem höchsten Alter, auf gar Manches einging, was er früher mit leidenschaftlicher Bitterkeit bekämpft hatte. Er war nämlich in seinen jüngern Jahren der Ueberzeugung, daß die Poesie nicht bloß ergötzen, sondern vor Allem den Menschen erheben und daher zunächst einen religiösen Gehalt haben solle. Die sinnlich heitere Dichtung erschien ihm als ein Verbrechen gegen die Kunst und die Menschheit, und er überhäufte diejenigen Dichter mit dem herbsten Tadel, welche nur sinnliche Ergötzung zum Zwecke hatten, sollte diese an sich auch noch so unschuldig sein. Diese Ansicht von der Heiligkeit der Kunst hatte ihn so ganz durchdrungen, daß er sie auch von Andern verlangte und dabei allerdings in das Uebermaß verfiel, wie er denn z. B. sich sehr unzufrieden zeigte, daß Klopstock sich während seines Aufenthalts in Zürich gern in heiterer Gesellschaft bewegte, da er sich den Sänger des Messias als einen halben Heiligen vorstellte, der immer von ernsten und frommen Gedanken erfüllt sein müsse (S. 505). Daß er mit den anakreontischen Dichtern unzufrieden war, daß ihn die Bekehrung seines Schützlings Wieland mächtig schmerzte, läßt sich deshalb leicht begreifen; und doch finden wir, daß er in seinem hohen Greisesalter in Bezug auf Religion und Poesie viel freier dachte, als in seiner Jugend, und anerkannte, daß die Kunst keine so engen Gränzen habe, als diejenigen, welche er ihr früher hatte setzen wollen.

Bodmers literarische Thätigkeit war außerordentlich groß. Er hat sich beinahe in allen poetischen Gattungen versucht, doch in keiner derselben etwas Bleibendes geleistet, obgleich ihm ein gewisses episches Talent nicht abgestritten werden kann. Auch haben seine Poesien, von denen schon früher die Rede war (S. 547. 562. 616. 653), zu ihrer Zeit nur deshalb größere Bedeutung gewonnen, weil er sich als Kritiker eine einflußreiche Stellung errungen hatte. Auch seine Thätigkeit als Kritiker ist schon besprochen und namentlich seine Beziehung zu Gottsched dargestellt worden (S. 469 ff.), wir haben daher nur noch diejenigen Schriften zu erwähnen, welche in dieser Hinsicht von Bedeutung wurden. Die mit Breitinger herausgegebenen „Discurse der Maler", welche als der Anfangspunkt der ästhetischen Kritik anzusehen sind (S. 469), so wie die Schrift „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft" u. s. w. (S. 470) haben wir schon berührt; eben so haben wir auch die Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie" erwähnt (S. 472), in welcher Bodmer vorzüglich darauf ausging, Miltons „Verlornes Paradies" gegen die Einwürfe Voltaires und Anderer zu vertheidigen. Seinen schon gereiften Geschmack und tieferes Verständniß der Kunst beweist er in dieser Schrift namentlich dadurch, daß er die Einmischung allegorischer Personen in epischen Gedichten nicht ohne Geschick bekämpft, und man muß nur bedauern, daß diese Ansicht nicht bei den Dichtern der komischen Epopöen durchgedrungen ist (S. 564). Bodmers wichtigste Schrift sind aber die „Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter" (Zürich 1741), welche Breitinger mit einer Vorrede begleitete, in der er unter dem Bilde eines „Afterrichters", der seine bloßen Aussprüche zu Befehlen und Gesetzen macht und dieselben durch nichts als durch sein Ansehen zu schützen vermag, offenbar Gottsched im Auge hat. Bodmers Schrift ist als eine Fortsetzung der „Critischen Dichtkunst" seines Freundes Breitinger zu betrachten, dessen Grundsätze und Hauptgedanken er praktisch auszuführen suchte. Wie Breitinger geht er von dem Satze aus, daß die Malerei und die Poesie verwandte Künste, und daß ein poetisches Gemälde die höchste Aufgabe der Dichtkunst sei. Er setzt dann aus einander, daß ein solches Gemälde in der kunstvollen Nachahmung der Natur bestehe, untersucht die Stoffe, die dazu verwendet werden können, und geht dann auf die Kunstmittel über, die der Dichter zu ihrer Darstellung anwendet. Die Abschnitte, welche davon handeln, bilden den Kern des Buchs, und enthalten viele scharfsinnige Gedanken und Beobachtungen, die er nur deswegen nicht in das rechte Licht setzt, weil er das wahre Wesen der poetischen Malerei nicht begriffen hatte, welches überhaupt erst durch Lessing zum Bewußtsein gebracht wurde; wir sehen aber öfters, z. B. in dem letzten Satze des unten mitgetheilten Bruchstücks, wie nahe er daran war

den Gegenstand richtig aufzufassen. So zeigt er, wie das Schöne, das Große, das Ungestüme, wie die Erregungen des Gemüths, die Tugenden und Laster, die Charaktere der Personen, der Nationen darzustellen seien; und alles dieses erläutert er an zahlreichen Beispielen aus alten und neuen, namentlich deutschen Dichtern, wobei er sich vorzüglich bemüht, die zwei Abwege, in welche die deutsche Poesie verfallen war, den Schwulst der Schlesier und die Plattheit der Weise'schen Schule in ihrer Verderblichkeit zu zeigen. Wir wissen, daß er hauptsächlich darin von Anfang mit Gottsched zusammentraf, und daß das Ansehen, in welchem die Schlesier standen, ihren vereinten Bemühungen nicht widerstehen konnte.

Ein noch größeres Verdienst, als durch seine Bekämpfung der genannten Mängel, welche damals die Poesie beherrschten, erwarb sich Bodmer dadurch, daß er zugleich auch auf die besseren älteren und neueren Dichter aufmerksam machte und deren Vorzüge in ein helles Licht setzte. Er besorgte mit Breitinger eine neue Ausgabe von Opitzens Gedichten (1. Th. Zür. 1745), die leider unvollendet blieb, weil ihr eine andere, weit schlechtere, entgegentrat, die der als Anhänger Gottscheds bekannte Triller besorgte; eben so gab er die Epigramme Wernickens (Zür. 1749) und früher schon Canitzens Gedichte (Zür. 1737) mit einer „Vorrede von der Dichtart des Verfassers" heraus, in welcher er dessen Natürlichkeit im Gegensatz zu dem Lohensteinischen Schwulst hervorhob. Dankbar müssen wir ferner anerkennen, daß er zuerst wieder auf Fischart und Seb. Brant aufmerksam machte, deren Trefflichkeit er mit offenem Sinn anerkannte, und endlich war er auch der erste, welcher mit Bewußtsein und richtigem Gefühl die längstvergessene oder nur Einzelnen und diesen nur wenig bekannte Poesie des 12. und 13. Jahrh. (S. 225) wieder einführte. Schon die Abhandlung „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause", welche er in der „Sammlung deutscher u. a. Schriften zur Verbesserung des Urtheils" u. s. w. (12. Stück. Zür. 1741—44) bekannt machte, beweist, daß er mit Eifer den Denkmälern der alten Kunst nachforschte und sie mit Liebe studirte, und mehrere Aufsätze in den „Kritischen Briefen" (Zür. 1746) und den „Neuen Krit. Briefen" (Zür. 1749) beurkunden, daß er die Vorzüge der alten Sprache und Dichtkunst zu würdigen wußte. Mit seinem getreuen Gehülfen Breitinger gab er „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrh." (Zür. 1748) heraus; diesen ließen sie (Boners) „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" (Zür. 1757) folgen und in eben demselben Jahre gab Bodmer den zweiten Theil des Nibelungenliedes („Chriemhildens Rache") nebst der Klage heraus. Eben so verdienstlich war die Veröffentlichung der sogenannten Manessischen Sammlung der alten Lyriker (2 Thle. 4. Zür. 1758 u. 1759), und endlich lieferte Bodmer später die Handschriften zu den Drucken der Nibelungen und des Parzival für die Sammlung altdeutscher Gedichte, welche Chr. H. Müller herausgab (S. 464). So unbrauchbar alle diese Ausgaben geworden sind, weil sie weder auf wissenschaftlicher Kenntniß der Sprache beruhen, noch mit der nöthigen Kritik bearbeitet sind, so bedeutend waren sie doch zu ihrer Zeit, da sie zuerst die Liebe zu den ältern deutschen Dichtern erweckten, die sich z. B. bei Gleim u. A. in Nachahmung der Minnesinger kund gab (S. 520) und aus ihnen später die wissenschaftliche Behandlung der Sprache und Literatur hervorging, welche bis jetzt schon von großem Einfluß auf die deutsche Poesie war und mit der Zeit gewiß noch größeren und fruchtreicheren ausüben wird. — Wir können aber von Bodmer nicht scheiden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß seine Wirksamkeit, die noch lange nicht in ihrem ganzen Umfange anerkannt worden ist, in derselben Weise und mit demselben Glücke dargestellt werden möge, wie die seines Nebenbuhlers Gottsched, der in Danzel einen so trefflichen Beurtheiler gefunden hat.

Aus den „Betrachtungen über die Poetischen Gemählde der Dichter".

7. Abschnitt.

Von den Gemählden des Schönen in der materialischen Welt.

— — — Ich will meine ersten Exempel von den Gemählden der menschlichen Schönheit nehmen. Postel, hat in dem zweyten B. von Wittekind diesen Helden eingeführt, wie er in einer langen Erzehlung das Angesicht seiner geliebten Geven abbildet:

— — — „Ist nicht ihr Leib gebauet,
Selbst durch die Gratien, hegt dessen grade Pracht
Nicht mehr Annehmlichkeit, als was die Cedern macht
Am Libanon berühmt? Was weicht nicht ihren Augen,
Die Circens Schalen sind, solch Gifft daraus zu saugen,
Das uns uns selbst entwendt. Denn ob die Farbe spricht,
Wir sind aus Himmel-Blau von Venus zugericht:
So gehn doch Funcken aus von diesen Anmuths-Kolen,
Die Zunder aus der Höll' zu steter Nahrung holen,
Und nicht vom Himmel her. Schau an ihr köstlich Haar,
Hat auch der Seren Reich in seiner zarten Waar
Dergleichen Wurm-Gespinst: Dem Glanz, den dort bekommen
Denonens Lämmer-Zucht, wann Xanthus sie durchschwommen,
Gleicht dieser Hauptes-Schmuck: Die Wangen sind benelckt,
Wie Gärten, die kein Reiff und keine Sonne welckt.
Arabien kann bey des Mundes Purpur-Schwellen
Nicht schätzen seinen Strand, den's rothen Meeres Wellen
Bespühlen Tag und Nacht, und wann dort Ormus gleich
Am Ufer Perlen zinßt, ist doch dieß Ufer reich
Mit Perlen schönrer Art. Der Zucker süßer Worte,
Der hier ohn Aufhörn rinnt, läßt nicht des Himmels-Pforte
So lieb und huldreich seyn." — — —

Die Absicht Wittekinds, oder vielmehr des Poeten, der ihm diese Beschreibung in den Mund geleget, konnte vernünftiger Weise keine andere seyn, als daß er eine lebhafte Schilderey von dieser Schönen machete, damit er dadurch seine Liebe zu derselben und die Trauer über ihren Verlust rechtfertigte: Alleine die Umschweiffe in dem Ausdrucke, die weit gesuchte Allusion auf alte und den meisten unbekannte Geschichten, und die lähren Spitzfündigkeiten darinnen, haben einen danckeln Umhang vor dieses Conterfey gezogen, durch welchen wir noch mit Mühe mercken könen, daß ihr Angesicht einen Mund und Augen gehabt habe. Wie langsam ist der Ausdruck, der in einer Erzehlung in diese Fragen, Anreden und Einwürffe eingekleidet wird: „Ist nicht ihr Leib gebauet" 2c. „Hegt dessen grade Pracht" 2c. „Schau an ihr köstlich Haar" 2c. „Denn ob die Farbe spricht" 2c. Und wie kan der gelehrte Zeug, der dem Leser so unbekannt ist, Licht auf eine Beschreibung streuen, muß er ihm nicht viel mehr Müh und Verdruß verursachen, und seine Gedanken von der Sache, um die es hier zu thun war, ohne Noth abführen? Circens Schalen, Denonens Lämmerzucht, Arabiens Purpur-Strand, Ormus Perlen-Ufer, haben mit der Geve Angesicht allzuwenig Aehnliches, als daß sie dem Poeten das Recht geben, uns hier ihre Geschichte zu erzehlen, wie jene den Xanthus durchschwommen, wie die

Wellen des rothen Meeres den arabischen Strand bespühlen, wie Ormus an seinem Ufer Perlen trägt. Diese Gelehrsamkeit steht noch viel ungeschickter in dem Munde eines Helden aus dem alten, rohen und barbarischen Deutschlande. Wie spitzfündig-verwirrt ist endlich der Einfall:

— — — — „Ob die Farbe spricht,
Wir sind aus Himmelblau von Venus zugericht,
So gehn doch Funcken aus von diesen Anmuthskolen,
Die Zunder aus der Höll zu steter Nahrung holen,
Und nicht vom Himmel her.“

Der Poet beobachtet vor der Geva Augen, daß sie blau wären, und er erinnert sich zugleich, daß sie nach einer gewöhnlichen Metapher feurig geheißen würden. Ihre blaue Farbe führte ihn auf die Idee vom Himmel, und ihre metaphorische Aehnlichkeit mit dem Feuer auf den Begriff von der Hölle. Aus der Vermischung dieser ungleichen Sachen schmiedet er den gezwungenen Gegensatz: „Ob die Augen blau sind, wie der Himmel, so sind es doch blaue Kohlen, denn sie sind gantz feurig, aber ihr Feuer ist nicht in dem Himmel angezündet, sondern in der Hölle selbst, so verderblich ist es.“ Gut, daß es nur ein metaphorisches Feuer ist! Wie diese Spitzfündigkeit auf ein Spiel der Metapher, also fällt folgende auf ein Wortspiel:

„Arabien kan bey des Mundes Purpur-Schwellen
Nicht schätzen seinen Strand, den's rothen Meeres Wellen
Bespülen Tag und Nacht.“

Die Lippen sind roth, und das Arabische Meer wird das rothe geheißen, ob es gleich sonst die gewöhnliche Farbe des Meeres hat. Daher entsteht der arme Einfall, den der Poet mit so vielem Ernst vorträgt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seine poetischen Sünden hat Postel von seinem Vater in Apollo, dem jetzo noch, wiewohl zu seinem Nachtheile, berüchtigten Lohenstein geerbet, dessen Geist ihm, wie man glauben könnte, per traducem zugeflösset worden. Dieser hat in dem Trauerspiel von Cleopatra den Anton und den Proculejus mit einander streiten lassen, welcher von beyden eine schöne Frau mahlen könnte, und da sagen sie nach den Lohensteinischen Ideen:

„A. Rubin deckt ihren Mund. P. Octaviens Corallen.
A. Die Glieder sind aus Schnee. P. Dort gar aus Helffenbein.
A. Die Brust aus Alabast. P. Und dort aus Marmelstein.
A. Ihr Sternen des Gesichts! P. Dort sind die Augen Sonnen.“

In dem Auftritte, der hiernächst folget, fährt Canidius in demselben Thone fort:

— — — „Die holden Wangen lachen,
Auf denen Schnee und Glut zusammen Hochzeit machen,
Ihr himlisch Antlitz ist ein Paradies der Lust:
Der Adern blauer Türcks durchflicht die zarte Brust;
Zinober quillt aus Milch, Blut aus den Marmel-Ballen;
Der Augen schwartze Nacht läßt tausend Blitze fallen,
Die kein behertzter Geist nicht ohne Brand empfindt.
Ihr süßer Athem ist ein eingebiesamt Wind.
Es kan der Schnecke nichts auf Zung und Muschel rinnen,
Das den Rubinen wird der Lippen abgewinnen:
Ihr wellicht Haar entfärbt der Morgen-Röthe Licht.
Es gleicht kein Helffenbein sich ihren Gliedern nicht.

Einige von diesen verblümten Ausdrücken könnten schön heißen, wenn sie nur einzel angebracht würden, aber die hyperbolische Verschwendung derselben und die Vermischung so vieler Kostbarkeiten verwirret den Begriff, und wenn man sich lange bestrebet hat, durch die Dunkelheit durchzubrechen, so hat man nichts weiter gelernet, als daß die Farbe ihrer Glieder von den hellesten gewesen war, aber was vor eine Bildung, und was vor Lineamente sie gehabt haben, bleibet uns verborgen. Die Hochzeit des Schnees und der Glut ist eines von denen Spielen der Metapher, das eben so lustig als seltsam ist; aber wie Schnee zerschmeltzen, und wie Glut verlöschen wird, wenn man die Metapher auflösen und statt der entlehnten die eigenen Nahmen setzen wird. Opitz, von welchem Lohenstein mit seiner Schule zu eben so großer Beschimpfung ihres eigenen, als Nachtheil des deutschen Geschmackes abgewichen, hatte doch schon in dem Gedichte an eine gewisse Jungfrau die ungehirnten Verliebten mit einem Satyrischen Gelächter verspottet, die mit dergleichen Aufschneiderey von ihren Liebsten reden, welche weniger von der Thorheit des Affectes, der fürwahr an sich selbst nicht so ausschweifend ist, als des Verfassers, zeuget. Der geschickte Günther, der gestorben, bevor sein poetischer Geist noch zu seiner männlichen Vollkommenheit und Stärcke gestiegen war, hatte doch diese Ausschweifungen bald erkannt, und sehr artig über sich selbst gelachet, daß er in seiner ersten Jugend in diesem falschen Geschmacke geschrieben:

„Und wollt' ich dazumahl ein schönes Kind beschreiben,
So ließ ich ihren Mund mit Scharlach-Beeren reiben.“

Daher ist von dieser Art zu mahlen schon unterschieden, wie er in einem reifern Alter gemahlet hat:

„Die Schönheit wieß in allen Zügen,
Was dort Anacreon bestellt;
Die nette Locke schien zu fliegen,
Das Haar war Schnee, der jetzo fällt;
Die Lippen schwollen, wie die Rosen,
Und waren gleichsam schon bereit,
Mit solchen Küssen liebzukosen,
Als Friede und Gerechtigkeit.

Wie angenehm ist hier nicht die Vergleichung der Lippen mit den Rosen, die nicht in der Farbe, sondern in der Aufschwellung beruhet, und wie geschickt wird die Annehmlichkeit dieser etwas aufgeschwollenen Lippen, welche die Lateiner **Os prominulum** heißen, durch den Gedanken erhöhet, daß sie sich anbieten, auch solche Küsse zu geben, wie wann Friede und Gerechtigkeit einander küssen. Was auf diese Zeilen von den Augen folget, ist eben so starck an Begriffen von Anmuth und geistigem Feuer:

„Was nur von Anmuth und Entzücken
Apollens Kunst entwerffen mag,
Das schoß hier aus den holden Blicken
Und gab ein Feuer an den Tag:
Ein Feuer, dessen Geist und Stärcke
Die Schönheit des Gemüths entdeckt,
Und durch verborgne Wunder-Wercke
Auch in der Ferne Glut erweckt.“

Dergleichen Züge eröffnen uns selbst das Hertz und die Gedancken einer Person. Aber hier ist es uns mehr um die Abbildung der Gestalt, der Farbe, und des Ebenmaßes zu thun, woraus das Schöne besteht. Addison hat etliche allgemeine Stücke von dieser Art in dem menschlichen Angesichte geschickt vorgestellet, wenn er an einem Orte sagt: „Die Natur hat all ihre Kunst darauf gewendet, damit sie das Angesicht schön machete. Sie hat es mit röthlichem Glantze getuschet, eine doppelte Reihe Helfenbein darinnen gepflantzet, und zu dem Size des Lachens und der Schamröthe gemachet, und mit dem hellen Licht der Augen ausgeschmücket und belebet, an beyden Seiten wunderbare Werckzeuge der Sinnen daran gehänget, ihm Minen und Lieblichkeiten mitgetheilet, die man nicht beschreiben kan, und es mit einem wallenden Schatten von Haar umgeben, der seine Schönheit in das angenehmste Licht setzet.“ Und sein poetischer Held, Johann Milton, hat noch andere in seinem Conterfey Adams angemercket: „Seine schöne, breite Stirn und seine erhabene Augen zeugeten von seiner unbedingeten Herrschaft, und hyacinthene Haarlocken hiengen von seiner getheilten Scheitel rund herum in großen Ringen männlich herab, aber nicht tiefer als seine Schultern.“ Die lebhafte Deutlichkeit dieser Schilderungen rühret gröstentheils von der geschickten Sorgfalt her, mit welcher diese Verfasser hier meistentheils die eigenen Worte einfältig gebraucht haben. Unsere Poeten Postel und Lohenstein fehlen am meisten in der Vorstellung der Farben, die alleine durch das Mittel der Gleichnisse und daher formirter Metaphern in ihren Graden lebhaft können vorgestellet werden, indem sie die Bilder dazu allzu weit her suchen, und mit einem

weitläuftigen Geweſche und einer gelehrten Spitzfündigkeit überkleiſtern. Ein einziges geſchicktes Gleichniß, das von Sachen, die uns täglich vor Augen kommen, wäre hergeholet worden, hätte ihrem Geiſt dieſes mühſame Beſtreben erſparet, und doch das nöthige Licht und Leben ihrem Verlangen gemäß in dem Begriffe zuwege gebracht. Alſo haben es die guten Poeten des Alterthums gemachet. Ovidius beſchreibet in dem zehnten Buch der Verwandlungen v. 515 das Angeſicht des neugebohrnen Adons mit dieſem Gleichniß:

> Laudaret faciem livor quaeque: qualia namque
> Corpora nudorum tabula pinguntur Amorum;
> Talis erat. *)

Dieſe wenigen Zeilen geben uns einen weit lebhaftern Begriff von der Schönheit, als die Verſchwendung aller Büchſen von fremden Lohenſteiniſchen Farben zu thun vermag: In der erſten Zeile wird uns die Vollkommenheit dieſer Schönheit mit der einzigen Anmerckung gezeiget, daß der Neid ſelbſt nichts daran zu tadeln finden würde; geſtalt darinnen ſchon eine gantze Vorſtellung enthalten iſt. In der zweiten Zeile verweiſet er eure Einbildungskraft durch eine Vergleichung dieſer Schönheit auf ein ſichtbares Werck, dergleichen man vielfältig findet, wo ihr die Art derſelben mehr mit Augen ſehen, als nur bey euch ſelbſt ermeſſen könnet. Der Poet ſaget uns mehr, indem er ſelbſt die Worte ſparet, und uns auf dieſe Weiſe an einen andern Ort hinweiſet, als er mit den Worten ſelbſt hätte thun können; das iſt, was Demetrius Phalereus §. 103 mit der Anmerckung gemeint hat: „Ἔνια μὴ ῥηθέντα μείζονα φαίνεται, καὶ ὑπονοηθέντα μᾶλλον." **) Mit eben dieſem Kunſtgriffe hat der Poet in demſelben B. v. 592 von Atalanta geſagt:

> Itaque puellari corpus candore ruborem
> Traxit, haud aliter, quam cum super atria velum
> Candida purpureum similem dat et inficit umbram. †)

Und Virgil hat auf dieſelbe Weiſe Lavinien beſchrieben, im zwölften B. v. 65:

> — — — — Cui plurimus ignem
> Subjecit rubor, et calefacta per ora cucurrit:
> Indum sanguineo veluti violaverit ostro
> Si quis ebur: vel mista rubent ubi lilia multa
> Alba rosis; tales virgo dabat ore colores. ††)

Dieſe Gleichniſſe nehmen dem Poeten die Müh ab, zu ſchildern, indem ſie die Phantaſie aufwecken, ſich ſelber zu helfen; welches ihr gar leicht eingehet, da ſie auf ſo bekannte Bilder verwieſen wird.

Johann Jakob Breitinger.



Bodmers treuer und eifriger Mitarbeiter, Johann Jakob Breitinger, wurde am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Er beſuchte die verſchiedenen Unterrichtsanſtalten ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte die Theologie und trat ſchon im J. 1720 in den geiſtlichen Stand. Da er mehrere Jahre ohne öffentliches Amt blieb, benutzte er dieſe Zeit zu ſeiner weiteren Ausbildung und zu gelehrten Arbeiten im Gebiete der Geſchichte, der Philologie und der ſchönen Wiſſenſchaften. Im J. 1731 wurde er zum Profeſſor der hebräiſchen Sprache an dem akademiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, und 1745 zum Profeſſor des Griechiſchen und zugleich zum Kanonikus des Stifts zum großen Münſter ernannt. Schon früher hatte man ihm auch die Vorleſungen über Logik und Beredtſamkeit übertragen, und ihm die Würde eines Dekans über die Exſpectanten des Predigtamtes ertheilt, in welcher Stellung er ſich bedeutende Verdienſte um die Verbeſſerung der kirchlichen Beredtſamkeit erwarb. Er ſtarb nach einem äußerſt thätigen Leben am 15. Dec. 1776.

In den Kämpfen mit Gottſched und ſeiner Schule trat Breitinger zwar perſönlich nicht ſo entſchieden hervor, als ſein Freund Bodmer, er hat ſich jedoch kaum weniger Verdienſte um die Verbeſſerung des Geſchmacks erworben, als jener; ja wenn man erwägt, daß ſeine „Kritiſche Dichtkunſt" (Zür. 1740) den Kern der äſthetiſchen Anſichten enthielt, welche den Gottſchediſchen entgegengeſtellt wurde, und daß ſich auf den in ihr niedergelegten Grundſätzen die deutſche Poeſie fortbildete, ſo dürfte man ſeinen Einfluß beinahe noch höher anſchlagen, als den ſeines Freundes, obgleich hiebei nicht vergeſſen werden darf, daß die „Kritiſche Dichtkunſt" wohl nicht ſo großen Erfolg gehabt haben würde, wenn Bodmer nicht ſo unermüdlich an der Verbreitung und Vertheidigung derſelben gearbeitet hätte. Wir haben ihren weſentlichen Inhalt ſchon oben (S. 470) in kurzen Zügen mitgetheilt, eine weitere Ausführung liegt außerhalb der Gränzen unſerer Darſtellung; dagegen dürfen wir nicht unterlaſſen, die Bemerkung noch beizufügen, daß ſeine Schrift nicht

---

*) Selber der Neid lobpries ſein Antlitz; denn wie die Körper
Nackter Eroten gemahlt auf farbiger Tafel ſich zeigen,
So war jener."

**) „Einiges, das nicht geſagt wurde, erſcheint größer und als tiefer gedacht."

†) „Auch jungfräuliches Weiß des Leibs mit Röthe durchzogen,
War es bereits nicht anders, als wenn ein purpurner Vorhang
Schneeige Hallen bemalt mit nachgebildetem Abglanz."

††) — — — „Ihr loderte glutreich
Fliegende Röthe der Scham und durchlief ihr entflammtes Antlitz
Wie wenn indiſchen Zahn mit blutiger Beize des Purpurs
Einer verfälſcht; wie röthlich der Lilien Weiße von vielen
Roſen erglüht: ſo zeigte die Jungfrau Farben im Antlitz."

bloß von tüchtiger Kenntniß der alten und neuen Literatur, sondern auch von weitaus schärferem Urtheil und gebildeterem Geschmack zeugt, als sämmtliche Werke Gottscheds. Breitinger ließ in dem nämlichen Jahre, in welchem er seine Dichtkunst bekannt machte, auch eine „Fortsetzung" derselben erscheinen, in welcher er „die poetische Malerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben" untersuchte. Auch dieser Theil ist von der höchsten Wichtigkeit und beweist, wie viel tiefer er die Sprache der Poesie auffaßte, als Gottsched, dem alles Ungewöhnliche schon unnatürlich erschien. Dies beweisen namentlich die Abschnitte über die „Machtwörter", d. h. diejenigen Wörter, welche einen Begriff mit besonderem Nachdruck bezeichnen, über die „gleichgültigen" (d. i. gleichbedeutenden) Wörter und Redensarten und vor Allem der letzte, in welchem er „von dem Bau und der Natur des deutschen Verses" spricht. Keiner hat vor ihm den Gegenstand so gründlich, so scharfsinnig und so richtig behandelt, und es ließe sich nichts gegen seine Auffassung einwenden, wenn er das rechte Wesen des Reims besser erkannt hätte, den er für etwas ganz Aeußerliches und Willkürliches ansah. Wie Bodmer in der Schrift „über die poetischen Gemälde" einen besondern Theil der Poetik bearbeitete, so Breitinger in der „Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse" (Zür. 1740), welche er für die erste Quelle der Poesie ansah. Es ist auch dieses Buch voll von scharfsinnigen Bemerkungen und namentlich gewähren die Abschnitte hohes Interesse, in welchen er die deutschen Dichter von Opitz bis auf Haller und Gottsched mit Rücksicht auf die von ihnen gebrauchten Gleichnisse charakterisirt.

Die Darstellung Breitingers ist durchgehends klar und überzeugend; sein Styl ist zwar etwas schwer, aber im Ganzen doch beweglicher, als der seines Freundes Bodmer oder seines Gegners Gottsched; namentlich hat er eine viel reichere und mannigfaltigere Sprache, als jene beiden, und man sieht es ihm auch in dieser Beziehung an, daß er in die Schule der Alten gegangen ist und sie mit Verstand gelesen hat.

Aus der „Critischen Dichtkunst". (3. Abschnitt.)

Von der Nachahmung der Natur.

Die beyden Künste, des Mahlers und des Poeten, bestehen angeregter Maßen in einer geschickten Nachahmung der Natur. Die Natur ist die weise Lehrmeisterin, bey welcher diese Künstler in die Schule gehen, sie legte ihnen eine unzählbare Menge der vortrefflichsten Urbilder zur Bewunderung und Nachahmung vor, woran sie das Vermögen ihrer Kunst versuchen, und auf die Probe setzen können. Wie nun der Mahler zur Materie der Nachahmung alles dasjenige nehmen kan, was dem sinnlichen Werckzeuge des Gesichtes durch Licht und Farben kan begreifflich und vorstellig gemachet werden; also stehet es in dem Vermögen der poetischen Mahler-Kunst, alles, was mit Worten und Figuren der Rede auf eine sinnliche, fühlbare und nachdrückliche Weise kan nachgeahmet und der Phantasie, als dem Auge der Seele, eingepräget werden, nach dem Leben und der Natur abzuschildern. Hierinn übertrifft die Poesie alle andern Künste, da ihr die gantze Natur in ihrem weiten Umkreise zum Muster der Nachahmung dienen muß. Alles, was der menschliche Verstand von den Würckungen und Kräften der Natur in seinen Registern aufgezeichnet hat, kan der Poet durch sinnliche Bilder auszieren, und der Phantasie, als in einem sichtbaren Gemählde, vorlegen; so daß sich das Gebiethe der Poesie fast eben so weit erstrecket, als die menschliche Erkenntniß, welche unter dem Namen der Weltweißheit alles begreifft, was durch menschlichen Fleiß und Nachforschen von möglichen und würcklichen Dingen kan erkennet werden. Nur müssen wir einige allgemeine und abgezogene Wahrheiten und Begriffe, die alleine dem reinen und von den Sinnen gantz abgekehrten Verstand vernehmlich sind, von der Nachahmung der Poesie ausschließen; von welcher Art in der Vernunft-Lehre, in der Meß-Kunst, in der Lehre von dem Wesen der Dinge, in der Rechen-Kunst, sehr viele enthalten sind, die man wohl durch Worte, Zahlen und Linien dem Verstande zu begreiffen geben, aber darum nicht abschildern, oder in Farben und Bilder einkleiden, und für die Phantasie sichtbar machen kan.

Die Natur oder vielmehr der Schöpfer, der in derselben und durch dieselbe würcket, hat unter allen möglichen Welt-Gebäuden das gegenwärtige erwehlet, daß er es in den Stand der Würcklichkeit überbrächte; weil er es nach seiner unbetrüglichen Einsicht vor das beste unter allen, und vor dasjenige befand, das vor seine Absichten am bequemsten war. Dasselbe kan nun füglich in die sichtbare und die unsichtbare Welt unterschieden werden. Jene, die sichtbare und materialische Welt, begreiffet in sich alle Cörper, die Elemente, die Sternen, den Menschen in Ansehung seiner äußerlichen Würckungen, die Thiere, die Pflanzen, die Edelsteine, und so fort, ferner alles, was die Kunst auf so verschiedene Weise nachahmet, und zum Schutz, zur Zierde und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens erfindet; mit einem Worte alles, was der Prüffung der Sinnen unterworffen ist. Diese, die unsichtbare Welt, fasset in ihrem Inbegriffe Gott, die Engel, die Seelen der Menschen; ihre Gedancken, Meinungen, Zuneigungen, Handlungen; Tugenden, Kräfte. Alle diese Sachen haben, weil sie würcklich sind, eine eigentliche und festgesetzte Wahrheit, die in dem Zeugniß der Sinnen, das damit übereinstimmet, dem Zeugniß des Gewissens, und der göttlichen Offenbarung gegründet ist. Wenn nun der Poet die Originale, welche ihm die große Künstlerin, die Natur, auf dem unendlich geraumen Schauplatz dieser würcklichen Welt darstellet, entweder absonderlich oder in ihrem natürlichen Zusammenhang nachschildert, so handelt er bloß als ein guter Abdrücker, und unterscheidet sich von dem Historico alleine durch den Zweck und die Kunst seiner Gemählde. Was insbesondere die unsichtbare Welt der Geister ansiehet, so hat dieselbe zwar eben so viel Wahrheit und Würcklichkeit als die sichtbare, zumal da sie den Grund und die Quelle aller Würcklichkeit in sich hat; alleine weil sie vor den groben Sinnen gantz verschlossen ist, so hat sie vor die Einbildung nicht mehrere Wahrheit als die möglichen Dinge, und der Poet muß diese unsichtbaren Wesen in sichtbare Cörper, hiemit in eine gantz fremde Natur einkleiden, woferne er sie der Phantasie vernehmlich und fühlbar vorstellen will, in welchem Stücke seine Kunst sich ungemein geschickter und verwundersammer erweiset, als in der Nachahmung der sichtbaren Wercke.

Alleine da dieser Zusammenhang der würcklichen Dinge, den wir die gegenwärtige Welt nennen, nicht lediglich nothwendig ist, und unendlich vielmal könnte verändert werden, so müssen außer derselben noch unzehlbar viele Welten möglich seyn, in welchen ein anderer Zusammenhang und Verknüpfung der Dinge, andere Gesetze der Natur und Bewegung, mehr oder weniger Vollkommenheit in absonderlichen Stücken, ja gar Geschöpfe und Wesen, von einer gantz neuen und besonderen Art Platz haben. Alle diese mögliche Welten, ob sie gleich nicht würcklich und nicht sichtbar sind, haben dennoch eine eigentliche Wahrheit, die in ihrer Möglichkeit, so von allem Widerspruch frey ist, und in der allesvermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet ist. Nun stehen auch dieselben dem poetischen Mahler zum Gebrauche bereit und offen, und leihen ihm die Muster und die Materie zu seiner Nachahmung; und da er die Natur nicht alleine in dem Würcklichen, sondern auch in dem Möglichen nach-

zuahmen fähig ist, so erstrecket sich das Vermögen seiner Kunst eben so weit, als die Kräfte der Natur selbst; folglich muß der Poet sich nicht alleine die Wercke der Natur, die durch die Kraft der Schöpfung ihre Würcklichkeit erlanget haben, bekannt machen, sondern auch, was in ihren Kräften annoch verborgen lieget, fleißig studieren, um so viel mehr, da dieses letztere, nemlich die Nachahmung der Natur in dem Möglichen, das eigene und Haupt-Werck der Poesie ist. Denn ich darf vor gewiß setzen, daß die Dichtkunst, in so ferne sie von der Historie unterschieden ist, ihre Originale und die Materie ihrer Nachahmung nicht so fast aus der gegenwärtigen, als vielmehr aus der Welt der möglichen Dinge entlehnen müsse. Es ist das Amt der natürlichen, politischen, und moralischen Historie, die sichtbaren Gegenstände und Phänomena, den Lauf der Begebenheiten, und die Sitten und Handlungen der Menschen, wie sie würcklich sind, nach ihrer Natur und Wahrheit zu erzehlen und zu beschreiben. Ihre Absicht ist demnach diejenige Wahrheit, die in der Würcklichkeit der Dinge, und dem Zeugnisse der Sinnen gegründet ist; darum ist auch ihre gantze Bemühung in den Kreiß der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge eingeschlossen. Dagegen hat der Poet zur Absicht, durch wohlerfundene und lehrreiche Schildereyen die Phantasie des Lesers angenehm einzunehmen, und sich seines Gemüthes zu bemächtigen; diese Absicht zu erreichen wird eben nicht erfordert, daß seine poetischen Erzehlungen würckliche und historische Wahrheiten seyen; sondern es ist schon genug, wenn sie nur nicht unmöglich und unwahrscheinlich sind. Der Poet sucht nicht den Glauben eines Zeugen zu erhalten, aber er vermeidet den Vorwurff eines Lügners; wenn er daher auch solche Personen in seinen Gedichten aufführet, die nach dem Zeugniß der Historie würcklich vorhanden gewesen sind, versetzet er dieselben in gantz neue Umstände, und läßt sie dann reden, thun und handeln, wie sie nach ihrer Natur und Beschaffenheit wahrscheinlicher Weise reden und handeln könnten und würden:

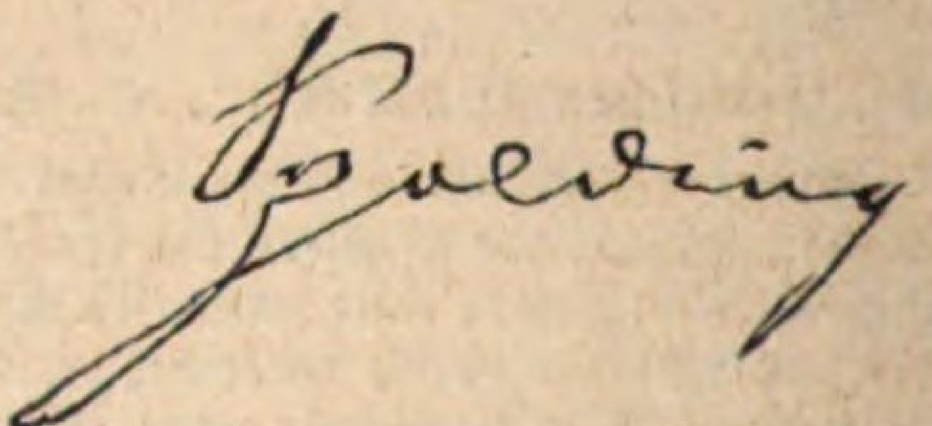
> Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
> Primo ne medium, medio ne discrepet imum. *)

Da bekümmert er sich nicht um die historische Wahrheit seiner Vorstellungen, weil er ohne dieselbe bloß durch die Wahrscheinlichkeit seinen Zweck und Absicht erreichen kan. Die Tragödien von Cid, Cinna, Polieuctes thaten auf viele tausend Zuseher in dem unteren Boden des Schauspiel-Hauses, welche von diesen Personen niemahls zuvor reden gehöret hatten, eine eben so starcke Würckung, als auf diejenigen Gelehrten, die ihre gantze Historie innen hatten. Das Wahrscheinliche, welches sich in den würcklich eingeführten Gesetzen und dem gegenwärtigen Laufe der Natur gründet, ist für den grösten Theil der Menschen eben so wahr, als das so würcklich geschehen ist, weil ihm nichts mangelt, als die Treu und Aufrichtigkeit dessen, der es erzehlet und bezeuget, und das, so würcklich geschehen ist, kömmt ihm bloß als wahrscheinlich vor, weil ihm die Zeugnisse, worauf dessen Wahrheit beruhet, nicht bekannt sind. Daher hat auch Aristoteles gesagt: „Das Mögliche ist glaubwürdig, aber das würcklich geschehene ist bekannt und offenbar, maßen es nicht geschehen wäre, wenn es unmöglich gewesen wäre.“ Nun ist die Poesie Volkskunst, die das Ergetzen und die Verbesserung des größern Haufens der Menschen suchet. Zudem wird diese poetische Mahler-Kunst in Ansehung ihrer Materie und Erfindung eben darum die Dicht-Kunst genennet, weil sie sich auf das Wahrscheinliche gründet; denn was ist Dichten anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen formieren, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Welt-Gebäude zu suchen sind. Ein jedes wohlerfundene Gedicht ist darum nicht anderst anzusehen, als eine Historie aus einer andern möglichen Welt: Und in dieser Absicht kommt auch dem Dichter alleine der Nahme eines Poeten, eines Schöpfers, zu, weil er nicht alleine durch seine Kunst unsichtbaren Dingen sichtbare Leiber mittheilet, sondern auch die Dinge, die nicht für die Sinnen sind, gleichsam erschaffet, das ist, aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Würcklichkeit hinüberbringet, und ihnen also den Schein und den Nahmen des Würcklichen mittheilet.

*) Täuscht mit Lug so, mischt so Wahrheit unter die Dichtung,
Daß Anfang sich der Mitt', und der Mitte anschließe das Ende.

Johann Joachim Spalding.





Es wurde in den einleitenden Bemerkungen zur didaktischen Prosa gesagt, daß der glückliche Erfolg der Forschungen im Gebiete der Kunstphilosophie bald auch dazu anregte, andere philosophische Gegenstände in das Gebiet der Untersuchung und Darstellung zu ziehen, und daß man anfing, vorzüglich solche Zweige der Philosophie zu bearbeiten, welche von praktischem Interesse und von größerem Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung der Menschen waren (S. 699). Der Schriftsteller, den wir jetzt zu behandeln haben, beginnt die Reihe der trefflichen Männer, welche sich in dieser Beziehung bleibende Verdienste um die Bildung des Volks und zugleich um die Literatur erworben haben.

Johann Joachim Spalding, geb. am 1. Nov. 1714 zu Triebsees in Pommern, besuchte zuerst die Schule seines Geburtsortes, dann das Gymnasium zu Stralsund, und bezog 1731 die Uni-

versität Rostock, um Theologie zu studiren. Im J. 1734 ging er nach Greifswalde, wo er Beschäftigung als Hauslehrer erhielt und zugleich seine Studien fortsetzte; von 1735 lebte er theils zu Hause, theils an verschiedenen andern Orten als Hofmeister. Ende 1745 übernahm er die Stelle eines Secretairs bei dem schwedischen Gesandten in Berlin, hielt sich dann von 1747 an wieder in der Heimat auf, worauf er 1749 zum Pastor in Lassahn, 1757 zum ersten Prediger in Barth, wo sich Lavater einige Monate lang bei ihm aufhielt, und 1764 zum Oberconsistorialrath, Probst und erstem Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin ernannt wurde, in welcher Stellung er eine eben so ausgebreitete als erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Als im J. 1788 Friedrich Wilhelm II. das berüchtigte Religionsedict verkündigen ließ, gegen welches er vergebens Vorstellungen machte, legte er seine sämmtlichen Aemter mit Ausnahme der Stelle im Oberconsistorium nieder, wozu ihn übrigens auch zunehmende Altersschwäche bewog. Er starb am 26. Mai 1804 im 90. Jahre seines Lebens.

Spalding war nicht bloß durch die Bücher, sondern auch durch das Leben gebildet worden; der Umgang mit der sogenannten vornehmen Welt, namentlich in Berlin, wo er auch mit Gleim, Kleist, Sack u. A. vertraute Bekanntschaft schloß, hatte seinen Gesichtskreis erweitert und ihn über die gewöhnlichen Stubengelehrten seiner Zeit erhoben. Nicht weniger einflußreich war es für ihn, daß er schon früh mit der ausländischen Literatur und besonders mit den philosophischen Schriftstellern der Franzosen und Engländer bekannt wurde, unter welchen namentlich Shaftesbury seine Zuneigung gewann, dessen „Sittenlehre“ er übersetzte (Berl. 1745). Die Schriften dieser Männer machten um so mehr Eindruck auf ihn, als der Pietismus damals schon seine widrigste Form angenommen hatte und es ihm deutlich geworden war, in welche traurige Irrthümer man verfallen müsse, wenn man die Religion allein auf das dunkle Gefühl gründen wolle. Er setzte sich vor, dem Pietismus gegenüber die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen geltend zu machen, und die sittliche Bildung als die schönste Frucht der ächten Religiosität darzustellen. In diesem Sinne schrieb er sein berühmtes Buch „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen“ (Greifsw. 1748), welches in 20 Jahren zehn Auflagen erlebte, und auch später noch öfters aufgelegt wurde. Er entwickelt darin die Grundsätze der Sittenlehre aus dem Wesen der menschlichen Natur, indem er zeigt, daß weder die Sinnlichkeit, noch das Vergnügen des Geistes hinreichen, dem Menschen die innere Befriedigung zu geben, nach welcher er seiner Natur nach unablässig strebt, daß vielmehr nur die Tugend diese Befriedigung geben könne. Nur durch die Tugend gewinne die Seele diejenige „Heiterkeit und Ruhe, die über die Anfälle äußerlicher Widerwärtigkeiten“ erhaben sei, so wie nur einer tugendhaften Seele „die Quellen des Vergnügens in der Natur reichlich zuströmten“. Die heitere Betrachtung der Natur aber führe zur Erkenntniß ihres Schöpfers und Erhalters und aus dieser Erkenntniß folge die Ueberzeugung, daß des Menschen Seele unsterblich sein müsse. Der in spätern Jahren berüchtigt gewordene Göze, der schon damals überall Ketzereien witterte, erließ noch in demselben Jahre ein Sendschreiben an Spalding, in welchem er diesen ziemlich bitter tadelte, daß er durch seine Schrift den Gegnern des christlichen Glaubens in die Hände gearbeitet habe. Spalding fügte daher einer neuen Auflage seiner Schrift (1749) einen Anhang bei, in welcher er diesen Vorwurf dadurch zurückwies, daß er die Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Religion genauer bestimmte. Die 7te Auflage (1763) vermehrte der Verfasser mit vier trefflichen Zugaben („über den Werth der Andacht“, „das glückliche Alter“, „die menschlichen Erwartungen“ und „die Entschlossenheit“), welche nicht weniger trefflich sind, als die Hauptschrift, die nicht bloß durch ihre innere Gediegenheit, den wahrhaft frommen und doch aufgeklärten Sinn, der sie beseelte, allgemeinen Beifall erwarb, sondern auch durch die für jene Zeit bewundernswürdige Schönheit und Reinheit der Sprache, und noch mehr durch die Wärme und Lebendigkeit der Darstellung von bedeutendem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur wurde, da Spaldings Schrift seit ihrem ersten Erscheinen mit Recht als ein Muster des guten, durch Kraft und Klarheit gleich ausgezeichneten Styles galt.

Der „Bestimmung des Menschen“ ließ Spalding einige Uebersetzungen aus dem Englischen folgen, welche sämmtlich das Verhältniß der natürlichen und der geoffenbarten Religion behandelten und die wir nur deshalb erwähnen, weil sie zu den ersten Uebersetzungen gehören, die mit Geschmack gearbeitet waren. Wichtiger ist für uns seine zweite Hauptschrift „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum“ (Lpz. 1761), welche vorzüglich gegen das Spiel der schwärmenden Phantasie gerichtet war, welchem sie helle Erkenntniß in der Religion und Rechtschaffenheit im Wandel entgegensetzte. In dem nämlichen Geiste war endlich ein drittes Werk: „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung“ (Berl. 1772) abgefaßt, worin er den schon von Luther aufgestellten Grundsatz entwickelte, daß die Geistlichen nicht eine besondere Priesterkaste, sondern den Lehrstand in der Kirche bilden sollten. Daß auch diese Lehre den orthodoxen Geistlichen nicht behagte, die gern ein wenig Pabstthum gewünscht hätten, ist begreiflich; wie sie darüber dachten, das hat Nicolai in seinem „Sebaldus Nothanker“ getreu dargestellt (S. 668).

Aus der Schrift „Bestimmung des Menschen“.

Religion. Indem ich aber diesen Gedanken*), die mich so hoch führen, immer weiter folge, so gerathe ich auf einen Begriff, der mich zu einer noch weit erhabenern Bewunderung hinreißt. — Wesen, die schon in ihren Einschränkungen so schön sind; Welten, die in ihren veränderlichen Theilen und in ihrer zufälligen Verbindung so viel Richtigkeit haben; ein Ganzes voll Ordnung, von dem kleinsten Staube an bis zu der unermeßlichen Ausdehnung, voll Regelmäßigkeit in allen seinen Gesetzen, der Körper sowohl als der Geister; ein Ganzes, das so manichfaltig, und doch durch den genauen Zusammenhang Eins ist: dieß giebt mir die Vorstellung von einem Urbilde der Vollkommenheiten, von einer ursprünglichen Schönheit, von einer ersten und allgemeinen Quelle der Ordnung. Welch ein Gedanke! — So ist denn etwas, von dem alles, was ich bisher bewundert habe, abhänget; So ist denn etwas, von dem alle Theile der Natur ihre Uebereinstimmungen, ihre Verhältnisse und ihren Reitz haben! ein Verstand, der für das Ganze denkt,

*) Im Vorgehenden war von dem Eindruck die Rede, den die Natur auf den Menschen macht, der sie mit reinem Sinne anschaut.

der das Ganze einrichtet und lenket! ein Geist, der durch seine unbegreiflichen Ausflüsse allen Dingen Daseyn, Dauer, Kräfte und Schönheit mittheilet! Hier erweitert sich meine erstaunte Seele bis zum Unendlichen. Mich dünkt, ich empfinde, und mit einem entzückenden Schauder, die Wirklichkeit dieses obersten Geistes. Wahrlich, er belebt mich, er wirket in mir! Was würde ich seyn, ohne ihn? was würde ich können, ich, der ich aufs klärste weiß, daß ich einmal nicht gewesen bin, und daß ich meine Thätigkeit mir nicht gegeben habe? —

Und was sollten sich daher wohl bey mir fur Empfindungen gegen dieses Wesen schicken, in welches alle meine Begriffe von Vortrefflichkeiten zusammen fließen? Ehrerbietung, Bewunderung und die tiefste Anbetung ist noch wenig genug, das Verhältniß auszudrücken, worin ich gegen einen unendlichen Geist stehe, der zugleich mein Urheber ist. Weil ich ihm aber nur so wenig leisten kann, so will ich es ihm doch auch desto aufrichtiger leisten. Ich will mich einer so ungeheuren und abscheulichen Verrückung nicht schuldig machen, daß ich mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung an den Ursprung der Wesen und der Vollkommenheit denken sollte.

Allenthalben, wo ich bin, da bin ich mit den Wirkungen seiner weisen und allmächtigen Güte umgeben. Außer mir Geschöpfe, die die angenehmsten Eindrücke in mich machen, und in mir Fähigkeiten, die jene manichfaltige Annehmlichkeit so lebhaft empfinden können. Selbst die ganze sinnliche Natur liegt noch vor mir ausgebreitet, mich zu erfreuen; und meine Erhebung zu jenem ewigen Urbilde des Schönen, hindert mich nicht, auch das niedrigere Schöne der Körperwelt, gleichsam den Schatten von ihm, in dem Maaße zu genießen, als es mich an den besseren Befriedigungen nicht hindert. Ich werde freylich nicht mit angestrengter Begierde an den hinreißenden Bewegungen der Sinnlichkeit haften müssen; ich werde nicht daran arbeiten müssen, die Empfindung von dieser, vermittelst einer vorsetzlichen Verdunkelung des vernünftigen nachdenkenden Urtheils, so klar und durchdringend zu machen, als sie immer werden kann. Dieß würde mir die unvermeidliche Gefahr zuziehen, in die völlige Knechtschaft der sinnlichen Eindrücke zu gerathen, und alles Geschmacks an edleren Gegenständen beraubt zu werden. Allein, was ich hiebey in Vergleichung mit dem zügellosen Wollüstlinge an der Lebhaftigkeit und Stärke des sinnlichen Ergötzens zu verlieren scheine, das wird mir überflüssig dadurch ersetzet, daß ich dann dieses Ergötzen, durch die Verbindung desselben, mit den moralischen Empfindungen, so viel mehr erhöhen und verfeinern kann. Zu dem Gefühl meiner gröbern Sinne kommt dann das ungleich würdigere Gefühl der Seele von Zärtlichkeit und Menschenliebe, und insonderheit das unendlich erhabene und erfreuliche Gefühl von dem Wohlgefallen der Gottheit hinzu. Von jeder angenehmen Bewegung, die mich einnimmt, lasse ich bald meine Vorstellung zu demjenigen hinaufsteigen, der sie mir gönnet und giebt, der die Ströme der Lust in unzählbaren Canälen von sich durch das ganze fließen läßt, und der selbst ohne Zweifel in der Höhe seiner Selbstgenügsamkeit eine göttliche Lust daran findet, wenn alles, was lebet, in reger ihm angemessener Freude, seiner beseelenden Güte lobsinget. Ich bin mir also beständig bewußt, daß ich unter den segnenden Augen dieses allgemeinen Vaters, und in der Gesellschaft einer unendlichen Menge lebendiger Wesen, die eben dasselbe Meer der Wollust tränket, ein jedes Glück, eine jede vergnügte Stunde genieße, die mir zu Theil wird; und es gehört mit zu der großen Kunst, mich recht zu vergnügen, daß ich jederzeit mit allen meinen Gedanken und Empfindungen ihm, der Quelle des Guten, so nahe, als möglich, zu bleiben suche.

Dadurch wird dann auch der sonst so fruchtbare Eindruck von der majestätischen Gegenwart des höchsten Geistes zu der sanftesten Beruhigung gemildert, oder vielmehr in freudige Entzückung verwandelt. Ich erschrecke sonst allerdings über meine Kleinheit in der unermeßlichen Natur, und gegen die noch unermeßlichere Gottheit. Dieser Sonnenwirbel ist ein Sandkorn; diese Erde ist ein Staub, ein Punkt; und ich auf dieser Erde, — was bin ich? Nur das macht mich noch zu etwas, daß ich die Ordnung empfinden, und in derselben bis zu dem Anfange aller Ordnung hinaufsteigen kann. Zu einer solchen Hoheit bin ich bestimmt, und der will ich immer näher zu kommen suchen. Ich will nicht eher stehen bleiben, als bis ich der Schönheit bis zu ihrer ersten Quelle gefolget bin. Da soll denn meine Seele ruhen. Da soll sie, in allen ihren Fähigkeiten beschäfftiget, in allen ihren Trieben vergnüget, satt von dem göttlichen Lichte, und entzückt in den Verehrungen und Anbetungen der obersten unbeschränkten Vollkommenheit, alles Niedere und sich selbst vergessen.

Hiebey erkenne ich denn nun auch ungezweifelt, daß diese alles regierende Weisheit keine andere Absicht haben könne, als daß alle Dinge in ihrer Art und im Ganzen gut seyn mögen. Dazu sind alle Gesetze eingerichtet, die sie in dieselben geleget hat. Dahin zielen die Bewegungen der Körper, und die ursprünglichen Triebe der verständigen Wesen. Die große Empfindung des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts, die ich in mir erkannt habe, rührt nicht weniger von demjenigen her, der seine mächtigen Einflüsse überall ausbreitet. Es ist also eine göttliche Stimme, es ist die Stimme der ewigen Wahrheit, die dadurch in mir redet.

Da ich nun einen so ehrwürdigen Lehrer und Gesetzgeber an meinem Gewissen habe, so bin ich zwar deßwegen so viel mehr verbunden, auf seine Sprache, die sich ohne Unterlaß in dem innersten Grunde meiner Seele hören läßt, aufmerksam zu seyn, und seinen Anweisungen zu gehorchen: allein, ich bin dann auch zugleich gewiß, daß die unwandelbare Redlichkeit, die ich hierinn beweise, der richtige Weg ist, jenem Urbilde der Ordnung nach meiner Fähigkeit ähnlich zu werden, und ihm zu gefallen. Es ist nichts bey mir möglich, das mir einen Werth geben kann, nichts, das mich mit der anfänglichen Einrichtung meiner Natur und mit den Absichten der höchsten Regierung übereinstimmig machen kann, als meine innerliche Richtigkeit. Dieser Grund des Wohlgefallens der Gottheit ist so ewig und unveränderlich, als sie selbst.

Höher kann sich denn auch meine Ehrbegierde unmöglich erheben, als wenn ich dem gefalle, von dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles sieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen und Bewegungen in Millionen Welten durchschauet, wenn der mitten unter dieser Menge auch mich siehet und billiget. Nun sind mir die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als daß ich mich darum besonders bekümmern sollte. Läßt sich der Beyfall anderer Menschen, die Gewogenheit der Großen sowohl, als die Achtung der Geringern, nicht ohnedies auf der königlichen Straße der Wahrheit und Gerechtigkeit, der einzigen, die ich gehen muß, vor mir antreffen, so verdienen sie gewiß nicht, daß ich ihrenthalben einen Schritt auf Nebenwege thue. Kein Mensch, mit allem Schwulst seines Gepränges und seines Stolzes, kann mir durch sein Gutheißen einen Werth geben, der mir nicht gebühret, weil er selbst keinen Werth hat, als in so fern er rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben demselben ewigen Regelmaaß des Rechts und der Ordnung richtet. Ich bin groß genug, wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht misfalle.

So wie mich aber dieß groß macht, so macht es mich auch ruhig. Der Geist, der über alles wachet, der wird auch über mich wachen. Er, dessen Weisheit und Güte sich überall in so sichtbaren Spuren offenbaret, wird nichts geschehen lassen, davon das Ende ihm nicht anständig, und seinen Geschöpfen nicht heilsam sey. In seiner Hand allein stehet auch mein Schicksal; und wenn ich mich nicht, durch meine Abweichung von den unveränderlichen Vorschriften des Wahren und Guten, der glückseligen Wirkungen seiner Fürsorge unfähig mache;

wenn der Richter, den er in mir verordnet hat, mich nicht verdammet: so wird nichts von dem, was mir widerwärtig deucht, mir wahrhaftig schaden können.

Zwar in der Welt ist mir alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberflächen der Dinge; und ihre inneren Beschaffenheiten bleiben nicht allein meinem Auge, sondern auch meinem Nachdenken unerforschlich. Vielleicht lehren mich die langwierigsten und emsigsten Untersuchungen nichts mehr, als nur künstlicher und nicht einmal glücklicher, muthmaßen. Hier geht alles ins Unendliche hinein; und so auch die Verbindungen und Abwechselungen in den Zufällen des menschlichen Lebens. Alles verwirret mich; alles macht mich ungewiß. Doch, was brauche ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit einer ungezweifelten Ueberzeugung erkenne? Diese sind es endlich doch nur allein werth, daß sich alle übrige Einsichten darin endigen. Ich will es mich deswegen auch nicht befremden lassen, wenn ich in Umstände gerathe, davon ich die Folgen und Entwickelungen nicht voraus sehe. Ich will nur meinen großen Zweck nie aus dem Gesichte verlieren, und mich dann mit einer unbewegten Sicherheit den Führungen desjenigen überlassen, der alles nach seinem Willen lenket, und dessen Wille immer gut ist. Von seiner Fürsicht geleitet, werde ich mitten durch die fürchterlichsten Verwirrungen dieses Lebens glücklich hindurchgelangen; und alle die Dunkelheiten, die mich vielleicht itzo umgeben und stutzig machen, werden sich endlich einmal in Licht und Freude verwandeln.

Johann Georg Sulzer.



Johann Georg Sulzer, geb. den 16. Oct. 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich, war das jüngste von fünf und zwanzig Kindern, die seinem Vater geboren wurden. Er besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, ohne jedoch bei dem leb- und geistlosen Unterricht seiner Lehrer große Fortschritte zu machen, so daß er nur die nothdürftigsten Kenntnisse besaß, als er im J. 1736 das akademische Gymnasium in Zürich bezog, um Theologie zu studiren. Doch konnte er auch dieser keinen Geschmack abgewinnen, und es erwachte überhaupt die Liebe zum Studium erst dann in ihm, als er Wolffs deutsche Metaphysik kennen lernte. Von nun an besuchte er auch naturwissenschaftliche und philosophische Vorlesungen, unter welchen die von Bodmer und Breitinger ihn am meisten anzogen. Im J. 1739 zum Geistlichen ordinirt, wurde er bald darauf Vikar in einem Dorfe des Kantons, und da ihm seine Stelle hinlängliche Muße gewährte, beschäftigte er sich eifrig mit Naturgeschichte, und machte öfters naturhistorische Alpenreisen. Von einer derselben krank zurückgekehrt, mußte er seine Stelle aufgeben; als er wieder gesund geworden, übernahm er die Erziehung der Kinder eines seiner Freunde im Schlosse Wyden an der Thur, und 1743 die Stelle eines Hauslehrers in Magdeburg. Jetzt erst fing er an, sich mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen, hiezu vornämlich dadurch angeregt, daß er mit Lange, Pyra, Gleim, Meier u. A. bekannt geworden war. Im J. 1747 wurde er als Professor der Mathematik am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin angestellt, und 1750 in Anerkennung der mannigfaltigen Verdienste, welche er sich in dieser kurzen Zeit erworben, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Im J. 1763 gab er seine Entlassung und wollte in die Heimat zurückkehren, doch ließ er sich endlich bewegen, in Berlin zu bleiben, als ihn der König mit einer reichlichen Besoldung zum Professor an der neu errichteten Ritterakademie ernannte, und ihm zudem ein Stück Landes in der Nähe der Hauptstadt schenkte. Wie sehr ihn der König zu würdigen wußte, erhellt daraus, daß er ihn beauftragte, die ökonomischen Angelegenheiten der Akademie zu untersuchen, ihn sodann auch zum Visitator des Joachimsthalischen Gymnasiums ernannte, und ihn im J. 1770 mit Sack und Spalding in verschiedene Theile des Landes schickte, um den Zustand der Schulen zu untersuchen. Wegen seiner stark angegriffenen Gesundheit unternahm er 1775 eine Reise in die Schweiz, das südliche Frankreich und Oberitalien, während welcher er zum Director der philosophischen Klasse der Akademie ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr befand er sich eine Zeitlang besser, doch trat die frühere Kränklichkeit nur zu bald wieder ein, seine Schwäche nahm immer mehr zu, bis ihn endlich der Tod am 25. Febr. 1779 dahinraffte.

Sulzer hat durch seine Schriften vorzüglich nach zwei Richtungen hin gewirkt, indem er Gegenstände der praktischen Philosophie und der Aesthetik behandelte, und in beiden Richtungen zu seiner Zeit wohlverdiente Anerkennung fand. In erster Beziehung gehört er zu denen, welche namentlich die Psychologie in schöner und klarer Darstellung bearbeiteten, und unter seinen „Vermischten philosophischen Schriften“ (2 Thle. Lpz. 1773—81), welche übrigens ursprünglich französisch geschrieben waren, finden sich manche Abhandlungen, welche, ohne gerade den Gegenstand zu erschöpfen, ihn doch zum klaren Bewußtsein des Lesers bringen. Vorher hatte er einen „Versuch einiger moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur“ (Berl. 1745) und „Unterredungen über die Schönheiten der Natur“ (Berlin

1750) erscheinen lassen, welche sich schon durch die reine und gewandte Sprache auszeichneten. Seine Schrift über die Erziehung haben wir schon oben erwähnt (S. 700). Als Aesthetiker hat er sich vorzüglich durch seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (2 Thle. Lpz. 1771—74) berühmt gemacht, welche er schon im J. 1757 angekündigt und zu bearbeiten angefangen hatte. Dieselbe ist in Form eines Wörterbuchs angelegt und behandelt daher die einzelnen Gegenstände selbstständig. Weil aber kein Gegenstand in den andern eingreifen sollte, hat das Werk öfters den Schein der Seichtigkeit, und es ist ihm auch dieser Vorwurf schon zur Zeit seines Erscheinens gemacht und später bis zum Uebermaße wiederholt worden, weil man nicht bedacht hat, daß wenn jeder Gegenstand hätte erschöpfend behandelt werden sollen, er immer eine Menge anderer Artikel hätte hineinziehen müssen, so daß von diesen ohne Wiederholung Nichts mehr hätte gesagt werden können, wenn sie selbst zur Behandlung gekommen wären. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Sulzer seine Gegenstände auch bei der gewählten Methode oft tiefer und eindringlicher hätte behandeln können; daß er die Begriffe oft nicht scharf genug entwickelt und zergliedert und überhaupt Nichts oder nicht viel Neues mitgetheilt hat; allein Sulzer hatte sein Werk zunächst nicht für Gelehrte, sondern für ein größeres Publikum bestimmt, dem er die Ergebnisse der bisherigen Forschungen in klarer und faßlicher Darstellung mittheilen wollte, weshalb er denn auch die Form eines Wörterbuchs gewählt hatte. Er wollte vor Allem nützen, und war sich wohl bewußt, daß er auf dem eingeschlagenen Wege seinen Zweck weit eher erreichen würde, als wenn er eine systematische Darstellung gegeben und in der Sprache der Schule geschrieben hätte. „Sie wissen", sagt er im 78. Literaturbriefe, in welchem er seine Arbeit ankündigt, „besser, als ich es Ihnen sagen kann, wie wenig die wahre philosophische Erkänntniß durch unsre systematische Lehrgebäude unter die Menschen gebracht worden." Und in der That, man mag noch so absprechend über Sulzer urtheilen, es kann doch nicht verkannt werden, daß seine „Theorie der Künste" nicht bloß die ästhetischen Untersuchungen seiner Vorgänger verständig und klar zusammenfaßt, sondern auch manche Einzelnheiten mit Geschick weiter entwickelt, die von jenen nicht beachtet worden waren. Sie würde freilich noch größeren Werth haben, wenn Sulzer den Fortschritten gefolgt wäre, welche die Kritik seit Bodmer und Breitinger gemacht hatte. Seine „Theorie" gründete sich ausschließlich auf die Grundsätze der Schweizer und deren weiteren Entwickelungen durch Baumgarten und Meier, und endlich, wo diese nicht ausreichten, auf das öfters erwähnte Werk von Batteux. Er erhob sich daher nicht über die beschränkte Ansicht vom moralischen Zweck der Poesie (daher er auch den „Noah" von Bodmer für das vollkommenste Gedicht erklärte *), und verwarf den Satz, daß die Kunst ihr eigener höchster Zweck sei, als falsch und geschmacklos. Es läßt sich dies aber aus dem Umstande erklären, wenn auch nicht entschuldigen, daß er seine Theorie schon zum großen Theil ausgearbeitet hatte, ehe Lessings Hauptwerke über die Kunst erschienen waren, und daß er sich gerade durch seine Arbeit so sehr in die Breitingerischen Ansichten verfangen hatte, daß es ihm während derselben unmöglich war, die neuen Forschungen mit der Freiheit des Geistes und der Unparteilichkeit zu würdigen, die man ihm sonst keineswegs absprechen kann. Wenn dies auch sehr zu bedauern ist, und seine „Theorie" daher in manchen Punkten nicht auf der Höhe der Zeit steht, so muß doch anerkannt werden, daß sie auch trotz dieser Mängel die ästhetische Bildung der Nation in erfreulicher Weise gefördert und manchen zur Beschäftigung mit der Poesie und ihren Erzeugnissen angeregt hat, der ohne sie vielleicht nie einen Dichter in die Hände genommen hätte *).

*) Er schrieb sogar eine eigene Abhandlung „Gedanken über den vorzüglichen Werth der epischen Gedichte des Herrn Bodmers" (Berl. 1754).

Aus der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste".

Harlekin.

Der Harlekin ist eine besonders charakterisirte Person, die aus der italiänischen Comödie in die französische aufgenommen worden, und in der deutschen den Platz des Hanswurst einzunehmen verdienet. Sein Charakter besteht darin, daß er dem Anschein nach ein einfältiger, sehr naiver und geringer Kerl, oder allenfalls ein Possenreißer, im Grund aber ein sehr listiger, dabey witziger, scharfsichtiger Bube ist, der an andern jede Schwachheit und Thorheit richtig bemerkt und sie auf eine geistreiche, aber höchst naive Art blos stellen kann. Einige Kunstrichter halten dafür, daß eine solche Person dem guten Geschmack des Schauspiels entgegen sey und die comische Bühne erniedrige. Es ist aber nicht schwer zu zeigen, daß dieses Urtheil übereilt, und daß der Harlekin in vielen Fällen beynahe unentbehrlich sey.

Wenn es darum zu thun ist, daß ein ernsthafter Narr in seiner völligen Lächerlichkeit erscheine, so darf man ihm nur einen guten Harlekin zur Seite setzen. Man weiß, mit was für Nachdruck ehedem witzige Hofnarren die Thorheiten der Großen gerüget und wie lebhaft sie dieselben beschämt haben. Ein vornehmer Narr, und ein Schalk, der angesehen oder mächtig ist, kann durch nichts heruntergebracht werden, als wenn er dem Spotte recht blos gestellt wird. Dieses aber kan nicht besser, als durch solche Leute geschehen, die den Charakter eines ächten Harlekins haben. Es ist demnach gut, wenn witzige Hofnarren, wenigstens auf der Schaubühne, beybehalten werden.

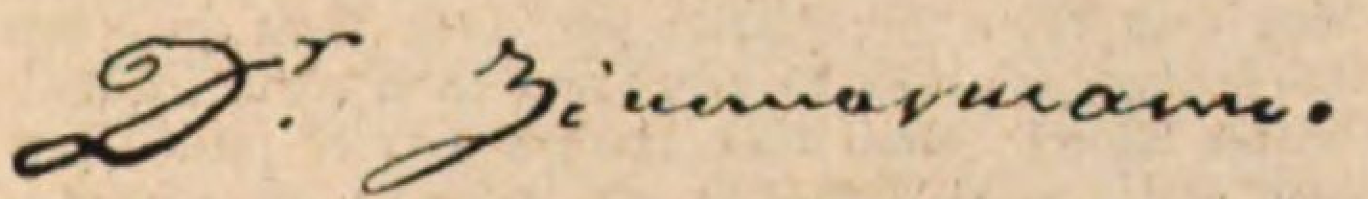
Freylich ist es eben nicht nöthig, daß er ein Narrenkleid trage, und überall Possen anbringe; denn dadurch fällt er leicht ins Pöbelhafte. Seine Hauptverrichtung muß seyn, das Lächerliche, das in den Schein des Ernst oder der Würde eingehüllet ist, an den Tag zu bringen; dem Schalk die Maske abzunehmen, und ihn dem Spotte Preis zu geben. Dieses ist ohne Zweifel der größte Nutzen, den man von der comischen Bühne zu erwarten hat, und er ist an sich selbst nicht gering. Es giebt Menschen, die ruchlos genug sind, sich über alles wegzusetzen, was gesetzmäßig, was billig, was menschlich ist; bey denen die stärksten Vorstellungen, von Vernunft und Recht hergenommen, schlechterdings nicht den geringsten Eingang finden; deren Thorheit und Schalkheit durch nichts zu hemmen ist: diese muß man dem Harlekin Preis

*) Chr. Fr. v. Blanckenburg hat „Literarische Zusätze" (3 Bde. Lpz. 1796—98) zu Sulzers „Theorie" herausgegeben, welche deren Werth bedeutend erhöhen, und auch jetzt noch sehr brauchbar sind; und außerdem erschienen „Nachträge" zu derselben (8 Bde. Lpz. 1792—1808), die meistens vortreffliche Charakteristiken bedeutender Dichter, namentlich von Jakobs und Manso, aber auch ästhetische und literarhistorische Abhandlungen enthalten, unter welchen die „Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers Bemühungen" von Manso für die Darstellung der Gottschedischen Zeit musterhaft genannt werden kann und oft als Quelle benutzt worden ist.

geben. So sehr sie über allen Tadel weg sind, so empfindlich wird ihnen der Spott seyn. Denn solche Leute dünken sich eben dadurch groß, daß sie sich über alles wegsetzen; sie glauben ihr Ansehen, ihren Rang, ihre Macht erst alsdenn recht zu fühlen, wenn sie sich über das Urtheil andrer erheben: durch den Spott aber stürzen sie von ihrer Höhe herunter und itzt fühlen sie, daß sie selbst verachtet und erniedrigt sind.

Im Grunde thut der Harlekin auf der Schaubühne nichts anders, als was Lucian und Swifft in ihren Spottschriften thun, wo sie oft den eigentlichen Charakter des Harlekins annehmen. Es giebt also gewisse Comödien, wo er die wichtigste Person ist. Dieses haben auch die comischen Dichter gefühlt, denen er zu niedrig war. Sie haben an seiner Stelle Bediente gebraucht, denen sie seine Verrichtung aufgetragen haben. Im Grunde aber sind solche Bediente Harlekine in Liverey eingekleidet, und da wo sie nöthig sind, würde der Harlekin selbst immer noch schicklicher seyn. Aber freylich erfordert die Behandlung desselben einen völligen Meister der Kunst. Es ist schwer ihn da, wo er die wichtigsten Dienste thun kann, natürlich anzubringen: und dann kann nur ein zum Spotten aufgelegter Geist ihn völlig nutzen. Unter allen Talenten aber scheinet der ächte Spöttergeist der seltenste zu seyn. Ein witziger Kopf hat vor einigen Jahren eine mit viel Geist geschriebene Vertheidigung des Harlekins herausgegeben, die man mit Vergnügen liest.

Johann Georg Ritter von Zimmermann.



Johann Georg Zimmermann, geb. den 8. Dec. 1728 zu Brugg, jenem kleinen Städtchen des Kantons Aargau, welches in den früheren und in den letzten Jahrhunderten so manchen ausgezeichneten Mann hervorgebracht hat. Bis zum vierzehnten Jahre im väterlichen Hause erzogen, besuchte er im J. 1742 das Gymnasium in Bern, um sich für die Universität vorzubereiten. Im J. 1747 ging er nach Göttingen, wo er außer der Medizin, der er sich gewidmet hatte, auch mit großem Eifer Mathematik, Physik und die schönen Wissenschaften studirte. In seiner Berufswissenschaft war der große Haller sein Führer, der ihn überhaupt mit väterlicher Liebe behandelte; er benutzte dessen Leitung mit so großem Glück, daß schon die Abhandlung, welche er schrieb, um sich die Doctorwürde zu erwerben, großes Aufsehen erregte. Von Göttingen ging er über Holland und Paris in die Heimat zurück (1752), und wurde bald darauf Stadtarzt in seiner Vaterstadt. Die beschränkten Verhältnisse derselben widerten ihn aber bald an, besonders fühlte er den Mangel an gesellschaftlichem Leben und belebender Unterhaltung mit geistreichen und gleichgesinnten Freunden; und ob er gleich als Arzt eine ausgedehnte Praxis hatte und er seine Mußestunden benutzte, seine Kenntnisse nach den verschiedensten Richtungen hin zu erweitern, er zudem selbst literarische Arbeiten unternahm, und ihm endlich ein ausgebreiteter Briefwechsel mit auswärtigen Freunden, unter welchen Wieland lange Zeit eine der ersten Stellen einnahm, manche heitere Stunde bereitete, so fühlte er sich doch in dem „reizlosen und alle Flamme des Geistes auslöschenden Orte", wie er seine Vaterstadt in der Vorrede zu seinem Werke „Von der Erfahrung in der Arzneykunst" bezeichnete, so unglücklich, daß er sich je länger, je mehr hinwegsehnte. Bei aller Hypochondrie hatte er jedoch so viel Selbstüberwindung, daß er viele ihm angebotene Stellen, selbst die ehrenvollsten Berufungen, ausschlug, weil er entschlossen war, nur eine solche anzunehmen, die allen seinen Wünschen entspreche. Eine solche schien ihm die eines Königl. Großbrittannischen Leibarztes in Hannover zu sein, er folgte dem an ihn ergangenen Ruf im J. 1768; allein auch dort fand er das erwartete Glück nicht. Mancherlei Unglücksfälle, unter welchen der Verlust seiner geliebten Gattin der herbste war, der Neid der andern Aerzte und vorzüglich seine eigene Hypochondrie verbitterten ihm das Leben. Dazu kam ein bedeutender Leibschaden, in Folge dessen er sich 1771 einer schmerzhaften Operation unterziehen mußte. Später verlor er noch eine geliebte Tochter, sein Sohn verfiel in unheilbare Schwermuth und Zimmermann fand erst wieder Ruhe und Heiterkeit, als er das Glück hatte, eine zweite Gattin zu finden, die sich ihm mit aller Hingebung widmete. Im J. 1785 erhielt er von der Kaiserin Katharina II. von Rußland den Ruf als erster Leibarzt mit ansehnlichem Gehalt, doch lehnte er ihn ab, so wie die Einladung zu einem Besuch in St. Petersburg; im J. 1786 erhielt er den St. Wladimirorden, durch welchen er zugleich in den Adelstand erhoben wurde, und in demselben Jahre berief ihn Friedrich II., um ihn in seiner letzten Krankheit als Arzt zu berathen. Was seinen Ruhm noch hätte erhöhen sollen, wurde ihm aber verderblich. Er ließ bald nach des Königs Tod mehrere Schriften über denselben drucken, welche zwar großes Aufsehen erregten, aber ihn auch in die unangenehmsten Streitigkeiten verwickelten, in Folge deren er immer tiefer in Melancholie versank, zu welcher sich schwere Körperleiden gesellten. Nach langwieriger und höchst schmerzhafter Krankheit starb er den 7. Oct. 1795.

Die erste Schrift, durch welche sich Zimmermann von seinem kleinen Brugg aus in ganz Deutschland einen großen Ruf erwarb, war die Abhandlung „Von dem Nationalstolze" (Zür. 1758), welche in dem Zeitraum von zwanzig Jahren sechs Auflagen erlebte. Der Beifall, der ihr zu Theil wurde, läßt sich leicht erklären. Während die Franzosen und Engländer in ihrem Montesquieu und Shaftesbury meisterhafte Bearbeiter des philosophischen Staatsrechts aufzuweisen hatten, deren Werke nicht nur gründlich, sondern auch zugleich mit Geschmack und in einer allgemein verständlichen Sprache abgefaßt waren, besaßen die Deutschen noch keine einzige Schrift der Art. Selbst ein viel schwächerer Versuch, als die Abhandlung Zimmermanns, hätte daher schon auf Beifall rechnen müssen, er konnte aber für diese um so weniger ausbleiben, als sie mit Geschmack, Einsicht und Freisinn geschrieben ist. Allerdings sind auch wesentliche Mängel darin zu bemerken, unter welchen wir den Mangel an logischer Schärfe, an Bestimmtheit des Ausdrucks und richtiger Anordnung des Stoffs, so wie den besonders hervorheben, daß er in seinen Grundsätzen hie und da schwankt; aber der Verfasser weiß diese verschiedenen Schwächen durch eine so lebendige und mannigfaltige Darstellung, durch Mittheilung von so zahlreichen interessanten Notizen über Sitten und Gebräuche der verschiedensten Völker, durch Erzählung von mancherlei merkwürdigen Geschichten und Anekdoten so glücklich zu verdecken, daß man seine Schrift vom Anfang bis zu Ende mit steigender

Theilnahme liest und sich der angeführten Mängel erst bewußt wird, wenn man sich von dem Ganzen Rechenschaft ablegt.

Schon zwei Jahre früher waren seine „Betrachtungen über die Einsamkeit" (Zür. 1756) erschienen; als er sich später entschloß, den Stoff ausführlicher zu bearbeiten, gab er im J. 1773 eine Probe davon, aber erst nach längerer Zeit erschien das größere Werk „Ueber die Einsamkeit" (4 Thle. Leipz. 1784—85), welches von jeher als sein vorzüglichstes angesehen wurde. Es hat zwar keineswegs die Vollendung, die ihm der Verfasser zu geben beabsichtigte, da er durch äußere Umstände veranlaßt wurde, es früher erscheinen zu lassen, als er seine Vorarbeiten geschlossen hatte, aber auch in dieser Gestalt verdient es immer noch Auszeichnung. Uebrigens darf billig gezweifelt werden, ob es in seiner Gesammtheit wirklich bedeutender geworden wäre, wenn Zimmermann ihm noch weitere Sorgfalt gewidmet hätte, weil die Mängel desselben gerade die nämlichen sind, welche wir schon an seiner Abhandlung „Ueber den Nationalstolz" bemerkt haben, diese Mängel daher in der Natur des Verfassers zu liegen scheinen. Man muß es überhaupt nicht als Ganzes betrachten, weder in Bezug auf den Inhalt, noch in Bezug auf die Form, sondern als eine mehr oder weniger lose Anreihung einzelner für sich bestehender Abhandlungen, unter welchen eine große Anzahl wirklich vortrefflich genannt werden können, besonders diejenigen, in welchen er seine geistreichen Beobachtungen über die Natur des Menschen und der gesellschaftlichen Verhältnisse mittheilt, oder durch glückliche Zusammenstellung von Thatsachen über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens ein glückliches Licht verbreitet. Diese Abschnitte, die übrigens mehr Erzeugnisse der Einbildungskraft und des lebendigen Gefühls als des überlegenden Verstandes sind, zeichnen sich durch eine eben so eigenthümliche, als schöne Darstellung aus. Sie bewegen sich in meistens kurzen und wohllautenden Perioden, die den Gedanken, wenn auch nicht scharf und bestimmt, doch kräftig und oft schneidend ausdrücken. Auch in diesem Buche äußert sich Zimmermann über religiöse und politische Verhältnisse mit achtungswerthem Freisinn, so wie er in demselben auch eine große Fülle von Thatsachen mittheilt, die von seinem Reichthum an Kenntnissen aller Art zeugen.

Als Muster lichtvoller Darstellung und tiefer Beobachtung kann auch sein Werk „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" genannt werden (2 Thle. Zür. 1763—64), welches zur Zeit seines Erscheinens durch die Menge neuer und bedeutender Ideen, durch die gewaltige Belesenheit, die er mit der größten Sicherheit beherrschte, und durch die klare und doch gehobene Darstellung weit verbreiteten Beifall erwarb. Dagegen mißfiel seine Schrift „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode" (Lpz. 1788) beinahe allgemein, eben so seine „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters" (3 Bde. Lpz. 1790), die allerdings von der ungemessensten Eitelkeit des Verfassers und von seiner Unfähigkeit zeugten, über politische Verhältnisse zu schreiben, die er im trüben Spiegel seiner Hypochondrie betrachtete.

Aus „Ueber die Einsamkeit".

Drittes Capitel. Trieb zur Einsamkeit.

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quälet, ärgert, und hemmet; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Euer Weltsinn weiß von diesem Genusse nichts. Wenigstens ist der Trieb zur Einsamkeit nicht sehr gemein, und beziehet sich schon auf einen von Alltagssitte sehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in diesem Trieb entweder die äußerste Wildheit, oder die äußerste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern daß er phlegmatisch darin hängen bleibt. Also ist allerdings Hang für Einsamkeit nicht immer Trieb, sondern auch wol Lässigkeit, und alsdann nicht Schwung, sondern Fall der Seele; nicht Kraft, sondern Schwäche, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, sind sehr oft Beweggründe zur Möncherey und zur Geselligkeit. Reue und Schaam, begangene Thorheiten, mislungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geist so tief verwunden, daß er sich gerne in der Einsamkeit verblutet, und gerne dem Genusse aller geselligen Freuden entsaget. In allen diesen Fällen ist Neigung zur Einsamkeit für die Seele fast eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; also freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Absonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt lange Weile machte, und der alles dessen müde war, was sie giebt, ergriff Menschenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte sich einen Berg zu seiner Wohnung, und lebte da von Kräutern in der Gesellschaft wilder Thiere, denn alles übrigen war er satt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Lässigkeit als Leidenschaft.

Wer alles genossen hat, was die Welt hochschätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wollust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt, Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporen, und aber itzt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt: der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht unter wilden Thieren, er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versuchet. Ich sah Vornehme und Große in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt satten Fürsten, der seine Heerden nicht schätzet, sein Feld nicht bauet, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzet, als er vormals an der Spitze einer Armee Unsterblichkeit suchte, oder sie bey schönen Damen vergaß.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bey gesundem Geiste, Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in sich selbst finden kann. Das höchste Glück des Menschen ist Ruhe im Herzen, und die Freyheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einsamkeit, weil er gerne ungestört ruhet, und der andere, weil er gerne ungestört arbeitet. Beyde suchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bey Sonderlingen, Hypochondristen, Philosophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einsamkeit.

Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst entsteht natürlicher Weise, wenn man lange und zumal mit Widerwillen außer sich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbstgenuß. Mancher Mensch thut zwar vielleicht am meisten Gutes, wenn

er glaubet, er sey eben itzt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmensch, wenn er sich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geschehen läßt. Aber die Menschen fordern so vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nützlichsten Arbeit so vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, so viele unnütze Sklavenarbeit, so vieles Warten, so viel Zeitverlust, den mancherley Weltverhältnisse und Pflichten fodern, so viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammet. Bey solchem Zwange kann nichts Gutes gedeyen. Ein Besuch, blos um Cour zu machen, ist für jeden auch nur ein wenig philosophischen Kopf die traurigste Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Professoren auf Universitäten nur darum so gesund und so lange, weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und ruhig und nützlich ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherey das Triebwerk ihres Geistes hemmet und lähmet.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmäßige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er itzt mit befriedigtem Dienstteifer seinen Aktenkasten zuschließt; denn Himmelsfreude quillt nur dem unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielet. Denn auch dies giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein in gleichem Kreise wieder herumzutreiben, und dabey immer zu posaunen: so und nicht anders muß es seyn, so ist's hergebracht, und so bleibts.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bey allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zuletzt bey jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde, so erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde, so machet uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit. Pascal war äußerst geschäftig, und nennet doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen, und sagt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtszwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein letztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preußen im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und seine Größe eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man ihn itzt in Sanssouci ruhen.

Mietlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten, und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hoffnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüßet, durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Großen der Welt ihrer Würde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Friedrich Carl Freiherr von Moser.



Friedrich Carl Moser, geb. den 18. Dec. 1723 zu Stuttgart, war der älteste Sohn des durch Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Johann Jakob Moser, den wir schon zu wiederholten Malen genannt haben. Er studirte in Jena die Rechte, wurde aber vorzüglich durch die Leitung und das Beispiel seines Vaters entwickelt und gefördert, dessen Kanzleisecretär er 1747 wurde als derselbe die Stelle eines Ministers bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg übernahm. Friedrich Carl war schon zum Hofrath befördert worden, als sein Vater die homburgischen Dienste verließ und in Hanau eine Staats- und Kanzlei-Akademie errichtete; er folgte ihm dahin, um als Lehrer an jenem Institut zu wirken. Im J. 1751 ging der Vater nach Stuttgart, das Institut löste sich auf, und Friedrich Carl wurde von der Wittwe des eben verstorbenen Landgrafen von Homburg berufen, die zwischen Darmstadt und Homburg obschwebenden Zwistigkeiten beizulegen, was ihm zur Zufriedenheit der beiden Theile gelang, so daß ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt zu seinem Legationsrathe bei der Reichsstadt Frankfurt und bald darauf zum Gesandten bei dem oberrheinischen Kreise ernannte. Im J. 1763 trat er als Geheimer Rath und Gesandter bei dem nämlichen Kreise, so wie an den Höfen zu Mainz, Koblenz und Mannheim in Hessen-Kasselsche Dienste, verließ dieselben aber drei Jahre hierauf wieder und ging nach Wien, wo er 1767 die Stelle eines Reichshofraths erhielt und in den Freiherrnstand erhoben wurde, nachdem der Kaiser schon 1763 den alten Adel seiner Familie für ihn und seine Brüder erneuert hatte. Kaiser Joseph II. übertrug ihm 1770 die Verwaltung der österreichischen Grafschaft Falkenstein auf dem linken Rheinufer, und 1772 berief ihn der Landgraf Ludwig IX.

von Hessen-Darmstadt, oder vielmehr dessen vortreffliche Gemahlin Karolina, welche Friedrich II. die Zierde und den Stolz des Jahrhunderts nannte, zum Präsidenten und Kanzler, als welcher er die gesammte Verwaltung des Staates leitete. Sechs Jahre nach dem Tode der „großen und einsichtsvollen Landgräfin", wie sie Göthe nennt (25, 112. 205), nahm Moser im J. 1780 seine Entlassung, weil ihm von dem Landgrafen die nöthige Unterstützung in der Führung seines Amtes nicht mehr zu Theil wurde, er vielmehr bemerken mußte, daß dieser sich immer mehr auf die Seite der Feinde neigte, welche sich der verdienstvolle Staatsmann durch seine treffliche Verwaltung zugezogen hatte. Er begab sich auf sein Gut Zwingenberg, um dort seine letzten Jahre in Ruhe und Stille zuzubringen. Sie wurde ihm nicht zu Theil; seine Feinde setzten durch, daß er durch eine Resolution des Landgrafen des verbrecherischen Mißbrauchs seiner Gewalt öffentlich beschuldigt und sogar im J. 1791 des Landes verwiesen wurde. Moser suchte nun Hülfe bei dem Reichshofrath in Wien, aber man spottete in Darmstadt dieses unmächtigen Gerichts und verfuhr nur noch härter gegen den trefflichen Mann, dessen Vermögen mit Arrest belegt wurde, wodurch er in die größte Dürftigkeit gerieth, so daß er sein Gut, seine Gemäldesammlung und Bibliothek, ja selbst seine Kleider und die von verschiedenen Fürsten erhaltenen Geschenke verkaufen mußte. Erst der Tod des Landgrafen im J. 1790 machte seinem Unglück ein Ende. Der Nachfolger desselben ließ den Proceß niederschlagen, ersetzte ihm den bisher erlittenen Schaden und verlieh ihm eine jährliche Pension von 3000 Gulden. Von 1783 an hatte er in Mannheim und Wien gelebt, 1790 zog er nach Ludwigsburg, wo er am 10. Nov. 1798 starb.

Moser hat zwar bei weitem nicht so viel geschrieben, als sein Vater, aber er gehört doch zu den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit; er hat 65 größere und kleinere Schriften in mehr als 140 Bänden oder Heften herausgegeben. Sie betreffen weitaus zum größten Theile politische Verhältnisse, aber während die Schweizer Iselin und Zimmermann in ihren Werken allgemeine politische Grundsätze entwickelten, behandelten Mosers Schriften meist die besondern Zustände des gesammten Deutschlands oder einzelner deutscher Länder. Viele derselben sind rein gelehrter Natur und können uns um so weniger berühren, als sie nur von beschränkter Wirkung waren. Aber auch diejenigen, welche größeren Einfluß gewannen, gehören nur ihres Inhalts wegen hieher, da sie zum größeren Theil in einer Sprache geschrieben sind, welche beinahe an den vorigen Zeitraum erinnert, wie er denn selbst der Schönheit der Darstellung nur eine sehr untergeordnete Bedeutung einräumte. Es fehlte ihm vor Allem an künstlerischem Sinn und künstlerischer Bildung, aber oft wird diese durch sein angebornes Talent ersetzt, und wir treffen in seinen Schriften auf manche Stellen, welche von seltener Kraft des Ausdrucks und natürlicher Lebendigkeit der Darstellung sind, namentlich wenn er von der Gewalt und Größe der Ideen hingerissen wird, die sein ganzes Wesen erfüllten. Uebrigens hat er auch je länger je mehr seinen Styl verbessert, und es herrscht in dieser Beziehung ein mächtiger Unterschied zwischen dem „Versuch einer Staatsgrammatik" (Ff. 1749) und den „Politischen Wahrheiten" (2 Thle. Zür. 1796) oder „den Mannigfaltigkeiten" (2 Thle. Zür. 1798). Doch sind immerhin seine bedeutendsten Schriften in einer Sprache geschrieben, die nicht auf der Höhe seiner Zeit stand, und es ist um so mehr zu bedauern, daß er nicht fühlte, wie wichtig die schöne Darstellung sei, und wie sehr die Wirksamkeit eines Schriftwerkes davon abhänge, als es wohl vor Allem dem Mangel an schöner Form zuzuschreiben ist, daß seine Schriften jetzt ganz vergessen sind, da sie doch mehr als viele andere noch heutiges Tages verdienten, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Herder sah das Schicksal voraus, welches die Werke Mosers betroffen hat, daher er in den „Fragmenten zur deutschen Literatur" den Wunsch äußerte, es möchte ein zweiter Moser erstehen, der die vortrefflichen Gedanken des ersten in eine schöne Form zu bringen vermöchte; „ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdiene dieses". Wie wahr diese Bezeichnung ist, wird uns recht klar und lebendig, wenn wir uns die Hauptideen vergegenwärtigen, welche Moser in seinen Schriften entwickelte, denn sie sind noch heutigen Tages zeitgemäß. Moser war nämlich vor Allem ein deutscher Patriot im wahren Sinne des Worts; den edlen Mann schmerzte es, daß Deutschland als politische Macht zur Null herabgesunken war, während es die erste in Europa hätte sein können; es schmerzte ihn, daß die Völker der einzelnen deutschen Länder der rohesten Willkür preisgegeben waren; er erkannte, daß Beides eine Folge der ausgebildeten Territorialhoheit sei und sah daher auch die Vergrößerung Preußens und die Siege Friedrichs II. mit ganz andern Augen an, als die meisten seiner Zeitgenossen, weil durch sie die Unabhängigkeit der einzelnen Landesherren noch festere Grundlagen erhielt. Moser kannte die Höfe und die Fürsten aus eigener Erfahrung; es ist daher nicht zu verwundern, daß er im Grunde republikanisch gesinnt war; er hätte es bei dem heillosen Treiben der damaligen Gewalthaber werden müssen, wenn er es nicht schon aus Grundsätzen gewesen wäre. Die meisten seiner Schriften sind der Schilderung dieses Treibens gewidmet; wir können aber hier auf ihren Inhalt nicht näher eingehen, es genügt die allgemeine Bemerkung, daß Moser überall mit der größten Freimüthigkeit und dem edelsten Muth die Rechte der zertretenen Völker in Schutz nimmt, die Schlechtigkeiten der Regierungen schonungslos aufdeckt und daß er in der Oeffentlichkeit das einzige Mittel gegen die Willkür, in der Kräftigung des Nationalbewußtseins die einzige Hoffnung zur Wiederbelebung des deutschen Reichs erblickte, was er in der Schrift „Von dem deutschen Nationalgeiste" (Ff. 1765) mit großer Beredtsamkeit in überzeugender Weise entwickelt. In der Behandlung kommen seine Werke darin überein, daß sie nicht fortlaufende Darstellungen enthalten, sondern meist aus zerstreuten Gedanken oder Erzählungen einzelner Geschichten, bedeutender Anekdoten oder historischer Thatsachen bestehen, welche ihrem Inhalte nach zu größeren Abschnitten mit entsprechendem Titel verbunden sind. In solcher Weise ist sein bedeutendstes Buch bearbeitet: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freyheit" (Ff. 1761), in welchem er unter dem Scheine, Anweisung zu einer verständigen und gerechten Regierung zu geben, die damaligen Fürsten und Höfe in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zeichnet. Es sind darin alle nur denkbaren Verhältnisse der Fürsten, der Beamten und der Höf-

linge so lebendig als wahr dargestellt, so daß spätere Schriften, z. B. die „Politischen Wahrheiten" (2 Bde. Zür. 1796) und zum Theil auch die „Mannigfaltigkeiten" (2 Bde. Zür. 1796) häufig nur Erweiterungen der dort ausgesprochenen Gedanken und Ansichten sind, und selbst das „Patriotische Archiv für Deutschland" (12 Bde. Ff. u. Lpz. 1784—90) kommt häufig auf die in jenem Werke ausgesprochenen Ideen zurück, deren Wahrheit durch Mittheilung von neueren, der Zeitgeschichte entnommenen Thatsachen in ein helles, oft erschreckendes Licht gesetzt wird. Wir dürfen, um das Bild des bedeutenden Mannes zu vollenden, die Bemerkung nicht unterlassen, daß Moser seine politischen Ansichten auf das Christenthum gründete, wie er überhaupt, seinem Vater auch hierin ähnlich, von der lebendigsten Frömmigkeit erfüllt war, die denn auch aus allen seinen Schriften hervorleuchtet. Ja er neigte sich später sogar zum entschiedensten Pietismus, so daß er sich manchen herben Widerspruch von Seiten der Freunde der Freiheit und der Aufklärung zuzog, so namentlich von Abbt in den „Literaturbriefen"; allein sein Pietismus ist von dem gewöhnlichen grundverschieden, was schon daraus erhellt, daß er niemals in die sonst damit verbundene Gleichgültigkeit gegen alles politische Leben versank, seine Theilnahme an demselben vielmehr ihre fruchtbarste Quelle in seiner religiösen Ueberzeugung hatte.

1. Aus „Der Herr und Diener".

(Die Erbprinzen.)

Bey einem neuen Regenten kommt über die maßen viel darauf an, sich gleich anfangs in solchen Credit zu setzen, wodurch den Gemüthern eine wo nicht große, doch vortheilhafte Idee eingepräget wird. Die erste Eindrücke seynd nicht nur die lebhafteste, sondern dauern auch am längsten. Wann ein General in seinem ersten Feldzug glücklich ist, kan er ohne Schande schon einmahl verliehren; ist er aber im Anfang unglücklich, so bleibt er verachtet, bis ihn ein Meister-Streich wieder erhebet.

Es ist dieses um so nöthiger, wann die Welt von einem Hof ohnehin kein sonderlich gutes Vorurtheil gehabt hat. Dieses läßt sich ändern und man kan sobald zum Muster der Nachahmung werden, als man vorher ein Vorwurf des Tadels und der Verachtung gewesen.

Zu diesem langen und offt ungebahnten Weg gehöret Muth, ihn getrost zu betreten, die Ergreiffung der nöthigen Hülffs-Mittel macht ihn leicht und Zeit und Gedult helfen ihn glücklich vollenden.

Viele laufen oft zu gleicher Zeit zum Ziel und nur Einer erreicht es. Von den guten Vorsätzen der Erb-Prinzen ließe sich ein feiner Band in Folio schreiben; wann nur der zehende Theil derselben in Erfüllung gegangen wäre, müßten wir güldene Zeiten in Teütschland haben; soll man sagen: Es seye ihnen kein Ernst gewesen? allerdings war es ihr gründlicher Ernst; ein anders ist aber Plans machen, und ein anders, sie ausführen und darüber halten Schwere Vorsätze glücklich und unermüdet durchzusetzen ist ein nur wenigen beschiedenes Theil. Der Wille ist offt unverbesserlich, es fehlen ihnen nur die Mittel und Werckzeuge, das ist, die genugsam brauchbare und redliche Männer, ohne welche es todte Wünsche bleiben und in kurzem gehts hernach wieder wie vorhin, ja offt noch viel ärger.

Wann man auch die Redlichkeit als ausgemacht voraussetzt, (wobey doch noch vieles zu bedencken ist) so seynd die gute Leute, welche einem Herrn die Fackel vorgetragen und ihm die Fehler der väterlichen Regierung beleuchtet haben, offtermahlen am allerwenigsten die fähigste, um den alten Schutt wegzuräumen und ein neues Gebäude aufzuführen.

Tadeln kan noch wohl jeder, im Bessermachen steckt die Kunst.

Welch geliebte und erwartete Personen seynd die Erb-Prinzen! Die natürliche Liebe zu Veränderungen, die Hoffnung besserer Zeiten trägt einen jeden (die Väter der jetzigen werden wissen, ob es ihnen nicht eben so ergangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regenten-Stuhl. Wohl dem, der sich nicht darneben setzt und groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt.

Alles wartet nun auf das so lang verhoffte Besserwerden und versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder; nun wird sie richtiger gehen.

Was ist aber das Ende dieser magnifiquen Hofnungen. Gemeiniglich dieses: Man setzt die Reformation nur in einer Rache gegen ein oder andere Personen, läßt aber die Fehler der Verfassung ungeändert. Es bleiben eben dieselbe Gebrechen, es werden nur andere Scenen von andern Personen aufgeführt; oder man unterläßt eine an sich gute Sache um des Mißbrauchs willen, der dabey untergelauffen; oder man schüttet das Kind mit dem Bad aus, macht den Schaden größer als er ist, um nur sein Verdienst dabey zu vergrößern, nach Art der Aerzte, die eine Wunde lang offen halten, um die Ehre einer beschwerlichen Cur davon zu tragen.

Der Erb-Prinz eines sichern Hofs bemerkte aus seinen Zimmern die offtere nächtliche Abschleppung aus dem Hof-Keller, er eiferte dagegen, aber vergebens. Sein Favorit machte ihm glaublich, der ganze Fehler käme daher, weil kein Ober-Schenck am Hofe seye; der junge Herr kommt zur Regierung, unter den ersten Veränderungen erscheint auch der Ober-Schenck, wozu wohlbedächtlich ein Mann gewählet wurde, der von Natur den Wein nicht vertragen konnte. Es wurde ihm eine Besoldung von 1600. Gulden, freye Tafel und Fourage auf zwo Pferde ausgeworffen; ein Juncker schlägt nicht leicht dem andern was ab, wann es nur über des Herrn Beutel geht, man hohlte nun den Wein nicht mehr des Nachts, sondern der Herr Ober-Schenck gabe dazu Billets am Tage. Diese Verbesserung kostete den Herrn des Jahrs über 5000. Gulden, anstatt sonst etwa vor 500. Gulden Unterschleif geschehen seyn mochte.

Ein Erb-Prinz hat gesehen und beseufzet, daß die Maitressen seinen Herrn Vater Millionen gekostet haben; er nimmt sich wohl vor, seinem Land dergleichen Aergerniß niemahls zu geben und schenckt dagegen seine ganze Neigung einem verschwenderischen Menschen, dem er den Schlüssel zu seinem Herzen, Cabinet, Schatz und Beutel der Unterthanen giebt, der in wenigen Jahren mehr Verwüstung als ein Kriegs-Heer anrichtet, der mehr in einem Jahr verthut, als alle Maitressen der Souverains und der seinen Herrn in Verachtung und Mangel, das Land aber ins tieffste Elend stürzt.

2. Aus den „Politischen Wahrheiten".

Einige Charakterzüge des Despoten.

Der gute sanfte, liebevolle, in lauter menschenfreundlichen Träumen eingewiegte, die Fürsten, zumahlen deutsche Fürsten, nur aus Kupferstichen kennende Republicaner, Iselin, schrieb im Jahr 1776 an seinen Freund Schlosser: „Tyrannen sind in unsern Tagen weit seltener als wir es uns in den Augenblicken vorstellen, da uns Milzsucht beherrschet. Schwache unentschiedene Seelen, die gut seyn würden, wenn sie von guten Menschen umgeben wären, und die Werke der Schlimmen thun, weil sie sich von eigennützigen und herrschsüchtigen mißleiten lassen, das sind die meisten, über die wir klagen; und gute, weise, wohlwollende giebt es weit mehr, als in den vorigen Zeiten. Wenn keine Menschen wären, die gern Sclaven sind, so würden keine Tyrannen seyn. Wenn wir also Menschen, freye Menschen, bilden, so werden uns sehr viele Fürsten Dank wissen, und sie werden unsere Zöglinge mit Vergnügen aufnehmen."

Zum Seitenstück dieser paradiesischen Hofnung mag folgende kleine Anekdote dienen: Der um das Jahr 1760

verstorbene selige Geheime Rath von P.., ein frommer Mann, der aber im Rathgeben und Umgang eine ganz eigene Denkungs- und Darstellungs-Art hatte, pflegte alle Morgen, vor dem Antritt seiner Geschäfte, in der Bibel zu lesen. Einst kam er in dem zweyten Brief Pauli an die Corinther auf die Stelle, wo der Apostel von sich schreibt: „Ich habe oft gereiset, ich bin in Gefahren gewesen zu Wasser, — unter den Mördern, — unter den Juden, — unter den Heyden, — in Städten, — in den Wüsten, — auf dem Meer, — unter den falschen Brüdern — in Mühe und Arbeit u. s. w." „Das ist alle gut," (rief er aus,) „lieber Paulus, bist du aber auch in .. gewesen? Wenn du da nicht gewesen bist, so hast du noch nicht das schlimmste erfahren."

Daß im Jahr 1776 Tyrannen in Europa und nahmentlich in Deutschland selten gewesen sind, kann man dem biedern Iselin ohne Bedenken zugestehen, und daß sie heut zu Tage je länger je seltener werden, gründet sich auf gewisse Ursachen und Erscheinungen, die den Königen und Fürsten selbst noch allzugegenwärtig sind, als daß, sie daran zu erinnern, nöthig wäre. Das Wort Tyrann, an sich, ist auch ein solcher Eckel-Nahme, der mit dem guten Ton und Lebensart des jetztlaufenden Decenniums unsers Jahrhunderts sich nicht vereinbaren läßt.

Aber! sollten wir nicht noch Despoten haben? Sollte das wahr seyn, auch in Deutschland wahr seyn, was der gute Iselin im Jahr 1776 geträumet hat: Daß uns die Fürsten und noch dazu sehr viele Fürsten Dank wissen würden, wenn wir Menschen, freye Menschen, bilden? Ists nicht vielmehr beynahe eine Hals-Sache, ein Hochverrath gegen den Staat, von Deutscher Freyheit und Deutschen freyen Menschen nur einmahl laut sprechen zu wollen; und werden nicht vielmehr Prämien denjenigen verheißen, welche vor freye Menschen neue (wenigstens papierne) Ketten erfinden?

Die erstere Frage läßt sich wohl am sichersten beantworten, wenn man das Bild eines Despoten nach seinen Grundzügen zeichnet und dann umher schaut: ob in mehrerer oder minderer Aehnlichkeit Originale dazu in Europa und ins besondere in Deutschland vorhanden seyen? Da ich nur den Umriß liefere, so hüte ich mich sorgfältig, das Bild auszumahlen und mit persönlichen Beyspielen aus der ältern und neuern Geschichte zu belegen: Nichts würde leichter seyn, als dieses; es würde aber aus Skizzen eine Gallerie, aus bloßen Winken ein Buch geworden seyn. — — —

Die Geburts-Stätte des Despotismus ist: Wann die Regenten, durch eigenen Betrug und durch Verführung geistlicher und weltlicher Heuchler, Schmeichler und Irrlehrer, beginnen, ihren ursprünglichen hohen Beruf und Bestimmung zu mißkennen; wann sie vergessen, daß ihre Dignität ein ihnen übertragenes oder auf sie vererbtes Amt seye, von dem sie Gott und ihrem Volk Verantwortung schuldig sind; wenn sie anfangen, das Land vor ihr Eigenthum und ihre Unterthanen als Geschöpfe anzusehen, mit denen sie nach eigenem Belieben schalten und walten können. — — —

Sie sind gefühllos gegen die Beschwerden, Noth, Klagen und Seufzer ihrer Unterthanen.

Sie wollen nicht Rath, sondern nur Gehorsam.

Ihre Lieblings-Phrase ist: So solls seyn. — — —

Sie schämen sich nicht, offenkundige Thatsachen von Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Schlechtigkeiten, so lange und so viel sie können, zu bedecken, zu beschönigen, zu rechtfertigen und zu entschuldigen, oder auch allenfalls kurzweg zu läugnen. — — —

Wo also bloßer Befehl, Zwang, Macht und Gewalt nicht hinreichen, oder wo man diese lieber mit guten Worten übertünchen und das dumme oder leichtsinnige und leichtgläubige Volk damit betäuben will, da nimmt man die politischen Zauber-Formeln von Staat, Beßten und Wohlfarth des Staats, Bedürfnissen und Noth des Staats, Ehre des Reichs, der Crone, des Staats ꝛc. zu Hülfe.

Ein Despot ist auch oft freygebig, aber gemeiniglich so, daß ers erst andern nimmt. So machtens ehedem Tiberius, Caligula ꝛc. So machens noch heut zu Tag andere, die in ihren Fußstapfen wandeln.

Sie suchen die Strenge ihrer Regierung und Grundsätze durch persönliche Leutseligkeit, Höflichkeit, und äußere Täuschungen zu bedecken und zu mildern.

Sie schämen sich daher auch keinen Augenblick, ihr Volk mit Versicherungen, Zusagen und erheucheltem Trost und Bedauren zu belügen und zu betrügen.

Je unreiner die Absichten eines Regenten sind; je ungewisser ihre Erfüllung und je größer die Besorgniß von Widerspruch und Widerstand auf der Seite ihrer Reichs- oder Land-Stände und Unterthanen ist, je freygebiger sind sie mit Anpreisung ihrer landesväterlichen Sorgfalt, um das Wohl ihrer lieben und getreuen Unterthanen, als des einigen Beweggrunds dieser, so wie aller ihrer Handlungen. Wann dieser Kunstgriff, wie eine Arzney, wie ein Hausmittel, sparsam gebraucht wird, so hilft es zuweilen; bey zu öfterm Gebrauch aber verliert es seine Kraft, macht sich lächerlich und den Herrn selbst verächtlich in den Augen seines Volks. — — —

Anstatt ihre Reichs- und Land-Stände vor ihre gebohrne Freunde zu halten, betrachten sie solche vielmehr als ihre geschworne Feinde. — — —

Sie verachten die Stimme des Volks und der Weisen.

Aus dem Vorurtheil von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person, Würde und Macht, entspringt dann auch der entschiedene Haß gegen alle Publicität; die stolz-trotzige oder doch scheinbare Verachtung aller Urtheile des Publicums, aller Spottschriften, Satyren, Pasquillen, Epigrammen, über ihre Person und Handlungen; der dumm-boshafte Trost eines Tiberius: **Oderint, dum probent**, der eben so schmälige Trost: **Oderint, dum metuant**; (ich bleibe doch, der ich einmal bin), ohne welche und ähnliche verkehrte Vorstellungen ihre so ganz abgestumpfte Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit unbegreiflich bleiben würde.

3. Aus den „Manigfaltigkeiten".

Schmähliche Vergleichung der Deutschen gegen Ungarn.

In der Vorstellung, welche die versammelte Stände der Trentschiner Gespannschaft gegen die in Ungarn einzuführende Volks-Conscription im Jahr 1784. an Kayser Joseph II. erlassen haben, lieset man die schreckliche Stelle: Aus allen diesen vorher angeführten Dingen, was bleibt uns wohl für ein deutlicherer Schluß übrig, als daß auch wir, die wir in süßer Freyheit gebohren worden, mit Verachtung aller Nationen von Europa, in den traurigsten Zustand der Sclaverey und auf den Fuß der übrigen deutschen Provinzen gebracht werden sollen. Dieß vorausgesetzt, wäre es ganz sichtbar der offenbareste Versuch, unsere Freyheiten durchaus zu zerstören; dieses, sagen wir, wäre das äußerste Verderben des blühendsten Ungarischen Volks, und ehe wir uns diesem unterwerfen, so opfern wir lieber in unterthäniger Treue Blut und Leben auf, und wünschen vielmehr in süßer Freyheit zu sterben, als in verworfener Sclaverey zu leben."

So was erhebt den Athem, wenn mans liest! Wie? Was? dem Kayser ins Angesicht seine Deutsche Sclaven und den Zustand seiner Unterthanen Sclaverey zu nennen? Man meynt schon die Säbel zum Schutz der Freyheit gezückt und Patriotenblut in Ströhmen fließen zu sehen.

Alle dieß Unglück ist verhütet, die Volkszählung und Numerirung der Häuser ist ohne Blutvergießung vollbracht worden, die Ungarn sind überzeugt und ihr Nationalgeist ist in reines Deutsch übersetzt worden; sie haben uns nichts mehr vorzuwerfen; vielmehr werden sie noch bey guter Zeit das Lied der süßen Freyheit, zum Lobe ihrer hunderttausendarmigen Lehrmeister, aus einem Gesangbuch mit uns im höchsten Generalbaß zu singen gelehret werden.

Gotthold Ephraim Lessing.



Lessings Denkmal in Braunschweig.

So bewundernswürdig uns Lessing als Dramatiker erscheinen mußte, hauptsächlich deswegen, weil er, obgleich keineswegs mit hervorragendem Dichtertalent begabt, doch mit Hülfe der Kritik, wie er selbst sagt, im Gebiete des Dramas höchst Bedeutendes hervorzubringen vermochte, so steht er doch als Kritiker noch unendlich höher: seine Dramen sind von späteren Dichtern übertroffen worden, seine kritischen Werke stehen noch heute als unerreichte Muster da, die in Form, Sprache, Methode und Inhalt gleich ausgezeichnet sind und denen nur seine eigenen polemischen Schriften an die Seite gesetzt werden können. Sie tragen den vollsten Stempel seines großartigen Geistes und seines eben so großartigen Charakters, es tritt uns in jeder Zeile, ja in jedem Worte der ganze Lessing lebendig entgegen. Da es ihm, wie immer und überall, so insbesondere in seinen kritischen Schriften, vor Allem, und man kann wohl sagen ausschließlich, um Erforschung der Wahrheit und um ungetrübte Mittheilung derselben zu thun war, so benutzte er auch alle Mittel, welche zur Erreichung dieses Zweckes führen konnten, so wie er andrerseits Alles vermied, was demselben in irgend einer Weise hätte hinderlich sein können; und er bildete sich eine Methode, welche, wie keine andere, mit vollster Sicherheit zum Ziele führen mußte. Er begnügt sich nämlich nicht, die Ergebnisse seiner Untersuchungen als etwas in sich Abgeschlossenes, außer ihm Liegendes und durchaus Abstractes hinzustellen, sondern er theilt uns diese Untersuchungen selbst vollständig mit, er führt uns den nämlichen Weg, den er selbst gegangen ist, zeigt uns die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegengestellt hatten und die Art und Weise, wie er sie besiegte, welche Zweifel ihn aufhielten, mochten sie von Andern ausgesprochen worden oder in ihm selbst entstanden sein, er zeigt uns, wie er diese prüfte, wie er schiefe oder ganz falsche Ansichten berichtigte, und so nach und nach die Bausteine sammelte, bearbeitete, in einander fügte, den Schutt hinwegräumte, zuletzt das Gerüste, das er sich aufgerichtet hatte, wegschaffte, so daß er uns endlich den Bau in seiner Vollendung vor unsern erstaunten Augen erscheinen läßt. Und so befolgt Lessing in seinen wissenschaftlichen Werken denselben Weg, den er bei Schilderungen an Homer rühmt und von dem Dichter verlangt (S. unten den mitgetheilten Abschnitt aus „Laokoon"), und wie er uns in seinen ästhetischen Forschungen das Wesen der Poesie und der einzelnen poetischen Formen dadurch zum klaren Bewußtsein bringt, daß er uns das Innere des schaffenden Künstlers eröffnet und uns zeigt, wie derselbe bei seinen Schöpfungen verfährt; so eröffnet er uns in seinen Untersuchungen sein eigenes Innere und läßt uns den Gang seiner Thätigkeit in der größten Klarheit anschauen. Und so lernen wir ihn als einen Denker ersten Ranges kennen, der den Zusammenhang der Dinge mit bewundernswürdiger Sicherheit erkennt, und selbst in solchen Verhältnissen herausfindet, die einander vollkommen fremd zu sein scheinen, einen Denker, den man die fleischgewordene Logik nennen könnte, mit solcher Schärfe weiß er die nothwendigen Folgerungen aus seinen Sätzen zu entwickeln, die falschen Schlüsse aufzudecken, die feinsten Begriffe zu bestimmen.

So tief gedacht aber Lessings Schriften, und so abstract die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigt, so erhalten sie durch seine Behandlungsweise eine gewisse Körperlichkeit, die das Verständniß unendlich erleichtert, indem nicht bloß der Verstand, sondern auch bis zu einem gewissen Grade die Phantasie bethätigt wird. Seine Darstellungen erscheinen nicht als das dürre Resultat der reinen Abstraction, sondern als ein fortwährendes Selbstgespräch, ja, wenn man will, als ein mit der größten Lebendigkeit sich entwickelnder Dialog, indem der Verfasser gleichsam als Doppelgestalt erscheint, als einer der da Belehrung sucht und als ein Zweiter, der da Belehrung ertheilt, so daß es häufig und gerade wohl an den bedeutendsten und gelungensten Stellen ein Leichtes wäre, die Darstellung in einen kunstmäßigen Dialog umzugestalten. Von der systematischen Entwickelung war überhaupt Lessing kein Freund, sie widerstrebte seinem künstlerischen Sinn, und wohl hatte ihn auch der Mißbrauch, der mit dieser Darstellungsweise getrieben wurde, mit Widerwillen gegen sie erfüllt, da sie mehr als jede andere zur Sophisterei reizen mag *).

*) „An systematischen Büchern haben wir Deutschen keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Wort-

Zu solchen Darstellungen aber war die Sprache, die er vorfand, vollständig unbrauchbar; die korrekte aber breite und matte Prosa Gottscheds und seiner unmittelbaren Nachfolger konnte hierzu ebenso wenig dienen als die poetische Sprache Klopstocks, die lediglich nur auf die Phantasie berechnet war. Lessing mußte sich daher eine neue Sprache schaffen, die wir nicht besser charakterisiren können, als indem wir das wiederholen, was wir an einem andern Orte gesagt haben*). „Er schuf sie nach seinem Bilde: wir erkennen in ihr die ganze Klarheit und liebenswürdige Anmuth seines Geistes, aber auch die Schärfe und gewaltige Kraft seines Charakters. Alle Eigenschaften eines kunstvollendeten Styls finden sich in seiner Prosa vereinigt; sie ist rasch und lebendig; die Perioden entwickeln sich in leichter Beweglichkeit; jeder Ausdruck ist klar, bestimmt und gewählt, ohne jedoch im Entferntesten prunken zu wollen. Wenn wir bei manchen Schriftstellern erst die Darstellung überwinden müssen, um durch sie hindurch zum Gedanken dringen zu können, den sie nebelartig umhüllt, so ist dagegen bei Lessing die Darstellung so anschaulich klar, und der Gedanke springt beim ersten Anblick schon so kräftig, so rein und ungetrübt hervor, daß es beinahe scheint, er sei unmittelbar aus dem Geiste des Denkers in den unsrigen gedrungen, ohne sich erst in ein äußeres Gewand zu kleiden." Diese leichte, bewegliche Sprache, die sich den darzustellenden Gedanken so innig und so natürlich anschmiegt, daß sie mit denselben zugleich entstanden zu sein scheint, ist aber keineswegs die Frucht des Augenblickes, sondern das Ergebniß ernsten, und wenn man will, mühseligen Strebens; Lessing selbst sagt irgendwo, daß ihm Verse weit weniger Anstrengung kosteten als seine Prosa. Wir begreifen dies erst wenn wir seine frühesten Schriften mit seinen spätern vergleichen und die mächtigen Fortschritte gewahr werden, die er von Jahr zu Jahr in der Behandlung der Sprache gemacht hat, oder wenn wir seine besten Werke rücksichtlich der Darstellung mit kritischem Blicke prüfen, und erkennen, mit welcher unübertrefflichen Kunst das Ganze wie das Einzelne ausgearbeitet ist. Kein anderer Schriftsteller, weder seiner noch der nachfolgenden Zeit hat ihn in Bezug auf künstlerische Behandlung der Sprache erreicht, noch viel weniger übertroffen, und wenn wir dennoch der prosaischen Darstellung in Göthe's früheren Schriften den Vorzug ertheilen, so beruht dies auf einem ganz andern Grunde. Lessings Sprache ist nämlich bis auf seltene Ausnahmen durchaus deutsch, in Bezug auf den einzelnen Ausdruck sowohl als rücksichtlich der Satzbildung und des Periodenbaues, und wenn er sich auch an den großen Mustern des Alten und Neuen herangebildet hat, so ist deren Einfluß doch nur im Ganzen und Großen namentlich darin sichtbar, daß seine Darstellung künstlerisch schön und geschmackvoll ist; im Einzelnen hat er sich dagegen von jedem ungemessenen Einfluß frei erhalten, und insbesondere Nachahmung fremdartiger Satz- und Periodenbildungen auf das strengste vermieden, was z. B. der prosaischen Darstellung Wielands einen beinahe fremdartigen Charakter aufdrückt, und die Sprache des großartigen Johannes von Müller unangenehm und widrig macht. Aber so vollkommen deutsch Lessings Sprache auch ist, so fehlt ihr doch jene volksmäßige Ader, die Göthe's Sprache charakterisirt und ihr einen so unendlichen Reiz, so viel jugendliche lebensvolle Frische, so hohe Naturwahrheit verleiht und sie selbst in didaktischen Stellen mit einem gewissen poetischen Hauch beseelt. Während Göthe nämlich seine Darstellung aus der lebendigen Sprache des Volkes schöpfte, so hat dagegen Lessing die seinige an den großen Meistern des Styls, namentlich an Luther gebildet, wodurch sie einen eigenthümlichen Charakter erhielt, den wir gelehrt nennen möchten, wenn man nicht gewöhnt wäre mit diesem Worte zugleich den Begriff von Pedantismus und Geschmacklosigkeit zu verbinden, wovon Niemand so weit entfernt war als gerade Lessing. Wie dem auch sei, so kann auch sein wärmster Bewunderer nicht verkennen, daß seiner Darstellung bei aller Großartigkeit und künstlerischen Vollendung, bei aller Trefflichkeit im Ganzen und im Einzelnen, und trotz ihres entschiedenen deutschen Charakters, doch jene Unmittelbarkeit, jene Frische und Jugendlichkeit fehlt, die wir an Göthe's früheren Schriften so sehr bewundern, was eben nur daraus zu erklären ist, daß er nicht aus der lebendigen und ewig jungen Quelle der Volkssprache, sondern aus den Büchern schöpfte.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen zur Poesie (S. 473 ff.) eine zwar nur kurze, aber hoffentlich hinreichende Uebersicht von Lessings kritischer Wirksamkeit gegeben und insbesondere angedeutet, wie sich seine Ansichten, die übrigens schon in seinen frühesten kritischen Versuchen von großer Selbstständigkeit zeugten, allmählich entwickelten, wie er zuerst in dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" einzelne Ideen bei Gelegenheit von Anzeigen neuer Bücher aussprach, diese später in den „Literaturbriefen" in ausführlicherer Entwickelung darstellte, und endlich seine zur völligen Reife gediehenen Ansichten in selbstständigen Schriften zusammenfaßte, welche entweder einzelne Gattungen der Poesie beleuchteten oder die Kunst im Ganzen und Allgemeinen betrafen. Indem wir nun zur genauen Betrachtung dieser Schriften übergehen, beginnen wir mit derjenigen, welche sich mit der Kunst im Allgemeinen beschäftigt, weil die übrigen kritischen Werke, wenn auch zum Theil früher abgefaßt, doch auf den darin niedergelegten Grundsätzen beruhen.

„Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie" (1. Th. Berl. 1766.), die Frucht langjähriger Arbeit und Forschung, sollte aus drei Theilen bestehen, aber leider wurde Lessing durch andere Arbeiten und Studien an der Fortsetzung gehindert, und es fanden sich in seinem Nachlasse nur noch wenige unzusammenhängende Bruchstücke vor. Aber auch unvollendet, wie sie vorliegt, ist diese Schrift nach jeder Beziehung hin ein großartiges Meisterwerk, das stets eine Zierde der deutschen Literatur sein wird. Dieselbe wurde für die Entwickelung der vaterländischen Poesie dadurch wichtig, daß sie die bisherigen ästhetischen Ansichten vollständig aus dem Felde schlug und eine neue an deren Stelle setzte, deren Wahrheit sogleich allgemein anerkannt wurde, und die sich auch bald als

erklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt" (Vorr. z. Laokoon). — Auf wie viele Metaphysiken, Staatsrechte u. dgl. m. ließe sich dieser Ausspruch nicht anwenden!

*) Handbuch der poet. Nationalliteratur der Deutschen. 3. Abth. S. 60.

überaus fruchtbar und erfolgreich erwies. Durch Breitinger war der Grundsatz aufgestellt worden, daß Poesie und Malerei im Wesen nicht verschieden, daß, wie schon Simonides ausgesprochen, die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei, ein Grundsatz, „dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubte", und er daher „in der Poesie die Schilderungssucht und in der Mahlerey die Allegoristerei erzeugte". Diesen Grundsatz nun, der die damalige deutsche Poesie vollständig beherrscht, bekämpfte Lessing in seinem „Laokoon", und zeigte in meisterhafter Entwickelung, daß jene beiden Künste „ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit ihrer Wirkung dennoch sowohl in den Gegenständen, als in der Art ihrer Wirkung verschieden seien". Wir können einen zusammenhängenden Ueberblick der Untersuchung nicht geben, es würde diese die Grenzen unserer Aufgabe weit überschreiten, dagegen müssen wir den Gang derselben darzustellen suchen, um an einem großartigen Beispiele die Methode Lessings zur klaren Anschauung zu bringen. Er geht von einer Bemerkung aus, welche Winckelmann in der Abhandlung „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst" gemacht hatte. Dieser hatte nämlich den Satz aufgestellt, „daß das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst eine edle Einfalt und stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdrucke sei", deshalb stelle die bekannte Gruppe den Laokoon nicht als schreiend dar, wie Virgil ihn geschildert habe, der daher dem Bildhauer weit nachstehe. Dieser Behauptung gegenüber zeigt Lessing, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei, und daß der Bildhauer den Laokoon nur deshalb nicht schreiend und mit geöffnetem Munde dargestellt habe, weil das Schreien das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verzerre; diese Rücksicht habe Virgil nicht zu nehmen gehabt, weil er als Dichter nicht, wie der bildende Künstler, ein sinnlich wahrnehmbares, in der einmal gewählten Situation verharrendes Bild geschaffen habe. So hat uns Lessing durch diese Zusammenstellung schon auf das Wesentliche seiner Untersuchung geführt und es wird auch sogleich klar, warum er seiner Schrift den Namen des Laokoon gegeben hat. Indem er nämlich untersucht, woher es komme, daß der Künstler und der Dichter einen und denselben Gegenstand auf verschiedene Weise aufgefaßt und behandelt hätten, obgleich der Bildhauer bei seiner Darstellung den Dichter vor Augen gehabt habe, so zeigt er, daß dies lediglich aus der wesentlichen Verschiedenheit der beiden Künste herrühre; die Malerei (unter welcher er die bildenden Künste überhaupt begreift, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt) stelle ihre Gegenstände im Raum, die Poesie in der Zeit dar, jene durch Gestalten und Farben, diese durch artikulirte Töne; Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften seien die eigentlichen Gegenstände der ersten, dagegen Handlungen die der andern. Zwar könne auch die Malerei Handlungen darstellen, aber nur andeutungsweise durch Körper, und ebenso könne die Poesie auch Körper schildern, aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Hierauf erörtert er an zahlreichen Beispielen, wie unmöglich es dem Dichter sei, körperliche Gegenstände in allen ihren Einzelheiten zu schildern, wie selbst bedeutende Dichter (unter den Neuern der geniale Ariost) daran gescheitert seien, wie dagegen Homer auch darin sich groß bewiesen habe, daß solche Schilderungen nie bei ihm vorkommen. Demungeachtet liege die Darstellung der körperlichen Schönheit nicht außerhalb des Gebietes der Poesie. Nachdem er hiernach die Mittel angegeben, welche dem Dichter dafür zu Gebote stehen, zeigt er, daß, während die Poesie in Beziehung auf Nachahmung der Schönheit der Malerei immerhin nachstehe, sie dieselbe dagegen in dem Umfange der Darstellung weit übertreffe; die Poesie sei nicht, wie diese, auf Nachahmung der Schönheit beschränkt, ihr stehe das ganze unermeßliche Reich der Natur zur Nachahmung offen, sie könne nicht bloß das Schöne und Gute, sondern auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und Ekelhafte darstellen, was der bildenden Kunst nimmermehr erlaubt sei, weil sie dadurch ihr höchstes Gesetz, das der Schönheit, verletzen würde. Sie k ö n n e zwar das Häßliche und Ekelhafte nachahmen, aber sie w o l l e es nicht.

Es lassen sich am „Laokoon" im Einzelnen wohl mancherlei Aussetzungen machen, so z. B., daß Lessing das Wesen der eigentlichen Malerei und der Bildhauerkunst nicht scharf genug getrennt habe, wie schon Garve richtig bemerkte; aber im Ganzen und Großen wird dieses herrliche Werk stets als ein unübertreffliches Muster ächt philosophischer Entwickelung und Darstellung und als die Quelle der neueren Aesthetik verehrt werden.

Die Schriften, welche Lessing über einzelne Gattungen der Poesie verfaßte, sind zum Theil früher erschienen als der „Laokoon", so namentlich die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" (Danzig 1755), welche wegen des Abschnitts „Vorläufige Untersuchung, ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne?" hierher gehört. Diese in jeder Beziehung merkwürdige Abhandlung wurde von Lessing und seinem Freunde Mendelssohn gemeinschaftlich bearbeitet; doch sind die wichtigsten Abschnitte und insbesondere der eben bezeichnete unzweifelhaft von Lessing. Es ist aber derselbe von großer Wichtigkeit, weil darin, wenn auch nicht gerade zum ersten Male, doch zuerst mit überzeugender Schärfe dargethan wird, daß philosophische Systeme kein Stoff für die Poesie, und daß ein Lehrgedicht daher ein Unding sei, indem die Absicht des Dichters auf etwas ganz anderes hinausgehe, als metaphysische Wahrheiten auf dem Wege der philosophischen Untersuchung zu beweisen, diese aber auf anderem Wege nicht bewiesen werden könnten. Da man in dieser Schrift mehr eine beißende Satyre gegen die Berliner Akademie erblickte, was sie in der That auch war, indem dieselbe darin wegen ihrer unpassenden Aufgabe vollständig lächerlich gemacht wird, blieb sie längere Zeit ohne sichtlichen Erfolg, und es wurden nach wie vor Lehrgedichte geschrieben; allein als die spätern Schriften Lessings seine Ansichten über die Kunst vollständiger entwickelten, wurde auch diese erste Probe seines kritischen Talents mehr beachtet und fand um so mehr die ihr gebührende Würdigung.

In den „Abhandlungen über die Aesopische Fabel", welche zugleich mit seinen „Fabeln" (Berl. 1759) erschienen, entwickelt Lessing seine Ansicht über diese Dichtungsart wieder in seiner eigenthüm-

lichen Weise, indem er die verschiedenen Erklärungen, welche verschiedene Kunstrichter von der Fabel gegeben, nach einander prüft, deren Unrichtigkeit nachweist, und endlich daran seine eigene Erklärung anknüpft, welche sich aus den vorangegangenen Untersuchungen gleichsam von selbst ergibt. Es schließen sich diese Abhandlungen an die über Pope in sofern an, als er in denselben nachweist, daß die wahre Poesie jeglicher moralischen Tendenz fremd, und eine solche auf die untergeordnete Gattung der Fabel zu beschränken sei. Wenn wir uns erinnern, daß die ganze Zeit vor ihm, daß Gottsched und die Schweizer von der Poesie nicht bloß Ergötzung, sondern auch Nutzen forderten, daß die Leipziger Dichter vorzugsweise in ihren Poesien Belehrung erzweckten, so wird die hohe Bedeutsamkeit jener Abhandlungen klar, welche wieder nach einer wichtigen Seite hin das wahre Wesen der Poesie feststellten.

In derselben Weise sind seine „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" bearbeitet (Verm. Schriften 1. Th. Berl. 1771), indem er auch hier die Ansichten früherer Kritiker über diese Dichtungsart mit seiner gewöhnlichen Schärfe prüft, und sich aus dieser Untersuchung seine eigene Erklärung gleichsam von selbst und ungesucht ergibt und diese eben deshalb um so überzeugender wird, obgleich nicht verhehlt werden darf, daß er, wie später Herder mit großem Glück nachwies, wahrscheinlich aus äußern Gründen, die hier nicht entwickelt werden können, das Epigramm, dessen Wesen er richtig erkannt hatte, in seinem Umfange allzusehr beschränkte, und eine große Zahl von Dichtungen ausgeschlossen wissen wollte, die doch unzweifelhaft zu jener Dichtungsart gehören.

Indem wir nun zur letzten Schrift Lessings übergehen, in welcher er seine Ansichten über eine einzelne poetische Gattung niederlegt, nämlich zur „Hamburgischen Dramaturgie" (2 Bde. Hamburg 1767—68), haben wir zunächst die Geschichte ihrer Entstehung zu berichten. Lessing hatte sich, wie wir wissen, schon früh mit der kritischen und historischen Betrachtung des Dramas beschäftigt, wozu er sowohl durch seine eigenen Produktionen, als durch die theils beschränkten, theils irrigen Ansichten angeregt wurde, welche damals über das Wesen der dramatischen Poesie allgemein verbreitet waren. So gab er schon im J. 1750 mit seinem Freunde Mylius eine Art Zeitschrift in zwanglosen Heften unter dem Titel: „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" (4 Stücke, Stuttg.) heraus, zu welchen er eine „Abhandlung von dem Leben und den Werken des römischen Lustspieldichters Plautus", und eine Kritik über die Gefangenen dieses Dichters lieferte, zwei Arbeiten, in welchen sich schon sein höherer Standpunkt vielseitig kund gab. Mehrere Jahre darnach unternahm er eine ähnliche Zeitschrift „Theatralische Bibliothek" (4 Stücke, Berl. 1755—58), welche schon dadurch bedeutend wurde, daß Lessing in derselben seinen Blick auf die verschiedenen Gattungen des Dramas, sowie besonders darauf richtete, wie sich das Drama bei den verschiedenen modernen Völkern gestaltet habe. Unter den in derselben mitgetheilten Abhandlungen ist die „Von dem weinerlichen und rührenden Lustspiele" die bedeutendste, welche diese durch Gellert verbreitete Gattung in ihr wahres Licht setzte, sowie er in den schon angeführten 17 Literaturbriefen die Aufmerksamkeit auf Shakspeare zu lenken suchte und die Nothwendigkeit andeutete, daß das Drama auf nationaler Grundlage beruhen müsse, wenn es zur höhern Vollendung gelangen und bleibenden Werth erlangen wolle. Wir haben diesen Punkt schon oben (S. 613) berührt, so wie auch davon gesprochen, wie Lessing in seinen eigenen Schöpfungen neue Wege einschlug, das bürgerliche Trauerspiel begründete, die Verbreitung dieser Gattung durch die Uebersetzung des Diderot förderte, und endlich in seiner Minna von Barnhelm das erste und zugleich ein ausgezeichnetes Muster eines wahrhaft nationalen Dramas gab.

Durch diese Schriften hatte sich Lessing den allgemeinen Ruf des gründlichsten und geistvollsten Kenners der dramatischen Poesie und zugleich des ersten lebenden dramatischen Dichters erworben. Als daher im J. 1766 mehrere angesehene Bürger und Kaufleute in Hamburg, hauptsächlich von Löwen angeregt, sich entschlossen, ein stehendes Theater zu gründen, dessen höheren Zweck sie schon dadurch bezeichneten, daß sie es „National-Theater" nannten, fühlten die eigentlichen Leiter des Unternehmens gar bald, daß dieses nur unter Lessings Mitwirkung gedeihlichen Fortgang haben könne, und beriefen ihn als Dramaturgen und Consulenten. Er lehnte zwar die Ernennung zum Theaterdichter ab, weil er sich bewußt war nicht so schnell arbeiten zu können, als es für einen solchen schlechterdings nothwendig ist; dagegen bot er sich an die Theaterkritik zu übernehmen und ein Blatt herauszugeben, welches in der Regel wöchentlich zweimal erscheinen und, wie in der „Ankündigung vom 22. April 1767" bemerkt ist, „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten sollte, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers thun würde"*). So entstand die „Hamburgische Dramaturgie", welche „aus einer bloßen Theaterzeitung zu einem klassischen Werke geworden ist", und seinem ersten kritischen Meisterwerke, dem „Laokoon" würdig zur Seite steht. Denn obgleich die „Dramaturgie" ihrer Anlage und ihren Zwecken nach auf dem reinsten Zufall zu beruhen scheint, da der Kritiker an die aufgeführten Stücke und ihre Darstellung gebunden war, so sehen wir doch bald, daß sich Lessing keineswegs dem Zufall Preis gab, sondern die gebotene Form der Darstellung dazu benutzte, seine ihm eigenthümliche und so fruchtbare Methode anzuwenden. Er geht nämlich auch hier von einzelnen Bemerkungen über Theater und dramatische Dichtkunst aus, erweitert dieselben, fügt neue hinzu und macht auf diese Weise mit jedem Blatt seine Leser fähiger, ihm zu folgen und zu verstehen, wenn er endlich die höchsten Gesetze der dramatischen Kunst entwickelt. Man wird den festen Gang in der scheinbar willkürlichen Reihefolge seiner Bemerkungen mit der vollsten Sicherheit erkennen, wenn man sich der Hauptabsicht bewußt ist, welche er in der „Dramaturgie" verfolgte. Diese war aber keine andere,

*) Lessing hörte jedoch bald auf, über die Leistungen der Schauspieler zu berichten, weil seine Bemerkungen von denselben theils mißverstanden, theils gar nicht begriffen wurden; es ist dies um so mehr zu bedauern, als er nach gewohnter Weise seine Beurtheilungen auf allgemeine Grundsätze zurückführte, so daß er nach und nach die Gesetze der Schauspielkunst, wie die des Dramas, in ein helleres Licht gesetzt haben würde.

als einen festen Boden für ein Nationaldrama zu gewinnen. Ein solches war jedoch nicht zu erringen, so lange man sklavisch an der Nachahmung des französischen Theaters hing, das, wie schon oben gesagt wurde (S. 612), am allerwenigsten nachgeahmt werden konnte, und daher ist vom Anfang an sein Bestreben darauf gerichtet, die Vorliebe für die französische Poesie und insbesondere für das französische Theater zu bekämpfen, und zu zeigen, daß es bei weitem das nicht sei, wofür es „die unterthänigen Bewunderer alles dessen, was jenseits des Rheines komme", angepriesen hätten. Die Franzosen behaupteten bekanntlich, daß das antike Drama dem ihrigen zum Grunde liege, und daß sie insbesondere den großen Kritiker der Griechen Aristoteles zu ihrem Führer gewählt hätten. Die deutschen Kunstrichter hatten ihnen dies getreulich nachgesprochen und das Theater der Franzosen dem der Griechen gleichgestellt; nun wies aber Lessing in überzeugender Weise nach, daß die französischen Kritiker und Dichter den Aristoteles gar nicht verstanden, daß sie zufällige Erscheinungen des griechischen Dramas für die wesentlichsten Grundlagen gehalten, und darüber das Wesentliche übersehen und vernachlässigt hätten. Dies bewies er theils durch scharfsinnige Zergliederung berühmter Stücke der ersten französischen Dichter, theils durch Untersuchung der betreffenden Abschnitte der Poetik des Aristoteles, von deren Wahrheit er lebendig durchdrungen war. Es kann kein Zweifel sein, daß Lessing in seiner Beurtheilung der französischen Tragödie, denn gegen diese war seine Polemik vorzugsweise gerichtet, viel zu streng, ja selbst einseitig war; doch rührte dies keineswegs von einer falsch verstandenen Vaterlandsliebe oder einem blinden Nationalhasse her, vielmehr trieb ihn dazu die unabänderliche Nothwendigkeit, den Einfluß des französischen Theaters vollständig zu vernichten, weil die Begründung eines nationalen Dramas gänzlich unmöglich war, so lange dieser Einfluß die deutsche Bühne beherrschte. Er ging aber in seiner Polemik, so entschieden sie auch ist, doch nicht weiter, als er zur Erreichung seines Zweckes gehen mußte, und so ergreift er jede Gelegenheit, die höchst bedeutenden Leistungen der Franzosen im Lustspiel anzuerkennen.

Diese Bekämpfung des französischen Theaters ist aber keineswegs bloß verneinender Natur, Lessing entwickelt vielmehr fortwährend seine eigenen Ansichten über das Drama, welche, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, vorzugsweise auf der Poetik des Aristoteles und auf dem gründlichen Studium der griechischen Meisterwerke, so wie Shakspeare's und zum Theil auch des spanischen Theaters fußen, oder sich an Diderot anlehnen. Schon gleich im ersten Stücke weist er die Unstatthaftigkeit der sogenannten christlichen Tragödien nach; bald darnach bespricht er das weinerliche Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel. Voltaire's „Semiramis" gibt ihm Gelegenheit sich über das Schreckliche und Pathetische auf der Bühne zu verbreiten, und die Aufmerksamkeit auf Shakspeare zu lenken; der „Graf von Essex" von Thom. Corneille ruft die scharfsinnigsten Betrachtungen über geschichtliche Tragödien hervor, in denen er auseinandersetzt, daß der Dichter die historischen Thatsachen, nicht aber den Charakter der geschichtlichen Personen frei und nach Bedürfniß umgestalten dürfe. Später nimmt er bei der Beurtheilung der „Merope" von Voltaire Anlaß, über die dramatische Kunst der Griechen zu sprechen und nachzuweisen, daß die Einheit der Handlung ihr oberstes Gesetz gewesen sei, so wie er zugleich den unterscheidenden Charakter der Tragödie und Komödie feststellt; und in der Besprechung von Weiße's „Richard III." verbreitet er sich über das Wesen der Tragödie, welches er nach den Grundsätzen des Aristoteles entwickelt, worauf er diese mit den Ansichten der französischen Kunstrichter und namentlich Corneille's vergleicht, und er schließt endlich damit, daß er die früheren Bemerkungen über den Charakter der Tragödie und Komödie weiter entwickelt.

Wenn wir hiermit auch nur eine sehr magere Skizze von dem Inhalt des Lessingschen Meisterwerks geben konnten, so mag sie doch hinreichen, um den außerordentlichen Reichthum der darin entwickelten Gedanken und Thatsachen, so wie den Weg zur Anschauung zu bringen, den er dabei einschlug; vor Allem wünschen wir aber, daß es uns gelungen sein möchte, unsere Leser zur Lektüre der vortrefflichen Schrift anzuregen, die wie wenige andre geeignet ist, den Gesichtskreis zu erweitern und den Geschmack zu bilden.

So groß schon aus den bisherigen Mittheilungen Lessings kritische Thätigkeit erscheint, so ist sie mit den bis jetzt besprochenen Werken noch keineswegs abgeschlossen, und wir müssen daher noch mehrere Schriften anführen, die zwar, so bedeutend sie auch an sich sind, den oben erwähnten in keiner Weise gleichgestellt werden können, aber doch erwähnt werden müssen, weil auch sie zur Charakteristik des großen Mannes beitragen. Im Jahre 1752 ließ er das „Vademecum für S. G. Lange" erscheinen, in welchem er sich nicht nur schon als einen scharfsinnigen Kritiker, insbesondere als einen geschmackvollen und gründlichen Kenner des Horaz erwies, sondern zugleich eine solche Kraft der Polemik, einen solchen Reichthum an sprudelndem Witz und glücklicher Ironie entfaltete, daß das Büchlein nur von seinen spätern Meisterwerken in dieser Gattung übertroffen wird. Bald darauf schrieb er seine „Rettungen", in welchen er mehrere bedeutende Männer aus der Zeit der Reformation (Lemnius, Cochläus u. a. m.) und zuletzt den Horaz vor unbegründeten, aber allgemein verbreiteten Beschuldigungen in Schutz nahm, wobei er wiederum eben so viel Scharfsinn als Reichthum an Kenntnissen entfaltete. Späterhin rief seine Beschäftigung mit der antiken Kunst außer den später zu erwähnenden Streitschriften gegen Klotz einige kleine Abhandlungen hervor, unter denen wir die Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet" (Berl. 1769) als ein unübertreffliches Meisterstück gründlicher Entwickelung und geschmackvoller Darstellung hervorheben, das sich dem „Laokoon" würdig anschließt.

Noch bliebe uns übrig, die abhandelnden Schriften Lessings zu berühren, welche die Religion, oder, wenn man lieber will, die Theologie betreffen; doch stehen diese in zu engem Zusammenhange mit seinen rhetorischen Werken, zu welchen wir auch seine meisterhaften Gespräche zählen, als daß wir sie getrennt behandeln könnten; wir werden daher im folgenden Abschnitt auf dieselben zurückkommen.

1. Aus dem „Laokoon".

XVI. — — — Wenn es wahr ist, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder

Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Mahlerey.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und so nach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper; aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und daß seine Erndte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Mahlers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, sechs besondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird demohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weis durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entstehen sehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beysammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die silberne Nabe, alles ins besondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte" *). Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen **). Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Mahlt er uns außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Kopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher

*) Wir lassen hier, wie in den folgenden Stellen, den von Lessing angeführten griechischen Text aus, den Jeder, dem es daran liegen möchte, ihn zu vergleichen, sich leicht verschaffen kann. Dagegen theilen wir die Uebersetzung dieser Stellen (nach Voß) des Verständnisses wegen in den Noten mit.

„Hebe fügt um den Wagen ihr schnell die geründeten Räder
Mit acht ehernen Speichen umher an die eiserne Axe.
Gold ist ihnen der Kranz, unaltendes; aber darauf jene
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick;
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung;
Denn in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt, und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön umschlang." (Ilias 5, 722—731.)

**) — — „Und zog das weiche Gewand an,
Sauber und neugewirkt! und warf den Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füß' auch band er sich stattliche Solen,
Hängte sodann um die Schultern das Schwert voll silberner Buckeln,
Nahm auch den Königsstab, den ererbten, ewiger Dauer."
(Ilias 2, 42—46.)

neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.*) So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (Zeus Kronion) ein ehrwürdiger Alte gewesen sey, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (dem bestellenden Argoswürger) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (dem Rossebändiger Pelops) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (dem lämmerreichen Thyestes) der Weg gebahnet worden, das, was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber demohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bey seinem Scepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünnen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen**). Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten: jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstrecket; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertrauet hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bey allem seinen blinden Zorne, einzugestehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in einer Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemählde eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht mahlen heissen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in dem Felsen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deßwegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliret sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bey dem Dichter entstehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entstanden sehen können*).

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie".

Achtzigstes Stück. Den 5. Februar.

Wozu die sauere Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung desselben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzehlung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefehr auch hervorbringen würde.

Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erreget werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darinn erregen, als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie vorzüglich geschickt ist.

---

*) „Haltend den Königesstab, den mit Kunst Hephästos gebildet:
Diesen gab Hephästos dem waltenden Zeus Kronion,
Hierauf gab ihn Zeus dem bestellenden Argoswürger,
Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Rossebändiger Pelops,
Wieder gab ihn Pelops dem völkerweidenden Atreus,
Dann ließ Atreus ihn sterbend dem lämmerreichen Thyestes,
Aber ihn ließ Thyestes dem Held Agamemnon zum Erbtheil,
Viel Eiland' damit und Argos Reich zu beherrschen."
(Ilias 2, 105—108.)

**) „Wahrlich bei diesem Scepter, der niemals Blätter und Zweige
Wieder zeugt, nachdem er den Stumpf im Gebirge verlassen;
Nie mehr sproßt er empor, denn ringsum schälte das Erz ihm
Laub und Rinde hinweg; und edele Söhne Achaia's
Zeigen ihn jetzt in der Hand, die richtenden, welchen Kronion
Seine Gesetze vertraut." (Ilias 1, 234—239.)

*) „Schnell entblößt er den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
Schönem Gehörn, dem er selber die Brust von unten getroffen,
Als er dem Felsen entsprang; am gewähleten Ort ihn erwartend,
Zielt' und durchschoß er die Brust, daß rücklings am Fels er hinabsank.
Sechszehn Handbreit ragten empor am Haupte die Hörner.
Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
Glättete Alles genau, und beschlug's mit goldener Krümmung."
(Ilias 3, 105—111.)

Das Publikum nimmt vorlieb. — Das ist gut, und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes, auf das tragische. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns von unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und diese wenige nur sparsam, aus anderer Absicht.

Ich sage, wir, unser Volk, unsere Bühne: ich meine aber nicht blos, uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen, und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabey denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl was ich dabey denke. Ich denke nehmlich dabey: daß nicht allein wir Deutsche; sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben.

Kein Tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt! — Man höre einen Franzosen selbst, davon sprechen.

„Bey den hervorstechenden Schönheiten unsers Theaters", sagt der Herr von Voltaire, „fand sich ein verborgner Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von selbst keine höhere Ideen haben konnte, als ihm die großen Meister durch ihre Muster beybrachten: Der einzige Saint-Evremont hat diesen Fehler aufgemutzt; er sagt nehmlich, daß unsere Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken solle, aufs Höchste Zärtlichkeit errege, daß Rührung die Stelle der Erschütterung, und Erstaunen die Stelle des Schreckens vertrete; kurz, daß unsere Empfindungen nicht tief genug gingen. Es ist nicht zu leugnen: Saint-Evremont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des französischen Theaters getroffen. Man sage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfasser der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe, und noch einer andern eben so elenden, die Opern genannt, ist; daß seine kleinen gesellschaftlichen Gedichte das kahlste und gemeinste sind, was wir in dieser Gattung haben, daß er nichts als ein Phrasesdrechsler war: man kan keinen Funken Genie haben, und gleichwohl viel Witz und Geschmack besitzen. Sein Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da er die Ursache, warum die meisten von unsern Stücken so matt und kalt sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt: das andere hatten wir alles."

Das ist: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben sollten; unsere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Diese Kälte aber", fährt er fort, „diese einförmige Mattigkeit, entsprang zum Theil von dem kleinen Geiste der Galanterie, der damals unter unsern Hofleuten und Damen so herrschte, und die Tragödie in eine Folge von verliebten Gesprächen verwandelte, nach dem Geschmacke des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke sich hiervon noch etwa ausnahmen, die bestanden aus langen politischen Raisonements, dergleichen den Sertorius so verdorben, den Otho so kalt, und den Surena und Attila so elend gemacht haben. Noch fand sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe Pathetische von unserer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragisch zu machen verhinderte: und diese war, das enge schlechte Theater mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen? Welche große tragische Action ließ sich da aufführen? Welche Freyheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzehlungen bestehen, und so wurden sie mehr Gespräche, als Spiele. Jeder Acteur wollte in einer langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bey dieser Form fiel alle theatralische Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenschaften, alle die kräftigen Gemählde der menschlichen Unglücksfälle, alle die schrecklichen bis in das Innerste der Seele dringende Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anstatt es zu zerreißen."

Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene lassen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeister hören: und diese fodern, daß wir nichts als den Menschen hören sollen.

Aber die zweyte Ursache? — Sollte es möglich seyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen, einen solchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Ist es wahr daß jede tragische Handlung Pomp und Zurüstungen erfordert? Oder sollte der Dichter nicht vielmehr sein Stück so einrichten, daß es auch ohne diese Dinge seine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Aristoteles, sollte er es allerdings. „Furcht und Mitleid", sagt der Philosoph, „läßt sich zwar durchs Gesicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten selbst entspringen, welches letztere vorzüglicher, und die Weise des bessern Dichters ist. Denn die Fabel muß so eingerichtet seyn, daß sie, auch ungesehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten blos anhört, zu Mitleid und Furcht über diese Begebenheiten bringet; so wie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Diese Absicht aber durch das Gesicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunst, und ist deren Sache, welche die Vorstellung des Stücks übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatralischen Verzierungen sind, davon will man mit den Stücken des Shakespears eine sonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beständigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beystandes der Scenen und der ganzen Kunst des Decorateurs wohl mehr, als eben diese? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen sie gespielt wurden, aus nichts bestanden, als aus einem Vorhange von schlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchstens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigte: da war nichts als die Einbildung, was dem Verständnisse des Zuschauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte: und dem ohngeachtet, sagt man, waren damals die Stücke des Shakespears ohne alle Scenen verständlicher, als sie es hernach mit denselben gewesen sind.

Wenn sich also der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo sie nöthig scheinet, ohne besondern Nachtheil seines Stücks wegbleiben kann: warum sollte es an dem engen, schlechten Theater gelegen haben, daß uns die französischen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen selbst.

Und das beweiset die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzosen eine schönere, geräumlichere Bühne;

keine Zuschauer werden mehr darauf geduldet; die Coulissen sind leer; der Decorateur hat freyes Feld; er mahlt und bauet dem Poeten alles, was dieser von ihm verlangt: aber wo sind sie denn die wärmern Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich der Herr von Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug, ein Gespenst oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als seine Semiramis.

Ein und achtzigstes Stück. Den 9. Februar, 1768.

Will ich denn nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sey, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sey? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für meinen Theil, hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es giebt eben so viel witzige Engländer, als witzige Franzosen; und eben so viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber ist keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will blos sagen, was die Franzosen gar wohl haben könnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: sie haben es noch nicht; weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freylich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menschen. — Gottsched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf diesen Falle,) galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Critik setzten nach und nach diesen Unterschied ins Helle: und wenn Gottsched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmacke seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarey: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie gewesen,) ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!



Moses Mendelssohn.

Lessings langjähriger und vertrauter Freund Moses Mendelssohn wurde am 6. Sept. 1729 in Dessau von jüdischen Aeltern geboren. Er entwickelte sich sehr frühzeitig, zeigte einen außerordentlichen Fleiß und erwarb sich viele Kenntnisse, die sich jedoch auf hebräische Literatur beschränkten. Die allzugroße Anstrengung zog ihm eine heftige Magenkrankheit zu, in Folge deren sich sein Rückgrad krümmte. Als im J. 1742 sein bisheriger Lehrer nach Berlin als Oberrabbiner berufen wurde, folgte ihm Mendelssohn dahin, ob er gleich von seinen Aeltern keine Unterstützung erhalten konnte. Aber der heiße Wissensdurst, der ihn nach Berlin getrieben hatte, ließ ihn die größte Noth mit Geduld ertragen. Er hatte das Glück mit mehreren gebildeten Juden, dem gelehrten Israel Zamosc und den Aerzten Dr. Gumperz und Dr. Kisch bekannt zu werden, die ihm theils Unterricht, theils Anleitung zum Selbststudium gaben, und so studirte er Mathematik und die lateinische, so wie die französische und englische Sprache; am meisten zog ihn jedoch die Philosophie an, mit deren Elementen er schon in Dessau bekannt geworden war, da sein Lehrer ihm die Schriften des gelehrten Maimonides erklärt hatte. Moses hatte aber nicht bloß mit Noth und Armuth zu kämpfen, es war schon seine Beschäftigung mit den Wissenschaften für ihn gefährlich, da die Vorsteher der Judenschaft damals alle Kenntnisse, welche nicht aus der Bibel oder dem Talmud gezogen wurden, für ketzerisch hielten und verfolgten. Im J. 1750 nahm ihn der reiche jüdische Seidenfabrikant Bernhard in sein Haus als Lehrer seiner Kinder und 1754 stellte er

ihn als Buchhalter und Correspondent in seinem Geschäfte an. In demselben Jahre wurde er mit Lessing und bald darnach mit Nicolai und Sulzer, später auch mit Abbt bekannt. Lessing leitete seine Studien, wie er ihn auch als Schriftsteller einführte, indem er seine erste Schrift ohne sein Wissen drucken ließ. Durch ihn vorzüglich auf die schöne Literatur aufmerksam gemacht, fing er an, sich mit der Philosophie der Kunst zu beschäftigen, nahm an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und später an den „Literaturbriefen" eifrigen Antheil, doch wurde sein Name erst allgemein bekannt, als sein „Phädon" erschien. Im J. 1771 ernannte ihn die Berliner Akademie zu ihrem Mitglied, aber Friedrich II. bestätigte die Wahl nicht. Mehremale von gefährlichen Krankheiten heimgesucht, starb er am 4. Januar 1786.

Mendelssohns Stellung in der Philosophie zu besprechen, liegt außerhalb unserer Aufgabe; wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß er der Leibnitz-Wolffischen Schule angehörte, und diesen Standpunkt auch später nicht verließ, als Kant der Philosophie eine neue Richtung und neues Leben gegeben hatte. Aber wenn er sich auch jener Schule im Wesen anschloß, war er doch nichts weniger, als ein blinder Anhänger derselben; er durchschaute manche ihrer Mängel und suchte diese auszufüllen. Es ist aber nicht dieses Verdienst, welches ihm eine Stelle in der Geschichte der Literatur anweist, sondern das für uns weit bedeutendere, daß er — und dies war zunächst eine Wirkung seines vertrauten Umgangs mit Lessing — die starren Formen der Schule verließ, die Philosophie von den Fesseln einer oft nur äußerlich strengen Entwickelung befreite, die Ergebnisse des Denkens künstlerisch darzustellen, und sie zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen suchte, ohne daß er nach Schönheit und Faßlichkeit der Darstellung auf Kosten der Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchung gestrebt hätte. Und eben dadurch haben seine Schriften außerordentlich fruchtbar und wohlthätig gewirkt und haben zur Verbreitung der schönen Bildung und des Geschmacks, sowie des Sinns für edlere Sittlichkeit und wahre Religiosität außerordentlich viel beigetragen.

Sein erstes Werk, „die philosophischen Gespräche" (Berlin 1754?), welches Lessing ohne sein Wissen drucken ließ, beschäftigte sich mit rein metaphysischen Gegenständen; hierauf gab er mit Lessing zusammen die Schrift: „Pope ein Metaphysiker" heraus (S. o. S. 725). Durch seinen Freund und insbesondere durch die Schriften des Shaftesbury, auf welche ihn jener aufmerksam machte, wurde er nun angeregt, sich mit Untersuchung ästhetischer Fragen zu beschäftigen, wovon die erste Frucht, die „Briefe über die Empfindungen" (Berlin 1755) waren, die er in den „Philosophischen Schriften" (2 Thle. Berlin 1761) verbessert und mit einer „Rhapsodie oder Zusätzen" vermehrt, herausgab. Hatte er in diesen Briefen vornämlich das Wohlgefallen am Schönen und somit den Ursprung der Kunst aus dem Wesen der menschlichen Natur zu erklären gesucht; so bemühte er sich, in der Abhandlung „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften", welche er in dem ersten Bande der „Bibliothek u. s. w." veröffentlichte, den Begriff der Schönheit fest zu stellen, wobei er sich noch an Baumgarten anschloß, um nachzuweisen, daß die Kunst zwar auf Nachahmung beruhe, der Künstler sich aber über die beschränkte Erscheinung in der Natur erheben und dieselbe daher idealisiren müsse, d. h. daß es seine Aufgabe sei, aus den verschiedenen, mangelhaften Erscheinungen eine neue zu schaffen, in welcher die ihnen zum Grunde liegende Idee zur vollkommenen Erscheinung gelange. Nicht weniger reich an neuen Anschauungen war eine andre, ebenfalls in der „Bibliothek" mitgetheilte Abhandlung „Betrachtungen über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften".

So bedeutend diese Schriften und Abhandlungen sowohl Seitens des Inhalts als der Darstellung waren, so wurden sie doch in beiden Beziehungen von dem „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen" (Berlin 1767) weit übertroffen; auch gründete sich Mendelssohns Ruhm und Ansehen vorzüglich auf dieses vollendetstes und gereiftestes Werk. Es ist dasselbe zum Theil eine freie Uebersetzung, zum Theil eine Erweiterung des Platonischen Gesprächs gleichen Namens, indem Moses die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, welche Plato in seinem trefflichen Dialog ausgeführt hatte, im Sinne und Geist der neueren Philosophie weiter entwickelte. Den Gesprächen geht eine Darstellung des Lebens und Charakters des Sokrates voraus, die von der höchsten Liebe und Verehrung zu jenem wahrhaft göttlichen Weisen eingegeben ist. Der „Phädon" erregte bald die allgemeinste Bewunderung, wie er denn nicht nur in drei Jahren drei Auflagen erlebte, sondern auch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Dazu trug wohl die Wahl des Gegenstandes bei, der für Jeden gleich wichtig war, aber vor Allem war es doch die glückliche Behandlung und ganz besonders die große Klarheit und Schönheit der Darstellung bei einem so ganz abstracten Stoffe, die so allgemeinen Beifall erzeugte.

Im J. 1769 gab Lavater, der während seines Aufenthaltes in Berlin mit Moses bekannt geworden war, eine Uebersetzung von Bonnets „Beweisen für das Christenthum" heraus; in unbesonnener Begeisterung ließ er derselben eine Zueignungsschrift an Mendelssohn vordrucken, in welcher er diesen aufforderte, Bonnets Beweise zu widerlegen, oder, falls er es nicht könne, sich als ehrlicher Mann öffentlich zur christlichen Religion zu bekennen. Moses gerieth dadurch in eine schwierige Stellung, denn er mußte, um sein Verharren bei der angebornen Religion zu erklären, einigermaßen gegen die christliche schreiben, und es war zu befürchten, daß er deshalb bei der kirchlichen Behörde Anstoß erregen möchte. Allein diese, der er sich bereit erklärte, seine Antwort vor dem Drucke vorzulegen, enthob ihn, sich und den trefflichen Mann zugleich ehrend, jeglicher vorgängigen Censur. Das „Schreiben an Lavater" (Berlin 1770), in welchem Moses seine ganze schöne Seele und seine männliche Gesinnung entfaltete, erwarb ihm wegen des edlen Tons, der darin herrscht, den Beifall aller Verständigen, und in der That ist diese kleine Schrift in ihrer Art meisterhaft, da sie die ungebührlichen Zumuthungen des bekehrungssüchtigen Lavater mit der größten Entschiedenheit zurückweist und demselben die ganze Größe seiner Unbesonnenheit fühlen läßt, ohne die Gränzen der liebenswürdigsten Mäßigkeit und des feinsten Anstands zu überschreiten. Wir dürfen jedoch nicht zu erwähnen vergessen, daß Lavater durch diese edle Haltung und durch die Macht der Wahrheit, die aus

jedem Worte sprach, beschämt und besiegt keinen Anstand nahm, den trefflichen Moses in einem öffentlichen Schreiben wegen seines unbesonnenen Schrittes um Verzeihung zu bitten.

Eine spätere Fehde, die Moses mit Fr. H. Jacobi zu bestehen hatte, und die ihn, wie jene erste, auf das Krankenlager warf, ja sogar seinen Tod beschleunigte, übergehen wir, da sie für die Literaturgeschichte nur von untergeordnetem Interesse ist; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß Jacobi in einer Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza", den verstorbenen Lessing des Spinozismus beschuldigt hatte, Mendelssohn in einer Gegenschrift „An die Freunde Lessings" (Berlin 1785) die Unstatthaftigkeit dieser Beschuldigung nachwies und seines Freundes Andenken gegen jedes Mißverständniß zu wahren suchte.

Vorher hatte er seine „Morgenstunden, od. Vorlesungen über das Daseyn Gottes" (1. u. einz. Thl. Berlin 1785) herausgegeben, in denen er „das Resultat alles dessen, was er über diesen wichtigen Gegenstand vormals nachgelesen und selbst gedacht hatte", zusammenfaßte. Diese Schrift, in welcher er seinem Freunde Lessing ein schönes Denkmal setzte, übertrifft an Klarheit und Eleganz des Styles Alles, was er früher geschrieben hatte, und kann als vollgültiger Beweis gelten, daß sich auch die abstracteste Gedankenwelt in einer künstlerisch schönen Form darstellen lasse; denn wenn man auch mit dem Gang der Entwickelung selbst nicht einverstanden sein sollte, so ist doch sicher, daß sich die Schrift in rein philosophischen Begriffen ergeht, und daß es daher nicht an dem Stoff an sich liegt, wenn die Darstellung der meisten philosophischen Schriftsteller schwer, schleppend, unklar und häßlich ist.

Von den Schriften, welche Mendelssohn über das Judenthum oder zunächst für die Juden schrieb, müssen wir eine besonders erwähnen, weil sie zugleich größere Tragweite hat; wir meinen die Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (Berl. 1783), von welcher Kant sich in einem Briefe an den Verfasser (vom 16. Aug. 1783) folgendermaßen äußerte: „Herr F. wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Einheit und Klugheit ich Ihr Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch vor die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andre treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreyheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetrauet hatte und dergleichen keine Andre sich rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreyheit jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen belästiget und drücken kann, von der ihrigen absondern, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen belästigenden Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seeligkeit macht." Aber auch seine lediglich für seine Glaubensgenossen berechneten Schriften, z. B. seine „Uebersetzung der fünf Bücher Mose" (Berlin 1780), der „Psalmen" (Eb. 1783) sind in so fern in einer Geschichte der deutschen Literatur zu erwähnen, weil er dabei die Absicht hatte, die jüdisch-deutsche Mischsprache aus den Schulen zu verdrängen und die reine deutsche Sprache einzuführen. Wie diese in Bayern und Oesterreich als ketzerisch verschrien war, so galt sie auch bei vielen Rabbinern für ein Zeichen des Abfalls und die Oberrabbiner in Hamburg und Fürth waren sogar so verblendet, daß sie alle diejenigen mit dem Bann belegten, welche Mendelssohns Uebersetzungen lesen würden. Aber das Bessere siegte endlich auch hier; die Uebersetzung des Pentateuchs wurde allmählich in den Schulen eingeführt, und bildete die Grundlage des Unterrichts der Jugend; ihr ist es daher vornämlich zu verdanken, daß die Juden endlich an der allgemeinen Bildung theilnahmen, und die deutsche Sprache für ihre wahre Muttersprache ansehend, sie als solche lieben lernten.

Aus den „Morgenstunden". XV. Lessing.

„Es kömmt mir vor," sagte ich, „als wenn Lessing die Absicht gehabt hätte, in seinem Nathan eine Art von Anti-Candide zu schreiben. Der französische Dichter sammelte alle Kräfte seines Witzes, spornte die unerschöpfliche Laune seines satyrischen Geistes, mit einem Worte, strengte alle außerordentliche Talente, die ihm die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satyre zu verfertigen. Der Deutsche that aber Dieses, um sie zu rechtfertigen, und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Verklärung zu zeigen. Ich weiß mich zu erinnern, daß mein verewigter Freund, bald nach der Erscheinung des Candide, den flüchtigen Einfall hatte, einen Pendant zu demselben zu schreiben, oder vielmehr eine Fortsetzung desselben, in welcher er durch eine Folge von Begebenheiten zu zeigen Willens war, daß alle die Uebel, die Voltaire gehäuft, und auf Rechnung der verläumdeten Vorsehung zusammengedichtet hatte, am Ende dennoch zum Besten gelenkt, und zu den allerweckesten Absichten einstimmig gefunden werden sollten. Es scheint, der französische Satyriker habe ihm die Aufgabe zu schwer gemacht, habe durch Erdichtung mehr Uebel gehäuft, als sich durch Erdichtung wieder gut machen ließen. Lessing ging daher lieber seinen eigenen Weg, schuf sich eine Folge von Begebenheiten, die an Geist und Dichtungskraft dem Candide doch wol zur Seite gestellt werden darf, und an Vortrefflichkeit der Absichten, an Weisheit und Nützlichkeit sich zu demselben verhält, ungefehr wie der Himmel zu der Hölle, oder wie die Wege Gottes zu den Wegen des Verführers."

„Und eben dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung," ergriff D. wieder das Wort, „eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht unserm unsterblichen Freunde geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzet. Bey der Herausgabe der Fragmente war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen, die mit und ohne Beruf die Fragmente würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogene Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Am Ende blieb es, so lebhaft er den Streit auch führte, bloß ein Schulgezänke, das von der einen und der andern Seite manche angenehme und unangenehme Stunden machen, aber so wie er dachte, auf die Glückseligkeit des Lebens keinen wesentlichen Einfluß haben sollte. Aber wie sehr verändert sich die Scene nach der Erscheinung des Nathan! Nunmehr drang die Cabale aus Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten

mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen, und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen; aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessing's. Jeder Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hält ein Jeder für persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren. Der allenthalben willkomme Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockne Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen, und allen Nachstellungen seiner Verfolger bloßgestellt. Sonderbar! Unter den abergläubigsten Franzosen hatte Candide für Voltaire bei weitem die schlimmen Folgen nicht, zog ihm diese Schmähschrift auf die Vorsehung bei weitem die Feindschaft nicht zu, die sich unter den aufgeklärtesten Deutschen Lessing durch die Vertheidigung derselben, durch seinen Nathan, zugezogen, und traurig sind die Wirkungen, die dieses in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste Gesellschafter, der fröhlichste Tischgesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine jovialische Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine." — „Halten Sie ein, Freund!" fiel ich ihm hier in das Wort, „verschonen Sie mich mit dieser melancholischen Erinnerung!" — „Schon recht," sagte er. „Sie ist trostlos, diese melancholische Erinnerung, und gehört auch überhaupt jetzt nicht zu meinem Vorhaben. Ich wollte nur anführen, was Lessing für die Wahrheiten der Vernunftreligion gethan und gelitten, und was für Verdienste er sich um alle Freunde und Bekenner derselben erworben. Ein solcher Mann sollte uns zu verehrungswerth sein, um ihn zur Vertheidigung des Irrthums zu mißbrauchen. Wollen Sie Ihren Freund an Ihren philosophischen Unterhaltungen noch Antheil nehmen lassen, so geben Sie ihm wenigstens keine schlechtere Gesinnung, als er selbst zu erkennen gegeben. Lassen Sie ihn keine Irrlehre vertheidigen, von der er doch sehr weit entfernt sein mußte." — „Sie denken also wol," sprach ich, „Lessing würde sich nach seinem Charakter gefreut haben, den Pantheismus oder Spinozismus durch mich gestürzt zu sehen, ich möchte es mit guten oder schlechten Gründen gethan haben?"

„Dieses nun zwar eben nicht."

„Dieses so weit entfernet, daß es vielmehr geradezu in seinem Charakter war, sich einer jeden verfolgten Lehre anzunehmen, er mochte ihr zugethan, oder nicht zugethan sein, und allen seinen Scharfsinn aufzubieten, um noch etwas zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen. Der irrigste Satz, die ungereimteste Meinung durfte nur mit seichten Gründen bestritten werden, und Sie können versichert sein, Lessing würde sie in Schutz genommen haben. Geist der Untersuchung war bei ihm Alles. Mit seichten Gründen behauptete Wahrheit, pflegte er zu sagen, ist Vorurtheil; nicht minder schädlich, als offenbarer Irrthum, und zuweilen noch schädlicher; denn ein solches Vorurtheil führt zur Trägheit im Nachforschen, und tödtet den Untersuchungsgeist. Ich bin versichert, wenn die Beurtheiler der Fragmente sie mit schlechten Gründen vertheidigt hätten, Lessing wäre der erste gewesen, sie zu bestreiten."

„Ich habe das Lob unsers Freundes", fuhr ich fort, „aus Ihrem Munde mit inniger Ergötzung vernommen. Ach! es ist tröstlich, bei aller Gleichgültigkeit oder Undankbarkeit des großen Haufens höchst tröstlich, das Andenken solcher Wohlthäter in edlen Gemüthern so frisch erhalten und Frucht bringen zu sehen. Auch lobe ich den Eifer, mit welchem Sie sich der Religionsgrundsätze dieses Weltweisen annehmen. Ich erkenne von ganzem Herzen die Aufrichtigkeit und Redlichkeit seiner Gesinnung, so oft von den wichtigsten Wahrheiten der Religion die Rede ist, und gleichwol halte ich es nicht für nöthig, seinen Geist um Vergebung zu bitten, daß ich ihn zur Vertheidigung des Pantheismus herauf bemühet habe. Ohne demselben zugethan zu sein, konnte er sich, so wie ich ihn gekannt habe, selbst eines Irrthums mit Eifer annehmen, wenn die Gründe nicht hinreichend waren, mit welchen man ihn bestreiten wollte."

Thomas Abbt.



Thomas Abbt, geb. den 25. Nov. 1738 in Ulm, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und ging gut vorbereitet 1756 nach Halle, um nach dem Willen seiner Aeltern Theologie zu studiren. Doch zog ihn diese wenig an, und er betrieb vorzüglich Philosophie und Mathematik, so wie die schönen Wissenschaften, zu deren Studium ihn wohl zunächst der Professor Baumgarten anregte, in dessen Haus er eine Zeitlang wohnte. Er erwarb sich schon im J. 1758 die Würde eines Magisters, worauf er selbst Vorlesungen zu halten begann, die ihm bald solchen Ruf gewannen, daß er im J. 1760 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt a. d. O. und 1761 als ordentlicher Professor der Mathematik nach Rinteln berufen wurde. Ehe er dahin zog, hielt er sich ein halbes Jahr in Berlin auf, wo er mit Mendelssohn und Nicolai bekannt wurde, mit welchen er bis zu seinem Tode einen lebhaften Briefwechsel führte. Im J. 1763 machte er eine Reise durch das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, bei welcher Gelegenheit er die bedeutendsten Männer der Zeit persönlich kennen lernte. Nach seiner Rückkehr erhielt er einen zweifachen Ruf nach Marburg und nach Halle, da ihm aber das akademische Leben nicht

mehr behagte, zog er es vor, die Stelle eines Hof-Regierungs- und Konsistorialraths in Bückeburg anzunehmen, die ihm der Graf von Schaumburg-Lippe anbot. Doch sollte er sich der angenehmen Stellung nicht lange freuen, er starb an den Folgen einer Hämorrhoidalkolik am 3. Nov. 1766 im 28. Jahre seines Alters.



Abbt konnte bei seinem allzufrühen Tode seine großen Talente nur unvollkommen entwickeln, und wir müssen daher seine Schriften weniger nach dem beurtheilen, was sie sind, als nach den Keimen, die in ihnen liegen, Keime, aus denen die trefflichsten Früchte hervorgegangen wären, wenn sie sich hätten entfalten können. Nicht bloß seine nähern Freunde, zu denen er die trefflichsten Männer seiner Zeit rechnen durfte, und nicht bloß seine Zeitgenossen erkannten seine Tüchtigkeit, auch Spätere, unter denen wir vor Allen Schiller nennen, fanden in seinen Schriften „wahres, echtes Gold des Genies“; ja Schiller war der Ueberzeugung, daß „wer in seine Ideen hineinzöge, und gewisse hingeworfene Gedanken verarbeiten wollte, eine große Provinz in der spekulativen praktischen Psychologie aufklären würde“. Was Schiller aber am meisten zu Abbt hinzog, war, daß er in diesem eine verwandte Natur erkannte, und in ihm die „Mischung von Speculation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme“ wiederfand, die er an sich selbst beobachtet hatte (Brief an Körner v. 15. April 1786). Abbt war ohne Zweifel ein scharfsinniger Kopf, aber die bloße abstracte Speculation widerstrebte einer andern Seite seines Wesens, welche ihn zur praktischen Thätigkeit drängte, weshalb er den Beruf eines Fachgelehrten so freudig mit dem eines Staatsmanns vertauschte, in welchem er gewiß höchst Bedeutendes gewirkt hätte, wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre. Deshalb haben seine Schriften, wenn sie auch vorzugsweise philosophische Fragen behandeln, eine praktische Grundlage oder einen praktischen Zweck. „Schreibt für den Bürger!“ ruft er den prosaischen Schriftstellern zu (Lit. Briefe 15, 141), und in diesem Worte ist die Absicht seines ganzen schriftstellerischen Wirkens ausgesprochen. Aber freilich mußte er als Deutscher bei den damaligen Staatsverhältnissen seinen Stoff auf die engsten Gränzen zurückführen; „die Engländer (sagte er a. a. O.) schreiben beständig für ihr Volk, aber diesen können wir freilich nicht nachahmen, die Gründe dagegen fallen jedem selbst in die Augen.“ Er beschränkte sich daher auf die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse, und nur in seiner ersten größeren Schrift, die er noch in Frankfurt a. d. O. schrieb „Vom Tode fürs Vaterland“ (Berl. 1761) nahm er einen höheren Standpunkt ein. Der gewählte Stoff war freilich der einzige der Art, den er ohne Gefahr behandeln konnte, allein es war schon verdienstlich, diesen einzigen möglichen Stoff herauszuheben, ihn dem gesammten Volke vorzutragen, und dieses auf solchem Wege zur Besprechung einer allgemeinen politischen Angelegenheit zu veranlassen. Zudem ist die Art und Weise, wie er seine Abhandlung beginnt, äußerst merkwürdig, bezeichnend für ihn und die ganze Zeit. Er eröffnet sie nämlich mit der Untersuchung, ob man in Monarchien von einem Vaterlande sprechen könne, weil „die Meynung fast durchgängig angenommen sey, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz thun könne“. Er bestreitet zwar diese Meinung, doch ist es deutlich genug, daß er ihr in der That auch zugethan ist, und indem er die ganze Darstellung auf die große Persönlichkeit Friedrichs II. baut, ist es klar, daß er sich von dieser verführen ließ, die besondere Erscheinung mit dem Wesen der Monarchie zu verwechseln.

Diese republikanische Gesinnung zeigt sich beinahe noch entschiedener in seiner zweiten Hauptschrift „Vom Verdienste“ (Berl. 1765); sie liegt der ganzen Abhandlung wesentlich zum Grunde, indem er das Verdienst nicht nach den gewöhnlichen Anschauungen, sondern nach dem bemißt, was man für das Volk, und für dessen geistige, sittliche und bürgerliche Hebung thut; und wir müssen hiebei namentlich die Unparteilichkeit und die Höhe der Gesinnung bewundern, mit welcher er die Verdienste der Schriftsteller beurtheilt, unter denen er die am höchsten stellt, welche den wohlthätigsten Einfluß auf das Volk haben. Als solche pries er mit wahrhaft begeisterter Ueberzeugung die Schriften eines Arndt und Scriver, denen gegenüber er mit scharfen, aber wahren Zügen die Nichtswürdigkeit der pietistischen Traktätlein entgegenstellte. Als Ganzes betrachtet ist die Schrift „Vom Verdienst“ keineswegs unbedingt zu loben, sie ist namentlich viel zu systematisch abgefaßt, als daß sie sich zu kunstmäßiger Form erheben köhnte; dagegen bietet sie eine große Menge von vortrefflichen Stellen dar, und ist nicht nur reich an bedeutenden und fruchtbaren Gedanken, sondern auch durch glücklich angebrachte Mittheilung von geschichtlichen Thatsachen belebt. In Bezug auf die Darstellung übertrifft sie die erste bedeutend, namentlich in der zweiten Auflage (Berl. 1767), da Abbt die Bemerkungen seiner Freunde, besonders Mendelssohns, der eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu dem vortrefflichen jungen Manne gefaßt hatte, nicht nur verständig aufnahm, sondern auch redlich benutzte und die ursprünglichen Fehler seines Styls

glücklich besiegte, so daß in seinen späteren Schriften das Eckige und Gezwungene, oft selbst Geschmacklose, von einer einfachen, durch Kraft, Kürze und Klarheit erfreuenden Darstellung verdrängt wird, und es ist in dieser Beziehung vorzüglich seine Uebersetzung einiger Abschnitte des Sallustius (Stadthagen 1767) zu erwähnen.

Abbt hat sich auch als Theilnehmer an den „Literaturbriefen" nicht unbedeutende Verdienste erworben; ohne Lessing zu ersetzen, an dessen Stelle er trat, hat er doch durch seine Arbeiten zur Verbreitung gesunder Ansichten über Geschichtschreibung, über politische und kirchliche Verhältnisse wesentlich beigetragen, und selbst seine kritischen Anzeigen von dichterischen Werken sind nicht ohne Werth; denn wenn er auch keine neuen schöpferischen Ideen vortrug, wie Lessing, so hat er sich doch die höhere Anschauung der Kunst mit Verstand angeeignet und sie mit Glück zur Anwendung gebracht.

Aus der Abhandlung „Vom Verdienste".

III. Hauptst. III. Art. Vom Verdienste des Schriftstellers, Künstlers und Predigers.

— — — Ganz oben an stelle ich die Erbauungsschriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinsten Verstand, geschrieben worden. Von solchen Schriften nur kann man mit Recht sagen, daß sie für das Publikum ausgearbeitet seyen; und auch dem Publikum nützen. Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftsteller? Man überrechne es einmal. Setzt zwanzig Millionen Menschen für Deutschland. Die witzigste Schrift unter uns hat kaum achtzigtausend Leser. Also ist ein solches Publikum der 250ste Theil von Deutschland, und die sogenannten nützlichsten Wochenschriften sind immer 19 Millionen und 920tausend Deutschen unbekannt. Der Handwerksmann braucht sein Geld zu andern und nöthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte. Dagegen aber haben sich in seiner Familie einige Schriften herunter geerbt, oder seine Frau hat sie ihm als einen Theil ihres Brautschatzes mitgebracht. Von dieser Art sind die Schriften eines Arndts, eines Scrivers, und andre; indem fast jedes Land seine eigenen Erbauungsbücher hat. Diese Schriften lieset der gemeine Mann; in diesen erbauet er sich. Sie und sein Morgen- und Abendsegenbuch (worüber schon so oft und so unvernünftig gespottet worden,) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen malen, die wichtigsten Dienste geleistet. Wenn der Fürst oder seine Diener Bluthunde und Geldpresser sind, wenn sie dem fleißigen Handwerker nicht nur seinen Sparpfennig, sondern auch seinen Zehrpfennig wegnehmen: was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann diese Menschenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft, wie unsichtbar, durch Wachen und Mauern durchgedrungen ist? Was, vor dem tödtlichen Bley, das durch die Luft zischet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Brust des Wütterichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hineingeprediget worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröstet sich in solchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Aussicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Versprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in seinen Zusagen besser Wort halten werde, als sein meineidiger Landesvater. Sein Abendseegen, den er mit seinem ganzen Hause lieset, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er sich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: so kömmt dadurch eine gewisse Ruhe in seine Leidenschaften; eine gewisse Gelassenheit in sein Thun, wodurch seine Nachbarn und seine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelassenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächst dadurch bey ihm.

Das erbauliche Lied, welches das preußische Heer auf dem Wege, zum Angriff bey Lissa, sang, war zehen Heldengedichte, und auch eben so viele Bataillone werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moralisten samt und sonders! ihr zierliche, witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht! Dichter, vom untersten Nachtgedankenschmierer, bis zu Youngen und Klopstocken hinauf, das thut ihr nicht; ihr heilige Redner vom schönlallenden Kandidaten bis zu Mosheimen hinauf, das thut ihr nicht! Gesetzt auch, daß eure Schriften dem gemeinen Manne verständlich wären: woher soll er zweyhundert Thaler nehmen, um sie sich anzuschaffen? woher die Zeit nehmen, um sie zu lesen? Aber sie sind ihm nicht einmal verständlich. Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück, seine Bibel, sein Catechismus, seine alte Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Gedult hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig ist. Ich habe schon zweymal unsre Bibel genannt. Wenn man sie auch nur aus dem Gesichtspunkte der unter dem großen Haufe gestifteten Erbauung betrachtet: so ist schon das Verdienst ihrer heiligen Verfasser ganz überwiegend. Trost fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleische, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da sie zum Grunde legt, daß kein Ansehen der Person vor Gott gelte, auch nicht der Unterschied der Geistesgaben: so bekömmt der Arme Muth, und der Einfältige Dreistigkeit. Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes: so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch, der sich der Witwen annimmt und die Waysen gnädig anblickt; der Könige wegschleudert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und sie zerstreuet wie verwelkte Rosenblätter. Diß giebt ihm Gedult, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch schon Gewalt leidet, und, indem er zu seinem Gott seufzet, die grausame Narren muß laut sprechen hören: „es ist kein Gott!"

Der Nutzen unserer Bibel würde freylich nicht so ausgebreitet seyn, wenn wir sie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kan wohl schwerlich die Wichtigkeit und das Verdienstliche der kansteinischen Anstalt am hällischen Waysenhause würdig genug preisen. Dieses Haus hat allein durch die Veranlassung und Beförderung dieser Anstalt den preußischen Staaten und dem ganzen Deutschlande unschätzbare Vortheile verschaffet. Wäre es denn nicht möglich, diese Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsschriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen werden, neben den vielen Preisen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künstler ausgesetzet sind, auch einige Kosten an die Auflagen solcher Schriften zu wenden? wäre es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmsten Brautleuten dergleichen Bücher umsonst als ein Hochzeitgeschenk mitgegeben würden; und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob sie unter dem übrigen Hausgeräthe auch mit einer Bibel und mit einer oder zween erbaulichen Schriften

versehen wären? Aber noch einmal, um alles willen, was uns lieb ist! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße? Nicht das unsinnige wieder gekäuete, und eckelhaft in einander gedrehte Geschwätze über den sogenannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabey will gemacht haben; nicht die heuchlerische Schmeicheleyen, die man sich selbst dabey sagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid herausgestoßen wird; nicht dieses macht die Erbauung aus. Finstre grausame Menschenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß sie nämlich nicht denken sollen, und doch schreiben wollen! man darf sie nur auf einen einzigen Probierstein legen, um sie falsch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Christ seyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie sie es verlangen, in der unthätigen Wachsamkeit über seine innere Kampfveränderungen verharren, und doch seines Berufes warten? unmöglich. Nun ist aber das letztere befohlen. Also ist ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für alte faullenzende Fräulen, und andere Personen aus eben derselben Klasse eingerichtet ist; die schwachdenkenden Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schwestern von einerley Stoffe und Berufe zum Besuche führt, damit sie von der Gnade schwätzen können und von der Ruchlosigkeit ihres Nächsten; von dem Verderben, dem sie entgangen sind, und das auf andre wartet; von den Lüsten, mit denen sie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Metaphysik über das menschliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philosophie über dasselbe ist für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beydes nicht. Treu und fleißig in seinem Berufe wandeln; seinen Obern gehorchen, seinen Lüsten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm seine Freude und Beruhigung suchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewissen; diß muß er lernen; diß muß ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darinn wird seine Erbauung bestehen, die seinen Nebenmenschen und seiner eigenen Seele nützlich ist. Keine Sänger an statt der Arbeiter! keine Besuche und Gewissensfragen sich auflösen zu lassen, an statt der Berufsgeschäfte; keine eingebildete Anfechtungen an statt des Schweißes im Angesichte, keine Selbsterfahrne an statt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz, kein seufzendes Gesindel an statt rechtschaffener Unterthanen, die sich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! christliche Bürger! und bürgerliche Christen.

Johann Kaspar Hirzel.



Wenige verdienen den Namen eines Volksschriftstellers mit dem nämlichen Recht als Johann Kaspar Hirzel, der in neuerer Zeit nur zu sehr vergessen wurde. Derselbe wurde am 21. März 1725 in Zürich geboren; er brachte einen Theil seiner ersten Jugend auf dem Lande zu, was nicht ohne bleibenden Einfluß auf seine Geistesrichtung blieb. Von seinem 15. Jahre an besuchte er die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt, an denen er sein Berufsstudium, die Medicin, begann, neben welchem er sich jedoch auch unter Bodmers und Breitingers Leitung philosophischen und historischen Studien widmete. Im J. 1755 ging er nach Leiden, um seine medicinischen Studien fortzusetzen, und 1746 nach Berlin, wo er mit Kleist, Lange und Sulzer vertraute Freundschaftsverhältnisse knüpfte. Im folgenden Jahre kehrte er mit einem reichen Schatze tüchtiger Kenntnisse in die Heimat zurück; er erwarb sich bald eine ausgebreitete Praxis, gewann durch seine geschickte Behandlung der Krankheiten das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger, in Folge dessen er von verschiedenen medicinischen Behörden gewählt und 1763 zum Mitglied des Großen, 1778 des Kleinen Raths und später des Geheimen Raths ernannt wurde. Im J. 1761 stiftete er mit Iselin und seinem Bruder Salomon *) die helvetische Gesellschaft (S. 683). Die schweizerische Revolution entfernte ihn von den Staatsgeschäften; doch behielt er die Stelle im Kirchenrath, so wie das Präsidium des Sanitätscollegiums, und übernahm außerdem wieder die Leitung des großen Kantons-Spitals, die er im J. 1791, als er sich zum zweitenmale verehelichte **), seinem durch gemeinnütziges Wirken bekannten Sohne Johann Kaspar überlassen hatte. Er starb den 19. Febr. 1803.

Hirzel, dessen historische Arbeiten früher erwähnt worden sind (S. 682), hat sich vorzüglich durch seine Schrift „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers", (in den Abhandlungen der Zürcherischen naturforschenden Gesellschaft Nr. 1, später in besonderm Abdruck mit Nachträgen. Zür. 1774).

Dieser Bauer, ein gewisser Jakob Gujer von Wermatschweil, der durch Hirzel und später durch Lavater unter dem Namen Kly Jogg (d. i. kleiner Jakob), bekannt wurde, hatte Hirzels Aufmerksamkeit erregt, weil er durch eigenes Nachdenken und ohne alle Anleitung, ohne sich durch den Spott seiner Nachbarn oder den Tadel seiner Freunde und Hausgenossen irre machen zu lassen, in der Bebauung seiner Güter zu eben so neuen als fruchtbaren Ansichten gelangt war und seine Landwirthschaft in einem bewundernswürdigen Grade vervollkommnet hatte. Als Hirzel ihn näher kennen lernte, fand er in ihm einen Mann von seltenen Geistesgaben und eben so seltener Tüchtigkeit des Charakters, und er mußte je länger je mehr dessen wahre Lebensweisheit, die sich schon in der vortrefflichen Leitung seines Hauswesens kund gab, seine klare Anschauung der menschlichen Verhältnisse und seine von aller Frömmelei und allem Schein entfernte Frömmigkeit bewundern. Diesen seltenen Mann schilderte Hirzel in der angeführten Schrift mit einer dem Gegenstande angemessenen Einfachheit und Klarheit, welche um so wohlthätiger wirkt, als sie durchgehends von einer tiefgefühlten Begeisterung für den „ländlichen Sokrates" beseelt ist. Die Sprache ist zwar nicht von schweizerischen Provinzialismen frei, aber im Uebrigen beinahe untadelhaft, und in einzelnen Stellen selbst schön. Durch diese auf der lautersten Wahrheit beruhende Schilderung trug er unstreitig viel zur richtigen Würdigung des Bauernstandes bei, indem er

*) Auch Salomon Hirzel (1727—1818) verdient wegen einiger Schriften genannt zu werden: „Denkmal Js. Iselins" (Bas. 1782), „Edle Züge aus der Schweizergeschichte" (Bas. 1806), „Zürcherische Jahrbücher" (5 Bde. Zür. 1814—1819), deren letzten Band er in seinem 92. Jahre vollendete.

**) Seine erste Frau ist die von Klopstock in der Ode „Der Zürchersee" gepriesene „Hirzels Daphne".

zeigte, daß wahre Lebensweisheit, Tugend, Vaterlandsliebe und echt republikanischer Sinn kein Vorrecht der gebildeten Stände sei, sie vielmehr gerade bei den untersten Ständen in ihrer reinsten Gestalt erscheine. Auch erregte die Schrift so viel Aufsehen, daß sie bald nach ihrem Erscheinen in mehre Sprachen übersetzt und der Name des bescheidenen Bauers so wie der seines Freundes Hirzel durch ganz Europa verbreitet wurde. Dieser hat übrigens noch mehre kleine Schriften abgefaßt, unter denen die „Rede von dem Einfluß der gesellschaftlichen Verbindungen auf die Beförderung der Vortheile, welche die Naturlehre dem menschlichen Geschlecht darbiet“ (1761) besondere Erwähnung verdient, weil die Erfahrung die Tüchtigkeit seiner Ansichten vollkommen bewährt hat.

Aus der „Wirthschaft eines philosophischen Bauers“.

Wir sehen, daß man die Verbesserung der Wirthschaft unsers Landes von der sittlichen Verbesserung seiner Einwohner anfangen müsse, erst dann, wenn die Lust zur Feldarbeit bey den Bauren angefeuert worden, sollte man auf Physicalische Mittel denken, den Nutzen der Güter zu vermehren, und die eingeführten Gewohnheiten gegen neue, welche durch genaue Prüfung vortheilhafter gefunden worden, zu verwechseln. Dieses ist die eigenste Meynung dieses redlichen Mannes. „Ach“, sagte er oft zu mir, „sie können nicht glauben, wie viel Verbesserungen zuwege zu bringen wären, wenn Herren und Bauren zu dem allgemeinen Besten einander recht helfen wollten, wenn die Bauren mit anhaltendem Fleiß und vernünftiger Einsicht das Erdreich bearbeiteten, unser Land würde für seine Einwohner überflüssige Früchte tragen; aber es fehlt leider an diesen beyden Stücken, die Bauren haben gemeiniglich nicht Vernunfts genug, ihren eignen Vortheil einzusehen, deswegen sollten die Herren, die keinen andern Beruf haben als dem Besten des Landes nachzudenken, den Bauren vorschreiben, was sie zu thun hätten, und sie durch Oberkeitliches Ansehen und Strafen zur Arbeit zwingen. Zu dem End sollten die Oberkeitliche Beamteten auf das Thun und Lassen eines jeden Acht geben, und die Nachlässigen zur Ahndung und Züchtigung anzeigen. Hierbey könten die Herren Prediger am meisten ausrichten, wenn sie, in ihren Predigten und Besuchungen, die Leute beständig zur Erfüllung ihrer Pflichten vermahnten, und ihnen zeigten, daß sie ihre Gottesfurcht nicht besser an den Tag geben könten, als durch getreue Verwaltung ihres Berufes, und durch Gerechtigkeit gegen den Nebenmenschen, da man jedem giebt, was ihme gehört. Diese Herren sind gemeinlich in ihren Predigten gar zu gelehrt, und geben weitläuftige Erklärungen von den Texten, die der einfältige Bauer nicht verstehet, hingegen sagen sie nicht deutlich und einfältig genug, wie man thun sollte. Die meisten Leute glauben deßwegen, es seye mit dem Kirchengehen, singen und beten alles ausgerichtet, und dieses mache es gut, wenn sie durch Müßiggang, Kostbarkeit in Kleidern, unmäßiges Essen und Trinken das ihrige verthun, und dann andere zu betriegen suchen. Ich glaube hingegen, es seye zehenmal schlimmer, einen Menschen nur um einen Heller zu betriegen, als eine Predigt zu versäumen. Nur der kan sich den Segen von GOtt versprechen, der in seiner Arbeit getreu ist, und im Schweiß seines Angesichts sein Feld bauet. Ein fleißiger Bauer hat kein Fehljahr, er ist immer zufrieden. Ein Müßiggänger hingegen erwartet alles von dem Himmel, und schreibt es dem Unglück zu, wenn er weniger einsammlet, als der fleißige. Ueber dieses sollten die Herren Landvögte, die, welche den guten Erinnerungen der Predigern nicht folgen wollten, durch Strafen an Leib und Gut zur Arbeit antreiben, und zu dem End fleißig das Land durchreisen, die Beschaffenheit der Güter mit eignen Augen kennen zu lernen, und zu sehen, wer von den Unterthanen fleißig der Arbeit obliege oder nicht, und mit diesen nach der äußersten Schärfe verfahren; ach GOtt! wenn dieses geschehen würde, man würde sehen, wie glücklich unser Land werden, und wie man an allen Nothwendigkeiten einen Ueberfluß bekommen würde.“ Er bezeugte über die Hochobrigkeitliche Anleitung, den Viehseuchen durch Verbesserung der Weiden vorzubeugen, eine ungemeine Freude. „Aber“, sagte er mir, „jetzt sollte man beständig darauf und daran seyn, daß diese Ordnungen genau vollstreckt werden, denn wenn man auf dieses hin die Bauren machen läßt, was sie wollen, und ihnen nicht den rechten Ernst zeigt, so wird es schlimmer als vorhin. Es wäre besser, man hätte gar keine Gesetze gemacht, als den Bauren zu erkennen zu geben, daß es mit diesen Gesetzen so strenge nicht gemeynt seye, sie machen sich eine solche Gelindigkeit gar zu leicht zu ihrem eignen und des Landes Schaden zunutze.“

Ich versetzte dagegen. „Eure Einfälle, lieber Kleinjogg, sind fürtreflich schön, wenn ihnen nur nicht so viele unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstünden; unser Volk ist sich der Freiheit zu wohl gewohnt, daß es eine so genaue Einschränkung ertragen sollte, die Ausführung erheischet so viele Arbeit, daß es den Beamteten unmöglich wäre, solche in ihrem ganzen Umfang in das Werk zu setzen, wenn auch jedermann die gleichen Einsichten und Willen hätten, welches noch viel weniger zu erhalten scheinet.“

„Glaubet mir,“ sagte er dagegen, „alle diese Schwierigkeiten legen sich nach und nach von selbsten, wenn man die Sachen nur mit dem rechten Ernst angreifet. Ein einziges Beyspiel kan oft auf eine große Menge würcken: habt ihr noch nie gesehen, wie eine wiederspennige Heerde Schaafe so leicht folget, wenn nur eines mit Gewalt über die Brugge geführt wird, welche sie so sehr verabscheueten? Sie können auch versichert seyn, daß die Bauren es zuletzt dankbar erkennen, wenn man sie mit Gewalt zu ihrem Besten führet. Wenn ich so viele Schwierigkeiten vortragen höre, so glaube ich, es seye kein rechter Ernst vorhanden, und man scheue die Arbeit. Man hat mir bey meiner Arbeit auch tausend Schwierigkeiten vorgestellet, man hat meine Unternehmungen als unvernünftig verlachet, ich ließ mich aber nicht abschrecken; wenn ich einmahl überzeugt war, daß mein Vorhaben recht und gut seye, so griffe ich die Arbeit mit Freuden an, und führte sie muthig aus, und GOtt ließe sie mir nie mißlingen: meine Verächter sahen es bestürzt, und folgten mir in vielem nach. Fraget meine Nachbarn, sie werden gestehen müssen, daß die Sachen am Ende ganz anders herausgekommen, als sie sich im Anfang vorstelleten.“

„Freilich ist es so mit eurer Arbeit beschaffen, lieber Kleinjogg; wenn ihr etwas Gutes ausgedacht, so gehet ihr geradewegs darüber hin, und führet es mit euren Händen aus. Bey der Herren-Arbeit gehet es nicht so, man muß erst andere überreden, daß ein Vorhaben an sich recht und gut seye, ehe die Ausführung nur einmal unternommen werden kan, und dann müssen gar viele mit gleichem Eifer daran arbeiten, ehe sich etwas ausrichten läßt.“

„Versuchet es,“ versetzte er, „so viel an euch ist, denket dem besten allemahl fleißig nach, und tragt es mit dem rechten Ernst und Eifer vor, und gebet bey der Ausführung ein Beyspiel der erforderlichen Treue und Arbeitsamkeit, der Segen kan unmöglich zurück bleiben, immer wird etwas weniges ausgerichtet, und auch der kleinste Erfolg muntert zu neuem Eifer und Nachahmang auf. Morgen und Uebermorgen kommt immer etwas weniges hinzu, und so wächst endlich das Werk zu seiner Größe an. Ich habe meine Güter auch nicht auf einmahl verbessern können, es verflossen Jahre, ehe man den Nutzen bemerkte, aber ich ließe darum nicht nach. Ihr besorget, anderer Beyfall zu erhalten, glaubet ihr denn nicht, daß

die guten und gerechten Sachen nothwendig gefallen müssen? es steckt etwas in uns, das gerade ja sagt, wenn man uns die Wahrheit predigt, so ungerne als man sie zuweilen hört. Lasset nur nicht nach, zuletzt schämen sich alle, den Beyfall zu hinterhalten."

„Aber ihr werdet durch den guten Erfolg im Eifer zur Arbeit beständig ermuntert, jeder Schlag von eurem Karst führt etwas von eurem Vorsatz aus; bey der Herren-Arbeit ist oft alle Mühe völlig verlohren, wenn der bestgemeynte Vorschlag verworfen wird: dieses macht die Seele kleinmüthig, und löschet den Eifer aus, man läst es endlich gehen, wie es will, weil doch nicht zu helfen ist."

„Eben das ist nicht recht," sagte er darauf, „eben da sollte man seine Kräfte verdoppeln, weil man dadurch von der Nothwendigkeit seiner Hülfe überzeugt wird, die Beruhigung des Gewissen, dasjenige gethan zu haben, was man zu thun schuldig war, ist der beste Lohn. Verlasset euch auf GOttes Vorsehung, eine fehlgeschlagene gute Handlung, kan noch zu einer andern Zeit gesegnete Früchte bringen: ich habe schon oft bey wiedriger Witterung alles verlohren geschätzt, und doch zur Erndtezeit noch einen ziemlichen Segen eingesammlet. Wer sich in gerechten Unternehmungen auf GOttes Vorsehung verläst, ist, nach des Apostels Ausspruch, in der Hoffnung selig. Man sage mir, was man will, wenn man recht mit Eifer gethan hat, was man hat thun sollen, und können, so ist der Segen am Ende niemahls außen geblieben."

Wie helle leuchtet hier die Wahrheit von dem Ausspruch Socrates in die Augen, daß man nirgends besser, die Gerechtigkeit und die Kunst zu regieren erlernen könne, als bey dem Feldbau.

Justus Möser.

Justus Möser, den wir schon als trefflichen Geschichtschreiber haben kennen lernen (S. 692), hat außer seinen „Osnabrückischen Geschichten" und den Aufsätzen, von denen hier vorzugsweise die Rede ist, noch manche kleinere Abhandlungen und Schriften verfaßt, von denen wir schon den „Harlekin" (S. 609) nebst dessen praktischem Kommentar „Harlekins Hochzeit" (S. 619) und die gegen Friedrich II. gerichtete Schrift „Ueber deutsche Sprache und Literatur" (S. 652) erwähnt haben. Andere übergehen wir, so bedeutend und interessant sie auch sind, weil sie doch mehr oder weniger in den Kreis derjenigen Aufsätze gehören, welche wir hier näher betrachten wollen und die unter dem Titel „Patriotische Phantasien (4 Thle. Berl. 1775—1786) von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt herausgegeben wurden; wir rechnen übrigens dazu noch andere Aufsätze ähnlicher Art, welche zuerst theils in den „Vermischten Schriften" (2 Bde. Berl. 1797—98), theils in der neuesten Ausgabe von „Mösers sämmtlichen Werken" (10 Bde. Berl. 1843) mitgetheilt wurden. Diese Aufsätze erschienen zum größten Theil während der Jahre 1767—1782 in den „Beilagen zu den Osnabrücker Intelligenzblättern". Möser hatte bei ihrer Abfassung, wie er selbst berichtet, vornämlich die Absicht, das Volk seines Landes, an dessen Regierung er einen nicht unwichtigen Antheil nahm, mit den öffentlichen Angelegenheiten und mit der Art und Weise, wie diese verwaltet würden, bekannt zu machen, damit jeder Bürger glauben solle, es würden die öffentlichen Anstalten auch seinem Urtheile vorgelegt, damit er sich hierin fühlen, sich heben und mit dem Gefühl seiner eigenen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen solle; er wünschte es durch seine Mittheilungen dahin zu bringen, daß die Gesetze und ihr Geist lebhaft in den Geist jedes Bürgers dringen möchten. Denn, fährt er (S. Vorr. zum 2. Bde. der Patriot. Phantasien) fort, „es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht wird, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um derentwillen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreichet werden; der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten mußte, war nur dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung seyn sollte".

Unterscheidet sich Möser von F. K. v. Moser schon darin, daß er den mannigfaltigsten Stoff vorüberführt, während dieser sich meistentheils auf Darstellung der Zeitereignisse oder derjenigen Verhältnisse beschränkt, welche die höhere Staatsverwaltung betrafen, so gehen beide Männer noch mehr aus einander, wenn sie verwandte Stoffe darstellen. Moser bleibt nämlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, an dem Gegenstande kleben, den er behandelt, er nimmt die Erscheinung auf, wie sie sich im Leben darbietet, und zeichnet sie mit scharfen, charakteristischen Zügen, indem es ihm vor Allem daran liegt, ihren Widerspruch mit den Gesetzen des natürlichen Rechts lebendig hervortreten zu lassen. Dagegen suchte Möser jede Erscheinung auf ihren Ursprung zurückzuführen und die Gründe ihres Entstehens aufzusuchen, woraus sich dann ergeben mußte, daß gar Manches, welches ohne Rücksicht auf dessen organische Entwickelung als falsch oder verderblich erschien, sich bei tieferer Betrachtung in einem ganz andern Lichte zeigte. Wir dürfen nicht läugnen, daß er sich hiebei oft von äußerlichen Rücksichten leiten ließ, wie ihm denn seine Stellung, um sie und die damit verbundene äußerst glückliche Wirksamkeit nicht zu gefährden, nicht erlaubte, gegen manches Herkommen oder manche bestehende Einrichtung, wie z. B. die Leibeigenschaft, so entschieden aufzutreten, als man von ihm hätte erwarten sollen und er es wohl selbst gewünscht hätte; aber im Ganzen beruhte doch seine Anschauung auf der tief begründeten, durch das Studium der Geschichte und die Anschauung der englischen Zustände genährten Ueberzeugung, daß sich das Volks- und Staatsleben folgerecht aus den ursprünglichen Verhältnissen entwickeln müsse, daß jede von Außen hereingebrachte Neuerung, selbst wenn sie an sich gut sei und auf den richtigsten Grundsätzen beruhe, doch keinen rechten Bestand haben könne und mit der Zeit zum Verderben ausschlagen müsse. Wenn er daher die von Frankreich herübergebrachten Ideen bekämpfte, so geschah es nicht, weil er ein Feind der Freiheit gewesen wäre, sondern vielmehr, weil er sie der wahren Freiheit für nachtheilig hielt, weil er überzeugt war, daß sie eine naturgemäße Entwickelung der Freiheit hindern müßten. Und die Erfahrung hat nur zu deutlich bewiesen, daß die in Frankreich verkündeten abstrakten Systeme die Ergebnisse nicht gehabt haben, die man von ihnen hoffte; auf die erste Republik folgte der Despotismus Napoleons, und da die zweite an den nämlichen Grundgebrechen litt, mußte sie ähnliche Wirkung haben. Möser bekämpfte die französischen Ideen aus dem nämlichen Grunde, der ihn zur Bekämpfung des römischen Rechts beseelte: er wollte vor Allem und in Allem selbstständige, nationale Entwickelung, und verlangte diese

Selbstständigkeit nicht bloß für das gesammte deutsche Volk, sondern für jeden Stamm, für jeden noch so kleinen Theil desselben. Daher war er ein abgesagter Gegner der Einheit und Centralisation, und war mit Recht der Ansicht, daß der „Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen der gemeinen Freiheit gefährlich sei" (3). Der Staat war ihm nicht eine leblose Maschine, die man nach diesen oder jenen Grundsätzen bauen könne, sondern ein lebendiger Organismus, als dessen Seele er das Volk in seiner Gesammtheit ansah. Auf dieser Grundanschauung beruhte seine beredte Vertheidigung der Sitten und Gebräuche des Volks, in denen er theils die poetischen, theils sittlichen Elemente erkannte, auf ihr beruhte seine Ueberzeugung, daß ein wohlgeordneter Staat auf dem Selbstregieren der Gemeinden, Gaue und Bezirke gegründet sein müsse, aus ihr endlich läßt sich erklären, warum er, in dessen Augen das Staatsleben so hohe Wichtigkeit hatte, daß er Alles vom Standpunkte desselben auffaßte, doch keineswegs den Menschen im Staate wollte untergehen lassen, vielmehr von diesem verlangte, daß er die allseitige Entwickelung der Menschen möglich mache und befördere.

Allerdings bildet die Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten einen namhaften Theil der „Patriotischen Phantasien", aber sie beschränken sich keineswegs darauf, sondern verbreiten sich über Alles, was den Staatsbürger überhaupt, und insbesondere den Staatsmann und Beamten, was den Städte- und Landbewohner, den Kaufmann, den Handwerker, ja selbst den Gelehrten, was den Familienvater und die Hausmutter, was endlich den Menschen als solchen in geistiger und sittlicher Hinsicht berührt, und so bilden die „Patriotischen Phantasien" eine wahre Encyklopädie, in der Jedermann für die wichtigsten Lagen und Verhältnisse des öffentlichen, wie des bürgerlichen Lebens Rath oder Belehrung finden kann, denn wie schon Göthe („Wahrheit und Dichtung" 26,242) treffend sagt: „man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriziren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die Möser behandelt"; wir können daher auch nicht einmal versuchen, eine Uebersicht der von ihm behandelten Stoffe zu geben.

So reich und mannigfaltig diese Stoffe sind, so reich und mannigfaltig ist auch die Einkleidung, die er ihnen gibt. Neben der abhandelnden Darstellung finden wir am häufigsten Briefe und Erzählungen; bald wieder wählt er die Form von Dialogen oder von Selbstgesprächen und Betrachtungen, die er den verschiedensten Leuten in den Mund legt; öfters bestehen die Aufsätze aus geschichtlichen Notizen und Untersuchungen, oder er legt ihnen wichtige Urkunden zum Grunde, die er mit sorgfältiger Gründlichkeit nach allen ihren wesentlichen Beziehungen hin untersucht. Noch mannigfaltiger werden seine Darstellungen dadurch, daß er in diesen verschiedenen Formen auch einen verschiedenen Ton anschlägt, bald ernst und bedächtig, ja manchmal derb und heftig, bald heiter und gleichsam spielend erscheint, hier sich dem muthwilligsten Humor überläßt, dort sich der glücklichsten Ironie bedient. Aber welche Einkleidung er auch wählt, welchen Ton er auch anschlägt, er trifft immer das Rechte, und in jeglicher Form gelangt der Gedanke klar, lebendig und wirkungsvoll zur Erscheinung, so wie überall die tüchtige, wohlmeinende Gesinnung hervorleuchtet.

Ein Schriftsteller, dessen Werke in Gestalt und Form gleich vortrefflich sind, der zudem als ein Muster volksthümlicher Gesinnung und Darstellung gelten kann, würde in Frankreich oder England in hunderten von Auflagen verbreitet worden sein; so viel wir wissen, haben die „Patriotischen Phantasien" in beinahe hundert Jahren deren nur fünf erlebt, und von diesen scheinen sogar mehrere nur sogenannte Titelausgaben zu sein. In jenen Ländern würden diese trefflichen kleinen Aufsätze, die denen des Amerikaners Franklin völlig ebenbürtig sind, in Aller Hände anzutreffen, von Allen gekannt und geliebt sein — wie viele Deutsche kennen ihren „herrlichen Justus Möser"?

Aus den „Patriotischen Phantasien".

1. Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei wäre kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er bauete: denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt seyn, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen seyn, da man deine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er dem Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen, und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich an meinem Biere, und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen, und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände und die Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle: und dankbar und gefühlvoll be-

tete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage gleich den geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen; kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen; kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen, als seine Futterung reichte; kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Kammergerichte reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für andre zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währeten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehret war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret, noch die Erndten aus Westphalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige mit dem Maaßstabe in der Hand zumessen: die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreiche Leute, die Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder beschweret wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferften, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pöckelfleisch nicht so leise, als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können; wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können; wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden seyn muß, und keine Pfänder mehr verkaufet werden können!

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr, den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von einer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mäusefallen, um euch vor der gefährlichsten Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jakob . . .

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationes der Freigeister unsrer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

2. Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

„Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren, und die Lügen unter Gottes Geleite, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?"

„Ja, Herr Kriegesrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprüchwort..."

„Kein aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprüchwörter; wenn sie auch aus deinem gestempelten A. B. C.-Buche seyn sollten. Sie sind mir verhaßter, als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat nicht gut gethan werden."

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu."

„Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sey? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegsrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dieß ist doch dein größter Wunsch: so würdest du ja auch nicht leben können!"

„Freilich nicht, Herr Kriegsrath, aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue: so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre."

„Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner, allein er konnte wieder nicht leben. Er kam als Sekretair bei der Gartenkanzlei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte: so gab er ihm zur Antwort: Ach, gnädigster Herr! der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen.... Ich wette, Johann, du würdest auch Bob, oder wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest."

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegsrath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von grosse-Beaute haben müsse."

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zum Muster gewählt habe! Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin

kollerte: so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen; und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlössest."

„Ach Herr Kriegsrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dieß erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und was das Vornehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient."

„Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worein er sie setzt, zu leben gebe: so ist ihre Forderung gerecht. Allein daß der Mann, der ihm alle Monat ein paar Schuh macht, sogleich von diesen zwölf paar Schuhen leben will, das ist unerträglich."

„Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr, ein Burgermeister, sprach eben so. Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, wovon müssen so viele Rathsherrn leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Fütterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Burgermeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andre: und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können; und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg; und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts; indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre, als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondre aber den Untervogt und den Visitator, besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie alles aufs schärfste suchen, und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten: so würden sie müßige Spionen abgeben, und nicht fürs gemeine Beste, sondern blos für die Kasse sorgen. So sprach mein voriger Herr, der Burgermeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu seyn, das weiß der liebe Himmel."

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe...."

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Saloppen von grosse-Beaute, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem allem ungeachtet konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide ins Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

3. Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich.

Die Herren beim Generaldepartement möchten gern alles, wie es scheinet, auf einfache Grundsätze zurückgeführet sehen. Wenn es nach ihrem Wunsche ginge, so sollte der Staat sich nach einer akademischen Theorie regieren lassen, und jeder Departementsrath im Stande seyn, nach einem allgemeinen Plan den Lokalbeamten ihre Ausrichtungen vorschreiben zu können. Sie wollten wohl alles mit gedruckten Verordnungen fassen, und nachdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß jemand seinen Prozeß nach den Rechten eines Dorfs verlor, den er nach der Sitte eines nahe dabei liegenden gewonnen haben würde, keine andere, als allgemeine Gesetzbücher dulden; vermuthlich um sich die Regierungskunst so viel bequemer zu machen, und doch die einzige Triebfeder der ganzen Staatsmaschine zu seyn.

Nun finde ich zwar diesen Wunsch für die Eitelkeit und Bequemlichkeit dieser Herrn so unrecht nicht, und unser Jahrhundert, das mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger geht, arbeitet ihren Hoffnungen so ziemlich entgegen. In der That aber entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Manigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der alles nach wenig Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Manigfaltigkeit verliert. An den griechischen Künstlern lobt man es, daß sie ihre Werke nach einzelnen schönen Gegenständen in der Natur ausgearbeitet, und es nicht gewagt haben, eine allgemeine Regel des Schönen festzusetzen, und ihren Meißel nach dieser zu führen. Die römischen Gesetze bewundert man, und muß sie gleich den griechischen Kunstwerken bewundern, weil ein jedes derselben einen einzelnen Fall zum Grunde hat, und allemal eine Erfahrung zur Regel für eine völlig ähnliche Begebenheit darbietet. Man spricht täglich davon, wie nachtheilig dem Genie alle allgemeine Regeln und Gesetze seyen, und wie sehr die neuern durch einige wenige Ideale gehindert werden, sich über das Mittelmäßige zu erheben; und dennoch soll das edelste Kunstwerk unter allen, die Staatsverfassung, sich auf einige allgemeine Gesetze zurückbringen lassen; sie soll die unmannichfaltige Schönheit eines französischen Schauspiels annehmen, und sich wenigstens im Prospekt, im Grundriß und im Durchschnitt auf einem Bogen Papier vollkommen abzeichnen lassen, damit die Herren beim Departement, mit Hülfe eines kleinen Maaßstabs, alle Größen und Höhen sofort berechnen können.

Ich will es nicht untersuchen, ob die gelehrte Natur einen Hang zur Einförmigkeit genommen, oder das ruhige Vergnügen, allgemeine Wahrheiten zu erfinden, und Gesetze für die ganze Natur daraus zu machen, diese unsre neumodische Denkungsart beliebt gemacht, oder auch der Militairstand, worin oft hundertausend Menschen das Auge auf einen Punkt richten, und den Fuß nach dem nämlichen Takte setzen müssen, sein Exempel zur Nachahmung empfohlen habe. Man mag hier annehmen was man will, die Wahrheit bleibt allemal; je einfacher die Gesetze, und je allgemeiner die Regeln werden, desto despotischer, trockner und armseliger wird ein Staat.

Ich verlange nicht, daß man dieses auf alle Zweige der Staatsverfassung anwenden solle. Es sind einige, und hauptsächlich die äußerlichen Formalitäten des gerichtlichen Prozesses, der Testamente und Vormundschaften, welche sich mit allgemeinen Gesetzen und Regeln zu einer nothwendigen und glücklichen Einförmigkeit bringen lassen, so daß man aus dem Standort eines Generaljustizdepartements ihre Richtigkeit und Unrichtigkeit zu-

verläßig übersehen kann; so weit ist auch der Großkanzler von Cocceji gekommen. Es giebt auch in der Staatsöconomie eine Einförmigkeit der Formen, der Tabellen, der Vorstellungen und andrer äußerlichen Umstände, welche die höchste Einsicht erleichtert; und vielleicht ließen sich auch wesentliche Theile der Polizei, als Maaße und Münzen, zu einer Gleichförmigkeit bringen, so groß und so mannigfaltig auch die Schwierigkeiten sind, welche hier dem Auge des theoretischen Projektenmachers entwischen, und den Mann, der in großen Staaten Hand anlegt, verwirren. Allein allgemeine Polizeiordnungen, allgemeine Forstordnungen, allgemeine Gesetze über Handel und Wandel, über Acker- und Wiesenbau und über andre Theile der Staats- und Landeswirthschaft, wenn sie nicht blos theoretische Lehrbücher, sondern wahre, in jedem Falle zu befolgende Regeln abgeben, wenn sie brauchbar und zureichend seyn, wenn sie dem Generaldepartement zur Richtschnur dienen sollen, um die Vorschläge, Berichte und Ausrichtungen der Lokalbeamten darnach zu prüfen, zu beurtheilen und zu verwerfen, sind mehrentheils stolze Eingriffe in die menschliche Vernunft, Zerstörungen des Privateigenthums und Verletzungen der Freiheit. Die philosophischen Theorien untergraben alle ursprüngliche Kontrakte, alle Privilegien und Freiheiten, alle Bedingungen und Verjährungen, indem sie die Pflichten der Regenten und Unterthanen und überhaupt alle gesellschaftlichen Rechte aus einem einzigen Grundsatze ableiten, und um sich Bahn zu machen, jede hergebrachte verglichene und verjährte Einschränkungen als so viele Hindernisse betrachten, die sie mit dem Fuße oder mit einem systematischen Schlusse aus ihrem Wege stoßen zu können vermeinen.

Die Kontrakte eines Privatmannes gelten bei Entscheidung einer Streitsache mehr, als gemeine Rechte, außerordentliche Fälle ausgenommen. Gewohnheiten, Verabredungen und Vergleiche einer Gemeinheit gelten auf gleiche Weise und eben aus demselben Grunde, mehr als Provinzialverordnungen, und Provinzialabschiede mehr, als allgemeine Landesgesetze. Dieses ist allemal der natürliche Gang der gesellschaftlichen Rechte gewesen, welchen man zwar dann und wann aus höhern Ursachen verändert hat, aber doch nicht völlig verlassen kann, ohne den Willen eines einzigen zum Gesetze für alle zu machen. Voltaire hätte nicht nöthig gehabt, die Verschiedenheit der Rechte in zwei nahe gelegenen Dörfern lächerlich zu finden; er hätte dieselbe Verschiedenheit in zweien unter einem Dache lebenden Familien finden können, wovon das Haupt der einen mit seiner Frau in Gemeinschaft lebt, das andre aber nicht. Wie viel tausend Rechtsfragen entstehen aus dieser einzigen Verschiedenheit, und müssen gegen den einen so, und gegen den andern anders entschieden werden, wofern man nicht Gläubiger um ihre Forderungen, Kinder um erworbene Rechte, Mütter um ihre Sicherheit bringen will? Wollte man hier sagen, es wäre besser, daß entweder alle Eheleute in Gemeinschaft, oder alle außer derselben lebten: so würde dieses eine unnöthige Einschränkung der Freiheit, und in vielen Fällen, die man hier nicht angeben kann, höchst schädlich seyn. Durch ein allgemeines Gesetz läßt sich aber, wenn einmal die eine Haushaltung so, und die andre anders lebt, hier gar keine Veränderung wagen, wofern man nicht eine Menge von Ungerechtigkeiten begehen will. Nicht einmal die Erbfolge läßt sich auf eine plötzliche Art durch ein allgemeines Recht verändern, und in eine Gleichförmigkeit bringen, ohne sehr viele Familien in Unglück und Verwirrung zu stürzen. Verträge gelten gegen Gesetze, und Besitz und Verjährung haben gleiche Rechte mit Verträgen, und können, ohne große Ungerechtigkeiten zu begehen, nicht zurückgesetzet werden.

In dem ökonomischen Fache veranlassen die Lokalumstände noch eine größere Verschiedenheit. Wo an einem Orte das Holz geschonet werden muß, mag es an einem andern verschwendet werden. Wo hier die Viehtrift im Holze schädlich ist, muß sie an einem andern aus höhern Ursachen geduldet werden. Wo hier die Schweine gekrampfet oder gehütet, oder auf dem Stalle gehalten werden müssen, können sie an einem andern frei gehen. — Wer kann hier eine Generalforst- oder Markenordnung machen, und verbieten oder zulassen, ohne dem Privateigenthum und eines jeden Forstes oder dessen Anwohner wahrer Nutzung zu schaden?

Zwar lobt man an einer jeden Maschine den einfachen Hebel; und die größte Menge der Wirkungen ist nicht bewundernswürdiger, als wenn sie durch die kleinste Kraft (minimum) hervorgebracht wird. Allein kein vernünftiger Mensch wird läugnen, daß da, wo hunderttausend zusammengesetzte Hebel zugleich das Verdienst der kleinsten Kraft erhalten, die Wirkungen unendlich schöner und größer seyn müssen. Ein Staat, worin ein jeder der vollkommensten Freiheit genießt, und das allgemeine Beste zugleich im höchsten Grad erhalten wird, ist unstreitig besser, glücklicher und prächtiger, als ein anderer, worin das letzte mit einer größern Aufopferung der Freiheit aufs theuerste erkauft werden muß. Jener aber wird gewiß eine größere Mannichfaltigkeit in seinen Gesetzen haben, als dieser.

Daß bei einem Generaldepartement richtige Karten und Tabellen von allem, was zu seiner Beurtheilung eingeschickt wird, vorhanden seyn müssen, um die Berichte des Localbeamten deutlich verstehen, und seine Gründe prüfen zu können, ist eine Sache für sich; daß dasselbe die Geschicklichkeit, den Fleiß und die Redlichkeit des Localbeamten auf das genaueste controliren müsse, wird auch wohl niemand in Zweifel ziehen. Allein dieses hindert nicht, daß nicht jeder Forst seine eigne Regeln, jedes Städtchen seine eigne Polizei, und jede Bauerschaft ihre besondern Rechte, so wie ihre besondern Vortheile und Bedürfnisse habe, welche ohne Gewalt unter keine allgemeine Verordnungen gezwungen werden können. Es hindert nicht, daß das Gutachten eines redlichen und einsichtsvollen Localbeamten nicht allemal mehrere Aufmerksamkeit verdiene, als die großen Theorien des Generaldepartements; und wenn ich ein allgemeines Gesetzbuch zu machen hätte: so würde es darin bestehen, daß jeder Richter nach den Rechten und Gewohnheiten sprechen sollte, welche ihm von den Eingesessenen seiner Gerichtsbarkeit zugewiesen werden würden. Dies war das große Mittel, wodurch unsre Vorfahren ihre Freyheit ohne Gesetzbücher erhielten; anstatt daß unsre Generalverordnungen und Gesetze, so bald es zur Anwendung kömmt, immer nicht recht auf den einzelnen streitigen Fall passen, und Natur und Gesetze gegen einander in Prozesse verwickeln.

Es ist eine allgemeine Klage des jetzigen Jahrhunderts, daß zu viel Generalverordnungen gemacht, und zu wenige befolget werden. Die Ursache liegt aber aller Wahrscheinlichkeit nach darin, daß wir zu viel Dinge unter Eine Regel bringen, und lieber der Natur ihren Reichthum benehmen, als unser System ändern wollen.

4. Die Erziehung mag wohl sklavisch seyn.

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll: so läßt man ihn in schweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen; dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so lieb gewordenen Encyklopädien so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sey ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studieren. Was kömmt aber bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien, und ein

leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus, wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße, und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrenget worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert wird, selbst besitzt, und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenem jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zur Fertigkeit gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unserer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich einen groben Pedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde!

5. Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen.

Es kam neulich in einem Lande, worin viel Leinsamen gezogen wird, die Frage vor: ob es nicht rathsam sein würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Vortheil des Flachsbaus, welchen sonst nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten. Der eine Kammerrath sagte, es würde besser sein, die Ausfuhr des Samens, weil man dessen mehr hätte als im Lande erfordert würde, frei zu lassen, und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien emporzubringen. Der andere meinte, es würde nicht genug sein, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen lasse, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen. Man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei emporzubringen, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens vorher das Bleicherlohn daran verdienen. Der dritte behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel daran gewonnen, wenn sie davon allerhand Sachen anfertigen und diese hernach verkauften; man thue besser, das Handlohn, was dabei gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen, und das Linnen nicht anders als in fertigen Hemden, Bettüchern u. dgl. hinausgehen zu lassen. Der vierte befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben sein, woher ein Mangel an einheimischem Papier entstehen werde, wenn man den Vertrieb des Linnens in fremde Länder zu sehr beförderte. Endlich nahm der Kammerdirektor das Wort und sagte, er erinnere sich, daß der Ritter Mengs einmal durch seine Malerei vier Ellen Linnen auf den Werth von 10,000 Dukaten gebracht habe. Das Beste werde also sein, alles Linnen im Lande zu behalten und ein Hundert Mengse kommen zu lassen, um es auf gleiche Weise zu veredeln.

Christian Garve.



Wenn ein Mann sein ganzes Leben der Erforschung des Wahren und Guten widmet, wenn er es sich zur Hauptaufgabe macht, die Ergebnisse seiner Bemühungen dem möglichst größten Theile seines Volks durch angemessene Darstellung zugänglich zu machen; wenn er sich in seinem Bestreben durch kein Hinderniß irren läßt, selbst nicht durch anhaltende Körperschwäche, durch jahrelange Kränklichkeit und schmerzhafte Uebel, wenn er in diesen traurigen Verhältnissen seine milde und freundliche Gesinnung, seine Menschenliebe, seine Heiterkeit bewahrt, und er um so rastloser seine Aufgabe zu erfüllen sucht, je drückender seine Gesundheitsverhältnisse werden, so verdient derselbe gewiß unsere vollste Hochachtung und Liebe. Ein solcher Mann war der Schriftsteller, den wir nunmehr zu besprechen haben.

Christian Garve, geb. den 7. Januar 1742 zu Breslau, verlor seinen Vater schon in seinen frühesten Jahren, fand aber an seiner Mutter eine eben so verständige als liebevolle Erzieherin, die ihn in ihrem Hause von eigenen mit der größten Sorgfalt gewählten Lehrern unterrichten ließ. Als er an Kenntnissen und Charakter hinlänglich gereift war, bezog er 1763 die Hochschule zu Frankfurt an der Oder und ein Jahr darauf die zu Halle, wo er sich vorzüglich dem Studium der Philosophie und der Mathematik widmete. In Leipzig, wohin er sich

wendete, nachdem er sich die Magisterwürde erworben hatte, wohnte er in Gellerts Haus, der durch sein mildes Wesen und die zärtliche Freundschaft, die er dem jungen Manne bewies, den größten Einfluß auf dessen Entwickelung gewann. Durch Gellert wurde Garve mit Weisse bekannt, mit welchem er bis zu seinem Tode in den innigsten Beziehungen blieb. So lieb ihm der Aufenthalt in Leipzig geworden war, kehrte er 1767 auf Verlangen seiner Mutter in die Heimat zurück, wo er mit so angestrengtem Fleiß arbeitete, daß seine Gesundheit zu leiden anfing. Nach Gellerts Tode nahm er die ihm ertheilte Professur der Philosophie in Leipzig an, doch mußte er diese Stellung schon im J. 1772 wieder aufgeben, da sie ihn zu sehr anstrengte. Er begab sich wieder nach Breslau, wo er bei seiner trefflichen Mutter und in einem ausgewählten Kreise geistreicher Männer und Frauen ein höchst angenehmes Leben gehabt hätte, wenn sich seine Gesundheitsumstände nicht immer ungünstiger gestaltet hätten. Friedrich II., der auf ihn aufmerksam gemacht worden war, ließ ihn während eines Aufenthalts in Breslau zu sich kommen, und ermunterte ihn, Ciceros Buch „von den Pflichten" zu übersetzen, mit Anmerkungen zu begleiten, deren Art und Weise er selbst angab. Es gelang ihm, obgleich wegen seiner Kränklichkeit erst nach längerer Zeit, die Arbeit zur vollsten Zufriedenheit des Königs zu vollenden, der ihn mit einer Pension von 200 Thalern belohnte und ihn zudem zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernennen ließ. Als sich gegen das Jahr 1790 zu seiner alten Kränklichkeit noch ein krebsartiges Augenübel gesellte, das ihm nicht mehr erlaubte, die gewohnten Kreise zu besuchen, zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, die er sich durch unausgesetzte Thätigkeit erleichterte. Er starb nach großen Leiden am 1. Dec. 1798.

„Weit entfernt," sagt Garve selbst in der „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre" (Bresl. 1798. S. 184), „weit entfernt, mich Kanten an Tiefsinn und systematischem Geiste an die Seite zu setzen, erkenne ich vielmehr, daß ich, mehr zur Philosophie des Lebens gemacht, in den hohen Regionen der feinsten Speculation nicht zu Hause bin." Diese wenigen Worte enthalten die beste Charakteristik, die von dem trefflichen Mann gegeben werden kann; nur müssen wir die allzubescheidene Form, in welcher er von seiner Eigenthümlichkeit spricht, auf den richtigen Ausdruck zurückführen. Garve war allerdings kein speculativer Philosoph, er war eben so wenig fähig, neue, das gesammte Reich der Philosophie umfassende Systeme zu schaffen, als überhaupt neue Gebiete des Denkens zu eröffnen: aber er war nichts desto weniger ein Denker; nur beschränkte er seine Forschungen auf den Kreis der praktischen Philosophie. Und auch in diesem engeren Kreis strebte er nicht nach systematischer Durchführung bestimmter Grundsätze, sondern begnügte sich vielmehr, einzelne Erscheinungen oder Fragen selbstständig zu behandeln. Auf diesem Wege besprach er eine große Menge der wichtigsten und interessantesten Gegenstände aus dem Gebiet der Moral, der Politik, der Aesthetik der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens, und überall entwickelte er verständige und gesunde Ansichten, überall zeigte er sich als scharfen Beobachter. Doch ist es nicht diese Eigenschaft, die ihm eine Stelle in der Geschichte unserer Literatur sichert, sondern vielmehr die Darstellung, in der er seine Gedanken vorträgt. Denn, wie der große Buffon sagt, nicht die Vortrefflichkeit des Inhalts sichert einem Buche die Unsterblichkeit, die gut geschriebenen Werke allein gelangen zu den nachfolgenden Geschlechtern. Mag Garve auch in Bezug auf den Inhalt seiner Schriften, die Neuheit oder den Reichthum der Gedanken, die Schärfe der Untersuchungen und die Kühnheit der Speculation von Späteren weit übertroffen worden sein, so wird man seine Schriften doch noch lesen, wenn jene nur noch von einzelnen Gelehrten zu besondern Zwecken aus den Bücherschränken der Bibliotheken geholt werden. Denn wenn Garve auch kein vollendetes Muster in der Darstellung genannt und ihm namentlich Mangel an Lebendigkeit und Feuer zum Vorwurf gemacht werden kann, so ist seine Sprache doch durchgehends rein und richtig, sein Ausdruck gewählt und bestimmt, sein Satzbau wohllautend und mannigfaltig, und zudem die ganze Darstellung von einer ruhigen, durchsichtigen Klarheit, sie ist immer allgemein verständlich, selbst wenn er an sich schwierige Gegenstände behandelt, daß er den Ehrennamen eines Popularphilosophen im hohen Grade verdient. Da er beinahe nur kleinere Schriften verfaßt hat und diese sehr zahlreich sind, können wir in die einzelnen nicht eingehen. Viele derselben hat er zuerst in Zeitschriften, besonders in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", bekannt gemacht, und erst später in der „Sammlung einiger Abhandlungen u. s. w." (2 Bde. Lpz. 1779). Bedeutender sind jedoch seine „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" (5 Thle. Breslau 1792—1802), in welchen er mannigfaltige und interessante Stoffe („über die Vaterlandsliebe", „über die Kunst zu denken" u. s. w.) in musterhafter Darstellung entwickelt. Den höchsten Ruhm erwarb er sich durch die oben erwähnte Uebersetzung von Ciceros „Abhandlung über die menschlichen Pflichten" (Lpz. 1783), in welcher er weniger nach wörtlicher Genauigkeit, als vielmehr dahin strebte, Ciceros Ideen so vorzutragen, daß sie auf den deutschen Leser eine gleiche Wirkung thun möchten, als die lateinisch ausgedrückten der Urschrift auf die Römer gethan haben. Zur Uebersetzung fügte er, wie auch bereits erwähnt, „Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen" bei (3 Bde. Lpz. 1783), in denen er theils Ciceros Ideen beleuchtet, theils ähnliche, durch jene in ihm angeregte Ansichten entwickelt. Unter allen seinen Schriften machen wir aber vorzüglich auf diejenigen aufmerksam, in welchen er sich über Sprache und Styl verbreitet, weil er darin die gesundesten Ansichten entwickelt, die namentlich in unsern Tagen nicht genug beherzigt werden können. Dahin gehören namentlich die Abhandlungen „Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur", „Ueber die Frage: warum stehen die Deutschen in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart gegen Griechen und Römer ꝛc. zurück?" „Einige Betrachtungen über Sprachverbesserungen" und „Von der Popularität des Vortrags".

Aus „Einige Betrachtungen über Sprachverbesserungen".

Ich kann mich irren, aber mich dünkt, daß es nur die Nation selbst ist, die, durch die allmähligen Fortschritte in dem Umfange und der Richtigkeit ihrer Erkenntnisse, die Sprache ausbildet; daß, wenn die Bemühungen einzelner Personen dazu beytragen, dieß nur

die großen Schriftsteller seyn können, die mit ihren Ideen zugleich ihre Ausdrücke der Nation beliebt machen, oder durch aufgestellte Muster einer zweckmäßig gebrauchten Sprache die Aufmerksamkeit der Nation auf die Beziehung ihrer Ideen erwecken; und daß Grammatiken und Wörterbücher, nebst allen den Arbeiten, welche diese beyden Hauptwerke der Sprachkunde vorbereiten, oder ergänzen, nur den bis jetzt erreichten Grad der Ausbildung der Sprache angeben, allgemeiner bekannt machen, und in methodisch geordneten Erklärungen und Regeln darstellen, aber nur wenig thun können, diesen Grad zu erhöhen.

Betrachte ich die deutsche Sprache insbesondere, so wie sie sich, durch die Einwirkung aller angezeigten Ursachen, bis auf den jetzigen Zeitpunkt wirklich ausgebildet hat: so scheint sie mir in der That zu derjenigen Reife gelangt zu seyn, bey welcher, in jedem Produkte der Natur und der Kunst, die großen Veränderungen aufhören, und nur der Genuß und Gebrauch noch einer erhöhten Vollkommenheit fähig ist. Es scheint mir, daß, wenn die Werke unserer Litteratur noch nicht in demjenigen Glanze vor den Augen der übrigen Nationen erscheinen, mit welchem die alten, — oder die englischen und französischen Schriftsteller sie auf sich bezogen haben, dieß nicht Schuld der Sprache, sondern der Schriftsteller und der Nation selbst sey; — nicht Unfähigkeit der ersten, alle Verschiedenheiten des Schönen und des Erhabenen auszudrücken, sondern die Gewohnheit der letztern, mit einer unvollkommenen Bezeichnung eigener und fremder Gedanken zufrieden zu seyn. Was der Sprache selbst in dieser Absicht mangelt, ist entweder die mit einer eigenthümlichen Form nothwendig verbundene Einschränkung jeder Sache; — ein Mangel, der deswegen allen Sprachen gemein ist, und keine gehindert hat, sich in klassischen Dichter- und Rednerwerken zu verherrlichen; oder es ist den angebornen Fehlern unserer physischen Natur ähnlich, die durch keine Kunst weggeschafft, aber durch eine kluge Behandlung jedes besondern Falles erträglich gemacht, oder versteckt werden können. — — — —

Was den Reichthum der deutschen Sprache betrifft, so scheinen mir ihre Schätze eben so groß, als die von irgend einer Sprache, aber noch lange nicht allgemein bekannt genug zu seyn. Sie enthält für alle wichtigen Gegenstände des Denkens, und für alle Arten der Behandlung dieser Gegenstände, verständliche und geschmackvolle Ausdrücke. Aber da die Anzahl der Menschen, welche sich in Deutschland beeifern, ihre Sprache gut zu reden und zu schreiben, bisher geringer, als bey den zuvor genannten Nationen gewesen ist: so sind auch jene Ausdrücke und Wörter noch nicht bey uns in so allgemeinem Umlaufe, als die ähnlichen bey diesen; sie sind von den unschicklichen, zweydeutigen oder geschmacklosen, im Sprachgebrauche der gesitteten Stände, nicht so rein abgesondert; sie können von Schriftstellern und Rednern, welche nach der Vollkommenheit der Schreibart streben, für jetzt noch nicht anders, als durch eine Arbeit gefunden werden, welche die Meisten scheuen, und zu der auch nur wenige die nöthigen Talente mitbringen.

Ueber keinen Gegenstand irrt sich das menschliche Urtheil mehr, wenn es das Mögliche nach dem Vorhandenen abmißt, als über die Sprache. Schon oft hat man eine Sprache für unfähig zu gewissen Gattungen des poetischen oder rednerischen Styls gehalten, bis in der Nation, welche diese Sprache redete, der Mann erschien, der das Genie jener Gattungen besaß. Sobald dieß geschahe, fand sich, daß die Farbe und das Eigenthümliche des Ausdrucks in kleinen Schattirungen liege, die in einzelnen Wörtern nicht bemerkbar sind, und nur durch die Auswahl und Zusammenstellung vieler ähnlichen einen auffallenden Eindruck machen; es fand sich, daß eben dasjenige Talent, welches die Ideen einer gewissen besondern Gattung, es mögen komische oder erhabene seyn, hervorbringt, zugleich das Talent sey, die Wörter und Wendungen in der Sprache aufzufinden, welche der Natur dieser Ideen entsprechen. Als Lessings eigner philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigten, war allen Besonderheiten seines Genies unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, daß es schien, als wenn nur Er ein echt originell deutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit einem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Styls an. Mit Göthe wurde unsere Sprache, auf eine vorher noch nicht gesehene Weise, launig, erhaben und rührend, ohne doch weniger echt deutsch zu bleiben. Bey Wieland erscheint sie mit allen Farben des Ausdrucks, die eine üppige Einbildungskraft, und mit allen Feinheiten versehen, die der edle Geschmack eines Weltmanns verlangt. Sie versagte Engeln nicht die Fülle einer blühenden Beredsamkeit. Jeder neue große Kopf hat immer seine eigenthümliche Geistesgestalt in ihr sichtbar machen können. Und wann die Folgezeit noch Talente unter uns erwecken wird, wovon wir bisher noch kein Beyspiel gesehen haben, so wird unsere Sprache der Ausübung derselben gewiß kein Hinderniß in den Weg legen.

Es giebt eine Erscheinung, welche die Meinung, daß unsere Sprache arm sey, hat veranlassen können. Das ist die, daß wir so viele ausländische Wörter in unsern wissenschaftlichen Vortrag, und selbst in die Reden des geselligen Umganges mischen. Es ist daher mit unter die Arbeiten, welche die Academie übernimmt und leitet, gesetzt worden, daß in die Stelle der unter uns üblichen französischen und lateinischen Wörter und Redensarten ursprüngliche deutsche aufgesucht werden sollen. Die Absicht ist löblich, und wenn sie gelingt, — das heißt, wenn die von einem Gelehrten versuchten Uebersetzungen jener Wörter wirklich, ich will nicht sagen, von der ganzen Nation, sondern nur von dem größten Theile der guten Schriftsteller angenommen werden: — so ist der Erfolg nützlich. Aber an sich scheint mir das Uebel, welchem man dadurch abzuhelfen sucht, nicht sehr groß zu seyn, und die Wirksamkeit der Hülfsmittel ist zweifelhaft.

Es ist freylich ein Uebelstand und eine Unbequemlichkeit, daß wir ausländische Wörter in unsere Sprache mischen, weil wir glauben, die damit verknüpften Ideen durch keine deutschen ausdrücken, und doch ihrer nicht entbehren zu können. Indeß haben wir diesen Uebelstand und diese Unbequemlichkeit mit den meisten Sprachen und Nationen der Welt gemein; und bei keiner hat er den höchsten Flor der Beredsamkeit und die vollkommenste Cultur der Sprache verhindert. Die lateinische Sprache hat griechische Wörter in großer Menge aufgenommen, und nie mehr, als da sie selbst am meisten ausgebildet war. Die Franzosen haben auf gleiche Weise von den Lateinern und Italienern, die Engländer von den Franzosen, Wörter sowohl als Redensarten entlehnt, und thun es noch täglich. Es ist auch beynahe unvermeidlich, daß eine Nation, die von einer andern lernt, und aus deren Schriften ihren Ideenfonds bereichert, auch aus der Sprache derselben Wörter zur Bezeichnung der neuen Ideen annehme.

Nur ein einziger Umstand hat diese allgemeine Gewohnheit der Völker, Wörter von früher aufgeklärten Ausländern zu borgen, für uns Deutsche unbequemer gemacht, als sie für unsre südlichen und westlichen Nachbarn geworden ist. Die Sprachen dieser sind aus dem Lateinischen entstanden, gerade aus der Sprache derjenigen Nation, von welcher sie zuerst Wissenschaften und Cultur empfangen hatten. Die Römer waren, in Absicht der Griechen, in dem nämlichen Verhältnisse. Dieser Umstand machte, daß die Franzosen und Engländer die wissenschaftlichen Wörter der Lateiner, diese die Kunstwörter der Griechen, und jede dieser Nationen die ihr gefallenden Idiomen der andern leicht in ihre Sprache haben übertragen, und durch kleine Veränderungen den

Analogien derselben völlig anpassen können. In der deutschen Sprache, als einer ursprünglichen, ist dieß unmöglich gewesen. Und in der That, so groß auch, in anderer Absicht, der Vorzug der Originalität seyn mag: so erhalten doch die aus dem Lateinischen abgeleiteten Sprachen dadurch einen überwiegenden Vortheil, daß sie die dem Vortrage gelehrter Kenntnisse vorlängst gewidmeten Ausdrücke aus der Sprache, die lange Zeit die einzige Aufbewahrerin solcher Kenntnisse war, aufnehmen und sich eigen machen können, ohne durch das ausländische Ansehen derselben entstellt zu werden.

Doch haben wir uns in dieser Absicht auf mannichfaltige Weise zu helfen gewußt, und da, um ein Wort als einheimisch betrachten zu können, alles darauf ankömmt, daß es den Hörenden verständlich und den Redenden geläufig sey, so dürfen wir wohl gewisse bey uns eingeführte französische Wörter, als Interesse, Naiv, Genie, wirklich für aufgenommene deutsche gelten lassen. Sie sind den Deutschen, welche die französische Sprache verstehen, (und diese machen einen großen Theil der gesitteten Stände aus,) nach Aussprache und Bedeutung so durchaus bekannt, und kommen denen, welche jene Sprache nicht verstehen, doch in Reden und Schriften so oft vor, daß fast keinem deutschen Ohre diese Töne mehr fremd sind, und den Sprachwerkzeugen Weniger ihre Aussprache Mühe macht. Solche ausländische Wörter mit einheimischen zu vertauschen, würde zwar an sich die Reinigkeit unserer Sprache erhöhen, aber es würde nicht ohne Aufopferung in der Deutlichkeit solcher Ideen geschehen können, welche uns durch den langen Gebrauch unentbehrlich geworden sind, und es würde doch der empfundenen Annehmlichkeit der Rede, worauf am Ende alles ankömmt, nur wenig zusetzen. Es ist sicher, daß alle selbstdenkende Menschen oft in einen Ideengang gerathen, zu dessen deutlicher Darstellung ihnen Wörter mit besondern Bestimmungen nöthig wären, dergleichen die Sprache nicht darbietet. Es ist sicher, daß Personen, die mit fremden Sprachen, oder mit besondern Dialekten ihrer eigenen frühzeitig bekannt geworden sind, oft zu ihren Gedanken keinen so angemessenen Ausdruck, als in den Wörtern jener Sprachen und Dialekte finden. Der Wunsch, der daraus bey diesen Personen entsteht, daß die vaterländische Büchersprache alle diese manichfaltigen Schattirungen der Begriffe, die sie in verschiedenen Sprachen und Dialekten zerstreut gefunden haben, vereinigt enthalten möchte, ist natürlich. Aber die Klage über Armuth der Sprache, weil ihr solche Schattirungen mangeln, ist ungerecht; und der Versuch, dieselben durch Einverleibung der fremden, der veralteten, oder der Provinzialwörter zu geben, ist von zweifelhaftem Erfolge.

Es ist allerdings eine zur gelehrten Kenntniß der Sprache sehr nützliche Arbeit, die Abweichungen der Dialekte von der Büchersprache, und die Abwechselungen der Sprachformen in verschiedenen Zeitaltern zu erforschen und aufzuzeichnen: aber aus diesen verborgenen Sprachschätzen, die einzelnen Provinzen eigen sind, oder den vergessenen, welche unsern Vorfahren zugehört haben, den Fonds der jetzigen Nationalsprache zu bereichern, dieß kann nie die unmittelbare Folge einer solchen Arbeit werden. Die Aufnahme neuer Wörter in die gangbare Sprache geschieht, so ausdrückend sie seyn mögen, nicht durch Wörterbücher, welche solche sammeln und empfehlen, sondern durch vortreffliche Schriften, in welchen sie glücklich angebracht worden sind.

Zuerst: was allgemein gebraucht werden soll, muß allgemein bekannt seyn; und wie kann ein neuer Ausdruck zur Kenntniß der Nation gelangen, als wenn er in Schriften vorkömmt, welche die ganze Nation liest? — Zweytens: jedes fremde Wort hat im Anfange die öffentliche Meinung wider sich. Es ist unverständlich, und macht durch seine Auslegung Mühe; es ist fremd, und stört deshalb die Aufmerksamkeit. Diese Hindernisse seiner Aufnahme kann nur der große Schriftsteller bey dem wirklichen Gebrauche überwinden, indem er, an dem Orte, wo er es hinstellt, durch die Helligkeit der ganzen Idee Licht über diesen unbekannten Theil zu verbreiten, und für die unterbrochene Aufmerksamkeit durch die Stärke des letztern zu entschädigen weiß. Auf diese Weise geht, von Zeit zu Zeit, ein oder das andere veraltete oder Provinzialwort in die allgemeine Sprache über, wenn durch den Ruhm des Schriftstellers, der es zuerst gebraucht hat, oder durch die einnehmende Schönheit der Stelle seines Werks, in welcher es zuerst vorkam, das Andenken dieser Neuerung bey der Nation erhalten, und die Nachahmung derselben veranlasset wird. Aber nie wird es möglich seyn, eine ganze Samlung solcher Wörter, mit so vieler Einsicht auch die Samlung gemacht, und durch so gute Gründe die Wörter darin empfohlen seyn mögen, zu einem Mittel einer wirklichen Sprachbereicherung im Reden und Schreiben zu erheben.

Johann August Eberhard.



Nach der Zeit, in welche Eberhards Wirksamkeit fällt, fällt derselbe zwar ganz in den folgenden Zeitraum; wir behandeln ihn jedoch, wie den vorangehenden, lieber schon hier, weil er dem Geiste und Wesen nach ganz in den vorliegenden Zeitraum gehört.

Johann August Eberhard, geb. am 31. Aug. 1739 zu Halberstadt, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause und an der Martinischule seiner Vaterstadt, an welcher sein Vater Lehrer war. Im J. 1756 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren, ging nach vollendeten Studien 1759 in die Vaterstadt zurück, wo er die Stelle eines Hauslehrers bei dem Kriegs- und Domänenrath von der Horst übernahm und 1763 zum Conrector an der Martinischule und zum zweiten Prediger an der Hospitalkirche ernannt wurde, ohne

jedoch seine Beziehungen zum Freiherrn von der Horst aufzugeben; und als dieser noch in demselben Jahr als Präsident der Kurmärkischen Kammer nach Berlin berufen wurde, folgte ihm Eberhard, wo er die Muße, die ihm seine Stellung gewährte, zu eifrigen Studien der Philosophie und der alten Geschichte benutzte. Er wurde bald auch mit Nicolai und Mendelssohn bekannt, mit welchen er die engste Freundschaft schloß. Zwei Jahre später übernahm er die kärglich besoldete Stelle eines Predigers am Arbeitshause, aber die Veröffentlichung seiner „Neuen Apologie des Sokrates" erregte bei den kirchlichen Behörden so großen Anstoß, daß ihm alle Aussicht geraubt wurde, in Berlin eine bessere Stelle zu erhalten. Er nahm daher 1774 die Predigerstelle in Charlottenburg an, in welche er übrigens nur auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs II. eingesetzt wurde, und da er endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß er sich auf weitere Beförderung keine Hoffnung machen dürfe, entschloß er sich, seinen Beruf als Prediger aufzugeben und die im J. 1778 durch G. F. Meiers Tod erledigte Professur der Philosophie in Halle anzunehmen. Im J. 1786 wurde er zum auswärtigen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, 1805 erhielt er den Ehrentitel eines Geheimenraths, und 1808 von der theologischen Facultät das Diplom eines Doctors der Theologie. Er starb den 6. Januar 1809.

Eberhard ist vorzüglich durch seine schon erwähnte „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" (Berl. 1772) berühmt geworden, in der er die von der Kirche aufgestellten Glaubenslehren mit eben so viel Gründlichkeit als Kühnheit prüft, auf welche die Meinung begründet wird, daß die weisesten und tugendhaftesten Männer des Alterthums ewiglich verdammt seien, weil sie den Glauben an Christum und die Erlösung nicht gehabt hätten. Wie Garve, so ist auch Eberhard vorzüglich wegen seiner Darstellung zu erwähnen, die sich durch Reinheit, Klarheit, Lebendigkeit und Wärme, so wie durch Fülle und Rundung des Periodenbaues auszeichnet. Neben der „Apologie" verdienen aber auch seine übrigen Schriften ehrenvolle Erwähnung. Die von der Berliner Akademie gekrönte „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens" (Berl. 1776) enthält eine eben so scharfsinnige als klar vorgetragene Entwickelung dieser Seelenkräfte. Auf dieser Theorie gründen sich auch seine Werke über Aesthetik „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Halle 1783), und „Handbuch der Aesthetik in Briefen" (4 Thle. Halle 1803—1805), durch welches er vornämlich strebte, in dem größeren Publikum Sinn für das künstlerisch Schöne zu erwecken und überhaupt dessen Geschmack heranzubilden, damit es auch fähig würde, Kunstwerke zu verstehen und mit Bewußtsein zu genießen. „Amyntor, eine Geschichte in Briefen" (Berl. 1782), enthält eine vortrefflich stylisirte Entwickelung von Eberhards Lebensansichten, und es verdient dieses Buch wegen seines trefflichen Inhalts, so wie seiner tüchtigen, klaren und gefälligen Darstellung immer noch gelesen zu werden, nur muß man in demselben keinen kunstmäßig ausgeführten Roman suchen, da die höchst einfache Einkleidung keinen andern Zweck hat, als dem Verfasser Gelegenheit zu geben, die den seinigen widerstreitenden Ansichten über die Philosophie des Lebens zu beleuchten und in ihrer Richtigkeit zu zeigen. Endlich hat sich Eberhard noch durch den „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik" (6 Thle. Halle u. Lpz. 1795—1815) und das „Synonymische Handwörterbuch der deutschen Sprache" (Halle 1802) ein großes Verdienst erworben, da er der erste war, der eine deutsche Synonymik unternahm, und er in seinem Werke Alles geleistet hat, was eine auf philosophischer Untersuchung der Begriffe, vorzüglich aber auf Beachtung des Sprachgebrauchs gegründete Darstellung irgend leisten kann. Daß er aber die einzelnen Wörter nicht auch nach ihrer historischen Entwickelung erklärt hat, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da eine solche Behandlung bei der damals noch allzu ungenügenden Sprachkenntniß nur zu den größten Irrthümern hätte verleiten können.

Aus der „Neuen Apologie des Sokrates".

Es ist lange ein Grundsatz in der römischen Glaubenslehre gewesen, daß außer der Kirche keine Seligkeit sey. Dieser Grundsatz selbst ist bey der Glaubensverbesserung unverändert stehen geblieben; nur daß man dem Wort Kirche eine andere Bedeutung beygeleget hat. Anstatt den Glauben an die Aussprüche eines sichtbaren Oberhaupts für die erste Bedingung der Seligkeit festzusetzen, hat man von den Gliedern derselben die Annehmung aller Glaubensartikel, die sich auf die recht erklärte Schrift gründen, zur Seligkeit erfordert. Hiebey war nun nichts natürlicher, als daß die außerchristlichen Völker, wie zuvor, von der Seligkeit ausgeschlossen blieben.

Es wird in der Folge erhellen, ob diese Meinung selbst schriftmäßig sey. Jezt will ich nur einige Anmerkungen über die Art machen, wie sie in den christlichen Lehrbegriff gekommen ist, und sich darinn erhalten hat.

Die Unwissenheit dererjenigen, welche blos politische Verurtheilungen zu göttlichen gemacht, hat wohl die erste Gelegenheit zur Ausschließung der Heiden von dem Antheil an der Seligkeit gegeben. Anfangs waren es blos bürgerliche Verordnungen, wodurch man die Irrenden aus der Gemeinschaft der Kirche stieß, und sie der Vorrechte unfähig erklärte, welche die Glieder derselben genossen. Dies war in den ersten Zeiten der Sinn der Verbannungen aus der Gesellschaft der Heiligen. Allein diese Verbannung und diese Gesellschaft der Heiligen, die sich zuerst blos auf das gegenwärtige Leben einschränkte, ward mit der Zeit über die Gränzen desselben ausgedehnt. Man hielt alle Irrgläubigen gar bald auch für unfähig, nach dem Tode in der Gesellschaft der Heiligen glückselig zu seyn: ein Mißverständniß, das bey der Barbarey und bey der groben Unwissenheit der Zeiten, worinn dieser Lehrbegriff festen Fuß faßte, sehr natürlich war; um desto natürlicher, da er den Priestern und ihren Verbannungen eine Wichtigkeit gab, die sie sonst nicht hatten, und die ihnen sehr einträglich war.

Wer die Kirchengeschichte des Neuen Testaments mit einiger Aufmerksamkeit durchdacht hat, dessen Beobachtung wird eine solche Zeitfolge dieser Meinung nicht entgangen seyn, so wie sie Herr D. Semler, in der Vorrede zu dem ersten Theil seiner Sel. Cap. hist. eccles. auf eine ungemein einleuchtende Art vorgestellet hat.

Die ersten Reformatoren fanden also die Meinung von der Verdammniß der Heiden unter den Christen festgesetzt. Da sie in der Verbesserung der Religionserkenntniß nur erst die verderblichsten Irrthümer angriffen, und auch hiebey sehr stufenweise verfuhren, nach dem Maaße, wie ihre eigene Einsichten wuchsen: so ließen sie eine Lehre unberührt, die sie nicht allein für unschädlich, sondern auch, nach der damaligen mangelhaften Auslegungskunst, für schriftmäßig hielten. Vielleicht war es auch eine Wirkung ihrer Mäßigung und Klugheit, von dem eingeführten Lehrbegriff das minder schädliche stehen zu lassen, um den Haß und die Vorwürfe ihrer Feinde gegen sich, so

sehr als sie konnten, zu vermindern. Ich werde unten ausführlicher zeigen können, daß die Verdammung der Heiden in dem christlichen System erst seit der Zeit des H. Augustins die Oberhand gewonnen habe. Die Liebe zu diesem Kirchenvater, die fast allen Reformatoren gemein war, trug ebenfalls nicht wenig dazu bey, diese Lehre, die sie in seinen Schriften fanden, beyzubehalten und fortzupflanzen.

Dieses vorausgesetzt, kann es den Reformatoren wohl nicht zum Vorwurfe gereichen, daß sie über die Materie so gedacht, als wir es in ihren Schriften finden. Allein ihre Aussprüche darüber können nun auch für uns keine gesezmäßige Kraft haben; vielmehr würde es uns sehr wenig zur Ehre gereichen, blos auf ihr Ansehen in einem Lehrpunkte die Parthey zu ergreifen, die sie nur auf Ueberlieferung angenommen zu haben scheinen. Wir brauchen es also nicht zu leugnen, daß sowohl Luther als Calvin sich ausdrücklich gegen die Seligkeit der Heiden erkläret haben. Außer daß es bey dem ersten als eine nothwendige Folge in seinem Lehrbegriff über die natürlichen Kräfte des Menschen liegt, so wie er sie in seinem Buche gegen den Erasmus vorgetragen hat, so hat er sich auch an verschiedenen Orten sehr hart darüber ausgedruckt.

Niemand hat die Verwerfung der Heiden in ein strengeres System gebracht als Calvin. Die angeführten Reformatoren sind indeß auch über diesen Punkt die härtesten gewesen. Denn dem Zwinglin wirft Hr. Hoffstede selbst eine strafbare Gelindigkeit gegen die außerchristlichen Völker vor, und das glimpfliche Urtheil dieses Reformators in Ansehung ihrer Seligkeit ist allerdings außer allem Streit. Allein es ist nicht befolgt worden. Man hat vielmehr in beiden protestantischen Kirchen, aus einer Achtung gegen die beiden Häupter der Kirchenverbesserung, die auf unsere Grundsätze keinen Einfluß haben sollte, und wovon doch unsere Urtheile nur gar zu oft abhangen, die entgegengesetzte Meinung in das System der Theologie aufgenommen. Luther selbst disputirte nicht allemal sehr spitzfündig. Seine Verbesserungen in dem christlichen Lehrbegriffe waren so beschaffen, daß sie mehrentheils dem gesunden Verstande sogleich auf den ersten Blick einleuchteten, und seine speculativen Schlußfolgen waren vorzüglich nur solche, die mit seinen praktischen Sätzen am nächsten zusammenhiengen. Als man aber in der Folge künstlichere Systeme zu bauen anfieng: so gab man verschiedenen seiner Grundsätze eine Ausdehnung, die sie bey ihm nicht hatten, und gieng von da aus zu entfernten Folgesätzen, die er selbst nicht vorher gesehen hatte.

IV. Rhetorische Prosa.

Zwar machte die rhetorische Prosa im vorliegenden Zeitraum nicht unwichtige Fortschritte, doch waren diese meist nur äußerlicher Natur und offenbarten sich daher vornämlich in einer besseren Darstellung, da auch die Sprache der Beredtsamkeit von der allgemeinen Bewegung und Entwickelung ergriffen wurde und die beinahe von Jahr zu Jahr fortschreitende didaktische Prosa nicht ohne großen und wohlthätigen Einfluß auf die rhetorische Darstellung blieb, welche sichtbar an Reinheit, Klarheit, Rundung und Schönheit zunahm, wenn sie auch jene in allen diesen Beziehungen nicht erreichte. Dagegen waren die Fortschritte in Allem, was das Wesen der Beredtsamkeit bildet, weit geringer, und wenn auch hie und da das fleißige Studium der Meisterwerke des Alterthums und der neuen Völker, namentlich der Franzosen, erfreuliche Wirkung hatte, so wurden diese Vorbilder doch keineswegs erreicht. Die Hindernisse, welche sich einer lebendigeren Entwickelung der Beredtsamkeit im vorigen Zeitraum entgegengestellt hatten, bestanden meist auch jetzt noch (S. 455) und ließen eine freie und lebensvolle Entfaltung der Kräfte und Talente nicht zu.

Was zunächst die geistliche Beredtsamkeit betrifft, so zeigt sich zwar schon früh ein ernstes Bestreben nach künstlerischer Gestaltung, doch ist es weder sicher noch kräftig genug, um Bedeutsameres hervorzubringen; es fehlt offenbar an richtiger Einsicht in das Wesen einer künstlerisch gebildeten Rede. Zudem wirkte in dieser Beziehung der für die Entwickelung der rhetorischen Sprache so günstige Einfluß der didaktischen Prosa höchst nachtheilig, indem auch die Prediger die Belehrung zum Hauptzwecke ihrer Darstellungen machten, und zu wenig darauf bedacht waren, auf das Gemüth zu wirken; tiefere Innigkeit findet sich nur bei einigen Herrnhutern, bei denen sie freilich oft in kindische Spielerei übergeht, abgesehen davon, daß ihre Reden nicht selten durch die ungeeignete, oft sogar widrige Darstellung beleidigen.

Die bessere Gestaltung der geistlichen Rede beginnt mit Joh. Lorenz von Mosheim, der zwar von Späteren erreicht, von Einigen wohl auch in einzelnen Punkten übertroffen wurde, dem jedoch Keiner an Einfluß auf die Entwickelung der geistlichen Beredtsamkeit gleich kam. Joh. Andreas Cramer, dessen Predigten in mehrern Sammlungen (zusammen 28 Theile) erschienen, suchte vorzüglich durch blumenreichen Ausdruck und poetischen Schmuck zu gefallen, wobei er jedoch nur zu häufig in das Ueberladene verfiel, so daß seine Predigten wohl für den Augenblick die Einbildungskraft angenehm beschäftigten, aber weder beim Zuhörer, noch bei dem Leser einen bleibenden Eindruck hinterlassen konnten. Auch Joh. Adolph Schlegel strebte als Prediger zu sehr nach äußerem Prunk der Rede, und als er in seinen späteren Predigten diesen Fehler zu verbessern suchte, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem: er wurde matt und geschwätzig. Seine Predigten erschienen ebenfalls in mehrern Sammlungen (zusammen 18 Thle). Cramers und Schlegels Freund Nik. Dietrich Giseke entfaltete in seinen Predigten (Rost. 1760 u. Leipz. 1780) den nämlichen freundlichen und gefühlvollen Sinn und die gewandte, reine Sprache, die seine lyrischen Dichtungen charakterisirt. Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalem erwarb sich neben Mosheim das unvergängliche Verdienst, dem falschen Geschmack gegenüber zuerst eine einfachere Kanzelberedsamkeit einzuführen, die mit den Fortschritten der deutschen Sprache im Einklang stand und dem „Nachtwächter- oder Marktschreierton", wie er sich selbst ausdrückt, der damals die Kanzel beherrschte, natürliche Einfachheit entgegen zu stellen. Seine „Predigten" (2 Sammlungen, Braunschw. 1745—1753) verbinden mit dieser Einfachheit eine gewisse Würde, eine edle Keuschheit der Sprache, die ihnen bleibenden Werth gibt. Neben ihm ist der Berliner Hofprediger und Oberconsistorialrath August Friedrich Wilhelm Sack aus Harzgerode (1703—1786), dessen „Predigten über verschiedene wichtige Wahrheiten zur Gottseligkeit" (Magdeburg u. Berl. 6 Thle. 1738 ff.) lange Zeit für unübertroffene Muster der Kanzelberedtsamkeit gehalten wurden; und in der That zeichnen sie sich durch Eindringlichkeit der Darstellung und vorzüglich dadurch aus, daß sie auf Gemüth und Verstand gleichmäßig zu wirken suchen, wie er denn überhaupt zu denjenigen Theologen gehörte, welche sich von der

steifen Orthodoxie und der seichten Aufklärerei gleich weit entfernt hielten. Sack stand übrigens mit den meisten Schriftstellern, die sich damals in Berlin aufhielten, in freundschaftlichen Verhältnissen und zeigte stets eine lebhafte Theilnahme für die fortschreitende Entwickelung der deutschen Literatur, wenn er auch an den Bestrebungen seiner Freunde keinen unmittelbaren Antheil nahm. Ihm ähnlich ist der uns schon bekannte Joh. Joachim Spalding; auch er verband Tiefe des Gefühls und ächte Frömmigkeit mit besonnener Auffassung der religiösen Verhältnisse. Seine „Predigten" (Berl. 1765) und „Neue Predigten" (2 Thle. Berl. 1768—84) entsprechen ganz den Anforderungen, die er selbst in seiner Schrift „Von der Nutzbarkeit des Predigtamtes" aufstellte; glückliche Wahl und Mannigfaltigkeit der Stoffe, so wie eindringliche, Herz und Verstand gleich ergreifende Behandlung, eine reine, immer gehobene und doch nie gesuchte oder überladene Sprache verleihen ihnen einen mehr als vorübergehenden Werth. Wilh. Abrah. Teller, den wir schon als einen muthigen Verfechter religiöser Aufklärung haben kennen lernen (S. 700), erwarb sich auch durch seine Predigten („Erste Sammlung". Helmst. 1769; „Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres". 2 Bde. Berl. 1785 u. a. m.) weitverbreiteten und dauernden Beifall, da sie, in klarer, einfacher und herzlicher Sprache geschrieben, vorzüglich darnach streben, Liebe zur Tugend und fromme Gesinnung zu erwecken; auch wurden gerade deshalb seine „Predigten von der häuslichen Frömmigkeit" (Berl. 1772) zum beliebten Andachtsbuch vieler Familien. Zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der Protestanten gehört endlich Georg Joachim Zollikofer, den wir ausführlicher zu besprechen haben.

Unter den Kanzelrednern der Brüdergemeinde haben wir hier nur ihren Stifter, den Grafen Nic. Ludwig von Zinzendorf, zu erwähnen. Von seinen zahlreichen Reden, Predigten und Homilien, die er an den verschiedensten Orten, in Nordamerika, London, Berlin u. s. w. gehalten, sind die früheren von würdiger und ernster Haltung; in den letztern findet sich aber schon jenes Uebermaß an ausschweifenden und spielenden Bildern, die allmählich zur charakteristischen Eigenthümlichkeit der Secte wurden.

Bei den Katholiken machte die Kanzelberedtsamkeit auch in diesem Zeitraum nur wenige oder keine Fortschritte, und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß hie und da ein besserer Geist erwachte, und man sich an den großen Meistern der Franzosen heranzubilden suchte, von denen zahlreiche, freilich meist ungenügende und namentlich in der Sprache verfehlte Uebersetzungen erschienen, so war doch die Geistlichkeit im Ganzen noch so wenig gebildet, daß die meisten Predigten der Zeit jenen rohen und geschmacklosen Charakter haben, der sich im vorigen Zeitraum festgesetzt und ausgebildet hatte.

Die weltliche Beredtsamkeit zeigte während der ganzen Periode wenig Erfreuliches. Daß weder die politische, noch die gerichtliche Rede geübt wurde, lag in den öffentlichen Zuständen und der täglich steigenden Sucht der Höfe, Alles, selbst das Unwichtigste, mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben. Die Reden, welche Isaac Iselin („Ueber den wahren Geist des Patriotismus" 1764) und andere Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, oder der Professor und nachmalige Geheime Kanzleirath Joh. Daniel Aepinus aus Rostock (1718—1784) „bei verschiedenen Gelegenheiten des Mecklenburgischen Regierungshauses" (Rostock 1782) gehalten, können um so weniger in Betrachtung kommen, als sie vereinzelt dastehen und ohne weitgreifenden Einfluß blieben, wenn sie an sich auch, sei es wegen des Inhalts, sei es wegen ihrer Darstellung, Lob verdienen mochten. Uebrigens mußte, wie früher, so auch in diesem Zeitraume, die politische Rede zur Lobrede auf Fürsten und große Herren herabsinken, wenn sie Eingang finden sollte. Unter den Reden dieser Gattung erwähnen wir nur Franz Christoph von Scheyb's „Lobrede auf den Grafen von Harrach" (Lpz. 1750), die in einem reinen und würdigen Style geschrieben ist und J. G. Sulzers „Lobrede auf den König von Preußen Friedrich II." (Berl. 1758), in welcher er ihn als den Beschützer seiner Staaten darstellt, und diese Eigenschaft als die größte und eines Königs würdigste preist. Aber auch die gelehrte oder wissenschaftliche Rede steht sehr weit unter der geistlichen. Gottsched glaubte schon Alles erreicht zu haben, wenn er die in seiner „Redekunst" aufgestellten Gesetze und Regeln mit ängstlicher Genauigkeit beobachtete; daher sind seine Reden zwar nach einem regelmäßigen Plane angelegt, auch sind sie in reiner Sprache geschrieben, aber es fehlt ihnen an Tiefe, Größe und Mannigfaltigkeit der Gedanken, und wenn er hie und da einen guten Einfall hat, so wird dieser in der breiten Ausführung so verwässert, daß er alle Wirkung verliert. Von seinen „Gesammelten Reden" (Leipz. 1749) sind noch die Lob- und Gedächtnißreden auf Copernikus, Opitz, Wolff, in denen er die akademischen Lobreden der Franzosen zum Muster nahm, am besten gerathen. Wie immer, so ist Frau Gottsched auch in ihren Reden geistreicher als ihr Mann. („Triumph der Weltweisheit ꝛc. nebst e. Anh. dreier Reden" Leipz. 1739.) Unter denselben zeichnet sich die „Satyrische Lobrede auf den sogen. Amaranthes od. Gottlieb Siegm. Corvinus" durch witzige Nachahmung des Verspotteten aus. Von größerem Gedankenreichthum zeigen J. El. Schlegels zwei „Reden von den Vortheilen der Beredsamkeit" und drei „Moralische Reden", welche er in der von Gottsched gestifteten Rednergesellschaft vortrug. Sie gehören, obwohl aus seinen Universitätsjahren stammend, zu den besten, die aus dieser Gesellschaft hervorgegangen sind (dieselben wurden von einem gewissen Löschenkohl gesammelt herausgegeben) und übertreffen auch die meisten derjenigen, welche in der Deutschen Gesellschaft gehalten wurden (Der deutschen Gesellschaft gesammelte Reden und Gedichte, herausg. v. Gottsched. Lpz. 1732). Gellerts „Moralische Vorlesungen" (2 Bde. Leipz. 1770) gehören nur dem Namen nach hieher; von größerem Streben nach rhetorischer Wirkung zeugen mehrere andere Reden desselben, unter welchen die „Von den Fehlern der Studirenden bei Erlernung der Wissenschaften" noch jetzt gelesen zu werden verdient. Weniger ist dies der Fall mit den „Reden", welche K. Christian Gärtner für einzelne Zöglinge des Karolinums in Braunschweig verfertigte, um sie bei feierlichen Gelegenheiten zu halten; doch fanden sie zu ihrer Zeit wegen ihrer kunstmäßigen Form vielen Beifall und wurden in den Lehrbüchern der Rhetorik lange als Muster angepriesen.

Lebensvoller und von größerer Begabung zeugend sind die verschiedenen Reden des Freiherrn v. Sonnenfels, unter denen wir außer der „Rede auf Marien Theresien" (Wien 1762) besonders die an schönen und fruchtbaren Gedanken reiche Rede „Von dem Verdienste des Porträtmalers" (Wien 1768) erwähnen.

Wie in der didaktischen, so ist auch in der rhetorischen Prosa Lessing weitaus die bedeutendste Erscheinung; denn wenn er auch keine eigentlichen Reden geschrieben hat, so gehören doch mehrere seiner Schriften durch die ganze Behandlungsweise hieher; wir meinen seine polemischen Schriften, in welchen er eine Macht und Fülle der Beredtsamkeit entwickelt hat, die bis jetzt von deutschen Schriftstellern noch nicht wieder erreicht, geschweige übertroffen worden ist. Sie würden aber auch schon formell hieher gezogen werden müssen, da sie in Form von Briefen geschrieben sind.

Was diese Gattung insbesondere betrifft, so haben die meisten Schriftsteller dieses Zeitraums einen mehr oder weniger ausgebreiteten Briefwechsel geführt, der theils für die Charakteristik der Schreibenden, theils für die Geschichte der Literatur von großer Wichtigkeit ist, da die meisten Erscheinungen und zugleich auch die Gedanken besprochen werden, welche die Zeit bewegten. Hinsichtlich der Darstellung gewähren uns diese Briefe einen trefflichen Ueberblick von den Fortschritten, welche die Sprache während der Zeit machte, und dies um so mehr, als die Schreibenden sich mehr oder weniger gehen ließen und sie meist keinen andern Zweck hatten, als ihre Gedanken in der ihnen natürlichsten Form darzustellen. Weil sich aber in den Briefen auch die gesellschaftlichen Zustände mehr als in jeder andern Gattung der schriftlichen Darstellung ausprägen, so tritt deren Einfluß in ihnen auch kräftiger hervor, und es bleiben im Briefe die Spuren einer verschwindenden und selbst der verschwundenen Zeit länger haften, als in jeder andern Form der Darstellung. Daher finden wir in Gottscheds Briefen, die erst in neuerer Zeit durch Danzels werthvolle Schrift: „Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel" (Lpz. 1848) zugänglich gemacht worden sind, noch lange Nachklänge der geschmacklosen Zeit, die er vor Allem überwältigen half, während seine andern Schriften davon befreit sind. Es sind seine Briefe aber an sich äußerst wichtig, weil sie uns das klarste Bild von seinem Wesen, seiner Thätigkeit, seinen Bestrebungen und seinem weitgreifenden Einflusse geben. Weit lebendiger geschrieben sind die Briefe der Frau Gottsched, welche erst nach ihrem Tode von ihrer Freundin Dorothea Henr. v. Runkel herausgegeben wurden (3 Thle. Dresd. 1771—72); Frau Gottsched hatte die von ihrem Manne noch während ihres Lebens beabsichtigte Veröffentlichung derselben nicht zugegeben. Mannigfaches Interesse gewähren die „Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer und Geßner" (Zür. 1804), und lassen wünschen, daß die Correspondenz Bodmers auf die nämliche Weise benutzt und herausgegeben werden möchte, wie die seines kritischen Feindes Gottsched; und so ist auch „Sam. Gotth. Lange's Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe" (2 Thle. Halle 1769—70), in welcher sich Briefe von Bodmer, Breitinger, Gleim, Hagedorn, der Karschin, Ew. von Kleist, Meier, Sulzer u. A. an Lange vereinigt finden, nicht ohne Werth für die Kenntniß der damaligen Literaturzustände. Fr. v. Hagedorn zeigt sich auch in seinen Briefen (im 5. Th. der von Eschenburg besorgten „Poetischen Werke". Hamb. 1800) heiter, gewandt und geschmackvoll. Da er mit den meisten bedeutenden Männern seiner Zeit in näherer Verbindung stand, so enthalten sowohl die Briefe, die er geschrieben, als diejenigen, welche an ihn gerichtet sind, manche bedeutende Notizen über die damaligen literarischen Verhältnisse. Um die Verbesserung des Briefstyles machte sich besonders Gellert durch die „Praktische Abhandlung von dem Geschmacke in Briefen" (Lpz. 1751) verdient, in welcher er die Geschmacklosigkeit der bis dahin gebräuchlichen Form und Haltung gründlich bekämpfte und die Erbärmlichkeit der eben so pedantischen als geistlosen Briefsteller Neukirch, Talander, Menantes (S. 449) in ihrer ganzen Blöße darstellte. Er fügte dieser Abhandlung eine Reihe von Musterbriefen bei, die damals allerdings musterhaft genannt werden konnten, wenn sie auch zum größten Theile jetzt wegen ihrer allzugesuchten Regelmäßigkeit wenig gefallen können. Nur einzelne, z. B. der, in welcher er die Geschichte einer Reise in einer Landkutsche erzählt, haben einen bleibenden Werth der Darstellung. Seine übrigen, erst nach seinem Tode von J. Ad. Schlegel herausgegebenen Briefe (Lpz. 1774) haben im Ganzen wenig Inhalt, sind selbst für die Geschichte der Literatur von geringem Werth und gewähren für dieselbe wenig Ausbeute. Doch lesen sie sich leicht und man gewinnt den Mann herzlich lieb, dessen innige Frömmigkeit selbst nicht durch die heftigsten Körperleiden erschüttert werden konnte. Seine Verhältnisse zu den Großen und Vornehmen sind vielleicht die schönsten, die sich in jenen Zeiten denken ließen, weil man in ihm den redlichen Menschen geachtet sieht. Auch Rabeners Briefe (Lpz. 1772) sind nicht ohne Interesse; sie enthalten oft muntere und komische Einfälle, wenn auch keinen sprudelnden Witz; seine Treuherzigkeit, seine redliche Gesinnung und sein tieffühlendes Herz, seine reine Vaterlandsliebe und seine Treue gegen die Freunde lassen einen angenehmen Eindruck zurück. Den auch stylistisch bedeutendsten unter diesen Briefen haben wir schon früher erwähnt (S. 659). — Den vielseitigsten Briefwechsel führte wohl Gleim (S. 520), doch ist er im Ganzen bedeutungslos, und gewährt nur dann Interesse, wenn seine Correspondenten ihn aus seiner gemüthlichen Behaglichkeit reißen. Die „Briefe von Gleim und J. G. Jacobi" (Berl. 1768) haben wir schon besprochen (S. 477); wichtiger und inhaltsreicher sind die, welche in den „Briefen von Gleim, Heinse und J. v. Müller" (2 Thle. Zür. 1806) abgedruckt sind; am bedeutendsten aber diejenigen, welche sich in dem Briefwechsel von Hagedorn und besonders von Lessing befinden. Auch die „Briefe von J. G. v. Zimmermann an einige seiner Freunde in der Schweiz" (Aarau 1830) verdienen Erwähnung, weil sie den immerhin bedeutenden Mann nach allen seinen guten und schwachen Seiten charakterisiren. Wichtiger ist Th. Abbts „Freundschaftliche Korrespondenz mit Moses Mendelssohn und Nicolai nebst Anmerkungen von Mendelssohn" (im 3. u. 4. Th. von Abbts Werken). Sie enthält manche, wenn auch nicht gerade wichtige, doch für die Literaturgeschichte brauchbare Bemerkung, und gibt insbesondere interessante

Aufschlüsse über die Literaturbriefe, ihren Zweck und ihre Verfasser. Am bedeutendsten ist der Theil des Briefwechsels mit Mendelssohn, in welchem die Gedanken besprochen werden, welche dieser später in seinem Phädon so meisterhaft entwickelte. — Das höchste und mannigfaltigste Interesse gewährt der reiche Briefwechsel Winckelmanns, die zuerst in verschiedenen Sammlungen, in neuerer Zeit vereinigt erschienen sind (Winckelmanns Briefe herausg. v. Fr. Förster. 3 Thle. Berl. 1824—25); der treffliche Mann ist auch in seinen Briefen, selbst in den unwichtigeren, durch die natürliche Schönheit der Darstellung, durch den Reichthum und die Größe der Gedanken höchst bedeutend. Seine hie und da eingestreuten Urtheile über die literarischen Erscheinungen seiner Zeit sind meistens treffend und zeugen von einem durch das Studium der Alten hochgebildeten Geschmack, so wie sie beweisen, daß er weit über seinen meisten Zeitgenossen stand. Wie in der prosaischen Sprachdarstellung überhaupt, so steht Lessing auch im Briefe am höchsten. Wenn auch in Sprache und Gehalt tief unter ihm stehend, verdient Garve doch auch ehrenvolle Erwähnung; seine „Briefe an C. F. Weisse und einige andere Freunde" (2 Thle. Bresl. 1803), so wie die „Vertraute Briefe an eine Freundin" (Lpz. 1801) und der „Briefwechsel mit G. J. Zollikofer" (Berl. 1804) werden Jedem eine angenehme Lectüre darbieten, der Sinn für Gemüthlichkeit hat. Nur zum kleineren Theile bieten dagegen die „Ausgewählten Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751—1810 geschrieben" (4 Bde. Zür. 1815—16) Bedeutenderes dar, wenn sie auch für die Charakteristik des Dichters nicht ohne Wichtigkeit sind und besonders willkommenes Licht über den Umschwung in seinen poetischen und religiösen Ansichten werfen. Gehaltreicher ist die „Auswahl denkwürdiger Briefe" (2 Thle. Wien 1814), welche sein Sohn L. Wieland herausgab.

Johann Lorenz von Mosheim.



Johann Lorenz von Mosheim, geb. am 6. Oct. 1694 zu Lübeck, stammte von dem alten Geschlechte der Freiherren von Mosheim, welches ehemals in der Schweiz und in Steyermark blühte. Obgleich sein Vater katholisch war, ließ er ihn doch in der protestantischen Lehre erziehen. Er erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte sodann das Gymnasium zu Lübeck und bezog drei Jahre später die Hochschule zu Kiel, um Theologie zu studiren. Im J. 1718 wurde er Magister, 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät, und erwarb sich bald so allgemeine Anerkennung, daß er mehrere Anträge zu ehrenvollen Aemtern erhielt, unter denen er 1723 den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie in Helmstädt annahm, in welchem Jahre er auch Doctor der Theologie wurde. In Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Ausbildung der Muttersprache ernannte ihn 1732 die deutsche Gesellschaft nach dem Tode ihres bisherigen Vorstehers J. B. Mencke zu ihrem Präsidenten. Da von allen Seiten die ehrenvollsten Anträge an ihn gelangten, so wurde er, um ihn der Universität zu erhalten, schnell hinter einander zum Kirchen- und Konsistorialrath, zum Abt von Marienthal und Michaelstein, zum Generalinspector der Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel und im Fürstenthum Blankenburg ernannt; doch nahm er 1747 den Ruf als Kanzler und Professor der Theologie an der neuerrichteten Hochschule in Göttingen an, zu deren hoher Blüthe er nicht wenig beitrug. Er starb daselbst am 9. Sept. 1755.

Wir haben Mosheim schon als einen der trefflichsten Bearbeiter der Kirchengeschichte kennen lernen (S. 682) und gleich das Bedauern ausgesprochen, daß er seine Hauptwerke lateinisch schrieb; überhaupt war er gegen den Gebrauch der Muttersprache in der Wissenschaft, was um so merkwürdiger erscheint, als er dieselbe mit einem zu seiner Zeit seltenen Glück behandelte. Freilich war die Sprache, die er vorfand, noch gänzlich unausgebildet, es fehlte ihr an jeglicher Art von Schönheit, an Gewandtheit, an Reichthum, und es ist dieser mangelhafte Zustand an der Darstellung Mosheims noch im hohen Grade sichtbar; allein es ist eben so sichtbar, daß er sich bemüht, den spröden Stoff wo immer möglich zu bewältigen, und wenn nach und nach die Kanzelredner sich einer gefälligern Darstellung befleißigten, so war dies großen Theils seinem Vorgange zu verdanken. Denn seine „heiligen Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi" (6 Thle. Hamb. 1725—1739) erregten bei ihrem ersten Erscheinen so großes Aufsehen, daß der erste Theil in einem Zeitraume von sechs Jahren vier Auflagen erlebte. Und sie verdienten diese Anerkennung im hohen Maße, denn mit ihnen und durch sie war der erste Schritt geschehen, die Kanzelberedtsamkeit aus der tiefen Barbarei und Geschmacklosigkeit zu reißen, in welche sie seit mehr als einem Jahrhundert verfallen war. Mosheim hatte sich in seinen Reden die Engländer zum Muster genommen, die er mit Einsicht und Selbstständigkeit nachahmte; und indem er besonders die pedantische, oft widrige und immer würdelose Form, welche bis dahin die

geistliche Rede beherrscht hatte, vermied und ihr eine natürliche, die Würde der Gegenstände angemessene Darstellung entgegensetzte, trug er wesentlich dazu bei, den Geschmack zu läutern und die Fortschritte anzubahnen, welche die geistliche Beredtsamkeit einer immer größern Vollkommenheit entgegenführten.

Einleitung der Predigt: „Die Ruhe der Seelen, die aus einer reinen Liebe entstehet“.

„Wem von euch, Geliebte in JEsu, ist unbekant, daß uns GOtt in der Schrifft als das liebreicheste und gütigste Wesen vorgestellet werde? Johannes vereiniget alle Vollkommenheiten GOttes in der einigen Liebe. GOtt, sagt er, ist die Liebe. Wer weiß nicht, daß das Reich, welches der HErr hienieden aufgerichtet, ein Reich der allerreinesten Erbarmung und Liebe sey? Unsre gantze Hoffnung gründet sich auf die einige Liebe GOttes. Und der HErr verlanget nichts dagegen von uns, als Liebe. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Die Liebe begleitet uns aus dieser Welt in jene, wenn uns alles übrige verlässet. Wir lassen Glaube und Hoffnung unsern Brüdern, die noch wallen, wenn wir von hier gehen, und nehmen allein die Liebe in die Wohnungen der Seeligen mit. Und was noch mehr? Die Liebe ist das einige Mittel, uns, weil wir hier Pilgrim und Fremdlinge sind, glückseelig zu machen. Keine Zufriedenheit, keine Ruhe, keine Stille der Seelen ohne Liebe. Lernet dieses aus dem Munde des Jüngers, den JEsus lieb hatte: Furcht, saget dieser heilige Mann, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Das heißt so viel: Wo eine rechtschaffene Liebe ist, da ist das, was wir alle so eifrig suchen, das, wornach so viele Weisen vergebens gerungen haben, eine ruhige, eine gelassene, eine unbekümmerte Seele, oder, daß ich eben dieses mit andern Worten sage: da ist die Wohnung der Seeligkeit, die sich ein Sterblicher in dieser Hütten versprechen kan.

Kennet ihr euch, so werdet ihr wissen, daß die Furcht das gröste Uebel unsers elenden Lebens sey. Die Dinge, die man fürchtet, die Leiden dieser Zeit, die Schmertzen, die uns von dem ersten Augenblicke unsers Lebens begleiten, sind viel leichter zu ertragen, als die Angst, die wir fühlen, ehe sie uns betreffen. Die Furcht ist der gröste Henker unserer Hertzen. Und der Tod selbst ist erträglicher, als eine zaghaffte, bange und mit Furcht gequälte Seele. Die Menschen haben daher zu allen Zeiten nichts mehr gesuchet, als sich von dieser betrübten und beschwerlichen Bewegung zu befreyen; Ihr selbst nehmet täglich die allersauresten Bemühungen auf euch, um nur die Furcht zu vertreiben und eure Seele zu befriedigen. Was suchet der Einsiedler, der sich von der Welt absondert und in einer dürren Wüsten mit Wasser und Wurtzeln den ausgezährten Leib erhält? Er suchet nichts als ein Mittel gegen seine Furcht vor dem, was ewig ist. Was will der Abergläubische, der sich eine Art des Gottesdienstes aufbürdet, die eben so ungereimt, als mühselig ist? Er will sich von der Furcht retten, die er fühlet, wenn er an die Gerechtigkeit des Höchsten dencket. Was will der Weltweise finden, der sich in seine Kammer schließet und durch die Hefftigkeit seiner Betrachtungen dem Leibe Gewalt und Unrecht thut? Er will die Zufriedenheit erjagen und einen sichern Weg erforschen, der Furcht zu entgehen. Was wollt ihr, Götter dieser Erden, Monarchen, Herrscher, Regenten dieser Welt, die ihr rathschlaget, dencket, sorget, bauet und niederreißet, die ihr Krieg und Frieden beschließet, die ihr das Schicksaal der Welt durch eure Anstalten und Ordnungen bestimmen wollet? Wollt ihr nicht Furcht, Sorge, Unruhe von euch und den Häuptern eurer Unterthanen verjagen? Macht euch nicht die Furcht, daß ein unversehenes Uebel die Welt verwirren möge, so wachsam und sorgfältig? Was wollt ihr, Kauff- und Handels-Leute, die ihr Gesundheit und Leben gegen die ungewisse Hoffnung eines nichtigen Gewinnes auffsetzet, und die Nacht zuweilen zum Tage machet? Treibet euch nicht die Furcht des Mangels, die Sorge für das Künfftige zu diesen mühseligen Arbeiten? Die Furcht ist der Trieb, der die gantze Welt in Unruhe und Bewegung setzet, und die Tage, die uns hier die Vorsehung gönnet, beschwerlich machet. Die Hoffnung, diese Furcht zu besiegen, beschäfftiget und ermüdet uns, bis der Tod das Ende an unsern Sorgen machet. Und was ist denn bisher gewonnen, bemühete Menschen? Was habt ihr bisher gegen diesen gemeinen Feind ausgerichtet? Wie groß ist die Zahl derer, die von Anfang der Welt an sich haben rühmen können, daß sie in einer sichern Ruhe des Gemüths ihr Leben zugebracht und beschlossen? Ach ihr habt ohne Frucht gearbeitet, unruhige Sterblichen? Eure Sorgen haben die Mühe dieses Lebens nur verdoppelt. JEsus, der die Liebe lehret, hat den einigen Weg gewiesen, die Furcht, die uns hier so quälet und ermüdet, zu besiegen. Die völlige Liebe, sagt sein heiliger Zeuge, treibet die Furcht aus. Gute Nacht! Gedancken, Anschläge, Ueberlegungen, Regeln, Gebote der Weisen, Erfindungen unsers eignen Witzes! Eines ist noht! Das Hertz muß zu rechte gebracht und mit Liebe erfüllet werden, so ist unser Plage-Geist, die Furcht, besieget.

Was ich von der Natur der Furcht und der Liebe zur Erklärung der Worte Johannis sagen darff, wird mit wenigen können gemeldet werden. Die Furcht ist eine unruhige und beschwerliche Bewegung der Seelen, die den Leib zugleich erschüttert und in Unordnung bringet. Sie entstehet aus der Liebe, die wir zu uns und zu den Dingen tragen, die uns angenehm sind, und aus der Gewißheit, die wir haben, daß unsere Glückseligkeit könne verlohren werden. Sie würcket unzehlige Arbeiten und Bemühungen, die wir willig über uns nehmen, um das aufgebrachte Hertz zu besänfftigen. Bald erwecket das ungewisse, bald erwecket das gewisse diese unangenehme Bewegung. Wir fürchten das ungewisse. Wie mancherley sind die Zufälle dieses Lebens? Wie vergänglich und nichtig die Güter, die unser Hertz hochschätzet? Wie zerbrechlich, wie elend ist der Leib, den GOtt unserm Geiste zur Wohnung gegeben? Wer weiß, wie lange wir das, was wir lieben, besitzen werden? Diese Ungewißheit der irdischen Dinge unterhält eine stetige Furcht in den Seelen der Menschen. Wir fürchten das gewisse. Es ist gewiß, daß die Stunde nicht ferne seyn kann, in der diese Hütte zerfallen wird. Es ist gewiß, daß wir unrein, Sünder und sträflich sind. Es ist gewiß, daß wir den Augen eines allwissenden Richters werden dargestellet werden, der weder durch Verstellung, noch durch Leugnen, noch durch Entschuldigungen kan betrogen werden. Wie viele Gründe zur Furcht und Angst?

Die Liebe ist eine gewisse angenehme Bewegung der Seelen, die sich besser empfinden als beschreiben lässet. Sie entspringet bey dem Menschen aus einer Ueberzeugung, daß in dem Besitz und Genuß gewisser Dinge und Personen unsre wahre Glückseligkeit bestehe. Sie breitet sich, wie ein Strom, in unzehlige Bemühungen aus, das, was man liebet, zu gewinnen oder zu behalten. Das übrige mögen die Weisen dieser Welt ausmachen. Wir brauchen nicht mehr, die Worte des Jüngers JEsu zu verstehen.

Die Furcht bringet Pein. Wer von euch zweiffelt daran? Aber die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wie ruhig wäre die Welt, wenn dieses eben so bekant wäre? Johannes redet von der Liebe zu GOtt und dem Nechsten. Dieses ist aus der gantzen Folge seiner Rede unstreitig klar. Und diese Liebe GOttes und des Nechsten ist das sicherste Mittel der Furcht zu begegnen, wenn sie völlig ist. Eine völlige Liebe ist eine Liebe, die nach dem Willen und Gesetze des HErrn, so weit es die Schwachheit der Menschen vergönnt, eingerichtet ist: Eine Liebe, die aus einem reinen Hertzen, aus einem guten Gewissen, aus einem ungefärbten Glauben stammet, wie Paulus

redet: Eine Liebe, die nicht getheilet, sondern dem HErrn gantz gewidmet ist: Eine Liebe, die beständig währet und nicht unterbrochen wird. Eine solche Liebe verbannet die Furcht, die unreine, die beschwerliche, die traurige und knechtische Furcht. Es wird Furcht in unsern Hertzen bleiben, weil wir leben. Diese Schwachheit ist ein Stück des Verderbens, welches uns erst am Ende unsers Lauffs verlässet. Allein die Liebe vermindert dieselbe. Je mehr sie zunimmt, je mehr befriedigt sie das Hertze. So viel Stuffen der Liebe wir erreichen, so viel Stuffen gewinnen wir zu der Ruhe und Zufriedenheit der Seelen. Dis will Johannes sagen. Wäre unser verderbtes Hertz einer solchen Liebe fähig, die im eigentlichen Verstande völlig heißen kan, so hätte die Furcht ihre Herrschaft über uns gantz verlohren, und wir würden von keiner Angst und Unruhe weiter wissen. Dieses ist die Glückseligkeit der reinen Seelen, die in dem Lichte der Ewigkeit wohnen. Diese lieben vollkommen, und sind daher vollkommen ruhig und selig. Hie gelangen wir zu einer solchen Liebe nicht, weil wir mit einem Hertzen zu streiten haben, dessen Grund durch die Sünde verdorben ist. Allein dieses bleibt ewig wahr: Je mehr Liebe, je weniger Furcht. Die in der Liebe ihrem Heylande am ähnlichsten werden, die werden ihm in der Zufriedenheit am ähnlichsten. Die in der Liebe wachsen, die empfinden täglich etwas mehr von der unendlichen Stille des Geistes, von der unbegreiflichen Ruhe und Vergnügung, so die Heiligen, die im Himmel wohnen, von den Jüngern JEsu, die hie noch wallen, unterscheidet. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Wo die Liebe GOttes wohnet, da herrschet die Verleugnung dieser Welt und der Dinge, die dazu gehören. Und was fürchtet der, so diese Welt verleugnet hat, die Zufälle dieses Lebens und den beständigen Wechsel der Dinge? Sein Wandel ist im Himmel. Er kan nichts verlieren, als was er nicht achtet. Was büßet der ein, der den HErrn allein liebet, wenn ihm alles entzogen wird? Eine Handvoll Asche, deren Nichtigkeit er längst erkennet: Einen Traum, der ihn nicht mehr rühret: Güter, die er zu der wahren Glückseligkeit nicht brauchet. Wo die Liebe zu GOtt wohnet, da kan die Furcht für dem Tode und die Angst für dem göttlichen Gerichte nicht aushalten. Wer kan sich für der Stunde fürchten, welche die Scheide-Wand niederreißen wird, die uns hie nicht erlaubet, das Angesicht des HErrn zu sehen, den wir aufrichtig lieben? Wer kan für einen Richter-Stuhl zittern, auf dem JEsus sitzen wird, den wir hie nicht gesehen, und doch geliebet haben? Wo eine wahre Liebe des Nechsten regieret, da müssen die unordentlichen Begierden, die uns quälen, nachgeben. Und wo bleibt eure Furcht, besorgte Menschen, wenn euch diese Begierden nicht mehr bestreiten? Eure Angst kömmt aus euren unreinen Lüsten her, die gegen die Seele streiten, und stets mehr begehren, als ihr brauchet. Dämpfet diese Lüste, so habt ihr die Furcht gehoben, die euch ängstet. Und stärcket euch in der Liebe gegen die Brüder, so habt ihr eure Lüste geschwächet. Die Liebe treibt die Furcht aus.

Gotthold Ephraim Lessing.

Als Lessing seinen „Laokoon" hatte erscheinen lassen (S. 724), wurde dieses Meisterwerk von dem schon früher genannten Professor und Geheimenrath Klotz auf eine Weise besprochen, die Lessing um so mehr entrüsten mußte, als er unter den unmäßigsten Lobsprüchen, die ihm jener spendete, den kleinlichen Neid erblickte, der sich in einigen tadelnden Bemerkungen Luft machte, so sehr sich Klotz auch bemühte, dies zu verbergen. Lessing ließ einige abwehrende Artikel, denen er die seinem lebhaften Geiste so angemessene Briefform gab, in den „Hamburgischen Correspondenten" (1768) einrücken, welche das größte Aufsehen erregten, theils weil sie in einer meisterhaften Sprache abgefaßt waren, theils weil sie wichtige Verhältnisse der Kunstgeschichte besprachen und aufhellten, wie z. B. der neunte Brief, welcher sich über die Perspektive der Alten verbreitete. Klotz erkannte, für ihn leider zu spät, daß er mit einem Gegner angebunden habe, dem er in keiner Beziehung gewachsen war; er versuchte in einer Antwort auf Lessings ersten Brief die Wirkung zu schwächen, die derselbe hervorgebracht hatte, und bemühte sich namentlich den Streit aus dem Bereich der Oeffentlichkeit zu ziehen. Allein Lessing ließ sich nicht irre machen, er setzte seine Schreiben fort, die er unter dem Titel „Briefe antiquarischen Inhalts" (2 Thle. Berlin 1768—1769) herausgab. Von der Abwehr ging er bald zum Angriff über; er prüfte Klotzens Werk „Vom Nutzen geschnittener Steine" (Altenb. 1768) mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und enthüllte zugleich eine so ausgebreitete Gelehrsamkeit, daß das bisherige Ansehen seines Gegners vollständig vernichtet wurde, der allerdings viele und mannigfaltige Kenntnisse besaß, sich namentlich durch seine glänzende Fertigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache berühmt gemacht, aber seinen Ruf doch vorzüglich der Anmaßung und Intrigue zu verdanken hatte. Doch waren die Briefe, welche sich über das Klotzische Werk verbreiteten, in der That nicht sowohl der Person seines Gegners, als vielmehr der Prüfung von dessen Ansichten und Behauptungen gewidmet, und wenn er hie und da auch manchen tief einschneidenden Seitenhieb austheilt, so versenkt er sich doch bald wieder in den Gegenstand selbst, den er nach seiner großartigen Weise bis in die letzten Einzelnheiten verfolgt. So bedeutend diese Briefe auch sind, da er sich darin über die gesammte antiquarische Gelehrsamkeit verbreitet, und die in ihnen niedergelegten Ergebnisse seiner Forschungen auch jetzt noch zum größten Theil vollkommene Gültigkeit haben und so vortrefflich sie geschrieben sind, da Lessing darin seine Meisterschaft auf das Glänzendste bewährte, einen Stoff, der an sich nur für Wenige von Interesse war, so zu behandeln, daß jeder Gebildete angezogen werden mußte; so haben wir uns doch hier nicht mit ihnen zu beschäftigen, da wir nur von der ganzen Schrift die Seite herausheben wollen, durch welche sie eine so ausgezeichnete Stelle in der deutschen Literatur einnehmen. Diese Bedeutsamkeit liegt aber in denjenigen Briefen, welche sein Verhältniß zu Klotz darstellen, und es sind dies die ersten und die letzten. Die ersten haben auch deshalb Bedeutung für uns, weil er in denselben Klotzens Angriffe gegen Einzelnheiten im Laokoon zurückweist und damit zugleich seine dort ausgesprochenen Ansichten theils weiter entwickelt, theils mit neuen Gründen unterstützt. Diese und die letzten, in welchen er die persönliche Polemik gegen Klotz wieder aufnahm, gehören zu dem Vortrefflichsten, was in der Gattung der polemischen Beredtsamkeit in deutscher Sprache geschrieben worden ist, und es lassen sich nur Luthers ähnliche Schriften mit ihnen vergleichen. Man weiß nicht, was man daran mehr bewundern soll, ob den reichen Witz, der bald als feine und doch treffende Anspielung, bald als geistreiche Wendung, hier als muthwilliger Spott, dort als schneidender Hohn erscheint; oder die Beredtsamkeit, mit welcher er seine Anklagen vorträgt, und den Gegner von Stellung zu Stellung verfolgt, Schlag auf Schlag auf ihn fallen läßt, von dem

jeder ihm einen Theil seines angewaßten Schmuckes zerfetzt, bis er endlich wehr- und schutzlos dasteht, daß ihn der letzte gewaltigste Schlag vernichten muß; oder die Kunst und Gewandtheit der Sprache, die zuerst wie ein sanfter Bach leicht und ruhig dahin fließt, dann wie ein reißender Gebirgsstrom zürnt, zuletzt wie das vom Sturm gepeitschte Meer erbraust; oder die Macht und Fülle des Ausdruckes, der ihn für alle diese Verhältnisse in unerschöpflichem Reichthum zu Gebote steht. Man möchte beinahe bedauern, daß Lessing diese hohe Kunst der Beredtsamkeit auf einen so beschränkten Gegenstand und gegen einen Mann verwendet hat, der bei aller seiner Gelehrsamkeit und selbst Genialität doch nur eine vorübergehende Erscheinung war. Aber dies ist eben ein Fluch des deutschen Lebens, daß es seine herrlichsten Kräfte an unwürdigen Gegenständen verschwenden muß, und während sich Pascals und Junius Briefe mit Dingen und Verhältnissen beschäftigen, die zu jeder Zeit allgemein menschliche Bedeutung und Wichtigkeit behalten werden, weil die Staats- und die kirchlichen Verhältnisse stets den Mittelpunkt des Lebens bilden werden und es zu jeder Zeit Jesuiten und tyrannische Staatsmänner geben wird, während jene Schriften also neben dem Reize der kunstvollen Darstellung auch zugleich den Reiz eines bedeutsamen, auch in den spätesten Zeiten noch allgemein wichtigen Inhalts behalten werden, haben Lessings „antiquarische Briefe" in ihrem polemischen, daher gerade in ihrem trefflichsten Theil diesen Reiz des Inhalts verloren. Denn wenn das Geschlecht der Klotze auch heut zu Tage nicht ausgestorben ist und wohl nie aussterben wird, so ist ihre Wirksamkeit und ihr Einfluß doch so beschränkt, daß er die Aufmerksamkeit von verhältnißmäßig wenig Menschen auf sich zieht.

Eine zweite Reihe von Briefen und dazugehörigen kleinen Schriften, welche er gegen einen anderen Mann, den Hauptpastor Göze in Hamburg, schrieb, hat schon deshalb auch dem Inhalte nach eine bleibende Bedeutung, weil jener Mann als der Repräsentant einer weit größeren und einflußreicheren Macht erscheint, als die bloße Gelehrsamkeit jemals werden kann, und weil die Verhältnisse, die darin besprochen werden, zu denen gehören, die sich im Leben der Menschheit ewig wiederholen und die Entwickelung derselben in hohem Grade bestimmen. Wir müssen die Veranlassung zu den angegebenen Schriften um so mehr näher bezeichnen, als wir die Besprechung einzelner an sich nicht in das Gebiet der rhetorischen gehörigen Prosa bis hieher verschoben haben (S. 727), weil sie mit den Streitschriften gegen Göze in unmittelbarer Verbindung stehen.

Lessing hatte kaum sein Amt als Bibliothekar in Wolfenbüttel angetreten, als er eine Handschrift auffand, welche für die Geschichte der christlichen Glaubenslehre von unermeßlicher Wichtigkeit war. Sie enthielt nämlich das bis dahin unbekannte Werk des berühmten Berengar von Tours († 1068) „über die Transsubstanziation", aus welcher hervorging, daß dieser große und gelehrte Mann die Lehre vom Abendmahle beinahe ganz so aufgefaßt hatte, wie später Luther. Lessing gab das Werk, an dessen Dasein man bis dahin sogar gezweifelt hatte, zwar nicht heraus, sondern begnügte sich damit, auf dasselbe in einer Schrift „Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben" aufmerksam zu machen, worin er neuerdings seine unübertreffliche Kunst entfaltete, einen an sich trockenen und nur dem Fachmann interessanten Gegenstand so darzustellen, daß er auch die Theilnahme des größeren Publikums erregte; „er machte", wie sich Schlosser trefflich ausdrückt, „aus dieser Abhandlung ein förmliches Kunstwerk; er zeigte, wie die Schwierigkeiten, aus denen er einen Knoten schürzen will, gewissermaßen vor unsern Augen entstehen; dann schürzt er diesen Knoten nach und nach, und löst ihn hernach auf eine überraschende Weise. Die Schwierigkeiten entstehen daraus, daß man bisher geglaubt hatte, Berengar, durch den Ausspruch der geistlichen Behörde niedergeworfen, habe sich nicht weiter gegen Lanfranc erhoben, (seinen Gegner, der die Lehre der Kirche ihm gegenüber verfocht); die eigentliche Aufgabe ist dabei, den Leser über eine Frage in Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten, über welche sich außerhalb der Kirche und Schule Niemand mehr den Kopf zerbricht". Diese Schrift Lessings hatte die merkwürdige Wirkung, daß die Orthodoxen ihm lauten Beifall zuriefen, unter ihnen sogar der Hauptpastor Göze, mit welchem er übrigens während seines Aufhalts in Hamburg freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Doch sollte sich dies Verhältniß bald ändern und Lessing wurde nicht lange darauf der Gegenstand des bittersten Hasses und ächt pfäffischer Verfolgung Seitens der nämlichen Orthodoxen. Er gab nämlich im J. 1774 „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten" heraus, d. h. Auszüge aus einem Werke, dessen eigentlicher Titel „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" lautet, und als dessen Verfasser man später den schon bei früherer Gelegenheit genannten Hamburger Professor Herm. Sam. Reimarus erkannte. Diese Fragmente nun faßten ziemlich Alles zusammen, was schon früher namentlich von englischen Schriftstellern gegen den Offenbarungsglauben gesagt worden war, und setzten ihm die Vernunftreligion mit scharfer Entschiedenheit entgegen. Lessing war keineswegs mit allen Behauptungen des Ungenannten einverstanden, aber ihm lag es vorzüglich daran, die schwachen Seiten der orthodoxen Lehre aufzudecken, und noch mehr, einen Kampf hervorzurufen, aus dem die Wahrheit siegreich und klar hervorgehen sollte. Dieser Kampf ließ nicht lange auf sich warten, aber freilich gestaltete er sich anders, als Lessing wohl erwartet hatte, und namentlich führte ihn Göze mit einer Heftigkeit und pfäffischen Verfolgungssucht, welche Lessing nicht durfte unbeantwortet lassen. Wir sind dem Hauptpastor zu Dank verpflichtet, daß er Lessing zwang, seine Stimme gegen jene Angriffe zu erheben, denn alle kleinen Schriften, mit welchen er die Verläumdungen des Zeloten abwies*), gehören zu den größten Meisterwerken der Beredtsamkeit und insbesondere der Polemik; sie stellen sich den Flugschriften ebenbürtig zur Seite, welche der geistreiche Paul Louis Courier, der selbst der größte Flugschriftenschreiber der neuesten Zeit war, als die einflußreichsten und zugleich wohlthätigsten Erscheinungen aller Literaturen bezeichnet, den Reden des Demosthenes und Cicero, den Briefen des Pascal, dem „Gesunden Menschenverstand" Franklins, den kleinen Schriften des Apostels Paulus und des Heiligen Basilius, welche am meisten dazu beitrugen,

*) Sie erschienen alle schnell nach einander im J. 1778.

das Heidenthum zu stürzen und das Christenthum zu verbreiten. Den Anfang machte Lessing mit einer trefflichen „Parabel", welcher er „eine kleine Bitte und ein eventuales Absagungsschreiben" beifügte. Ihr folgten die „Axiomata, wenn es deren in dergleichen giebt", worin er frühere Behauptungen, welche Göze theils mißverstanden, theils absichtlich verdreht hatte, mit Gewandtheit und wunderbarer Kraft der Ironie in ihr rechtes Licht stellte. In der „Parabel" (welche wir unten mittheilen) wollte Lessing, wie er selbst in dem Entwurf zu einer Vorrede ausdrücklich sagt, die er einer zweiten Ausgabe voranschicken wollte, die ganze Geschichte der christlichen Religion vorstellen. Diese ist nämlich unter dem Pallast zu verstehen; die verschiedenen Grundrisse bezeichnen die verschiedenen christlichen Bekenntnisse, und unter den Bewohnern der Grundrisse ist die Geistlichkeit der verschiedenen Kirchen und Secten begriffen, welche, um zur Einsicht in den Bau und in die innere Einrichtung des Pallastes zu gelangen, nicht diesen selbst, sondern ihre Grundrisse betrachten und studiren, obgleich sie die denselben in unbekannten Zeichen beigefügte Erklärung nicht verstehen. So oft sich am Himmel ein ungewöhnliches Licht zeigt, das den Pallast beleuchtet, glauben sie diesen in Gefahr, und halten oft ein bloßes Nordlicht für eine Feuersbrunst. Endlich erschien sein „Anti-Göze" in eilf Stücken, welche seinen Gegner in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigten und ihn in der öffentlichen Meinung vollständig vernichteten. Noch nie ist das ächte Pfaffenthum mit seiner Verläumdungs- und Verfolgungssucht, mit seiner Heuchelei und Lügenhaftigkeit so trefflich gezeichnet, noch nie so gebrandmarkt worden, als in den „Nothgedrungenen Beyträgen", wie diese Flugschriften auch hießen: Lessing entwickelt in ihnen eine Macht und Fülle der Beredtsamkeit, wie sie seit Hutten und Luther in Deutschland nie gehört worden war, und auch seitdem unerreicht geblieben ist. Jedes Stück enthält Stellen, die zu dem Köstlichsten gehören, was jemals geschrieben worden ist. Wie wunderbar ist er nicht, wenn er seinem Zorn über die Erbärmlichkeit des Gegners die mächtigsten Worte leiht, daß wir aus jedem derselben die donnernde Stimme des zürnenden Löwen zu vernehmen glauben: in solchen Stellen erreicht die Sprache der Leidenschaft ihre höchste Vollendung und wirkt bei ihrer dramatischen Lebendigkeit wahrhaft poetisch. Oft, wenn er mit der zersetzenden Schärfe seiner Logik alle Gründe des Gegners in ihrer Haltlosigkeit gezeigt, und alle Verschanzungen niedergeworfen hat, mit denen sich dieser umgeben hatte, wenn er dann die ganze Stufenleiter der rhetorischen Kunstmittel durchlaufen, die sich ihm immer von selbst und ungesucht darbieten, wenn er vom kalten, schneidenden Witz zur bitteren Ironie und von dieser zum Hohn übergegangen ist, wenn er dann, diese rhetorischen Mittel verschmähend, zornentbrannt mit der mächtigeren Waffe der Leidenschaft den Gegner niedergeschmettert hat, da läßt er ihn verächtlich liegen, und die Leidenschaft wird zur Begeisterung, in der er die erhabensten Wahrheiten verkündigt.

Was wir oben von Mösers „Patriotischen Phantasien" gesagt, das müssen wir auch hier wiederholen. Wäre der „Anti-Göze" in England oder Frankreich erschienen, er würde in Tausenden von Exemplaren von Jahr zu Jahr wieder gedruckt werden; bei uns schleppt er sich von einer Gesammtausgabe zur andern mühsam fort, und kommt auf diese Weise Tausenden nicht in die Hände, die sich sonst Bildung des Styls, des Geschmacks, des Geistes und, was Alles überwiegt, Bildung des Charakters aus demselben holen würden.

Ein andrer Gegner Lessings, der Director Schumann in Hamburg, hatte schon im J. 1777 zwei kleine Schriften desselben hervorgerufen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, die eine mit dem Titel „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", die andere mit der Ueberschrift „Das Testament Johannis. Ein Gespräch". Die erste müssen wir schon deswegen erwähnen, weil sie darthut, wie mild Lessing gegen solche Gegner sein konnte, die selbst in anständigen Formen sich bewegten und von denen er glaubte, daß es ihnen in der That um Erforschung der Wahrheit zu thun sei. Im zweiten Schriftchen zeigt sich Lessing von einer neuen Seite als Meister des Styls, und das kleine Gespräch, welches die letzten Worte des Apostels Johannes: „Kinderchen, liebet euch" in ihrer ganzen göttlichen Bedeutsamkeit hervortreten läßt, aber auch mit einer an Bitterkeit gränzenden Entrüstung daran erinnert, wie wenig sie von den Nachfolgern des Apostel ausgeübt werden, dieses kleine Gespräch kann als vollendetes Muster der Gattung bezeichnet werden. Nicht weniger trefflich ist sein „Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer" (Wolfenb. 1778), von denen Ch. G. Schütz in seinen Vorlesungen „Ueber Lessings Genie und Schriften" (Halle 1782) so treffend sagt, daß sie alle die Einfalt, alle die Süßigkeit, alle den Tiefsinn, alle die glückliche Mischung von Scherz und Ernst haben, die wir an den Platonischen Dialogen bewundern. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß Lessing seine Meisterschaft auch darin bewährt, daß er den Personen, welche sich doch über rein abstracte Gegenstände unterreden, fest gezeichnete Charaktere gibt, daß er den Gedanken in unübertrefflicher Weise durch Rede und Gegenrede entwickelt und sich einer leichten, dem Wesen des Dialogs vollkommen angemessenen Darstellung bedient, die sich überall, wo es der Stoff erlaubt, in sinnlicher Anschaulichkeit bewegt. Es sind diese Gespräche aber nicht bloß ihrer Kunstvollendung wegen merkwürdig, sondern auch deshalb, weil wir in denselben mit Lessings großartigen Ansichten über Staat und Staatsleben bekannt gemacht werden, die uns lebhaft bedauern lassen, daß er nicht in freieren Zeiten lebte, und keine Gelegenheit hatte, sie in allseitiger Entwickelung darzustellen.

1. Aus den „Briefen antiquarischen Inhalts".

Sechs und funfzigster Brief *).

— — — — Dieses und unzähliger ähnlichen Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen

*) Zum Verständniß diene die Bemerkung, daß Lessing im nicht mitgetheilten Anfang des Briefs ausführte, wie schändlich Klotz sich als Recensent benommen, indem er z. B. unter Anderm von einem gewissen Conradi bei Gelegenheit einer Recension in den Actis litterariis berichtet habe, derselbe habe sich durch Weinhandel und Saufen zu Grunde gerichtet, habe seine Creditoren betrogen, und sei endlich, um sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig entwichen.

noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt, als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wer ein so procario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze, seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor auffsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Vestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der Hr. Klotz? so will er wissen, was dieser Hr. Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! Daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? Was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professors oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben, sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im Geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? Und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile doch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.

Sieben und fünfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weis, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste,

was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unsern Willen, an den Verfasser des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge".

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weis ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht: sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushengen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!"

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Hr. Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderath, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine er sey gerade nicht unermeßlicher, als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimderath ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehret, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

2. Eine Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches, hatte in seiner Hauptstadt einen Pallast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch, und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich; von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre, und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege, gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Pallastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war das Etwas, wovon man bey dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nehmlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Pallastes her-

schreiben sollten: und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher die Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen Neuen zusammen; für welchen Neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Pallast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Pallastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Pallastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beygelegt, als eingeschlummert war, — einmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallast!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!" dachte jeder. „Der Pallast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Pallaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Pallast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beyzukommen." — „Oder hier vielmehr, Nachbar; hier!" — „Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier!" — „Was hätt es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!" — „Lösch ihn hier, wer da will. Ich lösch ihn hier nicht." — „Und ich hier nicht!" — „Und ich hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallast; wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

3. Anti-Goeze. Zweyter.

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken und Wortspiele: und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? Daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerdte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bey seinen Metaphern, stimmt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein beßrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mitunter Sprünge; und selten ist ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nehmliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nehmliche. Wer Logik in einer

Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Vater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakespear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich, warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieses Geschwäz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an; itzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung: und ich, einfältiger Tropf, stehe bey ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare, und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann: und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verläumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freywilligen Beyträgen schon stehen, oder werth sind, darinn zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brey, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo, diesen beschnuffelten, beleckten Brey wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederhohlen? in diesem geschärften Tone zu wiederhohlen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Wiederlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? Was Sie einen Theil Ihrer Klage zurückzunehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederhohlen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmördrischer seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

4. Ernst und Falk. Zweytes Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es gibt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl; du bist, wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So gibt es ja wohl auch Kätzer unter den Freymäurern? Und du wärest einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubige oder Kätzerische Freymäurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meynst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas andern reden. Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens gerissen —

Ernst. Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen — Laß dich nur hier bey mir nieder, und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhauffen. Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helffen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wohl schwerlich!

Falk. Schade!

Ernst. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bey, was ich bey dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hälst du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Ohnstreitig. — Aber hälst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe dich nicht.

Falk. Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder, ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bey welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freymäurer bist?

Ernst. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freymäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften, und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sey sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir; wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ernst. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst. Ein Beyspiel! wenn dir eines einfällt.

Falk. So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nehmlich Schiffbruch leiden, und ersauffen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele, eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben; meynst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst. Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese Bessere als die beste an: und frage das Nehmliche.

Ernst. Du scheinest mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen samt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft seyn könne.

Falk. Nicht blos.

Ernst. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

Ernst. Nur eines erst.

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an, wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernst. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nehmlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden seyn; oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedene Interesse würden öfters in Collision kommen, so wie itzt: und zwey Glieder aus zwey verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich!

Falk. Das ist: wenn itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher

Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind., welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch mach, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst. Wenn du es so verstehest.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meynst du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen seyn.

Ernst. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk. Würden sie das; so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernst. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerley Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreiffe nicht, wie einerley Staatsverfassung ohne einerley Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverläßig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen; mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja: so scheinet es.

Falk. So ist es. — Nun sieh da das zweyte Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst. Wie so?

Falk. Oder meynest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nehmliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben: so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwey Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nützen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst. Das versteht sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in der Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist einmal so. Das kann nun nicht anders seyn.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bey weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst. Wer das Feuer genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war er darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst. Das wohl nicht.

Falk. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst. Wie könnte das verbothen seyn?

Falk. Aber gebothen kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht gebothen! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum seyn: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freywillig unterzögen.

Ernst. Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu seyn aufhöret.

Ernst. Recht sehr zu wünschen.

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernst. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? Zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? Nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freymäurer wären?

Ernst. Was sagst du?

Falk. Wie wenn es die Freymäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst. Die Freymäurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

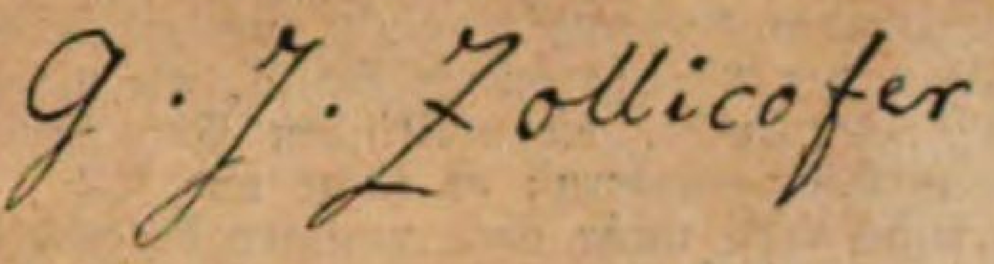
Ernst. Die Freymäurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatte es schon wieder vergessen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, sagst du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der größern Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Georg Joachim Zollikofer.



Georg Joachim Zollikofer, geb. den 5. Aug. 1730 zu St. Gallen, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, besuchte dann die Gymnasien in Frankfurt a. M. und Bremen, und später die Universität in Utrecht. Neben der Theologie, welcher er sich widmete, studirte er mit Vorliebe die alten Sprachen und Philosophie; auch beschäftigte er sich eifrig mit den sogenannten schönen Wissenschaften, was den heilsamsten und bleibendsten Einfluß auf die Entwickelung seines Geistes und seines Talentes hatte. Nach Vollendung seiner Studien begleitete er den Sohn eines Frankfurter Buchhändlers auf einer längern Reise durch die Niederlande, worauf er 1753 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Schon im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf als Prediger in Murten, bald darauf nach Morstein in Graubündten, und nicht lange später nach Isenburg. Da er sich daselbst sowohl durch seinen trefflichen Charakter, als durch sein seltenes Talent als Kanzelredner vortheilhaft bekannt gemacht hatte, erhielt er im J. 1758 den Ruf als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig, wo er nach dreißigjähriger segensreicher Wirksamkeit den 22. Januar 1788 starb.

Zollikofer schließt sich als Kanzelredner an die sogenannten Popularphilosophen der Zeit an, und seine Predigten verfolgten den nämlichen Zweck, der jene bei ihren philosophischen, oder, wenn man lieber will, bei ihren didaktischen Schriften leitete. Seine Kanzelvorträge haben nämlich alle die Absicht, Aufklärung zu verbreiten, und durch diese auf die Sittlichkeit zu wirken. Er ging hiebei natürlich von einer andern Grundlage aus, als jene Philosophen; denn während jene die Nothwendigkeit eines allseitigen sittlichen Lebens aus der Betrachtung des Menschen und der menschlichen Verhältnisse ableiteten, fand er sie im Christenthum begründet, als der höchsten und reinsten Quelle aller höheren Sittlichkeit und wahren Tugend. Er hob daher vorzüglich die moralische Seite des Christenthums heraus, und zwar blieb er nicht bei dem Allgemeinen stehen, sondern er entwickelte die christliche Moral bis in ihre äußersten Einzelnheiten, indem er die Anwendung derselben auf die besondersten Lebensverhältnisse nachwies. Waren aber auch seine Vorträge zunächst auf den Verstand gerichtet, den er zu belehren und zu überzeugen strebte, so fehlte es ihnen dabei keineswegs an Wärme der Empfindung, weil das, was er vortrug, nicht bloß Erzeugniß seines Nachdenkens und seiner Ueberzeugung, sondern auch seines Gefühls war, welches seine Worte stets wohlthätig belebte. Ueberhaupt ist kaum ein anderer Kanzelredner zu finden, dessen Vorträge so ganz aus dem innersten Kern des eigenen Wesens hervorgegangen wären, als bei Zollikofer, und man erkennt selbst an der immer würdigen Haltung derselben den äußern, würdevollen Anstand, den er im Leben niemals ablegte. So ist schon von seinem Freunde Garve in dessen kleiner, aber gediegener Schrift „Ueber den Charakter Zollikofers an Weisse" (Lpz. 1788) hervorgehoben worden, daß eine seiner vorzüglichsten Predigten „Das Bild eines vollkommenen Mannes, der in keinem Worte fehlet", die beste Schilderung seines eigenen Charakters enthält, aber es läßt sich diese Bemerkung auch auf die meisten seiner übrigen Vorträge anwenden. Auch formell gehören Zollikofers Kanzelreden zu den besten Erscheinungen seiner Zeit; sein Styl ist rein und einfach, der Ausdruck reich und mannigfaltig, der Periodenbau oft von hohem Wohlklang. Stets hat er seine Zuhörer im Auge, denen zu Liebe er gern die einzelnen Gedanken rhetorisch erweitert, weil er wohl überdachte, daß auch der fruchtreichste Gedanke, wenn er zu rasch vorübergeführt wird, leicht dem Gedächtniß entschwindet, selbst wenn er mit den treffendsten und eindringlichsten Worten ausgedrückt wäre.

Zollikofer gab selbst mehrere Sammlungen seiner Predigten heraus; die erste erschien unter dem einfachen Titel „Predigten" (2 Bde. Lpz. 1769—71); diesen folgten „Einige Betrachtungen über die Uebel in der Welt u. s. w. nebst andern Predigten" (Lpz. 1777). Zu den gelungensten gehören die „Predigten über die Würde des Menschen und den Werth der vornehmsten Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gehören oder dazu gerechnet werden" (2 Bde. Lpz. 1784); es sind auch gerade diejenigen, in denen sich seine eigenthümliche Auffassung der Kanzelrede am entschiedensten ausspricht, weshalb wir denn auch unser Beispiel aus dieser Sammlung gewählt haben. Aehnlicher Art ist die letzte von ihm besorgte Sammlung, „Warnung vor einigen herrschenden Lastern unsers Zeitalters; in Predigten" (Lpz. 1788). Nach seinem Tode gaben Fr. von Blanckenburg und der selbst als Kanzelredner berühmt gewordene Marezoll alle die erwähnten und andere Predigten Zollikofers gesammelt heraus (9 Bde. Lpz. 1788—1804).

Aus der Predigt „Der Werth der Tugend".

Tugend, M. A. Z., besteht nicht in einzelnen guten Handlungen. Nicht Mäßigkeit, nicht Keuschheit, nicht Gerechtigkeit, nicht Billigkeit, nicht Wohlthätigkeit z. B. machen das aus, was Tugend ist und heißt. Das sind nur verschiedene Arten, wie sie sich äußert, wie sie sich wirksam erweist. Sie selbst ist der Grund, die Quelle von diesen und allen übrigen guten Handlungen. Daß das Auge ungehindert sieht, das Ohr ohne Schwierigkeit höret, daß jedes sinnliche Werkzeug die Eindrücke der äußern Dinge annimmt, daß sich jedes Glied unsers Körpers leicht und ordentlich beweget u. s. w., das machet noch nicht das Wesentliche der Gesundheit aus; das sind nur verschiedene Wirkungen und Aeußerungen derselben. Sie selbst besteht in dem richtigen und genauen Verhältnisse aller Theile, aller Gefäße und Säfte unsers ganzen Körpers gegeneinander, und in der ungeschwächten, frei wirkenden Lebenskraft, die sie alle durchdringt und erhält und in Bewegung setzet.

Tugend besteht auch nicht in einzelnen guten Gesinnungen. Daß wir ein Vergnügen am Wohlthun finden; daß wir gern über ernsthafte Dinge, über Religionslehren z. B., nachdenken; daß wir den Frieden und die Eintracht lieben und sie gern befördern, daß wir von unsern Nebenmenschen lieber das Gute als das Böse glauben u. s. w., das alles sind gute Gesinnungen, an welchen es dem Tugendhaften nicht fehlen darf; aber keine von diesen Gesinnungen allein, auch nicht mehrere zusammengenommen, machen uns wirklich tugendhaft, oder machen das Unterscheidende, das Wesentliche der wahren Tugend aus.

Nein, M. A. Z., Tugend ist ein Ganzes, ein unzertrennliches Ganzes. Sie ist nicht sowohl Handlung als Grund der Handlung, nicht sowohl Gesinnung als Grund der Gesinnung; sie treibt uns zu jenen guten Handlungen an, und flößet uns diese guten Gesinnungen ein. Von ihr belebt und regiert, wollen und thun wir das Gute, und alles Gute; wollen es stark und entscheidend; und thun es gern und standhaft. Sie ist nämlich die Beschaffenheit unsers Geistes, die Richtung und Bestimmung seiner Kräfte, die uns stets so denken, so gesinnet seyn, so handeln läßt, wie es der Wahrheit, der Ordnung, dem Willen Gottes gemäß ist. Sie besteht in einer allgemeinen, herrschenden, wirksamen Neigung zu allem dem, was wahr und recht und gut, was unsrer Natur und unsern Verhältnissen, und der Natur und den Verhältnissen der übrigen Dinge angemessen ist, in der beständigen Bereitwilligkeit das zu thun, oder nicht zu thun, zu leiden oder zu dulden, zu seyn und zu haben, oder nicht zu seyn und zu haben, was Gott will, das wir thun, oder nicht thun, leiden oder dulden, seyn und haben, oder nicht seyn und nicht haben sollen. Sie besteht in der Wahrheit unsrer Gedanken, Empfindungen, Neigungen, Worte und Werke, in der Uebereinstimmung aller Theile unsers innern und äußern Verhaltens unter sich und mit dem göttlichen Gesetze. Sie ist also eben das, was wir sonst Liebe und Ausübung des Guten, willigen und eingeschränkten Gehorsam gegen Gott und seine Gebote, was wir Rechtschaffenheit nennen. Sie ist die Gesundheit und das wahre Leben unsrer Seele, der Zustand, in welchem unser Geist das ist und wirket, was er nach seiner Bestimmung seyn und wirken soll: die Kraft, die uns stets zu allem, was schön und gut und gemeinnützig und edel ist, was Gott gefällt, und menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit befördert, antreibt, — uns mit Wohlgefallen gegen alle Menschen durchdringt, uns mehr für andere, als für uns leben und wirken, und alles, was wir sind und haben, auf die beste Art anwenden heißt.

Eine solche Tugend nun, sagen wir, hat mehr Werth als alle andere Güter, deren Werth wir bisher in verschiedenen Vorträgen erwogen und bestimmet haben; mehr Werth als Reichthum, als Ehre, als sinnliches Vergnügen, mehr als alle Vorzüge und Vergnügungen des Geistes, in so weit sie mit der Tugend streiten, oder als von ihr unabhängig betrachtet werden. Folgende Anmerkungen sollen dies ins Licht setzen und beweisen.

Erstlich ist die Tugend schlechterdings und ohne alle Einschränkung gut, schlechterdings und ohne alle Einschränkung und Ausnahme nützlich und begehrenswürdig. Das können wir von keinem andern, an und vor sich selbst und unter gewissen Bedingungen noch so schätzbaren, Gute sagen. Der Reichthum kann uns zum Fallstricke, die Ehre zur Last, sinnliches Vergnügen zur Quelle des Kummers und des Schmerzens werden; alle können uns zur Sünde und zum Laster verleiten, und dadurch ins Elend stürzen. Selbst Vorzüge des Geistes, Erkenntniß und Wissenschaft, Wiz und Scharfsinn, und das damit verbundene höhere Vergnügen, können auf tausenderley Art gemißbraucht, uns selbst und andern auf tausenderley Art schädlich und verderblich werden. Weder äußerer Wohlstand, noch innere Geisteskraft kann den Unweisen und den Lasterhaften vor Thorheit und vor Elend schützen. Die Tugend allein kann nie gemißbraucht, nie strafbar werden: denn, man kann nie zu tugendhaft seyn; nie zu wahr, zu richtig, zu gut denken und handeln; nie das Vergnügen der Tugend zu oft, zu anhaltend genießen; nie über dem Genusse desselben Pflichten versäumen. Keine Tugend streitet mit der andern: keine verhindert uns an der Ausübung der andern; keine schwächet unsre Neigung oder unsre Kräfte dazu. Eigentlich giebt es, wie ich schon angemerkt habe, nur Eine Tugend, und das ist die herrschende, unveränderliche Bereitwilligkeit und Fertigkeit, das zu thun, was recht und gut und in jedem Falle das Beste ist, was mit der Natur, mit dem Willen Gottes, mit unsern Verhältnissen gegen ihn und die übrigen Dinge übereinstimmet; und wo diese Bereitwilligkeit und Fertigkeit ist, da kann kein Streit, kein Widerspruch mit sich selbst Statt finden, keine Pflicht mit Hintansetzung und zum Nachtheil der andern beobachtet, keine Art des moralischen Guten auf Unkosten einer andern Art desselben gesucht und ausgeübt werden.

Der Werth der Tugend ist zweytens weit unveränderlicher als der Werth aller andern Güter und Vorzüge. Der Werth des Reichthums wird durch unsre Bedürfnisse und durch die Bedürfnisse der Gesellschaft, in welcher wir leben, bestimmt. Es lassen sich Umstände denken, wo er uns schlechterdings unnütze seyn und zur Last fallen würde. Der Werth der Ehre verändert sich so, wie die Meynungen, die Gebräuche, die politischen Einrichtungen der Menschen sich verändern; er steigt und fällt, und die Sache selbst wird mehr oder weniger begehrenswürdig, je nach dem diese äußern Zeichen der allgemeinen Achtung sparsam oder häufig, mit kluger Wahl oder blindlings ausgetheilt werden; und außer dem gesellschaftlichen Leben, in der Stille der Einsamkeit, hören diese Vorzüge fast gänzlich auf, Vorzüge zu seyn. Der Werth des sinnlichen Vergnügens bleibt eben so wenig immer derselbe. Wie viel hängt nicht dabey von Zufällen, von hergebrachten und angenommenen Urtheilen, und stillschweigenden Verabredungen; wie viel von der Beschaffenheit unsers Körpers, der Reizbarkeit unsrer Nerven, dem Zustande unsrer Gesundheit, dem Alter und andern Umständen ab! Wie mannichfaltig und wie verschieden sind nicht die Gestalten, in welchen es zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erscheint und gefällt! Wie oft wird es uns unschmackhaft, wie oft ekelhaft, wie oft höret es gänzlich auf, oder verwandelt sich in Schmerz! Selbst Vorzüge des Geistes, Erkenntniß, Wissenschaft, Kunst, sind mancherley Abwechslungen unterworfen. Ihr Werth verändert sich oft, so wie sich der herrschende Geschmack verändert, so wie diese oder jene Art von Kenntnissen, von Geisteskräften mehr oder weniger hochgeschätzt, bewundert, vorgezogen wird.

Der Werth der Tugend allein ist immer derselbe, ist unveränderlich. Er ist zu allen Zeiten, unter allen Völkern, in allen Umständen, bey allen Abwechslungen und Umkehrungen der äußern Dinge immer derselbe. Freylich nicht das, was wir einzelne Tugenden nennen: die können zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Oertern verschieden beurtheilet werden; können bald mehr, bald weniger gelten. Aber die Denkens- und Handelnsart, die Gemüthsbeschaffenheit, der Character, der Zustand des vernünftigen Geistes, die wir Tugend nennen, und die allein diesen Namen verdienen, die sind und bleiben immer dieselben, die behalten allezeit und allenthalben ihren Werth. Wahrheit, Ordnung, Güte, Rechtschaffenheit können nie aufhören Wahrheit, Ordnung, Güte, Rechtschaffenheit zu seyn; wir mögen hier oder dort leben, mit diesen oder mit andern Menschen verbunden, in der Einsamkeit oder in Gesellschaft, im Glücke oder im Unglücke, gesund oder krank seyn. Selbst nach unserm irrdischen Leben sind und bleiben sie eben das, was sie in demselben waren. Reichthum, Ehre, sinnliche Lust, verlieren wir im Tode gänzlich. Selbst nicht alle geistige Vergnügungen können wir dem Untergange entreißen. Wer weiß, wie viel, oder wie wenig von unsrer Erkenntniß, unsrer Wissenschaft und Kunst, also auch von dem damit verbundenen und daraus entstehenden Vergnügen, wir in die andere Welt hinüber nehmen können? Alles, was wir itzt dazu rechnen, werden wir gewiß nicht behalten.

Aber nichts, M. Th. Fr., nichts kann unsre Tugend verletzen; nichts ihren Werth vermindern. Die Ordnung, die einmal in unsrer Seele herrschet, die guten Fertigkeiten, die sie sich einmal erworben hat, ihre Liebe zu allem, was wahr und gut ist, ihre Liebe zu Gott und zu allen Menschen, die bleiben ihr nach dem Tode des Leibes so gewiß, als sie dieselben bis in den Tod behält; die werden auch in ihrem künftigen Zustand eben den Werth haben, den sie hier hatten, — werden sie dort eben so vollkommen, eben so selig, und noch weit vollkommener und seliger machen, als sie hier dadurch geworden ist.